Since trifles make the sum of human things,
And half our misery from our foibles springs;
Since life's best joys consist in peace and ease,
And few can save or serve, but all may please;
Oh! let the ungentle spirit learn from hence,
A small unkindness is a great offence.
Large bounties to bestow we wish in vain;
But all may shun the guilt of giving pain.

Sensibility. By Mrs. H. More.

LIBRARY
Brigham Young University

DANIEL C. JACKLING LIBRARY
IN THE
FIELD OF RELIGION

3827

2-

Digitized by the Internet Archive
in 2014

https://archive.org/details/stundenderandach00zsch

Stunden der Andacht

833.71
St95a
1824
v.1

zur Beförderung

wahren Christenthums

und

häuslicher Gottesverehrung.

Wohlfeilste Ausgabe in Bibeldruckformat.

Erster Band.

Ersten bis vierten Theil enthaltend.

Neunte verbesserte Original-Auflage.

Ladenpreis 3 Thlr. 16 Gr. oder 5 fl. 30 kr. für zwei Bände, acht Theile enthaltend.

Mit Königl. Würtembergischen, Großherzogl. Badischen, Großherzogl. Hessischen Privilegien, so wie der hohen eidsgenössischen Stände Zürich, Bern, Luzern, Solothurn, Basel, Schafhausen, St. Gallen, Graubünden, Aargau und Thurgau ergangenen Verboten gegen den Nachdruck und den Verkauf des Nachdrucks.

Aarau 1824.

Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

THE LIBRARY
OF YOUNG UNIVERSITY
PROVO, UTAH

Vorrede zu den ersten Ausgaben.

Ich war in den Palästen der Großen, in den Feldlagern der Kriegsheere, in den Werkstätten friedlicher Bürger, in den Hütten der Armuth. Ueberall fand ich Gemüther, bereit und geneigt zu heiligen Unterhaltungen; überall Sehnsucht zur Verbesserung des Herzens, Hinstreben einer bekümmerten Seele zur Versöhnung mit sich selbst, zur Vereinigung mit Gott; überall das ewig laute Bedürfniß, nicht dieser Welt allein sondern auch den Tagen einer künftigen Welt zu leben, welche unfehlbar uns erwartet nach den großen Verwandlungen, die wir in der Todesstunde erleiden.

Aber jene Sehnsucht der Menschen war leider nur Sehnsucht und Bedürfniß des Augenblicks. Es kam ein zweiter Augenblick, und die heiligen Entschlüsse waren im Gedränge anderer Umstände und Zerstreuungen verloren und vernichtet. Ein anderes Herz schien oft der Mensch in seiner Brust zu tragen, wenn er im Tempel sich vor dem Allerheiligsten beugte; ein anderes, wenn er aus den Pforten der Kirche in das Geräusch des alltäglichen Lebens hinaustrat.

Ich fand überall zwar Religion, aber selten Religiosität; Gottesfurcht aber selten Gottesliebe; heiligen Vorsatz, selten heilige That; Christ öffentliche Bekenner, selten Christi Jünger und Nachfolger.

Nicht vergebens erheben sich tausend Stimmen klagend über den Verfall des Christenthums in unsern Tagen. — Sie klagen mit Recht. — Ich sehe von der einen Seite nur Leichtsinn, Gespött, Eigendünkel und seltsames Bemühen, die warnende Stimme des innern Richters durch schlaue Entschuldigungen zu entkräften, oder in Lustbarkeiten und Tändeleien zu verscherzen; — von der andern Seite Jünglinge und Männer und Greise von bangen Zweifeln über Gott und Ewigkeit, über das einstige Los ihrer Seelen, über ihre Bestimmung auf Erden und jenseits des Grabes gequält. Und schauderhafte Verkettung öffentlichen und bürgerlichen Elendes, geheimer Ruin manchen Familienglücks, ist die Folge dieser Umstände.

Viel mögen zum Verfalle des wahren Christenthums und zur Zerstörung sittlicher Ordnung die Kriege letzter Zeiten gewirkt haben; — viel manche Schriften mit oberflächlicher Weisheit hingeschrieben, und mit oberflächlichem Verstande gelesen. Aber noch hundert andere Quellen liegen verborgen, aus denen unser Elend strömte. Ich werde sie nicht nennen; ich will Niemanden kränken. Mein Zweck ist ein anderer und schönerer, und mit Freudigkeit will ich im Arme des Todes einst mein Auge schliessen, wenn ich auch nur einen geringen Theil meines Ziels erreicht haben werde. Und dieses Ziel ist: Beförderung des wahren Christenthums durch Wiederbelebung häuslicher Andacht und Frömmigkeit.

Denn nichts stimmt unser Herz so sehr zu bleibenden frommen Gesinnungen, zu schönen und christlichen Thaten, als Unterhaltungen mit Gott in einer Stunde der Einsamkeit, wo die Seele, losgehoben von allen Sorgen, allen Zerstreuungen des Lebens, ihrem ewigen Vater zukehrt und ihm allein angehört; nichts vermehrt so sehr häusliche Glückseligkeit, als wenn der Vater oder die Mutter im Kreise der lieben Ihrigen sich mit den erhabensten Gegenständen, mit dem Heiligthume jeder Seele, mit Gott und seinen Schöpfungen, mit den Wahrheiten der Religion Jesu Christi, mit der Ewigkeit und den Erwartungen des für die Ewigkeit erschaffenen Geistes unterhalten. Ein stiller Friede verbreitet sich nach solchen Unterredungen über die Gemüther der Familie, — eine Thräne der Rührung versiegelt oft den Bund der hier vereinten Herzen: göttlich auf Erden zu handeln, um ewig Gottes würdig zu sein. Wer diese Seligkeit schon empfunden hat, fühlt die Wahrheit meines Wortes; — und wer sie nie empfand, warum strebt er, der nach allerlei Glücke dürstet, nicht nach dem Einen, das ihm kein Uebel des Lebens rauben, sondern nur erhöhen kann?

Zur Beförderung solcher Stunden stiller Andacht und häuslichen Glückes will ich durch diese Blätter versuchen beizutragen.

Sie sollen euch geweiht sein, Jünglinge und Mädchen, die ihr, mit frohen und bangen Ahnungen in die Welt hinaustretend, euerm bessern Selbst noch nicht treulos geworden seid. Mögen sie euch stille Würde bewahren in den Freuden des Glücks, religiösen Muth in Stunden des Kummers.

Sie sind euch geweiht, Gatten, die ihr vereint des Lebens Bahn hinabgeht, eure Seelen gemeinschaftlich zu Gott erhebet, und eure Kinder in christlicher Einfalt auferzieht, eine Gabe Gottes, sie Gott wieder zuzuführen.

Sie sind dir geweiht, Greis, der am Abend seines irdischen Lebens den Blick zum Morgenroth eines ewigen Lebens emporhebt über die verschwindende Erdenwelt.

Vorrede vom Zweck und Gebrauch dieses Andachtbuches.

Als Gott in den Tagen furchtbarer Schikkungen und Trübsale, unter vieljährigen Kriegsstürmen, zu den Völkern der Erde sprach, und seine Stimme mächtiger, denn einst in den Donnern und Blitzen auf Sinai, scholl: „Ihr sollt mir ein priesterliches Königreich und ein heiliges Volk sein!“ (2 Mos. 19, 6), da fühlte sich der Verfasser dieses Werks ergriffen, und er schrieb dasselbe zur Erweckung der Andacht, zur Erhebung der Gebeugten, zur Belehrung der Irrenden. Es erschien damals als Wochenblatt in einer Zeitfolge von acht Jahren*). Nachdem er seine Arbeit geendet hatte, wurden auch von dem Wochenblatt neue Auflagen veranstaltet, ungeachtet ein Werk in solcher Form viel Unbequemes für die Leser haben, und mancherlei enthalten mußte, was unter veränderten Zeitumständen nicht mehr verständlich oder passend war.

Dies hat ihn bewogen, dem Werke eine zweckmäßigere Gestalt und Eintheilung zu geben, sowohl um vielen Haushaltungen und Einzelnen die Anschaffung zu erleichtern, als auch um das Ganze an sich für einzelne Stände brauchbarer zu machen. Daher sammelte er aus den acht Jahrgängen diejenigen darin zerstreuten Betrachtungen, welche für christliche Haushaltungen im Allgemeinen erbaulich sein konnten; und wieder besonders, was für den Jüngling und die Jungfrau in ihren eigenthümlichen Lebensverhältnissen, — oder für den frommen Betrachter der Natur, — oder für den Leidenden, welcher seinen Blick auf die Ewigkeit richtet, — oder für Den lehrreich sein konnte, welcher sein Gemüth in der Betrachtung von den Schicksalen der Religion Jesu Christi erheben und heiligen wollte. — Er ließ Wiederholungen hinweg, welche in der Art, wie das Werk zuerst erschien, unvermeidlich eintreten mußten; ließ Anspielungen auf die Tage und Umstände hinweg, in denen ehemals die Blätter wöchentlich ausgegeben wurden, und fügte Manches hinzu, wo sich Lücken darzustellen schienen.

So ward denn auch das gegenwärtige Andachtsbuch für eine christliche Haushaltung gebildet. Es ist recht absichtlich geschehen, daß darin die Betrachtungen in mannigfaltiger Abwechselung untereinander stehen, und nicht in strenger Ordnung und Folge eines Lehrbuches der Christenpflichten. Eben dieser Wechsel ist für das Gemüth des Lesers erfrischend; und eben das oft Unerwartete wirkt mächtiger, zumal wenn der Inhalt desselben mit seinem Seelenzustande mehr oder weniger zusammenklingt.

Freilich kann es geschehen, daß in dem jenigen, was du, mein christlicher Leser, zu deiner Erbauung, Belehrung oder Beruhigung zu lesen empfängst, nicht immer ganz dasjenige enthalten ist, was für deine augenblickliche Gemüthsstimmung paßt. Aber selbst dies kann nur Gewinn für dich sein, niemals Verlust. Es ist immer vortheilhaft, wenn unsere Seele plötzlich zur Aufmerksamkeit auf Dinge hingeleitet wird, an die sie eben im gegenwärtigen Zustande am wenigsten dachte. Vielleicht ist es ein Gegenstand, der längst vergessen und versäumt war; desto nützlicher wird uns die Erinnerung daran. Vielleicht, wo unser Gemüth durch irgend ein Unglück am tiefsten betrübt ist, wird es zur Betrachtung der Größe und Majestät Gottes aufgefordert; es wird eben darin den vollsten Trost finden.

*) Nämlich in den Jahren 1809 bis 1816.

Vielleicht, wo wir bei angenehmen Vorfällen uns der unbefangensten Freude überlassen hatten, wird unsere Andacht zur Hinfälligkeit des Irdischen aufgerufen. Wo könnten wir besser lernen, mit Mäßigkeit Freude zu genießen?

Nicht das Wort, was diese Betrachtungen dir sagen, mein Christ, sondern die Art und Weise, wie du es in den verschiedensten Lagen deines Lebens lieset, und was du dabei denkst und empfindest, — das kann deine Weisheit, dein Lebensglück befördern.

In einer christlichen Haushaltung soll Christus Jesus der erste Hausfreund sein. Sein Wort, sein Rath soll unsern Geist in den Geschäften des alltäglichen Lebens leiten. Wie lieblich ist es in dem Hause wohnen, wo der Gedanke an Gott und das Göttliche die Tagewerke eröffnet und beschließt! Wie schön ist der Anblick der Familie, in welcher der ehrwürdige Hausvater, die fromme Hausmutter, umringt von Kindern, Hausgenossen und treuen Dienstboten, Gottes Wort lehret und ausspricht! Wie viel Gutes, Segenbringendes wird da erweckt, wie viel Sündliches, Unheilvolles wird da im Stillen, und ohne daß es ein Anderer ahnet, unterdrückt!

Nicht wird damit gesagt, daß man sich täglich zu einer feierlichen Stunde der Andacht im Hause versammele. Das Schönste wird durch Alltäglichkeit ermüdend und gemein, das Rührendste verliert durch Gewohnheit die Gewalt. Aber immer wird sich doch im Laufe der Woche wenigstens eine Stunde finden, wo ihr in der Einsamkeit euch selber angehören dürfet. Dies sei die Stunde eurer geheimen Andacht. Da vereiniget euch zu ernsten Selbstbetrachtungen; — da ergreifet diese eurer Erhebung geweihten Betrachtungen, oder jedes andere, zur Religiosität begeisternde Buch, und bereitet euch durch dasselbe zum Gespräch mit Gott, zur Selbstprüfung eurer reinen oder unreinen Neigungen, zur Auswahl künftiger Grundsätze, nach denen ihr handeln wollet.

Es ist wohl möglich, daß man nicht zu allen Zeiten aufgelegt ist, sich mit den ernsthaften Gegenständen der Religion zu beschäftigen. Du hast angenehme und unangenehme Ereignisse in der Familie, die dich zerstreuen; du denkst an verschiedene Unternehmungen und Entwürfe, die sich jetzt deiner ganzen Seele bemächtigt haben; du hast gewisse Arbeiten vor, welche dir alle Zeit rauben, dich zu sehr ermüden, oder deine ganze Aufmerksamkeit verschlingen.

Doch, Lieber, täusche dich nicht selbst! — Wahr ist's, die Neigung mag dir fehlen, dich mit religiösen Gegenständen zu beschäftigen. Aber sollen deine Neigungen dich beherrschen, oder sollst du Meister derselben sein? — Du hast vielleicht keine Neigung, einen König oder Fürsten, oder jeden andern deiner achtungswürdigen Obern zu sprechen. Aber wenn er vor dir steht, wirst du darum nicht mit ganzem Gemüth und mit aller Ehrfurcht vor ihm erscheinen? — Gott, der Allmachtvolle, steht vor dir jeden Augenblick deines Daseins; die Ewigkeit umfaßt dich in jedem Augenblicke deines Denkens und Wollens. Kannst du vor ihm nicht, was du jederzeit vor jeglichem deiner Vorgesetzten kannst? — Nein, diese erhabenern Beschäftigungen soll man nie aufschieben, wenn man nicht endlich Wohlgefallen an dem Allerniedrigsten finden will. Der Gedanke an Gott, und daran, daß du seiner würdig sein sollst, muß dir zur Gewohnheit, zum unentbehrlichsten Bedürfnisse werden; ausserdem wirst du nie die Palme der innern Vollendung gewinnen. Religion und Tugend müssen deiner Seele so unentbehrliche Bedürfnisse sein, als Speise und Trank es für deinen Leib sind. Ausserdem ist dein Christenthum Scheinheiligkeit; dein Gebet, in welchem du dich Gott zu weihen glaubst, äusseres Zeremoniel.

Darum überlasse die Wahl der Stunden, in welchen du dich allein oder mit deinen Lebensgenossen göttlichen Betrachtungen weihen willst, keineswegs ganz dem Zufalle, der Gelegenheit oder deiner besondern Neigung. Diese Stunden möchten sonst seltener schlagen, als deinem Herzen wohlthätig wäre. Du gehst ja auch zu einer bestimmten Stunde an deine häuslichen und Berufsgeschäfte, ohne dich zu befragen, ob du große Lust zur Arbeit habest. Kannst du dies nun für dein Brod, für deinen irdischen Erwerb thun: warum willst du dem Edlern in dir, deinem unsterblichen Geiste, weniger dienen? Verschiebe die Stunde heiliger Betrachtungen nicht auf eine Zeit hinaus, wo du nichts Besseres zu thun weißt. Ach, der Gedanke an Gott, Ewigkeit und Bestimmung der Seele ist nicht geschaffen, nur die Langeweile zu verkürzen, oder uns in einem müßigen Augenblicke zu unterhalten.

Wähle die Zeit, da du, von übrigen Geschäften los, dir selbst überlassen sein kannst

— dir selbst in tiefe Einsamkeit, oder umgeben von deinen Hausgenossen, deinen Kindern, die zu dergleichen Absicht versammelt sind. Stelle, wenn es sein kann, sogar die Stunde fest unter deinen andern Beschäftigungen; denn schon die Gewohnheit hat eine große Macht über das Gemüth und erleichtert uns Vieles. Am vortrefflichsten ist dazu der Sonntag geeignet, dieser allgemeine feierliche Ruhetag der christlichen Welt. Er gehört der Stille, der Andacht, der Ueberlegung. Man sieht an ihm auf das Tagewerk der vergangenen Woche gern mit prüfenden Augen zurück, und nimmt für die bevorstehende Woche neue Beschlüsse und Vorsätze. Da ist's, wo die Seele am unwillkührlichsten zum Lenker des Schicksals, zum großen Anordner unsers Wohls emporblickt. Vernachlässige den schönen Zweck dieses Tages nicht; unterlaß es nicht, eine Stunde der Andacht deinem Gemüthe zu gönnen. Denn vielleicht wird dir durch eben diese Stunde eine Wahrheit vor die Seele gehalten, die auf dein Glück in der Woche unvermuthet den wichtigsten Einfluß haben dürfte.

Was du aber liesest oder lesen hörst: gewöhne dich nie, dabei an Andere zu denken, sondern wende Alles auf dich selbst an. Stelle Vergleichungen an zwischen dem, was da gesagt worden ist, mit dem Zustande, worin du dich befindest, oder mit deiner Denkart, mit deiner Handlungsweise. Dann wirst du bald wahrnehmen, wie weit es mit dir gekommen sei, und wieviel dir noch fehlt, um ein ächter Jünger Jesu, ein würdiges Kind Gottes zu sein, um glückselig zu leben, und gelassen einst zu sterben.

Diejenigen Stellen aber, welche dich ganz vorzüglich trafen, welche gleichsam ganz besonders für dich da zu stehen schienen — diese bezeichne vor allen andern. Es sind die auserwählten Worte an dein Herz. Mache ihren Inhalt zum bleibenden Schatze deines Gemüthes; zur Richtschnur für die ganze künftige Woche, und wo möglich für's Leben.

Aber freilich, das Gedächtniß ist oft treulos. Man erinnert sich nicht jedesmal des Guten wieder, wenn es nöthig wäre. Geschäfte und Verdrießlichkeiten, Sorgen oder Lustbarkeiten im Laufe der Woche verdrängen den schönen Gedanken des Sonntags, den heiligen Entschluß, welcher im Schooße der Einsamkeit und Ueberlegung gewonnen worden ist. Darum komme dir selbst zu Hilfe. Nimm jene auserwählten Stellen, die dich vorzüglich trafen oder rührten, jeden Tag einmal zur Hand; lies sie noch einmal in der Morgenstunde, wenn du dein Lager verlässest, und ehe du zur Arbeit des Tages gehest. Solch ein in dir erneuerter Gedanke wird gleichsam zum guten, freundlichen Schutzengel deiner Seele werden, und sie bei Anlässen, wo sie sonst ihrer selbst vergäße, an ihren eigenen Werth erinnern; wird dich bewahren vor Uebereilungen und nachtheiligen Schritten; wird dir eine Erhabenheit und Kraft geben, welche endlich zur Gewohnheit der Tugend und zum bleibenden Seelenadel führen.

Denn woher kommt es, daß wir so viel Vortreffliches anhören oder lesen — daß wir oft in frommen Augenblicken so göttliche Vorsätze fassen können, und dann nach einigen Tagen und Wochen wieder so schlecht und schwach einherwandeln, als wäre alles Vergangene niemals geschehen? Man sagt dann wohl, es fehlt uns an Kraft; oder, der Mensch bleibt immerdar sündig; oder, die Gnade ist noch nicht wirksam in uns; — und tröstet sich also über seine eigene Unwürdigkeit, die man dann wieder vor Gott bereuet; tröstet sich über Vergehungen, die man oft schwer zu büßen hat; oder verzweifelt wohl gar an der Möglichkeit, überhaupt so gut zu werden, als man zu sein wünschen möchte. — Nein, unsere meiste Fahrlässigkeit und die Unfruchtbarkeit guter Vorsätze entspringt oft aus der Schwäche unsers Gedächtnisses, und daß wir uns nach einer gewissen Zeit das Gute, das wir lasen, hörten oder uns vornahmen, nicht mehr lebhaft genug vergegenwärtigen können. Daher dient die Auszeichnung vorzüglich wichtiger Stellen, und ihr öfteres Wiederzurhandnehmen und Wiederlesen zur Erhaltung in edeln Entschlüssen und zu einem großen, heiligen Leben.

Soll euer Wohnzimmer zum Gottestempel sich verwandeln; soll eure Hausgenossenschaft eine Versammlung aufrichtiger Gottesverehrer sein; soll häuslicher Friede, häusliche Liebe bei euch einkehren, und Christi Wort erfüllt werden: Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da werde ich mitten unter ihnen sein: — so leget, was ihr gelesen habet, nicht zuletzt mit einem todten Lobspruche bei Seite, oder mit einem Ausrufe: Diese Betrachtung war schön und gut! wenn die Macht des göttlichen Wortes an euer Herz schlug. Nein, denket über die

Empfindungen nach, die es in euch erweckt hat; machet diese Empfindungen deutlicher. Oder wenn eure unerwachsenen Kinder zugegen sind, fraget sie über das, was sie beim Vorlesen angehört haben; erkläret ihnen einfach, ohne Schmuck der Rede, was ihnen allenfalls unverständlich gewesen ist. Lasset sie einen gelegentlich eingestreuten, für ihre Seele passenden Vers auswendig lernen; nicht aber, um ihnen daraus ein Gebot zu machen, welches ihnen durch öftere Wiederholung endlich alltäglich und gleichgültig werden muß, sondern weil es jederzeit für junge Leute vortheilhaft ist, wenn sie eine gute Lehre ihrem Gedächtnisse einprägen. Oft, wenn im Augenblick der nahen Verführung ihr Herz schlummert, wacht ihr Gedächtniß noch, und weckt ihr Herz wieder und rettet es! — —

So lebet denn wohl, ihr meine Leser, ihr Geliebten! Mit euch sei Gott! Vielleicht gehört es zu den Seligkeiten eines künftigen Seins, daß uns Gottes Huld gewährt, lichtvoll über das Ehemalige hinzublicken und zu erkennen, welches die Folgen und Wirkungen des Guten waren, so wir zu thun liebten. Vielleicht erkenne ich auch dann Diejenigen, bei denen ich nicht vergebens war. Vielleicht erkenne ich dann euch, ihr Mühseligen und Gebeugten, denen in einer schweren Stunde durch meine Worte Erquickung und Trost von Gott kam; vielleicht erkenne ich dann euch, ihr Theuern, die ihr gefahrvollen Augenblikken, da ihr zwischen Sünde und Tugend wanktet, durch die Leitung der ewigen Vorsehung vorbeigeführt wurdet, und in diesen Betrachtungen einen neuen Reiz fandet, die Welt mit ihrer Lust zu vergessen und Gottes heiligen Willen zu halten. Vielleicht erkenne ich dann Diejenigen, für die ich ein Werkzeug des Herrn wurde, sie des Bessern in Zweifeln zu belehren, damit sie auf den rechten Weg des Lebens zurückkehrten, und sie dem ewigen Vater zugeführt würden.

Lebet wohl, ihr meine Brüder, meine Schwestern! In Gott sind und bleiben wir vereint; in Gott finden wir uns wieder.

Und Du, o mein Gott, mein Vater, segne sie mit Deiner Gnade! Sei mit ihnen, so lange sie auf Erden wallen! Erfülle sie mit der Kraft Deines heiligen Geistes! Ziehe sie zu Dir, durch die Offenbarung Deines ewigen Sohnes! Sei ihr Trost, sei ihr Leben!

Und ist das, was ich zur Verbreitung Deines heiligen Reiches zu wirken trachtete, auch mangelhaft und unvollkommen gewesen: ach, wie gern hätte ich wohl Besseres geleistet! Wie heiß war meine Sehnsucht, das auf eine würdige Weise auszusprechen, was mein ganzes Inneres mit heiliger Gluth erfüllte! — Aber Du, vor dem nichts groß und nichts gering ist, der aus dem Nichts Welten hervorruft, und mit dem Kleinsten die erstaunenswürdigsten Werke bewirkt; Du, in dem Schwachen Mächtiger, kannst und wirst auch in dem, was ich nach Kräften leistete, für manche Seele mächtig sein. Mein war dabei wohl der Wille, denn Du gabst mir Freiheit des Wollens, aber die That ist Dein! Ich habe nichts gethan. Der gewisseste Segen meiner Bemühungen war für mich selber meine eigene Besserung, meine eigene erhöhtere Liebe zu Dir, meine eigene Stärkung im Kampf gegen die Sünde!

Und die Geliebten, nahe und fern, für die Du mich erkohren hast, ihnen ein Verkünder Deines beseligenden Willens zu sein — o, noch einmal: segne sie! Vater, ihr und mein Vater, segne sie! Heilige sie in Deiner Wahrheit; Dein Wort ist die Wahrheit. Amen.

I.

Erste Neujahrsbetrachtung.

Philipp. 4. 4 — 7.

Wenn Andre sanken, stand ich doch;
Des Todes Hand schlug meine Brüder,
Ich aber bin, ich lebe noch,
Und freue mich des Daseins wieder.
Wer bin ich? wozu aufgespart? —
Der Du, o Gott, mein Schicksal lenkest,
Und mich so wundervoll bewahrt:
Wer bin ich, daß Du mein gedenkest?

Nichts bin ich; — Alles, Alles Du! —
Werthlos bewohnt' ich Deine Erde.
Ach, decke, was ich lebte, zu:
Regiere, was ich leben werde.
Dies neue Jahr — Dir will ich's weih'n,
Nie handeln, ohn' auf Dich zu blicken;
Will nur des Guten Samen streu'n,
Das Edle nur soll mich entzücken.

Sei, was du willst, o fremdes Jahr:
Gott wacht um mich und meine Lieben.
Rauscht in der Zukunft mir Gefahr?
Wird Kummer meine Stunden trüben? —

Wie, oder strahlt mein bess'rer Stern?
Wird mich des Glückes Zufall heben?
Gleichviel! Ihr Sorgen, bleibet fern;
Was gut ist, wird mein Gott mir geben.

Etwas ungewöhnlich Feierliches liegt für uns in dem Beginn jedes neuen Jahres. Es ist gleichsam der Festtag, den wir unsern stillen Hoffnungen, unsern geheimsten Wünschen weihen. Hier verkündet der Glocken feierlicher Frühklang den Anfang des Zeitraums; dort begrüßen Posaunen und Trompeten und heilige Gesänge den ersten Morgen des Jahres. Frohlockend jauchzt die muntere Schaar der Jugend ihm entgegen. Freunde und Bekannte wünschen sich liebreich Glück. Fromme Kinder beten lauter für das Heil ihrer Aeltern, Leidende für das Leben ihrer Wohlthäter, Völker in den Tempeln für ihre Regenten.

Allen ist die Grenzscheide zweier Jahre wichtig: dem Könige auf dem Throne, wie dem Bettler unter dem Strohdache; dem fleißigen Hausvater in der Mitte seiner Arbeiter, wie der Mutter neben ihren Kindern; dem Greise auf seinem Ruhesitze, wie dem Jüngling, der erwartungsvoll in die stürmische Welt hinauseilen will.

Wie ein großer Traum stehet hinter uns das vergangene Leben; wie undurchforschlicher Nebel über ein nie gesehenes Land ruht der Rest unserer Tage vor uns. Den Schwermüthigen quälen bangere Sorgen, den Frohmüthigen umschwärmen schönere Hoffnungen. Jeder richtet den Blick auf das Loos, welches ihm die nächsten Tage und Monate bringen sollen; Jeder möchte von seinen Schicksalen etwas errathen, die noch in der finstern Zukunft verborgen, wie die Saaten jetzt im winterlichen, verschlossenen Schoos der Erde keimen.

Mit ungewissen Erwartungen und Besorgnissen nimmt Jeder seine Geschäfte wieder vor, und macht seine Entwürfe und Plane. Auch der Christ erneuert seinen Lauf; auch ihn umspielen Furcht und Hoffnungen. Aber mit welchen Gesinnungen tritt er beim Anfang des neuen Jahres der finstern Zukunft und seinen unbekannten Schicksalen entgegen?

Er sucht einen Augenblick der Einsamkeit, in welchem seine Seele sich selbst angehört. Er erhebt seinen Geist zu dem allmächtigen Vater und zu seiner unendlichen Liebe. Sein Mund stammelt den Dank seines Herzens. Er spricht: Ich bin nicht werth all der Barmherzigkeit, Liebe und Treue, die Du mir erwiesen hast. Denn daß ich bin, und was ich habe, es kommt durch Dich! — Du hast mich durch tausend Gefahren geleitet, die ich alle nicht einmal nur kannte. Du warst gegenwärtig, wenn meine Noth und Verlegenheit am größten war. Du wachtest über mich und die Meinigen, wenn wir fehlten. Und was mir geschah im vergangenen Jahr, ich fühle es, das geschah zu meinem Wohlergehen; und was ich jetzt noch nicht einsehe, daß es also zu meinem wahren Besten kam, ich werde es in der Folge begreifen lernen. Denn diese heilige Ordnung, in der Du die Welt regierst, ist weise, wunderbar, und auf die höhere Seligkeit derer gerichtet, die Du hast erschaffen wollen. — Ja, auch ich gehöre zu dieser heiligen Weltordnung, die ewig und unzerstörbar ist, wie Du; auch ich bin von Dir als Glied in dieselbe gezählt. Und selbst die traurigen Schicksale, wenn ich sie mir auch nicht durch eigene Unvorsichtigkeit zugezogen hatte, Schicksale, die ich nicht verwehren konnte, Schicksale, unter denen mein Herz geblutet hat — selbst sie waren in Deine Weltordnung von Ewigkeit her eingerechnet. Und was Du thust, das ist wohlgethan!

Ach Gott, mein Gott, voll unerschöpflicher Gnade! ach Vater, mein Vater, voll namenloser, unaussprechlicher Güte, verlaß mich nie! Verlaß mich nie, und die lieben Meinigen! Verlaß uns nie, auch wenn wir fehlen sollten. Deine Kinder irren; weinend kehren sie immer wieder zu Deiner Barmherzigkeit zurück.

Ja, Herr, mein Gott, bis hieher hast Du mir geholfen; Du wirst auch ferner helfen. Siehe, vertrauensvoll richte ich meine Blicke nach Dir. Wie ein schwaches Kind sich voller Liebe und inniger Zuversicht an die Hand seines Vaters und seiner Mutter hängt, so hänge ich mich an Dich. Ich will den Lehren Deines heiligen Sohnes, den Lehren meines Erlösers Jesu Christi, folgen, denn es ist Dein Wort, das er uns gebracht hat; und dann mit stiller Ergebung das Verhängniß erwarten, wie Du es mir und den Meinigen im künftigen Jahr bereitet hast.

Dir vertraue ich, darum wage ich auch keine Bitte zu Dir. Du allein weißt es, was mir und den lieben Meinigen heilsam ist, und Du wirst uns geben und begegnen lassen, was uns wohlthätig werden kann.

Freilich, o mein Gott, o du Allwissender! mancher heiße, innige Wunsch bewegt mein Herz, mancher kleine stille Wunsch, welchen ich fast Niemandem entdecken möchte, um nicht verkannt zu werden; mancher Wunsch, den ich laut und mit Thränen ausrufen möchte; ach! wenn dieser mir erfüllt würde! O, Du kennst ihn; ich darf ihn Dir nicht nennen; — ach, es wäre mein höchstes Glück.

Nein, nein! was habe ich gesprochen? Bin ich denn weiser, als die ewige Weisheit? Kann ich voraus wissen, was mein Glück sein werde, der ich nicht einmal kenne, was in den nächsten Tagen geschehen wird? Nein, nein, allweiser, liebender Vater, ich stammle Dir, wie ein unwissendes Kind, meine Wünsche vor; Du aber wirst nur diejenigen endlich in Erfüllung gehen lassen, die mir wahrhaft nützlich sein können. In Deine treuen Vaterhände gebe ich mich hin, und alle die Meinigen, Alle, die meinem Herzen lieb und theuer sind. Wir gehören Dir; nur Du — Du bist unser Gott!

Wohlan denn, mein Herz, entferne die vergeblichen Sorgen und alle eiteln Hoffnungen, und erwarte mit stillem Vertrauen die Gaben der freundlichen Vorsehung, welche über dich und die Deinigen wacht.

Fürchte von der Zukunft nicht zu viel, und hoffe von ihr nicht zu viel! Beides kann dir gleich schädlich werden, und auf die Vorsätze, auf die Plane, die du dir machst, allzugroßen und verderblichen Einfluß haben.

Hoffe nicht zu viel! Das eben führt den Menschen in unangenehme Lagen, daß er sich zutrauensvoll seinen Erwartungen überläßt; daß er gar nicht zweifelt, Dieses oder Jenes, was er wünscht, werde auch wirklich geschehen, weil vielleicht einige Wahrscheinlichkeit dazu vorhanden ist. Er richtet sein ganzes Betragen allzuvoreilig darnach ein; er macht darnach schon alle Entwürfe, und läßt sich, von seinen Hoffnungen geblendet, zu thörichten Unternehmungen verführen. Was das Herz wünscht, das hofft es; es erinnert sich nicht mehr, wie oft es schon in Erwartungen betrogen wurde.

Hoffe nicht zu viel! Denn es wird dich verstimmen und deinen Muth allzusehr niederschlagen, wenn es nicht erfüllt wird. Du bereitest Dir damit selbst nur bittere Augenblicke vor, die du hättest vermeiden können. Verfehlte Hoffnungen lassen immer einen Schmerz zurück, der uns ungerecht gegen Mitbrüder, ungerecht gegen die Vorsehung machen kann. Und wen sollen wir denn anklagen, als uns selbst, die wir uns mit vergeblichen, thörichten Träumereien schmeichelten und eitle Luftschlösser bauten?

Hoffe nicht zu viel! Denn dies macht dich gegen allerlei mögliche Unglücksfälle unvorbereitet, die dich doch auch treffen könnten. Wer seine Seele mit allzuschönen Erwartungen liebkoset, macht sie gleichsam weichlich; er verzärtelt sie, daß sie den Sturm nicht ertragen kann, wenn er unversehens von allen Seiten einbricht. Der Weise, das heißt, der Christ, geht, auf Alles gefaßt, bewaffnet mit Ruhe und Ergebung, in die dunkle Zukunft hinein, wie der Soldat gegen den unbekämpften Feind. Den Blick gen Himmel gerichtet, nimmt er sein Schicksal, das Gute wie das Böse, von der Hand des ewigen Weltregierers dankbar an. Ob der nächste Monat ihm einen Kranz von unerwarteten Freuden windet, oder ob er ihm einen Sarg zeigt, worin ein geliebter Todter schlafen wird: er erwartet Beides mit christlicher Fassung.

Hoffe nur so viel, als du dir Angenehmes durch einen gerechten, tugendhaften Wandel erwerben kannst. Diese Hoffnung wird dir selten fehlschlagen. Die Tugenden, welche du übst, bringen auch schon in dieser Welt ihre Freuden. Die übeln Gewohnheiten, die Fehler, welche du ablegst, werden Diejenigen mit dir versöhnen, welche dich jetzt verachten oder hassen. Die guten Eigenschaften, welche du annimmst; dein freundliches Wesen; deine Begierde, Andern ohne Eigennutz zu dienen; dein Bestreben, von Andern immer das Beste zu reden; dein Eifer in den Geschäften, die dir anvertraut sind; deine Entfernung von allen unanständigen Dingen — werden Jeden für dich mit Liebe einnehmen, der jetzt noch gleichgültig auf dich hinschaut. Denn worin besteht zuletzt doch das dauerhafte Glück des Menschen? Darin, daß man zufrieden mit sich selbst, zufrieden mit seinem Betragen sein kann, und die Hochachtung und Freundschaft aller guten Menschen gewinnt. Bist du noch nicht glücklich: wer hindert dich denn, es zu sein? Warum willst du nicht manchen Fehler ablegen, den du wohl an dir kennst, womit du Andere von dir zurückstößest, und womit du dir selbst die Ruhe des Gemüths, den stillen Frieden

Gottes raubst? Warum hoffest du thörichter Weise von Andern her ein Glück, das du besser und dauerhafter mit eigenen Händen schaffen kannst? Es wird dir vielleicht zu schwer, dich in diesen und jenen Stücken zu ändern; du hast nicht den Muth, damit anzufangen. Nun, so beklage dich nicht länger; du hast nicht den Muth, glücklich zu sein.

Hoffe nur so viel Ansehen oder Wohlstand, als du dir durch eigenen Fleiß und eigene Arbeit verschaffen kannst. Zähle überall nur auf dich selbst und auf Gottes Segen; nicht auf den Beistand anderer Menschen, nicht auf glücklichen Zufall, nicht auf blindes Ungefähr, das dich wie eine unvermuthete Erbschaft, ein Loos in der Lotterie, mit Reichthum überschüttet. Je mehr der Mensch sich auf sich selbst verlassen kann, je weniger er von andern Menschen und ihrer Gnade abhängt, desto größer ist er, desto freier, desto edler und desto fähiger zu allem Guten. Warum hoffest du denn so gern auf ein höheres Ansehn unter den Menschen, oder auf Erwerb großen Reichthums? Ist es nicht darum, weil es deiner Eitelkeit schmeichelt? Wie, du Unwürdiger, deinem heimlichen Stolze zu Gefallen soll Gott Wunder thun, und die Schicksale der Welt danach ordnen? — Wer nicht glücklich und zufrieden werden kann durch das, was er mit eigenem Fleiß und freudiger Arbeit erwerben kann, wahrlich, der ist keiner größern Glücksgüter werth!

Hoffe nur so viel Freuden in der Welt, als du dir durch deine Klugheit im menschlichen Leben vorbereiten wirst. Immer weise ich dich auf dich selbst zurück. Du sollst der Schöpfer deines Glückes sein; darum rüstete dich Gott mit Vernunft und Verstand aus. Vermeide mit Klugheit alle gefährlichen und gewagten Unternehmungen; richte dein Hauswesen mit Klugheit ein, wähle mit Klugheit deine Freunde, benutze mit Klugheit und Eifer jeden Anlaß, dein Gewerbe auf rechtliche Art zu verbessern; betrage dich mit Klugheit gegen Menschen von anderer Denkungsart und von andern Ständen; so wirst du dir unzählig viel traurige Stunden ersparen, und dir in deinem Lebenskreise, worin du jetzt stehest, ein stilles Paradies bauen, das dich mehr entzücken wird, als alle Traumbilder deiner Hoffnungen.

Betrachte die Zeit als ein leeres Feld, worauf weder Glück noch Unglück von selbst wachsen. Du mußt es erst mit eigener Hand bestellen und anbauen. Was du in diesem Felde säest, das wirst du dann auch ärnten. In diesem Feld bete, in diesem Felde arbeite, und der himmlische Segen wird sich zu der Mühe gesellen.

Fällt dir dann ein unverhofftes Glück zu, eine Freude, die du nicht erwarten konntest: wohl, desto anmuthiger wird sie dich überraschen, desto mehr dich beseligen. Ach, wie reich ist Gott, wie unüberschwenglich seine Güte! Auch im künftigen Jahre wird er dir ohne dein Erwarten und Bitten der unerwarteten Freuden viele senden.

Fürchte nicht zu viel! Die Furcht vor den Uebeln der Zukunft ist selbst schon das größte Uebel. Du leidest schon durch die Furcht jetzt mehr, als von dem Unglück, wenn es einmal da ist. Du vergiftest damit deine Gesundheit, und tödtest damit manche kleine Lust, die dir auch jetzt noch gern entgegenblüht. Furcht ist bei verschiedenen Menschen nur zu oft eine üble Gewohnheit. Sie mögen gern beständig klagen, und über alle Dinge sich Besorgnisse erwecken. Sie foltern sich selbst, und zerstören, wie im Wahnsinn, die wirklichen Freuden der Gegenwart.

Fürchte nicht zu viel! Denn es macht dich muthlos, und gerade dadurch wirst du zu einer falschen Handlungsweise verleitet. Rechne dir deine Angst, deine Besorgnisse nicht für Wirkungen deiner Klugheit an; denn die Klugheit hat ein gelassenes Gemüth, sie genießt mit Unbefangenheit den gegenwärtigen frohen Augenblick, tödtet die überhandnehmende Furcht mit der Hoffnung des Bessern, und äussert sich endlich, wenn die drohende Stunde des Leidens kommt, durch besonnenes Thun und Handeln, um die Größe des Uebels zu verringern. — Ruhig schwebt der Schiffer auf den Wellen des Meeres, und erfreut sich des günstigen Windes und des heitern Sonnenscheins. Soll er Stürme befürchten und Schiffbruch ahnen, während es ihm wohlgeht? Aber der Himmel bewölkt sich, und ein wüthender Sturm empört das Weltmeer, zerreißt seine Segel, dröht mit schrecklichem Untergang. Furcht und Muthlosigkeit würden diesen Untergang noch schneller herbeiführen. Aber getrost auf Gott vertrauend, der ihn auch in den Stürmen über das einsame Meer begleitet, sammelt der Seemann die letzten Kräfte, eilt hin, wo Hilfe Noth

ist, und ringt mit Wind und Wellen, und rettet sich mit Klugheit aus der Gefahr.

Fürchte nicht zu viel! Sondern denke, wenn du bisher nicht ganz glücklich warst: es ändert sich Alles. Bist du jetzt in einer trostlosen Lage: fasse Muth, es bleibt gewiß nicht wie es ist. Kennst du aus deinen Erfahrungen noch nicht den ewigen Wechsel der Dinge? Ist es jetzt finster um dich: sei getrost, es wird heller werden nach wenigen Tagen; hienieden hat das Unglück keinen langen Bestand, so wenig als das Glück. Warum sollen wir verzweifeln, wenn eine Sonne untergeht? Lächelt nicht jenseits der Nacht uns wieder ein Tag? — Ueberdenke den ganzen Umfang deiner gegenwärtigen bösen Lage, deiner Widerwärtigkeiten, und sage dir selbst, hast du denn Alles verloren? — Nein! Und hättest du Alles verloren, du hast doch Gott nicht verloren! Warum willst du verzweifeln? (Hebr. 13, 5. 6.)

Fürchte nicht zu viel! Denn Gott geht mit dir durch jede Zukunft. Und wenn dich alle Hoffnungen, alle Lebensfreuden verlassen hätten: du bist noch nicht ganz verarmt, denn die unerschöpfliche Quelle aller Freuden, aller guten Gaben, die Güte Gottes ist noch nicht aus der Welt gewichen. Hat die Hand des Todes dir einen Schatz geraubt, einen Liebling deines Herzens, einen Freund, eine Freundin — warum soll dein Herz vergeblich und immer über dem Grabe des geliebten Todten bluten? Wanderer zur Ewigkeit! du wandelst an Gottes Hand dem Liebling entgegen, den du hier verlorst. Hat dich irgend menschliche Ungerechtigkeit gekränkt, hast du durch Bosheit roher Seelen, hast du durch das Verderben des Krieges Vieles von deinem Vermögen, vielleicht Alles eingebüßt: richte dich muthig empor, ein Vergelter richtet über den Sternen, und auch deine Thränen sind von ihm gezählt.

Fürchte nicht zu viel, und denke, daß die Leiden, welche dich im vorigen Jahre trafen, und dir jetzt den Muth und die Hoffnung für bessere Tage nehmen, — denke, sie waren eine Prüfung deines Christenthums, Prüfung und Weisung, wie du dich bei künftigen Zufällen benehmen sollst. Du bist für eine andere Welt geboren, nicht für diesen vorübergehenden Traum des Erdenlebens. Nur durch reife Tugend, durch geprüfte Weisheit, durch Seelengröße wirst du einst der würdige Genosse einer bessern Welt. Darum sind die Uebel vorhanden, daß wir die Kraft unsers Gemüthes daran üben und stärken sollen. (2 Kor. 4, 17. 18.) Du hast gelitten; wohlan denn, wo ist deine Stärke, deine Uebung? Was hast du in der Schule deines Leidens erlernt? Bist du der bessere Mensch geworden? — Bist du es, so zagst du vor keiner Zukunft, vor keinem Verlust mehr; du rufst mit freudigem Vertrauen gen Himmel: Der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen: gebenedeiet sei sein herrlicher Name!

Fürchte nichts, als was du dir Böses durch dein eigenes Verschulden zuziehen kannst. Nur jeder Mensch ist sich durch seine Fehler, durch seine Unklugheit, durch seine Leidenschaften am meisten furchtbar. Fürchte dich also nicht vor deiner Zukunft, sondern vor dir selbst. Die Zukunft sendet Gott, die meisten Unglücksfälle und mißvergnügten Stunden sendet sich der Mensch. Lebe christlich, und was dir auch begegnen mag, du wirst glücklich leben!

Fürchte nichts, wenn du dich selbst nicht zu befürchten hast. Arbeite dich mit männlichem Christensinne aus deinen gegenwärtigen kummervollen Verhältnissen hervor, die dir vielleicht drückend sind. Ueberlege reiflich deine gesammten Umstände, denke über die besten Mittel nach, die dir helfen können; fasse Muth genug, um sie auch mit ganzem Ernst und mit ganzer Klugheit anzuwenden. Und wohin zuletzt deine Kräfte nicht reichen, und was du nicht thun kannst, das wird Gott thun!

Ja, das wirst Du thun, göttlicher Vater, der Du auch den kleinsten Wurm im Staube versorgst und bedenkst. Vertrauensvoll will ich mich Dir hingeben, und was mir auch in diesem Jahre begegne, nichts soll mich abwendig machen von meinem Vertrauen und von Jesu, Deines Sohnes, heiligem Wort! Welche Zukunft kann mich schrecken, wenn ich Dich darin finde? Welcher Verlust kann mich muthlos machen, wenn ich Dich nicht verliere?

Frömmer, edler, vorsichtiger, als im vergangenen Jahre, will ich in dem künftigen Jahre vor Dir wandeln, und mit dem neuen Jahre ein neues Leben anfangen. Und kostete es mich dann auch noch so viel Mühe, noch so viel Ueberwindung: ich will meine

Fehler, meine lasterhaften Neigungen, die mich heimlich verderben, ablegen.

Und — sollte ich dieses Jahr nicht überleben, wäre es mein Todesjahr, — ach, daß dann auch mit den Thränen meiner Freunde und Freundinnen auf meinem Grabe ein frohes Gewissen mir gutes Zeugniß von Dir gäbe! — Ich will mich darauf vorbereiten. Ist dies mein Todesjahr, so ist es auch mein Geburtsjahr für eine bessere Welt. Lächelnd, und selig in Dir, mein Gott, möchte ich einst sterben, und lächelnd in die Ewigkeit eintreten, wo neue Seligkeiten Deiner wundervollen, unendlichen Schöpfung meiner harren.

II.

Die häusliche Andacht.

Epheſ. 5, 15 — 21.

Erhabner Gott, den tausend Welten preisen,
Und dessen Ruhm der Wurm des Staubes singt;
Um dessen Thron des Himmels Sonnen kreisen,
Vor dem der Seraph betend niedersinkt:
Auch meine Hütte will ich, Herr, Dir weih'n,
Sie soll Dein Heiligthum und Tempel sein.

Und Deine Gegenwart wird sie verklären;
Wer mit mir wohnt, der soll Dein Priester sein.
Aus unsern Herzen flammt, statt von Altären,
Der Andacht Feuer hoch empor und rein.
Dem strahlt schon hier des Himmels Seligkeit,
Der Deinem Dienst sein ganzes Leben weiht.

Es ist ein rührender, herzerhebender Anblick, in dem Kreise einer frommen Familie zu stehen, wenn sie sich mit dem Heiligsten und Erhabensten, was die Welt hat, mit der Gottheit, unterhält. Wen läßt die Thräne unbewegt, welche in dem zum Himmel gewandten Blicke einer Mutter zittert, wenn sie für das Leben, für die Gesundheit, für die Unschuld, für das Wohlergehen ihrer theuern Kinder betet? Wer kann gleichgültig bleiben, wenn ein ehrwürdiger Vater, umgeben von seinen Hausgenossen, das Haupt entblößt, und nun, flehend für das Glück seines Hauses, sich zu dem Könige der Könige, dem allmächtigen Gott, wendet? Wem bebt in seiner Brust nicht die schönste aller Empfindungen, wenn ein unschuldvolles, aufblühendes Kind mit gefaltenen Händen zu dem unsichtbaren, ewigen Vater ein Gebet für seine Aeltern, für seine Geschwister, für seine Gespielen stammelt?

Ehemals — wer wird, wer kann es läugnen? — war in den fürstlichen wie in den bürgerlichen Familien noch mehr häusliche Andacht zu finden, als gegenwärtig. Aber es läßt sich auch nicht läugnen, ehemals war auch mehr männliche Kraft, Rechtlichkeit und Großsinn; es war im Leben weniger Tändelei, weniger Leichtsinn, gehässiger Umtrieb und widerliche Selbstsucht; aber mehr stilles häusliches Glück, froher Muth, Lust zu großen und gemeinnützigen Dingen.

Mit der sogenannten Verfeinerung der Sitten verschwand aus vielen Familien der schöne religiöse Sinn der Aeltern; man wählte wilde Zerstreungen an die Stelle des ächten Lebensgenusses. Man jagte nach Glück in Aussendingen, und hatte es schon in seiner eigenen Brust verloren. Man wollte mit unverständigem Wesen eine gewisse Geistesgröße zeigen, und verachtete, wenigstens öffentlich, seine religiösen Gefühle zu äussern. Man schämte sich nicht, bei unanständigen, ausschweifenden Gesellschaften gewesen zu sein, wohl aber im Tempel Gottes gesehen zu werden; man schämte sich nicht, schlüpfrige, Geist und Sitten verderbende Bücher gelesen zu haben, wohl aber beim Lesen eines Andachtsbuches, eines moralischen Werkes oder der heiligen Schrift ertappt zu werden. So verwilderte allmälig manches Herz, indem es sich zu veredeln wähnte; es trachtete nach dem Umgang mit Großen und Vornehmen, aber es schien sich des Umgangs mit Gott zu schämen; es schloß sich an Dinge, welchen sich auch das vernunftlose Thier anschließt, und vergaß, daß der Mensch auch Bürger der Geisterwelt sei, und sich nur durch Verbindung mit Gott, dem höchsten aller Geister, veredle.

Aber der Leichtsinn und die Unsittlichkeit vieler Hausväter und die Thorheit vieler Mütter hat inzwischen das Glück, den Frieden und den Wohlstand angesehener Familien zerstört. Viele werden vorsichtig zu der einfachen Lebensart der Väter zurückkehren: möchten sie doch zu deren Tugenden zurückkommen! —

Auch die von Vielen vergessene häusliche Andacht wird dann wieder in den Kreis guter Familien zurückgeführt werden, und häuslichen Frieden, Trost im Unglück, und Frohsinn über jedes Tagewerk verbreiten.

Zwar hat die öffentliche Gottesverehrung in den Tempeln ihren hohen Werth; aber wie bald wird sie oft zur todten Gewohnheitssache, weil in den Zerstreuungen des alltäglichen Lebens das Herz endlich erkaltet, das sich ausserdem nicht mit dem höchsten

Wesen beschäftigt! Wie bald verfliegen die schönen Eindrücke, welche ein göttliches Wort auf unser Gemüth gemacht! Wie bald sind die heiligsten Gelübde vergessen und die Thränen, welche sie begleiten, wenn man aus der Kirche wieder in die alten Verhältnisse, wie in eine ganz andere Welt, zurücktritt, und eine lange Woche hindurch nicht mehr daran denken kann und mag! Wie? sollen wir denn nur am Sonntage Christen sein? Ist nicht jeder Wochentag ein Tag Gottes, ein Feiertag?

Doch weichen wir mit Vorsicht jedem Mißverständnisse, jeder falschen Deutung aus, wenn wir von der häuslichen Gottesverehrung reden! Es ist und soll nie damit auf Stiftung größerer oder kleinerer Zusammenkünfte verschiedener Personen und Familien abgesehen sein, welche gemeinschaftlich einen häuslichen Gottesdienst verrichten. Denn wiewohl dergleichen Zusammenkünfte an sich keineswegs tadelnswürdig und unerlaubt sind, führen sie doch gar oft in der bürgerlichen Gesellschaft üble Folgen mit sich, denen der Christ, als Bürger des Staats, ausweichen soll.

Der Christ muß die Verhältnisse des bürgerlichen Lebens ehren, und das Urtheil und Gefühl derer schonen, mit welchen er Verbindung zu haben genöthigt ist. Nie findet die Welt, nie auch der roheste Mensch, die Verehrung Gottes anstößig, wohl aber oft die Art, wie sie geübt wird. Das Ungewöhnliche, Ausgezeichnete erregt Aufsehen, und oft den Argwohn. Christliche Demuth will ihre Gefühle nicht kund werden lassen vor Jedermann. Einsam steht sie im Winkel des Tempels, während der Pharisäer Aufsehen erregt durch sein Gebet an den Ecken der Straßen. (Matth. 6, 6.)

Wie schön, harmlos und jedes Vorwurfs frei ist dagegen die tägliche Andacht im engern Kreise jeder einzelnen Familie! Hier wird der Vater des Hauses, hier wird die fromme Mutter Priester und Priesterin des Allerhöchsten; und dasselbe Zimmer, in welchem wir die Gaben des ewigen Vaters genießen, dasselbe Zimmer, welches unsere Thränen, unsere frohen Stunden sieht, dasselbe Zimmer, in welchem wir den Wechsel der Krankheit und Gesundheit empfanden, und das vielleicht einst unser Sterbebett enthält, wird ein Tempel des Allerhöchsten.

Hier versammelt sich die kleine, durch die heiligsten Bande des Blutes vereinte Gesellschaft, wenn ein süßer Schlaf der Nacht ihre Gebeine erquickt hat. Sie bringt in goldener Morgenstunde dem gütigen Schöpfer das Opfer ihres Dankes im leisen Gebet; oder sie tritt noch am Abend zusammen, ihres vollbrachten Tagewerks froh und der Ruhe bedürftig. Ihr letzter Blick ist auf den erhabenen Beschirmer ihres Daseins gerichtet, und während am nächtlichen Himmel tausend entfernte Sonnen als glimmende Sterne die Herrlichkeit Gottes verkünden, während vielleicht in tausend uns fremden Welten sein heiliger Name gefeiert wird, steigt auch unser Gebet durch die Stille der Nacht empor zu ihm, und er vernimmt's!

Diese Stunden der Andacht wirken selbst auf das Herz des unmündigen Kindes, wenn es Zeuge derselben wird. Es kennt noch keinen höhern Gebieter, als seine Aeltern, und sieht dieselben voll demüthiger Ehrfurcht beim Namen des unsichtbaren Gottes. Die gleiche Ehrfurcht durchdringt sein Herz, und die Gewalt des Beispiels impft seiner Brust religiöse Gefühle ein, ehe sein Verstand fähig ist, sich von den Bewegungen Rechenschaft zu geben, die in ihm vorgehen. Daher gewöhne man auch die Unmündigen frühe zur Ehrfurcht im Aeussern während des Gebets. Denn es ist eine Rede zum unsichtbaren Schöpfer und Erhalter alles Lebens. Das Kind begreift vielleicht noch nicht den Inhalt des Gebetes, aber den Sinn, welchen die ehrerbietige Stellung ausdrückt. Nur durch das Aeussere und Sinnliche wirkst du zuerst auf das zarte kindliche Gemüth. Es wird schon die süßen Gefühle der Gottesliebe kennen, wenn sein nachmals erwachender Verstand erst die Ursachen und die Wichtigkeit der Religion Jesu Christi erfährt.

Soll das Gebet fruchtbar auf die Herzen wirken, so sei es nicht immer und jeden Tag das nämliche Gebet. Nie muß dasselbe ein Spiel des Gedächtnisses werden, sondern aus dem Herzen und aus dem vollen Bewußtsein entstammen. Was aber das Gedächtniß einmal ergriffen, das kann der Mund leicht hersprechen, ohne daß der Geist dabei gegenwärtig ist.

Wie? und heißt es nicht Gottes spotten, wenn du ihn anredest, ohne an ihn zu denken? Die Andacht verschwindet, wenn das Gemüth zerstreut ist, und die Zerstreuung findet sich oft wider unsern Willen ein, wenn der Geist nicht zum Nachdenken und

zur Aufmerksamkeit gelockt wird. Lieber ein einzelner, inniger Gedanke an Gott, lieber ein stummer Seufzer zu ihm, als ein andachtloses Gebet.

Ist der Vater und die Mutter nicht immer fähig oder gestimmt, ein Gebet aus dem Herzen zu sprechen, wie es ihre jedesmaligen Empfindungen mit sich bringen, so fehlt es nicht an trefflichen Gebetbüchern, von würdigen, frommen, geistvollen Männern geschrieben. Diese erleichtern und verschönern durch die Anmuth und Kraft ihrer Gedanken unsere Andacht. Ihre Empfindungen werden zu unsern Empfindungen, ihre Gedanken zu unsern Gedanken. Das gemeinschaftliche Gebet in dem Kreise unserer Verwandten und Hausgenossen läßt in der Seele einen schönen Nachklang zurück. Auch einsam werden wir für uns in der Stille noch manche einzelne leise Bitte dem allwissenden Gott vortragen, der den Zustand unsers Herzens und die Angelegenheit desselben kennt.

Eben deswegen ist es schön, wenn fromme Mütter früh anfangen, ihre Kinder zu lehren, einige Worte des Gebetes aus freiem Herzen zu Gott zu sprechen; nicht etwa eine auswendig gelernte Rede, sondern den Ausdruck einer eigenen Empfindung. Nichts kann einer Mutter, nichts einem Vater rührender sein, als wenn ihr Kind am Abend auch nur eine einzelne Bitte zu Gott stammelt; wenn es mit gefaltenen Händen zu seinem himmlischen Vater nur wenige Worte spricht.

Doch nicht aufs Gebet allein beschränkt sich die häusliche Andacht christlicher Familien; es gibt unzählige Anlässe, Gottesverehrung in lieblicher Einfalt zu üben. Es ist zu dem Ende nicht nöthig, daß man den Namen Gottes beständig und bei jeder Gelegenheit im Munde führe. Dies Herr! Herr! sagen kann zuletzt, wie Alles, Gewohnheitssache werden, die immer schädlich ist. Bei der Arbeit sollen wir ganz der Arbeit, bei unsern Geschäften und Verrichtungen, inner oder ausser dem Hause, sollen wir ganz diesen, aber beim Gebete auch nur ganz dem Gebete angehören. Der menschliche Geist ist zu beschränkt, er kann sich im gleichen Augenblick nicht vervielfältigen, und während er die häuslichen Geschäfte betreibt, kann er sich nicht den überirdischen weihen.

Das beständige Immundeführen des göttlichen Namens ist gewissermaßen eine Entweihung desselben. Zartfühlende Christen pflegen dies eben so sehr zu vermeiden, als die Juden ihrerseits den Namen Jehova's viel zu heilig halten, um ihn durch das Aussprechen mit irdischen Lippen zu entweihen. Statt Gottes preisen wir die Natur oder die ewige Vorsehung. Und wen denken wir unter Natur, Vorsehung, Schicksal und Verhängniß anders, als immer nur Gott?

Wenn mit dumpfen Tönen die Sterbeglocken hallen, und der Leichnam eines Nachbars vor unserer Wohnung vorübergetragen wird, drückt der fromme Gatte des frommen Weibes Hand mit wehmüthiger Ahnung, und der Gedanke an die Ewigkeit umfängt beide lebhafter. Ihr Glaube, ihre Hoffnung erhebt sich zur allwaltenden Vorsehung empor — hier ist häusliche Andacht!

Der Frühling streuet seine tausend Blüthen über die Welt; Lerchen singen über den Wolken, Nachtigallen in dunkeln Gebüschen, und eine wunderbare Verklärung glänzt durch die ganze Landschaft. Der entzückte Vater deutet dem horchenden Sohne die Wunder der Schöpfung an, und erklärt ihm die Spuren höchster Weisheit, und wie die Natur Alles so gütig geordnet. Ein frohes und heiliges Gefühl ergreift im Anblick dieser Wunder die Seelen von den Werken der Allmacht gerührt — — hier ist häusliche Gottesverehrung!

Wie manche einsame Stunde genießt die Familie unter sich! Schön ist es, sie mit frohen Unterhaltungen zu versüßen, aber auch schön, sie zuweilen zu höhern und ernstern Dingen zu benutzen. Ein gutes Andachts- oder Predigtbuch, eine erbauliche Schrift, zur Verbesserung des Herzens und der Sitten geschrieben, oder allgemein verständliche Stellen aus der Bibel, oder Psalmen des königlichen Dichters, oder eine der Lebensbeschreibungen Jesu Christi werden vorgelesen. Horchend umgibt die Familie den Vorleser, und die Andacht Aller wird entzündet, der Verstand eines Jeden belehrt; die Tugend erscheint in ihrer Schönheit, die Thorheit in ihrer Lächerlichkeit — wir werden besser, indem wir hören und lernen; wir treten im Herzen der Gottheit näher — — hier ist häuslicher Gottesdienst!

Diese wenigen Beispiele zeigen, wie mannigfaltig die Anlässe sind zu häuslicher Gottesverehrung. Darum aber ist es nicht nothwendig, immerdar zu ermahnen, zu

lernen, zu erbauen, zum Guten aufzumuntern. Auch dies kann durch Einerlei und Uebertreibung ermüden. Nein, o Vater, nein, o Mutter, und ihr Alle, denen Religion und Gottesliebe heilig ist, die schönste Lehre, die wirksamste Predigt ist in jeder Stunde — euer Lebenslauf; — euer Beispiel wird mächtiger sein, als euer Wort; eure That fruchtbarer, als eure Lehre. (Kolossi. 3, 17.)

Der fleißige, ordnungliebende, zärtliche Hausvater; die treue, sorgfältige, freundlich-ernste Hausmutter; die gehorsamen, edelmüthigen Kinder; die arbeitsamen, getreuen Dienstboten: diese sind beständige Priester und Priesterinnen Gottes. Ihr ganzer Wandel ist offen und rechtlich, und eine Frucht der innern Gottesverehrung. Die Andacht ihrer Seelen glänzt aus ihren Thaten, wie von einem Spiegel, zurück. Wenn in andern Menschen längst im Getümmel des Lebens jene heiligen Empfindungen verdrängt sind, welche der öffentliche Gottesdienst am Sonntage gab, dauern sie bei uns in stiller häuslicher Andacht fort. Wenn leichtsinnig ein Anderer selbst die großen Entschliessungen, die edeln Vorsätze wieder vergißt, welche er mitten unter Unglücksfällen faßte, pflanzen sie sich in unsern Gemüthern durch den einsamen Gottesdienst fort.

Mit sanfter und doch erhabener Macht wirkt die häusliche Andacht auf alle Seelen. Sie ist es, welche uns den rechten Standpunkt verleiht, den wir in der Welt haben sollen; wir stehen durch sie eben so sehr mit den Geschäften und Ereignissen des Lebens, als mit den Hoffnungen der Ewigkeit in Verbindung. Wir erscheinen, wenn wir uns zu unserm Gott wenden, nicht mehr als Fremdlinge vor ihm, sondern als Kinder, die täglich um ihren Vater sind.

Man fühlt sich durch die Verehrung Gottes, welche wir ihm im Kreise unserer Verwandten oder in der Einsamkeit darbringen, jedesmal stärker, besser, zu allem Guten entschlossener; man handelt edler; man bereitet sich und Andern mehr Glück, und fühlt den Himmel des häuslichen Friedens. Man vermeidet mit größerer Sorgfalt Unanständigkeiten, die demjenigen leicht begegnen, der selten daran denkt, dem Allerheiligsten zur Rechenschaft zu stehen. Ein vorwurfloses Gewissen verbreitet unaussprechliche Heiterkeit über das ruhige Gemüth. Man genießt freudiger das Leben, weil man es reiner genießt.

Ja, mein Gott, mein Vater, mein Alles; ja, ich empfinde das Glück, vor Dir kein Fremdling zu sein; ich wäre unwürdig, einen Tag zu leben, an welchem ich nicht Deiner gedacht hätte. Nicht im Tempel allein betete Dein Sohn Jesus Christus, auch in der Wohnung seiner Lieben, auch in der Einsamkeit Gethsemane's betete er. So will ich, Dein Kind, auch in meiner Wohnung, auch auf dem einsamen Felde, auch fern von meiner Heimath Dich verehren. Deine Allgegenwart macht mein Zimmer zur Kirche. Auch hier kann ich Dich anbeten im Geist und in der Wahrheit.

Einem frommen Sinne heiligt sich Alles; und wo Du bist, soll das Unheilige verschwinden. Du wohnest bei mir: wie sollte nicht Dein seliger Frieden in meiner Wohnung herrschen? Könnte ich die stille Kammer, in der ich oft zu Dir mit Inbrunst flehte, mit Sünden entheiligen? Könnte ich auf der Stelle, wo ich betete, fluchen? auf der Stätte, wo ich vor dem Richter der Gedanken erschien, Betrug und Unwahrheit reden? Könnte ich da, wo ich Deine ewige Liebe anrief, die schändlichen Ausbrüche des Hasses, des Neides, der Verleumdung, des Zorns gestatten?

Nein, mein Gott, wohin sollte ich mein schuldbewußtes Herz, wohin meinen Blick voller Scham wenden, wenn ich in meiner eigenen Wohnung, im einsamsten Winkel derselben vor Deiner Gegenwart erröthen müßte? Wo sollte mir auf Erden wohl sein, wenn ich mir mit Sünden in meiner eigenen Hütte eine Hölle bereitete?

Ich kenne den schönen Segen häuslicher Andacht; ich will desselben theilhaftig werden. Dadurch, daß ich immer Gottes bin, ist Gott auch immer mein Gott.

Wenn ich erwache und wenn ich entschlafe, bist Du mein Gedanke. Und einst, wenn ich früh oder spät in eben dieser Wohnung, wo ich so oft im Gebet Dir nahete, zum letztenmal entschlafen werde — in Deinem Arm, o mein ewiger Vater, entschlafen werde, sollst Du mein letzter Gedanke sein. Und in einem andern Leben, in einer schönern Welt, wo ich wieder zum Bewußtsein erwache, dort wirst Du wieder mein erster Gedanke sein. Wenn dort mich eine fremde Welt mit ihrer Herrlichkeit umringt, wird doch kein fremder Gott mein Gott sein. Hier

entschlummere ich, dort erwache ich in Deinem Arm. Hier der liebevolle Vater, an den sich mein Geist in kindlicher Einfalt schloß, ist dort auch mein Vater!

III.

Der öffentliche Gottesdienst.

Psalm 43, 3. 4.

Ja, mit den heiligen Gemeinen,
Die heut vor Deinem Antlitz steh'n,
Soll meine Seele sich vereinen,
Herr, Deine Liebe zu erhöh'n.
Wo sich die Heiligen versammeln,
Will ich Dein Lob mit Ehrfurcht stammeln;
Dort sing' ich in der Engel Chor
Ein Herzenslied mit Lust empor.

An diesem Gott geweihten Orte
Erschallt der Gnade Stimme mir.
Ich höre, Jesus, Deine Worte,
Und stille seufzt mein Herz nach Dir.
Da wirst Du Lehrer mir und Tröster,
Da kann ich mich, ich, Dein Erlöster,
Gott-Heiland, Deiner Liebe freu'n,
Da lern' ich Dir ergeben sein.

Es ist auf Erden unter allen Nationen keine Religion ohne öffentliche Gottesverehrung und ohne damit verbundene feierliche Gebräuche. Niemand, und nicht der König, und nicht der Aermste des Volks, schließt sich von der Theilnahme an der Anbetung aus.

Wie? und unter den Christen, unter den Völkern, welche sich die erleuchtetsten zu sein rühmen, kann die Verachtung des öffentlichen Gottesdienstes und die Vernachlässigung desselben Beifall finden? Unter Christen kann es allein Einzelne geben, welche eine Art Ansehens in der Auszeichnung suchen, nicht zu thun, wie Millionen ihrer Brüder und Schwestern? Wie, ist unsere Religion minder heilig, minder beseligend, als die Religion der barbarischen Völker? Sind unsere Kirchen weniger fähig, erhabene Gefühle zu erwecken?

Prüfe dich selbst, der du dich der öffentlichen Gottesverehrung entziehest, oder sie vernachlässigest, ob deine Gründe so edel, so weise sind, als du meinest. Ist es nicht der Mangel an religiösen Gefühlen deines Herzens, daß dir das Erhabene, Heilige und Schöne als ein todtes, leeres, überflüssiges Gewohnheitswerk vorkommt? Ist es nicht Eitelkeit, die dich leitet, daß du vor manchen Leuten als aufgeklärter, einsichtvoller gelten möchtest? Ist es nicht eine unzeitige Scham, die dich zurückhält, weil du bei Personen, die den gemeinschaftlichen Gottesdienst vernachlässigen, und denen du hohe Einsichten zutrauest, auch für etwas mehr angesehen sein möchtest, als das gemeine Volk? Ist es am Ende vielleicht nicht bloß dein Leichtsinn oder dein Hang zur Bequemlichkeit, den du mit Einwendungen gegen den Nutzen gemeinschaftlicher Gottesverehrungen beschönigen möchtest?

Du sprichst: „Die Predigt ist für mich nicht immer erbaulich und belehrend. Was ich in der Kirche hören kann, das weiß ich schon.“ Es sei; aber auch ein geringer Redner sagt oft nützliche Dinge; und wie manche dir in deinen Verhältnissen wohlthätige Wahrheit, an die du in Jahren nicht gedacht hättest, wird dir unvermuthet in einer ernsten Stunde vor die Seele gerückt!

Du sprichst: „Ich kann Gott eben so gut in meinem Hause, in meiner Kammer verehren, als in der Kirche.“ Wohl kannst du es; aber geschieht es? Bist du immer dazu gestimmt? Ziehen dich nicht hunderterlei andere häusliche Zerstreuungen ab? Wird dein Gemüth nicht leichter zu schönen, wohlthätigen Empfindungen erwärmt, wenn du den Höchsten, den Vater Aller, in der Gemeinschaft deiner Mitbürger verehrst?

Du sprichst: „Man würde lächeln, wenn ich wieder zur Kirche ginge, und mich für einen Heuchler halten.“ Also nur deine Eitelkeit hält dich von der Erfüllung einer schönen Pflicht zurück? Einer Pflicht, sage ich, die du deinen Mitbürgern zu erfüllen schuldig bist, unter denen du wohnest. Sei du immerhin gelehrter, immerhin kenntnißreicher als sie, so daß du in der Kirche des Neuen wenig mehr erlernen könntest: warum gibst du, wenn du glaubst, man sehe auf dich, man schätze dich — warum gibst du den Unwissendern, den Rohern das erste und schlechte Beispiel, daß sie die oft für sie einzige Gelegenheit versäumen, ihr Herz zu verbessern? Tadelst du selbst nicht denjenigen, der das Ansehen der Regierungen und Gesetze schwächen will, ohne welche keine Sicherheit und Ruhe im Lande wäre: warum tadelst du dich nicht, der du das Ansehen der öffentlichen Gottesverehrung schwächst, ohne welche das Volk in zügellose Verwilderung zurücksinken würde?

Der Sonntag ist allen Christen ein heiliger Tag. Tausend Völker in tausend verschiedenen Sprachen verehren Gott und beten vor seinem Throne; nur du stehst einsam, als gehörtest du nicht zu der großen, heiligen

Familie. Ausgeschlossen von der Gemeinschaft deiner Brüder, begleitet dich Niemand in deinem abgesonderten Wandel, als der wilde Indianer, der noch keinen Gott kennt, und seiner Nahrung und seiner Lust nachgeht, während in der gleichen Stunde Millionen Wesen im Staube vor dem Ewigen den Unendlichen anbeten!

Wenn der Glocken Feierklänge von den Thürmen aller Tempel hallten: drangen sie nicht oft mit ehernen Stimmen mahnend an dein Herz? Und war dir's nicht oft wie ein Ruf: „Warum schliessest du dich von der Gemeinschaft der Christen aus?“

Wenn dein Blick zufällig durch die Dämmerungen des Tempels schweifte, und in der Ferne den einsamen Taufstein sah, wo du als Säugling einst die Weihe des Christenthums empfingest; wenn du die Stellen sahest am Altare, wo du mit frommen Rührungen das erstemal in die Vereinigung der Christen tratest, und Theil nahmst an dem Gedächtnißmahle deines göttlichen Lehrers und Seligmachers; wenn du die heilige Stätte sahest, wo du einst in einem wichtigen, großen Augenblicke standest, als unter dem Anruf des Himmels eine Gattin [illegible] zur Gefährtin des Lebens anvermählt ward — machte dies alles, machte nichts dir diesen Tempel heiliger?

Unglücklicher, wenn du hier nichts empfandest, so dringt mein Wort umsonst zu dir. Deine Aufklärung hat dich ein gefühlvolles Herz, des Menschen schönstes Gut, gekostet; unter deiner Erleuchtung starben deine edlern Empfindungen.

Die Feier des Sonntags ist eine ehrwürdige Stiftung, als wie das Christenthum selbst. Der Türke hält den Freitag heilig; der Jude feiert den Sonnabend; der Christ begeht an jedem Sonntage das Fest, durch welches die Hoheit seiner Religion siegreich bestätigt ward: die Auferstehung Jesu.

Der Sonntag ist der Tag des Herrn, das heißt, der Ruhetag aller Völker von den irdischen Geschäften und Gewerben, um von niedrigen Nahrungssorgen die Seele emporzuheben zur Quelle ihres Ursprungs, zur Gottheit und zur Betrachtung ihrer ewigen Bestimmung. Der Pflug des Landmanns ruht, die Werkstätten sind stille, die Schulen der Kinder sind verschlossen. Jeder Stand, Jedes Alter schüttelt den Staub des Wochentages ab, und sucht die Feierkleider herv[illegible] So geringfügig auch diese äussern Zeichen der Achtung für den Tag des Herrn sind, wirken sie doch mit hoher Gewalt auf des Menschen Gemüth. Auch sein Inneres wird feierlicher und froher. Er wird geneigter zu stillen Selbstbetrachtungen, und selbst seine Erholungen von des Wochentages Mühe führen ihn zu Gott.

Lasset den Sonntag und die öffentliche Gottesverehrung aus der Welt verschwinden, und ihr werdet binnen wenigen Jahren die Verwilderung der Völker erleben. Von den Sorgen des Lebens niedergedrückt, oder von der Habgier unaufhörlich zur Arbeit gespornt, wird der Mensch selten einen Augenblick finden, der ihn an seine höhere Bestimmung ernsthaft denken läßt. Nichts fordert ihn mehr auf, für sein besseres Selbst und für das Ziel seiner Unsterblichkeit zu leben; er wird nur für den flüchtigen Tag der Erde vorhanden sein. Er wird weder aus Liebe zu Gott groß und edelmüthig, noch aus Furcht vor dem Vergelter gerecht handeln; seine Religion wird fortan kluge Arglist, sein Himmel wird befriedigter Eigennutz sein.

Die Geschäfte des Wochentages zerstreuen das Gemüth; der Sonntag sammelt dasselbe wieder. Die Sorge um Nahrung verwandelt sich in Sorgfalt für die Seele. Alles schweigt, Alles ruht, nur die Pforten des Tempels stehen offen.

Und selbst wenn das Herz zu keiner frommen Betrachtung geneigt wäre, es wird durch die sanfte Macht des Beispiels in der großen Versammlung der Christen hingerissen. Wir sehen um uns Hunderte und Tausende derer versammelt, mit welchen wir an einem und demselben Orte beisammen wohnen, mit welchen wir Freude und Leid, das allgemeine Glück und Unglück des Landes tragen; wir sehen um uns her diejenigen, welche früher oder später unsern Sarg zum Grabe begleiten, und uns die Thränen der Freundschaft nachweinen.

Wir stehen unter ihnen da vor dem Allgegenwärtigen versammelt, als Mitglieder einer einzigen großen Familie. Hier scheidet uns nichts mehr, was in der bürgerlichen Welt trennt; der Hohe ist in der Nachbarschaft des Niedrigen; der Arme stehet und betet an der Seite des Reichen; wie vor Gott nicht der Rang, nicht das Ansehen der Person gilt, so auch

hier in der Zusammenkunft seiner Familie. Wir alle sind hier nur Kinder des ewigen Vaters.

Schon daß der öffentliche Gottesdienst uns die ursprüngliche Gleichheit aller Sterblichen so lebhaft darstellt, erhebt die Seele des Christen. Es mahnt den Stolzen zur Demuth, den Niedergebeugten zum Muth. Keine andere menschliche Anstalt wirkt dies; nur die Kirche und einst der Tod führt die Sterblichen in die Gleichheit vor Gott zurück.

Wenn aber auch endlich dieser Anblick einer betenden Menge, dieser Tausende, welche mit tausend verschiedenen Angelegenheiten des Herzens vor Gott erscheinen, dich nicht zur Andacht locken könnte; wenn der feierliche Gesang, welcher von den frommen Lippen einer ganzen Gemeinde zum Himmel steigt, dein zerstreutes Gemüth noch nicht sammeln könnte; denke: an diesem Tage, in dieser Stunde liegt auf dem weiten Kreise der Erde jeder Verehrer Jesu betend vor Gott; zahllose Nationen beten zugleich mit dir; Fürsten sind von ihrem Throne gestiegen, und beten im Gefühle ihrer Sterblichkeit zur Majestät des Unendlichen; selbst wo auf den Wellen entfernter Meere einsam ein christliches Schiff schwebt, erhebt sich über dem Abgrund des Meeres Gesang und Verherrlichung Gottes. Wie? und du allein könntest heute schweigen? kannst nicht in das Halleluja des ganzen Erdbodens einstimmen?

Denke: auf dieser Stätte, wo du in der Kirche stehest, werden einst deine Enkel, deine Nachkommen anbetend stehen, wenn du nicht mehr bist. Auch hier werden sie noch dein gedenken! Vielleicht wird die Stelle, welche jetzt dein Fuß berührt, noch die Thräne eines treuen Sohnes, einer zärtlichen Tochter, eines freundlichen Bruders, einer liebevollen Schwester benetzen, wenn das Gedächtniß deiner in ihrem Herzen reger wird. Kannst du, umgeben von so großen Beispielen, durchdrungen von so großen Erinnerungen, gleichgültig bleiben im Tempel Gottes?

Denke: indem dein Blick über die andachtvolle Versammlung hinfliegt, wo der Betagte neben dem Kinde, das bleiche Antlitz eines Kranken neben der aufblühenden Gesundheit, der Ernst des geschäftvollen Mannes neben dem Flattersinn der Jugend, der trübe Blick des Bekümmerten neben den lächelnden Augen des Zufriedenen erscheint, — denke, in hundert Jahren sind alle diese blühenden und welkenden Gestalten von der Erde weggegangen, und ganz andere Gestalten füllen diese langen Reihen aus, unter denen auch du nicht mehr sein wirst. — Auch du nicht mehr! —

Von Erinnerungen dieser Art ergriffen, wirst du unwillkührlich zu dem erhabenen Zwecke hingerissen werden, zu welchem der öffentliche Gottesdienst eigentlich bestimmt ist. Sage nicht länger: auch in meiner einsamen Kammer kann ich Gott verehren; wozu bedarf es für mich des Besuchs einer Kirche? Nein, diese Empfindungen, diese Begeisterung kann dir nur der Gott geweihte Tempel gewähren!

Aber das göttliche Wort wird hier von erhabener Stelle herab zu dir gesprochen. Ermahnungen und Beispiele eines gottgefälligen Wandels dringen an deine Seele, oder die Geheimnisse der Religion werden deinem Gedächtnisse zurückgerufen. Sei es auch, daß diese Vorträge nicht immer ganz dem gegenwärtigen Bedürfnisse deiner Seele angemessen sind; sei es auch, daß ein oder der andere Vortrag nicht die Erbauung in dir weckt, die du wohl wünschtest: er wirkt dafür auf andere Gemüther; er ist für Andere berechnet; warum willst du unzufrieden sein? Wie kann in einer gemischten Gemeinde Alles Allen gleich werth und wichtig werden? Es kommt auch ein Tag, da zu deiner Seele gesprochen wird.

Wohnst du einer Predigt bei, die dich ohne Erbauung gelassen, so erinnere dich, daß du doch in der gleichen Zeit Andern nützlich warst durch das Beispiel, so du ihnen gegeben hast. Du warst zugegen; du verführtest nicht durch das üble Vorangehen in Vernachlässigung der öffentlichen Gottesverehrung schwächere Gemüther, gleich wie du zu thun. Sie haben Erbauung, Lehre, Trost gefunden in den angehörten heiligen Vorträgen. Ihnen ist es nützlich geworden, und dein Beispiel war ihnen heilsam.

Bist du darum ein Heuchler, daß du zur Kirche gekommen bist, ohne Erbauung durch die Predigt des göttlichen Wortes zu erwarten? Du, der das Glück hat, erleuchteter zu sein, als Andere; der Gott in den Wundern seiner Werke noch erhabener erblickt, als Andere — du verehrst Gott im Tempel nach deiner Weise, Andere ihn auf andere Weise: bist du darum ein Heuchler?

Stammelt nicht der Mund der Kinder und der erfahrnen Greise das Lob Gottes auf verschiedene Art? Sind sie darum Heuchler, weil ihre Sprache verschieden tönt? Das Lallen des Kindes und der inbrünstige Seufzer des Greises sind Gott gleich angenehm; schäme dich nicht, Gott in Gesellschaft derselben nach deinen besten Einsichten zu verehren, und schon Verehrung ist es, wenn du durch dein Beispiel auch Andere zu derselben hinführst, Andere, die nicht so viel Kraft des Geistes haben, als du; Andere, die auf dich sehen, und immer geneigt sind, dir zu folgen, wie deine Kinder, deine Zöglinge, dein Gesinde.

Schon darin verehrst du Gott, daß du die Liebe, das Vertrauen deiner Mitbürger zu dir erhältst, ohne welche du nicht im Stande bist, das Gute alles zu thun, was du thun könntest und möchtest. Wer sich schämt, zur öffentlichen Gottesverehrung hinzutreten, entfernt das zuversichtvolle Herz der Mitbürger von sich. Wessen schämt sich der Verächter des öffentlichen Gottesdienstes? Schämt er sich der Religion Jesu, oder schämt er sich seiner Mitbürger und ihrer Einsichten? Das Erste ist eine Abscheulichkeit, das Andere ein beleidigender Stolz.

Du schliessest dich von den heiligen Versammlungen der Mitbürger aus; sie schliessen dich als einen Verächter der Gottesverehrung von ihrem Vertrauen aus. Wer ist sicher mit dem, der unsere heiligsten Ueberzeugungen verachtet? Wovor endlich will er sich noch schämen, es sei so schlecht als es wolle, der sich der Religion Jesu schämt? Sprich nicht: aber ich verehre meinen Gott im Stillen! Wer sah deine Andacht dort, wer hörte dein Gebet, um dir zu glauben?

Nicht aber allein die kurze Stunde des öffentlichen Gottesdienstes, sondern der ganze Sonntag soll der Veredelung deines Gemüth gewidmet sein. Der Tag des Herrn ist ein Ruhetag. Du sollst die gewöhnlichen Geschäfte bei Seite legen, dein Körper soll sich erholen, und dein Geist neue Kraft sammeln. Desto muthiger und fleißiger wirst du nach der Erquickung die dir anvertrauten Arbeiten wieder vornehmen. Du sollst deinem Gesinde eine Erholung gönnen, damit es des mühevollen Lebens auch in seiner Art froh werden könne. Du sollst von Allem ruhen, nur nicht vom Gutesthun. Eile immerhin, wo dich die dringende Noth deines Nächsten ruft, zu seiner Hilfe; Wohlthun ist der schönste Gottesdienst. Wer an einem Sonntage barmherzigkeitslos einen Bruder verderben liesse, spottete der Heiligkeit des Tages und stände als ein verabscheuungswürdiger Heuchler vor Gott und Menschen da. (Luk. 6, 1 u. f.)

Die Entfernung deiner gewöhnlichen Wochengeschäfte gibt dir im Kreise deiner Familie und ausser demselben manche einsame Stunde. Eben diese ist dir vonnöthen. Du sollst sie heiligen Betrachtungen weihen, um dich durch die vorliegenden Tage der Woche in guten Entschlüssen zu stärken. Wiederhole mit den lieben Deinigen das Merkwürdigste einer angehörten Predigt; oder nimm ein Andachtsbuch, und lies für dich lehrreiche Worte für dein Herz; oder Einer lese Allen aus einer erbaulichen Schrift oder aus der Bibel Lehren, Warnungen, Aufmunterungen und Beispiele eines heiligen Wandels vor. (Ephes. 5, 19. 20.)

So wird der Sonntag wahrhaft ein Tag des Herrn, das heißt, dem Herrn geheiligt. Diese frommen Unterhaltungen werden eine heitere Stille in dein Herz giessen. Du wirst ein besserer Mensch geworden sein, und dich getrösteter in übeln Tagen, besonnener in frohen Stunden fühlen, und freudiger wird dich immer die Erinnerung an deinen Gott überraschen.

Es ist damit nicht gesagt, daß du am Sonntag, unaufhörlich mit frommen Betrachtungen beschäftigt, allem andern Genusse und allen andern Freuden entsagen solltest. Nein, der sterbliche Mensch hat nur ein gewisses Maas von Kraft.

Gehe hin, und nimm Theil an erlaubten Ergötzlichkeiten, auf welche du wegen deiner Arbeiten und anderer Verhältnisse in der Woche Verzicht thun mußtest. Auch du bist zur Freude geboren, wie jeder Wurm. Nur dann rette dein besseres Selbst, wenn diese Ergötzungen in rauschende Wildheit, in Anlaß zur Zwietracht, in Gelegenheit zur Sünde, zur Verführung, in Ursachen der Reue entarten. Dann sei Gebieter deines Leichtsinnes, dann Meister deiner aufwallenden Empfindungen, und du hast mit keiner schändlichen Lustbarkeit deine Seele befleckt, nicht den Tag des Herrn besudelt! Das ist die Frucht der reinen Gottesverehrung, daß sie unser Gemüth heiligt, damit es vor rohen, thierischen Freuden zurück-

hebt, sich nicht wälzen mag im Schlamme niedriger Lüste und Leidenschaften.

Nie will ich Gott, meinen Herrn, entweihen am Tage des Herrn; nie will ich an einem Tage, da ich ausging, Gott zu verehren, mich durch einen schlechten Wandel entehren. Mein Mund nicht allein, mein ganzes Thun und Lassen muß Gott verherrlichen. Und insbesondere die hohen Festtage der Christenheit, die heilige Feier der Weihnachten, der Ostern und Pfingsten, seien in reinster Andacht ganz dem Dienste des Herrn geweiht, und in christlicher Frömmigkeit zugebracht.

Dein heiliger Geist, o Gott, o Unaussprechlicher, durchdringe mein Herz, wenn ich in der Versammlung der Christen stehe, und tausend Seelen in Anbetung vor Dir niedersinken. Wo kann uns wohler sein, als da bei Dir? Wo fühle ich lebhafter Deine Majestät und unsere menschliche Nichtigkeit, als da, wo Fürst und Bettler neben mir anbetend sich vor Dir hinneigen? Wo kann mich Alles mehr als in Deinem Tempel daran erinnern, daß wir Sterbliche nur Kinder eines Vaters im Himmel sind, zu dem wir Alle Abba, Abba! rufen?

Ja, die Stätte, wo meine Vorältern zu Dir beteten, wo meine Nachkommen wieder zu Dir sich wenden werden, sei mir ehrwürdiges Heiligthum! So oft es mein Fuß berührt, blicke mein Geist preisend zu Dir empor; und so oft die heiligen Gesänge um mich her ertönen, erhebe sich meine Seele zu Dir auf Flügeln der Andacht, und von der Ahnung durchschauert: einst, wenn diese Lobgesänge über meinen Grabhügel hinwegschallen, verherrliche und preise ich Dich, du Namenloser, du Ewiggütiger, in schönern Welten und vereint mit höhern Wesen, deren Halleluja durch die Himmel dringt!

IV.

Der Hausfriede.

Epheſ. 6, 1. 9.

Wohnt das Glück in Purpurhülle?
Auch den Purpur deckt oft Schmerz.
Wohnt es bei des Goldes Fülle?
Sorge quält da oft das Herz.

Wohnt es in den Fürstenzimmern,
Bei der Erdengötter Macht?
Auch den Glanz, worin sie schimmern,
Trübt oft gar des Kummers Nacht.

Such' es in der frommen Hütte,
Wo die treue Liebe weilt;
Such' es in der Edeln Mitte,
Die kein Haß und Hader theilt.

Aeltern, Kinder, Hausgenossen
Machen sich die Stunden süß;
Da, im engen Kreis geschlossen,
Blüht der Gottheit Paradies.

Die Bande des Blutes, welche Gatte und Gattin, Aeltern und Kinder, Bruder und Schwester zusammenknüpfen, sind auf Erden die innigsten und ehrwürdigsten. Wehe dem, der sie entweiht durch Lieblosigkeit. Er geht einsam durch die Welt, wie Kain.

Wo können wir wohl nach allen Mühseligkeiten und Sorgen freudiger ausruhen, als im Schooße der Unsrigen? Welche Hand trocknet uns sanfter die Thränen von den Wangen und den Todesschweiß von der Stirn, als die Hand der ehelichen Liebe?

Sei mir gegrüßt, glückselige Hausgenossenschaft, in welcher die für einander geschaffenen Herzen friedlich und liebend beisammenwohnen: ich will dein beneidenswürdiges Los rühmen! Wenn das Kriegselend weit umher die Freude verbannt: sie hat bei dir eine Zuflucht. Wenn draussen der Sturm wüthet, in deiner Mitte lächelt die Ruhe.

Der arbeitsame Hausvater tritt sorgend in das Gedränge des Lebens hinaus; sein Fleiß muß Wohlstand in das Haus bringen. Und wenn der mühvolle Tag überstanden ist, dann kehrt er in den frohen Kreis derer zurück, die ihn mit Sehnsucht erwarten, ihm mit zärtlichen Blicken danken. Mag ihn die ganze Welt verkennen, er wird von den Seinigen nicht verkannt.

Und was er draussen gewann und erwarb, das erhält die Sparsamkeit der treuen Gattin. Sie beachtet das Größte und Kleinste, und findet in ihrem Kreise nichts zu gering. Sie pflegt daheim sorgsam die zarte Blume des häuslichen Glücks. Sie wacht über Alle, die ihr angehören, mit freundlicher Theilnahme, und Jedem gehört sie ganz an, Jedem in anderer Art. Sie schmückt das Leben Aller mit einer täglichen Freude aus.

In blühender Unschuld prangen die Kinder. Der enge Raum des väterlichen Hauses begrenzt die ganze Seligkeit ihrer Jugend. Ihr Bestes ist froher Gehorsam. Mit liebender Ehrfurcht hängen sie an den guten Aeltern.

Selbst die Dienstboten gehören zu dem Kreise dieser Glücklichen. Sie sorgen mit treuer Anhänglichkeit für das Haus, das so aufmerksam für sie sorgt. Sie haben keine Herrschaft, nur neue Aeltern. Jeder Zufall, der die Familie erfreut, beglückt auch sie.

Die wechselseitige Liebe verbreitet einen wunderbaren Reiz über die alltäglichsten Dinge, und gibt auch dem Unwichtigsten einen höhern Werth und Bedeutung. Wer da leidet, den umringen Alle mit sorgsamer Pflege, und das Glück der Einzelnen ist die große Angelegenheit Aller.

Sehet jene arme Wittwe, die in ihrem Winkel vergessen von aller Welt lebt. Sie sah den Leichnam eines geliebten Gatten und Freundes zu Grabe tragen. Nun blieb sie ohne Beistand und aus den Reihen der Fröhlichen verdrängt. Niemand will sie jetzt in ihrer Armuth kennen, Niemand ladet sie ein. Aber beklaget sie nicht! Sie ist reicher als ihr glaubet. Eine fromme Tochter arbeitet am Tage und beim Schimmer der nächtlichen Lampe für die gute Mutter; ein Tochter, die der Pracht und den Vergnügungen ihrer ehemaligen Gespielen entsagt, um ganz der theuern Mutter eigen zu sein, sie zu ernähren, zu erheitern. Beklaget sie nicht! Sie schwelgt in himmlischen Gefühlen, die man mit keinem Golde bezahlt.

Warum beweinest du den Greis, der im Gefängnisse schmachtet, weil das treulose Glück ihn seines Vermögens beraubte, und er nicht die Schulden tilgen kann, die ihn drücken? Er ist schon befreit. Ein dankbarer Sohn verkaufte sich dem Kriegsheere, und bezahlte mit seiner Freiheit die Schuld eines geliebten Vaters.

O wie manche große, unnennbare Seligkeit, mitten im Drange der schwersten Schicksale, quellen aus dem Heiligthume der Familieneintracht! Wie göttlich sind oft die Folgen derselben! Wie dauerhaft ist die Erinnerung daran! Hausfriede ist ein Himmel, aber Unfriede bringt die Hölle ins Haus.

Wahrlich, beweinenswürdig ist, wem in der Mitte seiner Angehörigen nicht wohl sein kann, der seine besten Freuden ausser dem Hause suchen muß! Wohin er kommt, ist er überall doch nur Fremdling; ach, Fremdling ist er auch in seiner Wohnung, wo er wie ein Gast bewirthet und übernachtet wird. Seine Schmerzen muß er in sich selbst verschliessen. Kein Herz legt sich theilnehmend an das seinige. Seine fröhlichsten Stunden muß er mit Fremden theilen, und die Welt gibt ihm Höflichkeiten zurück. Er beklagt den Tag, da er seine Hand zur ewigen Verbindung hingab, und seine Kinder umringen ihn wie selbstgepflanzte Dornen ohne Früchte.

O Gott, Du weißt es, wie der frohen Familien immer weniger werden, und der Unglücklichen Anzahl immer zunimmt!

Schon bei der Stiftung vieler Ehen wird oft der nachfolgende Unfriede des Hauses gegründet. Ohne Vorstellung von der Wichtigkeit ehelicher Verbindungen treten Personen in dieselbe, ehe sie sich einander und ihre Eigenschaften, Fehler und Denkarten kennen. Um einen Familiennamen und doppeltes Vermögen wird der Friede und die Freudigkeit des ganzen Lebens verkauft. Ach, kein Familienname versöhnt nachher das verwaiste Herz mit der Bitterkeit des Schicksals, und das zusammengetragene Geld wird von den Thränen unzähliger Stunden zu bald aufgewogen.

Nur derjenigen Ehe ist ein glückliches Schicksal zu weissagen, wo aus der Liebe, der Denkart und den Eigenschaften der Verlobten erkannt wird, daß sie auch ohne fremden Beistand, selbst im Fall unvermutheter Verarmung, stark genug sind, sich emporzuhalten, froh zu leben und glücklich zu sein.

Wir sahen dunkle Geschlechter groß und herrlich werden, und aus der ursprünglichen Armuth reich hervorgehen durch des Mannes Tugend, Thätigkeit und Kraft, durch des Weibes Unschuld, Seelengüte und Häuslichkeit. Wir sahen blühende Familien verderben durch der Aeltern Zwietracht, welche auf die Kinder hinabwirkte, und Hauswesen und Gesundheit zerrüttete.

Auch darin liegt ein Same des häuslichen Unfriedens, daß die Neuvermählten, von falschen Begriffen irre geführt, anfangs sich einander selbst zu wenig angehören, und ihr Glück in bunten Zerstreuungen ausser dem Hause suchen. Ehe sie sich gegenseitig an ihre Schwächen gewöhnen oder sie einander abgewöhnen lernten, waren sie durch das Getümmel der Gesellschaften schon verderbt. Der Durst nach Zerstreuungen macht ihnen die einförmige Ruhe des Hauses fade, und erzeugt den flatterhaften Leichtsinn. Der Leichtsinn leitet zu Verschwendungen, welche den Wohlstand des Hauses erschüttern, oder zu gefährlichen Bekanntschaften, welchen nur zu oft Reue mit ihren blutigen Thränen nachschleicht.

Zuletzt noch, und furchtbarer als alles Andere, vernichtet die Verachtung der Religion das häusliche Glück. Mit frommen Gefühlen in der Brust kann kein Sterblicher

ganz elend werden; er wird nur Liebe geben, und Liebe fordern, er wird die Fehler Anderer mildern, manche Schwäche mit Sanftmuth ertragen lernen, und das Schwerste überwinden. Forschet nach, und wo der Friede in einem Hause fehlt, da wird die Religion mangeln, und die beseligende Lehre Jesu verdrängt sein durch elende Leidenschaften, die deren Stelle einnehmen. Wo ihr ein zartes Pflichtgefühl suchet, werdet ihr nur kalt berechnende Klugheit, gegenseitigen Eigennutz unter den Hausgenossen finden; statt des Vertrauens auf die göttliche Vorsehung werdet ihr Trostlosigkeit bei Unglücksfällen sehen; statt der Liebe zu dem Allerheiligsten werdet ihr den Kindern Liebe zu eitler Pracht, Eigendünkel und Keckheit, die selbst der Aeltern spottet, erblicken; nirgends feste, fromme Grundsätze und zur Gewohnheit gewordnen Christensinn.

Willst du in deinem Hause Frieden bewahren, oder die verlorne Ruhe vielleicht wieder dahin zurückführen, dein Erstes sei: **die Gefühle der Religion in der Brust deiner Angehörigen wieder zu erwecken**; zufällige Unterhaltungen über das Dasein der Seele nach dem Tode, die Hoffnungen von unsern Schicksalen jenseits des Grabes, und hundert andere kleine Gelegenheiten bahnen dir dazu den Weg. Ist es dir einmal gelungen, lebendigen Sinn für Gottesverehrung und häusliche Andacht in den Kreis deiner Hausgenossen zu bringen, o so ist der Grundstein zum Friedenstempel gelegt.

Sei du nun selbst der Erste, dessen Wandel ein Beispiel der Uebrigen wird. Leuchte du selbst nun mit immerwährender Gleichmüthigkeit und freundlichem Wesen den Hausgenossen vor; gib Allen deine Liebe, und fordere, statt kalter Pflicht, ihre Liebe zurück. Schone du zuerst ihre Schwachheiten; muntere ihre Tugenden auf; verbanne deine Launen, und werde Allen Alles. So ist die Religion Jesu in dein Haus eingeführt, selbst wenn du ihren Namen nicht nanntest; denn diese Religion ist die Liebe (1 Joh. 16). Und wo sie die Herzen beherrscht, da fliehet der finstere Zank aus dem Hause, und die Unverträglichkeit, die niedrige Schadenfreude, die sich selbst marternde Eifersucht.

Es kann ferner aber keine häusliche Eintracht bestehen, **ohne gegenseitige Hochachtung in Worten und Handlungen.** Kommet einander, sagt Paulus, mit Ehrerbietung entgegen!

Der Ursprung der häuslichen Uneinigkeit liegt meistens in der Abwesenheit gegenseitiger Achtung. Dies ist die Ursache, daß bei manchen Eheleuten, welche sich in den Tagen des Brautstandes zärtlich liebten, schon wenige Wochen nach der Hochzeit Unfriede und Zwistigkeiten den Anfang nehmen. Indem sie mit einander in der Ehe allzuvertraut werden, sind sie nachlässiger in der Anständigkeit ihres Betragens geworden; jene angenehmen Aufmerksamkeiten, durch welche sie sich sonst einander verbindlich zu machen suchten, werden vergessen; man wird unbesorgter um sein Aeusseres; man ist gleichgültiger, ob man auch noch gefalle. Grobheiten löschen endlich den letzten Funken der Achtung aus; man entzweit sich über Kleinigkeiten, macht größere Ansprüche als sonst, und sucht kleine Rachen auszuüben, um Genugthuung zu haben.

Ist dies nicht die Geschichte mehr als einer unglücklichen Ehe? Wie vor andern Leuten, soll auch in der Einsamkeit unter den Gatten freundliche Achtung des Andern beibehalten werden; wie vor Fremden, soll auch in der Einsamkeit eine unverletzliche Schamhaftigkeit der schönste Schmuck der Liebe sein. Jede unanständige Behandlung des Andern ist eine Sünde gegen die häusliche Glückseligkeit, und hinterläßt eine Wunde, welche lange blutet.

Die gleiche Freundlichkeit und Würde des äusserlichen Betragens herrsche in der christlichen Familie auch gegen Kinder und Gesinde. Jeder Tadel, jede Forderung, jede Weigerung sei mit Schonung ausgedrückt, nie von einer niedrigen Grobheit begleitet. Willst du deinen Kindern, deinen Dienstboten Liebe zu ihrer Pflicht in eine Ehrensache verwandeln, tadle sie nie vor Andern, wenn sie fehlen, sondern stelle ihnen unter vier Augen die Unwürdigkeit ihres Betragens vor. Sie werden dich wegen dieser Schonung lieben; sie werden mit Freudigkeit dir folgen; sie werden nie vor den Uebrigen von ihrer Achtung einbüßen, und durch Gespött und Ungezogenheiten erbittert werden.

Willst du häusliches Elend bereitet sehen? Gehe hin, wo die Aeltern das Gefühl der Zucht und Anständigkeit schon so weit ver-

loren haben, daß sie sich schamlos vor ihren eigenen Kindern gegenseitige Fehler vorwerfen. Gutmüthige Kinder werden schweigen, und vor ihren Aeltern erröthen; aber dies Schweigen, dies Erröthen schließt nicht eine innerliche Verachtung derselben aus. Gehe hin, wo Geschwister ihre Freude daran haben, einander Beleidigungen zuzufügen, und Aeltern gleichgültig daneben stehen, oder dazu lächeln. Hier scheiden die für einander gebornen Seelen auf immer von einander. Gehe hin, wo eine unzufriedene Hausfrau das Gesinde mit grämlichen Blicken verfolgt, und immer tadelt, und immer mit Schmähworten bereit ist — da wird kein Segen im Hause wohnen, der Dienstbote die Herrschaft verachten und verleumden, das Hauswesen zu Grunde gerichtet.

Nur der empfängt Hochachtung, wer sie Andern gibt. Nicht der höhere Stand, sondern die höhere Tugend erweckt Ehrfurcht bei den Untergebenen.

Ein anderes Mittel zur Bewahrung des häuslichen Friedens ist die Ausrottung alles gegenseitigen Mißtrauens. Wir bringen Jedem Achtung für sich selbst bei, wenn wir ihm nur das Gute zutrauen. Und wer Achtung für sich selbst hat, wird erröthen, Fehltritte zu begehen.

Gatten, die ihr den heiligen Bund für lebenslang geschlossen habt, euer ganzes Wesen gegen einander sei Wahrheit; stellet euch nie, auch nur zum Scherz, böse gegen einander; hintergehet euch nie, auch selbst im Scherze nicht, mit einer kleinen List, mit einer Unwahrheit. Redet nie zu einander ohne die vollste Offenheit des Herzens: so ist euere Gemüthsruhe für immer gesichert, euer Gewissen rein und froh. Es kann sich keine dritte Person zwischen euch drängen; es kann das Gift der Zuträgerei nie die Eintracht eurer Seelen verderben; es kann nie Argwohn, nie Eifersucht euch scheiden. Wehe, wenn man dem nicht vertrauen darf, an dessen Brust man ruht! Brennt einmal die Hölle der Eifersucht und des Verdachts, so löscht sie nichts wieder aus, und die Brandmaale schimmern überall hervor.

Eben so raubet den Kindern durch keine Uebereilung das Vertrauen zu euch. Lasset sie mit allen ihren Fehlern beständig offenherzig gegen euch sein. Bildet durch voreilige Strenge keine Heuchler. Wohin sollen denn Kinder mit ihrem Vertrauen, wenn sich ihr verkanntes Herz vor dem Vater und der Mutter verschliessen muß? Haben sie einmal den Muth verloren, euch in ihr Herz sehen zu lassen, so haben sie den Glauben an die Liebe der Aeltern eingebüßt.

Ist es euch aber auch ein Ernst, das wechselseitige Zutrauen zwischen Gatten und Gattin, Aeltern und Kindern, Brüdern und Schwestern, Dienstboten und Herrschaften sorgfältig aufrecht zu erhalten, so ehret das Gute, welches sie gegenwärtig an sich haben, ehret ihre jetzigen lobenswerthen Eigenschaften, und hütet euch, einen von ihnen begangenen Fehler aus alter Zeit vorzuwerfen. Da stirbt die Zuversicht, wo eine lieblose Hand uns ein Vergehen wieder aufdeckt, welches wir selbst gern vor unsern eigenen Augen auf immer verhüllen möchten. Verbannet, ihr Aeltern, unter euch selbst dies Vorrücken einer unangenehmen Vergangenheit, und duldet dies Nachtragen begangener Unvorsichtigkeiten nie unter euern Kindern und Dienstboten. Endlich, die letzte Schutzwehr des häuslichen Friedens, welche ich nennen will, ist Liebe zur Verschwiegenheit über die innern häuslichen Angelegenheiten.

Es sei unter den Gesetzen jedes Hauses eins der ersten, nichts von den Geheimnissen der Haushaltung und den Familienangelegenheiten bekannt werden zu lassen. Da ist die Ruhe verrathen, wo man Fremde, und wären es auch Verwandte, auch Schwiegeraltern, um ein Vertrauen anspricht, das man nur sich selbst schuldig ist! Nur Verschwiegenheit zieht eine feste Mauer und Schutzwehr um das Heiligthum unsers häuslichen Glücks; ist diese Mauer gebrochen, dann dringen Neugier, Bosheit, Schadenfreude und Klügelei der Welt unaufhaltsam durch unsere Thüren; unsere Geheimnisse werden auf Markt und Straßen behandelt; wir stehen, wie Entblößte, schamlosen Gaffern zur Schau, und die Schmach folgt uns auf allen Schritten mit dem Hohngelächter. Unser Geheimniß in fremde Hand gelegt, endet unsere Herrschaft bei uns selbst, und Fremde regieren.

Unsere Dienstboten, unsere Kinder sollen auch das Geringste, das Schuldloseste, so in unserm Hause geschieht, keinem fremden Ohr anvertrauen; nicht weil immer damit Gefahr verbunden wäre, sondern daß sie

sich in der Kunst des Schweigens üben, und darin geprüft werden. Den Schwätzer, den Zwischenträger verbannet von eurem Angesicht; denn die nichtswürdigsten Klatschereien haben oft den heillosesten Unfrieden verursacht. Wollt ihr aber eure Geheimnisse geachtet wissen, so achtet die der Andern. Forschet nicht selbst mit lüsterner Begier nach dem, was in andern Häusern gesprochen und gethan worden, nicht nach den Verhältnissen der Eheleute, der Aeltern und Kinder.

In welchem Stande des Lebens ich aber auch sein möge, o mein Gott, laß mich vorsichtig und weise handeln, daß nie durch mich der Friede eines Hauses, dies höchste Gut der sterblichen Geschlechter, gestört werde. Ja, Dir sind Glück und Ruhe Deiner Erschaffenen theuer, o Vater Aller! sie sollen auch mir immerdar ehrwürdig sein, auf daß ich mit freudigem Bewußtsein vor Dir stehen könne.

Und unter meinen Verwandten, meinen Hausgenossen, unter denen, die uns die Theuersten sind, will ich selbst der Erste sein, der allgemeine Liebe, inniges gegenseitiges Vertrauen und das Glück der Eintracht befördert. Es ist mein Erdenhimmel, den meine Hand bauen und zerstören kann. Wie, sollte ich mein eigenes Elend begehren? Ich will meine Fehler, meine übeln Gewohnheiten abwerfen und um Deinen Segen flehen.

Ja, du Einziger, du allesbeseligender Vater der Welt, sei auch Vater und Führer der Meinigen. Leite Du sie mit Deiner Weisheit! Segne Du ihr Thun und Lassen! Nimm Du unsere Angelegenheiten in Deinen Schutz! Beseligt durch Dich, beseligt durch uns selbst, haben wir dann hienieden schon den süßen Vorgenuß des Himmels.

V.

Zufriedenheit mit unserm Stande.

Jes. Sirach 3, 19 — 30.

Eine sehr gewöhnliche, oft aber geheimgehaltene Quelle des bürgerlichen Leidens und des häuslichen Uebels ist das Mißvergnügen vieler Menschen mit ihrer Lage, in welche sie *vermöge ihres Berufs und Standes* gebracht sind. — Einige nehmen zwar öffentlich eine sehr zufriedene Miene an, um ihre geheime Schwäche nicht vor den Leuten zu zeigen, um ihren Stolz nicht demüthigen zu lassen: aber im Herzen denken sie anders; bei ihren vertrauten Freunden verwünschen sie eben das, was sie gegen Andere aus Klugheit hochpreisen. Sie sehnen sich mit Ungeduld nach einem andern Zustande, und finden ihre Lage oft unerträglich.

Es gibt wieder Andere, die noch in ihrem Leben mit keiner Lage zufrieden waren, in der sie sich befanden. In jedem Verhältnisse erblickten sie unerwartete Unannehmlichkeiten, wodurch ihnen dasselbe verleidet war. Bald hatten sie Verdruß an der Art der Geschäfte, die ihnen aufgetragen waren; bald Verdruß an den Menschen, mit welchen sie in ihren Verbindungen leben mußten. Sie fanden nie, was sie suchten, und suchten, was sie nie finden konnten, nämlich *Gemüthsruhe, bewirkt durch ihre äussern Umstände.* — Wir hören solche Menschen beständig klagen; sie werden mürrisch, sobald sie an ihre Lage denken. Sie trachten immer nach andern Verhältnissen; sie wechseln ihren Stand, so oft sie es können; unternehmen vielerlei Dinge; werden des neuen Zustandes bald wieder überdrüssig, und kommen am Ende zu nichts.

Sie suchen ihr Glück überall, nur nicht da, wo es gesucht werden muß: *im Innern eines guten Herzens.* Sie möchten die ganze Welt verbessern, welche für sie nichts taugt. Warum fangen sie die Verbesserung nicht *bei sich selbst* an? Warum vergessen sie über das Unmögliche, welches sie begehren, das Mögliche, was sie vollbringen könnten?

Der Unzufriedene ist der Selbstmörder seiner eigenen Glückseligkeit. Er vergißt das Gute unter seinen Händen über das Bessere in der Ferne. Ihn quält der immerwährende Durst, weil sein Eigensinn die Quelle verschmäht, welche zu seinen Füßen rinnt. Er zerstört mit unbesonnener Blindheit den Himmel seiner Gegenwart; seine Thorheit wird ihm selbst eine Last, und Andern ein Spott.

Es ist aber ein großer Gewinn, wer gottselig ist und lässet ihm genügen. 1 Tim. 6, 6.

Es gibt in der Welt kein Glück ohne Zufriedenheit; Zufriedenheit aber ist das Glück selbst. Willst du in deinem Stande vollkommen glücklich werden, lerne mit demselben zufrieden sein.

Die Zufriedenheit mit unserm Stande, mit unserer äusserlichen Lage, besteht in der Genügsamkeit mit den Vortheilen und Annehmlichkeiten, welche wir daraus empfangen; in der herrschenden Ueberzeugung, daß wir durch Fleiß und Sparsamkeit hinlänglich erübrigen können, unser Leben auf eine anständige Art zu erhalten; in der Ueberzeugung, daß nicht ein größerer Glanz, ein höheres Ansehen, ein ansehnlicheres Vermögen, sondern die vollkommenste Erfüllung unserer Berufspflichten uns die Achtung der bessern Menschen erwirbt; in der Ueberzeugung, daß jeder Stand seine Widerwärtigkeiten hat, und wir dieselben durch eigene Kraft vermindern können, wenn wir mit Klugheit, mit Schonung Anderer, mit Verträglichkeit leben wollen.

Damit ist jedoch nicht gesagt, daß wir unsern Zustand nicht verbessern sollen, wenn wir es auf eine anständige Weise können; oder daß wir Aemter, Ehren, einträglichern Verdienst ausschlagen sollen, wenn sich die Gelegenheit freundlich anbietet; oder daß wir uns keine Mühe geben sollen, unsern Wohlstand, unser Ansehen, unsern Wirkungskreis zu vergrößern. Denn das hieße die gerechten Mittel verschmähen, wodurch wir sowohl Andern als uns größern Nutzen stiften, und Andern und uns auf mannigfaltigere Weise Wohlsein bereiten können. Aber um der bessern Mittel, die wir noch nicht haben, die geringern verachten und nicht gebrauchen, in deren Besitz wir wirklich sind, das heißt Thorheit.

Woher aber kommt es, daß so viele Menschen ungenügsam mit dem sind, was ihnen Gottes Gnade verliehen hat? Und besonders, warum sind ihrer heutiges Tages so viele mit ihrer häuslichen Lage oder mit ihrem Stande unzufrieden?

Nicht selten ist daran schon das *Vorurtheil und der Eigensinn der Aeltern* oder derer Schuld, welche junge Leute zu einem *Stande zwingen, zu welchem dieselben weder die gehörigen Anlagen noch Neigung haben*. Aeltern und Erzieher stehen bei den Kindern an *Gottes* Statt; ihre Pflicht ist, diejenigen, welche ihrer Fürsorge anvertraut sind, in eine solche Lage zu bringen, daß sie einst sich ohne Hilfe Anderer ihre Bedürfnisse erwerben können. Aber darum ist es Pflicht, daß man die Fähigkeiten, die Eigenschaften und Neigungen des Kindes mit zarter Vorsicht wohl prüfe, ehe der Entschluß genommen wird, welcher über das Schicksal des ganzen Lebens entscheidet. Zwar ist die Jugend nicht im Stande, sich selbst ihren künftigen Beruf zu erwählen; sie hat weder Erfahrung genug, noch urtheilt sie über ihre eigenen Kräfte immer richtig. Zwar fehlt es auch den besten Aeltern oft an Mitteln und Gelegenheit, Kinder einem Beruf zu widmen, für welchen dieselben vorzügliche Geschicklichkeit und Vorliebe zeigen. Allein es ist schon genug gethan, wenn junge Leute wenigstens in keine Lage hinein gezwungen werden, gegen welche sie die offenbarste Abneigung und durchaus keine Anlage beweisen, darin einst glücklich zu werden.

Inzwischen fehlt es leider nicht an Personen, welche ein Opfer des Eigensinns, oder der Eitelkeit, oder des Eigennutzes ihrer Aeltern und Versorger geworden sind. Ihr Schicksal ist nun für immer entschieden, und ist es gleich nicht nach ihren Wünschen, so sollen sie als Christen mit Ergebung und Muth dasselbe nehmen, tragen und aufs Beste benutzen. Die Gewohnheit versöhnt uns auch mit dem, was uns anfangs unerträglich schien, und jeder Stand, jeder Beruf hat seine besondern Reize und Vorzüge. Was nun nicht unser Hauptgeschäft sein kann und darf, es darf vielleicht unsere einsamen Nebenstunden versüßen. Unser Verdienst vor Gott und Menschen ist um so größer, je mehr wir uns selbst überwinden, je wohlthätiger, nützlicher und musterhafter wir auch in derjenigen Lage sind, die unsern Neigungen nicht entspricht. Es ist ein Gott, es ist eine Zukunft, es ist eine Vergeltung! Und der du über das Wenige treu warst, und auch das schlechte Loos, was dir zugefallen ist, weise anzuwenden wußtest, sei froh, Gott wird dich erheben, deinen Kräften ein besserer Wirkungskreis werden. Matth. 25, 21.

Eine andere und weit gemeinere Ursache zur Unzufriedenheit der Menschen mit ihrem Stande ist *verborgener Stolz und Ehrgeiz, dem nichts genug ist*. Nicht also ihr *Stand*, sondern ihre eigene *Fehlerhaftigkeit* macht sie unglücklich. Die Blödsinnigen! statt sie von sich zu schleudern, möchten sie nur ihre bürgerliche Lage verändern. Und stünden sie auf einem Thron, die Natter der Eitelkeit würde sie auch dort verwunden! — Warum betest du

so inbrünstig; und trägst Gott die thörichten Wünsche deiner Eitelkeit vor? Soll der allerhöchste Regent ein Diener deiner kleinen Begierden sein, und die weise Weltordnung nach deinen Planen ändern? Vielleicht kränkt es dich, verkannt und zurückgesetzt zu sein; vielleicht sagt dir dein Selbstgefühl, du habest mehr Geschicklichkeiten, mehr Kenntnisse, mehr Erfahrung, mehr Verdienst, als mancher Andere, der dir vom Glück vorgezogen ist. Wohlan, dies kann Wahrheit sein. Aber bist du der Einzige, welchen das Glück vernachlässiget? — Hast du überall den rechten Weg eingeschlagen, um dein Glück zu verbessern? — Bist du in deinem Stande der Beste, der Ausgezeichnetste? — Ist dein Ehrgeiz, mit welchem du Andere beneidest, auch in der That ehrenvoll für dich?

Wenn du das Bessere nicht erhalten konntest, warum bist du unzufrieden mit dem Guten, was dir wirklich schon in deiner Lage zu Theil geworden ist? — Wenn dich ein rühmlicher Ehrgeiz beseelt, so sei froh, der Erste, der Vorzüglichste in deinem Beruf, statt ein Mittelmäßiger oder vielleicht der Letzte in einem andern zu sein! Wenn dein Selbstgefühl dich nicht betrügt, so preise dein Glück, daß du einer bessern Lage würdig bist, die du nicht hast, und beneide nicht den, welcher dir vorgezogen ist, ohne würdig des Vorzugs zu sein. Wisse, es schlägt manches königliche Herz unter dem schlechtesten Gewand, und manchen niedrigen Menschen deckt der Purpur der Hoheit. — Aber vor dem bessern Theil der Welt und vor des erhabenen Gottes Augen gilt der Mensch nach dem, was er werth ist durch sein Inneres, nicht nach seinem Kleid und Rang. Liebe deinen Stand, und mache ihn durch deine Kenntnisse, durch deine Verdienste ehrenvoll; der Stand muß dich nicht ehren.

Wieder Andere sind mit ihrem Berufe unzufrieden, weil sie darin keine Aussicht haben, großes Vermögen einzusammeln. Sie wünschen Reichthum, um sich gute Tage zu machen, um Aufsehen erregen zu können. — Ungenügsamer, aber dennoch lebtest du bisher, und mehr soll dein Stand nicht, als dir Mittel an die Hand bieten, dich und die Deinigen zu erhalten. Gott hat uns Alle zum Glück berufen, aber nicht Allen gleiche Mittel gegeben. Er war es, der Hohe und Niedrige, Reiche und Arme, Herren und Knechte schuf, auf daß sie sich unter einander dienen. Wenn Andere reicher sind, als du, sind sie darum glückseliger? Wenn Andere reicher sind, als du, bist du nicht auch wieder reicher, als viele Andere, die im tiefsten Elend schmachten? Kannst du es selbst wollen, daß ein Mensch so vermögend sei, als der Andere? Und warum begehrst du nur für dich den Vorzug, und nicht für alle Andere, die noch weniger haben, als du? Bist du dieses Vorzugs würdiger, als die Uebrigen?

Wohl kann der Fall eintreten, daß dein Erwerb geringer wird, ungeachtet du gern arbeitest. Krieg und Theurung können dir schaden — doch der Arbeitsame verdirbt nie. Wenn du in bösen Zeiten nicht genug hast, so war es deine Schuld, daß du in den guten Tagen nicht für die schlechten sparetest. Du büßest jetzt nur für deinen Leichtsinn. Wenn du nicht genug hattest, war vielleicht dein Aufwand Schuld. Du wolltest es Andern gleich thun oder mehr thun, als sie. Nicht dein Stand, sondern dein Mangel an Sparsamkeit und häuslicher Ordnung richtete dich zu Grunde. Aber die guten wie die bösen Tage kommen von Gott dem Herrn; o Christ, lerne sie beide mit Weisheit benutzen! Liebe den Herrn, und er wird dich froh machen. Gibt er dir keine großen Erdengüter, er gibt dir viele Freuden, die du ohne ihn nicht genössest. Lerne genügsam sein, und du wirst reich sein, und selbst noch das nicht alles verbrauchen, was dir dein Stand und Beruf erwirbt.

Mancher ist mit seiner äussern Lage unzufrieden, weil sie ihn in Berührung mit Personen setzt, die ihm durch ihre Denkart verhaßt werden. Sie verbittern ihm das Leben durch ihre Lieblosigkeit, durch ihre Launen, durch ihren Stolz, durch ihren Haß. — Es mag sein. Doch du, der du unter diesen Umständen klagest, sei auch gerecht gegen die Vortheile, welche eben dieser dein Stand dir gewährt. Vergiß es nicht, daß er dir so viele angenehme Bekanntschaften erwarb, die du ohne ihn nicht gewonnen hättest; daß er dir so manchen Freund, so manche Freundin gewonnen, die du ohnedem nie gekannt haben würdest. Siehe,

so wird das Uebel immer wieder mit dem Guten ausgeglichen.

Und endlich, sei redlich gegen dich selbst und gegen die, welche dir zuwider sind: hast du auch schon Alles gethan, um ihre Feindschaft von dir abzuwenden? Hast du schon den Versuch gemacht, sie mit Großmuth zu besiegen? Bist du nicht vielleicht selbst durch dein Betragen Ursache zu ihrer Kälte, zu ihrem unfreundschaftlichen Verfahren gegen dich? Bist du es, o so klage deine Thorheit, deine Schwäche, dein Herz an, nicht deine Lage. Du selbst hast dir das Unangenehme in deinen Verhältnissen zubereitet. Es hängt ja nur von dir ab, Alles zu verändern, und mit Klugheit den Dornen auszuweichen, welche die Rosen begleiten. Kannst du es nicht hier, du wirst es auch in keiner andern Lage des Lebens können.

Ueberhaupt ist es der allgemeine Fehler der Menschen, daß sie nicht genug überzeugt sind, daß jeder Stand, jeder Beruf, jede Lage des Lebens ihr Gutes wie ihr Böses haben; daß wir immer nur die schimmernde Aussenseite dessen sehen, was wir wünschen, nicht aber die verborgenen Mängel; daß wir eben so von Andern beneidet werden, die das Verdrießliche unserer Verhältnisse nicht kennen, wie wir Andere beneiden, deren geheime Lasten aber uns nicht drücken.

Wir quälen uns also durch Unzufriedenheit mit unserm Stande eben so thöricht als vergeblich. Wir beweisen mit diesem Fehler, wie wenig wir die Welt kennen; wie verbesserungswürdig nicht unsere Lage, sondern unser Herz sei; wie wenig Zuversicht wir auf die Führungen Gottes haben; wie wenig wir wahre Nachfolger Jesu sind, der durch Tugend groß, durch Demuth erhaben war.

Der Mensch hat auf Erden keinen größern Verfolger, als sich selbst. Kein anderer Mensch kann uns so viel Schmerzen zufügen, als wir uns selbst, durch unsere thörichten Neigungen, durch unsere heimlichen Laster, oder durch die Fehler, welche wir frech genug sind, vor Andern zur Schau zu tragen.

Sehet den Menschen, welchem sein Stand nicht genügt, den sein Beruf verdrießt, der seine Lage verwünscht: wie plaget er sich in der Stille mit tausend Plagen, ohne daß ihn seiner Thorheit willen Jemand bemitleiden möchte! Er hat nicht Muth genug, seiner selbst Herr zu werden, und den Fehler der Unzufriedenheit abzuwerfen; darum ist er unglücklich, und ist es durch seinen Wahnsinn.

Sein mürrisches Wesen, sein unfreundlicher Blick hält die Fröhlichkeit von ihm zurück, und beleidigt die, welche mit ihm leben müssen. Er ermüdet uns mit seinen Klagen, mit seinem beständigen Tadel alles dessen, was ihm begegnet. Seine verborgene Ehrsucht und Eitelkeit wird wider seinen Willen, in Allem, was er thut, der Welt verrathen, und sie verachtet den, welchen sie nicht ehren kann; sie verspottet den, der durch wahre Bescheidenheit, durch ungeheuchelte Demuth die Liebe und Hochachtung Aller an sich ziehen könnte.

Er ist unzufrieden mit seinem Stand und Erwerb, weil derselbe seinem Hang zum Großthun und Glänzen keine Genüge thut. Wir sehen den Thoren, wie er einen Aufwand über seine Kräfte macht, wie er sich zu Grunde richtet, während er bei stiller Genügsamkeit die reinsten Lebensfreuden geniessen könnte; wie er selbst mit Unbesonnenheit das Gute vernichtet, was ihm sein Stand verschafft.

Seine Wünsche, seine Neigungen gehen immer über seine Berufsgeschäfte hinaus; darum vernachlässigt er diese, weil sein Herz nicht bei ihnen ist. Er wird unbrauchbar zu seinen Arbeiten, welche ihm sein Stand auflegt. Er flößt mit Recht Verdacht gegen sich ein, und wir bezweifeln seine Brauchbarkeit in wichtigern und größern Geschäften, da er nicht den kleinern vollkommen gewachsen ist.

O mein ewiger, himmlischer Vater, du Schöpfer der Stände und Ordnungen, du Geber des Reichthums und der Armuth, der Du die Könige vom Thron stößest, Fürsten als Bettler in die Fremde jagst, und die Niedrigen erhebest — nein, ich flehe nicht um Reichthum und Würde, nicht um Ansehen und Macht, sondern nur um ein zufriedenes, auf Deine weise Vorsehung vertrauendes Herz!

Der Stand, welchen Du mir in dieser Welt angewiesen hast, reicht hin, um mir, so lange ich mäßig bin, was ich bedarf, zu geben; reicht hin, mir und auch den Meinigen manche frohe Stunde zu verschaffen. So will ich denn, was ich durch Deinen Willen habe, mit stiller Dankbar-

keit genieſſen, und mir nicht durch Unzufriedenheit auf kindiſche Art verderben, was ich beſitzen und genieſſen kann. Ich will mit dem Guten vorlieb nehmen, wenn mir das Beſſere fehlt. Denn wer weiß, wie lange ich lebe; wer weiß, ob ich lange deſſen froh ſein würde, was ich wünſche, wenn ich es endlich erreicht hätte?

Hat gleich auch meine Lage ihre Unannehmlichkeiten, die ich bei aller Vorſicht, bei allem guten Willen nicht vermeiden kann: Gewohnheit wird mich endlich mit denſelben ausſöhnen. Um meine Zufriedenheit recht dauerhaft zu machen, will ich mich üben, mehr an das Gute in meinen gegenwärtigen Umſtänden, als an das Böſe derſelben zu denken. Dies will ich bei jedem Anlaß auch meinen Freunden, meinen Hausgenoſſen fühlbar machen. So verliert das Uebel ſeinen ſchärfſten Stachel, wenn ich weniger empfindlich gegen daſſelbe bin. So wird mir ein immerdar heiteres Gemüth gehören, welches mit Freudigkeit die Sorgen des Lebens trägt und die heiligen Pflichten des Berufs erfüllt. So werde ich mir ſelbſt das Leben in meinen Verhältniſſen verſchönern können, ſie mögen auch ſein, wie ſie wollen.

Nackt und arm trat ich in dieſe Welt; arm und bloß werde ich ſie wieder verlaſſen. Nichts nehme ich einſt mit mir, als das Zeugniß eines guten Gewiſſens, daß ich in jeder Lage meines Lebens nach Jeſu Vorbild gut und nützlich war. Ach, nach dieſem Schatz, der nie verſchwindet, nach dieſem Segen, der für mich durch die ganze Ewigkeit fortwährt, laß mich trachten. Dazu ſegne meine Anſtrengung, meine Sorgen, o Gott, um Jeſu und Deiner Liebe willen. Amen.

VI.

Vom Genuß der Freude.

1. Theſſ. 5, 16.

Wie herrlich, Gott, iſt Deine Erde,
Wie wundervoll ſchon dieſe Welt!
Ach, was ich war und bin und werde,
Bezeugt, daß Deine Hand mich hält;
Bezeugt, daß ich zum Glück berufen,
Zur Seligkeit geboren bin.
Der Seraph jauchzt auf höhern Stufen,
Der Wurm im Staube ruft: Ich bin!

Ich bin! — das Daſein ſchon iſt Freude!
Ich bin! — wie könnt' ich elend ſein!
Was Du erſchufſt, rieſt Du zur Freude,
Der Menſch nur ſchafft ſich ſeine Pein.
So will ich denn in Dir nur leben,
Und ganz dem Lebensglück mich weih'n;
Das heißt, ich will als Chriſt nur leben,
Und mich in Gott als Weiſer freu'n.

Wenn Alles zur Freude wach wird, ſollte ich mein Herz dem ſchönſten Gefühle verſchlieſſen? — Ich habe meine Tage der Thränen gehabt: ſollte ich den Stunden der Heiterkeit abſchwören? Ich bin nicht geſchaffen zu ewiger Trauer, auch nicht zu ununterbrochenem Vergnügen. Die wechſelnden Stunden bringen Schatten und Licht, Sonnenſchein und Gewitter, Thränen und Entzücken. Aber Gott ſendet dieſe Stunden, und ſeine Hand will mich durch dieſen Wechſel der Dinge veredeln, erziehen.

Ja, auch ich bin zur Freude geboren. Gott, voll ewiger Liebe, ſchuf dieſe Welt; darum kann ſie kein bloßer Aufenthalt des Jammers und der Trübſal ſein. Gott, voll ewiger Liebe, will unſer Glück — warum ſollten wir uns einen Vorwurf daraus machen, unſer Wohlſein zu empfinden, daß er mit väterlicher Hand uns, ſeinen Kindern, bereitet! — Und das lebendige Gefühl unſers Wohlſeins heißt — Freude.

Darum irren Diejenigen, welche einen beſtändigen Ernſt empfehlen wollen, und die Fröhlichkeit heiterer Gemüther tadeln. Sie verkennen die Güte des liebenden Schöpfers, und ihr Trübſinn empört ſich wider die wohlthätigen Einrichtungen der Natur. Ihr verſtimmtes Herz möchte die ganze Welt in dieſer Verſtimmung ſehen, damit ſie nicht allein ſtänden. Aber Gott iſt ein Gott der Liebe, nicht ein Gott des Haſſes; Gott iſt ein Gott der Seligkeit, und nicht ein Gott des Jammers. — Ihn verherrlicht am ſchönſten das Glück und die Seligkeit ſeiner Geſchöpfe; ihn verherrlicht am ſchönſten die Thräne der Freude.

Seid allezeit fröhlich! ermahnte einer der vornehmſten Boten Jeſu ſeine Freunde (1 Theſſ. 5, 16). Ein fröhliches Gemüth, ein heiterer Sinn ſind das ſicherſte Kennzeichen eines geſunden Leibes und einer geſunden Seele. Der vergnügte Menſch kann nicht leicht darauf ausgehen, Andere mißvergnügt zu machen; der frohe Menſch ſieht nie gern Andere leiden. Stände es bei ihm, er würde ſeine angenehmen Empfindungen der ganzen Welt mittheilen, er würde alle Thränen abtrocknen, die geweint

werden. Der Bösewicht kann zwar auch lustig sein, aber nicht froh und heiter. Der Lasterhafte kann sich eines gelungenen boshaften Streiches freuen, aber die Sorgen des bösen Gewissens verfinstern ihn bald wieder. Seine Freude ist kein reiner Himmel, sondern ein augenblickliches Wetterleuchten zwischen schwarzen Wolken. Wahre Heiterkeit ist nur eine Gesellschafterin der Unschuld. Daher sehen wir die Jugend in fast beständiger Fröhlichkeit, weil sie ein freies Herz, ein unbefangenes Gemüth hat. Aber die harmlose Empfindung ihres Wohlseins verschwindet, sobald die Leidenschaften erwachen und Sorgen erwecken. — Seid allezeit fröhlich! heißt dies etwas anderes, als: seid allezeit tugendhaft, seid immerdar unschuldig in Gedanken und Thaten, wandelt beständig mit reinem Herzen vor euerm himmlischen Vater?

Wohin geht denn all unser Streben und Bemühen? Um glücklich zu sein. — Wofür tragen wir des Tages Last und Hitze? Um der süßen Ruhe desto ungestörter zu genießen. — Warum sorgen und arbeiten wir? Um Freude zu ärnten.

So wie eine beständige stille Heiterkeit das Gemüth des Menschen am empfänglichsten für das Gute macht, die schönste Anlage zur Tugend ist, eben so sind Vergnügungen überhaupt gleichsam eine Arznei für den Körper, wie für den Geist. — Wie Schwermuth und Trübsinn die Gesundheit des Leibes schwächt, so stärkt die Freude unsern Körper. Mancher Kranke, an dessen Bette die Kunst der Aerzte verzweifelte, ward durch eine kleine Freude gerettet! — Der Geist würde zuletzt verderben unter der Last der Sorgen, wenn er nicht durch angenehme Zerstreuungen neue Kraft gewinnen könnte. Der frohe Mensch ist zu allen Geschäften am meisten aufgelegt.

Doch bewundernswürdig, wie der ruhige Muth des wahren Christen unter den Stürmen des Lebens ist, soll auch seine Besonnenheit in den Stunden der Fröhlichkeit sein. Und wahrlich, es ist vielen Menschen leichter, standhaft und entschlossen im Unglück zu bleiben, als Maas und Ziel bei Anlässen der Fröhlichkeit zu halten. Denn im Unglück fassen wir unsere Kräfte zusammen, und gebieten über dieselben mit Vorsicht; in der Freude aber überlassen wir uns nur zu gern aller Macht derselben, und geben uns dem Strome des Vergnügens ohne Vorbedacht preis. — Christliche Weisheit erscheint daher noch glänzender im Genuß der Freude, als im Kampfe gegen die Noth.

Den gewöhnlichen Menschen reißt die Gewalt des Vergnügens fort; der Christ, Herr seines bessern Selbst, führt die Freude an seiner Hand. Der gewöhnliche Mensch sinkt entnervt im Taumel der Zerstreuungen unter. Der wahre Christ erhebt sich und veredelt sich durch den Genuß glücklicher Stunden. Den Freuden des gewöhnlichen Menschen folgen Erschöpfung, Uebersättigung, oft Reue; der wahre Christ fühlt nur das stille Entzücken der Erinnerung; ihn verklärt nach jedem schönen Tage eine schöne Abendröthe.

Weit entfernt also, daß der Christ das Vergnügen und die Anlässe desselben fliehen sollte, wird er gern sich mit den Fröhlichen freuen (Röm. 12, 17). Es erquickt sein gutes Herz, frohe Menschen zu sehen und Fröhliche zu machen. Jesus mied den Anblick der zur Freude gestimmten Menschen nicht: er floh nicht von dem heitern Mahle der Hochzeitfeier zu Kana, und da es am Weine gebrach, verwandelte seine wohlthätige Hand das Wasser (Ev. Joh. 2).

Aber wie in jeder Angelegenheit des Lebens sich der Weise unterscheidet vom Thoren, unterscheidet sich auch im Genuß der Freude und ihrer Art der Christ vom Leichtsinn des großen Haufens, der keine Religion hat, als die in äussern Zeichen und erlernten Gebeten besteht.

Der Christ liebt Freuden und Vergnügungen, aber nur die erlaubten. Und ihm sind alle Freuden erlaubt, nur nicht diejenigen, deren Genuß Andern oder ihm selbst Nachtheil bringen und die Würde seines Herzens verletzen können.

Ach, wie groß und unermeßlich ist das Reich der Freude, welches uns Gott aufschloß, da er uns die Pforten seiner unendlichen Schöpfung öffnete, — da er unsern Seelen rief: tretet ins Leben! da der bunte Wechsel der Jahreszeiten mit Blumen und Früchten und Winterstürmen an uns vorüber zog; da die Familien der Menschen uns freundlich in ihren Schoos aufnahmen; da die Hoffnung in ewiger Jugend unsere Lebensbegleiterin ward; da die Freundschaft uns in seligen Stunden

an ihre Brust schloß; da unsere Arbeiten uns und Andern segenvoll in Früchten glänzten; da uns die Tugend ihr stilles Entzücken gab; da die Gottheit sich in den Wundern unserer Schicksale offenbarte; da die Strahlen der himmlischen Gestirne uns Ahnung ewiger Freuden ins Herz gossen!

Es ist eine Verirrung des Geistes, es ist eine Seelenkrankheit, es ist ein Wahnsinn, neben dem unerschöpflichen Reichthum der Freuden Gefallen an solchen finden zu wollen, durch die wir uns selbst oder Andern Pein und Schmach bereiten. — Denn wer, dessen Verstand nicht verdunkelt ist, wird Vergnügen daran finden, gegen die Brust seiner Freunde oder fremder Menschen den Dolch zu zucken? — Dies thut die boshafte Schadenfreude, dies thut der niedrige Betrug, dies thut der wollüstige Verführer, oder der entehrende Verleumder; der Elende, dem nach fremdem Eigenthum gelüstet; der Undankbare, der Wohlthaten mit Gleichgültigkeit vergilt; der Rachsüchtige, dem nur wohl ist in der Qual und Vernichtung des Verhaßten, u. s. w.

Oder ist es keine Geistesverirrung, wenn der Mensch, um sich angenehme Empfindungen zu verursachen, Gift trinkt? — Und was thut der offenbare oder heimliche Hochmuth, wenn er, um sich vor Andern auszuzeichnen, mit verderblichem Aufwande sein Hauswesen zu Grunde richtet, und mit Entehrung seiner und seiner Familie endet? — Was thut der Schlemmer, wenn er seinen Himmel nur am köstlich besetzten Gastmahl findet, und seine Tage mit naschhafter Gefräßigkeit abkürzt? Was thut der üppige Wollüstling, wenn er seine edelsten Kräfte schwächt, um vor der Zeit als ein bleiches, ekelhaftes Gerippe umher zu wanken zwischen Leben und Sterben? Was thut der Trunkenbold, wenn er in berauschenden Getränken täglich seine Vernunft verirrt, und in den Rang roher Thiere niedersinkt? Die Elenden, sie zerreissen muthwillig die Rosen, die ihnen blühen, und bekränzen sich nur mit den Dornen derselben.

Die Freude ist nur Gefährtin der Unschuld. Bloßer Sinnenkitzel ist keine Freude, sondern nur Kitzel. Der Christ flieht jedes Vergnügen, hinter welchem die Reue hergeht. Und jedem Vergnügen folgt die Reue unfehlbar, welches sich auf die Zerstörung fremden Glücks oder eigener Zufriedenheit gründet.

Der Christ genießt nur **erlaubte** Freuden. Er will, als Weiser, nur reine Seligkeit, nicht seiner selbst unwürdig; nicht die rohe Lust theilen mit Thieren, die unter ihm stehen; noch minder gelüstet es ihm nach den Vergnügungen der Hölle am Leiden Anderer.

Doch nicht alle erlaubten Freuden sind ihm gleich werth. Wenn er durch die Freuden, so er genießt, auch weder Andern, noch sich selbst unmittelbar schadet, kann er durch Unbehutsamkeit in ihrer Wahl an der Achtung seiner Nebenmenschen einbüßen.

Der Christ genießt deswegen **nur die anständigen Freuden**, das heißt, nur **solche**, die ihm nichts von dem Ansehen rauben, dessen er bei seinen Mitbürgern theilhaftig sein möchte. Er vergißt es nie, daß er eben so viel von dem Wirkungskreise verliert, worin er Gutes stiften könnte, als er von dem guten Ruf aufopfert, den er erworben hat.

Selbst bei dem Genuß unschuldiger Freuden müssen wir daran denken, daß sie unserm **Alter** und **Geschlecht**, daß sie unserm **Stande** und **Berufe nicht unangemessen** sind. Unser Zartgefühl ist es Andern schuldig, daß wir zu unsern Vergnügungen keine **Zeit** wählen, die unschicklich ist, oder keinen **Ort**, der Andern Anstoß geben könnte. Wir sollen durch unsere Klugheit zu verhüten suchen, daß wir die Meinung anderer Menschen nicht über unsern eigenen Werth irre leiten, und daher vorsichtig sein in der **Wahl der Gesellschaft**, mit welcher wir unsere Vergnügungen theilen.

Darin fehlen auch die besten Menschen, daß sie glauben, wenn sie an sich nichts Unrechtes begehen, sie auf das, was man Anständigkeit heißt, keine Rücksicht zu nehmen brauchen. Aber sie haben durch ihre Erfahrungen nachher nicht selten die wichtige Lebensregel theuer bezahlen müssen: der Mensch soll sich eben so sehr hüten, **schlechter zu scheinen, als er ist**, wie er sich hüten muß, Heuchler zu sein.

Wenn bejahrte Personen sich den Ergötzungen der lebhaften Jugend überlassen, deren Gefallsucht, jugendlichen Schmuck und selbst ihre kleinen Unbesonnenheiten annehmen wollen; — oder wenn Mütter, wenn Töchter das Zartgefühl ihres Geschlechts, jene Sittsamkeit, und das holde bescheidene Wesen vergessen, das ihnen

allein die Achtung der Bessern erwirbt; wenn sie an Lustbarkeiten und Freuden Geschmack finden, die man sonst nur gern den Männern allein überläßt: so sind diese Vergnügungen gegen den Anstand und die gute Sitte Verläugnungen unsers eigenen Werthes und unserer Würde. — Wenn Personen, die durch ihren Beruf, durch ihren Stand Ehrfurcht von Untergebenen fordern, sich Lustbarkeiten überlassen, die mit der Ehrfurcht, welche ihnen gezollt wird, schlecht zusammenstimmen, — wenn Aeltern Possen treiben, durch welche sie ihrer eigenen Kinder Spott und Gelächter werden, — wenn wir Zerstreuung und Vergnügen an Orten suchen, oder in Gesellschaften, welche durch die Art ihrer Unterhaltungen, durch den daselbst herrschenden Ton nicht im besten Rufe stehen: so sind diese Sünden gegen das Schickliche Herabwürdigungen des eigenen Werthes, Aufopferungen jener öffentlichen Achtung, die uns um des Einflusses willen theuer sein muß, den sie uns auf Andere, und besonders auf Untergebene, gewährt.

Auch die erlaubten und anständigen Zerstreuungen und Lustbarkeiten, an welchen wir Freude finden, sollen wir nur in Mäßigkeit genieſſen, das heißt: *sie sollen uns Erholungen sein, nicht alltäglich und bis zur Leidenschaft genossen werden.* Sobald gewisse Vergnügungsarten uns zum nothwendigen Bedürfniß werden, verlieren sie den schönsten Theil ihrer Wohlthätigkeit. Wir machen uns von ihnen abhängig, statt daß sie von uns abhängig sein müssen; sie beherrschen uns, und wir verlieren von unserm Glück, von unserer Ruhe, wenn wir sie verlieren. Wir sind auf dem Wege, *leidenschaftlich* zu werden und, *ohne auf Vernunftgründe zu hören*, uns dem Strome der Lust zu überlassen; wir sind auf dem Wege, unsere heiligsten Pflichten gegen unsere Gesundheit, gegen unsere Vorgesetzten, gegen unsere Untergebenen, gegen unsere Geschäfte zu vernachlässigen. Wir hören auf, *gute* Menschen zu sein, und sind von der Stunde an auch nicht mehr *glückliche* Menschen.

Das Vergnügen ist für Geist und Körper nur Arznei. Durch Uebermaas verwandelt unsere Thorheit die köstliche Arznei in tödtendes Gift.

Das Vergnügen soll uns nach der Arbeit erquicken, soll uns zu unserm Berufe stärken. Tägliche Lustbarkeiten, tägliche Zerstreuungen und Feste werden uns, statt zur Erquickung, eine *Arbeit*, ein ermüdendes, erschlaffendes Tagewerk, und enden damit, daß sie unsern Sinn für den Genuß der Freude abstumpfen.

Auch mitten im Taumel des Vergnügens, mitten in der Fröhlichkeit der Gesellschaft, behält der Christ seine besonnene Fassung. Er vergißt sich selbst nie zu sehr, und tritt leise zurück, sobald er fühlt, seine Freude entarte in eine wilde Lustigkeit, in eine Ausgelassenheit, worin er selbst weder seiner Zunge noch seiner Thaten Herr bleibe.

Obwohl er nicht die Anlässe flieht, von Herzen fröhlich zu sein mit den Fröhlichen, haben doch allezeit diejenigen Freuden für ihn den höchsten Werth, welche, ohne eben rauschend zu sein, die längste Dauer haben, ohne eben das Gemüth zu ausserordentlicher Lustigkeit zu stimmen, einen stillen reinen Genuß geben, und noch lange nachher durch die Anmuth der Erinnerung wohlthun.

Und dahin will ich die stillen Freuden des häuslichen Lebens, das Vergnügen an nützlichen Arbeiten, die Lust des stillen Wohlthuns zählen, überhaupt das himmlische, reine Entzücken zählen, welches aus der Begehung tugendhafter Handlungen, aus dir, o Religion Jesu, meines Beseligers, quillt. Die Zufriedenheit, welche ich Andern bereitete, ich habe sie mir selbst bereitet; die Freude, welche ich Andern machte, ich habe sie mir selbst gemacht; die Thränen, welche ich von fremden Wangen trocknete, ich habe sie mir selbst abgetrocknet. Ja, die Handvoll Freuden, die ich auf der Laufbahn meines Lebens ausstreute, sie kehren nach Jahren und Tagen als ein Meer von Seligkeiten zu mir zurück.

Warum denn, da meines Gottes Güte mir schon in dieser Welt so tausend Freuden zum Genuß darbietet, warum sollte ich nicht die edelsten, die ungetrübtesten, die dauerhaftesten für mich erwählen? — Warum denn, da ich Mittelgeschöpf, das zwischen Thier und Engel schwebt, zwischen den Vergnügungen des Thiers und des Engels wählen kann, sollte ich nicht die Freuden höherer Geister vorziehen?

Und welches können die Freuden höherer Wesen sein, als diejenigen, welche sie empfinden, weil sie edler, vollkommener, weiser und der Gottheit ähnlicher werden? Es ist die Freude, welche Jesus Christus empfand (Luk. 10, 21), da er die Wirkungen seines himmlischen Wortes auf die Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts wahrnahm.

O Gott, o unendlich gütiger Geber der Freuden! Dir ähnlich werden! — zu Dir emporringen durch Nachahmung Deines heiligen Sohnes! — zu Dir emporsteigen durch die Ewigkeit in Werken der Liebe und Güte! — zu Dir emporsteigen durch Veredelung meines Gemüths, durch Aufhellung meines Verstandes, damit ich Dich immer würdiger erkenne und verehre — ach, diese Freude sei die höchste unter allen irdischen, nach der ich schmachte. — Nein, solche Freude ist nicht mehr irdisch; sie ist schon himmlisch. Ich wandle zwar noch auf Erden, aber mein Name steht schon im Buche des Lebens, steht schon im Himmel geschrieben (Luk. 10, 20).

Du, höchste Liebe, für die ich keinen Namen weiß, du hast mir zur Seligkeit gerufen — zur Seligkeit hienieden, zur Seligkeit droben. Nie, nie will ich meiner herrlichen Bestimmung unwürdiger werden! Mein ganzes Leben, mein Denken, mein Thun, sei das Dankopfer für die Unendlichkeit des Glückes, dem Du mich geweiht hast. Du hast den Wurm des Staubes, Du hast den Seraph, der vor Deinem Throne betet, zur Freude geschaffen. Das Jauchzen der Unschuld, der Gesang der Lerche, die zum Himmel steigt, alle Welten des unendlichen Himmels, die strahlend in ewiger Uebereinstimmung durch einander kreisen, verherrlichen Dich, unendliche Liebe. O so fliehe der Mißmuth, die kleinliche Sorge von meinem Herzen. Ich will jeden Tag mit einer tugendhaften That schmücken: so werde ich unveränderlich froh sein können. Ich will die Freude geniessen, um Dich in ihr preisen zu können, Du, dessen unergründliche Liebe alle Schöpfungen Deines Weltalls, alle Jahrtausende der Ewigkeit feanen! — Halleluja! dem Höchsten, dem Ewigen, dem Allesbeseligenden unendlichen Dank! Ewiges Halleluja!

VII.

Falsche Haushaltung.

1 Tim. 6, 9 — 11.

Des hohen Werthes Deiner Gaben
Und ihrer Absicht eingedenk,
Beweise Jeder, was wir haben,
Sei nicht verdient, sei Dein Geschenk;
Sei ein Geschenk nur für die Zeit,
Nicht aber für die Ewigkeit.

Laß uns in unsers Glücks Gefahren
Durch Demuth und durch Mäßigkeit
Vor seinem Mißbrauch uns bewahren,
Vor Geiz und schnöder Ueppigkeit:
Daß jeder seinem Rufe treu,
Nie unwerth seiner Gabe sei.

Die Grenzlinie zwischen dem, was gerecht ist, und dem Zuviel oder Zuwenig, der Scheidepunkt zwischen einer Tugend und den ihr entgegenstehenden Fehlern, ist so zart, daß der Mensch zuweilen noch auf der Bahn seiner Pflichten zu sein wähnt, wenn er schon mit großen Schritten auf Irrwegen zu seinem Verderben eilt. Wir können daher niemals aufmerksam genug auf uns selbst sein, nie oft genug unsere Handlungsart prüfen, wenn es uns im Ernst an Vollkommenheit und Veredelung der Seele gelegen ist.

Wie Mancher hält sich nur für freigebig, wohlthätig, menschenfreundlich, der schon ein tadelhafter Verschwender seines Vermögens ist! Wie Mancher nennt sich nur sparsam und vorsichtig, der schon alle Spuren eines der ekelhaftesten Laster, des Geizes, an sich trägt! Ja, wie gewöhnlich ist es, sogar in einer und derselben Person die doppelten Laster, des Geizes und der Verschwendung, beisammen zu finden!

Gewöhnlich? — Wie, sollte auch ich mich in meiner Haushaltung solcher Fehler schuldig machen? Ich kann es kaum glauben. Dennoch will ich diese Stunde der Einsamkeit und Andacht einer Selbstbetrachtung weihen, die vielleicht auf die Einrichtung meines Hauswesens Einfluß haben kann. Es ist mir nicht gleichgültig, ob ich mit dem mir von Gott verliehenen irdischen Segen wahrhaft weise haushalte.

Ich thue recht daran, ich übe meine Pflicht, wenn ich, als Mensch, mein irdisches Vermögen zu vergrößern suche. Wer es unterläßt, fällt zuletzt Andern zur Last, wird ein unnützes Mitglied in der Gesellschaft, und zehrt von fremdem Eigenthum. Ich muß arbeiten und mein Eigenthum ver-

mehren, da ich noch Kräfte habe und Gelegenheiten. Ich bin verpflichtet, mich so sehr als möglich von drückenden Nahrungssorgen frei zu machen, damit ich desto mehr den edlern Sorgen um meinen Geist nachhängen kann. Habe ich ein genugsames Einkommen: so bin ich unabhängig von der Gnade und den Launen anderer Menschen, die oft unedel genug denken, uns unsere Armuth hart empfinden zu lassen. Habe ich etwas mehr, als ich bedarf, so habe ich sogar Mittel, Andern ohne meinen eigenen Schaden nützlich zu werden, und meinen Wirkungkreis für alles Gute zu erweitern. Denn wer reich ist, oder auch nur wohlhabend, den ehren die Menschen; aber die Achtung, das Zutrauen, welches mir durch mein Vermögen erwächst, ist ein neues, ansehnliches Eigenthum, durch welches ich vielen meiner Nächsten ungemein wohlthätig werden kann. Zudem, bin ich nicht auch schuldig, an meine ärmern Verwandten und deren Unterstützung zu denken? — an die Erziehung und Versorgung der Kinder, die mir Gott gab oder geben könnte?

Die Vermehrung des Eigenthums und Besitzes, durch Fleiß und sparsames Haushalten, gehört also zu den ersten Pflichten des Menschen, der unter Menschen leben will. Sinnlose Verschwendung ist gewissermaßen eine Selbstverstümmelung. Wer sein Gut verschleudert, beraubt sich der nächsten Mittel der Selbstvervollkommnung und Wohlthätigkeit; schlägt seine Freiheit in schwere Fesseln; wird der verachtete Sklave fremder Launen, und bereitet seinen Angehörigen, wie sich, eine Zukunft voller Sorgen, Schmach und Noth zu.

Das Schutzmittel des Weisen gegen den Druck eigener Armuth ist: *Arbeitsamkeit, um Vieles zu erwerben; Mäßigkeit, um wenig zu genießen; Freude am Ueberflusse, den er gewonnen hat, um denselben zum Besten seiner höhern Bedürfnisse, oder zum Vortheil der Seinigen und jedes Nothleidenden anzuwenden.* Alles dieses liegt in dem Worte *Sparsamkeit.*

Aber ihrer Viele halten sich auch für sparsam, wenn sie ihr Eigenthum unvermindert bewahren, und nur dasjenige verzehren, was davon alljährlich ohne Nachtheil des Ganzen erübrigt werden kann. Sie tadeln den Verschwender, dessen Vermögen sichtbar kleiner wird; daß sie selbst aber Verschwender sind, halten sie für Unmöglichkeit. — Und doch sind sie es, wenn sie ihren Ueberfluß, statt damit zum Wohl ihrer Kinder oder zur Unterstützung nützlicher Dinge hauszuhalten, leichtsinnig in den Strom oder in die verzehrende Flamme schleudern, um ein elendes, augenblickliches Vergnügen dabei zu haben. Wer ist aber thöricht genug, sein Geld in Flammen und Strom zu schleudern, wo es Niemandem zu statten kommt? Was thut denn derjenige anderes, welcher seinen Gewinn an Spieltischen, oder bei prunkenden Festgelagen, oder in Leckerbissen des Gaumens und auf ähnliche Weise versplittert? Er ist Verschwender, weil er sein Gut nicht auf die nützlichste Weise, weder für sich noch für Andere, anzuwenden verstand.

Wieder Andere dünken sich sparsam, indem sie diese Lebensart verabscheuen, und das erübrigte Geld sorgfältig zusammenhalten, um ihr Eigenthum zu vergrößern. Aber ihre einzige Lust am Vergrößern des Besitzes ist zuletzt das Vergrößern selbst. Sie sammeln Vermögen zu Vermögen, ohne Zweck. Sie wollen Reichthum, ohne ihn anzuwenden. Sie lieben ihn nicht mehr als Mittel, sich angenehmen Lebensgenuß oder ihren Nächsten Nutzen zu schaffen, sondern um seines Selbstes willen. Sie stürzen in die Fehler des *Geizes.* Ihr Fleiß ist eine ungenügsame, rastlose Erwerbungssucht, eine immer geschäftige Begierde nach größern Vortheilen. Ihre Sparsamkeit ist eine selbstverderbende Genauigkeit, eine gegen das Wohl oder Weh des Andern gefühllose Kargheit.

Der Geiz ist ein von der Mehrheit des menschlichen Geschlechts mit Recht am meisten verspottetes oder gehaßtes Laster, besonders wenn er, was leicht geschieht, in seiner ekelhaften Größe dasteht. Allein auch hier gibt es mannigfaltige Abstufungen. Nicht alle Arten des Geizes, nicht alle Gehässigkeiten desselben sind Jedem gemein. Bei dem Einen kämpft noch das Gefühl des Bessern, natürliches Wohlwollen für Andere, gegen die ängstliche Sparsucht; bei dem Andern paart sich noch prahlerischer Stolz und Aufwand mit der Genauigkeit und Kargheit im Hauswesen; ein Dritter hat noch Gelüste zum körperlichen Wohlleben, zum Zeitvertreib und ge-

selligen Umgang, und dabei Schmerz über jeden kleinen Aufwand, mit dem er solche Genüsse erkaufen muß; ein Vierter ist nicht ohne Mitleiden gegen alle Arten fremden Elendes, und doch ohne Kraft, den Forderungen seines Mitleidens zu genügen; es thut ihm weh, Andere leiden zu sehen, aber er mag doch selbst nicht helfen.

So hat der Geiz noch vielerlei Abstufungen; immer aber bleibt er — Geiz, das heißt, vorherrschende ängstliche Neigung, Vermögen zu sammeln, von dem er sich selbst und Andern den Genuß versagt; leidenschaftliche Liebe des Reichthums um des Reichthums willen.

Nie hat der Sparsüchtige genug; karg mit seinem Vermögen gegen Andere, darbt er selber, wenn er nicht die Annehmlichkeiten des Lebens unentgeldlich genießen kann. Immer sieht man ihn in gewinnsüchtiger Arbeit; begehrlich lüstern nach Geschenken; absichtlich gefällig gegen Reiche; ängstlich gegen Arme; mit bedachtsamem, vorsichtigem Wuchergeist beim Ausleihen; klagend über schlechte Zeiten; gleichgültig, oft hart gegen Blutsverwandte, die er unaufhörlich vor Verschwendung warnt; andächtig in den Kirchen, um himmlischen Segen zu erflehen; kindisch furchtsam vor dem Tode — absterbend für Alles, nur in seiner Selbstsucht noch lebendig für Geld und Eigenthum. Er entzieht sich und den Seinigen gern Alles, was nicht unumgänglich nothwendig ist; er hält sich für arm, oder zittert, durch irgend einen Zufall arm zu werden; er denkt nie ohne Zagen an die Zukunft, und um nicht in künftigen Jahren zu darben, darbt er durch sein ganzes Leben. So ist der Geiz der Gipfel der Armuth.

Welch ein unruhiges, angstvolles Leben führt der Unglückliche, welchen diese Leidenschaft foltert! Er sitzt an den Quellen der Lebensfreuden, und dürstet; die Sorge um Geld und Gut lähmt seinen Geist zu allem Edlern, und schwächt die Gesundheit seines Leibes; er ist dürftiger als der Bettler, welcher freudig an dem ihm zugefallenen Almosen schwelgt; er stirbt, und sah von dem ganzen Leben nichts, als Geld und Pfand- und Zinsbriefe, und verging unter beständigen Entbehrungen und Versagungen, um die todte Frucht seiner Mühen und Sorgen seinen Erben zu überlassen, die ihn nicht hochachten konnten.

Nur der Zufriedene ist reich; darum ist der Geizige eins der unglücklichsten Wesen, weil er nie zufrieden sein kann. Nur der Wohlhabende ist geehrt und geliebt, welcher Freuden um sich zu verbreiten weiß; darum ist der Geizige verachtet, weil er in der Fülle seines Reichthums dürftig ist, und die Kunst, Glückliche zu machen, nicht erlernen kann.

Die Aengstlichkeit und Unzufriedenheit, welche ihn beherrscht, verbreitet sich über Alles, was von ihm abhängt. Zänkisch im Hauswesen, karg und unfreundlich in der Kinderzucht, mürrisch und hart gegen Hausbediente, kalt gegen Verwandte, wird er Allen eine Plage oder Abscheu. Er sieht nicht ohne bittere Empfindungen den wachsenden Wohlstand des Nachbars, und der Neid verschlingt seine Seele. Er sieht einen Gewinn, der durch Unredlichkeit zu machen wäre, — die Gelegenheit ist zu reizend, besonders wenn die Schlechtigkeit des Mittels nicht leicht in die Augen fällt: — so wird ihm eine Falschheit verzeihlich, seine Treue wird verkäuflich, Wort und Eid werden umgangen. Für einen Vortheil, für eine Erbschaft, für ein einträgliches Amt opfert er Ehrgefühl, Versprechungen, Freundschaft, Dankbarkeit gegen Wohlthäter, Wahrheit und Unschuld hin; wird er Verleumder, Lügner, Schmeichler, Alles was man will, und bestürmt er den Himmel mit Gebeten, die Kirche mit Besuchen. Ihm gilt nichts für Tugend, als was ihm Zuwachs des Vermögens bringt; alle Laster werden von ihm entschuldigt, bald Nothwendigkeit, bald Klugheit geheißen, wenn sie ihm zur Vermehrung seines Gutes helfen. So ist der Geiz eine Wurzel alles Uebels, (1 Tim. 6. 10.)

Wie mit der untergehenden Sonne die Schatten wachsen, so wachsen mit den zunehmenden Jahren die Neigungen des Geizes. Die natürliche Besorglichkeit des spätern Alters vermehrt den Reiz zur Sparsucht und Kargheit.

Nicht Jeder, in welchem schon jetzt unmäßige Begehrlichkeit nach größerm Vermögen wach geworden, wird sie in jenem Bilde des vollendeten Geizes erkennen. Aber dahin wird sie, ohne ernstliches Ankämpfen, ausarten.

Es ist noch viel gewöhnlicher, daß mehrere Laster sich in einem und

demselben Menschen das Gleichgewicht halten, wodurch er zuweilen den Anschein von nicht gänzlicher Verdorbenheit bekommt, als daß eine einzige ungeheure Leidenschaft den ganzen Menschen verschlingt.

So giebt es Viele, welche karg sind gegen ihre Hausbedienten, unbarmherzig gegen Leidende, gleichgültig gegen die bedrängte Lage ihrer Blutsverwandten, ohne Schonung gegen ihre Schuldner — Alles nur um Geld zu erwerben, dann aber hingegen mit diesem ruhmlos erworbenen Gewinn Pracht und Aufwand zu treiben, oder sich einen Namen zu machen, oder unter den Spielern zu glänzen, oder Wollüste zu befriedigen, und den Gaumen mit köstlichen Gewürzen zu kitzeln. Hier ist also eine Sünde nur Gehilfin und Magd der andern, und ihrer beider verabscheuungswürdiger Knecht ist der Mensch!

Dergleichen Fälle sind aber im alltäglichen Leben nicht selten. Mit welcher Begierde und auf wie unrühmliche Weise wird hier und dort Geld zusammengescharrt, bald durch unläugbaren Betrug, der aller Gesetze spottet; bald durch listige Erbschleicherei; bald durch Bedrängung der Schutzlosen — Alles nur, damit Hoffart und Hochmuth getrieben werden könne! — Mit welcher Grausamkeit wird Unglücklichen oft die nöthige Hilfe versagt, mit welcher Genauigkeit und Sparsucht das Gesinde behandelt, die ganze Haushaltung beschränkt, und dann ein üppiges Gastmahl gegeben, wo in wenigen Stunden verschwelgt wird, was das Glück einer armen Familie auf mehrere Monate gemacht haben würde! Wie mancher Vater, wie manche Mutter, geizen gegen ihre eigenen Kinder, verwahrlosen deren Erziehung, und spenden die mit niedriger Erwerbsucht auf ungerechten Wegen zusammengesparrten Summen für Kleiderglanz und prächtiges Hausgeräthe hin!

Jedem gab Gott sein Pfund, mit dem er hienieden wuchern sollte, zur Beförderung allgemeiner Glückseligkeit; Jeder wird von der Anwendung der ihm anvertrauten Mittel einst Rechenschaft zu geben haben. Wehe den treulosen Haushaltern, welche, unempfindlich gegen das Unglück hilfsbedürftiger Brüder, ihren Reichthum zusammenhäuften, oder ihn nur auf dem Altar ihrer Leidenschaft opferten!

Die gemeinste Quelle des Geizes liegt in der fehlerhaften Erziehung der Jugend, da man sie nicht mit dem rechten und würdigen Gebrauche irdischen Vermögens bekannt machte; da man sie nicht lehrte arbeiten, um wenig für sich selbst, vieles für Andere zu gewinnen; da man sie mit Lobsprüchen überhäufte, wenn sie ohne Zweck sparsam, ohne Nutzen für sich und Andere karg waren. Oft bewirkt die dürftige Lebensart in Kinderjahren die allzuängstliche Sorge um die Tage der Zukunft, den unmäßigen Hang zum Vermögensammeln. Oft fallen die unbesonnensten Verschwender in den Fehler des Geizes, wenn sie sich plötzlich von Armuth und Schande bedroht sehen, und nun in der Verzweiflung ein gewaltsames Gegentheil ergreifen zu müssen glauben. Oft artet das hohe Vergnügen, welches anfangs die Sparsamkeit gewährte, in alle Untugenden des Geizes aus, wenn die gesammelten kleinen Schätze immer lüsterner nach den größern machen, und durch die Gewohnheit beständiger Nahrungssorgen das Gemüth unempfänglich für reinere Freuden geworden ist.

Daher wird es weiser Aeltern Pflicht, schon früh über die Neigungen ihrer Kinder zu wachen. Hütet euch, ihrer Sucht nach Mehrhaben als Andere euern Beifall zu geben; junge Leute, welche schon so früh über dem Wohlgefallen an todten Gütern die Freuden der Mittheilung, die Lust ihres harmlosen Alters vergessen, sind gemeiniglich in spätern Jahren kleinliche, selbstsüchtige, hartherzige Menschen, ohne Liebe für Andere, und ungeliebt von Andern.

Lehret früh eure Kinder genügsam sein mit Wenigem, und Freude darin suchen, durch Mittheilung ihres kleinen Ueberflusses dankbare Herzen zu machen. Lehret sie sparsam sein in dem, was ihnen nothwendig ist, aber freigebig und hilfreich sein gegen diejenigen, welche weniger haben, als sie.

Der Weise, der ächte Christ, weit davon entfernt, den Besitz zeitlicher Güter für eine Sünde zu halten, sieht das Eigenthum vielmehr als ein großes Beförderungsmittel menschlicher Glückseligkeit an. Er sucht daher durch Sparsamkeit sein Vermögen zu erhalten, und durch rühmliche Arbeitsamkeit es zu vermehren; aber

nicht, um es als einen todten Schatz zu bewachen, oder zum Kitzel seiner sinnlichen Gelüste anzuwenden. Er meidet daher den fruchtlosen Aufwand und die Verschwendung für eitle, sinnliche Genüsse, die seine Denkart verderben könnten; er ordnet sogar durch gewisse männliche Grundsätze seinen Hang zur Freigebigkeit und zum oft unzeitigen Mitleiden; aber alles dies, um desto schneller bereit zu sein, da mit Nachdruck zu helfen, und ohne Rechnung auf Dank, wo Hilfe wohl angebracht ist; wo Pflicht, wo Großmuth, wo Wohlanständigkeit ihn auffordern, freigebig zu sein; wo er Andern Freuden bereiten oder gemeinnützige Anstalten begünstigen kann.

Er betrachtet das zeitliche Vermögen nicht als den Zweck seines Hierseins, sondern als das Mittel, sich künftigen Bestimmungen jenseits des Grabes würdiger zu machen. Dort ist sein hohes Ziel, dort sein Schatz, dort auch sein Herz! Für dieses opfert er seine Ersparnisse; nicht Schätze will er sammeln auf Erden, da sie die Motten und der Rost fressen, und da die Diebe nachgraben und stehlen! (Matth. 6, 20.)

Vater im Himmel, auch mir gabst Du Eigenthum: war ich immer weise im Gebrauch desselben? Hatte ich immer Muth genug, mir selbst oft Gelüste und Bequemlichkeiten zu versagen, wenn ich mit dem, was ich wohl entbehren konnte, Andern ein Engel des Trostes zu werden fähig war? Opferte ich nicht oft die ersten Pflichten gegen leidende Mitmenschen meinem Hange zur Eitelkeit, zum sinnlichen Wohlleben auf? Ach, habe ich das, was ich einem Weinenden abschlug, nicht zuweilen mit Lust verschwendet, allerlei unnütze Gelüste zu stillen? War ich immerdar ein weiser Haushälter über das, worüber mich Deine Gnade setzte?

Allwissender Gott, ich war noch nicht, was ich sein sollte! Darf ich es läugnen vor Dir? — Wie wankte ich oft zwischen unzeitiger Freigebigkeit und Verschwendung! Wie selten ging ich den goldenen Mittelweg der Mäßigung; wie selten wog ich mit Besonnenheit im Gebrauche meines Vermögens die höhern Pflichten gegen die geringern ab; wie oft gebrauchte ich mit Selbstsucht zu unnützen Dingen, was zum Segen von unübersehbaren Folgen für Andere hätte werden können!

Ach, ich erkenne mit Scham meine Schwächen; ich erröthe und zittere vor ihnen! — Nicht ferner soll es also sein. Ich will auch auf diesen Theil meines Lebens und meiner Denkart aufmerksamer werden. Alle meine Habe ist ein Darlehn von Deiner Hand, daß ich dadurch mir und den Meinigen ein heiteres Loos auf Erden bereite, und meine Glückseligkeit erhöhe, indem ich Anderer Glückseligkeit bewirke. Ach, daß ich es so betrachte, so benütze, dazu verleihe mir Kraft, Vater und Geber aller guten Gaben! Amen.

VIII.

Der Hausvater.

1 Tim. 3, 4. 5.

Vater, bis auf diese Stunde
Führtest Du mich väterlich;
Aus dem Herzen, aus dem Munde
Ström' ein dankbar Lied für Dich!

Du bist's, der uns Alles geben,
Alles wieder nehmen kann!
Dich, du Quell von allem Leben,
Bet' ich täglich froher an!

Alles steht in Deinen Händen,
Reichthum, Armuth, Kleid und Brod;
Gott, von Dei em Himmel senden
Kannst Du Freuden oder Noth.

Alles ist an Dir gelegen,
Menschen richt n w nig aus:
Kommt von Dir nur, Herr, der Segen,
So ist wohlbestellt mein Haus.

Ehe Völker, ehe Könige und Fürsten große Staaten errichten konnten aus der Vereinigung vieler Tausend, Familien waren diese Familien vorhanden, und jede derselben für sich gleichsam ein eigener Staat, deren natürliches Oberhaupt der Vater derselben, oder nach seinem Tode der älteste Verwandte gewesen ist. Nach seinem Namen ward das ganze Geschlecht oder der ganze Stamm genannt. Er sorgte für dessen Erhaltung, Schutz und Glück. Er war die achtbarste Person unter den Seinigen, und wenn er gebot, gehorchten freudig alle seine Angehörigen.

Unter allen Völkern ist die Würde des Hausvaters ehrwürdig gewesen und geblieben; noch heutiges Tages ist dieselbe geachtet in allen Welttheilen, unter allen Nationen. Denn sie ist in jedem Staate die erste und natürlichste jedes Bürgers. Der Fürst bekleidet sie, wie der Aermste von den Unterthanen. Das Gesetz aller Länder gibt dem Hausvater, der als Fürst

unter den Seinigen stehen soll, höhere Rechte und höhere Pflichten. Er handelt noch jetzt als Stellvertreter der Seinigen; ist der Vertheidiger ihrer Rechtsame; hat von ihnen, als Ernährer und Versorger, Gehorsam zu fordern; er steht unter den Bürgern des Staates in Verehrung, und hat in freien Ländern seine Stimme zur Gesetzgebung und Ernennung der Obrigkeiten.

Diese älteste und erste Einrichtung in der menschlichen Gesellschaft wird auch fortwährend bleiben; denn sie stammt nicht aus menschlicher Klugheit und Erfindung, sondern sie ist Sache der Natur, das heißt, Werk Gottes. Jeder, der mit dieser Würde bekleidet ist, sollte daher ihrer allezeit eingedenk sein, und sie weder mit leichtem Sinn übernehmen, noch durch eigenen Unwerth entehren.

Der Mann, so lange er allein da steht, ist ungebunden, und um nichts als um sich selbst bekümmert. Hat er für seine eigenen Bedürfnisse gesorgt, so ist er frei. Mißfällt ihm sein Stand: er verläßt ihn. Mißfällt ihm sein Vaterland: er vertauscht es mit einem andern. Ein Anderes ist es mit dem Verhältnisse des Hausvaters. Ihn fesseln viele neue Pflichten, von denen er sonst keine kannte — aber Pflichten, die an sich zu schön und durch sich selbst zu belohnend sind, als daß er sie nicht mit Freudigkeit übernehmen sollte. Er nennt unter allen seinen Sorgen jetzt die Sorge für sich selbst die geringste; seine Gattin, seine Kinder, sein Berufsgeschäft, seine Hausgenossen fordern von ihm größere Aufmerksamkeit. Er soll der Vater, Vormund, Beschützer, Freund, Rathgeber aller der Seinigen sein. Wohl werden ihm oft sein Stand, sein Amt, Gewerbe und Beruf zur Last, wenn ihn die Härte und Ungerechtigkeit seiner Obern quält, oder wenn er mehr Verdruß und Schmerz, als Gewinn von seinen Arbeiten zieht. Aber was er sonst mit Unmuth von sich abgeschüttelt haben würde, das erträgt er nun geduldig um der Seinigen willen; er nimmt die Dornen des Lebens, weil sie doch für Gattin und Kinder einige Rosen tragen. Denn ohne ihre Zufriedenheit, ohne ihre Ehre hat er selbst weder Zufriedenheit, noch Wohlstand, noch Ehre. Wäre er allein, er würde vielleicht das Land meiden, in welchem Ungerechtigkeit herrscht, oder Kriege sein Eigenthum unsicher machen, oder allzugroße Auflagen ihn um den bessern Theil der Frucht bringen, für die er ein ganzes Jahr lang sich abmühete im Schweiße des Angesichtes. Aber ein Blick auf den hilflosen Zustand der Seinigen fesselt ihn wieder an den Boden des undankbaren Landes. Er bleibt demselben getreu, und macht sich gern zum Opfer für seine Lieben.

So ist der Hausvater um seiner Stellung willen ein Gegenstand höherer Achtung, als der Ungebundene, Unvermählte und Kinderlose; der Staat zählt auf ihn mit größerer Zuversicht, als auf denjenigen, welcher in Fällen der Noth eine andere Heimath suchen kann. Es ist genug, im gemeinen Leben von Jemandem zu sagen: er sei der Vater von mehreren Kindern, deren Erzieher und Versorger er ist, um schonender gegen ihn zu sein und unwillkührliche Ehrfurcht für ihn zu empfinden.

Aber diese erhabenste Würde des Mannes in der Gesellschaft, wie oft wird sie entweiht! Und weil die schönsten, die zärtlichsten Pflichten mit ihr verbunden sind, fällt mit Recht auf den sorglosen und schlechten Hausvater auch immer die größte Verachtung. Es kann Jemand sein öffentliches Amt schlecht verwalten, es kann Jemand seine Berufsgeschäfte mit Ungeschicklichkeit treiben — man wird ihn bemitleiden oder mit Glimpf tadeln können. Aber wer seinem Hauswesen auf eine üble Weise vorsteht, wer Weib und Kind versäumen, elend machen kann: wider solchen empört sich das menschliche Gefühl. Man rechnet ihn zum Auswurf und zur Schande der Gesellschaft. So Jemand seinem eigenen Hause nicht weiß vorzustehen, wie wird er die Gemeine Gottes versorgen (Tim. 2, 3)? wie darf er hoffen, das Vertrauen seiner Obern, die Anhänglichkeit seiner Untergebenen, die Achtung und Freundschaft seiner Mitbürger zu haben? Wer seinem Hause nicht weiß vorzustehen, wo ihn die heiligen Bande der Natur binden sollten: wie kann der mit Würde und Zuversicht andern Einrichtungen vorstehen, die in dem bürgerlichen und gesellschaftlichen Zustande sonst noch statt finden?

Und wer ist ein wahrhaft weiser, christlicher Hausvater? Der ist's, welcher in seinem Hause mit Klugheit, Liebe und Standhaftigkeit Ordnung, Arbeitsamkeit, Gehorsam, Sitteneinfalt und Gottesfurcht zu

erhalten weiß. Denn diese Tugenden sind die Grundpfeiler aller häuslichen Glückseligkeit.

Und unter allen diesen Tugenden ist Ordnung die erste. Das Haupt der Familie ist es, welcher, als Fürst unter den Seinigen, Alles mit Zweckmäßigkeit einrichten und regieren soll. An ihm ist es, den Blick auf Alles zu haben. Nicht daß er alles selbst machen soll; sondern darüber wacht er, daß Jeder dasjenige wohl verrichte, was ihm anvertraut ist. Jeder von den Hausgenossen muß den Kreis der Geschäfte kennen, Jeder für die Besorgung derselben verantwortlich sein.

Wo ein christlicher, verständiger Vater sein Haus wohl geordnet hat, vollzieht sich jedes Tagewerk ohne Stockung und mit Freudigkeit. Jeder wartet seines Berufes. Es bedarf nur freundlicher Zurechtweisung, liebevoller Aufmunterung, um das Ganze in regsamer Thätigkeit zu bewahren. Vielerlei Befehlen bewirkt nur Zerrüttung; vielerlei Tadel bewirkt Verdrossenheit und Muthlosigkeit.

Wo Ordnung besteht, da ist kein Widerspruch bei jedem Anlaß; da ist kein Zwist über das, was geschehen und nicht geschehen müsse; keine Entzweiung der Gatten um jede Kleinigkeit; kein übles Beispiel für Kinder und Gesinde. Die Zwietracht der Gatten ist der erste Anlaß zum Zwiespalt des ganzen Hauses. Denn indem jeglicher Hausgenosse sein Urtheil im Stillen fällt, kann es nicht fehlen, daß er bald seinen Tadel auf jene wendet. Wo aber die Untergebenen in der Stille tadeln, da verschwindet die gebührende Hochachtung.

Daher wacht der Familienvater als Mann und Christ über Eintracht unter Allen. Nie erscheint er, selbst bei getheilten Ansichten und Meinungen, mit seiner Gattin öffentlich im Widerspruch vor den Kindern und dem Gesinde. Die Eintracht der Aeltern bewahrt die Ehrfurcht Aller unverletzt, und macht den Zank von Seite der Uebrigen zu einem Verbrechen gegen den Hausfrieden.

Damit aber die Ordnung des Hauswesens wohl bestehe, ist es der Vater der Familie, welcher sich selbst, ein Beispiel Aller, den eingeführten Einrichtungen und Gesetzen der häuslichen Zucht willig unterwirft, selbst dann, wenn sie ihm zuweilen lästig sein könnten. Es soll Alles seine Zeit, seinen Ort haben. Er verlangt für sich keine Ausnahme. Er will nicht der einzige Ungebundene in seinem Hause sein und willkührlicher Despot. Schweigend und gern gehorchen ihm Alle, wenn er selbst den Hausgesetzen pünktlich zu gehorchen weiß.

Als Haupt der Familie sorgt er, neben seinen Berufsgeschäften, für das Allgemeine. Er übersieht seine Einkünfte und bestimmt darnach seine Ausgaben; der Stand seines Vermögens soll ihm immer klar vor Augen liegen, um zu wissen, ob Einschränkungen vonnöthen sind, oder ob man sich, ohne Gefahr, manchen kostspieligen Genuß erlauben darf. Die Gattin sorgt für das Innere, der Gatte um das Aeussere des Hauswesens; die Gattin um das gegenwärtige Bedürfniß, der Gatte auch um die Zukunft des Hauses. Ihm vor Allen liegt die Versorgung der Seinigen ob, wenn seine Gattin einst Wittwe, seine Kinder einst Waisen werden sollten. Ihm liegt die spätere Erziehung und Ausstattung der Söhne und Töchter ob, wenn seines Herzens Ruhe nicht gebrochen, nicht seine Sterbestunde bitter, nicht seines Namens Ehre nach dem Tode vernichtet werden soll. So aber Jemand, spricht die heilige Schrift, die Seinen, sonderlich seine Hausgenossen, nicht versorget, der hat den Glauben verläugnet, und ist ärger denn ein Heide. 1 Tim. 5, 8.

Daher ist die zweite Hauptstütze der häuslichen Glückseligkeit — Arbeitsamkeit. Nur durch diese ist Erweiterung unsers irdischen Wohlstandes möglich. Und irdischer Wohlstand — nicht Reichthum, nicht Ueberfluß — ist die erste Bedingung, ohne welche keine Freude, kein reiner Lebensgenuß, keine Unabhängigkeit möglich ist.

Nützliche Thätigkeit wird erfordert, sowohl was man besitzt zu vermehren, als auch es nur zu erhalten. In einem wohleingerichteten Hause soll kein Müßiggänger leben. Jeder soll zum Wohlsein Aller, sei es auch noch so wenig, beitragen. Der Fleißigste ist der Verdienstvollste. Wer sein Tagewerk glücklich vollbracht hat, ist mit sich selbst der Zufriedenste und darum der Heiterste.

Und die Seele aller Thätigkeit im Hause ist der Vater der Familie. Er hat die schwerere Mühe, die schwere Sorge; er ernährt, er kleidet, er erzieht die Seinen; er besoldet seine Arbeiter; er unterhält sein Gesinde. Er muß, wenn es gebricht, Rath zu schaf-

sen wissen. Er muß, wenn die Noth einbricht, den sauern Gang antreten. Aber er hat auch dagegen das lebhafteste Vergnügen, wenn er endlich sein Eigenthum mit zufriedenem Blicke überschauen, wenn sein Bewußtsein ihm sagen kann: dies ist die Frucht meiner Anstrengungen, dies das Werk meiner Anstrengungen und Mühe.

Er hält seine Kinder zu nützlichen Beschäftigungen an, die ihnen entweder in spätern Jahren selbst heilsam werden können, oder wodurch sie das Wohlsein, die Freude, die Bequemlichkeit der Hausgenossen vermehren. Müßiggang ist eine Schande am Fürstensohne; Trägheit führt auf die offene Straße der Armuth hinaus.

Aber wo Arbeit ist, da soll auch Erholung und Ruhe sein. Der christliche Hausvater kann wohl die Mühe seines Gesindes mit Geld erkaufen; aber nicht durch den Lohn, welchen er hinwirft, Liebe für sich und sein Haus erkaufen. Und doch wird nur das gut und vollkommen gethan, was mit Freudigkeit und aus Zuneigung gethan wird. Alles Andere ist Miethlingsarbeit. Daher gestattet ein kluger Hausvater seinen Angehörigen nicht nur gern erlaubte Freuden zu seiner Zeit, sondern er theilt mit ihnen seine häuslichen Feste; er veranstaltet selbst zuweilen für ihre Ermunterung ein kleines Vergnügen, daß sie des Lebens unter seiner Herrschaft froh werden, daß sie auch in spätern Zeiten sich noch gern an die glückseligen Stunden erinnern, die er mit väterlicher Güte bereitete, daß sie an seiner Art und Weise ein Beispiel erhalten, wie sie ein Hauswesen wahrhaft christlich regieren und beglücken sollen.

Erst wenn er Zutrauen, Liebe und Ehrfurcht Aller besitzt — und o wie leicht, mit wie geringen Mitteln können diese im häuslichen Kreise erworben werden! — erst dann hat er das Recht, strengen Gehorsam gegen seine Vorschriften und Befehle zu fordern. Ohne Gehorsam ist kein Reich, kein Hauswesen dauerhaft.

Zwar läßt sich wohl äusserlicher Schein des Gehorsams erzwingen; aber dies ist nicht ein solcher, der segenvoll und fruchtbringend ist. Wo nur das gethan wird, was nothwendig ist, da wird wenig gethan! Wo das Gesinde nur seine Schuldigkeit leistet, so weit das Auge der Herrschaft reicht, da ist Zeitverlust, Nachlässigkeit, Untreue daheim. Da wird beim äussern Schein guter Ordnung verwahrloset, verschwendet, ohne daß es Diesem oder Jenem zugerechnet werden kann. Darum muß in keinem Hause Gehorsam herrschen aus Furcht, sondern nur aus Liebe. Nur die Liebe hebt den verlornen Brosamen auf, daß nichts umkomme; erhält das Veraltete neu; zollt Ehrfurcht auch im Geheimen, und wendet Schaden und Gefahr ab, wo es sonst Niemand bemerkt. Dies ist der ächte christliche Gehorsam, welchen das göttliche Wort allen Untergebenen empfiehlt. Nur diesen wünscht der weise Hausvater unter den Seinigen zu empfangen. Aber ihm ist auch wohl bekannt, daß Liebe und Ehrfurcht nicht geboten werden können, sondern durch eigenes Bemühen erworben werden müssen. Denn der Mensch kann zwar seine Arme vermiethen, aber sein Herz bleibt frei. Auch der Gewaltigste auf Erden kann den Aermsten auf Erden nicht zur Liebe und Freundschaft nöthigen, er gebe denn Liebe und Freundschaft zuvor.

Das Beispiel des Gehorsams im Hauswesen sollen vor allen Andern die Kinder geben gegen ihre Aeltern. Wehe der Familie, in welcher der Wille des Sohnes oder der Tochter wagte, sich gegen den Willen der Aeltern zu empören! Und wenn dies Verbrechen begangen wird — wem soll es zugerechnet werden? Ist es nicht die Frucht der schlechten Erziehung? Trug nicht vielleicht allzugroße Nachsicht und Zärtlichkeit der Mutter die erste Schuld an diesem Unglück, oder die Sorglosigkeit des Vaters?

Wie groß und vielfältig auch die Berufsgeschäfte des Hausvaters sein mögen: die Erziehung seiner Kinder bleibt sein heiligster Beruf. Und kann er sie selbst nicht von Stunde zu Stunde leiten, er soll sie doch im Ganzen mit scharfem Blick beobachten. Er ists, dem sie untergeordnet sind, von dem ein Wort hinreicht, sie zu allem Guten zu ermuntern, und der das Strafamt über sie übt. Aeltern! liebet eure Kinder mit aller Zärtlichkeit, welche die Natur euern Herzen einflößt, aber von ihrer Wiege an fordert festen Gehorsam. Und sie werden ihn gern zollen, diese Hilflosen, wenn ihr ihnen schon von ihrer Wiege an keinerlei Herrschaft über euch gestattet; wenn ihr weder durch ihre Thränen, ihren kindischen Trotz, noch durch ihr kindlich-schlaues Schmeicheln be-

wegen werdet, das zu thun, worauf ihr Eigensinn, ihre Laune beharren möchte! Aller Ungehorsam der Kinder entspringt aus dem befriedigten, ungebrochenen Eigensinn der ersten Lebensjahre. Wo Aeltern Schwächen zeigen, entflieht die Hochachtung der Kinder und wächst ihre Macht. Zu spät ist oft allzugroße Sicherheit bereuet worden. Gehorsam ist eine von den Tugenden, die mehr durch Gewohnheit gegeben, als durch eigenes Nachdenken oder durch Ueberzeugung erlangt werden können.

Es kann manches Weh über ein Haus gehen — langwierige Krankheit, Theurung, Kriegsschaden, Verfolgung, Betrug können allen Wohlstand zerrütten; Verleumdung, Neid, Schadenfreude können die Ehre des Namens angreifen — aber das größte Weh, das tiefste Herzeleid bringt ein ungerathenes Kind. Und den ersten Grund zu dem namenlosen Uebel legte der Aeltern sträfliche Nachsicht gegen die Unfolgsamkeit der Kinder, oder — noch schlimmer als Alles — der Aeltern böses Beispiel und Schwäche.

Darum ist des Hausvaters erstes und allgemeinstes Hausgesetz Unverdorbenheit und Einfalt der Sitten. Ohne sie wohnt bei uns kein Frieden, kein Segen. Was Räuber, Mörder im Staate, das sind einzelne Lasterhafte in der Familie. Sie bekriegen die Glückseligkeit aller Bessern.

Die Tugenden, welche der Hausvater selbst übt, kann er mit Strenge von den Andern fordern. Ist er selbst Trunkenbold: wie mag er demjenigen Vorwürfe machen, der sich durch Unmäßigkeit zum Gespött oder Scheusal Anderer macht? Ist er selbst Ehebrecher: wie mag er ohne Gewissenspein das Wort gegen den allzufreien Lebenswandel der Seinigen erheben? wie mag er das Entsetzen der Eifersucht von den Schwellen seines Hauses verbannen? wie sich die Ehrfurcht des höhnenden Gesindes bewahren? Ist er selbst launenhaft, zänkisch, mürrisch: wie kann er von Gattin, Kindern und Hausgenossen freundliche Blicke fordern, da er selbst der Störer ihrer Heiterkeit ist und oft aus bloßem Eigensinn gegen sie hart und ungerecht war? Ist er selbst Verschwender, liebt er Zerstreuungen und Vergnügen mehr als anhaltenden nützlichen Fleiß und Erwerb; liebt er einen Aufwand, eine Pracht in Geräth und Kleidern, welche seinen Vermögenszustand zerrütten können; Gesellschaften und Lustbarkeiten, die ihn von der sorgfältigen Verwaltung seines Hauswesens abziehen; ist er Spieler, der den größten Theil seines Erwerbes, statt ihn zweckmäßig anzuwenden, dem blinden Glücke anvertraut; ist er prahlhaft und stolz, daß er für mehr gehalten werden möchte, als er wirklich besitzt und ist: wie kann er verhindern, daß seine Kinder nicht dem gefährlichen Beispiel folgen? — wie verhindern, daß seine Untergebenen nicht Mißbrauch von seiner Sorglosigkeit machen, ihn übervortheilen, sich auf seine Kosten bereichern und den Untergang seines Vermögens und seiner Ehre öffentlich und heimlich befördern helfen?

Wehe, wo in einem Hause das Haupt der Familie fehlt; wo der Erste zugleich der Schlechteste unter allen Genossen ist, wo, wer die Ehre Aller schirmen sollte, derjenige ist, welcher sie zuerst befleckt! Da wohnt Gottes Segen nicht; da herrscht zerstörender Fluch!

Wehe, wo der Familienvater seine tiefe Unwürdigkeit in jedem ruhigen Augenblicke empfinden muß, und den einzigen demüthigenden Trost hat, daß seine Gattin, seine Kinder besser, edler als er sind! Mag er die Schmach lange ertragen, ohne daß sie ihn erdrückt? Muß das Gefühl seiner schmählichen Verworfenheit nicht zuletzt schmerzlicher werden, als die Wollust süß ist, die er aus der Hand seiner Laster genießt?

Einfalt und Lauterkeit, ein Wandel ohne Tadel, voller Ehrbarkeit und Zucht, bringen den Himmel in das häusliche Dasein. Wenn es auch draussen stürmt, wenn auch der Wohlstand wankt: nur Frieden im Herzen Aller, die den Vater umringen, nur die Tugend der Hausgenossen nicht wankend! Dann läßt sich jedes Unglück leicht ertragen, und selbst das größte Uebel wird durch den Gedanken versüßt: „Wir haben es nicht verschuldet noch verdient! Dies Uebel ist nur ein Gesandter Gottes an unser Haus. Wir können wohl noch ärmer werden an Gut und Vermögen; aber unsere Herzen bleiben reich an frohem Bewußtsein, reich an Zuversicht zu Gott!“

Wohl mir, auch ich kenne noch Familien, in welchen dieser beseligende Geist waltet, der über alle Ungewitter des Lebens emporhebt. Auch ich kenne noch Familien, deren Haupt unter seinen Lieben gleichsam als ein Hoherpriester Gottes dasteht, um seiner Tugendopfer willen gesegnet, und

Alle, die ihm angehören, zu Gott hinanführend.

Religiosität, ächte Gottesfurcht, beständige Achtung und Liebe gegen das höchste Wesen, ist die Vollendung und Krone des christlichen Hausvaters. Alle seine Hausgenossen sehen und vertrauen auf ihn; er mit Allen sieht und vertraut auf den Vater aller Wesen. Er soll der Stellvertreter Christi sein. (Eph. 5, 23, desgleichen 6, 1.) Dankbar empfängt er alle gute Gaben vom Herrn, auch das Leiden, auch die Entbehrung; denn auch diese sind nothwendig, unsere Kraft zu stärken, unsern Glauben zu erhöhen, unser Gemüth zu veredeln und an die Hinfälligkeit dessen zu mahnen, was wir auf Erden besitzen.

Und was kann allen Gliedern einer Familie innigern Zusammenhang geben, als die gleiche Liebe, der gleiche Glaube, die gleiche Hoffnung zum Ewigen? Was kann ehwürdiger sein, als der Hausvater, still betend im Kreise seiner Kinder? Was kann rührender und zugleich beruhigender sein am Sterbebette eines der Getreuen von der Hausgenossenschaft, als der wehmüthige Abschied Aller von dem Geliebten mit dem Blick voll Zuversicht zum Himmel, der da spricht: „Wir haben uns nur auf kurze Zeit einander verloren! Die Hand, welche uns hier zusammenführte, die Hand, welche uns durch das Dunkel dieses Lebens geleitet hat, sie hat auch Macht und Liebe, uns dort einander wiederzugeben!“

Das ist das Bild des christlichen Hausvaters.

Mit Liebe herrscht, mit Klugheit regiert er. Ordnung, Arbeitsamkeit, Gehorsam, Sitteneinfalt und Gottesfurcht sind die Schutzgeister seines Hauses, die durch ihn Freude, Wohlstand, Zufriedenheit und Segen über einen Kreis guter Menschen verbreiten.

Und du, der selbst Hausvater ist und dieses Bild erblickt, vergleiche dich mit ihm und frage dich: Warst du im Kreise deiner Hausgenossen, was du ihnen, als Weiser und deinen schönen Bestimmungen gemäß, hättest sein können? Frage dich: Hast du Alles, was in deiner Macht lag, zum Glück, zum bleibenden Glück der Deinigen gethan? Vielleicht danken sie dir Wohlstand, Vermögen, Ansehen, Kenntnisse, und so viel Sittlichkeitsgefühl, daß sie nicht ganz schlechte Herzen haben: aber haben sie Sinn für Einfalt der Sitten, jene Begeisterung für Tugend, jene feste, innige, durch Wort und Leben hervorstrahlende Religiosität, die, auch nach dem Verlust alles Andern, nie mehr unglücklich werden läßt? — sie nie wieder sinken läßt, auch wenn du nicht mehr über sie wachest? — Antworte dir! Antworte dem allwissenden Richter! — —

IX.

Die Hausmutter.

Tit. 2, 5.

Geist der Weisheit, gib uns Allen
Durch Dein Licht
Unterricht,
Wie wir Gott gefallen!
Lehr' uns froh zum Vater treten;
Zuversicht
Mangl' uns nicht,
Wenn die Deinen beten!

Hilf uns nach dem Besten streben;
Schenk' uns Kraft,
Tugendhaft
Und gerecht zu leben!
Gib, daß wir nie stille stehen:
Treib' uns an,
Froh die Bahn
Deines Worts zu gehen.

Kennst du des Menschen höchsten Werth, und was ihm das Schwerste ist zu erfüllen?

Es ist: sich selbst verläugnen, und nur nach Jesu Willen, in Jesu Geist, im Geist der Alles umfassenden, Alles verzeihenden, Alles duldenden Liebe zu leben. Es ist: für sich selbst nur wenig, Alles für Anderer Glück zu thun und zu bedürfen. Es ist: nicht für sich allein sorgen und da sein, nein, vielmehr zum Besten Anderer da sein.

Mit dieser erhabenen Selbstaufopferung lebte Jesus auf Erden — mit dieser Selbstaufopferung für fremdes Glück lebten die Apostel hienieden. Was allen großen, guten, edeln Menschen möglich war — ist es dir unmöglich?

Viele zweifeln, daß eine so großmüthige Selbstverläugnung bei Menschen statt finden könne; daß sie zu schwer sei, diese Pflicht. Wo aber die Liebe ist, o da ist nichts zu schwer! Und wo hat Gott jemals von uns Sterblichen zu viel gefordert? Aber Gott forderte es durch seinen Sohn Jesum Christum. Wer mich lieb hat, sprach er, und an mich glaubet, der verläugne sich selbst und folge mir nach.

Und es ist nicht unmöglich, ihm, dem Sohne Gottes, nachzuahmen.

Du sprichst: es sei zu viel gefordert! — Siehe, es gibt Menschen, deren Beruf, deren süßestes Geschäft es ist, aus Liebe sich selbst zu vergessen, und alle ihre Mühe, alle ihre Sorge ohne Unterlaß Andern zu weihen; nichts für sich, Alles für Andere zu sein.

So ist es schon durch ihren Stand die christliche Hausmutter; sie wird es noch mehr durch die eigene fromme Neigung ihres Herzens, wenn sie den schönen, ehrwürdigen Namen ganz verdienen will, welchen sie trägt.

Sie sorget Tag und Nacht — aber nicht für sich, sondern für das Wohl der ihr Anvertrauten. Sie arbeitet unablässig, aber sie arbeitet nicht für ihren eigenen Unterhalt, sondern für das Wohlsein der Ihrigen. Sie sinkt des Abends ermüdet auf ihr Lager und sammelt neue Kräfte, nicht für sich, nein, für Andere. Ihr Gatte, ihre Kinder, ihr Hausgesinde, ihre Angehörigen sollen des Lebens froh werden. Sie hat für ihr ganzes mühevolles Leben keine andere Belohnung, als den Anblick derer, die sie zufrieden macht. Dafür spart sie, dafür kümmert sie sich, dafür entbehrt sie so Vieles.

Sie selbst gehört sich nicht. Sie hat ihr Schicksal, Glück und Unglück an das Schicksal, Glück und Unglück eines Mannes gebunden, der ihr einst fremd war. Was er ihr für ein Loos bereitet, mit dem nimmt sie in dieser Welt vorlieb. Wird er arm, sie theilt seine Armuth; wird er verfolgt, sie trägt unschuldig seine Leiden mit ihm; wird er krank, sie wartet und pflegt sein, und leidet mehr, als er selbst. Sie ist nichts für sich, Alles für einen Andern.

Sie gehört sich nicht selbst. Sie ist Mutter, sie lebt für ihre Kinder; sie lebt in ihnen mehr, als in sich selbst. Mit Schmerzen und Gefahr gab sie ihnen das Leben; mit tausend kleinen Opfern erkaufte sie deren Gesundheit. Sie wachte, wenn alle Andere schlafen konnten, in nächtlicher Stille für den geliebten Säugling. Sie hütete das holde Kind am Krankenlager, und horchte auf dessen Athemzüge, und betete in der Einsamkeit. Niemand weiß es, was sie that; Niemand weiß es, was sie litt; Gott dem Allwissenden nur ist es bekannt. Sie hat Alles gern vergessen, sobald ihr des Lieblings Leben wieder geschenkt war. Sie rechnet es ihm nicht an, was sie duldete. Kein Sterblicher spricht davon; Keiner lohnt es ihr. Nur Du, o ewiger, gerechter Gott, nur Du hast ihre Thränen, ihre Sorgen nicht vergessen; Du rechnest es ihr an.

Sie selbst gehört sich nicht — sie ist Hausfrau. Sie hat für Andere zu denken. Und ob sie auch erkranke: sie muß für die Gesundheit Anderer wachen; und ob sie auch manche Erquickung, manche kleine Freude entbehren muß: sie sorgt erst, daß ihre Angehörigen ihr Theil empfangen und ihre Freude genießen. Sie ist der Engel des Friedens im Hause, der sichtbare Schutzgeist häuslicher Ordnung und Glückseligkeit. Sie hat den Blick auf das Größte und Kleinste gerichtet, und vergißt deren keins. Sie umfaßt Alles mit der ihr eigenen Mutterliebe und Mutterſorge. Sie hält sich für die Schuldnerin aller Andern, und glaubt, sie könne nie genug thun, während sie doch die Wohlthäterin eines Jeden wird, und oft schmerzlicher Undank die einzige Vergeltung ist, welche ihr zu Theil wird. Aber sie vergißt den Undank; sie ist schon wieder glücklich und fährt unverdrossen in ihrem Tagewerke fort, wenn sie nur von einem Einzigen mit freundlichem Lächeln belohnt wird. Sie fordert keinen Lohn — es kann ihn Keiner geben — ihr Herz findet ihn in dem Gelingen ihrer freundlichen Bemühungen, in der Glückseligkeit der Ihrigen.

So die Hausmutter — die christliche Hausmutter, dies schöne Bild der edelmuthigen Selbstverläugnung aus Liebe! Wie edel steht sie da in ihrem einfachen, aber tief wirkenden Beruf! Der Mann kann glanzendere Dinge thun; er kann durch seine Kunst und sein Gewerbe Reichthum sammeln; er kann sich in der Stadt, im Lande, unter fremden Völkern einen Namen machen; er kann mit seiner Kraft vielleicht eine halbe Welt erschüttern, — aber mittelbarer, inniger und anhaltender beglücken kann er nicht, als die gute Hausfrau, auf deren bescheidenes Thun Niemand achtet.

O himmlischer Beruf, mit einem Herzen voller Liebe auch nur einen kleinen Theil der Welt, nur eine einzige Familie zu beseligen! Wer so viel gethan hat, o der hat in seinem Lebenslauf genug geleistet — der lebte in Gott, der wird leben mit Gott.

So wie alles Wohl eines Hauses an die Tugenden einer guten Mutter geknüpft ist, hängt auch nothwendig an ihren Fehlern das Weh der Familie. Der Einfluß der Hausmutter ist so groß, daß man aus ihrer Denk- und Handlungsart gemeiniglich einen richtigen Schluß über die glückliche oder unglückliche Lage der Familie zu folgern im Stande ist; daß ein einziger ihrer Fehler oft alle ihre andern Tugenden verdunkeln kann; daß ihre lasterhaften Neigungen das Hauswesen den Genossen desselben zur Hölle machen; daß der Segen des Hausvaters vergebens baut, wo der Fluch der Mutter wieder niederreißt.

Leider, daß jenes Bild der ehrwürdigen Hausmutter nicht auf Jede passend ist, welche den Namen einer solchen trägt, und wir im gemeinen Leben weniger glückliche Haushaltungen finden, als unter einem Volke gefunden werden sollten, welches sich zu der erhabenen Weisheit und Lehre Jesu Christi bekennt! Oft freilich ist daran die Unwürdigkeit des Hausvaters Schuld; aber weiß die Mutter ihren Kindern und Angehörigen wohl vorzustehen, so versüßt sie das Bittere, was er verursacht, durch Liebe und verdoppelte Sorgfalt; so wird sie der Schutz und der Trost derer, die er bedrängt; sie übernimmt von Allen das Leiden und trägt es allein in ihrem Herzen. Das Haus ist auch bei des Mannes und Vaters Fehlern noch nicht so elend, als es durch die Schwachheiten und die Fehler der Hausmutter ist. Denn sie ist fast immer und bei Allem nahe; ihr kann nicht ausgewichen werden; sie wohnet und wirket beständig in den wichtigern und in den geringsten Geschäften der kleinen Familie.

Umsonst ist des Mannes Fleiß und Thun, wenn sie zerstreuungssüchtig, eitel, prachtliebend und verschwenderisch ist; wenn sie, um ihren Gelüsten ein Genüge zu leisten, was sie mit der rechten Hand erspart, mit der linken heimlich verschwendet; wenn sie im Hause zwar den Schein der Ordnung walten läßt, um vor Andern zu glänzen oder doch nicht verächtlich zu werden, hingegen da, wohin nicht leicht der Blick der Fremden dringt, Unordnung befördert, und den Fremden, sogar den eigenen Gatten, betrügt. Daher entspringt so manches geheime Familienweh, woran Alle kränkeln, und was man doch Andern nicht gern offenbar werden läßt. Daher weicht von so mancher Haushaltung der Segen, und ist oft Mangel, wo man Wohlhabenheit oder doch hinlängliches Auskommen zu erwarten berechtigt sein sollte.

Umsonst ist guter Wille, Lust, Liebe und Freundlichkeit, wenn die Hausmutter nicht durch beständige Gleichheit ihres Gemüths die Heiterkeit Aller zu erhalten und zu nähren weiß, wenn ihr Wort nicht den Betrübten beruhigen, ihr freundlicher Blick den Zürnenden zur Versöhnung bewegen, ihr liebevoller Wink mehr ausrichten kann, als ihr Eifern und Toben. Zwar ist es gewiß, daß die natürliche Reizbarkeit, die größere Empfindlichkeit des weiblichen Geschlechts geneigter machen kann zu leidenschaftlichen Aufwallungen, zur Verstimmung des Gemüthes: aber es ist auch gewiß, daß aus dem gleichem Grunde im Herzen des Weibes die übeln Eindrücke leichter vorübergehen, und es seiner Empfindungen wieder schneller Meister zu werden vermag; es ist gewiß, daß diejenige eine gleiche heitere Gemüthsstimmung beibehalten könne, welche vernünftig genug und entschlossen ist, nicht eigensinnig ihren finstern Launen nachhängen und angehören zu wollen; es ist gewiß, daß man bei jeder launenhaften, zänkischen Hausfrau voraussetzen kann, sie habe eine schlechte, verwahrlosete Erziehung in ihrer Jugend genossen.

Dem Manne mag im Drang der Umstände und im stürmischen Verhältniß des Lebens oft der Ernst anstehen, und Kraft und Gewalt geziemen; das Weib empfing keine andere Waffe zum Siegen, als Güte, die Alles leitet; als freundliche Klugheit, die Allem auszuweichen versteht, was Gefahr bringt; als einen liebevollen Sinn, der auch den Ungestüm des Wüthrichs endlich bändigt. Das Weib verläugnet seine von der Natur empfangenen Vortheile, wenn es, so schwach es ist, mit Gewalt ertrotzen will, durch zänkisches Wesen seine Anmuth und Würde entstellt, und männlich handeln will, wo ihm nur die Milde der Weiblichkeit geziemt. Es sinkt aus seiner angebornen Hoheit zum Gespött oder zur Verachtung herab, und wird Allen und sich selbst durch Bosheit und Groll zur Qual und Verabscheuung.

So wird die Hausmutter, aus deren Tugenden die Glückseligkeit aller ihrer Angehörigen hervorgehen kann, der Unsegen und die Marter Aller durch ihre Fehler, selbst

durch scheinbare geringe Fehler, weil diese zu tragen, und jeden Tag, jede Stunde zu ertragen, oder ihnen doch ausgesetzt zu sein, auch dem Geduldigsten zu schwer fällt, auch dem Langmüthigsten das Dasein verbittert.

Darum, o du, welche zu den Edlern deines Geschlechts gehören möchte, nicht zu den Verworfenen; du, welcher der Name einer liebenswürdigen, einer christlichen, einer weisen Hausfrau der glänzendste aller Namen ist, wie er sein sollte — erforsche: ist Jeder in dem häuslichen Kreise, in welchem du waltest und lebst, so glücklich, als er's sein könnte? Und wenn es ein Einziger unter Allen nicht wäre: woran liegt die Schuld? Hast du nie Anlaß zu seiner Unzufriedenheit gegeben? Hast du Alles gethan, um Jeden mit seiner Lage zu versöhnen? Warst du dir immerdar in Liebe, Freundlichkeit und Güte gleich, oder warst du oft das verachtungswürdige Spiel deiner Einbildungen und Launen?

Kennst du das treue Bild der christlichen Hausmutter? Das göttliche Wort schildert es dir: Du sollst sein sittig, keusch, häuslich, gütig, dem Mann unterthan, auf daß nicht das Wort Gottes verlästert werde. Tit. 2, 5. In diesem Wenigen liegt der Kern aller deiner Pflichten und die Quelle alles irdischen Glücks, wie deiner Vollendung für das Ewige.

Sittig sein sollst du; durch die Holdseligkeit deines Wandels allen den Deinigen ein nachahmungswürdiges Muster derjenigen schönen Eigenschaften sein, die du an Andern bewundern möchtest; die Seele deiner Familie sollst du sein, aber eine göttliche Seele! — Doch ohne Religion ist keine Tugend im vollen Sinne des großen Wortes, sondern nur Verhältniß- und Klugheitssache. Erst Religiosität verbreitet über unsere Handlungen etwas Höheres, etwas Göttliches.

So wie in der menschlichen Gesellschaft kein verächtlicheres Geschöpf dasteht, als ein Frauenzimmer, welches mit einiger Halbwisserei und leichter Belesenheit die Aufgeklärte, die Zweiflerin, den Freigeist spielen möchte, mehr aus Eitelkeit, als aus verständiger Prüfung und aus Bedürfniß: so ist ein Frauenzimmer, neben aller übrigen Anmuth, erst dann ehrwürdig und zwiefach geehrt, wenn es, ohne Gepränge, ohne Vielbeterei, Frömmelei und Schwärmerei, mit gottergebenem, religiösem Sinn denkt, handelt, lebt; wenn es innig und freudig hält an dem Glauben, den Jesus gab, an den Hoffnungen, die er uns offenbarte.

O Mutter, Mutter, an diesem Glauben halte fest; nur er kann dich aufrecht halten in den Gewittern dieses Lebens; ohne ihn bist du dir selbst ohne Werth! — Mutter, o Mutter! diesen einfachen, beseligenden Glauben präge früh dem weichen Herzen deiner Kinder ein; ohne ihn verlierst Du früh oder spät die Herzen deiner Kinder! Mutter! sei ihnen das Vorbild der Verehrung Gottes und seiner Vorsehung, in der Kirche wie in der stillen Schlafkammer; — so führst du sie zu Gott, so führt sie Gott dir einst wieder zu.

Keusch sein sollst du, ein Bild der Zucht und Sittsamkeit in Tagen, da viehische Wollust das Angesicht frech über Märkte und Straßen trägt; da die Mode oft gewaltiger als die angeborne Schamhaftigkeit ist. Reinigkeit des Gemüths ist der köstlichste Schmuck des Weibes; wo er einmal verloren ward, ersetzt ihn aller Glanz der Juwelen und goldenen Geschmeides nicht. Der Friede deines Hauswesens ist auf immer verscherzt, die Zufriedenheit deines Gemüths ohne Heilung verwundet, wenn du dich von den Pfaden der Treue entfernst, die du am Altare geschworen.

Es ist nicht genug, im Umgange durch Klugheit sorgfältig Alles zu vermeiden, was auch nur leise die Eifersucht erwecken kann, diese entsetzliche Störerin häuslicher Glückseligkeit — schwer ist dieses Gespenst zu bannen, wo es einmal eingekehrt ist! — sondern selbst den Schein sollst du meiden, welcher einen Schatten auf die Reinigkeit deines Herzens werfen könnte. Durch die Strenge deiner Sittsamkeit wirst du deinen Hausgenossen als ein ehrwürdiges, höheres Wesen erscheinen, und mehr als durch Worte und Lehren die lieblichste der Tugenden im Gemüth deiner Kinder einheimisch machen.

Häuslich sein sollst du; denn nur was deine Sorgsamkeit erspart, ist der wahre Gewinn von dem, was des Hausvaters Fleiß erwirbt. Dein Gedanke hält die Ordnung des Ganzen empor, und Reinlichkeit ist die liebenswürdige Stellvertreterin oder die anmuthigste Gesellin der Pracht. Wer sich von dem Werth und der

Vollkommenheit einer Hausmutter belehren will, tritt nur in ihr Haus, und Alles, was er sieht, sagt ihm, was er von ihr halten müsse. Nicht was da ist, sondern wie es da ist, zeugt von dem Geschmack, von der Rechtschaffenheit der guten Wirthin; und nicht daß man ihr gehorcht, sondern wie man ihr gehorcht, spricht für ihren Verstand und für die Vortrefflichkeit ihres Herzens. Mit Würde und ruhigem Gemüth leitet sie Alles, was zu ihrem Geschäftskreise gehört. Nie verliert sie das richtige Ebenmaas ihres Betragens gegen den Hausgenossen wie gegen den Fremden. Ohne mit dem Gesinde allzuvertraulich und gemein zu werden — denn nie vergißt sie, daß, wer anordnen soll, Würde und Ansehen haben müsse — weiß sie doch die Herzen der Dienstboten durch Leutseligkeit zu gewinnen und zu führen. Ohne mit den Untergebenen zu grollen, zu zanken und sich in unedeln Ausdrücken zu verirren, weiß sie durch die Achtung, welche sie einflößte, Gehorsam zu erzwingen und Nachlässige zu ihrer Pflicht anzuhalten.

Haushälterisch soll sie sein, und daher dem häuslichen Leben so viel Anmuth verleihen, daß nicht der Mann, nicht die Kinder sich leicht hinaus nach fremden Zerstreuungen sehnen, sondern am liebsten in der Umgebung der Ihrigen leben. Alles ist einer klugen, weisen, gefälligen Hausmutter möglich, wenn sie mit Liebe Alles umfaßt, was zu ihr gehört.

Darum soll sie gütig sein gegen Alle; gütig gegen den Gatten, und Alles meiden, was die schöne Freundschaft und gegenseitige Vertraulichkeit unterbrechen könnte, ohne welche das eheliche Leben eine Hölle wird. Und die Bande der Liebe und Zuversicht auf das festeste zu knüpfen, ist der sicherste Weg, dem Gatten ein immer offenes Herz zu haben; keine Geheimnisse, auch die unschuldigsten nicht, für ihn zu haben; nichts zu thun, das sie vor ihm zu verhehlen Ursache hätte, und selbst den Fehler, wenn er begangen wird, ihm nicht zu verbergen — dies Alles, um nie seinen Argwohn zu reizen, nie seine Zuversicht wankend zu machen. Ein einzigesmal das Vertrauen getäuscht, macht Jahre lang Mißtrauen. Oft ist ein geringes Mißverständniß, weil man zu schüchtern, oder zu stolz, oder zu eigensinnig war, sich einander offenherzig mitzutheilen, der erste Grund zu einer lebenslangen unglückseligen Ehe geworden. Denn ein einziger falscher Schritt zieht oft auf beiden Seiten den zweiten und dritten und tausendsten nach sich.

Gütig sein soll sie gegen die Kinder. Ach, einem Mutterherzen darf ja die Liebe nicht empfohlen werden gegen diejenigen, welche ihm Gott gab. Aber wohl Vorsicht in dieser Liebe, daß sie nicht in Verzärtelung und gefährliche Nachsichtigkeit gegen Fehler entarte; Vorsicht in dieser Liebe, daß sie nicht ein Kind vor dem andern begünstige und größere Zärtlichkeit einem allein gewähre. Diese Vorliebe für ein Kind ist, zumal wenn sie auf unkluge Weise geäussert wird, ungerechte Härte gegen das mindergeliebte, ist das erste Verderben in der Kinderzucht, und hat auf die Gemüthsart der Jugend, ohne daß man es leicht bemerkt, den nachtheiligsten Einfluß. Oft sind auch die verständigern Mütter schwach genug, diesen Fehler zu begehen — um so sorgfältiger muß das Herz gegen ihn bewacht werden.

Gütig sein soll sie gegen die Dienerschaft, ohne Heftigkeit und schnöde Aeusserungen des Stolzes oder der Herrschsucht. Das herrschsüchtige Weib, welches sich gern dafür erkennen läßt, daß es Alles thue, Alles leite, hat bald die Herrschaft eingebüßt, denn Jeder sucht sich derselben zu entziehen, weil das Gefühl und der Selbstwerth eines Jeden gekränkt wird. Das herrschsüchtige Weib verewigt den Unfrieden im Hause, weil Jeder statt Liebe innern Widerwillen zurückgibt, und zwar vielleicht gehorcht, um öffentliche Ruhe zu erhalten, aber im Stillen wieder anders thut. Aus diesem Grunde sind allgemein die eiteln und herrschsüchtigen Weiber die schlechtesten Wirthinnen. Es mangelt ihnen an richtiger Einsicht, wie sie die Seele des Hauswesens sein können.

Gütig soll sie sein auch gegen alle diejenigen, welche mit der Familie in irgend einer Verbindung stehen. Ihre Liebe und Freundlichkeit soll die mit dem Hause versöhnen, welche wider Einen in demselben etwas haben. Ohne Liebe von Aussen, wie will da Wohlsein und Glück im Innern blühen? Darum ist sie es, welcher am meisten an Eintracht mit allen Nachbarn gelegen ist; sie opfert lieber an Kleinigkeiten auf, um das größere Gut, allseitige Hochachtung und Zuneigung gegen das

Haus, zu bewahren. Darum ist sie es, welcher am meisten daran gelegen ist, daß nicht durch Klatschereien und Zwischenträgereien der stille Frieden ihrer Lieben gestört werde. Vieles mag sie im Kreise ihrer Freundinnen vernehmen, aber nur das Gute behält sie im Gedächtniß und nennt es wieder. Nicht immer kann sie ihr Ohr verleumderischen Reden und boshaften Bemerkungen, wohl aber denselben ihre Zunge entziehen. Sie will das Glück ihres Hauses, darum möchte sie die Liebe der ganzen Welt auf dasselbe sammeln.

Dies ist das Bild der christlichen Hausmutter, wie es die heilige Schrift darstellt. So sei jegliche, auf daß durch ihren Wandel nicht das Wort Gottes verlästert, sondern geehrt werde!

X.

Weise Unabhängigkeit des Christen im bürgerlichen Leben.

Jesus Sirach 29, 29.

In Deinem Reich,
Gott, sind die Geister vor Dir gleich,
Sind alle Menschen Brüder.
Und Christi Glieder,

Wer seinen Werth,
Als Mensch, nicht selber kennt und ehrt!
Raubt Macht sich und Vermögen
Zu And'rer Segen.

Nur der ist gut,
Der Wenig fordert, Vieles thut,
Von fremden Launen nie geleitet
Sein Glück bereitet.

Drum, daß ich frei,
Von Andern unabhängig sei,
Dies gib, damit ich Deinen Willen
Kann frei erfüllen.

Man möchte reich sein, und macht sich doch selber arm. Man möchte etwas bedeuten, eine gewisse Achtung unter den Leuten genießen, und bringt sich doch selber um alle Achtung und Bedeutung. Man möchte höher stehen, als viele Andere, und erniedrigt sich doch gar oft unter die Niedrigsten. Man möchte Herr sein, und verkauft sich für Spottgeld in Sklaverei.

Diese Widersprüche in den Handlungen eines und desselben Menschen sind so gemein und alltäglich, daß wir sie kaum noch der Aufmerksamkeit werth finden. Woher entspringt sie? Aus dem Gegenstreite zwischen gewissen Forderungen, die wir als vernünftige Wesen machen sollen, und der Elendigkeit unserer irdischen Gelüste. Wir möchten gern Vieles haben, Vieles gelten, Vieles sein, aber mit weniger Anstrengung, weniger Aufopferung, weniger Selbstbeherrschung.

Es ist gerecht und vernunftgemäß, daß wir unsere Glücksumstände verbessern, für uns und die Unsrigen einen gewissen Wohlstand bereiten, nicht um damit großzuthun oder uns gütlich thun zu können, sondern auf daß wir die nöthigen Mittel in Händen haben, unsere bessern Wünsche sowohl für eigene Veredlung, als für Anderer gute Erziehung und Glück zu erreichen. Wer unter täglichen Sorgen leidet, wie er das Allerunentbehrlichste aufbringe, sein Leben zu erhalten, ist sehr zu beklagen. Er ist der Sklave seines Leibes. Er kann an nichts Besseres denken. Er ist vom guten Willen und der Gnade oft der schlechtesten Leute abhängig, und muß oft seine Grundsätze, seine Tugend verkaufen oder verläugnen, um Brod, Obdach und Kleider zu haben.

Es ist gerecht und vernunftgemäß, daß wir uns bemühen, selbstständig zu sein, nicht um über Andere nach Willkühr schalten und verfügen zu können, sondern um nicht der Willkühr eines Andern zu Gebote zu stehen. Der Trieb nach Unabhängigkeit und sein eigner Herr zu sein, liegt tief in des Menschen Brust, und kann durch kein Mittel ausgerottet werden. Es ist nichts, was so sehr schmerzt, als an sich selber nichts und nur der Schatten eines Fremden zu heißen, keinen eigenen Willen haben zu dürfen, und sich jede Demüthigung gefallen lassen zu müssen. Jeder Mensch, auch der allerärmste, fühlt es, er sei Mensch, so gut wie jeder andere; er sei ein Kind des Schöpfers im Himmel, ein eigener Zweck zu eigener Bestimmung: nicht Sache und Werkzeug nur für anderer Sterblichen Laune geschaffen.

Bei dem Allem sind doch Viele durchaus nichts Besseres, als todte Werkzeuge, willenlose Wesen und Spiele von willkührlichen Einfällen derer, die sie oft an Geistesgaben weit übertreffen. Sie machen sich selber unabhängig, und sind Diener, während sie Herren sein sollten und könnten.

In einer gewissen Abhängigkeit freilich stehen alle Menschen zu einander; denn einer ist des andern Beistandes immer bedürftig. Gott wollte dies, vertheilte darum seine Gaben ungleich, damit Einer dem

Andern recht unentbehrlich sein solle, und daß die Geselligkeit unter einzelnen Menschen, Familien und ganzen Nationen auf's engste geknüpft werde. Daher ist der Fürst mehr oder weniger abhängig von seinem Volk, der Unterthan eben so von seiner Obrigkeit, der Dienstbote von seiner Herrschaft, der Künstler, Handwerker und Kaufmann von seinen Kunden. Einer wetteifert mit dem Andern um die Gunst des Dritten. Kinder, bis sie, laut Gesetzen, das volle Alter der Mündigkeit haben, sind von ihren Aeltern, Erziehern und Vormündern abhängig. Diese Art der Abhängigkeit kann nie aufgehoben werden, weil sie die Auflösung der menschlichen Gesellschaft, die Zerrüttung alles Glücks und Wohlseins zur Folge haben müßte.

Aber wir sollen unsere Abhängigkeit von Andern nicht ohne Noth und in dem Grade vergrößern, daß wir damit aufhören, für uns selbst als eigene Zwecke zu bestehen. Der Unterthan ist zu Allem frei, was nicht gegen die landesobrigkeitlichen Gesetze verstößt; das unmündige Kind ist zu Allem frei, was nicht die Ehrfurcht gegen den Willen der Aeltern verletzt, die besser wissen, was zu seinem Besten dient; Knecht, Magd, Taglöhner haben ihrer Herrschaft nur in dem zu gehorchen, was die Hausordnung mit sich bringt, oder wozu sie ihre Kräfte und Einsichten auf eine gewisse Zeit vermiethen.

Hingegen eine ganz andere Bewandtniß hat es mit denen, die sich in solche Lage bringen, daß sie, ob sie gleich erwachsen genug sind, freien Willen zu haben, blindlings auch den elendesten Geboten, den willkührlichsten Einfällen Anderer folgen müssen; daß sie Befehle und Wünsche erfüllen müssen, gegen welche sich ihr Herz empört und durch welche das Gefühl ihres Selbstwerthes fast ganz vernichtet werden muß; daß sie die Achtung für sich selbst vernichten müssen, und empfinden, keines Andern Achtung zu verdienen.

Und in diese, die Menschenwürde in uns vertilgenden Verhältnisse werden wir nicht durch Obrigkeiten, nicht durch Aeltern, nicht durch Herrschaften, nicht durch die Gunst derer gebracht, die unserer Arbeiten und Dienste bedürfen: sondern durch unsere Schwächen, Thorheiten und Fehler. Niemand glaube, dahin könnte es nie mit ihm kommen. Es ist oft nur allzuleicht möglich! Und daher sollen wir die Gefahren kennen lernen, die unserer Tugend drohen, um nicht von denselben das Opfer zu werden.

Oder ist es denn so unerhört, daß allzuleichtsinnige, unvorsichtige, treuherzige Personen ein zu großes Vertrauen in die Redlichkeit von Menschen setzten, die sie erst nachher von einer bösen Seite kennen lernten? Dadurch, daß sie solche Leute zu Mitwissern eines oft wichtigen Geheimnisses machten, begaben sie sich in die schmählichste Sklaverei von deren Launen. Sie mußten entweder deren oft niederträchtige Forderungen eingehen, oder sie als Feinde fürchten, und sich ihrer Rache und Verrätherei des Geheimnisses preis geben. Nur allzuoft geschah schon, daß aus Furcht vor Schande, vor Unglück derer, die das Geheimniß zunächst anging, der Redliche ein Diener fremder Laster wurde, weil er zu feige war, lieber Unglück zu tragen, als das zu thun, was Religion und Gewissen begehrten; weil er mehr die Menschen fürchtete, als Gott.

Weit gefährlicher noch ist es, wenn unser Geheimniß eine eigene schlechte Handlung ist, die wir um Alles gern in der Welt verborgen hielten, davon aber irgend eine unzuverlässige, zu aller Niederträchtigkeit fähige Person weiß. Damit haben wir unsern guten Ruf und Namen, unsere Ehre, unser Amt, vielleicht unsern ganzen Wohlstand in Knechtschaft ihm gegeben. Schlechte und verschmitzte Menschen sind immer bereit, unsere Schwächen auszuforschen, denselben zu schmeicheln, sie zu Thorheiten, zu unerlaubten Schritten zu verführen, um dadurch Botmäßigkeit über uns zu gewinnen. So oft hat allzugroße Vertraulichkeit zwischen Herrschaften und Dienstboten für das Glück einer Familie die betrübtesten Folgen gehabt, und diejenigen zu sklavischen Dienern derjenigen erniedrigt, denen sie gebieten sollten. So ist mancher Untergebene der Tirann seines Vorgesetzten geworden, weil er ein Mitwisser von dessen Leichtsinn und Bosheit gewesen. Wer gefehlt hat und einen Zeugen seiner Schuld hat, der vielleicht noch schlechter ist, als er selbst, kann leicht aus Furcht vor Schande und Strafe in noch größere Verbrechen willigen, um damit das Geheimniß seiner Schändlichkeit zu erkaufen.

Es gibt Andere, die aus Trägheit, oder weil sie gute Tage lieben, und doch nicht Vermögen genug haben, die Gelüste ihres Gaumens zu stillen, sich freiwillig in die entehrendste Knechtschaft reicherer Personen hingeben. Man nennt sie in der gemeinen Landessprache Schmarotzer. Wer für einen Leckerbissen Schmeichler und Augendiener des Vornehmern werden kann, ist jeder Niederträchtigkeit fähig, wenn der, welcher ihn füttert, nur aufgelegt ist, sie zu begehren. Aber auch wenn er sie nicht begehrt, ist der Schmarotzer, dieser Sklave des Gaumens und Magens, ein verächtliches Wesen. Denn wie mag der Achtung erwerben, der einer Bequemlichkeit willen Verzicht auf seine Selbstständigkeit thut? Es ist besser, sagt die heilige Schrift, geringe Nahrung unter einem bretternen eigenen Dache, denn köstlicher Tisch unter den Fremden. Sir. 29, 29. Wer gibt, fordert Vergeltung. Wer nicht vergelten kann, muß sich jede Demüthigung gefallen lassen, die man über ihn beschließt; wer dergleichen duldet, ist ihrer würdig. Der aber ist weit entfernt, ein Nachfolger Jesu zu sein, und keiner höhern Pflichtübung fähig, der seinen Selbstwerth nicht kennen will.

Es gibt Schmarotzer anderer Art, welche sich aus Hochmuth und Eitelkeit zur Augendienerei und Speichelleckerei der Vornehmen und Großen feil machen. Um einen Strahl fremden Glanzes zu erborgen, und in diesem Widerschein vor Andern zu glänzen, werden sie Söldner fremder Launen, und halten sich durch die Niederträchtigkeit ihrer Verrichtungen noch hochgeehrt. Sie haben keinen eigenen Willen; was der Gebieter heischt, das Edle wie das Schändliche, es ist ihr Gesetz. Die herabwürdigendsten Zumuthungen sind ihnen werthvoll. Sie sind nur Mittel und Werkzeug, sie haben kein eigenes Leben; ihr Dasein ist nur der Schatten eines Andern. Um diesen Preis erkaufen sie die Freude, vor geringern Personen zu prunken, die doch erröthen würden, an ihrer Statt zu sein.

Nicht ganz unähnlich sind denselben andere Menschen, deren Eitelkeit sich zu angesehenen oder berühmten Personen drängt, Umgang mit ihnen oder wenigstens Briefwechsel sucht, um sich dessen rühmen zu können. Die Thoren ohne eigenen Werth schmeicheln sich, der erborgte leiste ihnen dieselben Dienste, und bemerken nicht, daß der wenige, welchen sie haben mögen, zu nichts wird, indem sie sich durch Großthuerei verächtlich machen.

Doch wer könnte oder möchte alle die verschiedenen Fälle aufzählen, wo Menschen, durch ihre Schwächen und Leidenschaften verführt, ihren eigenen bürgerlichen und sittlichen Werth aufopfern, Knechte fremder Willkühr, anderer Leute Sündendiener und selbst Verbrecher werden! In allen Ständen gibt es dergleichen, an den Höfen der Fürsten, in den Gassen der Dörfer.

Mit dem Zustande solcher schimpflichen Abhängigkeit ist aber das wahre Christenthum unverträglich. Die Ausübung der Gebote Jesu ist ihm größtentheils unmöglich.

Frei muß sich der Christ inner den Schranken bürgerlicher Ordnung bewegen und seinen bessern Willen vollstrecken können. Wehe dem, welchen ein böses Gewissen, knechtische Furcht, Eitelkeit, Bettelstolz, Hunger oder Faulheit zum Sklaven eines fremden Willens macht! Er muß die Thorheiten und Sünden Anderer mittragen helfen, und kann nie die Süßigkeit des Triumphes genießen, welchen die Tugend bereitet.

Das ist die Hoheit des Christen in der bürgerlichen Welt, daß er Jeden liebt, Jeden nach seinem Verdienste schätzt, aber keinen Sterblichen fürchtet. Er darf mit heiterm Auge kühn seinem Feinde ins Auge schauen, ohne Furcht vor dem Throne der Könige und unverzagt vor jedem Richterstuhle stehen. Er kann zu dem Mächtigen sprechen, der seinen Willen zu einer ungebührlichen That aufbietet: „Ich will nicht!“ und der Mächtige muß ihn ehren. Er kann zu dem Reichen sagen: „Ich verschmähe deine Geschenke, denn mein Gewissen ist mir mehr werth, als all' dein Gold!“ und der Reiche muß vor der Tugend des Aermsten hochachtungsvoll verstummen. Sein Wort gilt, sein Ja ist heiliger, denn Brief und Siegel unlauterer Menschen; im schlechtesten Gewande geht er mit edelm Stolze neben den Schwächlingen hin, die in Seide und Gold vor Andern kriechen. Er bedarf keiner andern Gnade, als der Gnade Gottes er hat keinen andern Herrn über

sich, als den Herrn des Weltalls; Sterblichen dient er mit der Gabe, die er empfangen hat von Gott, auf daß Andere ihm dafür geben, was er bedarf.

Nach solcher Hoheit und Unabhängigkeit zu streben, ist des Christen Pflicht. So war Jesus Christus unabhängig von menschlicher Willkühr und Laune. Er trat ins Leben aus einem niedrigen Stande hervor, that, was die bürgerlichen Gesetze geboten, gab dem Kaiser, was des Kaisers war; aber er fürchtete im Bewußtsein unbescholtener Tugend Keinen, so gewaltig derselbe auch sein mochte. Arm war er, wenigstens nach den gemeinen Begriffen der Menschen arm. Er hatte kein festes Eigenthum und keine sichern Einkünfte, zuweilen nicht, wohin er sein Haupt legte. Er lebte mit seinen Jüngern von dem, was durch seine Wohlthätigkeit von dankbaren Herzen oder durch die Händearbeit seiner Schüler gewonnen ward. Aber in seiner Armuth blieb er groß und frei, durch keine Verpflichtungen gebunden, irgend etwas zu sagen oder zu thun, was seinen bessern Einsichten und heiligern Neigungen entgegenstrebte. Er ward der Menschheit Lehrer und Erlöser, und erfüllte somit seine hohe, göttliche Bestimmung auf Erden. Er geizte nicht nach irdischen Ehren und Aemtern, sondern blieb unabhängig, und wollte nur Ehre Gottes und Erfüllung seiner heiligen Gebote, indem er Tugend und Gottseligkeit über Alles liebte und ehrte. Darum legte er keinen Werth auf der Menschen Gunst, und so hatte er nicht Ursache, ihnen zu schmeicheln, oder sich selber nach ihren Meinungen zu richten.

So war Jesus. So soll sein, wer sein Nachfolger heißen und an seiner Hoheit Theil nehmen möchte. Willst du es sein, groß sein unter den Großen, reich unter den Reichen, gebietend unter den Gewaltigen, ohne äussere Würde und Ehre, ohne Tonnen Goldes, ohne äussere Macht, der Edelsten einer im Volke sein? — Mache unabhängig im bürgerlichen Leben dein eigenes Glück von anderer Leute Gunst und Laune. Es ist nicht schwer. Sei gewissenhaft, genügsam und bescheiden.

Sei gewissenhaft; hüte dich vor jeder Handlung, vor welcher du erröthen müßtest, wenn sie deinen besten Freunden oder deinen Feinden kund würde. Ein furchtloses Gewissen ist der stärkste Schild gegen Tirannei; Niemand ist leichter zu unterjochen, als wer sich einer bösen Sache bewußt ist. — Klug sein, besser scheinen, als man ist, vermag etwas, um sich einiges Ansehen zu geben: aber erspähen Andere nicht deine geheime Sünde, so wird sie spät oder früh dein eigenes Gewissen, oder ein von der Vorsehung Gottes angeordnetes Zusammentreffen der Umstände verrathen. Nur wer sich selbst keinen stillen Vorwurf zu machen hat, darf vor fremden Vorwürfen nicht erschrecken, und muß nicht darauf denken, die Gunst Anderer durch unerlaubte Willfährigkeit zu bestechen. Mustere deine verschiedenen Neigungen, besonders diejenigen, welche dich wohl am leichtesten zu ungebührlichen Dingen hintreiben können, dich vielleicht schon zu Manchem verleitet haben, was du schwerlich wünschest, daß es Andere erführen. Diese Neigungen tödte in dir, indem du ihnen die Nahrung entziehst; enthalte dich jeder Gelegenheit, wo sie geweckt werden können; versuche es lieber, das Gegentheil von dem zu thun, wozu sie dich machen möchten. Dies ist das entscheidendste Mittel, dich von aller Menschenfurcht zu befreien. Wer ohne Menschenfurcht ist, steht dem Mächtigsten gleich. Mancher Gewaltige bebt im Stillen vor der Redlichkeit seines Dieners, und die Tugend des Knechtes macht das schuldbewußte Herz des Herrn zittern.

Sei genügsam! — Der Mensch bedarf zu seines Leibes Nahrung und Nothdurft äusserst wenig. Aber will er seinen Gaumen kitzeln, hat er auch mit Tonnen Goldes nicht genug. Die meisten Leute würden in der That wenig gebrauchen, wenn sie nicht mehr um Anderer als ihrer selbst willen Aufwand machen wollten. Es ist nur Einbildung und falscher Stolz, was uns zu Verschwendern macht, nicht unser Bedürfniß selbst. So gebrauchen wir viel, ohne daß Andere auch nur den geringsten Vortheil davon haben. Wir selbst haben keinen größern Nutzen dadurch, als den, sagen zu können: wir stehen keinem Unsersgleichen nach. — Sei genügsam mit dem Wenigsten, und du bist reich genug, noch für Andere Vieles von dem Deinigen zu erübrigen. Nicht der Reichthum, noch die Menge des Besitzthums, sondern der Ueberfluß macht wahrhaft reich. Wem Millionen zu Gebote

stehen, der kann sehr arm sein, weil er noch daneben Schulden machen muß, um seine eingebildeten Bedürfnisse zu befriedigen. Ein Tagelöhner kann sehr reich sein, wenn er noch weniger gebraucht, als er verdient, und mit seinem Ueberflusse Andern hilft, die vielleicht nichts verdienen können; oder Andern damit Freude macht, deren er selbst entbehren kann. Wer sich auf solche Art Ueberfluß zu verschaffen weiß, ist unter den Reichen reich, so gering auch seine Einnahme sein mag. Sie seufzen vielleicht unter Schulden und Sorgen, weil sie nicht genug haben; er geht frohen Muthes und theilt noch Hilfe mit. Sie haben ein glänzendes Elend; er hat ein scheinloses, aber wahres Glück. Sie müssen, um den Aufwand zu bestreiten, weil ihn ihre Thorheit und Verwöhnung nun einmal fordert, ihre Freiheit und Unabhängigkeit veräussern, um Gnade der Großen buhlen, oder vor ihren Gläubigern kriechen, oder einer Erbschaft wegen den süßesten Lebensgenuß fahren lassen, wohl gar in manche schimpfliche, das Gemüth befleckende Bedingung willigen. Wer genügsam mit Wenigerm ist, als ihm durch seinen Fleiß und Gottes Segen zu Theil wird, steht unabhängig; hat auf keine fremde Winke zu horchen; darf sich nicht scheuen, dem Einen zu begegnen, der von ihm Geliehenes zu fordern hat, oder die Unbilligkeit des Andern zu verwerfen, der ihm geben könnte. Er bedarf nur seines Fleißes, seiner Tugend und der Gnade Gottes, keiner menschlichen Gnade.

Sei bescheiden! Dies ist das dritte und unfehlbare Mittel zur Unabhängigkeit des Christen im bürgerlichen Leben. Viele Menschen sind nur darum Sklaven von oft noch unwürdigern Leuten, als sie selber sind, weil sie herrschen wollen; sie entehren sich erst durch Niederträchtigkeiten, um dadurch zu Ehren vor der Welt zu gelangen. Daher geschieht es, daß Mancher die allgemeinste Verachtung trägt, ohne es zu wissen, der mit der allgemeinsten äusserlichen Ehrerbietung umringt wird. Sei bescheiden! Fordere in der bürgerlichen Gesellschaft keine Auszeichnung, als welche dir durch deine Geschicklichkeit und Rechtschaffenheit zu Theil wird. Lerne nur klar erkennen, wie nichtswürdig die Gunst der Großen oder die Ehrenbezeugung des Volkes ist, und wie da im Grunde Einer den Andern zu täuschen pflegt, und du wirst keinen Augenblick anstehen, diese Herrlichkeit, der so manche Tugend geopfert wird, zu verachten. — Du weißt es, du fühlst es, du siehst es an Andern, daß keineswegs der Vornehme, der im hohen Rang, in Ehrenstellen Lebende die aufrichtige Hochachtung der Menschen genießt, sondern sowohl bei Hohen als Niedern nur derjenige, welcher durch unbescholtene Tugend, durch vorzügliche edelmüthige Handlungsweise bekannt ist. Dahin lenke sich dein Ehrgeiz. Bist du aber von solchen Ansichten der Welt geleitet, ist christlicher Edelsinn dein Stolz: wahrlich, dann wirst du am wenigsten nach menschlichem Beifall und Lob schmachten; dann bist du unabhängig vom Urtheil der Menge, denn du kennst ein Urtheil, an dem dir mehr gelegen ist — Gottes Urtheil, Gottes Beifall.

Wie könnte ich, mein Schöpfer, mein Vater, Dir anhängen, wenn ich von den Vorurtheilen oder Bosheiten der Welt abhängig bin! Und doch bin ich elend genug, daß mich meine Leidenschaften von Dir und meinem ewigen Glück entfernen, und mit knechtischen Ketten an den Dienst der Welt fesseln. Vater, mein Vater, ich bin nicht würdig, Dein Kind zu heißen! Noch war ich zu selten durch Gewissenhaftigkeit erhaben, durch Genügsamkeit reich, durch Bescheidenheit ruhmvoll. Der Geist Deines göttlichen Sohnes war nicht in mir. O Geist Gottes, meines Vaters, Geist Jesu Christi, heiliger Geist, heilige auch mich, daß ich entschlossen und muthvoll die entehrenden Bande breche, die mich an das Nichtswürdigste des Lebens und an mein Unglück festketten. Amen.

XI.

Wenn unser Wohlstand abnimmt.

Hiob 2, 10.

Wenn gleich aus tiefer Mitternacht
Gewitter um mich blitzen,
So zag' ich nicht, mein Vater wacht,
Er wacht, mich zu beschützen.
Die Güte, die mich werden hieß,
Die den Bedrängten nie verließ,
Die wird mich nie verlassen.

Sein Auge schaut auf meinen Schmerz,
Und seine Blicke zählen
Die Sorgen, die mein armes Herz
Mit Angst und Kummer quälen.
Er sandte mir das Leiden zu,
Daß nicht mein Herz in stolzer Ruh'
Des Ewigen vergesse.

Geeignet sind die Leiden mir,
Die mich zum Himmel ziehen,

Mich lehren, Gott, allein zu Dir,
Als meinem Vater, fliehen.
Ich weiß es, nach der finstern Nacht
Gibst Du mir wieder Tagespracht,
Die Alles umgestaltet.

Gewöhnlich machen sich die Menschen ihre meiste Sorge über die Aufnahme oder Abnahme ihrer Glücksumstände, und woher sie Geld genug nehmen werden, um ihre verschiedenartigen Bedürfnisse zu befriedigen. Wenn man aber alle Jahre den Wechsel der Glücksumstände bei so vielen Tausenden sieht; wenn man sieht, wie nichts Ungewisseres als Geld und Gut ist, und wie doch endlich, wenn die Umstände auch noch so schlimm werden, kein Einziger ganz verloren geht, sondern immer wieder, wenn die Noth am allergrößten wird, durch Gottes besondere Leitung und guter Menschen Beistand Rettung findet: sollte man da nicht glauben, der Kummer um kleines Hab und Gut, und wovon wir leben, müsse der allergeringste sein? — Aber dennoch ist er es keineswegs. Denn an unserm Mehr- oder Wenigerhaben hängt noch manches Andere, als die Sorge, wovon wir leben, uns nähren und kleiden wollen. Daran hängen noch die Besorgnisse unserer Eitelkeit, die kleinen Gelüste unserer Bequemlichkeit, die Aussichten für unsere Kinder oder Freunde, und eine zahllose Menge von sich alltäglich verändernden Wünschen und Planen für die Zukunft.

Es ist in unsern Tagen unter tausend Haushaltungen vielleicht kaum eine einzige, welche nicht von Nahrungssorgen mehr oder weniger gedrückt würde, oder doch ihr Besitzthum und ihre ehemaligen Einkünfte nicht sehr geschmälert sähe.

Und unter diesen Tausenden mache auch ich keine Ausnahme.

Doch den Muth darf ich nicht sinken lassen. Wer seine Standhaftigkeit aufrecht erhält, hat noch die Möglichkeit, sich aus seinem bedrängten Verhältnisse wieder hervorzuschwingen. Man muß nie an sich selbst verzweifeln, noch weniger an der Vorsehung, der tausend uns unbekannte Mittel und Wege zu Gebote stehen, uns wieder in eine andere Lage zu versetzen, wenn es die rechte Zeit für uns ist. Das haben ja Millionen schon vor mir erfahren; das erfahren Millionen noch alle Tage.

Ich will standhaft sein, unerschrocken ausharren, wie es dann auch kommen möge. Mir gleichviel! Ich kann es nicht ändern. Alles hängt ja von der Hand des Allerhöchsten ab. Ihm müssen wir uns schweigend unterwerfen.

Doch diese Ergebung in Gottes Willen soll und darf mich nicht in Unthätigkeit gerathen lassen. Will ich den Segen des Herrn hoffen, so muß ich mich durch Anstrengungen desselben wenigstens würdig machen. Ein fauler Knecht wird auch vom besten Herrn verstoßen. Nur dem, der keine Mühe spart, sich selber nach allen Kräften zu helfen, hilft Jedermann freundlich. So will auch ich mit Gottes Beistand thun. Er wird mich nie ganz verlassen.

Es ist Zeit, daß ich einmal recht ernsthaft überlege, wie mir zu helfen sei. Und will ich das, so muß ich ohne Schonung meiner Eigenliebe prüfen, woher die Abnahme meiner Glücksumstände rührt. Bin ich nicht vielleicht selbst zum Theil Schuld daran? War ich nicht vielleicht in meinen Unternehmungen zuweilen unvorsichtig? War ich nicht vielleicht in meinen Ausgaben reichlicher, als ich nach Maßgabe meiner Umstände hätte sein sollen? Verleitete mich nicht mitunter falscher Stolz, falsche Scham zu unrechten Schritten? — Wenn dies war, so trage ich jetzt nur die Schuld meiner Fehler. Und ich werde sie so lange büßen müssen, als ich nicht Muth habe, sie abzulegen, und ganz das tugendhafte Gegentheil von dem zu werden, was ich bisher war.

Ist aber die Verschlimmerung meiner Vermögensumstände hauptsächlich nur die Folge der schlechten Zeiten; ist meine gegenwärtige bedrängte Lage nicht eigentlich mein eigenes Verschulden, mein eigenes Werk: o so ist es Gottes Werk! Dann kann ich schon ruhiger, ja sogar freudiger sein. Ich habe nicht Ursache, mich vor mir selber zu schämen, oder vor andern Leuten meine Verhältnisse zu verbergen. So spreche ich mit dem ebenfalls viel geprüften Dulder Hiob: Haben wir Gutes empfangen von Gott, und sollten das Böse nicht auch annehmen? Hiob 2, 10.

Freilich, das Böse fällt uns schmerzlich auf. Aber worin bestände denn mein gottergebenes Christenthum, wenn ich nicht getrosten Muthes Alles tragen könnte, was der Herr der Schicksale mir zu tragen gibt? So lange dem Menschen Alles nach Wunsch geht, kennt er sich selbst noch nicht ganz.

Erst in bösen Tagen erfährt er deutlich, was an ihm selber sei. — — Freilich, unserer Eitelkeit, unsern gewohnten Bequemlichkeiten geschieht Abbruch. Aber eben dies war auch vielleicht der Grund, warum durch Gottes Fügungen unsere Glücksumstände in Verfall gerathen mußten. Wir sollten nicht eingebildet und hoffärtig sein; wir sollten uns nicht in Bequemlichkeiten verweichlichen, nicht alle Sorge für die Lust des Leibes verwenden. Was hälfe es dem Menschen, spricht der göttliche Heiland, wenn er die ganze Welt gewänne, und Schaden nähme an seiner Seele!

Ertrage freudig deinen Zustand — er ist ja Gottes Werk. Haben wir Gutes empfangen von Gott, und sollten das Böse nicht auch annehmen? Doch an dir liegt viel, deine Lage zu verbessern, wenn du es mit rechtem Ernst willst, und es auf die gehörige Weise anfängst. Dann tritt auch deines Gottes Segen hinzu. Und woran du manches Jahr verzweifelst, kann dir ein einziger Tag verschaffen.

Verschaffe dir vor allen Dingen die genaueste und deutlichste Erkenntniß vom gegenwärtigen Zustande deines Vermögens. Ohne diese Einsicht, welche dir täglich klar sein muß, stehst du in einer fortwährenden Ungewißheit und Unruhe, und deine Maasregeln werden schwankend, weil du nie zuverlässig weißt, ob du zu viel oder zu wenig thust. Verhülle und verhehle dir nichts, verschönere dir nichts. Baue auf keine Hoffnungen, sondern sehe an, was ist. Rechne auf nichts, als was du wirklich hast und dir unwidersprechlich gehört. Und wäre es noch so wenig, viel weniger als du selbst glaubtest: genug, daß dich schon die Gewißheit davon ruhig und fest in deinen Entschlüssen macht. Je größer das Uebel, je größer der Muth. Nur hüte dich vor falscher Scham. Ergreife einen ächten Stolz: den Stolz, daß du dein Schicksal unverschuldet trägst. Was Gottes Werk ist, dessen darf der Mensch sich nicht schämen.

Und von diesem Augenblick an entwirf deinen Lebensplan. Entferne Alles, was entbehrlich genannt werden kann, ohne Zeitverlust. Begnüge dich mit dem Wenigsten. Deine Kraft sei größer als Alles, dein Vertrauen auf Gottes Beistand am allergrößten. Dieser Muth in bösen Umständen wird dich mit ungewohnter Heiterkeit erfüllen. Deine kaltblütige Entschlossenheit wird dir selbst ein Gefühl eigener Größe geben, das du noch nie hattest. Du wirst zuletzt über dein Schicksal erhaben hinblicken, und über mancherlei Entbehrungen sogar scherzen können, über welche die Schwächern seufzen.

Laß dich von diesem Entschlusse durch keine falsche Scham abwendig machen. Sei nur wahr gegen dich und Andere. Nenne die Dinge, wie sie sind, und du wirst nichts mehr fürchten. Wer aber ohne Furcht lebt, der ist schon ein halbbeglückter Mensch. Deine Festigkeit, deine Offenheit werden von allen Rechtschaffenen geachtet sein, und selbst ihr Mitleiden wird sich gegen dich mit einer gewissen Ehrfurcht vermischen. Wer aus Eitelkeit nicht gern Andern wissen lassen will, wie übel es mit ihm stehe, muß sich in jeder Stunde zum Heuchler machen; ein frohes Gesicht machen, wo er seufzen möchte; Ausgaben thun, wo er nothwendig sparen sollte. Er verschlimmert seinen Zustand mit jeder Woche, und lebt doch dabei in beständiger Angst und in der Ueberzeugung, daß seine Lage früher oder später dennoch kund werden müsse. Wozu also diesen Zustand von Bangigkeit verlängern? Man sieht doch sehr bald durch die angenommene äussere Herrlichkeit das innere Elend, sieht die mühsam zusammengelegte Miene, und vermuthet eben darum weit schlimmere Dinge, als wirklich vorhanden sind.

Warte nie bis zum letzten Augenblick mit Anwendung deiner Hilfsmittel, die dich, wo nicht aus der Verarmung, doch aus der Verlegenheit retten können, reicher zu scheinen, als du bist. Wer reicher scheinen will, als er ist, ist in der That ärmer, als er selbst scheint. Warum zögerst du mit deinen Einschränkungen? Was du heute noch, um die Leute zu täuschen, ausgibst, könnte dich, wärest du ehrlich gegen dich und die Welt, nach mehrern Wochen noch aus großen Verlegenheiten ziehen. Für wessen Glück lebst du? Ist es nicht für das deinige? Für wen machst du Aufwand, der dir überflüssig, wohl gar schädlich ist? Geschieht es nicht für Andere, ohne daß sie davon einen Nutzen haben?

Werde genügsam mit dem Wenigsten. Deine Einkünfte verringern sich:

es steht nur bei dir, sie durch hohe Sparsamkeit wieder zu vergrößern. Armuth ist keine Schande; aber Hang zur Bequemlichkeit, Ueppigkeit, Verschwendung ist Schande. Verschwender ist aber auch der Dürftigste, sobald er genießt, was er wohl entbehren könnte, und ausgibt, was er nicht eingenommen hat. Sei genügsam mit dem Wenigsten, und du wirst dich plötzlich reich sehen. Du wirst noch immer mehr haben, als du vonnöthen hast, während du in glücklichen Tagen, wo du mehr besaßest, oft weniger hattest, als du gebrauchtest. Dies Entbehren wird deinem Körper Gesundheit, deinem Geiste eine höhere Kraft verleihen. Siehe da schon ein Segen Gottes, der jeder Tugend nachfolgt! Was du deinem Körper versagst, hast du deiner Seele gegeben.

Aber hüte dich, darum in den Fehler des Geizes zu fallen. Nichts ist gewöhnlicher, als daß schwache Menschen, erschreckt durch den Verfall ihres Vermögens, in Kargheit übergehen, und sich und Andern das Nothwendige versagen, um Geld zu häufen. Sie nennen es Sparsamkeit; aber sie sparen auch da und dann noch, wo und wann es ihnen nicht nur ohne Nutzen, sondern sogar nachtheilig wird. Verschwender, wenn sie sich plötzlich bekehren wollen, und am meisten der Gefahr ausgesetzt, Geizige zu werden. — Sparsamkeit will nur sammeln, um nicht Mangel zu leiden, und Mittel zu haben, sich und Andern zu helfen. Kargheit aber will selbst da sparen, wo die Pflicht es verbietet. Geiz will Vermögen sammeln, weder um es selbst zu genieſſen, noch Andere davon genieſſen zu lassen, sondern aus bloßem Wohlgefallen am Gelde.

Deine Genügsamkeit entartete aber auch nicht in Unanständigkeit, wodurch du deine Nebenmenschen von dir zurückstößest. Du mußt selbst deine Armuth ehrenvoll, und dich in deiner Lage liebenswürdig machen können. Du bist freilich nicht vermögend, in deinem Hause zu glänzen mit theurem Hausgeräth; aber deine Wohnung kann durch geschmackvolle Ordnung gefallen, und durch strenge Reinlichkeit. Du kannst freilich nicht in kostbaren Kleidern erscheinen; aber eine hohe Sauberkeit derselben schafft dir bei allen Personen Achtung und Zutritt. Reinlichkeit ist eins der wichtigsten Mittel für Jeden, der im Hauswesen zu ersparen gedenkt. Unreinlichkeit ist eine der gewöhnlichsten Verschwendungsarten dürftiger Familien. Sie bilden sich ein, was ihnen nicht kostbar sei, bedürfe auch keiner ausgezeichneten Sorgfalt. Aber ihre Nachlässigkeit und Verwahrlosung dessen, was sie haben, vergrößert ihre Verarmung, und deutet denen, welche helfen könnten, an, daß hier nicht mehr zu helfen sei, weil man nicht hauszuhalten versteht.

Verdoppele deine Arbeitsamkeit. Den Fleißigen segnet Gott. Verdoppele deine Aufmerksamkeit, sowohl um dasjenige, was du besitzest, unverletzt zu behalten, als es mit neuem Erwerb zu vermehren. In deinem Hauptberuf und Geschäft hindern dich vielleicht die Zeiten, hinreichend für deine Bedürfnisse zu gewinnen. Denke nach, wo du dir auf irgend eine andere Weise neue Gewinnsquellen eröffnen kannst, wären sie endlich auch noch so klein. Verschmähe das Geringere nie; denn es wird nichts groß, ohne aus der Zusammensetzung vieler kleinen Theile. Mit dem Fleißigen ist Gott!

Laß dich durch deine beschränkten Umstände nicht mürrisch machen, nicht neidisch, nicht ungefällig gegen Andere. Haben wir Gutes empfangen von Gott, und sollten das Böse nicht auch annehmen? — Nimm es mit der Zuversicht auf Gottes Weisheit und Liebe; nimm es mit Dankbarkeit. Hebt dich dein Glaube an Gott, so wirst du nie aufhören, heiter zu sein. Der Heitere ist jederzeit geneigt, andern Menschen gefällig und dienstfertig zu sein. Dem Dienstfertigen wieder zu dienen, ist Jedem ein Vergnügen. Siehe, das wirkt der Glaube an Gott! — Verlasse das Vertrauen nicht auf Gott, und die Menschen werden dich auch nicht verlassen. Kommen die Stunden des Trübsinns, laß sie kommen. Sie sind dir heilsam. Aber überlasse dich ihnen nicht ganz, sondern schwinge dich aus ihnen an den Flügeln der Andacht und des Gebetes zu dem Ewigen empor, der dich noch immer liebt, und dein Geist wird von seinem Thron erheitert zurückkehren. Du wirst freilich manche ehemals gewohnte Lustbarkeit entbehren müssen; nie aber, wenn du nur selbst willst, die Lust. Sie lächelt Jedem, der reines Herzens ist und seine Pflicht thut. Es werden dir scheinbar kleine Freuden aus Umständen erblühen, die du ehemals kaum der Aufmerksamkeit würdig hieltest, und

sie werden dich mehr erquicken, als vormals die kostspieligsten Zerstreuungen.

Dies sind deine Pflichten; dies sei deine Weisheit. Auf diese Art wirst du dich, bei aller Zerrüttung deiner Vermögensumstände, Gott gefällig und den Menschen achtungswürdig emporhalten, und nicht untergehen.

Dies sind deine Pflichten. Aber eine hängt in der andern. Wähle nicht die eine und versäume die andern. Dir würde nur halb geholfen sein; und du selbst begehrst nicht halbe Hilfe. Halte an Gott, und er wird auch dich halten!

An Dir, Vater der Welt, Allbarmherziger, der Du Keinen verlässest, will sich auch meine bekümmerte Seele festhalten. Ich erkenne auch in diesen trüben Tagen, wo mein irdischer Wohlstand weicht, Deine väterliche Weisheit, und verzweifle an Deiner Liebe nicht. Haben wir Gutes empfangen von Dir, und sollten das Böse nicht auch annehmen? — Ich erkenne, was ich in diesen meinen Umständen zu thun schuldig bin mir und den Meinigen. Und ich will es thun. Gib Du mir dazu Kraft und Deinen segenvollen Beistand. Ich werde mit Dir Alles, auch das Schwerste, überwinden. Ich werde meine Freudigkeit nicht verlieren, die denen bleibt, die Dich lieben. Hilf mir, Vater, Deinem Kinde; mit Inbrunst flehe ich Dich an, hilf mir! Amen.

XII.

Häusliche Sorge, häusliches Glück.

Röm. 8, 28.

Du, Herr, kannst Alles enden,
Was mich jetzt drückt und plagt,
Kannst mir noch Hilfe senden,
Wenn schon mein Muth verzagt.

O so geschehʼ Dein Wille!
Er ist der beste doch;
Und aus des Kummers Fülle
Ruft Du mir Freuden noch.

Ein jeder neue Morgen
Sei Zeuge, daß ich frei
Von ängstlich bangen Sorgen,
Nur Dir ergeben sei.

Kein Uebel ist so groß, daß nicht die Furcht vor demselben ein größeres Uebel wäre, als das Unglück selbst, welches man vor sich zu sehen meint. Jedermann weiß es aus eigenen Erfahrungen. Aber es gehört schon viel Geistesstärke dazu, sich dieser Erfahrung und ihrer Lehre immer bewußt zu bleiben, und sie zu benutzen. Die meisten Menschen sind so schwach, so kleinmüthig, so schnell bei jeder Gefahr verzagt, so wenig bedacht auf Alles, was ihnen schon ihre Vergangenheit sagte, so wenig mit muthiger Zuversicht auf die himmlische Vorsehung hinblickend, daß sie bei jeder neuen Drohung der Schicksale in neue Furcht gerathen.

Die Sorge ist der Leiden größtes; nicht weil alles Sorgen an sich selbst schon ein Uebel wäre, sondern weil der kleinmüthige Sterbliche es zum Uebel macht. Denn jeder Gedanke an die Zukunft, und das Bestreben, künftigen Uebeln vorzubeugen, ist Pflicht; aber mit Angst und Zittern das Kommende erwarten, ist gegen die Pflicht des Christen, der einen Gott glaubt und Jesu tröstendes Wort im Herzen trägt.

Jeder Mensch, er sei noch so glücklich, hat seine eigenen Sorgen; keiner ist davon befreit; denn jeglicher richtet forschend seinen Blick auf die bevorstehenden Zeiten; aber was sie ihm bringen, kennt er nicht. Der Beglückteste weiß nicht, ob er es noch den folgenden Tag ist.

Die Sorgen wachsen, wie die Erkenntniß der Menschen von der Unzuverlässigkeit der äussern Glücksgüter wächst. Das unwissende Kind sorgt am wenigsten, weil es noch mit dem Wechsel der Dinge zu unbekannt ist. Es glaubt, was es hat, zu haben, so lange es ihm gefällt; es fürchtet keine bösen Ereignisse, weil ihr noch keine erschienen sind.

Die Sorgen wachsen, wie die Anhänglichkeit der Menschen an äussere Glucksgüter wächst. Wer die meisten leidenschaftlichen Neigungen hat, der hat die meisten und schwersten Sorgen. Wer von unmäßiger Ehrliebe beherrscht wird, und zuviel Werth auf das günstige Urtheil des großen Haufens setzt, wird beständig vor der Möglichkeit zittern, durch irgend einen Umstand sein bisher genossenes Ansehen zu verlieren. Wer zuviel auf Erwerb oder Besitz zeitlichen Vermögens hält, wird beim leichtesten Anschein von Gefährdung desselben in Schrekken gerathen. Willst du weniger von Sorgen gequält werden, so mindere nur deine allzuheftige Neigung für das, was dir am liebsten ist. Brich die Macht der dich beherrschenden Leidenschaft. Lerne den Werth dessen richtiger schätzen, was für dich bisher einen übertriebenen Werth hatte. Was uns jeder Zufall rauben kann, darauf müssen

wir nicht das gesammte Gebäude unserer Glückseligkeit errichten. Kinder sind darum am glücklichsten, weil sie ihr Herz noch nicht fest an gewisse Dinge hängen. Sie beweinen und vergessen, und finden wieder neue Freuden auf. Sie betrachten die Veränderlichkeit der Umstände wie ein Spiel, das nur flüchtig ergötzt. Der Weise muß aus Grundsätzen werden, was sie von Natur sind. Wenn ihr nicht umkehrt, und werdet wie die Kinder, sprach Jesus, werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen.

Die Sorgen wachsen, wie die Zahl der Berührungen wächst, in welche wir mit der Welt treten. Je zurückgezogener der Mensch von mancherlei Verhältnissen lebt, je weniger Bedürfnisse er sich macht, je leichtern Herzens kann er sein; wenigstens hat er den Vortheil, nicht durch das Schicksal von allzuvielen Seiten her bedroht zu werden. Aber darum hat er nicht weniger Sorge, wenn er einen schwachen, kleinmüthigen Sinn hat. Auch in der tiefsten Einsamkeit ereilt ihn der Schwarm von Bekümmernissen, wenn er das furchtsame Gemüth mit sich dahin bringt. Er zittert da freilich keineswegs vor der Mannigfaltigkeit der Unglücksfälle, aber desto tiefer vor den wenigen, die ihn noch bedrohen. Alle Unfälle des Lebens sind nur das, wozu wir sie machen, und jedes Uebel ist nur das, wofür wir es halten. Was man für kein großes Unglück hält, ist auch keins. Darum geschieht, daß der Eine sehr gleichgültig bei Dingen ist, die den Andern in Angst und Noth bringen.

Man ist gewöhnlich der Meinung, daß häusliche Sorgen die schwersten sind. Da hat man nicht bloß für sich selbst zu denken, sondern auch für Gattin, Kinder, Dienstboten, Arbeiter, Verwandte. Man muß für ihren Unterhalt, für ihr Auskommen, für ihre Ehre, für ihre Gesundheit sorgen. Wäre ich frei, spricht Mancher, wenn er eine düstere Zukunft sieht, das Alles würde mir wenig Kummer machen. Ich wüßte schon, wie ich mich retten könnte; aber das Schicksal der Meinigen liegt mir am Herzen! — Aus eben diesem Grunde sieht man in unsern Tagen, besonders in Städten, wo viel Aufwand herrscht, wirklich viele Personen die eheliche Verbindung scheuen und in unvermähltem Stande bleiben.

Diese Gesinnungen entspringen aber offenbar aus einer falschen Ansicht des Lebens, und aus einem Mangel wahrer Religiosität. Aus Mangel an wahrer Religiosität, weil dergleichen Aeusserungen ein Geständniß von gewissen geheim gehaltenen Leidenschaften sind, die mächtiger selbst als der Naturtrieb wirken und ein schwaches Vertrauen auf die göttliche Vorsehung, so wie auf das Wort der heiligen Schrift, verrathen: daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen. Röm. 8, 28. Ein Wort, dessen tiefen Sinn dergleichen Menschen selten ergründet haben.

Es ist wahr, daß das häusliche Leben die Zahl der Sorgen vermehrt, aber nicht das Gewicht der Sorgen. Auf vielerlei Dinge Bedacht nehmen müssen, ist kein Unglück; aber mit beständiger Aengstlichkeit, mit immerwährender Furcht auf etwas Bedacht nehmen, das ist Unglück! Und dieses kann der Mensch eben so sehr im vermählten Stande haben.

Wer aus Furcht vor der Last der Sorgen das eheliche Leben meidet, ergibt sich all den traurigen Erwartungen und Bekümmernissen, welche der Stand der Unvermählten bringt: Schwächung der Gesundheit; einsam stehen mit seinen Leiden und Freuden; beständig ein Fremdling in der Welt sein; Verzicht thun auf das Glück, geliebt zu sein; erkaufte Pflege in Krankheit von fremder Hand; Einsamkeit in alten Tagen, ohne alle Erquickung der Zärtlichkeit der Unserigen.

Häusliche Sorge bringt häusliches Glück. Freilich nicht Jedem, sondern nur dem, der im hohen Sinne Jesu das Leben betrachtet, und daher überzeugt ist, daß alle Dinge denen zum Besten dienen, die Gott lieben. — Wer Gott wahrhaft liebt, bezeugt es durch gewissenhafte, strenge Vollziehung aller Pflichten. Wer seine Pflicht redlich erfüllt hat, der hat nichts zu befürchten, es komme auch über ihn, was wolle. Und nähme ihm Gott auch das Liebste, er weiß, daß es zu seinem und der Seinigen Besten dient. Warum sollte er also ein Raub des Kummers werden? Wer will sich denn also über das betrüben, was gewiß sein und der Seinigen Glück ist? Er weiß ja, ohne den Willen Gottes kann auch das Kleinste nicht geschehen; er weiß ja, Gottes Weisheit ist höher, als aller Menschen Vernunft; er weiß ja, daß dieser Weisheit nichts gleich kommt, als die göttliche Liebe zu uns.

Ohne Gott ist keine Welt, und ohne inniges Glauben an Gott keine Seligkeit in der Welt. Christliche Religiosität oder Frömmigkeit ist die höchste irdische Weisheit, die den Schlüssel zu allen Räthseln des Lebens hat, die uns eine gewisse Ueberzeugung gibt, daß kein wahres Uebel zu finden sei unter dem Himmel, als die Sünde, die Pflichtverletzung, die allzugroße Einwurzelung unserer Neigungen in das, was zeitlich und veränderlich ist.

Das eheliche und häusliche Leben macht den Menschen aber zur Frömmigkeit geneigter, als das unhäusliche, einsame Dasein. Je mannigfaltigere Sorgen, je öftere Hinblicke auf Gott. Wer nur für sich allein sorgt, gewöhnt sich leicht, zu sehr auf eigene Kraft zu trauen. Je mehr wir durch Bande der Liebe an die Menschheit gekettet sind, je milder werden wir in ihrer Beurtheilung und Behandlung, je mehr sind wir zärtlichen Gefühlen offen. Die Liebe führt uns an weicher Hand zur Tugend. Der Blick auf Gatten und Kinder hat schon von Unthaten zurückgehalten, die der Unabhängige mit frechem Muthe verübt hätte. Die Liebe lenkt die Hoffnung und Sehnsucht des Sterblichen am öftersten mit sanfter Gewalt zum Himmel, zur Ewigkeit. Wer an Gott und Ewigkeit glaubt, und vor beiden mit Jesu großem Sinn wandelt: kann der wahrhaft unglücklich sein? Kann er jemals unglücklich werden? Was hat er mit Furcht und Zittern zu sorgen, er, dem gewiß Alles, was geschieht, zum Besten dienen muß?

Häusliche Sorge bringt häusliches Glück. Wer möchte auch ganz ohne Sorge sein wollen? Sie ist die wirkliche Würze des Lebens. Wer keine Sorge hat, ist auch ohne Wünsche. So lange wir athmen auf Erden, wünschen wir. Es ist auch gut, daß wir wünschen, damit wir nicht still stehen in todtenhafter Unthätigkeit, sondern immer vorwärts schreiten zum Bessern. Das Bessere findet der Mensch durch Klugheit in äusserlichen Verhältnissen; das Beste aber, nämlich Seelenfreudigkeit, durch Tugend in sich selber.

Sorge vergrößert das häusliche Glück. Sorglosigkeit um die Zukunft zerstört das Hauswesen. Wer nur an die gegenwärtigen Umstände denkt, nicht an die möglichen Folgen seiner Handlung; wer über den Besitz einer einzigen Sache alles Uebrige vergißt: der rennt mit strafbarem Leichtsinn in den Abgrund seines Verderbens. — Was ist es denn, das dem Menschen die meiste Freude macht, wenn es nicht das Gelingen seiner Mühe ist, sich ein besseres Loos zu bereiten, oder Uebeln abzuwehren, die im Anzuge sind? Ein Glück, ein Vortheil, so uns ohne unser Zuthun erwächst, macht nicht den zehnten Theil des Vergnügens, als was die Frucht unsers Nachdenkens und Fleißes war. Denn in dieser erkennen wir unsere eigene Kraft, und die Wahrnehmung derselben erfüllt uns mit Achtung für uns selbst. Wir lieben, was wir durch Sorge und Arbeit erworben haben; denn es ist erst durch uns da, es würde ohne uns nicht gewesen sein, es ist gleichsam aus uns hervorgegangen, es ist Eins mit uns. So liebt auch Gott seine Geschöpfe.

Je mannigfaltiger daher häusliche Sorge ist, je häufiger wird bald diese, bald jene kleine Gefahr von uns oder dem Haupte der Unsrigen abzuwenden haben; je verschiedener die kleinen Hindernisse sind, welche wir zur Zufriedenheit unserer Familie bald hier, bald da aus dem Wege räumen müssen; je öfterer uns unsere Fürsorge, unsere Unternehmung, unser Rath, unser Anschlag gelingt: um so mannigfaltiger, um so häufiger ist das Glück, welches wir geniessen. Wir leben doppelt selig im Anschauen unserer Werke; denn es sind unsere Werke, sind redende Zeugen unserer Sorgfalt, unserer Einsicht, unserer Kraft. Hundert Kleinigkeiten, welche das Auge der Fremden gar nicht bemerkt, werden auf diese Weise Quellen unserer Freude. Wir fühlen es tief, daß häusliche Sorge das wahre häusliche Glück bringt.

Wenn Jesus lehrte: „Sorget nicht für den andern Morgen," wollte er uns damit nicht zur Unthätigkeit verdammen, oder den Leichtsinn empfehlen. Er selbst bewies von diesem in seinem ganzen Lebenslauf das Gegentheil. Er sorgte für das Glück des ganzen menschlichen Geschlechts. Er eiferte gegen Leichtsinn, Wolleben und Müßiggang. Er empfahl, wie jeder seiner Jünger, wie Paulus (2 Thess. 3, 6. f.), die Tugend der Arbeitsamkeit, und lehrte bei jeder schicklichen Gelegenheit das: Bete und arbeite! jenes Gottesgesetz: Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brod essen. Aber er warnte vor der ängstlichen Sorge,

welche einen Mangel des Vertrauens auf Gott verräth; vor jener beständigen Unruhe des Gemüths um irdische Angelegenheiten, welche die edelsten Kräfte des Geistes und der Gesundheit verzehrt, und untüchtig macht, sich über die Sinnlichkeit zu erheben.

Fürsorge ist gut, sie stählt unsern Muth; aber bange Besorgniß ist schädlich, sie schwächt unsern Muth und nimmt uns die Kraft, möglichen Unfällen auf die zweckmäßigste Weise vorzubeugen, oder, wenn wir sie nicht verhindern können, doch ihre nachtheiligen Folgen zu verkleinern. Daher, wer den Muth nicht verliert, hat den Sieg schon halb gewonnen. Auf Alles gefaßt sein, heißt schon den meisten Gefahren entronnen sein.

Ueberwinde dich selbst, und du hast die Welt überwunden. Sei mäßig in deinen Wünschen, und deine Besorgnisse werden sich von selbst mäßigen. Liebe nichts mit allzuunbegrenzter Liebe, als deine Tugend; und der Verlust dessen, was irdisch ist, und folglich doch einmal, sei es früh oder spät, verloren sein muß, wird dich weniger erschrecken. Was würde dir wohl auf Erden am bittersten sein, wenn du es einbüßen solltest? Sind es deine Kinder? Ist es dein Gemahl? Ist es dein Freund, dein Vermögen, oder dein Stand, oder dein Ansehen, oder dein Vaterland? Worüber würdest du am alleruntröstlichsten sein? — Gut, denke, daß es dir nach Gottes Rathschluß genommen werden könne; mache dich sogar vertraut mit diesem Gedanken. Denn wahrscheinlich bist du bestimmt, das einzubüßen, woran dein Herz am allerfestesten hängt, weil es dich eben durch diese Leidenschaftlichkeit hindert, inniger an Gott und Ewigkeit zu hangen; dich hindert, dein Glück durch Tugenden in dir selbst unerschütterlich zu gründen. Es ist der Gottheit Wille, deinen Geist von dem, was vergänglich ist, emporzuziehen nach dem Unvergänglichen. Bereite dich also auch auf das Schwerste vor, um, wenn der prüfende Augenblick kommt, nicht alle Glückseligkeit mit einem Schlage zu verlieren. Liebst du Gott, so bist du überzeugt, daß alle Dinge zu deinem Besten dienen müssen.

Prüfe dich selbst, du Vater, du Mutter, wenn du nun plötzlich kinderlos daständest — würdest du ganz elend sein, oder noch in deinem Innern eine Freudigkeit behalten, mit der du in jenes bessere Leben hinüberblicken, und ruhig und einsam deinen Lebensweg auf Erden vollenden könntest? Prüfe dich selbst: wenn unvermuthet alle deine Stützen fielen, wenn du unausweichlich in die größte Armuth eingehen, vielleicht dein dürftiges Brod mühsam auf andere Art oder in andern Ländern suchen müßtest, würdest du darum in deinem Innersten vollkommen unglücklich sein, oder noch einen aufrechten Muth behalten? — Der Weise, der wahre Christ trägt noch etwas in seinem Gemüth, das ihn von allem äussern Unglück unabhängig macht, und nicht auf die Urtheile der Welt achten läßt. Er steht wie ein Fels Gottes in Gewittern. Er ist größer, als jedes Schicksal. Denn in ihm ist ein Glaube an Gott, eine Hoffnung des bessern Seins, eine Hochachtung seiner selbst. — Zwar die Sorge ist ihm nicht fremd, aber die heimliche Furcht vor dem Mißlingen seiner Wünsche. Das Zeugniß seines Gewissens gilt ihm mehr, als das Reden der Menschen. Er befiehlt dem Herrn seine Wege; er weiß, der wird's wohl machen. Denen, die Gott lieben, müssen endlich alle Dinge zum Besten dienen.

Und auch nur einem solchen rein christlichen Gemüthe bringt häusliche Sorge häusliches Glück. Für den Weisen ist die Sorge nur der leichte Schatten, welcher im Gemälde seines Lebens die einfallenden Lichtstrahlen mildert, oder glänzender hervortreten läßt. Eben dadurch wird, was ihn umgibt, werthvoller. Was uns einen kleinen Kummer machte, erweckt dafür desto lebhaftere Freude. Es achtet ja Niemand seiner eigenen Gesundheit, und freut sich Keiner derselben so herzlich, als wer sie bedroht sah. Wie Vieles würde gleichgültig bleiben, und uns arm an Vergnügen lassen, wenn es nicht auch unsere Theilnahme und Besorgniß erregen könnte! Es wachsen tausend Pflanzen, aber die einzige, die wir selber besorgten und pflegten, macht uns mehr Lust, als die tausend übrigen.

Häusliche Sorge bringt häusliches Glück. Wie süß ist es nicht an sich schon, das Sorgengefühl für geliebte Wesen, die uns Gott gegeben! Würde eine Mutter wohl vorziehen, lieber ihr Kind nicht zu haben, als die Sorge um dasselbe zu empfinden? Würde sich der Gatte seine Sorge um die theure Gattin, der Sohn die Sorge um den guten Vater nehmen lassen? Liegt nicht in der Sorgfalt um das, was wir haben, der

schönere Theil unsers Lebens? — Und geht es dann auch einmal nicht nach unsern Wünschen — Alles wird durch die Liebe wieder gut. Man trägt leichter, was Andere freudig mit uns tragen. Man sendet sich durch Wort und Blick gegenseitig Trost ins Herz. Nach einem Sturme thut wieder die Ruhe wohl. Nach jedem überstandenen Unglück fühlen wir uns erhabener. Der Mensch ist dann immer am größten, wenn er besteht im Zusammensturz des Unbeständigen.

Häusliche Sorge bringt häusliches Glück. — Wir müssen ja sorgen, um glücklich zu sein. Was unsere Sorge von uns nicht abwenden kann, das ist auch kein Unglück, sondern Gottes Werk, der es sendet. Es muß zu unserm Besten dienen! Daher ist jede Furcht und Aengstlichkeit vergebens. — Es gibt nur ein einziges wahrhaftes Unglück — dies sind die Folgen der Sünde, die Folgen schlechter, unredlicher Handlungen. Gegen Begehung des Fehlers können wir Sorge tragen, aber gegen die Wirkungen des schon begangenen ist unser Sorgen zu spät. Hier helfen auch keine Trostgründe. Wer will uns trösten, da unser eigenes Gewissen uns den Trost versagt? Was hilft, daß uns Andere lossprechen möchten, da uns das eigene Bewußtsein verdammt? — Sollen wir jemals Angst und Schrecken fühlen vor dem Untergang unsers häuslichen Glücks oder eines Theils von demselben, so sei es, insofern wir selber auf dem Wege sind, es durch eine leidenschaftliche Uebereilung, durch eine strafbare Begierde, durch eine Verletzung göttlicher und menschlicher Ordnungen zu zerstören.

Vater im Himmel, ich liebe Dich mit den Gefühlen des Kindes, welches seine Ohnmacht, seine beschränkten Einsichten kennt, und Vertrauen hat auf des Vaters höhere Macht und Weisheit. Darum bin ich ruhig in Deinen heiligen Willen ergeben, ohne Bangigkeit wegen meiner und der Meinigen Zukunft. Füge Du es mit ihnen und mit mir, wie Du willst. Wir wissen es, denen, die Dich lieben, gereicht Alles zum Besten.

Darum will ich auch nicht mehr mit Furcht und Bangigkeit sorgen, sondern mit Muth und ruhigem Herzen. Nur so belohnt sich die Sorge, nur so ist sie dem durch die Lehre Deines Sohnes Jesu Christi geheiligten Gemüthe angemessen. Jede andere ist entweder störrischer Eigenwille, oder allzuinbrünstiges Festhalten an dem, was nicht unser ist und sein soll, oder allzugeringes Vertrauen auf Deine väterliche Weisheit und Vorsehung. Warum sollte ich denn auch zaghaft sorgen, da Du am besten weißt, was mir nütze ist, und Du mit Deiner Vaterliebe beständig für mich und die Meinigen Fürsorge trägst? Ich will meine Pflichten erfüllen; für das, was ich in meinem Verhältnisse, in meinem Stande thun muß, Sorge tragen — alles Andere überlasse ich Deiner Leitung. Da werfe ich meine Sorgen auf Dich, o Herr, Du wirst es wohl machen. Amen.

XIII.

Gefahren der Armuth.

Jes. Sir. 11, 11.

Gott der Schwachen, Gott der Armen,
Freude der Bedrängten, gib
Leidenden Du Dein Erbarmen
Und erhab'nen Glaubenstrieb,
Dem Vertrauen kühnen Schwung,
Dem Verlangen Sättigung.

Gib dem, der Dich bittet! Wende
Dich nicht, fleht man Dich, zu leih'n!
Voll sind Deine Vaterhände,
Gern gibst Du den Kindern Dein!
Und Dein treues Vaterherz
Sieht der Armuth bittern Schmerz.

Den Vorzug und Werth einzelner Menschen, so wie ganzer Völker, nach dem Reichthum beurtheilen, den sie besitzen, ist eben so verkehrt, als gewöhnlich. Die edelsten und weisesten Völker waren nicht immer die reichsten, so wenig es die edelsten und weisesten Menschen waren; und umgekehrt waren die begütertsten Völker und Menschen nicht immer die preiswürdigsten.

Ob ein Volk reich sei, darauf kommt zu seiner Glückseligkeit wenig an; wohl aber darauf, ob es eben genug habe, ohne mit einem allzugroßen Aufwand von Zeit und Kräften seine dringendsten Lebensbedürfnisse bestreiten zu müssen. Je mehr Sorge das Volk wie der einzelne Mensch für die allerdringendsten und ersten Erhaltungsmittel seines Daseins verwenden muß, je weniger frohen Genuß, je weniger Sorge für Gemüthsveredlung kann statt finden. Je mehr der Mensch genöthigt ist, die kurzen Stunden seines Lebens dem zu widmen, was Kleider, Nahrung, Hütte und äussere Bequemlichkeit und Behaglichkeit fordern, desto weniger lebt er für edlere Genüsse, für

Geistesfreuden. Mehr Mittel zum Leben haben, als man gebrauchen kann, ist kein Glück, kein Vorzug. Ein Quell, der genugsam fließt, dient zum Löschen des Durstes so trefflich, als ein breiter Strom. Aber weniger haben, als nöthig ist, um zu leben, dies ist Unglück. Es ist Armuth.

Man hat Unrecht, den Armen deswegen zu beklagen, weil er auf Stroh schlafen, mit schlechter Kost sich sättigen, in Lumpen gewickelt gehen muß. Denn es gibt Völker, wo der bei uns arm Gehaltene für beneidenswürdig reich geachtet werden würde. Aber darin ist er zu beklagen, wenn ihm auch dies Wenige zuweilen fehlt, folglich die Gesundheit seines Körpers verletzt werden muß; oder wenn er, um dies Wenige zu gewinnen, so anhaltend arbeiten muß, daß ihm keine Zeit zur Erholung seines Geistes übrig bleibt, folglich die Gesundheit seines Geistes verwahrloset, und der Mensch zum dienstbaren, gedankenarmen Thier, zur Maschine wird. In beiden Fällen wird der hohe Zweck seines irdischen Daseins vernichtet. Aus diesem Gesichtspunkt muß man die Armuth sowohl ganzer Völker als einzelner Personen beurtheilen. Völker, die auf kargem, unfruchtbarem Boden kaum ihr Leben fristen können, und vom Morgen bis zum Abend mit dem Aufsuchen ihrer ersten Nothwendigkeiten beschäftigt sein müssen, sind wahrhaft arm. Ihr gedrücktes Leben ist ein thierisches Dasein; sie sind geistlos, träge, wie das ausgehungerte Thier, oder wild und kriegslustig, wie das hungernde, noch seiner Kraft sich bewußte Raubthier. Derselbe Fall findet bei einzelnen Familien statt. Aus ihnen gehen kranke Bettler oder Räuber hervor.

Aber auch diejenigen Völker sind nicht weniger arm, die an künstliche Bedürfnisse gewöhnt sind, daß sie unaufhörlich arbeiten müssen, um die große Menge derselben zu stillen, also daß ihnen für den edlern, bessern Genuß des Lebens kaum Zeit und Sinn übrig bleibt. In diesem Falle befinden sich heutiges Tages viele Nationen unsers Welttheils, die reich sind an Gewerb und Handel aller Art, Ackerbau und Viehzucht in Fülle betreiben, aber an solchen Aufwand, an so vielerlei Bedürfnisse gewöhnt sind, daß das ganze Leben mit Arbeit verschwendet werden muß, um dieselben zu befriedigen. Sie sind durch die ungeheure Menge selbsterfundener Lebensnothwendigkeiten arm.

Im gleichen Verhältniß steht jeder einzelne Mensch, der, wollte er sich nur mit den ersten Nothwendigkeiten begnügen, Ueberfluß haben würde, aber weil er an feinere Kleider, bessere Wohnung, köstlichere Nahrung, theurere Belustigungsarten gewöhnt, oder durch Vorurtheil gezwungen ist, mitzumachen, kaum durch die anhaltendste Arbeit die nöthigen Mittel dazu herbeischaffen kann. Auch er ist wahrhaft arm. Er schleppt sein Leben in beständiger Dienstbarkeit und Sorge hin; sein Geist kann sich selten zum Bessern erheben.

So kann in reich genannten Städten tödtliche Armuth herrschen bei aller Fülle des Gewerbes, und der zur Unentbehrlichkeit gewordene Aufwand so drückend werden, daß viele Menschen, die bei mehr Genügsamkeit Ueberfluß hätten, jetzt doch kaum wagen, in den Stand der heiligen Ehe zu treten, aus Furcht, Weib und Kind nicht ernähren zu können. So ist das Landvolk, welches sich fruchtbaren Bodens und reicher Aernten freut, bei aller seiner Wohlhabenheit an Mitteln arm, wenn es mit diesen Mitteln nichts anzufangen weiß, als seine leiblichen Bedürfnisse zu steigern, während es, fern von bessern Unterrichtsanstalten, eines edlern Lebensgenusses unfähig ist. Wer möchte das wohlgemästete Vieh an der Krippe preisen? wer Obrigkeiten, die durch Verfügungen, statt das Höhere im Menschen zu ehren, es in Vergessenheit zu stürzen und die Bedürfnisse des thierischen Daseins zu vermehren suchen, um ein Volk in fortwährender Arbeit und Sorge zu einem gedankenlosen Werkzeug zu machen? Was ist das Schriftenthum — was der Zweck der Menschenschöpfung, wenn der Sterbliche die Ordnungen der Natur umwälzt, das Thierische zum Wichtigsten, das Göttliche zur Nebensache macht? — Warum gab die Gottheit uns den unsterblichen Geist? Warum erschien Jesus, der Welterleuchter, auf Erden? Warum ist eine Ewigkeit, wenn die Fertigkeiten des Leibes und Verstandes nur für das Irdische gebildet, und lebenslang für Erwerb von Kleidern,

Speisen und für andere Sinnengenüsse angewendet werden? wenn man den zur Seelenerhebung geweihten Sonntag wieder zur rohen Erholung von körperlichen Beschäftigungen, den Gottesdienst zur langweiligen Ehrensache, die Religion zu einer Gewohnheitsübung macht? Welche Sitte, welches Zeitalter, wo die Bestimmung des Menschen in todtem Betrieb seiner Kunst, seines Gewerbes anfängt und endet, ohne das Höhere zu ahnen! wo der Mensch, wie das im Sande scharrende Thier, so lange die Erdscholle umwirft und bearbeitet, bis er sie für seine Enkel wieder mit dem Staube seines eigenen Leichnams düngt! Dies aber ist das Leben der meisten heutigen Christen, die eine Sehnsucht zur Religion, aber keine Zeit dazu haben.

Es wird bei uns viel von Armuth und Wohlthätigkeitsanstalten gesprochen. Aber die rechte Gefahr der Armuth, die aus ihr entspringende Geisteslähmung und Seelenverwilderung, werden von Wenigen gehörig gekannt, und daher auch nicht gewürdigt. Man glaubt schon Alles gethan zu haben, und den Ehrenkranz zu verdienen in den Augen der Gottheit und Menschheit, wenn man die Straßen frei hält von müßigen Bettlern, und Jedem, der arbeitsfähig ist, Gelegenheit gibt, sich durch eigene Arbeit zu ernähren, und vielleicht reichlich zu nähren. Ja, ihr gabet den Müßiggängern Arbeit, aber ihr machtet sie durch Vermehrung ihrer Bedürfnisse noch ärmer, als sie vorher waren. Sie waren Müßiggänger, und ihr habt sie in Sklaven erkünstelter Nothwendigkeit — ach, in lebendige Maschinen verwandelt, denen Gott vergebens eine Seele gegeben!

Lernet die wahrhaften Gefahren der Armuth kennen, dann werdet ihr desto weiser die Mittel der Rettung wählen!

Wer so viel zu erwerben weiß, daß er seinen Leib gegen die Unbill des Wetters schützen kann, gleichviel mit welchem Gewand; daß er seinen Hunger mit gesunder Kost stillen kann, gleichviel ob leckerhaft oder nicht; daß er selbst seinem Weibe und Kinde die ersten unentbehrlichsten Nothwendigkeiten mittheilen kann — der ist nicht arm. In jedem Lande, in jeder Stadt, in jedem Dorfe muß zuerst Jeglicher in die Lage versetzt werden, durch Arbeit so viel zu gewinnen. Wer nicht arbeiten kann, dem gebühren Almosen aus der Hand der Barmherzigkeit. Wer nicht arbeiten will, dem gebührt Strafe. Der bettelnde Müßiggänger ist ein öffentlicher Dieb am Eigenthume Anderer, ein Verminderer des öffentlichen Vermögens; er schwelgt von fremdem Gute, ohne Recht, ohne Anspruch, ohne Dank.

So wie wir Nahrung und Kleider haben, lasset uns genügen! Zur Fristung des Lebens bedarf es wenig. Wecket ihr aber in eben derjenigen Person, der ihr Arbeit verschaffet, ein Gelüst nach neuen Bedürfnissen, so stürzet ihr sie in neue Armuth, die zu tilgen ihre Arbeitsamkeit oft nicht hinreicht. Darum gebet ihnen neben der Möglichkeit, ihre Nothwendigkeiten zu befriedigen, zugleich die Möglichkeit, ihren Geist über den Staub zu erheben. Zeiget ihnen Gott, Ewigkeit und die Wunder der Schöpfung; begeistert sie für die Heiligkeit ihrer Pflichten, für die Ehrwürdigkeit ihrer Rechte. Flößet ihnen Hochachtung für den Werth ihres Geistes und seines höhern Berufs ein. Zum Unterricht der Bedürftigen rufet die geistreichen Männer, denn sie haben desselben mehr vonnöthen, als die Kinder der Wohlhabenden, welche schon der Umgang mit Gebildeten bilden hilft; sie haben derselben mehr vonnöthen, weil sie durch innern Reichthum des Gemüthes äussere Mängel ersetzen, und eben durch jenen sich über diese erheben sollen. Der Zweck aller Unterweisung sei Zufriedenheit mit der von Gott gegebenen Lage; Verschmähung erkünstelter Bedürfnisse; Stolz, durch nützliche Anwendung der Fähigkeiten und Kräfte zum Wohl der Miterschaffenen Thaten des Reichthums zu üben. Wer geben kann, ist reich.

Aber in unsern gewöhnlichen Wohlthätigkeits-Anstalten wird das körperliche Bedürfniß über Alles, das geistige für nichts geschätzt. Daher die steigende Armuth der Armen, je mehr sie erwerben lernen; daher die Stumpfheit ihres Geistes, indem man sie gewöhnt, Sklaven und Maschinen zu sein; daher die Verwilderung ihrer Sitten; daher die Rohheit ihrer Begierden; daher das Viehische in ihren Vergnügungen, wo Spiel und Rauferei, Sauf und Fraß den Inhalt ihres Genusses ausmachen; daher ihr Elend, ihre Zwietracht, ihre Unordnung im häuslichen Leben, daher end-

lich der Reiz, sich fremden Eigenthums durch Betrug oder Gewalt zu bemächtigen, daß Stehlen unter ihnen oft nicht mehr entehrt, wenn es nur unentdeckt bleibt, und Räubereien zum Handwerk werden. Ihr menschenfreundlichen Obrigkeiten, ihr vielvermögenden Edeln, werfet einen Blick auf die untern Volksklassen — welches Elend, welche Verstandesverfinsterung, welche Sinnesrohheit, welche Sittenlosigkeit, welche gräuelvollen Laster! Und auch sie sind doch Erschaffene Gottes, Berufene zur Ewigkeit, Theilnehmer an Jesu Christo, unsere Brüder!

Nicht aus dem Mangel der ersten Lebensnothwendigkeiten entspringen die Gefahren der Armuth — denn was zur Leidesnothdurft und Nahrung gehört, wird leicht gefunden und erworben; sondern sie entstehen aus der falschen Hilfe, die man den vermeinten Armen reicht. Und falsche Hilfe ist es, wenn man Almosen gibt ohne Arbeit, Arbeit gibt ohne Unterricht, Unterricht gibt ohne Gewöhnung zur Sittenstrenge und Genügsamkeit.

Almosen ohne Arbeit sind Besoldungen des Müßigganges; Müßiggang aber wird mit Recht aller Laster Anfang geheißen. Nicht die Armuth macht den Bettler zum Prasser, zum Zeitverschwender, zum Wollüstling: sondern euer unverdientes Almosen. Leicht erworben, leicht durchgebracht. Der geborne Bettler hat vom Werth und rechten Gebrauch zeitlicher Güter eben so wenig richtige Vorstellungen, als der geborne Reiche, der im Ueberfluß erzogen wird. Beide sorgen um keinen künftigen Morgen, denn sie wissen schon vorher, wo wieder nehmen. Beide verschwenden in ihrer Art, denn sie wissen, es wird ihnen nicht fehlen. Der Reiche verläßt sich auf die Tonnen Goldes, der Bettler auf die Gutwilligkeit und Freigebigkeit Anderer. Der bettelnde wie der vornehme Müßiggänger stürzen sich in den gleichen Schlamm von Lastern. Beide suchen nur thierischen Sinnenkitzel, beide Genuß in Leckereien und Ueppigkeiten; beide haben ihren Stolz, ihre Ränke, ihre Umtriebe.

Almosen ohne Arbeit vermehren die Gefahr für das öffentliche Wohl, um so reichlicher sie ertheilt werden. Denn die habelosen Geschlechter, der Unterstützung sicher, vermehren sich darauf hin durch erlaubte und unerlaubte Verehelichungen. Ihre Ausrottung wird schwerer, je stärker ihre Zahl wächst, und das ihnen inwohnende Gefühl ihrer Kraft gibt ihnen zuletzt Muth, mit List oder Gewalt das an sich zu bringen, was ihnen Barmherzigkeit reichlicher zu geben sich weigert. Almosen ohne Arbeit sind Aussaaten, von welchen Diebesrotten und Räuberbanden erwachsen. Wer den Tiger füttert, wird von ihm zuletzt zerrissen. Es ist das Kennzeichen liebloser Unbarmherzigkeit von den Einwohnern eines Ortes, in welchem Menschen, die ihr Leben nicht durch Arbeit erhalten können, vor der Thür der Wohlhabenden um Almosen flehen. Es ist aber das Kennzeichen großer Unordnung und gefährlichen Leichtsinnes gegen die öffentliche Ruhe, wo man Arbeitsfähige durch reichliche Almosen von nützlicher Thätigkeit abhält.

Arbeit geben ohne Unterricht zur Selbstveredlung des Menschen, heißt freie Wesen in Sklaven, Menschen in Thiere verwandeln. Dieses ist falsche Hilfe! Aus ihr, nicht aus dem Mangel des Nothwendigsten, entspringt die Gefahr. Denn wenn ihr schon den Leib nähret, aber den Geist tödtet, was habet ihr Gutes gethan? Ist der Leichnam mehr, als die Seele? Doch mustert die Familien der verwahrloseten Landleute! Arbeit haben sie; aber sechs Tage ins Joch eingespannt, gleich dem Zugvieh, treiben sie ihr Leben in dumpfer Gedankenlosigkeit hin. Der siebente Tag, ihnen zur Ruhe vergönnt, wird ihnen ein Tag roher, thierischer Lust. Vielleicht als Kinder waren sie in keiner Schule, oder in so elend bestellter, daß der langweilige Aufenthalt darin ihnen langweiliger geworden ist, als hätte man ihnen Freiheit gegeben. Als Erwachsene machen sie, laut hergebrachten Uebungen, die Zeremonien der christlichen Kirche mit, ohne den wahren Sinn derselben zu begreifen. Sie hören Predigt und Auslegung des göttlichen Wortes, ohne fähig zu sein, die ausgesprochenen Gedankenreihen ihres Lehrers zu fassen und zu beherzigen. Maschinen am Pfluge, stehen sie als Maschinen im Tempel Gottes. Sie haben Augen, und sehen nicht; sie haben Ohren, und hören nicht. Daher ist Aberglaube ihre Weisheit, Zeremoniendienst ihre Religion. Sie sind aller Laster fähig, wenn das bürgerliche Gesetz sie nicht schreckt, und die ächte Christentugend ist ihnen fremd, wie Jesu hohe Of-

fenbarung. Sie zittern mehr vor den Menschen, als vor Gott, und der Schrecken der Hölle macht sie frömmer, als die Liebe des Himmels. Daher rühme Niemand die Frömmigkeit, die Redlichkeit, die Treue des verwahrlosetsten, gemeinen Volkes, so lange es in den altüblichen Gebräuchen und Ordnungen einhergeht. Es geht darin mechanisch in angenommenen Gewohnheiten. Aber lasset durch ein großes Unglück Thronen und Verfassungen stürzen, die bürgerlichen Einrichtungen sich auflösen, wenn auch nur für kurze Zeit, und ihr werdet vor den Gräueln eines entzügelten, unwissenden Pöbels schaudern. Mustert die großen Werkstätten gewerbreicher Städte, wo in zahlreicher Menge Kinder und Erwachsene beisammen in einförmigen Arbeiten von der Frühe bis zur Nacht beschäftigt sind; wie eben die Aufmerksamkeit auf das Einerlei des Geschäfts jede andere Selbstthätigkeit des Geistes hindert. Seht sie da, eingebannt für ihr ganzes Leben, ohne Belehrung, ohne Erweckung des Gemüthes, ohne Erhebung der Seele; die unwissenden Kinder lüsterne Hörer roher, unanständiger Scherze oder Erzählungen der Erwachsenen, denen sie nachahmen. Beobachtet die bleichen, verschrumpften Gestalten, in deren Antlitz sich mehr als eine heimliche Sünde offenbart. Welche Wohlthat ward ihnen durch Arbeit gegeben? Ach, für elenden Lohn vermietheten sie ihren Körper, und gaben die unnütze Seele dazu in den Kauf. Verdorben an Gesundheit, vergiftet an Herz, ist der Zweck ihrer Schöpfung durch falsche Menschenfreundlichkeit, durch Eigennutz, Selbstsucht und gewissenlosen Leichtsinn ihrer Herren vernichtet. Ach, die armen Unglücklichen! Es sollte ihnen geholfen werden, und man stieß sie von der erhabenen Menschenstufe in den Werth und Rang des Thiers hinab. Wird Gott, der große Vergelter, nicht einst ihretwillen Rechenschaft fordern? Wehedenen, die Menschenseelen verderben lassen, um ihren Mammon zu vergrößern!

Unterricht ohne Gewöhnung zur Sittenstrenge und Genügsamkeit ist falsche Hilfe, wie alle vorigen Arten. Auch der ärmste Mensch kann ein vollendeter Mensch sein. Bloßer Unterricht allein thut es nicht, Einübung der Tugend muß hinzukommen. Unterricht erfordert Jahre; eine Tugend aber lieb zu gewinnen, ist ein Augenblick genug, und eine Tugend zu üben, gibt jeder Athemzug Gelegenheit.

Ihr wollet der Armuth steuern, um deren traurige Erfahrungen zu vermindern. Es sei! Aber nicht Almosen mindert, und auch nicht reichlich belohnte Arbeit mindert die Armuth, sondern — Genügsamkeit mit Wenigem! Wer für sich selbst wenig bedarf, ist reich, und kann von dem Ueberflüssigen mittheilen. Wer viel Bedürfnisse hat, leidet auch bei großer Einnahme Noth.

Darum, wer Bedürftige bereichern will, lehre sie stolz darauf werden, vieles entbehren und wenig vonnöthen haben zu können; er begeistere sie für die höchste Sitteneinfalt und das Glück der mäßigsten Lebensart. Er zeige ihnen die daraus hervorblühende Leibesgesundheit und das erwachsende Vermögen, Andern nützlich zu werden, und Wohlthäter zu sein, ohne Geld und Gut zu besitzen. Er wecke ihren Stolz, unabhängiger zu werden von den Launen der Nebenmenschen dadurch, daß man ihres Beistandes meistens ermangeln kann. Und bei Genügsamkeit wohnt dauerhaftes Erdenglück.

Aber darin liegt die Barmherzigkeit Vieler, die sich Menschenfreunde zu sein dünken, daß sie den Dürftigen für seine Arbeit besser kleiden, mit angenehmen Speisen erlaben, und an gewisse Bequemlichkeiten gewöhnen, die ihm vorher gleichgültig waren. Ihre grausame Güte macht den Unterstützten ärmer, als er je gewesen, indem sie ihm neue Unentbehrlichkeiten schaffen, und Bedürfnisse einimpfen, die zu stillen er lebenslang arbeiten muß, ohne zur Ruhe und Besinnung zu gelangen. So verbringt er sein Dasein kummervoll im Sklavenjoch der Lebensnothwendigkeiten; versäumt wird der Geist und ein edler Genuß; er stirbt einst, ach! und was hatte er auf Erden gethan? — Sein Gewerb, sein Handwerk getrieben Tag für Tag, um seinen Hunger zu stillen, seine Blöße zu decken; er brachte es vielleicht auf feinere Speisen, bequemere Kleider, eine gute Hinterlassenschaft — aber mehr nicht. Er hatte noch keinen Tag mit Ruhe, keine Nacht ohne Sorge. Und wofür nun Alles? Für den Raub der Würmer! Und seine Seele? Sie ward unter den tausend Sorgen für Haus, Gewerbe, Nahrung und Kleider vergessen. Sie blieb roh, ohne Veredlung, wie seit den ersten Jugendtagen, da die Schule verlassen ward. Gott, Ewigkeit, Welt, Schöpfungswunder, See-

lenadel, Tugendgröße, sind ihm wie dunkele Traumgestalten geblieben, und Vorurtheile und Einbildung und Wahn nisteten in seinem Gemüth neben der Leidenschaft. Er hatte einen Gott, ohne ihn je zu fühlen, er lebte in einer Welt, ohne sie gesehen zu haben; er hatte ein Herz, ohne es dem Entzücken der Tugend zu öffnen.

Ein stiller Schauer durchdringt mich! So erblicke ich einen Theil des Menschengeschlechts, wie es an sich selbst den schwersten Hochverrath übt, und das Göttliche verkauft um Staub. Welch eine Verwirrung der einfachsten Begriffe, welch eine Zerstörung der natürlichsten Ordnungen! Dies sind die Gefahren, dies die schrecklichsten Wirkungen der Armuth! einer Armuth, die so allgemein ist, denn der Bettler ist nicht immer der Aermste! Oft ist der Mann in Sammet und Seide, welcher ihm aus dem Palast ein Almosen zuwirft, noch dürftiger, als der Beschenkte.

Gott, welche Ansichten der Welt haben sich mir in dieser Stunde meiner Andacht eröffnet! Wie ganz anders sah ich jetzt Vieles, das mir ehemals besser und sogar lobenswürdig schien! Und doch ist es nur zu oft Verderben und namenloses Elend.

Und endlich ich selbst — habe ich nicht selbst vor den Gefahren der Armuth zu zittern? Zwar, mein Gott, mein liebreicher Vater, segnest Du meine Arbeiten; noch habe ich mein Brod, mein Obdach und mein Gewand, und ich darf an den folgenden Morgen denken, ohne Furcht, Mangel an den ersten Nothwendigkeiten des Lebens zu leiden — aber bin ich dem ungeachtet nicht voll heimlicher Sorgen? Verschlingen diese Sorgen nicht einen wichtigen und schönen Theil meiner Stunden? Bin ich nicht in der That viel ärmer, als ich scheine? O wie viel entbehrliche Bedürfnisse habe ich mir leider zu unentbehrlichen Nothwendigkeiten verwandelt! Wie sehr bin ich nun der Sklave derselben geworden, und muß meine besten Tage, meine besten Kräfte bloß für sie, also bloß für Bequemlichkeiten meiner Person aufopfern, statt sie zur Beglückung der Welt anzuwenden! O wie anders, genügsamer Jesus, warst Du; wie reich warst Du in Deiner scheinbaren Dürftigkeit!

Ich muß und will Rechnung halten über meinen Zustand — ich will zur Freiheit des Lebens zurück. Enthaltsame Genügsamkeit verändert die Dürftigkeit schnell in Wohlstand — ich will Kräfte, Stunden und Mittel gewinnen für Menschenbeglückung, für Selbstheiligung zum ewigen Sein! Hilf mir, o Gott, mit Deiner Gnade! Amen.

XIV.

Glück der Armuth.

Spr. Sal. 13, 7.

Was hat der Reiche mehr? Mehr Pracht,
Mehr Ansehen und mehr Glanz, mehr Macht,
Und auch mehr Sorg' und Ueberdruß,
Bei allem seinem Ueberfluß
Mehr Furcht und Gram.

Mühseligkeit ist Aller Loos,
Der Mensch sei niedrig oder groß!
Doch kommen wahre Ruh' und Lust
Auch gern und nur in dessen Brust,
Der Gott gefällt.

Ist auch nicht köstlich dein Gewand,
Ist auch erhaben nicht dein Stand:
Beneide du kein Feierkleid,
Das oft ein Herz voll Sorg' und Neid
Und Schmerz verhüllt.

Sind denn Hoheit und Reichthum wirklich nur die großen und unerläßlichen Bedingungen, unter welchen man allein auf Erden des Lebens recht froh werden und glücklich sein kann? Fast sollte man es glauben, wenn man auf das Tagewerk der Menschen, auf ihre Plane von Jugend an, auf die Art sieht, wie sie ihre Kinder erziehen. Welch ein Wogen, welch ein Drängen, um zu größern Einkünften zu kommen! Der Kaufmann setzt sein und der Seinigen Habe aufs Spiel, um das Doppelte zu gewinnen. Landmann und Handwerker gönnen sich kaum Ruhe, um ihren Verdienst zu vermehren. Der Krieger geht für Ruhm und Beute in das schreckenvolle Schlachtfeld, und setzt Blut, Gefahr der Verstümmelung und Leben daran. Der Schiffer vertraut sich den treulosen Wellen des Weltmeers, und kämpft auf gebrechlichen Fahrzeugen gegen die Wuth der Elemente. Um Gold wird Alles feil — das Leben selbst; als wäre dieses Metall köstlicher, denn jede andere Schöpfung Gottes!

Und was haben wir, wenn nun das ganze Leben mit Armuth, Kummer und Sorge vollbracht ist, wenn der Reichthum eingesammelt und das Alter da ist? Was gewinnen wir von diesen todten Schätzen, wenn unsere Kräfte nun erschöpft sind? Geben sie uns die für sie elend aufge-

opferte Jugend zurück? Verbannen sie die eisgraue Farbe unsers Greisenhaares? Füllen sie unsere Adern mit verjüngter Lebenskraft? Setzen sie unserm Dasein auch nur eine Stunde mehr zu? — Nein, wir stehen gewöhnlich am Ziele langer Mühen, wenn wir keinen Gebrauch davon machen können. Wir freuen uns des Gewonnenen, wenn es Zeit ist, Abschied davon zu nehmen.

Was hilft endlich das reich zusammengescharrte Vermögen? Können wir nun mehr thun, als unsern Leib bekleiden, als unsern Hunger sättigen, unsern Durst löschen? Nein, das konnten wir das ganze Leben hindurch auch, wenn gleich mit geringerm Aufwand. Aber schmeckt uns nun der Leckerbissen köstlicher, als ehemals die einfachste Speise, da Gesundheit, Jugend, Arbeitsamkeit und Freude unsere Tischfreunde waren? Hält uns das theure Kleid wärmer und gesünder, als vor Zeiten das wohlfeile, in welchem wir Wind und Wetter trotzten? Oder haben wir nun größere Verdienste um die Menschheit und um den Himmel, da wir nun etwas mehr haben, als hunderttausend Andere? Sind wir in der That hochachtungswürdiger und weit geehrter, nun uns Andere, nicht wegen unserer Tugend, sondern wegen unsers Geldes, Schmeicheleien sagen, über die sie im Herzen lachen? Wer hat zuletzt das Leben am besten genossen? Derjenige, welcher, um froh und heiter zu werden, fünfzig Jahre in Angst und Gefahr verbrachte, oder derjenige, welcher, ohne den Reichthum zu erwarten, damit anfing, fünfzig Jahre froh und heiter zu sein?

Es ist ein seltsamer Wahn, eine fürchterliche, alles Lebensglück störende Leidenschaft, reich sein zu müssen, um glücklich zu werden! Hätte dies in Gottes Plan gelegen, wahrlich, kein Sterblicher wäre arm. Aber Reichthum und Hoheit beseligen schlecht. Warum steigt denn so mancher Fürst vom Throne, und vertauscht den Glanz des Hofes mit der beneidenswürdigen Eingezogenheit des Privatlebens? Warum liegt denn Sorge und Schmerz in den Geberden so vieler Reichen, während der Aermere jauchzt und den Tag genießt und den Segen, welchen ihm Gott gab? Warum denkt denn jeder Reichgewordene noch mit Sehnsucht an die Tage zurück, da er zwar weniger besaß, aber sich des Wenigen herzlicher freuen konnte, als jetzt des Vielen?

Wahrlich, es ist ein tiefer, erfahrungsreicher Sinn in den Worten der heiligen Schrift: *Mancher ist arm bei großem Gut, und Mancher ist reich bei seiner Armuth.* Spr. Sal. 13, 7. Nicht das größere oder kleinere Vermögen, welches man besitzt, sondern die Art und Weise, wie man sich bei diesem Vermögen benimmt, um es anzuwenden; die Art und Weise, wie man es betrachtet, ob als Mittel oder als Zweck des Lebens: nur dies macht unsern Reichthum und unsere Armuth aus. Ist der Taglöhner bei seiner Brodrinde, die er neben dem gefunden Wasserquell frohen Muthes verzehrt, nicht reicher, als der reichste Schiffer, der mit allen Schätzen Indiens auf dem Weltmeere in Gefahr ist, aus Mangel an Nahrung umzukommen? — oder als der Geizige, der neben seinen Zinsrechnungen sich jeden Lebensgenuß abdarbt, um Geld zu häufen? — oder als der reiche Schlemmer, der mit verdorbenem Blute und Säften kränkelnd nicht genieſſen mag? — oder als der begüterte Böſewicht, den Jeder scheut und meidet, wenn er es irgend kann, und der keinen einzigen wahren Freund hat? O, Mancher ist arm bei großem Gut, und Mancher ist reich bei seiner Armuth.

Nicht der Besitz großen Gutes, sondern großer Genuß von einem Gute, groß oder klein, macht reich. Man nennt Erwerben eine Kunst. Alle Aeltern unterrichten sorgfältig ihre Kinder darin, als wäre keine wichtigere im Leben. Aber mit Weisheit genieſſen ist eine noch größere Kunst; wer sie nicht versteht, für den ist das Erworbene wie *nicht* erworben da. Und in dieser Kunst unterrichtet man leider die Jugend am seltensten, weil der Mensch einmal zur Unnatürlichkeit verwöhnt ist. Du bist nicht reich; die Welt hält dich vielleicht für arm, weil es dir an Glücksgütern mehr fehlt, als Andern. Beklage dich nicht! Weniger Glücksgüter hast du, als der Andere; aber ob du darum arm bist, dies hängt erst von dir ab. Der, welcher dich darum verachtet, weil er mehr zu besitzen glaubt, hat auch viel weniger, als mancher Andere, von dem er seinerseits vielleicht wieder verachtet wird.

Du kannst reich sein in deiner Armuth. Es hängt nur von dir ab. Du besitzest vielleicht sehr geringe Glücksgüter; aber weißt du auch, in welchem Glücke du dich eben deswegen befindest? Siehe, erst darum nenne ich dich arm, weil du dein vor dir liegendes Glück nicht kennst, nicht zu ergreifen Verstand und Muth hast. Darum nenne ich den Blinden arm, der in einem Pallaste wohnt, welchen er nicht sieht; und den Geizhals arm, der Zinsen auf Zinsen häuft, und sich mit leeren Hoffnungen speiset. Ist der Todte reich in seinem Grabe von Gold und Marmor?

Du kannst reich sein. Du kannst dein irdisches Vermögen schon in der nächsten Stunde verdoppeln, verzehnfachen, und Ueberfluß haben, wenn du nur willst. Es hängt von dir ab. Arbeitsamkeit gewinnt, Sparsamkeit erhält dir viel — aber damit schreitet der Mensch nur demjenigen Zustande entgegen, in welchem er sich rühmen kann, Ueberfluß zu besitzen. Ich zeige dir einen kürzern Weg: sei genügsam! Hast du Nahrung, Kleid und Obdach, so laß dir genügen. Eine reinliche Hütte leistet dir, was der größte Palast; einfache, gesunde Kost, was der Leckerbissen eines Fürsten; ein prunkloses, sittsames Kleid, was ein kostbares Gewand. Beschränke deine Bedürfnisse, und du wirst plötzlich mehr besitzen, als zur Lebensnothdurft und Nahrung nöthig ist. Du wirst so wohlhabend sein, selbst noch Andern beistehen zu können, die ärmer sind, als du bist. Statt Wohlthaten zu nehmen, wirst du Wohlthaten erweisen können. Beschränke deine Bedürfnisse; wie viel wirst du dann entbehren, wofür du dich jetzt müde arbeitest und dir sorgenvolle Stunden machst! Es kommt nur darauf an, ob dich eine lächerliche Eitelkeit blendet, daß du Andern gern in Geräth und Kleidern gleich thun möchtest. Aber die Andern danken dir für deine Eitelkeit nicht; vielmehr sie zucken, und mit Recht, voll Mitleid oder Verachtung die Achseln über dich, wenn dein unnützer Aufwand den besten Theil deiner Einnahme verschlingt. Die Achtung derer, die dich bloß deines Kleides willen schätzen, verlange nicht; und die Achtung derer, die dich bloß deines Herzens willen schätzen, wird dir nicht entgehen, wenn du sie durch dein würdiges Thun zu verdienen weißt. Siehe, durch jenes einfältige Mittel verwandelst du plötzlich deine Armuth in Wohlhabenheit. Dann bedarfst du für dich wenig, aber für Andere vieles. Dann wirst du Jesu herrliches Wort begreifen: Sorget nicht für euer Leben, was ihr essen sollet, auch nicht für euern Leib, was ihr anthun sollet. Das Leben ist mehr, denn die Speise; der Leib ist mehr, denn die Kleidung. Du Narr, diese Nacht wird man deine Seele von dir fordern, und was wird es sein, das du bereitet hast? Luk. 12, 20. 22. 23. — Dann wirst du deiner Tage erst recht froh werden, wenn du heiter und sorgenlos weniger für deine Entbehrlichkeit arbeitest, als für Anderer Glück.

Sei in deinem Stande, in deinem Verhältnisse der Einfachste in der Lebensart, und der, welcher die wenigsten Bedürfnisse zählt! Zittere nicht, Andere werden dich wegen deiner Einschränkung für geizig, wegen deiner Enthaltsamkeit für ärmer achten. Nein, sie werden vielmehr erstaunen, wenn du in Wohlthätigkeit und Unterstützung der Hilfsbedürftigen freigebiger und reicher bist, als sie, weil sie bei ihren vielen Bedürfnissen ungleich weniger übrig haben, als du.

Erst diese Genügsamkeit schließt die Thore deines Glückes auf, welche bis jetzt vor dir verriegelt waren. Erst dann wird statt mancher wahrhaft entbehrlichen Sorge, woher Dies oder Jenes zu nehmen sei, eine reine, stolze Zufriedenheit in deine Brust einziehen. Du wirst verschmähen, wonach Andere mit kindischem Ungestüm jagen, und der Thorheit lächeln, mit welcher sich Unzählige in Schulden, Verlegenheiten und Entehrungen stürzen, um sich dies oder jenes zu gewähren, dessen sie ohne Noth entbehren könnten. Erst dann wirst du harmlos dein Haupt zum Schlummer niederlegen und sprechen können: ich bin unabhängig von fremder Gnade; mein Fleiß ernährt mich und die Meinigen, und ich kann noch übrig haben; ich bin bei wenigem Gute reicher, als Mancher bei großem.

Erst dann wird dich das Hochgefühl eigenen innern Werths beseelen. Wie wandelbar ist das Ansehen dessen, den man nur schätzt wegen dessen, was er hat, nicht wegen dessen, was er in sich selbst gilt! Erst dann wird es sich auch stärker in dir regen, durch Verdienste des Herzens zu

glänzen, wenn du auch auf äussern Glanz in Geräthe und Kleidern und andern Ausgaben Verzicht thust. Und wahrlich, bald wirst du dir selbst bekennen, du habest das bessere Theil erwählt. Alles, wonach du sonst vergebens getrachtet hast, jener Friede, jene heitere Gemüthsruhe, jene stille Ehrfurcht guter Menschen gegen dich, jenes Bewußtsein vom Beifalle Gottes: dies Alles wird dir von selbst zufallen, indem du nach Gütern des Herzens, nach dem Reich Gottes trachtest. Luk. 12, 31.

Aber auch dann erst wirst du vermögend sein, nicht nur ein glücklicher, sondern auch ein wahrhaft erhabener Sterblicher zu werden, wenn du aufgehört hast, Sklave deiner Sinnlichkeit zu sein. Dann gehört die Kraft deines Gemüths und deiner Erkenntniß ganz dir selbst; bisher hattest du deine Kräfte in eiteln Bestrebungen zersplittert, und mehr gelebt, um Andern, als um dir selbst zu gefallen. Nur wer an sogenannten Glücksgütern arm, und durch Genügsamkeit reich genug ist, mit Vielem, was er erübrigt, der Welt mannigfaltig nützlich zu werden: nur ein solcher ist der größten und edelsten Dinge fähig. Ein Reicher ist's seltener. Ihn fesselt das Vorurtheil der Gewohnheit und Erziehung mächtiger. Daher waren die erhabensten und tugendhaftesten Menschen des Alterthums meistens dürftig an großen Glücksgütern. Sie schalteten über größere Reichthümer in ihrer Brust. Eben der Druck der Umstände, die Härte und Strenge der Lebensart, zu der sie sich gewöhnten, die Meidung aller Verweichlichung, entwickelte und bildete ihre Gemüthskraft in wunderbarer Größe aus. Viele ihrer Namen schimmern noch heute, gleich segensvollen Gestirnen, aus der Vergangenheit auf uns. Jesus, der ewige Sohn der Gottheit, er selbst verschmähte für die höhern Genüsse der Seele die niedrige Lust gemeiner Menschen. Er war ohne äussere Glücksgüter, aber doch überschwenglich reich. Er war der Wohlthäter derer, die ihm begegneten. Er hatte wenig Bedürfnisse, arbeitete wenig für sich: desto mehr blieb ihm Zeit und Kraft, für Andere zu arbeiten. Er ging verachtet und verkannt, aber Fürsten beten ihn heute voll Andacht an; er hatte oft nicht, wohin er sein Haupt legte, aber reich genug war er, dem menschlichen Geschlecht einen ganzen Himmel zu schenken.

Also Jesus! Auch seine Schüler und ersten Boten an die Welt erkohr er nicht aus den Geschlechtern der Reichen, aus den Söhnen der Herrscher und Großen, sondern er wählte sie aus dem niedrigen Stande der Armuth, weil hier innere Kraft am unverzärteltsten und reinsten vorhanden ist. Der begüterte Jüngling bebte vor der Nachfolge des Gottmenschen zurück, der ihm gebot, arm an Gütern, reich an Tugenden zu werden; aber ein Petrus, ein Paulus traten machtvoll und groß bei ihrer Armuth unter die Völker — ihr Wort stürzte die Tempel der Heiden, ihr Arm gründete die Kirche Christi.

Wer die Kunst versteht, reich zu sein in der Armuth, wie Jesus, wie die Apostel, wie die meisten Tugendhaften der Vorwelt waren, der ist auch vor den Gefahren der Armuth geborgen! Nur daraus entstehen alle nachtheiligen Folgen der Dürftigkeit, daß derjenige, welcher sie leidet, nicht weiß, wahrhaft reich zu sein. Eben weil der Unbegüterte gewöhnlich zu sehr Sklave seiner Thiernatur ist, um das Entbehrliche zu entbehren; eben weil er Bequemlichkeiten, gute Kleider, köstliche Nahrung, kostspieligere Lustbarkeiten will, wird er Müssiggänger, wird er Dieb, Betrüger, Räuber, und dem Staat zur Last, dem Bürger ein Gegenstand der Verachtung. Er ist arm, weil er nicht weiß, in aller Güterlosigkeit reich zu sein. — Indem ich aber von dem Glück des Dürftigen rede, welcher es zu ergreifen versteht, kann ich nicht anders, als auch die Vorzüge mir ins Gedächtniß rufen, welche der Tugendhafte bei aller äussern Armuth vor den reichsten seiner Mitbürger hat; Vorzüge, die ihm ohne sein Zuthun zu Theil werden. Denn wo ein Mangel ist, zu dem legte, als Ersatz, die Hand des weisen und gütigen Vaters im Himmel auch wieder ein Gutes, so daß der Niedere keine Ursache hat, den Hohen, und der Unbemittelte den Mittelreichen über Verdienst zu preisen. Dem Armen blühen da die schönsten seiner Freuden, wo der Reiche Elend vermuthet. Eine Kleinigkeit beglückt den Dürftigen mehr, als den Reichen die prachtvollste Gabe. Ueberhaupt irren sich die Menschen sehr, wenn sie glauben, Armuth an Gütern sei auch Armuth an Vergnügen. Wahrlich, o ihr Bewohner der Paläste, unterm Strohdach nistet oft die Freude ein, welche in euern Speise- und

Tanzsälen längst zur Fremdlingin geworden, und Harmlosigkeit bettet dem Dürftigen auf seinem Strohlager weich, während die Sorge noch eure seidenen Kissen mit Dornen füllt. Zur Freude gehört nicht Reichthum, sondern ein für sie empfängliches Herz. Die harmlose Kindheit weiß nichts von Geld und Gut, aber am meisten von der Freude. — Der Dürftige hat mehr Anlage und Anlaß zum Vergnügen, als der Reiche. Denn jenen kann das Unbedeutendste überraschen, er hat Augen für das Geringste, welches der Begüterte als unwerth übersieht. Das Gelingen einer Arbeit, ein froher Blick vom Freunde, eine Ruhestunde nach der Arbeit, ein für jeden Andern nichtiges Geschenk — Alles hat Werth für ihn. Der Begüterte ist schon darum seltener zur reinen Fröhlichkeit gestimmt, und kann sie auch mit allem Aufwand nicht erkaufen, weil er in viel mannigfaltigern Verhältnissen lebt, zahlreichere Rücksichten zu achten hat, überall größere Verantwortlichkeiten erblickt. Dies stört den ungetrübten Lebensgenuß sehr, das Gemüth behält immer eine gewisse unbehagliche Sorgsamkeit bei, man wagt es kaum, sich ganz unbefangen der Lust hinzugeben. Je einfacher unsere Verhältnisse sind, je weniger Rechenschaft man der Welt schuldig ist, je mehr man, unbekümmert um Andere, sich selber angehören kann: je reiner ist jeder Genuß, den wir haben, je harmloser können wir uns ihm überlassen.

Der Reiche hat mehr scheelsüchtige Gegner, als vertraute und redlich gesinnte Freunde. Die Gemeinheit der meisten Menschen gestattet es kaum anders, als an Personen, die irgend einen Vorzug vor ihnen haben mögen, Fehler aufzuspüren. Den Unbegüterten aber sucht die stolze Verleumdung nicht in seiner Einsamkeit auf. Es kennen ihn Wenigere. Der Neid hat an ihm nichts zu nagen. Unbekanntheit und Dunkelheit sind ein hohes Gut. Sie sind die edelste Schutzwehr der häuslichen Glückseligkeit. Wer öffentlich leben muß, hat nur halbes Leben.

Doch warum unternehme ich's, das Glück zu preisen, welches auch den Dürftigen begleitet? Wer zweifelt daran, daß es vorhanden sei? daß Gottes Güte, einem Jeglichen sein Loos gebend, mit jedem Schatten Licht, mit jedem Lichte Schatten paarte? — Aber daß Dürftigkeit öfters, und öfterer als Reichthum, zur Entwickelung der edelsten Gemüthskräfte, zur Umarmung der erhabensten Tugenden führe, so wie umgekehrt die höchste Tugend zur Verachtung weltlicher Würden und zeitlichen Reichthums führt: dies ist eine Betrachtung, die für meine eigene Vollkommenheit von allzugroßen Folgen ist, als daß ich sie nicht anstellen sollte.

Auch ich bin nichts weniger als reich. Auch ich sehe über mir Zahllose, die, begüterter als ich, mich eher zu den Armen zählen würden. Aber ungeachtet meines Pflichteifers, ungeachtet meiner Sparsamkeit, meines unverdrossenen Fleißes, bin ich doch ärmer, als ich sein sollte. Ich kann Andern nur wenig Gutes thun, weil ich für mich selbst leider noch immer zu viel Bedürfnisse habe. Ich bin, ach ich bekenne es, schwach. Bisher hatte ich mich noch nicht überwinden können, manches Entbehrliche zu entbehren. Theils Gewohnheit, theils Erziehung, theils Furcht vor schiefen Beurtheilungen von Andern hinderten mich daran. Ich könnte durch einen einzigen entschlossenen Schritt mich von unzähligen Sorgen und Kümmernissen losreissen. Wollte ich nach meinem Stande, nach meinen bürgerlichen Verhältnissen so enthaltsam leben, ohne doch weder meiner Gesundheit, noch derjenigen Achtung zu schaden, die ich meiner Stellung in der Welt schuldig bin — wie reich könnte ich sein, wie viel Ueberfluß bliebe mir! Das Glück der Armuth, welches ich nur noch zu wenig empfunden habe, würde mir dann ganz zugehören. Und warum verzögere ich mein eigenes Glück länger? Warum mache ich mich durch die Menge selbstgeschaffener Bedürfnisse, für die ein beträchtlicher Aufwand von Zeit, Sorgen und Mühe nöthig ist, abhängiger von andern Menschen, als ich's zu sein Ursache habe? Warum werde ich nicht thätig um jene stille Zufriedenheit, die das höchste aller Erdengüter ist? — Ich will es, ich will meine Entbehrlichkeiten durchgehen, die ich mir thörichter Weise zu Unentbehrlichkeiten gemacht habe. Freilich die Gewohnheit wird sich oft sträuben dagegen, aber ein fester tugendhafter Wille besiegt auch sie. Ich werde die Umänderung in meinen Bedürfnissen, die Einschränkung in meinem Hauswesen nicht plötzlich, nicht

allgemein zugleich, sondern allmälig ausführen. Jede einzelne Verzichtleistung wird mich dann doppelt erfreuen, theils daß sie mir das lohnende Bewußtsein meiner eigenen Stärke gibt, theils daß sie meinen Reichthum vermehrt. Gehässige Auslegungen von fremden Beobachtern sollen mich nicht irre machen. Meine Ruhe wird gewinnen, je mehr meine Sorgen sich verkleinern. Und ich werde die gehässigen Ausleger irre machen, indem ich ihnen bei meiner scheinbar vergrößerten Armuth unerwartet reicher erscheine, als sie sind; indem ich uneigennützig arbeite und für Anderer Glück thätig bin; oder indem ich mit meinem Ueberfluß Andern kräftiger helfe, als sie, die sich so manche kostspielige Bequemlichkeiten und Vergnügungen nicht versagen können.

Dann, o dann, mein Jesus, bin ich Dir abermals um einen Schritt näher, dann Dir und Deinen Jüngern wieder um etwas ähnlicher. Wer mein Jünger sein will, sprachst Du, der nehme sein Kreuz auf sich, der verläugne sich selbst und folge mir nach. So werde ich Dir würdiger folgen. So werde ich der Sinnlichkeit weniger gehören. So wird, wie die Gelüste meines Ehrgeizes, meine Eitelkeit, meine Sucht nach Bequemlichkeit allmälig absterben, die Kraft meines Gemüthes um so lebhafter wachsen. Ich werde die Hoheit, die Seligkeit einer tugendhaften freiwilligen Armuth empfinden.

Und in dieser Empfindung, in diesem Siegesgefühl über das Niedrige und Irdische in mir, welch eine große Schadloshaltung für die Entsagung von Dingen, welche weder mein Leben schöner, noch mein Herz besser machen!

O Messias, erhabener Dulder, Du nanntest auf Erden weniger Dein Eigenthum, als ich noch heute mein nennen kann; und doch warst Du voll unsterblichen Glücks, Dir gehörte die Liebe des Vaters und das Zujauchzen aller Himmel, Dir das Bewußtsein, göttlich groß zu handeln.

So richte sich nun mein wankender Muth an Deinen Heldentugenden auf, daß ich werde, wie Du. Die Erde mit allen ihren Gütern und Genüssen gehört uns nur für eine kleine Weile: ewig gehört dem Frommen sein errungener Himmel.

XV.

Gefahren des Reichthums.

Matth. 19, 21 — 24.

Sollt' ich, gibst Du auch mehr Segen,
Mehr, als Andern, mir Gewinn,
Ihnen ungerecht begegnen,
Weil ich reicher, stärker bin?
Darum, weil so oft Verbrecher
Ohne Furcht vor Dir, o Rächer!
Obgleich alle Welt sie haßt,
Fest doch steh'n, wie ihr Palast?

Würden der Bedrängten Zähren,
Würden ihre Seufzer nicht
Rettung, Gott, von Dir begehren,
Und beflügeln Dein Gericht?
Würd' ich nicht stets zittern müssen?
Würde nicht selbst mein Gewissen
Ueber mich um Rache schrei'n,
Und ihr erster Rächer sein?

Jesus kam aus dem Lande der Galiläer zurück in die Fluren Judäa's, jenseits des Jordans. Schon waren seine Reden, seine Thaten, seine Wunder weit umher erschollen, und viel Volks strömte ihm bei seiner Ankunft entgegen, aus Neugier oder Lernbegier, aus Ehrfurcht oder Neuerungssucht. Es war nicht mehr der gemeine Mann allein, sondern es waren auch Männer aus den besten Geschlechtern, die sich zu ihm drängten. Gelehrte erschienen, um ihn zu prüfen, angesehene Personen, um ihn zu beobachten. Unter ihnen fand sich eines Tages auch ein junger Mann von vorzüglichem Stande und Vermögen. Er kam, wie es schien, mit lebhaftem Willen, ein Schüler des großen Propheten von Nazareth zu werden; er erklärte es, und fragte: Was soll ich Gutes thun, daß ich das ewige Leben haben möge? — Christus empfahl ihm zuerst treue Beobachtung der zehn Gebote Mosis. Der junge Mann bezeugte, er habe sich des Gehorsams gegen dieselben von Kindheit an beflissen; er wünsche noch vollkommener zu werden, als er durch diese Gebote werden könnte. Da beschloß Christus, die Kraft des Jünglings zu prüfen, der sich selbst viel zu wenig kannte. Und er sprach zu ihm: Willst du vollkommen werden, so mußt du aufopfernden Muth und Selbstbeherrschung haben. Du bist reich. Gehe hin, verkaufe deine Güter, gib sie den Armen, und folge mir nach. — Der Jüngling hörte das, und erschrack, und verstummte betrübt. Vieles hatte er sich zugetraut, aber diese Forderung war ihm zu schwer zu erfüllen. Er

verschwand in der Menge. Es ist leichter, sagte Christus, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, denn daß ein Reicher ins Reich Gottes komme! Matth. 19, 24.

Und wenn Jesus Christus, statt vor beinahe zwei Jahrtausenden im Morgenlande zu erscheinen, nach Gottes Rathschluß erst in unsern Tagen, in unsern Gegenden zur Menschheit gekommen wäre; wenn er heute unter uns lebte, die wir ihm Altäre und Tempel errichtet haben, die wir in ihm den ewigen Sohn und Heiland der Welt verehren, und er würde, wie dort, den aufopfernden Heldenmuth der Reichen prüfen: welches könnte die Folge werden? Würden ihrer viele sein, die freudig ihr Hab und Gut von sich stießen, um ganz einzig dem Göttlichen zu dienen, und unter Verfolgung und Druck und Verbanntheit mit ihm an der Wiederherstellung allgemeiner Glückseligkeit zu arbeiten? Zwar Jeder wird es vielleicht im Herzen von sich glauben, und von den Andern bezweifeln. Warum sollte ich — wird Mancher bei sich sagen — nicht freudig mein Vermögen und Gut, das ich nicht anbete, aufopfern für den angebeteten Gottessohn? — Aber ach, wenn es zur ernsten Prüfung käme, wie würden sie bestehn? — Ja, es ist zur Prüfung gekommen. Die Stimme Jesu Christi sagt ihnen noch heute: Ich bin vorhanden unter euch. Was ihr einem der geringsten euerer Brüder thut, das habt ihr mir gethan! — Wie aber sind ihrer die Meisten in der Prüfung bestanden? Wohl bringt Armuth dem Menschen große Gefahr — aber sie härtet ihn doch ab; sie läßt ihm doch Kraft, ein besserer Mensch zu werden. Aber gefährlicher ist der Einfluß entnervenden Reichthums auf die Veredelung des Sterblichen, und nicht ohne Grund sprach Christus, der erhabene Menschenkenner, die schweren Worte: Es ist leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher ins Himmelreich komme!

Und doch sehnt sich der größte Theil der heutigen Christen nach nichts mit solcher Begier, als nach glänzenden Vermögensumständen. Wäre es möglich, Jeder würde der Reichste sein wollen. Umsonst warnt Jesu Stimme: Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne, und nähme Schaden an seiner Seele? — Ach, wie viel Tausende opfern Unschuld, Wahrheit, Recht, Freiheit, Alles auf, Leben und Hoffnung des ewigen Lebens, oft für einige Hände voll Goldes!

Es ist kein Wunder, daß gemein Geldsucht eine der herrschendsten Leidenschaften unsers Zeitalters geworden; daß Jeder darauf, wie er sein Vermögen auf gerechte oder unerlaubte Art immer mehr erweitere, die wichtigste seiner häuslichen Angelegenheiten macht. Denn von zarter Jugend an wird Kindern von ihren Aeltern nichts Anderes gezeigt, nichts nachdrücklicher eingeprägt. Dafür treibt man sie von Schule zu Schule; dafür müssen sie Wissenschaft und Kenntnisse sammeln, dafür Handwerke und Gewerbe erlernen; dafür werden die verächtlichsten Ränke und Umtriebe ersonnen: dafür werden als den Hauptzweck Ehen vorgeschlagen, berechnet, ins Werk gesetzt; dafür muß der Mensch ins Joch des Alltagslebens eintreten. Und ist endlich Einer, der ohne Reichthum doch stolz genug ist, das Gold zu verachten, der Wissenschaft oder Wahrheit, Unschuld, Freiheit, Recht und Tugend höher hält, als alles Gold, der zufrieden ist mit Wenigem, der keine Schätze begehrt — wie wird er vom gemeinen Haufen angestaunt! Wie wird er als ein Narr verspottet, der weder zu leben wisse, noch wisse, was zum Leben gehöre! Wie wird er von den gleichen Leuten mitleidig belächelt, die in der Kirche andächtelnd mit großer Erbauung hören, wie Salomo zu Gott gefleht habe, nicht um Reichthum, sondern um Weisheit! Ihnen selbst aber ist diese Weisheit eine Thorheit, und was sie an dem königlichen Beter bewundern, würden sie an ihren Freunden tadeln.

Nach Vermögen jagen! dies ist die große Aufgabe des Lebens für beinahe alle Haushaltungen. Es ist nicht Noth darum zu thun, so viel zu gewinnen, daß man sich anständig oder zur Nothdurft erhalte: nein, Reichthum ist die allgemeine Sehnsucht, und Tausende gehen darüber zu Grunde, indem sie, gleich Wahnsinnigen, was sie schon haben, für die leerste Hoffnung hinschleudern, wenn sich nur Reichthum in derselben spiegelt. Man will Reichthum um der Ehre, Ehre um der Macht, Macht um des Einflusses, Einfluß um der Befriedigung jeder Laune willen. Die Alten ermuntern dazu die Jugend, der Staat die Unterthanen. Man schätzt den Werth des Menschen nur nach dem Gewicht seines Goldes; Talent, Tugend und Armuth sind in der Wagschale des Urtheils leicht,

ein Schatten, neben vermöglicher Unwissenheit oder güterreichen Lastern.

So ist die allgemeine Stimmung. Wohl gibt es noch Ausnahmen, es sei zur Ehre der christlichen Religion, zur Ehre der Menschheit gesagt! Aber diese Ausnahmen hüllen sich bescheiden und schüchtern in Dunkel. Wohl rief Jesus der Gottessohn: es ist leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher ins Reich Gottes komme! — Seine heutigen Nachfolger prangen mit seinem Namen; aber ihre Weisheit ist nicht immer die seinige. Sie begehren, Reiche zu werden, und hoffen dennoch, und vielleicht mit weit geringerer Mühe, das Himmelreich als ausgedehntes Vermögen zu gewinnen. Aber sie irren in ihrem verkehrten Sinn. Sie wissen nicht, was sie thun. Sie verscherzen ihre Seele, ohne es zu glauben; sie werden leidenschaftvolle, nur für Staub und Staubesfreuden athmende Wesen, denen Tugend, Christenthum, Erlösung, Gottheit, Ewigkeit todte Vorstellungen sind. Ihre Weisheit ist nicht Deine Weisheit, o Jesus!

Reichthum ist, wo nicht ein entschiedenes oder unbesiegbares, doch ein mächtiges Hinderniß, in das Reich Gottes einzugehen. Aber wodurch wird Reichthum zum Hinderniß an wahrer Tugend und ächtchristlicher Seelenhoheit?

Schon die erste Erziehung von Kindern begüterter Aeltern pflegt den Keim zum nachmaligen Verschlechtern der Gemüthsart zu pflanzen. Solche Kinder, theils zärtlicher gehegt und geschont, theils von ihren Erziehern, Dienstboten und andern Umgebungen, der Aeltern und deren Vermögen wegen, geschmeichelt, werden schon dadurch, wenn sie Anlagen zur Schlaffheit haben, träger, weichlicher, üppiger, stolzer herabsehend auf Verdienst ohne Gut; oder wenn sie Anlagen zu einer gewissen Lebhaftigkeit des Gemüths haben, eigensinniger, herrischer, rechthaberischer, hochmüthiger. Es ist daher nur allzugewöhnlich, daß die verdienstvollsten und würdigsten oder durch ihre Tugend berühmtesten Personen von dunkeler Herkunft, vom Mittelstande waren, die sich nachmals emporschwangen; ferner, daß die Kinder ruhmwürdiger Aeltern entarteten, und durch Gemeinheit und Schwäche den Glanz ihrer Vorfahren trübten.

So wie die eiserne Noth die Erzieherin des ganzen Menschengeschlechtes war: ist eine gewisse mit Freiheit verbundene Strenge nnd Rauhheit, die zur Entwickelung der Kraft durch deren Anstrengung treibt, die beste Pflegemutter großer und trefflicher Geister. Aber in den Pallästen der Begüterten suchen wir diese vergebens: da hält süßliche Schmeichelei Wache gegen den Eintritt ernster Tugenden. Es gibt aber keine Christentugend ohne eine hohe, Alles überwältigende Gemüthskraft. Selbst die Ehen der Reichen, selten durch Natur und Liebe, sondern meistens durch Rücksichten auf Vermögen und Stand geschlossen, tragen an sich schon zur Entartung der Geschlechter und zur Hervorbringung einer schwächlichern oder talentlosern Nachkommenschaft bei. Was hier nicht der Mangel gegenseitiger Zuneigung der Aeltern verschuldet, wirken mehr oder weniger von der andern Seite verderbte Säfte, wie solche beim beständigen Genusse verkünstelter und übermäßig reizender Nahrungsmittel und Getränke nicht anders sein können. Vergleichet die frischblühende Jugend des Mittelstandes und des Landmanns mit den zarten Bleichlingen der reichsten Häuser! Aber Niemanden befremde es, wenn die Nachkömmlinge der herrlichsten Ahnherren selten mit den Tugenden derselben wetteifern können. Wahr ist es, feinere, geschliffenere Sitten finden wir in den Familien der Begüterten, und diese Sittenmilde kann als Vorbereitung zu einem edlern, menschlichern Sinn angesehen werden. Leider aber ist in den meisten Häusern diese Sittenmilde nicht mehr Vorbereitung, sondern schon Ende und Ziel des Strebens. Ein anständiges, ungezwungenes, gefälliges Betragen, das weder Blöße noch Lächerliches darbietet, die Kunst, sich den Schein der Tugend und den Anstrich von Kenntniß zu geben, wo das Bessere selbst fehlt: dies ist gewöhnlicher Hauptzweck der Erziehung. Religion und Religiosität wird als eine untergeordnete Sache genommen, die um des Anstandes willen beobachtet, aber auf welche weiter keine besondere Wichtigkeit gelegt wird.

Ist nun Gemüthskraft höhern Werths, als feine Sitte und Geberde, ist Religion und Religiosität edler als Höflichkeit und Lebensart: woher nun unter solchen Umständen Seelenstärke und Tugend? Woher nun Muth zu Aufopferungen und zu jenen heldenmüthigen Selbstverläugnungen, wie Jesus sie von den Erhabensten de Sterblichen, das ist, von seinen Nachfolgern, fordert?

Da vertritt das Ehrgefühl die Stelle der Religiosität, Macht und Würde die Stelle der aufmunternden Ewigkeit. Man fängt erst an, sich Gottes zu erinnern, wenn uns die Welt anfängt zu vergessen; für die Seele zu sorgen, wenn der entnervte Leib unter Krankheiten zuckt; und sich mit der Ewigkeit vertraut zu machen, wenn die leichtfertigen Plane des Ehrgeizes durch schlauere Menschen zerrissen, oder durch schreckliche Ereignisse gescheitert sind.

Es ist keine wahre Selbstveredelung gedenkbar, ohne vorhergehende Selbstkenntniß. Niemand gelangt leichter zu dieser, als wer im Kampf mit großen Widerwärtigkeiten gezwungen wird, auf fremden Beistand Verzicht zu thun, und Hilfe in sich selbst zu suchen. Er muß seine Kräfte kennen, er muß seine Leidenschaften bändigen, die ihn noch öfterer als seine Feinde verrathen. Selbstkenntniß ist eine Tochter der Bescheidenheit und Kraft.

Aber unter den Glücklichen oder Glücklichgenannten dieser Welt wird Selbstkenntniß unendlich schwerer, als in den dürftigern Ständen. Denn dort gesellt sich zur ohnehin lauten Eigenliebe, die auch selbst im Bettler gern das Wort führt, die übliche Schmeichelei. Man ist gewohnt, um den Andern Anstands halber etwas Verbindliches zu sagen, unbedeutenden Eigenschaften große Wichtigkeit zu geben, Fehler gering darzustellen, und irgend einen guten Einfall, irgend eine löbliche, wenn gleich verdienstlose Handlung über Alles zu erheben, als wäre sie Abglanz der bewundernswürdigsten Tugend. Wenn der Geschmeichelte noch so viel Wahrhaftigkeit des Gefühls hat, um einzusehen, daß er getäuscht werden solle, läßt er sich doch gern täuschen, weil es ihm wohl thut, weil seine Eigenliebe ihn versichert, daß er das Lob in vieler Hinsicht verdiene, weil er überhaupt an sich irre ist, und seinen Werth und Unwerth zu wenig kennt.

Wenn zu solchen die erschütternde Stimme des göttlichen Worts redet: mit welchen Empfindungen mögen sie es vernehmen? Ach, mit jener Bestürzung und Verlegenheit, wie der reiche Jüngling, als Jesus zu ihm sprach: Willst du vollkommen werden, so sei dir kein Erdengut zu theuer! Gehe hin, verkaufe deine Güter, gib sie den Armen, und folge mir nach!

Reichthum, Wohlleben und Müheloſigkeit erzeugen unfehlbar Erschlaffung des Gemüths. Anhaltende Ruhe vernichtet jede Kraft, ohne welche weder Größe der That, noch die Tiefe der Erkenntniß möglich ist. Daher, so wie aus der mitwirkenden falschen Art des Unterrichts, pflegt selten bei den Kindern der Begüterten ein gründliches Wissen statt zu finden, ausgenommen in der Kunst, die zur Erwerbung von Ansehen und Vermögen dient. Aber was in diesem Kreise nicht eingeschlossen liegt, die höhern Ansichten des Lebens, die Verhältnisse des Menschen zur Welt überhaupt, zu Gott, zur Ewigkeit, bleiben ihnen gewöhnlich fremd und verworren. Während der Leidende, der Dürftige, der Mensch im Kampfe des Lebens zu diesen höhern Betrachtungen als letzten Trost und letzten Stolz des Geistes hingedrängt wird, macht der Weichling, so lange ihn das Glück anlächelt, daraus einen Gegenstand müßiger Forschelei, oder begnügt sich mit einigen witzigen Einfällen, die er in den Schriften vermeintlicher freier Denker gefunden. Sein Rang, sein Vermögen scheinen ihn vom gewöhnlichen Glauben des Volks zu entlasten. Seine Vielwisserei gilt ihm für gründliche Einsicht. Geoffenbarte Religion ist ihm, ehrenhalber schon, ein Mährchen; die Verkündiger derselben sind ihm Betrogene oder Betrüger; er gefällt sich, sie mit den volksleitenden Priestern des Heidenthums zu vergleichen.

Doch ohne Religion will er nicht sein. Er fühlt das Bedürfniß des Geistes. Er wird also Stifter seines eigenen Glaubens, aber eines bequemen Glaubens, denn Alles hat er bequem und seinem Willen gemäß. Er will einen Glauben, wie er der vernünftelnden Sinnlichkeit zusagt, das heißt, welcher ihm einige menschliche Schwächen, einige menschliche Leidenschaften zu gute hält, die man eines bloßen Gedankens wegen nicht gern fahren lassen mag. Aber Vielwisserei ist nicht Kenntniß, und Träumerei kein Glaube. Unfähig, den Unterschied oder die Einheit von natürlicher und geoffenbarter Religion einzusehen, tändelt er mit Spitzfündigkeiten oder Einbildungen, bis das Leben ausgenossen, und der unbefriedigte, kraftlose

Geist nahe ist, vom welkenden Leichnam zu scheiden. Dann wird der bisherige Weltweise zum thörichten Frömmler, zum knechtischen Beter aus Angst und einem unüberwindlichen Gefühl von Reue; er betrügt sich aber jetzt eben so sehr mit der Kirche, als sonst mit seiner Weisheit, und wird durch die Bekehrung kein wahrer Christ, so wenig er es vorher gewesen.

Dies ist — ach, nur zu oft! — der innere, geheime Lebenslauf unzähliger von denen, welche sich durch Rang und Vermögen über die Mitwelt erhaben wähnen, Reichthum für Verdienst, Geburt für edlere Natur halten, und Alles als Vorurtheil und Erziehungsgrille verwerfen möchten, was Christen seit Jahrhunderten bekannten, die größten Weisen ehrten. Darum sprach nicht vergebens unser göttlicher Lehrer: Es ist leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher in das Reich Gottes komme. Denn eben der Reichthum verschließt in sich das gefahrvolle Gift für das unverdorbene Gemüth, so wie man gewohnt ist, in der Weltgeschichte ganze Nationen durch die Wirkung des Luxus und des Reichthums versinken zu sehen, welche sich durch ernste Tugenden hoch erhoben haben.

Lebensbequemlichkeiten machen bequem; aber Bequemlichkeit entspannt die inwohnende Stärke. Sinnenreize, deren der Wohlhabendere sich anhaltend bis zur Gewohnheit gewährt, machen sinnlicher; sinnliches Wesen vernichtet aber den Aufschwung des Geistes. Daher klebt der Reiche am Irdischen, weil ihm der Muth zum Göttlichen schwerer als jedem Andern wird. Ihn ziehen die Fesseln mannigfaltiger Vergnügungen immer zum Staube nieder; für ihn verliert das Dasein allen Werth, wenn es ohne Mittel dasteht, ihn gemächlich über die Menge emporzuhalten; für ihn verliert das Leben seine Bedeutung, wenn es ihm nicht das gibt, was man in seiner Weltgegend oder auch nur bei seinem Volke Ehre zu nennen pflegt. So schon von zarter Kindheit auf inniger mit Allem, was der niedrigen Sinnlichkeit schmeichelt, vertraut und vermählt, fällt es ihm unendlich schwerer, diesem Allem zu entsagen, um die Aufgaben zu vollbringen, welche ihm Gott und die Religion machten. Den Minderbemittelten, den Dürftigen hebt das Ungemach des Lebens schon selbst über das Irdische zum Bessern empor, und so erkenne ich auch hierin die wohlthätig und weise ordnende Hand Gottes, welche nur wenigen Menschen Ueberfluß und ungestörtes Wohlleben, den Meisten aber Mühe und Kampf gab.

Ein jeglicher Stand hat seine ihm eigenthümlichen Vorurtheile. Die gefährlichsten für die Sittlichkeit aber herrschen in den höhern Ständen, wo nur zu oft der Unterschied des Ranges in der bürgerlichen Gesellschaft das reine Gefühl allgemeiner Menschenliebe tödtet. So wie die untern Stände Viele über sich sehen, denen sie Ehrfurcht erzeigen müssen, erblicken die höhern Stände Viele unter sich, gegen die sie mehr oder weniger Geringschätzung empfinden. Ehrfurcht aber macht geneigter zur Liebe, Geringschätzung aber geneigter zur Selbstvergötterung und Verachtung der Menschen und ihres angebornen Werthes. Auch der Niedrigste ehrt den Nebenmenschen als ein um sein selbst willen und nicht für fremde Zwecke vorhandenes Wesen; aber je höher der Reiche steht, je leichter läßt er sich zu dem gräßlichen Irrthum verleiten, untergeordnete Menschen nur als Mittel zu behandeln, geschaffen, den Einfällen der Höhern zu dienen. Daß die Leibeigenschaft unter den Völkern vernichtet worden ist, war minder eine Wirkung großmüthiger Entsagung der Reichen aus Pflichtgefühl und Ehrfurcht vor dem Heiligthume der Menschenrechte, als eine Frucht steigender Veredlung, Aufklärung und Kraft der mittlern Stände, gewaltiger Schicksale oder einzelner tugendhafter Fürstengesinnungen.

Lieben sollen wir, so fordert Jesus, unsern Nächsten, wie uns selbst; denn Jeder ist unser Mitgeschaffener, unser Bruder, so wie Gott unser Aller Vater ist. Geneigter wird der Mensch von geringern Ständen schon dadurch zu dieser Liebe, daß es seiner Eigenliebe schmeichelt oder sein Selbstgefühl tröstet, zu wissen, wie Könige und Fürsten mit den niedrigsten ihrer Knechte vor Gott gleich sind, dem kein Ansehen der Person gilt. In höhern Ständen hingegen empört sich nicht selten die Gewohnheit, den großen Haufen tiefer als sich im bürgerlichen Leben zu erblicken, gegen die Anerkennung einer Gleichheit in der Geisterwelt, und wagt man auch nicht

immer, sie wegzuläugnen, schwächt doch nicht selten ein leiser Stolz die Regung des religiösen Brudersinnes. Man verzeiht sich mancherlei Nachlässigkeiten gegen Untergebene; glaubt weniger zu sündigen, wenn man denen Unrecht thut, welche sich nicht vertheidigen können oder dürfen, findet Mißhandlung geringer Personen aus Laune oder Muthwillen oder Bosheit nicht anstößig, oder hält dergleichen sogar seiner Stellung für nicht unwürdig.

So in mancherlei andern Rücksichten erschweren Rang und Reichthum die Vollziehung der Christenpflichten, welche, um schön geübt zu sein, in demuthvoller Anspruchlosigkeit geübt sein müssen. Darum erkenne ich die Wahrheit des Wortes Jesu durch zahllose Erfahrungen bestätigt: Es ist einem Reichen schwer, in das Reich Gottes einzugehen. Darum, o Vater, Alles mit unendlicher Weisheit und Liebe leitender Vater im Himmel, will auch ich nicht um Reichthum zu Dir flehen, sondern nur um Weisheit! Und um Weisheit flehe ich, damit ich das Loos, welches Du mir auf Erden beschieden hast, auf eine Deinen hohen Ansichten, Deiner Vatergüte, meiner Menschenwürde angemessene Weise anwende. Wenn ich einen leisen Wunsch zu Dir emporstammeln darf, ach Vater, so gib, daß ich gleich fern vom Ueberflusse des Reichthums, wie von drückender, kummerreicher Armuth bleibe. Desto leichter werde ich den Gefahren ausweichen im edeln Mittelstande, die in Armuth oder Reichthum mit dem Glück meiner Seele verknüpft sind. Aber wie? ist der edle Mittelstand immer edel? Oder ist er es nicht vielmehr erst durch die Tugend, welche ihn adelt? O wie oft gibt eben dieser Mittelstand, den ich preise, das grausenvolle Schauspiel, daß sich in der gleichen Familie, in dem gleichen Herzen die Laster des Reichthums und der Armuth paaren: Verschwendung mit Bettelei, Rohheit mit Ueppigkeit, Hochmuth und Tirannei mit knechtischer Abhängigkeit. Ist nicht mancher Arme ein Muster des Edelmuthes, mancher Reiche ein Muster bescheidener Tugend?

Nein, Vater, ich wage keinen Wunsch. Armuth wie Reichthum sind Mittel zur Seligkeit, wie zum Verderben. Der Mensch ist es, welcher aus der gleichen Pflanze, die Du an seinem Lebenspfade blühen lässest, Balsam und Gift bereitet. Am Menschen liegt es, wenn er nicht auch bei geringem Gute Ueberfluß, und im Ueberfluß nicht Demuth und Mäßigung besitzt. Ich wage keinen Wunsch, o Vater, Du weißt es am besten, was mir zum Frieden dient. Walte Du; jede meiner Bitten ist thöricht, und quillt aus ungenügsamem Herzen, welches Mangel an Zufriedenheit hat.

Gib uns unser täglich Brod, und vergib uns unsere Schulden. Preis und Ehre und Anbetung sei Dir, o du Versorger und Allbeglücker, o du Alleinweiser, von nun an in Ewigkeit! Amen.

XVI.

Glück des Reichthums.

Matth. 27, 57 — 60.

Beglückt ist, welchen Gott beglückt,
Mit Erdengütern reich geschmückt;
In seinen Händen liegen nun
Die Gaben, Vielen wohlzuthun!

Haushalter Gottes soll er sein,
Nicht sprechen: was ich hab', ist mein!
Nein, es ist Gottes Eigenthum,
Es sei gebraucht zu Gottes Ruhm.

Der Welt zum Segen glänzet er
In seiner Tugend herrlicher,
Als durch die Mittel seiner Macht,
Als durch den Schimmer seiner Pracht.

Einst spricht von ihm die Nachwelt dann:
Er war ein edler Christ und Mann;
Er, durch die Frömmigkeit verklärt,
War seines Glücks und Vorzugs werth.

Wie ein Verbrecher zwischen Verbrechern hatte der Messias am großen Tage des Schreckens sein Leben ausgeblutet. Sein erstarrter Leichnam hing einsam am Kreuze in der Dämmerung der eintretenden Nacht. Das gaffende, gleichgültige Volk war auseinander geeilt. Die Feinde Jesu, triumphirende Zeugen seines Todes, hatten ihre Rache in seinem Blute gestillt, und waren zurück nach Jerusalem, ihren Sieg zu feiern.

Die schüchternen Freunde und Geliebten des Erlösers wagten es vor dem Argwohn des Pöbels nicht, dem Gekreuzigten nahe zu sein. Auch sie entfernten sich weinend, und verbargen in heimathlichen Wohnungen ihren unendlichen Schmerz. Einsam stand Golgatha, und in der Dämmerung der Nacht das Kreuz mit dem göttlichen Todten. Da nahten sich von Jerusalem her mit eilenden Schritten Männer voll liebreichen Sinnes. Sie gingen zum Kreuze des Erlösers und nahmen den Leichnam ab. Es war Joseph von Arimathia,

einer der reichsten und angesehensten Einwohner Jerusalems, und Mitglied des hohen Raths, welchen selbst Pilatus, der römische Landpfleger, ehrte. Auf sein Verlangen hatte ihm Pilatus erlaubt, den Leichnam des Göttlichen zu beerdigen. So kam Joseph von Arimathia nebst seinen Dienern. Auch einer der vornehmsten und achtungswürdigsten unter den Pharisäern, Nicodemus, trat hinzu. Seine Dienerschaft trug bei hundert Pfund Myrrhen und Aloe. Die heiligen Gebeine wurden mit diesen Spezereien in reine Leinentücher eingehüllt und hinabgetragen in Josephs Garten, wo sich dieser edle Mann ein Erbbegräbniß in Felsen hatte hauen lassen, in welches noch Niemand gelegt war. Da folgten weinend Maria Magdalena und Maria die Mutter Jacobi und Joseph dem Trauerzuge, und blickten schüchtern in der Ferne auf die Ruhestätte des theuern Leibes.

Wo die Dürftigkeit der Jünger Jesu ohnmächtig zurückgetreten war, glänzte jetzt die edle Anwendung des Reichthums und Ansehens von einem Joseph von Arimathia und einem Nicodemus. Wo oft in der gerechtesten oder unschuldigsten Sache der Mund der Armuth schweigen muß, darf noch der Mann von Macht und Mitteln seine Stimme erheben. Was der römische Oberbefehlshaber des Landes den blutigen Thränen der Mutter Jesu, dem Jammer der liebenden Jünger versagt haben würde, gestattete er achtungsvoll dem Wunsche eines Mitgliedes vom hohen Rathe Jerusalems. Die heiligen Schriftsteller haben wohl diese Begebenheit nicht vergebens mit so vielen kleinen Nebenumständen für die Nachwelt aufgezeichnet. Weit entfernt, denjenigen zu verachten, der von Gott mit größerm Vermögen gesegnet wäre, schienen sie das Andenken jener Männer besonders ehren zu wollen, welche sich durch den weisen Gebrauch des Reichthums auszeichneten, und ein Gegenstück zu der Erzählung von dem begüterten Jüngling aufzustellen, der den Herrn fragte: was muß ich thun, daß ich vollkommen werde? aber von seinem Reichthum um Jesu willen nicht ablassen wollte, sondern sich verlegen hinwegschlich. Wenn Jesus aber diesem Jüngling einst sagte, er solle alle seine Güter verkaufen, und den Armen geben, war dies wohl nur eine Prüfung, aber nicht sein Sinn, daß jeder, welcher Erbe des Himmelreichs zu werden gedenke, sich seines Habes und Gutes zum Besten der Armen entschlagen müsse. Denn was wäre gewonnen, wenn alle Reichen ihr Vermögen aufopferten? So wären sie arm, und die Armen, ungewohnt des Ueberflusses, ständen als vielleicht noch schlechtere Verwalter desselben bereichert an der Stelle der Begütertgewesenen. Wenn Jesus sagte: es ist schwer, daß ein Reicher in das Reich Gottes komme! wollte er nur die Gefahren und Hindernisse bezeichnen, welche durch den Reichthum gegen die Veredlung des Geistes erwachsen; aber daß nicht auch Tugendhaftigkeit und Frömmigkeit mit Reichthum und Macht vereinbar wäre, daran hatte Christus nicht gezweifelt. War nicht David einer der mächtigsten und reichsten Fürsten der Welt gewesen, und doch eines frommen, gottliebenden Gemüthes? Daher war es theils Mißverständniß, theils übertriebene Andacht, wenn ehemals sowohl Fürsten als vermögliche Unterthanen ihre Besitzungen veräusserten, um in freiwilliger äusserer Armuth des Himmels um so gewisser zu sein. Daher ist's noch heute tadelnswürdig, wenn Frömmler oder Schwärmer voll mitleidigen Stolzes, oder wohl gar voll verächtlichen Hasses, jeden Reichen für einen unfähigen Nachfolger Jesu, und den Besitz des irdischen Mammons selbst für eine Sünde halten. Nicht das, was Gott, der Herr, dem Menschen gegeben, ist unrein, sondern was das Herz davon zum Bösen mißbraucht.

Auch nicht der Mensch ist Richter über die Art, wie der mit Glücksgütern vorzugsweise Gesegnete die empfangenen Gaben verwendet, so lange die Verwendung nicht offenbar zum Nachtheil der bürgerlichen Ordnung, der Gerechtigkeit und guten Sitten geschieht. In diesem Fall ist es der Obrigkeit, die Gewalt hat, Pflicht, schädlichen Mißbrauch des Vermögens zu verhüten oder zu strafen. — Aber wohin weder Gewalt noch Macht bürgerlicher Obrigkeiten geht, da steht Gottes Macht. Es ist inzwischen ein sehr gewöhnlicher Fehler der Minderbegüterten, daß sie die Denkart und den Vermögensgebrauch der Reichern tadeln, so wie überhaupt diejenigen gern zum Gegenstande ihrer Bemerkungen machen, welche im gemeinen Leben durch irgend einen äussern Umstand Auszeich-

nung genieſſen. Aber dieſe Beurtheilungen, wenn auch nicht immer von Einmiſchung neidiſcher Gefühle vergiftet, ſind ſelten, ſie mögen ſchelten oder loben, zuverläſſig. Denn Jeder mißt den Werth des Andern mit einem ſelbſtgeſchaffenen, willkührlichen Maasſtabe. Der Eigennützige ſchilt den Reichen einen Verſchwender, der einen ſeinem Stande gemäßen Aufwand macht; der Unwiſſende tadelt ihn, wenn er einen großen Theil des Vermögens zur Beförderung der Wiſſenſchaften oder nützlicher Anſtalten verwendet; der Praſſer findet es thöricht, ſtatt ſeine Einkünfte für Wohlleben und Pracht zu verwenden, ſie zur Entdeckung wichtiger Kenntniſſe zu gebrauchen.

Nur Gott richtet gerecht. Er kennt den Gedanken und Willen deſſen, dem er ein beträchtlicheres Eigenthum und größere Macht auf Erden verliehen. Nur Gott hat ihn allein zu richten, den er zum Haushalter über mehr ſetzte, als Andere. Er wird ihn zur Rechenſchaft fordern und zu dem Einen ſprechen: Ich habe dich über Weniges geſetzt, nun will ich dich, o getreuer Knecht, über Vieles anordnen; und dich, o Ungetreuer, den ich über Vieles angeſtellt habe, erwartet eine ſtrenge Rechenſchaft. Jeder Wohlhabende in der Welt, welcher den ehrenvollen Namen des Weiſen und Chriſten verdienen will, betrachtet ſich in der That nicht als wirklichen und bleibenden Eigenthümer der ihm zugefallenen Glücksgüter, ſondern nur als den von Gott für einen kleinen Zeitraum verordneten Verwalter derſelben. Wer könnte auch thöricht genug ſein, das, was er in der üblichen Sprache des gemeinen Lebens ſein Eigenthum nennt, für wirkliches Eigenthum zu halten? Er trat nackt und bloß in die Welt, noch ärmer ſcheidet er wieder aus derſelben ab. Was er beſaß, war nur ein göttliches Darlehen. Es bleibt zurück. Alles, was wir heute beſitzen, war ſchon das Eigenthum der Vorwelt, und wird wieder, wenn unſere Gebeine längſt verweſet ſind, Eigenthum nachfolgender Geſchlechter und künftiger Jahrtauſende werden, die uns ſo wenig kennen, als wir die ehemaligen Beſitzer unſers Habes alle kennen. Was die Erde hatte, bleibt der Erde. Die Summe deſſelben vermehrt und vermindert ſich eigentlich im Ganzen nicht, ſondern wechſelt nur von Hand zu Hand, in einzelnen Theilen bald größer bald geringer. Jeder Sterbliche empfängt für einige Jahre davon durch Gottes Güte ſeinen kleinen Antheil. Es ſind Mittel, die ihm der allgemeine Vater gewährt, ſowohl ſein eigenes Daſein, die Geſundheit ſeines Körpers und die Veredelung ſeines Geiſtes zu befördern, als auch die Summe der Glückſeligkeit und Freude unter andern Erdenbewohnern zu vermehren.

Wer alſo von dem Vermögen, welches ihm durch Gottes Gnade zukam, *für ſich* nur ſo wenig verwendete, als die Nothwendigkeit erforderte, dagegen im Namen des Schöpfers das meiſte Gute *für Andere* begründete, welche weniger Mittel empfingen: der iſt ein *getreuer und weiſer Haushalter Gottes* auf Erden, ein *wahrer Chriſt* zu nennen. In der That verdient daher das Glück deſſen geprieſen zu werden, welcher neben mancherlei äuſſern Vorzügen auch Weisheit genug beſitzt, ſie auf die würdigſte Weiſe gottähnlich für beſondere und allgemeine Wohlfahrt der Miterſchaffenen zu verwalten. Welch ein weites Feld ſchöner Wirkſamkeit iſt ihm aufgeſchloſſen! Durch ſeine Macht, durch ſein Anſehen, wie durch ſeine Tugend, ſcheint er einer Reihe höherer Weſen anzugehören, die an Gottes Statt Spender ſeiner Wohlthaten und Verbreiter ſeines Segens ſind. Oder iſt derjenige nicht glücklich zu preiſen, der Macht genug hat, das meiſte Gute zu vollführen, das er der Welt wünſcht?

Wer in dieſer Abſicht nach Vergrößerung ſeines irdiſchen Vermögens ſtrebt, verdient nicht Tadel: er iſt lobenswürdig in ſeinen Zwecken. Es iſt nicht dem gemeinen Haufen derer zu vergleichen, die reich ſein wollen des Reichthums wegen, die Zinſen auf Zinſen häufen oder ihr ganzes Leben in Mühſeligkeit und Arbeit vertreiben, um einſt ihrem Leibe dafür recht gütlich zu thun, oder in lächerlichem Stolz mit dem Erworbenen vor den Leuten glänzen zu können. Wer in *dieſer Abſicht auf die Erhaltung ſeines Vermögens* Bedacht nimmt, damit er noch lange die Freude der nützlichen und vielbeglückenden Anwendung genieſſen, ſie ſelbſt ſeinen Kindern und Verwandten gewähren könne, verdient nicht Tadel. Er iſt lobenswürdig in ſeinen Zwecken. Denn er iſt nicht jenen ſelbſtſüchtigen Thiermen-

schen zu vergleichen, die sich des Reichthums nur darum freuen, und nur darum ihn zu bewahren suchen, damit sie immer sogenannte gute Tage leben, sich besser kleiden und nähren können, denn Andere; oder damit sich viele Leute vor ihnen bücken, und mit Neid von ihnen reden oder ihrem Stolze schmeicheln müssen.

Der begüterte Christ betrachtet die irdischen Vorzüge, welche er durch Gottes Vorsehung empfangen hat, durchaus nur als ein vorübergehendes Darlehen aus der Hand des allmächtigen Gebieters der Welt, als ein Mittel, Andere und sich vollkommener und glückselig zu machen. Daher hat er keinen Stolz auf das, was ihm nicht gehört, sondern Gottes Eigenthum ist und bleibt. Vielmehr verwaltet er die ihm anvertrauten Pfunde, obgleich mit pflichtmäßiger Thätigkeit, doch mit jener edeln Demuth, die aus der innern und tiefen Ueberzeugung entsteht, daß er nicht seiner Verdienste willen darüber angestellt sei, und daß viele Andere durch Tugend und Kenntnisse weit größerer Vorzüge würdig wären, als er. Er verwaltet seine Besitzungen und gebraucht seine Vorzüge nicht für sich, denn er selbst bedarf wenig, sondern zum Besten der Welt. Und wie er in jedem seiner Nächsten einen Miterschaffenen, ein Kind Gottes sieht, so erblickt er auch in jedem Leidenden einen rechtmäßigen Theilnehmer an dem ihm vorzugsweise geliehenen Ueberfluß. Indem er nie vergißt, daß sein Gut schon der Vorwelt gehörte, und der Nachwelt gehören werde, vergißt er auch nicht, daß er als gegenwärtiger Verwalter desselben ein beständiger Schuldner gegen seine Mitbürgerschaft, gegen sein Vaterland, gegen die gesammte Menschheit sei. Er betrachtet denjenigen, welcher alle seine Einkünfte schwelgend für sich selbst und seine Sinnenlust und Leibesbequemlichkeit verzehrt, als einen ungetreuen Haushalter Gottes, als einen Benachtheiliger seiner Brüder, die er um das Gut und um die Zinsen eines Vermögens verkürzt, welches nur zur Beförderung ihres Wohlseins bestimmt worden war.

So erfüllt der begüterte Christ das Wort Jesu zu jenem reichen Jüngling: Verkaufe dein Gut, und gib es den Armen, und folge mir nach. Der ächte Nachfolger Jesu, indem er von seinem irdischen Vermögen für eigenes Wohlsein das Wenigste gebraucht, indem er seine eigenen Bedürfnisse einschränkt, um desto mehr zu erübrigen, wodurch er Andern nützlich werden kann, hat sein Gut folglich den Dürftigern geweiht. Er behält die Mühe der Verwaltung, die ihm vom Schöpfer angewiesene Stelle des Austheilers, und überläßt Andern den Genuß der Vortheile und des Segens. Er entsagt mäßig und enthaltsam entbehrlichen Dingen, und lebt einfach wie Jesus, thut wohl wie Jesus, er wandelt wie Jesus im Geiste und Zweck Gottes. Er setzt keinen Werth auf seine Vorzüge und Glücksgüter, sondern nur darein, wie er heute besser als gestern vermittelst derselben Menschenwohl ausbreiten oder beleben könne. Er an sich ist arm — mancher Bettler vielleicht schwelgerischer und weichlicher und träger; er ist nur reich für Andere. Er ist wahrhaft Herr seines Vermögens, während hundert Andere hingegen nur Sklaven ihres Reichthums, von den Ketten der Ueppigkeit, Wollust, Prachtliebe und Eitelkeit gefesselt sind. Wir würden jedoch Unrecht thun, diejenigen wohlhabenden Personen eines Mangels an wahrem Christenthum zu beschuldigen, welche einen ihrem Stand gemäßen Aufwand machen. Der sinnliche Mensch freilich treibt auch Aufwand, aber aus Stolz und Begierde zum Wohlleben. Der Weise hingegen macht ihn, um damit seinem Range, seinen bürgerlichen Verhältnissen den gebührenden Zoll zu entrichten. Denn der große noch viel zu wenig gebildete Haufe, welcher den Menschen und sein Ansehen nur nach dem ihn umgebenden Glanz beurtheilt, und selbst vor obrigkeitlichen Personen, ohne äusserliche Auszeichnung, wenig Ehrfurcht empfinden würde, bedarf eines gewissen Eindrucks auf die Sinne, um ihm die nothwendige Achtung einzuflößen.

Daher möge immerhin jedem Stande die erforderliche Auszeichnung zuertheilt werden; ja, um der öffentlichen Ordnung willen ist sie pflichtmäßig, und der Christ bei aller persönlichen Bescheidenheit muß sie wegen der wohlthätigen Zwecke handhaben. Eben dieser äusserliche, dem Weisen oft nur zu beschwerliche Pomp und Aufwand ist zugleich für zahllose Mitbürger, die von ihrer Hände Arbeit leben, eine reiche Nahrungsquelle, ein Hilfsmittel, durch welches der Begüterte dem arbeitsamen Dürftigen

eine ansehnliche Unterstützung zukommen läßt, die ausserdem Müßiggängern hingeworfen werden müßte. Sonach ist Reichthum so wenig als Armuth eine Strafe Gottes, oder ein Quell von Gefahren für die Seele, sondern beide werden es durch Mißbrauch erst für den Thoren, so wie sie ein Glück sind in der Hand des Weisen. Wohl oft hegt der einsichtvolle, doch unbemittelte Mann lebhafte, reine Wünsche zur Vermehrung des besondern oder gemeinen Wohls. Aber ihm gebricht die Kraft der Vollziehung. Die vortrefflichsten seiner Entwürfe bleiben als leere schöne Träume unbemerkt und vergessen. Das Elend, dem er gerne abgeholfen haben würde, dauert fort. Er muß bei der Vereitelung seiner frommen Wünsche beständiger Zeuge sein, wie die Ungerechtigkeit immerfort Schlupfwinkel findet, Eigennutz das öffentliche Wohl zerstört, Unwissenheit bald hier bald da ihm unvermeidlichen Schaden stiftet, dem Niemand abhilft. — O wie beneidenswürdig erscheint hier die Macht des tugendhaften Reichen, der seinen Geist Gott, sein Gut dem Glück der Menschheit geheiligt hat! Er, gleichsam selbst wie ein Gott in seinem Wirkungskreise, zaudert nicht. Ihm ist's gegeben, seine edeln Wünsche, wie er sie in seiner Brust empfing, zu erfüllen. Ihm stehen die Kenntnisse des Unterrichtetern, ihm die Fürsprachen des Beredtern, ihm der Arm des Stärkern zu Gebot. Er hilft, wo er um Hilfe rufen hört, und rettet, wo Andere aus Mangel an Mitteln mit Thränen im Auge zurücktreten.

Dürftigkeit macht muthlos. Wer nichts hat, wird vom gemeinen Haufen nicht geachtet. Ihm thut man leichter Gewalt an. Es hört auf ihn Niemand. Er muß vor den Launen der stolzen Machthaber zittern. Sein Rath wird nirgends verlangt und angenommen. Seine Freimüthigkeit wird oft als unbescheidene Frechheit, seine Gutmüthigkeit wird oft als zudringliches Wesen gedeutet. Mancherlei bittere Erfahrungen machen ihn endlich scheu. Er wagt kaum die gerechtesten Ansprüche. Wie beneidenswürdig erscheint daneben das Ansehen des Reichen! Wo die Blutthränen der Maria, wo der Schmerz eines Johannes, eines Petrus umsonst gefleht haben würden, siegte ein Wort des geachteten Josephs von Arimathia vor Pilatus. Ihm wurden die heiligen Gebeine des Welterlösers ausgeliefert, daß er ihnen eine würdigere Ruhestätte gebe! — Den Armen, so tugendhaft er auch sei, beachtet Keiner. Die Augen gemeiner Menschen richten sich immer nur gern dem Glanz des Goldes und irdischer Größe zu. Der Unbemittelte steht mit seinen schönsten Thaten im Dunkeln; und vollbrächte er das schönste Tugendwerk, man lächelt ihm höchstens einen Beifall. Man nennt es seine Schuldigkeit und Pflicht. Um seinen Namen fragt Niemand. Es fällt fast Keinem ein, ihm in dem Guten, was er that, nachzuahmen. Nur erhabene Menschen sehen auch auf die edle Handlung, die der Arme im Stillen übt. Nur ein Jesus bemerkte die unbemittelte Wittwe, welche ihr Scherflein in den Gotteskasten legte, ach! vielleicht einen sehr wichtigen Theil ihres gesammten kleinen Vermögens; aber den Pharisäern, die an den Straßenecken mit Getöse und Pomp ihre Almosen spendeten, rannte die leicht zu blendende, immer nach dem Schein urtheilende Menge des Volkes nach. Wie beneidenswürdig erscheint hier das Glück des tugendhaften Reichen! Auf ihn sind Aller Augen gewendet. Was er thut, wird gepriesen, und weil es gepriesen wird, nachgeahmt. Er wirkt oft noch mehr Gutes durch sein Beispiel, als durch seine eigene That. Jeder wünscht ihm ähnlich zu sein. Wie er handelt, so folgen zehn und hundert Andere nach. Er wirkt durch seine glückliche Stellung mehr Gutes, als er selber kennt und weiß. Das ist das Glück des Reichthums. Es ist in der Hand des Edeln ein überschwenglicher Segen für die Welt. Allerdings sind die tugendhaften Gesinnungen des Reichen nicht ruhmvoller, als die des Armen. Menschen mögen mit ihrem kleinen Maasstab den Schein messen: vor Gott, dem Allgerechten, ist derjenige, welchem er nur ein Pfund zu verwalten gab, so angenehm, als derjenige, dem er Tausende anvertraute, wenn Beide ihre Pflichten auf gleiche Weise vollstreckten. Aber unbillig ist es auch, wie oft geschieht, den nützlichen und schönen Thaten reich bemittelter Mitbürger oder der weit gebietenden Fürsten allen Werth schon darum abzusprechen, weil sie bemittelter und mächtiger sind. Es ist unbillig, sogleich, wie es doch oft geschieht, wohlverdientes Lob, das man diesen zollt, für niedrige Schmeichelei zu halten. Nein, auch Ehre,

dem Ehre gebühret! Der Christ preiset ohne Ansehen der Person das Preisenswerthe, und dem Weisen ist es würdiger, zehnmal in seinem Lobe, als einmal in seinem Tadel zu irren.

Zudem müssen wir nie vergessen, daß Wohlstand und Hoheit verführerischer zur Sinnlichkeit sind, als Unglück und Dürftigkeit. Nicht vergebens sagte Christus: Es ist leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher in das Reich Gottes komme! Wer bei hohem Rang bescheiden, bei großer Macht mäßig, bei allem Ueberfluß enthaltsam sein kann, verdient schon darum mit vollem Rechte unsere Ehrfurcht und Achtung, weil er, um zu seinen Tugenden zu gelangen, schwerere Versuchungen zu bestreiten hatte, als der in dunkler Niedrigkeit und Dürftigkeit Wohnende. Nein, die christliche Tugend im Purpurgewand, im Palast und auf dem Thron ist mir nicht minder ehrwürdig, als die Tugend in der Hütte des Elendes, und oft erscheint sie mir selbst glänzender, weil sie seltener und schwerer zu erringen ist. Denn Unglück stärkt und erhebt das Gemüth, aber Ruhe und angenehme äussere Verhältnisse pflegen eher die Kraft zu lähmen, und Leichtsinn und Gleichgültigkeit gegen das Göttliche zu erzeugen.

Wer umringt von den Reizen und Künsten der Wollust treu seine Unschuld bewahrt; wer im Besitz großen Wohlstandes einfach lebt, wie ein Armer, um desto reicher für die Dürftigen oder für Mitbürgerschaft und Vaterland im Wohlthun zu sein; wer im Gefühl großer Gewalt ohne Herrschsucht bleibt, und seine Macht nur anwendet, das Gerechte gegen ungerechte Gewalt, die wehrlose Unschuld gegen gewissenlosen Uebermuth zu schützen; wer, erhaben über Tausende, sich nur als ihren Verpfleger und sie Alle als seine Brüder ansieht, die er mit gleicher Liebe liebet, deren Rechte ihm heilig bleiben, — wahrlich, der hat Christussinn, und ist der Achtung aller Tugendhaften würdig; denn leicht ist's dem Armen, mäßig, dem Gewaltlosen, demüthig, dem Unbekannten, bescheiden zu sein. In ihm ist Christussinn; denn sein Reich ist ja nicht von dieser Welt, seine Schätze sammelt er nicht für den Genuß im kurzen Erdenraum. Er ist glücklich, weil er beglücken kann; er wäre elend in seinem Wohlstande, wenn er nicht fähig sein könnte, durch denselben einen Himmel um sich zu verbreiten.

Heil euch, ihr Edeln, ihr Seltenen, denen Gott vor zahllosen andern Mitmenschen Vorzüge gab, die ihr aber nicht zu euern, sondern zu Vorzügen der Mitbürger machet! Euer ist das Himmelreich! Und wie ihr euern Miterschaffenen einen Himmel bereitet, so wird er euch wiedergegeben werden. Das Glück des Reichthums ist eine der schönsten aller Erdenseligkeiten. Den Reichthum gibt uns Gott, das Glück desselben müssen wir uns selbst bereiten.

Und wer wäre denn in der Welt so ganz arm, daß er sich nicht auch dieses Glück verschaffen könnte? Um es zu gewinnen, lerne der Reiche in seinem Reichthum arm sein, und der Arme werde in seiner Armuth reich durch Verzichtleistung auf das minder Nothwendige. So hat er auch Mittel, Wohlsein und Freude Andern zu gründen. Brachte doch die dürftige Wittwe freudig ihr Scherflein zum Gotteskasten. Auch sie war reich in ihrer Armuth, und empfand das Glück des Reichthums!

XVII.

Häusliche Freuden.

Pred. Sal. 7, 15.

Vor der fernen Zukunft zagen
Will ich nicht.
Es gebricht
Keinem Tag an Plagen.
Heute leb' ich! Bin ich morgen
Nicht vielleicht
Schon erbleicht?
Warum will ich sorgen?

Ich will nur vor allen Dingen
Suchen, mir
Weisheit hier,
Tugend zu erringen.
Was mir sonst noch nützt hienieden,
Das wird mir,
Herr, von Dir
Ja gewiß beschieden.

Von allen Arten irdischer Lebensfreuden ist keine tiefer in alle Gefühle des Lebens eingreifend, als die häusliche Freude. Wir können uns unter Fremden ergötzen, zerstreuen; unser Vergnügen kann oft in ausgelassenen Muthwillen, in übertriebene Lustigkeit entarten: und doch ist hier die Freude nicht so erwärmend und rein, als wenn wir sie in der Mitte unserer Ver-

trouten genieſſen. Wir können auch einſam ein ſtilles Vergnügen empfinden; aber doch iſt die Luſt, welche wir mit einem geliebten Herzen theilen, doppelt ſüß. Warum zieht der Seefahrer hinaus in die Stürme des Weltmeers, in alle Gefahren und Beſchwerden entfernter Himmelsſtriche? — Er will ſein Vermögen vergrößern, um es dann in den Schoos ſeiner Familie ſchütten zu können. Für Unbekannte wagt er ſein Leben nicht. Was liegt dem Ehrbegierigen daran, ob man ihn in andern Ländern bewundert? Aber in der Heimath erſt ſchmeichelt ihm der Ruf der Fremde, wenn ſeine Verwandten, ſeine Freunde und Freundinnen, ſeine ehemaligen Geſpielen Theil an der Ehre nehmen, oder doch darum wiſſen. — Denn Jeglichem iſt ſeine Familie, ſein Haus und ſeine Heimath der Mittelpunkt *ſeiner* Welt. Auf dieſe bezieht er Alles, was er thut. Daraus läßt ſich erklären, warum häusliche Freude den ſchönſten Reiz für gefühlvolle, unverdorbene Menſchen hat. Wer ſie nicht kennt, iſt nur halb froh.

Ein Aufwand, welchen wir für Vergnügen machen, kann daher kaum weiſer verwendet werden, als zur Vermehrung häuslicher Glückſeligkeit. Es zeugt von roher oder verbildeter Denkart, wenn Hausväter einen Theil ihres Erwerbs für Luſtbarkeiten auſſer dem Hauſe verſchwenden; wenn Hausmütter ihre koſtſpieligen Erholungen am liebſten in fremden Geſellſchaften aufſuchen, während die Ihrigen daheim, wie verwaiſet, ſich dürftig zu erheitern ſuchen, ſo gut ſie können. Da erkaltet die zärtliche Freundſchaft zwiſchen Gatten und Aeltern und Kindern, wo der Eine gar nicht des Andern bedarf, um innig froh zu ſein. Den liebt man nicht, mit dem man nicht am öfterſten und liebſten ſtille Freuden theilen mag. Erſt da iſt ein Glück vollkommen, wo die Luſt daran uns aus den Augen theilnehmender Freundſchaft wiederſtrahlt.

Es iſt Pflicht des Chriſten, mit warmer Sorgfalt die Flamme häuslicher Freude zu nähren, daß ſie niemals, auch in den Tagen der Trübſal nicht, ganz erlöſche. Wo ſie die Herzen erwärmt, iſt geſelligere Eintracht und treuere Freundſchaft. Wo ſie leuchtet, kennt Jeder ſeine Pflicht beſſer, vollbringt Jeder ſein Tagewerk muthiger und vollkommener. Frohe Seelen ſind von Natur aufgelegter zur Tugend und Menſchenliebe; die Mißvergnügten aber haben etwas zu bereuen, das nicht recht iſt, oder finden Gefallen daran, auch Andere verdrießlich zu machen.

Darum mahnten Jeſus und ſeine Jünger immerdar zur Heiterkeit an: Freuet euch mit den Freudigen; ſeid allezeit fröhlich! — Darum rechnete es ſich der Meſſias zur Pflicht, auf der Hochzeit zu Kanaa den mangelnden Wein zu erſetzen, damit der feſtliche Tag ſeiner Freunde nicht geſtört werde. — Wie er, der göttliche Weiſe, ſollen auch wir, die wir uns ſeine Nachfolger nennen, uns nicht der Freude entziehen. Wie die Gottheit alle Welten beſeligt, ſo ſollen wir mit unſern beſchränkten Kräften gottähnliche Freude im engen Kreiſe derjenigen ausbreiten, die uns am nächſten ſtehen.

Wir ſollen es ſogar nicht dem Zufall überlaſſen, ob er uns einen Anlaß des Vergnügens herbeiführen werde; ſondern daran erkennen wir die Weisheit und Herzensgüte des Freudengebers, *daß er beſorgt iſt, für alle Zeiten Stoff zum Vergnügen zu erfinden*, und die Gemüther ſeiner Lieben in *einer beſtändig heitern Stimmung* zu erhalten.

Wie wenig bedarf es dazu! — Ein freundlicher Blick, ein aufmunterndes Wort genügt ja ſchon. Es genügt ja ſchon der bloße Vorſatz, man wolle keine mürriſche Miene im Hauſe dulden. Wieviel hängt vom Betragen der Hausmutter, des Vaters und jedes Erwachſenen ab, Alles, was gegeben wird, mit irgend einer Annehmlichkeit zu würzen; für jeden folgenden Morgen etwas zu erſparen, das bis dahin die Hoffnung der Hausgenoſſen anmuthig beſchäftigt! Die Freude iſt wohlfeil; für gute Seelen quillt ſie aus allen Kleinigkeiten hervor. Der Genügſamſte iſt daran am reichſten. Freuden, die mit großen Koſten erkauft werden, erquicken ſelten; und wenn ſie mit ſchwerem Gold erkauft würden, ſie haben in verdorbenen Gemüthern froſtige Aufnahme.

Willſt du Freude in deinem Hausweſen einheimiſch machen, ſo ſorge zuvor, daß alle Gemüther Empfänglichkeit für ſie haben. Empfänglichkeit wird da ſein, wo Jeder den Andern ehrt und liebt, und Kei-

ner in seiner Pflichterfüllung zurückbleibt. — Ein reines Herz macht schon natürlich frohen Sinn. Wer mit sich selbst nicht zufrieden ist, der flieht das stille Vergnügen. Er muß sich eine Lust erkaufen oder erkünsteln. Aber ach, erkünstelte Freude ist keine Lust, sondern nur — Zerstreuung; während der Mund lacht, zürnt und trauert das Herz. Keinem ist wohl dabei.

Pflichterfüllung, vollbrachte Arbeit, schön geleisteter Gehorsam, ist die erste, die reinste aller häuslichen Freuden. Sie macht das Herz zu aller andern Lebenslust offen. Aber freilich, nicht Jeder ist jeden Tag derselbe. Es werden auch Fehler begangen. In der wohlgeordnetsten Haushaltung treten Nachlässigkeiten ein, und stören Versehen von allerlei Art die heitere Laune. Es muß getadelt, es muß das Sträfliche gestraft sein. Wie kann daneben der Frohsinn gedeihen? — Wohl kann er auch da gedeihen, wenn Weisheit und Maas in Allem den Vorsitz hat. — Strafe und Ernst sind zur Besserung des Fehlbaren. Aber langes Grollen, immer wiederholtes Aufrühren des Geschehenen, immerwährende Anspielungen auf das Vergehen verbessern kein Gemüth, sondern bewirken nur Erbitterung, stummen Haß, Verachtung aller Vorwürfe, auch der verdienten. Die Untugend des langen Grollens und Murrens ist meistens Personen von schlechter Erziehung oder von schwachem Verstande eigen, oder auch solchen, in denen eine niedrige Sucht zu Feindseligkeit vorherrschend ist. Sie sind ohne Edelmuth oder ohne Besonnenheit; sie sehen nicht ein, daß sie durch eigene Schuld mehr verderben, als bessern. Sie sind in ihrem verkehrten Sinn stolzer darauf, gefürchtet, als geliebt zu sein. Wehe, wo auch nur ein einziges Mitglied von so niedriger Denkart im Hauswesen waltet — da flieht der Friedensengel, und die Hölle wird bereitet Allen, die mit solchen in Berührung treten müssen. Was das Traurigste ist: so sind dergleichen unselige Gemüthsarten, die nichts als Unglück bringen können, schwer zu bessern. Eine Krankheit des Herzens oder Verstandes, wie diese, wird mit den Jahren nur unheilbarer und unerträglicher.

Es waltet kein Segen im Hause, wo nicht auch selbst Tadel und Strafe aus der Liebe hervorgehen. Wo Liebe straft, da ist keine Bitterkeit, noch weniger pöbelhafte Grobheit. Man sage nicht: aber mit Sanftmuth und Güte läßt sich nicht Alles erzwingen. Wie du die Menschen behandelst und gewöhnst, so werden sie. Liebe erzeugt Liebe, Ernst und Würde Gehorsam; aber Grobheit weckt Grobheit, und ewige Unzufriedenheit wird mit ewiger Gegenunzufriedenheit vergolten.

Ist die Strafe gegeben, so sei der Fehler vergessen; so herrsche wieder die gewohnte Freundlichkeit vor; so erinnere nichts mehr an das vergangene Unangenehme. Deine schnell wiederkehrende Güte gewinnt dir mit größerer Anhänglichkeit des Fehlbaren in seiner Brust eine tiefere Reue. Die alte Heiterkeit kehrt heim. Der Friedensengel will von der Wohnung der Guten nicht weichen.

Zwar wird in eine so weise Haushaltung jeder Tag seine größern und kleinern Freuden tragen; Scherze werden auch das Mühselige der Arbeit verannehmlichen; vereintes Trösten wird selbst die Unfälle der Hausgenossen verringern — doch sei daran noch nicht genug! Wie jedes Land und Volk, jede Stadt seine eigenthümlichen Feiertage zum Andenken irgend einer wichtigen Begebenheit hat: so ist es gut, daß jede wohlgeordnete Haushaltung ihre besondern Familienfeste habe. Das Ausserordentliche oder Nicht-Alltägliche erhöht den Reiz des Genusses und die Stimmung zur Freude.

Dergleichen Familienfeste, wie Geburts- oder Namenstage der Aeltern, der Kinder, der Geschwister, oder auch verstorbener Geliebten — denn warum wollen wir diese ausschliessen von uns? gehören sie nicht noch immer zu den Unsrigen? — solche Familienfeste schlingen mehr denn jedes andere Mittel ein enges Band um die Herzen der Hausgenossen, und machen sie zu einem fester vereinten Ganzen. Selbst der Fremdling, wenn er daran zur Theilnahme gelangt, fühlt sich in dem glückseligen Verein verwandter. Der feierliche Ausdruck der Verehrung und Liebe, welche bei solchen Anlässen Alle dem Einen bezeugen, vermehrt in Allen wirklich die Verehrung, und in dem Verehrten die Liebe, die Anhänglichkeit zu

Allen. — Und mag auch, wenn wir in einem häuslichen Feste das Andenken zärtlich geliebter Todten begehen, wohl eine Thräne auf den Blumenkranz fallen, und Wehmuth durch die Freude schimmern — nur um so besser! Das Vergnügen wird heiliger! Die Wehmuth ist süß, welche unsere Seelen an das Himmlische und Ewige hinaufzieht!

Und solch einen Tag zu verherrlichen, bedarf es ja keines glänzenden Aufwandes. Auch wenn wir es vermögen, sollen wir uns hüten, in dem, was wir zur Freude wählen, kostspielige Anstalten zu treffen. Die Liebe, die Verehrung, wie sie sich in Jedem besonders ausspricht, soll des Festes schönsten Glanz bringen. Ein ungemessener Aufwand stört die edle Einfalt des Hauswesens, und legt das Festliche in Nebendinge, die nicht zur Freude Aller gehören. Da steht es schon schlimm, wo die Freude nicht wohlfeilen Kaufes ist! — Soll mehr als gewöhnlich gethan werden, so geschehe es mit weiser Mäßigkeit. Erlaubt es der Zustand deines Vermögens, so wähle solchen Tag vorzugsweise, die Heiterkeit, welche in deinem Hause lebt, auch ausser demselben zu verbreiten. Wer recht glücklich ist, möchte die ganze Welt in seine Seligkeit einziehen. — Siehe, es gibt wohl noch Familien, die mit großer Dürftigkeit zu kämpfen haben; es gibt wohl arme Greise, die am Abend ihres Lebens mit der Freude weniger mehr gemein haben — — hast du nichts übrig, ihnen den Feiertag deiner Aeltern, deiner Kinder, deiner Geschwister zu einem frohen Lebenstag zu machen? Gehe hin, in der Stille, überrasche sie mit einer unerwarteten Hilfe — laß sie eine Freudenthräne in den Jubel deines Hauses weinen! laß sie ihr stilles Gebet sich mit dem deinigen zum Vater im Himmel für das Wohl deiner Geliebten vermischen! — Dies ist heilige Lust! Dies ist die wahre Verklärung des Feiertages durch Tugend, die auf Erden und im Himmel gilt.

Ueberhaupt herrsche Adel und Liebe in der Wahl der häuslichen Vergnügungen. Nicht leichter wird geirrt, als da, wo man die Freude zu erwecken sucht. Nicht alle Mittel sind unschuldig; und nur wenige sind von solcher Art, daß sie durch das Vergnügen zugleich das Gemüth zu erhabenen Gefühlen und göttlichen Entschlüssen beseelen.

Verhüte jede Lust, jeden Scherz, welche aus unreinen Quellen stammen! — Wohl mag auch durch Spott und Neckereien zum Gelächter gereizt werden — aber nicht zu reiner Freude. Schadenfrohe Neigungen entstehen auf der einen, Verdruß und Rachsucht auf der andern Seite. Die Liebe aber stirbt unter den Wunden, welche Verachtung und herzloser Muthwillen schlagen.

Eben so verwahre dein Haus, wenn dir das stille Glück desselben ein Heiligthum ist, vor Werkzeugen des Vergnügens, die leicht mißbraucht werden können, oder schon ihrer Natur nach besonders geeignet sind, die Denkart zu verunreinigen. Hüte dich vor Mitteln, welche, wie gewisse Arten von Spielen in Erholungsstunden, leicht zum Zank und Zorn reizen, oder zur Gewinnsucht, oder zum Neide. Hüte dich, Geschenke zu geben, welche zwar den Empfänger freuen, aber auch seinen Hang zum Leichtsinn, oder zur Eitelkeit, zum Stolze nähren können. Du reichst Gift im Honig; du führst unter der Maske des Vergnügens die Zwietracht und den Verdruß in deine Wohnung ein. Menschenkenntniß und Erfahrung müssen hier entscheiden — dein eigenes religiöses Zartgefühl muß entscheiden, was nicht nur gefahrlos, sondern selbst wohlthätig sei.

Es ist bei rohen Menschen gewöhnlich nur der Schmerz und das Unglück, was sie bessert und zu würdigern Gesinnungen stimmt. Den edeln Menschen, den wahrhaften Christen veredelt noch mehr und öfter die Freude. Sie verfeinert sein Mitleiden gegen Minderbeglückte; sie macht ihn schonungsvoller gegen die Fehler und Schwächen anderer Menschen; sie erhöht sein Wohlwollen gegen Jeden, der sich ihm naht; sie macht ihn versöhnlicher gegen Widersacher, und regt die Dankbarkeit gegen den an, von welchem auch die geringste Freude kam.

Und besonders Du, o Quell aller Seligkeiten, Gott der Liebe! Du bist es, welchem der Christ seine ganze Dankbarkeit widmet, — eine unendliche Dankbarkeit, wie Deine Güte unendlich ist,

mit der Du uns täglich überströmst. — Auch ich, du Schöpfer aller Wonnen, danke Dir mit Entzücken für die heitern Stunden meiner Tage. Du willst unsere Freude. Selbst in den Schmerz hast Du oft noch manche Süßigkeit gelegt. Nur der Mensch voll unzufriedenen Sinnes schafft sich überall seine Qual, weil er nicht glücklich zu sein versteht.

Auf den Flügeln der Freude soll sich immerdar meine Andacht zu Dir hinaufschwingen. Und von noch höherer Freude verklärt, soll jedesmal meine Seele, von Deiner Anbetung zurückkehrend, die Stunden ergreifen, um Glück und Frohsinn, wie sie in mir wohnen, über Andere auszubreiten. Ach, fröhliche Herzen zu machen, ist Jeder reich genug, wenn er nur Allen eine gutmüthige Theilnahme, herzliches Wohlwollen, unverdrossene Dienstgefälligkeit entgegenbringt.

Und mein Haus sei Dein Tempel! Darum wohne in ihm jene unwandelbare, heitere Ruhe, welche immer die Begleiterin der Tugend ist. Was ich vermag, ich will jede Störung dieses heiligen Friedens abwehren. Und wenn mich Mißmuth überrascht, und die Ereignisse des Lebens meine Stimmung trüben: ich will lernen über mein schwaches Herz Gewalt üben, daß kein Unfall einen allzulangen Schatten über meine Tage werfe. Ich will lernen, selbst dem Unglück eine Belehrung und Freude abzugewinnen. Amen.

XVIII.

Die Religion der Kindheit.

Erste Betrachtung.

Matth. 8, 5. 6.

Die Kinder, deren wir uns freu'n,
Sind alle, Gott und Vater, Dein;
Sind Deine beste Gab', o Herr!
Bewahre sie, Barmherziger!

Wohl uns, wenn Keines je vergißt,
Was aller Weisheit Anfang ist!
Gott sei auch schon in Kinderbrust
Ein Quell von reiner Himmelsluft.

Ja, führe sie vor Gottes Thron,
Du Himmelsgeist, Religion!
Laß Engelseelen, mild und rein,
Dem Ew'gen nur geheiligt sein!

Die Meinungen der Menschen sind über die Frage zuweilen sehr getrennt: ob man der Jugend schon früh Religionsbegriffe mittheilen solle, oder ob man so lange warten müsse, bis ihr Verstand Stärke genug erhalten hat, und zum Selbstdenken fähig ist. Oft hört man darüber freundschaftlichen Wortwechsel in Gesellschaften; oft trennen sich darüber die sonst einstimmigen Urtheile liebender, frommer, christlicher Aeltern; oft ist ein Vater oder eine Mutter, oft ein Erzieher der Jugend mit sich selbst in der Stille uneinig: wann bei den Kindern der Religionsunterricht angefangen werden, und wie er für ein so zartes Alter beschaffen sein müsse.

Die Kindheit, die Religion — beide sind dem gefühlvollen Menschen Heiligthümer, und die Betrachtung über die Verbindung beider ist wohl einer besondern Mühe würdig.

Es gibt rechtschaffene Aeltern, fromme, ächtreligiöse Menschen, welche nicht ernstlich genug vor der Gefahr warnen können, in die eine allzufrühzeitige Bekanntmachung der Jugend mit höhern Religionswahrheiten, ein allzufrühzeitiges Anhalten der Kinder zu religiösen Uebungen, sowohl die Religion, als auch das Herz der Kinder bringt. Sie warnen davor, und zeigen auf mancherlei traurige Erfahrungen.

Woher, so sprechen sie, woher der betrübte Verfall der Religion? Woher die gegenwärtige Geringschätzung des Christenthums unter jungen Leuten? Woher ihre Abneigung gegen den öffentlichen Gottesdienst, oder ihre Gleichgültigkeit gegen denselben? Woher ihr Spott über diejenigen, welche die gottesdienstlichen Gebräuche mit Eifer beobachten, und sie entweder für schwache Menschen oder für Heuchler zu halten geneigt sind?

Daher kommt es — so beantworten sie die schwere Frage — daher, daß man den Kindern schon Religionsbegriffe beibringen wollte, ehe sie fähig waren, dieselben zu verstehen. So entstanden in ihnen entweder ganz unwürdige, verkehrte Vorstellungen von Gott und seinen heiligen Offenbarungen, vom Zwecke unsers Lebens und vom Zustande nach dem Tode; oder sie dachten sich gar nichts dabei; sie plauderten nur geistlos nach, was sie geistlos anhörten; sie machten aus dem Gebet nur ein Gedächtnißwerk, ein todtes Geplapper, von dem ihr Herz nichts wußte. Wenn sie dann älter wurden, wenn ihr Verstand erwachte, spotteten sie selbst über ihre kindlichen, lächerlichen Einbildungen; glaubten, daß die meisten Erwachsenen mit ih-

nen im gleichen Fall seien, entweder noch Kinder wären am Geiste, oder aber Heuchler um des unwissenden Haufens willen. Oder sie blieben, wie sie waren. Die Religion blieb zuletzt immer nur ein Spiel ihrer Einbildungen, ein seelenloses Gewohnheitswerk, das man um des Wohlanständigen willen beachtet, ein äusserliches Thun, ein Hände- und Lippenwerk, von dem das Herz nichts fühlt. — Solche Menschen sind es nun, welche theils die Religion in sich selbst verächtlich darstellen, theils alle Religion überhaupt verwerfen möchten, weil sie ihre ersten, kindlichen Einbildungen nicht haltbar finden. Darum führe man die schwache, leichtsinnige Jugend nicht früher in die Vorhöfe des Christenthums, bis sie im Stande ist, das Erhabene der Offenbarung zu ehren, und das Göttliche zu empfinden.

Es läßt sich nicht läugnen, Vieles von dem, was in dieser Warnung liegt, ist eine durch vielfältige Erfahrung bestätigte Wahrheit. Aber doch muß man auch denjenigen Aeltern und Erziehern beistimmen, welche auf der andern Seite davor warnen, Kinder nicht allzuspät mit den Religionswahrheiten bekannt zu machen, weil das, was man in spätern Jahren erst erlernt, selten so tief in das Gemüth eindringt, selten so feste Wurzel schlägt, als was wir gleichsam schon mit der ersten Muttermilch eingesogen haben.

Wenn denn also Gefahren auf beiden Seiten liegen, so muß doch ein Mittelweg vorhanden sein, auf welchem wir ihnen ausweichen können. Es muß ein Mittelweg vorhanden sein, auf welchem wir die Vortheile beider Denkarten wohlthätig vereinigen können.

Und diesen heilvollen Weg will ich suchen, und Du, mein göttlicher, Du, mein beständiger Führer, Jesus Christus, wirst ihn mir mit unfehlbarer Sicherheit zeigen. Ich höre Deinen liebevollen Ruf an das Jugendherz: Lasset die Kindlein zu mir kommen, und wehret es ihnen nicht!

Jesus selbst also ruft die Kinder zu sich. Er ist auch ihr Bruder, ihr Lehrer, ihr Seligmacher. Er ruft sie; warum sollen wir es ihnen verwehren, mit kindlicher Liebe auf ihn und Gott, ihren unsichtbaren Vater, zu schauen? Warum will sich unser klügelnder Verstand zwischen sie und Gott drängen? Warum sollen wir ihnen Gottes Herrlichkeit verschweigen, weil sie mit ihren schwachen Verstandeskräften dieselbe noch nicht ganz zu erfassen vermögen? Wie, du Weiser, du Hochgebildeter, du Einsichtvoller! ist dein Geist denn groß genug, den Ewigen zu erkennen in seiner ganzen Majestät? Ist dein Geist mächtig genug, das Unendliche zu umfassen? Wohlan, so wehre es auch den Kindern nicht, sich ihm zu nahen, und Jesu freundlichen Ruf zu hören! Lasse sie, während du in Ehrfurcht zum Staube vor Gottes Größe anbetend niedersinkest, jene Kleinen, mit frommer Unschuld und Zärtlichkeit lallen: Abba, lieber Vater im Himmel!

Aber, wenn Jesus die Kinder zu sich ruft, geschieht es nicht ohne schwere Warnung für diejenigen, welche sie ihm an ihrer Hand zuführen. Wer aber ärgert dieser Geringsten einen, die an mich glauben, spricht er, dem wäre besser, daß ein Mühlstein an seinen Hals gehängt würde, und er ersäuft würde im Meer, da es am tiefsten ist. Matth. 18, 6. Dies Aergerniß, welches den Kindern gegeben wird, und wodurch sie verführt oder Gott und der Religion abtrünnig werden können, besteht entweder in einem lasterhaften Beispiel, oder in unchristlicher und tadelnswerther Lehre.

Frühe also sollen wir die Jugend mit Jesu, das heißt, mit seinen Offenbarungen von Gott und der Ewigkeit, bekannt machen; aber wir sollen uns auch hüten, ihnen durch unsere Lehre oder Beispiel Aergerniß zu geben, das heißt, wir sollen sie nicht durch die Art, wie wir sie mit dem Christenthum vertraut machen, noch durch unsern Lebenswandel gegen die wahre Religion erkalten.

Dies also ist der Mittelweg, welchen christliche Aeltern und Erzieher für das Heil der ihnen von Gott anvertrauten Kinder zu wandeln haben. Es ist ein Weg, nicht bloß Aeltern, nicht bloß Erziehern wichtig, nein, allen Erwachsenen, auch wenn sie selbst keine Aeltern sind. Denn jeder Erwachsene ist, ohne daß er daran denkt, ein Erzieher der Jugend, auch der fremdesten. Denn sie hört auf seine Worte, sieht auf seine Beispiele; sie ahmt ihm mit Unerfahrenheit nach. Ja, ihr Aeltern, die

ihr die Erziehung eurer eigenen Kinder schon vollendet habet, ihr habet euer Geschäft auf Erden noch nicht vollendet. Ihr seid euer Wort, euer Beispiel noch der unmündigen Jugend schuldig, die euch aus fremden Wohnungen beobachtet. Dienstboten, ihr seid nicht bloß Knecht und Magd der Herrschaft in häuslichen Verrichtungen; ihr habet noch heiligere Pflichten. Ihr seid in euern Reden und Handlungen dem Richter der Welt verantwortlich, der die Unschuld liebt, und das Schreckenswort ruft: Wehe dem, durch welchen Aergerniß kommt! Ihr Einheimischen, ihr Fremdlinge, ihr Greise, Jünglinge, Jungfrauen, ihr seid euch nicht bloß euerm Hause, euer Familie schuldig, sondern der Jugend und Unschuld jedes Kindes, das euch beobachten kann. Ihr traget, oft ohne es zu wissen, zur Erziehung desselben bei. Niemand steht in der Welt ganz einsam; denn alle Menschen sind unter einander durch Pflichten verwandt, und durch den gemeinschaftlichen Schöpfer und Vater im Himmel. — Es ist das menschliche Geschlecht hienieden ein Einziges und Ganzes. Wehe dem, der einen Theil desselben vergiftet; wehe dem, der mit Bosheit oder Leichtsinn in die Brust eines ihm auch noch so fremden Kindes den Keim der Irreligion oder des Lasters senkt!

Ja, auch Kinder schon sollen ihre Religion haben. Was ist denn Religion? Ist es nicht der Inbegriff von heiligen Verpflichtungen, welche wir gegen Gott, gegen Mitmenschen und gegen uns selbst haben; Verpflichtungen, die aus der Erkenntniß eines Gottes und der Liebe zu ihm entspringen? Matth. 22, 37 — 40. Wer ist denn ein Christ? wen nennt Jesus den Seinigen? Nur wer den Willen thut meines Vaters im Himmel, derselbe ist mein Bruder, Schwester und Mutter. Matth. 12, 50.

Also können und sollen auch die Unmündigen schon Religion haben. Das erste in ihnen erwachende Gefühl von Verpflichtungen ist das erste Erwachen der Religion in ihrer Brust. Religion ist ihre erste Liebe zur Mutter, zum Vater, zu den Gespielen der Kindheit. Das holdselige Lächeln des Säuglings, mit dem er die theure Mutter begrüßt, ist der erste Funke, die erste Sprache seiner Religiosität.

Noch ahnet der Säugling nicht die Größe und Wunderbarkeit der Schöpfung; noch weiß er nichts vom Dasein des über ihn waltenden Gottes — aber schon kennt er das theure, ihm nahe Aelternpaar, und das Gefühl der Liebe, der Dankbarkeit, der Zuversicht ist die Quelle seiner Religion. Eine höhere Liebe, eine höhere Dankbarkeit, eine höhere Zuversicht trägt er einst von den irdischen Aeltern zur Gottheit über. Was an der Mutterbrust Heiliges in seinem zarten Herzen entglomm, das lodert einst als Flamme der Andacht vor Gottes Altären.

Aeltern, welche also die Liebe ernähren in des Kindes Herzen, ernähren in demselben schon die zarten Keime der Religiosität, die Keime des Höchsten und Heiligsten, was der Sterbliche empfinden kann. Denn Gott ist die Unendlichkeit aller Liebe, und wer in der Liebe ist, ist in Gott. 1 Joh. 4, 16.

Es ist für das ganze Leben entscheidend, wenn dem Kinde schon früh die einfachsten Grundwahrheiten der Religion eingeflößt werden; wenn es gleichsam schon mit der Muttermilch edlere Gesinnungen einsaugt; wenn es sich schon beim ersten Erwachen des jungen Verstandes in Verbindung mit der Gottheit erblickt; wenn es in seinen Aeltern schon Gott lieben lernt; wenn es schon von Offenbarungen eines künftigen Daseins weiß, ehe es noch den Werth und Zweck seines irdischen Daseins ganz begriffen hat.

Denn es gibt gewisse Vorstellungen, die mit uns durchwachsen sein müssen, und von denen wir uns so wenig als von uns selbst losreissen können, wenn sie in ihrer ganzen Wohlthätigkeit auf uns wirken sollen. Zu dergleichen Vorstellungen gehören auch die der Religion.

Alle andere Vorstellungen und Wahrheiten, die wir in einem spätern Alter einsammeln, oder durch eigenes Nachdenken finden, sind gewissermaßen nur geliehene, uns immer fremd bleibende Schätze. Wir haben sie im Fall der Noth nicht immer sogleich bei der Hand; wir sind nicht immer in der erforderlichen Gemüthsstimmung, uns jene erlernten und selbst erfundenen und verwickelten Wahrheiten gegenwärtig zu machen; so daß sie uns gerade oft dann am meisten ohne Trost, ohne Rath, ohne Beruhigung lassen, wenn wir ihrer am ersten nöthig haben könnten. — Hingegen

die in frühester Kindheit aufgenommenen Religionsbegriffe sind uns unauslöschlich im Gedächtniß und Herzen; erscheinen hell, wenn sich Alles um unsern Geist verdunkelt, und sind dem Verzweifelnden oft der Rettungsanker geworden, wenn das Schiff seines Glückes und Lebens untergehen und scheitern wollte. Die einfachen Gedanken an Gott, Christentugend und Ewigkeit retteten schon mehr als einen Jüngling aus dem Strudel der Verführung, wenn die übrigen Weisheitslehren von den aufwallenden Leidenschaften hinweggefluthet waren, und die Stunde der Versuchung gewaltig über ihn hinzog. — Religion noch wand dem Unglücklichen in der bangen Minute des Mißmuths das Messer der Verzweiflung aus der Hand, während er die Vorschriften aller Weisen vergessen hatte, und Ruhm oder Schande ihm schon gleichgültig waren. Die aus der Kinderwelt erweckten religiösen Vorstellungen trösteten den Weinenden, und erhoben ihn beim Verluste seines Vermögens, seiner Ehre, seiner Geliebten, aus der Tiefe eines besinnungslosen Schmerzes, während alle wohldurchdachten, oft noch so künstlich und vortrefflich erfundenen Trostgründe der Freunde vergebens an sein Herz drangen.

Dies sind die Wirkungen religiöser Gesinnungen, in denen wir schon als Kinder aufgewachsen sind, die wir nicht erst durch spätes Nachdenken erworben haben, sondern die gleichsam Theile unserer geistigen Natur geworden sind. Wie der Mensch ins Leben eintritt, ohne zu wissen, von wannen er kommt: so muß er auch die erhabenen Gedanken an Gott, Tugend und Ewigkeit aus den Dämmerungen seiner Kindheit in die stürmische Welt mit hinaustragen, sich unbewußt, woher er sie empfing, und wodurch sie so innig mit seiner Natur verbunden wurden.

Ein anderer, nicht minder wichtiger Grund, Kindern schon früh die wichtigsten und einfachsten Religionswahrheiten beizubringen, ist der, daß sie dadurch gegen die entsetzlichste der Seelenkrankheiten, gegen eine an Wahnsinn rührende Zweifelsucht, in spätern Jahren verwahrt bleiben. — Was der Christ durch göttliche Offenbarungen erhalten, was der Geist der Weisesten unter den Sterblichen nur durch lebenslängliches Nachdenken gewonnen, was aller Menschen tiefstes und bleibendstes Bedürfniß ist, was Jedem, der auf Erden wandelt, eine Richtschnur ist, sein wahres Glück zu finden, darf wohl auch dem Kinde schon als ewige Wahrheit gelehrt werden, ehe es die Wahrheit selbst einzusehen im Stande ist. Es empfängt sie von den Lippen der Aeltern mit gläubigem Gemüth.

Sind diese Wahrheiten nur einmal ganz sein Eigenthum geworden, lebte er in ihnen als Kind, als Jüngling: so findet er, wenn seine Vernunft zur vollen Reife gelangt ist, die große Bestätigung in der Geschichte der Menschheit, in dem wunderbaren Buche der Natur, in den Gesetzen seines eigenen Denkens. Er steht gesunden Geistes da, den Geistern der weisesten Menschen gleich, die vor ihm lebten. Weder die Lehre halbwissender Thoren, noch das Lesen leichtsinniger Schriften, noch sein eigener Vorwitz, mit welchem er an den Grenzen des Unerforschbaren umherstreift, können ihn in seinen beruhigenden Ueberzeugungen erschüttern. Er glaubt an einen Gott, und findet im Zweifel am Dasein des unendlichen, vollkommensten Weltgeistes nur Wahnsinn. Er glaubt an christliche Tugend, und hält das, was wahr und gut und recht ist, für keine Wirkung zusammenspielender Umstände. Er zweifelt nicht an der Unsterblichkeit seiner Seele, weil ohne dieselbe Gott und Tugend ein leeres Hirngespinnst, dies Leben ein zweckloses Räthsel, das Weltall ein innerer Widerspruch wäre.

Dies also ist die Frucht von der frühen Einweihung des Kindes in die einfachsten Grundlehren der Religion. Wie die Muttermilch seinen Körper stärkte, so nährt die Religion seinen Geist mit der höchsten menschlichen Weisheit, und stärkt ihn gegen die Verirrungen schwacher Gemüther, gegen den Anfall der entsetzlichsten Seelenkrankheit, der Zweifelsucht.

Ein allzuspäter, oder ein in den ersten Kindheitstagen versäumter, nachlässig gegebener Religionsunterricht entbehrt diese heilsame Macht über die Seele. Ohne die Kraft gewohnter und mit ihrem Wesen gleichsam eins gewordener Wahrheiten sinkt sie leicht unter den ersten Anfällen eines muthwilligen Zweifels. Um sich von den höchsten Wahrheiten der Religion ganz durchdringen zu lassen, muß sie gewissermaßen selbst erst den dornenvollen Irrgarten des Zweifels und der Täuschung durch-

wandern, Alles entbehren lernen, um Alles wieder zu finden. Was tausend edle Menschen durch Jahrtausende im Kampf mit der bangen Ungewißheit litten, muß sie erst leiden, um Ruhe zu finden. Ach, oft ermüdet sie schon auf der Hälfte des langen Weges, und wird ein Raub ihrer Muthlosigkeit, ihres Mangels an Kraft! Oder, um ihr eigenes Unheil zu vergessen, stürzt sie sich in den Wirbel wilder Gelüste und Leidenschaften hinaus, und bleibt elend im Genuß aller sinnlichen Zerstreuungen, einsam im bunten Gewühl der Welt. — Dies sind die jammervollen Folgen des versäumten Religionsunterrichts, worin das Gemüth des Kindes erstarken sollte; dies sind die Folgen der Seelen-Verwilderung.

Denn was ist Entbehrung religiöser Gedanken und Empfindungen Anderes, als Verwilderung? — Das Kind, ohne Religion, ist nur ein klügeres, schlaueres, künstlicheres Geschöpf, als andere Thiere sind. Nur seine thierische Natur ward in ihm ausgebildet, aber seine geistige Natur blieb unveredelt. Es ist, wie das Thier, nur mit Seinesgleichen vertraut, nur mit seiner Nahrung bekannt, auch mit den Mitteln, wie solche zu erwerben ist; aber unvertraut ist es mit den Heiligthümern der Geisterwelt, mit Gott und Tugend und Ewigkeit. Es erblickt in der Natur keine Offenbarung, und in den göttlichen Offenbarungen nicht den wunderbaren Gang der Weltordnung.

Schon das Kind wird durch seine Religion ein edleres, höheres Wesen — ein Wesen, das Gott denkt. Schon das Kind sieht durch Religion in seinem engen Wirkungskreise die Welt verklärter. Es fühlt sich von der unsichtbaren Gewalt Gottes umschwebt; es glänzen ihm aus dem unermeßlichen Gewölbe des Himmels Strahlen einer bessern Welt nieder; es lebt in einer höhern Liebe zu den Menschen, zu allen Kreaturen, denn in allen erkennt es die Geschöpfe des ewigen, himmlischen Vaters. Die Religion verschönt den Morgentraum des Lebens; das Kind liebt sie, ohne zu wissen, von woher die Beseligende gekommen, so wie es die Aeltern liebt, ohne zu wissen, von wem es solche empfangen.

Warum nun also sollen wir den Kindern diese Seligkeit rauben? warum ihnen Trost, Freudigkeit und Seelenstärke rauben einst für die kommenden ernstern Tage? — Nein, frühzeitig schon sollen wir ihnen das Bild des großen Kinderfreundes, des Erlösers, des Versöhners einprägen, und sie mit der lehrreichen Geschichte seines Lebens und Wirkens vertraut machen.

O Jesus, Du riefest: Lasset die Kindlein zu mir kommen! Ja, wir wollen sie Dir weihen; wir wollen sie Dir gleichsam in deine Arme führen, indem wir ihnen Deine heiligen Offenbarungen mittheilen, Deinen Willen, Deine Lehren ihnen kund thun. Wurden sie nicht auf Deinen Namen getauft, ehe sie Deinen heiligen Namen verstanden? Sollen sie Dich und den Vater im Himmel nicht schon mit kindlichem Herzen lieben lernen, ehe sie wissen, wer Du auf Erden warst, und welches Heil Du auch ihnen erworben? Lieben sie doch auch die Mutter und den Vater, ohne daß sie deren Schicksale kannten; gehorchen sie doch den Lehren derselben, ohne daß sie oft die Absicht und den Nutzen davon erkennen. Aber darum werden sie schon zum Gehorsam, zur Tugend früh angehalten, damit sie durch Gewohnheit in der Tugend erstarken. Eben so sollen ihnen früh die ewigen Wahrheiten Deines Wortes in die Seele dringen, damit sie ewig mit Dir eins werden, und mit Gott. Ihre Engel sehen allezeit das Angesicht unsers Vaters im Himmel! Matth. 18, 10.

XIX.

Die Religion der Kindheit.

Zweite Betrachtung.

Luk. 2, 40 — 47.

In frommer Unschuld ruht das Kind
An seiner Mutter Brust.
Was Sünden und was Leiden sind,
Ist ihm noch unbewußt.

Ach, dieser Unschuld Heiligthum,
Bewahrt dem Kinde sie;
Kein Glück, kein Gold, kein Erdenruhm
Beseligt so, wie die!

Ihr Schirm sei du, Religion,
Nur du bewahrst sie rein
Vor der Verführung List und Hohn
Und vor der Reue Pein.

Du führst die Unschuld wundersam
Durch jedliches Geschick,
Rein, wie von Gottes Hand sie kam,
Zu ihrem Gott zurück.

Gern wende ich meinen Blick noch einmal auf dich hin, glückseliges, harmloses Jugendalter, du Bild paradiesischer Unschuld, du Edenszeit des menschlichen Le-

bens! Die Religion werde der Engel, der des Kindes zartes Herz schon früh vergöttliche, schon früh gegen die Gewalt der Leidenschaften bewaffne, und seine Unschuld unversehrt durch den Sturm des Lebens, durch die Tage der Versuchung, durch den Wechsel der Schicksale rette.

Umsonst verschweigt ihr ihm den Namen seines himmlischen Vaters; das Kind ahnet seine Gegenwart; es überrascht euch selbst mit Fragen nach dem Schöpfer des Himmels und der Erde, nach ihm, der die Sonne und die Gestirne zu seiner Zeit hervorruft, dessen Blitze in herrlicher Pracht den Himmel durchglänzen, unter dessen Donner der Boden der Erde bebt. — Warum wollet ihr ihm den Namen Gottes und seines eingebornen Sohnes Jesu Christi verschweigen, da ihr des Kindes Wißbegier stillen, oder statt der Wahrheit eine Unwahrheit geben müsset?

Umsonst verschweiget ihr mit falscher Vorsicht ihm den Namen Gottes; es wird ihn aus dem Munde seiner Gespielen vernehmen, und dann vielleicht nur allzuunwürdige Vorstellungen damit verbinden. Vater, Mutter, seid ihr denn die Ersten, aus deren Munde euer Kind den Namen des himmlischen Vaters und sein allgegenwärtiges Dasein erfährt: so habet ihr die Vorstellungen des Unmündigen von dem höchsten Wesen noch in eurer Gewalt; so könnet ihr ihm diejenigen Begriffe davon machen, die seinem Alter, seinen geringen Verstandeskräften und Erfahrungen die angemessensten sind. Das Kind glaubt seinen Aeltern gern, glaubt mit Vertrauen, was es nicht zu begreifen vermag.

Sprechet zu ihm: Wir sind zwar dein Vater, deine Mutter; aber Gott ist unser, Gott ist aller Menschen Vater, so viel deren leben. Er ist zwar für uns unsichtbar, aber doch ist er überall. Ohne ihn wäre nichts da; ohne seine Liebe zu uns würde kein Grashalm, kein Brod, kein Obst wachsen, keine Blume blühen, kein Thier athmen. Ohne seinen Willen kann uns nichts geschehen, weder das Gute, noch das Böse. Zwar deine Mutter ist eine gute, liebevolle Mutter; aber Gott ist besser, denn deine Mutter, und liebt dich noch mehr, als sie dich liebt. Zwar dein Vater weiß Vieles, kann vielerlei verrichten und thun; aber Gott weiß mehr, als er, und thut mehr, als irgend ein Mensch kann.

So sprechet zu euerm Kinde. Es wird euch mit Wißbegier, mit Erstaunen, mit Ehrfurcht von Gott reden hören. Es wird diesen himmlischen Allvater nicht wieder vergessen können; es wird seine zärtliche Liebe zwischen euch und dem heiligen, allmächtigen, liebenden Unsichtbaren theilen, welcher der Versorger aller Wesen und der Freund des Höchsten und des Geringsten ist.

Und von der Stunde an, in welcher ihr zum erstenmale mit dem Kinde von Gott gesprochen, habt ihr seinem Herzen die Religion eingeflößt. Es wird der Keim nicht ohne Wurzel bleiben; ihr werdet ihn zu holder Frömmigkeit erblühen sehen.

Ihr gebet euerm Kinde die Religion zum Geschenke, und das Werk der Erziehung ist nun unendlich leichter geworden. Die Religion hilft da das Herz veredeln, wo eure Kunst aufhört und euer beobachtender Blick nicht hinreicht. Ihr könnet zwar dem Kinde verbieten, böse zu handeln; aber die Erinnerung an den allwissenden Gott allein kann es verhindern, auch nur etwas Böses zu denken. Ihr könnet den Ungehorsam strafen, welchen ihr sehet; aber den Ungehorsam, welchen ihr nicht sehet, straft die Empfindung der Religion in ihm.

Auf solche Weise ist und soll die Religion des zarten Kindes Erzieherin sein, und wird mehr leisten, als ihr selbst vermöget durch Mahnung, Warnung und Lehre.

Doch der Gedanke an Gott muß nicht allein der Inbegriff der Kindesreligion sein; sondern der Geist der christlichen Religion, der heilige Geist muß das Herz des Unmündigen durchdringen. Und dieser Geist des wahren Christenthums ist die Liebe, wie Gott selbst die Liebe ist. — An euch ist es, das Herz des Kindes aufzuschliessen, daß dieser heilige Christussinn darin eingehen könne. Dazu sind bloße religiöse Gespräche, bloße Lehre und Unterricht nicht genug. Euer Unterricht kann allenfalls das Gedächtniß des Kindes, aber nie sein Herz genug beschäftigen. Euer Beispiel, euer Wandel wird mehr vermögen, als euer Unterricht. — Behandelt das Kind mit Liebe, selbst wenn ihr es wegen eines Fehlers strafen müsset: es wird euch wieder lieben. Saget ihm keine Unwahrheiten: es wird vor der Lüge erröthen, und mit Offenheit entgegengehen. Begegnet Jedermann mit Achtung oder

Leutseligkeit: es wird sich hüten, gegen Andere unfreundlich zu sein. Ehret alles fremde Eigenthum: das Kind wird nicht berühren, was ihm nicht angehört. — Die unerfahrne Jugend folgt bindlings den Fußstapfen seiner Erzieher. Aeltern, vergesset nicht, daß ihr zu den Fehlern, in welchen euer Kind verirrt, meistens selbst die erste Bahn gebrochen habet; daß die Liebenswürdigkeit, mit welcher es sich schmückt, nicht selten nur der Wiederglanz eurer eigenen Tugend sei.

Wollet ihr also, daß das Kind Ehrfurcht gegen Gott und Religion habe — zeiget ihm selbst in euern Worten und Thaten Religion und Gottesfurcht! — Mißbrauchet nie die heiligen Namen; zeiget euch nie gleichgültig gegen die öffentliche Gottesverehrung, nie leichtsinnig und gedankenlos beim Gebet.

Das Kind muß euch beten sehen. Dies Gebet, das heißt, die Rede an den Allmächtigen, es geschehe nun am Morgen, oder Abend, oder beim Mittagsmahle, werde in seiner Gegenwart mit der tiefsten Ehrerbietung gehalten, mit inniger Andacht. — Noch kann das Kind nicht mit euch beten; aber fordert von ihm wenigstens die äussern Zeichen stiller Verehrung des Höchsten. Fürchtet nicht, daß das Kind dadurch zum frühen Heuchler werde. Nein, unverdorbene Kinder können nicht heucheln; sie suchen bald zu diesen äussern Bezeugungen von Ehrfurcht eine Erklärung. Diese äussern Zeichen machen lebhaftern Eindruck auf sie, als Worte. Ihr selbst erkläret ihnen das Gebet. Sprechet zu ihnen: So wie ihr Kleinen, so sind auch wir Erwachsene die Kinder des gütigen Gottes. Wir haben Alles, was wir haben, nur durch seine große Liebe. Darum danken wir ihm für das, so er Gutes an uns thut. Darum bitten wir ihn, daß er auch ferner unser lieber für uns sorgender Vater sein wolle. Wenn wir nun zu dem unsichtbaren Gott reden, dann muß es mit dem Anstand, mit der Ehrfurcht geschehen, wie es sich für Kinder geziemt, die sich zu dem himmlischen, allmächtigen Vater wenden!

Erst wenn das Kind schon von der Gottheit, ihrer Macht und Liebe, einige feste Vorstellung hat, erst wenn es im Stande ist, sich aus freiem Herzen bittend an Gott zu wenden: erst dann leitet es selbst zum Gebet an. — Aber diese Anleitung, sie geschehe nun durch die Mutter, oder durch den Vater, soll eine Anleitung zum Gebet, zur Rede mit Gott sein; ach! Aeltern, vergesset es nicht! — keine Anleitung zu gedankenlosem Geplapper. Darum hütet euch davor, daß ihr Kindern keine Gebetsformeln auswendig lernen lasset. Was Kinder bloß aus dem Gedächtniß plappern, spricht ihr Herz selten oder nie mit. Es wird Gewohnheitssache, gleichgültiger Alltagsgebrauch, Pharisäergeschwätz, gegen welches Jesus Christus so laut geeifert hat. Bewahret die Redlichkeit eurer Kinder und ihre Ehrfurcht vor Gott. Mit auswendig gelernten Gebetsformeln, die theils für den Verstand der Kinder zu hoch sind, theils von ihnen ganz gedankenlos hergeleiert werden; mit Gebetsformeln, die wohl gar zuweilen in fremder Sprache abgefaßt sind, führet ihr sie nicht zur Ehrfurcht, sondern zur Verspottung Gottes — nicht zur Religion an, sondern zur Entweihung der Religion!

Christliche Mutter, nimm dein Kind zuweilen einmal in der Woche mit dir in die Einsamkeit. Erzähle ihm erst, wie viel Gutes es und du schon von dem Allergütigsten empfangen, wie viel Gutes ihr, dein Kind und du, noch von ihm zu erwarten habet. Erzähle ihm dies in der einfachen Sprache des Herzens, die zum Herzen dringt. Und hast du nun das weiche Gemüth deines Kindes also vorbereitet, dann — Mutter, christliche Mutter, falle nieder auf deine Knie, laß dein Kind neben dir knien, sprich ihm ein kurzes Gebet, ein Wort zu Gott vor, kein auswendig gelerntes — nein, ein Wort, wie es dir aus der Seele quillt, ein Wort, wie du es aus dem Herzen deines Kindes zu Gott sprechen würdest — das Kind spricht dir nach; es versteht den Sinn des Gebets, — es bittet dann, es dankt dann gewiß mit kindlicher Inbrunst. — — Das heißt ein Kind mit Gott reden lehren! — Mutter, der Allgegenwärtige umschwebt dich und dein betendes Kind, und sein Segen wallt über euch nieder! Mutter! so wird dein Sohn, deine Tochter dereinst auch für dich in der Stille beten, wie du es sie gelehrt hast. Mutter, so wird dein Kind einst für dich beten, wenn dich eine Krankheit entkräftet; so, mit dieser heili-

gen Andacht, wird dein Kind einst für dich beten, wenn du einmal nicht mehr beten kannst; so, mit dieser heiligen Andacht, wird es einst über deinem Grabe knien, und nicht herz- und gedankenlose Worte machen.

Freiwillig muß bei den Kindern die Gottesverehrung im Gebet sein, nicht erzwungen. Jeder Zwang vernichtet die Freudigkeit, mit der wir uns Gott nahen sollen. Jeder Zwang entheiligt die heiligste Handlung, und nimmt der Andacht ihren segenvollen Werth für die Seele. Ihr, o christliche Aeltern, müsset das Gemüth der Kinder erst zur Andacht empfänglich machen, daß in ihnen selbst der Wunsch zur Unterhaltung mit dem himmlischen Vater rege werde. Ihr könnet durch Zwang todte Worte erpressen, aber keine Empfindungen der Liebe, Ehrfurcht und Andacht.

Daher ist es auch bedenklich, unerfahrne, in das Innerste der Religion noch nicht sattsam eingeweihte Kinder allzufrüh zum Besuch des öffentlichen Gottesdienstes anzuhalten. Ihr Leichtsinn stört die Erbauung der Erwachsenen, und macht ihnen den Aufenthalt in der Kirche langweilig. Sie bekommen durch diesen Zwang nothwendigen Widerwillen gegen das Kirchengehen, welcher sich dann gewöhnlich erst äussert, wann es ihnen frei steht, den Gottesdienst zu besuchen oder zu versäumen. Und, Aeltern, Erzieher, ihr wisset es, die ersten Eindrücke auf das Herz der Jugend sind jederzeit bis in das späteste Alter die dauerhaftesten. Lasset uns die treueste Sorge, die aufmerksamste Vorsicht anwenden, daß nichts, was mit der Religion in irgend einer Verbindung steht, unangenehmen Eindruck auf das Herz des Kindes mache.

Es ist nur zu gewiß, daß der allzugroße, obgleich wohlgemeinte Eifer mancher Aeltern, ihre Kinder frühzeitig zum Besuch des Gottesdienstes anzuhalten, die traurigsten Wirkungen hervorgebracht hat, und viele Schuld daran ist, daß jetzt so zahlreich ganze Familien sich den Versammlungen der christlichen Gemeinde entziehen.

Wie soll auch ein Kind Wohlgefallen am Hören des göttlichen Wortes haben, wenn sein Verstand noch nicht reif genug ist, dasselbe zu begreifen? Wie soll es Andacht empfinden, wo es nur bei seiner natürlichen Lebhaftigkeit Anlaß zur Zerstreuung sucht und findet?

Nein, ehe ihr eure Kinder zum Tempel Gottes führet, lasset ihren Verstand stark genug werden, den Sinn der öffentlichen Gottesverehrung ganz zu fassen. Zwinget sie nicht zu einem Besuche der Kirche, den sie selbst mit Begierde wünschen sollen und wünschen werden. Machet sie erst mit dem erhabensten Zweck jener christlichen Versammlungen bekannt, so werden sie ihn nicht verfehlen. Aber machet sie auch vorher mit dem Leichtsinn, mit der Schlaffheit, mit der Gleichgültigkeit vieler Christen bekannt: so werden sie kein Aergerniß nehmen an dem oft unziemlichen Betragen mancher Kirchengänger; so werden sie sich's erklären, wie Christen im Tempel beten, und ausser dem Tempel fluchen, verleumden, falsche Eide schwören und Laster aller Art treiben können.

Erst da Jesus zwölf Jahre alt war, da er schon stärker geworden war im Geist und in der Wahrheit (Luk. 2, 40. 42.), sah man ihn im Tempel. Er saß mit hoher Wißbegier unter den Lehrern, und hörte ihnen zu und fragte. — So wird und muß auch der Tag, an welchem ihr eure Kinder zum erstenmal in die heiligen Versammlungen der Christen mitnehmet, einer der feierlichsten Tage ihres Lebens werden. Die Erinnerung desselben wird für sie immerdar von schönen Rührungen begleitet sein.

Noch ehe sie zur Theilnahme an den öffentlichen Gottesverehrungen über die Schwelle eines Tempels getreten sind, müssen sie längst schon würdige Gottesverehrer geworden sein. Nicht der Tempel, nicht der Altar heiligt das Herz, das Herz heiligt erst den Tempel. Nicht der Tempel führt uns zur Religion; nein, die Religion führt uns zum Tempel.

Erfüllet das Herz eurer Kinder mit religiösen Gesinnungen, und sie werden einst mit der gerührtesten Seele sich in die öffentliche Versammlung der Christengemeinden mischen. — Vorher sei die ganze Welt ihr Tempel, und die wichtigsten Ereignisse ihres Lebens verknüpfet mit Religion.

Am Grabe ihrer Gespielen, am Grabe der ihnen theuern Bekannten, o christliche Aeltern, eröffnet ihnen die ersten Aussichten in die Ewigkeit, zeiget ihnen den

modernden Staub, welcher in die Gruft sinkt, und belehret sie vom Dasein einer unsterblichen Seele, welche nicht Staub, sondern selbstständig, geistig, für die Unendlichkeit geboren ward. Mögen auch die kindischen Vorstellungen der Jugend von der Fortdauer der Seele jenseits des Grabes, von der Fortdauer in einem bessern Leben, noch so unvollkommen sein: es ist genug, daß der Gedanke der Unsterblichkeit nur früh und tief in ihrer Seele anwurzle, daß der Glaube an eine vergeltende Zukunft nach dem Tode mit ihnen aufwachse. Je mehr sie an Alter und Geisteskraft zunehmen, je leichter werdet ihr Anlaß finden, ihre unvollkommenen Vorstellungen zu berichtigen und zu veredeln.

In euern Wohnungen, christliche Aeltern, finde nie ein häusliches Fest statt, und besonders bei der Feier des heiligen Christfestes, ohne daß es auf irgend eine Weise mit der Religion verbunden und durch sie noch heiliger werde. Und wenn dies endlich auch nur durch ein rührendes, herzliches Gebet in der Gesellschaft eurer Kinder geschieht, so ist ein solches Gebet wahrhafte Weihe des schönsten Tages.

So beginnt das Kind unbemerkt das geistige, höhere Leben, das Leben für Gott und Ewigkeit. So wird die Religion dem kindlichen Herzen ein unzerstörbares Heiligthum, worin es Ruhe und Seligkeit findet in den Tagen der Mannheit und des Greisenalters. Dieser Religionsunterricht, immer angemessen der Fassungskraft der Kindheit, soll nur nach und nach mit zunehmenden Jahren erweitert werden. Es höre endlich das Kind von Jesu, von seinen Wohlthaten und Leiden für das menschliche Geschlecht, wenn es fähig genug ist, die Größe dieser Wohlthaten und Leiden zu würdigen. Man führe es erst dann im Geiste unter das Kreuz des göttlichen Menschenfreundes, wenn es unter demselben Thränen der Liebe, der Verehrung und Dankbarkeit weinen kann, wenn es die Wollust empfinden kann, welche in dem Gedanken liegt, Jesu Jünger zu heißen.

Doch nie machet die Religion des Kindes zur bloßen Sache der Empfindsamkeit, zum Spiel des Gefühls. Erhitzet nicht bloß die Einbildungskraft der Jugend, und begnüget euch nicht, den Augen derselben durch rührende Erzählungen Thränen zu entlocken. Schön zwar sind auch solche Aufwallungen des Gefühls von weichgeschaffenen Seelen; aber sie sind vorübergehend. Sie können schon ihrer Natur nach nicht von lange anhaltender Dauer sein. Dies saget dem werdenden Jüngling, der werdenden Jungfrau. Saget ihnen, daß fromme Gefühle nur Blüthen der Religion sind; aber fordert Früchte des Glaubens von ihnen, fromme Thaten! Saget ihnen, daß nicht der Hörer des göttlichen Wortes, sondern nur der Thäter desselben ein wahrer Christ sei; daß man Gott nicht mit Worten, sondern mit tugendhaften Handlungen verherrlichen müsse; daß, wer nicht die Werke der Liebe, der Demuth, des Gehorsams der Versöhnung, der Gemeinnützigkeit, übet — wer sich nicht selbst aufopfern könne für das Glück seiner Brüder, wie Jesus Christus sich aufopferte, auch nicht mit Jesu, nicht in Gott lebe.

Väter, Mütter, christliche Aeltern! lasset uns Gott die theuern Lieblinge unsers Herzens weihen, die er uns anvertraute! Flößet ihnen die heiligen Lehren der Religion mit den ersten Jahren ihres Lebens ein, daß ihre Seele, schon früh von ihnen durchdrungen, Kraft gewinne, allen Verhängnissen muthvoll und freudig entgegenzugehen.

So könnet ihr einst mit Entzücken vor den Thron des ewigen Richters treten und sprechen: Herr, hier sind die, welche du uns gegeben! — So könnet ihr einst, wenn der Tod euch von ihnen für kurze Zeit scheidet, der beseligenden Hoffnung sein, wieder mit ihnen verbunden zu werden. Denn sie wandelten ja den Weg des Heils mit euch. Sie hatten mit euch im Leben eine Liebe und einen Glauben. Sie hatten mit euch im Tode eine Hoffnung! Eure Schicksale sind mit den ihrigen verbunden, wie eure Seelen unzertrennlich waren.

Ja, was Du vereinteſt, o himmlischer Vater, das kann das Grab nicht trennen; und was sie in Jesu zu Dir verband, das verliert sich nicht von einander, verliert sich nicht von Dir. — O süßer Trost der Offenbarung, heilige Wahrheit des Glaubens, durchströme auch der Jugend zartes Gemüth, und stärke und beselige es! Und Du, heili-

ger Geist Gottes, führe unsere Kinder durch das Labyrinth des Lebens dem großen, ewigen Ziele aller Geister zu, dem Ziele, welches Jesus uns enthüllte, dem Ziele, für welches er zu unserm Heil sein Blut vergoß. Amen.

XX.

Die Neuvermählten.

1 Mos. 2, 18.

Oft habe ich, und nie ohne bewundernden Vergnügen, die ersten Blätter der heiligen Schrift gelesen, in welchen Moses die ältesten Urkunden des menschlichen Geschlechts gegeben. — Die Schöpfung der Welt, wie genau stimmt in der Stufenreihe der Schöpfungszeiten Alles mit den ewigen Ordnungen der Natur überein! — Die Schöpfung der ersten Menschen, der Stammvater der Sterblichen aus Erdenstaub, weil sein Leichnam wieder Erde werden muß, und sein unsterblicher Geist ein göttlicher Odem, ein Theil der Gottheit selbst ist! Und dann die Mutter der Menschen Fleisch von seinem Fleisch, Bein von seinem Bein, zur Erinnerung, daß Mann und Weib in ursprünglicher Verwandtschaft eins und dasselbe seien, und in jener Liebe dastehen sollen, mit welcher allezeit in der Natur das Gleiche vom Gleichen angezogen wird.

Und Gott der Herr sprach: Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei. 1 Mos. 2, 18. Einsamkeit ist der Tod jedes Genusses. Eine Freude, die wir nicht mit Andern theilen können, ist keine Freude mehr. Der Schmerz, den ein liebendes Wesen mit uns theilt, ist leichter. Der einsame Mensch hat keine Ermunterung, vollkommener und edler zu werden.

Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei. — Die Verbindung der Sterblichen zur gegenseitigen Hilfe in der Ehe und zur Fortpflanzung ihres Geschlechts ist Werk des allweisen Schöpfers. Darum wird mit Recht gesagt: Die Ehe sei eine göttliche Stiftung. Sie ist's; daher auch Naturnothwendigkeit; daher auch heilig bei allen Völkern der Erde, selbst bei den wildesten, deren Geist noch von keiner Offenbarung angeleuchtet ward.

Zwar nicht alle Menschen werden dieses Genusses und Glückes theilhaftig. Zwar es können Zeiten, es können Verhältnisse gebieterisch eintreten, welche es vortheilhafter machen, ehelos zu bleiben. So geschah zu den Zeiten der Apostel. Die ersten Jünger Jesu blieben unvermählt. Nicht weil sie die Ehe nachtheilig hielten für ein heiliges Leben, sondern weil sie in ihren Tagen nur Verfolgung und Schmach voraussahen, keine bleibende Stätte, kein Vaterland hatten, sondern, entschlossen, sich für die Wahrheit und Verbreitung des Evangeliums aufzuopfern, keine Rücksichten auf Weib und Kinder nehmen, sich nicht durch Pflichten gegen dieselben in ihrem erhabenen Berufe stören lassen konnten und durften: darum blieben sie unvermählt. Darum empfahlen sie auch Andern, die mit ihnen gleiches Schicksal, gleichen Beruf wählen wollten, das ehelose Leben. Aber, sprachen sie, es ist noch besser, in diesen Stand treten, als durch unordentliche Begierde leiden. 1 Kor. 7, 9.

Die Ehe ist das heiligste und engste Bündniß, welches Menschen mit Menschen auf Erden schliessen können — aber in ihr liegt auch die edelste Versüßung des Lebens. Hier bewirken Liebe und gegenseitige Zuneigung, oder auch Gewohnheit, das innigste Vertrauen, die bleibendste Anhänglichkeit. Leicht sind andere Bündnisse gebrochen, selbst die zärtlichsten der Freundschaft, wenn Freunde durch Zeit und Raum, oder durch Ungleichheit des Standes und Vermögens, oder durch bloße Verschiedenheit der Meinungen getrennt werden. Aber die Ehe ist ein gewaltiges Band, durch die Natur, durch die Anwesenheit gemeinschaftlicher Kinder, durch die bürgerlichen Gesetze gestärkt. — Schon das Sprichwort sagt: Freunde in der Noth sind selten. Aber Ehegatten gehören einander in der Noth, wie am Tage des Glücks; jedes Gewitter des Lebens, jeder Sonnenstrahl der Freude trifft beide. Wenn aller andern Menschen Hilfe und Mitleiden flieht — in der Ehe allein ist gegenseitiger bleibender Beistand. Die Noth des Einen wird zur Noth des Andern. Eben dies verkettet zwei gute Herzen enger. Darum (so redet die älteste Urkunde der Menschheit) sprach Gott der Herr: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei; ich will ihm eine Gehilfin geben, die um ihn sei."

Hilfe und Beistand in jeder Lage des Lebens ist also der erste Gewinn des ehelichen Lebens, Trost in Trübsal, Rath in Verzweiflung, Pflege in Krankheiten, Theil-

nahme am Sterbebette. — Ach, der einsame Mensch, sich selbst überlassen, ohne ein liebevolles Wesen, das sich an ihn schließt: wie beklagenswerth steht er in seiner Verlassenheit da! Wer erbarmt sich seiner mit der heißen Gattenliebe? Wer schätzt ihn noch, wenn er von allen Andern verkannt wird? Wer sucht ihm noch Aufheiterung zu geben, wenn sich die Welt gegen ihn verschwört? Wer wacht sorgsam an seinem Krankenbette aus Liebe, wenn ihn Niemand liebt, und nur um seines Geldes willen oder aus allgemeinem Mitleiden Abwärter ihn pflegen? Wer weint an seinem Sterbelager, an seinem Grabe? Ach, Niemand gehört ihm, und er gehört Keinem an. Er ist unter Blutsverwandte, wie ein halber Fremdling, unter Menschen wie ein Einsiedler.

Groß sind die Mühseligkeiten des Lebens. Aber die Arbeit und Beschwerde wird durch eheliche Liebe leichter. Da weiß man ja, für wen man arbeitet und sorget. Da achtet man den Schweißtropfen weniger, der, von des Tages Last und Hitze erpreßt, von der Schläfe rinnt. Er fließt zur Freude, zur Erhaltung eines geliebten Herzens. Man lebt in sich, und lebt in dem Andern zugleich. Es ist gleichsam nur ein doppeltes, mannigfaltigeres Leben. Der Kummer vertheilt sich, das Vergnügen wird zahlreicher.

Die Ehe eröffnet neuen Lebensgenuß. Sie fesselt uns inniger an die Menschheit und ihr Glück, unauflöslicher an das Vaterland und dessen Wohlsein. Alles wird bedeutungsvoller, eingreifender und befreundeter. Das ganze Leben gewinnt neue Beziehungen. Den Ehelosen hält nichts ans Leben, als natürliche Todesfurcht; aber doch wird er früher lebenssatt. Er hat von Allem nur halben Genuß. Ihn zieht nicht der geheime Zauber der Natur an Menschen, an ein Vaterland. Er ist überall daheim, weil er überall ungeliebt, einsam wandelt.

Die Seligkeit erhöht sich, das Leben vervielfältigt sich noch mehr, wenn die Ehegatten in ihren Erzeugten gleichsam ein neues Leben anfangen. Nun wird es wie eine neue Welt. Nun ziehen sich Erde und Himmel, und was die Menschheit Heiliges, Schönes, Rührendes hat, enger um das verbundene Aelternpaar zusammen. Nun werden die Begeisterungen eines Vater- und Mutter-Herzens, nun jene Wonnen wach, die dem Ehelosen unbeschreibbar sind, weil er sie nie empfunden. Wer kann auch Empfindungen beschreiben? Wer kann sagen, wie ihm war, als die erste Thräne des Entzückens aus seinen Augen blickte, und tiefe Freude, gleich einer himmlischen Wehmuth, sein Herz beengte?

Die Ehe aber vergrößert nicht nur auf diese Weise das Lebensglück, sondern auch dadurch, daß sie den Menschen wirklich frömmer und besser zu sein nöthigt. Denn er macht durch seine Fehltritte nicht mehr sich allein, sondern auch das Herz unglücklich, welches sich ihm ergeben hat. Der ehelose Verbrecher ist verabscheut — der verehelichte ein Ungeheuer. Er reißt Gatten und Kinder mit sich in den Abgrund. Der Ehelose zittert bei Unglücksfällen nur für sich selbst, und oft ist er sich selbst sehr gleichgültig. Die Vermählten aber zittern für einander — inbrünstiger wird ihr Gebet zum rettenden Gott. Der Ehelose geht — wem ist er Rechenschaft schuldig unter den Menschen? — und überläßt sich seinen Lüsten. Die Vermählten werden gegenseitig von einander näher beobachtet. Keiner von ihnen kann leicht im Geheimen Unrecht thun, ohne vom Andern bemerkt, gewarnt, getadelt zu werden. Diese verborgene Aufsicht, dieses unvermeidliche Beobachtetsein im engvertrauten Beisammenleben verhütet manche Entartung und Verwilderung der Sitten, die wohl ausserdem leicht möglich gewesen sein würde. So befördert das eheliche Leben, indem es die wilden Begierden mildert und beschränkt, den Tugenden leichtere Herrschaft, und baut einen Himmel schon auf Erden.

Doch, leider, nicht jede Ehe! — Wie manche brachte Verderben und lebenslängliches Elend denen, welche zu diesem Bündniß aus Leichtsinn oder Zwang mit Widerwillen oder bloß des Geldes wegen, aus leidenschaftlicher, blinder Zuneigung, die an Andern alle Fehler übersieht, oder aus Hochmuth und kalter Berechnung kleiner Vortheile, die Hand am Altare reichten! —

Es werde nun aber der ehrwürdige Ehebund aus Liebe oder mit Widerwillen geschlossen: ist er einmal geschlossen, auch dann steht es noch in der Wahl der Vermählten, ob sie sich einen Himmel oder eine lebenslange Hölle bereiten wollen! — Der Schritt ist gethan! — Ein furchtbar ent-

scheidender Schritt für die Ruhe des ganzen Lebens!

Gewöhnlich ist der Ton, welchen Neuvermählte schon im ersten Jahre gegen einander annehmen, von unausbleiblich wichtigen Folgen. Das Glück, die Zufriedenheit und die Stille des häuslichen Lebens hängt natürlich nur von ihrem gegenseitigen Betragen ab. Wie man dieses in den ersten Wochen und Monaten anfängt, wird es allmälig wie Grundsatz herrschend, endlich zur unauflöslichen Gewohnheit. Schwer kommt man davon wieder zurück. Darum gebietet die einfachste Lebensklugheit, strenger, als je, in den ersten Zeiten der ehelichen Verbindung auf die Art zu achten, mit welcher man sich begegnet. Wer es versäumt, hat nachher nur seine eigene Gleichgültigkeit gegen das Wichtigste, seinen Leichtsinn abzulegen. Denn auf welche Art Neuvermählte auch zusammengetreten sein mögen, und hätten sie sich vorher auch Jahre lang einander schon gekannt: nie kennen sie sich so, nie sind sie einander so erschienen, wie sie im engsten, vertraulichsten, täglichen Beisammenwohnen einander kennen lernen und erscheinen. Hier erst stehen ihre Denkarten ungeschmückt vor dem Blick des Andern; hier erst erfahren sie stündlich in hundert Kleinigkeiten, die sie berühren, die Uebereinstimmung oder Verschiedenheit ihrer Meinungen, Urtheile, Gefühle und Neigungen; hier erst entfalten sich zwischen ihnen allerlei Widersprüche und Abweichungen, die sie nicht erwartet hätten. Daher dann oft nachher die Klage des Einen über den Andern, man habe sich vor der Verehelichung verstellt, man sei getäuscht worden. Nein, auch wenn es kein Theil auf Betrug angelegt hatte, war doch natürlich, daß man vorher nur allgemeine, verworrene Vorstellungen vom Andern besaß, die, als man in nähere, mannigfaltigere Vertrautheit kam, wie Täuschungen aufgelöset wurden.

Aus dieser Ursache ist's nicht ungewöhnlich, daß selbst unter guten Menschen, selbst unter solchen, deren Bündniß die Hand der Liebe knüpfte, die ersten Jahre der Ehe nicht so rein-glücklich sind, als die nachfolgenden, wo man die gegenseitigen Gemüthsarten einander mehr anpaßte, oder wie man zu sagen pflegt, sich einander besser verstehen lernte.

Doch welcher Widerspruch, welcher Zwist sich auch jemals erheben möchte: alle daraus erwachsende Gefahr wird im ersten Keim vernichtet, wenn Neuvereehelichte sich das unverbrüchliche Wort geben, nie einander böse zu werden, auch nicht verstellter Weise zu zürnen! Besser ist es, ein Unrecht dulden, als begehen, oder ihm schwerere Folgen zu geben, als es verdient. Kleine Zänkereien, leichte, doch ungefällige Neckereien mindern endlich immer das gegenseitige Zutrauen, erkalten unmerklich die vorhandene Liebe, und ziehen noch größere Entzweiungen nach sich. Quälereien, Vorhalten eines begangenen Fehlers, eines begangenen Unrechts, und wenn auch nur scherzweise, setzen mit der Zeit eine Bitterkeit an, die gewöhnlich schwer wieder auszutilgen ist.

Wo zwei Menschen sich für Lebenszeit einander zugeschworen haben, darf kein Eigensinn, kein Zwist, keine Herrschsucht statt finden; nur Einheit des Sinnes, Einheit des Willens, Nachgiebigkeit von beiden Seiten! Der Mann herrsche durch Ueberzeugung und Vernunftstärke; sein Herrschen ist nicht trotziges Gebot, sondern unmerkliches Leiten des schwächern Weibes zu dem, was recht, gut und nützlich ist. Das Weib herrsche durch Liebe und Achtung, die es dem Gatten für sich einflößt. Ihr Herrschen sei nicht kindischer Eigenwille, der sich behaupten möchte, sondern sanftes Umlenken des Mannes durch Güte, wo er irren könnte.

Um der Gemüthseinheit im ehelichen Leben die höchste Vollkommenheit zu geben, sei der Neuvermählten unverbrüchlicher Grundsatz, nie vor einander in ihren Angelegenheiten ein Geheimniß zu haben. Das Weib wisse, was in des Mannes Brust vorgeht; der Mann sehe klar durch die Gedanken und Empfindungen der Gattin, wie durch seine eigenen. So lebt Eins im Andern. So werden zwei Seelen eine Seele. So wird die Ehe das heilige Geisterband, das kein Schicksal, kein Tod mehr bricht, und in der Ewigkeit fortdauert. — Wehe, wer vor dem Andern Geheimnisse hält! — Diese haben schon oft, selbst wenn sie aus Liebe, aus zärtlicher Schonung des Andern nicht mitgetheilt wurden, den ersten Grund zu den schauderhaftesten Mißverständnissen gelegt. Lieber offenbare sich Eins dem Andern, sollte auch das Entdecken dessen, was man gern

verhehlen möchte, dem Andern im ersten Augenblicke unlieb sein. Mittheilung hindert größere Uebel, und versüßt selbst das Bittere, mildert selbst die Schuld, und macht wenigstens das Allergefährlichste in einer Ehe unmöglich, daß Fremde sich zwischen Gatten stellen. Was beider Geheimniß und Anliegen ist, werde nie Sache und Mitwissenschaft eines Dritten. In dieser Hinsicht sollen selbst Vater und Mutter wie Fremdlinge dastehen, die in das Heiligthum ehelicher Vertrautheit einzudringen kein Recht haben. Die Ruhe des Lebens, der Friede des Hauses entflieht, wo Gatten sich einander nicht selbst genug und nicht Alles sind, wo eine andere Person sich zwischen sie drängt.

Kein Geheimniß unter den Gatten! Man weiß nicht, wozu Der den Andern berechtigt, welcher sich erlaubt, ihm etwas zu verbergen. Wo Einer in seinem Herzen verhehlt, was der Andere nicht wissen darf, da ist nicht Einheit mehr, da ist schon eine Art Trennung und Fremdheit. Auch im Scherz soll man sich davor hüten; auch im Scherz nicht über einem Abgrund tändeln, dessen Tiefen ja Niemand kennt.

Wo gegenseitige Offenherzigkeit, innige Vertrautheit besteht, da wird, da muß Liebe mit jedem Jahre wachsen, da wird, da muß Jeder auf eigene Reinheit bedacht sein. Diese Reinheit vermehrt die gegenseitige Hochachtung, und diese Hochachtung ist die Quelle neuer Liebe.

Und endlich das Heiligste, die Grundlage aller ehelichen Glückseligkeit, das Wichtigste, ohne welches jede Ehe schlechterdings unglücklich werden muß — es ist Religiosität. Auch die Ehe ist dem Verhältnisse des Christen zu Christo ähnlich, ja, damit eins. Der Mann ist des Weibes Haupt, gleichwie auch Christus das Haupt der Gemeine, und er ist seines Leibes Heiland. (Ephes. 5, 23. u. f.) Der Mann ohne Religion, dem Gottheit, dem Ewigkeit ohne Bedeutung sind, ist jeder Schandthat, jedes Betruges, er ist des Ehebruches fähig; fähig, Weib und Kind zu verrathen, zu verlassen, ins Elend zu jagen. Das Weib ohne Religion ist ein werdendes Ungeheuer, eine unzuverlässige Stütze des Gatten, schon vor dem Traualtare von verdächtiger Treue! Die Elende, in deren Gemüth kein Gott wohnt, kann nie einen Mann lieben, sondern nur ihr augenblickliches Gelüst; sie bringt Rohheit in die Freude, und Verzweiflung in den Schmerz.

Nie sollen — ist ihnen das Heil ihrer Tage theuer — Neuverehlichte gleichgültig auf diesen Gegenstand blicken. Denn wenn der Andere keinen Gott mit Andacht liebt, keine Vergeltung der Ewigkeit fürchtet: was kann den binden? was ihn schrekken? was ihn bleibend begeistern? Und wären in dem Einen religiösen Sinn und Gefühl zum Theil oder ganz erloschen: so entzünde der Andere nach und nach den Funken wieder durch Wort, durch Beispiel und That. Mächtig wirkt der Umgang. Durch die Länge desselben nimmt unvermerkt Eins des Andern Gesinnungen und Grundsätze an, und hält für eigene Ueberzeugung, was manchmal nur Frucht der Gewohnheit ist. So kann ein religiöser Mensch nach und nach auch in demjenigen, der der heiligsten Wahrheiten spottete, den erstorbenen Glauben wieder beleben. Erst so steht das Lebensglück gegen alle Stürme fest gegründet. O wie herrlich, mit einer Liebe durchs Leben, mit einer Hoffnung in den Tod zu gehen!

Ihr, die ihr hintretet, den Bund der Vermählung vor dem Allgegenwärtigen zu schwören, beherziget wohl: es ist der Bund der Treue, des Trostes, des Beistandes in den Stunden des blutigsten Leidens, des grauenvollsten Verhängnisses! — Sie werden kommen, die Tage der Thränen — von eurer Weisheit hängt es ab, ihre Schrekken zu besiegen. Aber ohne Glauben im Leben, ohne Liebe in der Ehe, ohne Hoffnung im Tode ist kein Sieg!

XXI.

Die Ehe.

Erster Abschnitt.

Matth. 19, 4 — 6.

Wie viele schöne, sanfte, edle Triebe
Entquillen nicht der ehelichen Liebe,
Damit durch sie, von Volk zu Volk, die Erde
Gesegnet werde!

Nur darum sollten hier aus einem Blute
Wir all' entspringen, all' aus einem Blute!
Daß wir zu Gottes Kindern schon auf Erden
Vereinigt werden.

Von allen Verbindungen, welche Menschen mit Menschen im Leben knüpfen, kenne ich keine, die ehrwürdiger, wichtiger und folgenreicher wäre, als die Ehe.

Ehrwürdig ist sie, denn sie ward von der Gottheit selbst verordnet. Die älteste Urkunde des menschlichen Geschlechts erzählt uns die Schöpfung des Mannes und Weibes, und ihre Verbindung durch die Hand Jehova's (1 Mos. 2, 18). Er legte in die Natur der Sterblichen den ewigen und heiligen Trieb zu gegenseitiger Vereinigung. Jedes Geschlecht ehrt in dem andern Vorzüge, welche ihm mangeln; des Weibes holde Sanftmuth und zartere Empfindung mildert des Mannes Ungestüm und Trotz, so aus dem Gefühle seiner Kraft entspringen; des Mannes Stärke und Muth beschirmt des Weibes Schwäche. Geleitet von den heiligen Naturtrieben nähern sich Jünglinge und Jungfrauen, und aus ihrer Liebe blühet die Ahnung der göttlichen auf. Alle Völker feiern mit Ehrfurcht die Stiftung der Ehe; allen ist sie und ihr Recht ein unantastbares Heiligthum.

Wichtig ist diese Verbindung, wie kaum eine andere jemals sein mag. Es ist die innigste, welche geschlossen werden kann. Die Vermählten haben ihr Lebensglück zu einem einzigen gemacht. Sie sind sich durch Natur die vertrautesten Freunde. Das Schicksal, welches über dem Haupte des Einen schwebt, trifft auch unabwendbar das Haupt des Andern. Sie theilen Segen und Fluch, die Freude und die Thränen, den Ruhm und die Schmach, den Wohlstand und die Dürftigkeit. Sie gehören einander, wenn ihnen Niemand mehr gehören will. Sie wandeln mit einander die gleiche Straße, und erst an den Klippen des Grabes scheitert ihr unauflöslicher Bund für diese Welt. Selbst die Bande, welche Brüder und Schwestern vereinen, selbst die Bande, welche Aeltern mit ihren Kindern zusammenknüpfen, sind weder so gewaltig, noch so dauerhaft, wie der Ehe heiliges Band. Der Jüngling tritt aus dem Vaterhause in die stürmischen Verhältnisse der Welt hinaus. Er wird selbst Mann. Kein Vater schützt, keine Mutter tröstet ihn mehr. Er sieht die Greise zu Grabe gehen. Sein Trost ist das auserwählte Weib seines Herzens. Ihm gehört es allein an. Für dieses sorget, arbeitet, wirkt und lebt er. Und das Weib hat für ihn Vater und Mutter verlassen. Er ist ihm nun allein, was sonst Aeltern waren; ihm hanget es an, und empfängt seiner aus Hand Glück und Elend, wie er es seinerseits durch die Hand der Gattin empfangen muß.

Folgenreich ist diese Verbindung, wie kaum eine andere. Aus ihr entspringt der meisten Sterblichen höchstes Erdenwohl und höchstes Leiden. Der erwachsene Mensch, getrennt von dem Herzen der ersten Jugendfreunde, ausgegangen aus dem heimathlichen Kreise der Geschwister und Aeltern, bauet nun selbst sein häusliches Glück. Hausfrieden macht ihn, und mag das Schicksal noch so sehr von aussen wüthen, selig; häuslicher Unfrieden macht ihn elend, und wäre er noch so angesehen und mächtig vor Andern, gepriesen von allen Zungen, mit Reichthümern überschüttet, wie Keiner. Der Mensch beginnt im Stande der Ehe ein neues Leben. Er steht nicht allein mehr auf Erden. Mit sanften Banden ist er an die Verhältnisse des Lebens unauflöslich geknüpft. Vater- und Mutterfreuden, keinen andern Lebensfreuden ähnlich, werden empfunden; Vater- und Mutterfreuden, keinen andern ähnlich, werden getragen. Die Gegenwart wird wichtiger, die Vergangenheit lehrreicher, die Zukunft anziehender, als sonst.

Um dieser Ehrwürdigkeit der Ehe willen, ohne die das menschliche Geschlecht verlöschen oder verwildern würde, um dieser Wichtigkeit der Ehe willen, die das häusliche und eben darum innigste Wohl und Weh des Lebens begründet, ist es frevelhaft, der Ehe selbst und ihrer Heiligkeit zu spotten. Es ist Spott göttlicher Stiftungen; es ist Spott des Schöpfers; es ist Spott der schönsten Gesetze der Natur und aller daraus stammenden Glückseligkeit!

Eben dieser Wichtigkeit der Ehe und ihrer nothwendigen Ordnung willen für die Fortdauer des menschlichen Geschlechts, für die Wohlfahrt der Staaten, für das Heil der einzelnen Bewohner eines Landes, ist der Luxus und Prachtaufwand verderblich, welcher die gesetzlichen Ehen vermindert, für einander gleichsam geschaffene Seelen trennt, und sittenlose Verirrungen und Ausschweifungen befördert.

Sitteneinfalt erleichtert viele glückliche Verbindungen, und erschwert nicht die Vereinigung von Personen, welche durch die Uebereinstimmung ihrer Denkarten, ihrer Gefühle sich gegenseitig einen Himmel auf Erden zu bereiten im Stande gewesen sein würden. Der übermäßige Aufwand, welcher

besonders in den Städten heutiges Tages üblich geworden, die Bequemlichkeiten und Genüsse, welche sich der Mann nicht versagen will, die Zerstreuungen und der Prunk, zu welchem die Jungfrau gewöhnt worden, machen es oft beim besten und redlichsten Willen des Mannes unmöglich, eine Verbindung zu stiften, wo sein beschränktes Vermögen allein nicht ausreichen kann, die Wünsche zweier Personen zu erfüllen, und den doppelten Aufwand zu bestreiten, welchen Stand oder genommenes Vorurtheil fordern.

Dies ist des Luxus gefährlichste Seite. Hier ist's, wo er das meiste Gift in die Ruhe der Familien, in die Lebensfreuden edler Männer und Jungfrauen giesst. Er zerreisst der Natur heilige Ordnungen, widerspricht ihren schönsten Trieben, löset die edelsten Wünsche beglückt sein könnender Wesen in Seufzer auf, und missbraucht die heiligen Triebe der Natur zu unnatürlichen Lüsten, oder zu gesetzlosen, Gesundheit und Familienwohl verpestenden Ausschweifungen. So trennt er Menschen von Menschen; leitet zu der nur sich selbst vergötternden, alles Andere verschmähenden Selbstsucht; löset den Verein des Volkes auf, die Achtung des Gesetzes, die Liebe zum Fürsten, und entnervt das Geschlecht.

Der Luxus, als Mörder glücklicher Ehen, oder Haupthinderniss solcher Verbindungen, welche auf eine beglückte Zukunft berechtigt sein könnten, verdiente daher mit Recht den Fluch aller Zeiten, aller Weisen, aller Völker, und verdient den Hass jedes Nachfolgers Jesu. Denn was wider des Schöpfers Ordnungen streiten will, was der Gottheit Stiftungen verletzen kann — darf es der Christ lieben? darf er es dulden?

Nächst dem Luxus, welcher die gesetzlichen Ehen erschwert oder verhindert, ist der Leichtsinn vieler Menschen es besonders, welcher dem Zweck der göttlichen Stiftung entgegen arbeitet, und das zur Quelle des lebenslänglichen Leidens macht, was der Ursprung des irdischen Wohlergehens und lebenslänglicher Zufriedenheit sein sollte.

Empört sich der Luxus gegen die Ehrwürdigkeit der Ehe, so spielt der Leichtsinn verächtlich mit ihrer Wichtigkeit. Er selbst ist meistens nur eine Frucht schon tief verdorbener Sitten. Er verwandelt den Hauptzweck der ehelichen Verbindung in eine zufällige Nebensache, und macht das Zufällige zur Hauptsache.

Der Zweck der Ehe ist, nächst der Fortpflanzung des Geschlechts, die gegenseitige Beglückung und sittliche Vervollkommnung der Vermählten eines durch den andern für Lebenszeit. Diese wechselseitige Beglückung ist nicht möglich, ohne eine solche Beschaffenheit der Empfindungsweise und Denkart der Verbundenen, vermöge welcher sie gern in und für einander leben, freudig die Fehler und Forderungen abwerfen, die dem Andern missfällig und allzuanstössig sein könnten. Es ist daher bei Schliessung eines solchen wichtigen Vereins wahrlich weniger auf die Vollkommenheiten und Tugenden zu achten, als auf die Fehler und übeln Eigenschaften und Gewohnheiten, durch welche sie einander verhasst werden können; Fehler und üble Eigenschaften, welche durch Mängel in der Erziehung oder durch Gewohnheit gleichsam schon zur andern Natur geworden sind, und nicht mehr leicht abgelegt werden können.

Denn niemals noch ist eine Ehe durch die Güte und den Edelmuth der Vermählten, sondern durch die denselben anklebenden und allzutief gewurzelten Fehler unglücklich geworden. Darum muss bei Neuzuvermählenden mehr auf diese, als selbst auf ihre übrigen Tugenden geachtet werden, wenn man mit Wahrscheinlichkeit das Glück oder Unheil der Verbindung voraus erkennen will. Denn man sieht viele zufriedene Ehen, wo die Verbundenen vielleicht beiderseits ohne ausgezeichnete Tugenden sein können; aber sie sind nicht unglücklich, weil sie gegenseitig durch keine auffallenden, den geselligen Umgang und das Beisammenleben verbitternden Untugenden beschwerlich werden. Dagegen erblickt man oft Verbindungen unseliger Art von Personen, welche beiderseits durch glänzende Tugenden und vortreffliche Gemüthseigenschaften sich vor einer grossen Menge Anderer auszeichnen, aber auch gewisse Fehler, Schwächen und Eigenheiten führen, die an sich und für das öffentliche Leben äusserst geringfügig scheinen, und im engen, häuslichen, beständigen Beisammensein unerträglich werden können.

Nicht selten ist es die erste Liebe und Zuneigung der Personen selbst, welche gegen jene Fehler blind macht, und nur an einander Tugenden und Vollkommenheiten bewundern lässt. Oft ist es Mangel näherer und genauerer gegenseitiger Bekanntschaft, welche es hindert, die verborgenen Schwächen und Anstössigkeiten des Andern zu ent-

decken. Denn wie gern verbirgt man seine Unvollkommenheiten vor denjenigen, welchen man liebenswürdig erscheinen möchte!

Aber so lange Liebe und Zuneigung nicht mehr eine sanfte Empfindung, sondern wilde, alle Vernunft überwältigende Leidenschaft ist, so lange ist jedes Urtheil ungültig, jede Wahl blindlings gemacht, und eben darum gefährlich. Wehe den Unglücklichen, welche, wenn zuweilen auch die sich ermannende Vernunft mahnt und warnt, diese verscheuchen, um mit wahnsinnigem Verlangen den geliebten Gegenstand zu erhalten, nur dessen Tugenden sehen, dessen Mängel verschleiern wollen. Liebe kann ewig dauern, Leidenschaft nie. Diese verfliegt nach Erreichung ihres Ziels; aber auch die Liebe verfliegt, und Ekel oder Haß ersetzt ihre Stelle, wenn sie sich endlich überzeugt, ein falsches Ziel erreicht zu haben. Die Vollkommenheiten des Geliebten fesselten unsere Aufmerksamkeit zuerst; aber seine Fehler empfinden wir erst dann schmerzlich, wenn wir mit ihnen in engen, unauflöslichen Verhältnissen stehen müssen.

Das Urtheil der Leidenschaft ist jedesmal ein Urtheil des Leichtsinns, und eben deswegen tadelnswürdig, weil es mit dem Glück und der Heiterkeit unsers ganzen künftigen Lebens verwegen tändelt. Wer sein lebenslängliches Wohl und Weh gründen will, höre auf, in dem Augenblick zu scherzen, der seinen höchsten Ernst, seine angestrengteste Vorsicht auffordert. Er mäßige die ungestüme Gewalt der Leidenschaft durch — die Zeit. Er schliesse keinen Bund, ohne den, welchem er seine ganze irdische Seligkeit hingibt, kennen gelernt zu haben. Er gewöhne sich, scharfsichtiger gegen dessen üble Eigenschaften, als gegen Vollkommenheiten zu sein. Denn nicht diese gründen so sehr das Glück der Ehe, als es jene zerstören werden. Derjenige aber hat am weisesten gewählt, welcher seine Hand zum ewigen Bunde nur solchem darreicht, von welchem er überzeugt sein kann, daß auch jede andere Person mit demselben und durch denselben nicht unglücklich sein könne.

Oefter aber noch, als der Leichtsinn der Leidenschaften jugendlicher Personen, stiften ausserordentliche Nebenrücksichten der Aeltern und Verwandten, welche über eine eheliche Verbindung zu verfügen haben, das Unglück der Ehen, das lebenslängliche Trübsal zweier Menschen, die in jener andern Verbindung zu den frohesten und glücklichsten Sterblichen hätten gezählt werden können.

Und aus welchen unlautern Absichten werden nicht oft Personen zur ehelichen Vereinigung gezwungen, die einander vielleicht nur wenig oder gar nicht kannten, die einander entweder mit todter Gleichgültigkeit oder Widerwillen betrachteten!

Gewöhnlich ist es darum zu thun, einem Kinde nur eine anständige Versorgung zu verschaffen, daß es in der gewohnten Art, in den gewöhnlichen Verhältnissen und Bequemlichkeiten fortleben könne. Ob aber auch die Gemüthsart, die Zuneigung der für einander Bestimmten so beschaffen sei, daß nicht nur äusserer Wohlstand, sondern auch innere Glückseligkeit und Zufriedenheit erhalten werde — dies leider wird seltener erwogen.

Allerdings kann zwar keine eheliche Verbindung von der ruhigen Vernunft gutgeheißen werden, wo vorauszusehen ist, daß der Gatte durch eigene Kraft nicht fähig ist, Gattin und einst Kinder anständig und ehrlich zu erhalten. Aber eben so wenig kann sie gutgeheißen werden, wenn um eines Mehrhabens willen Ruhe und Lebensfreude einer oder zweier Personen hingeopfert werden. Wie viel der warnenden Beispiele von dem traurigen Ausgange dieser übelberechneten Ehen! Wie viel Gram und Sorgen derer, welche sie mit unseliger Hand erzwangen! Wie viel Jammer und Thränen derer, die sie tragen mußten!

Noch läßt sich zuweilen ein solcher schrecklicher Fehltritt der Aeltern durch ihre wohlmeinende, wenn gleich unkluge Vorsorge entschuldigen: aber wer ist's, der diejenigen zu rechtfertigen unternimmt, die aus thörichtem Familienstolze und unchristlichem Hochmuth Verbindungen verschmähen, welche das Glück der Kinder gemacht haben würden, und Ehen erzwingen, welche Ueberdruß, Abscheu, Haß und nagenden Kummer der Verbundenen zur unausbleiblichen Folge haben? Wer wagt es, die Elenden zu vertheidigen, welche, um eigenen Gewinnstes, um eigenen Ansehens, um eigener Vorliebe willen, das Glück ihrer Kinder verbrecherisch hinopfern, und lieber diese elend, als sich in ihren geheimen Entwürfen gestört sehen? — Gott richtet über euch, und die Welt bezeichnet euch mit der Verachtung des Unwillens. Gott richtet über euch, dessen Stiftungen

ihr aus schnödem Eigennutz zernichtet, indem ihr den heiligen Zweck derselben, Lebensglück, vernichtet. Gott richtet über euch, der Vergelter, der die Thränen zählt, der die Seufzer vernimmt, welche eure Selbstsüchtigkeit einem Wesen erpreßt, das zu bessern Schicksalen geschaffen wurde. Ihr erreichet oft euer grausames Ziel; selten aber entgehet ihr der furchtbaren Reue. Sie ereilet euch, wenn auch erst auf dem folternden Sterbebette, wo sie euerm Gewissen das Elend zuflüstert, welches ihr schufet und auf Erden nachlasset.

Nirgends ist eine zartere Grenzscheide zwischen dem weisen Gebrauche und Mißbrauche *älterlicher Gewalt* gezogen, als da, wo es auf die Wahl eines Gatten oder einer Gattin für Tochter oder Sohn ankommt. Wie leicht, auch bei der höchsten Behutsamkeit, wird die Grenze überschritten; wie sträflich ist es, sie ohne Achtung für göttliche Ordnungen, für Glückseligkeit der unserer Sorgfalt anvertrauten Wesen, mit frechem Leichtsinn oder muthwilligem Trotz, aus Hochmuth oder Geldgier, überschreiten zu wollen!

Aeltern haben in der wichtigsten Lebensangelegenheit ihrer mündigen Kinder nicht mehr befehlende, sondern nur rathende Stimme. Sie sind nicht mehr Gebieter und Erzieher derer, die von ihnen selbst für reif geachtet werden, Andern gebieten und selbst Kinder erziehen zu können. Sie dürfen nicht vergessen, daß durch die Wahl des Gatten oder der Gattin nur des Kindes lebenslängliches Glück, nicht das Glück der Aeltern, gegründet werden müsse. Sie handeln grausam, unvorsichtig und unchristlich, um irgend einer Nebenabsicht willen ihr Kind, gegen seinen Willen, zu einer verhaßten Verbindung zu zwingen.

So wahr dieses ist, so fest gegründet steht auf der andern Seite *das Recht der Aeltern*, derjenigen ehelichen Verbindung des Kindes ihre Zustimmung zu verweigern, welche nur ein Werk der blinden Leidenschaft ist, und zu Elend und Schmach führen würde. Es ist nicht bloßes Recht, es ist *Pflicht* christlicher Aeltern, sich einer solchen unglücklichen und thörichten Wahl des Kindes zu widersetzen. Denn gewöhnlich wird diese Wahl in einem Alter unternommen, wo die Leidenschaft noch in voller Kraft über die jugendlichen Gemüther herrscht; wo leicht blinde Vorliebe sie in ein unerkanntes Verderben lockt; wo Kenntniß der Menschen, wo Welterfahrung noch nicht gereift sein können. Hier soll der betagten Aeltern geprüftere Lebensklugheit und Weltkenntniß, der Aeltern ruhigere Erwägung dem ungestümen Leichtsinn der Jugend rathend und leitend zur Seite stehen, und wenigstens verhindern, daß nicht unerfahrener Muth und leidenschaftliche Schwärmerei das ganze irdische Wohlsein eines Kindes verderbe.

Verantwortung vor dem richtenden Gott haben diejenigen, welche aus Stolz oder Gewinnlust ihre Erzeugten einer verhaßten Verbindung hinopfern; aber Verantwortung vor dem richtenden Gott erwartet auch die, welche unbesonnen die Thorheiten eines leicht entflammten jugendlichen Herzens billigen, uud da nicht, sei es aus Schwäche oder andern Gründen, ein Unglück verhindern, welches bei einiger Menschenkenntniß vorausgesehen werden kann.

Die weise Wahl des Gatten oder der Gattin also ist's, von welcher nachmals der Friede und die Freude eines ganzen Lebenslaufes abhängen! — Und mit welchem Leichtsinn tändeln so viele Sterbliche über den entscheidendsten Schritt für ihre Zukunft hin! Wie viele tausend heiße Thränen der Reue würden, bei höherm Ernst in solcher Wahl, weniger vergossen sein! Wie mancher endlose Kummer, wie mancher täglich erneuerte Schmerz, wie mancher geheime, die blühendste Gesundheit zerstörende Gram, wie mancher entsetzliche Entschluß der Verzweiflung wäre vermieden worden!

Blicken wir nur um uns her; wie selten sind im Allgemeinen die wahrhaft glücklichen Ehen, von denen man sagen darf: sie sind ein irdischer Himmel, und die Beneidenswürdigen in ihnen sind durch ihre gegenseitige unveränderliche Liebe und Treue über jedes Schicksal erhaben, das sie treffen kann; sie könnten die Welt und ihre Freuden entbehren, sie würden reich und glücklich durch sich selbst sein! — Wie zahlreich sind die Ehen, in welchen gegenseitige Gleichgültigkeit und Ueberdruß herrschen; wo selten ein Tag ohne häuslichen Verdruß, selten ein Tag ohne Sehnsucht nach einem bessern Loose verstreicht; wo die Zwietracht der Aeltern den Kindern das Herz verwundet, oder sie zur Nachahmung des gottlosen Beispiels reizt!

Und wessen Schuld ist dieses weitverbreitete Uebel? Warum sind so wenige Men-

schen da am glücklichsten, wo sie es am ersten sein sollten, im Innern ihres häuslichen Lebens? Warum nagt am Wohlsein so vieler Familien ein geheimer Wurm, den sie nur verbergen, weil sie ihn nicht entfernen können, und mit dem verborgenen Elend nicht auch zugleich die öffentliche Schande tragen mögen?

XXII.

Stief-Aeltern.

Ev. Joh. 19, 25 — 27.

Die Kinder, deren wir uns freu'n,
Sind alle, Gott und Vater, Dein;
Sind Deine beste Gab', o Herr;
Bewahre sie, Barmherziger!

Auch Waisen, welche wir erziehn,
Die unter unserm Segen blühn,
Sie sind dem Guten keine Last,
Weil Du sie uns vertrauet hast.

Ja, unsre volle Zärtlichkeit
Sei den Verwaist'ten gern geweiht;
Gott liebt sie, Gott verläßt sie nicht,
Wie er zu sein, ist unsre Pflicht!

In der bangen Schreckensstunde, da Jesus, der göttliche Dulder, einsam über der verschwindenden Welt am Kreuze hing; als seine Wunden alle sich beinahe verblutet hatten, und er von Allem abgeschieden war, was ihm hienieden Trost und Freude gegeben hatte, warf er seinen Blick, der zum ewigen Vater gebetet hatte, noch einmal auf die Erde nieder. Da ward er voller Wehmuth noch einige seiner Geliebten gewahr, die auch in der Todesstunde nicht von ihm scheiden wollten — theure Blutsverwandte, die er hilflos im Leben zurücklassen sollte. Er sah seine Mutter Maria, die mit verweinten Augen die Leiden des heiligen Sohnes betrachtete, sah seiner Mutter Schwester, Maria, Cleophas Weib, und Maria Magdalena.

Am längsten verweilte sein Blick voll Jammers auf der verlassenen Mutter. Sie war die letzte, innige Sorge seines Lebens. Er wandte sein Haupt zu Johannes, dem Jünger, dessen sanfte Denkart ihm vor Allen lieb war, und sprach zu seiner Mutter: O Mutter, siehe, das ist von nun an dein Sohn! Und zu Johannes sprach er: Siehe, das ist deine Mutter! Und von der Stunde an nahm sie der Jünger zu sich. Joh. 19, 25 — 27.

Er nahm sie zu sich; er ward ihr Sohn; er erfüllte gegen die verwaist'te Mutter die Pflichten eines treuen, dankbaren Kindes; er theilte mit ihr sein Hab und Gut; verpflegte, schützte sie; gab ihr Rath und Freude. Jesus Christus aber, nachdem er die letzte irdische Sorge abgethan hatte, starb nun beruhigt und heitern Geistes, empfahl nun freudig seine Seele in die Hand des ewigen Vaters.

Diese einfache Begebenheit erweckt den Christen zu mancherlei rührenden Betrachtungen. Sie mahnt ihn auch an die schmerzlichen Empfindungen, welche in der Todesstunde wohl das Gemüth eines redlichen Vaters bewegen mögen, wenn er von seinen unerzogenen Kindern für dieses ganze Leben Abschied nehmen muß; mahnt ihn an das Leiden des Mutterherzens im letzten Augenblick, wenn es sich von den heißgeliebten, treuen Kindern losreissen soll. Ach, ein solcher Schmerz ist wohl verzeihlich! Herzen, die durch die Hand Gottes mit den heiligen Banden des Bluts, mit den zartesten Banden der Natur verknüpft waren: wie mögen sie ohne das größte Leiden der Seele von einander geschieden werden? O wie mancher sterbende Vater schlang noch den matten Arm um seinen theuern Liebling, und seufzte: Wem muß ich dich nun überlassen? Wer wird jetzt so für dich sorgen, für dich arbeiten, wie ich gern gesorgt und gearbeitet habe für dich? An wessen Brust wirst du künftig deinen Kummer ausweinen, und wer wird mit dir sein, wenn die bösen Tage eintreten? — Wie manche Mutter seufzte noch den letzten Seufzer für die Kinder, die nun durch ihren Tod zu Waisen werden sollten, und dachte: Ach könnte ich euch in meine Arme schliessen und mit hinab nehmen in das stille Land des Friedens! Wer wird von nun an eure Mutter sein, euer irdischer Schutzengel?

Doch, Dank sei es der herrschenden Menschlichkeit! gewöhnlich sind diese Sorgen der Sterbenden und ihre Unruhe, ob zwar sehr verzeihlich, doch unnütz. Wer ist auf Erden so hartherzig, daß er sich nicht gern der verlassenen Waisen annähme? Wie viel Ruhm bringt es nicht dem, der ein Vater und Schutz derselben heißen kann! Für wen sorgen die Gesetze des Landes und die Obrigkeiten eifriger und mit zärtlicherer Wirksamkeit, als für Waisen? — Selbst für die ärmste wird eine tröstliche Sorgfalt gehegt. Sie erhalten eine Erziehung, oft besser, als vielleicht diejе-

nige gewesen wäre, die sie von ihren eigenen Aeltern genossen haben würden. Um ihre Versorgung bekümmert sich Obrigkeit und Gesetz am längsten.

Oft sind aber die Verwaiseten dann am schlimmsten bedacht, wenn sie nach dem Tode ihrer guten Aeltern einen Stiefvater oder eine Stiefmutter erhalten. In allen Sprachen drückt dies Wort schon einen traurigen, oft verhaßten Begriff aus. Es ist so weit gekommen, daß der Name einer Stiefmutter zum Sprichwort geworden ist in allem Volk, um die empörendste Lieblosigkeit, die verabscheuungswürdigsten Gesinnungen gegen eine Waise auszudrücken. Und wer in dem Verhältniß eines Stiefvaters oder einer Stiefmutter steht, prüfe sich doch selbst, ob er verdiene, in der Reihe der Verachtungswerthen zu stehen.

Das Weib, empfindlicher, reizbarer und mit der Erziehung der Kinder unmittelbarer beschäftigt, als der Mann, ist gewöhnlich, wenn ohnehin dem Herzen religiöser Sinn und edles Gefühl mangelt, eine bösere Stiefmutter, als der Gatte jemals ein böser Stiefvater der Waisen sein kann. Daher mag es gekommen sein, daß stiefmütterlicher Haß zum Sprichwort in der Welt werden konnte, weil er der quälendste und hartnäckigste zugleich ist.

Aber woher entsteht auch dieses furchtbare und allgemein verachtete Laster? Woher die Kälte und Lieblosigkeit mancher, ich möchte nicht sagen vieler, Stiefältern gegen ihre Stiefkinder?

Die Ursachen lassen sich leicht erklären. Man beobachte nur die Haushaltungen, in welchen dieses Uebel ankeimt oder reifet.

Meistens ist daran die erste, natürliche Vorliebe für die eigenen Kinder Schuld. Wohl ist es eine natürliche Vorliebe zu nennen, weil doch die Hand der Natur Aeltern mit ihren eigenen Kindern am engsten zusammenschloß. Man wird oft bemerken, daß ein Vater oder eine Mutter gegen ihre unerzogenen Stiefkinder so lange die edelste, herzlichste Zärtlichkeit beweisen, als sie ohne eigene Kinder sind. Man wird den Vater als Beispiel rühmen, der sein Stiefkind mit einer Sorgfalt pflegt, als wäre es sein eigenes. Man wird eine Stiefmutter ehren, welche das Kind ihres Gatten mit einer Liebe behandelt, wie sie kaum mit einer größern Innigkeit ihr selbstgebornes lieben könnte.

Aber plötzlich ändert sich bei Vielen Alles, sobald neben dem Stiefkinde nun ein eigenes Kind lebt. Dann erlöscht die alte Liebe gegen das fremde, und vereinigt ihre Strahlen nur auf das eigene, um es zu beglänzen, zu erwärmen, und zu beseligen; dann schmeichelt es der Eitelkeit schwacher Mütter, schwacher Väter, dies Kind von Andern vorzugsweise gepriesen und bewundert zu sehen; dann erwacht die Eifersucht, wenn irgend einmal das fremde in den Augen Anderer liebenswürdiger als das eigene erscheint; dann regt sich der Neid, wenn man es sich nicht verbergen kann, daß das Stiefkind noch Eigenschaften besitzt, wodurch es eben so liebenswürdig, oft noch angenehmer als das eigene werden dürfte; dann schwillt der Haß, wenn man jenes vielleicht durch besondere Verhältnisse beglückter sieht, als das eigene, oder wenn es eben so große Ansprüche auf Liebe und Pflege macht. Dann verkleinert die unbillige Selbstsucht an dem Stiefkinde das Gute, welches man sonst an ihm rühmte, und vergrößert seine allfälligen Fehler, die man sonst mit Edelsinn zu entschuldigen oder sanft zu ändern suchte. Man erblickt in jedem kleinen Vergehen ein großes Verbrechen, in jedem finstern Blick eine geheime Bosheit, in jeder Thräne eine Heuchelei und Tücke, oder Rache.

So ist der Friede des Hauses gebrochen, so die Glückseligkeit aller Gemüther zerstört. Und wodurch? Ach, durch die Unvorsichtigkeit und Thorheit oft eines einzigen Menschen, eines Menschen, der in allem Andern sonst gut, liebenswürdig und edel sein kann.

Diese traurigen Veränderungen entspringen nicht sogleich in ihrer ganzen Größe; aber das Uebel wächst mit den Stunden und Jahren. Erst erkaltet die Liebe, ehe sie sich in ungerechten Haß oder gar in schimpfliche Verfolgung verwandelt. Erst wird das Stiefkind mit weniger Zärtlichkeit behandelt, dann mit Gleichgültigkeit, dann mit Ueberdruß und Widerwillen, dann mit geheimem Groll, endlich mit offenbarer Ungerechtigkeit und Grausamkeit. Und dann erst zieht Unsegen und Elend im Gefolge vorher unbekannter Leidenschaften und Laster in das vormals glückliche Haus ein.

Es entsteht Kälte, bald auch Zwietracht unter den Gatten. Der Vater sieht mit Schmerz sein geliebtes Kind überall durch stiefmütterliche Unbilligkeit hintangesetzt und vernachlässigt. Die Mutter sieht mit Wehmuth die Härte eines Stiefvaters gegen das Kind ihrer frühern Ehe, welches sie ihm zubrachte. Anfangs sucht man noch durch gütige Vorstellungen das Uebel zu mindern; bald wird der Wortwechsel öfterer, bald auch bitterer geführt; endlich die Uneinigkeit und der Hauszwist herrschend und zur Hölle des ehelichen Lebens. Und allen daraus entspringenden Mißmuth muß der unglückliche Gegenstand des Haders, das unschuldige Stiefkind, die Halbwaise, büßen.

Es entsteht Zwietracht der Familie; die Verwandten theilen sich in Parteien, theils zum Schutz der verstoßenen Waise, theils zur Vertheidigung der stiefväterlichen Ungerechtigkeit. Der gute Ruf des Hauses geht unter.

Es entsteht Zwietracht zwischen den Stiefgeschwistern. Sie hassen und beneiden sich gegenseitig um die kleinen Vorzüge, welche bald diesem, bald jenem gegeben werden. Sie ahmen den Thorheiten ihrer unklugen Aeltern nach, und saugen das Gift der bittersten Leidenschaften von denen ein, die ihnen Beispiel der Tugend und Liebe sein sollten. Die Anlagen ihres Herzens werden verderbt, ehe sie noch Zeit hatten, sich zu entfalten, und der Grund lebenslänglicher Unzufriedenheit wird gelegt, wo man den Grundstein ihrer künftigen Glückseligkeit zu legen hatte.

Es entsteht Zwietracht zwischen Aeltern und Kindern, die in die spätern Jahre forterbt. Jedes Ungemach kann ein Kind mit leichtem Sinn vergessen; aber Ungerechtigkeiten, die es in dem zarten Alter der Hilflosigkeit erdulden mußte, verschmerzt es auch in den spätesten Zeiten nicht ganz: sie empören durch ihre Erinnerung noch lange auch das sanfteste Gemüth.

O du, welchem Gott eine Waise anvertraute, der du Vater oder Mutter sein sollst, möchten diese Worte dein Gemüth erschüttern! Möchte der Anblick dieser Wirkungen eines stiefväterlichen oder stiefmütterlichen Sinnes dich an dich selbst erinnern, daß du zu dir sprächest: Und wie ist es mit mir? Bin ich edler, christlicher? Bin ich meinem Stiefkinde, was ich vor Gott sein soll, was Johannes einst der Mutter Jesu war?

Die Natur lehrt dich dein eigenes Kind mit Zärtlichkeit umarmen; aber sie lehrt dich nicht, das Stiefkind mit unbarmherziger Gleichgültigkeit von einem Herzen wegdrängen, in welchem es gern ein Vater- und Mutterherz verehren möchte. Ehrwürdig ist deine Liebe zu dem Selbsterzeugten; aber heiliger und verdienstvoller ist deine Liebe zu dem Stiefkinde, welchem du einen verstorbenen Vater oder eine zu früh erblaßte Mutter ersetzen sollst! Denn sein eigenes Kind liebt auch der Wilde — es ist kein Verdienst darin vor Gott und Menschen; aber Vater oder Mutter sein im ganzen Umfange des Wortes für eine vater- oder mutterlose Waise, erst dies beweiset den Adel deines Gemüths, die Schönheit deiner Denkart. Erst dies zeugt für dich, daß du in Gottes und Jesu Geist wandelst; daß du nicht zu dem gemeinen verachtungswürdigen Haufen derer gezählt werden darfst, durch die der Name eines Stiefvaters oder einer Stiefmutter zum Namen der Schande geworden ist.

Was du deinen eigenen Kindern sein sollst, lehrt dich die Natur — sie allein gab dir deine Pflichten; sie schrieb sie tief in dein Herz. Aber als du vor dem Altar mit dem Gatten das Stiefkind gewannst, da übernahmst du nicht minder große, nicht minder rührende Verpflichtungen, du übernahmst Verpflichtungen gegen Lebende und gegen die Todten. Du versprachst Gott, indem du in den Stand dieser Ehe tratest, einer Waise Alles zu ersetzen, was sie durch den Tod ihres Vaters, ihrer Mutter verloren hatte. Du wolltest ihr Vater, ihre Mutter heißen und werden.

Ach, wenn es in bessern Welten dem Geist einer verstorbenen Mutter vergönnt ist, das Loos ihres Kindes auf Erden zu wissen — mit welcher Wehmuth und Liebe wird sie auf das verlassene hinblicken! Sie ist es, welche dich vor Gott dem Vergelter nennt, wenn du ihrer Waise eine neue Mutter geworden bist. Sie ist es, welche dich vor Gott dem Vergelter anklagt, wenn du die Waise mit kalter Gleichgültigkeit einsam und mutterlos lässest!

Siehe, wenn in wenigen Monaten dir dein Todesengel erscheine — und kennst du die Länge deiner Tage? — wenn er erschiene und dich hinwegriefe aus den Ar-

men deines Gatten oder von deinem eigenen Kinde — wie würde es dir sein? Was würdest du selbst von Gott erflehen? Was möchtest du dem jungen Sohne, der jungen Tochter wünschen, die du als Waise fremden Händen überlassen sollst? O du fühlst es, dein Herz rief es laut! — — Wie, und du lebst, und bist gewissenloser gegen das Kind einer fremden Ehe, als du von Andern wünschest, daß sie nach deinem Tode gegen dein eigenes sein sollen? Wie vereinigst du solche schreiende Widersprüche in einem redlichen Gemüth? Gehe hin, und werde deinem Stiefkinde, was du wünschest, daß, wenn du stürbest, auch Andere einst gegen dein eigenes sein möchten! Vergiß es nicht, daß Vergeltung schrecklich auch auf Erden wohnt! Vergiß es nicht, daß dich und dein Thun vielleicht der Blick der Seligen beobachtet, gewiß aber der Allwissende sieht!

Gehe hin, schließe die Waise an dein Herz, die du zu wenig liebtest, und die durch deine Kälte verlernte, Zutrauen und Liebe zu dir zu haben; schließe die Waise an dein Herz, zu welcher wenigstens Freundschaft aus Mitleiden entspringen muß; schließe die Waise an dein Herz, die vielleicht darum minder gut und liebenswürdig geworden ist, weil du sie nur allzugleichgültig versäumt hattest; schließe die Waise an dein Herz und denke, daß ihre etwaigen Fehler nur Früchte deiner eigenen Vergehungen gegen sie sind.

Und wenn du diese Waise noch so liebevoll behandelst, ach! du ersetzest ihr doch nicht Alles, was sie zu beweinen hat. Sei noch so gütig, du bist ja doch nicht der Vater, sondern nur Pflegevater; sei noch so zärtlich, ach, deine Liebe quillt ja doch nicht aus dem tiefen Innern eines Mutterherzens gegen das gute Pflegekind! Nein, eine liebe Vaterhand läßt sich nie ganz durch eine fremde Hand, und ein Mutterherz durch kein anderes ersetzen!

Und kannst du selbst nicht deine Vorliebe für das eigene Kind verläugnen, o verläugne sie wenigstens deinem Gatten; er wird gerührt deinen Edelsinn und dies zarte Gefühl mit verdoppelter Achtung und Liebe vergelten. Verbirg sie wenigstens dem Stiefkinde, und verrathe sie nicht in Thaten, nicht in Worten, nicht einmal in Gebehrden, und du wirst dir ein freundliches Herz zueignen, das nach einem theilnehmenden Herzen sucht! Dich wird doppelte Liebe von allen Seiten und die Ehrfurcht der Welt umringen. Denn wie man die Lieblosigkeit der Stiefältern allgemein verachtet und hasset, um so höhere Gerechtigkeit und Bewunderung pflegt man der Tugend solcher zu zollen, die den Stiefkindern eben so treue, zärtliche Aeltern sind, als wären es die eigenen.

Verbirg deine Vorliebe den Kindern — sie sind scharfsichtiger als die Erwachsenen, weil ihre Aufmerksamkeit noch durch weniger Gegenstände zerstreut ist; weil sie noch auf nichts so sehr achten, als auf die Mienen und Worten ihrer Aeltern, in denen sie ihre Gebieter, ihre Geliebten, ihre Schutzengel, ihre Vorbilder zu sehen berechtigt sind. — Wehe, wenn jemals deine Vorliebe durch unvorsichtige Liebkosungen den Neid des Minderbeglückten rege machte: du hast den Samen der Hölle in den Boden der Liebe gestreut. Wehe, wenn deine Vorliebe dich jemals zu einer Ungerechtigkeit gegen das minder geliebte Kind verleitete: du hast der Unschuld Thränen erpreßt, die Gott zählt.

Und einst, wenn dies von dir mit Vater- und Muttertreue gepflegte Stiefkind erwachsen ist; wenn es einsieht, wie Großes, unaussprechlich Großes du an ihm gethan hast, da du selbst dein eigenes Herz und dessen natürliche Regungen überwältigen mußtest, um nicht weniger zu scheinen dem Einen wie dem Andern: erst dann wird dir diese ehrwürdige Liebe mit heiliger Liebe vergolten werden. Erst aus der Erkenntniß der Wohlthat entwickelt sich die Fülle der Dankbarkeit! Daher die nicht seltenen Beispiele, daß Stiefkinder im spätern Alter lebhaftere Theilnahme, oft rührendere Beweise der Anhänglichkeit gegen gute Pflegeältern gaben, als rechte Kinder. Denn was diese sich oft als Wirkungen von Pflicht anzusehen gewöhnen, erkennen jene als Zeugen einer uneigennützigen Liebe und Seelengüte, und ein dankbares Gemüth wendet ihnen alles das Gute und die Treue wieder zu, welche sie von Stiefältern in den Jahren der Minderjährigkeit genossen. Als Kinder erkannten sie noch nicht, *was* du ihnen gegeben, aber wohl sahen sie schon darauf, *wie* du ihnen gabst. Als Erwachsene verstehen sie aber auch, *was* du für sie gethan.

Christlicher Vater, Mutter, Christen!

Werdet rechte Aeltern, liebevolle, auch den Waisen. Machet den Namen des Stiefvaters und der Stiefmutter zu einem ehrwürdigen Namen in euerm Hause, in eurer Gemeinde. Gedenket immerdar eurer Pflichten gegen Gott, den ewigen Vater der Waisen — seid ihr nicht selbst Verwaisete, die der Barmherzigkeit des Alliebenden theuer sind? — Gedenket eurer Pflichten gegen die Verstorbenen, deren abgeschiedener Geist die Waisen umschwebt, und von euch fordert, ihnen Vater, Mutter zu sein! Gedenket der Pflichten gegen eure Gatten, deren Herz ihr verwundet, indem ihr die Kinder einer frühern Ehe weniger zärtlich pfleget, als die eigenen. Gedenket des Schicksals eurer eigenen Erzeugten, deren Herz ihr unfehlbar durch ungleiche Behandlung der Stiefgeschwister verschlimmert, oder denen ihr in diesen wenigstens nicht wahre, in Zukunft gern theilnehmende Brüder und Schwestern erziehet! Gedenket eures süßen Trostes in der Sterbestunde, wenn euch Aller Lippen einmüthig einen schönen Segen nachrufen in die Ewigkeit, und Keiner der Eurigen schweigt bei euerm Sarge; wenn sich die Hände Aller falten zum heissen Dankgebet zu Gott, der euch ihnen zum gleichen Trost, zur gleichen Freude erkohren und gegeben hatte. Gedenket des Wiederfindens in der Ewigkeit, wo auch das Stiefkind, euer Bruder, in Verklärung euch entgegenjauchzt, und der Geist eines edeln Vaters, einer treuen Mutter euch segnend begrüßt, deren Stelle ihr auf Erden so edel bekleidet habet bei den Verlassenen!

XXIII.

Die Ehe.

Zweiter Abschnitt.

Epheſ. 5, 22 — 33.

Von Dir sind, Gott, der Ehe Freuden,
Du, der Du Mann und Weib erschufst,
Und sie im Glücke, wie im Leiden,
Zu großer Pflichten Uebung rufst.
Wohl ihnen, wenn sie Dir sich weih'n:
Ihr Glück wird groß, wird göttlich sein!

Mit Liebe geh'n auf gleichen Wegen
Sie zu des Lebens Ziel hinan;
Gemeinsam theilen sie den Segen,
Den sie aus Deiner Hand empfah'n.
Und ihr vereinigtes Gebet
Iſt's, was zu Dir, o Vater, fleht.

Was auch das Leben Bitteres mit sich bringe, und wie hart auch oft das Schicksal des Menschen sei — treue Freundschaft erleichtert ihm endlich jede Bürde, und verschönert ihm jedes Verhängniß. Ohne theilnehmenden Freund ist der Schmerz doppelt, den du empfindest, und die Freude entzückt dich weniger, wenn du sie einsam geniessen sollst, wie ein Verbannter.

Die Ehe ist der schönste, der heiligste, der dauerhafteste Bund der Freundschaft, geweiht von den Händen der Religion und der Natur! — Hier verbindet sich mit dem Bedürfniß des Herzens zugleich die Nothwendigkeit des Beisammenseins durch gesetzliche Ordnungen. — Ein anderes Interesse, Zeitumstände, Verschiedenheit der Meinungen, Verschiedenheit des Vermögens, Entfernung des Ortes, Veränderung des Wohnplatzes können den Freund oft gleichgültig gegen den Freund machen, das Herz erkalten — aber die Gatten haben nur einerlei Interesse, einerlei Genuß des Vermögens, einerlei Schicksal, einerlei Wohnort. Für Lebenszeit verbunden, sind sie sicher, nie getrennt zu werden, als durch den Tod, welcher endlich alle irdischen Verknüpfungen auflöset. Schon die Gewohnheit, sich beständig zu sehen und einander die Nächsten zu sein, macht ihnen das Bedürfniß, mit einander und für einander zu leben, unentbehrlicher; und das Dasein fröhlicher Kinder, Zeugen ihrer Liebe, wird ein neues, mächtiges Band, welches die beglückten Aeltern fester aneinander schließt.

Wer schützt das schüchterne Weib kräftiger und entschlossener, als der Gatte, welcher für dasselbe im Sturme des Lebens handelt und erwirbt? Wer achtet und liebt es zärtlicher, wenn schon die Rosen der Jugend verblüht sind, als der treue Gatte, welcher in der verblühten Gefährtin seiner Tage noch ihre sanften Tugenden und die ganze schöne Vergangenheit seines Lebens liebt? — Wer lohnt dem Manne seine Mühen, seine Aufopferungen, seine vielfachen Beschwerlichkeiten angenehmer, als die vertraute Gattin, welche in ihm ihren einzigen und besten Freund, ihren Versorger, ihren Schutzengel erblickt? Wer weiß ihn besser zu trösten, und mit sich selbst zufriedener zu machen, wenn er seine Anstrengungen nirgends belohnt und sich selbst von allen Andern verkannt sieht, als die Vertraute seines Herzens, die ihn am besten beur-

theilen kann? Für wen ordnet sie ihr Hauswesen, sinnt sie auf Anmuth und Schmuck, sorgt sie in der Einsamkeit; für wen sucht sie, sich selbst vergessend, neue Freuden zu erfinden, wenn es nicht für den Einzigen ist, dem sie ganz gehört, ohne welchen sie selbst verlassen und freudenlos sein würde? Für wen ringt der Mann nach Achtung, Ansehen und Vermögen, wenn er die Glücksgüter des Lebens nicht mit einer Seele theilen könnte, die ohne Neid sich seines Glückes freuet, wie ihres eigenen? Und wenn des Lebens Gebrechlichkeiten und Schwächen eintreten: wer trägt sie mit größerer Geduld, als das treue Herz, welches mit uns des Lebens schönere Stunden einst theilen konnte? Wenn Krankheiten uns an das Schmerzenlager binden: wer sorgt mit treuerer Pflege, als die treue Hand, welche sich an die unsere für ewig festschloß? — Bezahlte Miethlinge können uns Arzneien reichen, aber ihrem Blicke fehlt die mitleidige, um unsere leisesten Wünsche forschende Liebe. Fremdlinge können bei unsern Leiden trauern, aber sie verlieren bei uns nicht, wie ein Gatte oder eine Gattin, die Hälfte ihres eigenen Lebens. Sie empfinden nur den fremden Schmerz, aber nicht den ihrigen; sie beklagen unser Leiden, aber sie leiden es nicht selbst.

Darum ist die glückliche Ehe des irdischen Lebens höchstes Gut. Nicht Reichthum, nicht Ehre, nicht Gewalt ersetzt sie; nur durch sie wird, was der Schöpfer Herrliches dem Menschen verleiht, zu einer genußvollen Gabe.

Aber, wie sind der durchaus glücklichen Ehen im Allgemeinen so wenig! Wie häufig sehen wir die Spuren häuslichen Unglücks, Folgen ehelicher Zwietracht, Zerrüttungen des Hauswesens durch Uneinigkeit der Vermählten, Klagen auf Scheidungen und freiwillige Trennungen!

Den ersten Grund zu dem furchtbarsten aller Uebel im gesellschaftlichen Leben legte meistens die unvorsichtige Wahl der Gatten. — Oft war es der Rausch der Leidenschaft, in welchem Liebende den Bund der Ehe schlossen, ohne sich selbst genau mit ihren Fehlern zu kennen. Sie sahen nur die Annehmlichkeiten des künftigen Standes, nicht die nothwendigen Mühseligkeiten, die er mit sich führt. Aber dem Rausche folgte Nüchternheit, der Leidenschaft und ihren kühnen Träumen folgte Erschlaffung und Sättigung. Die sich vorher mühsam und wohlbedacht durch Darstellung alles dessen zu gefallen suchten, was für sie einen vortheilhaften Eindruck erregen konnte, erblicken sich nun alltäglich und in ihrer Alltäglichkeit. Viele Erwartungen sind nun getäuscht. Manche Fehler und Unarten, sonst zurückgehalten und verschleiert, werden nun sichtbar, und verwunden. Vollkommenheiten, mit welchen man in der äussern Welt glänzen kann, sind oft im stillen, häuslichen, alltäglichen Leben ohne Wirkung und Werth. So entstand Gleichgültigkeit, wo man vormals Begeisterung empfand. Man glaubte sich von Andern getäuscht, ohne zu bedenken, daß Jeder sich in der ersten Leidenschaft selbst getäuscht hat, und sich täuschen lassen wollte. Es entstehen Vorwürfe, sie werden erwiedert; man macht Ansprüche, sie werden nicht immer erfüllt. Eigensinn und Widerspruch, Ueberdruß und Reue kehren ein, und der Hausfriede ist entflohen.

Andere hatten die Ehe aus Nebenabsichten geschlossen. Es war um Vergrößerung des zeitlichen Vermögens zu thun; oder um des Familienstolzes willen wurden Ehen erkünstelt oder erzwungen, ohne Rücksicht, ob auch die künftigen Gatten gefällige Eigenschaften und Fehlerlosigkeit genug hatten, die weite Lebensreise freundlich und verträglich mit einander machen zu können. Die Verbindung geschah; der Familienstolz hatte seine Opfer, die Gewinnsucht hatte ihr Ziel erreicht. Allein alles Gold der Welt wiegt keinen Fehler auf, der uns am Andern unerträglich wird, und das Leben endlich zur Last macht; alle Zufriedenheit stolzer Verwandten söhnt das leidende Herz mit dem Elende seiner Lage nicht aus, die nur mit öffentlicher Schande oder mit dem Tode aufhören kann. Die gewonnenen Lebensbequemlichkeiten sind angenehm; aber beneidenswürdig ist doch das Glück des Armen, der vor dem Vermählungsaltar zwar kein Gold, aber ein mit ihm eng verbundenes liebendes Herz gewann. Was hilft's, wenn die Thränen des Schmerzens auf Gold und Seide niederfallen? Sind sie darum milder? Was hilft's, im Wohlstande einen freudenlosen Sinn, eine unbeglückte Zukunft zu haben? Können Ansehen und Pracht die Wunde eines blutenden Herzens heilen?

Eine zwietrachtvolle Ehe ist das martervollste Verhältniß des gesellschaftlichen Le-

bens; denn alle andere Verbindungen sind leicht zu lösen, aber die Bande der Ehe nie ohne Schwierigkeit. Sie verwandeln sich in eherne Ketten, die uns an unsern ewigen Widersacher festschliessen, bis der Tod voll Erbarmens sie brechen will. Mit jedem neuen Morgen begegnet dem Beklagenswürdigen die Furcht vor neuem Verdruß. Man weicht sich aus, um froher zu athmen, und trifft zusammen, um neue Kränkungen zu erfahren. Mit dem Frieden des Hauses ist der Segen entflohen. Zur Todesstunde des Einen lächelt das Auge des Andern.

Nicht immer liegt die Quelle dieses namenlosen Unglücks in der mißlungenen Wahl der Gatten. Oft verschlimmern sich die Denkarten derselben in der Ehe selbst erst, und Fehler, die vorher kaum dem Keime nach vorhanden waren, entwickeln sich erst im vertrauten Beisammenleben.

Oft sind es weder Laster noch verbrecherische Neigungen, welche das Glück der Ehe stören, sondern zuweilen nur geringe Fehler, anstößige Eigenthümlichkeiten, die das Auge eines Fremden kaum wahrnimmt. Aber eben diese, allen andern Menschen verzeihlich scheinenden, Unarten und Schwächen können im engen Verein der Ehe die ganze Seligkeit des Hauses verbannen.

Je länger diese Fehler geduldet werden, je tiefer der gegenseitige Mißmuth sich in die Herzen eingräbt: je tiefer und unerreichbarer versinkt das Lebensglück; je unmöglicher wird, wo nicht die gegenseitige Versöhnung der Gemüther, doch ihre freundschaftliche Verbindung.

Sind Hausfrieden und Frieden des Herzens ein Bedürfniß, ein hohes Gut, so sei auch *christlicher*, das heißt, *weiser Ehegatten* erstes Streben, sich selbst von Fehlern zu befreien, die Zwietracht und Kälte erzeugen können, oder Versöhnung unmöglich machen. Keiner fordere vom Andern Vollkommenheiten, die er demselben nicht zuerst an sich selber zeigt; Keiner zürne über des Andern Fehler, bevor er nicht selbst an sich jeden Fehler vertilgt hatte, der seinem Lebens-, seinem Freuden- und Leidensgenossen verhaßt scheint. Niemand traue dem Andern alles Unrecht allein zu, sondern erkenne, daß auch er Irrthümer und Fehler begangen habe, die das häusliche Glück störten. Wenn wir nicht geliebt werden, ist es nicht die Schuld dessen, der uns nicht lieben kann, sondern unsere eigene Schuld, daß wir uns entweder nicht liebenswürdig zu machen oder nicht liebenswürdig zu erhalten wissen.

Um in der Ehe jene Liebenswürdigkeit zu bewahren, durch welche die Verbindung vielleicht gestiftet worden, oder doch verschönert werden kann, müssen wir uns mit jenen geselligen und einnehmenden Tugenden schmücken, die nie ihres angenehmen Eindrucks verfehlen. Dahin gehört *Schamhaftigkeit* auch im vertrauten Umgange, diese Zierde des Mannes und des Weibes, ohne welche beide sich bald Gegenstände des Ekels und Ueberdrusses werden; *Reinlichkeit*, welche auch dann noch dem Aeussern einen Reiz gibt, wenn schon die erste Jugendblüthe verwelkt sein mag, und welche nicht selten die Stelle körperlicher Schönheit ersetzt, indem sie die frische Gesundheit und Fülle der Kraft bewahrt; *Gefälligkeit* in Anstand, Worten und Handlungen, die, und wäre sie anfangs auch nur erkünstelt, zuletzt Sache bleibender, in Natürlichkeit und Bedürfniß übergehender Gewohnheit werden muß.

Liebe und Hochachtung können durch kein Gesetz erzwungen, sie müssen erworben werden. Willst du Hochachtung? so sei hochachtungswürdig. Willst du Liebe? zeige dich liebenswürdig. — Der vertraute Umgang im ehelichen Leben, weit entfernt, zu mancherlei Nachlässigkeiten des Betragens zu berechtigen, erfordert größere Behutsamkeit und zartere Schonung, als der Umgang mit Fremden. Denn diesen werden wir nicht so leicht alltäglich und gemein, als dem, mit welchem wir beständig beisammen wohnen. Oder hat derjenige, welchen wir selten sehen, höhere Ansprüche auf unsere freundschaftlichen Aufmerksamkeiten, auf unsere einnehmende Artigkeit, als die Person, welcher wir unser tägliches Lebensglück danken, indem wir das ihrige machen? Nie berechtigt der vertraute Umgang im ehelichen Leben zu anstößigen Redensarten, beleidigenden Grobheiten, Zurücksetzungen. Denn eben diese sind meistens die Quelle vieljähriger Leiden. Unanständigkeiten, von einem Fremden empfangen, werden vergessen, wie man ihn aus den Augen verliert; aber die Erinnerung an sie verliert sich in der Ehe nicht aus dem Gedächtnisse, wo man den beleidigenden Theil beständig nahe hat, und

diese Nähe und die übrigen Verhältnisse die Bitterkeit des Verdrusses erhöhen.

Das Glück des Lebens ist gerettet, wo Gatten den unverbrüchlichen Bund eingehen, niemals einander die äusserlichen Zeichen der gegenseitigen Achtung zu versagen, und nie, auch bei einem vorfallenden Zwist der Meinungen, weder im Scherz noch Ernst Groll zu hegen oder zu heucheln, sondern, es geschehe auch was da wolle, immer Liebe, immer Zutrauen für einander zu bewahren. Selbst auch nur ein verstelltes Zürnen gegen einander ist im ehelichen Leben, bei aller herrschenden Liebe, gefährlich und tadelhaft. Man soll sich nicht scherzend an gewisse Rauhheiten im Umgange gewöhnen, die unfehlbar endlich in Ernst sich verwandeln, wenn es späterhin darauf ankommt, irgend einen Wunsch, eine Ansicht durchzusetzen. Auch nur Mangel an Liebe und Hochachtung heucheln, ist Verbrechen gegen den Frieden des Hauses, weil nichts leichter ist, als dasjenige zu werden, was man gezeigt hat, das man sein könne.

Ein Hauptgesetz des Ehestandes aber ist es, daß die Gatten, verschwiegen gegen alle Welt, auch gegen ihre Busenfreunde über die innern Angelegenheiten ihres Hauses, doch die hellste Offenherzigkeit, die unverbrüchlichste Aufrichtigkeit für einander selbst in Allem haben müssen, was sie beide und ihr Verhältniß als Gatten, Lebensgenossen und Aeltern angeht. Das erste Geheimniß, welches einer vor dem andern bewahrt, ist der unvermeidliche Tod des gegenseitigen Vertrauens. Die erste Täuschung, welche einer dem andern bereitet, vernichtet die innige, unzerstörbare Zuversicht auf einander für ewig; denn wer da täuschte, fürchtet immerdar, der andere könne es auch; und wer getäuscht ward, gibt sich nicht mehr ohne Mißtrauen hin. Der Mann durchblicke das Herz seiner Gattin; das Weib wisse ihren Mann, wie es sich selbst weiß und kennt. Dann erst sind beide eine Seele, eine Liebe, eine Frucht, eine Hoffnung, ein Leben in zwei Körpern.

Die glücklichsten Verbindungen sind durch Mißtrauen der Gatten zerrissen worden, und oft schon ist die häusliche Glückseligkeit guter Menschen vernichtet worden durch einseitiges Bewahren eines unseligen Geheimnisses, durch davon veranlaßte Mißverständnisse, durch Mangel gegenseitiger Erklärungen. Ja, selbst wenn es ein Fehler ist, welcher begangen ward, er werde dem Andern nicht verhehlt. Wer Muth genug hat, ihn willig zu bekennen, bezeugt damit den Muth, ihn nie wieder zu begehen, und entwaffnet durch dies Vertrauen den Unwillen des Andern. Die gegenseitige Liebe und Zuversicht bleibt unverletzt, und der Nichtfehlende wird den Bereuenden nur um so inniger schätzen.

Da, wo Gatten für einander Geheimnisse nähren können, wo die gewissenhafte Aufrichtigkeit fehlt, ist jedem Unglück der Ehe das Thor geöffnet, und für mancherlei Ungemach ein Schlupfwinkel bereitet. Da können geschwätzige Zwischenträger und Ohrenbläser ihr ungehemmtes Spiel führen; da können falsche Freunde sich zwischen die Herzen der Vermählten drängen; da können listige Versucher selbst die Heiligkeit des ehelichen Vertrages antasten, und Treulosigkeit eintreten.

Das schwerste Verbrechen gegen den durch Religion, Natur und bürgerliche Ordnung geweihten Bund der Ehe ist der Bruch dieses Bundes durch Untreue. Der Ehebrecher ist den Menschen ein Gräuel, er ist es als Meineidiger, welcher die vor dem Allgegenwärtigen gelobten Eide bricht und den heiligsten Vertrag verletzt — er ist es als niedriger Wollüstling. Den Ehebrecher wird Gott richten. (Hebr. 13, 4.)

Ich will nicht des häuslichen Jammers gedenken, welchen dieses Verbrechen erzeugt; nicht der Schmach, welche hier und in Ewigkeit der Sünder trägt; nicht der Foltern der Eifersucht, welche er in sein unglückseliges Haus bringt.

Treue im Vertrage ist die erste Bedingung, unter welcher der Mensch dem Menschen sich anschließt. Ehebruch endet die Ehe.

Aber — wenn auch nicht durch eine Schandthat — schon durch unreine Begierden, die im Herzen geduldet werden, ist die Ehe gebrochen und entweiht, spricht Jesus. (Matth. 5, 27, 28). Denn eine herrschende Begierde ist die Grundlage zu allen Vergehungen; sie erkaltet das Herz gegen den Gatten, macht ihn blind gegen dessen Tugenden, vergrößert dessen Fehler, und brütet glückzerstörende Leidenschaften aus.

Selbst nur der Schein der Untreue, oder

der Schein einer Zuneigung für Andere, ist tadelhafte Unklugheit, und strafbar. Der Schein, indem er das Haus entehrt, kann die Wuth der Eifersucht erwecken, welche allen Lebensgenuß im Keime zerstört, die Ehe zur Hölle macht, indem er auf immer das stille, herzliche Vertrauen aus der beängsteten Brust verstößt.

Wenn schon nicht Jeder so bald zum groben Verbrecher wird, wie es der wahrhafte Christ am wenigsten sein kann: so sind dennoch ihrer Viele, ja selbst gute Menschen, auf andere Weise durch ihre Unvorsichtigkeit, durch Eigensinn, durch Widerspruchsgeist, Urheber am Verfall des ehelichen Friedens nnd häuslicher Glückseligkeit. Sie brechen den Werth und das Wesen der Ehe durch kindisches Nachhängen ihrer Launen, wodurch sie allmälig das Herz des Gatten von sich entfernen; oder gefallen sich, um Herrschaft zu beweisen oder die Kraft ihres Geistes zu zeigen, in allen Dingen entgegengesetzter Meinung zu sein, um ihre Wünsche mit schonungsloser Lieblosigkeit zu vertheidigen. Diese opfern einer nichtswürdigen Thorheit das höchste Gut des Lebens auf, vergiften gleich Wahnsinnigen, vor deren Werk der besonnene Mensch erschrickt, ihre Freuden, ihre Ruhe, ihr ganzes Leben, ihre Gesundheit.

Nur ein Mittel wider diese Seelenkrankheit ist uns verliehen; es ist, was Du, o Jesus, göttlicher Weltlehrer, gabst — Liebe! Nur Liebe erzeugt Hochachtung und stilles, gutmüthiges Vertrauen; nur Liebe duldet schonend die Fehler des Andern, und sucht die gelegensten Augenblicke, ihn freundlich von denselben zu entwöhnen, ohne ihn vor sich selbst allzusehr, geschweige vor fremden Zeugen, herabzuwürdigen. Und wäre endlich auch diese höhere Liebe für den Andern nicht in unserer Brust: so müßte Liebe für uns selbst, und daß der Ehestand so erträglich, so dornenlos als möglich würde, uns zu solchem weisen, vorsichtigen, edelmüthigen Betragen hinleiten, — so müßte Liebe für uns selbst uns reizen, durch Wegwerfung unserer Fehler und Schwachheiten, durch Annahme neuer Tugenden die Hochachtung des Gatten, Zufriedenheit mit uns selbst, heitern Genuß der Lebensstunden und Achtung von der Welt zu erwerben.

Liebe und Religion vergöttlichen den Bund der Ehe. Ach, die, welche hienieden das Loos des Lebens theilen, sie sinken einst mit den gleichen Hoffnungen in des Todes Arm. Sie sehen der gleichen Ewigkeit entgegen; mit gleichen Empfindungen erheben sie ihr Gemüth zum Vater der Welt. Wo Dein Glaube, o Jesus Christus, lebendig in den Herzen wohnt, da herrscht ungetrübte Seligkeit; da ist keine freudenlose Ehe möglich; da erbt der frommen Aeltern Liebe und Tugend auf beglückte Nachkommen!

XXIV.

Das eheloſe Leben.

Erſte Betrachtung.

1 Kor. 7, 32.

Es kann nicht sein! In keinem Stande
Wohnt alles Glücks Vollkommenheit;
Nicht in der Ehe schönem Bande,
Nicht in des Einz'gen Einsamkeit.
Und wen nicht Aeltern-wonn' erfreut,
Fühlt auch nicht Aeltern-Herzeleid.

Du, Gott, hast Jedem zugemessen
Das, was für ihn das Beste ist;
Du kannst, du Treuer, nicht vergessen,
Wen Menschenwankelmuth vergißt;
Und wallt er einsam seine Bahn,
Du nimmst Dich seiner liebend an.

Ein heiliger Eifer beseelte viele Bekenner Jesu in den ersten Zeiten des Christenthums, das eheloſe Leben zu wählen, um desto ungehinderter die Ausbreitung des göttlichen Wortes unter den Völkern zu befördern. Daher empfahlen die Apostel selbst, und auch wegen der damaligen für die Christen gefahrvollen Zeiten, unvermählt zu bleiben. „Ich wollte nur (schrieb der Apostel Paulus seinen Freunden in Korinth), daß ihr ohne Sorge wäret. Wer ledig ist, der sorge, was dem Herrn angehöret, wie es dem Herrn gefalle.“ 1 Kor. 7, 32.

Diese Worte wurden aber nur zu bald in den nachfolgenden Jahrhunderten mißverstanden. Aus Schwärmerei fing man sogar an, die von Gott selbst zur Erhaltung des menschlichen Geschlechts angeordnete Ehe für beinahe etwas Sündliches zu halten. Aus übertriebenem Eifer zogen sich Männer und Frauen in Einsamkeiten und Klöster zurück, um ihr ganzes Leben dem Gebet und geistlichen Betrachtungen zu weihen. Ihr Glaube war lebendig, ihr Vorsatz edel, aber fruchtlos und ohne Werke. Nicht Jesus Christus, nicht seine ersten Jünger, nicht deren Schüler flohen

in Einöden; sie traten ins Leben freudig hinaus, und suchten durch ihre Arbeiten die Vermehrung menschlicher Glückseligkeit.

Heute noch ist das eheloſe Leben nicht ungewöhnlich. Aber ganz andere Ursachen tragen dazu bei; Ursachen, welche nicht sowohl aus dem Eifer für Religion, sondern aus dem Verfall der Religiosität hervorgehen; Ursachen, welche die häusliche Glückseligkeit zahlloser Familien stören. Daher sind sie allerdings dem Christen und Weisen wichtig genug, auf sie, auf die Quellen mannigfaltigen Verderbens, hinzublicken.

Auch noch heutiges Tages werden Jünglinge und Mädchen der eheloſen Einsamkeit in Klöstern gewidmet; aber nicht sowohl aus jener übertriebenen Begierde, durch solche Opfer dem Himmel gefälliger zu werden, als vielmehr, und nur allzuoft, um den Söhnen und Töchtern, welche kein reichliches Erbe zu hoffen haben, ein anständiges Unterkommen zu verschaffen. Welch eine Entweihung der Kirche! welch ein Mißbrauch der Religion, die man benutzt, die Lücken der Haushaltung auszufüllen!

Darum haben weise Fürsten, um diesem Mißbrauch zu steuern, und manches unglückliche, jugendliche Schlachtopfer des Geld- und Ehrgeizes zu retten, mit Recht und Pflicht die übermäßige Zahl der Klöster vermindert.

Noch ein anderer Mißbrauch des Religionseifers findet in unsern Tagen in verschiedenen Ländern statt, welcher oft schon die traurigsten Wirkungen erzeugte. Es ist dies das den Lehren Jesu und seiner Apostel zuwiderlaufende Verbieten der Ehen zwischen Personen von verschiedenen Glaubensbekenntnissen. Welch eine ungeheure Macht des grausamsten Vorurtheils, um der Religion Jesu willen Herzen zu trennen, welche sich für einander geschaffen fühlen! Welch eine Unwissenheit in den Wahrheiten des göttlichen Wortes noch in Tagen, da kein Dorf mehr ohne Lehrer ist!

Schon zur Zeit der Apostel trugen verschiedene Christen Bedenken wegen der Ehe, deren Glieder sich zu ungleicher Religion bekannten. Weniger anstößig war es, wenn ein Christ eine Jüdin, oder ein Jude eine Christin heirathete; denn die meisten Christen waren vorher dem mosaischen Gesetze zugethan gewesen. Aber gefährlicher schien es dem Christen, eine Heidin zur Frau zu haben, oder der Christin, das Weib eines Ungläubigen zu sein. Daher ward Anfrage über Zulässigkeit solcher Ehen gethan. Ja, Viele mochten glauben, man müsse das schon geschlossene Band deswegen wieder zerreissen

Aber Petrus lehrte: Ich erfahre mit der Wahrheit, daß Gott die Person nicht ansiehet; sondern in allerlei Volk, wer ihn fürchtet und recht thut, der ist ihm angenehm (Ap. Gesch. 10, 34. 35). Und noch bestimmter eiferte Paulus gegen die übertriebene religiöse Aengstlichkeit in Rücksicht der Ehen. So ein Bruder ein ungläubiges Weib hat, (schrieb er, 1 Kor. 7, 12 — 17), und dieselbige läßt es ihr gefallen, bei ihm zu wohnen, der scheide sich nicht von ihr. Und so ein Weib einen ungläubigen Mann hat, und er läßt es sich gefallen, bei ihr zu wohnen, die scheide sich nicht von ihm. Denn der ungläubige Mann ist geheiliget durch das Weib, und das ungläubige Weib wird geheiliget durch den Mann. Sonst waren eure Kinder unrein: nun aber sind sie heilig. So aber der Ungläubige sich scheidet, so laßt ihn scheiden. Es ist der Bruder oder die Schwester nicht gefangen in solchen Fällen. Im Frieden aber hat uns Gott berufen. Was weißt du aber, du Weib, ob du den Mann werdest selig machen? Oder du Mann, was weißt du, ob du das Weib werdest selig machen? Doch wie einem Jeglichen Gott hat ausgetheilet, ein Jeglicher, wie ihn der Herr berufen hat, also wandle er. Und also schaffe ich es in allen Gemeinen.

So sprachen die göttlichen Boten, denen Offenbarung ward durch unsern Herrn. Wie, und noch heute, nach fast zweitausend Jahren, tragen Christen Bedenken, sich zu verunreinigen durch Ehen mit Christen von einem andern kirchlichen Bekenntnisse? Mancherlei ist die Verehrung Gottes durch Jesum in mancherlei Kirchen und Sprachen: aber hat denn mehr als ein Christus für uns gelitten? Sind denn mancherlei Christenthümer? War es den ersten Christen und Christinnen keine Sünde, mit Ungläubigen in einer Ehe zu leben, wie mag es Sünde sein für Personen, die einen Gott und einen Jesum glauben, wenn gleich auf verschiedene Weise verehren? Wie, ihr blinden Eiferer, ist euer Christenthum besser, als

das Christenthum eines leidenden Paulus, oder eines sich selbst für den Glauben hinopfernden Petrus? Wie, sind thörichte Menschensatzungen, die den finstern Zeitaltern allgemeiner Unwissenheit entstammen, göttlicher als das Wort Gottes? — Die Verbote der Ehen von ungleichem Glaubensbekenntnisse sind gegen den Geist des wahren Christenthums, Beweise eines unverständigen Eifers der Vorwelt. Daher haben mit Recht und Pflicht christliche Obrigkeiten, den ältesten Stiftungen der Jesuskirche gemäß, jene Menschensatzungen aufgehoben in unsern Tagen. Schwer aber ist es, so alte, so tief eingewurzelte Vorurtheile im unwissenden Volk auszutilgen. Dahin gehe das Streben derer, welchen an Wiederherstellung des ersten Glaubens liegt, um so dem Heilande in Wort und Werk zu folgen, wie Petrus und Paulus folgten. Es kann wohl die Religionsverschiedenheit zwischen Eheleuten manchmal eine Quelle von Mißhelligkeiten werden, besonders wenn Kinder nicht eine gleichmäßige Erziehung erhalten können; aber unter wahrhaft gebildeten Christen soll dies nie die Eintracht stören, und Vernunft und Liebe Alles leiten.

Doch mehr noch, als Mißverstand und Unwissenheit in den Wahrheiten des Christenthums, befördert Irreligiosität und werkthätiger Unglaube die in großen und mittlern Städten zunehmende Ehelosigkeit.

Dieser werkthätige Unglaube äussert sich überall im Verfalle der Sitten, im Entweichen von ihrer alten Einfalt. Die herrschende Ueppigkeit des Aufwandes, die Pflege überflüssiger Bedürfnisse, das Nothwendighalten eines gewissen äussern, dem Stande entsprechenden Glanzes, verursacht, daß mancher redliche Mann durch seine Arbeiten kaum so viel verdienen kann, um sich selber zu erhalten, geschweige ein Weib und Kinder zu ernähren. Umsonst ruft die Natur, umsonst die Erfahrung, umsonst das göttliche Wort: laß dir an Wenigem genügen! Die Macht des Vorurtheils ist gewaltiger; die verderblichste Thorheit geht der einfachsten Lebensweisheit vor. Menschen sind Wochen lang Sklaven, sorgen und ringen, um durch ihren Fleiß Dinge zu erwerben, von welchen sie selbst bekennen, daß sie derselben zum stillen Glücke des Lebens, zur Erhaltung eines gesunden Leibes und frohen Geistes nicht bedürfen. Oft, wenn aller Fleiß vergebens ist, die Menge thörichter Bedürfnisse zu bestreiten, greifen sie zu unerlaubten Mitteln; sie tasten mit verbrecherischer Hand unerlaubtes Eigenthum an; sie vernichten die Lust ihres Lebens, um zu leben, wie Eitelkeit und Mode es gebieten; sie werden aus falschem Ehrgeiz ehrlos.

Eben so trägt die leichtfertige Erziehung der Töchter nicht wenig zur Verminderung des ehelichen Lebens und der häuslichen Glückseligkeit bei. Das Vermögen der Aeltern verschwindet im entbehrlichen Aufwande, um mehr zu scheinen, als man ist. Aus Eitelkeit und Neid ahmt eine Familie der andern nach, und gegenseitig steigert man den Ueberfluß unnützer Lebensbedürfnisse zu eigenem Verderben. Dadurch wird der Tochter oft die nöthige Ausstattung entzogen, mit welcher sie einen jungen würdigen Mann in den Stand gesetzt haben würde, seine Geschicklichkeit und Kenntniß anzuwenden. Sie bleibt vergessen und ehelos, obwohl ihr Herz, ihre Tugend einen Gatten hätte glücklich machen können. Die strafbare, unhaushälterische Lebensart ihrer Aeltern wird die Schuld, daß sie dem heiligen Beruf der Natur und den stillen Wünschen ihres verwaiseten Herzens nicht folgen kann. Ein einsames, oft nur allzufreudenloses Dasein klagt den Leichtsinn der Aeltern vor Gott an.

Die Hoffart der Aeltern in Erziehung der Töchter beschränkt sich aber nicht bloß auf Verschwendung, sondern sie arbeitet thätig, die jungen weiblichen Gemüther schon mit den ersten und für das Leben wichtigsten Jahren zu Grunde zu richten. Nicht ohne die Absicht, ihnen einen Mann aus höhern Ständen zu verschaffen, bildet man sie für einen Stand aus, den sie selten oder nie erreichen. Dann, in ihren Hoffnungen getäuscht, taugen sie mit ihrer Kunst, sich zierlich zu kleiden, oder reizend zu tanzen, oder mit Gesang und Musik zu glänzen, oder Gedichte herzusagen und über die Werke angenehmer Schriftsteller zu plaudern, noch weniger für den Stand, zu welchem sie ihr geringes Vermögen oder ihre Herkunft hinweiset. Sie gehören zu den zahllosen Verbildeten ihres Geschlechts, welche für das wirkliche Leben nicht passen, weil sie nie dafür verständig erzogen wurden. Die Ausschweifungen der Lesesucht haben ihre Einbildungskraft mit Hirnge

spinnsten und läppischer Schwärmerei erfüllt; das edle weibliche Gefühl für das abgestumpft, was ewig wahr und gut und ewig schön ist; die zarte Empfindsamkeit in erkünstelte und nachher zur andern Natur werdende Empfindelei verunstaltet; ihre einfache Anmuth ist in widerliche Ziererei und Gefallsucht verkehrt; ihr Verstand ist leer, ihr Herz vergiftet, ihr Gewissen vielleicht schon mit heimlichen Sünden befleckt. Welcher redliche Mann, wenn ihn nicht wilde Leidenschaft bethört, mag einer solchen sittlichen Mißgestalt die Hand zum ewigen Bunde bieten? Und wenn es geschieht, wie ist in solchen Ehen dauerhaftes Glück zu erwarten? — Daher so viel Elend in Palästen wie in Bürgerhäusern. O klaget nicht die schlechten Zeiten, sondern die schlechten Sitten an, und die Verkehrtheit eures Verstandes!

Diese unschickliche Erziehung der Töchter wirkt verderblich auf das männliche Geschlecht zurück. Mancher, der sich nicht in der Lage befindet, den stolzen Ansprüchen, den zahlreichen angewöhnten Bedürfnissen der Jungfrau, die er lieben könnte, Genüge zu leisten, gibt die Hoffnung zu einer Ehe auf, die ihn beglückt haben würde. Er verschwendet den Ueberfluß seines Einkommens für rohe Gelüste, da er ihn nicht im nüchternen, häuslichen Leben für Weib und Kind anwenden darf. Er stillt seine wilden Triebe, wie er mag und kann. An Gelegenheiten fehlt es ihm nicht, und Gewohnheit lehrt ihn frech sein. Er, nur mit dem Ausschuß des weiblichen Geschlechtes vertraut, kennt keine Sittsamkeit, keine Unschuld. Verführungen nennt der ekelhafte Bösewicht Triumphe. Mit Witz sucht er sein viehisches Treiben zu verschönern, bis er entnervt, oder als Opfer schändlicher Krankheiten, hinsinkt, ein früher Raub seiner Laster. Oder rettet er noch nach langen Ausschweifungen Leben und zitternde Gesundheit, so ist Uebersattigung die Folge seiner Ungebundenheit, oder auch ungerechte Würdigung und Verachtung des weiblichen Geschlechtes, weil er nur die ehrlosen Glieder desselben kennen lernte; oder eine nie glückliche Ehe, weil das vergiftete Geblüt und das entnervte Wesen des Vaters mehr oder weniger in kränkelnden Kindern laut wird, und die Gattin heimliche Verachtung gegen ihn in ihrer Brust empfinden muß.

Hinweg aber den Blick von den Scheusalen der bürgerlichen Gesellschaft! Soll ich die meiner Andacht geweihten Augenblicke durch ihr Andenken besudeln? Lieber werfe ich den Blick auf jene unglücklichen Eheloſen, welche nicht durch eigene Schuld die Freuden des häuslichen Lebens entbehren müssen. — Eifere Niemand gegen sie, eifert gegen die Ueppigkeit der Sitten, gegen den herrschenden Prachtaufwand, der ihnen bei mäßigen Einkünften unmöglich machte, ein redliches Weib zu ernähren. Ungerecht ist euer Tadel; ach, vielleicht nicht ohne langen Kummer entsagten sie ihren schönsten Wünschen und Hoffnungen, um nicht durch allzuleichtsinniges Schliessen der Ehe ein braves Weib zur Mutter brodloser Kinder zu machen. Grausam ist euer Spott! Ach, wisset ihr, ob das Entsagen des Ehestandes nicht eine Folge ihrer tugendhaftesten Stunden war? Leicht ist es wohl, den, welchen wir Hagestolz heißen, zum Gelächter einer albernen Menge auszustellen, die nichts prüft, und die den schimmernden Einfall schon für den wahren hält. Aber hüte dich: dein Spott frevelt vielleicht am Heiligthum eines Gemüths, welches ehrwürdiger ist, als das deinige, oder reißt die Wunden eines Herzens auf, welches, statt unartigen Spottes, zarter Schonung und freundlichen Trostes bedarf. Kennst du die Beweggründe, welche auch den Biedermann bewegen können, sich selbst zur Ehelosigkeit zu verdammen? Vielleicht stimmte ihn Furcht vor der Unbill stürmischer Zeiten dazu, oder Besorgniß vor den ewigen Umwälzungen der bürgerlichen Verhältnisse, unter deren Zerrüttungen noch heute zahlreiche Familien in Dürftigkeit hinschmachten. Vielleicht trat er mit edler und hoher Besonnenheit zurück, weil ihn das Gefühl seiner Kränklichkeit warnte. Vielleicht brachte er sein eigenes Glück dem Frieden und Glücke seiner hilfsbedürftigen Aeltern zum Opfer dar, oder einem andern rühmlichen Zweck; oder ihm trübte eine lange Armuth die Tage seiner Jugend, oder eine treulose unglückliche Liebe entriß ihm für immer Muth und Hoffnung eines durch Liebe beseligten Lebens. Wer kennt die Verhängnisse, welche den Sterblichen leiten? — Nein, du Einsamer, es ist so thöricht als grausam, dich zu richten. Meinen Lippen entfliehe nie der Hohn, der meinen Verstand oder mein Herz entehren würde.

Du, losgekettet von tausend häuslichen Sorgen und Leiden, welche auch wohl die glücklichern Ehen zu begleiten pflegen, erhebe dich desto freier zu jeder Tugend. Hänge die Liebe deines Herzens an Alles, was du wie das Edelste schätzest. — Du lebst nicht für Gattin und Kinder: lebe für das Wohl des gemeinen Wesens, für das Vaterland, für die Wissenschaft! So thaten alle Großen und Edeln der Vorwelt, welche unvermählt hinstarben. Wie ihnen, sei auch dir die Glückseligkeit der menschlichen Gesellschaft eine Braut. Für sie opfere deine Tage, deine Mühen, den Ueberfluß deiner Ersparnisse hin. So erfüllst du, gleich den ersten Bekennern Jesu, einen hohen Beruf. So erfüllst du das Gotteswort: Wer ledig ist, der sorget, was dem Herrn angehört, wie er dem Herrn gefalle. 1 Kor. 7, 32.

Jeder Stand, der eheloſe wie der eheliche, hat seine ihm eigenen Gefahren für Ruhe und Lebensglück. Lerne sie kennen, verbanne die Fehler, welche leicht dem Unvermählten ankleben: eine Rohheit der Sitten, neben welcher selten edler Sinn und das zur Tugend nöthige Zartgefühl bestehen kann; — eine Verachtung der Weiber, die aus Unmuth entspringt, welchen nicht alle verschuldeten; — eine Ungeselligkeit, welche dich um viele frohe Stunden und selbst um herzlichere Zuneigung deiner Freunde bringt, die dich schätzen; — eine Wunderlichkeit in Launen und Eigenheiten, die man im gemeinen Leben oft noch schwerer verständigen Männern verzeihen mag, als wirkliche Fehler der Sittlichkeit.

Kann dich auch nicht das schmeichelnde Liebkosen frommer Kinder, nicht der zärtlich theilnehmende Blick einer guten Gattin erfreuen: an dir steht es, dich mit der Achtung aller deiner Mitbürger zu umringen, die Dankbarkeit von dir ernährter hilfloser Familien zu ärnten, und durch Erziehung verlassener Waisen, deren Vater du wirst, Vaterfreuden zu genießen. Warum säumest du, der hohe edle Mensch zu sein, der du in deinen unabhängigern Verhältnissen sein kannst? warum säumest du, im erhabensten Sinne des Worts Christ zu sein, wie die ersten Glieder der christlichen Kirche waren, die, um für das Göttliche ganz zu sorgen, die Sorge um Weib und Kinder nicht über sich zu nehmen wagten? — — Dann bist du nicht mehr einsam. Gottes Vaterarm umschließt dich liebend, und eine reine Seligkeit wird begeisternd dich durchdringen, neben welcher alle Lust des häuslichen Lebens nur schwacher Schatten bleibt. — Erkenne deines Schicksales Werth, und gewinne dem Loose, welches dir die ewige Vorsehung gab, die erhabensten aller Vortheile ab.

XXV.

Das eheloſe Leben.

Zweite Betrachtung.

1 Kor. 7, 34.

Wenn Menschenhilfe dir gebricht,
So hoff' auf Gott, und zage nicht!
Wenn Niemand hilft, so hilft doch Er;
Mit ihm ist keine Last zu schwer.

Wenn Reiz und Jugend dir entflieht,
So ist's noch Gott, der auf dich sieht;
Wenn dich der beste Freund verläßt,
Hält dich doch Gottes Liebe fest.

Nimm deine Zuflucht nur zum Herrn,
Er ist dir nah', er hilft dir gern;
Wähl' ihn zum Freund, nur er allein,
Kann Tröster dir und Vater sein.

Als durch die grausamen Verfolgungen der Heiden ehemals viele von den ersten Christen in die Einöden flohen, oder freiwillig und in schwärmerischem Eifer die Welt mieden, um Gott sich ganz in einem beschaulichen Leben zu weihen: waren es lange nur die Männer, welche sich aus dem Umgang der Menschen in eine klösterliche Einsamkeit verbannten. Doch folgten ihrem Beispiele auch endlich viele Christinnen, mit frommer Begierde, durch freiwillige Entsagung selbst der unschuldigsten Lebensfreuden Gott wohlgefälliger zu dienen, wie sie glaubten. Das Klosterleben ward bald als ein besonders heiliger Stand geachtet; und er war es, so lange dazu ein heiliges Gemüth begeisterte.

Nach wenigen Jahrhunderten schon waren die christlichen Länder mit Einsiedlerzellen und Klöstern bedeckt, und der Zweck der ersten Stiftungen ging nach und nach verloren. Hier sah man Pracht, Wohlstand und sorgenloses Leben, wo man die feierlichen Gelübde der Armuth und Enthaltsamkeit und Entsagung der Welt geschworen hatte. Hier wurden unter den Bewohnern der Zellen Feindschaften, Ungerechtigkeiten, oft Grausamkeiten geübt; oder man verbitterte sich das Leben mit gehässigen

kleinen Quälereien, wo man einen immerwährenden Frieden, so wie Bruder- und Schwesterliebe der ersten Christenheit, wieder zu finden hoffte.

Besonders unglücklich wurden oft in diesen von der Welt entfernten Mauern die Mitglieder des weiblichen Geschlechts. Sie waren nur zu oft die traurigen Opfer des Geldgeizes ihrer Verwandten, oder durch Haß und Mißgunst dahin verstoßen. Sie waren nur zu oft verleitet oder gezwungen, das unzerbrechliche Gelübde in einem Alter abzulegen, in welchem sie weder vom Welt- noch Klosterleben richtige Vorstellungen haben konnten, und ihr Verstand nicht reif genug war, die Wichtigkeit des Schrittes zu beurtheilen, der sich nie wieder zurück thun ließ. — Viel zu spät erwachte in ihnen dann die Reue, wenn Natur und Erfahrung sie belehrten, daß sie zur Entsagung des Familienglückes nicht geschaffen seien; wenn Natur und Erfahrung sie belehrten, daß sie aus Unmuth wegen unangenehmer Lagen im bürgerlichen Leben, oder aus allzureizbaren, schwärmerischen Gefühlen und Einbildungen einen zu voreiligen Entschluß gefaßt hatten. Dann war hinter den eisernen Gittern die Klage vergebens; hinter den hohen Mauern wurden die Seufzer von Niemandem vernommen. Ihr Leben verblühte freudenlos — es war nicht Gott, nicht der Tugend, sondern fremder Gewalt, fremdem Eigennutze, oder eigener Uebereilung und Schwäche hingeopfert.

Auch dieses Unglück hat die Weisheit unserer guten Landesfürsten gemildert. Tausend edle Jungfrauen werden dadurch ihren Aeltern und dem Glücke des häuslichen Lebens erhalten. Es herrscht, wie überall, so auch in den Verhältnissen des männlichen und weiblichen Geschlechts auf Erden, eine wunderbare göttliche Ordnung. Und obwohl gewöhnlich mehr Knaben als Mägdlein geboren werden, sterben doch wieder der erstern, ehe sie das mannbare Alter erreicht haben, mehr dahin, denn der letztern; daß also endlich die Zahl der Personen männlichen und weiblichen Geschlechts in reiferm Alter sich ziemlich gleich wird.

Diese weise Ordnung Gottes in der Erhaltung des menschlichen Geschlechts ist in allen Weltgegenden und in allen Zeitaltern seit Anbeginn dieselbe geblieben. Gott selbst hat die Ehe gestiftet; durch Menschensatzungen sollten nicht die Einrichtungen des Schöpfers gestört werden.

Auch wird umsonst gegen die Gesetze Gottes angekämpft, welche er tief in die Natur eingelegt hat. Ganz ungestraft übertritt sie Niemand. Verborgene Leiden, Kränklichkeiten und mancherlei andere Uebel, die den Körper wie den Geist angreifen, sind die gewöhnlichen Folgen der Unnatürlichkeit von jeher gewesen.

Aber wie ist unsere Lebensart? Ist sie nicht selbst wieder unnatürlich geworden? Und was sind die nothwendigen Folgen unserer Entfernung von den göttlichen Ordnungen? — Unnatürliche Laster, Krankheiten, häusliche und öffentliche Uebel. Jenes von Gott angeordnete Gleichgewicht in der Zahl des männlichen und weiblichen Geschlechts wird in unsern Tagen durch langwierige Kriege und durch verheerende Ueppigkeit und Aufwandssucht, welche die Ehen erschwert, aufgehoben. Mancherlei geheimer und lauter Jammer sind die schmerzlichen Früchte dieser Entzweiung mit der Natur.

Am beklagenswürdigsten ist das Loos des weiblichen Geschlechts. Seine Bestimmung auf Erden ist die Pflege der stillen, heimathlichen Glückseligkeit, die Erfüllung mühsamer, doch süßer Naturpflichten. Aber zahllose Jungfrauen, geschaffen, glücklich zu sein und Andere zu beglücken, werden von dem Beruf entfernt, welchen ihnen die Natur, das heißt die Gesetzgebung des Weltschöpfers, anwies. Sie leben, sie sterben einsam.

Wohl mag sein, daß viele Jungfrauen aus eigener Wahl den ehelosen Stand vorgezogen, oder daß andere durch Modethorheiten die Achtung würdiger Männer verscherzt haben, welche ihnen gern die Hand und Herz geweiht haben würden. Denn wer weiß nicht, wie vernachläßigt in unsern größern und mittlern Städten die Erziehung der Töchter ist, und wie gerecht die Klage denkender Männer, welche eine treue, sparsame, verständige Hausfrau wünschen, nicht eine Anbeterin jeder neuen Mode, worin sie eitel sich der Schaulust anderer Thörinnen darstellt; nicht eine von der überhandnehmenden Lesesucht Verzehrte, die aus den Träumereien der Dichter Erfahrung und Weisheit sammelt, und, treulos ihrem wahren Berufe, in die Beschäftigungen des Mannes eingeht; nicht eine Empfindelnde,

die immerdar hohe Schwärmerei erkünstelt, und das wirkliche häusliche Leben gering, gemein und verächtlich nennen möchte; nicht eine Hoffärtige, welcher Glanz mehr als Einfalt, Aufsehen erregen und bewundert werden mehr als die Liebenswürdigkeit der Demuth, witzig, geistvoll und belesen sein mehr als treue Sparsamkeit und Ordnung im häuslichen Kreise gilt. — Wohl mag sein, daß solcher viele sind, welche durch eigene Schuld und falsche Erziehung des ihnen von der Natur bestimmten Looses verlustig gehen. Doch weit mehrere noch sind wohl das Opfer der Zeiten und unnatürlicher Sitten.

Der Mann findet überall seinen Beruf wieder, wo er wirksam sein kann. Er findet ihn in der Werkstatt, in den Gliedern des Kriegsheeres auf den Schlachtfeldern, in den Aemtern des Staats, am Pfluge im Felde, in der den Wissenschaften geweihten Einsamkeit. Auch unvermählt hat er zahllose Gelegenheiten, in der Welt nützlich zu sein, Kenntnisse und Kräfte nach Gottes Willen anzuwenden, also, daß er einst am Ende seiner Laufbahn sagen kann, auch dann, wenn keine Gattin, keine Kinder ihn in der Sterbestunde segnen: Ich habe nicht vergebens auf Erden gelebt.

Anders ist es mit dem Weibe. Seiner Thätigkeit stehen nicht so mannigfaltige und zahlreiche Bahnen geöffnet. Auch unvermählt ist es auf die kleinen und einfachen Hausgeschäfte zurückgewiesen, wodurch es Familien- und Lebensglück begründen soll. Diese Geschäfte, werden sie nicht im Dienste anderer Personen geübt um des Lohnes willen, sind gering, wenn sie bloß für die Erhaltung der einzelnen Person gethan werden, die sie besorgt. Darum geschieht der Welt nur unbedeutender Gewinn; es wird kein Gatte für seine Mühe im stürmischen Gewühl des Lebens dadurch belohnt und erquickt; es werden keine Kinder dadurch genährt und erzogen für Gott und Vaterland. Hier sind nur sehr beschränkte Pflichterfüllungen im engen, eigenen Kreise; nirgends große und edle Zerstreuungen durch vielseitige Anwendung der von Gott geschenkten Kräfte.

Aus dieser Ursache entstehen vielerlei Fehler, welche gewöhnlich den Unvermählten zum Vorwurfe gereichen. Aus Mangel besserer Beschäftigungen des Geistes und Herzens suchen sie in Dingen Beschäftigung und Nahrung für Herz und Geist, wozu sie unter andern Verhältnissen ihre Zuflucht nicht genommen haben würden. Hingerissen durch die Gewalt ihres Gefühls und Sinnes für häusliches Leben, mischen sie sich zuweilen unbefugterweise in die Angelegenheiten fremder Haushaltungen. Sie werden neugierig, geschwätzig, und bei ihrer leichten Verstimmtheit oft hart und ungerecht in Urtheilen über die Glücklichern. — Andere vergessen ihres Alters, und gewöhnt an die seichten Schmeicheleien, welche ihnen in den Zeiten ihrer Blüthe zugeflüstert wurden, suchen sie um so begieriger nach denselben, je seltener sie werden. So werden sie durch Gefallsucht zur Unzeit oft lächerlich, oft widerlich. — Andere, um sich von diesen Entartungen rein zu erhalten, und sich dem Höhern und Göttlichen ganz zuzuwenden, verlieren sich in schwärmerische Andächteleien, in unfruchtbare Betereien, vor denen Jesus Christus so ernst gewarnt hat. Sie eilen in die Gotteshäuser, und gestatten sich dagegen Verzeihung manches Vergehens im Leben und Umgang, welches Andern Schmerzen verursacht.

Doch dies sind nur Fehler und Verirrungen weniger eingebildeter Frauenzimmer, deren Geist und Herz in frühern Jahren versäumt ward. Mit Spott werden sie von den Uebrigen gestraft. Und doch, wie verzeihlich sind ihre Verirrungen! Wie verzeihlich dem Unglücklichen eine Entartung, worin er Zufriedenheit mit sich selber, Aussöhnung mit seinen Verhältnissen zu finden hoffte! Sein Fehler ist mehr Irrthum des Verstandes, als Schlechtigkeit des Herzens. Und du, der du spottest, ist dein grausamer Scherz, womit du eine ohnehin wunde Seele, mehr, als du glaubst, betrübest, nicht noch gröberes Verbrechen oder gröbere Verstandesschwäche, als selbst der Fehler jenes Unglücklichen? Nicht daß man diese Fehler eben gut heißen, oder ungestraft dulden sollte, nicht daß man dergleichen nicht mit seiner Unzufriedenheit ernst und scherzend mißbilligen sollte, — aber darin liegt die leichtsinnige Grausamkeit des Spottes, wenn man selbst den Edlern ihres Geschlechts jene Hochachtung versagt, welche den Wehrlosen und Guten gebührt, und ohne Rücksicht auf alle Unvermählte den Tadel ausdehnt, welchen doch eigentlich nur sehr wenige durch auffallende Thorheiten und Schwächen verdienen.

Warum das Leiden derer erhöhen, welche schuldlos das Opfer der Zeiten und Sitten wurden? Warst du Zeuge von den Ursachen, die sie bewogen, Verzicht zu thun auf das Glück des ehelichen Lebens? Weißt du, wie tief dein roher und ekelhafter Scherz ihr ohnehin zerrissenes Gefühl verwundet? Hast du jene heissen Seufzer, jene blutigen Thränen gekannt, die nur der Allwissende sah, als eine unglückliche Liebe ihr Herz brach, und sie fortan von allen Lebensfreuden entfremdete? Warst du Zeuge, als die Jungfrau mit göttlicher Kraft den höchsten Entschluß faßte, den das menschliche Gemüth fassen kann: für fremdes Glück das eigene edelmüthig aufzuopfern? — Und du spottest, du, der so hohen Seelenadels vielleicht noch nie fähig gewesen? Und du scherzest, du, der ohne Entsagung allen seinen Gelüsten wie ein Schwächling dient?

Wie die Wittwe, wie die Waise, also sieht die unvermählte Jungfrau, zumal in den spätern Tagen ihres Lebens, einsam da, ohne Freund, ohne Versorger, ohne Vertheidiger. Die Wittwe hat vielleicht noch Kinder, welche freudig der Stolz, die Hilfe und der Schutz der Mutter sind; aber die jungfräuliche Matrone entbehrt auch dieses Trostes. Sie, vielleicht in ihrer Blüthezeit durch die schmeichelnden Huldigungen derer verwöhnt, die damals um ihre Gunst warben, muß nun um so schmerzlicher ihr Loos empfinden, da ihr kein einziger treuer Freund geblieben, der sie noch gegen die Ausfälle frecher Albernheit oder schamlosen Witzes kraftvoll schirmte.

Gehe hin, du Einsame, Verlassene, — gehe hin, du mehr als Wittwe und Waise! — Dir folgt die zarte Schonung, welche jeder Edle den Schutzlosen schuldig weihet; gehe hin, dir folgt die Achtung aller Reinen, welche dem gebührt, was du, als ächte Christin, auch gegenwärtig noch in deinem sehr beschränkten Wirkungskreise leistest.

Sei fortan, wie das göttliche Wort von der unvermählten Jungfrau fordert, daß sie sein soll: „Welche nicht freiet, die sorget, was dem Herrn angehöret, daß sie heilig sei, beides am Leibe und auch am Geiste. Die aber freiet, die sorget, was der Welt angehöret, daß sie dem Manne gefalle.“ 1 Kor. 7, 34.

Sorge, was dem Herrn angehört! Dein Wirkungskreis ist auf Erden kleiner; weihe dich daher desto unzerstreuter dem Göttlichen, — nicht allein durch beständiges Beten und fromme Uebungen nach dem Kirchengebrauch, sondern im Geiste und in der Wahrheit, durch Worte und Werke der Güte und Freundschaft.

Sorge, was dem Herrn angehört! Darum lege zuerst ab alle diejenigen Fehler, welche deinem Stande vorzüglich eigen zu sein pflegen, und meide selbst ihren Schein, denn sie machen dich den Menschen verhaßt, und rauben dir viele Gelegenheit und Mittel, Gutes zu thun. Nur wer sich durch seine Unbeflecktheit die Hochachtung der Sterblichen zu erwerben weiß, der ist am fähigsten, ihr Wohlthäter zu sein. Darum meide die Thorheit derjenigen, welche sich entweder durch unzeitige Gefallsucht schaden, oder einen Haß gegen das männliche Geschlecht bei jedem Anlasse laut werden lassen; welche entweder allen Zerstreuungen und Ueppigkeiten des Lebens sich ergeben, oder bei geringern Vermögensumständen zur Andächtelei überschweifen, keine Messe oder keine Predigt, kein Abendmahl oder keine Betstunde versäumen wollen, als wenn darin allein das gethan werden könnte, was dem Herrn gehört.

Sorge, was dem Herrn gehört, nämlich daß du heilig werdest, beides am Leib und am Geist! so ruft Gottes Wort. Heilig sein, heißt rein sein von Fehlern und Unvollkommenheiten. Sei heilig am Leibe; entweihe dich nicht durch kindische und eine den ernstern Jahren unangemessene Putzsucht; entweihe deine Blicke nicht durch ein lüsternes Streben, Allen zu gefallen; entweihe deine Zunge nicht durch Mittheilung und geflissentliche Verbreitung übler Nachreden von Andern, durch harte Urtheile über die Fehler deiner Lebensgenossen, durch Zwischenträgereien und Klatschereien. Sei heilig am Geiste, das heißt, erwirb dir alle Vollkommenheiten, deren du in deiner Lage fähig bist, und wodurch du Gott gefällig und den Menschen liebenswürdig sein kannst. Bringe, gleich der Wittwe im Evangelium, dein Scherflein zum Gotteskasten; sei gegen wirkliche Hilfsbedürftige im Stillen wohlthätig, so viel es irgend deine Umstände gestatten; laß das Glück und die Freude Anderer deine angenehmste Angelegenheit und Sorge sein; werde der Schutzengel der unerfahrenen und daher leicht verführbaren Jugend; werde

die treueste, mütterlichste Rathgeberin irgend einer deiner jungen Freundinnen, deren Vertrauen du gewonnen hast. Auf das Glück ehelicher Liebe hast du Verzicht gethan, nicht aber auf das, was noch erhabener ist, auf die Hochachtung derer, die mit dir in nähern oder entferntern Verbindungen stehen. Wer aber die Achtung Anderer begehrt, muß sie zuvor erst ihren Tugenden, ihren Wünschen beweisen, und Achtung für sich selbst hegen. — Achtung für sich selbst ist aber kein Stolz, der jede unbedeutende Verletzung äusserlicher Ehrerbietung für Beleidigung hält, sondern die strenge Aufmerksamkeit gegen sich selbst, mit der man sich keinen Fehler, keine Leidenschaft, keine Unterlassung irgend eines Guten verzeiht.

Gehe hin, Einsame! du mehr als Wittwe, mehr als Waise! — Noch ist ein Himmelreich vorhanden, welches du dir schon auf Erden mit deinen Tugenden bauen kannst. Gehe hin, rathe, tröste, hilf, opfere dich für die Wohlfahrt deiner Freunde, wie eine Mutter für die Wohlfahrt ihrer Kinder, und du wirst, umringt von der Glückseligkeit der Deinigen, in deinen schönen Schöpfungen nicht mehr einsam wohnen.

XXVI.

Das Alter.

3 Mos. 19, 32.

Alles eilt auf tausend Wegen
Wie ein Spiel,
Greisenalter, dir entgegen,
Aller Ziel.
Könnt' ich nützen meiner Jahre
Eigenthum,
Tragen meine grauen Haare
Einst zum Ruhm!
Daß als Greis ich von der Höhe
Freudig ab
In das Thal des Lebens sähe,
Und auf's Grab!
Gott! — ich rang dann nicht vergebens
Himmelan:
Hoffnungen des bessern Lebens
Glänzen dann.

Die göttliche Vorsehung hat jedem Stande, jedem Lebensalter seine besondern Vorzüge, seine besondern Freuden und Uebel zugetheilt, damit wir beständig in dem Wechsel der irdischen Dinge auf das Ewige und Unveränderliche aufmerksam werden, und die Freude, wie der Kummer an unserer Veredlung arbeiten. Denn die Schule des Lebens endet erst im Tode.

Jeder wünscht ein hohes, zufriedenes und ehrenvolles Alter zu erreichen. Es ist der Wunsch der Mutter und des Vaters. Man möchte nun die Früchte seines Fleißes und des göttlichen Segens in Ruhe geniessen; man möchte seine Nachkommen noch erzogen und versorgt sehen; man möchte nicht von der Welt scheiden, ohne seine Lieblinge wohl und sicher zu wissen.

Wir müssen ein heiteres, ruhmwürdiges Alter als eine Belohnung unserer frühern Arbeiten und Sorgen ansehen. Jeder Jüngling, jeder Mann wünscht sich, diese erhabene Stufe des menschlichen Lebens betreten zu können.

Wir ringen und erwerben, sorgen und sparen auf die Tage des Alters hin, um dann mit Zufriedenheit von unserer Aernte geniessen zu können. Der Greis hat das Ziel und Streben Aller erreicht; Tausende verunglückten mitten in ihrer Laufbahn, mitten unter ihren Hoffnungen.

Der Betagte hat nun seine Stunden der Ruhe. Wie der müde Schnitter am Herbstabend, ruht er auf seinen Garben aus, und betrachtet das weite Feld, welches er bearbeitet hat, mit Vergnügen. Seine Kräfte sind schwächer geworden, aber er nützt der Welt noch mehr durch seine zahlreichen Erfahrungen, durch seine gereifte Weisheit. Kann er nicht Andern mit seinem Rathe heilsam werden, so sind es seine Söhne, seine Töchter, welchen die Winke eines verständigen Greises lehrreich sind.

Dankbar umringen ihn jetzt Kinder und Enkel. Da sie noch klein und schwach waren, sorgte er für sie, und half ihnen. Jetzt eifert Jeder und Jede, ihm Mühe und Arbeit zu ersparen, ihm liebreich jede kleine und große Sorge zu vergelten.

Der muthige Jüngling, die blühende Jungfrau können ein Gegenstand der schmeichelnden Bewunderung sein: das Alter ist ein Gegenstand allgemeiner Ehrfurcht. Die Menschen stehen bei seinem Anblick still, und die hohe Zahl seiner Jahre erfüllt sie mit Hochachtung. Die größten Fürsten der Welt ehren das hohe Alter des Geringsten ihrer Unterthanen mit kindlichen Gefühlen der Ehrerbietung. Dem Greise wird überall der Ehrenplatz eingeräumt, und die Jugend entblößt ihr Haupt vor

dem silbergrauen Haupte des tugendhaften Hausvaters.

Der Greis blickt mit heiterm Gemüth über eine lange Reihe von Jahren hinweg, wie über einen bunten Traum. Oft ergötzt sich daran sein Gemüth in der Einsamkeit. Er sieht über das stürmische Leben des männlichen Alters gern hinweg, in die Stunden der längst entflohenen Kindheit zurück. Vieles hat er von dem Gewühl der Dinge vergessen; aber was ihn in den Jugendjahren anlächelte, das blieb ihm treu im Gedächtnisse. Mit Liebe gedenkt er noch seiner damaligen Freunde und Freundinnen; schon schlummern die meisten derselben unter dem Moose des Grabes. Er sehnt sich oft mit Wehmuth zu ihnen. Das Erdenleben und die Ewigkeit treten vor seinen Blicken näher zusammen. Als Kind sah er mit stillem Entzücken, wie sich die Welt im Morgenroth verklärte; jetzt geht die Sonne unter, und mit Entzücken sieht er die Welt in einer schönen Abendröthe verschweben, und die Bilder umher nach und nach dunkler und verworrener werden. Die Freuden seiner irdischen Kindheit erneuern sich immer schöner in seinem Gedächtnisse; darum sehnt er sich nach dem heiligen Jenseits über dem Grabe nach den Morgenröthen der Ewigkeit, nach der Jugendwelt seiner Unsterblichkeit, wohin ihn Gott berufen, wozu ihn Gott auserwählt hat.

Ja, jedes menschliche Alter hat seine Freuden, und die Güte Gottes hat keins ohne eine beglückende Aussteuer gelassen. Man sagt wohl: aber die Last der Jahre ist doch endlich drückend, und das Alter ist beschwerlich. Allein demjenigen, der nicht weise und christlich lebt, ist jedes Alter beschwerlich, und dem Freunde Gottes, dem Freunde Jesu ist jedes Lebensalter leicht und freudevoll. Habt ihr noch keinen vergnügten Greis in der Umarmung seiner Kinder und Enkel gesehen? noch keine trostlose Jungfrau? noch keinen verzweifelnden Jüngling? noch keinen, der sich in der Blüte seines Alters selbstmörderisch das Leben verkürzte?

Man sagt wohl: das Alter ist schwach, es kann in der Welt nicht viel mehr nützen. Allein du irrest. Das Alter ruhet nur mit seinen durch Arbeit und Jahre erschlafften Kräften; es hat seine Ruhe verdient. Aber es nützt noch mit seinen reif gewordenen Erfahrungen, mit seiner Kenntniß der langen gesehenen Welt, mit seinen Lehren, welche es Kindern und Enkeln ertheilt. Das Alter macht die Seele nicht halb so schwach, als die Jugend, wo ungestüme Begierden und Neigungen das Gemüth oft verdunkeln und zu Fehltritten hinleiten. Das Alter ist leidenschaftloser, ruhiger, besonnener, mehr seiner selbst Herr.

Du sagst: das Alter ist von Natur muthlos und verdrossen. Ich sage: die Jugend ist von Natur leichtsinnig, üppig und muthwillig. Jedoch beide Sprüche sind voll Irrthum. Nicht jeder Jüngling ist voll Leichtsinn und Ueppigkeit; nicht jeder Greis ist verdrossen und muthlos. Der Fehler klebt nicht an der Lebenszeit, sondern am Menschen. Ich sah schon verdrossene und muthlose Jünglinge, und sah leichtsinnige, in Ueppigkeit schwelgende Greise.

Man sagt: das Alter ist finster, zänkisch, argwöhnisch und geizig. Wahrlich, wer dazu die Anlagen und Gewohnheiten nicht schon aus den frühern Jahren mit sich brachte, der wird diese Fehler nicht erst im Greisenalter annehmen. Wenn der Mensch selbst nicht seine Sitten, seine Neigungen ändert, das Alter ändert nichts daran; sondern jene übeln Gewohnheiten und Gesinnungen werden nur härter, zäher und anstößiger, je älter sie mit uns werden.

Menschen, die in jüngern Jahren selten zufrieden waren mit dem Schicksal, wie es ihnen Gott gab; Menschen, die in jungern Jahren immer von Eitelkeit und Hochmuth besessen waren, werden im Alter mürrisch und grämlich sein. Menschen, die ehemals keine Ehrfurcht für betagte Leute empfanden; Menschen, die ehemals Andern wenig Freude machten, werden im Alter ebenfalls ohne Zuversicht und argwöhnisch sein. Der tugendhafte Greis ist gutmüthig, freundlich, offenherzig, wie er als Kind war; er ermahnt zum Frieden, zur Freundschaft, und ruft noch, wie der neunzigjährige Apostel Johannes einst: Ihr Kindlein! liebet euch unter einander.

Mancher hat endlich den thörichten Wahn, das Alter, möge es noch so tugendhaft, noch so ehrenvoll sein, stehe schon darum den andern Lebenszeiten an Glückseligkeit nach, weil es dem Tode näher ist, und die Hoffnung der Tage mit jedem Tage kürzer wird. Wie, Jüngling, wie, Mann, in der vollen Kraft deines Lebens blühend, kannst du die göttliche Vorsehung in deiner kurzsichtigen

Weisheit so hart tadeln? Wie wenige Menschen erreichen ein hohes Alter! Sterben nicht die meisten schon als Kinder, als Jünglinge, als Leute, die erst in der Mitte ihres Lebens zu stehen glauben? Bist du sicher, daß du selbst den Greis um einen Tag überlebst? Ist der Tod nicht jedem Alter gleich nahe?

Du glaubst also, die Hoffnung auf ein noch so langes Leben vermehre die Glückseligkeit der Jugend? Siehe, so hat es die göttliche Vorsehung weise geordnet; aber sie hat auch den Greis nicht vergessen. Sie gibt ihm jene Ruhe des Gemüths, daß er den Tod nicht sieht, sondern nur das Leben jenseits des Todes. Seine Einbildungskraft ist schwächer geworden; er verliert also auch an der Welt nicht mehr so viel, als du. Er genießt froh das irdische Leben bis zur Neige, und wie allmälig seine Empfindungen matter werden, seine Kräfte unvermerkt aufhören, erlöscht es sanft, wie ein abgebranntes Licht. Er sieht den Tod nicht. Wie sich das Leben verdunkelt diesseits des Grabes, erhellt es sich vor ihm jenseits desselben. Er kennt nicht das schmerzhafte Sterben, wie der Jüngling und Mann, wenn sie in der vollen Kraft ihren Lebensfaden zersprengen, und sich von Allem, was ihnen theuer und werth ist, hinweggenommen sehen sollten.

Weit entfernt also, daß wir das Alter um des nähern Todes willen nicht preisen sollten, muß es uns eben deswegen noch wünschenswürdiger sein. Der tugendhafte Greis, mit dem Hinblick auf die frühern Gräber seiner Geliebten, streckt die zitternden Arme mit heiligem Vertrauen empor, und spricht, wie der hochbetagte Simeon: Nun, Herr, laß auch Deinen Diener in Frieden fahren; meine Augen sehnen sich, Deine Herrlichkeit zu sehen!

Darum lasset uns also jederzeit vor dem Alter Ehrfurcht haben, und voll Ehrfurcht die betagten Leute behandeln, mit welchen wir beisammen leben. Vor einem grauen Haupte sollst du aufstehen und die Alten ehren, spricht das göttliche Wort (3 Mos. 19, 33). Sie haben des Lebens Mühe und Arbeit getragen; sie haben die Ruhe und Erquickung verdient; sie haben der Thränen schon mehr geweint, als du; sie haben des Guten in ihrem Wirkungskreise schon mehr gethan, als du.

Habe Nachsicht mit ihren Schwächen, und schone ihrer. Diese Schwächen, welche dir unangenehm sind, sind für dich lehrreich. Es sind vielleicht Folgen einer ehemals genossenen übeln Erziehung. Siehe, wie die Fehler des Kindes bis in's späte Lebensalter hinübergehen! Lege du selbst deine Fehler ab, sorge du selbst, daß deine Kinder besser, frömmer erzogen werden, und verschiebe deine Besserung um keinen Tag.

Jeder Greis ist anzusehen wie Einer, der aus der großen Gesellschaft der Menschen gehen will. Wir sehen ihn nicht mehr lange unter uns. Wer ist so grausam, ihn in seinen letzten Tagen zu kränken, daß er mit einem Kummer aus der Welt scheiden, mit einer Thräne über uns vor Gottes Thron treten sollte? Wer wird gefühllos genug sein, ihm nicht, so weit man es möglich machen kann, die letzten Augenblicke seines mühevollen Lebens süß, die letzten Schritte auf der langen Laufbahn leicht zu machen?

Die Sorgsamkeit und Liebe um das Alter wird aber nur noch heiligere Pflicht, wenn die, welche es ziert, unsere Verwandten, vielleicht unsere Aeltern, unsere Großältern, oder deren Brüder, deren Schwestern sind. Wir entrichten in der treuen Liebe gegen sie nur unsere Schuld; wir erwiedern mit unserer Aufmerksamkeit und Sorgfalt nur die Sorge, welche sie ehemals für uns und für die Unsrigen hatten. Wer greisen Blutsverwandten die ihnen gebührende Ehrfurcht verweigert; wer die Hände, die ihm einst wohlgethan haben, nun sie für ihn nichts mehr arbeiten können, verachtet: der ist kein Christ; er ist kaum ein Mensch, sondern ein Ungeheuer, welches den Fluch des Undankes und den Abscheu der Welt über sein Haupt zieht.

Verachte das Alter nicht, denn wir gedenken auch alt zu werden! spricht der weise Tugendlehrer Jesus Sirach (8, 7). Auch du wirst einst deine Kräfte einbüßen, auch deine Haare werden grau werden, und deine zitternde Hand wird sich nach einer Stütze sehnen. Es wird dir wohlthun, wenn auch du dich dann jener Ehrfurcht erfreuen kannst, die du Andern bewiesen hast. Es wird dich erquicken, wenn deine Kinder, deine Verwandten dich im Alter pflegen, wie du deine Großältern, deine Verwandten mit zärtlicher Schonung gepflegt hast. Es wird dir ein Segen sein, wenn du durch ein früheres Beispiel nun Andere zur Nachahmung erweckt hast. Was du an den

Greisen thust, o vergiß es nicht, das hast du dir selbst gethan.

Und ihr, o betagte Christen, die ihr den Abend eures Lebens erreicht habt, die ihr durch lange Uebungen, durch mannigfaltige Prüfungen im Leben mehr Erfahrung, mehr Weisheit, mehr Frömmigkeit und Vollkommenheit erworben haben sollet, seid der Jugend ein Beispiel der christlichen Sanftmuth und Ergebung in jedes Schicksal!

Ihr seid durch euer erhabenes Alter die Lehrer der Jugend. Seid denn ihre treuesten Freunde; aber ahmet nicht die Thorheiten derselben nach. Wer die Würde seines Alters vergißt, der entsagt freiwillig den Ansprüchen auf jene Schonung, die ihm seiner Jahre wegen gebühren. Der Greis kann nicht mehr durch Schönheit des Körpers, nicht mehr durch die ehemalige Kraft und Lebendigkeit gefallen: er soll die Gemüther durch hohe Tugend rühren, durch Weisheit einnehmen, durch Freundlichkeit und leutseliges Wesen bezaubern.

Seid die Führer und Wegweiser eurer jüngern Mitchristen, aber störet nicht durch mürrisches Wesen ihre Freuden, zu welchen das jugendlichere Alter sie berechtigt. Ermüdet sie nicht durch Klagen über den Verfall der Sitten, und durch das Preisen jener Zeiten, da ihr noch jünger waret. Denket, daß manche Sitten, Gewohnheiten und Gebräuche abändern, ohne daß sie immer schlechter werden müssen. Denket, daß ihr, deren Kräfte für die Reize der irdischen Welt allmälig stumpfer geworden, weniger nach jenen Dingen fraget, die euch sonst ebenfalls erfreuten.

Eben die Vergänglichkeit irdischer Freuden, die ihr erfahren habt, soll euch bewegen, die Jugend zum weisen Genusse derselben zu ermuntern.

Seid nachsichtvoll gegen die Thorheiten der Jüngern, und richtet sie nicht allzustrenge; erinnert euch eurer eigenen Jugend. Verbreitet bis zum letzten eurer Augenblicke Freude um euch. Verbannet das mißtrauische Wesen. Liebet die Welt und ihre Bewohner auch noch im Alter mit kindlicher Gutmüthigkeit, und seid Stifter des Friedens und der Eintracht in ihren Familien.

So sammelt ihr euch das Zutrauen, die Liebe Aller, die euch umgeben; so vollbringet ihr noch den Abend eurer Tage mit Gott gefälligen Werken; so erheitert die wahre Religion Jesu, welche nicht bloß im Gebet und äussern Gottesdienst besteht, sondern darin, daß ihr den Willen eures Vaters im Himmel thut; ihr erheitert durch sie eure letzten Augenblicke.

Dann werden, wenn euch Gott, unser ewiger Vater, zu den Freuden ruft, die droben bereitet sind, dann werden eure Kinder, eure Freunde, eure Bekannten noch mit Thränen von euch scheiden; dann wird ihr segnendes Gebet euch noch vor den Thron Gottes hinüber begleiten; dann wird euer Beispiel ihnen einst vorschweben, wenn sie alt werden; dann werdet ihr auch noch ihr Gedanke, ihre Sehnsucht sein, wenn sie sich bereiten, in die Ewigkeit überzugehen.

Allmächtiger, weiser Regierer meiner Tage, Herr meines Lebens, o Gott! Dein Verhängniß ist in Dunkelheit gehüllt, und ich kenne die Stunde nicht, welche mich von dieser Welt abfordert und mich zu Dir bringt. Ich weiß nicht, welche Prüfungen, welche Schicksale Du mir vorbehalten hast; weiß nicht, ob Du mich, gleich vielen Andern, in der Kraft meiner Tage von hinnen rufst, oder ob Du mir höheres Alter zu Theil werden lässest. Immer will ich Deine Wege preisen, die Du mich führest; denn wie Du mich leitest, so leitest Du mich zur Glückseligkeit. — Und würde mein stiller Wunsch erfüllt, würdest Du meine irdische Laufbahn verlängern, auf daß ich den Meinigen noch lange nützlich sein könnte, so will ich die Jahre, welche Du meinem Leben mit allgütiger Hand zulegtest, nur zu meiner Besserung anwenden. Ach, wie weit bin ich von der Vollkommenheit, die ich mir wünsche; wie wenig bin ich noch würdig, Mitbürger einer bessern Welt zu sein! Doch vertrauensvoll beuge ich mich unter Deine unendliche Barmherzigkeit und Treue.

Laß auch die spätesten Tage meines Lebens Dir geheiligt sein! Laß, wenn gleich meine Gebeine schwach werden vor Alter, meinen Geist um so kräftiger und stärker zu allem Guten sein. Und wenn ich einst, o Herr, sanft in Dir entschlummern sollte: ach, daß ich dann alle die Meinen noch glücklich wissen könnte; daß ich sie nicht verliesse, ohne überzeugt zu sein, sie lieben sich unter einander, wie Jesus uns geliebt hat; sie sind nur ein einziges Herz; sie haben unter einander nur einen einzigen hohen Wunsch, vollkommen zu werden, wie ihr Vater im Himmel vollkommen ist; die einzige Hoff-

nung im Tode, als Erlöfete einzugehen in Dein ewiges Reich. Amen.

XXVII.

Die Kunst, ein hohes Alter zu erreichen.

Erste Abtheilung.

Spr. Sal. 3, 13. 16. 17.

Ich flehe nicht
Um langes Leben;
Willst Du es aber, Gott, mir geben,
So nehm' ich es mit Dank von Dir;
Ich schuf es nicht, Du gabst es mir.

Nur heitern Muth
In spätern Tagen,
Ein Alter ohne Schmach und Klagen,
Ein Herz, das kindlich auf Dich schaut —
Um dies nur, Vater, fleh' ich laut.

O laß mich früh
Am Lebensmorgen
Schon für den heitern Abend sorgen;
Es bringe Dir dann noch der Greis
Mit Jugendfeier Dank und Preis.

Man wird wenige Menschen finden, die sich nicht ein hohes Alter wünschen. Und wenn wir auch zuweilen das Gegentheil hören, so werden eben die, welche die wenigste Furcht bezeugen, doch von Jahr zu Jahr ihre Todesstunde, wenn sie es vermöchten, gern noch einige Jahre weiter verschieben wollen. Sie fühlen es nicht, wenn sie alt werden, und wähnen in ihrem Innern mehr Jugendkraft, als vorhanden sein mag.

Der Trieb zum Leben ist von der Hand unsers Gottes zu tief in die Natur aller lebendigen Geschöpfe gelegt, als daß er so leicht vertilgbar wäre. Nur der Mensch kann ihn zuweilen in sich schwächer fühlen. Dies geschieht jedoch aber nur in vorübergehenden Augenblicken des Rausches, der seinen Geist betäubt. Und Verzweiflung wie Schwärmerei, Schwermüthigkeit wie Ruhmbegierde, Gemüthsverstimmung aus körperlicher Schwäche wie Wahnsinn, welche Ueberdruß am Leben oder Todeslust erzeugen, sind mehr oder weniger ein Rausch, der dem Geiste die helle Besonnenheit geraubt hat. Im scheinbar kaltblütigsten, überlegtesten Selbstmord ist eine geheime Zerrüttung des Verstandes, eine Betäubung des Geistes vorhanden.

Man hat seit den ältesten Zeiten über die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern, Vieles gedacht, gelehrt, geschrieben. Die Begierde, das Grab so lange als möglich von sich entfernt zu halten, hat den Sterblichen nicht selten zu den größten Thorheiten verleitet. Man vergaß das einfache Gesetz der Natur, durch dessen treue Befolgung allein der Mensch sich, so viel nämlich von ihm abhängt, eine lange Dauer auf Erden zusichern kann; das Gesetz: sei mäßig in allen Dingen ohne Ausnahme, und hüte dich vor Uebertreibung in irgend einer Sache! Statt dessen suchte man Hilfsmittel zur Verlängerung bald in vermeinten Zauberkünsten, bald in Arzneien, die für Alles taugen sollten, bald in wunderbaren Kräften der Pflanzen, bald im sogenannten Stein der Weisen.

Es ist aber eitle Mühe, sich ein hohes Alter durch andere Mittel und Wege zusichern zu wollen, als durch genaue Beobachtung der Naturgesetze. Und selbst die strengste Befolgung von diesen gibt uns keine Zuverlässigkeit unserer Hoffnungen. Der Mensch selbst hat den wenigsten Einfluß auf die längere Fortdauer seines irdischen Daseins. Zwar kann er durch Unmäßigkeit, Leidenschaftlichkeit und vermessenes Beginnen seine Lebenskraft früher verzehren, aber übrigens mit aller Vorsichtigkeit seinen Tagen keine Spanne zusetzen. Unser Leben ist in Gottes Hand. Der Pallast des Todes hat Millionen Pforten, durch welche wir eingetreten sind in seine Macht, ehe wir es wahrnehmen.

Unser Leben währet siebenzig Jahre; wenn es hoch kommt, sind es achtzig gewesen! sagt Moses. Selten sind die Menschen, welche weit über diese Zeit hinaus leben. Wie alle Pflanzen und Thiere für ihr Dasein ein gewisses Maas von Kraft haben, so auch der Mensch. Jenes endet, sobald dieses erschöpft ist. Der hat die Hoffnung und Wahrscheinlichkeit, am längsten zu leben, der am wenigsten von seiner Lebenskraft verschwendet.

Man hat über die Lebensdauer der Menschen in verschiedenen Gegenden und Zuständen viele und sorgfältige Beobachtungen und Erfahrungen gesammelt, und gefunden, daß gewöhnlich die Hälfte aller Gebornen schon vor dem zehnten Jahre stirbt; daß von der übriggebliebenen Hälfte ein Drittheil schon vor dem dreißigsten, der andere Drittheil schon vor dem fünfzigsten Jahre dahin ist, und von hundert Personen

selten zehn, meistens nur sechs, das sechszigste Jahr überleben.

Aber ist denn ein hohes Alter an sich schon in der That ein so wünschenswerthes Gut, daß wir dasselbe sehnsüchtig begehren sollten? Ich glaube es kaum. Sehet doch im Allgemeinen die hochbetagten Leute, wie sie mit den Gebrechlichkeiten des Greisenalters zu kämpfen haben; wie sie oft Andern und sich selbst zur Last sind! Ihre Sinneswerkzeuge werden abgestumpft und todt für die Reize der Welt. Worin kann ihre Freude bestehen? Sie denken nur noch gern an das Vergnügen ihrer Jugendzeit. Davon reden sie gern. Unzufrieden sind sie mit der heutigen Zeit: sie meinen gern, es sei vor Zeiten Alles besser gewesen. Und doch hat sich in der Wirklichkeit wohl das Gute nicht so sehr vermindert, als die Empfänglichkeit der bejahrten Personen dafür. Sie sind düster, mürrisch, tadelnd, mit Allem verdrießlich. Freilich gibt es auch Ausnahmen; jedoch selten. Wo finden wir häufig hochbetagte Personen, welche ihre jugendliche Wärme für alles Gute und Schöne, ihre Güte der Gesinnungen gegen das, was sie umgibt, ihre Nachsicht mit Fehlern des Zeitalters, genug, jene Liebenswürdigkeit bewahrt hätten, die an Greisen so sehr entzückt? — Die Seltenheit solcher Personen ist aber weniger ein Werk der Natur, als der Selbstvernachlässigung der Menschen. Sie strebten zwar nach einem hohen Alter, aber versäumten dabei, an ein beglücktes Alter zu denken, und solches vorzubereiten. Und doch ist ein sehr langes Leben nur dann wünschenswürdig, wenn es zugleich ein heiteres, glückliches ist.

Die Kunst, sich ein heiteres Alter, einen Lebensabend voll stiller Glückseligkeit zu bereiten, ist weit weniger gekannt und geübt, als die Kunst, das Leben zu verlängern. Wir sehen noch der Männer und Frauen von sechzig, siebenzig und achtzig Jahren genug. Beispiele von hundert- und hundertzehnjährigen Greisen sind nicht selten; nicht so gemein zwar sind in unsern Zeiten diejenigen von einem Lebensalter von hundert und zwanzig bis hundert und dreißig, aber doch kennt man dergleichen, oder selbst verschiedene, die anderthalbhundert Jahre erreicht und überlebt haben. Allein von allen diesen hatte sich wohl kaum die Hälfte eines frohen, glückseligen Greisenthums zu freuen.

Deswegen, wer da wünscht, sein Leben zu verlängern, und ein ansehnliches Alter zu erreichen, sollte zugleich seine erste Sorge sein lassen, sich ein frohes Alter vorzubereiten. Die späten Tage unsers irdischen Daseins führen ohnehin so viele Unannehmlichkeiten ihrer Natur nach mit sich; sie entfernen von so vielerlei Quellen der Freude, die uns nur in der Jugend sprudeln, daß man um so ernstlicher darauf bedacht sein muß, sich zugleich in der Höhe des Lebens die möglichste Anmuth desselben zu bewahren. Ohne dies würde die Verlängerung unsers Hierseins nur Verlängerung unserer Mühseligkeiten, Schmerzen und Plagen sein.

Wohl dem Menschen, sagt Salomo, der Weisheit findet. Langes Leben ist zu ihrer rechten Hand; zu ihrer linken ist Reichthum und Ehre. Ihre Wege sind liebliche Wege, und alle ihre Steige sind Friede! Spr. Sal. 3, 13. 16. 17. Eine solche Weisheit ist aber nicht die alltägliche Lebensklugheit. Nein, sie ist die Frucht des Geistes. Sie ist das Religiöse, welches uns selbst über die Todesfurcht, wie über alle Wünsche nach langer Lebensdauer erhebt, und, zufrieden mit der Unsterblichkeit des Ueberirdischen, nur Beseligung des Daseins hier und dort fordert. Sie ist die Weisheit Jesu Christi; — sie ist das Leben in seiner hohen, ruhigen Denkart und äussern Genügsamkeit; — sie ist das Leben in Vollstreckung der Gottesgebote auf Erden. Nur in ihr gründet sich die ganze Kunst, ein glückseliges, heiteres Lebensalter zu erreichen. Die Ausübung der Weisheit ist die Kunst.

Vielleicht hat mir Gott ein hohes Alter zum Leben bestimmt — aber meine Schuld würde es sein, wenn dasselbe voller Elend wäre. Rege, wie der Trieb zum Leben, ist auch mein Trieb zur Glückseligkeit. Ich würde jenes keineswegs wünschen, wenn ich diese nicht hoffen dürfte. Um so angelegener werde es mir, das zu betrachten, was mir im Alter Friede und Freude gewähren könnte. Man kann mit den Vorbereitungen auf das Alter nie zu früh anfangen. Der Frühling und Sommer säet aus, was der Herbst ärnten soll. Ein Versehen der Jugend bringt späte Reue des Greises. Sammle in den Tagen

der Fülle, so wirst du in den Tagen des Mangels nicht entbehren.

Zur Zufriedenheit im hohen Alter muß sowohl der Zustand unsers Körpers und unserer äusserlichen Umstände, als auch der Zustand unsers Gemüths Alles beitragen.

Der Körper ist aber gleichsam die erste, feste Grundlage zum Gebäude eines dauerhaften und späten Wohlseins. Ein kränklicher Mensch kann bei dem besten Willen des Gemüths nicht in ungetrübter Heiterkeit bleiben. Die zerrütteten geschwächten Werkzeuge der Seele beängstigen und lähmen diese in ihren Wirkungen, überwältigen den Geist, wenn auch nur vorübergehend, und vereiteln die vortrefflichsten Vorsätze.

Der wichtigsten Sorgen eine soll also für die Erhaltung einer dauerhaften Gesundheit sein. Ohne solche ist das Leben selbst in jüngern Jahren schmerzlich, und die Erreichung eines hohen Alters kaum gedenkbar und in keinem Falle wünschenswerth.

Alle Personen, welche ein hohes und angenehmes Alter erlebten, dankten es besonders der Mäßigkeit in frühern Jahren. In ihr liegt das ganze Geheimniß des Altwerdens und des sinnlichen Wohlseins.

Es lassen sich über die Grade der Mäßigkeit, die der Mensch in Rücksicht seiner Nahrung, Bewegung und Beschäftigungsweise zu beobachten hat, keine Vorschriften geben, die jedem Temperament angemessen wären. Was dem Einen zu wenig ist, kann für den Andern Uebermaas sein. Niemand wähle daher das Thun und Lassen Anderer zum Maasstab seines Verhaltens in Rücksicht auf eigene Gesundheitspflege, und ahme nicht nach in dem Glauben: was dem nicht schadet, wird auch mir nicht schaden. Sondern er prüfe das eigene Maas der Kraft. Alles, was uns allzugroße Erschöpfung, Schwächung und nachherige Unlust verursachte, was uns aus dem angenehmen Zustand verdrängte, in welchem wir, weil wir vollkommen gesund waren, unsere Gesundheit selbst nicht fühlten, war unserm Wohlsein schädlich. — Wir sollen eine solche Lebensweise führen, in der wir beständig heitern Muthes bleiben können, insofern die Heiterkeit auch Wirkung des körperlichen Zustandes ist.

Nicht immer fühlen wir sogleich nach unsern Genüssen und Beschäftigungen die Entkräftung. Das Uebel schleicht seinen Ursachen meistens aus der Ferne nach, und wenn es erscheint, haben wir diese zum Theil schon vergessen. Auch diesen nachschleichenden Spätübeln zu entgehen, ist das unfehlbarste Mittel: einfach, mäßig und in Allem den wirklichen Bedürfnissen unserer Natur gemäß zu leben.

Daher achte aufmerksam auf diejenigen Eigenheiten deines äussern oder innern Körperbaues, welche durch ihre Schwäche dich oft warnen, oder zu Krankheiten geneigt machen. Kennst du sie, und dein inneres Gefühl, deine Erfahrung verheimlicht sie dir nicht: dann schone ihrer am meisten, und verhüte, daß sie durch Mißbrauch nicht noch mehr geschwächt werden. Vielmehr prüfe, oder erfahre durch verständige Aerzte, welche Mittel du anzuwenden habest, um allmälig den schwächern Theilen mehr Stärke zu geben, den fehlerhaften die Gefährlichkeit zu rauben, ohne noch mehr zu verderben; halte kein Uebel, wenn es von einiger Dauer ist, darum für gering, weil es dir im gegenwärtigen Augenblick noch nicht gar lästig ist. Der erste Keim des Todes oder langwieriger Leiden ist oft eine versäumte Kleinigkeit.

Befleißige dich einer regelmäßigen, einfachen Lebensart. Sie allein trägt das Meiste zur Erhaltung der Gesundheit und eines hohen Alters bei. Völlerei im Essen und Trinken ist das sicherste Mittel der Lebensverkürzung. Es ist genug, den Magen, das wichtige Werkzeug der Verdauung, zu schwächen, um den Körper mit unreifen, schädlichen Säften zu vergiften. Trunkenbolde und Prasser, die den Gaumen mit mancherlei Speisen, fremden Gewürzen und nervenangreifenden Getränken zu kitzeln ihre größte Wollust heißen, haben noch niemals ein dauerhaft gesundes, noch minder ein langes Leben geführt. Sie sind Selbstvergifter!

Nicht Speisen und Getränke allein dienen zur Erhaltung und Stärkung unserer Kräfte, sondern auch eine abwechselnde Uebung und Anstrengung derselben. In dem jugendlichen und mannbaren Alter muß der Körper durch Arbeit, Bewegung und Anstrengungen abgehärtet, in spätern Jahren durch eine ruhige Lebensweise erhalten werden. Selten erreichen Müßig-

gänger, selten Personen, welche die Bequemlichkeit früh lieb gewinnen, ein hohes, noch weniger ein gesundes Alter. Aber eben so gefährlich wird auch übertriebene Arbeitsamkeit, wo allzuwenig Ruhe die verzehrten Kräfte nicht wieder zu ersetzen fähig ist. Am wohlthätigsten ist für die Nahrung der Gesundheit tägliche Bewegung in freier Luft. Unser Athem vergiftet unmerklich die Luft der Wohnungen, wo beständige Ausdünstungen ohnehin diesen feinen Nahrungsstoff des Leibes verderben. Die meisten Krankheiten entstehen durch das Einathmen schädlicher Theile, und die größte Menge von diesen ist jederzeit in Zimmern, besonders wenn man den Zutritt der äussern Luft zu sorgfältig abwehrt, oder nicht die strengste Reinlichkeit beobachtet.

Nicht bloß eine wohlgefällige Zierde ist Reinlichkeit — sie gefällt uns selbst an Thieren — sondern sie ist ein unentbehrliches Mittel zur Verlängerung unsers Daseins. Darum wurden von Moses, darum von vielen andern Gesetzgebern die häufigen Waschungen des Körpers anbefohlen. Denn wir athmen nicht die uns umgebende Luft bloß durch die Nase ein, sondern auch durch eine Menge kleiner unsichtbarer Oeffnungen unserer Haut, welche zugleich zur Ausdünstung und Absonderung der für unser Blut entbehrlichen oder nachtheiligen Flüssigkeiten dienen. Sauberkeit und Erfrischungen der Haut durch Waschungen und Bäder; Reinlichkeit derjenigen Kleidungsstücke, die der Haut am nächsten liegen; Entfernung alles ausdünstenden Schmutzes von unsern Wohnungen; Mäßigkeit in den Nahrungsmitteln, Einfachheit in ihrer Wahl; Abhärtung des Leibes durch Arbeit; Genuß der gesunden, freien Luft; gehöriger Wechsel zwischen ermüdender Thätigkeit und stärkender Ruhe — in keinen Dingen Uebertreibung, Mittelstraße in Allem, dies sind die sichersten Mittel, uns Gesundheit im hohen Alter zu bewahren.

Zur Gesundheit des Leibes muß die Gesundheit der Seele kommen, ein froher Muth. Und dieser wird durch Zufriedenheit mit uns und unserm Schicksale, und daß wir ein Leben ohne allzugroße Plage von Sorgen führen, am zuverlässigsten gewonnen. — Lerne in frühern Jahren durch Fleiß und Mühe Vorrath sammeln, damit du im Alter ohne Kummer wegen deiner und der Deinigen Erhaltung bleibest. Sei genügsam mit Wenigem, und du wirst auch von geringen Einkünften noch etwas auf die Tage zurücklegen können, da dir die bessern Kräfte gebrechen, etwas zu erwerben. Nahrungssorgen sind wohl die bittersten für den Greis; und das Gefühl, Andern wegen seiner Erhaltung zur Last zu fallen, stört auch den frohesten Sinn. Geringe Bedürfnisse, die wir in den Tagen der Kraft mäßig stillen lernen, bereiten ein unabhängiges Alter vor, und setzen uns in den Stand, auch dann noch Wohlthäter der Unsrigen zu werden, wenn diese vielmehr unsere Stütze sein sollten.

Es ist nicht damit gesagt, als sollten wir, um am Abend unsers Lebens reich zu heißen, in der Jugend Noth leiden und darben; aber nicht vergessen sollen wir, daß man die Freude sehr wohlfeil hat, so lange man jung ist, hingegen im Alter sie oft erst von dem erkauft, was man erspart hat; daß der Greis mehr fremder Hilfe bedarf, als der Jüngling und Mann, und im Wohlsein einen erfreulichern Rückblick auf ehemalige Entbehrungen hat, als im spätern Entbehren der Rückblick auf ehemaliges Wohlsein ist.

Fleiß und Genügsamkeit sind nicht nur die zweckmäßigsten Vorbereitungen auf ein harm- und sorgenloses Alter, sondern an sich selbst schon die Würze des Lebens in frühern Zeiträumen. Sie machen, bei der Entfernung drückender Sorgen, den Frohsinn bei uns einheimisch; und nichts wirkt auf die Erhaltung der Gesundheit wieder so kräftig zurück, als er. Frühes Sorgen und Kümmern bringt frühes Veralten und Erschöpfung der Lebenskraft.

Ist dieser Leib, den Du, Vater alles Lebens, meinem Geiste zur Wohnung gabst, nicht ein Heiligthum? Soll er nicht Dein Tempel sein? Wichtig wird mir also die Pflicht, für seine Unverletztheit zu sorgen, so wie für die äussern Mittel, die zu seiner äussern Erhaltung auch dann noch beitragen, wenn er im Laufe der Alles verwandelnden Jahre durch sich selbst hinfällig wird! Wie kann der Geist das hohe Ziel seiner Vollendung erreichen, wenn er sein Werkzeug, den Körper, durch ein der Natur desselben widersprechendes Leben verderben läßt!

Aber von ihren entzügelten Begierden dahingerissen, sehe ich die Sterblichen um mich her wider ihr eigenes Leben verschwören; da verwandelt bald unmäßige Arbeitslust, bald Ueppigkeit die der Ruhe geweihte Nacht in Tag; da vergeudet der Jüngling die Fülle der Gesundheit im Schooße schnöder Wollust; da vergiftet der Schlemmer sein Blut mit verkünstelten Speisen und Gewürzen; da zerstört der Säufer die Reizbarkeit und Kraft seiner Nerven durch hitzige Getränke; da mordet ein wilder Tanz lusttrunkener Jugend lachend die edelsten Blüthen; da verkränkelt in thörichter Verweichlichung ein vormals kraftvolles Leben, oder es verdirbt verwahrloset im Schlamm der Unreinlichkeit. — Welch eine Menge von Selbstmördern, die es nicht heißen, nicht sein wollen, ein langes Leben fordern, und sich, gleich Wahnsinnigen, es selber durch Unvorsichtigkeit verkürzen! — Wie wenige von ihnen erreichen ein hohes Alter, und wenn sie es erlangen, wie unfreudig wird es, wie beladen mit Schmerzen, Gebrechlichkeiten und Sorgen aller Art!

XXVIII.

Die Kunst, ein frohes Alter zu erreichen.

Zweite Abtheilung.

Spr Sal. 3, 13. 16. 17.

Nur wer schuldlos ist und gut,
Der hat Muth,
Bebt nicht gleich vor jedem Wetter,
Weiß, Gott ist zuletzt sein Retter.

Nur der Gott ergeb'ne Sinn
Bringt Gewinn:
Es gewährt die treue Tugend
Selbst dem Greise Lust der Jugend.

Vermögen sammeln und dann seiner Gesundheit pflegen, um jenes recht lange genieſſen zu können; das scheint dem Menschen, wie er gewöhnlich ist, das Allerwichtigste und Allerschwerste.

Es ist aber weder das Wichtigste noch das Schwerste. Durch Fleiß und Sparsamkeit kann man endlich seine Glücksumstände wohl verbessern; Genügsamkeit ist mit Wenigem zufrieden. Einige Aufmerksamkeit auf uns selbst bewahrt unsere Gesundheit. Und dennoch sichert uns dies Alles weder ein hohes Alter, noch Glückseligkeit in demselben zu. Denn es sind feinere Gifte vorhanden — wir empfangen sie weder durch Nahrung noch Athem — welche unmerklich und frühzeitig die Lebenskräfte der Gesundesten verzehren, daß alle Pflege vergebens ist. Auch gibt der größte Reichthum keine Bürgschaft für frohe Tage im hohen Lebensalter, wenn wir selbst in dasselbe die größten Hindernisse der Glückseligkeit hineintragen. Jene Gifte, diese Hindernisse zu vermeiden, das ist das Wichtigste, aber auch das Schwerste.

Zu jenen feinern Giften gehören aber die allzulebhaften Gefühle und Begierden, gehören alle Arten der Leidenschaft, welche unser Gemüth beherrschen, und deren Nichtbefriedigung Unruhe verursacht. Darum sagt die heilige Schrift: Nur ein frohes Herz macht das Leben vergnügt; aber ein betrübter Muth vertrocknet die Gebeine. Spr. Sal. 17, 22.

Wer nach einer langen und genußvollen Lebensdauer strebt, muß suchen sich in einer anhaltenden Gleichmäßigkeit zu behaupten, und Allem sorgfaltig ausweichen, was seine Empfindungen zu heftig angreift. Nichts verzehrt die Kraft des Lebens schneller, als die Heftigkeit der Gemüthsbewegungen. Wir wissen, daß Kummer und Sorge den gesundesten Körper zerstören können, daß Schrecken und Furcht, ja sogar das Uebermaas der Freude, tödtlich werden. Personen, die von Natur kaltblütig und ruhiger Denkart sind, auf die nichts einen gar zu mächtigen Eindruck macht, die sich weder sehr betrüben noch sehr freuen mögen, haben die meisten Anlagen, lange in ihrer Art glücklich zu leben.

Bewahre daher unter allen Umständen eine Gelassenheit des Gemüths, welche durch kein Glück und kein Unglück allzusehr erschüttert werden kann. Liebe nichts zu heftig, hasse nichts zu stark, fürchte nichts zu viel. Denn zuletzt ist doch Alles, das Gute wie das Böse, was dir widerfahren mag, weder der unmäßigen Liebe, noch des unmäßigen Hasses werth, und du hast schon bei vielen Anläſſen, obgleich freilich oft zu spät, eingesehen, daß du auf die Dinge, welche dich so mächtig entzückten oder schmerzten, einen viel zu hohen Preis gelegt hattest.

Es ist aber freilich schwer, sich immerdar gleich zu bleiben, es möge auch geschе-

hen, was da wolle. Wer nicht schon von Natur eine gewisse Trägheit des Gefühls, eine Kaltblütigkeit empfangen hat, die ihn gegen die Gewalt der Leidenschaften schirmt, wird Mühe haben, was ihm fehlt, zu ersetzen. Allein es ist nicht unmöglich. Der Wille des Geistes vermag ausserordentlich viel über den Körper und über alle Bewegungen der Seele. Ein entschlossener, beharrlicher Wille, sich durch nichts allzusehr hinreissen zu lassen, und bei allen erfreulichen oder widerlichen Vorfällen eine möglichst ruhige, gemäßigte Stimmung beizubehalten, kann endlich unser Inneres gleichsam so verwandeln, daß das, was anfangs Sache der Ueberlegung war, zur zweiten Natur wird. Und ein so reizendes Ziel, als das hohe und beglückte Alter ist, verdient allerdings doch, daß wir keine Anstrengungen scheuen, so schwierig sie uns anfangs auch vorkommen mögen.

Wir müssen in dieser Selbstbeherrschung früh beginnen. Jeder verlorne Tag macht den Kampf schwerer. In unserm häuslichen Leben, in unsern alltäglichen Geschäften ist der leichteste Anfang dieser Uebung. Man stelle sich bei Allem, was man liebt, zugleich die Möglichkeit von dessen Verluste vor, und denke dabei: wenn es nun für dich verloren geht, wie wirst du dich benehmen, um nicht noch mehr zu verlieren, nämlich deine eigene Gemüthsruhe, deine eigene Gesundheit? Eine solche stille Vorbereitung macht uns jeden nachher erfolgenden Verlust erträglicher. Das unerwartete Unglück ist immer das größte. — Man denke sich bei jedem Anlasse zum Verdruß oder Zorn: Ist das, was dich jetzt mißmuthig machen soll, wohl so viel werth, daß du dafür auch nur einen Theil deiner Gesundheit oder den Frohsinn einer halben Stunde verschwendest? — Und selbst wenn man in den Fall gesetzt wird, Andern wegen ihrer Handlungen Unzufriedenheit oder Mißbilligung zu zeigen, hüte man sich, dies mit einem wirklich aufgebrachten, zornigen Wesen zu thun. Jedermann weiß, daß keine Strafe empfindlicher ist, als welche mit Kaltblütigkeit verhängt wird.

Es gibt Menschen, welche aus einem sonderbaren Ehrgeiz, um sich ein Ansehen zu geben, um mehr Interesse zu erregen, mit Fleiß bei jedem Anlasse auffahren und heftig werden. Was anfangs bei ihnen nur erkünstelte Stimmung war, verändert sich mit der Zeit in Gewohnheit. Sie sind die thörichtsten aller Selbstmörder; sie vergiften ihre Gesundheit und den Genuß ihres Lebens.

Es gibt Andere, welche sich in ihrer Gemüthsart selbst verweichlichen; ihren kleinen Launen nachhängen; gern unglücklicher scheinen möchten, als sie sind; gern klagen, um sich beklagen zu lassen; wenn sie in übler, mürrischer Stimmung sind, Alles ergreifen, um sich geflissentlich noch mehr zu verstimmen, und Allem ausweichen, was sie erheitern und zerstreuen könnte. Diese Thoren graben eifrig ihr frühes Grab, und können sie vielleicht ihre natürliche Gesundheit nicht schnell genug schwächen, so werden sie ein verdrießliches, bitterkeitvolles Alter haben, in dem sie unaufhörlich mürrisch, Jedem überlästig sein müssen. Denn das, was sie anfangs oft nur aus Gernthuerei und Verstellung waren, oder scheinen wollten, werden sie durch lange Uebung wirklich.

Willst du in der That gern etwas Anderes scheinen, als du bist: so scheine frohsinniger und heiterer, als du wirklich bist. Versetze dich künstlich in eine fröhliche Stimmung; betrachte das Unangenehme von seiner allenfalls guten Seite, erwecke dir über Alles muntere Gedanken, und wo dich etwas allzusehr bewegen will, da zerstreue dich auf irgend eine zweckmäßige Weise schnell. Bringe dir jenen heitern, leichten Sinn der Kindheit bei, welcher jedem Uebel nur eine flüchtige Thräne opfert, und schnell wieder zur Freude übergeht. In wenigen Jahren wird der anfangs erkünstelte Frohsinn und Gleichmuth schon zur Gewohnheit, endlich deine Natur. Und das ist der Sieg des Geistes über die traurige Gewalt des Irdischen in dir, das der Weg zum heitern und hohen Alter! — Es liegt lediglich in des Menschen eigener Gewalt, wie vielen oder wenigen Verdruß und Kummer er leiden, wie großen oder geringen Antheil an allfälligen Uebeln er nehmen will. Wer nun am wenigsten dabei leidet, ist er nicht der Glücklichste? Hast du dich früh gewöhnt, dem Unangenehmen mit unzerstörbarer Heiterkeit zu begegnen, so wirst du einst auch die Ungemächlichkeiten des Alters hinwegscherzen.

Eben dieser Frohsinn und Gleichmuth

macht dich jedoch nicht in der Einbildung glücklicher, sondern vollkommener in der Wirklichkeit. Während Andere bei nachtheiligen und schmerzlichen Vorfällen die Besonnenheit verlieren, und das Uebel durch die Art, wie sie es nehmen, ärger machen, als es an sich ist: wirst du, viel fähiger zu ruhiger Ueberlegung, schneller die zweckmäßigsten Mittel finden und anwenden, und die Folgen eines Unglücks vermindern, das nicht wieder ungeschehen gemacht werden kann. Während Andere, reizbar, wankelmüthig, ungleich, es in ihren Umgebungen gehen lassen, wie es will, Manches sogar durch ihre Launen, durch ihre ungefesselten Leidenschaften verschlimmern, wirst du in deinen Umgebungen den Umständen und Zufällen weniger anheimstellen. Du wirst bei der Gleichmüthigkeit, die du dir erworben, die Zukunft sicher berechnen, und in Allem, was du hast und dich umgibt, das Glück eines zufriedenen Alters vorbereiten. — Wie du deine Kinder erziehst und behandelst, welche Gesinnungen und Empfindungen du ihnen gegen dich einzuflößen verstehst, so werden sie dich in deinen späten Tagen behandeln. Je mehr Schwäche sie an dir erblicken, je mehr kleine Ungerechtigkeiten dich deine Laune gegen sie zu üben verführt, um so weniger Hochachtung und Liebe pflanzest du für dich in ihre Brust, um so weniger Zärtlichkeit, Schonung und Ehrfurcht erwarte von ihnen, wenn du hoch in Jahren bist. — Wie du deine Freunde behandelst, so wirst du sie in späten Tagen haben, wenn dir ihr Umgang und Beistand, so wie ihre treue Zuneigung, am nöthigsten und wohlthuendsten sein wird. Jetzt hast du noch die Wahl der Gesellschafter; jetzt vielleicht sucht man dich. Es kommen einst Tage, wo du sie suchen mußt, aber nicht mehr so leicht findest. — Wie du dich gegen deine Nachbarn, gegen deine Mitbürger beträgst: so wirst du sie einst gegen dich gesinnt finden, wenn du ihnen bei gesunkener Lebenskraft weniger zu leisten vermagst, als sie dir leisten können. Wünschest du dir in deinem Alter einst mehr, als bloße kalte Höflichkeit von ihnen: warum bist du jetzt, wo du vielleicht mit Rath und That, mit allerlei Gefälligkeiten, durch ein wohlwollendes, dienstfertiges Wesen, durch Herzlichkeit und Rechtlichkeit Viele dir verpflichten, Allen gegen dich Zuneigung und Hochachtung einflößen konntest, nur höflich gegen sie? oder warum haderst du mit dem Einen um nichtswürdige Kleinigkeiten, machst dich dem Andern durch Spötteleien, dem Dritten durch übel angebrachtes Großthum, dem Vierten durch hämische Bemerkungen, dem Fünften durch Eigensinn und Grobheit verhaßt? Es ist möglich, daß mancher Undankbare dein Gutes vergißt, besonders wenn du unterlässest, durch öftere Wiederholung des Guten das Andenken des Vergangenen aufzufrischen: aber desto gewisser ist, daß Keiner das wirkliche oder vermeinte Unrecht vergessen wird, das ihm durch dich geschehen ist. Für das Böse aller Art haben die meisten Menschen ein eisernes Gedächtniß; gib diesem nicht viel aufzubewahren.

Pflanze also in frühern Zeiten, pflanze gegenwärtig die jungen Bäume, von welchen du wünschest, daß sie dich in späten Zeiten mit ihren Früchten laben. Auch hier bleibt das Wort Jesu bewährt: was der Mensch säet, das wird er ärnten.

Der Greis muß jedoch erwarten, daß früh oder spät viele seiner alten Bekannten und Freunde vor ihm aus der Welt gehen. Neue Geschlechter blühen um ihn auf, denen er nur halb angehört. Er muß befürchten, zwar nicht ganz verlassen, aber doch ziemlich einsam zu stehen, wenn er sich nicht auch noch den späterkommenden liebenswürdig zu machen, und ihre Freundschaft zu gewinnen weiß. Dies kann er allein durch seine Tugenden; sie erwecken Ehrfurcht, Zutraulichkeit. Er kann es durch eine immer gleiche, heitere Stimmung; sie erweckt Bewunderung und Theilnahme; Niemand wird sein, der ihm nicht einst ähnlich zu sein wünscht. Er kann es durch Nachsicht gegen die Fehler der Jugend, die vor mürrischem Wesen flieht; durch richtige Beurtheilung der Menschen und Zeiten, durch freundliche Geselligkeit, wozu ihm viele Erfahrungen selbst den Rang über die Jugend geben. — Doch das Alles genügt noch nicht zum Glück des hohen Alters. Wir müssen in demselben uns auch selbst genug sein können. Glaube nicht, wenn du großes Vermögen gesammelt hast, es werde dir ein zufriedenes Dasein, einen angenehmen, behaglichen Zustand erkaufen; nein, es bringt dir, hast du keinen andern Werth, nur lüsterne, ungeduldige Erben, die deinen Tod kaum erwarten mögen, um sich

mit dem, was du hinterlassen wirst, gütlich zu thun, oder aus Verlegenheiten zu ziehen.

Sammle dir in der Zeit, da du noch die Kraft dazu hast, Schätze des Geistes, durch welche du im höhern Alter auch Andern noch nützlich sein, und dein Leben werthvoll machen, so wie dir selbst genug sein kannst, wenn dich Altersschwäche zur Führung eines einsamen, stillen Lebens geneigt machen. Vermehre deine Kenntnisse mit unausgesetztem Fleiße, sowohl durch eigenes Nachdenken, als durch Umgang mit einsichtvollen Personen, oder durch die Lesung belehrender, gründlicher Schriften. Ein wohlbeschäftigter Geist ist nie einsam. Ein gebildeter Kopf hat nie die Verlegenheit der Langeweile zu befürchten, und um dieser zu entrinnen, nicht nöthig, sich andern Leuten als überlästiger Gesellschafter aufzudringen. Was du jetzt einsammelst, davon wirst du in alten Tagen das Gastmahl bereiten. Schon ein unwissender Jüngling wird bemitleidet; aber bejahrte Personen, die häufig in ihren Urtheilen irre gehen, oder über nichts lehrreich sein können, sind unerträglich.

Rede nicht ein, daß dir deine Berufsarbeiten zur Einsammlung anderer Kenntnisse wenig Lust und Zeit lassen. Du hast auch deine Stunden des Nichtsthuns. Du bist auch in Gesellschaften, wo du Abende bei den geistlosesten Erholungen verlierst. Verstehst du es nicht, zur Veredelung des unsterblichen, denkenden Wesens in dir zu wuchern mit der Zeit, so hoffe schlechte Zinsen in demjenigen Lebensalter, das dir nur übrig bleibt, von ihnen zu zehren.

Ein gesunder Leib, ein mäßiges Vermögen, welches uns vor großem Mangel schützt; eine dankbare, zärtliche Jugend, die wir erziehen; Freunde, die wir uns dauerhaft gewinnen; ein immer gleicher, froher Muth; ein reines Herz, ein gebildeter Geist — das ist's also, was das Lebensglück im spätesten Greisenalter verbürgt, und ohne welches ein langes Leben keineswegs ein wünschenswerthes Gut ist.

Mag es Vielen auch zuviel gefordert scheinen, alle diese Vortheile zu vereinigen: sie zu erreichen ist keine Unmöglichkeit; denn das Unmögliche liegt in keines vernünftigen Wesens Willen. Jeder weiß, theils daß er einige dieser Vortheile wirklich schon besitzt, und sie nur mit Sorgfalt zu bewahren hat; theils daß er sie bei weniger Entschlossenheit und Ausdauer des Willens noch erreichen kann.

Der Mensch aber vermag Alles durch Gott. Er lebe in Gott, das heißt, in göttlichem Sinn, wie Jesus ihn offenbarte! — Religion ist die sicherste Führerin zum schönsten Ziel unserer Tage. Sie gibt uns Kraft und Muth, auch das Schwerste zu übernehmen, auch das Stärkste zu überwinden. Sie verbreitet Anmuth, Hoheit und Segen über all' unser Thun. Der religiöse Greis, nicht der bloße Beter und Kirchengänger, sondern der in Gott lebende, göttlich gesinnte, göttlich liebevoll handelnde Greis, ist der glückseligste. Die Heiterkeit der Seele, welche sein ehrwürdiges Antlitz verklärt, ist nur der schöne Wiederschein eines nützlich vollbrachten Lebens, und gleichsam Glanz, der ihn schon aus einer bessern Welt überstrahlt, der er sich nähert.

Sind Verlängerung des Lebens und ein fröhliches Alter dein Wunsch, so werde mächtig dazu durch die Religion Jesu, des göttlichen Weltweisen. Sie lehrt dich die Gesundheit deines Leibes hüten, denn er ist und soll bleiben ein Tempel Gottes. Sie gebietet dir, vertrauensvoll auf Gottes Segen, zu arbeiten, um nicht durch Müßiggang und Verweichlichung zu verderben. Sie lehrt dich jenes Wohlwollen gegen Jedermann empfinden und äussern, durch welches wir alle Herzen fesseln und dauerhafte Freundschaften gründen können. Sie gewährt dir einen immer gleichen Muth, denn sie erhebt dich hoch über die Schicksale und Leiden des Lebens durch den Glauben an die alliebende, weiseste Vorsehung; sie stärkt deine Seele im Unglück mit einem Trost, den kein Sterblicher dir ertheilen kann; sie macht dich in guten Tagen vorsichtig, weil sie dir den nichtigen Werth aller irdischen Erdengaben zeigt. Durch sie erwirbst du dir ein reines Herz und jene Seelenruhe, jenen Frieden mit Gott, ohne ohne welchen keine Freude reif wird. Sie lehrt dich die Würde deines zur Unsterblichkeit und höhern Vollkommenheit erwählten Geistes kennen, und was du zur Entwickelung seiner wunderbaren Kräfte zu leisten schuldig bist.

Herr meiner Tage, Gott alles Lebens, ob ich meine irdische Laufbahn früher beschliessen werde, als ich vermuthe, oder ob ich eine lange Zahl von Jahren noch erreichen werde, ehe Du mich rufest, das ist nur

Dir allein bekannt. Doch — welches auch das mir bestimmte Loos sein möge — mein ganzes Dasein wäre fruchtlos, das Ende desselben elend, wenn ich es ohne Dich, ohne Hoffnung Deines Wohlgefallens lebte. Nur der Gedanke an Dich, an Deine Liebe, an Deinen Willen, kann mich aufrecht halten in den Stürmen dieser Zeit; kann mich stärken, wenn ich gegen meine eigenen unlautern Begierden zu kämpfen habe, die den Geist überwältigen, das Gewissen beflecken, meine Heiterkeit stören, und die Gesundheit des Leibes selbst untergraben wollen.

O stehe mir bei mit der Macht Deines heiligen Geistes, daß ich mich nie vergesse, daß ich herrschen lerne über mich selbst und meine innerste Bewegung; daß ich keine Stunde versäume, keine Gelegenheit entschlüpfen lasse, in der ich mich in der Mäßigung, in der Gleichmüthigkeit, in jenen wohlwollenden Gesinnungen gegen Jedermann, in dem Vertrauen auf Dich, in der Erweiterung meiner Einsichten, in Allem üben und befestigen kann, worin die wahre Weisheit, die Weisheit Jesu besteht! Wohl dem Menschen, der diese Weisheit findet! Langes Leben ist zu ihrer rechten Hand; zu ihrer linken ist Reichthum und Ehre. Ihre Wege sind liebliche Wege, und alle ihre Steige sind Friede! Amen.

XXIX.

Die Taufe.

Math. 28, 19. 20.

Unter den alltäglichen Uebungen des Lebens verlieren manche ehrwürdige Stiftungen und Gebräuche nicht selten ihre hohe Bedeutung. Die Gewohnheit wischt gleichsam den Glanz des Göttlichen von ihnen ab, und macht uns das Heiligthum gemein. Darum ist es für die Seele wohlthätig, daß sie sich von einst ehrwürdigen, nun aber gleichgültig gewordenen Gegenständen köstliche Erinnerungen erwecke; daß sie nicht das Himmlische gefühllos und kalt zu einem gemeinen, wohl gar lästigen bürgerlichen Geschäft hinabsinken lasse; daß sie in religiösen Handlungen mehr, als eine todte Zeremonie, und in ernst vor Gottes Angesicht ausgesprochenen Gelübden mehr, als sinnleere Worte und von der Vorwelt ererbte Formeln finde.

Es ist aber ein verderblicher Zug in der Denkart unsers Zeitalters, daß man so sehr geneigt ist, mit leichtsinnigem Scherz das Heilige zu entweihen, oder in der Religion sinnbildliche Zeichen, in der Kirche feiervolle Handlungen, die auf den Gottessohn und Welterlöser hinweisen, entbehrlich zu finden. Verleitet durch einen übel verstandenen Begriff von Aufklärung, oder zum Unwillen gereizt durch den aberglaubigen Mißbrauch des Pöbels, der zuletzt seine Religiosität bloß in gewissenhafte Uebung äusserlicher Gebräuche setzt, glauben sich ihrer Viele berechtigt, auf alle kirchliche Anordnungen und Feierlichkeiten mit Geringschätzung herabblicken zu können. Sie möchten die Religion von allem sinnlichen Schmuck entkleiden, sie nur ganz zur Vernunft- und Herzenssache machen. Aber sie irren, weil sie das menschliche Gemüth zu wenig kennen. Sie irren, weil sie die Geschichte ihres eigenen Herzens vergessen haben; vergessen, welchen tiefen Eindruck manche Wahrheiten, die ihnen sonst schon bekannt waren, erst dann auf sie machten, wenn dieselben mit dem Zauber der Schönheit, mit der erhabenen Einfalt der Feierlichkeit verbunden waren.

Der Mensch war nie ein reingeistiges Wesen. Nie wird er es sein. Er tritt in die Welt, und lernt durch seine Sinne. Durch die Sinne muß Alles zur Seele gelangen, was sie erwecken, rühren, veredeln soll. Warum nun wollet ihr das Heiligste, was die Menschheit denken und empfinden kann, warum wollet ihr die Religion ihres äussern Pomps berauben, und die kirchlichen Gebräuche, welche wir vom heiligen Stifter, von den ersten Verkündern unsers Glaubens ererbten, zu geringschätzigen, gleichgültigen Dingen erniedrigen? — Wenn die Liebenden vor dem Altar des höchsten Gottes dastehen, wenn sie dort das Gelübde ewiger Treue und Liebe stammeln, und der Spruch der Vermählung, der unauflöslichen Verbindung, von der Lippe des Priesters tönt, und das Wort des Segens — ist dies eine bloß bürgerliche Handlung? Ist diese Feierlichkeit, dies Gelübde vor Gott, dieser erneuerte Schwur der Treue bis an das Grab, eine leere Zeremonie?

Nicht minder wichtig und ehrwürdig ist die heilige Handlung der Taufe, diese feierliche Einweihung des Kindes in die Gemeinschaft der Christen, diese Einwei-

hung des Säuglings in die Bahn des Heils, die Einweihung des Sterblichen in das Unsterbliche.

Fast alle Religionen des Alterthums hatten ihre feierlichen Weihen; jede Aufnahme in die Glaubensgeheimnisse der aufgeklärten Völker der Vorwelt geschah mit rührenden, ehrwürdigen Gebräuchen. — Früher noch, als Johannes und Christus tauften, war die Taufe schon einer jener Gebräuche alter Nationen, deren sie sich bei der Aufnahme eines Auserwählten in die höhern Geheimnisse ihrer Religion bedienten. Der Einzuweihende wurde, ehe er in das Allerheiligste zugelassen werden durfte, getauft, das heißt, reingewaschen gleichsam von allem Staube, der ihm noch vom bisherigen Leben anhing. Diese Waschungen waren eine sinnbildliche Bedeutung der innern Reinigung. Der Getaufte sollte nun ein anderer, ein höherer Mensch sein. Er mußte neue Kleider anlegen, zum Zeichen, daß er auch seiner Denkart nach ein neuer Mensch geworden sei.

Fast mit dem gleichen Zweck, aber unter unendlich schönern Beziehungen, wurde die Taufhandlung in das Christenthum übertragen. Auch in unserer Religion wurde sie die erste äusserliche Weihe, die der Sterbliche bei der Aufnahme in der Nachfolgerschaft Jesu empfing. — Gehet hin, rief Christus in den Stunden seiner Verherrlichung den Aposteln zu: gehet hin und lehret alle Volker, und taufet sie im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, und lehret sie halten Alles, was ich euch befohlen habe.

Nicht also die bloße äusserliche Waschung, nicht die bloße Besprengung mit Wasser, macht schon den Eingeweihten zum wahren Christen; dies ist nur das äusserliche Zeichen der Aufnahme: sondern das fromme Leben in der Lehre Jesu macht endlich den Eingeweihten zum ächten Nachfolger Christi. Und lehret sie halten, was ich euch befohlen habe! sprach der Weltheiland.

Von dieser Zeit an blieb die Taufe immerdar eine der ersten Handlungen der christlichen Kirche. Könige stiegen von ihren Thronen, um dies Bad der Wiedergeburt, dies Zeichen der Erneuerung des innern Menschen, zu empfangen. Ganze Nationen traten in die Ströme, um von geweihten Händen die Christenweihe zu erhalten. Da ward Jesu Verheißung erfüllt: „Und siehe, ich bin bei euch alle Tage, bis an der Welt Ende.“ Jesu Geist beseelte die Völker und die Fürsten, und der Glaube an ihn, an seine Offenbarungen, an seine Lehren, verbreitete sich über die entferntesten Länder des Erdballs.

In den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche wurden nicht nur die Kinder getauft, sondern auch Erwachsene. Man unterrichtete erst die Täuflinge in den Wahrheiten der neuen bessern Religion, ehe man sie in den großen, ewigen Bund aufnahm; man lehrte sie erst den Göttlichen kennen, ehe sie als seine Nachfolger anerkannt wurden. Doch nicht bloß die Erwachsenen, auch die Kinder wurden getauft, denn ganze Familien empfingen zu gleicher Zeit die feierliche Einweihung. Die Aeltern, die Verwandten des Unmündigen wurden seine Bürgen; sie gelobten, ihm einst bei reifern Jahren in den Wahrheiten der Religion Unterricht zu verschaffen, und ihn treu im Glauben zu bewahren.

So drang segnend das Christenthum durch die ganze gesittete Welt; so kam der Gebrauch der Taufe als eine heilige, ehrwürdige, sinnvolle Handlung bis auf unsere Zeiten, wo sie nur selten noch den Erwachsenen gewährt wird, wenn sie sich zur christlichen Kirche wenden, sondern überall schon den Kindern gegeben wird.

„Lasset die Kindlein zu mir kommen!“ sprach Jesus, der göttliche Jugendfreund: „und wehret es ihnen nicht, denn solcher ist das Himmelreich.“ (Matth. 19, 14.) Und wahrlich, dem gefühlvollen und denkenden Christen kann kein rührenderes Schauspiel gegeben werden, als die Taufe des Säuglings.

Da trägt man ihn von der Wiege zum Tempel Gottes! Von der irdischen Mutterbrust gleichsam an die Brust der Religion, von dem Arm des irdischen Vaters in den Arm des himmlischen Vaters. — O ihr Aeltern, wenn der schlummernde Liebling von euch hinweggetragen wird zur himmlischen Christenhandlung: ergreift euch nicht eine unwillkührliche tiefe Rührung? — Empfindet ihr den hohen Sinn dieser vieltausendjährigen Feierlichkeit? Ist dieses ein bloßes kaltes Gepränge?

Nein, zärtliches Vaterherz, nein, du weiches Mutterherz, ihr ahnet, was mit euerm Liebling geschieht! — — An den

Schwellen des Lebens, die er kaum betreten, wird er schon Gott geweiht. — Dem Säugling wird der Segen des Himmels für die dunkle Zukunft seines Lebens erfleht; der Unmündige wird schon zum Bürger der Ewigkeit gemacht, und neben seiner Wiege umschwebt euch der Gedanke seines Grabes. — Ihr lasset den Säugling zum Tempel tragen; er ist euer Opfer, welches ihr Gott darbringet. Der Herr hat ihn euch gegeben; ihr gebet ihn nun dem Alliebenden wieder. — Er wird zum Tempel getragen, hinweg vom Vaterherzen, von der Mutterbrust! So erwacht in euch nun das Gefühl, die Ueberzeugung: dies Kind gehört euch nicht mehr ganz allein an; es gehört auch der Welt an, es gehört auch Jesu an, es gehört auch der Gottheit an, die es liebend aufnimmt, und besser beschirmen kann, als ihr selbst; es ist nun aufgenommen in die geistige Gemeinschaft, in die Kirche Christi.

Wahrlich, eben darin liegt die Größe und Schönheit des Christenthums, daß es auf Erden jedes unserer wichtigern Schicksale mit sich vereint; daß es überall, schon von unserer Wiege an, das Irdische mit dem Himmlischen, das Aeussere und Innere zusammenknüpft, und gleichsam Alles um uns her vergöttlicht, wo der Nichtchrist nur todtes alltägliches Einerlei, Schattenwerk und irdisches Wesen sieht. Der Christ erblickt die Welt überall in einem heiligen Glanze; ihn lächelt aus dem Staube das Himmlische, aus dem Vergänglichen das Ewige an. Die Schöpfung schwebt vor ihm verklärt durch das Licht seiner Religion.

Der Säugling im Tempel gewährt auch dem unempfindlichsten Gemüth oft eine heilige Rührung. Die reinste Unschuld, wo könnte sie doch würdiger sein, als im Tempel des Allerheiligsten? im Tempel dessen, der unsere Unschuld fordert? — — Jesu Stimme scheint über den zarten Täufling an unser Herz zu dringen: „Wahrlich, ich sage euch, wenn ihr nicht umkehret, und werdet, wie die Kindlein, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen!“ Matth. 18, 3.

Wem wird nicht beim Anblick des Säuglings, wenn er im Schlummer zur Taufe gehoben wird, oder wenn er, wie aus einem Traume hervorgehend, süß lächelt, — wem wird nicht, als müßte er ihm zulispeln: O du Unschuld, möchtest du dich ewig in dieser Reinheit bewahren! Einst, wenn du in diesen Tempel nach Jahren zurückkehrst, nicht mehr von zärtlichen Armen sorgsam getragen, sondern stark genug durch eigene Kraft, möchtest du auch dann noch so rein und fehlerlos sein! Möchtest du niemals diese heilige Stätte mit Erröthen sehen, wo du die Taufe empfingst; möchtest du dann nie seufzen dürfen: Einst war ich unschuldiger, als jetzt!

Im Namen des dreieinigen Gottes empfängt der Säugling die Taufe, und das geweihte Wasser, mit welchem er in der ewig feierlichen Stunde benetzt wird, ist das Sinnzeichen vom Blute des Welterlösers, welches wie ein geistiges Bad unsere Seele von Sünden reinigt. Der Getaufte ist also angenommen in das Reich Gottes, so durch Jesum gegründet worden; er hat das Zeichen des neuen Bundes empfangen, wie einst die Beschneidung unter den Israeliten das Zeichen für die Genossen des alten Bundes war; er ist ein Christ, hat Theil an dem Segen, welchen Jesus der Welt erwarb, Allen, die seiner Lehre folgen, und den durch ihn verkündigten Gotteswillen thun.

Die Waschung mit dem Wasser ist das sinnbildliche Anzeichen, daß der in die christliche Kirche Aufgenommene eben so seine Seele reinigen müsse von Fehlern durch die Wahrheiten der Religion, zu deren Besiegelung das Blut des Erlösers vom Stamm des Kreuzes floß. Darum, als Christus die Taufe anordnete, befahl er denen, die da tauften: Lehret sie, die ihr taufet, halten, was ich euch geboten habe. Denn ohne dies Halten der göttlichen Gebote, ohne dies Nachahmen seines heiligen Lebenswandels ist die Taufe vergebens und kein Nutzen. Sie würde nur eine gehaltlose Feierlichkeit sein, und ein Bund, der wieder gebrochen wäre.

Ja, die Taufe ist ein feierlicher Bund mit Jesu; sie ist das Gelübde, ihm anzugehören, und nach seinen Anweisungen zu leben; sie ist der Schwur, daß das Blut des Gekreuzigten einst nicht vergebens auf Golgatha niederströmte.

Aber der Täufling schlummert in süßer Unschuld; er weiß nichts von dem, was um ihn geschieht, und wie sich der Himmel liebend zu ihm neigt. Für ihn spricht noch der Mund der erwählten Taufzeugen; diese machen sich vor Gott, vor der ganzen Ge-

meinde der Christen zu Bürgen für die Seele des unschuldigen Täuflings.

O Christ, der du jemals die wichtige Stelle eines Taufzeugen zu übernehmen wagtest, hast du auch mit Ernst erwogen, in welche schwere Verpflichtungen du tratst? Wehe, wenn nur deine Eitelkeit ihr Spiel trieb mit dem von Jesu geordneten Sakrament! Wehe, wenn du das Heiligste, den großen Augenblick, zum schlechten Gewohnheitswerk machtest, als du betend zwischen den Säugling und Gott tratst! Wehe, wenn dein Leichtsinn nur den Anstand und die geringe äussere Ehre betrachtete, und nicht die Würde, die dir anvertraut ward, für die Unschuld zu Gott und zur Gemeinde der Christen zu reden! — — So ist das Heiligste in dir zum Scherz entartet; so hast du falsches Zeugniß abgelegt im Tempel des Allerhöchsten; so hast du den Säugling schon in der Wiege betrogen, und die Erwartungen frommer Aeltern hintergangen. — Was ist der Taufzeuge? — Der Stellvertreter der Unschuld, der Wortführer des Säuglings war er in dem mit dem dreieinigen Gott errichteten Bunde! — Der Bürge ist er für das Herz des Getauften geworden, daß er es nicht versäumen, daß er die Sorge tragen wolle, statt der Aeltern, einst den jungen Christen mit den Wahrheiten des Christenthums zu beseligen. Der Taufzeuge, der den Säugling im Tempel zur Taufe hielt, soll gleichsam der Schutzgeist für dessen Unschuld werden. Er soll ihn im Leben beobachten, daß er jenem heiligen Bündnisse nicht abwendig werde; soll darüber wachen, daß er in der Religion Jesu gründlichen Unterricht empfange; soll, wenn einst die Aeltern des Kindes ruhen im Grabe, sich des Getauften erbarmen an der Aeltern Statt, und nichts versäumen, es zu einem gottesfürchtigen, frommen, wohlthätigen Lebenswandel zu ermuntern und anzuhalten; soll einst der Waise sich erbarmen, wenn sie einsam in der Welt und ohne Zuflucht steht, und ihr dann die Liebe des entschlummerten Vaters, die Zärtlichkeit der zu früh ins Grab gesunkenen Mutter ersetzen.

Der getaufte Säugling kehrt aus dem Tempel zurück, und sehnsuchtvoll begrüßen ihn die Aeltern mit dem neuen Namen, welchen er in der Taufe empfing. — Nicht die Taufzeugen allein bleiben dem jungen Christen ein Mittel, sich des Tages zu erinnern, da er Gott gewidmet wurde; nein, so oft sein Name ertönt, eben so oft wird seine Taufe, sein Bund mit Jesu genannt!

Es ist also nichts so gering, das in uns nicht höhere Erweckungen befördern sollte. Selbst der schmeichelnde Laut, mit dem uns die Mutterstimme anruft, mit dem uns der Mund liebender Freunde und Freundinnen begegnet, — der Name, welchen wir tragen, und durch nichts entehren zu lassen gesonnen sind, dieser mahnt uns an die erste Feierstunde unsers Dasein, an die Taufe! Der Name ist die Erbschaft derselben, welche wir mit uns durch das Leben nehmen, von der Wiege bis ins Grab; ist wie ein bleibendes Unterpfand anzusehen, welches wir vom Verein mit Gott aus den frühesten Tagen der Kindheit mit uns nehmen.

Oft erinnere mich in stillen Stunden dies erste, bleibende Geschenk, das mir als Säugling ward, an die Stunde, in welcher ich es vor der versammelten Christen-Gemeinde empfing, während die Mutter daheim für mich zu Gott betete. Ach, bin ich dieses Namens, bin ich jener Stunde, bin ich jenes Gebets der Mutter immer würdig geblieben? Habe ich den Bund mit meinem Jesu treu gehalten? — Eingeweiht in seine Lehren, habe ich sie mit Sorgsamkeit im Herzen bewahrt, im Leben geübt? Als ich in meiner kindlichen Unschuld aufgenommen ward zur Kindschaft Gottes, wußte ich nichts darum; und als ich darum wußte, wie stand es mit der Unschuld meiner Seele? — O Gott, ich war ein Mensch, und nicht ohne Leichtsinn, ohne Uebereilung, ohne Leidenschaft und ohne Fehler. — Aber die göttlichen Worte Deines Sohnes Jesu erwärmten doch oft mein Herz. Wenn ich schon oft fehlte, ich wandte mich doch Dir wieder zu mit kindlichem Vertrauen auf Deine unendliche Vaterliebe. Wenn ich auch auf die erste Unschuld meiner Jugend nicht mehr stolz sein darf, — ach, wie schnell entfloh das Paradies meiner Kindheit, und ich trat hinaus in die stürmische Welt, mir selbst überlassen! — so will ich doch nun streben, die Tugenden des Christen zu meinem Schmuck zu machen an die Stelle der kindlichen Unschuld. Durch Jesu Sinn und Lehre will ich meinen Sinn reinigen, und wie an seiner Hand vor Dir wandeln. So erfülle ich noch jetzt die Sinn-

bilder der heiligen Taufe an mir. Ich waſche mich gleichſam in ſeinem Blute von Sünden rein; ich befreie meine Seele durch die mit ſeinem Blute beſiegelten Wahrheiten von den mir anklebenden Fehlern.

XXX.

Der Landmann.

Spr. Sal. 2, 27.

Heil, Landmann, dir! Dein edler Stand
Iſt der Natur ſo nah verwandt;
Fern von dem ſtädtiſchen Gewühl
Und wilder Leidenſchaften Spiel
Lobſinge Gott!

Dir nah iſt Gott in Luſt und Leid,
In ſeiner Werke Herrlichkeit;
Des Himmels milder Segen thaut
Auf das, was deine Mühe baut.
Lobſinge Gott!

Der Menſch ſei niedrig oder groß,
Mühſeligkeit iſt Aller Loos;
Nicht Gold gibt Glück, nicht Rang und Pracht;
Man iſt, wozu das Herz uns macht.
Lobſinge Gott!

Lobſinge Gott, und freue dich;
Denk' in der Hütte königlich.
Genügſamkeit macht frei und reich,
Die Tugend dich den Erſten gleich!
Lobſinge Gott!

Schon eine alte Klage iſt es, daß wenige Menſchen recht mit dem Stande zufrieden ſind, welchen ihnen Gottes Vorſehung angewieſen hat. Man will etwas Anderes, weil man das Andere für beſſer hält, als was uns zu Theil geworden iſt. Der Soldat in den Mühſeligkeiten und Gefahren ſeines Berufes beneidet den Kaufmann und Handwerker, die ihr ruhiges Gewerbe treiben können. Kaufmann und Handwerker preiſen das Loos der vornehmern Stände, die, ohne Nahrungsſorgen, ohne Furcht vor Verluſt und Betrug im Handel, nur zu leben ſcheinen, um in Ueberfluß und Bequemlichkeit ſich gute Tage machen, Andern zu befehlen und Ehrenſtellen zu empfangen. Der Vornehme, der hohe Beamte, ja Fürſten ſelbſt ſeufzen unter dem Druck ihrer Verhältniſſe; ſie retten ſich nie ganz aus den Verlegenheiten, worin ſie bald durch Feindſchaften, bald durch Untreue ihrer Diener, bald durch andere Umſtände gerathen, von denen die niedern Stände nichts wiſſen. Es iſt ihnen gar nicht unbekannt, daß der größte Theil der Ehrenbezeugungen, die ſie empfangen, bloß kaltes, erkünſteltes Weſen iſt. Die Vergnügungen, welchen ſie oft beizuwohnen gezwungen ſind, bleiben meiſtens nur läſtige Höflichkeiten und neue Quellen mancherlei Verdruſſes. Der ärmſte Mann ſcheint freier zu ſein, als ſie ſind. — So klagen beinahe Alle; und gewöhnlich ſuchen die Unzufriedenen ihren ganzen Troſt noch darin, daß ſie öffentlich ihren ganzen Prunk zeigen, den ihnen ihr Stand und Vermögen erlaubt — und daß ſie neben ſich die Andern verachten, deren Glück ſie doch heimlich beneiden.

Wer mit ſeinem Stande, in den ihn Gott berufen hat, nicht zufrieden iſt, der würde auch in jedem andern Stande unglücklich ſein. Denn nicht die Art der Geſchäfte, welche man treibt; nicht das große oder kleine Vermögen, was man beſitzt; nicht der Palaſt oder die Bauernhütte, welche man bewohnt; nicht die Würde, welche man vor den Leuten trägt, iſt die Quelle unſers Glückes: ſondern das Herz allein iſt es, welches man zum Stande, zum Vermögen, zum Palaſt, oder zur Hütte bringt.

Es iſt ſehr gewöhnlich, daß man beſonders den Stand des Landmanns preiſet, weil die, welche in den Städten wohnen, das Landleben größtentheils aus Büchern oder Spaziergängen kennen. Das Feld zu bauen ſcheint ihnen, wenn auch mühſam, dennoch eine Luſt. Wer geht nicht gern, wenn er ein Gartenplätzchen hat, um zu graben, zu ſäen, zu pflanzen, oder Unkraut auszujäten? Keine Arbeit iſt der menſchlichen Natur zuträglicher, als dieſe; wo hingegen die Geſchäfte des Gelehrten, Kaufmanns oder Beamten am Schreibtiſch, die Anſtrengungen des Nachdenkens, die Nachtwachen, oder die einförmigen Geſchäfte der Handwerker und Künſtler in ihren Werkſtätten und Fabriken zuweilen nur zu verderblichen Einfluß auf die Geſundheit haben mögen. Hat der Landmann ſein Tagwerk vollbracht, ruht er freudig aus, und erwartet vom Himmel den Segen. Sein Körper härtet ſich in allen Witterungen ab; die Anſtrengungen ſeiner Kräfte ſtärken ſeine Glieder; das im Schweiße des Angeſichts erworbene Brod ſchmeckt ihm ſüßer, als dem Reichen der unter Verdruß und Sorgen genoſſene Leckerbiſſen aus fremden Ländern. Seine Verhältniſſe ſind einfacher: ſeine Welt, in der er lebt, iſt kleiner, in allen Theilen leichter zu überſehen; ihm

stören tausend Dinge nicht die Gemüthsruhe, die den bedrohen, der in weitläufigern Verbindungen leben muß.

Wenn sich auch das Alles nicht läugnen läßt, hat doch das Landleben seine großen Beschwerlichkeiten. Ungünstige Witterungen vereiteln den sauern Schweiß und Fleiß eines ganzen Jahres; Seuchen tödten die Heerden. Der Gewinn von aller Arbeit des Bauers ist immer klein; und wer wenig hat, für den ist auch der Verlust des Geringsten schon ein großer Verlust. Daraus erwachsen wohl mancherlei häusliche Sorgen. Abgaben und öffentliche Lasten, so wie die Zinsen von gemachten Schulden drücken schwerer, wo die Einnahmen sehr zweifelhaft und mäßig sind. Mit einem Worte: der Landmann, so beneidenswürdig sein stilles Loos oft dem Städter zu sein scheint, duldet durch seinen Stand nicht minder Ungemach, als der Kaufmann oder Handwerker, der Gelehrte oder Soldat, der Fürst oder sein Beamter in ihren Ständen dulden müssen.

Darum ist nicht minder gewiß, daß der Beruf des Landmanns in der That viele Vorzüge hat, welche andern und sogenannten höhern Ständen fehlen. Nicht darin aber liegt sein Vorzug, daß er der allererste Beruf des Menschen ist; denn dies wäre eine ganz unfruchtbare Ehre. Auch nicht darin, daß er der nützlichste und unentbehrlichste Stand eines Staates ist; er ist nicht nützlicher, als jeder andere. Der Landmann bedarf des Handwerkers, der Handwerker des Kaufmanns, der Kaufmann des Gelehrten; Jeder bedarf des Richters, des Lehrers, der Obrigkeit, und in Kriegsgefahren Jeder des Kriegers und Feldherrn. Einer ist im gesellschaftlichen Leben dem Andern nothwendig durch die Gabe, die er von Gott empfangen hat.

Aber darin liegt der größeste und gewisseste Vorzug des Landlebens vor allen andern Berufsarten der Menschen: daß der Landmann durch seinen Stand entfernter von allen erkünstelten Verhältnissen des Lebens, entfernter von allen daraus entsprungenen Plagen, der Natur näher verwandt und gleichsam mehr eins ist mit ihr. Die Ruhe und Einfalt der Natur theilt sich seinem Gemüthe mit. Er weiß wenig von der selbst erschaffenen Noth der Stadtleute: wenig von den glänzenden Kleinigkeiten, welche allerlei Leidenschaften und Sorgen herbeirufen; wenig von den armseligen Empfindungen des Ehrgeizes, die so viel Zwist und Neid erwecken; wenig von dem steifen Zwang äusserer Höflichkeiten; wenig von den erkünstelten Zerstreuungen, die oft das edlere Selbst des Menschen tödten; wenig von den Schmerzen verfeinerter Laster und geschminkter Schändlichkeiten. Er ist einfacher, wahrer, wie die Natur einfach und wahr ist, die ihn umgibt. Sie selbst ist seine Lehrerin. Er hält am Wesentlichen fest und will nicht den Schein. Einfach sind seine Beschäftigungen. Sie sind beträchtlich genug, ihn vor den Verirrungen reicher Müßiggänger zu beschützen; die Anstrengung, welche sie von seinen Kräften fordern, ist die beste Pflege einer unverdorbenen Gesundheit.

So lange in den ersten Zeiten der Welt die Menschen Viehzucht und Ackerbau ihr Hauptgeschäft sein liessen, waren sie einfacher, wahrer und gleichsam Gott verwandter. Mit Erbauung der Städte und mit Erfindung künstlicher Bedürfnisse wurden die Menschen selbst unnatürlicher und künstlicher. Die edeln einfachen Sitten, und die ächte Lebensweisheit der patriarchalischen Vorzeit gingen verloren. Man hatte statt der Weisheit nur Gelehrsamkeit; statt der Wunder des Himmels und der Erde nur Bücher; statt der gesunden Vernunft lieber Spiele der Einbildungskraft. Nebendinge wurden zur Hauptsache des Lebens, und das Wichtigste und Heiligste ward kalte Uebung, oder Gegenstand des Spottes und Zweifels. Daher ist nicht selten gesehen worden, daß die Großen ihre Paläste und Könige ihre Thronen verliessen, um dem Getriebe der Ränke, der Ehrsucht, der Wollust, der Schadenfreude zu entfliehen, und in der Einsamkeit und Einfalt des ländlichen Lebens sich selber und ihre verlorne Ruhe wieder zu finden. Denn man ist nur ganz Mensch, wenn man wahr und natürlich sein kann; nicht loben muß, wo man tadeln sollte; nicht fröhlich sein muß, wo man trauern möchte; wo man für den äusserlichen Schein nicht das Wesentliche aufopfern muß, für das Kleid nicht die Gesundheit, für den Glanz des Hauses nicht dessen innere Glückseligkeit, für das Geld nicht den Genuß, für die Ehre nicht die Ehrlichkeit.

Leider ist zu beklagen, daß der Landmann, wie wir ihn meistens finden, selten fähig ist, den großen Vorzug seines

Standes zu erkennen und zu benutzen. Unwissenheit beraubt ihn fast aller Vortheile derselben; Aberglaube erstickt seinen gesunden Verstand; rohe Sitte, thierische, grobe Lust vertritt nur zu oft die Stelle natürlicher Einfalt; Saufen bis zur Betäubung, Fressen bis zur Ueberladung, werden die Krone seiner Freuden; er arbeitet mit seinem Vieh um die Wette; aber hat er sein Brod gewonnen, empfindet er selten ein Verlangen nach höherm Genuß, nach Ausbildung seines Verstandes und Herzens.

Richte draussen deine Geschäfte aus, und arbeite deinen Acker; darnach baue dein Haus, das heißt, die innere Glückseligkeit deines Hauses, deiner Familie (Spr. Sal. 24, 27)! so spricht die heilige Schrift. Der Mensch lebt nicht, um das tägliche Brod zu gewinnen und Kleider genug zu haben, seinen Leichnam zu bedecken. Was der Leib nöthig hat, soll herbeigeschafft werden; alle übrige Zeit soll der Veredlung des Herzens und Geistes angehören. Das ist der Beruf des Viehes, dem hungernden Magen Nahrung zu suchen, Vorrath auf den Winter zu sammeln, und sich ein bequemes Nest oder eine ruhige Höhle zu bauen. Der Mensch, welcher im Leben nicht mehr leistet, als für sein irdisches Wohlsein zu arbeiten und zu sorgen, stellt sich dem Thiere gleich. Er ist wohl zu beklagen; denn er vergißt das wahre und hohe Ziel seiner Erschaffung. Der mächtigste Fürst aber hat wahrlich kein erhabeneres Ziel im Leben, als der niedrigste Bauer und der ärmste Taglöhner. Der goldene Thron und die hölzerne Bank, der Purpurmantel und der Zwilchkittel, das hohe Fürstenschloß und das Strohdach der baufälligen Bettlerhutte sind bloße Nebendinge im Leben. Der Mensch selbst ist das Wertheste, und im Menschen ist es sein unsterblicher Geist. Darum richte draussen deine Geschäfte aus und arbeite deinen Acker; denn des Leibes Nahrung und Nothdurft geht jedem Andern vor. Die niedrigsten Bedürfnisse unserer thierischen Beschaffenheit müssen erst gestillt sein, ehe der Geist frei und thätig werden kann. Darnach aber, wenn das Nothwendigste gewonnen ist, baue dein Haus, vermehre deine und der Deinigen Glückseligkeit.

Die traurige Geistes- und Herzensverwahrlosung, in welcher leider die Landleute vieler Gegenden gefunden werden, gereicht ihnen weniger zum Vorwurf, als denen, welche von Gott Beruf und Pflicht haben, Väter und Beglücker des Volks oder Lehrer derselben zu sein. Abgestumpft durch Gewohnheit, sehen Nachlässige die Unwissenheit und Rohheit des Volks wie eine Sache an, welche in der natürlichen Ordnung der Dinge gegründet ist. Wie viel sind nicht der gepriesenen Männer am Ruder der Staaten, die im Landmann nur das öffentliche Lastthier sehen; seinen Wohlstand befördern, um größere Steuern von ihm nehmen zu können; den Anwachs der Bevölkerung begünstigen, um die Kriegsheere zu verstärken! Sie scheinen in unnatürlicher Verkehrtheit der Vorstellungen den Menschen so behandeln zu müssen, als wäre er für den Staat, nicht als wäre der Staat für den Menschen vorhanden. Die Schulen der Dörfer werden immer am letzten besorgt. Für edlere Erziehung und Bildung der ländlichen Jugend bemüht man sich nicht leicht, einen rühmlichen Wetteifer durch fürstliche Ermunterungen zu wecken; dagegen sind Preisverkündungen zur Verbesserung der Viehzucht etwas Gemeines.

Ja, so groß ist die verblendete Allmacht der Gewohnheit oder des Vorurtheils, daß man sich und Andere sogar überredet, eine bessere Erziehung in den Dörfern könne die Landleute mit ihrem Stande unzufrieden machen, und sie aus arbeitsamen, gehorsamen Menschen zu aufrührischen, bücherlesenden, Alles beurtheilen wollenden, städtische Sitten nachäffenden Halbklugen machen. Um solchen Irrthum in Gang zu setzen, pflegt man ihn mit wahren und halbwahren Sätzen zu vermengen, die übrigens gar keine Verbindung mit demselben haben; man pflegt so zu sagen: oberflächliches Wissen sei überall Gift; unvollkommene Aufklärung das Unglück der Leute; Gelehrsamkeit gehöre nicht dem, der die Erdscholle umbrechen oder das Vieh im Stalle füttern solle. Wenn dergleichen und andere Sätze allerdings ihr Wahres haben: ist darum jener Irrthum weniger ein Irrthum?

Der Landmann wird nicht darum arbeitsam, wirthschaftlich und der Obrigkeit gehorsam, weil er unwissend, abergläubig, roh, in wilden Freuden ausgelassen, und in Allem, was ausser seinem Stall und Acker liegt, unbehilflich ist. Sondern der rohe, unwissendste und groben, ausge-

lassenen Ergötzungen ergebenste Bauer ist der schlechteste Landwirth, der unordentlichste Hausvater, der unzuverlässigste Unterthan seiner Herrschaft. Das Unvollkommene und Schlechte kann nie zum Vollkommenen und Guten helfen. Die bessern Schulen und Erziehungsanstalten in Städten machen den Bürger menschlicher, in seinem Gewerbe sinnreicher, in seinem Eifer für Glück und Ehre des Thrones und des Vaterlandes hochherziger, gegen Einheimische gemeinnütziger, gegen Fremde wohlwollender.

Jesus Christus brachte das reinste Licht der Weisheit nicht den Palästen der Großen und den Bewohnern der Städte allein; er brachte es den ärmsten Hütten. Sein Wort ist die wahre Aufklärung, deren der Mensch bedarf, um in jedem Stande das höchste Lebensglück zu finden. Er rottete die falschen Einbildungen aus; er zerstreuete die Macht aberglaubiger Vorstellungen; er wies vom Staub empor auf das Göttliche; er ermahnte zur Genügsamkeit in Allem, was das irdische Leben forderte. So wir Nahrung und Kleider haben, sprach Paulus in Jesu Geiste, lasset uns zufrieden sein; trachtet vielmehr dem nach, was dort oben ist.

Dem Höhern nachzutrachten, was dort oben ist, wird keine Büchergelehrsamkeit erfordert; aber ein von Irrthümern freies und ein allem Guten offenes Gemüth. Es wird das Gottähnlichsein nicht errungen durch äussern Wohlstand oder durch Leibeskräfte, sondern durch das Streben des Geistes. Diesen Geist also sollen wir auch im ärmsten Landmann fähig machen, sich der von Jesu gebrachten Wahrheiten bemächtigen zu können. Darum sollen Vernunft und Verstand der ländlichen Jugend schon in den Schulen mit Sorgfalt entwickelt und geübt werden. Nur wer die Einsicht dessen hat, was besser ist, kann das Bessere wollen; der Unwissende und Rohe wird vom Elend hingetrieben, wohin er soll. Nur der Verständige wird sich grober Ausschweifungen schämen, und die Folgen des Schädlichen einsehen und meiden; der Unverständige ist die Beute thierischer Anreizungen. Nur der vernünftige Landmann hört auf, andere Stände zu beneiden und wider gemeinnützige Verordnungen und Gesetze des Landes zu murren, wider welche der alberne Eigennutz des Unvernünftigen lärmt. Nur der, dessen Geisteskraft gestärkt ward, indem man sie von den Fesseln altüblicher Vorurtheile befreite, wird auch über seine zartern Verpflichtungen richtiger urtheilen, für die der verwilderte, rohe Mensch ohne Sinn einhergeht; wird fähiger sein, die Verbesserungen seines ländlichen Gewerbes und häuslicher Einrichtungen zu betreiben, während der Unwissende blindlings erlernten Gewohnheiten folgt; wird in Ordnung und Reinlichkeit seiner Wirthschaft die wahren Stützen des Wohlstandes und körperlicher Gesundheit erkennen, während der Verwahrlosete in Verwirrung, Planlosigkeit und Unflath von einem Tag in den andern hinein lebt, gleich dem Thiere.

Wollet ihr Christen um euch sehen, so machet sie auch fähig, Christum zu begreifen und seine Lehre zu verstehen. Aber welch ein trauriger Anblick ist das Leben von einem großen Theile des Landvolks! — Dieser Unglücklichen sind viele, welche von Gott, von Jesu Christo, von ihrer Bestimmung, von der Ewigkeit, von ihren Pflichten auf Erden die verworrensten Vorstellungen haben. Da erwachsen sie unter der Zucht unwissender Aeltern, sehen deren rohe Beispiele, saugen deren armselige Begriffe und abergläubige Meinungen ein. Wenige Jahre gehen sie in eine Schule, wo der Lehrer, ohne Fähigkeit in seinem Beruf, den Unterricht aus Mangel bessern Erwerbes, um einen geringen Sold, ohne Aufsicht und Neigung treibt. Höchstens bringen die Schüler eine mäßige Fertigkeit im Schreiben und Lesen mit sich aus den Schuljahren, in denen sie alle Unarten und Rohheiten einer verwilderten Kindheit lernten und wieder lehrten. Man treibt sie zur Kirche von den ersten Kinderzeiten an und macht ihnen den Besuch des Gotteshauses zu einer herzlosen körperlichen Gewohnheit. Mit ihrer allzuungeübten Denkkraft sind sie nicht fähig, den Lehrvortrag ihres Pfarrers zu verfolgen und ganz zu verstehen. Oft ist der, welcher ihr Seelsorger sein soll, mehr um seine Einkünfte und Bequemlichkeiten, als um die Veredelung der ihm anvertrauten Seelen besorgt. Sie verharren in ihrer Blindheit, und glauben Gott hinlänglich durch hergesagte Gebete und Genuß der Sakramente befriedigt zu haben. Das ist Alles, was sie für ihre Seele thun. Die leiblichen Bedürfnisse zu stillen, brauchen sie den ganzen Aufwand ihres übrigen Lebens. Sie

arbeiten vom Morgen bis zur Nacht, und Andern in Glücksumständen gleichzukommen oder sie zu übertreffen, ist ihr äusserstes Ziel. Sie überlassen sich den Eingebungen ihrer thierischen Triebe, so weit es die bürgerlichen Gesetze oder die Verhältnisse ihrer Gesundheit und ihres Vermögens ihnen gestatten. Sie sterben endlich dahin, und sie haben nur gelebt und gearbeitet, um gelebt und gearbeitet zu haben. Ihr Geist, zur Ewigkeit berufen, ist am Ende der Laufbahn arm und unmündig, wie er arm und unmündig kam. Er kannte die Tugend Jesu nicht, und tröstete sich einer bessern Zukunft, ohne ihrer werth geworden zu sein.

Mit Trauern wende ich mich von diesem Bilde hinweg. O wie viel bleibt guten und weisen Menschen noch zu thun, um Glückseligkeit, die wahrhafte, um sich her zu verbreiten! Wie kann ich doch oft in Verlegenheit sein, und fragen: wo wäre, daß ich Gutes stiften könnte? Siehe jene Verwahrloseten, hilf ihnen, hilf wenigstens Einzelnen zu besserer Erziehung und Einsicht. Wodurch unterscheiden sie sich denn von den Heiden, die da Bilder anbeten, die Gebote Gottes nicht kennen, und für nichts als Nahrung und Kleider sorgen, und fleischliche Lüste befriedigen? Siehe, hier ist noch das Christenthum zu verbreiten, hier noch das Reich Gottes zu befördern! Gehe in die Hütte des Landmanns, in die Kammer des Dürftigen, wie Jesus Messias that, und hilf einem rohen Menschen menschlicher werden, und das Licht der bessern Erkenntniß in seiner Finsterniß anzünden! — Daß du einem Nackten Kleider, einem Hungrigen Brod reichst, ist schön, und doch ist es nur das leichte Werk eines Augenblicks, um die Noth weniger Augenblicke zu mildern. Aber das Almosen, welches du einer armen verwilderten Seele reichst, ist eine königliche lebenslängliche Gabe, eine Saat für ewiges Aernten. Gehe hin, wo deine Bekanntschaften dir es erlauben, auf die Vorsteher, Obrigkeiten und Lehrer zu wirken, daß sie sich der ländlichen Kinderzucht erbarmen. Hast du Vermögen, vereinige deine Gabe mit den Gaben Anderer, deinen Rath mit der Einsicht Anderer, um wenigstens in einer einzigen Gemeinde bessere Sitten, hellern Verstand, frömmern Sinn zu befördern. O, wer dessen sich rühmen darf, es gekonnt zu haben, der Retter mancher ohne ihn verloren gewesenen Seele zu sein, der hat auf Erden nicht vergebens gelebt!

XXXI.

Der Handwerker und Künstler.

Sirach 38, 35 — 39.

Die ihr geübt in Künsten seid,
Für Nothdurft und Bequemlichkeit
Des Erdenlebens sorgt und schafft,
Gott segne euch, Gott eure Kraft!

Ein goldner Stand ist Handwerksstand.
Sein freuet sich das ganze Land:
Von Armuth fern, vom Ueberfluß,
Wohnt in der Arbeit sein Genuß.

Und Fleiß füllt seine Hand mit Gut,
Und füllt sein Herz mit frohem Muth;
Stark wird er in der Sorgen Druck,
Und Ehrlichkeit sein schönster Schmuck.

Der König und der Handwerksmann,
Gott sieht nicht Rang und Namen an;
In jedem Stand der edle Sinn,
Der gilt vor Gott, der ist Gewinn.

Sobald sich auf Erden die Menschen nach ihrer Verbannung aus Eden auszubreiten anfingen, empfanden sie die vorher unbekannten Bedürfnisse des Lebens. Das war der Wille des Schöpfers. Allen andern Geschöpfen hatte er dunkele, unwiderstehliche Triebe gegeben, die ihnen heilsame Nahrung zu finden; ihren Leib mit Federn und Fellen bekleidet gegen den Wechsel der Witterungen; sie mit natürlichen angebornen Waffen versehen zum Schutz ihres Lebens gegen Gefahren. Aber den Menschen stellte Gott arm, wehrlos und nackt in die Welt, und gab ihm den Verstand, daß er, getrieben von der Noth, den Werth dieses Verstandes erkenne, sich Hütten baue, wo der Fels keine Höhle hatte, ihn zu verbergen; oder Kleider, oder Geräthschaften, Waffen und allerlei Werkzeuge erfinde, zu seiner Nahrung, Lebenserhaltung und Bequemlichkeit. Da ward Tubalkain der Meister in allerlei Erz und Eisenwerk; Jubal lehrte die Kunst der Musik.

Mit der Erweiterung der menschlichen Erfahrung und Einsicht wurden die Handwerke und Künste vollkommener; ihre Gewerbe dem Menschen unentbehrlicher, es mochte zum Nutzen sein oder zur Verannehmlichung seiner Tage. Der Hirt und der Ackermann können der Handwerker so wenig mehr entbehren, als der Gelehrte, welcher sein Leben den höhern Wissenschaften weiht, oder als der Kriegsmann, oder als der Fürst auf seinem Throne. Darum ist der

Stand der Handwerksleute und Künstler in allen Ländern geehrt.

Um das Feld zu bauen, oder die Viehheerden zu behandeln, ist weniger Anstrengung des Verstandes oder Geschicklichkeit vonnöthen, als zur Ausübung eines Handwerks und einer Kunst. Zur Erlernung derselben sind schon mehrere Jahre vonnöthen. Dadurch erhebt sich dieser Stand über den des gemeinen Landmanns, wie des Taglöhners. Aber theils durch die größere Uebung seines Nachdenkens, theils durch einen vermehrten Wohlstand, verfeinern sich auch seine Sitten. Demungeachtet hat er weder den Ueberfluß reicherer Stände, noch deren ausgebreitete Einsichten und Kenntnisse; aber auch nicht die Verweichlichung und Verdorbenheit der Sitten, die in den höhern Ständen leider oft zu allgemein ist.

Es steht demnach der Stand des Handwerkers zwischen Rohheit und Unwissenheit des gemeinen Landmanns und der unmäßigen Verfeinerung und Ueberbildung des Reichern; er steht zwischen der Armuth und dem Ueberfluß in glückseliger Mitte, und ist gleich entfernt von den Lastern und Plagen, die der rohen Unwissenheit und der übertriebenen Verfeinerung, oder der quälenden Armuth und dem üppigen Wohlleben anzuhängen pflegen. Daher findet man noch jetzt fast in allen Ländern bei Handwerkern und Künstlern die meiste Verständigkeit und Gottesfurcht neben Einfalt und strengen Sitten. Man betrachtet sie als die wahre Kraft des Staats. Gleich weit entfernt von bäuerischer Rohheit und den Ausschweifungen des müßiggehenden Reichthums ist bei ihnen die meiste Tugend, Rechtlichkeit, Arbeitsamkeit und Vaterlandsliebe gleichsam einheimisch.

Auch war es aus diesem Mittelstande, aus welchem Jesus Christus am liebsten seine ersten Schüler wählte. Hier fand er den unverdorbensten Sinn für Wahrheit und Frömmigkeit; er kannte den Eigendünkel, den stolzen Uebermuth und den Leichtsinn der Großen, wie den Aberglauben und die Verwahrlosung des Verstandes und Herzens der Niedrigsten im Volk. Wir wissen, daß Petrus ein Fischer, Lukas ein Arzt war, daß Paulus Teppiche wirkte. Nur der Handwerker und Künstler ist durch sich selbst ein freier, unabhängiger Mann; aber Unabhängigkeit ist eine der wichtigsten Bedingungen, unter allen äussern Schicksalen rechtschaffen zu bleiben. Der verstümmelte Krieger, der verstoßene Fürst, der um sein Vermögen betrogene Reiche, müssen eben so gut von der Gnade Anderer leben, als der seines Ackers und seiner Viehheerden beraubte Hirt und Landmann, während der Handwerker aller Orten durch seine Geschicklichkeit Brod findet, und mit geringerm Aufwande die dazu nöthigen Werkzeuge und Mittel herbeischaffen kann.

Alle diese Vorzüge, welche der Natur dieses ehrenvollen und glücklichen Standes eigen sind, machen ihn für das irdische Leben zu einem der nützlichsten und für das innere, christliche Leben zu einem der vortheilhaftesten. Er führt an den Gefahren des Reichthums und der Armuth vorüber; durch Arbeit und Mäßigkeit zur Sittenstrenge und Kraft, durch vielfache Gelegenheit zur Ausbildung des Geistes, die der Niedrigere im Volk leider oft entbehren muß, und durch die Stellung, welche er zwischen dem Geringsten und Vornehmsten, dem Aermsten und Reichsten einnimmt, die alle seiner Hilfe bedürfen, zu einer Mannigfaltigkeit von Verhältnissen im gesellschaftlichen Leben, die kein anderer Stand, so wie dieser, hat, und zur Vollstreckung jeder Tugend Anlaß darbietet.

Verständigkeit, Gottesfurcht und Einfalt der Sitten soll es sein, was den Künstler und Handwerker genz eigenthümlich bezeichnet, ihm den meisten Werth gibt, und ihn allen andern Ständen ehrwürdig macht. Verständigkeit, Gottesfurcht und Einfalt der Sitten sollen sein höchstes Bestreben sein; die Stellung selbst schon, welche er in der Welt einnimmt, erleichtert ihm die Erreichung dieses Ziels mehr denn vielen Andern.

Er ist folglich sein eigener Feind, wenn er seinen Stand verachtet, und gegen die Vortheile desselben blind ist. Dieser Stand gibt ihm, was er zur Nothdurft bedarf. So wir Nahrung und Kleider haben, sprach Paulus, lasset uns genügen. Nach größerm Reichthum sollen wir nicht trachten, aber wohl nach größerer Vollkommenheit des Herzens. Wer in diesem Stande nicht glücklich sein kann, wird es in keinem andern werden, weil er die Quellen aller Unzufriedenheit mit sich nimmt, wohin er geht. Er wird von Begierde nach Gold und Gut und Aufwand geplagt; und könnte man

ihm geben, wonach ihn gelüstet, seinen Durst nach Reichthümern würden die Reichthümer selbst nur vermehren. Wer nicht mit Wenigem genügsam sein kann, wird mitten im Golde arm bleiben. Er wird von Begierde nach Ehre und Ansehen geplagt; er glaubt in einem andern, höhern Stand mehr leisten zu können, mehr Ruhm zu ärnten; er bildet sich ein, mehr Talente zu haben, als er für sein Gewerbe braucht. Er möchte Gelehrter sein, oder Feldherr, oder als Obrigkeit herrschen. — Ach er hat nicht mehr Talente, als er zur höchsten Vervollkommnerung seiner Kunst, oder zur vortrefflichsten Einrichtung seines Hauswesens bedarf; sondern er hat mehr Hochmuth und Selbstdünkel, als seinem Glücke ersprießlich ist. Es fehlt ihm dagegen das Wesentlichste: Verständigkeit, Gottesfurcht und Sinn für Einfalt der Sitten.

Gottesfürchtige, verständige Männer warten treu ihres Berufes, und fühlen sie sich im Besitze größerer Geisteskraft, so wenden sie dieselbe zur Verbesserung ihrer Geschäfte und zur Verschönerung ihres häuslichen Lebens an. Ihre ausgezeichneten Naturgaben erregen nicht größere Hochachtung, als die weisen Anwendungen derselben. So sah man aus tiefer Armuth oft durch Fleiß, Ehrlichkeit und große Geschicklichkeit in Benutzung der Mittel und Zeiten Leute zu großem Vermögen, zu Ehren und Ansehen aufsteigen, die vielleicht von einem Thron herab auch Millionen Menschen wohl regiert haben würden. Aber immer blieben sie, auch im Reichthum und in der Fülle des Ansehens, was sie vorher waren, treu ihrem Berufe, verständig, gottesfürchtig und einfältig in ihren Sitten. Wer nicht einmal im Stand ist, durch seine Geistesgaben, mit denen er prangen möchte, sein kleines Gewerbe auf den Gipfel der Vollkommenheit zu erheben: wie wird der im Stande sein, in schweren Stellen, von denen er nur die schimmernde Aussenseite kennt, etwas Vollkommeneres zu leisten? Es ist nicht die Geschicklichkeit und das Uebermaas seltener Kraft, was die Thoren anreizt, über ihren Stand hinauszuschreiten, sondern der Hochmuth. Sie enden gewöhnlich damit, Spott zu ärnten, statt des Lobes, und das Sprichwort zu erwahren: Hochmuth kommt vor dem Fall.

Alle trösten sich ihres Handwerks, spricht der weise Jesus Sirach (38, 35 — 39) in der heiligen Schrift, und ein Jeglicher fleißigt sich, daß er seine Arbeit kenne. Man kann zwar ihrer in der Stadt nicht entbehren, aber man kann sie nirgends hinschicken; sie können der Aemter auch nicht warten, noch in der Gemeinde regieren. Sie können den Verstand nicht haben, die Schrift zu lehren, noch das Recht und Gerechtigkeit zu predigen. Sie können die Sprüche nicht lesen, sondern müssen der zeitlichen Nahrung warten; und denken nicht weiter, denn was sie mit ihrer Arbeit gewinnen mögen.

Es ist leider vieler Orten in unserm Vaterlande die Unverständigkeit der Handwerker an die Stelle der Verständigkeit ihrer Väter getreten. Sie schämen sich ihres Berufes, und möchten etwas Vornehmeres werden; sie klagen über Mangel des Verdienstes, und glauben, vor Zeiten wäre durch ihr Gewerbe mehr zu gewinnen gewesen. Wer hört in dieser Sprache nicht die Stimme des hoffärtigen Wesens und der unzufriedenen Habsucht? — Auch in unsern Zeiten ist der Handwerker mit seiner Geschicklichkeit so unentbehrlich, wie vor Zeiten; aber die Alten haben sich ganz ausschließlich ihrer Kunst gewidmet; sie wollten nicht zugleich Gelehrte sein, Bücher schreiben, oder Rathsstellen bekleiden. Besaßen sie feine Urtheilskraft, Klugheit, Kenntniß, Geistesgegenwart mehr denn Andere: so wandten sie alle diese Eigenschaften zur Erhebung ihres Gewerbes an. Der ward der Vornehmste, der die vortrefflichste Arbeit lieferte; der ward der Angesehenste, und genoß das allgemeinste Vertrauen, der unter ihnen der Rechtschaffenste und Ehrlichste war; der ward der Reichste, welcher im Hauswesen am einfachsten und genügsamsten, bei der Arbeit aber am frühesten auf, am spätesten davon war. Diese Verständigkeit machte aus schlechten Zeiten gute Zeiten, aus Wenigem viel.

Dagegen erblicken wir heutiges Tages hin und wieder eben bei denen, welche die vortrefflichsten Geistesgaben zu besitzen glauben, die größte Verkehrtheit und Unfähigkeit des Verstandes. Sie lernen in ihrer Jugend allerlei, aber das am wenigsten, was zur Verbesserung ihres Gewerbes dienen kann. Sie beschäftigen sich neben ihrem Handwerk mit Nebendingen, wor-

über sie die Vervollkommnung ihrer Kunst vernachlässigen, und Andern den Vorzug überlassen müssen. Sie wollen reich werden, aber nicht dazu den ersten Schritt thun; der erste Schritt zur Wohlhabenheit heißt Genügsamkeit bei Fleiß. Wohl aber sieht man sie reich thun, ohne reich zu sein. Sie wollen Pracht im Hausgeräthe, Zierlichkeit in Kleidern, Wohlleben bei Tische, alle Tage kostspielige Erholungen nach der Arbeit. Dazu reicht nicht immer der Verdienst ihres Fleißes hin; sie fangen an, ihre Waare theurer zu geben, und man geht von ihnen; sie liefern schlechtere Waare, und man kauft sie nicht; sie versuchen Betrug, und verlieren das Zutrauen. So entsteht Armuth statt Wohlstand, und das thörichte Klagen über schlechte Zeiten nimmt überhand. Die Zeiten nicht, sondern die Menschen sind schlecht. Wer einfach lebt, immer weniger ausgibt, als verdient, daher wohlfeiler arbeiten kann, hat den meisten Verkehr; wer den meisten Verkehr hat, kann die bessere Waare liefern; wer gute Waare gibt, hat nicht Ursache, zu Betrügereien, Verfälschungen und Uebervortheilungen seine Zuflucht zu nehmen.

Schon die Erziehung, welche viele Handwerksleute ihren Kindern geben, pflanzt bei diesen Unzufriedenheit in ihrem Stande. Sie geniessen in den Jugendtagen ein bequemes Wohlleben, gehen zierlich geputzt einher, und werden zu einem Aufwand gewöhnt, den sie nachher, wenn sie ihn durch den Gewinn ihrer Arbeit bestreiten sollen, nur mühsam oder gar nicht befriedigen können. Dann wird ihnen ihr Stand verhaßt; sie versuchen es mit andern Dingen, pfuschen in mancherlei Gewerben, und enden mit gänzlichem Verderben.

Andere lassen ihre Söhne höhere Wissenschaften erlernen, und glauben, ihnen dadurch ein besseres Loos zu verschaffen, als das Handwerk gewähren kann. Aber sie bedenken nicht, daß keinesweges der Stand, sondern der Mensch in demselben, das bessere Loos erwirbt; daß ohne Genügsamkeit, Fleiß und ausgezeichnete Kenntnisse der Mensch überall Noth leidet und elend umhergeworfen wird; daß ohne große und mächtige Verbindungen in den höhern Ständen Keiner darin so leicht sein Glück macht. Daher sieht man manche verdorbene Gelehrte, verdorbene Kaufleute, ärmliche Schreiber und Andere, die sich eines nahrhaften Handwerks schämten, bei wohlhabendern Künstlern und Handwerkern ihr kümmerliches Brod suchen und betteln. Dahin brachte es die Unverständigkeit ihrer Aeltern, die sich über ihren Stand hinaufschwingen wollten, und die Vortheile desselben nicht einsahen.

Gleiche Fehler hat der Hochmuth bei Erziehung der Töchter unter vielen Handwerksleuten gemein gemacht. Man kleidet sie gleich Töchtern reicher Häuser, verzärtelt sie bei leichten Geschäften, statt sie vollkommen fähig zu machen, einer bürgerlichen Haushaltung mit Sparsamkeit, Ordnung, Reinlichkeit, Geistesgegenwart und unverdrossener Thätigkeit vorzustehen. Man läßt sie im Tanzen, Zeichnen und in musikalischen Künsten unterrichten, um mit ihnen glänzen zu können; man hält sie zur Bücherleserei an, und glaubt ihren Geist zu veredeln, wenn man durch Empfindeleien und Träumereien der Einbildungskraft ihr Herz verdirbt und ihren Verstand schwächt. Man hofft sie damit würdiger zu machen, sie an Personen von vornehmen Ständen zu vermählen. Aber man vergißt, daß vornehme Stände ihren Stolz und ihre Vorurtheile haben, wie die geringen; daß der Vornehmere größern Geldaufwand zu machen genöthigt ist, als der Geringere. So geschieht denn, daß die mit möglichster Unklugheit erzogenen Handwerkerstöchter für höhere Stände zu arm, und für Ihresgleichen zu vornehm sind. Sie haben, statt des besten, das schlechteste Loos. Sie verblühen entweder unvermählt, verlassen, oder haben eine unglückliche Ehe.

Die Nachäffung höherer Stände, der unverhältnißmäßige Aufwand der Handwerksleute, das hochmüthige Streben, in andern Ständen zu glänzen, ist die Ursache, daß so viele Personen heutiges Tages bei ihrem Gewerbe zu Grunde gehen, und zu unredlichen Mitteln greifen müssen. Die Verständigkeit der Alten fehlt, daher hat das Handwerk keinen goldenen Boden mehr, wie vor Alters. Nicht der Stand ehrt den Mann, sondern der Mann muß den Stand ehren. Es ist kein Stand, worin es nicht verachtungswerthe und verachtete Menschen gibt; so im geistlichen wie im weltlichen, so im Lehr- wie im Wehrstande, so unter Edelleuten wie unter Bauern. Wer in seinem Fache der Beste ist, dem erwirbt

sein Stand bei Hohen und Niedern die meiste Ehre, von Gott den meisten Segen. Aber Unsegen ruhet auf Hochmuth, Lust am Müßiggang und Sittenlosigkeit.

Willst du in den Verhältnissen, worein dich Gott versetzt hat, Ruhm, Wohlstand und häusliches Glück gewinnen: so schäme dich nicht deines Standes, sondern deiner Eitelkeit, deiner Großthuerei, deines Müßigganges, deiner Ungeschicklichkeit neben Andern. Lerne alle Vortheile deines Berufes kennen, und treibe ihn mit solchem Fleiße und solcher besondern Sorgfalt und Fähigkeit, daß dich keiner darin übertreffe. Gab dir Gott besondere Verstandeskräfte, so beweise sie in Vervollkommnerung deiner Arbeiten. Bist du dahin gekommen, daß du den Besten in deiner Kunst gleich stehst, wirst du nicht geringern Verdienst haben, als sie. Aber dein großes Bestreben soll sein, durch Forschen und Nachdenken und ämsiges Schaffen endlich auch diejenigen zu übertreffen, welche bisher das Beste geleistet haben. So ehrest du deinen Stand, und er gibt dir mit reichem Wucher die Ehre zurück, die du ihm erwirbst.

Dann wird nie das niederträchtigste aller Laster bei dir erwachen, der Neid — der Handwerks- und Brodneid, welcher zu unsäglichem Verdruß und zu dem traurigen Verderben des Gemüths führt. Wen Gott segnen will, dem sollst du es nicht mißgönnen. Wenn Kunst, Geschicklichkeit und Fleiß dich aber in den Stand setzen, den Beneideten in Güte und Preis der Waare zu übertreffen: dann hört er auf, für dich beneidenswürdig zu sein; du wirst es selber.

Das zuverlässigste Mittel, den schändlichen Brod- und Handwerksneid von sich zu verbannen, besteht neben der Verbesserung eigener Geschicklichkeiten in der Einfalt der Sitten, Eingezogenheit des Wandels, Genügsamkeit mit Wenigem, Vermeidung alles Entbehrlichen. Nur so wird Wohlhabenheit gewonnen. Prahlerei macht lächerlich; großer Aufwand, der unsere Einnahme übersteigt, macht verdächtig; Betrügerei macht verächtlich. Aber eingezogen und sparsam leben, erwirbt Vertrauen; wenig ausgeben und viel verdienen, bringt Ehre; einfaches Hausgeräth, geringe Kost machen keine Schande, wohl aber unbezahlte Schulden und rückständige Zinsen. Schöne Kleider nach dem neuesten Geschmack verschaffen kein Ansehen; aber der Ruf von deiner Häuslichkeit, von dem stillen Wachsthum deines kleinen Vermögens, erwirbt dir Zuversicht und Hochachtung bei den Leuten. Mancher, der seinen Stand verlassen hat, um zu glänzen, ärntet überall Achselzucken; wer sein Geschäft aber recht führt, so gering es auch gelten möge, hat vor dem Könige und Bauer Lob.

Nähre und kleide dich und die Deinigen deinem Stande gemäß; nicht deinem Stande, sondern deinen Einkünften, nicht deinen Einkünften, sondern deiner höchsten Nothdurft gemäß. Denn wer ausgibt, was er einnimmt, ist Bettler, wenn die bösen Tage eintreten. Erziehe deine Kinder in Verständigkeit, Sitteneinfalt und Gottesfurcht. Warne sie vor der Gefahr, sich über ihren Stand zu erheben. Reichthum ist nirgends wohlfeil; aber in jedem Stande wird er durch Mäßigkeit, Arbeitsliebe und treue Redlichkeit zuwege gebracht. Halte deine Kinder einfach. Härte sie früh durch nützliche Arbeiten ab, ohne deswegen die Ausbildung ihres Verstandes durch Erlernung nützlicher Kenntnisse zu versäumen. Denn der Unwissende bringt es in keiner Kunst weit. Gib deinen Kindern kein bequemeres und behaglicheres Leben bei dir im Hause, als sie dereinst selbst im Stande sein werden, sich durch Mühe und Arbeit zu verschaffen. Wohl Alle, die es in deinem Stand jemals zum meisten Vermögen und Ansehen gebracht haben, lebten in früher Jugend dürftig, mußten sich unter großer Noth emporarbeiten, und stärkten eben damit ihre Kraft zum Mühsamsten und Schwersten.

Die Grundlage aber zu Allem ist Gottesfurcht. Ohne frommen Sinn, der in der Noth auf den Vater im Himmel hofft, im Wohlstand den Segen des Ewigen erkennt, ist alle Mühe und Arbeit eitel. Wo man noch den Handwerksmann in der Woche von der Frühe bis zum Abend in der Werkstatt, am Sonntag in der Kirche sieht, im Wirthshause und Tanzsaale selten; wo noch Ehrlichkeit über Klugheit geht: da wird man wenig von Armuth wissen, und von keinen davon gelaufenen Betrügern hören.

Bete und arbeite! — Wo Gottesfurcht fehlt, kehrt die Menschenfurcht ein. Da ist aller Fleiß ohne Lohn, und alle Geschicklichkeit ohne Vortheil. Was die Hand erwirbt, verzehrt das Laster. — Die Halbwisserei, die falsche Aufklärung, das Ge-

lehrtthun der Handwerker endet gewöhnlich im Schuldthurm oder auf der Landstraße am Bettelstab. Christum lieb haben ist besser denn alles Wissen, Gottesfurcht aller Weisheit Anfang und Krone; sie bewahrt uns in Mäßigung, Treue und Redlichkeit; sie führt uns wohlwollend zu allen unsern unglücklichen Brüdern, ihnen nach Kräften beizustehen; sie gibt uns bei saurer Mühe Kraft und Muth, im Leiden ein freudiges Herz, im Sterben eine selige und gewisse Hoffnung zum ewigen Erbarmer. O, was ist aller Reichthum der Welt, alles Ansehen vor den Menschen gegen diese Hoffnung! Auch mir, auch mir, mein Gott und Herr, verleihe sie durch Jesum Christum, Deinen geliebten Sohn! Amen.

XXXII.

Hochachtung vor jedem Stande.

1 Petr. 2, 17.

Von Dir in diese Welt gerufen,
Stehn, Schöpfer, alle Menschen hier,
Auf höhern und auf niedern Stufen
Der Kräfte, die Du gabst, vor Dir,
Nie gleich einander an Gestalt,
An Neigung, Ständen und Gewalt.

Wer eitler Ehre gern entbehret,
Und Tugend am Geringen gern
Erkennt und schätzt und ehrt, der ehret
Der Niedrigkeit und Hoheit Herrn.
Wohl, wohl ihm; denn Bescheidenheit
Ist aller Stände Herrlichkeit.

Jeder Sterbliche hat hienieden seinen Werth. Und so ungleich auch Gott die Güter des Glücks unter seine Kinder vertheilt, sind sie darum nicht minder alle *seine* Kinder, sind sie darum nicht minder alle vor Gott *meine Brüder*. Einst verlieren sie diese Glücksgüter. Dann stehen die Seelen wieder in ihrer ursprünglichen Gleichheit da.

Ich bin daher jedem Menschen schon deswegen, daß er Mensch ist, Achtung schuldig. Und wenn er der Aermste, der Elendeste wäre, wenn er nichts hätte, kein Obdach, keine Nahrung, keinen Freund: er ist Mensch, er ist mein Miterschaffener. So wie ich für mich selbst, ohne Rücksicht auf mein Vermögen, auf meinen Stand, auf meine Geschäfte, schon als Mensch Anspruch auf die Achtung von Meinesgleichen mache: so hat sie auch Jeder von mir zu fordern.

Je mehr Vorzüge ein Sterblicher erworben hat, je mehr Achtung verdient er allerdings. Denn es liegt in unserer Natur, daß wir das Bessere, das Vollkommenere hochschätzen, weil wir alle nach Vollkommenheit ringen.

Daher genießt derjenige unsere Ehrfurcht in vollem Maase, der sich Verdienste um das Vaterland erworben hat, sei es durch Tapferkeit auf dem Schlachtfelde, wo er sein Leben daran wagte für das Wohlergehen und zum Schutze seiner ruhigen Mitbürger, oder auf andere Weise, indem er vielleicht ein Wohlthäter der Menschheit ward durch nützliche Entdeckungen, oder durch seine Kenntnisse, oder durch Anstalten, vermittelst welcher viele seiner Nebenmenschen Verdienst und Nahrung fanden. Eben so sind wir gewohnt, einen ausgezeichnet tugendhaften Mitbürger zu ehren; denn er hat schon Stufen der Vollkommenheit erstiegen, zu welchen wir erst emporstreben. Wir bewundern den Großmüthigen, welcher seine Feinde mit Güte überhäuft, während es in seiner Gewalt stand, sie zu vernichten. Wir bewundern den Edeln, welcher seine ganze Lebenszeit in Sorge und Noth, oft im Mangel verlebt, nur um andere Menschen durch sein nützliches Bemühen zu beglücken.

Im gewöhnlichen Leben aber pflegen wir auch selbst solchen Personen eine wenigstens *äusserliche Achtung* zu bezeugen, welche durch zufällige Verhältnisse gewisse Vorzüge bekommen. Denn an sich selbst verdient wohl kein Mensch geehrt zu werden, weil er reicher ist, als ein anderer; weil er kostbarere Kleidung und Wohnung besitzt; weil er, statt in niederer Hütte des Landmanns, im Palast des Fürsten geboren ward. Hier ist unsere Achtung mehr den Gütern gewidmet, als derjenigen Person, welche sie besitzt. Doch auch diese Art Hochachtung ist billig. Es ist anständig, daß wir denjenigen, welche Gott in einen mächtigen Wirkungskreis stellte, Hochschätzung beweisen, wodurch wir sie aufmuntern, die ihnen vom Schöpfer verliehenen Mittel auf die weiseste und menschenfreundlichste Weise anzuwenden.

Aber tadelnswürdig ist es dagegen, wenn wir nur denjenigen Ehrfurcht bezeugen oder Achtung, welche höher stehen, als wir, und wenn wir dagegen Geringschätzung gegen diejenigen Personen beweisen, welche im bürgerlichen Leben nicht Unsersgleichen sind, oder einige Stufen tiefer stehen, als wir. — Hochachtung gegen Jedermann ist die

Aeusserung einer der liebenswürdigsten meiner Christentugenden, nämlich der Bescheidenheit. Geringschätzung Anderer aber deutet auf den in mir wohnenden Stolz.

Jeder nützliche Bürger im Vaterlande hat das Recht, Werthschätzung von seinen Mitbürgern, von Hohen und Niedern, zu verlangen. Es ist kein Handwerk, kein Gewerbe so niedrig, kein Amt so hoch, es hat im Lande seinen Nutzen. Es gibt keinen Stand, der dem Vaterlande Dienste leistet, der nicht ehrenvoll wäre. Eben diese Mannigfaltigkeit der Verrichtungen, Geschäfte, Lebensarten und Stände macht es, daß Jedermann seine Kräfte auf die wohlthätigste Weise für andere Menschen anwenden kann. Eben dadurch werden wir in diesem Leben Alle einander nothwendig und verbunden. Eben dadurch können wir den Sinn des göttlichen Wortes erfüllen, daß Einer dem Andern diene, Jeglicher mit der Gabe, die er vom Herrn empfangen hat. — Nehmet auch nur den niedrigsten der Stände, die geringste aller Berufsarten aus dem bürgerlichen Leben hinweg, und wir werden die große Lücke fühlen; wir werden einen Mangel leiden, der sich in allen Ständen empfindlich machen wird. Wir müssen froh sein, daß sich Menschen finden, diese oder jene Beschäftigung zu treiben, welche für uns selbst zu beschwerlich sein würde; wir müssen ihnen danken, daß sie es übernehmen, und unser Dankgefühl äussert sich in der Achtung für ihre vielleicht nicht glänzende, aber doch nothwendige Berufsart.

Demungeachtet ist es einer der gemeinsten Fehler, daß so gern ein Stand verächtlich auf den andern hinabblickt; daß jeder sich über den andern erheben will, und seinen Werth oft in Vorzügen geltend machen möchte, die an sich selbst gar keine Vorzüge zu heißen verdienen.

Wie verächtlich sieht oft der stolze Handwerksmann auf den harten Beruf des Landmanns nieder; wie verächtlich wieder der Künstler auf den Handwerker; der Kaufmann auf beide; der Gelehrte auf den Kaufmann; der Soldat auf den Geschäftsmann; der Beamte auf den Krieger; der Edelmann auf den gemeinen Bürger; der höhere Adel auf den niedern; der Fürst auf den Adel der Unterthanen! Wie gewöhnlich ist dieser Fehler unter Christen, welche als wahre Weise nicht nach dem Scheine, sondern nach dem wirklichen Werthe, alle Verhältnisse schätzen sollten! Wie häufig sehen wir nicht solche Christen, deren Herz voll Neides ist gegen die Höhern, und voll Stolzes gegen die Niedern!

Vor Gott gilt nicht das Ansehen der Personen. O mein Christ, und warum gilt es vor dir? Vor Gott ist Jedermann angenehm, welcher in seinem Berufe gerecht und vollkommen ist, sei dieser Beruf glänzend oder nicht. O mein Christ, warum erhebt oder erniedrigt denn bloße Berufsart in deinen Augen schon den Menschen? — Nicht sein Beruf, nicht sein Amt ehrt den Menschen, oder entehrt ihn; sondern er macht seinen Beruf ehren- oder schandvoll.

Diese gegenseitige Verachtung und Nebenbuhlerei der Stände, diese von Geschlechtern oft zu Geschlechtern forterbenden Vorurtheile haben ihre ersten Quellen in der Selbstsucht einzelner Personen, welche, weil sie lebhaft fühlen, daß sie ohne eigenen Werth, ohne innere Würde sind, sich solche durch Aussendinge, durch allerlei Umgebungen, durch den Stand, durch die Berufsart verschaffen wollen, worin sie stehen. Sie wollen ihren Stand erhöhen, um sich selbst preisen zu können: sie wollen Andere geringschätzig machen, um eigene Vorzüge ansehnlicher werden zu lassen.

In den Augen des unbefangenen Weisen, des wahren Christen, gewinnen diese Selbstsüchtigen nichts. Dem Nachfolger Jesu ist Jeder ehrenwerth, welcher seinen Beruf ehrwürdig zu machen weiß. Jesus, der Gottmensch, wählte seine Freunde, seine Vertrauten und Jünger, ohne Ansehen des Ranges, oft aus den untersten Ständen des Volks. Er wählte den armen Fischer zu seinem Vertrauten, er, zu dessen Füßen heute die Könige des Erdballes anbetend liegen.

Jeder Stolz ist ein Wahnsinn, eine Krankheit der Seele, durch welche sie unfähig wird, Schein und Wesen, Irrthum und Wahrheit zu unterscheiden. Der Stolze fordert Ehrerbietung, ohne zu bedenken, daß solche Empfindung bei Andern nicht durch äusseres Prunken erweckt, nicht durch den Zufall erzeugt, nicht durch Gewalt ertrotzt werde. Er legt dem, was ihm zugehört, einen übertriebenen Werth bei, und schmeichelt und verehrt sich selbst in seinen Einbildungen, ohne zu bemer-

ken, daß er Andern damit Anlaß zum Spott und zur Geringschätzung gibt. Er ist wie ein Bezauberter, welcher an sich auch das kleinste Gute größer sieht, als es ist, und an allen Andern das größte Gute unendlich kleiner, als es ist.

Eine andere Quelle der gegenseitigen Verachtung und Geringschätzung der Stände und Berufsarten ist der übliche Innungsgeist, das heißt, jenes löbliche Ehrgefühl, mit welchem jeder Stand, jedes Gewerbe seine Angelegenheiten und seine Mitglieder behandelt wissen will.

Wohl ist dieses Ehrgefühl löblich zu nennen, weil es ursprünglich darum hervorgerufen wurde, damit Keiner durch unwürdige Handlungen seinen Stand, sein Gewerbe schände. Die Ehre ist überall das kräftigste Hilfsmittel der Tugend gewesen, und ersetzt wohl oft bei ganz sinnlichen Menschen die Stelle derselben. So wie die Tugend zuletzt in unserer Brust eine Achtung gegen uns selbst erzeugt, daß wir uns nie unter uns selbst erniedrigen mögen: so bewirkt ein Aehnliches das Ehrgefühl. Nur achtet das Ehrgefühl mehr auf das Urtheil der Menschen, die Tugend aber mehr auf das Urtheil des innern Richters und Gottes. Daher ist die Tugend immer in allen Jahrtausenden, in allen Ländern die gleiche Tugend gewesen; aber das Ehrgefühl und die Ehre sind verschieden und abändernd nach den verschiedenen Ländern, und wie die Zeiten und Sitten anders werden.

Das Ehrgefühl, als Hilfsmittel in den Händen der Tugend, ist eins der kräftigsten, den Menschen vor schlechten und verwerflichen Handlungen zu bewahren, und zu großen, guten Gesinnungen und Thaten zu begeistern. Löblich ist es daher, wenn es nicht nur den einzelnen Menschen in seinem Lebenswandel begeistern hilft, sondern wenn es auch die Mitglieder einer ganzen Genossenschaft, eines Landes, einer Stadt, eines Standes, eines Gewerbes beseelt, daß der Verein Aller nicht durch eine unwürdige Handlung entweiht werde.

Aber dies Hilfsmittel, ohne Vorsicht angewandt, entartet leicht, und verwandelt sich in feindseligen Stolz, wenn es den Glanz der Genossenschaft nicht in der Vermehrung ihres innern Werthes, sondern in der Verminderung des Ansehens von Andern zu bewirken trachtet. So entsteht, statt rühmlicher Nebenbuhlerei in allem Edeln und Schönen, ein leeres Prunken, ein Nebenschverachten alles Uebrigen. So entsteht, statt des hohen Vaterlandsgefühls, verderblicher Nationalhaß; statt des Wetteiferns der Stände zum Wohl des Standes, eine kleinliche Ruhmredigkeit, gegenseitige Herabsetzung, und innere Zwietracht.

Hier ist es, wo der Nachfolger Jesu nicht den irrenden Schritten des großen Haufens folgt: hier ist es, wo der bessere und weisere Mensch Jesu Christi Befehle einem falschen Ehrgeize vorzieht; hier ist's, wo er mit dem göttlichen Gesetzgeber der Geisterwelt spricht: „Wer da will der Vornehmste, der Ruhmwürdigste, der Edelste sein von Allen, der sei der Andern Diener; gleichwie des Menschen nicht gekommen, daß er ihm dienen lasse, sondern daß er diene, und gebe sein Leben für Viele.“ (Matth. 20, 28).

Die gegenseitige sich oft und traurig äussernde Verachtung der Stände ist dem Geiste Jesu, dem Sinn meiner beseligenden Religion widerstreitend. Thut Ehre Jedermann! — so spricht das göttliche Wort zu meinem Herzen! — Habet die Brüder lieb! Fürchtet Gott! Ehret den König! (1 Petri 2, 17.) — Ein Jeglicher sei gesinnt, wie Jesus Christus auch war, welcher, ob er wohl in göttlicher Gestalt war, hielt er es nicht für einen Raub, Gott gleich zu sein, sondern äusserte sich selbst, erniedrigte sich selbst und ward gehorsam bis zum Tode, ja zum Tode am Kreuze. (Phil. 2, 5 — 8.)

Es gibt keine Sünde, die nicht den Tod gebiert. Auch die Verachtung der Stände, dies Verbrechen gegen den Frieden des geselligen und bürgerlichen Beisammenlebens, bringt früher oder später, aber immer, ihr Verderben zur Welt. — Sie erzeugt die Feindschaft der Einzelnen gegen Einzelne, die einen Gott, einen Christum kennen, ein Gesetz, ein Vaterland, einen Fürsten, ein Ziel mit einander gemein haben. Sie erweitert, zum endlichen Nachtheil Aller, zum endlichen Untergang der öffentlichen Glückseligkeit, die Kluft, welche Menschen von Menschen, Brüder von Brüdern scheidet. Sie reisset Herzen von einander, welche sich ausserdem geliebt und beglückt haben würden; sie wirft der Zwietracht schwarzen Samen in vormals frohe Wohnungen; sie schafft Feinde aus Menschen, die einander nie kannten, und führt sie voller Erbitterung

gegen einander, die sich zuvor nie wehe, nie wohl gethan.

Die gegenseitige Verachtung der Stände, die thörichte, die furchtbar verderbliche Sucht, sich von einander zu unterscheiden und zu trennen, schwächt zuletzt den Verband des ganzen Staatsgebäudes, treibt die alterthümlichen, ehrwürdigen Formen auseinander, befördert der Sitten wildes Verderbniß, und wird in entscheidenden Tagen nicht selten zum schnellen Untergang des Vaterlandes mitwirkend. Wie mögen diejenigen in der Stunde der Gefahr freudig für einander kämpfen, die gewohnt sind, sich zu hassen? Wie mögen die in einem großen Augenblick sich für einander willig zum Opfer bringen, die ihre Lust daran fanden, sich gegenseitig zu kränken und zu erniedrigen? — Ihr erstauntet über den furchtbar schnellen Fall manches Reiches. Euer Erstaunen verschwindet, wenn ihr das durch Innungsstolz, Standesehrgeiz und Rangsucht vielfach verbreitete Sittenverderben, die vielfach geschwächte Vaterlandsliebe, die vielfach genährten Selbstsüchtigkeiten der einzelnen Bürger und der einzelnen Stände sehet!

Hinweg mit dieser Selbstsucht, mit diesem Gift, welches, die beste Kraft der Staaten auflösend, sie tödtet. Furchtbar ward die Unschuld schon da gerächt, wo der stolzen Spötter sich schon viele über sie erhoben. Die schrecklich warnende Erfahrung ruft uns, und die Himmelsstimme des göttlichen Wortes mahnt uns: „Ehret Jedermann! Habet die Brüder lieb! Fürchtet Gott! Ehret den König!“

Achte jeden Stand, auch wenn er nicht so glänzend ist, als der deinige. Erinnere dich, es ist nicht dein, es ist Gottes Werk, daß du ein Mitglied des Standes und Berufes geworden bist, in welchem du gegenwärtig lebst. Warum überhebst du dich eines eingebildeten Vorzugs? Warum brüstest du dich mit dem, was nicht dich ehren kann, sondern dem du Ehre erwerben sollst? Warum verachtest du den, welcher eine geringere Stelle in der bürgerlichen Gesellschaft einnimmt, als du? Warst du es, der über dein Loos entschied, ehe du geboren warst? Warst du es, der über deine Aeltern, deine Verwandten, über deren Verhältnisse und Vermögen wachte? Nein, Gott war es, dein Schöpfer! — Und achtest du dich glücklicher in deiner Lage, in deinem Stande, als in jedem andern — o so verachte die Genossen anderer Stände nicht, sondern weihe demuthsvoll deinem Schöpfer den gefühlvollen Dank für das Glück, welches er dir ohne dein Zuthun, ohne dein Verdienst gewährte.

Achte jeden Stand! Und je niedriger derselbe auch in der bürgerlichen Gesellschaft gehalten sein mag, desto eifriger sei du bemüht, ihm die gehörige Schätzung zu beweisen. Versöhne selbst den geringsten deiner Dienstboten durch deine Güte, durch deine Freundlichkeit mit der Härte des Schicksals, welches ihn dir zu dienen nöthigte. Denke dir oft, wie dir sein würde an seiner Stelle, und welch einen Herrn, was für eine Gebieterin du dann dir wünschen möchtest. Und was du dir wünschest, das werde du ihm. — Noch ist dein Lebenslauf nicht beendet — weißt du, welche Schicksale Gott dir oder deinen Kindern und Nachkommen vorbehalten hat? Ist die Zeit so entfernt, wo auch Fürsten gezwungen waren, gleich Knechten zu leben, und die Söhne der Großen, unter eiteln Trümmern der Herrschaft und des Wohllebens erzogen, gleich Bettlern von Land zu Land irrten, oder ihr Leben mit Handarbeit fristeten?

Achte jeden Stand, und befördere als Christ und Weiser die gegenseitige Liebe und Zuneigung der Stände, so weit deine Kräfte reichen. Sei du in deinem Wirkungskreise, den dir Gott zu nützlicher Thätigkeit eröffnete, der Erste, welcher da Versöhnung predigt, wo Feindschaft hadern will; sei du der Erste, welcher Schutzredner dessen wird, der verachtet und verschmähet werden soll; sei du der Erste, welcher den höhnenden Schritten des kleinlichen Innungsstolzes wehrt; welcher den Standesehrgeiz zähmt, wenn er in neidische Bemerkungen, in Lästerungen anderer Stände ausbrechen will; welcher das kindische Wesen der Rangsucht in die Schranken der Vernunft und des bescheidenen Anstandes zurückführt, wenn sie ihre Thorheit öffentlich auszustellen gedenkt.

Achte jeden Stand; ehre Jedermann! Preise und schmeichle Niemand um seines höhern Standes willen, wenn er nicht denselben durch seine Tugend ehrt; verwirf Niemanden seines niedern Standes willen, wenn er denselben durch Leben und That zu verherrlichen weiß. Der gemeinnützigere Mitbürger, der weisere Mensch, der tugendhafte Geist sei dir ehrwürdig, von welchem Range, von welcher Herkunft, von welcher Beschäf-

tigung er auch sei. Das Herz adelt wahrhaft, nicht das Blut. Eigenes Verdienst erhebt, nicht das Verdienst verstorbener Vorfahren.

Achte jeden Stand! Ehre die Rechtsame und Ordnungen jedes Standes, wie sie in der bürgerlichen Gesellschaft durch die Gesetze festgestellt sind. Dieser Unterschied der Bürger und Unterthanen ist eine weise und nothwendige Einrichtung zur Erhaltung, Belebung und Leitung des Ganzen. So wie im Kriegsheere vom untersten Kriegsknechte bis zum höchsten Feldherrn eine lange Stufenfolge und Mannigfaltigkeit des Ranges und der Beschäftigung statt findet: so auch im Staate. Nicht Alle können dienen; nicht Alle können herrschen. Alle Stände sind höhere oder tiefere Glieder der großen Kette, welche das gemeine Wesen einschließt. Ein Glied zerbrechen, heißt die Kette trennen. Die Ordnung der Stände verwirren, heißt das Vaterland verwirren und die öffentliche Ruhe stören.

Wohl sei mir auch die äusserliche Ordnung, in welcher die Menschen zu leben genöthigt sind, ein unverletzbares Heiligthum, o Gott! — Indem ich die Verfassungen des Landes ehre, in welchem ich lebe, ehre ich auch Deinen Willen, o himmlischer Vater! Menschliche Werke und Einrichtungen zur allgemeinen Ordnung und Sicherheit sind Nachahmungen Deiner Werke voll unendlicher Liebe und Weisheit. Auch Du setzest in dem Reiche Deiner Schöpfungen mannigfaltige Stufen und Beschäftigungen fest; auch du gabst jeder Gattung von Geschöpfen ihren Rang, ihren Wirkungskreis, aus welchem sie sich nicht entfernen können.

O niemals bethöre mich aber die Eitelkeit und Hoffart, daß ich mich deswegen übermüthig erhebe, weil ich Genosse eines vorzüglichern Standes sei, als mein Mitbürger; niemals beschleiche ein schändlicher Neid mein Herz, daß ich höhere Stände stürzen oder geringschätzig machen möchte. Nein, in der Stelle, in den Verhältnissen, worein Du, Gott, mich gesetzt hast, der Beste, der Frömmste, der Erste an Tugend zu sein — nur dies sei mein Ehrgeiz auf Erden! Amen.

XXXIII.

Vom Betragen gegen dienende Hausgenossen.

Kolosser 4, 1.

Sichern will ich meine Rechte,
Aber sanft und mit Geduld;
Wir sind Alle Deine Knechte,
Gott, und groß ist Deine Huld!
Du vergibst so viele Schulden,
Sollt' ich denn kein Unrecht dulden?
Nicht gelind sein, mich nicht freu'n,
Wie mein Vater zu verzeih'n?

Ungerecht will ich nie handeln,
Immer billig, will auch gern
Schonen, dulden, und doch wandeln
Froh die Wege meines Herrn.
Er, der Richter aller Welten,
Wird mich schonen, und vergelten,
Wenn er mich vollendet hat,
Was ich meinen Brüdern that.

Häusliches Glück ist das beste Glück! — Mag es in der äussern Welt stürmen, wenn nur in dem engern, freundlichern Kreise, zu dem wir gehören, Frieden herrscht: da ist unsere sicherste Zuflucht. Mag uns Neid und Mißgunst anderswo verfolgen, wenn man uns nur nicht verkennt in unserm eigenen Hause. Hier entschädigt uns Liebe und Zutrauen für Alles. Mögen wir auch immerhin Verzicht thun müssen auf allerlei Ergötzungen und glänzende Vergnügungen draussen. Eine glückliche Haushaltung ist wie ein kleiner Zaubergarten, worin es nie an Blumen fehlt, und das Gemeinste oft die lieblichsten Früchte trägt. Dies stille Glück des Hauslebens hängt aber zum Theil auch ja oft nur zu sehr vom Werthe derjenigen Personen ab, die wir als Gehilfen und Diener in die Gesellschaft der Unsrigen aufnehmen müssen. Mögen wir sie gleich auch nur als Arbeiter ansehen, die wir in unserm Solde haben, die wir nicht in den engern, heiligern Kreis unserer Vertrauten und Lieben einschliessen: so verursacht doch schon das nahe und beständige Beisammenleben mit ihnen unwillkührlich einen engern Verband. Es entstehen gegenseitig in tausend kleinen Verhältnissen und Anlässen zu viel Berührungspunkte, als daß wir die Aufgenommenen lange als Fremde betrachten könnten. Sie sehen in das Innerste unserer Umstände, unsers Umgangs, unserer Lebensart hinein; sie erblicken uns in allen jenen trauten Gewohnheiten, in jenem zwanglosen Sein, das wir nicht einem fremden Auge zum Schauspiel geben möchten, und worin wir uns gern kleine bequemliche Nachlässigkeiten gestatten wollen. Die Personen also, welche wir berechtigen, Zeugen davon zu sein, scheinen dadurch mehr oder weniger in Vertrautheit mit uns gesetzt zu werden. Um so schlimmer, wenn sie dieses Verhältniß nicht wür-

dig sind; wenn sie durch böse Gemüthsart oder durch Unvollkommenheiten anderer Art die Zufriedenheit des häuslichen Lebens verderben.

Wirklich ist das Klagen über schlechtes Gesinde etwas sehr Gewöhnliches. Gibt man aber auf den Grund der gegen die dienenden Hausgenossen geführten Beschwerden wohl Acht, so wird man bemerken, daß der Verdruß über sie nie so sehr wegen allfälliger Ungeschicklichkeit, als wegen der in ihnen vorherrschenden Gemüthsfehler entsteht. Man verzeiht jene oft gern, wenn diese dafür durch Tugenden ersetzt werden, die Zutrauen und Liebe einflößen.

Dienstleute sind, weil sie solche sind, aus der Zahl des ärmern Volks. Sie müssen, um sich auf anständige oder bequeme Weise zu ernähren, einen Theil ihrer persönlichen Freiheit für eine Zeit lang verkaufen. Sie bringen die dem ärmern Volk eigenthümlichen Fehler, in geringerer oder größerer Menge, mit sich in den Kreis ihrer Herrschaften; aber auch vielerlei gute Eigenschaften, die dem Wohlhabenden oft mangeln.

Doch im Umgang mit reichern Personen, deren Wohlstand und Ansehen den Dürftigern leicht das höchste Gut der Erdenwelt scheinen mag, legen sie gewöhnlich die rohen Eigenschaften ihrer Herkunft ab, oder mildern dieselben, indem sie den Ton und die Denkart ihrer Herrschaften nachahmen, welchen sie ähnlich sein möchten. Daraus entsteht bei den Dienstleuten jene Mischung von Vornehmthun und Niedrigkeit, von Bildung und Rohheit, welche diesem Stande ganz besonders eigen zu sein pflegt. Sie werden Nachäffer ihrer Gebieter und Gebieterinnen; man erkennt an jenen, wie diese gewöhnlich sind. Auf dem Lande findet man das Gesinde gemeiniglich grob, unreinlich, Trägheit liebend; in bürgerlichen Haushaltungen klatschhaft, genäschig, widersprecherisch, launisch; in den Häusern der höhern Stände grob gegen Geringere, kriechend gegen Vornehmere, prahlerisch, verschmitzt, gewandt, religionsspötterisch und betrügerisch.

Schon daraus läßt sich abnehmen, daß die dienende Klasse des Volks gewöhnlich nur ist, was die Herrschaften aus ihr machen; daß Untugenden der Befehlenden durch Nachahmungssucht zu Untugenden der Gehorchenden werden; daß folglich die Herrschaft sehr gut sein muß, wenn sie sich des Glücks theilhaftig machen will, gute Dienstboten zu haben.

Das Hausgesinde ist ein zu wichtiger Bestandtheil der Familie, als daß nicht jeder Hausvater, jede Hausmutter es für einen wahren Segen halten sollte, von rechtschaffenen, zuverlässigen, treuen Personen bedient zu werden. Denn an ihrem Fleiße, an ihrer Rechtlichkeit, an ihrer freundlichen Fürsorge und Vorsicht ist manches Ersparniß und oft die ganze Aufrechthaltung des Vermögens geknüpft. Von ihrer Verschwiegenheit und Gutmüthigkeit hangen nicht selten häusliche Geheimnisse ab, die man ihnen nie ganz verbergen, und doch auch nicht ohne Schaden allen Fremden wissen lassen kann. Ihre Sittenreinheit oder Lasterhaftigkeit übt den wesentlichsten Einfluß auf die Erziehung unserer Kinder, von denen wir sie niemals ganz zu trennen vermögend sind. Ihr Beistand, ihre Pflege in unsern Krankheiten, ihre Anhänglichkeit bei Unglücksfällen des Hauses ist unschätzbar, oft das größte Glück der Herrschaften. Wissen wir nicht, daß schon Personen, wenn sie von allen Freunden verlassen waren, noch Trost und Rettung durch ihre treuen Diener empfingen?

Wer hoffnungsvolle Kinder haben will, muß sie erst dazu erziehen; wer Freunde haben will, muß sie erst gewinnen; wer gutartige, anhängliche Dienerschaft verlangt, die das Wohl und Heil der Familie als ihr eigenes lieben soll, muß sie durch sein weises Betragen bilden und an sich fesseln. — Es ist nicht so oft die Schuld des Gesindes, wenn es nichts taugt, als die Schuld der Herrschaft, wenn sie Leute, die gewöhnlich so viel und so wenig Fehler haben, wie wir Alle, nicht tauglich zu machen weiß. Man kann mit einiger Zuverlässigkeit darauf zählen, daß in einer Haushaltung, welche das Gesinde oft abändert, entweder der Hausvater untauglich ist, oder die Hausmutter gute, friedliche Ordnung zu handhaben, nnd das Wohlsein aller Untergebenen zu bereiten unfähig ist.

Ihr Herren, was recht und gleich ist, das beweiset den Knechten, sagt die heilige Schrift, und wisset, daß ihr auch einen Herrn im Himmel habet. Kol. 4, 1. In diesen wenigen Worten liegt die ganze Kunst eingeschlossen, ein gutes, treues,

anhängliches Gesinde zu erhalten. Behandelt eure dienenden Hausgenossen als Menschen, die euch zwar ihre Dienste um Lohn und Brod verkauft haben auf gewisse Zeit, übrigens aber, als Menschen, euch gleich sind; die gute und üble Eigenschaften besitzen, wie ihr, und mit Recht fordern, daß ihr sie als Menschen behandelt, nicht als willenlose Werkzeuge, nicht als duldsame Thiere, an denen ihr ohne Umstände euern jedesmaligen Launen freies Spiel lassen könnet. Fordert nicht, daß sie vollkommener sein sollen, als ihr selbst seid. Denket euch in ihre Lage lebhaft hinüber, und was ihr an ihrer Stelle selbst leisten würdet; oder wie euch zu Muthe wäre, wenn euch eure Herrschaft behandelte, wie ihr die, welche euch dienen. Vergesset nicht, daß ihr einen Herrn im Himmel habet! Wie betraget ihr euch gegen ihn, mit welcher Nachsicht verfährt er gegen euch! So seid denn gegen die Eurigen, wie Gott gegen euch: langmüthig, mit Liebe warnend, mit Liebe strafend, mit Liebe noch öfter lohnend.

Gleich bei der ersten Aufnahme eines Gesindes in unsern häuslichen Kreis wird gewöhnlich der Fehler begangen, daß man zwar erklärt, welche Dienste man fordert, und man dagegen zu zahlen gedenkt; daß man aber gar nicht in Erwägung zieht, wie diese Personen in noch ganz andere Berührungen mit uns kommen oder mit den Unsrigen; in Berührungen, die gar nicht zu den Geschäften gehören, für die sie besoldet werden; — daß man ihnen nicht gleich anfangs deutlich und fest erklärt, wie man wünscht, daß sie gegen Herrschaft, Kinder und übrige Hausgenossen sein sollen, und wie man dagegen in Rücksicht ihrer sein wolle. — Eine solche gegenseitige Erklärung setzt das ganze künftige Verhältniß fest; läßt die in unser Haus genommene Person ihre künftige Lage übersehen und wahrnehmen, ob sie zu derselben tauge, und gibt auch der Herrschaft jene würdige Stellung, ohne welche auf die Dauer keine Ordnung statt finden kann.

Dies ist aber die würdigste Stellung der Herrschaft gegen dienende Hausgenossen, daß sie dieselben vom ersten Augenblick an nicht als willenlose Unterthänige, oder als verkaufte Fremdlinge gebieterisch behandle — denn welche ihr als beständige Fremde ansehet, sehen euch auch nur wie Fremde an, lieben euch nie! — daß sie dieselbe nicht wie arme Miethlinge von oben herab behandle, oder ihnen Mißtrauen zeige, — euer Stolz empört ihren Trotz, euer Mißtrauen tödtet ihr Vertrauen zu euch! — sondern daß sie dieselben wie Pflegekinder betrachte, welche sie zu sich aufnimmt, und deren Glück sie machen möchte. Es soll der Hausvater und die Hausmutter also gegen die dienende Person wie ein Vater, wie eine Mutter auftreten, väterlich nachsichtig, aber auch väterlich ernst, ohne Schwächen zu zeigen, die verächtlich oder verhaßt machen. Die gleiche Sanftmuth, mit welcher Aeltern die Achtung und Anhänglichkeit der Kinder gewinnen, erwirbt Herrschaften die Ehrfurcht und treue Anhänglichkeit der Dienstboten. Zeiget ihnen, daß es euch angelegen sei, sie bei euch froh und zufrieden zu wissen; erfüllet ihnen zuweilen gern billige Bitten, kommet ihnen zuweilen sogar in einem ihrer Wünsche zuvor, gewähret ihnen die Aussicht, daß sie bei euch, so lange sie wollen, das gleiche Glück genieſſen können: und ihr habt ihre Treue gefesselt.

Es gehört zu dieser väterlichen oder mütterlichen Behandlung der Untergebenen keineswegs, daß man ihnen sogleich ein unbedingtes Zutrauen schenke: sie müssen es erst erwerben lernen; noch weniger, daß man sich gegen sie Vertraulichkeiten erlaube, oder ihnen solche gegen ihre Gebieter gestatte; denn sie würden leicht davon Mißbrauch machen, und sich mit denen, welchen sie dienen sollen, auf gleichen Fuß stellen. Leider ist dies ein Hauptfehler unkluger Herrschaften, daß sie selten den rechten Ton anzunehmen und die würdige Mittelstraße zu halten wissen; einmal zu vertraulich und einlässig mit dem Gesinde sind, ein andermal, um ihr Ansehen zu behaupten, wieder zu herrisch und auffahrend werden; einmal allzunachgiebig, und das anderemal, oft um Nichtswürdigkeiten, zu streng und polternd sind; weniger es in Beurtheilung geschehener Arbeiten auf die eigentliche Wichtigkeit von diesen, als auf ihre eigene gute oder üble Laune ankommen lassen. Der, welcher euch seine Dienste vermiethet, hat sich nicht euern fröhlichen und finstern Grillen verkauft. Niemand ist unerträglicher, als ein kleiner Tirann, der für sein Geld, welches er gibt, sich Alles erlauben möchte.

Machet euch mit denen, die in

euerm Dienste leben, nie gemein und vertraut, sonst werden sie eure Herren. Aber hingegen ihr Vertrauen suchet zu erwerben, um ihnen Rathgeber und im Nothfall Beschützer zu sein. Dies ist eurer Stellung angemessen, als Pflegeältern der Untergebenen, deren Glück ihr unter eure Obhut nehmet. Die Beweise der Zuversicht, welche sie euch geben, sind Beweise der Hochachtung und dankbaren Zuneigung, die ihr ihnen einflößtet. Hingegen sind allzugroße Offenherzigkeiten von eurer Seite gegen sie Beweise großer Schwäche, in der ihr bekennet, daß ihr von denen geleitet und berathen sein möchtet, die ihr eigentlich leiten und berathen solltet.

Jede Schwäche, welche Väter und Mütter ihren Kindern zeigen, verringert nothwendig die Ehrfurcht derselben; doch kann die angestammte Liebe der Kinder daneben noch immer bestehen. Schwächen aber und Blößen, welche eine Herrschaft den aufmerksamen Blick des Gesindes wahrnehmen läßt, tilgen die Ehrfurcht au·, während es keine Kindesliebe empfindet. Wer stellt seine Fehler gern der Welt zu Schau aus? Es ist immer schlimm, die Verschwiegenheit eines Menschen durch Freundschaft und Nachgiebigkeit erkaufen zu müssen. Den theuersten Preis zahlt aber die Herrschaft dem Gesinde, wenn sie dessen Rache oder Geschwätzigkeit befürchten muß. Oft bleibt dem, welcher den Dienstboten zum Mitwisser seiner Fehler macht, keine andere Wahl übrig, als Abhängigkeit von den Launen des Miethlings, oder Offenbarung seiner Schande.

Willst du Nachsicht gegen deine allfälligen Schwächen erwecken, die du nie ganz verbergen, oder nicht so schnell überwinden kannst, so übe schonende Nachsicht auch gegen Uebereilung und unvorsetzliche Fehler deines Gesindes. Mußt du aber zur Erhaltung der Ordnung strafen, so geschehe es mit wahrhaft väterlichem und mütterlichem Geiste, ohne Heftigkeit, ohne Grobheit, ohne Gepolter. Ein solches kann wohl beleidigen, aber nicht bessern. Du willst dich ja nicht durch das Strafen rächen, sondern den Fehlenden von künftigen Verirrungen ähnlicher Art zurückführen. Du berechtigst durch Grobheiten deinen Diener zur Erwiederung von Grobheiten; denn weil du dich solches Tones gegen ihn nicht schämest, hält er leicht dafür, du seiest keiner edlern Sprache des Unwillens gewöhnt. Ueberhaupt haben wir schon gefehlt, sobald wir gegen Untergebene wirklichen Aerger und Verdruß blikken lassen. Denn dadurch erheben wir sie höher, als sie sein sollen, weil man nur gegen Seinesgleichen zu zürnen pflegt. Ein vernünftiger Vater kann keinen wahren Zorn gegen ein schwaches, unwissendes Kind fühlen, wenn es sich vergeht. Sind Dienstboten noch dazu ohne ein zarteres Gefühl, ohne wirkliche Neigung für uns, so wird ihnen unser Aerger sogar Vergnügen machen können, indem nicht sie, sondern wir selbst, den größten Nachtheil haben. Je besonnener und kaltblütiger wir ihnen ihre Fehler nachweisen, und sie davon abmahnen, je mehr fühlen sie unsere Hoheit und Ueberlegenheit; sie können nicht mit Zorn, sondern nur mit Hochachtung uns anhören und antworten. Je ruhiger unser strafender Ernst ist, um so richtiger ist unser Ausdruck über die Art ihres Vergehens: wir übertreiben und vergrößern dasselbe nicht, wie gewöhnlich bei leidenschaftlicher Hitze geschieht. Der ertheilte Verweis wird dadurch um so treffender und niederbeugender, weil er nur Wahrheit enthält.

Nicht über jedes kleine Versehen predige und schmäle. Entweder gewöhnen sich deine Untergebenen an den Ton, und dann fruchtest du mit demselben zuletzt nichts; oder deine unaufhörliche Unzufriedenheit und die Ueberzeugung, daß sie dir selten oder nie etwas recht machen können, erbittert sie gegen dich; dann vergrößerst du das Uebel, statt es zu vermindern. Schweige lieber schonend zu kleinen Vergehungen, wenn sie dieselben selbst einsehen; oder deute sie ihnen mit freundlichem Ernst an, wenn sie den Fehler nicht erkannt hätten. — Am allermeisten aber hüte dich, wenn du einmal das Tadelnswürdige getadelt hast, davon wieder bei andern Gelegenheiten zu reden. Das Geschehene muß vergessen werden. Wer uns einen Fehler nach Tagen und Wochen noch immer vorhält und immer nachträgt, hat entweder ein schadenfrohes Herz, oder viel Unversöhnlichkeit. Wer könnte solchen lieb gewinnen?

Weit mehr, als durch Strafen, kannst du durch Aufmunterungen, durch kleine Belohnungen und Freuden den Diensteifer und die Anhänglichkeit deiner Untergebenen erwecken. Haß zeugt Haß. Gib den

ausbedungenen Lohn gern, ohne Knauserei. Ein treuer Arbeiter ist seines Lohnes werth, sagt die Schrift. Doch damit zahlst du nur deine Schuld ab; der Arbeiter ist dir zu keinem Dank dafür verpflichtet, denn er leistete dir die verheißenen Dienste, so weit er fähig dazu war. Aber erzeige dich gütig gegen ihn über deine Schuld hinaus; ein belobendes Wort aus deinem Munde erfreut ihn mehr, als dein Geld; ein Geschenk, so gering es auch sei, eine Freude, die du ihm machst, verbürgen ihm deine Zufriedenheit, deine Gunst. Dadurch machst du ihn zu deinem Schuldner. Das war nicht zum Lohne einbedungen. Er kann nur mit verdoppeltem Pflichteifer, mit vermehrter Aufmerksamkeit, mit noch gewissenhafterer Treue vergelten. Ein Geringes, welches wir zur Erfreuung unserer dienenden Hausgenossen hinopfern, kann selbst in wirthschaftlicher Rücksicht uns hundertfältige Zinsen tragen. Denn ein Anderes ist es, von Miethlingen, ein Anderes, von dankbaren Hausfreunden umgeben und besorgt zu sein. In deiner Gewalt aber steht es, jene in diese zu verwandeln, wenn ihr Herz nicht ganz verdorben ist.

Um dieses Herz zu retten, um es der Treue und Redlichkeit zu bewahren, reichen aber weder liebreiches und kluges Betragen, noch Geschenke allein hin; wir müssen unserm Gesinde das Beispiel ächter Religiosität geben, und bei ihm für Unterhaltung religiöser Gesinnungen sorgen. Auch der redlichste Mensch hat seine Stunden des Leichtsinns; auch dem Beschränktesten begegnen Gelegenheiten der Versuchung. Da, wo er allein stehet und dein Auge ihn nicht beobachtet, da, wo alle seine Neigung für dich viel zu schwach ist gegen die Macht einer in ihm erwachten sträflichen Begierde, wird die Erinnerung an den allgegenwärtigen Gott ihn noch zu seiner Pflicht zurückführen, wenn er schon anfing, sich von ihr zu entfernen. Religiosität wird sein Betragen gegen dich adeln. Du hast keinen besoldeten Dienstboten mehr, nein, du hast einen Bruder, eine Schwester gewonnen, wenn dein Untergebener in der Stille seine Hände zu Gott emporfaltet, und auch für dich betet! — Dies ist der höchste Triumph eines weisen Betragens der Herrschaft gegen dienende Hausgenossen. Du erhältst diesen Triumph, wenn du selbst und mit Ehrfurcht von göttlichen Dingen zu den Deinigen redest; wenn du selbst und mit Ehrfurcht im Kreise der Deinigen zu Gott betest und mit Andacht in Gesellschaft der Deinigen den Tempel des Herrn besuchst, um Lehren und Ermunterungen zur Frömmigkeit zu empfangen; wenn in deinen Worten, Werken und Geberden, ohne Ziererei, der Geist einer Alles mit Würde und Liebe umfassenden Jesusreligion sich verkündet. Was du selbst bist, dazu hast du das Recht empfangen, deine Untergebenen zu ermahnen. Sie werden unvermerkt, gleichsam unwillkührlich, deinem Beispiel folgen; denn das, was Vorgesetzte sind, wirkt mit unwiderstehlicher Macht auf diejenigen zurück, welche da sind zum Gehorsam.

Vergib ihnen lieber eine Ungeschicklichkeit, als die kleinste Unwahrhaftigkeit; siehe ihnen lieber eine Beschädigung deines kostbarsten Hausgeräthes, als eine Klatscherei über das Thun und Lassen deiner Nachbarn, als ein Wiedersagen boshaften Geschwätzes und liebloser Urtheile nach; halte ihnen lieber die Versäumung einer nöthigen Arbeit, als die Unterlassung einer Pflicht der Menschenfreundlichkeit zu gut, die sie hätten üben können.

Mache dein Haus zu einem Gottestempel; sei mehr durch That als durch Worte ein Priester des Höchsten, und Friede und Glückseligkeit wird, als Segen des Himmels, zu deiner Wohnung eingehen.

XXXIV.

Der Christ und die Zeiten.

Eph. 5, 15. 16.

Wenn Du durch Widerwärtigkeit
Mich läutern willst, ich bin bereit,
Die Last zu tragen, die Du mir,
Mein Vater, hier
Auflegen willst; sie kommt von Dir.

Die Selbstverläugnung fordert Muth,
Doch ist sie nicht ein köstlich Gut?
Wer gleicht im Druck der Zeit nicht gern
Den Märtirern,
Nicht gern auch Christo, seinem Herrn?

Eine der gewöhnlichsten Klagen, die man hört, ist die Klage über die gegenwärtige Verschlimmerung der Zeiten. Wir vernehmen sie aus öffentlichen Blättern, auf allen Straßen, bei allen Zusammenkünften.

Ohne zu untersuchen, ob auch dies harte Urtheil jederzeit aus reinen Quellen fliesse;

ohne zu prüfen, ob die Klage in allen Dingen gegründet sei: stimmen wir oft mit ein, wenn uns entweder ein Ungemach widerfahren ist; oder wenn wir gezwungen sind, aus Mangel hinreichenden Vermögens den Aufwand einzuschränken, welchen wir gern machen möchten; oder wenn irgend ein schlechter Mensch uns betrog, oder ein anderer unsere Güte stolz und hohnlachend mit schnödem Undank vergalt; oder wenn wir endlich aus Mangel an nöthiger Klugheit und Vorsicht uns selbst in Schaden brachten. Da seufzt man: es sind böse Zeiten! die Welt wird täglich schlimmer!

Solche Klagen haben aber allerdings einen großen Einfluß auf die Zufriedenheit unsers Gemüthes, auf unsere Denkart, auf unsere Handlungsweise. Denn so wie wir die Welt anzusehen, zu beurtheilen pflegen, so behandeln wir sie auch; und was wir von den Menschen halten, das zeigen wir ihnen auch durch unsere Worte, Geberden und Thaten.

Da also die Ansicht der Welt, der Menschen und der Zeitumstände, ohne daß wir es zuweilen bemerken, eine Richtschnur unserer Gesinnungen abgibt: so ist es dem Christen, dem weisen Jünger des Heilandes keineswegs gleichgültig, ob er auch selbst richtig urtheilt; ob er sich vielleicht durch die allgemeine Stimmung, oder durch besondere Widerwärtigkeiten, die seine Person betrafen, nicht bestechen und auf einen falschen Gesichtspunkt führen ließ. — Jeder prüfe sich und sein Urtheil daher selbst; er trete in die heitere Stille der Einsamkeit und überlege: Warum klagen wir so gern über die bösen Zeiten? Sind sie wirklich schlimmer, als sie ehemals waren? Haben wir gerechten Grund, mit der heutigen Welt unzufrieden zu sein?

Wenn wir darauf sehen, was viele Menschen zum Klagen reizt: so sind es oft ganz verschiedene Ursachen, welche sie dazu bewegen.

Einige seufzen über den Verfall des öffentlichen und besondern Wohlstandes; über den Mangel an Erwerb und Verdienst; über die Lähmung des Handels durch fortdauernde, verderbliche Kriege; über die Beschwerlichkeit und Mühe, welche der rechtschaffene Hausvater anzuwenden hat, sich und die lieben Seinigen anständig zu ernähren und, wie man im gemeinen Leben zu sagen pflegt, durchzubringen.

Da hört man oft von Bejahrten die guten alten Zeiten preisen; wie da Jedermann sein Auskommen in aller Gemächlichkeit gefunden; wie da nicht nur die nothwendigsten Lebensbedürfnisse, sondern auch vieles Andere, was zur Bequemlichkeit, zum Vergnügen und zum Genusse gehörte, wohlfeil erhalten werden konnte.

Man vernimmt von Andern die Schreckensberichte der Kriege und ihrer fürchterlichen Folgen; hört, wie Städte und Länder ihrer Rechtsame beraubt, ausgeplündert und verwüstet wurden; hört, wie an vielen Orten die Unterthanen von unerschwinglichen Lasten und Auflagen niedergedrückt sind, und wie das alles sonst nicht so war, auch künftig nicht wieder so zurückkommen wird.

Allerdings sind viele, ja vielleicht alle diese Klagen leider nur zu wahr. Allein wir müssen gerecht in der Klage sein; wir müssen sie nicht übertreiben. Wir haben kein Recht, zu behaupten, daß das Elend, welches einzelne Gegenden vorzüglich betroffen hat, allgemein sei; daß nicht das, was wir bessere Zeiten nennen, einst zurückkehren werde; daß Alles ehemals besser gewesen sei.

Wahr ist's, viele Familien haben ihren Wohlstand verloren; aber wir selbst sind auch Augenzeugen, daß viele andere Familien sich emporgeschwungen haben. Wahr ist's, vielerlei sonst stark betriebene Gewerbe sind in großen Verfall gerathen; aber wir können auch nicht läugnen, daß andere Gewerbe, durch Orts- und Zeitumstände begünstigt, blühender sind, als in vorigen Zeiten. Dieser Wechsel des Vermögens, dieses Steigen und Fallen war von jeher, und wird unaufhörlich fortdauern. Die da verloren haben, sei es mit oder ohne ihre Schuld, weinen, aber Andere, die gewonnen haben, freuen sich.

Wahr ist's, die Kriege der Völker und Fürsten haben eine Vertheuerung vieler uns zum Bedürfnisse gewordenen Dinge verursacht. Aber gestehen wir es auch, daß Gottes Segen uns im Allgemeinen nicht verlassen habe; gestehen wir es auch, daß wir diejenigen Sachen, welche zur Lebensnothdurft und Nahrung unentbehrlich sind, noch immer erhalten und besitzen; daß nur der Verzärtelte zu klagen Ursache habe, welcher sich das Entbehrliche zur Unentbehrlichkeit machte, und sein ganzes Glück

in einem Aufwand, in diesem oder jenem sinnlichen Genusse suchte, der ihm gegenwärtig erschwert ist. — Noch haben, Dank sei es der himmlischen Vorsorge des Allvaters, Dank sei es der Wohlthätigkeit edler Menschenfreunde, auch die Aermsten unter uns das Obdach, welches sie beherbergt; das Kleid, welches sie bedeckt; das Brod, welches sie vor dem Hungertode schützt.

Wahr ist's, die Kriege unserer Zeit haben vielen alten Wohlstand zerstört, manche wohlhergebrachte Rechte vernichtet. Aber diese Uebel betrafen nur einzelne Länder, einzelne Städte, einzelne Häuser. Zu allen Zeiten wurden Kriege geführt zwischen den Völkern, und weit unmenschlicher noch, weit grausamer noch, als jetzt. Es ist an sich eine Unmöglichkeit, daß die Menschen bei der Unruhe ihrer Leidenschaften und Begierden eines ewigen Friedens geniessen können. Der Friede selbst mit seinen Wollüsten, Ueppigkeiten, mit seinem Stolze uud seiner Erschlaffung, erzeugt wieder den Krieg. So sind unsere Zeiten den vorigen ähnlich. Auch unsere Vater hatten zu dulden, wie wir. Aber wir kennen nur unsere Leiden genau; wir fühlen nur unsere Entbehrungen und Lasten lebhaft, während das Uebel, unter welchem oft unsere Vorfahren seufzten, nur wie ein Schattenbild vor uns schwebt. Verschlechtern wir daher nicht den Werth unserer Zeiten übermäßig, preisen wir nicht die Zeiten der Vorwelt so grenzenlos glücklich. Die Geschichte vergangener Jahrhunderte lehrt uns, sie waren in vielen Stücken noch unglückseliger als wir.

Wahr ist's, viele der gegenwärtigen Uebel sind drückend: aber wo ist ein Uebel auf Erden, dessen Dauer ewig gewesen wäre? Keins von allen. Auch diese Uebel werden früher oder später verschwinden, auch ihnen wird Segen folgen. Dies Ungemach wird und kann nicht ewig bestehen.

Und wenn die Noth, über welche wir heute klagen, vorüber ist, werden wir, werden unsere Nachkommen dann glücklicher sein, als wir? Ach, täuschen wir uns doch nicht selbst! Sie werden mitten im Schoose des Friedens Leiden anderer Art zu bekämpfen, und immer wieder andere Ursachen zu erneuerten Klagen haben. Niemand ist zu allen Zeiten glücklich. Jeder Tag, wie Christus spricht, hat seine eigene Plage. (Matth. 6, 34.) Es ist nicht die Welt, nicht die Zeit, welche den Menschen elend macht: es ist der Mensch, der seine Welt, seine Zeit mit Elend anfüllt. Der Christ, der Gerechte und Weise kann auch in den schwersten Stürmen unüberwindliche Heiterkeit behaupten. Zufrieden mit Gott und den Schicksalen, welche die weise Vorsehung über ihn verhängt, sucht er jedem Tage irgend eine Freude abzugewinnen, und das allgemeine Leiden durch sein wohlthätiges Bemühen zu lindern, so weit seine Kraft reicht.

Gegründeter scheinen aber die Klagen Anderer über die Verschlimmerung der Welt, indem sie über das steigende Verderbniß der Sitten klagen, und über den wachsenden Strom aller Laster. Sie zeigen auf den Leichtsinn der Jugend, welcher der Ehrbarkeit spottet, und nützliche Anstrengung scheut; sie zeigen auf den Aufwand und das Wohlleben zahlloser Familien, welche, ohne an die Zukunft, ohne an die Versorgung ihrer Kinder zu denken, sich der Ueppigkeit ergeben; sie zeigen auf die Verfeinerung der Sitten und auf die Verfeinerung der Laster; sie zeigen auf die leeren Kirchen und auf die selten leeren Tempel der Schlemmerei und niederer Wollust; sie zeigen auf die Versäumung ehrwürdiger Uebungen, auf die Vernachlässigung selbst des Anständigen; wie man die schändlichsten der Sünden heutzutage mit dem Namen der Tugenden schmückt, wie man Heuchelei Lebensart, Wollust Artigkeit, Betrug Lebensklugheit, Ehebruch nur Schwachheit, Irreligiosität Aufklärung, Verachtung des Eides Vorurtheilslosigkeit nennt.

Wahr ist's, auch diese Klage ist gegründet. Aber eben so wahr bleibt es, daß man, ohne ungerecht zu werden, sie nicht auf alle Sterbliche anwenden könne. Noch Tausende und Tausende sind, die ihren Gott verehren, noch Tausende und Tausende, die Christum Jesum nicht bloß mit den Lippen, sondern auch mit dem Herzen bekennen, und durch sein Wort ihr ewiges Heil erwarten; noch Tausende und Tausende, welche das Laster hassen, und nach Vollkommenheit ringen. Noch ist das Reich Gottes auf Erden nicht zerstört; noch ist das Wort Gottes mächtig über die Gemüther der Hohen und Niedern; noch sind die Triumphe Jesu Christi nicht vernichtet, und seine Offenbarungen, von Jahr-

tausenden auf Jahrtausende vererbt, werden ewig bleiben!

Wahr ist's, die Neigung zur Sünde ist überall, ist laut; das Dichten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf. (1 Mos. 8, 21.) Aber so war es seit Anbeginn der Welt. Schon David klagte: Herr, der Heiligen werden immer weniger! Seit Anbeginn lag die Hölle mit dem Himmel, das Böse mit dem Guten, der Reiz der sinnlichen Neigungen mit dem Bewußtsein des Bessern im Kampf. Unser Zeitalter hat seine eigenthümlichen Laster. Aber jedes Zeitalter hatte vor uns ebenfalls die seinigen. Wie zürnten die Propheten, wie zürnten Jesus und die Apostel den Sünden ihrer Zeit! Und so ward bis zu unsern Tagen von allen Edeln der Menschheit muthig gegen das einreissende Sittenverderbniß geeifert.

Lasset uns daher nicht mit unbilliger Vorliebe die alten Zeiten preisen, und die gegenwärtigen als ungleich verderbter verdammen. Mit den Jahren verwandeln sich die Gesinnungen und Sitten, und mit diesen die guten und bösen Neigungen der Menschen. Wären die Sterblichen immerdar in Lastern vorgeschritten, hätte nicht das Gute immer noch von jeher dem Bösen das Gegengewicht gehalten: wahrlich, diese Welt wäre schon verödet, gleich einer Mördergrube; unsere Tempel wären Schutthaufen; unsere Reiche wären aufgelöset; es wäre kein Gesetz, keine Ordnung, keine Treue, keine Liebe, kein Sicherheit mehr.

Wie nun aber auch die Zeiten beschaffen sein mögen: immer haben sie ihre Vortheile und Nachtheile, ihr Annehmliches und ihr Uebel, so wie dies schon mit dem Lebensalter jedes einzelnen Menschen der Fall ist. So ist das Alter des Kindes voller Freuden, aber auch reich an Thränen; so hat der Mann größere Vorzüge und mannigfaltigern Genuß, aber auch Sorgen und Uebel, die er als Kind nicht kannte; so hat der Greis seine stillen Freuden, aber auch seine Beschwerlichkeiten. Dies ist eine durch Gottes Weisheit verfügte Nothwendigkeit.

Und wie die Zeiten auch immer beschaffen sein mögen, auch wenn sie noch so trübe sind: der Christ soll nie den Muth verlieren. Je böser die Zeit, je besser sei der Mensch! Darum sehet nun zu, ruft uns Paulus der Apostel zu, wie er es einst vor beinahe zweitausend Jahren seinen Christen in Ephesus zurief: sehet nun zu, wie ihr vorsichtig wandelt, nicht als die Unweisen, sondern als die Weisen; und schicket euch in die Zeit, denn es ist böse Zeit. (Eph. 6, 15. 16.)

Das wahre Kennzeichen des Weisen ist also: in bösen Zeiten vorsichtig wandeln, das heißt, sein Leben also ordnen, daß uns die Uebel der Zeit nicht unterdrücken können, ihre Laster nicht uns ergreifen, ihre Gefahren nicht uns verderben.

Darum, je schlimmer die Zeitumstände werden, je höhern Muth fasse du, o Christ, ihnen mit Ernst und Kraft zu begegnen. Wer ganz oder zum Theil in bedrängten Lagen des Lebens den Glauben und Muth verliert, der ist schon verloren. Er kann dem Ungemach nicht mehr die ganze Stärke seiner Kräfte entgegenstellen, welche ihm durch die Furcht geraubt worden sind. Wirf deine Sorge auf den Herrn, richte dein felsenfestes Vertrauen auf ihn: er ist dein Hort, dein Schutz, dein Schild. Verlaß ihn nicht in deinem Glauben, in deinem Thun; auch er verläßt dich nicht. Und ist Gott mit uns, wer will wider uns sein?

Fasse Muth; ohne Muth gebricht dir auch die nöthige Vorsicht des Weisen, und dessen ruhige Ueberlegung und Besonnenheit, was zur Verminderung manches Uebels zu thun sei. Darum enthalte dich der unnützen Klagen über böse Zeiten. Solche Klagen machen dich kleinmüthig, und schlagen auch den Muth Anderer nieder. Vielmehr ermuntere dich, ermuntere Andere durch dein Wort und Beispiel zur rühmlichen Standhaftigkeit; zeige in den betrübtesten Umständen deine Seelengröße: so erhebst du auch Andere, die kleinmüthig sind und verzweifeln möchten. Es gibt unterm Himmel kein Uebel, welches nicht durch die Stärke eines tugendhaften Gemüths überwunden werden könnte.

Fasse Muth! Vergiß nicht, daß es Gott selbst ist, der die Verhängnisse dieser Zeit von Ewigkeit her angeordnet hat; vergiß nicht, daß er noch der Herr ist, dem alle Welt gehorcht, und der die Herzen der Könige lenkt; vergiß nicht, daß auch die Uebel dieser Zeit in dem weisen Plan seiner Weltregierung eingeschlossen liegen, und daß — o, sein heiliges treues Wort hat es

uns verkündigt — daß alle Dinge denen zum Besten dienen, die ihn lieben.

Wer mit solchem Sinn den Stürmen der Zeit begegnet, und mit solchem Muth in die Gewitter des Lebens hinaustritt: der steht in Gottes Hand; der wandelt an der Hand des Allmächtigen; dem kann es nicht fehlen. Er übersieht unverzagt seine schlimmen Verhältnisse, und berechnet mit Ruhe, wie er aus seinen Drangsalen hervorgehen könne. Nur er kann, als ein Weiser, vorsichtig handeln.

Mühsam wird es dir, durch Sorge und Arbeit dein tägliches Brod zu gewinnen, daß du mit den Deinigen anständig leben könnest. Wohlan, begegne dem Uebel der Zeit mit der Vorsicht des Weisen. Lerne entbehren, und du bist reich; lerne mit Wenigem genügsam sein, so wirst du Ueberfluß wahrnehmen; lerne sparsam haushalten mit dem, was du erworben, und es wird für dich und die Deinigen nie ein drückender Mangel eintreten. Du wirst von deinem Gut auch Andern, und unglücklichern Brüdern sogar mittheilen können, oder solchen, die nicht so vorsichtig handelten, als du. Aber wie? wird es dir zu schwer, dir manches Entbehrliche zu versagen; zu schwer, dir diesen oder jenen Genuß abzubrechen? Bist du ein Knecht deines Gaumens, ein Sklave deiner Bequemlichkeit geworden? O, wenn du solche Fesseln nicht zerbrechen kannst, so bist du des Sklavenlohns werth; werth, allmälig in Armuth und Schmach zu versinken. Dich rettet Niemand, wenn du dich selbst nicht retten magst; und du selbst fühlst es, dein Gewissen sagt dir es: rettungswürdig bist du nicht, weil du dich nicht selbst verläugnen, weil du kein Weiser, kein Christ sein kannst.

Wandle mit der Vorsicht des Weisen; bringe muthig die Opfer, welche du bringen mußt; entbehre freudig, wo du entbehren mußt; handle redlich gegen Mitbürger und Obrigkeiten; dulde ruhig, aber vollstrecke deine Pflichten — das Uebrige regiert Gott! Ihm überlasse es und seiner Weisheit, welche Wendung er deinen Schicksalen geben will; er weiß Alles wohlthätiger zu leiten, als der beschränkte Geist der Sterblichen zu errathen im Stande ist. Zittere nicht bei diesen Zeiten für das Loos deiner Freunde, für das Loos deiner vielleicht noch unerzogenen Kinder. Gott, dein Vater, ist ja auch ihr Vater, und, wenn du einst nicht mehr bist, nicht mehr für sie sorgen kannst — er lebt noch, er sorgt noch.

Waffne mit der Vorsicht des Weisen auch deine Kinder gegen die Drangsale der Zeit. Erziehe sie nicht zum Wohlleben, sondern zur Enthaltsamkeit, zur ernsten Beschäftigung; nicht zur Zerstreuung, sondern zur nützlichen Thätigkeit, durch welche sie jederzeit Mittel finden, unabhängig zu leben und Schöpfer ihres eigenen zeitlichen Glücks zu sein. Du hast vielleicht Ansehen unter deinen Mitbürgern, Ehre, Würde, Vermögen; aber im Sturm der Zeiten können dein Reichthum und Ansehen verloren gehen, und deine Kinder gleich Bettlern oder Flüchtlingen ein neues Vaterland suchen. Darum, nicht was du ihnen gibst, sondern was du aus ihnen machst, das hast du ihnen in Rücksicht zeitlicher Wohlfahrt hinterlassen.

Schicket euch in die Zeit, sagt der Apostel, denn es ist böse Zeit! — — Und wie in des Apostels Tagen kämpft auch heute noch gewaltig das Beispiel schändlicher Sitten gegen die verspotteten Tugenden; wie damals triumphirt auch heute noch die stolze Uebermacht über heiliges Recht, schlaue Bosheit über die unbeschirmte Unschuld, tückische Arglist über edelmüthige Rechtlichkeit. Wie damals beugt auch heute noch der große Haufen, statt vor dem Allerheiligsten, seine Knie vor den Götzen dieser Welt, als da sind Ehre, Gold, Wollust und irdische Macht! Schicket euch in die Zeit! Nicht daß wir gleich dem großen Haufen thun; nicht daß wir, wie er, das glückliche Verbrechen ehren und die verachtete Tugend verachten sollen, um uns nicht auszuzeichnen: nein, sondern kennen sollen wir die Verderbtheit unsers Zeitalters, damit wir nicht ebenfalls von ihr befleckt werden; mit Klugheit und Vorsicht sollen wir unsere Tugend paaren, daß wir den Sündern nicht zur Beute werden; mit Vorsicht sollen wir zwischen den Dornen des Lebens wandeln, um ohne schwerzliche Wunden zu entkommen.

Will Sittenlosigkeit überhand nehmen in deinem Vaterlande, in deiner Gemeinde — gehe hin, vereinige dich mit den Guten, und wirke ihren übeln Folgen männlich entgegen. So minderst du die Uebel deiner Zeit. — Zeige es auch, zeige es mit allen Guten und Edeln in deiner Gemeinde, daß

die Tugend noch ihre Verehrer, daß das Laster noch seine Verächter findet, daß die Gottheit noch ein heiliger Name sei, den der Frevel umsonst zu entweihen wagt.

Will Mangel an Gottesfurcht und Verachtung der Religion überhand nehmen: zeige es durch dein Beispiel, zeige es mit allen Guten und Edeln in deiner Gemeinde, daß keine wahre Tugend möglich sei ohne Hinblick auf Gott und des ewigen Sohnes Wort, ohne Hinblick auf Ewigkeit und den Vergelter, der in ihrem Heiligthum thront. Ehre du durch dein Beispiel vor Allen zuerst den öffentlichen Gottesdienst; weihe du vor Allen zuerst deine Kinder in die beseligenden Wahrheiten der Jesusreligion ein; beweise du durch deine Menschenliebe und Dienstfertigkeit, durch deinen Muth in großen Trübsalen, durch deine Gelassenheit auf dem Gipfel des Glückes, durch deine Besonnenheit in allen Handlungen, welche Macht, welche selig und weise machende Kraft die Religion Jesu gewährt.

So der Christ im Verhältnisse zu den Zeiten. Sie mögen wechseln, sein Herz bleibt sich gleich — und unwandelbar, wie dies Gott und der Tugend treue Herz, bleibt ihm die Huld des Allerhöchsten. Der Mensch macht unglückliche Zeiten, nicht die Zeit macht unglückliche Menschen!

So will ich denn auch in diesen Tagen vorsichtig wandeln, nicht als die Unweisen, sondern als die Weisen. Vertrauensvoll auf Dich, mein Gott, mein Beschützer, mein Hort, hinblickend, will ich nie den Muth sinken lassen, so furchtbar auch die Verhängnisse sein mögen, welche mein Vaterland, mein Haus, meine Lieben und mich treffen können. Habe ich nur ein reines Herz und einen guten heiligen Geist: o so kann kein Unglück mich ganz erdrücken; so bist Du, Vater der Leidenden, meine Hoffnung, mein Schild, mein Schutz.

In welchen schrecklichen Verhältnissen wandeltest Du, o Jesus, Freund meiner unsterblichen Seele, in Deiner Menschheit auf Erden! Waren sie minder traurig, minder verderbt, als diejenigen, in welche mich mein Schöpfer rief? — Nein, du Heiliger, Du warst der Verfolgteste, der Verachtetste; Du wußtest oft nicht, wohin Dein Haupt legen; und dennoch warst Du nicht der Unglücklichste. Mitten in des Lebens Nöthen blieb Dir Heiterkeit; denn der Weise, der Gerechte trägt immer den Himmel in seinem Herzen, und ist unabhängig von den äussern Ereignissen. Du warst von Sündern umgeben; sie verriethen Dich, schleppten Dich zum Kreuzestode; — ach, um unserer Sünden willen littest Du, aber Dein Muth, Deine Freudigkeit wich nicht von Dir.

O Gottesgeist, o Gottesmuth, verlaß auch mich nicht in diesen Zeiten. Jesus, ich folge Dir! Auch ich will, als Dein Jünger, einen guten Kampf kämpfen und meinen Lauf vollenden. Herr, hilf! Herr, laß wohlgelingen! Amen.

XXXV.

Vom Urtheil über die Zeitbegebenheiten.

Psalm 12, 5.

Wer herrscht, wer Fürst, wer König ist,
Der wisse, daß Du Richter bist!
Wer Macht hat, wisse, sein Beruf
Sei von der Macht, die All' erschuf.

Er, wie der Unterthan, Dein Knecht,
Sei, Gott, Dein Bild, wie Du gerecht;
Er soll sich unserm Glücke weih'n,
Der Segen guter Völker sein!

Du aber leitest wundervoll,
Allweiser, was geschehen soll;
Und immer ist's, so schwer s auch fällt,
Das Heil der Welt und Enkelwelt.

Ein großer Theil der gesellschaftlichen Unterhaltungen betrifft die merkwürdigen Ereignisse unserer Zeit. Wohin wir kommen, vernehmen wir von denselben. Mancherlei Urtheile werden dann über Unterthanen und über die Thronen gefällt; Wahrheiten und Unwahrheiten, Vermuthungen und Gewißheiten drängen sich durch einander. Oft geben Unterhaltungen von dieser Art reiche Belehrungen, oft Zwietracht, oft Besorgniß und Unruhe.

Nicht bloß die Neugierde ist es, welche den Gesprächen über wichtige Begebenheiten den besondern Reiz verleiht; auch nicht darum allein werden solche besonders geliebt, weil sie die Beschäftigung des Verstandes besonders befördern, und in Gesellschaften den Umtausch der Gedanken und Meinungen lebhafter machen: nein, es ist das Gefühl, daß die Geschichte jeder Stadt, jedes Dorfes, jeder Familie zuletzt in stärkerm oder schwächerm Zusammenhange mit der Glücks- oder Unglücksgeschichte der größten Völker steht.

Obwohl die Völker der Erde durch Meere, Ströme und Hochgebirge von einander getrennt leben; obwohl sie alle ihre besondern Sprachen und Einrichtungen haben: sind sie doch mit einander durch ihre gegenseitigen Bedürfnisse verbunden. So wenig ein einziges Haus in einer Stadt für sich allein bestehen und die übrigen allesammt entbehren kann, eben so wenig kann ein Volk die andern Völker zu seinem Wohlstande, zu seiner Glückseligkeit entbehren. Sie sind unter einander nur größere Familien, die auf dem Erdball beisammen wohnen, und in verschiedenen Sprachen und Weisen Gott als den Vater Aller anbeten und verehren.

Darum ist es nicht nur verzeihlich, wenn wir uns in freundschaftlichen Zusammenkünften über das Wohlergehen oder über die Leiden nahe oder entfernt wohnender Völker unterhalten, sondern diese Theilnahme ist selbst löblich. Es betrifft das Wohl und Weh unserer Mitbrüder, es betrifft unser eigenes Glück oder Unglück, von dem wir sprechen. Denn kein Glied des Körpers kann leiden, ohne daß es nicht vom Ganzen empfunden würde. Das Ganze kann keinen Druck erleiden, ohne daß nicht auch der Theil etwas von dem allgemeinen Schmerz empfinde.

Je gewöhnlicher nun solche Unterhaltungen sind, um so mehr muß der Christ auch bei ihnen darauf bedacht sein, daß er sich als würdiger Jünger Jesu betrage. Auch diese Unterhaltungen können Anlaß zu mancherlei Fehden und Verunglimpfungen geben, ja, sie können oft in bedenklichen Zeiten die Quellen vieles Unheils, bürgerlicher Zwietracht, öffentlichen Verderbens werden.

Nur mit allzugroßem Leichtsinn wird da oft das Lob und der Tadel über die Handlungen der Fürsten und Obrigkeiten ausgesprochen. Nur allzuhäufig pflegt man mit Unbarmherzigkeit die Verfügungen der Regenten zu richten, oder sie mit Spott zu überhäufen. Dadurch wird das Herz gegen diejenigen erkaltet, welchen wir Treue geschworen haben; dadurch wird allmälig das Gefühl der Ehrfurcht gegen diejenigen ausgelöscht, welche von Gott Macht empfingen, für unser Wohl mit väterlicher Liebe zu sorgen. Und was ist das Gesetz ohne freudigen Gehorsam der Unterthanen? Was ist der Fürst ohne das Vertrauen seines Volkes? Was ist das Vaterland, wo der Bürger seine Obrigkeit verachtet, und die Obrigkeit keine Zuversicht und Liebe zu ihren Untergebenen hat?

Nur zu oft pflegen dergleichen Unterhaltungen in furchtsamen Gemüthern übertriebene Besorgnisse und Aengstigungen zu erwecken. Wir erbittern gegenseitig unsere Gemüther durch parteiische Behauptungen, oder suchen uns gegenseitig durch künstliche Deutungen der Schicksale zu peinigen. Wem ist es nicht bekannt, daß schon die besten Freunde durch hartnäckige Behauptungen ihrer verschiedenen Ansichten gegen einander lau geworden sind und sich sogar trennten? — Wie? darf der Christ solche Wirkung der gesellschaftlichen Gespräche mit Gleichgültigkeit betrachten? Wird es nicht seine Pflicht, da auf seiner Hut zu sein, wo er den Frieden der Seele, die Eintracht der Familien, die Liebe des Freundes zu verscherzen Gefahr läuft?

Nur allzuoft pflegen unbehutsame Aeusserungen in ähnlichen Unterhaltungen der erste Grund böser, schreckender Gerüchte zu sein, welche ein ganzes Land vergeblich ängstigen, und deren Ursprung Niemand errathen kann! — Wer kennt nicht die traurigen Folgen, die ein falsches Gerücht oft verursachte? Wem ist es unbekannt, daß ein solches oft ein mächtig wirkendes Hilfsmittel schlechtdenkender Menschen ward, Aufruhr und Verfolgung zu stiften?

Ein unvorsichtiges Wort, ein bloßes Mißverständniß erschüttert in bangen Zeiten die Ruhe von Millionen Herzen. Die finstere Sage springt von Zunge zu Zunge. Jeder empfängt sie mit klopfendem Herzen, und trägt sie weiter mit geschäftiger Eile. Niemand wagt es, dies Gespenst anzutasten, das jede Einbildungskraft vergrößert und mit neuen Umgebungen verbindet. Wohin es kommt, läßt es Mißmuth, Schrecken und verworrene Wünsche zurück. Bald beherrscht es die große Menge; die Unruhe Einzelner wird zur Gährung aller Gemüther. Der Ehrgeiz, das schadenfrohe Mißvergnügen treten frecher hervor; der geblendete Haufe folgt ihren schändlichen Fahnen, und opfert seinem Wahn jedes Heiligthum auf. Blut fließt, Flammen lodern aus unschuldigen Hütten. Das allgemeine Elend erst bringt zur Prüfung der begangenen Schritte, die Nüchtern-

heit der Erschlaffung zur Erkenntniß des Selbstbetrugs, die Erkenntniß zur schamvollen Bereuung zurück. — Das Unglück aber ist gestiftet, und die Belehrung des Bessern und Wahren erscheint zu spät. Die gespenstigen Gerüchte haben sich, wie ein täuschendes Nebelbild, verloren, und Niemand begreift, wie er zu dem Wahnsinn gerathen sei.

Dies ist die Geschichte vieler Unglücklichen in vergangenen Jahren; dies die Wirkung der unbedachtsam geführten Unterhaltungen über Ereignisse der Zeit, über Handlungen der Regenten; dies das Werk jener Vorlauten und Leichtsinnigen, die da sagen: Unsere Zunge soll überhand haben; uns gebührt zu reden; wer ist unser Herr? (Ps. 12, 5.)

Wie in allen Gelegenheiten des Lebens, bei der wichtigsten und der geringsten, der Schüler Jesu auch die Weisheit Jesu üben muß, so denn auch hier. Er kann, soll nicht immer schweigen. Er soll Theil nehmen an jeder Unterhaltung. Er wird oft genöthigt, sein Urtheil zu äussern.

Wenn er aber dieses Urtheil über Sache der Völker, über Verfügungen der Obrigkeiten, über Thaten der Regenten zu fällen hat, so thue er es mit eines Christen würdiger Bescheidenheit.

Diese Bescheidenheit entsteht nicht nur aus der Achtung gegen Obrigkeiten überhaupt, als welche zu betrachten sind als wie von Gott eingesetzt — denn alle obrigkeitliche Gewalt ist göttliche Ordnung, zum Schutz, zur Sicherheit der Menschen (Röm. 13, 1) — sondern auch aus der Ueberzeugung von der Unsicherheit unsers Urtheils, von der Beschränktheit unserer Einsichten, entspringt jene Bescheidenheit des wahrhaft Weisen.

Denn ihm ist mit nichten unbekannt, wie schwer es sei, nur die Handlungsart von Seinesgleichen, das Betragen seines Nachbars gehörig zu würdigen. Wie oft haben wir uns in dem Benehmen unserer vertrauten Bekannten geirrt, wie manchmal ihre Schritte getadelt, bis wir von allen Umständen hinlänglich unterrichtet waren! Erst, wenn wir die Ursachen alle erfuhren, warum sie so und nicht anders thaten, oder oft wider ihren Willen verfahren mußten, erst dann fanden wir sie gerechtfertigt, oder doch vollkommen entschuldigt. Erst dann sahen wir ein, daß wir gefehlt hatten, daß wir sie mit unreifer Erkenntniß allzuvoreilig verdammt hatten.

Sind wir nun schon in Gefahr, die Handlungen unserer Bekannten falsch zu beurtheilen, um wie viel mehr, wenn wir die Thaten derjenigen Männer vor unser Gericht zu ziehen wagen, welche entfernt von uns wohnen, welche durch tausendfach verschiedene uns unbekannte Verhältnisse zu Maasregeln genöthigt werden, welche die mannigfaltigen Gründe ihrer Entschliessungen oft aus Klugheit geheim halten müssen! — Wer fühlt es nicht, wie thöricht die Anmaßung sei, Obrigkeiten den Weg vorzuzeichnen, welchen sie einzuschlagen haben, da sie auf erhabenern Standpunkten das Gesammte in allen Theilen und Bedürfnissen leichter überschauen können, als wir auf niedrigen, untergeordneten Stufen? — da sie in ihren Geschäften durch beständigen Umgang mit denselben, durch vielfache tägliche Erfahrungen uns an Kenntniß der Dinge und ihrer zweckmäßigen Behandlung nothwendig überlegen sein müssen? — da sie, von den geübtesten, weisesten, sachkundigsten Männern umringt, für jeden besondern Fall den besten Rath ohne Mühe einziehen können?

Es ist zweifelhaft, ob mehr thörichter Eigendünkel oder mehr unbesonnene Unwissenheit diejenigen leitet, welche sich zu Richtern der Fürsten, zu Beurtheilern der Obrigkeiten aufzuwerfen Gelüst haben. — Aber aus dem Munde des ächten Weisen wirst du niemals diese Sprache der Unbescheidenheit vernehmen. Der Christ wird im Bewußtsein der Unzulänglichkeit seiner Einsichten gern bekennen: Ich wage nicht abzusprechen, wo mir die Gründe und Veranlassungen zu dieser oder jener Maasregel Geheimnisse sind; ich wage nicht zu verdammen, wo ich überzeugt bin, daß, von einem hohen Standpunkt herab betrachtet, Vieles anders erscheinen muß, als es der einzelne, in der Tiefe wohnende Mensch ansehen kann. Nie können wir vorherwissen, ob die Obrigkeiten wirklich fehlen; ja selbst wenn die Folgen ihrer Handlungen auf dieselben einen Schatten werfen, ist noch die Frage unentschieden: ob sie gezwungen waren, so und auf keine andere Weise zu thun.

Mit dieser einem Jünger Jesu so anständigen Bescheidenheit verbindet sich

im Urtheil über die Weltbegebenheiten auch Vorsichtigkeit.

Ich darf bei allen meinen Gesprächen nicht vergessen: Welche Wirkungen können meine Worte bei Diesem oder Jenem hervorbringen? Ist es nicht leicht möglich, daß ich Diesem oder Jenem vergebliche Sorge und Angst verursache? Ist es nicht möglich, daß ich hier oder da durch mein vorlautes, unbedachtes Urtheil Leidenschaften errege, Verdruß, Haß, Verachtung gegen mich erwecke, Parteiungen veranlasse, oder den Zwist derselben befördere, statt ihn zu mindern? Ist es nicht möglich, daß Ohrenbläser, Horcher, geheime Feinde von mir meine Worte mit Schadenfreude auffangen, und meine Urtheile an Personen verrathen, welche dadurch ein Recht bekommen, mich als ihren Widersacher, als ihren und der obrigkeitlichen Ordnungen Feind anzusehen, oder wenigstens doch verdächtig zu finden? Ist es nicht möglich, daß das im Leichtsinn ausgestoßene Wort, ohne daß ich's vermuthe, der erste Grund großer Unannehmlichkeiten für mich oder für mein Haus wird?

Nicht daß man in vertraulicher Unterhaltung mit seinen Freunden in einer allzugroßen Aengstlichkeit ein strenges Wägen der Worte beobachten müsse, wodurch zuletzt jede heitere, zwanglose Unterredung verbannt werden würde — aber, wie über Seinesgleichen, so auch über Regenten, soll der Christ mit zarter Schonung und Behutsamkeit richten. — Alle Gefahr wird verschwinden, wenn ein liebendes, sanftes Herz aus ihm redet. Dann wird er lieber, wo Andere verdammen, entschuldigen, wo Andere richten, erst prüfen.

Eben diese Vorsicht des Christen macht für ihn die furchtbare Brut falscher Gerüchte gefahrlos; sie sichert ihn gegen die Täuschungen der Leichtgläubigkeit, durch welche schon Mancher auf längere oder kürzere Zeit seinen Lebensgenuß verbitterte. Er wird, ehe er willig glaubt, erst den Quellen nachforschen und diese würdigen; er wird den beunruhigenden Sagen entgegen arbeiten, und sie durch entgegengestreute Zweifel schwächen; er wird die unberufenen Schreier lähmen, die da sagen: Unsere Zunge soll überhand haben; uns gebühret zu reden; wer ist unser Herr?

Ach, wie viel Schreckliches gebar oft ein Wort des Leichtsinns, eine Lüge der Bosheit, die geflissentlich zum Verderben des Volks im Volk ausgesprengt ward! Aber wie viel Gutes ward auch nicht oft schon durch den Mund eines Weisen gestiftet, wie vielem Uebel schon gewehrt, wie viel Elend verhütet! — Nach diesem Kranze sollst du, als Christ, streben. Denn wo auch nur irgend ein Gutes zu thun ist, dem jage nach.

Bescheidenheit und Behutsamkeit im Urtheil über die Handlungen der Regenten findet sich aber da von selbst, wo Ehrfurcht in der Brust vor der ihm von Gott gegebenen Obrigkeit wohnt. Der Christ, eingedenk der Lehre des heiligen Petrus: thut Ehre Jedermann; habet die Brüder lieb; fürchtet Gott; ehret den König! — eingedenk des Beispiels, welches der Weltheiland, Jesus Christus selbst, gab, urtheilt über seine Obrigkeiten mit Vertrauen auf sie. „Er ist unterthan mit Ehrfurcht seinem Herrn, nicht allein dem gütigen und gelinden, sondern auch dem wunderlichen.“ (Pet. 2, 18.) Er beruhigt die Unzufriedenen, mißvergnügten Gemüther mit Vernunftgründen.

Zu jener Zeit, als Jesus noch auf Erden wandelte, war die Welt nicht minder reich an merkwürdigen Begebenheiten, als in unsern Tagen. Auch damals stürzten Könige von ihren Thronen, Mächtige starben im Elend, Geringe wurden erhöhet. Die Gewalt der römischen Kaiser erstreckte sich vom Aufgang bis zum Niedergang; Kriegsgeschrei erscholl aus allen Gegenden; friedliche Völker wurden unterjocht, kriegerische zerstreuet und in Gefangenschaft weggeführt. Zahlungen und schwere Auflagen wurden ausgeschrieben. Der Machtspruch eines Einzigen, der zu Rom thronte, gebot über die Völker im Abendlande, wie über das unterthänige Jerusalem.

Auch damals sprach man überall öffentlich und unter Freunden am liebsten über die Begebenheiten des Tages und über die Ereignisse, welche bevorstanden. Unter dem jüdischen Volke herrschten beständige Gährungen. Es gedachte der glänzenden Zeiten seiner Vergangenheit; gedachte seiner ruhmvollen, längst verschwundenen Könige, seiner ehemaligen Siege, und sehnte sich mit Ungestüm nach der verlornen Unabhängigkeit zurück.

Daher erwartete alles Volk in dem Messias einen irdischen Retter und Befreier. Daher begrüßte es oft Jesum als König,

und forderte von ihm Hilfe gegen das weltbeherrschende Rom. Daher das laute Murren gegen die vielen zu entrichtenden Auflagen, gegen Auflagen, die einem fremden Fürsten entrichtet werden mußten.

Als aber eines Tages die Pharisäer zu dem Göttlichen traten, und ihn fragten: Ist's auch Recht, daß man dem Kaiser im entfernten Rom Zins und Abgaben entrichte? ließ er sich ihre Zinsmünzen zeigen, und sprach: Weß ist das Bild und die Ueberschrift? Und da sie antworteten: Des Kaisers! — rief Jesus: Nun denn, so gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist! (Matth. 22, 21.)

So äusserte sich mit Ehrfurcht der Gottmensch über irdische Regenten; so sollen auch wir, die wir uns mtt Christi heiligem Namen schmücken. Dieses Wort, welches er zu den Pharisäern sprach, es ist auch zu uns gesprochen.

Und so erkenne ich, daß ich als Christ selbst in solchen Angelegenheiten Uebels verhüten, Gutes leisten könne, wo ich vermöge meines Berufes und Amtes keinen eigentlichen, immerwährenden oder unmittelbaren Einfluß habe. Es ist im Leben nichts so wichtig, nichts so scheinbar gering, wo mir nicht meine Religion den wohlthätigsten Weg vorzeichnen könnte. Selbst in den freundschaftlichen Kreisen, in der Mitte meiner Vertrauten und Bekannten, darf ich mich meinen leidenschaftlichen Gefühlen über das, was unter den Völkern geschieht, nicht sorglos hingeben. Selbst da muß ich meine Ehrfurcht für Regenten nicht vergessen; selbst da darf ich die wahre Bescheidenheit nicht verläugnen, die den Christen überall schmückt, er stehe öffentlich vor dem Volke, oder theile seine Empfindungen einem vertrauten Herzen mit.

Nicht ich soll richten; Gott richtet die ungerechten Fürsten. Hoch ist unter den Sterblichen ihr Amt, furchtbar schwer ihre Verantwortung vor dem König der Könige! — Er ist's, der von ihnen Rechenschaft nimmt über die Verwaltung des ihnen hienieden vertrauten Gutes; Rechenschaft über die Verschwendung ihrer Tage in üppigem Wohlleben, die er ihnen gab, für die Ruhe von Millionen zu sorgen; Rechenschaft über den Leichtsinn, mit welchem sie ihre Beamten ernannt haben, und wo sie den rechtschaffenen, den einsichtvollen Diener verachteten, und den Schmeichler vorzogen, weil er ihnen aus den Thränen leidender Unterthanen Gold schuf; Rechenschaft über jedes ungerechte, willkührliche Urtheil, mit welchem sie das Gesetz vernichteten, das sie zur Sicherheit Aller heilig bewachen sollten; Rechenschaft über jeden Blutstropfen, welcher durch ihren Stolz, durch ihre Eroberungs- und Vergrößerungssucht mit verabscheuungswürdiger Gleichgültigkeit in ungerechten oder auch nur unvorsichtigen Kriegen vergossen wurde.

Auch der mächtigste der Fürsten ist, gleich dem geringsten seiner Unterthanen, der ewigen, geheimnißvoll wirkenden Ordnung unterworfen, in welcher sich die Welt bewegen muß. Auch unter den Juwelen der Krone wohnt die Angst und die Reue; auch unter dem Purpur regt sich ein strafendes Gewissen. Wohl sah die Welt schon Tirannen; aber sie sah auch mit Schaudern mehr als ein Strafgericht über dieselben ergehen.

Nur Du, Gott, Beherrscher der Unendlichkeit, Allmächtiger, vor dem sich zahllose Welten beugen, nur Du bist Herr; nur Du richtest die Thaten der Regenten gerecht und die Thaten der Völker! So will ich in Demuth schweigen, und mich nicht vermessen, in meinem engen Wirkungskreise über Diejenigen hinwegzuschauen, welche Du über mich gestellt hast. Wehe mir, vielleicht würde ich noch fehlbarer sein, als sie, wenn Du mir statt der glücklichen Wohnung des Bürgers die glänzende Unruhe des Thrones gegeben hättest!

Warum sollte ich den Lauf der Weltbegebenheiten mit frechem Vorwitz tadeln, da nicht Einer, da nicht Tausende dieselben nach Willkühr behandeln und leiten können, sondern da Du es bist, Allweisester, der in seiner Vorsehung befiehlt, was werden soll? Die Verschwörung aller Fürsten, aller Völker, die verbundene Macht des ganzen Erdballs vermag nichts gegen Deine Vorherbestimmung. Ein geringer, zufällig scheinender Umstand verwandelt plötzlich die Gestalt aller Dinge, und die da im thörichten Eigendünkel sprechen: ich bin Herr! sind nur Deine geringsten Werkzeuge.

XXXVI.

Die häusliche Familie und der Staat.

Gal. 6, 2.

Jedem ist hier seine Arbeit angewiesen,
In der Hütte, wie auf goldnem Thron;
Und der große Hausherr reichet jedem
Seiner Knechte den verdienten Lohn.

Keine Hoheit kann Dein Auge blenden,
Denn vor Dir, o Herr, ist Alles gleich;
Keine That kann sich vor Dir verbergen,
Denn Dein Blick durchschaut das Geisterreich.

O so laß mich treulich denn vollbringen
Jede Pflicht, die Du mir aufgelegt;
Laß mich Samen streuen, der noch drüben
Lohnend mir des Lebens Früchte trägt!

Zu den bewundernswürdigen, weisen Einrichtungen Gottes für das menschliche Geschlecht gehört auch die Stufenreihe aller Ordnungen in der Natur und im Leben. Es ist da kein plötzlicher Sprung von Einem zum Andern, sondern ein allmäliger Uebergang. Eins bereitet gleichsam das Andere vor. In dem Kleinsten erblicken wir schon gewissermaßen das Größere; aus dem Bekannten ahnen wir schon die Beschaffenheit dessen, was uns noch unbekannt ist.

Diese stufenweise Ordnung erleichtert dem Menschen sowohl die Uebersicht der ihn umgebenden Dinge in der Welt, als auch die Erkenntniß derselben. Was er in einer Sache erlernte, ist ihm schon wieder für die andere nützlich und brauchbar. Was er im Kleinen sah oder machte, hilft ihm nachher bei größern Kräften im Großen fort. Ja, seine ganze Erziehung, von der Wiege an, ist ein solch allmäliges Fortschreiten vom Leichtern zum Schwerern, vom Einfachen zum Zusammengesetzten, vom bloßen Theil zum Ganzen.

Der Sterbliche ist von Gott bestimmt, mit Seinesgleichen zu leben, und nicht in der Einsamkeit. Alle Menschen sind ihrer Natur nach verbrüdert und Kinder eines Vaters. Durch gemeinschaftliches Beisammensein, wo man sich gegenseitig belehren, rathen, schützen und helfen kann, werden allein die göttlichen Absichten zu unserer Vollkommenheit erreichbar. Jeder von uns, wie er in die Welt tritt, hat daher auch schon die Bestimmung, Mitglied einer großen, mannigfaltigen Gesellschaft, Mitglied eines Volkes zu werden, dessen Einrichtungen, Gesetzen, Sitten, Sprachen, Obrigkeiten und Bedürfnissen er sich zu unterwerfen genöthigt ist. Aber in diese äusserst zusammengesetzten und verwickelten Verhältnisse des bürgerlichen Lebens oder des Staates tritt der Mensch nicht plötzlich und ohne alle Vorbereitung ein. Er empfängt schon einen Begriff davon, ehe er noch das Wort Staat kennt. Er lernt schon Fürsten, Obrigkeiten, Unterthanen, Rangordnung und Stände kennen, ehe er sie gesehen, ja ehe er von ihnen gehört hat. Denn die häusliche Familie, in der er geboren ward, in der er Vater und Mutter, Bruder und Schwester, Personen von ganz ungleichem Alter, von ungleichen Einsichten, von ungleichem Vermögen findet, ist wirklich das Bild eines großen Staates, eines ganzen Volkes im Kleinen.

Hier lernt er gehorchen, lieben, ehren; hier die Verschiedenheit des Alters und der Stände schätzen; hier den großen Nutzen erkennen, der daraus entspringt, daß nicht Alle gleiches Recht haben, daß nicht Alle befehlen, daß nicht Alle ein und dasselbe Geschäft treiben. Er lernt es, weil es die Natur so mit sich bringt; denn die Aeltern sind geborne Befehlshaber; die Kinder gehorchen, weil diese sich selbst noch nicht berathen können; sie gewöhnen sich von der andern Seite an Werthschätzung von Ihresgleichen in den Spielen mit Geschwistern; an Achtung derer, die uns Hilfe reichen, im Umgang mit Dienstboten; an Ehrfurcht vor größern Einsichten in den Gesprächen mit Personen, die uns an Jahren und Erfahrung übertreffen. — So gewöhnt von Kindesbeinen an durch die Verfügung der Natur, finden wir nachher in der Stellung und Verbindung eines ganzen großen Volks gar nichts Unnatürliches; wir erkennen die Einrichtungen eines Staates, mögen sie auch die ungebundene Freiheit einzelner Glieder beschränken, für nothwendig. Wir verstehen den Spruch der heiligen Schrift: Alle Obrigkeit ist von Gott; wo aber Obrigkeit ist, die ist von Gott eingesetzt! und begreifen den Sinn davon durch sich selbst, ohne weitere Erklärung. Wir sind von erster Jugend an zur Erfüllung jener Pflicht gewöhnt, die uns das Wort Gottes vorschreibt: Einer trage des Andern Last, so werdet ihr das Gesetz Christi erfüllen. Gal. 6, 2.

Allein wider diese Gewohnheit, wider diese natürliche und heilige Pflicht kämpft nachher oft der Ehrgeiz der Menschen heftig an, wenn ihre Leidenschaft erwachen. Sie suchen sich durch mancherlei Scheingründe zu rechtfertigen, wenn sie geneigt sind, den Vorgesetzten keinen Gehorsam zu leisten, Einsichtvollern die Achtung zu versagen, die Begüterten um ihr größeres Vermögen zu beneiden, und Personen, die um das Volk oder auch nur um die Gemeinde wohl verdient sind, in ihrem ihnen zu Theil gewordenen Ansehen zu beeinträchtigen und sie zu verlästern. Sie möchten dann gern Alles für menschliche Stiftung halten und ausgeben, was an sich offenbar eine göttliche Anordnung ist, und glauben, weil sie in Allem Menschen sehen, es sei Alles nur von Menschen gemacht.

Schon die Gestalt einer Familie beweiset, es sei die Ungleichheit der Stände eine göttliche Stiftung, und aus Familien bestehe das Volk. Wären von Natur in einer Familie die Aeltern und Kinder zugleich von ungefähr einerlei Alter, Kraft und Einsicht; hätten alle Glieder darin von Natur gleiches Vermögen, gleiche Rechte, gleiche Neigungen zu Beschäftigungsarten — wie lange würden sie in Frieden beisammen wohnen? Aber, wie in Allem, was Gott schuf, die größte Mannigfaltigkeit herrscht, so durch ihn auch unter den Menschen die allermannigfaltigste Ungleichheit seiner Gaben, auf daß einer dem andern desto williger mit der Gabe diene, die er empfangen hat. Es müssen nothwendig Gehorchende und Befehlende, Arme und Reiche, Dienstleute und Herrschaften, Unwissende und Kenntnißvolle sein. Und wie sehr man auch künstele, die Natur wird immerdar Gottes ewigen Willen vollstrecken.

Es ist möglich, daß viele Einrichtungen und Gesetze im Staat willkührlich, einseitig, mangelhaft sind: aber Gesetze müssen sein; es ist der Fehler menschlicher Unvollkommenheit, wenn nicht Alles immer am vollkommensten ist, oder daß nicht Alles, was zum Besten des Ganzen dienen mag, auch jedem Einzelnen vortheilhaft ist. — Es ist gar wohl möglich, daß manche obrigkeitliche Personen ihrer Stelle nicht ganz würdig sind, daß sie oft von ihren Untergebenen an Einsicht oder Fleiß, oder Unbestechlichkeit, oder gemeinnützigem Eifer übertroffen werden. Aber Obrigkeiten müssen sein. Und kannst du nicht den Menschen hochachten, der dasteht ohne Verdienst und Würdigkeit zu dem ihm anvertrauten Beruf: so bist du verpflichtet, seinen Beruf als Vorgesetzter zu ehren; denn dieser Beruf ist das Göttliche! — Es kann sein, daß viele zu Lehrern und geistlichen Aemtern erwählte Personen nicht immer diejenigen Eigenschaften besitzen, welche ihnen wohl zu wünschen wären. Es mag sein, daß Einige träge sind, Andere ihr Amt mit Unlust versehen, nur um des Broderwerbs willen; daß Andere ihre Stelle mißbrauchen, um sich allerlei Einfluß zu verschaffen, der ihnen nicht zusteht; daß Andere auf den Lehrstühlen gegen Sünden eifern, denen sie im Stillen selbst ergeben sind; daß Andere zu geringe Kenntniß besitzen, um ihren wichtigen Wirkungskreis wohlthätig auszufüllen; daß Andere zu den traurigen Halbwissern gehören, die selbst nicht glauben, was sie predigen, oder wohl gar unter Vertrauten über Amtsgeschäfte sich lustig machen, die sie verrichten müssen. Aber diese Menschen sind nur das Menschliche bei der Sache; ihr Lehramt ist das Göttliche! Dies Lehramt sollst du ehrenwerth halten, und nicht in den jetzt häufigen Ton des witzigen Pöbels einstimmen, der die Würde des geistlichen Amtes lächerlich zu machen sucht, um einiger Nebendinge willen, die nicht zum Amt überhaupt, sondern zum einzelnen Menschen gehören, welcher sich vielleicht einer oder der andern Schwäche schuldig macht.

Auch in der Familie finden sich ja nicht alle Mitglieder von Fehlern rein. Es gibt ja nachlässige Aeltern, die sich durch Trunkenheit, Zanksucht, Zwietracht, Ungerechtigkeit, schlechte Ordnung oder unsittsame Aufführung die stille Mißbilligung ihrer Kinder zuziehen.

Dennoch aber sind die Aeltern immer Aeltern, die Kinder immer Kinder. Welches menschliche Herz würde sich nicht empören, wenn Jemand guthieße, daß Kinder ihre eigenen Aeltern verspotteten und lächerlich machten? Sie sollen ihre Augen vor den Blößen ihrer bedauernswürdigen Aeltern schliessen, aber ihnen gehorchen, ihnen Ehrerbietung bezeugen, und sie kindlich lieben. Und dieses Verhältniß soll auch der Unterthan gegen die Obrigkeit, der

Schüler gegen den Lehrer, das Gesinde gegen die Herrschaft, der Arme gegen den Reichen, der Jüngere gegen den Greis beobachten.

Man hat wohl oft gegen die Ungleichheit der Stände noch in unsern Tagen die Stimme erhoben. Aber wer erhob sie? Der Ehrgeiz derer, welche eine weit größere Ungleichheit einzuführen trachteten, indem sie Obere in die Tiefe zu stürzen und die Reichern in Armuth zu bringen suchten. Was war aber von all den fürchterlichen Umwälzungen die Folge? Ungerechnet die Entweihung aller Gerechtigkeit, die Zerstörung alles öffentlichen und häuslichen Glücks, das lange Blutvergiessen und gegenseitige Verfolgen, kehrte dennoch endlich Alles wieder in die nothwendigen bürgerlichen Verhältnisse von Obrigkeiten zu Unterthanen, Herren zu Dienern, Lehrern zu Schülern, zurück. Denn es ist Naturgebot; und ein reines Naturgesetz ist der Wille Gottes.

So haben sich in manchen Ländern mehrmals die Aermern gegen die Reichern empört, und eine Gemeinschaft der Güter, oder doch gleiches Recht, verlangt. Sie begehrten das Unmögliche, und brachten sich nebst tausend Unschuldigen in namenloses Elend. Denn gesetzt, daß man auch einmal versuchen wollte, den gesammten Reichthum eines Landes auf das Gewissenhafteste unter alle Einwohner zu vertheilen, daß ein Jeglicher gleichviel davon empfinge: was müßte in kurzer Zeit daraus erfolgen? Ungerechnet, daß nun Einer weniger Neigung hätte, dem Andern zu dienen, daß die Wohlhabenden ohne ihr Verschulden um das gerechte Eigenthum gebracht, die Aermern ohne ihr Verdienst bereichert worden wären, würde diese Gleichheit des Besitzes sehr schnell wieder verloren gehen. Denn der Eine ist sparsamer, der Andere verschwenderischer; der Eine klüger, der Andere unwissender; der Eine arbeitsamer, der Andere träger. Jeder würde nach seiner Art eifrigst beitragen, die Ungleichheit der Güter wieder zurückführen; und bald ständen wieder Reiche neben Armen, Herren neben Dienern.

Wo in einer häuslichen Familie Kinder ohne Achtung und Dankbarkeit gegen Aeltern, Jüngere ohne Rücksicht gegen Erwachsene, Dienstboten ohne Folgsamkeit gegen Herrschaften sind, herrscht Zerrüttung, kehrt Verarmung und Unglück ein. Eben so ist es in einem Lande, wo man Fürsten und ihre ersten Staatsdiener, obrigkeitliche Personen, Feldherren und Hauptleute, Priester und Lehrer zu Gegenständen der Verspottung macht; wo ein Stand eifersüchtig oder schadenfroh die Rechte des andern schmälert; wo der Adel sich mit leerem Stolz gegen den Bürger, der Krieger sich mit übel angebrachter Rohheit gegen den Handelsstand, der Gelehrte gegen den Handwerksmann, der Stadtbewohner sich gegen den Bauer brüstet. Sie Alle sind Brüder, Unterthanen des gleichen Gesetzes, Untergebene des gleichen Fürsten, Kinder des gleichen Gottes. Ihre verschiedenen Stände sind dasselbe, was die verschiedenen Stufen des Alters und der Brauchbarkeit unter Geschwistern in einer häuslichen Familie sind. Auch hier haben die Erwachsenern, die Einsichtvollern schon ihrer Natur nach gewisse Vorrechte gegen die Jüngern und Unerfahrnern. Aber diese haben dennoch für die Aeltern gleichen Werth mit jenen. — So soll denn, von Gott geordnet, eine Mannigfaltigkeit der Stände sein, daß Einer trage des Andern Last. Jeder Stand ist in seiner Art nothwendig, jeder in seiner Art brauchbar, jeder in seiner Art höchst ehrwürdig. Keiner könnte sicher oder glücklich ohne den andern bestehen.

Je mehr ein Volk in seiner innern Ausbildung vorschreitet, je mehr Kenntnisse sich da sammeln, je allgemeiner der Wohlstand wird, um so mehr wird sich auch die Verfassung und Gesetzgebung des Landes vervollkommnern. Für rohe Barbaren sind andere Gesetze nothwendig, als für gesittetere Nationen. Hier wird mit Recht auf Abschaffung vieler Willkühr und Grausamkeit gedrungen, die oft nothwendig sein kann, Halbwilde im Zaum zu halten. Diese Verbesserung der Staaten und das Freierwerden des Volks steht im gleichen Verhältnisse mit dem allmäligen Aufwachsen der Kinder in einer Familie. Sie werden schonender, edler von den Aeltern behandelt, je mehr sie an Jahren zunehmen. Die Ruthe, welche oft als Heilmittel des Eigensinns bei den ungezogenen Kleinen angewendet werden mußte, ist nicht mehr zur Zeit des reifern Jünglings dienlich. Ihm werden mehr

Freiheiten gestattet, als zu jener Zeit, da er noch allzujung und erfahrungslos war.

Wenn Aeltern fortfahren wollten, ihre mannbar gewordenen Söhne und Töchter auf gleiche Weise zu belohnen, oder zu züchtigen, wie ehemals in deren unmündigem Alter: sie würden sich selbst verächtlich machen und den Unwillen der Ihrigen erregen, oder diese an Geist und Herz verkruppeln, und zu beständig untauglichen Geschöpfen verkehren. Eben so wäre es, wenn die Vorsteher eines Volkes dasselbe, in unwürdiger Sklaverei niedergedrückt, beständig wie Barbaren oder Leibeigene behandeln, die Freiheit des Denkens ertödten, die Freiheit des Gewissens beschränken, die öffentlichen Stellen nur nach Geburt und Herkommen, nicht nach Verdienst und Würdigkeit, vertheilen, und die für ganz andere Zeiten passend gewesenen Ordnungen und Einrichtungen nicht veredeln wollten, wie es den Begriffen und Bedürfnissen eines hellern Zeitalters, eines gesittetern Volks angemessen ist. Die Unweisheit der Landesherren (der Aeltern), der Stolz und Eigennutz der höhern Stände (der früher erwachsenen Geschwister in der Familie), hat eben durch solche Vergehungen schon die traurigsten Wirkungen in den Völkern, endlich Empörung und Zertrümmerung der Staaten veranlaßt. Denn keinerlei Sünde, von welcher Art sie sei, und von wem sie auch begangen werde, bleibt ohne ihre Strafe. Das ist Naturgesetz, das Gottes Wille.

Erwachsene Söhne und Töchter in der Familie, selbst wenn sie ihren Aeltern schon mit Rath und That Hilfe leisten können, erhalten jedoch durch ihr mündiges Alter kein Recht, ihnen die schuldigen Pflichten der Ehrerbietung und des Gehorsams zu versagen. Vielmehr müssen dann die Gefühle der Hochachtung, Liebe und Dankbarkeit mit den Jahren wachsen und mit der Erkenntniß dessen, was Aeltern sind, und wie viel Verbindlichkeiten man ihnen zu entrichten hat. Eben so sollen sich Völker, je mehr Ansprüche sie auf Vorzüge vor andern Nationen in Absicht ihrer Bildung und Sitten machen, je würdiger sie größerer Freiheit sind, durch vermehrte freiwillige Ehrfurcht vor Obrigkeiten und deren Anordnungen, so wie durch ungeheuchelte Achtung aller Stände auszeichnen. Ein Volk, welches, mag bei ihm noch so viel Wissenschaft und Kunst blühen, die ersten heiligen Pflichten gegen Obrigkeiten und Stände versäumt, gleicht einem ungerathenen Sohn, der, ungeachtet seiner erworbenen Kenntnisse, mit strengen Mitteln zur Pflicht angehalten werden muß.

Wie in einer Familie mit der Zeit die jüngern Kinder ihren mehrjährigen Schwestern und Brüdern nachwachsen, daß endlich auf Verschiedenheit des Alters kaum mehr Rücksicht genommen wird: so geschieht auch in einem Staate, wo die ehemals gering geachteten, niedern Stände an Einsicht und Wohlstand den höhern gleich oder nahe gekommen sind. Hier verschwindet unvermerkt der vormals durch die Natur der Dinge eingeführt gewesene scharfe Unterschied der Volkstheile, des Rangs und Herkommens. Was vor Zeiten unausbleiblich nothwendig und darum nützlich und ehrwürdig gewesen, wird dann entbehrlicher; eine scharfe Absonderung fortan oft nachtheilig, in einzelnen Theilen aber, oder gar in Kleinigkeiten angebracht, lächerlich und zum Unwillen reizend. Jedes Volk und der bei ihm herrschende Unterschied der Stände muß also nach Maasgabe des dort herrschenden Grades öffentlicher Bildung beurtheilt werden. Wir dürfen eben so wenig ein Volk wegen der bei ihm herrschenden Rangordnungen loben oder tadeln, oder bei Allen das Gleiche verlangen, was wir bei uns finden, als wir fordern können, daß in allen Familien das gleiche Verhältniß zwischen Geschwistern oder zwischen Aeltern und Kindern statt finde.

So wie wir in unserer Familie allgemach Eins um das Andere erwachsen und reifer werden; wie wir nun jüngere Brüder und Schwestern erziehen helfen müssen, nachdem uns vorher Mehrjährige erziehen halfen; so wie wir endlich selbst ein eigenes Hauswesen beginnen, und Häupter einer Familie werden: eben so rücken wir mit den Jahren auch in den bürgerlichen Verhältnissen des Staates vor. Mancher von uns wird selbst ein Befehlender, Lehrer, Anführer; schwingt sich aus der Dürftigkeit zu einem gewissen Wohlstand empor. Da ist es der Augenblick, vollkommen dasjenige zu werden, was wir selbst vorher gewünscht haben, daß Andere hätten sein sollen. Behandle jetzt die Jüngern mit derjenigen Sorgfalt, Liebe und Schu-

nung, wie du als Kind gewünscht hast, behandelt worden zu sein. Beweise nun als Vorgesetzter, als Beamter die Pflichttreue, den Geschäftseifer, die sanfte Menschlichkeit, die Unbestechlichkeit, den redlichen Sinn, die Demuth, welche du sonst gern von Andern zu sehen begehrtest. Du tadeltest ehemals des Einen Hochmuth, des Andern Leichtsinn, des Dritten Ränkesucht, des Vierten gewaltthätiges Wesen. Siehe, welcher Fehler dich nun auch beflecken möge, er wird nun doppelt strafbar an dir, und Andere richten dich. Sie ehren vielleicht dein Amt, aber haben Verachtung gegen deine Person; erweisen dir die äusserliche Ehrerbietung, und verschmähen dich in ihrem Gemüthe. Setze dich in Gedanken einmal in den Fall, daß du deiner Stellen beraubt, deiner jetzigen Würde entkleidet würdest; daß du deinen Wohlstand verloren hättest, und Andere um die Dienste ansprechen müßtest, welche du jetzt selbst zu erzeigen im Stande bist: was würde dir in solchem Augenblick von der Gefälligkeit, von der Ehrerbietung der Leute übrig bleiben, die sie jetzt dir noch deiner äussern Verhältnisse wegen beweisen? Würdest du auch als bloßer Mensch noch etwas bei ihnen gelten, und allgemeine Achtung und Liebe finden?

Nie, o himmlischer Vater, nie laß mich das vergessen, und mich nicht selbst verblenden über das, was ich werth bin, und wozu ich gegen Hohe und Niedere, wie gegen Meinesgleichen, verpflichtet bin. Alle sind sie Deine Kinder, Alle haben sie von Dir ihre besondern Vorzüge, Rechte und Gaben empfangen. Alle sollen wir unter einander uns dienen, und Einer des Andern Last tragen helfen, daß wir das Gesetz Christi erfüllen! Dazu sind Thronen und Bettlerstäbe, Altar und Pflug, Paläste und Hütten, Würden und Geistesgaben vertheilt, daß wir damit Vollkommenheiten erwerben, die uns jenseits ein schöneres Loos zusichern. Nur der Gerechte ist Dir der Vorzüglichere. O daß ich keiner der Unwürdigsten in Deinem heiligen Reiche würde! Amen.

XXXVII.

Gemeinnützigkeit.

Mark. 10, 42 — 45.

Ihr führet mit freundlicher Hand den Fremdling durch eure Stadt. Ihr zeiget hinauf zu den weitläufigen Gebäuden von Tempeln und Spitälern, Waisenhäusern oder Schulen, und sprechet: Das ist gestiftet worden durch die Wohlthätigkeit unserer Väter.

Ihr führet eure Kinder vor das Bildniß oder die Bildsäule irgend eines großen Mannes, und eure Seele erhebt sich mit stolzer Rührung, indem ihr die Thaten und das Leben eurer herrlichen Vorfahren erzählet. Ihr sprechet: Dieser Edle hier ist den schönen Tod für sein Vaterland im Felde des Krieges gestorben; — jener dort starb für die Wahrheit und Aufrechthaltung unsers Glaubens, unserer Religion! — Hier ein anderer, welcher die höchsten Ehrenstellen seines Vaterlandes bekleidete, aber in Armuth starb, weil er Alles zum Besten der Bürgerschaft hinopferte! — Dort ein anderer, der seine Tage und Nächte, sein Vermögen, seine Freunde, Alles aufopferte, um sein Vaterland durch den Ruhm der Wissenschaften, oder durch nützliche Erfindungen und Entdeckungen zu verherrlichen.

Höret die Stimme der Völker. Sie verkünden euch alle den Ruhm ihrer Vorwelt. Sie preisen mit Stolz die Heldenthaten ihrer vergangenen Tage. Sie besingen in Liedern die Größe und die Kraft ihrer Väter. Sie sprechen von ihren Altvordern wie von einem edlern Menschengeschlecht. Keine Nation will der andern in Rücksicht der rühmlichen Vorzeit den ersten Rang zugestehen.

Wer waren denn die Menschen jener Vorzeit, die ihr so laut und mit beständiger Begeisterung preiset? Wodurch vermochten sie, so viele große Dinge zu thun? — Waren jene erhabene Menschen einer edlern Abkunft, als wir? Hatten sie etwas Göttlicheres, als wir? Hatten sie nicht dies Fleisch und Blut, wie wir? — O gewiß, sie waren nur schwache Sterbliche, wie wir sind, und doch thaten sie des Großen und Guten so viel.

Sind sie reicher als wir gewesen, daß sie so viele milde Stiftungen, Kranken- und Waisenhäuser, Lehr- und Armen-Anstalten gründen konnten? — O nein, auch in unsern Zeiten leben der reichen und vermöglichen Bürger so viele, und doch erleben wir von ihnen wenig rühmliche Stiftungen zum Besten der Gemeinden der Stadt und des Landes.

Sind sie weiser, gelehrter, einsichtvoller gewesen, als man in unsern Zeiten ist? — O nein, die Wissenschaften unserer Zeit können ohne Furcht den Wettstreit mit den Wissenschaften der Vorwelt eingehen.

Oder hatten die Menschen der vergangenen Jahrhunderte mehr Anlagen zur Tugend, zur Religiosität, als wir? — Nein, seit Anbeginn der Welt sind die Sterblichen alle mit gleichen Anlagen zur Tugend und Frömmigkeit geboren, wenn gleich nicht alle einerlei Höhe der Tugend erreichen mochten.

Aber eine Tugend gab es, in welcher die Vorwelt uns oft übertraf. Es war die Tugend bürgerlicher, vaterländischer, christlicher Gemeinnützigkeit. Es war die Tugend, durch welche Jeder mehr für das Beste seiner Familie, als für sich selbst sorgte, mehr für das Beste seiner Gemeinde, als seiner Familie lebte; mehr für das Beste des Vaterlandes, als seiner Gemeinde bekümmert war! — Werfet euren Blick umher, und suchet, wie viel sind unter tausend Menschen immer derer, die von der Tugend begeistert sind, und von welchen man jene Worte sprechen könnte?

Woher stammt das Elend unserer Zeiten? Von wannen quillt der unendliche, Alles verderbende Strom des Jammers in unsern Tagen? Woher rührt das namenlose Unglück der Völker, das Verderben der Thronen, die Versunkenheit der Religion, die Lieblosigkeit der Menschen unter einander, die in gleicher Gemeinde beisammen wohnen? — Ach, diese Quelle des allgemeinen Unheils, unter welchem die Welt seufzt, liegt im Innern des Menschenherzens; sie heißt Eigennutz und Selbstsucht.

Selbstsucht ist das Gift, welches fressend die heiligsten Bande des Bluts und der Freundschaft im Innern einer Familie zerstört, wo nur Jeder für sich, Keiner für Alle bedacht ist; ist das Gift, welches die Glieder der Gemeinden und des ganzen Staatskörpers von einander scheidet, und die alten Bande löset, die Alles zusammenhalten sollen. Eigennützig stehen die Diener des Fürsten um den Thron, und arbeiten für ihren, nicht für des Landes Wohlstand; arbeiten für ihren, nicht für des Vaterlandes Ruhm. Wenn nur sie geborgen sind, trösten sie sich um das Unglück von Millionen Anderer. Selbstsucht verführt die Großen, da sie ausser ihrer Leidenschaft nichts Wichtigeres kennen; sie erheben den Schmeichler, und lassen den geistvollern Mann, der da helfen könnte, im Staube. — Selbstsucht macht verjährte Vorurtheile noch immer zu Grundsäulen des Staats, und verachtet, was dem Vaterland allein Größe und Glanz ehemals verliehen — die Weisheit, die Kraft hellsehender Geister, die sich selbst aufopfernde Gemeinnützigkeit. — Selbstgefühl und Eifersucht trennt die Gemeinden von Gemeinden, macht die Kluft von den verschiedenen Ständen immer größer, unterhält die Flamme des gegenseitigen Hasses, und entzweiet die Einwohner eines und desselben Ortes. — Eigennutz macht die Familien gleichgültig gegen die Ehre und den Glanz des Vaterlandes und der Gemeinde. Nicht Einer sorgt für Alle, nicht Alle sorgen für Einen. Unempfindlich ist man gegen das öffentliche Unglück, wenn es nur nicht unser eigener, unmittelbarer Schade ist. Empfindlich klagen Alle, wenn große Aufopferungen zur Rettung oder Ehre des Ganzen verlangt werden.

Ist's ein Wunder, daß große Staaten zerfallen, wenn der Eigennutz der Einzelnen alle Säulen des Staats untergräbt, wenn die Selbstsucht alle Glieder desselben feindselig aus einander treibt? Ist's ein Wunder, wenn Städte, sonst angesehen, wohlhabend, glänzend, allmälig verderben, wenn sie nicht mehr eine einzige große Familie, sondern gleichsam eben so viele selbstsüchtige Einsiedler beherbergen, als Bürger? — Ist's ein Wunder, wenn weiland blühende Geschlechter untersinken, weil die Verwandten sich aus Eigennutz von einander trennen, die Verarmten sich schämen, oder den Beglückten elenderweise beneiden?

Das Unglück macht sie wieder zu Brüdern; das Unglück lehrt sie, Vorurtheile zu verstoßen; das Unglück lehrt sie, daß Alle für Einen, Einer für Alle sorgen und arbeiten müsse; daß nicht Jeder für sich allein denken dürfe, ohne daß Alle verderben. So pflegen in der Nähe des Schiffbruchs, wenn das stürmische Meer den Untergang droht, die entzweiten Gemüther sich zu vereinigen, und Alle für Alle zu arbeiten.

Die aus unserm Kreise fast ganz verschwunden gewesene schöne Tugend der Gemeinnützigkeit, diese Tugend, welche wir so oft und gern an den Bürgern unserer Vorwelt bewundern und preisen, tritt-

wieder, zwar furchtbar und gerecht, doch segnend an der Hand des Unglücks in unsere Familien, Städte und Länder zurück. Nur sie wird das Zerstörte wieder aufbauen, das Zerrissene wieder zusammenknüpfen, und den Geist Jesu Christi unter denen verbreiten, welche auf seinen Namen getauft sind.

Und was ist Gemeinnützigkeit?

„Welcher will groß werden unter euch," so spricht der göttliche Lehrer Jesus, „der soll euer Diener sein. Und welcher unter euch will der Vornehmste werden, der soll Aller Knecht sein. Denn auch des Menschen Sohn ist nicht gekommen, daß er ihm dienen lasse, sondern daß er diene, und gebe sein Leben zur Bezahlung für Viele." Mark. 10, 43 — 45.

Gemeinnützigkeit ist also eine immerwährende, thätige Geneigtheit, für den Vortheil, für die Zufriedenheit, für den Wohlstand, für die Ehre unsers Vaterlandes, unsers Wohnorts, unserer Familie Alles beizutragen, so weit unsere Kräfte reichen; ja, das Allgemeinbeste befördern zu helfen, selbst wenn es unser eigener persönlicher Schaden wäre.

Es leuchtet schon Jedem von selbst ein, daß, wenn an einem Orte alle Bürger von diesem Sinne Jesu beseelt, von dem Geiste der Gemeinnützigkeit belebt wären, kein Einziger daselbst unglücklich sein könnte. Denn das Gute, welches er zum Vortheil Aller thut, fließt tausendfältig wieder auf ihn zurück, weil alle Andern auch nur auf sein Bestes bedacht sind. Da ist keine Bürgerschaft, sondern eine herzliche Verbrüderung; da ist kein Beisammenwohnen verschiedener Familien, sondern Jeder ist ein Glied und Theilnehmer einer einzigen großen Familie.

Wer gemeinnützig sein will, muß vor allen Dingen Kraft haben, nützlich werden zu können. Er muß, um Andern dienen und helfen zu können, verstehen, wie er am zweckmäßigsten seinen Beistand anwenden kann. Er muß nicht bloß Hilfe von Andern erwarten, wenn er Andern helfen soll. Er muß seinen Geist, seine Kenntnisse ausbilden; er muß gewisse Geschicklichkeiten erworben haben; er muß darnach trachten, sein Vermögen durch alle rechtliche Mittel zu vergrößern. Je mehr Kenntniß oder Geschicklichkeit, oder Eigenthum ein Mensch besitzt, je mehr Mittel hat er, nützlich werden zu können.

Folglich ist, wenn es heißt: Sei gemeinnützig! damit nicht gesagt: Vergiß nun ganz dich selbst, vernachlässige alle deine Angelegenheiten, sorge nur beständig für Andere; sondern es liegt schon in der Aufforderung zur Gemeinnützigkeit ein ernster Zuruf an dich: Erwirb dir Mittel, um deiner Familie, deinem Wohnort, deinem Vaterlande den größten Nutzen stiften zu können. Ohne solche Mittel fällst du Andern zur Last. — Glaube nicht, du könnest unwissend oder arm sein, und doch Andern nützlich dadurch, daß du für das Heil ihrer Seelen betest. — Traurige Gemeinnützigkeit, die sich auf deine eigene Trägheit gründet! Auch Jesus, auch seine Apostel beteten für uns, aber sie ließen es nicht dabei bewenden; sie arbeiteten, sie heilten Kranke, sie zogen unter vielen Mühseligkeiten durch die Welt und lehrten. Sie empfingen ihre Nahrung nicht unverdient in Sorglosigkeit und ruhiger Betrachtung. Wenn wir uns aber Mittel erworben haben, Andern nützlich werden zu können: dann sollen wir dieselben für Andere anwenden, und so viel wir für uns selbst entbehren können, für das gemeine Beste aufopfern.

Denn derjenige verdient keineswegs den Ruhm der Gemeinnützigkeit, welcher das, was er zum Besten der Stadt oder des Landes thut, aus eigenem Nutzen oder für Bezahlung verrichtet, sondern derjenige, welcher das gemeine Beste befördert, ohne Lohn dafür zu begehren.

Auch der Handwerker, der Kaufmann, der Gelehrte, der Staatsdiener, der Geistliche arbeiten nicht bloß für sich, sondern für tausend Andere. Allein darum können sie nicht gepriesen werden. Ihre Kunst, ihr Geschäft kann gemeinnützig sein, ohne daß sie es selbst sind. Ihre Arbeiten werden ihnen verhältnißmäßig bezahlt, oder sie empfangen für ihre Geschäfte eine Besoldung. Sie haben ihren Lohn dahin! spricht Christus. — Keine Tugend ist um Gold feil. Tugend wird nicht mit irdischem Gold bezahlt.

Gemeinnützigkeit begreift jedesmal zugleich eine Aufopferung für das gemeine Beste in sich, so wie überhaupt keine

Tugend da ist, ohne daß nicht eine größere oder geringere Selbstüberwindung dabei statt findet. — Gemeinnützigkeit ist ja das Gegentheil von eigenem Nutzen. Es ist ein Sorgen für das Beste Anderer, und nicht für uns. Es ist das unentgeldliche Hingeben eines Theiles von unsern Stunden, unsern Bemühungen, von unserm Eigenthum für das Wohl oder die Ehre unserer Familie, unserer Gemeinde, unsers Vaterlandes.

Wer zum Besten seiner Stadt oder seines Landes eine nützliche Unternehmung beginnt, oder unterstützt, in so fern dies Beginnen oder Unterstützen mit seinem eigenen Vortheil in keinem Widerspruch steht, der hat den Namen des Gemeinnützigen schlecht verdient. Nur der ist ein ächter Bürger, ein ächter Christ,, welcher den gemeinen Nutzen seinem eigenen vorzog, oder welcher, wenn es nicht anders sein konnte, das Wohl Aller mit seinem eigenen großen Schaden erkaufte. Auch Jesus war gekommen, daß er diene, und sein Leben opfere für Viele.

Nur selten sind Anlässe, wo wir der Wohlfahrt Aller unsere eigene, ganze Wohlfahrt hinopfern können. Aber gesegnet und willkommen sind dem Christen, dem Weisen die Gelegenheiten, da er sich für seiner Mitbürger Heil aufopfern darf. Es geschieht, wenn auf keine andere Weise Hilfe zu schaffen ist. Es geschieht, wenn es besser ist, daß ein Theil, als das Ganze untergeht. Es geschieht, wenn unser Untergang den Untergang von Tausenden verhütet.

Heil euch, ihr Ehrwürdigen, ihr Erhabenen der Vorwelt, die ihr euch zum Heil der Welt oder des Vaterlandes dem gewissen Untergange großmüthig weihtet! Heil euch, o ihr Edeln, die ihr für die Wahrheit des Glaubens die Märtirerkrone auf euer Haupt drücktet, oder die ihr für die Freiheit und das Glück des Vaterlandes in den ruhmvollen Heldentod ginget, oder die ihr, um Andere zu begütern und Andern ein frohes, zufriedenes Leben zu erwerben, freiwillig die Leiden der Armuth ertruget. Eure Namen glänzen ewig vor Gott, und ewig dauern sie im Andenken des menschlichen Geschlechts! Das begeisternde Beispiel eurer Gemeinnützigkeit erhebt das Gemüth der Enkel noch nach Jahrtausenden.

Können wir diesem großen Beispiele nicht immer nachwandeln, weil Mittel und Gelegenheit mangeln: wie zahlreich sind doch immer noch die Anlässe, um gemeinnützig handeln zu können! Strebst du nach Aemtern, siehst du unter deinen Nebenbuhlern einen ehrwürdigern, einsichtsvollern, thätigern Mann, als dich: tritt bescheiden zurück; er wird zum Wohl der Gemeinden oder des Landes das Amt besser verwalten, als du. — Dies ist die ächte Seelengröße, dies ist Gemeinnützigkeit, die vor Gott gilt.

Ist ein Unternehmen im Werk zur Beförderung des Gemeinwohls oder der Ehre deines Wohnortes, deines Vaterlandes: biete freudig dazu die Hand, hilf dazu nach allen deinen Kräften. Frage nie: Wer will es thun? Wer ist derjenige, der es beginnt? sondern frage: Was soll geschehen? Was wird dadurch befördert? — Dann berechne den Nutzen, die Ehre der Mitbürger, nicht deinen Nutzen, nicht das Opfer deiner Bequemlichkeiten.

Ist des Vaterlandes Noth groß, wird es in Krieg verwickelt, erfordert es der Kräfte schweren Aufwand — dann will ich aus der Art deiner Klagen deine Denkart, dein Herz erkennen. Der Selbstsüchtige verzweifelt über die Last der Abgaben, über den Mangel des Verdienstes. Der Gemeinnützige klagt nicht so laut um dasjenige, was er verliert; denn er kann sich einschränken, er nimmt Wasser statt des Weines, schwarzes Brod statt der Leckerbissen: aber schmerzlicher hören wir seine Klagen um die Noth seiner übrigen Mitbürger, seine Klagen um das, was seine Gemeinde, was sein Vaterland einbüßt. Denn er gehört nicht sich selbst so sehr als dem Vaterlande an.

Wie, mein Christ, du erstaunest über die Seelengröße, wie über einen göttlichen Fremdling, dem du noch nie begegnetest? — Siehe, eben diese rührende Herzensgüte, dies Dasein und Athmen für Mitbürger und Vaterland, dies und nichts Anderes ist wahres Christenthum, dies heißt in Gott wandeln und göttlich leben.

So gehe hin, so lebe. Erwirb dir die Himmelskrone hoher Gemeinnützigkeit. Fordere für das Gute, das du thust, nicht immer Lohn. Bringe deinen Mitbürgern zu ihrem Besten gern ein Opfer mit freudigem Gemüth. Hat dich Gott mit Reichthümern gesegnet: gehe hin, verbreite diesen Segen zum Theil durch nützliche Stiftungen und Anstalten über Tausende deiner minder reichen Mitbürger oder ihrer

Kinder. — Bist du nicht begütert genug, so hast du vom Schöpfer Talente anderer Art empfangen, du hast Kenntnisse oder Geschicklichkeiten. Erwarte keine Gelegenheiten, sondern suche sie auf, wo du zum Wohlstande und Nutzen, zur Ehre und zum Glanz der Gemeinde, in der du wohnst, oder des Vaterlandes beitragen kannst.

Der ist kein Christ, der noch nicht gelernt hat, gemeinnützig zu sein; — der ist noch nicht in und mit Gott, der noch nicht, wie Gott für das Weltall, als Mensch in seinem kleinen Wirkungskreise durch gemeinnützigen Eifer das möglichste Gute stiftete! — Der hat noch nie den Himmel in seiner Brust getragen, der das Entzücken nicht gefühlt, wohltuend für Viele mit eigener Aufopferung gewesen zu sein.

Jesus Christus, mein übirdisches Muster, o du Gemeinnützigster unter allen vom Weibe Gebornen, Christus, der Du für die Beseligung und Aufklärung des in Finsterniß liegenden Menschengeschlechts Dein eigenes Leben in den Opfertod darbrachtest, — Jesus Christus, sei Du mein tägliches Vorbild, meine Leuchte im dunkeln Gewühl des Lebens, meine Stütze, wenn mich die niedrige Selbstsucht vom Weg der Tugend und der wahren Christenlehre hinwegreißen will. — Ich weiß es, nur der Gemeinnützige kann einst mit dem süßen Bewußtsein sterben: Ich lebte hienieden nicht vergebens! Nur der Gemeinnützige kann mit dem süßen Bewußtsein leben: Ich thue, wie mein Heiland that. — Amen, daß ich's thun möge, daß ich einst so vollende! Amen.

XXXVIII.

Oeffentlich Gutes wirken.

Matth. 5, 10.

Die meisten Menschen sind nicht sowohl lasterhaft und der Sünde Freunde, als sie vielmehr schwach sind, dem wankenden Rohr gleich, welches der Wind hin und her bewegt. Wäre der größte Theil der Sterblichen von je her eines durchaus verdorbenen Herzens gewesen; die Welt wäre längst ausgestorben; das menschliche Geschlecht würde sich im Uebermaas der Laster und Verbrechen selbst ausgerottet haben. Aber in Allem hält noch das Gute dem Bösen, und selbst im Schlechtesten der Menschen irgend eine löbliche Eigenschaft den vielen verbrecherischen Neigungen das Gewicht.

Aber, so wenig man im Allgemeinen sagen kann, die Menschheit sei durchaus verschlechtert, zu allem Guten unfähig, von Natur aus lasterhaft und böswillig: eben so wenig kann man im Allgemeinen behaupten, die meisten Menschen seien für das Gute und Edle entflammt, tugendhaft, rechtschaffen. Nein, sie erheben sich nicht über das Gewöhnliche. Sie meiden gewöhnlich nur das Böse um der übeln Folgen willen, und sind des Guten Freunde, so lange die Tugend keine allzuschweren Opfer von ihnen verlangt. So sehr man sich im gemeinen Leben fürchtet, für schlechter als Andere gehalten zu werden, eine eben so große Scheu scheint Jedermann zu empfinden, besser, tugendhafter, edelmüthiger zu sein, als Andere. Man findet das Gewöhnliche am bequemsten, darum wird es geliebt. Man will jede Auszeichnung, im Bösen wie im Guten, vermeiden, um weder Abscheu noch Beneidung zu erfahren. So bleibt Alles in der schwankenden, alltäglichen Mittelmäßigkeit, ohne grobe Vergehungen, aber auch ohne Willen, ohne Kraft zu erhabenen, christlichen Handlungen.

Und wenn ich mich selbst prüfe, was muß ich wahrnehmen? Bin ich nicht auch einer von denen, die ihre ganze Klugheit darein setzen, sich nicht auszeichnen zu wollen? Bin ich nicht auch von der Krankheit des Zeitalters angegriffen, die nur Mittelmäßigkeit sucht und hat? Habe ich nicht manches Gute, das ich wohl hätte thun können und sollen, bloß deswegen unterlassen, um nicht auffallend zu werden? Habe ich nicht manches Böse, aber auch manches Gute und Nützliche unterlassen, aus Scheu vor dem Urtheil der Leute? Bin ich nicht mehr der Menschen, als Gottes Diener bisher gewesen? Galten mir nicht die kurzsichtigen Sterblichen, deren Urtheil ich selbst im Herzen oft als unvollkommen verachte, mehr, als der Ewige, dessen Urtheil und Beifall mir für heute und immerdar Alles ist?

Wohl sind viele, und gewiß auch gute Menschen schwach genug, daß sie das Bessere nicht thun, um nicht Aufsehen zu erregen, um nicht von boshaften oder alltäglichen Menschen mißdeutet zu werden. Sie scheuen es nicht, sich dem großen Haufen in seinen Thorheiten gleich zu stellen; aber fürchten es, ihm durch eine seltene gute Handlung, die

Keiner nachzuthun Lust hat, auffallend oder lächerlich zu werden. Sie fürchten, man werde ihnen das, was aus des Herzens Fülle, aus des Geistes ganzer Ueberzeugung geschah, für Heuchelei, für Scheinheiligkeit auslegen; man werde nicht die Reinheit der That erkennen, sondern dahinter irgend eine versteckte Absicht, eine listigen Plan suchen. Denn daß man eigennützig und klug handle, traut Einer dem Andern leicht zu, weil Jeder so thut oder thun möchte. Aber daß man ohne Eigennutz das Gute und Löbliche verrichte, bezweifelt fast Jeder, weil sich Wenige dazu fähig fühlen.

Bei dem allem schätzt doch jeder das Lob gewöhnlich höher, was man dem Edelmuthe seines Herzens, als das, was man der Einsicht und Klugheit seines Verstandes zollt, während er in der Stille lieber klug als tugendhaft zu leben bemüht ist. Dieser scheinbare Widerspruch aber löset sich in dem verächtlichen Grundsatze der Menschen auf, daß ihnen am Urtheil der Menschen mehr, als an Gottes und ihrer eigenen innern Zufriedenheit gelegen ist, daß sie daher die Tugend und Seelengüte nur zu einem Werkzeuge ihrer Lebensklugheit machen, und zu einer glänzenden Hülle ihrer unreinen Denkart.

Viele rechtschaffene Christen, die den Spott der Menschen scheuen, aber darum das Gute nicht minder lieben, stellen sich öffentlich der Mehrheit der Menschen gleich, und üben das Gute im Stillen. Sie fürchten, durch öffentliche Handlungen ausgezeichneter Seelengüte sich in den Ruf der Heuchelei und pharisäischen Wesens zu bringen. Sie schämen sich gewissermaßen ihrer Tugend vor den Leuten, und bringen ihr die schönsten Opfer im Verborgenen.

Ja, es ist des guten Christen Pflicht, nicht mit den guten Gemüthseigenschaften zu prangen, welche er besitzt; es ist des Christen Pflicht, nicht jede seiner nützlichen und edeln Handlungen, nicht jedes seiner wohlthätigen Werke vor den Menschen zur Schau auszubieten, um Bewunderung, um Lob zu ärnten: — aber es ist auch des Christen Pflicht, das Gute öffentlich zu lieben, öffentlich zu üben, wo es im Geheimen nicht geschehen kann, und wo die Kraft des Beispiels auch auf andere gute Seelen machtvoll einwirken kann!

Also lasset euer Licht leuchten vor den Leuten, sprach Jesus Christus zu seinen treuen Geliebten, daß sie eure guten Werke sehen und euern Vater im Himmel preisen. (Matth. 5, 16.)

So ermahnt uns unser göttlicher Lehrer selbst zu dem Muthe, jene niedrige Furcht und Scheu, jene falsche Scham vor dem Mißverstande der Welt abzulegen, und ganz wie wir sind, so gut, wahrhaft wohlthätig, edelsinnig öffentlich zu erscheinen, wie wir es in der Verborgenheit wären. Die Welt soll unsere guten Werke sehen, auf daß sie auch durch ähnlichen Sinn und ähnliche Werke Gott preise.

Es ist zwischen dem Guten, welches der wahre Christ öffentlich zu bekennen und zu thun Muth genug hat, und zwischen dem, welches aus pharisäischem Sinn geschieht, ein eben so großer Unterschied, wie zwischen der Tugend selbst und dem Laster.

Der ächte Christ thut, was er Gutes verrichtet, öffentlich eben so anspruchlos, als im Verborgenen. Er will damit für sich nichts. Er thut nur, was er für recht und löblich hält, ohne sich darum zu bekümmern, ob man ihn deswegen auch loben, oder ob man seine edle Handlung mit allerlei Deuteleien verdächtig machen werde. Wie er das Gute aus Liebe zum Guten und zur Gottheit thut, so geschieht es vom Pharisäer aus wohlüberlegter Klugheit, nicht um des Guten willen selbst, sondern irgend eines dabei zu gewinnenden Nebenvortheile wegen.

Der ächte Christ handelt nur dann öffentlich mit christlichem Adel, mit Seelengröße, so oft sich eine Gelegenheit entgegenbietet, wo er kann, wo er soll. — Der Pharisäer hingegen sucht Gelegenheiten auf, um öffentlich zu glänzen, bereitet selbst Anlässe dazu vor, und handelt dann so, nicht wie er am weisesten und wohlthätigsten wirke, sondern am blendendsten für die große Menge, von der er beobachtet wird und beobachtet zu sein wünscht.

Der ächte Schüler Jesu, wenn er öffentlich seinen Jesum in Wort und Werk durch Thaten der Liebe und Gerechtigkeit zu bekennen hat, thut dies mit redlichem Gemüthe. Er weiß es nicht besser, er kann es nicht anders. Edel, wie sein Gedanke, wird auch seine That. Der Pharisäer aber will nicht sein, er will nur scheinen. Bei ihm handelt nicht das reine Herz, sondern der schlaue Verstand. Er ist nicht tugendhaft, sondern nur weltklug.

Der Nachfolger des Welterlösers begeht,

wie in bescheidener Stille und Dunkelheit, so auch öffentlich, das Gute ohne Gegenforderung für sich. Er vertheidigt die Unschuld gegen die Habsucht des Ungerechten; er leistet dem Vaterlande Dienste, bringt ihm aus seinem Vermögen rettende Opfer, wird verachteter Wittwen und Waisen Schutz, hilft Unglücklichen, ohne sich darüm zu bekümmern, ob ihm sein Schaden belohnt oder auch nur ersetzt werde. Eine gute Handlung kann weder mit Gold, noch mit Ordens- und Ehrenzeichen, noch mit dem Lobe der Zeitungen vergolten werden; sie kann so wenig belohnt werden, als Sterbliche Gott belohnen können. Denn das Gute ist Göttliches. — Der Pharisäer hingegen übt gute Werke; aber sie sind nur Mittel und Werkzeuge seiner Eitelkeit, seines Stolzes, seiner Habsucht, seiner Begierden, sich allerlei Anhang und Zutrauen zu verschaffen. Er spottet darüber im Herzen, Opfer zu bringen, die ihm nichts eintragen; er will das Beste des gemeinen Wesens nur befördern, sobald ihm unmittelbar auch ein Vortheil daraus erwächst; er will seine Tugenden nur an Zins legen, und für seine guten Werke mehr einnehmen, als er selbst ausgab.

Dies ist die Verschiedenheit des wahren und des Schein-Christenthums, des ächten Seelenadels und des pharisäischen Wesens.

Wohl gehört oft Muth dazu, ein Christ zu sein; es gehört oft eine ungewöhnliche Entschlossenheit dazu, selbst der Welt die ganze Reinheit seiner Denkart ohne alle Zweideutigkeit zu zeigen. Und gerade dann ist dieser Muth selbst eine Tugend, diese Entschlossenheit eine Pflicht der Religion, die uns über die schiefen Beurtheilungen gewöhnlicher Menschen, über den seichten Spott armseliger Witzlinge, über den Tadel der Klüglinge, welche Alles nur nach dem berechnen, was es einträgt, über die Verdächtigungen boshafter Gemüther erhöht.

Es ist oft leicht, im Dunkeln, wo uns Niemand bemerkt, eine schöne Handlung zu verrichten; aber noch ist es zweifelhaft, ob wir derselben fähig gewesen wären im öffentlichen Leben, unter den Augen der Welt, wo wir mancherlei Vorurtheilen und Mißbilligungen entgegenzukämpfen hatten! Aber die Tugend steht erst in halber Vollendung, wenn sie vor der ungünstigen Zunge der Menschen zittert, statt, des Irdischen uneingedenk, nur auf Gott zu blicken.

Der Mensch, welcher sich scheuet, auch öffentlich so gut zu sein und zu handeln, als er im Innern seines Herzens fühlt, gleicht einem, der im Verborgenen einen edeln aber unangesehenen Freund schätzt und liebt, dessen er sich aber in Gesellschaften vielleicht seines Kleides oder Namens willen schämt.

Es ist des Weisen Pflicht, auch vor den Leuten das Gute feierlich zu bekennen und zu üben, um eben so sehr durch unsere Thaten selbst, als durch die Macht des Beispiels auf die Welt zu wirken.

Ermahnungen und Lehren, so schön sie auch gesprochen, so rührend sie auch angebracht werden, wirken zuletzt immer nur auf den Verstand; aber das Beispiel, welches edle Seelen geben, ergreift mit göttlicher Gewalt unverdorbene Herzen, und führt sie zur Nachahmung. Können wir ohne tiefe Gemüthsbewegung die Geschichte einer edeln Handlung lesen oder erzählen hören? Fühlen wir nicht oft den unwiderstehlichen Hang, eben so tugendhaft groß zu handeln? Ist es nicht das reizende Beispiel der Demuth und Seelengröße, der Selbstverläugnung und Welterrettungskraft, welche uns in der Geschichte Jesu immer am lebhaftesten erschüttert und zur Liebe des Göttlichen hinreißt?

Eben diese Macht des guten Beispiels über die Menschenherzen beurkundet im Allgemeinen die große Güte derselben; sie verbürgt es, um wie viel besser diese noch sein würden, wenn eine thörichte Blödigkeit, eine falsche Scham sie nicht oft zwänge, minder gut zu scheinen, als sie in der That oft sind. Hat nicht das edle Beispiel, welches oft ein Einzelner für Recht, Wahrheit und Edelsinn gegeben, oft ein ganzes Volk zur Begeisterung hingerissen? Sind nicht oft Millionen mit Entzücken der großen That eines Einzigen gefolgt, während vorher unter Millionen nicht Einer war, der Muth genug besaß, den Andern durch sein Beispiel Bahn zu brechen? Keiner wagte der Erste zu sein, wenn gleich Alle im Verborgenen gleichgute Wünsche hegten.

Vielleicht droht die Gefahr, vielleicht Schmach und Verstoßung, wenn du, was recht, was wahr, was gut ist, zu üben unternehmen wolltest. Vielleicht droht dir der Haß mächtiger Gegner, wenn du dich der von ihnen unterdrückten Unschuld erbarmst. Vielleicht harret dein der Spott aller Bekannten, wenn du die Ehre eines allgemein Verkannten retten möchtest. Vielleicht gibt

man dich für einen schlauen Heuchler aus, wenn du Ehrfurcht für Religion, Liebe zur Religiosität mitten unter sogenannten Aufgeklärten zu bekennen wagtest. Vielleicht belächelt dich die ganze Welt als einen Sonderling, wenn du kühn genug wärest, ihre nachtheiligen Thorheiten nicht mitzumachen. Aber laß sie lächeln, spotten, drohen, — und zeige du dich in der Kraft deiner Tugend. Bekenne muthig Jesum vor der Welt, das heißt, zeige entschieden durch Denkart, Wandel und That, daß du des Göttlichen Nachfolger seiest: so wird auch er dich einst bekennen. Verläugne ihn nicht; er wird dich auch nicht verläugnen. Der Reue heisse Thränen, welche Petrus weinte, als er in jener Schreckensnacht seinen verrathenen Freund verläugnete, werden nie auf deinen Wangen brennen.

Man soll das Gute um so mehr lieben, auch öffentlich zu thun nicht meiden, um so überzeugter man ist, daß durch das Beispiel desselben Gutes bewirkt oder Böses verhütet werden könne.

Wenn der Reiche und Wohlhabende, statt den Ueberfluß seines Vermögens in todter Pracht, in leeren Festen, in kostspieligen Zerstreuungen zu vergeuden, ihn nützlich zum Wohl seiner Mitbürger, zur Erhebung des gemeinen Wesens, zur Rettung sinkender Familien verwendet: wer wird ihn tadeln? Aber wenn er, der vermittelst seiner Glücksgüter in allen irdischen Genüssen schwelgen könnte, diese verläugnet, und zur Einfalt der Sitten das erhabene Beispiel gibt; wenn er Aufwand meidet, um Andere nicht zu einer unnützen Prachtliebe zu verleiten: so gehört ihm doppelte Bewunderung. Er wirkt wohlthätig auf eine große Zahl seiner Mitbürger mit edler Selbstverläugnung um ihrer willen.

Wenn der Minderbegüterte sich das Entbehrliche abdarbt, um eine gemeinnützige Stiftung zu gründen oder befördern zu helfen, so ist es sein Beispiel, durch welches die Eigennützigkeit der Reichern beschämt und überwunden wird, indem sie ohne völlige Herzensverderbtheit sich nicht von einem weniger mit Erdengütern Gesegneten übertreffen lassen können.

Am dringendsten aber wird es denen zur Pflicht, öffentlich edel und groß zu handeln, auf deren Handlungen als Muster Andere zu sehen berechtigt sind. Aeltern sollen, was sie Gutes thun, im Angesicht ihrer Kinder thun, nicht um von diesen bewundert zu werden, sondern ihnen Muth zu tugendhaften Handlungen und zur Selbstverläugnung einzuflößen. Ihr Ruhm dabei ist gering, aber um so größer ihre Schmach, wenn sie Kinder ihre Laster, ihre Unanständigkeiten, ihre Zwietracht, ihre fehlerhaften Angewöhnungen schamlos erblicken lassen. — Die Lehrer des Volks, die Diener des Altars sollen in ihrem Wandel die Macht und Herrlichkeit dessen zeigen, was sie lehren: Größe im Unglück, Besonnenheit in der Freude, Enthaltsamkeit im Genuß, Unersättlichkeit in Vollziehung aller Berufspflichten, Ehrfurcht gegen Gesetze, Liebe und Gefälligkeit im Umgange. Sie sind noch keines Ruhmes würdig, wenn sie nur dies leisten: aber doppelt ist ihre Schmach, doppelt ihre Verantwortung vor dem Weltrichter, wenn sie im Wandel das Gegentheil ihrer Lehre sind, nachlässig im Beruf, geschäftig in Zerstreuungen, unmäßig im Genuß, ehrgeizig und neidisch gegen Bessere, kriechend gegen den Hohen, stolz gegen die Menge, erpicht auf Geldgewinn oder Anhang beim Pöbel, um sich den Bessern furchtbar zu machen. — Beamte, zur Vollstreckung des Gesetzes berufen, sollen öffentlich das Beispiel der Treue zum Gesetz geben. Darum gebührt ihnen kein Ruhm; aber öffentliche Schmach lastet zehnfach auf ihnen, wenn von ihnen selbst das Beispiel der Pflichtverletzung, der Gewissenlosigkeit, der Untreue, der Leidenschaftlichkeit, der Irreligiosität gegeben wird.

Oeffentlich, wie im Stillen, wo mich Niemand sieht, als Gottes Auge, will ich meine Pflichten vollziehen; öffentlich, wie im Kreise der Meinigen, will ich Dich durch Gesinnung und That, o mein Jesus! bekennen. — Warum sollte ich mich durch falsche Scham verhindern lassen, Dir anzuhangen, Dir zu folgen, edel und göttlich zu denken und zu handeln, wie Du? Warum sollte ich mich schämen, den Willen meines Vaters im Himmel zu thun? Seit wann ist denn Recht ein Verbrechen, Unschuld eine Schande, Tugend ein Flecken?

Ja, durchdringe und erwärme und stärke mich, Strahl der Gottheit, heiliger Geist, daß ich ohne Menschenfurcht überall vor Menschen in der Wahrheit meines Herzens hintrete, und das Gute, Nützliche, Erfreuende, Gerechte thue, wo ich es immer vermag. Bin ich tugendhaft, so will ich

es in allen Wegen sein. Nur der Verbrecher möge vor dem Hohn der Welt zittern; aber der Redliche steht höher als die Thorheit, welche noch oft das gemeine Urtheil beherrscht. Und würde ich auch zuweilen mit meinem guten Willen verkannt: Du, o Allwissender! Du, o Herzenskundiger! verkennst meinen Sinn nicht. Und ärnte ich auch zuweilen Undank für meine Aufopferungen und Bemühungen — ich rechne ja auf keinen Dank der Welt, auf keinen Lohn von Menschenzungen und aus Menschenhänden. Vollendung meines unsterblichen Geistes, Reinigung und Stärkung und Erhebung meiner unvergänglichen Natur, das Dir Aehnlicherwerden, o Vater, Vater im Himmel! — nur dies ist mein Ziel.

Wie das liebliche Abendroth nachzieht einer untergehenden Sonne: so begleitet einen edeln Menschen die schöne Wirkung eines guten Beispiels. O Gott, o Gott, könnte auch ich durch meine Handlungen andere gute Seelen zur Selbstthätigkeit erwekken; durch das Beispiel meines Lebens das Leben Anderer verherrlichen! So würde ich doppelt selig sein, selig in Andern, selig, mein Gott, in Dir!

XXXIX.

Des Christen Pflicht für Sitteneinfalt im Vaterlande.

Jes. 3, 16—26.

Lernt immer heller, was beglücket,
Was Menschen adelt, hebt und schmückt,
Was jedes Volk und jeden Staat
Erhoben und erniedrigt hat.

Es ist der Sitten Reinigkeit;
Es ist des Rechtes Heiligkeit;
Es ist, wenn du, Religion,
Die Hütte schmückest und den Thron!

Fürsten klagen die Entartung ihrer Völker an; Völker die Leidenschaften, den Ehrgeiz, die Ueppigkeit ihrer Fürsten. Wie viel Jammer schreit von der Erde hinauf zum Himmel!

Aber woher dies allgemeine Elend der Welt? — —

Ist dies Strafe Gottes für die Sünden der Völker und Fürsten? — Wie schrecklich wäre diese Strafe! Wie schrecklich der richtende Gott! — Ja, und es ist die Hand Gottes, welche uns straft; Gott hat gerichtet!

Denn also hat es die Weisheit des Weltordners gestiftet, daß Verderben von aufsen die Folge des Verderbens von innen wird; daß böse Sitten böse Zeitalter gebären; daß einzelne Menschen, daß ganze Nationen, wenn sie die Bahn der Einfalt und Natur verlassen, wenn sie den Gesetzen der Vernunft entsagen, wenn sie dem Willen Gottes, durch Jesu Mund ausgesprochen, Hohn bieten und mit thierischer Klugheit in thierischer Selbstsucht verderben, untergehen müssen, Selbstmördern gleich, in den Qualen sich selbst bereiteter Gifte.

Gott legte zum Wahnsinn der Sünde die Schmerzen der Strafe; aber der Mensch ist es, der mit der Sünde seine Strafe ergreift. Dies ist die Erfahrung des Menschenlebens; dies der Inhalt in der ganzen Weltgeschichte; dies das Geheimniß der göttlichen Weltordnung.

Und können wir es läugnen, welche Tage der Sünde, der Selbstsucht, der Wollust, der Eitelkeit, der Erschlaffung den Tagen allgemeinen Elendes immer vorangingen? Umringte nicht das Laster viele Thronen, wie es viele Hütten anfüllte? — Die vernachlässigte Jugend der Großen sah an Höfen die ekelhaften Künste der Wollust, der Ueppigkeit, der Zerstreuung, des Neides, des Hochmuths, der Schmeichelei. Dort hob Vorurtheil, Verwandtengunst, Eigennutz den Verdienstlosen auf obrigkeitliche Stühle. Hier trieb der Gesetzgeber, der Wächter öffentlicher Ordnung, schamlos Ehebruch; dort lächelte der bestochene Richter günstig auf die ungerechte Sache hinab. Hier wetteiferten die niedern Stände mit den höhern in Prachtaufwand, Schwelgerei, kostspieligen Lustbarkeiten, Titeln und Ansprüchen; dort wetteiferten die höhern Stände mit den niedern im Schwelgen, Saufen, Spielen, Verleumden, Zanken und zügellosen Wesen. Hier stellte sich der Leichtsinn lächerlichen Unglaubens an die Stelle der verstoßenen Religion; dort Schlauheit, List und Lebensklugheit an die Stelle der Seelengröße und Tugend. Hier lehrten schamlose Schriftsteller öffentlich der guten Sitten spotten; dort trieben Geistliche ihren heiligen Beruf wie ein lästiges Frohnwerk, traten unbereitet vor verwahrlosete Gemeinden, und machten ihnen den Tempel Gottes zum Wohnort der Langeweile, statt der Tugend und Seelenerhebung. Hier verfolgte man den redlichen Eifer und das Gemeinbeste, spottete des Ehrlichen

als eines Thoren, des Gewissenhaften als eines Unklugen, des Menschenfreundes als eines schlauen Heuchlers; dort beugte man sich knechtisch vor dem Triumph des Unterdrückers, küßte mit Ehrfurcht die Hand, welche Wittwen, Waisen und Arme bestahl. Hier fehlte es am Nothdürftigsten, wenn der Schatz der Reichen zu gemeinnützigen, vaterländischen Unternehmungen angerufen ward um mächtige Unterstützung; dort strömten Goldsummen und Ueberfluß zusammen, wenn zu prachtvollen Lustbarkeiten leichte Winke geschahen. Feine Sitten hatten mehr Werth, als gute Sitten. Klugheit galt mehr, als Rechtschaffenheit; Lebensart mehr, als Lebensweisheit; Pracht mehr, als Einfalt; Schmeichelei mehr, als Wahrheit; Geld mehr, als Verdienst; und Eigennutz mehr, als Vaterlandsliebe. So sehr ward Alles verkehrt, daß selbst die Worte ihren Sinn änderten, und die Laster den Namen der Tugend, Tugenden die Benennungen der Fehler empfingen. Schamhaftigkeit hieß Ziererei, aber Frechheit liebenswürdig. Die Weisheit der Religion hieß Aberglauben des Pöbels, aber Spott des Allerheiligsten hieß Weisheit. Aufopferung für das Gemeinwohl hieß Narrheit; hinterlistige Umtriebe der Selbstsucht wurden als Klugheit geehrt. Der Glaube an Tugendsinn, an reines uneigennütziges Wollen, war verschwunden; man war zufrieden, Andere für verderbter halten zu können, als sich selbst.

Wie denn? täusche ich mich? — Ist dies Gemälde von den Sitten des Zeitalters, besonders von den Sitten derjenigen Stände zu dunkel, welche durch höhere Ausbildung über die untern hervorzutragen meinen? O daß ich mich irrte!

Wohl gebrach es nie an einzelnen Edeln, die dem Strom des allgemeinen Verderbens rühmlich widerstanden. O, es sind Hunderte, es sind Tausende, denen die Tugend noch ein ehrwürdiger Name, denen die Religion noch ein Heiligthum ist; noch Tausende, denen ein reines Herz höher gilt, als das Gute der Welt; — aber sie Alle verschwinden zu einem Nichts in der ungeheuern Zahl des gemeinen Haufens der Verderbten.

Das Band aber, welches Völker zusammenknüpft, ist ein geistiges Band, wie dasjenige, welches die Glieder einer einzelnen Familie verknüpft. Diese Bande bestehen aus Meinungen, aus Empfindungen, aus Bedürfnissen. Wenn aber alle Bande der Religion, der Herzenstreue, der Sittlichkeit zerrissen sind; wenn sich die Menschen nur noch gegenseitig dulden, weil sie einander nöthig haben, nur Gesetze befolgen, weil ein Schwert droht: was ist denn eine Familie, ein ganzes Volk? Es ist ein Leichnam ohne Seele, der allgemach in sich selbst zerfällt. Er stürzt bei der ersten Erschütterung von aussen in Asche zusammen. Verdorben, wie die einzelnen Menschen im Volke, handeln dann auch die Völker gegen Völker. Dann ist Ehrfurcht vor Verträgen verschwunden; dann findet für Ehrfurcht vor fremdem Glück nur Begierde nach demselben statt; dann hofft man, ein guter Ausgang müsse das schändlichste Unternehmen heiligen. Dann gilt vor dem Fordern und Gebieten der Selbstsucht kein Menschenrecht, kein Völkerrecht, kein Vertrag, keine Billigkeit.

So ist es gekommen! So erfüllt sich das Wort des Herrn, welches jeder tugendlosen, durch Ueppigkeit und Selbstsucht entkräfteten Nationen durch Jesaias zugerufen ward: „Dein Pöbel wird durch das Schwert fallen, und deine Krieger im Streit. Und ihre Thore werden trauern und klagen, und sie wird jämmerlich sitzen auf Erden.“ Jes. 3, 25. 26.

Aus der Verderbtheit des menschlichen Gemüths quillt alles Uebel der Welt; aus dem Uebel entspringt wieder das Gute. Sittenlosigkeit und Selbstsucht erzeugen den Untergang der Völker und den vernichtenden Krieg; der Krieg aber führt zur Strenge und Einfalt der Sitten, die Noth wieder zur Bürgertugend und zum Christussinn zurück.

Ach, daß mein Wort wie die Stimme eines Engels an das Herz der Völker dringen könnte, daß es die Millionen leidender Mitmenschen hören möchten! Richtet das zerstörte Heiligthum wieder auf: zündet die erloschene Menschen- und Vaterlandsliebe wieder an; ehret die Tugend wieder durch Gedanken und Thaten; führet die Einfalt der Sitten wieder in eure Städte und Dörfer zurück; — barmherzig ist Gott, und das Elend der Welt wird verschwinden!

Aber schwach ist des Sterblichen Wort, und eines Engels Stimme würde das unbeugsame Gemüth des Menschen nicht anders lenken. Darum walte Gott. Die Macht

unwiderstehlicher, eherner Schicksale allein treibt das widerspenstige Geschlecht in die heiligen Ordnungen der Natur, Wahrheit und Tugend zurück. Es sieht erst Ströme Blutes, zerstörte Städte, zerrissene Völker, zerschlagene Thronen, ehe es von den Träumen seines Wahnsinns erwacht; es sieht erst Flammen drohen über Palast und Hütte, ehe es vom Rausch der Selbstsucht zum nüchternen Gemeinsinn übergeht. — Es walte Gott. Was er nur thut, ist wohlgethan.

Aber die schrecklichen Zeichen der Zeit, das Seufzen des Vaterlandes, die Leiden der Nationen erinnern den Christen, auf die Quellen des großen Uebels hinzublicken, und kräftig durch Wort und Beispiel das Bessere zu bewirken. Er sucht in seinem häuslichen Kreise, in seinen bürgerlichen Verhältnissen die besseren Zeiten wieder hervorzurufen. Er **will** es, denn Gott gebeut's. Er **kann** es, wenn auch nur so weit seine eigenen Kräfte gehen. Er scheut sich nicht, es zu **thun**; denn das Göttliche muß endlich aufhören, Scham zu erregen, da die steigende Noth hart genug und immer strenger die Verirrung der Menschen züchtigt.

Und **wie** kann es der Christ? —— Er kann es, indem er im Vaterlande die verlorne **Einfalt der Sitten** wieder herzustellen und zu fördern der Erste ist.

Einfalt der Sitten ist Vermeidung alles dessen im Denken, Thun und Leben, was einen Hang zur Selbstverweichlichung, zum unnützen Glanz durch Aufsendinge verräth oder begünstigt, als wodurch zuletzt das Wesen vergessen wird über das Scheinen, und der Geist und seine Kraft über das Schwelgen im Sinnlichen. Es äussert sich die Einfalt der Sitten durch Wahrheit des Gedankens, der die Künste der Verstellung verschmäht; durch Rechtlichkeit im Handeln, nicht wie es besser scheint, sondern wie es besser ist; durch einfache Stillung einpflicher Bedürfnisse, weil diese nur für Weichlinge und Thoren das Wichtigste sein können.

Sitteneinfalt steht entgegen der Sittenverderbtheit, der Ueppigkeit, der Zerstreuungssucht, dem unmäßigen Prachtaufwand, dem Bemühen, anders, besser oder mehr zu scheinen, als man ist, der künstlichen Lebensart, welche die Ordnung der Natur ändern möchte, und alle Güter der Welt, alle Früchte eigenen Fleißes, alles was dem Menschen wünschenswürdig dünkt, in Werkzeuge der Eitelkeit und Sinnenlust verwandelt.

Durch Sitteneinfalt ist Wohlstand, Reichthum und Ansehen zahlreicher Familien gegründet worden; durch Ueppigkeit, Verzärtelung und Aufwand gingen mächtige Geschlechter zu Grunde. Sitteneinfalt macht oft kleine Völker mächtig, frei, ehrwürdig; Sittenverderbniß stürzte große Nationen in Sklaverei. Die Geschichte der Welt ist reich an furchtbaren Beispielen in der Lehre, die sie ertheilt; und ihre Lehre ist nur ein Hinweisen auf die Gesetze der ewigen Weltordnung Gottes.

Wie aber Einfalt der Sitten, das heißt, bescheidener, gerechter Sinn und Mäßigkeit, solche Wunder wirken könne, ist kaum einer Erklärung werth. Denn der Mann, oder das Volk, welches bei der Einfachheit seiner Lebensweise unabhängig von tausend künstlichen Bedürfnissen und sinnlichen Genüssen ist, besteht in wahrer Freiheit; hängt von keines Fremden Gunst und Beifall ab; ist sich selbst genug; wird von den Schwächern und durch Sinnlichkeit Verweichlichten, wenn auch nicht beneidet, doch gefürchtet oder bewundert.

Hingegen wo der größte Theil des Volkes durch Ueppigkeit, Verwöhnung in allerlei erkünsteltem Lebensgenuß weichlich geworden; wo schon der bloße Name des Krieges ein Schrecken, und die Entbehrung der sonst zum Lebensunterhalt entbehrlichsten Dinge eine öffentliche Noth erregt: da ist das ganze Volk noch früher geschlagen, als das Heer, da wird die Freiheit der Enkel um einen Gaumenkitzel, um feinern Kleiderstoff, um Judas Silberlinge gleichgültig hingegeben.

In der Sitteneinfalt herrscht bescheidener Sinn. So wenig der Christ seinen höchsten Ruhm in bloßen Spielen des Zufalls, im schwelgerischen Gastmahl, im glänzendern Wohnhause, im kostbaren Gewande findet, sondern im Adel des Geistes, in Seelengröße: so auch ein ächt christliches Volk. Nur aus dem Schlamm der Ueppigkeit, Völlerei und Prunkliebe steigt die weibische Eitelkeit, die falsche Ehrsucht, die prahlende Ruhmredigkeit. Nur Völker von verderbten Sitten, ohne Gefühl für Wahrheit und Recht, beleidigen durch Uebermuth, mißhandeln stolz den Schwächern, und prangen, statt mit eigenen Tugenden, mit dem Namen ihrer Väter. Aber es ist kein La-

ster, welches nicht endlich den Rächer findet, und kein Uebermuth, welcher nicht endlich in Schanden aufgelöset wird.

Einfalt der Sitten ist Gerechtigkeit des Sinnes, das heißt: wo noch die Sitten unverdorben sind, da herrscht gesundes Urtheil, unverkünstelter Geschmack, richtige Ansicht dessen, was sein müsse, damit das Vaterland wohl bestehe. Wo die Sitten unverdorben sind, da fordert der Leib noch nicht größere Sorge und Pflege, als der Geist; da hält sich noch jeder Einwohner des Landes für sein Vaterland geboren; da schätzt der Bürger sein Eigenthum noch nicht höher, als das Glück des Vaterlandes; da hält er die Gesetze noch werther, als seinen Vortheil; da findet er es noch billig und recht, daß jeder Einzelne sich freudig für das Beste Aller zum Opfer bringe; — da ist folglich der Staat noch ein festes Ganzes, das Volk noch ein treuverbundenes Brudergeschlecht. — Wo aber Sitteneinfalt verschwunden ist, wo Armuth wie ein Verbrechen verachtet wird, wo Jeder nur die ganze Zeit und Kraft des Lebens anwenden muß, um immer genug zu haben, den nöthigen Aufwand zu bestreiten: da verliert sich zuletzt aller Sinn für das Edlere; er wird durch Nahrungs- und Gewinnsorgen niedergedrückt. Da arbeitet und ringt Jeder nur für sich. Da wird Eigennutz nothwendig erachtet. Da will die Selbstsucht jedes Einzelnen von keinen Opfern zum Besten Anderer hören. Da wird gleichsam jedes Haus zum besondern Staat im Staate. Da gehorcht man den Gesetzen nur aus Zwang, nicht mit froher Ueberzeugung. Da gilt Ausgelassenheit für Freiheit, Unterdrückung des Schwächern für Hoheit. Da beneiden und befeinden sich die verschiedenen Stände um kleinlicher Vorzüge willen — genug, alle Uebel des Eigennutzes und der Selbstsucht wüthen durch den kranken Körper des Staates, verzehren seine Kraft, lösen seine Verbindungen auf und beschleunigen seinen Fall. Feigheit und Verrätherei bieten am Tage der Gefahr die Hand zum Untergange eines Landes, das Keiner mehr als Vaterland zu lieben gewohnt ist. Denn Jeder liebet nur sein eigenes Haus, sein Vermögen, sein Leben. Zufrieden, wenn ein Jeglicher nur das Seinige retten und erhalten kann, ist Jeder unbesorgt für die Rettung des Ganzen, für die Rettung der Freiheit und Ehre des Volks und der Vorwelt.

Die Schicksale aller Völker sind sich zu allen Zeiten darin gleich gewesen, daß durch strenge Sitten, Vaterlandsliebe und Eintracht kleine Völker groß, die schwachen mächtig, die unbekannten berühmt und herrlich auf Erden wurden; daß hingegen durch Sittenverderbniß, Gleichgultigkeit gegen Gesetz und Vaterland, durch Selbstsucht und innere Uneinigkeit große Völker vernichtet, mächtige von Fremdlingen unterjocht, und durch die Thaten der Vorältern berühmte in Schmach und Elend gestürzt wurden.

Und was vor Jahrtausenden an den Völkern geschah, das geschieht noch am heutigen Tage; denn noch hat das Gesetz göttlicher Weltordnung zu herrschen nicht aufgehört!

Nur Eins bleibt in schweren Zeiten: Vertrauen auf Gott, und starker Muth, des Vaterlandes Ehre, des Vaterlandes Wohlstand wieder aufzurichten, indem jeder Einzelne in seiner Art nach allen Kräften dazu beiträgt. Und wer es kann, der soll es, denn er ist ein Christ. Und wer es will, dem wird Gottes Beistand nahe sein.

Und was kann ich in meinem häuslichen Kreise, in meinen beschränkten bürgerlichen Verhältnissen für Vaterland und Menschheit thun? — Du kannst das Wichtigste, du kannst Alles leisten. Werde deinem Hause, werde deiner Stadt, deinem Dorfe, deinem Lande das rührende Beispiel des Muthes, der Treue, der Liebe fürs Vaterland, der Entsagung, der strengen Sitteneinfalt! Dein Beispiel wird die Begeisterung Anderer entzünden. Alle Edeln werden die gleich thun. Man wird die Wahrheit des göttlichen Wortes lebendig erkennen: Gerechtigkeit erhöhet ein Volk, aber die Sünde ist der Leute Verderben. Spr. Sal. 14, 34.

Laß es nicht bloß dabei bewenden, Sitteneinfalt zu rühmen und anzupreisen. O wie viele sind dieser Prediger, die eifrig das Edle loben, aber selbst nicht ausüben mögen! Wie viele sind, welche den Aufwand der Großen tadeln, aber sich selbst einer andern Art Weichlichkeit ergeben, die wohlfeiler ist! Wie viele sind, welche die Feigheit dieser oder jener Krieger tadeln, aber selbst keinen Muth haben, für das Glück des Vaterlandes auch nur das geringste Opfer zu bringen! Wie viele sind, welche den Leichtsinn, die Wollust, die Verzärte-

lung der Menschen schelten, aber selbst einen guten Tag durchleben mögen, wie sie es nennen! — Geh hin, nicht um Sitteneinfalt zu predigen, sondern sie zu üben.

Entwöhne deinen Leib von allen entbehrlichen Bedürfnissen! Lerne dich selbst verläugnen und unabhängig von Aussendingen machen: so ist dein Herz frei, so ist dein Geist ohne Fesseln. Du gehörst dann erst dir selbst, und nur wer sich selbst gehört, kann über sich verfügen, kann sich dem Vaterlande, kann sich Gott weihen! — „Ihr könnet nicht Gott dienen und dem Mammon!“ spricht Jesus Messias. (Matth. 6, 24.)

Entwöhnung des Leibes von entbehrlichen Bedürfnissen macht den Geist frei, und dies ist die Grundlage des wahren Christenthums. Dahin deuten Jesus und die Apostel, wenn sie uns zurufen: Ihr sollet nicht Knechte sein, sondern Freie; ihr sollet das Fleisch tödten, sammt den Lüsten und Begierden!

Wer für sich selbst wenig oder nichts bedarf, ist bei seiner einfachen Lebensart zu jeder andern Tugend fähig; er ist von den Launen der Menschen, von dem Wechsel der Schicksale unabhängig; ist ein Gegenstand der Verehrung. Denn die Sterblichen schätzen, und mit Recht, nur denjenigen hoch, der durch eigene Kraft dasteht; wer aber von ihnen abhängig ist, den verachten sie bald.

Wer für sich selbst wenig oder nichts bedarf, der kann für Andere desto mehr sein und leisten. Er, mit Wenigem zufrieden, hat jederzeit Ueberfluß, Andern zu helfen. Was er sich versagt, ist sein Gewinn für die Menschheit, für das Vaterland.

Dies heißt Sitteneinfalt üben! — Nicht bloß dem Reichen, dem Bemittelten, sondern selbst dem Armen und Bedürftigen gilt dies Wort. Denn man suche doch nicht Einfalt der Sitten bei den Armen, denen sie oft mehr als den Reichen fehlt. Sie können sich freilich nicht in köstliche Gewänder hüllen, oder in Gastmählern und Lustbarkeiten große Geldsummen vergeuden, die edler anzuwenden wären: aber Verschwender sind sie oft mitten in ihrer Armuth. Sie sind Sklaven ihrer sinnlichen Lüste, wie die Reichen, und befriedigen ihre Begierden nur mit geringen Mitteln. Für Trunk und Spiel, für Näscherei und Gaumenkitzel, für Aufwand in Kleidern, in Geräthen, für Lustbarkeiten niedriger Art verschwenden sie das Ersparte, und darben Tage lang wieder am Nöthigsten. Hier ist keine Sitteneinfalt, kein Christenthum, sondern Sklaventhum des Geistes, Sinnenlust, Verderbniß der Sitten. Dies ist das Volk, durch welches ein Staat untergehen kann.

Entwöhne deinen Leib von allen entbehrlichen Bedürfnissen, und setze deinen Stolz darein, dir mit dem Einfachsten und Nothwendigsten genügen zu lassen. Unverzärtelt, abgehärtet, unabhängig, kräftig, bewahrest du mit der Gesundheit des ungeschwächten Lebens ein freies, kräftiges Gemüth, zu jeder großen Handlung bereit.

Zeige deinen Reichthum oder auch deine Wohlhabenheit nicht in dem, was du genießest, sondern in dem, was du für Andere thust.

Das ist das Kennzeichen tiefen Sittenverderbens, daß Jeder seinen Wohlstand oder Reichthum vor andern Menschen glänzen lassen will, indem er sich prächtiger schmückt, sein Hauswesen kostbarer einrichtet, seinen Tisch mit theurern Speisen und Getränken besetzt, als ein Anderer. Solchen Menschen — ach, Christen, Jesu Nachahmer nennen sie sich — ist es kaum denkbar, daß man sein Vermögen noch schöner anwenden könne. Was haben wir davon (sprechen sie in ihrer thierischen Selbstsucht), wenn wir es nicht genießen? Thöricht wäre es, wenn wir selbst darben und, was wir vermögen, Andern zukommen lassen wollten; man hätte ja nur keinen Dank davon!

Elende Sterbliche, also nur des Dankes willen wollet ihr Gutes thun? So wollet ihr denn euern Lohn dahin haben? — Nun, ihr habet ihn dahin! Wer nicht Christ genug ist, selbst dem Undankbaren wohl zu thun, selbst zum Besten seines Feindes Opfer zu bringen, der nenne sich nicht Gottes Kind, nicht Jesu Freund! — Gehet hin, pranget mit euerm Erwerbe oder Erbtheil; verzärtelt euern Leib; versaget euern Gelüsten wenig; verführet Andere durch euer Beispiel: ihr habet euern Lohn dahin!

Der Christ, dem Sitteneinfalt lieb ist, gewährt edeln Gemüthern einen rührenden Anblick. Gewohnt, einfach zu leben, versagt er sich selbst, was keine Nothwendigkeit ist. In seinen Kleidungen herrscht schöne Anständigkeit ohne Aufwand; in seinem Hause gilt Reinlichkeit für Pracht, Ordnung für Kostbarkeit. Er will gesunde Nahrung; keine Näscherei, kein Schwel-

gen. Er gönnt dies niedrige Vergnügen thierisch verwöhnten Menschen. — Andere haben vielleicht mehr Vermögen, als er, dennoch ist er reicher, als sie. Denn weil er weniger bedarf, bleibt ihm immer ein Ueberfluß. Jene, die vieles zu ihrem Aufwande nöthig haben, können nichts entbehren. Er ist reicher, als sie, und hilft Mitbürgern, wo es Noth thut; Jene können es nicht. Er unterstützt mit dem, was ihm entbehrlich ist, jedes gemeinnützige Unternehmen, oder was seiner Stadt, seinem Vaterlande ehrenvoll ist. Er weiß, er bekennt es gern: was er hat, das hat er durch sein Vaterland, durch Gott; — er weiht einen Theil des Seinigen dem Vaterlande und Gott wieder! — Er zeigt seinen Reichthum, wie Jesus einst den seinigen zeigte. Der Gottmensch lebte in hoher Sitteneinfalt, ohne äusseres Gepränge; aber Tausenden, Millionen that er Barmherzigkeit. Ihn schmückte nicht Gold und Purpur; aber Könige empfingen Seligkeit von ihm. Ihn sah man nie bei glänzenden Gastmählern schwelgen; aber Tausende sättigte er. Und als die Welt ihm voller Undank Alles entriß; als ihm Freunde und Verwandte, als ihm Freiheit, Obdach und Kleider geraubt waren; als ihm in den letzten Lebensstunden menschliche Grausamkeit sogar den Tropfen kühlen Wassers versagte, seine lechzende Zunge zu netzen — als ihm nichts mehr gehörte: da gab er am Stamme des Kreuzes noch sein Blut hin für die Seligkeit des menschlichen Geschlechts!

Einfalt der Sitten soll auf Einfalt des Gemüthes gegründet sein; — nicht bloß Ziererei, sondern immer eine schöne Wahrheit, nicht bloß ein Deckmantel des sparenden Geizes, oder der Ruhmliebe, sondern lebendiges Gefühl. Denn nur ein unverdorbenes, reines Herz liebt wahrhaft unverdorbene, reine Sitten; nur ein edles Gemüth schämt sich des Prangens, des Zurschautragens, des Gern- und Vielscheinens; es zeigt sich lieber selbst.

„Schlecht und recht leben" war einst der Wahlspruch unserer Väter, als Sitteneinfalt noch ehrwürdig war; das heißt: man soll handeln, wie man spricht, und sprechen, wie man denkt, ohne Argliſt, ohne Gepränge. Einfalt des Gemüths heißt Natürlichkeit und Wahrheit des Herzens, Ekel vor aller Künstelei, durch welche man für mehr gelten möchte, als man in der That ist.

O Christen, Christinnen, denen Gott und Ewigkeit, denen die Wohlfahrt des Vaterlandes und der Nachkommen theuer ist — könnte meine Stimme euer Herz erschüttern und zu einem großen Entschluß bewegen, — zu dem Entschluß, der Ewigkeit und des Vaterlandes würdig zu sein, — zu dem Entschluß, daß Jeder in seinem Kreise zur Einfalt der Sitten zurückkehre, — zu dem Entschluß, allen Schein zu meiden, und wahrhaft und natürlich zu sein, — zu dem Entschluß, das Entbehrliche zu entbehren; einfach, mäßig, sparsam zu sein im Hause, um desto hilfreicher zu sein, wo es Noth thut; sich den Ueberfluß zu versagen, um dem Mitbürger, um dem Vaterlande etwas Nützliches leisten zu können; arm zu leben, um wie ein Reicher handeln zu können; karg zu sein in schönen Worten, verschwenderisch in edlen Thaten, redlich in der Aussage, treu im Versprechen, bescheiden im Fordern, groß im Geben.

Väter, Mütter, verbannet aus euren Häusern den todten Ganz des Aufwandes, und führet den Glanz bürgerlicher Tugenden, erhabenen Christensinnes ein! — Glänzet nicht durch das Fremde, sondern durch eure große Denkart, durch euch selbst! — Gebt euern Kindern das rührende Beispiel von der Einfalt eurer Sitten und von der Erhabenheit eurer Gemüther: wie ihr euch selbst versaget, um Andern gewähren zu können; wie ihr euren eigenen Glanz weniger, als den Wohlstand und die Ehre eurer Stadt, eures Landes, schätzet.

Wenn es Tausende bekennen, das heutige Menschengeschlecht sei verdorben — so zeihet sie der Lügen! Ihr seid noch nicht verdorben, wenn ihr eure Nachkommen rettet.

Gewöhnet eure Kinder zur Enthaltsamkeit, zu strenger Zucht. Härtet ihren Leib ab durch Entbehrungen, und stärket ihren Geist, während ihr die Gesundheit ihres Körpers dauerhaft machet. Verführet sie selbst nicht zum Gefallen am Kitzel ihres Gaumens durch Leckerbissen, zur Weichlichkeit in Wohnung und Geräthen, zum Stolz auf Kleiderschönheit. Wehe, ihr wisset nicht, was das Verhängniß über sie beschlossen hat! Lasset sie keinen Werth in Auffendinge setzen, sondern in Selbstständigkeit, innere Kraft, Aufrichtigkeit und

Edelmuth. Lehret sie die Wahrheit ehren, unterrichtet sie nicht in Künsten der Verstellung. Es wird die Zeit kommen, da ihnen Klugheit gebietet, wo Vorsicht vonnöthen ist. Aber herrlicher ist noch, durch Redlichkeit zu verderben, als durch Schleichwege und Heuchelei emporzukriechen und über das Bessere zu siegen. Gewöhnet sie, daß ihr Körper zu jeder Entbehrung willig sei, vor keinem Ungemach scheu werde; daß ihr Herz, ihr Geist die höchste Sorge ihres Lebens werde.

O Vater, o Mutter, die du bei diesen Zeilen vor deiner eigenen Schwachheit erröthest, vielleicht die allzuzärtliche Pflege deines Kindes entschuldigen willst — du hast Verderben deinen Kindern bereitet! Sie sind nicht bösen Gemüthes, aber durch dich sind sie schwach, sinnlich, sich selbst verzärtelt geworden — so sind sie zu jedem Unglück reif. Sie sind es durch dich! Erinnere dich, daß dies Leben seine Stürme habe; womit hast du dein Kind dagegen bewaffnet? Erinnere dich, daß diejenigen, welche durch Gottes Beistand auf Erden Ruhm und Glücksgüter erworben, Stifter angesehener Familien wurden, nur durch ein strenges Schicksal und ein unverzärteltes Jugendleben zum Gipfel ihrer Wünsche gelangten!

Es ruft uns das Vaterland unter Blut und Thränen zur Einfalt, zur Gerechtigkeit des Wandels zurück. Nur Gerechtigkeit erhöhet ein Volk: aber die Sünde ist der Leute Verderben! — Nur unsere Selbstsucht, nur unsere Weichlichkeit, unsere Ueppigkeit ward unser Verderben, und zerstörte den Ruhm unserer Väter.

Es ruft uns die Stimme Gottes, die Stimme Jesu zu jener Einfachheit der Sitten, zu jener Reinheit des Gemüthes, welche wir an dem Erlöser bewundern, und die das Kennzeichen des wahren Christen ist. — Warum soll dies Kennzeichen nicht auch mein Eigenthum werden? — Es soll es! Ich will mich in meinen Bedürfnissen einschränken; ich will mir das Entbehrliche versagen; und mag ich Andern arm scheinen, wenn ich dann nur gegen Hilfsbedürftige oder zur Ehre meines Vaterlandes reich handeln kann. Ich will nicht mit äusserer Pracht zu glänzen suchen, sondern mit einem Sinn, der in der Ewigkeit Werth behält. Ich will für meinen Leichnam keine kostbaren Gewänder fordern, so lange unter meinen Mitbürgern noch Elende sind, denen Lumpen fehlen, ihre Blöße zu decken. Ich will keine Leckerbissen, so lange noch Hungrige im Lande sich und ihren Kindern kein Brod geben können. Ich will keine Kleinodien, keine Perlen, so lange noch Thränen des Dankes und der Freude durch Wohlthaten zu ärnten sind. Ich will theuren Lustbarkeiten und kostspieligen Vergnügungen entsagen, so lange noch das Vaterland verachtet und ruhmlos daliegt.

Gott, o Gott! Nur Muth, nur Muth gib mir, daß ich's vollbringe! — Wenn mich auch Menschen verkennen werden, Gott, du Erforscher der Seelen, Du verkennest mich ja nicht. Ich will, ich muß! Ich fühle es, ich soll es Dir, o Gott, ich soll es dir, o mein Vaterland!

XL.

Der fremde Religionsgenosse.

Ap. Gesch. 10, 9 — 35.

Bereit, Dich dem zu offenbaren,
Den Sehnsucht drängt, sich Dir zu nah'n,
Nimmst Du von allen Volkerschaaren
Gebete, Lieder, Opfer an.
Ohn' einen Strahl von Deinem Licht
Ist keines Menschen Angesicht.

Zwar leben wir nicht mehr in jenen finstern und schrecklichen Tagen, da sich noch die Menschen von verschiedener Religion um dieser Religion willen verfolgten; da man ihres Glaubens willen unschuldige Greise und Männer, Weiber und Töchter zu den Flammen des Scheiterhaufens schleppte; da man ihres Glaubens willen Bruder gegen Bruder, Kinder gegen Aeltern, Unterthanen gegen ihre Obrigkeiten den verruchten Mordstahl zucken sah; da man ihres Glaubens willen ganze friedliche Völkerschaften aus ihren brennenden Städten und Dörfern vertrieb und ausrottete, oder mit lechzendem Blutdurst Tausende in ihren Betten erwürgte. Zwar leben wir nicht mehr in dem traurigen, verwilderten Zeitalter, da man im Namen der heiligsten Religion Wahrheit, Menschlichkeit und Tugend mit Füßen trat; da man um des Himmels willen die Werke der Hölle übte; da man, um die Altäre des allbarmherzigen Gottes zu heiligen, sie mit dem Blute ermordeter Menschen, mit dem

Blute der Kinder und Geschöpfe Gottes befleckte. — Aber noch immer herrscht in vielen Menschen ein gewisses, oft schon in den Kinderjahren eingesogenes, Vorurtheil, ein gewisser geheimer Widerwille, wo nicht Haß gegen diejenigen, welche einer andern Religion zugehören. — Noch immer gibt es viele Verblendete, welche auch den besten, den tugendhaftesten Menschen nicht lieben können, sobald er in einem andern Glauben auferzogen ist. Sie sehen ihn höchstens mit Augen des Mitleids, wo nicht gar mit Augen der Verachtung an.

Aber warum dieses Mitleid, warum diese Verachtung gegen den fremden Religionsgenossen? Sind diese mannigfaltigen Religionen auf Erden nicht mit Zulassung, nicht selbst mit dem Willen Gottes? — Warum Mitleiden und Verachtung? Sind jene Völker, die in einem andern Glauben, als du, geboren und erzogen sind, verächtlich oder verdammungswürdig, weil sie nie Gelegenheit hatten, den Glauben, welchen du hast, kennen zu lernen?

Von jeher, seit Völker den Erdball bewohnen, waren auch unter ihnen verschiedene Religionen. Wie konnte es anders sein? — Ihre Wohnplätze und Himmelsstriche, ihre Gebräuche und Gesetze, ihre Nahrungen und Sprachen, ihre Gewerbe und Kenntnisse waren von jeher so ausserordentlich von einander verschieden, daß auch in der Art ihrer Erkenntniß und Verehrung Gottes unmöglich vollkommene Uebereinstimmung sein konnte.

Ja, was sage ich? selbst unter den Christen, wenn wir strenge beobachten wollen, noch mehr — unter Bekennern einer und derselben Glaubenslehre, unter den Mitgliedern einer und derselben Kirche, ist die Religion eines Menschen nicht vollkommen gleich der Religion des andern. Mögen auch Alle einerlei Gebete sprechen, einerlei Glaubensbekenntniß erlernen, einerlei Gottesdienst haben, einerlei kirchliche Gebräuche begehen, ist doch das Gebet, der Glaube, der Gottesdienst und Gebrauch des Einen von dem des Andern unterschieden. Sie können nicht alle von der gleichen Art sein; denn jeder Mensch hat nach Maasgabe seiner Geisteskräfte, seiner Erkenntniß, seines Temperaments, andere Vorstellungen, die er mit den Worten des Gebets, des Glaubens, des Gottesdienstes, und mit den äussern Gebräuchen verknüpft. Noch mehr! — jeder einzelne Mensch ändert mit den Jahren seine eigenen Religionsbegriffe so unvermerkt, je nachdem sich seine Erkenntnisse, seine Erfahrungen erweitern und verändern, daß er zuletzt als Jüngling eine andere Religion, das heißt, einen andern Glauben, denn vorher in der Kindheit, und daß er als Mann und Greis wieder einen andern Glauben in seinem Herzen trägt, als derjenige war, mit welchem er einst als Jüngling zu den Altären getreten ist. Denn nicht das Aeussere und die Zeichen und Zeremonien der Kirche, sondern das Innere, und was wir uns davon denken, ist die eigentliche Religion. Nicht die in Schulen und Kirchen erlernten Formeln und Worte des Glaubens, sondern unsere mit solchen Worten und Formeln verbundenen Begriffe sind der eigentliche Glaube. Nicht der todte Buchstabe, sondern der Geist macht lebendig.

Wenn denn nun Jeder aus eigenen Erfahrungen überzeugt ist, daß er in der Jugend und im reifern Alter nicht die gleichen Religionsbegriffe gehabt habe, wiewohl er die äussern Kennzeichen der Kirche beibehielt; wenn denn nun nicht zu zweifeln ist, daß diese Abwechselung und Verschiedenheit des Glaubens unter den mannigfaltigen Völkern der Erde keine andere Ursache, als die Anordnung des Schöpfers selber haben kann: warum fordert der unduldsame Mensch, daß alle Sterbliche einerlei Glauben haben sollen? Warum fordert der Mensch mehr, als Gott selber fordert? Warum verachtet, warum vermeidet, warum hasset der Mensch einen andern, weil er nicht zu seiner Religionspartei gehört, da doch Gott selbst diesen nicht verachtet, nicht vermeidet, nicht hasset?

Selbst die Jünger Jesu Christi waren anfänglich voller Vorurtheile gegen fremde Religionsgenossen. Sie verachteten die Heiden, und schämten sich des Umgangs mit ihnen. Petrus glaubte sogar, die Lehre Jesu könne und müsse nur den Juden gepredigt werden, nie aber den Heiden. Er wollte nicht zu ihnen, um sich nicht zu verunreinigen. Da belehrte ihn ein himmlischer Traum vom Bessera; da rief ihm eine heilige Stimme zu: Was Gott

gereinigt hat, das mache du nicht gemein! (Ap. Gesch. 10, 15.) Da rief er endlich mit Ueberzeugung die schönen und rührenden Worte aus: Nun erfahre ich mit Wahrheit, daß Gott die Person nicht ansiehet; sondern in allerlei Volk, wer ihn fürchtet und recht thut, der ist ihm angenehm.

Welche unselige Verblendung war es also in ehemaligen Zeiten, wenn Juden und Heiden einander um ihrer religiösen Meinungen willen auf's bitterste verfolgten! Oder wenn Heiden, wenn Juden, wenn Türken die Bekenner des Christenthums marterten! Oder wenn Christen, da ihre Kirche doch endlich durch Gottes Gnade über alle Verfolgung triumphirte, die Juden, diese treuen Bekenner des Gesetzes Mosis, von sich stießen, um ihrer Religion willen zu Tausenden ums Leben brachten! — Oder wenn Christen selbst einander wegen Verschiedenheit ihrer Meinungen haßten, und die blutigsten, die unbarmherzigsten Kriege gegen einander führten! Wenn Katholiken gegen Lutheraner und Reformirte, oder Reformirte und Lutheraner gegen Katholiken den mörderischen Dolch zuckten, einander ihre Kinder erwürgten?

O du Gott der ewigen Barmherzigkeit, o du Vater aller Menschen, Vater voll unendlicher Liebe, und das geschah, wie die Verirrten in ihrem Wahnsinn sprachen, zu Deiner Ehre, zu Deines Namens Verherrlichung! Sie schleppten mit schauerlichem Frohlocken die fremden Religionsgenossen zum hochlodernden Scheiterhaufen, und dann wagten sie es, ihr von Wuth und Schadenfreude lachendes Auge zu Dir, Heiligster, emporzurichten! — Sie stießen einander das Schwert in die Brust, und dann wagten sie es, ihre Hände, die vom Blute der Unschuld trieften, im Gebete zu Dir emporzuheben! — Sie schleuderten um der Religion willen die Mordfackel in Dörfer und Städte, und dann, wenn die Flammen über tausend einst glückselige Wohnungen zusammenschlugen, wenn das Geschrei der Greise unter zusammenstürzenden Trümmern, wenn das Wimmern der Säuglinge in den brennenden Wiegen mit dem Geheul der verzweifelnden Mutter hervordrang und an die Wolken schlug, dann sangen die christlichen Mordbrennerheere ein „Herr Gott dich loben wir!“ mit gräßlicher Gemüthsruhe dazwischen.

Nein, nein, solche Verfolgungen, solche Gräuel, solche Menschenopfer waren dem Himmel nicht angenehm. Ein irdischer Vater, eine Mutter würden Wehe rufen über ihre Kinder, wenn sie Zeuge davon sein sollten, wie sich dieselben des Glaubens willen erwürgten. Und könnte der himmlische Vater, die ewige Liebe, daran ein Wohlgefallen haben?

Doch diese Zeiten sind, danken wir Gott, vorüber! Dennoch ist aber das schädliche Vorurtheil gegen fremde Religionsgenossen nicht gänzlich verschwunden. Es klebt noch Vielen an. Sie mögen nur ungern den fremden Religionsgenossen unter sich dulden; sie tadeln sogar solche Duldung. Sie glauben, es führe dieselbe zur völligen Religionsgleichgültigkeit, und es sei Kälte und Verachtung gegen seinen eigenen Glauben, wenn man den Bekenner einer andern Religion gleiche bürgerliche Rechte und Freiheiten im Lande gestattet, oder eheliche Verbindungen unter Personen von verschiedenem kirchlichen Glauben zuläßt.

Aber täuschen wir uns hier nicht selbst! — Worin besteht denn die christliche Religionsduldung? — Worin besteht Religionsgleichgültigkeit?

Religionsduldung besteht in der allgemeinen Achtung und Werthschätzung solcher Menschen, die in ihrem kirchlichen Glauben, in ihren Religionsmeinungen von uns abweichen, aber dennoch im Leben und Umgang rechtschaffene, tugendhafte Menschen sein können, ja sogar von ihrer Religion dazu angehalten werden. — Diese Duldung beweiset Gott täglich, indem er ohne Unterschied, ohne Ansehen der Person und des Glaubens liebender Vater aller Menschen ist. Und wie Gott die Menschen von allen Religionsparteien liebt, ihnen wohlthut, ihre Gebete erhört, so sollst du auch sie Alle mit gleicher Liebe lieben. Wer den Willen des Vaters im Himmel thut, der ist Gott angenehm. — Diese Duldung hat Jesus Christus während seines Lebens auf Erden bewiesen. Er schämte sich nicht, mit Heiden freundlich umzugehen, und Samariter zu ehren, ungeachtet diese von allen Juden verachtet und verhaßt waren, weil sie von ihnen abwichen in Glaubenslehren und Religionsgebräuchen. —

Diese Duldung haben Jesu erste unmittelbare Schüler, die Apostel, geübt, denn sie gingen in alle Welt, und wandelten unter Juden und Heiden, und lebten freundschaftlich mit Menschen von allerlei Religionen. Sie verfolgten Keinen wegen seines Glaubens, sondern betrachteten ihn nur als Irrenden, den man nur durch Liebe heilen und bekehren müsse.

Religionsgleichgültigkeit besteht hingegen in der Geringschätzung und Kälte gegen alle Religionen überhaupt. Dem, der in Religionsangelegenheiten gleichgültig ist, mag es einerlei sein, ob derjenige, mit welchem er umgeht, eine Religion habe oder keine. — Er selbst hat keine Religion, und ist gegen den Glauben seiner Väter gleichgültig.

Diese traurige, in unsern Tagen nicht seltene, und besonders leichtsinnigen Gemüthern oder unaufgeklärten Leuten eigenthümliche Fehler hat aber mit der christlichen Tugend der Religionsduldung durchaus nichts gemein. Es ist ein Irrthum, zu fürchten, Gleichgültigkeit gegen die Religion könne daraus entstehen, wenn man auch fremde Glaubensgenossen mit brüderlicher Zärtlichkeit liebe. Wie, seit wann quillt die Sünde aus der Tugend?

Der Christ, indem er Religionsduldung mit aufrichtigem Herzen übt, liebt den fremden Religionsgenossen, sobald er recht thut und Gott fürchtet. Er schätzt auch den frommen, tugendhaften Menschen einer andern Glaubenspartei. Er verachtet oder fürchtet und haßt ihn seines andern Glaubens willen nicht, weil Gott nur über Glauben und Gewissen richten kann, nicht der Mensch; weil auch andere Religionen zu Gott führen, und nur als Wege zu betrachten sind, die von den unsrigen verschieden sind. (Matth. 7, 20. 21.)

Der Gleichgültige in Religionssachen übt zwar auch Duldung gegen fremde Glaubensgenossen, aber nicht aus diesen frommen und schönen Ueberzeugungen, wie der Christ, sondern aus Geringschätzung der Religion überhaupt. Er verlacht in seinem Herzen den Christen wie den Juden, den Heiden wie den Türken in der Ausübung ihrer Religion.

Der Christ, indem er dem Glauben seiner Väter getreu bleibt, und für diesen Glauben freudig sein Leben aufopfern könnte, ehret zu gleicher Zeit die Religion anderer Menschen, ohne solche andere Religion eben zu lieben, oder sie mit der seinigen vertauschen zu mögen. Er ehrt jene, weil auch er Ehrfurcht für seinen eigenen Glauben verlangt; er ehrt jene, weil sie für Andere eine beseligende Ueberzeugung ist, obgleich nicht für ihn; er ehrt jene, weil sie gleichsam nur eine andere Seelensprache des Menschen zu Gott ist, und weil jede Sprache zu Gott, jedes Band, welches den Sterblichen mit dem Ewigen verknüpft, ehrwürdig ist und bleibt; er ehrt jene, weil auch sie die Quelle heiliger, Gott wohlgefälliger Handlungen ist. Und wer Gott fürchtet und recht thut, nur der ist Gott angenehm; warum nicht den Christen?

Dieses ist der Unterschied zwischen Religionsduldung und Religionsgleichgültigkeit, zwischen Tugend und Sünde, zwischen himmlischer, alles umfassender Liebe und verderblichem, allen Glauben verachtendem Leichtsinn.

Der Jude, welcher nach den Satzungen Mosis in seiner Synagoge andachtvoll zum Gott seiner Väter schreit; der Türke, welcher nach seines vermeinten Propheten Lehre in den Moscheen des Morgenlandes sein Antlitz vor dem Allgegenwärtigen im Staube beugt; der unwissende Heide, welcher aus Mangel besserer Einsicht seine Hände betend zu einem Götzenbilde emporstreckt, und, indem er voll Inbrunst zu dem vergänglichen Staube fleht, doch sein Gebet zur höchsten Gottheit richtet, wie ein Kind, welches das Bild einer abwesenden Mutter mit Inbrunst küßt — sie alle soll ich darum nicht hassen. Sie haben nicht meine Religion, aber sie haben doch Religion! Wenn gleich nicht mit denselben Banden, wie ich, ist doch durch andere heilige Bande ihr Herz an Gott und Ewigkeit gebunden. Sie sind auch Menschenkinder. Sie haben mit mir einen Gott, zu dem sie Allah, Abba, Vater rufen. Sie sehen auch voll stiller Hoffnung einer Ewigkeit entgegen. — Ich darf ihnen vertrauen, ich darf ihnen mein Herz geben, so verschieden auch ihre Vorstellungen von Gott und Ewigkeit sein mögen.

Nur Einer allein ist furchtbar in der menschlichen Gesellschaft, — unglücklich ist er und furchtbar! — Es ist der Religionslose! Er theilt mit uns nicht Glauben, nicht Liebe, nicht Hoffnung. Er will nicht

mit uns verwandt sein; er ist ein Kind, welches in verderblicher Verwilderung seinen eigenen Vater vergißt und verläugnet. Ich will eher noch dem Juden, dem Türken, dem Heiden vertrauen: aber wie darf ich dem Menschen vertrauen, der an keinen Gott glaubt? Welche Sicherheit habe ich bei dem, den kein Blick in die Ewigkeit schreckt?

Ehrfurcht weihe ich jeder Religion, die dem Allerheiligsten Tempel und Altäre, Anbetung und Gehorsam weiht; Liebe ohne Ausnahme und Bedingung weihe ich jedem Sterblichen, welches Glaubens er auch sei, wenn sein Glaube nur an Dir hängt, o unendlicher Vater aller Geister, höchstes Wesen, Urquell des Lichts und der Gnade, Gott! Dir gehören wir Alle, und jedes Deiner Kinder erhöret Du, wenn es mit kindlichem Gemüth zu Dir fleht. — Auf Erden stehen wir mit mannigfaltigem Glauben, mit mannigfaltigen Hoffnungen, wie mündige und unmündige Kinder um den gleichen Vater versammelt. Ach, könnte das Lallen des Schwächern Deiner Liebe weniger wohlgefallen, als das Gebet des Stärkern?

Nein, Keiner Aller, die da leben,
Nein, Keiner stehet fern Dir.
In Dir, du Vater Aller, weben
Und sind wir All' und athmen wir.
Wir sind aus Dir, durch Dich, und Du
Rufst: suchet mich! allen Herzen zu.

XLI.

Pflichten gegen die fremden Religionsgenossen.

Luk. 10, 35 — 37.

Du, Gott, bist Aller Vater, Aller!
Dein Kind ist jeder Erdenwaller,
Weß Volks und Glaubens er auch sei.
So lieb' ich, mag nach andern Lehren
Er Dich, o Vater, gleich verehren,
Auch Jeglichen mit Brudertreu.

Auf Alle blickst Du segnend nieder,
Sie sind auch Alle meine Brüder,
Wie Jesus Aller Bruder war!
Von mannigfaltigen Altären
In tausend Sprachen Dich zu ehren,
Erfreuet Deiner Kinder Schaar.

Noch einmal wende ich meinen Blick auf die Genossen fremder Religionen, auf diesen Gegenstand, welcher in den Tagen so wichtig geworden ist, in denen wir leben. Denn Gott hat durch eine wunderbare Reihe von Schicksalen und Erfahrungen das Herz der Fürsten verändert, daß sie in eben den Ländern nun die Duldung derjenigen Religionsparteien gestatten, sogar zum Gesetz machen, wo dieselben ehemals mit den grausamsten Mißhandlungen verfolgt worden sind. Da, wo vor einigen Jahrhunderten der Religionskrieg die Altäre der Heiligen zerstörte, das aufgepflanzte Kreuz von geweihten Stätten herabriß, und die frommen Bekenner der katholischen Kirche mit Unbarmherzigkeit aus ihren Tempeln verstieß, darf heute der katholische Christ wieder den Grundstein zu neuen Altären und Tempeln legen, und furchtlos die heiligen Gebräuche seines Gottesdienstes üben. — — Ja, wo noch vor einigen Jahrhunderten die Familien der lutherischen und reformirten Kirche als Geächtete flohen, oder durch das Schwert des Henkers fielen, wo ihnen Würden und Aemter, das Erbe ihrer Väter, Eigenthum und Obdach geraubt wurden, können sie heute, ohne Bangigkeit vor Dolch und Mordfackel, den Blick zum Himmel erheben, und öffentlich in eigenen Tempeln ihre Lobgesänge und Psalmen anstimmen. — Selbst des mosaischen Gesetzes treue Verehrer, die durch den Verfolgungssinn aller christlichen Parteien tief herabgewürdigten Juden, treten heute in die Rechte der Menschheit und der bürgerlichen Gesellschaft zurück. Ihres Glaubens willen werden sie nicht mehr vom nützlichen Gebrauch der ihnen von Gott verliehenen Talente, nicht mehr von freier Uebung ehrenvoller Gewerbe und rühmlichen Aemtern ausgeschlossen. Die Fürsten hören endlich auf, ihren irdischen Zepter in das unsichtbare Reich des Glaubens ausstrecken und in die Rechte der Gottheit eingreifen zu wollen, welche allein über die Gewissen richtet. Und wie Gott liebt in allerlei Volk, wer ihn fürchtet und recht thut, und nicht ansiehet die Person, so beseelt der Geist der Duldung und Liebe auch die Fürsten der Erde, daß sie jeden ihrer Unterthanen, welches Glaubens er auch sei, ehren und schützen, wenn er in seiner Religion nur Gott fürchtet und recht thut.

Die große Umänderung in den Gesinnungen der Obrigkeiten und Regenten — eine Umänderung, in welcher ich mit Demuth Gottes Werke anbete! — wird uns nun und unsere Nachkommen weit mehr mit den Bekennern anderer Religionen in Verbindung setzen. Wir werden sie unter

uns wohnen sehen; werden mit ihnen Geschäfte aller Art anknüpfen, werden mit ihnen in öffentlichen, vielleicht sogar in Familienangelegenheiten zusammentreffen. Darum ist es nicht gleichgültig, mir die Frage recht deutlich zu machen, und mit ächtchristlichem Sinn zu beantworten: Wie soll ich mein Betragen gegen die Anhänger einer fremden Glaubenspartei einrichten?

Eine ernste Betrachtung dieses Gegenstandes ist unsere Pflicht, und der ausserordentlichen Schicksale dieser Zeiten würdig; sie kann sogar spät oder früh von wichtigem Einflusse auf die Ruhe und Zufriedenheit unsers häuslichen Lebens werden.

Behandle jeden Menschen ohne Rücksicht auf seinen Glauben, ohne Ansehung seiner Meinungen, mit christlicher Duldung und Liebe, sobald er Gott fürchtet und recht thut.

Dies ist des Christen Hauptregel im Umgang mit fremden Religionsgenossen. So ahmt er Gott nach, dem allwissenden, Alles mit Huld umfassenden und ernährenden und beglückenden Vater der Welt. So ahmt er Jesu göttlichem Beispiel nach, welcher mit heidnischen Römern und Griechen, mit abtrünnigen Samaritern wie mit Juden Umgang hielt, ohne Ansehen der Person und des Volkes Alle liebte, Allen wohlthat, Allen Beistand leistete und Alle zur Wahrheit führte.

Nicht allein auf den Glauben, nicht auf das, was der Mensch in seiner Religion meint, sollen wir sehen, sondern auf das, was er thut; der bloße Lehrbegriff ist ein todter Leichnam, aber die That, der edle, heilige Wille ist ein Geist, welcher ihn beseelen muß. Und wenn es ausgemacht wäre, o Sterblicher, daß dein Glaube, deine Meinung, deine Religion die alleinwahre von allen Religionen der Welt wäre; daß Alle in der Nacht des Irrthums wandelten, und nur du in vollem Licht einhergingest: aber du hättest nicht ein Herz voll inniger Liebe zu deinen Mitmenschen, du könntest deinen Bruder hassen, du könntest einen Andern darum meiden und verachten, weil er nicht deines Glaubens wäre, — o Sterblicher! so wäre dir deine Religion unnütz, so wäre ihre Wahrheit ein kraftloser Same, ein seelenlos tönendes Erz, und du bist noch in der Finsterniß. (Joh. 2, 9.)

Wenn ein Anderer, dessen Religionsbegriffe du in deinem Stolze verachtest, wenn er, voll heiliger, inbrünstiger Liebe zu seinem Gott, Gottes sanfte Gebote unermüdet erfüllt (1 Joh. 5, 3), wenn er zwar nicht eine bessere Religion kennt, aber ihr besseres Gesetz erfüllt: der ist, und kein Anderer, vor Gott gerecht! (Röm. 22, 13. 15.)

Wahrlich, wahrlich, der todte Glaube, die unfruchtbare Meinung allein thut es nicht; nicht die äusserliche Kirchenzucht, nicht äusserliches Gebet und Fasten, nicht Wallfahrt und Gelübde, nicht das bloße Hören des göttlichen Wortes — nein, das Alles macht nicht selig, das Alles führt nicht ins Himmelreich; sondern die den Willen thun des ewigen Vaters im Himmel, diese sind Gottes Kinder! (Math. 8, 20. 21.) Denn Gott ist aller Sterblichen Gott; er ist der Gott des in der Wüste betenden Arabers; er ist der Gott des Christen, wie auch der Tempel heiße, in welchem er betet; er ist auch der Heiden Gott! (Röm. 3. 29.) Und du vorurtheilsvoller Sterblicher, du schämest dich, der Freund des Juden, der brüderliche Freund des Heiden zu sein, wenn Gott im Himmel selbst sie wie dich mit gleicher Vaterhuld liebt, und ihr Vater sein will? — Wer bist du, daß Gott, der über Alles Erhabene, dir es offenbart hätte, du seiest Gott näher als sie? du hättest Vorzüge vor seinen andern Erschaffenen?

Nicht daran, unter welchen äusserlichen Gebräuchen der Kirche die Menschen ihr Herr! Herr! rufen, sondern an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.

Im Umgange mit fremden Religionsgenossen müssen wir also vor allen Dingen auf die Güte ihrer Denkart, auf die Reinheit ihres Herzens sehen, nicht, auf die Abweichung ihrer Glaubensartikel von den unsrigen. Der Bekenner einer fremden Religion, ausgestattet mit liebenswürdigen Eigenschaften und Sitten, mit tugendhaften Gesinnungen und edlen Handlungen, dieser, ohne Rücksicht auf die Religionsmeinung, ist dein Nächster, ist dein Freund, ist deiner innigsten Freundschaft würdig! (Luk. 10, 36. 37.) Gehe hin, und werde in deiner Religion, wie er ist, und thue ihm gleich.

Die Verschiedenheit religiöser Meinungen und Begriffe hat oft eben so viel Uebels gestiftet, als die Meinungsverschiedenheit in politischen Angelegenheiten. Demungeachtet müssen wir gestehen, daß wir auch sehr wohl Freunde derjenigen sein können, welche in politischen Meinungen von uns abweichen: warum denn sollten wir nicht die Freunde, die Brüder, die Vertrauten derjenigen werden, die einem andern Glaubensbegriffe zugethan sind?

Frage nicht im Umgange mit deinem Nächsten nach den Religionsartikeln des Mannes, sondern nach der Gemüthsart und nach den Thaten des Mannes. Erinnere dich, daß die Hauptstücke deines Glaubens auch die Hauptstücke des seinigen sind; erinnere dich, daß der Christ überall, von welchem Volke er auch sei, zu welcher Kirche und zu welcher Sekte er auch gehöre, mit dir an Gott glaubt, und Gottes Kind sein will mit dir, und mit dir auf gleiche Ewigkeit hofft!

Verachte Niemanden seiner Religion willen; denn seine Religion ist für ihn eine Wahrheit, durch die er selig ist, eine Ueberzeugung, die er von seinen Vätern erbte, wie du die deinige ererbt hast. Wie er durch sie hienieden tugendhaft, liebevoll, gemeinnützig, redlich, wahrhaftig, barmherzig und zu allem Guten fähig ist, so ist sein Glaube eine Quelle des Segens für ihn und für die menschliche Gesellschaft. Der fromme Heide, der tugendhafte Jude ist ehrwürdiger und vor Gott angenehmer, als der Christ, welcher in Wollust, Ehebruch, Betrügerei, Haß und Zank, in Unbarmherzigkeit und Schadenfreude lebt.

Verachte Niemanden der Religion willen, der er getreu bleibt; er bleibt den Ueberzeugungen getreu, die er von seinen Vätern ererbte, den Ueberzeugungen getreu, die seinem Herzen wohlthun. Die Wahrheiten, die er verehrt, sind sein Stab, wenn er wankt, sein Anker im Sturm. Einst, wenn der Traum des Lebens enthoben ist; einst, wenn der Tod uns die Geheimnisse der Ewigkeit entschleiert hat, wenn unser Geist verklärt die Wahrheit heller schaut, wird der Irrende seines Irrthums gewahr werden; aber Gott wird den Irrenden nicht wegen Meinungen verdammen, in welchen derselbe durch göttlichen Rathschluß geboren und erzogen ward.

Habe Ehrfurcht vor den gottesdienstlichen Gebräuchen fremder Religionsgenossen. — Entweihe nicht durch unbesonnenen Tadel ihre Feierlichkeit, mit der sie sich anbetend dem höchsten Wesen nahen; entehre dich nicht durch Spott und weise sein sollendes Lächeln über Dinge, die dir im fremden Gottesdienste auffallend sind, und deren wahren Sinn du nicht fassest. — Würdest du nicht ebenfalls den Unverständigen bemitleiden, der es in seiner Thorheit wagte, die Feierlichkeiten, Gebräuche und Uebungen deiner Kirche zu verspotten?

O Mensch, wisse es endlich, Alles, was den unsterblichen Geist zur Ewigkeit bereitet, ist ehrwürdig — ist ein Heiligthum, unter welcher Gestalt es auch erscheine! Darum ist jede Religion ehrwürdig, denn alle Religion ist ein Pfad zu Gott, und Weihe der Seelen zur Ewigkeit! Was Gott aber heilig ist, das sollst du, thörichter Sterblicher, nicht gemein machen.

Wenn der Jude in den Synagogen Davids Psalmen lallt, und mit Ehrfurcht das Wort des Gesetzes vernimmt, welches unter Gewittern einst der Gott Israels vom Sinai herab sprach: erinnere dich, o Christ, so standen in den Synagogen einst alle Propheten, deren Stimmen dir heute noch heilig sind; so verehrte in den Synagogen einst selbst Jesus Christus, dein Heiland, den Gott des Weltalls!

Wenn der Bekenner des Korans nach morgenländischer Sitte vor Gott anbetend daliegt, und mit seiner Stirne den Staub des Erdbodens küßt; wenn er seine Waschungen im Tempel verrichtet, und bei seinen Gebeten voll Andacht das Antlitz gegen Morgen kehrt, von wannen ihm sein Glaube gesandt ward — o erröthe schamvoll vor seiner Andacht, Leichtsinniger, der du in christlichen Tempeln oft gleichgültig entschlummerst, oder mit deiner Einbildungskraft dich an Träumen der Eitelkeit weidest, während Tausende um dich betend ihren Geist zum Himmel wenden.

Ehrwürdig ist mir selbst die Andacht des Heiden, wenn er sich anbetend vor der aufgehenden Sonne oder vor den Gestirnen, oder vor der wetterleuchtenden Wolke des Himmels, wie vor Gottheiten niederwirft; wenn er voll dankbaren, kindlichen Sinnes dem unsichtbaren großen Geist ein Lamm

seiner Heerde zum Opfer darbringt und schlachtet. Ach, dieser unbekannte große Geist, den er in Sternen und Blitzen, in den Tönen des Donners, in jedem Baum, oder in selbstgeschaffenen Bildern verehrt und anbetet, ist Gott, ist der liebende Allvater der Welt, ist mein Gott! Dieser Unmündige, er verehrt ihn nur nach seiner Weise; er verwechselt in seiner Schwachheit das Geschöpf mit dem Schöpfer. Aber dennoch steigt das heiße Gebet seines Herzens über den rauschenden Baum, über die blitzende Wolke, über die strahlenden Gestirne zu Gott, und der Allwissende liebt das Lallen dieses unmündigen Kindes, und erhört es gern.

Aus Ehrfurcht für die Religion vermeide alle kränkende Gespräche und Streitigkeiten in Glaubenssachen mit fremden Religionsgenossen.

Es ist ein vergebliches Bemühen, Diejenigen, welche einmal durch Erziehung, Gewohnheit und Erfahrung von der Güte ihrer Glaubenslehren überzeugt sind, zu andern Ueberzeugungen zu bereden. Oft gelingt es leider nur so weit, daß wir in ihrem Glauben sie zwar irre machen, ohne ihnen aber unsere Meinung dagegen als Wahrheit geben oder sie für die Annahme derselben empfänglich machen zu können. Dann stehen sie unglücklicher als vorher da, ohne Beruhigung, ohne Trost, ohne Leitung von dem, was ihnen sonst Heiligthum, Freude und Wahrheit gewesen ist. Noch öfter aber erregen dergleichen Religionsstreitigkeiten nur Bitterkeit und Unmuth, erregen Argwohn, und entzweien oft die freundschaftlichsten Brüder.

Vermeide daher alle Streitigkeiten und kränkende Gespräche über Glaubenssachen mit fremden Religionsgenossen, weil sie von jeher mehr Schaden als Wohlthaten brachten. Willst du aber die Heiligkeit und den Vorzug deiner Religion beweisen, willst du für deine Religion die Bewunderung fremder Religionsgenossen erregen, willst du sie zwingen, daß sie die hochbeseligende Macht deines Glaubens anerkennen: wohlan, gehe hin, und verherrliche ihnen deine Religion durch die Göttlichkeit deines Wandels. Erscheine ihnen heiter und furchtlos in den Tagen des Leidens, voll weiser Mäßigung im Arm des Glückes, edelmüthig gegen Feinde, unerschütterlich treu gegen Freunde, hilfreich für jeden Hülfsbedürftigen, ohne Eigennutz in deinen Handlungen, muthig vor den Thronen, leutselig vor den Bedürftigen, gerecht im Wandel, ohne Heuchelei im Tempel, nie für dich, immerdar für deine Familie, für deine Freunde, für deine Mitbürger, für dein Vaterland, für die Menschheit lebend! — Nicht mit heiligen Worten, sondern mit heiligen Thaten lasset uns die Göttlichkeit unsers Glaubens beurkunden.

Die Religion scheide nicht die Liebe, sie scheide nicht die Herzen der Menschen von einander, sondern verbinde sie fester! Die Religion ist nicht von Gott, welche Haß, Verachtung und Trennung befiehlt; die Religion stammt nicht vom Himmel ab, welche, statt Liebe zu predigen und Eintracht, die Hölle der Zwietracht und Verfolgung bringt!

In allen christlichen Staaten, wo der wahre, allbeseligende Geist des Christenthums sich dem Geiste der Gesetzgebung vermählt hat, sind gegenwärtig auch die Ehen zwischen Personen von ungleicher Religion oder Kirche nicht mehr gehindert, sondern gesetzlich erlaubt.

So wünschenswürdig es freilich auch wäre, daß in dem engen und schönen Lebenskreise des Ehestandes Gatte und Gattin einen Glauben, ein Bekenntniß, einen Tempel, eine Art von Gottesverehrung hätten: so ist dieses doch nicht immer der Fall, und kann es nicht immer sein. Auch hat selten oder nie die Verschiedenheit des religiösen Glaubens schädlichen Einfluß auf die Glückseligkeit derer gehabt, welche sich aus reiner gegenseitiger Liebe und Hochachtung in den schönen Verein der Ehe begaben. — Die Verschiedenheit in ihrem Glauben machte sie nur noch christlicher, noch menschlicher, noch duldungsvoller, und die Herzen, die für einander in verschiedenen Tempeln beteten, sie beteten darum nicht mit geringerer Inbrunst. — Gott befiehlt, wir sollen den Nächsten lieben, wie uns selbst; und Christus zeigt durch Lehre und Wandel, daß keine Religionspartei davon ausgeschlossen sei — warum soll die Verschiedenheit der Religionsgrundsätze ein Hinderniß für tugendhafte Seelen werden, die Ehe zu schliessen?

Einst stehen wir Alle vor Gott; wir Alle sind seine Kinder, ohne Unterschied des Standes, der Sprache und des Glaubens.

Alle waren wir unschuldig daran, in dieser oder jener Religion geboren zu sein; aber Alle waren wir schuldig, den Willen Gottes zu thun, der in allen Religionen offenbaret ist, und der selbst den Heiden kein Geheimniß ist (Röm. 2, 13. 14. 15.) — Nicht unsere Meinung, nicht unsere schwache Erkenntniß, nein, unsere That wird gerichtet werden! — Nicht das Lallen des Unmündigen wirst Du verdammen, der Dich in seiner Einfalt und nach seiner Väter Weise verehrt, o Gott, o Vater aller Völker; — sondern Du wirst es hören! Du verstehst es allein! Bei Dir allein ist Licht und Wahrheit; der Mensch wandelt in den Dämmerungen des Irrthums.

Ja, unser Vater, der Du bist im Himmel, Dein Name wird geheiliget von allen Völkern, in allen Religionen, von den Weisesten wie von den Unmündigen, wenn sie nur Dich lieben, nur Deinen heiligen Willen thun! Aber auch wird Dein Reich, Deine Seligkeit zu ihnen kommen; Keinen von ihnen, die Dich liebten, wirst Du verstoßen — Du warst es, der Du ihre Geburtsstunde, ihre Erziehung, ihre Schicksale ordnetest. — Und wenn Dein Wille hier auf Erden von ihnen geschieht, blickst Du erbarmend auf ihre Schwachheit und verzeihest ihre Gebrechen.

Du bist der Allbarmherzige, der Allbeglücker! Denn Dein ist das Reich, und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen.

XLII.

Oeffentliche Lasten und Abgaben.

Röm. 13, 5 — 7.

Wer herrscht, wer Fürst, wer König ist,
Der wisse, daß Du Richter bist!
Der Macht hat, wisse, sein Beruf
Sei von der Macht, die All' erschuf.

Er, wie der Unterthan, Dein Knecht,
Sei, Gott, Dein Bild und sei gerecht,
Sei menschenfreundlich, herrsch' allein,
Ein Segen seines Volks zu sein!

Er, seinem großen Ruf getreu,
Sei der Verlass'nen Zuflucht, sei
Der Armen Reichthum, und in Noth
Ein sich'rer Schirm, wie Du, o Gott.

Und wer des Herrschers Schutz genoß,
Der reiche freudig Zins und Schoß;
Denn durch vereinte Kraft gedeiht
Erst eines Landes Sicherheit.

Aus Allem blüht der Ein' empor,
Gemeines Wohl geht eignem vor.
Was wir dem Glück von Tausend weihn,
Ist wieder Glück für uns allein.

Es hat mancher Mensch von seiner Religion die sonderbare Vorstellung, daß er meint, viele Dinge des häuslichen Lebens, der bürgerlichen Geschäfte oder der Dienstverhältnisse zum Staat und der Obrigkeit gehören durchaus nicht zur Religion und haben keine Verwandtschaft mit ihr. Hat man die Kirche besucht, den Genuß der Sakramente empfangen, die Auslegung des göttlichen Wortes gehört; oder verrichtet man mit Andacht, oft mit Inbrunst sein Gebet zu Gott; oder übt man Liebe gegen seine Mitmenschen, hilft den Unglücklichen, verzeiht den Feinden, befördert das Gute, bekämpft seine eigenen unregelmäßigen Neigungen: so glaubt man, sei der ganze Umfang religioser Verpflichtungen erfüllt. Man hält sich für berechtigt, in hauswirthschaftlichen Dingen, in Dienstverhältnissen, in bürgerlichen Angelegenheiten nach seinem Sinn zu verfahren, zu thun, was eben Klugheit oder Sparsamkeit gebeut, ohne jedesmal genau darüber nachzudenken, ob es auch, so gethan, vollkommen recht gethan sein mag. Man tröstet sich mit dem Unterschied, welchen man zwischen göttlichen und menschlichen Gesetzen macht; und weil es nicht unbekannt ist, daß menschliche Gesetze selten ganz vollkommen sind, scheint Mancher es sich erlauben zu dürfen, wo er es ungestraft kann, denselben auszuweichen, oder sie zu umgehen. Man klagt über den Druck der Zeiten, über den Aufwand der Großen; man schmält gegen Fürsten und Obrigkeiten, murrt bei Entrichtung der Zölle, Zinsen und Abgaben und Uebernahme anderer bürgerlicher Lasten. Das Alles, denkt Mancher, liegt im Gebiete des Menschlichen; es ist ausser aller Verbindung mit meinen Verhältnissen zu Gott — es gehört nicht zur christlichen Religion.

Wie denn? Ist es möglich, daß irgend eine Handlung des Menschen, die auf sein eigenes oder fremdes Wohl und Wehe Einfluß haben kann, ausser dem Gebiet des Religiösen liege? Ist es möglich, daß der Mensch Etwas wolle und denke, das nicht von seiner Seele gewollt und gedacht werde? Und liegt nicht jeder Wille, jeder Gedanke der Seele in irgend einer Verbindung mit dem Willen Gottes?

Wie Gott selbst alle Theile des Weltalls durchdringt und belebt, so durchdringt und belebt die Religion den gesammten Wirkungskreis des Menschen. Wie die Sonne das erwärmende Licht der Erde, ist Religion die Alles erweckende Sonne des Gemüths.

Und so ist mein Thun und Lassen in der bürgerlichen Handthierung, oder was ich in Betreff der bürgerlichen Lasten denke und thue, in dem Kreise meines religiösen Daseins eingeschlossen. Daher ist auch dies würdig, von mir, als Christ, bedacht zu werden, auf daß ich hier nicht gegen meine eigene Würde fehle, und gegen die Gottheit sündige, welche mich auf Erden in solche Lage gesetzt hat.

Nun ist's allerdings wahr, daß wir in beschwerlichen Zeiten leben. Die Noth vielfältiger und anhaltender Kriege hat eine große Verarmung der Länder bewirkt, viele Staaten zerrissen und im Innern zerrüttet, viele Hilfsquellen, die vor Zeiten den Wohlstand unterhielten, ausgetrocknet. Handel und Gewerbe liegen in vielen Gegenden ganz, in andern zum Theil niedergeschlagen; viele Menschen, welche nicht mehr die ehemaligen Einkünfte genieſſen, schränken sich mit Klugheit ein: dadurch fehlt vielen Andern wieder der gewöhnliche Verdienst; auch sie entsagen nun vielen Bequemlichkeiten, und nehmen mit dem Nothdürftigsten vorlieb: dadurch wird Andern wieder die Nahrung geschmälert, und der Wohlhabende wird dürftig, der Dürftige arm, der Arme zum Bettler.

Unter solchen beklemmenden Umständen sind nun freilich Abgaben, die wir von unserm Verdienst und Eigenthum entrichten müssen, beschwerlicher als jemals. Wir haben nicht mehr die vorigen Einkünfte, und sollen doch noch die vorigen Zahlungen leisten; es ist unsere ehemalige Kraft geschwächt, doch sollen wir die vorigen Lasten tragen.

Bei solchen Betrachtungen sind Klagen des Unterthans freilich sehr natürlich. Er muß von seinem Eigenthum, seinem sauer erworbenen Lohn einen beträchtlichen Theil hinweggeben, ohne daß ihm dafür ein neuer Theil des Eigenthums sichtbar zufließt. Abgaben sind kein Tausch, kein Verkauf, wodurch man seinen Wohlstand vermehrt, sondern sie haben ganz die Gestalt einer reinen Aufopferung.

So gegründet unsere Unzufriedenheit aber auch zu sein scheint, müssen wir doch, als vernünftige Wesen, bedenken, gegen wen wir klagen. Diejenigen, welche Abgaben und Steuern beziehen, sind nur Diener höherer Befehle. Richten sich unsere Klagen also gegen Landesherrn und Obrigkeit, welche die Steuern ausschreiben? In diesem Falle müssen wir doch untersuchen, wenn unsere Klagen gerecht sein sollen, ob Landesherr und Obrigkeit Schuld daran sind, daß sie für das Beste des Vaterlandes so große Ausgaben zu bestreiten haben. Denn sie können keine Ausgaben bestreiten ohne die Beiträge der Bürger. Sind sie daran schuldig, so müssen wir darthun, daß sie die Verarmung des Landes, alle Kriege und den Stillstand des Handels und Gewerbes in den entferntesten Ländern verursacht haben. Wer aber wird dies glauben? Wer weiß nicht, wie gern unsere guten Fürsten und Obrigkeiten den Frieden des Landes beibehalten hätten, wenn es in ihrer Macht gelegen wäre? Wer weiß nicht, daß sie ihr eigenes Leben und Vermögen, das Leben und Blut ihrer eigenen Söhne und Verwandten, ihre Ehre und Krone auf das gefährliche Spiel setzten?

Waren sie aber unschuldig an den Uebeln des Krieges, welche einen großen Theil der Welt bedrückten: an wem lag die Schuld? An entfernt wohnenden Fürsten und Völkern? Können wir alle Beweggründe nennen, durch die sie wider ihren eigenen Willen gezwungen sind, die Kriege fortzusetzen? Wäre ein übereilter Friedensschluß nicht vielleicht ihrem Glück, ihrem Wohlstand, ihrer Ruhe gefahrvoller, als der blutige Krieg selbst? Wir sind nicht vermögend, die Ursachen richtig einzusehen, die einen Menschen, der in unserer Nähe wohnt, zu Entschlüssen bringen, welche ganz seinen Neigungen entgegen sind — wie wollen wir uns denn über entfernte Nationen und Thronen zu vollkommen gerechten Richtern auch nur mit einiger Gründlichkeit aufwerfen?

Wir selbst werden in Allem, was wir thun, mehr oder weniger durch den Zusammenfluß von vorausgesehenen oder unerwarteten Umständen geleitet. Diese Umstände hängen nicht von uns ab; eben so werden Fürsten und ganze Nationen durch Umstände geleitet, die nicht von ihnen abhängen. Die ganze Verkettung der Schicksale der Menschen wie der Völker gleicht dem Räderwerk

einer Uhr. Eins greift ins Andere. Keins steht unberührt vom Andern. Der Druck gegen das Eine bringt Druck und Bewegung durch das Ganze.

Und wer regiert das große, millionenfach zusammengesetzte Getriebe der Schicksale? Ist es das Werk eines mächtigen Fürsten? Ach, der mächtigste aller Fürsten ist, wie der ohnmächtigste aller Unterthanen, nur ein Mensch; ist als Mensch von den Umständen abhängig; ist Werkzeug der ewigen Vorsehung, wider welche er vergebens zu streiten versuchen würde.

Gott, der die Welten des Himmels leitet und den Saft, der aus dem Schoos der Erde durch den Keim der geringsten Pflanzen emporsteigt, Gott leitet auch das Schicksal der Nationen, wie des einzelnen Säuglings an der Mutterbrust! Gegen Gott, den Weltregierer, treffen also zuletzt alle deine Klagen über den Druck der Zeiten zusammen. Sterblicher, magst du gegen die Weisheit des Allvaters deine Stimme erheben? Magst du gegen ihn murren, weil dein Hab und Gut nicht anwächst, weil du nicht so wohlhabend bist, als du sein möchtest; weil du dich nicht so bekleiden, oder weil du deinen Gaumen nicht mit solchen Speisen und Getränken reizen kannst, als die und deiner Lüsternheit gefallen? Ist es Weisheit, gegen das Unvermeidliche, welches durch Gottes Anordnung geschieht und geschehen muß, zu murren, oder ist es Christenweisheit, dem Spruch des göttlichen Wortes schweigend zu folgen: Schicket euch in die Zeit?

In guten wie in bösen Zeiten ist eine gute und starke Regierung vonnöthen, welche die allgemeine Ordnung und Sicherheit des Landes aufrecht erhält. Denke dir ein Land ohne Regierung und Gesetz, oder mit einer Obrigkeit, die so wenig Macht hat, als du selbst: was würde dein Loos sein? Der Feind würde ungestraft Meister über dich: wer wollte seiner Rachsucht Damm und Grenzen setzen? Der Stärkere würde sich deines Habes und Gutes bemächtigen: welchen Widerstand könntest du gegen Uebermacht und Hinterlist leisten? Benachbarte Völker würden ohne Achtung und Furcht mit bewaffneter Hand eindringen, nehmen, was ihnen gefiele, Alles unterjochen und dienstbar machen: wer wollte es ihnen wehren? Ist in gewöhnlichen Zeiten aber eine kraftvolle Regierung unentbehrlich, um wie viel mehr in schlimmen Zeiten, wo die Armuth größer, die Raubsucht gereizter ist? — wo die Nothwendigkeit dringender ist, theils durch Freundschaft und Verträge mit fremden Völkern, theils durch neue Ordnungen und Stiftungen im Innern des Landes dem zerrütteten Wohlstand so bald als möglich wieder aufzuhelfen?

Eine jede Regierung aber erhält ihre Kraft erst durch den treuen Willen guter Bürger, in Befolgung der bestehenden Gesetze und Entrichtung der nothwendigen Abgaben. Diese mögen in bedrängten Zeiten schwer fallen, aber sie sind darum nicht minder zur allgemeinen Rettung nothwendig. In den bösesten Umständen sind allezeit die größten Anstrengungen vonnöthen, um sich aus der übeln Lage zu reissen. Wer in Gefahr ist, macht immer den stärksten Aufwand von Kräften, und opfert ohne Bedenken einen guten Theil von dem auf, was er hat, um nur das Meiste zu retten.

In dieser Lage befinden auch wir uns in gegenwärtiger Zeit; das Volk opfert einen Theil des Eigenthums, um vermittelst desselben die Wohlfahrt des gemeinen Wesens zu retten. „So seid denn", sagt die heilige Schrift, „aus Noth unterthan: nicht allein um der Strafe willen, sondern auch um des Gewissens willen." Röm. 13, 4. Seid gehorsam, nicht bloß aus Furcht, sondern auch aus Ueberzeugung, daß es zum Besten des ganzen Vaterlandes nicht anders sein könne und dürfe. „Derhalben", sagt Paulus, der Bote Jesu, zu den Christen in Rom, „müsset ihr auch Schoß geben: denn die Obrigkeiten sind Gottes Diener, die solchen Schutz sollen handhaben. So gebet dann Jedermann, was ihr schuldig seid: Schoß, dem der Schoß gebührt; Zoll, dem der Zoll gebührt; Furcht, dem die Furcht gebührt; Ehre, dem die Ehre gebührt." Röm. 13, 5—7.

Abgaben sind wohl immer eine Last, doch am meisten für den, der nicht über ihren wohlthätigen Zweck nachdenkt; für den, der eigennützig wohl an sich, aber nicht an Andere denkt; für den, der zuletzt wünschen möchte, das ganze Land solle für ihn sich aufopfern, ohne daß er für das Gemeinwohl das Geringste beitrüge.

Wer hingegen über den Zweck der öffentlichen Lasten, Steuern und Abgaben richtige Begriffe hat, wird sich ihnen williger unterziehen, auch wenn es ihn große Mühe kostet, sie zu erschwingen. Er weiß, daß für den Landesherrn und seine Hofhaltung ein anständiger Aufwand nöthig ist. Denn der

Regent des Landes ist gegen andere Fürsten und Völker unser Stellvertreter. Er muß sich mit dem seiner Würde und der Ehre seines Volks gebührenden Glanz umringen, um durch dieses äusserliche Kennzeichen seiner Macht und Landesstärke Achtung gegen sich und sein Volk einzuflößen. Und wenn er für sich selbst kein Liebhaber des Gepränges wäre: so würde er es aus jenen Ursachen pflichtmäßig annehmen müssen. Ja, diese Pflicht wird noch stärker dadurch, daß er mit seinem Aufwand große Summen Geldes in wohlthätigen Umlauf setzt, die Nahrung und Verdienst unter alle Klassen des Volkes bringen. Er verhütet damit, daß sich das Vermögen nicht beim Einzelnen allzusehr zum Nachtheil Anderer häuft, sondern daß es gleichmäßiger vertheilt wird. Wir tragen also, durch Entrichtung der Steuern und Abgaben, wesentlich dazu bei, daß unzählige Menschen Brod und Nahrung durch ihre Arbeit finden können, die ohnedem in das tiefste Elend versinken müßten. Jeder trägt dazu nach Maasgabe seines größern oder geringern Vermögens bei, und selbst der Geizige, der ohne diesen obrigkeitlichen Zwang nichts für seine Mitbürger thun würde, ist dadurch genöthigt, gemeinnützig zu werden und Andern zu helfen.

Aber die Bestreitung des Glanzes, welcher den Thron eines Regenten umgeben soll, der sich oft in diesem Glanze unglücklicher fühlt, als der Bürger in seinem bescheidenen Mittelstand, — ich sage, die Bestreitung solcher Pracht fordert den geringsten Theil der Abgaben. Weit mehr ist zur Handhabung der Sicherheit gegen auswärtige Gewalt nöthig. Die Stellung, in welcher sich zu unserer Zeit Völker und Fürsten gegenseitig befinden, macht ein nach Verhältniß des Landes großes Kriegsheer, mit allen Arten Waffen versehen, unentbehrlich. Nur ein solches Volk, vor dessen Stärke man mehr oder weniger Achtung haben muß, genießt Achtung und Selbstständigkeit. Wird es aber von seinem eigenen Regenten also versäumt, daß es ohne hinlängliche Macht dasteht, entweder sich selbst gegen fremde Angriffe zu vertheidigen, oder andern fremden Fürsten Beistand zu leisten, so wird es abhängig, von Fremden unterjocht, und Niemand leistet ihm gegenfälligen Beistand.

Diese Unterhaltung einer hinreichenden, durch die Zeitumstände unumgänglich nothwendig gewordenen bewaffneten Macht verschlingt einen beträchtlichen Theil der Abgaben; aber nicht weniger auch die Fürsorge um die Sicherheit der Einwohner und ihres Eigenthums im Innern des Landes. Je mehr Dürftigkeit, je mehr Versuchung der Aermern, sich gegen die Reichen aufzumachen; je mehr Reiz für die Habsucht, sich auf ungerechte Weise zu bemitteln. Die Wachsamkeit der Obrigkeiten zur Handhabung der Gesetze muß sich also verdoppeln; alle Einrichtungen zur vollkommenen innern Sicherheit des Landes und seiner verschiedenartigen Bewohner müssen mannigfaltiger und stärker sein. So wird durch den Drang der Zeitumstände der Aufwand der Regierungen, wider ihren Wunsch, vermehrt; diesen Aufwand von Kräften und Kosten müssen aber diejenigen tragen, welche den Vortheil davon zu genieſſen haben, und zu deren Besten er angeordnet ist.

Warum also soll ich murren gegen das, was meines eigenen Nutzens willen unentbehrlich ist? Könnte ich gerecht handeln, wenn ich mich davon ausschlösse: so würde Jedermann eben so gerecht handeln, wenn er keine Steuern und Zinsen entrichtete. Aber was wären die Folgen? Ich behielte einige kleine Geldsummen, und gäbe mich der Gefahr preis, keinen Richter gegen meine Feinde, keinen Beschützer gegen Mörder und Diebe, keinen Vertheidiger gegen auswärtige Mächte, keine Schule für den Unterricht der Jugend, keine Kirche für die allgemeine Gottesverehrung, keine wohlgebahnte Straßen und bequeme Brücken über Ströme für meine Reisen, für Handel und Gewerb zu finden. Ich würde in einem Lande leben, wo Alles wieder in die alte Wildheit zurückfiele; wo Jeder sein eigener Richter, Rächer und Vertheidiger sein müßte.

Zudem können wir uns doch nicht verbergen, daß der geringste Theil der Abgaben aus dem Lande geht, bei weitem aber das meiste von dem, was wir an die Obrigkeiten zum Besten der öffentlichen Ordnung entrichten, im Lande selbst bleibt, und immer wieder durch mancherlei Umwege zu uns zurückfließt. So senden unterirdische Höhlen ihr Wasser hinauf zu den Gipfeln der Berge, oder die Sonnenstrahlen ziehen es aus den Thälern empor zu den Wolken des Himmels, damit es wieder von den Höhen herabfliesse, um das Land in der Tiefe feuchtbar zu machen. Die Besoldung der Beamten, der Kriegsleute, der Kirchen- und Schuldiener, der

Arbeiter an Straßen, Brücken, Dämmen, Festungen, öffentlichen Gebäuden u. s. w. vertheilen sich wieder im Volk, und beleben den gemeinsamen Verkehr. Einer ist für den Andern vorhanden; es dient der Einzelne für das Ganze, auf daß das Ganze ihm ersprießlich werde.

Wenn ich so Ursachen, Zweck und Nothwendigkeit der Steuern und Abgaben aller Art überlege, die ich als Bürger des Landes zu leisten gehalten bin, erkenne ich darin eine weise Ordnung der Dinge, die von Gott stammt. Und der Zuruf der heiligen Schrift wird mir noch ehrwürdiger: „So seid nun aus Noth unterthan; nicht allein um der Strafe willen, sondern auch um des Gewissens willen."

So geziemt es dem christlichen Bürger, die angeordneten Abgaben mit Gewissenhaftigkeit zu leisten, auch wenn sie lästig wären. Mit Gewissenhaftigkeit, auch wenn er wohl Gelegenheit fände, sich ihnen durch allerlei Ränke und Vorwände zu entziehen, oder die Aufmerksamkeit derjenigen Personen zu täuschen, die von der Obrigkeit angestellt sind, ihn zu seinen Pflichten anzuhalten. Denn wer die Obrigkeit um dasjenige betrügt, was sie zum Wohl des Landes begehren muß, ist ein Verbrecher gegen das Gesetz, ein Räuber an den rechtschaffenern Mitbürgern, die ihre Schuldigkeit thun; denn um so viel er weniger gibt, um so weniger ist zur Bestreitung der Landesbedürfnisse vorhanden, und um so viel mehr muß wieder in neuen und oft noch drückendern Auflagen ausgeschrieben werden.

Es geziemt dem christlichen Hausvater und Bürger, die Abgaben zu rechter Zeit zu entrichten, damit die Landesobrigkeit im Stande sei, ihrerseits zur rechten Zeit die nöthige Kraft zum Besten des gesammten Volkes zu beweisen.

Es geziemt dem christlichen Hausvater und Bürger, was er zu leisten schuldig ist, ohne Murren und Schmälen zu leisten. Denn wie es an sich schon thöricht ist, gegen das Unvermeidliche zu murren, weil es nichts bessert und ändert, so ist es noch unbesonnener, sich dagegen aufzulehnen, weil jedes böse Beispiel schädliche Folgen haben kann. Würdiger ist es einem weisen Manne, wenn mehr gefordert wird, als seine Kräfte zu erfüllen vermögen, oder gewissenlose, leichtsinnige Beamten sich ungerechte Vertheilung der Lasten oder eigenmächtige Quälereien erlauben, mit ehrerbietigen Vorstellungen die Noth dem Landesherrn oder den dazu verordneten höchsten Behörden zu klagen. Es ist kein Fürst, der das Glück seines Volkes nicht will: denn im Glück des Volkes besteht das Glück des fürstlichen Herzens; in der Zuneigung des Volkes die Festigkeit des Thrones; im Wohlstand des Volkes der Reichthum und die ganze Macht des Landesherrn.

Schweigend, o Gott, will auch ich meine Pflichten gegen diejenigen üben, welche Du mir als weltliche Obrigkeiten angeordnet hast; ohne Murren will auch ich die Abgaben von den Früchten meines Fleißes und Eigenthums zinsen, die von mir zum Wohlergehen des Landes gefordert werden, in welchem ich so viele Freuden, so viel Sicherheit genieße; wo ich Gelegenheit finde, mir die Bedürfnisse meines Lebens zu verschaffen, und in dessen Boden vielleicht bald meine Asche ruhen soll.

Mag es mich auch oft schwer dünken, das wenige Ersparte hinweg zu geben, welches ich wohl nothwendig für mich und die lieben Meinigen gebrauchen sollte; ich will es ohne Murren als ein frommes Scherflein für die Wohlfahrt des Ganzen hinreichen — ohne Segen bleibt es nicht. Ich will dafür mein Hauswesen mit strengerer Sparsamkeit einrichten; will mir manchen kleinen Genuß versagen, der mir sonst wohl gethan hat: so werde ich ehrenvoll bestehen. War Dein Sohn Jesus Christus nicht ärmer auf Erden, als ich? Und war er es nicht, der uns zurief: so wir Nahrung und Kleider haben, so lasset uns genügen? — Wer nicht reich ist durch das eigene Herz, o der ist arm in Marmorpalästen neben Tonnen Goldes!

XLIII.

Das leidende Vaterland.

Jeremias 29, 7.

Wenn das Land, welches mir von der göttlichen Vorsehung zur Heimath gegeben worden ist, durch Theurung, Verdienstlosigkeit, verheerende Krankheiten, oder durch die schrecklichste aller öffentlichen Plagen leidet, durch Krieg: so ist nothwendig das Leiden des Vaterlandes auch mein Leiden. Denn ich bin ein Glied des großen Körpers, welcher Staat heißt. Die

Krankheit des ganzen Körpers wird zum Schmerz auch des kleinsten Gliedes.

Und gleich wie kein einzelner Mensch sich immerdar der guten Tage zu freuen hat, eben so wenig hat auch ein ganzes Volk ununterbrochen Zeiten des Friedens, Glücks und Wohlstandes. Schweigen die Stürme und Verheerungen der Natur, so schaffen die Stürme und Verheerungen menschlicher Leidenschaften die Noth. Es kann sich wohl selten ein Volk eines Friedens freuen, der auch nur ein hundertjähriges Alter erreichte.

Wie furchtbar aber auch das Elend ist, welches der Krieg mit sich führt: soll der Jünger, soll die Jüngerin Jesu beim Anblick desselben verzweifeln? — Nimmermehr! Was ist denn Seelengröße, wenn sie nicht in den Stunden der Noth herrlich erscheint? Was ist denn Christenthum, wenn es uns nicht über die Stürme des Lebens erheben kann? Was ist denn mein Glaube an Gott, wenn er nicht selbst unter den Trümmern der Welt die weise herrschende Hand der Vorsehung anbeten kann!

Ja, auch die Drangsale des Krieges waren in den ewigen Plan der göttlichen Weltregierung eingerechnet. Nicht Menschenmacht — Gottesmacht ordnete diese Stürme an, und die Helden, welche Triumphe feiern, die Kriegsheere, welche sich mit blutigen Lorbeern schmücken, sind nur Werkzeuge in der dunkeln Hand des Verhängnisses.

Auch das allgemeine Zerstören unsers irdischen Wohlstandes, unserer besten Freuden, ist Wohlthat. Die Vorsehung streuet in den umgerissenen Boden den Samen des höhern Guten. Zwar mein kurzsichtiger Blick erkennt noch nicht, welche segensvolle Früchte daraus unsern Kindern und Kindeskindern hervorgehen werden; aber mein eigener Lebenslauf, das Schicksal der Völker, die ganze Weltgeschichte predigt es mir: Es ist nichts vergebens in der Welt.

Diese Kriege und diese Leiden geben dem einzelnen Menschen und ganzen Nationen ihre innere Seelenstärke wieder, die in wollüstiger Muße zu erschlaffen anfing. Im trägen Wohlleben des Friedens wähnte sich der größte Theil der Sterblichen nur zum Genuß irdischer Freuden geboren; er jagte nur diesen nach, und versäumte sein edleres Selbst. An die Stelle religiösen Geistes waren spitzfindige Tändeleien des Verstandes, alberner Leichtsinn, hoher Dünkel, schlaffe Muthlosigkeit getreten. — Statt großer, gemeinnütziger Handlungen für die Stadt und das Vaterland, sah man nur das Getriebe ekelhaften Eigennutzes oder scheinheiligen Ehrgeiz. Statt der Begeisterung für Vaterland und Fürsten, hörte man die freche Sprache des Witzes, der kein Heiligthum ehrt. Die Tugend war ein Wort, das aus den guten Gesellschaften verbannt wurde; Ehrlichkeit hieß Dummheit; Keuschheit eine thörichte Ziererei; Treue Mangel an Klugheit; Frömmigkeit Bigotterie oder Heuchelei; Muth der Selbstaufopferung für Andere phantastischer Stolz.

Dahin war es gekommen, daß die Menschen in ihrer sinnlichen Versunkenheit alle edeln und frommen Empfindungen und Handlungen verspotteten oder in ihren Quellen verdächtig machten. Mit dem Glauben an die Tugend war die Tugend selbst entflohen, und man erblickte nur geschmückte Laster. Der Verführer hieß Mann von Welt; Wollust galt für feine Sitte; Selbstsucht für Lebensklugheit; Religionsverachtung für Stärke des Geistes; Verleumdung für Witz; Selbstmord für Heldenmuth; Ehrsucht für Seelengröße.

Dies waren, dies sind immer die Wirkungen langen Friedens und des Mißbrauchs unserer Ruhe. Die Verweichlichung zog das Verderben der Denkart und Sitten nach sich. Darum mußten ganze Völker, ehemals stark und groß, fallen, und Fürsten mußten von ihren Thronen stürzen! Dies war zu allen Zeiten das Schicksal verzärtelter, in sich selbst schwächlicher Nationen, die unter den entnervenden Künsten sinnlichen Wohllebens mit der Kraft und Begeisterung der Tugend die Liebe zum Vaterlande verloren hatten. Da war kein gemeinsames Vaterland mehr, wo nicht Alle mehr für Alle lebten, sondern sich Jeder in niedriger Selbstsucht einzeln sah. Da waren die Bande schon aufgelöset, und die haltungslose Masse stürzte beim ersten Sturm zerstäubend von einander.

Die Noth ist die beste Lehrmeisterin des menschlichen Geschlechts, denn sie ist die ernsteste. Nicht der Schoos der Wollust, sondern die Gefahr erzeugt Helden. So müssen denn Kriege die verlorne Spannkraft der Gemüther wieder herstellen zu Al-

lem, was groß und christlich genannt wird; die allgemeine Verarmung wird die entflohene Einfalt der Sitten zurückführen, in welcher allein Tugenden gedeihen, die der Welt Bewunderung sind. Es muß ein neues, ein besseres Geschlecht erstehen!

Am ersten aber von allen Tugenden des Christenthums wird die hochherzige Liebe zum Vaterlande erwachen, die Quelle der erhabensten Gefühle und Thaten. — Aber wen sollte auch nicht der Anblick des leidenden Vaterlandes erschüttern?

Von allen wunderlieblichen Gegenden des Erdballs, die Gottes Hand mit mannigfaltiger Pracht schmückte, ist uns doch die Stadt, das Dorf, der kleine Erdwinkel am theuersten, wo uns zuerst das Licht des Tages entgegenlächelte, wo wir als Kinder in harmloser Unschuld die ersten Freuden, die ersten Schmerzen fühlten, wo wir die ersten Träume einer goldenen Zukunft dichteten. Hier ist der Boden, der uns die ersten Blumen trug, und unsere ersten Thränen empfing. Hier ist die Wohnung unserer Freunde, hier das Grab unserer Aeltern, Brüder, Schwestern und Geliebten. Hier ist die Stelle, welche einst auch unsere Asche beherbergen soll. Dies ist das Land, dessen Gesetze unser Eigenthum und Leben schirmten, das Land, für dessen Wohlfahrt auch wir nach unsern Kräften sorgsam mitwirkten. Ob uns die Fremde lobe oder schelte: im Kreise unserer Mitbürger ist jedes Lob das süßeste, jeder Tadel am schmerzlichsten. Sie sind's, mit denen wir das allgemeine Glück oder Unglück tragen, wie mit Genossen einer Familie, mit denen wir vereint in Gottes Tempeln beten; an deren Seite wir einst im Grabe ruhen; mit deren Nachkommen einst unsere Kinder leben, und Schmerz und Freude theilen müssen.

Das Leiden des Vaterlandes ist auch unser Leiden. Es wird nur erträglich, wenn wir Alle daran tragen. Es kann nur geendet werden, wenn wir mit einem Herzen, einem Muthe, einem Entschlusse dagegen ringen.

Das Vaterland fordert die Liebe seiner Kinder: wer wird es verlassen? Sein Untergang ist unser eigener.

Welches sind die Forderungen unsers leidenden Vaterlandes? — Bereitwillig ist der Christ, sie zu erfüllen.

Vertrauen auf Gott! — denn dieses Gefühl muß unsern Muth erst emporrichten, ehe er zu ächtchristlichen Unternehmungen fähig wird! Vertrauen auf Gott — denn wir waren Zeugen, wie Menschenmacht uns wenig half. Vertrauen auf Gott — denn er ist, nicht Sterbliche sind die Lenker des Schicksals. Ein Wink von ihm, und ein einziger Augenblick kann Alles wunderbar umgestalten; und Rettung kommt, woher wir sie nicht erwarten; und Fülle und Ueberfluß kehrt zurück, da wir im Elend zu versinken meinen.

Vertrauen auf die Obrigkeit des Landes. Das Vaterland fordert es, der Regent ist nur stark durch den Willen und die Liebe seines Volkes. Entfernen wir daher aus unsern Gemüthern, was Mißtrauen erregen kann. Erinnern wir uns beständig daran, daß der Regierung noch mehr, als dem einzelnen Bürger daran gelegen ist, Wohlstand und Frieden und Sicherheit zu gewinnen. Tadeln wir nicht mit blinder Voreiligkeit ihre Maasregeln, da wir weder ihre Absichten, noch ihre Hilfsmittel genug kennen; bieten wir vielmehr unsern Arm, unser Vermögen zu ihrer Hilfe willig dar, so wird sie im Stande sein, kräftig auszuführen, was sie weise beschlossen hat. Denn das vorlaute Tadeln der Obrigkeit und ihrer Maasregeln tödtet unsern eigenen Muth, und lähmt die Stärke des Ganzen. Ein Kriegsheer ist ohne blinden Glauben und Gehorsam gegen die Anordnungen des Feldherrn schon geschlagen, ehe der Feind es sah. Wie mag auch der einzelne Krieger im Gewühl den Befehlshaber beurtheilen, der von der Höhe seiner Stellung herab hundert Dinge in der Verkettung der Umstände sieht, die Jenem verborgen liegen! Fester Glaube, eiserne Treue der Soldaten sind die Flügel ihres Muthes, und solcher Muth siegte oft schon über die mächtigsten Heere und die klügsten Berechnungen eines erfahrnen Feindes.

Aufmunterung verzagter Mitbürger zu vaterländischen Gesinnungen. Auch diese Pflicht fordert das leidende Vaterland dem Christen ab; denn wer den Muth derer untergräbt, die allein durch vereinte Kraft Rettung bringen können, oder wer auch nur gelassen ihre dumpfe Trostlosigkeit sieht, der stürzt das Vaterland in den Abgrund.

Das Schiff, welches auf hohem Meere

in wilden Ungewittern schwebt, über sich den brennenden Himmel, unter sich die Empörung der Wellen erblickt, ist aus den Stürmen oft gerettet durch die Unverzagtheit derer, die es trägt. Aber wenn die Arbeiter mit unmännlicher Feigheit am Ruder standen, Jeder mit blassen Wangen den Andern schreckte, Jeder nur sich und nichts Anderes retten wollte — dann war der Untergang Aller entschieden.

Erhalte daher den Herzen deiner Vaterlandesgenossen immerdar die Hoffnung rege. Unterdrücke alle nachtheiligen Gerüchte, die den Muth niederschlagen: verbreite sie nicht selbst, und vermehre nicht die allgemeine Trostlosigkeit durch deine unbesonnenen Nachsprechungen. Denn nicht die Gefahr, auch die entsetzlichste nicht, ist in der Nähe so furchtbar, als die Todesangst der Erwartung ist. Sei Mann in der Noth; verherrliche in den Verhältnissen, worin du stehst, die Macht des Christenthums.

Sinne vielmehr schon frühzeitig nach, durch welche Mittel, durch welche vortheilhafte Einrichtungen ünftigen Uebeln vorzubeugen wäre. Theile deine Wünsche und Vorschläge andern Rechtschaffenen mit. Vereinige dich mit ihnen zu jeder gemeinnützigen Hilfs- und Rettungs-Anstalt, oder unterstütze sie, so weit deine Kraft irgend reicht. Diejenige Noth ist halb besiegt, die wir kaltblütig vorausahen, und zu deren Empfang wir uns rüsteten. Der ist der ächte Sohn, der Held des Vaterlandes, nicht der es wegen empfangener Wunden zu rächen weiß, sondern welcher es gegen neue und größere Wunden bewahrt.

Sei deinen Mitbürgern das erste Beispiel großmüthiger Aufopferung für die Rettung des Vaterlandes. Uebernimm daher willig, ohne Murren, ohne Seufzer die Lasten, welche dir auferlegt werden; trage sie freudig, so lange du noch Kräfte hast. Gesetz und Obrigkeit fordern einen Theil deines Vermögens zur Beschirmung des Ganzen. Opfere dein Theil, und rette das Uebrige. Und fordert dein Vaterland Alles — liefere es hin. Dein Bettelstab ist einen Zepter werth, deine ärmliche Hülle ist rühmlicher als manches Fürsten Purpurmantel.

Der hat das Vaterland verrathen und entehrt, welcher bei den Leiden desselben nur an sich und seinen Vortheil denkt. Nie bestraft sich der Eigennutz schneller, nie fürchterlicher, als in der allgemeinen Noth.

Es ist nicht menschliches Gefühl in dem Elenden, es ist satanische Empfindung, die dessen Brust bewegt, der aus Verarmung Anderer seinen Reichthum, aus dem Jammer Anderer seine Lust, aus dem Untergang Anderer seine Erhöhung, seinen Gewinn zieht. Er hat sich losgezählt von allen Guten und Edeln; er hat kein Vaterland. Er steht in den vordersten Feindesreihen wider seine Mitbürger; er will in den Thränen der Verzweiflung schwelgen; er plündert das Haus seiner weinenden Nachbarn, und zerreißt mit unbarmherziger Hand seine eigene Mutter, die vaterländische Erde.

Weit entfernt, durch die Armuth Anderer mit verruchtem Wucher sich zu bereichern, ist der christliche Staatsbürger der Erste, der sich selbst zur freiwilligen Armuth verdammt. Er will entbehren lernen, um Ueberfluß zu haben und mit diesem Ueberflusse Andere zu sättigen. Er wird allen Rechtschaffenen das Vorbild, wie der Christ handelt, wenn das Vaterland Noth leidet. Seine Einschränkung eigener Bedürfnisse hilft Andern die ihrigen erleichtern. Sein Erspartes wird ein Gemeingut der verunglückten Brüder. „Suchet der Stadt Bestes — ruft er mit Jeremias —, denn wenn es ihr wohlgeht, geht es euch auch wohl!“

So ist die Dankbarkeit des Christen gegen sein Vaterland. Je mehr Opfer er bringt, je theurer wird es ihm. Er ist keiner der treulosen, verrätherischen Freunde, die uns so lange liebkosen, als sie Nutzen davon haben. Er verläßt sein Vaterland nicht in den Tagen der Gefahr, um nur sich selbst und das Seinige in Sicherheit zu bringen. Er bleibt im Lande, das ihn redlich nähret, hofft auf den Herrn und thut Gutes. Ps. 37, 6.

Und wenn die Rettung des Vaterlandes endlich das Aeusserste, wenn sie unser Leben fordert — wir sollen es nicht verweigern. Ja, wir sollen auch das Leben für die Brüder lassen (1 Joh. 3, 16)! ruft uns die Stimme des göttlichen Wortes zu. Und wer ist stolz genug, sich mit des Christen Namen zu schmücken, ohne den Muth zu haben, den göttlichen Willen zu erfüllen? Wir sollen auch das Leben für die Brüder lassen, sterben können, wenn es sein muß, wenn die Gesetze, wenn

die Obrigkeiten rufen, sterben für den Herd der theuern Heimath, für das Heil unserer Mitbürger, für das Glück und die Freiheit unserer Nachkommen.

Der Tod ist unser allerletztes Ziel. Ihm naht endlich der Fürst wie der Bettler. Wir fallen, wenn die Vorsehung winkt. Wir stehen, wenn sie will, und tausend Schwerter drohen unserer Brust vergebens, tausend Kugeln rauschen an uns vorüber. Gott wacht, und jedes Haar auf unserm Haupte ist gezählt.

Unter allen Todesarten aber, deren wir später oder früher endlich eine sterben müssen, ist die süßeste: der Tod für's Vaterland. Er ist der edelste, denn wir empfangen ihn durch die Hand unserer eigenen Pflichten; er ist der heiligste, denn wir leiden ihn für das Wohl der uns am nächsten verwandten Welt; der Tod für's Vaterland ist ein Erlösertod; — ihn starben die erhabensten der Menschen. Es ist ein Tod, glorreich, wie ihn die Märtirer des Christenthums starben. Sie sanken unter den Fahnen des Glaubens; wir unter dem blutigen Panier des Vaterlandes.

Und lohnt sich den nirgend schon hienieden ein tugendhaftes Gefühl schöner, als die Liebe zum Vaterland, als die Aufopferung für unsere Mitbürger? — Warst du einer von den Rettern deines Landes, deiner Stadt, mit welchen himmlischen Empfindungen muß dich der Hinblick auf deine nützliche Thätigkeit umringen! Wie heiter ist dein Blick auf Gott, in dessen Geist du wandeltest, der du selbst, gleich einem Gott, in den schwersten Stürmen ruhig, groß und segenverbreitend einhergingst! — Dich umgibt das Andenken herrlicher Bürger- und Christenthaten; du findest es in dem dankbar lächelnden Blick deiner Mitbürger und in der stillen Ehrfurcht der zu dir emporblickenden Jugend wieder. Dein Ruhm, als Bürger, als Christ, geht nicht mit dir aus der Welt, und über deinem Grabhügel steigt der Segensruf der Nachwelt zum Himmel.

Gott meiner Väter! Sieh die Noth unsers theuern Vaterlandes! Lenke der Fürsten Herz! Rette uns vom Jammer der Kriege!

Doch soll der bittere Leidenskelch unserm Vaterlande nicht vorübergehen, o so gib Du uns Kraft und Muth, daß unsere Seele größer sei, als das Unglück! — Und mit festem Vertrauen auf Dich, mit unerschütterlichem Glauben an Deine weisen und gerechten Verhängnisse, wollen wir muthig in das Leben hinaustreten, und freudig unsere letzte Kraft dem Glück unserer Brüder, der Rettung unsers Vaterlandes bringen. Heilig sei unserm Herzen das irdische Vaterland, in das Du uns geführt. Unsere Treue gegen dieses lohnt einst das ewige, das bessere Vaterland, zu dem Du unsere Seelen führen wirst. Amen.

XLIV.

Der Tod für das Vaterland.

1 Joh. 3, 16.

Lehr' uns, hoher Todesüberwinder,
Lehr' uns sterben, der Du für uns starbst,
Und auf Golgatha für alle Sünder
Rettung und Beseligung erwarbst!

Lehr' uns sterben für der Brüder Frieden,
Freudig bluten für die heil'ge Pflicht!
Denn wer ruhmvoll enden kann hienieden,
Ganz vergebens lebte solcher nicht.

Wenn des Vaterlandes blut'ge Fahnen
Für des Vaterlandes Ehr' und Rechte weh'n,
Und sie uns zum letzten Opfer mahnen:
Wer darf wanken — wer von ferne steh'n?

Läßt ein Hirt das Leben für die Heerde,
Stirbt ein Vater freudig für das Kind:
Was ist denn um's Vaterland Beschwerde,
Da wir Alle dessen Kinder sind?

Schlummert sanft, Heldenbrüder, Retter des Vaterlandes! Euer theures Blut strömte nicht vergebens aus Todeswunden. Das Opfer eures Lebens erkaufte einem Volke die verlorne Würde zurück. — Schlummert sanft! — Wie, schlummern? Ihr lebet noch! Eure Asche ruht, aber eure Geister freuen sich des Siegerwerkes noch! Ihr Unsterblichen, die ihr das Erdenleben verschmähet habt um den Segen der Nachwelt, ihr wohnet mit uns im unendlichen Vaterhause Gottes, wohin euch eure Werke folgten. Eure letzte That war euer Triumph, die Krönung eures irdischen Daseins.

Wohl tönet noch in stiller Kammer heimlich das Schluchzen einer Schwester um den verlornen Bruder, einer Braut um den Geliebten. Wohl sehen wir die roth geweinten Augen vieler Mütter, die bleich gehärmten Wangen früher Wittwen. Warum trauert ihr? Eure Brüder und Geliebten, eure Söhne und Gatten leben noch; sie sind noch in und mit dem Gott, der sie euch gegeben. Nach einem flüchtigen Traume weniger Erdenjahre begrüßet ihr

die Glückseligen in einem schönern Dasein. Da Sterben das Loos der Sterblichen ist, warum jammert ihr, da ihre Stunde kam? Sie würde ihnen auch auf dem weichen Lager, in der Sicherheit ihrer Wohnungen, in euern Armen gekommen sein. Meinet ihr, es könne ohne den Willen des Allmächtigen ein neues Wesen entstehen, ein Kind geboren werden? Meinet ihr, es könne ohne den Willen des Weltregierers ein Mensch das Leben unter dem Himmel verlieren? Trauert nicht um einen Tod, welcher beneidenswürdiger, als das Leben vieler Andern, ist. Trauert nicht um den Heldentod für das Vaterland. Ist die Vollbringung einer der schönsten und größten Pflichten Thränen werth? War nun einmal das Ziel ihres Dasein gekommen, wie konnten die Edeln edler enden, als daß ihr letzter Athemzug in einer großen That erlosch?

An sich ist der Austritt aus der Welt, wie der Eintritt in dieselbe, ohne einen Werth, welcher dem Menschen zugerechnet werden könnte. Beide sind Nothwendigkeiten in der Ordnung der Dinge. Das Absterben eines Greises, die Geburt eines Kindes mögen für die Familie einige Wichtigkeit haben; aber dies Kind, wie der Greis, erscheinen und verschwinden, wie jedes lebendige Geschöpf. Daher sterben Millionen: ihr Gang aus dieser Zeitlichkeit wird von Wenigen bemerkt, weil es der Gang Aller ist.

Aber der Tod hört auf, an sich gleichgültig zu sein, sobald er entweder von ungewöhnlichen Umständen begleitet, oder sobald er ein Zeuge wird von der schwachen oder großen Denkart des Verstorbenen. Die Hinrichtung eines Mörders, das Sterben eines durch seine Wollüste verzehrten Unglücklichen, die Selbstentleibung eines Verzweifelnden erfüllen uns mit Ekel und Schaudern. Ihr Austritt aus dem Leben ist nur die Folge der öffentlichen oder geheimen Verbrechen. Niemand will ihr Dasein preisen; wer möchte solches Todes sterben?

Mit ganz andern Empfindungen erwärmt uns die Nachricht vom Tode eines Mannes, der für sein Recht, für seine Ehre, für seine Unschuld muthig das Leben dahin opferte. Mitten in unserer Wehmuth oder in unserm Mitleiden können wir nicht anders, als ihn bewundern. Sein Austritt aus dem Erdenleben ist die Folge seiner edeln Denkart und der Kraft seiner Tugenden. Es liegt in seinem Tode etwas Begeisterndes für die, welche ihn überleben, und sein letzter Athemzug predigt die große Wahrheit: Die Güter des unsterblichen Geistes sind mehr werth, als das Leben des Leibes.

Doch immer ist solch ein Tod nur Tod für die eigene Sache. Ehrwürdig und zu preisen bleibt das starke Tugendgefühl, welches ihn bewirkte; doch der Welt geschah dadurch vielleicht kein großer Gewinn. Schwerer ist es, und höherer Geisteskraft bedarf es, sein Leben für das Lebensglück Anderer hinzugeben. Wer für Andere freudig in den Tod gehen kann, der ist vom Verdacht der kleinsten Selbstsucht fern; der vergaß, aus Liebe für den Nächsten, aus Treue zu ihm, sich selber. Er ist eines höhern Ruhmes werth.

Darum wird mit Recht von gebildeten Völkern, wie von Barbaren, Derjenige laut gepriesen und sein Name lange geehrt, welcher, das Leben seiner Mitmenschen zu retten, entschlossen in die Wasserfluthen springt; mit edler Selbstvergessenheit durch Feuerflammen rennt; für das Glück seiner Gemeinde das eigene Leben wagt und verliert. Er hat für Fremdlinge mit einer Liebe gehandelt, die sich selbst aufopferte. Wenige Sterbliche sind groß genug, mit solchem Hochsinn für die nächsten Freunde zu handeln und zu bluten. Denn so tief ist im Ganzen die Menschheit gesunken, daß Wenige für ihre eigenen Verwandten, für Unglückliche, die sie täglich vor ihren Augen leiden sehen, einen Theil ihres Ueberflusses, das Nichtswürdigste von ihren gewohnten Bequemlichkeiten einbüßen möchten. Wie wären Menschen in solcher Selbstsucht fähig, mit erhabener Begeisterung für Anderer Glück zu leiden und zu sterben?

Ist aber der Tod für das Heil einzelner Sterblichen, der Rettertod für Freunde und Bekannte eine der herrlichsten Wirkungen der erhabensten Gemüthskraft: was ist der Tod für Wohlfahrt und Glück eines ganzen Landes, für Tausende von Mitbürgern, für Männer, Weiber, Greise, Säuglinge, die wir nicht alle kennen, mit denen wir nichts gemein haben, als die allgemeine Mitbürgerschaft; der große Aufopferungstod nicht nur für Freunde und

Bekannte, sondern selbst für Feinde; mit einem Worte, der große Tod für das Vaterland?

Er ist so groß, als die entgegenstehenden Fehler verächtlich und abscheulich sind — Feigheit, Verrätherei. So innig wird Feigheit gehaßt, daß selbst Kinder und schwache Weiber den Furchtsamen verspotten; und den Verräther verabscheuen selbst Völker, die er nicht verrieth, verabscheuen selbst diejenigen, die aus seinem Verrath Vortheil zogen. Um so glänzender ist der Tod für das Vaterland; selbst der Feind des Vaterlandes kann sich nicht erwehren, ihn am Feinde zu bewundern und zu ehren.

Er ist von allen Pflichten des Sterblichen für seine Mitmenschen die schwerste, darum die heiligste. Das Wort Gottes befiehlt sie: Wir sollen auch das Leben für die Brüder lassen! 1 Joh. 3, 16. Jesus Christus, das göttliche Urbild der vollendeten Menschheit, gab uns mit seinem Tode das Beispiel zur Nachfolge. Aber wer erreicht dessen Höhe? Er starb nicht für seine Mitbürger, nicht für ein engbegrenztes Vaterland — nein, die Seligkeit unsers ganzen Geschlechts war sein Ziel; er starb den göttlichsten der Tode, den Welterlösertod. Und diesem nahe steht der Tod für die Wohlfahrt von Millionen unserer Brüder, für unsere Nachkommen in folgenden Jahrhunderten.

Wer in Erfüllung seines Berufs umkommt, treu demselben, verdient Hochachtung, selbst wenn er den Beruf nicht geliebt oder gesucht hätte. Und hat der Mensch einen göttlichern Beruf, als das Glück seiner Zeitgenossen und derer, die einst nach ihm leben? Wer nun mit Begeisterung und Liebe dieses Berufes sich der Gefahr des Todes hingibt, sich selbst dem Tode weiht — der hat sein Dasein auf Erden und den Zweck desselben herrlich vollbracht, dem weigern Erde und Himmel nicht den Lohn. Sein Untergang adelt ein ganzes, vielleicht ruhmloses, vorheriges Leben. Denn wer sterben kann für Anderer Glück, ist wahrlich kein ganz verdorbener Mensch gewesen. Wer das Schwerste freudig wollte, dem konnte auch das Leichtere gelingen. Sein Heldentod verbürgt uns die Kraft, welche in ihm wohnte. Es ist möglich, daß er in seinen ehemaligen Tagen manche Schwachheiten sich zu Schulden kommen ließ; es ist möglich, daß er sich in stillen, friedlichen Verhältnissen versäumte und seine Denkart verwahrloste. Aber die Stunde der allgemeinen Noth war die Stunde seines Erwachens. Er ermannte sich zu seiner eigenen Würde, und sein Heldenopfer verdunkelte jede Erinnerung früherer Fehler. Andere konnten ihn vielleicht in kleinen Pflichten und Schicklichkeiten übertreffen, und dünkten sich besser, als er; aber für das Vaterland vermochten sie nicht zu leisten, was er; sterben konnten sie nicht, wie er. Darum ist Wahrheit darin, daß der Tod für das Vaterland ein ganzes dunkles Leben adele. So läßt uns ein prachtvoller Sonnenuntergang die Trübe eines ganzen Tages vergessen.

Wer solches Sinnes seine Tage schließt, vollbringt noch in der Todesstunde die Gesammtheit aller seiner Lebenspflichten — und Liebe für der Brüder Wohl und gänzliche Hingebung für sie ist, nach des Welterlösers Wort, die höchste aller Pflichten, die Summe aller göttlichen Gebote. Er hat an seinem Sterbelager keinen fremden Beter vonnöthen, seine edle That betet für ihn; keiner kirchlichen Feierlichkeit vonnöthen, ihn weiht sein Blut. Er stirbt in der Tugend, und steht mit seinem schönsten Werke vor dem Thron des Richters, des Allerbarmers.

Und wie er im letzten Augenblicke, was er gelebt hat, adelt, so wird sein Sterben der Ruhm und das Leben seines Vaterlandes. Die Tapferkeit gefallener Krieger wird der Stolz des ganzen Volkes; ihre Leichenhügel auf entlernten Schlachtfeldern sind die dauerhaftesten Brustwehren und Walle vaterländischer Sicherheit. Noch in spätern Jahren streitet das bloße Andenken ihrer Namen gegen den Uebermuth ungerechter Feinde, indem auch der verwegenste Eroberer vor einem Volke Ehrfurcht empfindet, welches solche Söhne zeugt, und die Erinnerung an Helden der Vorzeit in den Nachkommen zu ähnlichen Großthaten begeistert.

Unsterblich, wie die Geister, sind auch die Früchte ihrer Tugenden. Es geschieht im Weltleben nichts Großes und Gutes, welches nicht groß und gut wirkend auf weit entfernte Zeiten fortdauern sollte. Der Tod der Helden für das Vaterland bleibt Segen für das Vaterland; es leben gleichsam ihre

Schatten noch unter den Enkeln, und führen sie in die Bahn des wahren Ruhms.

Sie haben ihre Pflicht vollbracht! Durch ihre Selbstaufopferung sind wir frei, und dürfen wieder Glauben zur Erneuerung alter Glückseligkeiten, zu verjüngter Dauer eines langen Friedens fassen. — Lasset uns auch unsere Pflichten vollbringen, die wir leben, gegen die Edeln, die für unsere Ehre, für unsern Ruhm ihr Alles, Blut und Leben, zum Kaufgeld machten. Nicht weinerliches Mitleiden, nicht kalte Bewunderung, nicht künstliche Lobrednerei sind wir ihnen schuldig — nein, Dankbarkeit in Wort und Werk. Gebet ihnen von euerm Ueberflusse, denn durch ihren Tod besitzet ihr euer Hab und Gut; gebet ihnen von euern Freuden, denn ihr Heldenherz hat euch diese errungen.

Wie können wir den Todten geben?

So fragt kein Herz, welches fähig ist, den großen Opfertod für das Vaterland zu würdigen; so fragt kein Herz, welches edel genug empfindet, dankbar zu sein.

Ehret ihr Andenken! Lasset ihre Namen nicht in schimpflicher Vergessenheit untergehen! Bewahret sie in euern Dörfern und Städten, zum Ruhm eurer Gemeinden, für deren spätere Bewohner. Sprechet jährlich an einem feierlichen Gedächtnißtage die theuerwerthen Namen vor euern Kindern und Kindeskindern aus; rufet sie den spätern Jahrhunderten zu: Auch aus unserer Mitte starben Männer den Rettertod für das Vaterland! Diese Namen retten vielleicht eure Enkel dermal einst vom Sklaventhum, indem sie sie zu neuen Heldenwerken begeistern.

Ehret ihr Andenken! Nicht mit todten Worten, nicht mit Ehrensäulen und Inschriften. Das Wort verfliegt, der Stein verwittert. Aber blicket umher. Es leben die Wittwen, Waisen und Geschwister der Tapfern, die für euch bluteten und starben. Die Ehrenbezeugungen, welche ihr vergebens den Verstorbenen zollen möchtet, bringet sie dem Blute, welches noch in den Adern ihrer Verwandten rollt. Gewähret diesen die Auszeichnungen, welche ihr den Vätern, Gatten und Brüdern derselben schuldig seid, die eure und eurer Heimath Ehre unter Tod und Wunden behaupteten. Was ihr den Geringsten unter deren Nachkommen thut, das habt ihr jenen Helden und Opfern selbst gethan!

Das war einst die Weise der Vorwelt nach ruhmvollen und glücklichen Kriegen. Dadurch ward in jeder Brust die Liebe des Vaterlandes fortwährend entflammt; dadurch wurden Völker frei und groß, und dem Eroberer unantastbar. Aber mit der Entnervung, Schlaffheit und Selbstsucht, welche allmälig überhand nahm, verschwand die Dankbarkeit. Der Neid und die Verleumdung fochten jedes große Verdienst im Staate an, und schonten weder des Lebenden noch des Todten. Man hatte den Glauben an die Tugend verloren, darum verlor sich die Tugend selbst oder ward selten. Gleichgültigkeit gegen das Vaterland trat an die Stelle der alterthümlichen, heldenmüthigen Liebe desselben; man hatte Söldnerheere, aber keine begeisterte Krieger. Man beurtheilte mit boshaftem Vorwitz die Maasregeln der Fürsten und Obrigkeiten, aber verlernte den freudigen Gehorsam. Man sah Rangordnungen und Stände, aber keine Mitbürgerschaft. Es gab Parteigeist, aber keinen Gemeinsinn. Darum stürzten Reiche in Trümmer; darum wurden Völker zertreten. Erst die allgewaltige Noth gab den schlaffen Gemüthern wieder Kraft, und das Elend lehrte tugendhaft und weise werden. — Wollen wir es bleiben?

Wie sich die volle Tugendhaftigkeit und der Edelsinn des einzelnen Menschen am unzweideutigsten in seiner Dankbarkeit gegen Wohlthäter offenbart: so spricht sich auch die öffentliche Tugend eines Volkes am reinsten in den Gefühlen der Erkenntlichkeit gegen seine Retter und deren Nachkömmlinge oder Verwandte aus.

Und mögen Dörfer, Städte, Provinzen, ganze Staaten diesem Pflichtgefühl fremd bleiben, bleibe du es nur nicht, du einzelner Bürger, in deinem Hause. Wer hindert dich, Christ zu sein, und sänke eine Welt in Barbarei zurück? Wer hindert dich, jenen Hochsinn in Werk und Wort zu äussern, zu welchem Christenthum und Vaterlandsliebe dich entflammen? Wer hindert dich, dankbar zu den Familien hinzueilen und ihnen Rath, Hilfe, Beistand, Trost zu bringen, deren Mitglieder unter den Waffen stehen im Angesicht des Feindes und umzingelt von Todesgefahren? Wer hindert dich, Waisen, Wittwen und Geschwister derer zu unterstützen, die heldenmüthig im Kampfe für des Vaterlandes

Freiheit und Wohlfahrt fielen? Siehe, sie sind auch für dich in den Tod gegangen; sie haben auch für deine Sicherheit geblutet. Du genieſſest noch einigen Wohlstand; aber nur darum freuest du dich noch deines Eigenthums, deiner Kinder, deines Lebens, weil jene Tapfern den Muth und die Entschlossenheit hatten, für dich und die Deinigen im Tode unterzugehen. Wie, wenn die, welche die Wahl traf, für dich und dein Gut in den Streit zu ziehen, feigerweise gewichen wären? dich und dein Gut einem erbitterten Sieger überlassen hätten? Was wäre dir geblieben? Was wäre den Deinigen für ein Loos geworden? Was hättest du deinen Kindern geben können? — Sie gaben ihr ganzes Dasein für dich, und wenn du ihren Hinterlassenen und Verwaiseten die Hälfte deines Gutes gäbest, würdest du damit schon Gleiches mit Gleichem vergolten haben?

Wir sollen auch das Leben lassen für die Brüder! Ist aber das Leben nicht mehr werth, denn Kleidung und Speise? Wer will mit diesen geizen, wenn Andere jenes für ihn wagen?

Gerechter Gott, wir haben vielfältig erkannt, daß jeder Sünde ihr Strafengel folgt, der Sünde des Einzelnen, wie der Sünde eines ganzen Volkes!

XLV.

Bürgerliche Eintracht.

Jes. 24, 5. 6.

Sie knieten hin vor falschen Göttern,
Die schnöde Selbstsucht ward ihr Gott,
Gehorsam nur dem Witz von Spöttern,
Und ihre Weisheit ward zum Spott.
Es kam ein ernster, großer Tag,
Und ihre stolze Macht zerbrach!

Sie haderten um eigne Rechte,
Und Keiner war dem Andern treu;
Und innerliche Zwietracht schwächte
Und führte sie zur Sklaverei.
Es kam ein ernster, großer Tag,
Und Alle traf der Knechtschaft Schmach.

Gott unsrer Väter, tief im Staube
Lag einst Dein Volk, in sich entzweit,
Doch blieb's nicht Babylon zum Raube,
Du winktest, und es ward befreit.
Jerusalem, umsonst bekehrt,
Blieb noch entzweit, und ward zerstört.

Wenn ein Volk reif ist zum gänzlichen Untergange, so zeigt es dies seinen Nachbarn an durch die eigene innere Zwietracht, in der es durch sich selbst zerfällt. Dann verkündet es seine Würdigkeit zur Sklaverei durch Parteiungen, die ihre besondern Zwecke der Erhaltung des Ganzen vorziehen. Dann wollen einzelne Familien ihr Haus über die Stadt erheben, und müßte es auf den Trümmern derselben sein; dann vergißt eine Stadt über ihren Nutzen die Wohlfahrt des gesammten Landes. Dann ist jedes Dorf mehr um sich selbst, als um die Provinz bekümmert, und jeder Hausvater mehr um seinen Hof, als um die Aufrechthaltung der Gemeinde. — Diese Zwietracht aus Stolz oder Eigennutz ist die Verwesung und Auflösung der Staaten. Die Nachbarn sehen es, und bemächtigen sich mit leichter Mühe des wohlfeilen Raubes.

So ging einst das Volk Gottes unter, welches Moses vergebens aus Aegyptens Sklaverei geführt hatte; es sollte nun zur Knechtschaft von Babylon gehen. Es ward vergebens aus der Gefangenschaft Babylons geführt; durch innere Gährungen und Zerwürfnisse aufgelöset, fiel es in Roms Gewalt, und die Burg Sion und Jerusalem, die herrliche Stadt, wurden Asche. — Auch dies Volk bewies durch sein Beispiel die ewige Wahrheit der Weltgeschichte, Tapferkeit sei weit gewöhnlicher, als Weisheit, und leichter, Unabhängigkeit und einen hochgeachteten Namen zu erkämpfen, als lange zu behaupten. Wie gewaltig ward es durch seine Waffen unter David, wie reich und blühend durch geschäftigen Gewerbfleiß unter Salomon! Aber aus dem Wohlstand erwuchs Ueppigkeit, Stolz und Eigensinn; daraus Zwietracht der Stämme. Sie trennten sich, befeindeten sich, und wurden selbst nicht scheu, Bürgerblut zu vergiessen. Sie zertraten die Gesetze und verspotteten die geschwornen Eide, hielten mit den fremden Völkern lieber, als unter sich, zusammen, und vergaßen des ewigen Bundes. Da stand weissagend Jesaias auf, der weise Prophet, und sprach: „Das Land ist entheiligt von seinen Einwohnern, denn sie übergehen das Gesetz, und ändern die Gebote, und lassen fahren den ewigen Bund! Darum trifft der Fluch das Land, denn sie verschulden es, die darin wohnen. Darum verdorren die Einwohner des Landes, daß wenig Leute überbleiben." Jes. 24, 5. 6.

Des hohen Propheten Wort, den Juden ward es gesprochen, allen Völkern galt es.

Es gilt noch unserm Jahrhundert, es gilt noch unserm Volke! Noch haben sich die Stürme der Zeiten nicht gelegt; nicht unsere Klugheit und List können uns retten, wenn Frömmigkeit und feste Eintracht fehlen; wenn nicht, um das Ganze zu behaupten, jeder Einzelne seine eigenen Absichten und Zwecke dem Bestehen des Ganzen aufopfert. Aber Jesaias redete vergeblich zum Wahnsinn der empörten Leidenschaften: seine Weisheit schien den erbitterten Parteihelden Thorheit; Jeder dünkte sich klüger und verschmähte die einfachen Grundsätze öffentlicher Glückseligkeit; achtete keine Erfahrungen aller Zeiten — darum ging Juda unwiederbringlich unter.

Was unter Gottes Segen errungen worden, kann allein durch bürgerliche Frömmigkeit und Eintracht behauptet werden. Man schmeichelt sich vergebens, alle Gefahr sei beseitigt, und kein neuer Umschwung zu befürchten; man könne sich der Freude überlassen, und ein Jeder fordern und durchsetzen, was ihm gefalle. Das Glück der Waffe ist wandelbar. Ein einziger Tag, ein geringes Versehen, ein unerwarteter Umstand, kann plötzlich Alles umgestalten. Wehe dem, der sich allzufrüher Sicherheit überließ, und zu dem alten Eigendünkel zurückkehrte, durch welchen schon so viel verloren worden. Was Eintracht mühsam gebaut, reißt der Fluch der Zwietracht nieder; was Gemeinsinn erwarb, verzehrt Selbstsucht.

Die Gefahr eines Volkes dauert so lange, als die Macht des andern, welches ihm schaden kann. Die Macht des andern aber steigt, wenn die Kraft derer sinkt, welche ihm widerstehen wollen. Zwietracht aber ist die Vernichtung aller Kraft. Es ist noch selten ein Volk dadurch in Gefahr und Untergang gekommen, daß es von einer überlegenen Heerschaar angegriffen wurde; denn auch kleine Völker haben oft schon über größere den Sieg davon getragen, wenn lebendiger Wille Alles bewegte: aber durch bürgerliche Entzweiung, durch Treuloswerden an sich selbst, sind die mächtigsten Staaten versunken. Die Gefahr währt so lange, als Eigennutz da ist, welcher das Land verrathen kann.

Wem theuer und werth ist, Glied eines Volkes zu sein, das der Achtung fremder Völker würdig ist; wem theuer und werth ist, ein Vaterland zu haben, welches in Unabhängigkeit dasteht, und sein Leben von keinem andern entlehnen muß; wem theuer und werth ist, das ruhmwürdig zu behaupten, was ruhmwürdig die Väter gestiftet und blutige Kämpfe erworben haben; wem häusliche Glückseligkeit theuer und werth ist, die ohne Wohlsein des ganzen Volkes nicht möglich ist: der muß mit seiner ganzen Kraft zum Bestehen bürgerlicher Eintracht und unerschütterlichen Gemeinsinns hinwirken. Jeder soll es, denn aus einzelnen Menschen bestehen Familien, Gemeinden und Völker. Jeder soll es, denn die Weisheit aller Einzelnen ist die Weisheit des Volkes.

Darum soll sich und seine Kräfte Keiner zu gering achten, und sprechen: Was vermag ich, wenn Andere anders denken? Wie kann ich allein wider den Strom schwimmen? Was nützt meine Aufopferung, wenn die Uebrigen in ihrer Selbstsüchtigkeit beharren? Ich allein würde mich verderben, und die Andern würden meiner spotten und sagen: sehet, er hat den großen Vaterlandsfreund spielen wollen, um sich auszuzeichnen, aber es ist ihm übel gerathen. O, wer so spricht, hat mit seiner Feigheit schon die gute Sache verrathen. Wem das Urtheil unedler Menschen so viel gilt, hat schon auf den Beifall Gottes und der Rechtschaffenen Verzicht gethan. Er beschönigt nur mit der Verworfenheit Anderer seine eigene.

Fasse Muth, sei Christ, und werde deinem Volke, deiner Gemeinde, was du als Christ sein sollst! Befördere unermüdet, unerschrocken das Einzige, was zum Bestehen und Dasein deines Vaterlandes Noth ist: bürgerliche Eintracht. Schon oft hat ein weises Wort, zur rechten Zeit, am rechten Orte geredet, Wunder gethan schon oft hat ein kräftiges Beispiel die Menge zur Nachfolge gereizt. Denn was wahr ist, überzeugt auch zuletzt den widerspenstigen Trotz des Eigensinnes; und dem, was recht und gut ist, kann endlich Keiner widerstehen.

Befördere bürgerliche Eintracht. Sie entsteht von selbst, wenn du ihre Hindernisse aus dem Wege räumst.

Eins der gefährlichsten ist nicht selten die Eifersucht und das gegenseitige Mißtrauen, welches leicht zwischen den verschiedenen Städten und Dörfern, nebenbuhlerischen Gemeinden und Vorstehern

verschiedener Aemter aufsteigt. Es ist gewöhnlich ein armseliger, selbstsüchtiger Stolz, der mit der Zeit in Leidenschaftlichkeit entartet, durch welchen einzelne, strafwürdige Personen das Glück der Gesammtheit zerrütten. Tritt du versöhnend ein, wenn dich deine bürgerlichen Verhältnisse dazu fähig machen, und kannst du die Thorheiten Anderer nicht bessern, hilf die schlimmen Wirkungen derselben mindern in deinen engern Verbindungen. Dies kannst du. Jeder Hausvater, jede Hausmutter vermag es.

Oft ist es der niederträchtigste Handwerks- und Brodneid, welcher die Bürgerschaft zu entzweien fähig ist; oft der Ehrgeiz einiger Wenigen, welche, um sich Einfluß zu verschaffen, mit schadenfroher Bosheit derjenigen verfolgen und verleumden, deren öffentliche Achtung ihnen im Wege steht; oft ist es nur alte Rangsucht von Familien, deren jede den Vorzug besitzen möchte; oft ist es Eigennutz einiger Bürger, welche weniger zum öffentlichen Wohl beitragen und die gemeinen Lasten auf Andere wälzen möchten, wodurch die Einigkeit des Gemeinwesens verloren geht. Wer kann die tausend finstern Quellen alle zählen, aus welchen das Verderben der Gemeinheit und der Völker unmerklich hervorbricht! Beobachte, was die Hauptursachen bürgerlicher Uneinigkeit, gegenseitigen Mißtrauens und Kaltsinns sind in deiner Gemeinde; diesen wehre mit Wort und That, mit Warnung und Beispiel.

Ein anderes Hinderniß der Eintracht, und vielleicht das gemeinste in unsern Zeiten, ist der Eigensinn derer, welche den ehemaligen Zustand der Dinge zurückfordern, in welchem sie sich vormals befanden. — Ohne vollkommene Wiederherstellung der innern Ordnungen der Völker, ganz wie sie vor Zeiten gewesen, ist eine Wiedergeburt der einzelnen Rechtsame ungedenkbar. Die innern Ordnungen jedes Staates müssen sich nach den äussern Verhältnissen desselben zu seinen Umgebungen richten; denn sie sind die eigentliche Art, wie ein Staat seine gesammten Kräfte gegen die übrigen richtet. Nun aber hat die Gewalt der Zeiten alle Umgebungen verändert; nichts ist dasselbe geblieben; folglich können, ohne Verderben des Staates, auch seine innere Einrichtungen nicht mehr die alten sein. Sie müssen sich auf die gegenwärtigen Bedürfnisse beziehen, und ihnen begegnen. Seine innern Kräfte selbst, zum Theil geschwächt durch den langen Kampf, sind nicht mehr die alten. Es haben neue Hilfsmittel aufgeboten werden müssen, den Abgang anderer zu ersetzen.

Wie der Mensch, von seiner Kindheit, von der ersten Minute seines Athmens an, in einer unaufhörlichen Veränderung und Entwickelung seiner Kräfte ist; wie das Kind dem Säugling, der Jüngling dem Kinde, der Mann dem Jüngling, der Greis dem Manne ungleich wird: so auch ist sich jedes Volk in verschiedenen Zeitaltern ungleich. — Kein Jahr läßt den schwersten, härtesten Felsen ganz unverändert.

Diese fortsteigende Veränderung und Entwickelung der Völker ist die Sache und das Werk und der Wille des Weltregierers. Es ist vergebens, sich wider die große, ewige Weltordnung aufzulehnen. Es ist möglich, daß wir durch allerlei gewaltsame Versuche endlich etwas Anderes hervorbringen; aber das Alte wird nie wieder neu, und die Herstellung alter Formen ist nicht die Wiederherstellung des alten Geistes. Jene werden, unversöhnt mit dem neuen Geiste und Bedürfnisse, nur drückend sein, statt wohlthätig, und nur zu größerm Verderben wieder zertrümmern.

Darum befördere Eintracht unter deinen Mitbürgern, nicht zu eigenen, gewaltsamen Schritten, sondern zur Aufrechthaltung öffentlicher Ordnung. Auch das Schwerste wird leicht, wenn es gemeinsam und mit Entschlossenheit und Vaterlandsliebe Aller getragen wird.

Befördere Eintracht zum Gehorsam gegen die Obrigkeit. Diese, von Gott verordnet, für Aller Wohl zu wachen, Aller Schicksale erträglich zu machen, jeden Rechtschaffenen mit Nachdruck zu schützen, ist nur stark durch Vertrauen und Eintracht Aller. Sie wird Schattengewalt durch den Zwist der Unterthanen. Sind Aufopferungen nothwendig für das öffentliche Wohl: ermahne du, o Christ und Vaterlandsfreund, zuerst diejenigen, welche dawider murren, daß sie bereitwillig beisteuern mit ihrem Vermögen und ihren Kräften. Gib du zuerst das Beispiel des gemeinnützigen Sinnes für das Vaterland, für welches Jeder sich selbst verläugnen soll.

Vater im Himmel, verleihe mir Kraft,

daß auch ich in meinem geringen Wirkungskreise, den mir Deine Vaterhand anwies, den Samen der öffentlichen Zerrüttung unterdrücke, wo ich ihn keimend finde. Verleihe mir Kraft, daß ich Freundschaft, Versöhnung, Zuversicht auf Deine Hilfe überall durch Wort und Beispiel erwecken könne; daß ich, wo sich schädliche Nebenbuhlerei und Eifersucht unter meinen Mitbürgern äussert, dieselbe in Einigkeit Aller für Fürst und Gesetz, für Obrigkeit und Vaterland verwandeln könne.

XLVI.

Ueber die Achtung gegen fremde Völker.

Spr. Sal. 14, 34.

Die sittliche Verbesserung der Nationen muß aus ihnen selbst, gleichsam von innen, hervorgehen; sie kann nicht von aussen hinein gebracht werden durch den Willen guter Fürsten oder durch den Zwang der Gesetze. Denn Fürsten und bürgerliche Gesetze können zwar über äusserliche Zucht anordnen, aber nicht über die Geister und deren Gedanken gebieten. Haben wir nicht viele Völker gesehen, welche die besten Gesetze, die besten Obrigkeiten hatten, und dennoch in Leichtsinn, Ueppigkeit, Selbstsucht und Ungerechtigkeit versanken? Haben wir nicht nur zu oft schon schlechte, ruchlose Kinder frommer, redlicher Aeltern gesehen?

Eine innere, religiöse Ueberzeugung muß die Völker zu dem bringen, was Volksgerechtigkeit heißt. Alle andere Mittel, Nationen zu erheben oder glückselig zu machen, sind unzulänglich. Es ist allerdings möglich, daß ihr durch die Worte von Freiheit, von Ehre eine Menschenmenge begeistert und zu großen Unternehmungen locket. Aber ohne innere Tugend kann keine Freiheit, keine Ehre bestehen oder erworben werden. Die Anstrengung der Begeisterten wird eine Zeit lang glänzend sein, aber unerwartet schnell wieder in sich vergehen. Auch Jerusalem wollte einst wieder frei sein vom Joch der Römer: aber im Volke lebten nicht mehr die alten Tugenden seiner Vorwelt, und Jerusalem ward zum kläglichen Schutthaufen. Es kann die Gefahr allgemeinen Untergangs endlich wohl die Zwieträchtigen vereinen: doch ohne innere Tugend führt, nach verschwundener Gefahr, die neue Zwietracht desto gewisser einem neuem Untergange zu.

Was nicht die Kraft der Gesetze, was nicht das Gebot weiser Fürsten vermag, die innere Verbesserung des Volks zu bewirken, das kann mit größerm Erfolge durch Entschluß und Beispiel der Einzelnen im Volke selbst geschehen. Auch der geringste Bürger, auch die kleinste Familie kann dazu beitragen. Was jemals Gutes und Großes von bleibender Dauer in der Welt geschah, ist selten von denjenigen erfunden oder gethan worden, welche im gemeinen Leben die Großen genannt werden; sondern weit öfter durch die Kraft und Weisheit und Tugend wenig begüterter, wenig angesehener Personen. — Jesus Christus selbst wählte zu den ersten Verkündern seines, die ganze Welt verändernden, heiligen Glaubens nicht Männer, die auf Thronen saßen, oder durch Wissenschaft und Gelehrsamkeit, oder durch Familien von ausserordentlichem Reichthume berühmte Leute; sondern unbekannte, niedrige, arme Leute, in welchen aber das Gift des Zeitalters noch nicht die Kraft und Reinheit des Gemüths zerstört hatte.

Und kann also auch ich, kann jeder Einzelne zur Beförderung der Volksglückseligkeit beitragen: o wie herzerhebend muß dies für mich und jeden Rechtschaffenen sein, dem das Glück der Menschen, dem Ruhe, Wohlstand, Kraft und Ehre seines Vaterlandes, dem Religions- und Christussinn über Alles theuer sind!

Ja, ich kann es! Gutes zu thun ist auch der Schwächste der Sterblichen mächtig genug. Denn wer das Gute will, mit dem und in dem ist Gott und Gottes Segen. Es geschieht keine edle That unter der Sonne vergebens; jede wird zur fruchtgebenden Saat für die Welt oder für unser eigenes Herz. Darum tritt hervor mit Kraft und That, und hilf das verlorene Glück deines Volkes nach allen Kräften retten, oder es dauerhaft machen.

Wie aber kann ich das? — Es ist dir gesagt worden in Gottes heiligem Wort: Gerechtigkeit erhöhet ein Volk. — So sei nun, was du wünschest, daß deine ganze Mitbürgerschaft sein oder werden sollte. Indem viele Einzelne das Wahre und Bessere ergreifen, ist es vom Volk ergriffen. Denn aus den Einzelnen besteht das Volk.

Die Denkart und Sinnesweise eines ganzen Volkes wirkt aber gewaltvoll auf Denk-

art und Sinnesweise der Obrigkeiten und Herrscher zurück. Der große Strom der öffentlichen Meinung leitet auch sie; denn nur durch ihn sind sie stark, und ohne ihn schwach. Ueber ein tugendhaftes, gerechtes, ehrliebendes Volk wird nicht leicht ein Gewaltiger wagen, ehrlos und lasterhaft zu sein. Nur entnervte und zwiespaltige oder durch Wollüste bestechliche Nationen finden endlich ihre Unterdrücker.

Gerechtigkeit aber erhöhet ein Volk. — Gerecht sein heißt, also beschaffen sein, daß man zu dem taugt, was man sein will und sein soll. Ein gerechtes Volk soll mithin diejenigen Eigenschaften haben, welche nöthig sind zu einem Volke, das in Kraft, Glück und Ehre bestehen möchte. — Gerecht sein heißt ferner, die eigenen Rechte so wie die Rechtsame Anderer ehren. Der ist ein gerechter Richter, der zu dem taugt, was er sein soll; und er taugt dazu, wenn er Gefühl und Hochachtung für die Rechte Anderer hat, die vor seinem Stuhle stehen.

Es ist also das ein rechtschaffenes Volk, welches nicht nur seine eigenen Rechte, sondern auch die Rechte anderer Völker ehrt, und das weise Wort Jesu Christi erfüllt: was du nicht willst, das dir die Leute thun sollen, das thue du ihnen auch nicht! Und zu dieser Gerechtigkeit kannst du in deinem Wirkungskreise beitragen, wäre er auch noch so klein. Dazu ist dir kein Thron, kein Einfluß auf Regenten, keine große Gelehrsamkeit, kein sogenanntes hohes Herkommen, kein Reichthum vonnöthen.

Laß jedem Volke Gerechtigkeit widerfahren, es sei mächtig oder schwach, es sei dir benachbart oder entfernt, es sei mit deinem Volke verbündet oder in Feindschaft. Nur eine Nation, welche gerecht denkt gegen andere, darf erwarten, daß man auch gerecht gegen sie selbst denken werde.

Verkleinere und bespöttle nicht das wahrhaft Gute, was andere Völker wirklich besitzen. Erkenne vielmehr willig die Vorzüge an, welche du bei ihnen findest. Denn gleichwie Gott jedem Lande eigenthümliche Vortheile und Nachtheile, so hat er auch jedem Land eigenthümliche Anlagen und Kräfte verliehen. Ein durchaus verdorbener Mensch würde unfehlbar endlich durch sich selbst zu Grunde gehen müssen; eben so ein durchaus schlechtes Volk. Es würde ein solches, wenn eins vorhanden wäre, eher dein Mitleiden erregen, als deinen Haß. In jeder Nation sind edle, tugendvolle Bürger; in jeder sind vortreffliche Eigenschaften zu finden, die deine Achtung verdienen. Aber auch in jeder sind, selbst in deinem eigenen Volke, schlechte Mitglieder, unwürdige Neigungen und Bestrebungen.

So sei denn gerecht. Urtheilst du über das Ausland, so sieh nicht bloß auf dessen Mängel, oder mache die Fehler desselben nicht größer, als sie in der That sind. Wer so boshaft und voreilig über ganze Völker abspricht, beurkundet nur theils die Schwäche seines Verstandes, den vielleicht alberne Vorurtheile erdrücken, theils die Leidenschaftlichkeit seines Herzens. Wann redet und handelt aber, wer im Zorn redet und handelt, weise und wahrhaft?

Es ist eine der unverständigsten und gefährlichsten Maasregeln, wenn man Völkern gegen Völkern Nationalhaß einzuflößen sucht, um auf ihre Tapferkeit in allfälligen Kriegen desto besser Rechnung machen zu können. — Haß zeugt Haß, wie Liebe Gegenliebe zeugt. Wer Nationalhaß befördert, muß sich dagegen auf Nationalkränkungen gefaßt machen; muß sich darauf gefaßt machen, daß einst bei unglücklicher Wendung des Krieges sein Vaterland mit desto größerer Grausamkeit gemißhandelt werde, weil nicht nur der feindselige Fürst, sondern, was ungleich schlimmer ist, jeder Einzelne des feindseligen und durch leidenschaftlichen Haß gereizten Volkes Rache zu nehmen wünscht. Haß zeugt Haß. Er wird selbst in Friedenszeiten zur Quelle vieler widerlichen Neckereien, unter denen oft die allerunschuldigsten von deinen Mitbürgern am meisten leiden müssen. Er kann selbst in Friedenstagen deinem Volke mancherlei bedeutende Vortheile rauben, die ihm ausserdem vom Auslande zu Theil geworden wären.

Sei gerecht in der Werthschätzung anderer Nationen; miß nicht das Unrecht, was Einzelne thun, dem Ganzen bei; erhebe dich nicht und die Vorzüge deines Vaterlandes mit thörichtem Nationalstolz über alle Tugenden anderer Völker. Denn es gibt kein auserwähltes Lieblingsvolk des Himmels; und ein anderes hat da Vollkommenheiten, wo das, zu welchem du gehörst, seine Schwächen nicht verhehlen kann.

Es gibt eigentlich weniger Nationalstolz oder ausgesprochenes Selbstgefühl

unsers Gesammtwerthes, als Nationaleitelkeit oder prahlerisches Prachttreiben mit unserm Haben und Können. Diese Eitelkeit gehört aber nichts weniger als zu den Blüthen der öffentlichen Tugend, sondern sie ist eine der Welt ausgestellte Urkunde verborgener Schwäche. Wer sich innern Verdienstes bewußt ist, hat nicht vonnöthen zu prahlen, um Achtung zu gewinnen. Nur wer die Ueberlegenheit Anderer nicht läugnen kann, sucht sich durch Nebendinge einen Rang über ihn zu geben; oder wer unwissend genug ist, fühlt Vergnügen darin, einen Andern, den er nicht hinlänglich kennt, neben sich zu verachten.

Wie Eitelkeit und Stolz an einem einzelnen Menschen zu seinen beleidigendsten Fehlern gehören, welche man im gemeinen Leben am wenigsten zu verzeihen geneigt ist: so ist der Nationalstolz, wie er sich auch äussern möge, lächerlich und empörend für andere Völker, gegen die er geübt wird. Nationalstolz ist einer unserer Leiter zu großen Handlungen. Er flößt leicht Uebermuth ein im Betragen gegen die Nachbarn, der früh oder spät durch eine rächende Stunde gedemüthigt wird; er flößt uns allzugroße Nachsicht gegen unsere Schwächen, allzugroße Sicherheit in unserm Benehmen ein, während der Scharfblick Anderer gegen unsere Unvollkommenheiten und Blößen keinesweges blind bleibt, und sie zu Nutze zieht.

Ehre die Rechte jedes Volkes, und hilf sie ehren. Sprich deine Achtung für die Unschuld und die Befugnisse anderer Nationen da aus, wo Ort und Zeit dich dazu auffordern, und du von ihrer Unschuld und ihren Gerechtsamen überzeugt bist. Es muß sich eine öffentliche Meinung bilden, welche dem Eroberer, dem Ländersüchtigen, dem Volksunterdrücker entgegensteht. Ein Volk, welches gleichgültig bleibt bei unverdienter Mißhandlung eines andern durch Uebermacht, verdient selbst das Loos der Mißhandlung zu erfahren, und wird es früher oder später erfahren. Denn ohne die Schlaffheit, Selbstsucht, Gleichgültigkeit oder den kleinlichen Nationalhaß der Völker unter einander, würde es nie einen allgemeinen Unterdrücker, einen Welteroberer gegeben haben. Um die Rechte aller Nationen zu zertreten, muß man die erstern verwirren, die letztern entzweien.

Gott ist, auch wenn du ihn nicht siehest; es ist eine Tugend, auch wenn sie nicht geübt wird; es ist ein Völkerrecht, auch wenn es von der Leidenschaft der Gewaltigen auf Erden nicht geachtet würde. Was es ist, dies Recht der Völker, das fühlst du, das fühlen alle Nationen, das fühlt auch die gewaltthätige Habsucht des Tirannen, welcher es mit Hinterlist oder Uebermuth verletzt. Auch der Bösewicht weiß, was Tugend sei, wenn er derselben gleich nicht fähig ist. So ehre du denn öffentlich in deinem Urtheil, was dein Gewissen dich zu ehren verpflichtet. Sei furchtlos der Schutzredner unterdrückter Nationen. Dies muß öffentliche Stimme werden; so werden die Rechte aller Nationen gesicherter, als durch Bündnisse und Kriegsschaaren; so wird auch das Recht des eigenen Vaterlandes Andern ein ehrwürdiges Heiligthum. Man muß nur den Glauben an die Tugend nicht verlieren, wenn man noch Tugenden in den Menschen erwecken will; man muß nur den Glauben an ein Völkerrecht nicht hinweg vernünfteln, wenn endlich Völkerrecht unter den Nationen geltend werden soll.

Sei gerecht gegen andere Völker, und am meisten gegen die, welche Noth leiden; nicht nur gegen ganze Nationen, sondern gegen die einzelnen Mitglieder derselben sei es. — Du findest noch öfter Gelegenheit, es mit Würde gegen einzelne Glieder, als gegen ganze Völker zu sein.

Sei großmüthig und gerecht selbst gegen die Feinde deines Vaterlandes, zumal wenn du sie als Besiegte und Gefangene erblickst. Der Gefangene hört auf, ein Gegenstand deines Unwillens zu sein — er kann nur noch dein Mitleiden erwecken. Er ist durch sein Schicksal hinweggerissen von Vater, Mutter und Vaterland; mitten unter Feinden seines Volks; ohne Hilfe, ohne Pflege, ohne Achtung, ohne Liebe. Er ist wehrlos; wie könnte es dich ehren, ihn zu kränken? Sein Leib ist in Gefangenschaft; gehe hin und vollende den Triumph deines Volkes, und besiege noch durch Güte und Großmuth das Herz dessen, der einst mit Waffen gegen dein Volk auszog. Als Krieger ist er nicht mehr furchtbar; aber als Mensch, als Deinesgleichen kann er noch gerechte Ansprüche auf deine Schonung, auf deine Achtung machen.

Sei liebreich gegen Gefangene und Besiegte; ehre in ihnen noch die Rechte Anderer. Nichts erwirbt einem Volke so schnell

die Gewogenheit eines andern, als menschenfreundliche Behandlung der Gefangenen. Diese werden, kehren sie nach dem Frieden in ihre Heimath zurück, die dankbaren Lobredner deines Landes, welches bei ihnen vorher ganz falsch und gehässig beurtheilt worden war. Sie lassen deinem Vaterlande Gerechtigkeit wiederfahren. Die Sage vom Edelmuth deines Volkes pflanzt sich in ihren Familien auf Kinder und Kindeskinder fort, und bewirkt dereinst, bei wieder ausbrechenden Kriegen, daß diese milder und menschlicher geführt werden, als die ehemaligen.

Sei großmüthig und liebreich gegen Gefangene und Besiegte; hilf die Nackten kleiden, die Hungernden speisen, die Kranken und Verwundeten verpflegen. Dein Jesus will es! Was ihr einem der Geringsten von diesen gethan habt, spricht er, das habt ihr mir gethan! — Der Ruf von deiner und deiner Mitbürger Barmherzigkeit gegen gegen die schirmlosen Unglücklichen steigt in das feindliche Land und wird deinen Mitbürzum Segen, die dort durch ähnliche Unfälle als Besiegte und Gefangene trauern. Das Gute, was du den Feinden deines Vaterlandes beweisest, hast du deinen eigenen Landsleuten, deinen in Gefangenschaft gefallenen Freunden und Blutsverwandten gethan.

XLVII.

Ueber die Achtung gegen unser eigenes Volk.

Spr. Sal. 14, 34.

O wohl dem Lande, wo der Geist
Des Christenthums regieret;
Wo nichts mit falschem Schimmer gleißt,
Nur Tugend triumphiret;
Wo nie die Bürgertreue flieht,
Wo Keiner sich der Pflicht entzieht,
Gemeinwohl zu befördern!

Da blühet uns zum andernmal
Ein Eden auf der Erde;
Da sind wir Brüder allzumal
Zur Lust wird die Beschwerde.
Die Liebe knüpft mit heil'ger Hand
Das theure Erdenvaterland
An's himmlische dort oben.

Es ist in einigen Ländern ein altes und allerdings löbliches Herkommen, zu gewissen Zeiten des Jahres ein allgemeines Dankfest dem Herrn zu feiern, oder einen allgemeinen Trauer- und Bußtag zu halten, an welchem das Volk an seine Sünden erinnert wird, und, reuevoll im Geiste vor dem Throne des Völkerrichters hingesunken, um Gnade und Vergebung fleht. Mag auch bei Vielen geschehen, daß der Tag der Reue und Buße nur zu einer elenden Zeremonie und todten Gewohnheitssache niedersinkt: Vielen wird er doch auch ein neues Weckungsmittel der Tugend, indem er ein ganzes Volk mit höherm Ernste an den Richter seiner Sünden mahnt.

Es ist eine von den mancherlei irrigen und höchst nachtheiligen Vorstellungen, in welche der Haufe der unwissenden Christen so leicht verfällt, daß nämlich Gott durch solchen allgemeinen Trauer- und Bußtag, durch die Gebete in allen Tempeln, durch die damit verbundenen Feierlichkeiten ausgesöhnt werde mit den begangenen Sünden des Volks; daß ein Tag öffentlicher Reue die schweren Gerichte Gottes vom Lande abwende. — Wahrlich, es ist Zeit, daß alles Volk belehrt werde, nicht dadurch, daß wir in Trauerkleidern gehen und Bußtage feiern, könne Gottes Strafgericht abgehalten werden, sondern nur dadurch, daß wir selbst uns von den Sünden abwenden, welche den Fluch auf unser Vaterland herabrufen. Denn nicht Gottes Willkühr straft und richtet, sondern die Verschlimmerung des sittlichen Zustandes der Volker bringt das Elend und den Untergang hervor. Das ist des ewigen Richters ewiges Gesetz über die Welt: Die Sünde gebieret den Tod!

Nur das Umkehren von den Volkssünden zu den Volkstugenden kann erretten von Trübsal. Denn die Sünde ist der Leute Verderben; aber Gerechtigkeit erhöhet ein Volk.

Gerecht soll jedes Volk sein gegen das Ausland. Doch dies ist nicht genug, obgleich damit schon die Achtung, Ehrfurcht, wenigstens Schonung fremder Völker gegen unser Vaterland gewonnen wird. Es soll vor allen Dingen ein Volk gegen sich selbst gerecht sein; und jedes Mitglied einer Nation soll diese Gerechtigkeit üben.

Sei gerecht gegen dein Volk, und verkenne den Werth und die Würde desselben nicht. Denn nur Diejenigen können wir hochachten und lieben, deren Vorzüge vor Andern uns deutlich sind. Wer sich der Ehre und der mannigfaltigen Verdienste seines Vaterlandes

bewußt ist, wird, da er selbst als Mitbürger und Mitbürgerin den Ruhm desselben genießt, nicht leicht eine unedle oder niederträchtige Handlung begehen, diesen Ruhm zu schmälern.

Es gibt aber viele Menschen, welche gleichsam blind für das Gute sind, was vor ihren Augen liegt, und nur die traurige Geschicklichkeit besitzen, überall das Schlechte und Tadelnswerthe hervorzuspüren. Mit ihrem ewigen Klagen über Gesetze, Verordnungen, Verfassungen und Obrigkeiten ertödten sie in sich selbst und zum Theil auch in Andern die Liebe zum Vaterlande. Und wo die Vaterlandsliebe ausgeht, da kehrt dann die niedrigste Selbstsucht ein.

Allerdings können in deinem Lande und Volk vielerlei Mängel statt finden; denn was unter der Sonne ist vollkommen? — aber sei nur gerecht gegen das wahrhafte Gute, welches sich darin vorfindet, und du wirst dich desto leichter mit einzelnen Unannehmlichkeiten versöhnen, die leichter wegzuwünschen als auszurotten sind. Verkleinere wenigstens nicht den Werth deines Volkes, den es in der That hat, und raube ihm nicht das Vertrauen auf sich selbst. Eine Nation, welche Glauben und Zuversicht zu sich verloren hat, ist unter allen die elendeste, weil sie sogar den einzigen Stab verloren hat, an welchem sie sich aus ihrer Versunkenheit wieder aufrichten könnte.

Suche vielmehr alles Lobenswürdige auf, was je deine Landesgenossen in frühern oder spätern Zeiten aus eigener Kraft vollbracht haben; mache dich vertraut mit einzelnen Vorzügen deines Staates und der Denkart deines Volkes. Und dies Rühmliche bemühe dich überall geltend zu machen. Dadurch flöße deinen Mitbürgern Vertrauen auf sich selbst, innigere Liebe zu ihrem Gemeinwesen und zum gesammten Vaterlande ein; dadurch erwecke in ihnen jenen Stolz, der sich schämt, etwas dem Ruhme des Volkes Unwürdiges zu thun. Dies ist der ächte Nationalstolz; der Stolz, welcher auch der Tugend erlaubt ist, indem sie Hochachtung für sich empfindet, und nicht unter ihre errungene Höhe niedersinken möchte.

Sei gerecht gegen dein Volk; verkleinere nicht den Werth desselben, weil es vielleicht nicht alle alle Vorzüge anderer Nationen besitzt. Erhebe und rühme nicht andere Nationen auf Unkosten deiner eigenen. Denn jede hat ihre besondern Vortheile und Eigenheiten; auch die deinige. Es können, es sollen nicht alle die gleichen sein, so wenig, als alle Pflanzen und Blumen von einerlei Anlagen und Eigenschaften sind.

Die traurige Sucht, alles Ausländische zu preisen und herrlich zu finden, oft nur schon darum, weil es ausländisch ist, kann mit Recht als eine Vorbotin der innern Volksverschlechterung und des nahen Verderbens angesehen werden. Die Erfahrung bezeugt dies. Denn ungeachtet, daß damit der Gemeinsinn gelähmt und hoffnungslos, die Vaterlandsliebe vernichtet, das Vertrauen des Volks auf eigene Kraft und eigenen Werth gebrochen wird, verleitet solche thörichte Verehrung alles Ausländischen leicht zur Nachäffung alles Ausländischen. — So wie der Mensch nur dann etwas ist, wenn er in seiner Art, in seiner Zeit und auf seiner Stelle das ist, was er sein soll: so ist auch ein Volk nur dann achtungswerth, wenn es alle in ihm wohnenden Kräfte zur Vollkommenheit ausbildet, und in allen seinen Eigenthümlichkeiten aufblüht. Der Heuchler und Nachahmer ist überall nur ein halber Mensch. Denn er ist weder das ganz, was er sein könnte, noch ist er das ganz, was er aus Eitelkeit sein möchte. Eben so ein Volk, welches vaterländische Sitten verachtet, um fremde nachzuäffen, und ein Kleid trägt, welches dem Wuchse seiner Gestalt unangemessen ist.

Darum bewahre die Eigenthümlichkeiten deines Volks, und begnüge dich, an ihnen nur dasjenige zu veredeln, was offenbar nachtheilig wirkt, und ein Hinderniß des Bessern wird. Ehre die alten, löblichen Gebräuche, Sitten und Feste deines Landes, deiner Gemeinden; in ihnen lebt der eigenthümliche Geist deines Volks, denn sie sind aus ihm selbst hervorgegangen, und er findet sich selbst am leichtesten in seinen Schöpfungen wieder. Fremdartige Gebräuche, Sitten und Feste verscheuchen oder zerstreuen diesen Geist und die Kräfte, durch welche er allein groß sein kann. Ehre die Sprache deiner Nation, und wache über ihre Erhaltung. Denn die Sprache ist das eigenthümliche Kleid des Nationalgeistes, in welchem er sich frei und mächtig bewegt. Jede ausländische, welche vorgezogen wird, verwandelt sich in eine Fessel

oder Mummerei, und verleitet zu unvaterländischer Denkart. — Fliehe die Nachäffungen der Ausländer selbst in Kleinigkeiten, im Hausgeräth, in der Lebensart, in der Kleiderpracht, in den Speisen. Denn diese scheinbaren Kleinigkeiten wirken gewaltiger, als du wähnen magst, auf die Sinnesart dessen, der sie annimmt, und führen mehr ausländische Laster, als ausländische Tugenden unter uns ein.

Doch keineswegs ist damit gesagt, daß wir Alles und Jedes darum vortrefflich finden sollen, weil es vaterländisch ist. Sind wir gerecht gegen den Werth unsers Volkes, so werden wir auch nicht gleichgültig gegen dessen Fehler sein. Wir werden sie erkennen und ihnen abzuhelfen streben. Prüfet Alles, und das Gute behaltet! spricht Paulus, der Apostel. Das Mangelhafte und Verderbliche im Lande zu vertilgen, werden allezeit die erscheinenden Verordnungen und Gesetze am ersten versuchen. Sie sind die Dämme, welche der öffentlichen Verschlimmerung von weisen Fürsten und Obrigkeiten entgegengebaut werden; sie sind die Mittel, jene Gerechtigkeit zu befördern, durch welche ein Volk erhöht wird.

Daher ehre über Alles vaterländische Gesetze, vaterländische Fürsten, vaterländische Obrigkeiten. Das Ehren derselben besteht aber in Vertheidigung derselben gegen unverdienten Tadel und in treuem Gehorsam.

Ehre die Landesgesetze, auch wenn du ihre Wohlthätigkeit nicht einsiehst. Denn in deinen Verhältnissen als Unterthan, als Hausvater, als Hausmutter, bist du keineswegs auf derjenigen Stelle, von welcher du den ganzen künstlich zusammengefügten Bau des Staates und dessen verschiedenartige Bedürfnisse überblicken, geschweige gründlich beurtheilen könntest. Ganz anders sieht die Landschaft aus, wenn du im Thale stehst, und sie betrachtest; ganz anders, wenn du sie von einer Berghöhe herab überschaust. Das Allesbesserwissenwollen und das Allesbessermachenwollen ist ein gemeiner Fehler in solchen Ländern, die ihrer Auflösung nahe sind. Denn da stellt sich der Eigendünkel an den Platz redlichen Gehorsams, und löset die heiligen Bande des Vertrauens zwischen dem Volke und seinen Vorstehern auf. Wie können unerfahrne Schüler die Kenntnisse ihres Lehrers meistern? Oder wie können einzelne Soldaten, die in Bewegungen des ganzen Heeres dahinschreiten, ohne dessen Verbindungen oder die Anstalten des Feindes genau zu wissen, das tadeln, was der Feldherr ordnet? Wenn sie es aber thun, und sich das Vertrauen auf den Führer vernichtet: wird das Heer nicht schon geschlagen sein, ehe es vom Feinde angegriffen wird?

Ehre die vaterländischen Gesetze und Verordnungen, sogar wenn sie deinem eigenen Nutzen wehe thun. Denn nur zu oft tritt der Fall ein, daß, um das Wohlsein der Gesammtheit zu befördern, einzelne Theile leiden müssen. Auch dir können ja mancherlei Verfügungen vortheilhaft sein, die andern deiner Mitbürger Schaden bringen. Zu dem ist dir nie der Weg untersagt, deine Klage auf geziemende Weise vor die Obrigkeiten des Landes zu bringen, und ihre Aufmerksamkeit auf das zu leiten, was ihre Verfügungen für dich und Andere Uebles haben. Es ist dieses deine Pflicht. Doch wenn nicht sogleich nach deinen Wünschen abgeändert wird, so schreibe dies nicht sowohl der Böswilligkeit oder Unverständigkeit der Vorsteher zu, als vielmehr einer traurigen Nothwendigkeit, und Umständen, die sie nicht besiegen können.

Ehre die vaterländischen Fürsten, die vaterländischen Obrigkeiten; urtheile nicht alsbald hart und lieblos von ihnen, wenn durch sie nicht das geschieht, was nach deiner Ansicht das Zweckmäßigste wäre. Wer verbürgt uns, daß du es anders machen könntest, wenn du an ihrer erhabenen Stelle ständest und dort erst mancherlei zwangvolle Verhältnisse kennen lerntest, von denen du bis jetzt noch nichts gewußt hast? Wer bürgt uns dafür, daß du es nur noch so gut einrichten könntest, als sie es wirklich gethan haben? Ist denn nicht das Wohlsein des Landes die Grundlage ihres eigenen Wohlseins? Ist nicht das Glück der Gemeinde oder der Nation ein Ruhm ihrer eigenen Weisheit? Ehre deine vaterländischen Obrigkeiten auch dann, wenn die Personen, als Menschen, tadelnswerth sein könnten durch ihre Fehler. Denn sie sind dir nicht als Menschen vorgesetzt und bemerkenswerth, sondern als Obrigkeit. Und alle Obrigkeit ist von Gott,

das heißt, göttliche Einrichtung. Ist es dir nicht möglich, in ihnen den Menschen hochzuschätzen, so ehre ihr Amt, ihren Beruf, ihre durch Gott gestiftete Würde. Der Mensch vergeht und stirbt, und empfängt seine Strafe, seinen Lohn; das obrigkeitliche Amt bleibt in alter Ehrwürdigkeit. Vollziehe freudig, was von dorther befohlen wird; denn es wird nichts befohlen, was nicht die Selbstständigkeit des Volkes, das Wohlsein des Landes zur Absicht hat.

Sei gerecht gegen dein Volk; darum befördere, nicht nur aus Gehorsam gegen bestehende Gesetze, sondern aus innerm Triebe, alle Mittel, welche die Ehre und die Selbstständigkeit deines Vaterlandes bezwecken. Dies aber sind die Hauptmittel zum Ruhm und Glück deiner Nation: Aufklärung, Wohlstand, Eintracht, Bürgermuth.

Durch Aufklärung, das heißt, durch Vermehrung nützlicher Kenntnisse und Vergrößerung der Einsichten, werden die Völker mündig. Unwissende sind allezeit abhängig von den Klügern; verstehen weder ihre eigenen Kräfte recht zu gebrauchen, noch die Vortheile ihres Landes und dessen Natur zu benutzen. Verbesserte Schulanstalten sind aber das sicherste Mittel wahrer Aufklärung.

Durch Wohlstand wird ein Volk erst selbstständig. Der Bettler ist Allen dienstbar. Gewerbfleiß aller Art vermehrt den Reichthum des Volks. Auch du, in deinem engen häuslichen und bürgerlichen Leben, kannst ihn begünstigen, wenn du das, was im Vaterlande verarbeitet wird, demjenigen vorziehst, was dir die Fremde anbietet. Nur damit kann inländischer Fleiß ermuntert und inländische Kunst vervollkommnet werden. Doch Gewerbsfleiß thut nicht Alles, um ein Volk zu bereichern; es muß Sitteneinfalt dazu treten. Was jener erwirbt, das spart und vermehrt diese. Dem Verschwender hilft sein Fleiß nicht; Sitteneinfalt gibt Wohlstand, ohne den Nachtheil, welcher oft den Ueberfluß zu begleiten pflegt. Sie erhält uns die inwohnende Kraft, immer größere Dinge zu leisten.

Durch Eintracht wird ein Volk stark und den Ausländern ehrwürdig, an Tagen der Gefahr den Widersachern furchtbar. Ist dir dein Vaterland theuer, so opfere, um allgemeine Einigkeit zu bewahren, lieber dein eigenes Gut, dein eigenes Recht, dich selbst auf. Dann hast du für dein Vaterland, für das Glück deiner Mitbürger gelebt! — — Ein Volk kann großes Mißgeschick erfahren, verheerende Krankheiten, unfruchtbare Jahre, Niederlage in Schlachten, Zerstörung seines Handels; aber das größte Mißgeschick ist innere Zwietracht und Parteiwesen. Das ist jedesmal der Todeskampf der Nation!

Durch Bürgermuth wird Alles beschirmt, was ein Volk Edles hat: seine Wissenschaft, sein Reichthum, sein Leben. Bürgermuth besteht aber nicht allein in der Abhärtung gegen Gefahren des Krieges, in Entschlossenheit, für das Vaterland Gut und Blut hinzuopfern — Jeder soll Krieger sein! — sondern auch in Entschlossenheit gegen die Gefahren des Friedens, als da sind Erschlaffung, Ueppigkeit, Hintansetzung der Landesehre um des Eigennutzes willen. Oft findet man weit zahlreichere Streiter gegen einen auswärtigen Feind, als gegen inländische Gebrechen; denn es ist weit leichter, Andere zu bekriegen und zu überwinden, als sich selbst.

Gerechtigkeit erhöhet ein Volk! — O Gott, ich erkenne nun, worin diese Gerechtigkeit beruht; wie ich selbst, so schwach ich auch bin, sie befördern könne; und wie nur durch sie deine strafenden Gerichte von unserm Vaterlande abzuwenden sind. Nur mit der Tugend geht Segen, mit der Sünde das Verderben gepaart.

Verleihe mir Kraft, Urquell aller Stärke, daß auch ich in meinem kleinen Wirkungskreise zum Segen meines Vaterlandes leben möge! Amen.

XLVIII.

Das Schicksal der Völker.

2 Kor. 4, 8.

Wunderbarer Gang der Dinge,
Den des Menschen Hand nicht lenket,
Du Geheimniß unsers Lebens,
Das wir hohes Schicksal nennen:
Welch ein Mensch begreifet dich?
Du erhebst vor unsern Augen
Hier den Uebelthäter, stürzest
Dort die Unschuld; und der Nachwelt
Wächst ein unverdienter Segen
Aus der Zwietracht, aus dem Jammer
Und dem Blut der Vorwelt auf!
Wird dies Räthsel
Dort sich lösen?
Soll ich folgen
Meinem Schicksal?

Darf ich mich ihm anvertrauen?
Oder geht's in starrer Blindheit,
Ohne Herz und ohne Seele,
Ueber Tod und Leben hin?

Wacht noch ein Gott, der die Herzen der Menschen lenkt: warum des grausenvollen Verderbens so viel, das Völker über Völker bringen? Wacht noch ein Gott: o warum müssen denn tausend und tausend Unschuldige verderben durch die Wildheit der Gottlosen? Was hat der Fleißige, der Sparsame verbrochen, daß ihm in einer einzigen schrecklichen Stunde sein ganzes Vermögen, die ganze Frucht lebenslänglicher Anstrengungen, entrissen werden muß? Was hat der Säugling verbrochen, der an der Mutterbrust verschmachten muß? Was hat der Bösewicht Herrliches und Belohnungswürdiges geleistet, daß ihm alle seine Plane gelingen, daß er ungestraft die Rechtschaffenen zertreten, die Unschuldigen verspotten, den Glücklichen elend machen darf?

Ich sehe schaudernd hinaus in das große Räthsel der Welt, und kann es nicht lösen. Ein Sturm auf dem Meere versenkt Schiffsflotten, und bringt den Jammer, den unaussprechlichsten, in Familien, welche noch vielleicht in derselben Stunde für ihre abwesenden Freunde beteten, und sich ihrer glücklichen Heimkehr vergebens erfreuten. — Ein Erdbeben vernichtet Dörfer und Städte und das Leben der besten und edelsten Menschen, wie der schlechtesten, mit gleicher Furchtbarkeit. — Ein Krieg, eine Schlacht zerstört das blühendste Land, und das eiserne Schwert trieft vom Blute des Gerechten, wie des Sünders. — Wacht Gott noch über uns: warum die Unbarmherzigkeit solcher Schicksale?

Man sagt, das Elend und Verderben könne und werde der Nachkommenschaft zum Segen gedeihen. Und wenn dies ist: bleibt es darum nicht minder hart und schrecklich, daß das jetzt lebende Geschlecht ohne Schonung aufgeopfert werden muß für ein Geschlecht, das noch nicht da ist? Wer von uns wird es erleben, und im Glück desselben Ersatz finden für das erduldete Leiden? Warum müssen meine Wunden bluten, damit Andere fröhlich werden können? Warum muß ich Thränen des tiefsten Schmerzes vergiessen, damit Andere glücklich lächeln können? Und wenn man mir gleich zum Troste sagen will: haben nicht auch deine Vorfahren viel für dich gelitten, auf daß du dabei gewönnest? — o warum mußten sie denn so viel erdulden, damit ich desto mehr flüchtige, frohe Stunden genösse?

Was soll ich sagen? Wohl weiß ich, was ich gelebt habe; aber was werde ich noch erleben müssen? Wird und kann mich denn meine Friedfertigkeit gegen die Ruhestörer, meine Gerechtigkeit gegen den Ungerechten, meine Arbeitsamkeit gegen Verarmung und Dürftigkeit schützen? Warum mich allein, da doch tausend Andere, die reicher, höher, tugendhafter als ich, nicht vom belohnenden Verhängnisse geschützt, sondern dem Kummer und Verderben zum Raube hingegeben wurden? Geht nicht das Schicksal mit eherner Brust über die Welt hin, und zerstört schuldiges und unschuldiges Leben, gleichgültig, wen es treffen mag? — Wie räthselhaft ist meine Vergangenheit, wie düster meine Zukunft! Mir ist oft bange, daß ich noch verzagen möchte. Es gehört oft mehr als menschlicher Muth dazu, um in solchen Zeiten, wie die unsrigen sind, mit Paulus sagen zu können: Wir haben allenthalben Trübsal, aber wir ängstigen uns nicht. Uns ist bange, aber wir verzagen nicht. 2 Kor. 4, 8. Es gehört mehr als menschlicher Muth dazu, und doch bin ich ja nur ein Mensch!

Es ist wahr, du bist nur ein Mensch; und menschlicher Muth reicht nicht hin, allen Ungewittern des Lebens mit heiterer Stirn entgegenzutreten, und auch das Schrecklichste ohne Verzagtheit zu erwarten. Dazu bedarf es eines göttlichen Muthes; eines Muthes, der uns von Gott selbst kommt. — Und, Kleinmüthiger, warst du nicht schon in sehr bekümmerten Lagen, in großen Nöthen, in Umständen, da du an allen frohen Stunden der Zukunft verzweifeltest, und kam dir nicht Muth von Gott? Stärkte nicht Er dich, Alles mit Standhaftigkeit zu tragen, was dir vom Schicksal aufgebürdet wurde?

Der göttliche Muth, durch welchen Paulus mächtig ward, zu sagen: Uns ist bange, aber wir verzagen nicht! — diese hohe Ruhe in Stürmen, die uns zu vernichten drohen, kommt uns durch Jesum Christum, das heißt, durch den Glauben an sein Wort, durch die erhebende Kraft der Religion. Denn das Evangelium ist eine Kraft Gottes, selig zu machen. Röm. 1, 16.

Das ist das Menschliche in uns, daß wir vor den Gefahren zittern, die uns bedrohen; das aber ist das Göttliche, daß wir darum nicht verzagen. Denn der Herr hat gesprochen: Fürchte dich nicht, denn ich bin bei dir, und meine Gnade währet dir ewiglich.

Darum ehre die Schicksale, welche dir in betrübten Zeiten die Vorsehung sendet; ehre sie, auch wenn sie dir hart und ungerecht scheinen.

Ungerecht? — Ach, kann dies der beschränkte Geist des Menschen zum Regierer des Weltalls sagen, vor dem Jahrtausende ein Augenblick, Welten nur Staubkörnchen, Könige und Völker nur machtlose Schatten sind? — Ungerecht? Wer kennt doch die Zwecke Gottes, daß er seine Verfügungen beurtheilen darf, durch welche der Allerhöchste das allerhöchste Ziel erreichen will? Oft mag ja auch das unwissende, erfahrungslose Kind Manches in seinem Herzen als unrecht verdammen, was die besser unterrichteten Aeltern thun. Aber hintennach, oft nach Wochen, oft nach vielen Jahren erst, erkennt es die bessere Einsicht und die Güte der Aeltern, und segnet sie. Sollten sich gute Väter und Mütter durch das Vorurtheil unwissender Kinder von ihren Maasregeln abhalten lassen? Mit nichten. — Oder sind Vater und Mutter immer im Stande, dem schwachen Verstande eines Kindes immer zu erklären, warum man es bei aller Liebe doch streng behandeln muß, und bei seinen Thränen und Bitten um etwas Anderes ungerührt bleibt? Keineswegs. — Siehe, so ist es, o Kind Gottes, zwischen dir und dem himmlischen Vater. Er sendet die Schicksale der Jahrhunderte, aber darin liegen auch die wohlberechneten Schicksale deiner eigenen Stunden eingeschlossen. Er ordnet das Wohl und Wehe der Völker an, aber darin auch Wohl und Wehe des ärmsten Säuglings. Oder glaubst du, daß ohne sein Wissen ein Sperling athme, oder ohne seinen Willen ein Wurm stirbt, welchen dein Fuß unwissend zertritt? — Vieles kann dir ungerecht in den Schicksalen scheinen, aber folgere nicht aus dem Schein, daß es ungerecht sei. Ehre die Weisheit und Allbarmherzigkeit Gottes, auch da, wo dein Herz blutet und dein eingeschränkter Verstand Widersprüche und Ungerechtigkeit zu sehen glaubt. Erinnere dich, daß auch manches Kind Widerspruch in den Handlungen seiner guten Aeltern und ihren Versicherungen der Liebe zu erblicken meint, und nicht begreift, wie eine zärtliche Mutter den eigensinnigen Wünschen des Kindes etwas abschlagen kann, das doch ganz unschädlich wäre.

Ehre die Schicksale, welche Gott den Völkern sendet; denn, was den Völkern auch je begegnen wird, Alles ist Wirkung einer höhern Weisheit, einer die Ewigkeit umfassenden Liebe. Wer solche Ansicht der Weltschicksale hat, der hat die Ansicht des wahren Weisen, des vertrauensvollen Gotteskindes. Aber unfreundlich, grausam und zugleich anmaßend ist es, die Leiden der Völker alle für Strafgerichte Gottes wegen der herrschenden Sünden zu erklären. Nein, nicht Alles, was Gott verfügt, auch das Schrecklichste nicht, ist immer eine Strafe derer, die es trifft. Wie verborgene Ursachen kann die höchste Weisheit haben, schwere Verhängnisse zu verfügen, — Ursachen, welche der endliche Verstand nicht begreifen würde, auch wenn ein Engel vom Himmel käme, sie ihm zu offenbaren! Wer ist vermessen genug, sagen zu dürfen: dieses Volk hat sein hartes Geschick verdient, denn es war voller Selbstsucht, Ueppigkeit, Wollust, Unordnung und Uebermuth! War denn auch der stille, fleißige, sparsame Hausvater übermüthig und üppig, dem die Kriegsflamme eine kaum bezahlte Hütte wegbrannte? War denn auch so mancher ehrwürdige Greis, welcher ohne allen Eigennutz Wohlthäter seiner Gegend gewesen, so verbrecherisch, daß ihn das Schwert der Unbarmherzigen morden mußte? Was hatte denn der Säugling verschuldet, der in der Wiege lächelnd zwischen Rauch und Flammen zusammenstürzender Häuser umkam? Wehe, wenn Gott so richten wollte: wo wäre denn auf Erden ein einziges Land, welches nicht seiner Sünden willen untergehen müßte?

Verdamme nie mit harter Lieblosigkeit auch nur einen einzelnen unglücklichen Menschen, noch viel weniger ein ganzes Volk. Denn wenn dort oft ein Urtheil unzuverlässig sein muß, ist es hier jedesmal falsch, weil in jedem Volke tausend und tausend Schuldlose wohnen.

Allgemeine Verheerungen sind nicht immer göttliche Strafgerichte. Eher würde

ich in ihnen große Einwirkungen Gottes zur Erziehung seines Menschengeschlechts erkennen. — Wir schaudern, wir weinen: aber sind sie darum weniger gut und weise?

Siehst du nicht oft Kinder, welche sich lieber mit Spielen ergötzen möchten, wider ihren Willen von einer recht zärtlichen Mutter zur Schule und zur Mühe des Lernens gehalten? Sie sehen es nicht ein, warum sie dies oder jenes lernen müssen, und warum sie schmerzliche Strafe leiden, wenn sie sich nicht ernstlich bemühen. Siehst du nicht oft Kinder jammern, wenn ihnen eine recht zärtliche Mutter Näschereien verweigert, deren sie doch vorrätig hat, und sie dagegen zur Mäßigkeit und Zufriedenheit mit geringer Kost nöthiget? — Ist es nicht Mutterliebe, Mutterweisheit, die so strenge zur Erziehung wirkt? Ist der Schmerz, der Verdruß, der Jammer des Kindes wegen seines vermeinten Leidens immer Strafe?

Dies ist das Verhältniß im Kleinen, wie Völker, wie die ganze Menschheit zum Vater der Geisterwelt im Großen. Nicht jedes harte Erziehungsmittel ist immer eine Strafe. Nicht jedes Unglück eines Volkes ist ein Gericht des Zorns wegen seiner Sünden; nicht jeder Sieg, welcher die Heerschaaren begleitet, eine Belohnung ihrer Tugend und Gerechtigkeit.

Wohl werden die Schicksale der Völker freilich meistens von ihnen selbst vorbereitet. Es ist gewiß, so wie ein einzelner Mensch sich durch Wollust entnervt, durch Treulosigkeit und Hinterlist um das öffentliche Zutrauen bringt, durch Ueppigkeit verweichlicht, daß er von jedem rauhen Lüftchen erkrankt: daß eben so ein Volk durch Selbstsucht, Erschlaffung, Verzärtelung und Mangel an Eintracht seinen Untergang befördert. Wie der einzelne Mann, so soll ein ganzes Volk enthaltsam, gerecht, stark und hart erzogen sein, um jedem Sturm zu widerstehen. Doch dürfen wir uns nicht verhehlen, daß Unglücksfälle auch den Tapfern so gut wie den Feigen zu Boden reissen können; daß oft weniger die Völker, als ihre Fürsten, die Gefahren des Krieges herbeirufen, und daß endlich nicht die Fürsten, sondern die Gewalt der Umstände, sie zum Kriegen zwingt. — Diese gebieterischen Umstände sind aber nicht immer das Werk der Könige, die heute leben: sondern ein Erzeugniß und Folgen von den Handlungen derer, die oft längst verstorben sind. Und daß diese das Unheil ihrer Nachkommen verursachten, war weniger ihr Wille, als vielmehr, daß sie nicht die Millionen möglicher Ereignisse der Zukunft alle voraus wissen und berechnen konnten, ihrerseits schon damals oft dem Drang von Umständen nachgeben mußten, welche eine unerwartete Wirkung früherer Begebenheiten waren, die keineswegs in ihrer Gewalt lagen.

So ist denn der Faden der Welt- und Völkerschicksale, welcher sich von Jahrhundert zu Jahrhundert fortspinnt, nicht der Fürsten oder der Völker Werk — sondern wir erkennen überall Gottes Finger an demselben.

Ehre die Schicksale, welche Gott sendet; denn was er thut, ist wahrlich wohlgethan. — Auch was uns das Entsetzlichste zu sein scheint, es ist wohlgethan. Wir thun wohl, zu sagen: was das Entsetzliche zu sein scheint; denn nicht Alles ist, was es scheint. Wahr ist es, jeder Krieg bringt unaussprechlich großes Unglück. Aber worin besteht dies? In einer Beraubung vieler Güter und Freuden, die jedem Einzelnen, auch ohne Krieg, durch mannigfache Unglücksfälle entrissen werden könnten. Nur daß die Schrecknisse des Krieges so plötzlich und so Viele zugleich treffen, macht uns schaudern. Wenn aber Tausende in einer Schlacht sterben: was ist es endlich mehr, als Tod? — Tod, den Jeder auch ohne Schlacht endlich zu erfahren hat; Tod, den Tausende, zerstreut auf dem Erdboden, unter den Schmerzen langwieriger Krankheiten auf ihren Betten sterben! — Wenn Dörfer und Städte eingeäschert und Tausende sonst froher Menschen in Armuth gestürzt werden, und dadurch vielen bisherigen Bequemlichkeiten des Lebens entsagen, mit schlechterer Speise und schlechtern Gewändern, als sonst, vorlieb nehmen müssen, so sind sie höchst unglücklich und elend. Es leben aber Millionen auf Erden, welche auch ohne Krieg und Feuersbrunst sich nicht köstlicher nähren und kleiden können, und dennoch ihres Lebens und Gottes froh sind. — Wer darum verzweifeln will, daß er nicht so viel hat, als sonst, der verdient seinen Schmerz. Denn ihm war sein Irdisches der Himmel, der es nicht sein sollte; es ward ihm dieser

falsche Himmel zerstört, daß er an Güter gedenke, die ewig unzerstörbar sind: Seelengröße durch Tugend, Gottesfurcht, Stärke des Gemüths durch ein frohes Gewissen.

An diese Güter lasset uns denken; denn alles Andere, selbst der irdische Leib, welchen wir tragen, ist nicht unser bleibendes Eigenthum. Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib tödten, sondern vor dem, was die Seele tödtet, dem entnervenden Laster, dem Unglauben!

XLIX.

Offenbarung Gottes in den Schicksalen der Völker.

Jes. 26, 4 — 7.

Rühmt, Völker, euern Gott in hohen Liedern,
Denn er erhebt euch, er kann euch erniedern;
Nach seinen heiligen Entwürfen fanden
Gering' oft Kraft, und Mächtige verschwanden.

Erhaben in dem Lebenslauf des Wurmes,
Ist er es im Gewühl des Völkersturmes.
Vor ihm verfliegt, wie Nichts, der Glanz der Kronen,
Vor ihm, wie Staub, die Heeresmacht der Thronen.

Nur seine Plane sind's, die sich entfalten
In dem, was wir für unsre Werke halten.
Umsonst der Menschen Murren und Verblendung:
Gott will, Gott führet Alles zur Vollendung!

Dreifach hat sich dem Geschlecht der Sterblichen der Vater des Weltalls offenbaret, — und dies blinde Geschlecht wagt es, seine Macht und Gegenwart zu bezweifeln? Er offenbarte sich als Schöpfer in den Wundern der uns umgebenden Natur; er offenbarte sich als Vater und Freund unserer Seelen durch Jesum den ewigen Sohn; er offenbarte sich als ewige Vorsehung in den Schicksalen des Geringsten der Unsrigen und des gesammten menschlichen Geschlechts. Die Natur, die Bibel und die Geschichte der Welt sind die heiligen Urkunden, welche uns von seiner Größe, Liebe und Fürsorge zeugen.

Werfe ich einen Blick auf die Menschen, welche in mannigfaltigen Gesellschaften, mit verschiedenen Sprachen und äusserlichen Gestalten die Oberfläche des Erdballs bewohnen: so werde ich ein wunderbares Gemisch von Einfalt und Verkünstelung, von Sittlichkeit und Verwilderung, von Reichthum und Armuth gewahr, überall aber das unwillkührliche Bemühen der Einen, die Andern zur Vollkommenheit emporzuheben.

Ich sehe in den allerfrühesten Zeiten, bald nach der Schöpfung des Menschen, unbekannte Völker in den Nebeln einer fernen Vorwelt umherwandeln. Sie hatten der Bedürfnisse wenige, und der Boden, welcher sie trug, gab ihnen Nahrung und Decke. Aber obgleich unbekannt mit unsern heutigen Künsten und Wissenschaften, diesen Früchten vieltausendjährigen Erfahrens und Nachdenkens, hatten sie doch von den höchsten Angelegenheiten des Menschen schon würdige Vorstellungen. Sie kannten die Gesetze der Natur auf Erden und die des Himmels, nach welchen sich die Gestirne in unabänderlichen Bahnen bewegen.

Die Menschen mehrten sich, und wanderten aus nach allen Richtungen; denn Gott wollte, der ganze Erdboden sollte von ihnen bewohnt und angebaut sein. Je weiter sie sich von den ursprünglichen Wohnsitzen ihrer Väter entfernten, je mehr sie mit dem Ungestüm der Elemente oder dem unfruchtbaren Erdstrich zu kämpfen hatten, je mehr schienen sie zu verwildern.

Gott gab ihnen eine strenge Erzieherin — es war die Noth. Die Noth lehrte sie erfinderisch werden, das Nützliche entdecken, wo es verborgen lag, und Kräfte in sich entwickeln, deren Dasein sie selbst vorher nicht kannten.

Und was die Väter in Einfalt ersonnen hatten, vervollkommneten die Enkel. Die Weisheit der Vorfahren ging von Sage zu Sage über zu den Nachkommen, und von diesen mit Bereicherungen an die Kinder, also, daß in unsern Tagen selbst die Unwissendsten kennen und gebrauchen im alltäglichen Leben, was vor Jahrtausenden noch ein seltener Schatz, oder ein Gegenstand des Erstaunens für die Könige und die Weisen des Volks gewesen.

Wenn ein Reich in den Künsten des Friedens aufgeblüht war, prangte es in der Herrlichkeit seines Reichthums. Aber der Glanz der Reichen erregte dann den Neid der Aermern; ihr Uebermuth weckte den Widerstand der Unterjochten; der Verfall ihrer Sitten durch Wollust und Prachtaufwand bewirkte die Selbstsucht aller Einzelnen im Lande, und damit die Auflösung des Ganzen. Dann stürzten aus unbekannten Ländern wilde Völkerschaften kriegerisch herbei, und bemächtigten sich der wohlfeilen Beute. Die Barbaren, erwacht

durch den Zauber der Schönheit, der Wissenschaft und des Reichthums, schämten sich ihrer unbehilflichen Rohheit. Sie nahmen am Lichte der Ueberwundenen Theil, und klärten ihren eigenen Geist durch die Kenntnisse derselben auf. So erweiterte sich die Vervollkommnung des menschlichen Geistes, und dehnte ihre Herrschaft über größere Länder und Völker aus.

Wohl betrauern noch heute viele kurzsichtige Sterbliche den Untergang ehemals berühmter und glänzender Reiche, die sich in allen Künsten und Erkenntnissen großes Ansehen erworben hatten, und zum Theil in vielen Stücken sogar noch als Lehrer unserer gegenwärtigen Zeit gepriesen werden. Sie möchten daraus einen Anlaß nehmen, an der erhabenen Bestimmung zu verzweifeln, welche Gott dem menschlichen Geschlecht auf Erden verliehen. Wie kann, sprechen sie, wie kann es der Wille Gottes sein, daß die Völker immer weiser, edler, freier, glücklicher werden, wenn er selbst zugibt, daß die Eigenmacht eines trotzigen Eroberers oder die Rohheit ungezügelter Barbaren alles Gute der erleuchtetsten Nationen nach einem kurzen Dasein wieder zerstört? — Ach, diese Zweifler an der Weisheit und Güte des allweisesten Wesens bedenken nicht, daß weder das Wissen noch das Haben, sondern nur das, was ein Volk ist, den Werth desselben ausmacht; bedenken nicht, daß jene untergegangenen, erleuchteten Völker schon aufgehört hatten, bei aller ihrer Gelehrsamkeit und Kunst, weise, edel, frei und wahrhaft glücklich zu sein, als sie untergingen; bedenken nicht, daß ohne diesen Untergang weder die Religion Jesu so schnell über den Erdball ausgebreitet wäre, noch wir selbst in unsern damals fast unwirthbaren Gegenden so viel Veredlung besitzen würden, als wir uns deren noch heut erfreuen.

Die Vervollkommnung des menschlichen Geistes ist gleich einem unauslöschlichen Feuer, welches alles Rohe, Wilde, Irdische so darüber hinstürzt, ergreift und auflöset; mit seinen reinen Flammen immer weiter umherspielt und leuchtet; unter den Trümmern zerstörter Reiche nur immer heller und allgemeiner hervorbricht, bis es endlich den ganzen Erdball umfaßt und alle Völker verklärt.

Welche Barbarei herrschte noch vor drei und vier Jahrtausenden unter den Völkern der Erde! Wem ist es unbekannt, daß noch vor kaum zweitausend Jahren die Bewohner unsers Vaterlandes in kalten Wäldern den Wilden jenseits des Weltmeeres glichen, ihren Abgöttern Menschenopfer darbrachten, und mehr vom Raube und Morde, als vom Anbau ihres Bodens lebten? Wem ist es unbekannt, daß vor wenigen Jahrhunderten und Jahrzehnden in entfernten Welttheilen noch kein Anfang zur Bildung, Belehrung und Veredelung zahlreicher Nationen gemacht worden war?

Daß du heute in deiner Hütte, im Kreise der lieben Deinigen, des Lebens Anmuth in mannigfaltiger Fülle genießen kannst; daß du heute deinen Verstand durch das Licht der Wissenschaft aufheitern, deine Kinder über Gott, Natur und Welt belehren kannst, während auf eben der Stelle, die du bewohnst, deine Vorfahren einst, gleich den Thieren des Waldes, Eicheln zu ihrer Nahrung sammelten; daß du heute mit Rührung den Schöpfer des Weltalls in seiner Majestät ahnest; daß du in deines Leidens Mitte lächelnd emporblicken kannst, und gestärkt durch einen himmlischen Trost, den dir keine irdische Gewalt aus dem Herzen zu reissen fähig ist; daß du heute noch etwas Erhabeneres und Beseligenderes kennst, als Geld und Pracht, Schönheit und Gewalt, nämlich die Tugend des Christen — dies alles ist die Frucht von dem Untergang ehemals blühender Reiche, die Wirkung von dem Schicksale der Völker vor mehrern Jahrtausenden, die Folge von den weisen, wunderbaren Fügungen einer Alles beherrschenden, Alles leitenden Vorsehung. Hier hängt das Größte mit dem Kleinsten, das Entfernteste mit dem Nächsten, das Längstvergangene mit dem in der weitesten Zukunft in wunderbarer Verflechtung zusammen, die der menschliche Verstand nie übersieht, nie vollständig ergründet. Hier ist's, wo die Gottheit sich in ihrer Weisheit herrlich offenbaret hat — und die Völker, welche Jahrtausende nach unserm Tode diesen Erdball bewohnen, werden solche Offenbarung noch heller erkennen, als wir.

Zweifelst du, nach den Erfahrungen und Zeugnissen so vieler Jahrhunderte, nicht mehr an der allwaltenden Hand Gottes in den Schicksalen der Völker und Menschen, und an der Güte seiner erhabenen Zwecke — — warum siehst du heute trüb-

sinnig da, und beklagst ein Zeitalter, in welchem Gottes Gewalt nicht minder kräftig wirkt? Es handeln die Völker und ihre Beherrscher nach den Umständen, die ihnen der flüchtige Augenblick darreicht; aber was ihnen der folgende bringen wird, können sie schon nicht mehr berechnen. Ihre Klugheit ist eitel, ohne den Beistand des Glücks; und dies Glück ist Gottes Fügung, nicht Spiel des Zufalls!

Auch das Uebel unserer Zeit ist nur scheinbar; es ist die Vorbereitung zu größerer Vollkommenheit. Wir können von irdischen Bequemlichkeiten einbüßen, unser zeitlicher Wohlstand kann sich mindern — aber auch ist es nicht Reichthum, nicht das Vermögen zum weichlichen Wohlleben, was unsern Werth ausmacht, sondern die Kraft unsers Gemüths, die Tugend. Wer sein ganzes Glück und das Glück ganzer Nationen nur im Kitzel der Sinne sucht, sieht in dem Menschengeschlecht nur das Thierische. Wer um verlornes Ansehen, um gekränkte Eitelkeit, um gebeugten Stolz untröstlich klagt, der weiß vom Edlern nichts. Ihm kann Niemand helfen, wenn er Weisheit verschmäht. Untröstlich muß er bleiben; denn was irdisch ist, das ist nicht sein, und in der Todesstunde wird er noch mehr verlieren, als er schon eingebüßt hat.

Die Offenbarung Gottes durch die Geschichte der Welt lehrt uns, was wir, als Weise, von allen Veränderungen zu fürchten und zu hoffen haben. Wir haben aus ihr gelernt, daß nichts dauerhaft bleibt, als das Wahre und Gute; daß alles Mangelhafte untergeht, und würde es von Millionen bewaffneter Krieger bewacht; daß die größten Reiche der Welt endlich zusammenstürzen müssen, wenn die Bürger, durch Wohlleben erschlafft, nicht mehr das Glück des Ganzen für ihr eigenes halten, sondern über ihrer Selbstsucht und Selbsterhaltung das Vaterland vergessen und die Knechtschaft für erträglicher achten, als das Leiden, oder als den Tod für's Vaterland. Wir haben gelernt aus den Schicksalen der Völker, daß durch Tugend und gemeinnützige Aufopferung des Einen für Alle, und Aller für Einen, kleine Staaten mächtig, und durch Eigennutz und Selbstsucht der Einwohner mächtige Reiche aufgelöset und zertrümmert wurden. Warum klagen wir über so mancherlei, das da untergegangen ist; haben wir nicht durch unsere Sünden diesen Untergang selbst beschleunigt? Warum verzweifeln wir an glücklichern Tagen? Kann unsere vereinte Tugend, wenn ein ganzes Volk derselben so plötzlich fähig wäre, nicht Vieles schöner wieder herstellen, als es war? Ist Gott nicht ein Gott des Guten? Ist seine Macht kraftloser geworden?

Darum Muth gefaßt! Gedenket des Allmächtigen, und verbindet euch zu edlern Gesinnungen mit männlicher Stärke. Darum verlasset euch, wie Jesaias der Prophet spricht, auf den Herrn ewiglich: denn Gott der Herr ist ein Fels ewiglich. Und er beuget die, so in der Höhe wohnen; die hohe Stadt niedrigt er, ja er stoßet sie zur Erde, daß sie mit Füßen zertreten wird, ja mit den Füßen der Armen, mit Ferſen der Geringern. Jes. 26, 4.

Niemand verdamme mit vorklugem Tadel die Handlungen derer, die da herrschen. Sie sorgen für ihrer Völker Glück, für den Bestand ihrer Reiche. Niemand richtet über ihre Beschlüsse, ohne die Gewalt aller Verhältnisse zu kennen, durch welche sie geboten wurden; Jeder richtet vielmehr seine eigenen Handlungen.

Der du die Obrigkeiten mit Unverstand lästerst und ihre Anordnungen tadelst, als wärst du ein Eingeweihter ihres Rathes; der du, was sie gethan, als die Ursache des großen Verderbens schiltst, frage dich vorher selbst: und was habe ich denn gethan, um das Leiden zu vermindern, oder das Vaterland zu retten, oder die Fortdauer vormaliger Glückseligkeit zu befördern? Habe ich, wie es meine Pflicht forderte, freiwillig mich und meine Kinder zum Schutz des Vaterlandes dargeboten? Habe ich, fern von Selbstsucht und Eitelkeit, gemeinnützige Anstalten zum Aufblühen meines Vaterlandes oder Wohnorts unterstützt? Habe ich der Erste das Beispiel freudigen Gehorsams gegen die Gesetze gegeben, und meine Mitbürger dazu ermuntert, oder stimmte ich in das falsche Murren derer, die verlangen, aber nie geben mögen? Habe ich immer meine Leidenschaft gezügelt, alles Parteiwesen vermieden, und meinen Einfluß dahin verwandt, die Entzweiten für das Gemeinwohl zu vereinigen, getrennte Bürger zu versöhnen, und Alle für die heilige Sache des Vaterlandes zu begeistern? Habe ich der Erste das Beispiel strenger

Sittencinfalt gegeben, und die Tugend höher als Geld und Gut und Leben geliebt?

Du, der Andere richtet, richte dich selbst. Und magst du endlich nicht vor dir selbst bestehen, o so scheue dich, dein Verdammungsurtheil über Andere auszusprechen, deren Verhältnisse dir fremder sind, als die deinigen.

Ich will zurückkehren zur Weisheit Jesu, und durch Tugenden, die ich in meinem mir von Gott gegebenen größern oder kleinern Wirkungskreise übe, zur Befestigung der öffentlichen Ordnung, der Ruhe, der Eintracht für Furst und Gesetze, der Alles für das Vaterland aufopfernden Liebe beitragen. Dazu will ich die Meinigen ermuntern, dazu die Kinder mit Ernst erziehen, die Gott mir anvertraute.

Das Gute bleibt unzerstörbar; nur das Mangelhafte zerfällt. Dies lehren mich die Offenbarungen Gottes in den Schicksalen der Völker. So will auch ich nur für das Gute und Gerechte parteilos mitwirken, wo ich kann. Da darf ich hoffen, daß auch meine geringen Handlungen durch des Himmels segnende Fügung ein Scherflein zum Wohl der Welt werden; so helfen auch meine schwachen Kräfte, die große Stadt Gottes auf Erden zu gründen.

Ja, Vater der Menschheit, gnadenvoller, hoher Erbarmer! Du siehst unsere Sünden; aber selbst das Verderben, welches aus ihnen über uns und unsere Kinder hinströmt, muß uns, nach Deiner Weisheit, zum Besten dienen. Erschrocken vor dem Unheil der Laster, welchen wir fröhnten, retten wir uns wieder flüchtend in die Arme der Tugend; und aus dem Elende, welches unsere Leidenschaften verursachten, zur Seligkeit, die aus den Lehren Jesu Christi hervorgehr.

Du willst die Vollkommenheit des menschlichen Geschlechts, Eintracht und Frieden, Glückseligkeit und Weisheit. Dahin zielen alle deine großen Veranstaltungen in den Begebenheiten der Bewohner des Erdballs. Ach, daß wir diese deine Offenbarungen so oft verkennen; daß wir uns nicht als Glieder eines und desselben Leibes betrachten lernen wollen, sondern immerdar nur streben, unsern Leidenschaften große Opfer zusammenzuschleppen, und ginge darüber das Wohl von Tausenden endlich zu Grunde — dies ist die wahre Quelle der heutigen Völkerleiden!

Fern von mir sei fortan ein Murren gegen Deine Verhängnisse; fern von mir jeder Zweifel an die Heilsamkeit Deiner Anordnungen in den Schicksalen der Völker zu ihrer Besserung! fern von mir die vermessene Anklage der Obrigkeiten und Fürsten, die Du nach Deiner Weisheit durch mannigfaltige Umstände leitest! In unserer Sünde liegt unser Untergang, in unserer Tugend unsere Kraft und Größe. Dies hast Du uns, Herrlicher, in den Schicksalen unserer Vorzeit tausendfach offenbaret.

I.

Falscher Gottesdienst.

Kol. 3, 16.

Komm, Geist der Andacht und der Ruh,
Komm, heil'ger Geist, und weihe Du
Mich selbst zur Gottverehrung!
Des Vaters einsames Gebet,
Des Gottesdienstes Majestät,
Gibt himmlische Verklärung!

Komm, Geist der Andacht und der Ruh',
In unsre Tempel führe Du
Des frommen Sinnes Fülle!
Mach' unser Herz vom Irrthum los,
Es werd' uns Gottes Name groß,
Sein Wille unser Wille.

Im Meeressturme lernt der rohe Schiffer beten; beim ersten Donner der Schlachten der wilde Soldat auf die vergeltende Ewigkeit sehen; unter den zerschmetternden Blitzen des Himmels lernt der Gotteslängner glauben. Die Teufel glauben auch und zittern, spricht die heilige Schrift.

Ist dies die ächte Gottesliebe und Gottesfurcht, welche wir als Nachfolger Jesu, als Gotteskinder empfinden sollen? Ist es dem allwissenden Gott, der alle Zukunften durchschaut, unbekannt, wie wir nach kurzer Zeit wieder von ihm abfallen werden? Wird er unser Gebet, unser Schreien erhören, wenn er voraussieht, daß wir, sobald uns geholfen wäre, den alten Leichtsinn, die alte Gottesvergessenheit wieder lieb gewinnen werden? O, Niemand irre sich, Gott läßt seiner nicht spotten!

Viele sind schwach genug, nur deswegen ein äusserlich frömmeres Leben anzunehmen, weil das Unglück der Zeiten überhaupt auf die religiöse Denkart der Menge wirkt, und man sich nicht auszeichnen will; oder sich nicht bei seinen Vorgesetzten oder beim Volke in Verdacht setzen möchte, als habe man gar keine Religion. Denn man weiß, wie schädlich oft ein solcher Verdacht Je-

manden in bedenklichen Umständen werden kann. Man wird also religiös, weil die Religion wieder zur Mode geworden. Man geht also zur Kirche, zur Messe, zum Abendmahl und zur Beobachtung anderer kirchlichen Ordnungen, weil Alles geht. Wie aber? Ist das Allerheiligste der Menschheit nicht mehr, als ein Kleid, welches man hinwegwirft, wenn es ausser Gebrauch kömmt? Ist das, was ewig gilt, gleichbedeutend mit einem Mährchen, das vergessen wird, wenn es nicht mehr neu ist? — Und doch gehen Tausende dahin zum Genuß der heiligen Sakramente, und glänzen in den Kirchen, weil sie wahrnehmen, daß es auch Andere thun. Aber ihr Gottesdienst ist falscher Art und dem Herrn ein Gräuel. Nicht dem Herrn des Himmels und der Erde dienen sie, sondern dem Eigennutz und der Mode. Nicht Gottesfurcht haben sie, sondern eine feige Menschenfurcht, in deren Gefühl sie vor ihrer eigenen Verächtlichkeit erröthen müssen.

Bei weitem aber die größere Menge der Christen unserer Zeit übt einen solchen Gottesdienst aus trauriger Unwissenheit. Ob es gleich in keinem christlichen Lande an Kirchen und Schulen mangelt, fehlt es doch leider noch sehr allgemein an wahrem christlichen Unterricht der Jugend und der Erwachsenen. Die Schuld des religiösen Verderbens ist eben so oft die Schuld der Lehrer, als der Hörer. Denn wie Viele sind unter den Christen, besonders der niedern Stände, welche wissen, *worin ein wahrer Gottesdienst bestehe*? Wie alltäglich ist es, daß sich die Leute unter Gottesdienst nicht viel Anderes denken, als einen unterthänigen äusserlichen Dienst gegen die Gottheit, wie man etwa auch Menschen zu dienen pflegt, mit äusserer Ehrbietung und Pflicht! Sie setzen den ganzen Werth ihrer Gottesverehrung und die ganze Wirksamkeit der Religion in treue Beobachtung der kirchlichen Handlungen und Gebräuche. Sie meinen, wenn sie diese nur vollbracht haben, dann hätten sie Gott schon gegeben und geleistet, was Gottes ist. Dann halten sie ihrerseits Gott gleichsam für ihren Schuldner, dem sie Dienste geleistet, wofür er ihnen wieder erkenntlich sein werde. Ach, sie denken kaum daran, daß wir mit allem unserm Thun und Lassen dem allmächtigen Herrn aller Welten und Schicksale nichts geben können; daß Alles, was wir in gottesdienstlichen Absichten thun, nicht Gottes Freude und Nutzen, sondern allein unser eigener Nutzen, unsere eigene Freude sein soll!

So gebrauchen viele Menschen die heiligen Sakramente, und bilden sich ein, daß der Genuß derselben an sich schon eine ganz besondere, Reue wirkende, von Sünden reinigende Kraft habe. Sie bedienen sich derselben ganz gedankenlos, und doch halten sie dafür, schon dadurch, daß sie das Sakrament empfingen, sei in ihnen und bei Gott eine wichtige Veränderung vorgegangen. Aber dies ist Aberglaube und falscher Gottesdienst! Denn Brod und Wein, Wasser, Oel und Salz bleiben irdische Dinge in und ausser dem Tempel; und sie haben keine wunderwirkende Kraft, auch wenn der Geistliche sie durch sein Gebet und die Bezeichnung mit dem Kreuze geweiht hat. Denn was ist die Weihe anderes, als eine bloße Anrufung Gottes, ein Gebet zum Vater des Segens, daß er den Gebrauch des Sakraments an uns von segenvollem Erfolge sein lassen wolle? — Wie aber kann es von segenreicher Wirkung sein, wenn wir durch Gedankenlosigkeit uns der heilsamen Kraft heiliger Handlungen freiwillig berauben? Kann ein Sakrament Gnade vor Gott und Vergebung der Sünden wirken, wenn ihr es im gleichen Augenblicke durch Leichtsinn und Eitelkeit, durch Zerstreuung, Neid oder andere unanständige Gefühle verspottet? Wisset ihr nicht, daß, wer unwürdig vom Tische des Herrn isset und trinket, ihm selber das Gericht isset und trinket? — Aber Tausende und Tausende gehen, bedienen sich gedankenlos der heiligen Sakramente; glauben damit Gott ihre ganze Schuldigkeit gethan zu haben; glauben, das bloße Mitmachen der heiligen Gebräuche habe wunderwirkende, sündenreinigende Kraft auf sie; gehen hin — und sündigen von neuem. — Ach, dieses religiöse Verderben, dies schreckliche Gegentheil von Allem, was Jesus Christus lehrte, ist weniger die Schuld der unwissenden Menge, als die Schuld derer, welche sie von der Unwissenheit und Gewalt des Irrthums befreien sollen, aber es nicht thun, sondern sie vielmehr darin, wider des Herrn Sinn und Willen, bestärken.

Es ist ein falscher Gottesdienst, es ist ein todtes Opferwerk, wen-

wir mit dem Leibe fromme Uebungen beobachten, aber mit dem Geiste fortfahren zu sündigen. Gott ist ein Geist, darum im Geist und in der Wahrheit (nicht bloß zum Schein) soll er verehrt werden. Es ist ein falscher Gottesdienst, zur Kirche zu rennen, ohne dort von heiligen Entschlossen zu einem redlichen, menschenfreundlichen, gottgefälligen Wandel ergriffen zu werden. Es ist ein falscher Gottesdienst, zum heiligen Abendmahl mit ungebessertem Herzen hinzuzutreten, mit ungebessertem Herzen wieder in das gemeine Leben zurückzukommen, und dennoch Vergebung der Sünden zu hoffen. Es ist ein falscher Gottesdienst, als Taufzeuge bei Aufnahme eines Kindes in der christlichen Kirche zu erscheinen, ohne sich ferner um die dabei eingegangenen hohen Verpflichtungen zu bekümmern. — Es ist ein falscher Gottesdienst, Hörer der Predigt und des göttlichen Wortes zu sein, ohne auch Thäter desselben zu werden. Es ist ein falscher Gottesdienst, alltäglich lange Gebete, Morgens, Mittags, Abends, im Hause oder in der Kirche herzumurmeln, ohne dabei etwas Frommes, dem Inhalt des Gebetes Angemessenes, zu denken. Es ist ein falscher Gottesdienst, erbauliche Schriften, oder gar die Bibel zu lesen, oder sich vorlesen zu lassen, ohne alle Aufmerksamkeit dabei, oder ohne den Vorsatz, so gut und rechtschaffen vor Gott zu werden, als da gelehrt wird. Vor dieser Art Gottesverehrung haben uns alle Jünger Jesu, hat der Weltheiland selbst auf das ernstlichste gewarnt. Wir dienen mit diesem Lippenwerk weder Gott noch uns selber. — Wir entstellen damit die alleinseligmachende Religion, und entweihen das Allerheiligste, indem wir das wahre Ziel vergessen, vollkommener zu werden, wie unser Vater im Himmel vollkommen ist, und hingegen das, was ein bloßes Mittel sein soll, zum Hauptzweck machen.

Von der andern Seite verfallen diejenigen in einen entgegengesetzten Fehler, welche den öffentlichen Gottesdienst der Christen versäumen, um lieber Privatbetstunden, sogenannte Frommen-Zusammenkünfte und Erbauungsstunden, zu besuchen, oder welche doch dergleichen besondere Zusammenkünfte den öffentlichen aller guten Christen gleich setzen. Denn dadurch wird die eingeführte gute Ordnung gestört, obrigkeitliche Einrichtungen werden bei Seite gesetzt, Absonderungen und Trennungen in der christlichen Kirche veranlaßt, und mehr oder weniger parteiische Gesinnungen eingeführt. Zudem weiß man leider aus vielfachen Erfahrungen, daß in der Länge der Zeit solche der Erbauung gewidmet sein sollende Zusammenkünfte gewöhnlich entarten und zu mancherlei Mißbräuchen unerwartet verleiten. Aber Parteigeist und Spaltungen in die Gemeinschaft aller Christen bringen, die öffentlichen Ordnungen vernachlässigen, ist falscher Gottesdienst. Wenn diejenigen Recht thun, welche sich absondern, um sich nach ihrer Weise zu erbauen, so würden auch alle Uebrigen Recht thun, wenn sie auf andere Weise das Gleiche thäten. Womit würde das aber in allen Ländern enden? Im allgemeinen Zerfall des öffentlichen Gottesdienstes, in gänzlicher Trennung der christlichen Kirche durch religiöse Klassen und Parteiungen. Oder wenn diejenigen Recht thun, die in besondern Zusammenkünften sich erbauen: würden diejenigen Unrecht thun, welche sich mit dem eingeführten öffentlichen Gottesdienst begnügen? Wer möchte dies behaupten?

Nicht aber in den vielfältigen Betstunden und erbaulichen Zusammenkünften, nicht im täglichen Lesen und Hören des göttlichen Wortes, besteht die wahre Nachfolge Jesu; sondern, wie der Heiland selber spricht, darin, daß wir den Willen thun dessen, der ihn gesandt hat. Der Wille Gottes aber besteht darin, daß wir aus Liebe zu Gott immer liebreich und hilfsam gegen alle Menschen handeln.

Wir müssen unter Gottesdienst niemals etwas Anderes verstehen, als Gottesverehrung. Denn wir können Gott nicht dienen, nicht nützen, weil wir Alles erst durch ihn empfangen. Aber verehren können und müssen wir ihn, weil er das Verehrungswürdigste im Weltall ist; weil er der Vater unsers Lebens, der Lenker unserer Schicksale, der Geber alles Segens ist.

Es ist keine Gottesverehrung gedenkbar, ohne dabei innige Andacht zu empfinden. Andacht heißt im Allgemeinen aber an das denken, was man thut; wenn man an das denkt, was man thut, hat man beständig den Zweck vor Augen von dem, was man verrichtet. Willst du Gott würdig vereh-

ren, so denke zugleich daran, warum du ihn verehrest. Willst du beten, so denke an den, zu welchem sich dein Gebet erheben soll, und stelle dir lebendig vor, was du betest. Alle Zerstreuung, alle Geistesabwesenheit im Gebet und in der Verehrung Gottes ist Ehrfurchtlosigkeit vor dem Herrn. Wie kann man Jemanden mit Unehrerbietigkeit verehren?

Ist aber in deiner Gottesverehrung wahre Andacht und Inbrunst: so wirst du nicht länger glauben, daß schon das bloße Kirchenbesuchen, Gebeteplappern und Mitmachen äusserlicher, gottesdienstlicher Gebräuche hinlänglich zur Verehrung Gottes und zur Erwerbung seines Wohlgefallens sei. Du selber wirst fühlen, daß dich alle Sakramente nicht von Sünden reinigen, dir keine Gnade und Vergebung bei Gott erwirken, wenn du selber keine Gnade und Vergebung mit Inbrunst verlangst. Du verlangst sie aber nicht ernsthaft, so lange du nicht den festen Vorsatz hast und ausführest, dich hinfort vor allen neuen Vergehungen zu hüten, welche dich vom Wohlgefallen Gottes entfernen. Nur durch den innigen Glauben an Jesum können wir selig werden; aber es glaubt keiner an Jesum, der nicht seine Gebote hält.

Ist in deiner Gottesverehrung wahre Andacht, ist es nicht eine bloße Zeremonie, sondern ist es dein Geist, der Gott verehrt: so wirst du durch Erfüllung seines Willens ihn am herrlichsten verehren. Sein Wille aber ist, daß du meidest, was Unrecht ist, und dasjenige thuest, wodurch du das Wohlsein und die bleibende Zufriedenheit deiner Mitmenschen vermehren kannst. Sein Wille ist, daß du ihm ähnlich werdest in seiner Liebe zu den Menschen.

Ist in deiner Gottesverehrung wahre Andacht, so wirst du in öffentlichem Gottesdienste Hilfsmittel genug zu deiner Gemüthserhebung finden; so wirst du dich nicht von den Versammlungen deiner Mitchristen abzusondern nöthig haben, oder noch abgesonderte Erbauungsstunden und Betstunden in Privathäusern aufsuchen müssen, und dadurch Andern ein Beispiel von nachtheiligen Folgen geben, oder Parteiung und Trennung in der christlichen Gemeinde befördern. Du wirst Jesum lieber hören, als Menschenrath. Und fühlst du auch ausser dem öffentlichen Gottesdienste den Drang, mit Gott dich zu unterhalten, so thue, wie Jesus dich anweiset: gehe in dein Kämmerlein und schliesse die Thür zu, und bete zu deinem Vater im Verborgenen, und dein Vater, der ins Verborgene sieht, wird es dir vergelten öffentlich. Und wenn du betest, sollst du nicht viel plappern und lange Worte machen, wie die Heiden, die da meinen, sie werden erhört, wenn sie viel Worte machen. Math. 6, 6. 7. Die heilige Schrift sagt auch nirgends von den Gerechten: Ihre Gebete folgen ihnen nach; sondern: Ihre Werke folgen ihnen nach!

O Geist der Geister, lehre auch mich, Dich nur im Geist und in der Wahrheit, mit Andacht des Geistes im Gebet und mit Heiligkeit in meinen Werken verehren! Gib mir Kraft und Licht, mich selber vor Verirrungen zu hüten, in die man so leicht versinkt. Stärke mich, daß meine Buße, meine Anhänglichkeit an Dich nicht eine vorübergehende Empfindung, sondern eine bleibende Sinnesänderung, eine ewige Treue zu Dir werden. Nur so, und auf keine andere Art, wird mir die Noth zum Segen, das Unglück zum Glück; und dies ist ja Dein heiliger Wille! Erhöre mich, o Vater! Verleihe mir Kraft, um Jesu, Deines geliebten Sohnes, willen. Amen.

II.

Die Feierlichkeit öffentlicher Gottesverehrung.

Psalm 84, 2. 3.

Ich will zum Haus des Herren wallen,
Will dort in Andacht niederfallen
Und meinen Geist zu ihm erhöh'n.
Sein Nam' ist: Herr! Ich dank und singe!
Der Herr allein thut große Dinge.
Laß ihn uns laut verkündigen!
Du, heil'ge Dichtkunst, schwinge deine Palmen,
Ihr Harfen Asaphs, rauschet Jubelpsalmen!
Es spiegle mir des Tempels Glanz und Pracht
Jehova's Herrlichkeit und Macht.

Zwar was kann ihm der Mensch erwiedern?
Wer preiset ihn genug in Liedern?
Auch Welten preisen ihn zu schwach.
Er hört nicht nur und will erhören
Der Meister Fleh'n in vollen Chören,
Er hört auch unser leises Ach!
Nicht, daß ich ihm würd'gere Opfer bringe,
Nein, daß mein Geist sich reger aufwärts schwinge,
Umrausche mich der Tonkunst heil'ge Macht,
Umstrahle mich des Tempels Glanz und Pracht.

Unsere Vorfahren bauten sich in Städten und Dörfern kleine, bescheidene Wohnungen, aber ihre Tempel stiegen in ungewöhnlicher Majestät hoch über die Hütten der Menschen zum Himmel auf, als wollten sie sinnbildlich zum Auge reden: „Nichts ist der Mensch, Alles der Herr!“ Einfach und schmucklos waren sie in ihrem Hausgeräth; aber was der öffentliche Reichthum Glänzendes hatte, was der Geschmack Edles wußte, das war zur Verzierung der heiligen Oerter vereinigt, wo das ganze Volk anbetete und gemeinschaftlich den Vater des Weltalls verherrlichte. Von Stein und Holz waren die Gebäude der Städte, von Lehm und Stroh in Dörfern, oft leicht und hinfällig, wie der Sterbliche, der sie bewohnte; aber was dem Unsterblichen geweiht war, erhob sich langsam, oft in der Folge von mehrern Jahrhunderten, um Jahrtausende zu überdauern. Noch jetzt bewundern wir in den Kirchen fremder Städte, in unsern eigenen, die kühne, majestätische Bauart der Alten, diese dämmernden Hallen, diese Riesensäulen, diese hohen Bogen und Gewölbe, die sich hoch übereinander zu den Wolken des Himmels hinaufgipfelnden Thürme. Und unwillkührliches, ehrfurchtvolles Grauen und ein Gefühl, als wären wir dem Unsichtbaren näher, dem dies Sichtbare geheiligt ist, ergreift unser Gemüth. Und jenseits des christlichen Alterthums finden wir selbst unter den Heiden gleiche Ehrfurcht vor den Göttern in der Pracht ihrer Tempel und Altäre ausgedrückt. Die Herrlichkeit des Tempels zu Ephesus ward von Geschichtschreibern und Dichtern gepriesen. Den salomonischen haben die Völker des ganzen Morgenlandes bewundert.

Anders will es in unsern Zeiten sein. Wir wohnen in Prachtgebäuden und Palästen; aber die Tempel des Herrn sind meistens versäumt, wenn nicht noch die Vorwelt das Kostbare hinterlassen hat. In unsern Dörfern prangen sogar glänzende Landhäuser, und statt der Hütten weitläufige hohe Wohnungen, während die Kirchen oft dürftig, zerfallen, unrein und geschmacklos verziert sein können. Dürfen wir auch aus diesem Allem keineswegs den voreiligen Schluß ziehen, daß in unsern Zeiten in gleichem Verhältnisse der Sinn für Religion abgenommen, wie der Sinn für irdisches Wohlleben der Menschen zugenommen hat: so ist doch gewiß, daß die Vernachlässigung der öffentlichen Gebäude und der steigende Privataufwand dagegen als ein Wahrzeichen gelten könne von der Abnahme des Gemeinsinns, oder des lebendigen Antheils an Allem, was Alle angeht, und als ein Wahrzeichen von den Fortschritten einer unbürgerlichen Selbstsucht. Auch mag der Anblick der Elendigkeit, Dürftigkeit und Geschmacklosigkeit von den Kirchen mancher Städte und Dörfer hie und da wenigstens so viel beurkunden, daß das Volk, wie dessen Vorsteher, ziemlich unempfindlich für das geworden sind, was die Andacht erregen, veredeln und erheben könne.

Wenn man zu den gottesdienstlichen Versammlungen mancher Gemeinden tritt, scheint da nicht Alles zur Tödtung der Andacht erfunden worden zu sein? Unreinlichkeit und Armuth von allen Seiten, oder ein bunter, oft lächerlicher Putz; nichts Einfaches, Edles, Großes. Statt rührenden Gesanges ein widerliches, unharmonisches Durcheinandergeschrei; Gesänge, oft unverständlich, oft anstößig; dann eine Predigt, die ohne Vorbereitung, in verworrener Wortstellung, ohne Kraft, Ordnung und Wahl der Gedanken dahin gesprochen wird, nicht vom Herzen kommend, nicht zum Herzen dringend. Wer möchte da mit den Kindern Korah singen: Wie lieblich sind deine Wohnungen, Herr Zebaoth! Meine Seele verlanget und sehnet sich nach den Vorhöfen des Herrn; mein Leib und Seele freuen sich in dem lebendigen Gott. Psalm. 84, 2. 3.

Die Religion Jesu Christi macht uns freilich nicht die Erbauung prachtvoller Tempel, oder deren glänzende Verzierung zur Pflicht. Nirgends begehrte Christus, nirgends einer seiner Jünger von den Bekennern seines Evangeliums Nachbildungen eines salomonischen Tempels, oder Festsetzung besonderer Kirchenfeierlichkeiten, wie doch im mosaischen Gottesdienst üblich gewesen. Der Messias lehrte den Vater des Weltalls im Tempel der Natur, wie im stillen Kämmerlein, verehren und anbeten. Er selbst gab uns dazu das Beispiel, wenn er dem Volk im freien

Felde oder am Meeresufer predigte, wenn er mit seinen Jüngern das Mahl einnahm und betete, oder in der Nacht von Gethsemane seine Knie beugte. Gott ist ein Geist, wir sollen ihn anbeten und verehren im Geist und in der Wahrheit.

Doch anders ist es mit häuslicher Gottesverehrung, anders mit öffentlicher, zu bestimmten Tagen und Stunden. Zu jener bedarf ich keiner andern Erweckung, als die in mir selbst liegt. Mein Bedürfniß, in frohen oder traurigen Gemüthsstimmungen mich dem himmlischen Vater dankend oder bittend zu nahen, macht alles Aeussere entbehrlich. Im engen Kämmerlein, oder auf den Höhen eines Gebirges, auf meinem nächtlichen Lager, oder in der anmuthigsten Landschaft, Alles ist gleich, wenn Wehmuth oder Freude, wenn das Lesen eines erbaulichen Buches oder ein großes Schicksal zum Gebet ruft.

Die öffentliche Gottesverehrung hingegen steht ganz unabhängig von unsern jedesmaligen Gefühlen und Bedürfnissen. Der Feiertag kommt; die Stunde schlägt; die Glocken ertönen aus den Höhen; die Pforten schließen sich auf; das Volk eilt zu den Altären. Auch wir wandeln dahin, vereint mit der ganzen Gemeinde den Ewigen zu verehren, ohne immer noch in der dazu erforderlichen Stimmung zu sein. Häusliche Ereignisse, unerwartete Nachrichten, Zerstreuungen aller Art haben sich unsers Gemüths bemächtigt. Wir fühlen uns ohne Andacht. Da ist nothwendig, daß das Aeussere uns Ehrfurcht errege und begeisternd einwirke, daß unsere Aufmerksamkeit leichter gesammelt werde. Die Umgebungen, die Feierlichkeiten, welche unsere Sinne rühren, sind nicht länger gleichgültige Dinge; sie sind Beförderungsmittel der Andacht und Gemüthserhebung.

Aus diesem wichtigen Grunde ist es Pflicht, der Feierlichkeit bei öffentlichen Gottesverehrungen besondere Aufmerksamkeit zu widmen. Was ist Gottesverehrung ohne Inbrunst des Gemüths? Wollen wir den hohen Zweck, warum glauben wir, die Mittel dazu versäumen zu können?

Wir wollen nicht vergessen, daß wir Menschen sind, und daß der Einfluß der Sinne auf den Geist nicht geringer ist, als der Einfluß des Geistes auf die Sinne. Das Falten der Hände beim Gebet ist keine religiöse Pflicht, aber doch ein Hilfsmittel, die Zerstreuung beim Gebet zu verhindern und an das Heilige zu mahnen, was wir beginnen. Gott ist allgegenwärtig, in den Tiefen, wie in den Höhen, und doch scheint sich gleichsam unser Geist selbst zu erheben und dem Thron der Gottheit näher zu treten, indem wir betend den Blick der Augen zum Himmel emporrichten. So viel vermögen äussere kleine Umstände auf uns; so abhängig sind unsere Gefühle von an sich gleichgültig scheinenden Nebendingen. Wollen wir daher öffentliche Gottesverehrungen, so sollen wir sie auch mit aller jener Würde und Feierlichkeit wollen, die geeignet sind, unser Herz zu bewegen, unsere Aufmerksamkeit zu sammeln, unsere Andacht zu beflügeln, selbst auch an solchen Tagen, in solchen Stunden, unter solchen Umständen, da wir keinen innern Beruf empfinden, uns mit den höchsten und heiligsten Gegenständen des Lebens zu beschäftigen. — Nicht zur Verherrlichung und Ehre Gottes haben wir erhabene oder prachtvolle Tempel, oder Feierlichkeiten voller Majestät und Würde nöthig, denn kein Haus von Steinen gebaut umschließt den Allgegenwärtigen, und kein glänzender Staub ehrt und verherrlicht die Größe dessen, der das unendliche All der Welten aus Nichts hervorsteigen hieß: aber die Gefühle der Ehrfurcht, wenn sie wahr und lebendig in unserer Brust sind, sprechen sich doch gern sinnlich aus, und werden alsdann erst bestimmter und gewaltvoller. Gott versteht auch das unhörbare Gebet der Gedanken; dennoch können wir uns nicht enthalten, in Worten zu ihm zu reden und unsere Stimme flehend zu erheben. Wir sind als Menschen immerdar Kinder, und dies Kindliche unsers Wesens vor dem himmlischen Vater ist gewiß auch ihm wohlgefällig. — Nicht um Gottes willen sind jene Tempel da, jene Altäre, jene Gesänge, jene Gebete. Ach, was könnten wir erfinden, bringen, sagen, das seiner würdig wäre, das uns nicht durch ihn geworden wäre? Nein, Alles ist unsertwillen, daß wir dadurch heiliger, frömmer, gottverwandter werden. Unser Körper ist der Träger der Seele, unsere Sinnlichkeit die Krücke des Geistes, die

Kirche mit ihren feierlichen Anstalten die Dienerin und Stütze innerer Religion.

Vernunft und Gefühl verschmelzen in einander, wenn die Kraft des Glaubens das Gemüth durchdringt. Christenthum ist kein bloßes, todtes Vernunftwesen, keine kalte Verstandessache oder Klugheits- und Sittenlehre, kein Gaukeln der Einbildung, kein Spielen erregter Gefühle. Religion ist der Einklang aller im Menschen wohnenden Kräfte zur reinsten Harmonie; sie ist das helle Auflodern der Flamme unsers Gesammtlebens. Gleichwie die Wahrheit das Höchste ist, das die Vernunft ehrt, so ist das Schöne dem Gefühl das Höchste. So sollen sich denn in der Religion das Wahre und Schöne vermählen, und die Kirche soll für unsere Sinnlichkeit gleichsam Abspiegelung und Verkörperung unsers innern Heiligthums sein; auch der Tempel, auch die Feierlichkeit der Gottesverehrung sollen das Gepräge des Sinnlichwahren, des Geistigschönen führen.

Das ist der sogenannten schönen Künste höchster Triumph, wenn sie zur Vergöttlichung des Gemüths wirken, und den Geist gleichsam auf den Schwingen reinster Sinnlichkeit über alles Sinnliche hinwegheben. Auch offenbart sich ihr wundervoller Zauber nirgends mächtiger, als wenn sie Begleiterinnen der Andacht sind.

Die edle Bauart einer hohen Kirche allein schon mit ihren hochgeschwungenen Hallen ist fähig, deine Seele mit sanften Schauern zu erfüllen. Und wenn du zu ihren Pforten eintrittst, und du schon ein betendes Volk im Staube hinkniend erblickst, wird dennoch die große Einsamkeit, die allgemeine Stille, die Einfalt und Regelmäßigkeit des ganzen Werkes dich zur Anbetung mahnen, und vom Geräusch und Getümmel des alltäglichen Lebens abscheiden, als ständest du im Vorhofe eines andern Lebens. Das allein schon vermochte die stumme Kunst des Baumeisters über dein Gemüth, ehe dich das Beispiel einer betenden Menge oder die Gewalt des gepredigten Wortes begeisterte. Wenn Bildhauerei und Malerei, diese edeln Schwestern, sich weise im Tempel vereinigen, deine Empfindungen zu entzünden; wenn sich das Sinnlich-Erhabene an das Geistig-Hohe, und die stille Kraft der Umgebungen unwillkührlich an die Majestät der Gottheit im Ueberirrdischen erinnert: wirst du läugnen, daß das Aeussere in gottesdienstlichen Feierlichkeiten mehr als entbehrliche Nebensache sei? oder behaupten, daß der Anblick eines schmutzigen, baufälligen Versammlungsortes, mit plumpen, oft ekelhaften Zierathen versehen, oft mit anstößigen Gemälden und Zerrbildern behängt, dich zu eben so feierlichern Stimmungen leite?

Mächtiger ergreift noch die Tonkunst. Es sind nur wenige Menschen, welche gegen ihren Reiz unempfindlich bleiben. Diese wunderbaren Klänge, welche in mannigfaltiger Ordnung uns bald zur Freude, bald zum betrachtenden Ernst, bald zum Triumph, bald zur Schwermuth einladen, sind eine wortlose Sprache der Gefühle zu fühlenden Wesen; rufen Erinnerungen aus längst verlornen Vergangenheiten zurück, und geben uns Sehnsucht und Hoffnung in künftigen Fernen, die wir kaum zu deuten verstehen. In den Zeiten der Urwelt schon war die Tonkunst eine der vornehmsten Begleiterinnen der öffentlichen Gottesverehrung; noch heute ertönen Davids Psalmen in allen Welttheilen. Das majestätische Erbrausen und Tönen der Orgel, der feierlich rührende Kirchengesang ist für sich allein schon hinreichend, ein zerstreutes Gemüth zur Andacht zu sammeln, und den Leichtsinn zu frommen Betrachtungen zu bewegen. — Wie ganz entgegengesetzt aber muß die Vernachlässigung des Kirchengesanges wirken, wenn man das Gekreisch verstimmter Werkzeuge, das rauhe Geplärr geschmackloser Tonstücke anhören muß! Unter solchen Verwahrlosungen alles äusserlichen Anstandes verlieren öffentliche Gottesverehrungen den Zweck, zu welchem sie eingesetzt sind. Da ist kein Anreiz der Empfindungen, keine Erhebung des Gemüths, und wer nicht schon die Andacht mit sich bringt, dem wird sie dort nicht gegeben, sondern oft noch entrissen, selbst wenn er sie brachte. Besser keine Kirche, als ein elendes, stallähnliches Obdach; besser kein Gesang, als das sinnlose, übellautende Geschrei. Die Einsamkeit der häuslichen Kammer, ein Spaziergang in die offene landschaftliche Natur sind zweckmäßiger. Da betete auch Jesus Christus.

Wenn dann zu jener Versäumung äusserer, anständiger Ordnungen auch Unfähigkeit oder Gleichgültigkeit derer kommt, welche von heiligen Stätten das Wort Gottes

verkünden sollen; wenn sie ihren ehrwürdigen Beruf erwählt haben, nicht weil sie dazu die innere Weihe empfangen hatten, sondern irgend einen Broderwerb suchen mußten; wenn sie mit Schlaffheit oder Widerwillen ihr Amt versehen; predigen, um der Sitte gemäß eine Stunde mit leerem Wörterschall auszufüllen; nach der Predigt oft eben so wenig wissen, als die Gemeinde, was sie sprachen; wohl gar als Heuchler dastehen, die nicht von Herzen lieben und glauben, was sie sagen; in ihrem häuslichen Leben zuweilen das Gegentheil sind von dem, was sie lehren, und andere ungeistliche Geschäfte mit größerm Eifer, als ihr Amt, treiben: dann ist das Maas der Schlechtigkeit erfüllt; dann erstaune Niemand, daß ein großer Theil des Volks, trotz christlicher Namen, Sakramente, Zeichen, Gebetsformeln, im Herzen heidnisch und verwildert ist, und die vermeinten Gottesverehrungen nur altherkömmliche Uebungen sind, deren man gewohnt ist, nur Stunden der Langeweile sind, die man ehrenhalber aushalten muß.

Wahrlich, Gottesverehrungen, wie diese, sind öffentliche Gottesverspottungen zu heißen. Es wäre besser, sie würden nicht sein. Sollen wir es tadeln, wenn in Dörfern, wenn in Städten zuweilen ganze Familien sich unter solchen Umständen vom Besuch der Kirche zurückziehen, und lieber häusliche Andacht pflegen? Haben die Obrigkeiten ein Recht, Familien zu zwingen, in andachttödtende Versammlungen zu gehen und den elenden, unüberlegten, zusammenhanglosen Wortkram eines Geistlichen zu hören, der seinen Pflichten kein Genüge leistet? Haben diese ungetreuen Lehrer und Seelenhirten ein Recht, über Verfall der Religion, über schlechten Besuch der Kirchen zu klagen, da sie es doch selbst sind, welche die Kirchen veröden, und die Stunde der Andacht zur Stunde der Langeweile und Plage machen? Sie jammern thöricht über die nachtheiligen Folgen der Aufklärung, und eifern wider das Umsichgreifen weltlicher Weisheit: aber warum schreiten auch sie nicht fort in Erkenntniß und in der Kunst, ihre Erkenntniß dem lernbegierigen Volke mitzutheilen? Warum treiben sie ihr heiliges Geschäft ohne Anstrengung, ohne Innigkeit, gleich dem Handwerker, der einförmige Arbeiten verrichtet, und dazu keines Nachdenkens bedarf?

Besser keine Gottesverehrungen, als sein sollende Gottesverehrungen so unwürdiger Art! Jesus trieb die Wechsler und Krämer aus dem Tempel des Herrn, und sprach: Es stehet geschrieben: Mein Haus soll ein Bethaus heißen; ihr aber habet eine Mördergrube daraus gemacht. — Und würde er durch die ihm geweihten Kirchen mancher Gemeinden unserer Tage wandeln, dürften wir hoffen, ein gnädigeres Urtheil zu empfangen?

Der wirkliche Verfall des öffentlichen Gottesdienstes in vielen Gegenden, das Zurücktreten vieler Personen vom Besuch der Kirchen, ist in der That weniger den Fortschritten der sogenannten Aufklärung des Volks zuzuschreiben, als dem Mangel der Fortschritte vieler Geistlichen in ihrer eigenen Ausbildung und Vervollkommnung zum Beruf, so wie der allzuwenigen Sorgfalt, welche man von Seiten der Gemeinden, der Obrigkeiten, der Kirchenvorsteher und Geistlichen auf Anstand, Würde und Feierlichkeit bei öffentlichen Gottesverehrungen verwendet. Es sind in der That Viele, und man hört oft sagen: Warum soll ich in die Kirche gehen, um ein ordnungs- und geistloses Geschwätz anzuhören, welches man mir für Verkündigung göttlichen Wortes gibt? Mehr Belehrung, Erbauung und Aufrichtung gewinne ich in häuslicher Stille, wenn ich mich mit dem Lesen von Schriften frommer und weiser Männer, oder mit eigenen Betrachtungen über göttliche Dinge beschäftige. Warum soll ich in die Kirche gehen, wo die unruhigen Bewegungen der Menge, die elenden Umgebungen, der schlechte Gesang meine Andacht zerstreut, statt erregt? Lieber unterhalte ich mich in der Einsamkeit mit meinem Gott im Gebet, wo ich es ungestört und herzlich kann, nicht nach hergebrachten Alltagsformeln. — Allein der öffentliche Gottesdienst, sobald er auf eine seiner Bestimmung angemessene Weise begangen wird, hat so große und mannigfaltige Vorzüge vor dem häuslichen, ist dem Volke, dem gemeinen Mann nicht nur, sondern auch dem Gebildeten und Gelehrten, zur steten Nahrung religiösen Sinnes so unentbehrlich, daß darüber unter Einsichtvollern und Menschenkennern kaum ein Zweifel erhoben werden kann.

Es ist die religiöse Unterhaltung ein so tiefes Bedürfniß des Menschen, daß selbst die unverzeihlichste Nachlässigkeit derer, die für würdige Feier des Gottesdienstes die erste Sorge haben sollen, es noch nicht hat dahin bringen können, die Tempel ganz leer von Betern zu machen. Den größten Beweis von jenem Bedürfnisse, wie davon, daß die Kirchen und ihre Diener an vielen Orten nicht sind, was sie sein sollen, gibt zum Theil in manchen Gegenden die Begierde der Leute, andere Gottesverehrungen zu besuchen, als zu denen sie gehören, und in welchen sie mehr Erbauung und Belehrung finden, als in denen ihrer Gemeinde; oder die steigende Neigung der Bewohner mancher Gegenden, die Zahl der Sektirer von verschiedener Art zu mehren, bei welchen sie, wenn auch nicht größere innere Frömmigkeit, doch mehr Reiz zur Andacht verspüren!

Dies Alles macht uns gewiß, daß, wiewohl äusserliche Zucht, Zeremoniel und würdige Umgebung nicht wesentlich zur christlichen Gottesverehrung gehören, doch solche Mittel zur Belebung und Erhöhung andächtiger Gefühle, zumal bei öffentlichen Versammlungen, von erster Wichtigkeit sind. Und da der Zweck ohne die Mittel nicht erreichbar ist, wird es heilige Pflicht der Fürsten, der Obrigkeiten, der Geistlichen, der Gemeinden und jedes einzelnen Bürgers, dem Religion und Verbreitung und Beförderung derselben heilige Angelegenheiten sind, Alles zu entfernen, was die Feierlichkeit und den Eindruck öffentlicher Gottesverehrung vermindert, und Alles beizutragen, was den Zweck gemeinschaftlicher Versammlungen im Tempel befördert. — Die Wichtigkeit solcher Pflicht, und wenn sie schon nicht durch sich selbst einleuchtend wäre, würde schon aus dem Ernste Jesu Christi erhellen, mit welchem er selber im empörten Unwillen die Tische der Geldwechsler, der Taubenverkäufer und Anderer umstieß im Tempel, die zur Bequemlichkeit der Opfernden da mit ihrer Waare saßen. Mein Haus ist ein Bethaus; ihr sollt es nicht zur Mördergrube machen!

Reinlichkeit, Einfalt, Ordnung, Regelmäßigkeit in den Umgebungen kann gar oft mit Glück mangelnden Glanz ersetzen, und da, wo Alles heiter und edel das Gemüth anspricht, vergißt man gern die Majestät der Pracht. Alles Kleinliche, Spielende, Geschmacklose, noch mehr das Ekelhafte oder Anstößige in Verzierung, das Unanständige oder Lächerliche in Gemälden, muß verbannt sein. Besser die höchste Einfachheit, selbst Schmucklosigkeit, als bunte Ueberladung eines Gotteshauses mit Schmuckwerk, wodurch die Aufmerksamkeit fremden Dingen zugezogen wird. In Worten wie in Tönen der Gesänge herrsche das Edelste, was die Kunst auf dem Altar der Religion geopfert hat; Feierlichkeit und Größe in jeder Musik; dazu in den Bewegungen der Menge stille Ehrfurcht vor dem Allgegenwärtigen, zu welchem sich die Andacht der Gemeinde wendet. Fern sei auf jenen heiligen Stätten, wo König und Bettler gleich stehen, als Kinder des gleichen Gottes, der thörichte Rangstolz, die gefallsüchtige Prunksucht, die umhergaffende Neugier, die Verletzung der Achtung, welche man jeder Versammlung, wäre sie auch nicht so heilig, schuldig ist, und die Verletzung des gemeinsten Anstandes durch Unterbrechung der feierlichen Stille mit Geschwätz und Flüstern, oder durch Lächeln und Winken und Schlafen.

Die Feierlichkeit öffentlicher Gottesverehrungen ist immer für solche Personen am unentbehrlichsten, welche beim Mangel höherer Bildung und eigener Kraft sinnliche Hilfsmittel am meisten vonnöthen haben, wenn sie ihr Gemüth zum Ueberirdischen erheben sollen. Daher ist Sorge dafür in großen Städten kaum so dringend, als in Dörfern, wo der Eindruck von aussen oft nur allein entscheidet. Und doch ist es eben hier, wo Armuth der Gemeinden, oder Geschmacklosigkeit der Vorsteher es an dem am meisten fehlen läßt, was das Nothwendigste ist.

Wir wissen, daß die Kunst des Schönen auf Entwilderung barbarischer Völker, daß Veredlung des Geschmacks auf Veredlung der Sitten von jeher den unbezweifeltsten Einfluß äusserten. Warum sehen wir die Rohheit des Landvolkes, die ungeschliffenen Sitten, die Armuth der Vorstellungen in vielen Gegenden mit so unmenschenfreundlicher Gleichgültigkeit an? Man spricht davon, als läge die Veredlung und Vermenschlichung solcher Halbwilden gänzlich ausser dem Pflichtkreise der Christen, oder ausser der Macht der Obrigkeiten und reicher Privatpersonen. Und doch, wie viel liesse sich auch hier zur Erweiterung des

Gottesreiches und allgemeiner Glückseligkeit, wie zum Aufblühen und Erstarken der Staaten leisten!

Und habe ich nicht Vermögen genug, mit eigenem Aufwand das Bessere zum Wohl der Menschheit zu bewirken, kann ich es doch auf mancherlei andere Weise, durch persönliche Ermunterungen, durch Hinleitung der Aufmerksamkeit auf das Fehlende und Wünschenswerthe, durch Rath und Anweisung. Warum sollte ich wenigstens dies nicht thun, um auch hier in einer hohen Pflicht meinem Jesu nachzuwandeln, der, was die Feierlichkeit des öffentlichen Gottesdienstes störte, die Andacht der Betenden schwächte, mit schonungslosem Ernste strafte!

Wie lieblich sind mir Deine Wohnungen, Herr Zebaoth! Meine Seele verlangt und sehnt sich nach den Vorhöfen des Herrn! Ja, so schwach auch meine Kräfte sein mögen, will ich doch in allerlei Wegen dahin streben, daß der Sinn zur Verbesserung gottesdienstlicher Gebräuche, zur Verherrlichung der Tempel, zur Vermehrung öffentlicher Andacht in meiner Bekanntschaft, in meiner Gemeinde, in meinem Vaterlande immer reger und thätiger werde!

LII.

Schädlichkeit bildlicher Vorstellungen von Gott.

Joh. 4, 24.

Es fröhnten Völker todten Götzen,
Geschöpfe fielen ohn' Entsetzen
Abgöttisch vor Geschöpfen hin.
Umsonst sprach Gott aus hohen Fernen,
Umsonst von Myriaden Sternen;
Der Ewige sprach laut: Ich bin!
Ich bin allein Gott! — Ach, die Blöden
Vernahmen es mit irrem Sinn;
Sie hielten es für Staubes-Reden,
Und fielen vor dem Staube hin.

Und meinten, daß sie Götter hätten,
Und schmiedeten sich Sklavenketten,
Und bald war auch das Laster Gott.
Da dünkten Einige sich klüger,
Und lachten dieser Selbstbetrüger:
Ein Thor war bald des andern Spott.
Allein Gott über alle Götter,
Dich findet auch der Weise nicht.
Blind ist der Pöbel, blind sein Spötter!
Wer Dich erklärt, irrt ohne Licht.

Ungeist der Geister, Du nur weise
Hast Alles in des Alles Kreise
Nach Zahl, Gewicht und Maas gestellt.
Es schafft der Wahnsinn nur im Traume
Allmächt'gen Staub im öden Raume,
Und schafft aus solchem Deine Welt.

Der Blödsinn hüllt in Dämmerungen,
In menschliche Gestalt Dich ein;
Du kannst von keinem Raum umschlungen,
Von keiner Zeit beschränket sein!

Wenn ich das unbegreiflich Wundervolle in den Werken Gottes mit ehrfurchtvollem Erstaunen betrachte, — oder schaudernd und anbetend den Finger Gottes in den merkwürdigen Begebenheiten meines eigenen Lebens, und in den Schicksalen anderer Menschen und ganzer Volker erkenne, — oder wenn mich die unbeschreiblich endlose Liebe und Gnade des himmlischen Vaters mit tiefen Rührungen erfüllt, — dann bedenke, wie unwürdig, wie schwach, wie ganz nichts der sterbliche Mensch gegen die Majestät des Ewigen ist: so ergreift es meinen Geist mit grauenvoller Furcht. Ich strebe vergebens, mir das allerhöchste Wesen in seiner ganzen unendlichen Hoheit zu denken. Ich schwindle vor den Tiefen seines Reichthums und seiner Erkenntniß.

Man sagt mir, Gott ist allmächtig im Himmel und auf Erden — wie soll ich mir das Eingreifen dieser Allmacht in das große Weltgebäude denken, die da wirkt in den entlegensten Sonnen, wie in dem Hälmlein des kleinsten Mooses? — Man sagt mir, Gott ist allwissend. Wie soll ich mir denken den alles durchforschenden Blick, der da im gleichen Augenblick erkennt, was seit Ewigkeiten war, was überall im weiten Reich der Unendlichkeit geschieht, und was in Ewigkeit sein wird? — Man sagt mir, Gott ist allgegenwärtig. Wie soll ich mir die Möglichkeit dieses Ueberallseins der Gottheit vorbilden? Ich fühle die Grenzen meiner Kraft, die Schranken meiner Endlichkeit. Ich lasse ab von den fruchtlosen Bemühungen, mir eine Art Vorstellung von der Beschaffenheit Gottes zu machen; es ist Alles in mir verworren, Alles dunkel und ungewiß. Es ist mir, wie dem, welcher die Sonne lange beschauen will, um sie durch das blendende Strahlenwerk zu erspähen, und immer weniger sieht, und immer blinder wird. Und doch regt sich dann wieder das Bedürfniß und die Begier meines Gemüthes, vom Höchsten eine, wenn auch noch so schwache, Vorstellung zu bekommen. Täglich bete ich zu ihm, täglich ist er mein Gedanke, und doch weiß ich nicht, wie ich mir ihn vorbilden soll.

Diese Empfindungen haben gewiß auch andere Menschen, und sie sind sehr verzeih-

lich; sie liegen tief in der Denkart und in den Vorstellungsbedürfnissen der Sterblichen. Wenn man von abwesenden Personen reden hört, die man noch nie gesehen, macht man sich unwillkührlich von ihnen eine Vorstellung ihres Aeussern. Schon in uralten Zeiten fand man dieselbe Neigung bei den Völkern. Umsonst ward die Gottheit allgegenwärtig geheißen; die blöden Sterblichen dachten sie sich dennoch in einer Gestalt, die von einem engen Raume umgeben wäre, in Gestalt eines Menschen, oder wohl gar eines Thieres. Umsonst verbot Moses, ein Bild von Gott zu machen; die Israeliten kehrten mehr als einmal zu dem Verbotenen zurück.

So kam die Abgötterei in die Welt. Die ersten Menschen verehrten das höchste Wesen in geistiger Reinheit. Dann kamen andere und suchten ihre Andacht durch bildliche Vorstellungen zu erhöhen, durch welche sie sinnlich an den Ewigen gewöhnt wurden. Darauf kamen wieder andere, welche das Unsichtbare vergaßen, und vor den Bildsäulen und Gemälden knieten, als wohnte die Gottheit in einem Behälter von Stein, Holz, Farben und Erz, das von Menschenhänden gemacht worden. Und also haben sie, wie Paulus sagt, verwandelt die Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes in ein Bild, gleich den vergänglichen Menschen und der Vögel, und der vierfüßigen Thiere und kriechenden Thiere. Röm. 1, 23.

So ist es auch wohl noch heutiges Tages bei vielen Christen. — Wohl mögen Tausende und Tausende leben, die sich das höchste, das unendliche Wesen, von dem das weite Weltall regiert wird, ganz in menschlicher Gestalt denken. Andere wieder, die wohl vernünftiger zu sein glauben, achten solche Vorstellungen nicht, aber doch können sie sich nicht verwehren, sich Gott mit allerlei Eigenschaften zu denken, die sie wohl an mächtigen Menschen finden, mit Eigenschaften, die selbst an Menschen sehr fehlerhaft sind. Sie stellen sich ihn bald zornig vor; bald durch menschliche Bitten erweicht und gerührt; bald begierig, von den Menschen geehrt zu werden; bald dankbar für empfangene Ehrenbezeugungen; bald, als müsse er erst von uns um das gebeten und von dem unterrichtet werden, was zu unserm Besten dienen könne. — Auch gibt es wohl Andere, welche glauben, sie haben die edelste Vorstellung von dem weisen und lebendigen Gott, wenn sie sich ihn als eine große Kraft der Natur, als eine Art von Weltseele denken, oder als den Inbegriff der Kräfte, durch welche alles Sichtbare so und nicht anders ist. Sie verwechseln in verworrenen Begriffen den lebendig waltenden Gott mit den nach seinen Gesetzen wirkenden todten Kräften, und setzen an die Stelle der schöpferischen Weisheit das von ihr erst Erschaffene.

Wie aber soll ich mir Gott vorstellen? Christus Jesus antwortet dir: Gott ist ein Geist, und die ihn anbeten, die müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten. Joh. 4, 24.

Auch in dir, o Sterblicher, ist ein lebendig wirkender, das Heilige fordernder, erhabener Geist, der ewig fortleben wird. Dieser Geist ist ebenfalls unsichtbar, und du kannst dir von seiner Beschaffenheit keine deutliche, noch weniger bildliche Vorstellung machen: und doch ist dieser Geist vorhanden in dir, denn sonst würdest du dieses Wort nicht verstehen, diesen Gedanken nicht denken können; du wärest selbst nicht vorhanden.

Auch in dir ist ein Geist. Er ist unsichtbar in allen Theilen deines Körpers gleichsam gegenwärtig. Er ist es, der das Leben bewirkt, und mit unerklärlicher Kraft und Wetterschnelle im innersten wie im äussersten Gliede des Körpers wirkt; du weißt dies, du bist vom Dasein dieses deines Geistes überzeugt, weil du überzeugt bist, daß du in der Welt bist: und doch kannst du dir von dir selbst und deinem geistigen Ich keine bildliche Vorstellung machen.

So ist Gott; — er bleibt der lebendige Urgeist des grenzenlosen Alls der Natur; er ist der Allervollkommenste! Wie ich das Dasein meines Geistes daraus erkenne, daß ich mich meiner selbst bewußt bin, und wirksam bin: so erkenne ich die Gottheit aus ihren unläugbaren Wirkungen. So thöricht es mir vorkommen würde, wenn Jemand den menschlichen Geist mit Farben oder mit körperlichen Gestalten abbilden wollte: so thöricht und noch thörichter ist es, Aehnliches von dem allerhöchsten Geiste zu thun. Wie kann man das Unvergängliche durch etwas Gebrechliches, wie kann man das Unendliche durch etwas Endliches, wie kann man das Unsichtbare durch etwas Sichtbares den Geist durch Körper bezeichnen und vor

stellen? Ist es nicht ein Wahnsinn, welchen selbst das Kind beim ersten Nachdenken verwerfen muß?

Hat der Mensch keine Möglichkeit, sich eine bildliche Vorstellung vom Geiste des andern zu machen: so ist die Unmöglichkeit noch größer, wenn wir eine Vorstellung von Gottes Beschaffenheit verlangen. Unsere Hand kann nicht das Weltmeer umspannen, geschweige die Grenzenlosigkeit des Alls; wir können tausend Kleinigkeiten nicht ergründen, geschweige das Allergrößte; wir sind höchst unvollkommene Wesen: wie können wir das Allervollkommenste erfassen? Wer Gottes Wesen durchschauen und begreifen wollte, müßte selbst Gott sein. Ist es nun an sich ungedenkbar, von der Gottheit in seinen Vorstellungen eine Art Bildniß zu haben; ist jedes Bild, welches wir uns vom höchsten Wesen entwerfen und träumen, immer nur eine unwürdige Einbildung: so ist es auch sündlich und tadelhaft, sich den Allerhöchsten unvollkommener zu denken, als er ist; ja es schadet der wahren Religiosität, und bringt auf mancherlei Weise Verderben.

Dadurch kam der Götzendienst, die Anbetung von hölzernen, steinernen oder gemalten Gottesbildern unter die Menschen; dadurch entsprang jener falsche Gottesdienst, wo sich die Sterblichen ihren Gott, den sie verehren wollten, wie die sinnliche Verehrungsweise selber erfanden und machten; wo sie eine Speise für rein, die andere für unrein erklärten; wo sie an gewissen Tagen Fasten beobachteten, an andern Wollüste und Ausschweifungen gestatteten. Das ist es, wogegen die heilige Schrift kraftvoll warnt; das, woran Paulus erst die Bekenner Jesu zurückmahnt: So lasset nun Niemand euch Gewissen machen über Speise, oder über Trank, oder über bestimmte Feiertage, oder Neumonden, oder Sabbathe; welches ist der Schatten von dem, das zukünftig war, aber der Körper selbst ist in Christo; welches ist Menschengebot und Lehre. Kol. 2, 16. 17.

So groß auch die Kunst der Maler sei, ist es doch immer auch von dem Vortrefflichsten unter ihnen eine Verstandesverirrung und nie zu verzeihende Geschmacklosigkeit, den Schöpfer des Weltalls, oder den ewigen hohen Richter der Todten und Lebendigen, in der Gestalt eines starken, weißbärtigen, wohlgekleideten alten Mannes darzustellen. Alle eure angebrachte Majestät in Haltung und Geberden ist nur Ziererei sterblicher Herren; und wie mag das Ewige veralten? Bilder dieser Art sind wahrhaft irreligiös. Sie verleiten das Gemüth der Kinder zu falschen und unwürdigen Vorstellungen, sie bringen eben dergleichen unwissenden Erwachsenen bei. Und warum denn die Reinheit des Gemüths beflecken, und schauspielerische Thorheit statt der Wahrheit geben? Wie schwer ist es, die in früher Jugend empfangenen ersten Eindrücke wieder zu vertilgen; und wie leicht wird ein unwissender, roher Mensch geneigt, ein Bild, welches ihm Andacht erwecken soll, für den Gegenstand der Anbetung selbst zu halten!

Oder wissen wir denn nicht, wie im Schooße der christlichen Kirche leider der im Denken wenig geübte Haufe des Volks in ein neues Heidenthum versinkt, wenn er das Zeichen für das hält, was damit doch nur bezeichnet werden soll? Wissen wir denn nicht, daß der rohe, ungelehrte oder vielmehr übelbelehrte Volkshaufen an vielen Orten vor Holz und Stein kniet, wie der Heide davor kniete, und Wunder davon erwartet, wie der Heide auch von seinen Bildern erwartete? — Wenn Jesus Messias in seiner heiligen Würde durch unsere ihm geweihten Tempel wandelte; wenn er, der da rief: Gott ist ein Geist, ihr müsset ihn im Geiste verehren und anbeten; wenn er, der da lehrte: Gott ist überall, und nicht in Tempeln allein von Menschenhänden gemacht! wenn er diejenigen sähe, die sich seine Jünger nennen, den Christennamen tragen, wie sie in trauriger Blindheit vor Abbildungen des Göttlichen knien, und besonders von diesem oder jenem Bilde Wunder erwarten — würde er seine Nachfolger in ihnen erkennen?

Was fromme Menschen einst bloß zur Beförderung der Andacht erfanden, das hat eine heidnische Unwissenheit in wahre Abgötterei verkehrt, und unwürdige Priester des Altars bestärkten aus ähnlicher Unwissenheit oder aus Ehrgeiz und Herrschsucht, den blinden Pöbel in dem Wahn, welchen die Schrift verdammt, Jesus Christus nie, und nie einer seiner Apostel gelehrt hat.

Das sind die Folgen sichtbarer, bildlicher und körperlicher Vorstellungen des Unsichtbaren und Göttlichen!

Wenn man aber auch frei von diesem Heidenthum der Christen ist, so ist man es oft keineswegs von einer andern Art des Heidenthums, da man sich Gott zwar nicht in Gestalt eines betagten Mannes, oder eines Thieres, gleichwie die Taube ist, wohl aber mit allerlei menschlichen Schwachheiten behaftet, auf die unwürdigste Weise vorstellt. Wahr ist es, viele heilige Schriftsteller bedienen sich bildlicher Ausdrücke, die vom Menschen hergenommen sind, wenn sie von Gott reden. Sie sprechen von der gewaltigen Hand Gottes, um seine Allmacht zu bezeichnen; vom Auge Gottes, um seine Allwissenheit zu bemerken; allein sie drücken damit nicht aus, daß Gott Augen, Hände und andere menschliche Gliedmaßen habe. Eben so sprechen sie sinnbildlich von der Langmuth Gottes, vom Zorn des Höchsten gegen die Sünder, von mancherlei andern aus der menschlichen Natur entlehnten Empfindungen und Begierden, um gewisse Wirkungen der göttlichen Weltregierung zu bezeichnen. Allein darum wollten sie nicht sagen, Gott habe alle diese kleinen, oft tadelhaften menschlichen Neigungen; sondern sie waren gezwungen, von göttlichen Dingen in der armen menschlichen Sprache zu reden, um sich denen einigermaßen deutlich zu machen, zu welchen sie sprachen.

Die heilige Schrift selbst nennt den Zorn ein Laster. Wie mag man glauben, daß der, der von Ewigkeit Alles voraussah, von Tag zu Tag das Gemüth ändere, bald Freude, bald Traurigkeit abwechselnd empfände — er, der Unveränderliche, in welchem kein Wechsel des Lichtes ist?

Die bildliche Sprache der Bibel mag Manchem, der über den wahren Sinn heiliger Worte nicht genugsam nachdachte, oft zu dergleichen irrigen Vorstellungen Anlaß gegeben haben; aber es ist die Pflicht des Christen, daß er den Verstand der gelesenen oder gehörten Worte nicht oberflächlich, sondern in ihrer tiefern Bedeutung ergreife: es ist Pflicht der Lehrer und Verkündiger des göttlichen Wortes, nicht nur anhaltend dem Wahren und Bessern nachzuforschen, sondern auch Andere vor den aus Mißverständniß entspringenden Irrthümern zu warnen.

Denn aus diesen Irrthümern entwickelt sich Irreligiosität, kein Christenthum. Könnte Gott wirklich zürnen: warum sollte der Zorn an Menschen eine Sünde heißen? Könnte Gott Rache üben: warum sollte Rachsucht am Menschen strafwürdig sein? Es ist nur allzugewiß, daß derjenige, welcher dem höchsten Wesen menschliche Schwachheiten zutraut, sich eben damit vom wahren Gott entfernt, und einen von seiner eigenen Einbildungskraft geschaffenen Abgott anbetet.

So sind wohl Viele, welche es ganz falsch verstehen, wenn bildlicher Weise von Gott gesagt wird, er sei gnädig, langmüthig, und werde von der Reue des Sünders endlich zum Erbarmen bewegt. Sie denken sich ihn als einen guten, doch schwachen Menschen, der gar ungern zürnt; der, weil er nicht weiß, ob sich sein Untergebener nicht noch bessern wird, Nachsicht mit ihm hat, bis endlich auch die Geduld bricht; dann aber dennoch von seinem ersten Vorsatze, den Fehlbaren zu bestrafen, wieder durch Seufzer, Thränen und Bitten zurückgebracht und versöhnt werden kann. Dergleichen falsche, unanständige Begriffe haben den bösesten Einfluß auf das menschliche Herz. Daher sieht man Viele sich unbesorgt den Ausschweifungen hingeben: sie hoffen, es bei Gott wohl abbitten zu können. Sie zählen auf seine Langmuth, als hätten sie es mit einem Menschen zu thun, den man täuschen kann. Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten! Er weiß seit Ewigkeit, was euer künftiges Thun und Lassen sein werde; daher ist alle Täuschung unmöglich. Ihr leget dem höchsten Wesen menschliche Gefühle und Schwächen bei, aber ihr machet euern Gott noch schwächer und unweiser, als ihr selbst seid. Denn wenn ihr zum Beispiel mit Gewißheit von einem Mörder und Räuber seine Unverbesserlichkeit wüßtet: würdet ihr Nachsicht mit ihm haben, und ihn frei herumgehen und morden und rauben lassen? Gott aber, der Alles kennt, ohne von Langmuth oder Erbarmen, von Freude oder von Schmerz bewegt zu werden, hat den Lauf der Dinge geordnet, und Alles so, daß Alles seine Zeit hat, und Alles sein Ziel zum Segen des Guten, zum Untergang des Bösen.

Es sind noch Viele, welche aus Mißverständniß bildlicher Ausdrücke von der Liebe Gottes in dem Irrthum leben, Gott könne größeres Wohlgefallen an einem, als am andern Volk, größeres Wohlgefallen an einer Religionspartei, als an der andern, haben. Da hört man dann oft in einem Lande Gebete zum Gott der Heerschaaren um Sieg

über ein anderes Land; da hört man oft feindselige Gebete gegen die Unglaubigen, die Ketzer, und wie man sonst noch Leute von andern Glaubensparteien im Hasse gezeichnet. — Aber Gebete, wie diese, wahrlich sie sind keine Gottesverehrungen, sondern Gotteslästerungen! Was würde ein irdischer Vater zu einem seiner Kinder sprechen, das ihn um Waffen und Stärkung anriefe, einen Bruder oder eine Schwester zu ermorden? Gotteslästerer, und ihr betet zu Gott, euch zum Morden, Rauben und Elendmachen euerer Brüder beizustehen? Ist er nicht Vater aller seiner Erschaffenen? Ist er schlechter, als ein irdischer Vater unter euch? Sind wir nicht alle Kinder Gottes? Wo ist ein Volk, wo eine Kirchengenossenschaft, gegen die er so parteiisch wäre, wie ihr verblendete Thoren? Wer Recht thut und Gott fürchtet in allerlei Volk, der ist ihm angenehm, denn es ist kein Ansehen der Person vor ihm.

Viele Andere sind, welche sich aus Mißverständniß des bildlichen Ausdrucks Gottesdienst einbilden, man könne Gott wirkliche Dienste leisten und etwas Angenehmes erzeigen, wenn man gegen ihn äussere Aufmerksamkeit hat, wie gegen Fürsten, die doch nichts als schwache Menschen sind. Sie bleiben dabei unreinen Herzens, schwelgen, saufen, betrügen, verführen, hassen, verleumden, spötteln; aber rennen fleißig in die Kirche, beten lange Gebete, singen, geben Almosen, und glauben mit ihren Zeremonien den Herrn des Weltalls, den Richter der Geister zu bestechen; glauben, sie können die Selbststrafe der Sünden abwenden, und einen Segen erwerben, der nur das Erbtheil tugendhafter Geister ist. Oder sie bleiben in ihren Lastern, und trösten sich des Verdienstes Jesu Christi, als wäre sein Verdienst nicht das Werk des ewigen Vaters selbst gewesen.

Hüten wir uns wohl, den Allerheiligsten mit unsern menschlichen Schwachheiten und Leidenschaften zu bekleiden. In ihm ist kein Ehrgeiz, kein Eigennutz. Wir sollen ihn ehren, nicht weil durch unsere Verehrungen seine Herrlichkeit vergrößert wird, sondern weil unsere Gemüthsvortrefflichkeit gewinnt. Wir sollen Recht thun und seine Gebote halten, nicht weil wir ihm damit dienen, sondern unser eigenes Glück erweitern. Denn was hätten wir ihm zu geben, oder zu leisten, was wir nicht bloß seiner Gnade zu danken haben?

Aber auch diejenigen sinken in Irrthum und Abgötterei, welche, in der Meinung, sich Gott auf die würdigste Art vorzustellen, ihn sich wie eine dunkele, das ganze Weltall durchströmende und bewegende Naturkraft zu denken. Alle Kräfte der Natur, welche wir ausser uns bemerken, wie wunderbar sie auch durch einander treiben, sind der sich durch das Weltall schwingenden denkenden Kraft des menschlichen Geistes noch lange nicht gleich. Der menschliche Geist, frei wirkend, betrachtend, kann, wenn er will, erhabener als die Gewalt der Natur, erhabener als das Schicksal der Natur sein. Machet ihr nun die Kräfte der Natur oder das Schicksal zum Gott, so ist oft der menschliche Geist erhabener, als euer Gott. Dieses Irrthums waren einst und sind noch die heidnischen Völker — wie ist eure Weisheit von ihrem Irrthum verschieden?

Du bist der wahre, lebendige, allein heilige Gott, mein Gott, von Ewigkeit zu Ewigkeit! Dich begreift nicht der Wurm des Staubes, nicht der erhabenste Menschengeist, nicht der Seraph! — Wie könnte ich, der ich mir selber noch ein dunkles Räthsel bin, Dich, Unendlicher, erforschen, und Deine Beschaffenheit ergründen? Jene Sonnen, jene Monde, alle die ungeheuern Weltkörper, welche in den unermeßlichen Himmeln mir aus unzuberechnenden Fernen wie kleine Sterne funkeln, und alle, deren Dasein sich in noch weitern Fernen dem menschlichen Auge entzieht — sie mit ihrer Pracht, mit dem Wunderreich ihrer Kräfte, allgewaltiges, heiliges Wesen, sind Staub vor Dir. Du schufest sie aus dem Nichts zum Dasein. Ich kann ihre Menge nicht mit dem kühnsten Gedanken umfangen. — Herr, Herr, wie vermöchte ich den zu erkennen, und in einer Vorstellung zu fassen, der diesen Staub ins Dasein rief?

Urgeist der Geister, lebendiger, weltbeseligender Gott, zu welchem Jesus mich den Vaternamen mit kindlichem Vertrauen stammeln lehrte! so will auch ich Dich anbeten im Geist und in der Wahrheit. Aber immer, wenn mein Gedanke sich emporhebt zu Dir, und das Hochherrliche Deiner Macht und Weisheit und Güte mich ergreift, und meine Seele in Schauern des Entzückens zittert — immer verschwindet das Wort — ich bin zu schwach — mein Gebet wird zur verstummenden Ehrfurcht.

Stunden der Andacht.

Zweiter Theil.

I.

Das reine Gemüth wird Gott schauen.

Eine Neujahrsbetrachtung.

Matth. 5, 8.

Wer bin ich denn, ich Erd' aus Erde,
Daß ich von Dir gewürdigt werde,
Dich anzusehn in Deiner Pracht?
Diesen milden Glanz des Lichtes,
Den Abglanz Deines Angesichtes,
Gott schuf für mich auch Deine Macht!
Auch mir verherrlicht er
Aus tausend Himmeln her
Deine Größe;
Noch heller einst in jenen Höh'n
Soll ich Dich, Gott, mein Vater, seh'n.
Ach, wer bin ich,
Daß Du auch mich
Zu Deinen Seligen gezählt,
Zu Deinem Anschau'n auserwählt?

Millionen traten mit mir in den neuen Kreis der Stunden, Monden und Jahreszeiten ein; Tausende werden den Schluß dieses Jahres nicht sehen; vielleicht werde ich in der Mitte seines Laufes von der Erde hinweggerufen werden. Denn es wird doch endlich das unausweichliche Jahr erscheinen, in welchem ich meinen Tod finde. Es ist vielleicht das gegenwärtige.

Wie nun, wenn es dieses Jahr wäre? — dieses Jahr das letzte, das du erlebst?

Greis, dein Haar ergraut, deine Kräfte weichen von dir: es ist schon der erste Odem des Todes, der dich aus der Ferne anweht, und welcher dir die Sehnen erschlafft, die Augen trübe macht, und dein Haar bleicht. So welkt von dem ersten Hauch des Winters das Laub der Bäume hin. — Mann, Weib, du prangst in der Fülle deiner Kraft; allein siehe hinter dich. Tausende Deinesgleichen sanken im Sommer ihres Lebens, wie reife Aehren des Feldes, unter der Hippe des Todes nieder. — Jüngling, Mädchen, du lächelst; dein Lebenslauf scheint dir noch eine ganze Ewigkeit zu sein, von der du kein Ende siehst. Aber kennst du dein Inneres? Weißt du, welcher Keim der Todeskrankheit in deiner Brust verborgen schläft? Weißt du, welche unscheinbare Zufälle dich aus der Thür des Lebens hinausstoßen können? Betrachte die Gräber des vergangenen Jahres: sie bedecken auch die Asche manches Jünglings, manches Mädchens.

Ihr schaudert bei dem Gedanken zusammen? Ihr möchtet ihn aus eurem Sinn entfernen? — Nein, er ist doch jeder Seele wichtig. Haltet ihn einen Augenblick fest; denn der Weise bedenkt von Allem, was er beginnt, das Ende. Du bist in ein neues Jahr eingetreten; es geziemt dir, an den möglichen Ausgang desselben zu denken; es geziemt dir, dich an diejenigen zu erinnern, welche in dem vergangenen Jahre von der Erde verschwanden, und sich mit dir dieses Tages nicht mehr hienieden freuen. Denke an das Ende dessen, was du beginnst.

Jeder macht jetzt für das neue Jahr neue Entwürfe. Jeder macht für seine häuslichen Geschäfte, für seine bürgerlichen Verrichtungen neue Plane. Jeder macht sich von dem, was er in diesem Jahre thun will, neue Hoffnungen. Jeder bildet sich von den Schicksalen, die er vielleicht in diesem Jahre erleben wird, neue Erwartungen. Gleichsam mit der ersten Stunde des neuen Jahres wachten eine Menge neuer Wünsche in unserer Brust auf. Selten im Jahre ist der Gedanke des Menschen an die Zukunft so lebhaft, als in den ersten Tagen desselben.

Und warum dies Alles? Was wollen zuletzt alle Entwürfe und Hoffnungen, alle diese Plane und Erwartungen, alle diese Wünsche und stillen Seufzer? Nichts, als daß Jeder damit seine Sehnsucht nach eigenem Glück ausdrücken könne.

Darum sorgt der arbeitsame Hausvater in die Zukunft hinaus, um für sich und die Seinigen sein Vermögen zu vergrößern. Darum entwirft die zärtliche Gattin und

Hausmutter im Winter die Geschäfte des Frühlings und Sommers, um sich das häusliche Leben zu verschönen. Darum verdoppelt der Geist seine Anstrengungen, um höhere Ehre, größeres Ansehen zu erschwingen. Darum baut die Einbildungskraft der Jugend prächtige Träume zusammen.

Wohl denn, diese Wünsche und Erwartungen sind verzeihlich; dieser neue Fleiß zur Vermehrung des Wohlstandes ist löblich. Aber wenn nun deine Wünsche erfüllt würden, wärst du dann glücklich? — Glaubst du, wenn du nun alle Mittel zum Wohlsein errungen hast, als da sind Reichthum, Kenntniß, Geschicklichkeit, Ehre, Ansehen, hohe Stellen, Gewalt: meinst du, dann stehest du am Ziele deiner Wünsche? dann habest du mit den Mitteln zum Glück auch das Glück selbst erhascht?

Ach nein, betrüge dich nicht selbst! Erinnere dich, wie unglücklich du oft gewesen bist, wenn du auch keine Nahrungssorgen hattest; und wie glücklich du oft warst, selbst wenn dir Manches fehlte, das du doch jetzt besitzest. Besinne dich, daß die Erfüllung eines Wunsches wohl freut, aber nie für lange Zeit, und daß jedesmal, wenn eine Sehnsucht gestillt ist, eine andere dafür erwacht; besinne dich, daß deine innerliche Zufriedenheit, daß der schöne Zustand, in welchem du dir selbst sagtest: jetzt bin ich wahrhaft glücklich! oft ganz unabhängig von äussern Umständen war.

Und wie, wenn du nun in diesem Jahre dein Ziel erreichtest, wonach du strebst, wenn nun auch der geheimste Wunsch deiner Brust erfüllt würde, den Niemand vielleicht ausser dir kennt, als Gott — — und dann überraschte dich der Tod am Ziele! — was wäre dein Glück gewesen, dem du Jahre lang mit rastloser Sehnsucht nachstrebtest? — Ein Traum, ein Schatten!

Darum denke, als Weiser, an das Ende dessen, was du beginnst! — Sei noch nicht zufrieden, beim Anfang eines neuen Jahres für dein äusserliches, bürgerliches Leben neue Wünsche, neue Vorsätze genommen zu haben — denke auch an dein inneres Leben, an dein ächtes, dauerhaftes Glück, welches nur aus der Vortrefflichkeit deines Gemüths entspringt. Auch der Christ soll das neue Jahr mit Vorsätzen anfangen; denn kein Gold, kein Purpur, kein Reichthum, keine Hoheit gewährt auf Erden ein so reines Glück, als die Religion dir gewährt! — Siehe, der Reiche weint in seinem Pallast, und der Gewaltige verzweifelt auf seinem Thron; der Kummer verzehrt das Gemüth des Hochgepriesenen, und die Sorge bereitet dem Fürsten ein Nachtlager von Dornen. Sie alle besitzen doch mehr, als du dir nur selbst wünschest von irdischer Herrlichkeit, und haben doch weniger Glück und Genuß, als du bei geringern Mitteln oder auf niedrigern Stufen des bürgerlichen Lebens haben könntest! An dir ist's, der Lebensseligste zu werden; — du kannst es werden; dein Herz fordert es! — Welche Entwürfe hast du nun dafür entworfen? Welche Vorsätze hast du dir beim Anfange des Jahres als Christ gemacht, das höchste Gut des Lebens zu gewinnen, wodurch du beglückter wirst, als der Monarch, und seliger, als der reichste Mensch auf Erden?

Hast du dich im stillen Gebete deinem himmlischen Vater genähert, und ihn um Weisheit angefleht und um Erleuchtung, damit du das erkennen und gewinnen mögest, was im Himmel und auf Erden, in der Ewigkeit und hienieden das höchste Gut ist? Hast du dich in Demuth deinem Jesus, dem göttlichen Lehrer, genähert, und ihn gefragt, wie einst der reiche Jüngling fragte: Meister, was soll ich thun, daß ich das ewige Leben möge haben? Matth. 19, 16.

Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen! — so erwiedert dir Jesu heilige Stimme, und diese Gottesworte zeigen dir den Weg, welchen du von nun an wählen sollst; deuten dir die Seligkeit, der Geister höchstes Gut an, welches du auf diesem Wege, auf keinem andern findest!

Sei reines Herzens, und — o Sterblicher, du zur erhabensten Wonne auserwähltes Wesen! — du wirst Gott schauen! — Nun kennst du den Vorsatz, welchen du, als Freund deines eigenen Glückes, mit dem neuen Jahre zu erwählen hast: reines Herzens sein! Nun kennst du das höchste Gut der Seelen, nach welchem sie in der Ewigkeit noch schmachten wird, wenn sie es hier nicht begehrte: Gott schauen!

Noch ward es dir gestattet, was Tausenden verweigert ist, den Anfang eines

neuen Jahres zu sehen; du athmest noch — wer weiß es, ob du den Schluß dieses Jahres unter deinen Freunden erlebst? Wie aber trateſt du die ersten Stunden dieses jüngſten Zeitraums in deinem Lebenslauf an? — Reines Herzens?

Haſt du dein Gewiſſen gereinigt von allen peinlichen Vorwürfen wegen begangener Uebelthaten? Haſt du deine Feindſchaften, deine Mißhelligkeiten, deinen Neid in der Sterbeſtunde des alten Jahres ſterben laſſen? Haſt du deine ſündlichen Begierden, deine laſterhaften Wünſche, deine beleidigenden dich ſelbſt entehrenden Gewohnheiten in das unendliche Meer der Vergangenheit hinabfallen laſſen? Stehſt du nun im neuen Jahre gleichſam wie ein neugeſchaffener beſſerer Menſch da, der Anſpruch auf das höchſte Geiſterglück machen darf, welches Jeſus und Gott aus der Fülle ſeines Reichthums gewähren mag?

Prüfe dich ſelbſt! — Hüpfe nicht mit unbeſonnenem Leichtſinn in das neue Jahr hinüber, aus welchem dich vielleicht trauernde Mitbürger auf der Todtenbahre hinaustragen müſſen! — Suche eine Stunde der Einſamkeit, wo dich nichts ſtört im Nachdenken über dich ſelbſt, und richte die Frage an dich, als erginge ſie an dich aus dem Munde des Todtenrichters: Wie ſteht es mit deinem Herzen? Welche Fehler verunreinigen es noch? Welche Begierden, welche Leidenſchaften trennen dich noch von der Erlangung deines höchſten Gutes? Was haſt du jetzt noch an dir zu tadeln, zu bereuen? An welcher ſchönen Gemüthseigenſchaft, an welcher Tugend gebricht es dir noch, die dich Gott und Menſchen liebenswürdiger machen könnte?

Sei reines Herzens! — Ach, wie vieles ſchlieſſen die wenigen Worte in ſich! — Es iſt alſo noch nicht genug, daß du äuſſerlich nichts Böſes thuſt; daß du dich mit keinem groben Verbrechen beſudelſt, daß du kein Trunkenbold oder Betrüger, kein Verräther oder Verleumder, kein Verführer der Unſchuld oder Meineidiger ſeieſt, — nein, nicht nur deine Hände ſollen ſich nicht mit Blut oder Raub, mit Betrug oder Wolluſt beſudeln; nein, auch dein Herz muß rein ſein, auch keine Gedanken müſſen dieſes Herz entweihen mit Sünden. Sei reines Herzens!

Aber bilde dir nicht ein, du habeſt ſchon das beſeligende reine Herz, wenn du deinen Verwandten, Bekannten, wenn du wiſſentlich keinem einzigen Menſchen Böſes thuſt, und ſelbſt ihnen in Gedanken nichts Böſes wünſcheſt! — Ach, welche elende Tugend iſt denn dies! So ſind auch die Todten fromm, denn auch ſie üben nichts Böſes weder mit Werken noch mit Worten.

Nein, du haſt kein reines Herz, auch wenn du Niemandem ſchadeſt, ſo lange dich noch die Erinnerung mahnt: du thuſt deinem Nächſten nicht ſo viel Gutes, als du vermagſt. Dein Herz iſt nicht rein, ſo lange du Tugend predigeſt und keine übeſt. Dein Herz iſt nicht rein, ſo lange du dein Dichten und Trachten, alle deine Bemühungen nicht dahin richteſt, in deinem Wirkungskreiſe ein wahrer Wohlthäter aller derer zu werden, mit denen du in Berührung kommſt, und denen du nützlich und wohlthätig ſein könnteſt. Dein Herz iſt noch nicht rein, ſo lange du dich am Abend nicht erinnern kannſt, daß du irgend einem Menſchen an dieſem Tage einen Dienſt geleiſtet, eine Freude gemacht habeſt, wäre es auch von deiner Seite mit Aufopferung geſchehen.

Auf denn, fromme, chriſtliche Seele, erflehe dir in dem neuen Jahre neue Kraft von oben herab; faſſe neuen Muth zur ächten, großen Lebensweisheit, das heißt, zum Chriſtenthum, zum Streben nach Herzensreinheit! — — Faſſe Muth, glücklich zu ſein; faſſe Muth, ſelig zu werden; denn ſelig ſind, die reines Herzens ſind, ſie werden Gott ſchauen!

Gott ſchauen! — Nicht mit den Augen des Lebels bloß, ſondern mit deiner ganzen Seele, in deinem ganzen Innern wirſt du, reiner, frommer Menſch, ihn ſehen, ihn empfinden. Du wirſt mit deinem ganzen Weſen Gott fühlen! — Sei reines Herzens, und das Bewußtſein deiner Reinheit und Chriſtentugend wird dich ſchon auf Erden wie einen Verklärten über das zufällige Ungemach dieſes Lebens hinwegheben, und wird einen Himmel in deine Bruſt ſenken. Sei reines Herzens, und mit jedem Gedanken an Gott und Ewigkeit wird eine göttliche Wolluſt durch deine Seele zittern, wie ein Lichtſtrahl aus der beſſern Welt. Und legten auch Könige ihre Zepter zu deinen Füßen; gäbe die Welt auch Tonnen Goldes zu deinem Eigenthum — du würdeſt gegen dieſen Staub nicht den Himmel des innern Bewußtſeins, nicht die

göttliche Gemüthsruhe vertauschen, die du dir erworben durch eigene Macht. Gott schauen! O Christ, o Geweihter Jesu, du wirst ihn schauen, nicht mit den irdischen Augen allein, auch mit den Augen deines Geistes, die dir durch Jesu Lehre geöffnet werden. Die Seele des Menschen, durch Tugend geläutert und verklärt, durch Religion losgerissen von den Banden der Sinnlichkeit, sieht heller, als die Seele, die im Staube nur für den Staub lebt. Du wirst in Jesu Fußstapfen vor Gott wandeln, in ihm leben und weben, und er wird dir erscheinen in allen wundervollen Erscheinungen seines Weltalls. Wenn die Winternacht dir Millionen Sterne aus dem uferlosen Firmament entgegenprangt; wenn die Frühlingswelt Millionen Blumen um deine Füße wirft; wenn im Sommergewitter die Flamme des Blitzes das Himmelsgewölbe zerspaltet; wenn der Herbststurm tobend durch die hundertjährige Eiche brauset — du wirst nicht die Sterne, die Blumen, nicht die Flammen und den Sturm, nein, du wirst Gott schauen, der in seinem Weltall webet und sich dir offenbaren, zu dir reden will.

Gott schauen! — Ja, du wirst ihn schauen, wo Finsterniß das Auge des Sterblichen umhüllt. Er wird dir auf deiner Lebensbahn in seiner Herrlichkeit begegnen, wo andere Sterbliche bestürzt dastehen, und die wunderbare Macht eines todten Zufalls anstaunen, über welchen ihr Verstand, mit sich selbst im Widerspruch, wie in Wahnsinn versinkt. Du wirst ihn erkennen in den seltsamen Verwickelungen deines Lebens, die sich am Ende jedesmal so genugthuend und beglückend auflösen; wirst ihn gewahr werden in dem Labyrinth deiner Schicksale, wo seine Vaterhand dich mit warmer Liebe ergreift, wenn es die rechte Zeit ist.

Wenn in einer seltenen festlichen Stunde der Segen des Himmels auf irgend eine deiner Thaten niederströmt; wenn Menschen, die dich oft wohl selbst verkannten, deinen Werth endlich mit stiller Rührung anerkennen; wenn die Liebe aller Guten nun gegen dich das lange Schweigen bricht, und dir deinen Edelsinn, den manche Prüfung bewährt hat, mit Entzücken lohnt; wenn tausend Freuden deine Seele umringen — dann, du Christ, du Edler, dann wirst du Gott schauen, der dich immer liebte; Gott schauen, der deinen Triumph dir bereitete, um dich auf Erden herrlich zu erquicken; du wirst ihn schauen, in ihm athmen; seine Seligkeit wird dich durchströmen!

Sehen wirst du ihn, auch wenn dein Verhängniß dich zu finstern Abgründen leitet. Wenn mit dem treulosen Glück auch treulose Freunde dir den Rücken zuwenden; wenn jede, auch die kleinste Lebensfreude sich von dir hinwegflüchtet, und nur der Schmerz allein dein Gefährte bleiben kann — dann wirst du Gott sehen! Du wirst ihn unter deinen Thränen anlächeln. In der Mitternacht deiner Schwermuth wird dich, wie Sonnenlicht, der Gedanke mit anleuchten: „Aber der Ewigtreue ist dir treu! Er will dich nicht verlassen!“ Und es wird hell um dich bleiben.

Gott schauen! — Du wirst ihn schauen! Vereinigt mit ihm durch Jesum, wird deine Seele dem Allgegenwärtigen immerdar begegnen. Er wird sich deinem Gemüthe offenbaren, wenn du im Gebet voller Inbrunst vor ihm niedersinkst, oder du hingeheft, einen unglückseligen Bruder zu erretten. So hat Jesus ihn geschaut, als er in Gethsemane weinte, als er am Kreuze noch sterbend für das Heil der Welt betete, und als er, ein Sieger über Tod und Grab, wieder der erstaunten Welt erschien.

Frommer, vollendeter Christ, du wirst Gott schauen, wenn dein gebrochenes Auge im Tode die Welt nicht mehr erkennen mag; dir wird sich ein Himmel eröffnen, wenn die dunkle Erde unter dir wie ein Traum verfließt. Das Göttliche wird in dir erst ganz entbunden sein, wenn das Menschliche an dir zum todten Staub zusammenfällt.

Dann, o dann, mein unsterblicher Geist, wenn nun deine schönere Geburtsstunde geschlagen hat, die auf Erden Tod und im Himmel Erwachen heißt, — dann wirst du Gott schauen!

Ich werde Dich sehen in deiner unaussprechlichen Majestät und Größe und Liebe, o mir jetzt noch unsichtbarer Vater, und dann erst wird meine erfüllte Sehnsucht im Entzücken verlöschen. Ich werde Dich schauen, ach, gewürdigt sein, Dich heller zu erblicken, wenn ich, des Irdischen entlöset, ein reiner Geist, mich mit der geistigen Welt vermische, und in die wahre Heimath zurückkehre, der ich entstamme. Denn von Dir, Allmächtiger, Allgütiger, stamme ich; aus dem Schooße der Ewigkeit

riefst Du den belebenden Funken, Geist genannt, der zur Ewigkeit zurückfliegt.

Ich werde Dich schauen! — O welche Seligkeit liegt schon in der Hoffnung dieses Entzückens! Dann schwebe ich um das Ziel meiner höchsten Vollendung; die Geheimnisse des Weltalls entschleiern sich vor meinen Blicken, und Seligkeiten durchschauern mich, für die hienieden kein Name gefunden wird. — Ich werde Dich schauen, ich selbst dann vollkommener, herrlicher durch Deine Gnade; ein edler Theil des endlosen Weltganzen, geschaffen zu Vollkommenheiten, die ich auf Erden noch nicht ahnen kann! — Weltenschöpfer! — wie werde ich Dich würdig anbeten, wenn das Lichtreich der Seligen mich umfängt, und die verklärten Schaaren der Unsterblichen und Myriaden Welten Dir entgegenjauchzen! wenn die himmlische ewige Bahn zu immer größern Vollkommenheiten und immer namenlosern Seligkeiten vor mir glänzend aufgethan liegt! wenn ich auf dieser Bahn, ach, die Geliebten meiner Seele suche, die Edeln, welche vor mir früh dahin gingen, und sich emporschwangen, und Dich sahen!

Verstumme, o mein allzukühner Geist, und bete in kindlicher Einfalt hienieden die Macht des Allerhöchsten, des Allergütigsten an. Es wird ein Tag erscheinen — er erscheint gewiß! — da wirst du, o mein unsterblicher Geist, ihm näher stehen, mit all' den Seligen, für die, wie für dich, das Blut der Heiligen floß!

Werde wie sie, wie jene Verklärten, die Gott schauen dürfen. Dorthin darf nicht der Unreine treten; nur die Reinheit, nur die Unschuld tritt in das Heiligthum einer schönern Welt.

Ach, was war ich bisher! Wie unwürdig, wie fehlervoll noch im vergangenen Jahre! Und was bin ich noch jetzt! — O Gott, du Allerheiligster, wie darf ich zu Dir emporsehen, wie darf ich das Höchste hoffen? Nur die reines Herzens sind, werden Dich schauen. O so laß mich reines Herzens werden, und durchdringe mich mit der Kraft Deines heiligen Geistes, daß ich nicht ermüde, mich selbst zu läutern von Allem, was sündlich und unvollkommen ist. Ein neuer, ein besserer Mensch will ich in das neue Jahr eintreten; reines Herzens will ich durch das Leben gehen. Wohl mir, wenn ich überwinde; wohl mir, wenn ich mein heiliges Ziel erreiche; wohl mir, wenn auch ich einst auf meinem Sterbebette lächelnd zu meinen Freunden sprechen darf: Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen!

II.

Die Andacht.

Matth. 15, 8.

Wenn ich vor meinen Schöpfer trete,
Und in der stillen Einsamkeit
Mit tiefer Andacht zu ihm bete,
Was fühl' ich da für Seligkeit!
Was strömt mir da für Seelenruh',
O Gott, von deinem Throne zu!

Wie klein erscheinen mir die Freuden
Des Irdischen und seiner Pracht,
Um die sich Menschen oft beneiden,
Und Mancher sich zum Sklaven macht!
Ach, keine Freude ist so rein,
Als im Gebet vor Gott zu sein.

Drum will ich auf der Andacht Schwingen
Zu Dir, mein Gott, mich oft erhöh'n;
Des Weltalls Wunderwerk durchdringen,
Um Deine Größe zu verstehn,
Mit Inbrunst preisen, beten — dann
Reiht sich der Mensch dem Engel an.

Jerusalems Pharisäer und Ausleger des mosaischen Gesetzes umringten einst den Messias, und bestürmten ihn mit Fragen, die für ihn und seine Jünger voller Vorwürfe sein sollten. Denn sowohl die Jünger, als ihr göttlicher Führer selbst, unterliessen zuweilen die Beobachtung mancher kleinen Gebräuche, welche das Gesetz Mosis bei verschiedenen Gelegenheiten vorzeichnete, wie zum Beispiel, man müsse die Hände waschen, ehe man damit Brod anrühre, welches gegessen werden sollte.

Christus wandte sich mit jener überwindenden Kraft an sie, die seinen Worten nie fehlte. Er machte ihnen klar, wie sie allerdings mit bewundernswürdiger Genauigkeit auch die geringsten äusserlichen Werke des mosaischen Gesetzes vollzögen, jedes Opfer, jede Reinigung, jedes Gebet, und dennoch ohne Religion, und fern vom Geiste der mosaischen Lehre wären. Er überführte sie davon mit unläugbaren Beispielen. Und sie wären, fügte er hinzu, ohne Religiosität, weil sie ohne Andacht wären. „Ihr Heuchler!“ rief er: „Es hat wohl Jesaias von euch geweissaget und gesprochen: „Dies Volk nahet sich zu mir mit seinem Munde, und ehret mich mit seinen Lippen, aber ihr Herz ist fern von mir.“ Matth. 45, 7, 8.

Religion ist das heilige Verhältniß, in welchem der Sterbliche zur Gottheit steht. Nicht ein bloßes Erkennen dieses Verhältnisses ist Religion, nicht ein bloßes Beobachten gewisser äusserlicher Zeichen der Ehrfurcht vor dem höchsten Wesen ist Religion; sondern, da Gott ein Geist ist, muß der Geist des Menschen von der Verehrung des Allerheiligsten durchdrungen sein, und sich in Betrachtung, oder Gebet, oder frommen Thaten über alles Irdische zum Geist der Geister erheben. Diese Erhebung des Geistes zu Gott, diese Auflösung in ihm, ist Andacht. Ohne diese Andacht ist keine Religiosität möglich, alle Religion, aller Glaube, alle Erkenntniß, alle Gottesverehrung, alles Gebet, alles Wohlthun vergeblich, und ein ganz todtes Spielwerk.

Jesus kannte die Tiefe des menschlichen Gemüths und dessen Schwächen. Darum sind seine Worte, die er vor beinahe zwei vollen Jahrtausenden sprach, noch bis zur heutigen Stunde treffend; und was er im Lande Genezareth predigte, wird mitten unter uns als wahr erfunden, wie wenn er es in unserm Vaterlande zu den Leuten des heutigen Tages gesagt hätte. Sehet die Menge der Christen unserer Zeit! Höret die Ausleger der Bibel auf den heiligen Lehrstühlen, wie genau sie die Worte der Schrift kennen, wie scharfsinnig sie die Reihe menschlicher Pflichten entfalten, oder die Geheimnisse des Glaubens. Aber betrachtet ihr inneres Leben und ihr übriges Wirken. Sie haben es mit dem Predigen, mit den übrigen kirchlichen Verrichtungen abgethan, als wären und thäten sie, was sie sind und thun, nur von Amts wegen. Sie haben die Erkenntniß, aber nicht den Geist ihrer Religion. Höret, wie die Leute fleißig beten an Morgen und Abenden und zu Mittag, im Hause, wie in der Kirche, wie über den Gräbern der Todten, wie in also geheißenen Erbauungsstunden. Sehet, wie fleißig sie zu den Tempeln Gottes eilen, und darin ihre Plätze einnehmen; doch auch dort oft dem bürgerlichen Range nach, nicht wie Kinder im Vaterhause mit dem Gefühl der Gleichheit, und daß vor Gott nicht gilt das Ansehen der Person! Sehet, wie eifrig sie hineilen zum Genuß des Abendmahls, zur Messe, zur Predigt, zur Taufe; wie sie die Augen senken oder erheben, die Hände falten; wie sie mit Strenge daheim die Fasten beobachten, oder das Lesen eines Kapitels aus der Bibel! Aber könntet ihr zugleich dabei das Innerste ihres Gemüths durchschauen, ihr Leben im Hause oder im Amt, das Spiel ihres Eigennutzes oder ihrer Eitelkeit! Sie haben alle äusserliche Werke des Gesetzes, alle menschliche Ordnungen und Einrichtungen beobachtet, aber die göttlichen Verordnungen nicht. Sie haben die Schale, aber der Kern ist todt; sie haben den Buchstaben, aber nicht den Geist. Sie sind und thun, was sie sind und thun, nicht mit Andacht. Darum haben sie zwar eine Religion, aber keine Religiosität. Dieses Volk ist es, von welchem der Messias sprach: Es nahet sich zu mir mit seinem Munde, und ehret mich mit seinen Lippen, aber ihr Herz ist fern von mir.

Wohl haben dies unter den Christen viele empfunden, und sie sehnten sich nach dem Bessern. Daher sonderten sie sich von der Menge ab, und bildeten im Schooße der christlichen Kirche neue, frömmer sein wollende Gemeinden, neue Sekten. Sie verfielen aber meistens nur in den entgegengesetzten Fehler. Nicht ihre Tugenden, nicht ihre gottseligen Werke vermehrten sich, sondern ihre Betstunden; es wuchs die Zahl ihrer Andachtsübungen, aber nicht ihre Andacht. Christus und seine Jünger sonderten sich nicht ab von den übrigen bessern oder schlechtern Gottesverehrern, sondern sie beteten mit den andern Juden in den Tempeln und Synagogen. Es kommt nicht darauf an, in wessen Gesellschaft man betet, oder mit welchem äussern Anstand man betet, sondern wie und mit welchem Gemüth man betet. Viel Beten mit frommem Schein, oder bei jeder Gelegenheit den Namen Gottes auf den Lippen tragen, oft bei ganz unschicklichen Anlässen; aus Ehrfurcht vor dem Allgegenwärtigen sich aller unschuldigen Vergnügungen enthalten; in äusserlicher Zucht und Ehrbarkeit sich wohl behagen, wobei doch das Herz oft vom Neid, vom Zorn, oder von Begierden anderer Art bewegt sein kann: heißt nicht Andacht, sondern Andächtelei. Nicht die Waffe und das Kriegslied, sondern der Muth macht den wahren Krieger. Nicht Alle, die Herr, Herr! zu mir sagen, sprach Jesus, werden ins Himmelreich eingehen.

Noch weniger sind im Geiste Jesu Christi jene schauerlichen Büßungen erfunden, durch welche Menschen, um ganz sich der Gottheit

zu eignen, andere Menschen vermeiden; in Einöden und Zellen einsam leben; ihre der menschlichen Gesellschaft schuldigen Pflichten versäumen, zu denen der Sohn Gottes so ernst mahnte; ihren Leib mit Kasteiungen tödten, diesen Leib, der, wie ihn das göttliche Wort nennt, ein Heiligthum, ein Tempel Gottes sein soll; durch Fasten, Geißelungen und Entbehrung aller Bequemlichkeiten ihre körperlichen und geistigen Kräfte schwächen, die ihnen der Vater im Himmel gab, als das Pfund, mit welchem sie zum Wohl der Menschheit wuchern, als das Licht, welches sie nicht unter den Scheffel stellen sollten. Dies ist nicht Religiosität, sondern Vernichtung derselben im Widerspruch mit dem Willen Gottes. Es ist nicht mehr Andacht, sondern Schwärmerei, kein Leben im Herrn, sondern ein Selbstmord aus unseligem Mißverständnisse der Worte Jesu. Man ergriff des Wortes Buchstaben, und hielt darauf, und verlor dessen Geist. Darum tödtet jener, während nur dieser allein lebendig macht.

Was ist Andacht? — Schon der Ausdruck wird durch sich selbst erklärt. Es ist das Darandenken, was man thut; ganze Aufmerksamkeit des Gemüthes auf das Geschäft, welches man vorhat. In diesem allgemeinsten Sinn wird Alles mit Andacht verrichtet, wo sich die volle Aufmerksamkeit des Geistes an den Gegenstand heftet.

Je wichtiger eine Sache für uns ist, je unbeschränkter fesselt sie unsere Aufmerksamkeit. Was ist nun wichtiger, als unser Glück, unser Stand im Weltall, unser Verhältniß zur Ewigkeit? Was ist erhabener im Weltall, in der Ewigkeit, als Gott? Daher ist keine Religiosität ohne Andacht möglich. Daher ist Andacht die Entfesselung des Geistes von aller Zerstreuung, von allem Irdischen, und seine volle Hinneigung und Erhebung zu göttlichen Dingen. Diese, sobald sie unser Gegenstand wirklich sind, beherrschen dann unwillkührlich unser ganzes Inneres. Daher ist Andacht jene feierliche Stimmung des Gemüths, in welcher jeder weltliche Gedanke verschwindet. Die Stufe der höchsten Andacht aber ist die stille Entzückung des Gemüths, in welcher sich das Antlitz des betenden Jesus verklärte, oder der betende Stephanus voll heiligen Geistes gen Himmel aufblickte, und die Herrlichkeit Gottes empfand, während ihn das Volk steinigte. Ap. Gesch. 7. 55 — 59.

Diese Andacht, wie Jeder von selbst fühlt, wird nun im Menschen auf keine Weise durch Künstelei hervorgebracht. Möget ihr doch Betstunden halten, oder den Rosenkranz durch die Finger winden; möget ihr die Hände falten, oder gen Himmel heben; möget ihr auf den Knien liegen, oder auf dem Angesicht; möget ihr betend das Gesicht verhüllen, oder den Kopf entblößen,— dies Alles bringt keine Andacht hervor, wenn es gleich ein Erinnerungsmittel ist, andächtig zu sein, oder zuweilen eine Wirkung der innerlichen Andacht auf die Aussentheile des Körpers ist, um jede Zerstreuung von sich abzuwehren. Von innen heraus muß die Andacht wirken, von aussen herein erkünstelst du sie nicht. Dergleichen äusserliche Gebräuche, obwohl sie nicht die wahrhafte Andacht erzeugen, noch statt der Andacht selbst gelten können, sind darum aber keineswegs zu tadeln, sondern ganz löblich. Sie mahnen besonders, wenn man in großen Versammlungen den Zweck hat, Gott zu verehren, an das, was geschehen soll; sie verhindern durch ihre gewohnte Einförmigkeit jede nachtheilige Zerstreuung, welche in zahlreicher Gesellschaft möglicher ist, als in der Einsamkeit. Ja, da bei uns Menschen das von den Sinnen empfundene Aeusserliche großen Einfluß auf unser Gemüth hat, ist es allerdings zu glauben, daß solche äussere Anständigkeit, ohne eben die Andacht zu erzeugen, doch das Herz zu derselben vorbereitet und geneigt macht.

Ist nun gewiß, daß sich die wahre Andacht nicht erkünsteln läßt, so ergibt sich, daß sie noch weniger erzwungen oder befohlen werden kann. Der Befehl: sei andächtig! ist daher eitel und thöricht, sobald das Herz selbst zu dieser erhabenen Stimmung entweder nicht geneigt oder ganz unfähig ist. Die Klage vieler Prediger über Mangel der Andacht bei ihren Zuhörern ist gewöhnlich eben so oft eine Selbstanklage der unzufriedenen Lehrer. Denn sie geben dadurch zu erkennen, daß es ihnen entweder am erforderlichem Eifer und Fleiß, oder an den nothwendigen Gaben ihres wichtigen Berufes gebricht, durch Lebendigkeit, Klarheit, Würde und einnehmendes Wesen ihrer Rede die Aufmerksamkeit der Gemeinde zu gewinnen, fest-

zuhalten, und zur ganzen Höhe ihres Gegenstandes zu erheben.

Die Andacht ist eine freie Aeusserung und Handlung des Herzens, wie die Liebe, wie die Hochachtung. So wenig sich die Liebe durch Befehle erzwingen läßt, eben so wenig die Andacht. Du kannst deinen Kindern befehlen, Stille zu beobachten, schweigend und mit gefaltenen Händen vor sich hinzublicken, auswendig gelernte Gebete herzusagen: aber was sie dabei fühlen, woran sie bei den alltäglich gewordenen Worten denken, das kannst du nicht wissen, das kannst du nicht erzwingen. Es gehört zur wahren Andacht eine ganz andere Vorbereitung des Gemüthes.

Aus diesem Grunde ist allerdings der, wenn gleich wohlmeinende, doch blinde Eifer solcher Obrigkeiten keineswegs zweckmäßig, welche ihren Unterthanen bei Strafe gebieten, in die Kirche zu gehen, das heilige Abendmahl regelmäßig zu genieſſen, die Beichte fleißig zu besuchen, oder nicht bei andern kirchlichen Uebungen zu fehlen. Damit wird keine Religion oder Religiosität, sondern die Heuchelei befördert, die dem Herrn ein Gräuel ist. Erzwungenee Dienst ist kein Liebesdienst. Nicht dies Geplärre, nicht dies äusserliche Andächteln fordert der Herr. Das ist das Volk, von dem er spricht: Es nahet sich zu mir mit seinem Munde, und ehret mich mit seinen Lippen, aber sein Herz ist fern von mir!

Nicht erkünstelt, auch nicht erzwungen kann die Andacht werden, sondern sie muß frei hervorgehen aus dem Gemüth. Sie geht aber freiwillig hervor, wenn das Gemüth voll natürlicher Ehrfurcht und inniger Liebe zum Allerhöchsten ist. So hört der Untergebene seinen Vorsteher aufmerksam an, den er wirklich schätzt; so blickt der Unterthan mit Ehrfurcht auf seinen Fürsten, von dem er weiß, daß er Macht hat, ihn zu erheben oder in den Staub zu stürzen; so redet das Kind mit Zärtlichkeit zu der Mutter, weil es an derselben mit Liebe und Dankbarkeit hängt. — So lerne denn die Majestät des allmächtigen Gottes kennen in seinen Werken, seine Weisheit, seine Vorsehung, sein Erbarmen in deinen Schicksalen; vergegenwärtige dir seine unendliche Macht und seine unendliche Liebe; erblicke in ihm den Erhabenen, vor welchem alle Sonnen des Himmels nur ein fliegender Staub sind, der mächtigste Erdengott, in seinen Purpur und Gold gehüllt, ein Wurm ist; erblicke in ihm den Schöpfer deines Verhängnisses, den, der Gewalt hat über Leben und Vernichtung, den Richter der Todten, den Gott der Ewigkeit, — und Ehrfurcht wird dich durchbeben, und die arme Aussenwelt mit ihrem Tand wird wie ein Schattenbild um dich her zurückweichen; dein Geist wird sich schaudernd und doch voll Muth zum Schöpfer, bange und doch voll Hoffnung und Inbrunst zum Vater der Seelen erheben — du wirst Andacht empfinden.

Wie Mancher weiß kaum, was Andacht ist, weil er sie nie empfunden! — Wie Mancher kennt sie nur aus einem schnell vorübergegangenen großen Augenblick des Lebens, da ihm Furcht und Angst das Herz quälten, und er keine Hilfe, keinen Retter mehr kannte, als den Allmächtigen! So betet Mancher auf dem Sterbebette mit Inbrunst des Gemüthes zum allererstenmale im Leben, wenn er zum letztenmale betet; so Mancher, wenn die Donner über den Erdball zerschmetternd hinrollen, und Flammen des Blitzes den Himmel zerreiſsen; so Mancher, wenn er jammernd am Krankenlager des Vaters, der Mutter, der Gattin, des heißgeliebten Kindes, eines Freundes, einer Freundin stehet, und nun das theure Leben entfliehen sieht, und es nicht retten kann. Dann vergegenwärtigt sich auch dem Leichtsinnigsten die Größe, die Allmacht, die Liebe des unendlichen Gottes, und wird das Gefühl menschlicher Nichtigkeit lebendig: dann ist es Andacht.

Lehret, ihr Aeltern, ihr Erzieher, ihr Volkslehrer und Verkünder des Evangeliums, lehret die Jugend, lehret die Erwachsenen die Hoheit des Allerhöchsten, die Vollkommenheit, Macht und Gnade des vollkommensten Wesens lebendig erkennen, und die Ehrfurcht wird nicht fehlen, und die Andacht wird von selbst hervorgehen. Lehret die Kinder nicht erst Gebete auswendig hersagen, die sie oft kaum begreifen, und hintennach die Eigenschaften des himmlischen Weltvaters kennen; sondern flößet der Jugend, flößet den Erwachsenen zuvörderst Ehrfurcht gegen den Unendlichherrlichen, Liebe zu dem Unendlichgütigen ein, und dann werden sie von selbst zu beten anfangen, ohne Gebete gelernt zu haben. Veredelt, ihr Obrigkeiten,

eure verwahrloseten Schulen; veredelt die Gestalt der öffentlichen Gottesverehrung durch Wachsamkeit über die Würdigkeit, über Kenntniß, Wandel und Eifer der Seelsorger und Prediger: so wird die Religiosität im Volke durch sich selbst erblühen. Dann wird Andacht nicht fehlen, weder beim einsamen, noch beim öffentlichen Gebet, weder in Betrachtung der Natur, noch unter den Rührungen, welche der Anblick menschlicher Schicksale erregt. Denn die liebende und ehrfurchtvolle Erhebung unsers innern Sinnes zu Gott findet nicht bloß in der Unterredung mit Gott, welche Gebet heißt, statt, sondern überall da, wo uns ein Ereigniß oder eine unserer Pflichten auf Gott hinweiset. So kann ich mit Andacht die Wunder der Schöpfung untersuchen, oder ihre Beschreibung vernehmen. So kann mich die Betrachtung meiner Pflichten, meiner Tugenden und Fehler, und jede Erweiterung meiner Erkenntnisse mit andächtigen Gefühlen erfüllen. So kann die Rührung, welche ich beim Wahrnehmen des Leidens oder der Glückseligkeit guter Menschen, der Selbstbestrafung des Lasters oder des süßen Selbstlohns der Tugend empfinde, mit andächtigen Gefühlen verschwistert sein. So kann das Lesen frommer Schriften, die Anhörung einer heiligen Rede das Gemüth in höhere Stimmung versetzen. So kann ich mit Andacht Almosen oder guten Rath geben, mit Andacht mein Amt verrichten, und häusliche Pflichten vollbringen. Mit Andacht lehrt mich mein Jesus Gott lieben, das heißt, ihn von ganzem Herzen, von ganzer Seele und mit allen Kräften des Gemüths lieben. Denn die Andacht schließt Alles, was dem Hauptzweck fremd ist, von sich aus.

Daher kann aber auch der Mensch nicht zu allen Stunden des Tages, wie man zu sagen gewohnt ist, der Andacht pflegen; auch die gemeinen Geschäfte des häuslichen und bürgerlichen Lebens verlangen Aufmerksamkeit. Es gibt mancherlei Verrichtungen, zur Erhaltung unserer Gesundheit, zur Beförderung unsers Hausglücks, Geschäfte des Berufes und der Geistesthätigkeit, die nicht mit Zerstreuung abgethan werden können. Thöricht wäre es, bei solchen Dingen Erhebung des Gemüths zu fordern; heuchlerisch aber ist es, bei denselben wirklich einen frömmelnden Ton, ein beterisches Kopfhängen, ein feierlich ernstes Wesen anzunehmen. Alles hat seine Zeit; aber daß man Alles zu rechter Zeit thue, und zu jeder Zeit der Rechte sei, dies ist des Christenthums Grundgebot! Freuet euch mit den Fröhlichen, weinet mit den Traurigen! Wer zu jeder Zeit Alles zugleich sein will, wird Alles nur halb und mangelhaft verrichten.

Willst du aber in einer Tagesstunde dich mit heiligen Dingen beschäftigen: dann geschehe es mit dem Ernst, welcher dem Wichtigsten auf Erden gebührt, und die wunderbaren Wirkungen der Andacht auf dein Herz, und der Einfluß der heiligen Stunde, des einzig heiligen Augenblickes, auf alle nachfolgende im Weltgeräusche verlebten Stunden, wird nicht fehlen. Gleichwie im Frühling ein sanfter Regenschauer am Morgen oder ein Thau die Natur für den ganzen Tag erquickt und erfrischt, so stärkt die Stunde der Andacht das Herz des Menschen für eine lange Reihe anderer Begebenheiten, Entschlüsse und Handlungen. Es möge nachher das Erfreuliche oder das Schreckhafte folgen — das Gemüth wird noch immer eine gewisse Erhabenheit über beides behaupten. Ja, die dadurch bewirkte Seelenstimmung wird sich sogar in unbedeutenden Gesprächen und mitten unter unsern Scherzen mit Freuden noch fühlbar machen. Andachtvolle Beschäftigung mit göttlichen Dingen ist Erhebung des Gemüths zum Erhabensten. Da ist Abgezogenheit vom Irdischen; da schweigen die Leidenschaften niederer Art. Wer öfters mit Gott umgeht, wird dadurch selbst göttlicher, und ein erhabener Mensch. Es verdrießt ihn das Gefühl des Mangelhaften, der Anblick des Ungerechten. Die höhere Stimmung wird in ihm gewissermaßen durch Gewohnheit bleibender und herrschender. Sie verbreitet eine Heiligkeit in seinen Gesinnungen, welche Alles, was er denkt, fühlt und thut, adelt. Was er auch wahrnehme, sage und begehre: es wird mit Liebe, Milde und Güte geschehen, und das Gepräge einer schönen Seele führen. Wer kann in Gebeten oder frommen Betrachtungen vor Gott stehen und gleichsam vom Thron des Allerhöchsten niedersteigen, um Unwürdiges zu lieben oder zu vollbringen?

So wird dem Christen gewissermaßen das ganze Leben eine große Andacht — so war es Dein Leben, Gottmensch, Weiter-

löser, Jesus Christus. Dein gesammtes Wirken unter den Kindern des Staubes war eine heilige Erhebung der reinsten Seele, Dein Gedanke an den Vater der Geister immer eine heilige Entzückung — denn ach! wer kannte den Vater, wie Du? Deine Gebete waren eben so viele Verklärungen.

O mein und aller Welten Gott, Unsichtbarer, Majestätischer, du Eines, du Alles und doch noch mein Vater, Dich durch Jesum, Dich durch den Glanz Deiner Wunder immer näher und herrlicher kennen zu lernen, und mich in der erweiterten Erkenntniß immer mehr zu heiligen, — mich in der Vereinigung meines Geistes mit Dir, mein Gott, zu vergöttlichen — ach, das ist meine Sehnsucht, mein Streben, das die Bestimmung meines Lebens. — Könnte ich ihr jemals ungetreu sein? Nimmermehr. Der Anblick Deiner Größe erfüllt Himmel und Erde mit Erstaunen und Verehrung, die Betrachtung Deiner Liebe, die Unendlichkeit der Welten mit Wonne. Es beten vor Dir Seraphim und Cherubim; und betende Andacht nähert den Sterblichen den Engeln und ihrem Thun. O, daß ich zu den heiligen Schaaren gehören könnte, die Dich hier im Staube schon ganz würdig verherrlichen! Ich kann es—Du gabst mir die Gnade und die Kraft! Mehr einst dort, Dir näher, selbst herrlicher, werde ich es. Amen.

III.

Vom Einflusse des Gemüthszustandes auf unsern religiösen Sinn.

Klagelied Jerem. 3, 40.

Aechten Glauben gib vor allen
Andern Gnaden, Vater, mir!
Wem er fehlt, muß Dir mißfallen,
Wer ihn hat, ist eins mit Dir.
Er belebe meine Triebe,
Sei der Stab, die Hand der Liebe!
Er besiege, wie ein Held,
Durch mich Satan, Fleisch und Welt.

Unaussprechlich schwach und flüchtig
Ist mein tiefverdorb'nes Herz.
Heut' ist mir die Tugend wichtig,
Morgen ist sie nur ein Scherz.
Ach, wär' nur mein Glaube fester!
Stärk' ihn, mehr' ihn, Allerbester,
Jesus, eile, stärk' ihn Du,
Ach, sonst find' ich keine Ruh!

Man hat seine Launen. Man kann sich auch beim besten Willen nicht immer gleich sein. Man ist heute leicht und heiter, zu allen Dingen aufgelegt, fühlt sich recht wohl und lebendig und begreift selber nicht, warum man so lebensfroh ist. Morgen ist man, ohne Grund und Ursache, verstimmt, verdrossen, schwerfällig; nichts geht von von der Hand; man fühlt sich durch Kleinigkeiten aufgebracht, durch einen bloßen Blick gekränkt; ist wehmüthig, düster, hat eine sonderbare Beklommenheit und Angst, ohne sich das Alles erklären zu können. Freilich erklären läßt es sich zuweilen wohl, aber doch hält es immer schwer, sich im ersten Augenblick darüber deutliche Auskunft zu geben. Ja, wenn man in einer unbehaglichen Verstimmung ist, ist man selten aufgeweckt genug, sich über die Veranlassung solcher Verstimmung Rechenschaft zu geben.

Dieser Wechsel unserer Gemüthszustände kann oft in einerlei Tag statt finden. Wir sind gewöhnlich am Morgen, wenn der Leib durch einen gesunden Schlaf erquickt und gestärkt worden ist, weit leichter und freundlicher, als am Abend, wenn die Kräfte unsers Körpers erschöpft sind. Wir beurtheilen oft eine und dieselbe Sache ganz anders, wenn wir in der Stille der Nacht daran denken, als wenn es des Morgens geschieht.

Eine leicht veränderliche Gemüthsstimmung zeugt immer von einem lebhaften und reizbaren Temperamente. Doch ist sie bei weitem nicht ein so großes Unglück, als eine Tage und Wochen und Monate lang anhaltende traurige Verstimmung. Diese macht uns das Leben selbst zur Qual, und zu vielerlei Gutem unfähig.

Die Ungleichheit unsers Gemüthszustandes hat sogar wesentlichen Einfluß auf unser Christenthum. Bei heiterem Sinn sind wir wohlwollend gegen Jedermann; bei düsterer Laune aber gehässiger, auffahrender, heftiger, liebloser im Urtheilen, Reden und Handeln.

Ist es uns mit der Nachfolge Jesu, mit unserer Besserung aufrichtiger Ernst: so können wir keineswegs gegen die Veränderlichkeit unserer Gemüthszustände gleichgültig bleiben. Es muß eine unserer wichtigsten Angelegenheiten sein, über diesen Gegenstand nachzudenken; die wahren Quellen unserer Niedergeschlagenheit aufzusuchen; uns zu bemühen, dieselben hinwegzuschaffen. Denn jede ängstliche, traurige Stimmung der Seele verhindert uns nicht nur, Alles,

was uns umgibt, in seiner wahren Beschaffenheit zu erkennen, sondern macht uns, oft wider unsern Willen, ungerecht, dem Guten abhold, dem Bösen geneigter, zuweilen sogar gottlos, und verbittert den Genuß des Lebens.

Der menschliche Geist, gehoben durch die Religion Jesu, ist großer Macht über sich selbst fähig. Sein starker Wille kann vielmals allein hinreichen, finstere Launen zu zerstreuen, und jene stille Heiterkeit wieder zu gewinnen, welche zum Genusse des Lebens, wie zur Vollstreckung der uns obliegenden Pflichten am besten dient; jene stille Heiterkeit, zu welcher die heilige Schrift ihn auffordert, indem sie spricht: Seid allzeit fröhlich! Ja, es ist durch Erfahrung bewiesen, daß, vermöge eines starken Willens allein, der Geist selbst die schwersten Leiden, die empfindlichsten Körperschmerzen mit Gleichgültigkeit tragen, gleichsam die Seele gegen sie unempfindlich machen kann.

Inzwischen läßt sich auch nicht läugnen, daß der Geist nicht selten wieder durch körperliche Zustände so überwältigt und so niedergedrückt wird, daß er sich durch eigene Kraft nicht wieder aufrichten kann. Er bleibt muthlos, verzagt, und in der bloßen Beklommenheit des Gemüths schreibt er die Ursache seines Uebelbefindens oft lieber sich selbst, als dem Körper zu, an welchem er wenigstens äusserlich keine Spuren der Kränklichkeit wahrnehmen kann. Diese Verstimmung nimmt oftmals eine religiöse Richtung, und dann wird der heilige, tröstende, seligmachende Glaube eine neue Qual des Menschen. Man martert sich unaufhörlich mit geheimen Vorwürfen wegen begangener Sünden, verzweifelt an der Barmherzigkeit des grundgütigen Gottes, wird in eben dem Augenblick gottlos, da man nach Gottseligkeit ringen möchte, und verzehrt sich in folternder, unauflöslicher Zweifelsucht und Angst.

Darum lasset uns forschen und suchen unser Wesen und uns zum Herrn bekehren! (Klgl. Jerem. 2, 40) wie der Prophet spricht. Es ist keine wahre Bekehrung möglich, ohne vorhergehende genaue Selbsterkenntniß. Das Grundübel zu unserer Verderbtheit liegt nicht immer in unserer Erziehung, in Unwissenheit des Verstandes, in bösen Angewöhnungen, in Verführung durch verwerfliche Beispiele; sondern auch wohl in einer verborgenen Zerrüttung unserer körperlichen Gesundheit. Aus dieser entspringen größtentheils unsere heitern oder düstern Gemüthszustände, und selbst alle unsere Vorstellungen nehmen davon eine hellere oder dunklere Farbe an.

Wie sehr wir von den Zuständen unsers Körpers und seines Temperamentes abhängen, im Urtheilen wie im Handeln, beweiset die tägliche Erfahrung. Der Kränkliche, Gallsüchtige ist härter, unfreundlicher, zanksüchtiger, polternder, mißtrauischer. Wie er selbst ist, so denkt er sich seinen Gott als einen zornigen, eifrigen, unversöhnlichen Gott. Durch Hebung seiner Krankheit und ihrer Reizes wird auch seine Denkart verändert; er wird freundlicher, gefälliger, nachsichtiger, und stellt sich auch Gott milder und gnädiger vor. — Ein schwächlicher Körper macht furchtsam, weichlich, mitleidig, versöhnlicher und beständiger. Eine Stokkung in den Eingeweiden macht ängstlich, zweifelsüchtig, trübsinnig, an sich und allem Glück verzweifelnd, oft lebensmüde und sogar zum Selbstmord geneigt. Vollblütigkeit macht zum Wohlleben, zur Wollust, zum Ehrgeiz, zur Prachtliebe aufgelegt. Träge Säfte machen langsam, bedächtig, untheilnehmend, gegen fremdes Leiden gleichgültig, zur Begeisterung für das Gute, für tiefe Rührung fast unfähig.

So sehr hängen wir von der jedesmaligen und eigenthümlichen Beschaffenheit unsers Körpers ab; so groß ist der Einfluß des daher entspringenden Gemüthszustandes auf unsern religiösen Sinn. Darum laßt uns unser Wesen untersuchen und erforschen. Vielmal ist der leibliche Arzt nothwendiger, als der geistliche, um eine kranke Seele zu heilen.

Wenn wir an uns gewahr werden, daß weder die sorgfältigste Aufmerksamkeit auf unser eigenes Betragen, noch der redlichste und stärkste Wille im Stande sind, eine von selbst nach und nach gekommene, traurige, schwermüthige Stimmung des Gemüths von uns zu entfernen; oder ein uns anklebendes mürrisches, ärgerliches Wesen, einen beständigen Hang, Verdruß zu haben und zu klagen, eine oft wiederkehrende Neigung zum Jähzorn zu überwinden; oder wollüstige, viehische Begierden zu dämpfen und zu verbannen; oder gewisse, immer zurückkehrende gottlose Vorstellungen, beängstigende Gedanken, quälende Empfindungen zu zerstreuen und aufhören zu machen;

wenn wir an uns gewahr werden, daß wir weder durch Anstrengung des Willens, noch durch Ueberlegung, noch durch Gebet, eine herrschende Traurigkeit, oder Heftigkeit, oder Beklommenheit, oder Zweifelsucht los werden können: so dürfen wir zuverlässig glauben, daß die Ursache unserer Fehlerhaftigkeit weniger in dem Zustande unsers Geistes, als in dem mangelhaften Zustande unsers Körpers liege. Wir dürfen glauben, daß, ungeachtet unsere Gesichtsfarbe noch blühend, unser Schlaf noch ruhig, unsere Eßlust noch nicht gemindert, und jede Verrichtung des Körpers noch in unveränderter Kraft ist, dennoch eine innere Schwäche, die vielleicht nicht allgemein sein mag, oder irgend ein innerer, krankhafter Ueberreiz vorhanden sei. Nicht gewöhnliche unbehagliche Gemüthszustände sind entweder wirklich schon thätige Krankheiten des Leibes der Vorboten ihres nahen und gefährlichen Ausbruchs. Hier ist es Zeit, einen verständigen, erfahrenen, menschenfreundlichen Arzt zu berathen, ehe das Uebel tiefer einwurzelt. Die innere Stimme warnt und ruft Hilfe. Gott selbst fordert, daß wir für die Gesundheit des Leibes die aufmerksamste Sorgfalt hegen, denn er soll ein Wohnhaus des heiligen Geistes sein.

Sehr bedenklich sind solche Zustände des Gemüthes, die schon eine so große Gewalt über den Geist üben, daß er nicht mehr unbefangen urtheilen kann, und die Ursachen des Jähzorns, des ewigen Mißmuths, des Trübsinns, der Aengstlichkeit, statt in der kränklichen Beschaffenheit seines Leibes, schlechterdings in den äussern Umgebungen und Umständen zu finden glaubt; oder wenn er seine religiöse Zweifelsucht, seine Bangigkeit wegen Gottes Zorn und Unversöhnlichkeit in der Verderbtheit seines Herzens, und nicht in der Verderbtheit seiner Säfte und körperlichen innern Theile erkennen will. Da ist es vergebens, an die Huld und Barmherzigkeit des ewig grundgütigen Vaters im Himmel zu erinnern; da ist es vergebens, Jesu beruhigendes Wort zu wiederholen: Kommet her zu mir, alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken; — da ist es umsonst, das heilige Trostwort Gottes zu geben: Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöset, ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du bist mein! — Ich will euch annehmen und euer Vater sein, und ihr sollt meine Söhne und Töchter sein, spricht der allmächtige Herr. — Nein, alle Beruhigungsgründe der Vernunft, wie der Religion, sind da fruchtlos. Der Verstand ist schon verwirrt, und immer das Betrübendste, Trostloseste, Gräßlichste ist der Seele am nächsten, am lebhaftesten. Die Vernunft schweigt, und der heilige Glaube hat keine Kraft mehr. Schwermüthige Gespinnste der Einbildungskraft treten an die Stelle besonnener Ueberlegung und ächten, christlichen Glaubens. Es ist der Anfang einer Art Wahnsinns, durch körperlichen Anlaß erzeugt.

In ehemaligen Zeiten, als man noch wenige Kenntniß von dem Zustande des menschlichen Körpers und den Aeusserungen seiner krankhaften Zufälle hatte, wurden viele derselben ohne anders für Wirkungen des Satans gehalten. Vergebens mochte die heilige Schrift sprechen: Gott hat dem Teufel die Macht über uns genommen! — man überließ sich dem gottlosesten Irrthum, und machte das Uebel des Leidenden nur ärger, indem man den Grund desselben an einem falschen Orte suchte, und die Einbildungskraft der Menschen mit abscheulichen Vorstellungen anfüllte.

Reizbare und nervenschwache Personen können durch ausserordentliche körperliche Erschütterungen, durch Schrecken, Furcht und Angst, oder den Verlust einer oder mehrerer Personen, da eine maaslose Betrübniß sie ergreift, in leibliche Krankheiten oder in wahre Geistesverwirrung gestürzt werden. Viele wurden ein Opfer des Todes; Viele wieder versanken in Seelenunruhe und unausprechliche Bangigkeit, wo sie sich die Zahl ihrer Sün den größer verstellten, als das unendliche Erbarmen des Allbarmherzigen; Andere, von der beständigen Angst des Herzens gequält, gaben alle Hoffnung an ihrer Seelen Rettung, Heil und Seligkeit auf; bei Andern stiegen wieder ganz unwillkührlich unchristliche Zweifel, bei Andern wahrhaft gotteslästerliche, scheußliche Gedanken gegen das höchste Wesen empor, deren sie sich nicht erwehren konnten, so viel Mühe sie sich auch gaben, und so sehr sie auch bei dergleichen Gotteslästerungen ein Grausen empfanden. Waren sie noch verständig genug, dies nicht für teuflische Eingebungen zu halten, hielten sie es doch für Wirkungen ihrer eigenen, grundverderbten Natur, die vor dem Richter der Todten und Lebendigen keine Gnade mehr finden könne.

Daß durch eine geheime Verkettung von dunkeln Gefühlen und Vorstellungen allerlei verhaßte Gedanken wider unsern Willen aufsteigen können, ist eben so gewiß, aber eben so unschuldig, als wenn unsere Träume des Nachts von unanständigen Einbildungen befleckt werden. Was in uns wider Willen unsers vernünftigen und gottesfürchtigen Geistes vorgeht und erscheint, ist nicht unsers Willens Werk, sondern das Werk und die häßliche Frucht krankhafter körperlicher Zustände. Gott aber rechnet uns nicht diese, sondern die Beschaffenheit unsers vorsetzlichen Willens an: denn nur dieser, nichts Anderes, ist das Eigenthum, von dem er Rechenschaft abzulegen hat. Aber in einem kränklichen Körper kann der Geist wider seinen Willen so getäuscht werden, daß er meint, sogar an den schändlichsten Einbildungen, oder an den gotteslästerlichsten unwillkührlichen Einfällen eine Art Wohlgefallen zu empfinden.

Solche und ähnliche Zustände sind jedesmal Folgen von schwachen oder durch traurige Zufälle zerrütteten Nerven, oder von Schwäche eines Theils in den Eingeweiden. Es ist eitle Mühe, dagegen mit religiösen Gründen allein zu kämpfen; auch die allzuwenig beobachtete krankhafte Leibesbeschaffenheit muß gehoben werden. Mit Herstellung der körperlichen Gesundheit kehrt die Gesundheit des Geistes und heitere Gemüthsruhe von selbst zurück. Eile, ehe es zu spät wird, dich mit einem weisen Arzte zu berathen; offenbare ihm dein Anliegen und Leiden, ehe es zu spät und dein Elend unheilbar oder schwieriger wird. Keine falsche Schamhaftigkeit halte dich zurück. Ein erfahrener Arzt hat schon viele derer gerettet, die dir gleichen; deine Noth ist ihm nichts Fremdes. Gott wird sein Herz und seinen Sinn zu deinem Besten lenken, und seinen Mitteln Segen verleihen. Der Mensch muß erst das Möglichste zu seiner eigenen Hilfe thun; dann fügt auch Gott im Himmel gnadenvoll hinzu, was das Unmögliche für Menschen ist!

Nächst der Hilfe des Arztes — doch immer ist diese am ersten und dringendsten in jenen Umständen zu begehren! — müssen auch die eigenen Mittel des Geistes nicht versäumt werden. Wenn der Arzt durch seine Mittel die Schwächen des innern Körpers stärkt; wenn er auf regelmäßige und tägliche Leibesbewegung dringt, welche allzeit das vortrefflichste Stärkungsmittel des Körpers ist; wenn in Nahrung, Getränk, Arbeit und Ruhe ein gewisses Verhältniß vorgeschrieben und beobachtet wird: so ist es Pflicht, auch vom Geiste selbst aus auf das krankhafte Gemüth zu wirken, und die körperliche Heilung damit zu beschleunigen.

Vor allen Dingen hänge keinen unreinen, bösen, widernatürlichen oder gotteslästerlichen Gedanken und Einfällen auch nur einen Augenblick nach; sondern wie sie sich dir aufdrängen, zerstreue dich durch irgend ein Geschäft auf der Stelle; denke: dies ist Wirkung deiner Unpäßlichkeit; verlasse den Platz, wo du stehest oder sitzest; begib dich zu Menschen, rede mit ihnen, bleibe nicht allein. Mit einem Worte: zerstreue dich sogleich; denn je länger du nachdenkst, dich betrübst, dir Vorwürfe im Stillen machst, je mehr gewöhnst du dich an diesen verhaßten Gang deiner Gedanken, je öfter kehren sie folglich, auch gegen deinen Willen, wieder zurück. Die Vorstellung, welche du wegwünschest, wird damit nur bleibender und fester. Du bist deiner Einbildung zuletzt nicht mehr Herr und Meister. Jeder Wahnsinn ist eine solche falsche Vorstellung, die der Mensch, statt sie durch Zerstreuung in sich auszurotten, fest und bleibend gemacht hat, indem er ihm im Stillen nachhing. Man findet daher häufig Verrückte, die so lange sehr vernünftig urtheilen, als man im Gespräch nichts berührt, was ihre festgewordene Hauptvorstellung aufweckt, von welcher aus sie Alles betrachten. Gewöhnlich führen deswegen Hochmuth oder Geschlechtsliebe zur Verwirrtheit des Verstandes, weil diese Leidenschaften sich am unaufhörlichsten mit einem und demselben Gedanken und Gegenstand beschäftigen, wodurch er zur ausschließlichen Macht und Herrschaft im Gemüthe gelangt. Schwer ist es, körperliche Gewohnheiten abzulegen; noch schwerer, geistige Gewöhnungen, die endlich, je länger sie dauern, zur andern Natur werden. Diese Gewöhnungen aber, obgleich wir sie geistig nennen, liegen nicht sowohl in dem Wesen unsers unsterblichen Geistes selber, als in den zarten Nervenwerkzeugen der Seele, von denen, durch allzuunmäßige Reizung, ein Theil überreizt wird und in unheilbare Schwäche gerathen kann.

Daher ist Zerstreuung und Mannigfaltig-

keit der Vorstellungen das sicherste Mittel, nicht nur Leidenschaften in ihrem Erwachsen zu lähmen, sondern auch einem möglichen Wahnsinn vorzubeugen.

Doch selbst schon zur Ergreifung dieses Mittels ist eine gewisse Kraft des Geistes nothwendig. Bloße Ueberzeugung vom Guten gibt sie nicht, und aus der Erkenntniß des Nützlichen entspringt nicht immer ein starker Wille desselben. Hier bedarf die leidende Seele eines Beistandes von oben, und dieser Beistand wird ihr zu Theil durch Glauben und Gebet.

Glaube fest an die namenlose und unendliche Barmherzigkeit Gottes, welche die Schwächen der Menschheit gar wohl kennt. Glaube an die Barmherzigkeit Gottes, der uns Jesum, seinen Sohn, sandte, alle Sünder ohne Ausnahme selig zu machen; glaube an die Barmherzigkeit Gottes, die größer als die größte und vorsetzlichste unserer Sünden ist, also mit unsern in Unwissenheit begangenen Sünden, oder solchen, die wider unsern Willen geschehen, wahrlich Geduld und Nachsicht tragt; glaube an die Barmherzigkeit Gottes, auch wenn die Krankhaftigkeit deines Körpers dich am bangsten und verzagtesten machen will, und dir jede Hoffnung rauben, jede Aussicht verfinstern möchte. Diesen Glauben halte fest, auch wenn es noch so dunkel in dir wird; diesen Glauben halte, er sei dein Anker im furchtbaren Sturme deiner Seele, und er läßt dich nicht vergehen. Wie sich ein Vater über seine Kinder erbarmt, so erbarmt sich der Herr über die, so ihn fürchten. Gnädig und barmherzig ist der Herr und von großer Güte. Darum verlasse dich auf den Herrn, er ist ein Fels ewiglich. Er denkt an uns immerdar, und segnet uns. Darum vertraue auch gänzlich auf Jesum Christum, dessen Kraft und Geist in uns und seiner Kirche lebendig ist, und der selbst für unsere Schwachheit litt.

In diesem Glauben, dem wahren Jesusglauben, halte fest. Verlaß deinen Gott nicht mit deinen Hoffnungen; auch er wird dich nicht verlassen. Und wären wirklich deine Sünden mehr als des Sandes am Meere, und wären sie blutroth: seine Liebe wird das Unreinste schneeweiß machen. Es sollen wohl Berge weichen und Hügel hinfallen, spricht der Herr, dein Erbarmer; aber meine Gnade soll nicht von dir weichen, und der Bund meines Friedens soll nicht aufhören.

Warum betrübst du dich also, meine Seele, und bist unruhig in mir? Harre auf Gott, den ich werde ihm noch danken, daß er meines Angesichts Hilfe und mein Gott ist.

IV.

Die Gefahren frommer übereilter Entschliessungen.

Matth. 26, 33 — 35.

Mein Herz kann bald verzagen,
Bald wieder trotzig sein,
Bald höchste Tugend wagen,
Bald selbst das Leichte scheu'n;
Kann leicht sich hintergehen,
Mag seiner Lüste Spiel
Durch sich getäuscht nicht sehen,
Und traut sich oft zu viel.

O Vater, gib mir Schwachen
Auch hier Entschlossenheit,
Zu beten und zu wachen,
Daß mich kein Schritt gereut!
Daß ich mich nicht vermesse,
Zu heißen engelrein,
Und dann sogar vergesse,
Nur was ich kann zu sein.

Die bangsten aller Lebensstunden waren dem Messias nahe. Noch einmal versammelte er seine Geliebten um sich in der Nacht, da seine Liebe mit dem schauderhaftesten Verrath vergolten werden sollte. Der Verräther war mitten unter denen, welche an seinem Tische saßen, an seiner Seite das Nachtmahl zu genieſſen. Er erkannte ihn, er bezeichnete ihn, doch ohne daß die übrigen Jünger die Sache ganz begriffen. Der Messias schien nur den Böswicht leise warnen, sein Gewissen wecken zu wollen. Aber Judas war schon zu tief gesunken, und vom Netze seiner Leidenschaften umgarnt. Und Jesus schwieg; er furchtete nicht die Schmerzen, nicht die Todesqualen, welche ihn erwarteten. Er kannte die unausweichliche Nothwendigkeit, voll göttlichen Heldenmuths in den Tod der Selbstopferung zu gehen, um sein Erlösungswerk zu vollenden.

Das Nachtmahl ward genossen. Der dankbare Lobgesang ertönte nun von den Lippen der Frommen zum Himmel. Dann trat der Messias entschlossen hinaus in die Nacht, und begab sich in die Einsamkeit des vor Jerusalem gelegenen Oelberges. Seine Getreuen begleiteten ihn, ohne zu ahnen, was nach wenigen Stunden Schreckliches

begegnen könnte. So lächeln harmlos Kinder an der Seite eines guten Vaters, der bevorstehende Gefahren erblickt, die sie noch nicht kennen. Aber in seiner Nähe glauben sie sich vor jedem Unglück geborgen.

Indem der Messias mit seinen Jüngern wandelte, bereitete er sie auf die furchtbaren Ereignisse vor, die so nahe waren. Sie hörten ihn an, ohne deswegen große Angst zu fühlen. Schon oft hatte er ihnen Aehnliches gesagt, aber Jeder in kindlicher Unschuld gehofft, er werde zu helfen wissen. Als der Messias ihnen aber nun mit höherm Ernste und größerer Bestimmtheit sagte: „In dieser Nacht schon werdet ihr euch alle an mir ärgern; in eben dieser Nacht wird an uns erfüllet werden, was der Prophet des alten Bundes geweissaget hat: ich werde den Hirten schlagen, und die Schafe der Heerde werden sich zerstreuen!“ — da erschraken Alle. Die Meisten verstummten in Furcht oder traurigem Nachdenken über die geheimnißschweren Worte.

Nur Petrus, immer feurig und entschlossen, unterbrach die tiefe Stille, und sprach: „Wenn sie sich auch alle an dir ärgerten, so will ich doch mich nimmermehr ärgern!“ Jesus wandte sich zu ihm und sagte: „Wahrlich, ich sage dir, in dieser Nacht, ehe der Hahn krähet, wirst du mich dreimal verläugnen.“ Der Jünger, bestürzt, konnte an seine eigene Schwäche nicht glauben. Er hielt sich des Schwersten und Höchsten fähig. Mit aufwallender Liebe rief er: „Und wenn ich mit dir sterben müßte, so will ich dich nicht verläugnen!“ Eine heilige Begeisterung ergriff nun auch alle Uebrigen, und Alle sagten dasselbe. Matth. 26, 33 — 35.

Und doch, wo blieben nach wenigen Stunden diese großen Entschliessungen? Als an der Spitze der Kriegsknechte der Verräther kam in finsterer Mitternacht; als der Messias gefangen hinweggeschleppt wurde, um von Sündern gerichtet zu werden: zerstreuten sich ängstlich seine Getreuen, wie Schafe, deren Hirt geschlagen worden; und Petrus, der lieber mit Jesu zu sterben, als ihn zu verläugnen, in edler Aufwallung verheißen hatte, verläugnete ihn mit unrühmlicher Furcht dreimal, ehe der Morgen angebrochen war.

Immer war jenes im heißen Gefühl der Liebe gegebene Versprechen des Jüngers edel gewesen. Rasche Entschliessungen zum Guten, mögen sie auch selten dauerhaft sein, zeugen doch von einem kräftigen, für alles Heilige und Schöne begeisterten Gemüth. Diese lebendige Empfindsamkeit ist Anlage zu den liebenswürdigsten und erhabensten Tugenden.

Wohl Wenige von denen, welche sich auch heutiges Tages noch Jünger und Jüngerinnen Jesu nennen, gleichen hierin dem edelmüthigen, feurigen Petrus. Er verläugnete zwar im ersten Schrecken den geliebten Meister; doch wissen wir aus der heiligen Schrift von den Thränen seiner Reue, von seinem unerschütterlichen Muth, mit welchem er nachmals unter Juden und Heiden, allen Verfolgungen, Beschimpfungen und Kerkern zum Trotz, seinen Heiland bekannte; wir wissen aus ehrwürdigen und glaubhaften Ueberlieferungen, daß er sein Gelübde gehalten, und zu Rom sechsundsechszig Jahre nach der Geburt Christi im Bekenntniß seines göttlichen Meisters, nach einem leidenvollen und tugendhaften Leben, den schmerzlichsten Tod erlitten. Wie viele der Christen unserer Zeit mögen ihm gleichen? Die meisten tadeln vielleicht die Raschheit seiner voreiligen Zusage, die er auf dem Wege nach Gethsemane that. Aber sie sind es auch, die ihr Christenthum mit größerer Bequemlichkeit üben wollen. Sie hüten sich wohl, das schwerste Gelübde zu thun, weil ihnen nicht daran liegt, es zu vollbringen. Wohl hört man davon, wie Einige Gelübde thun, wenn Gott sie aus Gefahren retten würde, eine Wallfahrt zu verrichten, oder reiche Almosen zu geben, oder in Kirchen oder Armenhäuser ansehnliche Schenkungen zu machen, und erfüllen auch solche Versprechungen redlich. Allein diese Unwissenden täuschen sich selbst, wenn sie glauben, damit etwas Verdienstliches gethan zu haben. Welche unwürdige Begriffe haben sie vom höchsten Wesen, wenn sie sich einbilden, die Gnade und das Erbarmen desselben mit einer Reise oder mit Gaben an Kirchen und Armenanstalten erkaufen zu können!

Noch Andere sind weit unbekümmerter als diese. Sie wissen, daß der Gottheit weder mit Wallfahrten noch Opfern gedient wird, sondern daß sie im tugendhaften Wandel, in menschenbeglückenden Gesinnungen, im redlichsten Streben, Jesu Lehre und des eigenen Gewissens Winke zu erfüllen, Gott gefällig sein können.

Doch auch hier thun sie selten mehr, als ihnen bequem ist. Sie sind fromme Beter, aber schlechte Thäter. Sie rufen wohl täglich: Und vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern; aber denken hintennach schadenlustig darauf, wie sie sich an Dem und Diesem rächen können, der ihnen etwa nicht die gebührende Ehre erwies, oder der sie mit irgend einem Einfall kränkte, oder der ihnen vorgezogen ward. Sie fehlen nur selten in der Kirche; aber desto lieber in der Welt bei Anlässen, wo sie ohne Eitelkeit Etwas zum allgemeinen Besten beitragen, wo sie ohne Eigennutz dienstfertig, wo sie ohne Furcht die Ehre eines in seiner Abwesenheit lächerlich oder verdächtig gemachten oder sonst verleumdeten Mitmenschen retten sollten. Sie verheißen in ihren Gebeten zu Gott Besserung von Fehlern und Sünden; denken sich aber dabei kaum etwas Deutliches, sondern glauben mit dem Gebet Alles gethan zu haben, gehen hin, schwelgen, fluchen, lästern, betrügen hinterrücks, und freuen sich ihrer Verschmitztheit, statt den Mangel ihrer Unedelmüthigkeit beklagen zu sollen. O ihr Thoren, irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten! Euer bequemliches Christenthum ist kein Christenthum, eure Gebete sind dem Herrn ein Gräuel. Eure Schlaffheit wird euch nie für Seelenstärke, eure innere Verdorbenheit nie für Vollendung angerechnet werden, die euch hier und dort eines schönern Looses fähig machen könnte!

Es fehlt jedoch auch keineswegs an Christen und Christinnen in unsern Zeiten, die in ihrer lebhaften Gemüthsart Aehnlichkeit mit Petrus haben: an Christen und Christinnen, die in großen Lebensereignissen die heiligsten und höchsten Entschlüsse faßten.

Nie ist der Mensch zum Göttlichen geneigter, als in Augenblicken, da er sieht, wie hinfällig das ist, was man hier im Leben hat. Wer ist nach einer schweren Krankheit nicht entschlossener geworden, sich zu bessern? Wer nahm sich nicht vor, einen heiligen Wandel zu führen, wenn er sich plötzlich durch ein hartes Schicksal um sein Vermögen gebracht, oder durch menschliche Bosheit seiner Ehre beraubt sah, oder wenn er weinend am Sarge einer geliebten Leiche stand, und der Gedanke an die Ewigkeit und das flüchtige Spiel des Erdenlebens ihn gewaltiger ergriff?

Menschen, die noch nicht ganz verdorben sind, pflegen bei starken Rührungen des Gemüths immer die erhabensten Vorsätze zu fassen. Wer kann sie zählen, die, bewegt von der Geschichte Deiner Schmerzen, oder gerührt von Bewunderung Deines heiligen Wandels, sich Dir zuschwören, und im heißen Gebet mit Petrus betheuern, Dich nie zu verläugnen, sondern Dich in Erfüllung ihrer Pflichten, in Nachahmung Deines menschenfreundlichen Sinnes, in Bekämpfung aller ihrer eigenthümlichen sündhaften Regungen zu bekennen!

Ehrwürdig sind diese Empfindungen und Vorsätze. Auch läßt sich keineswegs läugnen, daß es Vielen nicht nur im ersten Augenblick aufwallender Gefühle, sondern mehrere Tage nachher damit feierlicher Ernst war. Sie versuchten, ob es nicht möglich sei, durch festen Willen endlich alle Hindernisse in sich zu besiegen, und ganz fehlerrein und heilig zu werden. Sie wollten das höchste Ziel erringen.

Aber diese plötzlichen frommen Entschließungen christlicher Gemüther haben ihre besondern Gefahren, besonders wenn die Vorsätze selbst allzuüberspannt sind. Gut ist es, sich das Ziel der Vollendung zu erwählen, aber nie glaube, es mit den ersten Tagen und nach dem ersten Entschlusse sogleich erfliegen zu können. Wachet, wachet über euch und betet! sprach Christus zu seinen Geliebten: der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach.

Der Mensch berechnet in großen Gemüthsbewegungen selten das Maas der ihm beiwohnenden Kräfte; da scheint ihm Alles leicht. Aber wie sich nachher seine Gefühle mildern, erscheint ihm bald die Welt anders, als er sie vorher sah. Das alltägliche Leben drängt sich wieder an ihn an. Die bisherigen Gewohnheiten fordern wieder ihre Rechte. Es kommen wieder Umstände und Verhältnisse, wo er sich scheut, Vortheile, Ehrenbezeugungen, Schmeicheleien auszuschlagen, die er auf Kosten seiner Grundsätze wohl annehmen könnte. Sein Ehrgeiz wird wieder rege. Der Anblick gewisser Personen erweckt wieder mancherlei Gefühle, die er selber nicht billigt, und die offenbar mit seinen heiligen Vorsätzen streiten, ein von allen Feh-

lern freier Gottesmensch zu sein. Nun erst beginnt der große Kampf; nun erst, bei kälterm Blute, wird schwer, was anfangs in der großen Gemüthsbewegung, in der frommen Inbrunst des Gebets leicht zu sein schien.

Es ist kein überspannter Wunsch, ein besserer Mensch zu werden: aber wohl ist es Uebertreibung, zu verlangen, von Stunde an der beste zu sein, und gleichsam mit einem neuen Geiste in einem neuen Leibe zu wandeln, und Jesus zu gleichen in Schuldlosigkeit und Seelenadel. Solch ein Wunsch freilich ist verzeihlich durch seine Schönheit. Er kann zuweilen in der allerruhigsten Gemüthsstimmung und mit der Ueberzeugung gefaßt werden, er sei bei standhaftem Wollen allerdings ausführbar. Dennoch scheitert nachher der starke Entschluß, der mit aller Kaltblütigkeit gefaßt wurde, an Hindernissen, die man nicht in Berechnung gebracht hatte. Anders ist der Mensch bei stillen Ueberlegungen, anders, wenn er in Lagen kommt, wo sein Blut unwillkührlich aufwallt, jede seiner Nerven gereizt wird; wo seine Galle sich ergießt und ihn zornig macht, oder wo die Freude ihn, wie mit einem Rausch, behängt. Dann ist es, wo die schweren Stunden der Versuchung und des Kampfes schlagen; dann, wo die Gründe der Vernunft vor den aufstrebenden, heftigen Begierden versinken; dann, wo die großen Vorsätze plötzlich zu Schanden werden. Ach, wer ist, der nicht schon in solche Lagen des Lebens kam!

Was ist denn die gewöhnliche Folge bei dem Anblick unserer Schwachheit? — Oft bittere Reue, tiefster Unwille über uns selbst. Dann werfen wir uns mit zerknirschtem, reuigem, bußfertigem Sinn vor dem allgegenwärtigen Gott im Gebet hin; rufen seine Gnade und Vergebung um Jesu willen an; geloben, fortan wachsamer über uns zu sein, und schwören entschlossener und feierlicher, denn jemals, nie wieder der Sünde zu unterliegen. — Und wir gehen in das gemeine Leben hinaus, treten an die Berufsgeschäfte, verkehren wieder mit andern Menschen von mancherlei Art, vergessen uns oft bei den ersten Kleinigkeiten, bekämpfen oft mit Glück wieder starke Versuchungen zur Ungerechtigkeit, halten uns schon triumphirend für Sieger, genießen schon in unserer Einbildung die Freude, vollendete Jünger Jesu, wahrhaft gottselige Wesen zu sein — ach, und nach Wochen und Tagen ein einziger unbewachter Augenblick, und wir sind mitten in unserer Sicherheit wieder die Beute der alten Sünde geworden!

Dann fangen wir an, nicht nur die Möglichkeit zu bezweifeln, den höchsten Grad von Heiligkeit, deren ein Mensch auf Erden fähig ist, zu erreichen, sondern selbst die Möglichkeit, überhaupt nur besser zu werden. Der Ueberspanntheit unserer ersten Vorstellungen und frommen Entschlüsse folgt gemeiniglich die größte Abspannung. Wir verlieren allen Muth zum Kampf; bereden uns selbst, daß wir als Sterbliche auf keine Vollkommenheit und Aehnlichwerdung mit Jesu zählen dürfen; suchen uns damit zu trösten; werden gegen unsere Verbesserung gleichgültiger; lassen es nun damit gehen, wie es kann und will; beruhigen uns, so gut wir können, mit dem Gedanken: ich habe meines Theils das Möglichste versucht; hoffen auf die göttliche Nachsicht; thun beiläufig alles Gute, so weit es uns eben nicht zu schwer fällt; verzeihen uns selbst die Fehler, die uns kein Anderer verzeihen möchte; unsere Eigenliebe kommt uns zu Hilfe, und flüstert: du bist gewiß noch keiner von den schlechtesten Menschen, es thun Andere wohl viel ärger als du; man rückt in der Verwilderung des Herzens unmerklich vor; nennt, was manchem unserer Mitmenschen wohl schon ein Laster scheint, bloße Schwachheit, und endigt damit, jenen heiligen Gemüthszustand, da wir die Reinheit Jesu Christi zu erwerben trachteten, eine Schwärmerei der Jugend, eine Thorheit des Alters zu heißen.

Dies ist die große Gefahr, von der gewöhnlich, ach, nur allzugewöhnlich, plötzliche, fromme, aber übereilte Entschließungen begleitet zu sein pflegen. Darum ist es eine eben so gemeine Erscheinung, unedeldenkende Menschen zu sehen, welche sich Alles erlauben, und die in frühern Jahren religiös-schwärmerische Leute waren, als Personen zu sehen, die in der Jugend Wüstlinge waren, und im spätern Alter Andächtler wurden, und mit ihren Gebeten den Himmel bestürmen, ohne Kraft und Sinn zur wahren Gemüthsbesserung zu haben.

Aeltern, Lehrer, Erzieher und Verkündiger des christlichen Glaubens fehlen daher sehr, wenn sie in jungen Gemüthern durch bewegliche Vorstellungen oder begei-

sternde Ermahnungen Entschlüsse zu plötzlicher Ergreifung eines tadellosen Lebens zu erwecken trachten. Nichts ist leichter, als augenblickliche Rührungen zu erwecken; nichts leichter, als sich in denselben die erhabensten Vorsätze zu bilden; aber nichts schwerer, als im Alltagsgang der Wirklichkeit die Begeisterung und ihre Entschlüsse festzuhalten, und nichts gefährlicher, als wenn, bei Erkenntniß der Unmöglichkeit, von Stunde an ein Engel zu sein, die entnervende Muthlosigkeit eintritt.

Strebe, um dieser Gefahr auszuweichen, zwar dem höchsten Ziel der Vollendung nach, ganz in deinem Sinn und Wandel zu werden, wie Jesus war, aber nicht, es sogleich nach ergriffenem Entschlusse und in den ersten Tagen zu sein. Wer von Stunde an ein Engel sein will, bringt es selten nur so weit, ein verträglicher Mensch zu werden. Wer sich mit überspannten Wünschen trägt, endet meistens damit, daß er muthlos in die alltägliche Gemeinheit der Welt sich begibt.

Alles in der Natur geht seinen ruhigen, stufenweisen Gang; es gibt keine Sprünge darin. Um ein vollendeter Christ zu werden, mache dich auf Versuchungen gefaßt, denen du unterliegen könntest, und lerne sie meiden. Wer sich in Gefahr begibt voll Muthwillens, kommt selten ohne Schaden aus solcher zurück. Mache dich darauf gefaßt, vielleicht einmal im Kampfe zu unterliegen, aber unterliegen heißt noch nicht gänzlich besiegt sein; darum sollst du den Muth zum Besserwerden nicht verlieren, nicht an dir selber verzweifeln.

In der Natur beobachtet Alles einen stufenweisen Fortschritt; es gibt darin keine Lücken, keine Sprünge vom Schlechtesten zum Besten. Willst du der Beste der Menschen, der Gefälligste vor Gottes Augen, der Würdigste der Ewigkeit sein: so bemühe dich nur erst, die allergröbsten und gefährlichsten deiner Fehler, die tiefgewurzeltsten deiner unedeln Neigungen auszurotten. Bist du zum Zorn geneigt, fange damit an, dir Gewalt anzuthun, und dich zu mäßigen; bist du zur Wollust geneigt, fange damit an, jedem Anlasse auszuweichen, der dich bedroht, fessele deine Einbildungskraft, zerstreue dich; bist du ruhmgierig, eitel, selbstgefällig, gib Acht auf dich, verläugne dich selbst, stehe freiwillig Andern nach, lerne Wollust in dem Schmerz fühlen, Andere mehr als dich beachtet zu sehen. Es kleben dir wohl viele Fehler an; aber dem, der dir am schwersten zu unterlassen fällt, mache zuerst den anhaltenden Krieg. Halte dich auch nach Jahr und Tag nicht vor ihm sicher — der Rückfall ist noch lange möglich. Einen Fehler tödten, heißt aber alle Umstände meiden, die ihn, wenn er schlummert, wecken, wenn er begehrt, nähren. Bist du Sieger über den einen, dann hast du schon Kraft gewonnen gegen die andern.

Auch wenn du dich vom Hauptfehler befreit hast, den dir Gott, den dir dein Gewissen, den dir der Mensch zum Vorwurf machte, bist du noch nicht der Vollendete und in deinen Verhältnissen das Ebenbild Jesu, welches du sein sollst. Du hast noch weiter zu streben, du hast noch die kleinern Fehler mit Vorsicht zu meiden. Und kannst du sie meiden, auch dann stehst du noch nicht am Ziel, bist du noch nicht Jesu wahrer Jünger. Du bist zwar nicht eitel und eingebildet auf dein Vermögen, auf deinen Rang, auf deine Talente, auf deine Schönheit; du bist zwar kein Schwelger, kein Verschwender, der mehr ausgibt, als er füglich darf, kein Trunkenbold, kein Unzüchtiger, kein Karger, kein Zänker, kein Dieb, kein Betrüger; aber bist du auch wirklich und aus Ueberzeugung bescheiden? Hilfst du auch mit Hinopferung deines eigenen Vortheils Andern? Thust du auch denen wohl, die dich kränken? Geht dir auch jeder Tag mit dem Bewußtsein zu Ende: ich habe ihn mit einer christlichen Liebesthat, mit Ausübung irgend einer Christustugend geschmückt?

Und hättest du am Ende selbst diese Vollkommenheit errungen, dennoch bist du noch immer weit vom Ziele, ein vollendeter Mensch zu sein. Denn deine Umstände, deine Lebensjahre, und mit ihnen deine Entwürfe, Neigungen und Gelüste, ändern. Es werden sich mit jedem verschiedenen Alter, welches du erreichst, verschiedene vorher unbekannte Fehler in dir entwickeln, und deine Selbstbekämpfung wird immer neuen Stoff finden. Der tugendhafteste Jüngling wird oft ein lasterhafter Mann; die fehlerloseste, reinste Jungfrau eine schlechte Mutter, ein ausschweifendes Weib; der wackerste Mann oft ein mürrischer, unzufriedener, geiziger und ungerechter Greis; die löblichste Frau

im Alter eine abergläubige, verleumdungs- und betsüchtige, Zwietracht stiftende Unholdin. Jedes Lebensalter der Menschen hat ganz eigenthümliche Anlagen zu vorher minder reizenden Sünden.

Setze dir also nicht im ersten Feuer der Andacht und Tugendliebe vor, sofort die höchste einem Menschen mögliche Vollendung zu haben. Du würdest dir mehr vornehmen, als ausführbar ist; du kennst weder dich selbst genug, noch was dir die Zeit bringen kann. Indem du zuviel von dir versprichst und verlangst, bist du der unausweichlichen Gefahr preisgegeben, bei Wahrnehmung fortdauernder Fehlerhaftigkeit den Muth auch zum Kleinern zu verlieren. — Bekämpfe zunächst den mächtigsten deiner Fehler; du wirst stark wider alle sein, wenn du sie einzeln angreifst und vertilgst. Und solltest du jemals wider deinen Willen unterliegen, halte dich darum nicht für besiegt, und den Triumph für unmöglich, der deiner harret. Und hast du die unreinste deiner Sünden von dir entfernt: halte dich darum nicht für den vollkommenen Sieger. Die falsche Neigung kehrt früher oder später einst in anderer Gestalt, vielleicht schmeichelnder und verführender als jemals, zu dir zurück — wehe, wenn du in allzugroßer Sicherheit noch spät als ihr Opfer fällst!

Wachet und betet! — Wachet über die sündlichen Regungen bei jedem Anlasse; betet, denn die Unterhaltung im Gebet mit dem Allerheiligsten stärket das menschliche Herz am meisten zur Heiligkeit!

Wachet und betet; der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach! — O mein Messias, o mein Erlöser, der Du in der bangsten Deiner irdischen Lebensnächte Deinen Jüngern dies bedeutungsreiche Wort sprachest, wie tief empfinde ich dessen Wahrheit! Wenn mein Gemüth bei der Feier Deines Todes von Wehmuth und Bewunderung ergriffen war, wie leicht schien es mir da oft, Dir nachzuahmen, um Dir durch Festigkeit des Willens in Heiligkeit gleich zu werden!

War ich nicht in meinen Entschliessungen oft, wie Petrus, fromm und voreilig, wenn ich, in Betrachtungen Deines Opfertodes versenkt, mit Thränen im Auge schwor, lieber zu sterben, wie Du, als Dir und Deinem heiligen Beispiel abtrünnig zu werden? Ach, und hatte ich nicht Petrus trauriges Schicksal, sobald ich wieder in das Gewühl des Lebens trat? So wie mich Alles wieder auf die gewöhnliche Weise berührte, ward ich wieder der gewöhnliche, von seinem Eigensinn, seinen Launen, seinen unbilligen Begierden hingerissene Mensch.

Aber wie Petrus sich ermannte, und nicht den Muth aufgab, Deiner würdig zu sein, so, mein Heiland, will auch ich nie verzweifeln an meiner Kraft. Glaubensvoll will ich auf Dich blicken, wenn ich wanke; an Deinem Kreuze, o mein Erlöser, mich aufrichten, wenn ich durch Furcht und Angst vor der Welt in meiner Laufbahn falle. Ich will wachen über mich, ich will beten. Durch Dich, mein Jesus, vermag ich das Schwerste. Amen.

V.

Das häusliche Gebet.

Math. 6, 6.

Ich muß zu Dir die Hände falten,
Es drängt mich hin zu Dir, mein Gott!
Nie wird mein Herz für Dich erkalten,
Nie durch der Spötter faden Spott.
Wie einem Kind an Vaters Brust,
Ist zu Dir beten meine Lust.

Sprichst Du nicht selbst: Ich will dich retten,
Ruf' mich nur an in deiner Noth!
Und läg' ich jammervoll in Ketten,
Und räng' ich mit dem bittern Tod,
Könnt' ich nur beten, Herr, zu Dir:
So wäre Licht und Lust in mir.

Wenn ich zu Dir im Geiste trete,
Kann ich Dich, Gott, im Geiste schau'n,
Und Wundermacht wohnt im Gebete,
Es bannet alle Furcht und Grau'n,
Es giesset Weisheit, Kraft und Lust,
Den Himmel senkt's in meine Brust.

Will ich des ersten Christenthums Einfalt und Glück in meinem Hause oder nur in mir selbst erneuern, so ist das stille Gebet einer der wichtigsten Theile meiner Gottesverehrung. Die ersten Christen lobeten Gott gern gemeinschaftlich — aber auch einsam war Gebet ihre Freude. Jesus Christus besuchte den Tempel zu Jerusalem; aber auch im engern Kreise seiner Geliebten wandte er sich mit ihnen oft betend zum ewigen Vater; — oft auch, und vielleicht am liebsten, wo ihn Niemand sah und hörte. Jeder Gedanke an seinen Vater war Gebet. So sei es auch in mir.

Ja, du sollst beten, nicht in der Kirche nur, auch in der Stille deiner Kammer. Beten sollst du nicht immer, damit dir Gott etwas gewähre und gebe; sondern mehr, weil er dir gibt, darum bete!

Wem das Gebet nur dann wichtig ist, wenn er in Sorgen und Bedrängnissen keine andere Zuflucht kennt, der ist ein ganz gewöhnlicher Mensch. In ihm lebt nicht der Geist des Christenthums. Wer da betet, damit Gott von seinen Wünschen und Bedürfnissen belehret werde, in dem ist nicht der Geist des Christenthums. Er kennt die Majestät des Allerheiligsten, die Weisheit des Weltordners nicht, nicht die Nähe des Allgegenwärtigen. Denn was könntest du ihm von dir anvertrauen, das er nicht wüßte? oder was könntest du ihm rathen, daß er zu deinem Besten thue, das er nicht lange vorausgesehen hätte, ehe du batest? Matth. 6, 32.

Bete also nicht, damit dir Gott mehr gebe; sondern weil er dir gibt, darum bete! Dein ganzes Leben sagt's dir ja, er gibt! Er gab dir, ehe du sein gedachtest. Er gibt dir, auch wenn du dich, Sünder, von ihm entfernest, und mit Undank seine Gnade vergiltst. Er gibt dir, voll ewiger Liebe, und vergißt dein nicht, wenn du sein vergessen hast. Darum erkenne sein treues Vaterherz. Werde sein Kind. Hange an ihm mit Inbrunst und Andacht. Rede gern mit ihm, wie das gute Kind sich mit Vater und Mutter gern unterhält. Und wie dem Kind wohl ist bei seinen Aeltern: so wird dir wohl sein im Gebet zu Gott. Das Gebet ist nur ein Ausströmen deiner Liebe, ein Ueberströmen deiner Empfindungen von Ergebung, Vertrauen und Zufriedenheit mit des Vaters Willen.

Es ist ein sehr verkehrter Begriff, wenn man sich einbildet, es sei mit der Andacht und dem Gebete im Tempel genug. Wird sich ein gutes, liebendes Kind damit begnügen, seinen Aeltern in öffentlicher Versammlung oder bei feierlichen Anlässen Dankbarkeit und Zuneigung zu beweisen? — Gott ist allgegenwärtig. Bete im Palast, im Kerker, im Tempel, in der Schlafkammer, im Walde, auf dem Meere: er hört dich. Er ist bei dir. Seine Kirche ist das hohe Weltall.

Bei vielen Christen — so wollen sie wenigstens geheißen sein — ist ein sonderbares Sträuben gegen die häusliche Gottesverehrung. Sie finden, man sei zu zerstreut. Aber bist du in Allem zerstreut im Hause? — Warum sammelt sich dein Geist schnell zu jedem, auch dem kleinsten Tagwerk? Warum zu jedem Gespräch schnell, es sei mit Fremden oder Bekannten? — O Unglücklicher, der du nicht beten kannst, in dir ist keine Liebe des Höchsten, kein Sinn für das Allerheiligste im menschlichen Leben, keine Ehrfurcht für das Edlere in dir selbst. Du versetzest dich in die Reihe der klügsten Thiere — Mensch, Halbengel, Unsterblichkeitsgenosse zu sein, verstehst du nicht!

Wenn du betest, gehe in dein Kämmerlein, und schliesse die Thür zu, und bete im Verborgenen. Matth. 6, 6. Dies sind die Worte Jesu; so empfahl er das häusliche Gebet.

Man läugnet es nicht, doch aber scheut man sich in vielen Haushaltungen, auch in Gemeinschaft mit seinen Kindern und Hausgenossen zu beten — nicht gern des Morgens, nicht gern zum Mittagessen, nicht gern des Nachts, wenn man der Ruhe zueilt. Es fehlt nicht an allerlei scheinbaren Vorwänden und Ausflüchten, um es zu vermeiden oder sich zu entschuldigen.

Viele verlangen es gar nicht zu entschuldigen. Sie finden es altväterisch, unanständig, gegen feinere Sitte und Aufklärung verstoßend; nicht vornehm genug, weil es unter den sogenannten gemeinen Leuten üblich ist. Wie? wer ist vor dem Schöpfer gemein? Wer ist vor dem Todtenrichter mehr, der Mann mit der Tonne Goldes, oder mit der Bettlerkrücke? — Wahrlich, das sage ich euch, wo der sogenannte gemeine Mann noch freudig betet: da ist noch Sitte, Recht, Treue, Tugend und Wahrheit aller Art im Volke; da ist noch angestammte Menschenwürde und innere Kraft im Volke, und eine Muthigkeit die über Menschenfurcht geht. Wehe euch' ihr dünkelvollen Selbstsüchtlinge, ihr Groß, süchtigen und Aufklärungsstolzen, denen nicht Klugheit, aber Vernunft, nicht Lebensart, aber Gewissen, nicht Kenntniß, aber die Tiefe ächter Weisheit fehlt; — wehe euch, ihr einbildungsreichen Menschen ohne Vaterland, ohne Glück, ohne Ewigkeit; durch euch ist das Unglück der Völker-

gekommen! Durch euch wird des Jammers genug in eure Häuser dringen.

Christus betete mit seinen Geliebten und Schülern, wenn er sich zum Tische niedersetzte. Er nahm das Brod und dankte Gott. Matth. 26, 26. Er betete nicht nur mit seinen Vertrauten, nein, er sah ohne thörichtes Schämen auch Fremdlingen das Beispiel der Ehrfurcht und Dankbarkeit gegen den ersten Geber. Als Tausende um ihn standen in der Wüste bei Bethsaida, und er Brod und Fische unter sie vertheilen wollte, sah er erst auf gen Himmel und dankte darüber. Luk. 9, 16.

Klügling, wer war erleuchteter: Jesus, der die Menschheit aller Jahrtausende aufklärte, und vor dem die edelsten Weisen andachtvoll schweigen, oder du, der seine Weisheit aus einigen witzigen Unterhaltungsbüchern schöpfte? Vornehmer, wer war vornehmer: Jesus, vor dem die Könige der Welt ihre Knie anbetend im Staube beugen, oder du, der etwas mehr Ansehen hat, als dein Nachbar?

Freilich, ein andachtloses Gebet ist Entheiligung eines der ehrwürdigsten Menschengeschäfte. Kannst du nicht mit Andacht, Liebe und Vertrauen beten, es wäre besser, du schwiegest. Denn deine todten Worte gehen nicht zum Himmel; sie verletzen die Ehrfurcht gegen den Allmächtigen. Und es ist wahr, daß alltägliche Gewohnheit endlich auch das herrlichste Gebet zu einem seelenlosen Geplapper macht. — Besser, du schweigest, als daß du also betest.

Wie aber ist zu verhüten, daß das alltägliche Hausgebet in todtes Gewohnheits- und Lippenwerk entarte?

Auf zweierlei Weise wäre es möglich. Entweder daß, statt der auswendig gelernten Gebetsformeln, aus irgend einem Andachtsbuche täglich oder wöchentlich abwechselnd, nie aber die gleichen, Tisch-, Morgen- und Abendgebete vorgelesen würden, oder daß ein auswendig gelernter Denkspruch feierlich ausgesprochen würde, der zur Andacht, zur Dankbarkeit, zum innern Gebet ermahnte, ohne selbst ein Gebet zu sein.

Das Vorlesen aus einem Gebetbuche ist allerdings von großer Wohlthat für das Gemüth. Nicht immer ist der Mensch fähig, aus sich selbst den würdigsten Gedanken für den Augenblick zu denken. Das vorgelesene Gebet erweckt uns durch einen neuen Gedanken, und entzündet da eine Andacht, wo sie unter Zerstreuung erloschen war. Es bereitet uns zum stillen, innern Gebet. — Aber eben deswegen sollte das Vorgelesene immer neu und gedankenreich, zu gleicher Zeit aber kurz sein. Nicht die Menge der Worte, sondern die Inbrunst, mit welcher sie empfunden werden, ist Gebet.

In Ermangelung eines solchen Andachtsbuches, wenn nun einmal das Auswendiggelernte hergesprochen werden muß, ist es besser, eine kurze Mahnung zur Andacht und zum stillen Gebet, als das Gebet selbst auszusprechen. Dieses überlasse man dann Jeglichem für sich in des Herzens Stille. Ein Seufzer zu Gott, ein ehrfurchtvoller Gedanke an ihn, ist Gebet. Es beten gleich den Heiden, spricht Jesus, welche viel daher plappern, und meinen, sie werden erhört, wenn sie viele Worte machen. Matth. 6, 7.

Ein bloßer Mahnspruch zur Andacht, und würde er auch nicht von Jedem mit Andacht gesprochen und gehört, ist keine Entweihung des Gebets, keine Verletzung unserer dem höchsten Wesen schuldigen Ehrfurcht. Und wenn ihn in der Zerstreuung und Ermüdung von Tagesgeschäften mancher unserer Hausgenossen überhört — vielleicht erweckt er doch ein Gemüth unter ihnen. Der Zweck ist erfüllt, und die heiligste Handlung des Menschen nicht entheiligt.

Ein solcher frommer Mahnspruch wäre zum Beispiel in einer christlichen Familie am Morgen: „Unser erster Gedanke sei Gott, der Vater voll Erbarmen, welcher uns das Licht des Tages wieder sehen läßt! Unsere erste Zuflucht sei der Herr, der die Schicksale kennt und leitet, welche uns diesen Tag treffen sollen! Er wird auch heute uns nicht verlassen, noch versäumen, denn er ist unser Gott. Empfehlet ihm euer Heil, und wandelt vor seinem Angesicht mit Liebe und Tugend in Jesu Geist: so ist der Allmächtige mit euch auf eurer Lebensbahn!“

Oder statt des Tischgebetes die Erinnerung: „Gedenket Gottes, den er ist gnädig! Gedenket Gottes, er gibt Leben, Gesundheit und Nahrung!—Seine Güte hat kein Aufhören. Darum danket ihm in eurem Gemüthe. Seid barmherzig und hilfreich, wie er ist! — Aber der arme Mensch hat

nicht, womit er Gott vergelten könnte; und was wir ihm opfern möchten, haben wir von seiner Gnade erst empfangen. Doch ein frommes, dankbares Herz ist ihm angenehm. So beglücket die Andern mit Wohl und Liebe, wie er euch beglücket, und lobet im Gemüthe den Geber alles Guten!"

Oder statt des Abendgebetes der Denkspruch: „Wer weiß, ob du zum Schlafen oder Sterben gehest? Wer kann sagen, daß du den Morgen wieder siehest? Gott aber weiß es; und was er beschlossen hat, das geschieht. Vertrauet auf seine Barmherzigkeit, und werfet im stillen Gebete eure Sorge auf den Herrn! Nur er kann die Sünden vergeben dem, der sein Leben bessern will; nur er kann bewahren vor Unglück den, welchem es drohet; nur er kann die Thränen trocknen vom Auge des Trostlosen! Rufet ihn an im stillen Gebet, zum Vater im Himmel rufet, er ist euch nahe, und höret eure verborgenen Gedanken!"

Solche und ähnliche Erinnerungssprüche werden selten ihre Wirkung verfehlen; auch selbst bei rohen Gemüthern nicht! auch nicht bei denen, die voller Zerstreuung sind. Es gibt Augenblicke, es gibt Schicksale, da solch ein Wort unerwartet die Seele ergreift, zur ernsten Betrachtung unwiderstehlich hinzieht, und die Seele zum Gebet reif macht.

Dann bete. Nicht das todte Erlernte bete, sondern was das Herz eingibt. Dann, wunde Seele, blute deinen Schmerz vor ihm aus; dann, du Gebeugter, erhebe das Auge deines Geistes vertrauensvoll zum Himmlischen empor. Bitte, so wird dir gegeben; rufe ihn nur an in der Noth, so wird er dich erretten.

Bete mit Vertrauen, mit kindlicher Hingebung, mit Ueberzeugung: Gott wolle dein Glück! — dann wirst du die Wundermacht des Gebetes in deiner Brust empfinden. Und wenn Felsenlasten auf deinem Herzen lägen: sie werden verschwinden, gleich einem Nebel oder Traum. Schrecken dich Gefahren, deine Furcht wird in festen Muth verwandelt werden, mit dem du ihnen unverzagt entgegen gehest. Denn eine innere Stimme wird dir sagen, wer mit dir sei, daß du dich nicht fürchtest.

Bete mit Weisheit! — Bitte zum Allweisen nicht mit dem Eigenwillen und Eigensinn eines Kindes, welches sich einbildet, besser zu wissen, was sein wahres Wohl sei, sondern mit Ergebung, mit Anerkennung der himmlischen Weisheit, welche, wie die Schicksale der Welten und Völker, auch das Schicksal des Wurmes gütevoll leitet. Auch wo dein Wunsch am heißesten ruft, auch wo dir am allerbängsten ist, füge hinzu: „Doch, Vater, nicht mein Wille, sondern der Deinige geschehe!"

Betet mit Weisheit! Bitte nicht um Dinge, die du selber, wenn du Gebieter wärest, Andern abschlagen würdest, wenn sie dich darum anrufen wollten. Bitte nicht zu Gott, daß er deiner Weichlichkeit und Schwachheit, deiner Eitelkeit und Geldgier, deinem Ehrgeize oder Neide hilfreiche Hand biete. Würdest du dich nicht weigern, wenn man dich auffordern möchte, ein Werkzeug fremden Stolzes oder fremder Rache zu sein? Wie kannst du dich Gott, dem Allerheiligsten, mit den Wünschen für das Unheilige und Sündhafte nahen, nach welchem du heimlich begehrst? — Ach, vielleicht glaubst du in deinem Herzen, du habest nie um das Unerlaubte zu Gott gerufen. Und doch geschieht es oft, wenn unsere Wünsche unter manchen Umständen allzulebendig werden, daß wir dasjenige für unschuldig halten, was nur Wirkung unserer Eitelkeit, unserer sinnlichen Begierde ist, und andern Menschen zum Verderben gereichen müßte, wenn Gott uns erhören würde.

Bete mit Weisheit! — Nur zu oft geschieht es, daß du Gott um das bittest, was du Andern selbst verweigertest! Wie kannst du ihn anrufen, daß er dir gewähre, was du deinem Nebenmenschen versagtest? Du flehest, daß Gott dich nicht in zu harte Prüfungen führen wolle; und doch führest du Andere, bald durch deinen Zorn, bald durch deinen Stolz, bald durch deine Ueppigkeit, in schwere Versuchungen ihrer Tugend! — Du bittest um dein tägliches Brod, und doch versagst du selbst Leidenden Hilfe, und verkümmerst Andern auf allerlei Weise die Nahrung. — Du bittest um Vergebung deiner Schuld, und doch kannst du selbst dem, der dich beleidigte, nicht verzeihen, und hast wider ihn in Wort und Werk!

Wehe mir, o mein Gott, so habe auch ich oft vor Dir gebetet! Wie kann auch ein Mensch so schreienden Widerspruch vereinigen! Im gleichen Herzen die tiefste Ehr-

furcht vor Gott und die leichtsinnigste Vergessenheit seiner durch Jesum geoffenbarten Gebote! In gleicher Brust die Inbrunst heiliger Andacht und die Flamme des niedrigsten Hasses! Auf gleicher Lippe das Lob Gottes, und wieder die Verwünschung eines Feindes! — Die gleiche Hand zum Himmel emporgefaltet, und doch zu irgend einer Sünde bereit! — O wie oft bat ich, mein Vater, von Dir, was ich Andern versagte! — War ich Deiner Huld noch ferner würdig?

O was bin ich denn, und wodurch bin ich es, du unendlich Barmherziger, daß Deine Liebe zu mir nicht aufhört? Wie kann ich's verdienen, daß Du meiner nicht vergissest, so oft ich dich doch schon vergessen habe? — Könntest Du mein vergessen — Dein Antlitz von mir abwenden — dann, o Gott, es schaudert tief das Innerste meines Lebens! — dann sänke ich in die uralte Nacht zurück, aus der mich Deine Gnade rief; in das Nichts, das war, ehe ich wurde. Für mich wäre kein Leben, keine Lust, kein Himmel, keine Erde je gewesen; kein Jesus hätte für mich gebetet, keine Ewigkeit ihre Pforten geöffnet!

Ich will Dein gedenken, mein Gott! Die Stunden meiner häuslichen Andacht sollen immer die feierlichsten meines Tages sein. Ich will Dir meine Gebete darbringen, und Dir die Seelen meiner Lieben, meiner Hausgenossen im Gebete zuführen.

VI.

Einfluß des Gebets auf die menschlichen Schicksale.

Matth. 7, 7 — 11.

Mit keinem Glück vertausch' ich sie,
Die sel'gen, stillen Stunden,
Wo, mit zum Staub gebeugten Knie,
Ich betend Dich empfunden;
Wo ich mit Thränen vor Dir stand,
Gott, deine Vaterhuld empfand,
Die Trost ins Herz mir senkte,
Und mich voll Weisheit lenkte.

Du warst mein Gott noch, wenn ich schon
Auch keinen Menschen hatte;
Du bist mein Gott noch wenn ich schon
Im frommen Kampf ermatte.
Ich bete, und Du gibst mir Rath,
Gibst Stärke mir zur bessern That;
Wo Andre unterliegen,
Macht das Gebet mich siegen.

In den Tagen des grauen Alterthums war unter den Völkern große Ehrfurcht vor denen, die durch Weisheit und Seelengröße vor allen Andern ausgezeichnet waren, Ihr Rath, der selten betrog; ihre Warnungen, die sich fast immer erfüllten; ihre Enthaltsamkeit, wo sie gleich Andern sich jeder Lust überlassen konnten; ihre Verachtung dessen, wonach gewöhnliche Menschen am begierigsten zu trachten pflegten; ihr ruhiger Ernst, wenn Alles im Taumel des Glücks schwamm; ihr heiterer Muth, wenn Jedermann verzagte; Alles schien aus ihnen etwas Ueberirdisches zu verkünden. Man glaubte von ihnen, sie ständen mit Gott in unmittelbarer Verbindung, ihnen würde immer das Beste von der Gottheit offenbaret.

Wenn Moses hinwegging in die Einsamkeit des Gebirges, auf den Höhen desselben mit Jehova zu reden, sah ihm mit schaudernder Ehrfurcht das Volk nach. Wenn Israels Heere gegen den überlegenen Feind kämpften, und sie wußten, Moses bete zu Jehova, waren sie ihres Sieges gewiß. Diese unter Juden und Heiden herrschende Meinung vom Umgang ihrer Weisesten mit Gott hatte große Wirkungen auf alle Unternehmungen. Darum wurden selbst alle Priester nachher für heiligere Personen geachtet, weil nur ihnen der Gang in das Allerheiligste der Tempel gestattet war.

Ich weiß gar wohl, daß jener Glaube der Alten heutiges Tages von denen als ein frommer Aberglaube verlacht wird, die sich klüger zu sein wähnen. Ich aber finde darin eine Wahrheit, die durch kein Spötteln vernichtet werden kann. Ja, es ist gewiß, die weisesten und erhabensten Menschen der Vorzeit pflogen Umgang mit Gott. Dieser Umgang mit Gott aber machte sie erst erhabener, weiser, vorhersehender, muthiger und unüberwindlicher, als es Andere sein konnten. Und das ist das Herrliche, was Jesus Christus, im ununterbrochenen Umgang mit Gott, auf Erden stiftete, daß er alle Menschen zu Priestern des Höchsten machte, sie alle in den Umgang mit der Gottheit einweihte, um sie alle zu weisen und hohen Menschen zu machen. Aber es ist kein irdischer Umgang mit der Gottheit möglich: denn Gott ist nichts Irdisches. Gott ist ein Geist. Daher sieht nur unserm Geiste der Zutritt zur

Gottheit offen. Das Gebet des Geistes zum allerhöchsten Wesen ist der Umgang mit demselben. Selbst wenn Menschen mit Menschen umgehen, geschieht es weniger durch die äussern Sinne, als durch gegenseitige Mittheilung ihrer Geister, das heißt, durch gegenseitige Mittheilung ihrer Gedanken und Empfindungen.

Ich weiß gar wohl, daß heutiges Tages Viele sind, denen das Gebet etwas Ueberflüssiges zu sein scheint; die nicht beten mögen, weil sie sich nicht selber für Frömmler halten wollen; die das Beten nur für eine ganz gute Sache für Leute von beschränktem Verstande, oder gar nur für eine Art des Gewerbes geistlicher Personen ansehen. Warum denn beten? sagen sie; mein Gebet ändert im Laufe der Begebenheiten gewiß nicht das Geringste ab. Was die göttliche Weisheit angeordnet hat, erfolgt, und ich werde es mit allem Bitten um das Gegentheil nicht ändern. Was mir nöthig und nützlich ist, verleiht Gott, ohne mein Fordern; er weiß es vorher, ehe ich ihn darum anrufe. Mein Rath, meine Lehre hat auf den ewigen Rath der Vorsehung keine Kraft. Die unendliche Güte Gottes gewährt mir auch das Gute, wenn ich ihn schon nicht darum bitte.

Viele, wenn sie es auch nicht sagen, denken so; Viele, wenn sie in der That auch nicht so denken, und ihr Bewußtsein ihnen von der Wohlthat des Betens etwas ganz Anderes lehrt, sagen so. Viele könnten schamhaft verlegen werden, wenn man sie fragen würde, ob sie beten. Die Meisten aber scheinen die Ueberzeugung zu haben, daß das Gebet wenigstens keinen Einfluß auf den Gang unserer Schicksale habe.

Ich aber weiß, daß das Gebet voll Andacht, daß der Umgang mit Gott den entscheidendsten Einfluß auf die menschlichen Schicksale von jeher gehabt hat, und noch heutiges Tages hat. Ich trage die unzerstörliche Ueberzeugung in mir, daß die eigenthümliche Kraft des Gebetes den ganzen Gang meiner Begebenheiten ändern könne, und zwar immer auf die für mich vortheilhafteste Art. Diese Ueberzeugung ist keine Schwärmerei, sondern entsprungen theils durch das Wort des Göttlichen, der einst auf Erden wandelte, theils durch Betrachtung meiner eigenen und fremder Schicksale.

Würde, wenn solche Ueberzeugung eine Schwärmerei wäre, Jesus Christus uns das Beten empfohlen haben? Wußte er nicht eben so gut, als die Klüglinge unserer Zeit es wissen, und sagte nicht auch er schon: Euer Vater weiß, was ihr bedürfet, ehe denn ihr ihn bittet? — Und dennoch empfahl er das Gebet! dennoch sprach er: Bittet, so wird euch gegeben; suchet, so werdet ihr finden; klopfet an, so wird euch aufgethan. Denn wer da bittet, der empfängt, und wer da suchet, der findet, und wer da anklopfet, dem wird aufgethan. Welcher ist unter euch Menschen, so ihn sein Sohn bittet um Brod, der ihm einen Stein biete? oder so er ihn bittet um einen Fisch, der ihm eine Schlange biete? So denn ihr, die ihr arg seid, könnet dennoch euern Kindern gute Gaben geben: wie viel mehr wird euer Vater im Himmel Gutes geben denen, die ihn bitten? Matth. 7, 7 — 11.

Ich glaube deswegen nun freilich nicht, daß mein Gebet Wunder wirke, und übernatürliche Dinge hervorbringe. Es bewirkt allerdings viel Ausserordentliches, aber auch das Ausserordentliche ist natürlich, und selbst das Natürliche ist für uns wunderbar: denn wer begreift es? — Ich glaube auch nicht an plötzliche Erhörungen meines Gebets. Zwar oft finden sie statt, oft erst spät, immer aber zur besten und rechten Zeit, die ich selber zu bestimmen nicht Einsicht genug habe. Darum lasse ich den Willen des Allwissenden walten, und verharre vertrauensvoll. Aber dann bete ich nicht mit kindischem Eigensinn, als könne mir durchaus nichts Anderes nützlich sein, als das, um welches ich bitte. Welche Thorheit, daß Menschen-Einsicht Gottes-Einsicht übertreffen wollte! Doch offenbare ich ihm gern die leisesten Wünsche. Es thut so wohl, sein Herz vor einem Vater ausschütten zu können. Aber wenn diese Wünsche dann auch nicht immer erfüllt werden, ja, wenn oft das Gegentheil von denselben eintrifft — dennoch fühle ich mich von Dankbarkeit durchdrungen. Denn ich habe es in der Folge nur zu gut erfahren, daß oft eben das Gegentheil von dem, was ich bat, wirklich mein und der Meinigen wahres Beste gewesen ist. O, ich weiß gar wohl, meine Wünsche waren manchmal auch Wünsche der Eitelkeit, der Bequemlichkeit, einer Herzensverwöhnung!

Darum, so oft ich bete, setze ich gern die Worte meines Jesu hinzu: doch nicht wie ich will, sondern wie Du willst, mein Vater! — und ich ende dann mein Gebet nicht mit einer starrsinnigen Erwartung: so, nicht anders, müsse es nun kommen; sondern mit kindlichem Vertrauen, der Vater werde das Beste geschehen lassen. Ich verlasse mich zuversichtlich auf meinen Gott.

Bei dem Allen jedoch ist nicht minder wahr und gewiß, daß mein Gebet einen großen, entscheidenden und vortheihaften Einfluß auf mein und Anderer Schicksal hat. Dies ist kein Widerspruch mit dem Vorigen.

Denn so oft ich mich dem allmächtigen Gott im Geiste und im Gebet nahe, wird meine Vorstellung von seiner Macht und hohen Gerechtigkeit ungleich lebendiger und heller, als wenn ich derselben im Geräusche des Lebens nur oberflächlich gedenke. Meine Zuversicht erhöht sich. Ich wage nicht, etwas Ungerechtes von dem Allergerechtesten zu begehren. Ich fühle, zu dem, was gerecht und gut ist, wird er mir, wenn ich es ernstlich will, Kraft geben. Vereint mit ihm, vertrauensvoll auf ihn, wird mir das Schwierigste leicht, das Unmöglichscheinende möglich. Das Bewußtsein von der Unschuld und Gerechtigkeit meines Vorhabens, klarer als je, wenn ich vor Gott stehe, erfüllt mich mit Riesenkraft; das Zutrauen, er werde mich segnen, er werde mit mir sein, erfüllt mich mit einem unbezwingbaren Muth. Und dieser feste Glaube, diese feste Zuversicht, die nur dem Gebet entquellen kann, wie oft half sie dem Schwachen siegen!

Was der Mensch durch Bewußtsein einer gerechten Sache, durch Kraft des Glaubens auszuführen vermag, grenzt an das Unglaubliche und Wunderbare. Kunst und Geschicklichkeit vermögen viel; Klugheit, Schlauheit, Reichthum, Uebermacht vermögen viel: aber die Gewalt eines großen Willens, der aus Rechtsgefühl und Großmuth hervorgeht, zerreißt wie ein Spinnengewebe Alles, was Geschicklichkeit und Kunst, Klugheit und Schlauheit ersannen, Gold und Uebermacht ausführten. Dies seelenerhebende Rechtsgefühl, diese Zuversicht: Gott ist mit dir! entsteigt aber nur der Inbrunst des Gebetes.

Wisset ihr nicht aus den Geschichten eurer Vorwelt, wie mancher unbekannte, furchtsame Sterbliche gestärkt durch das Gebet aus der Dunkelheit entschlossen hervortrat, und die gerechte Sache gegen Völker und Thronen siegreich machte? Ist Gott mit mir, dachte er: wer will wider mich sein? Und mit ihm war Gott. Wisset ihr nicht, wie mehrmals geschah, daß ein unbedeutender Mann, ohne Rang, ohne Vermögen, ohne Einfluß, ohne andere große Verbindungen, als eine Verbindung mit Gott im Gebet, zur Ausführung irgend eines weitläufigen und schwierigen Werkes, zu gemeinnützigen, wohlthätigen Zwecken geschritten ist, und daß es ihm, allen Hindernissen zum Trotz, gelang? Woher nahm er die Kraft? Aus dem Willen. Woher den mächtigen Willen? Aus der tiefen Ueberzeugung des Rechtlichen seines Vorhabens. Woher die Ueberzeugung? Aus dem Gebet vor Gott, in dessen Gegenwart sich alle seine Vorstellungen geläutert hatten, und sein Vertrauen erwuchs. Wisset ihr nicht, daß mehrmals ein kleines Heer, vielleicht muthlos und schon oft geschlagen, einem an Waffen, Volk und Kriegskunst weit überlegenen Feind im Schlachtfelde gegenüberstand? Er zitterte vielleicht um seine gute Sache, und sah den unvermeidlichen Untergang. Feierlich war der große Augenblick, wenn Feldherren und Soldaten betend auf ihre Knie niedersanken, und im Angesicht des Feindes das Gemüth voll Inbrunst zu Gott erhoben, und der Donner des feindlichen Geschützes ihre Andacht nicht stören konnte. Und sie standen vom Gebete auf. Nun waren sie andere Menschen. Die Begeisterung der Zuversicht strahlte aus ihren Geberden. Kaltblütigkeit, ohne Todesfurcht, rückten sie vor. Mit mir ist Gott! rief es in jedem Einzelnen. Gott war mit ihnen. Jeder ward ein Held. Was sind todte Maschinen gegen die Gewalt des menschlichen Willens? Nicht ungeheure Körpermassen, sondern der Geist thut das Große im Leben. Es kam der Sieg des Schwachen über den Starken; und der Sieg ging aus dem Gebet hervor.

Zweifelst du noch, Zweifler, an dem Einflusse des Gebets auf die Schicksale der Menschen und Länder? Ohne das Gebet würde der Sieg gefehlt haben; ohne das Gebet der Muth des frommen Armen zur großen, gemeinnützigen Unternehmung; ohne das Gebet die Entschlossenheit des unbekannten Mannes, aus der Dunkelheit

hervorzutreten, Recht und Wahrheit vor Völkern und Thronen zu retten.

Das Gebet, dieser Umgang des menschlichen Geistes mit dem Geiste aller Geister, führt uns, wenn ich so sagen darf, jedesmal auf die höchsten Höhen des Lebens, von denen herab gesehen alles Irdische kleinlich, alles Sündliche und Unbillige verächtlich wird. So wie der Mensch im Umgange mit guten und weisen Menschen selbst besser und weiser wird, so heiligt sich sein Gemüth im Umgange mit dem Allerheiligsten. Man kann nicht mit Wahrheit und vollkommener Andacht beten, wenn man sich nicht von der Majestät und Heiligkeit Gottes bewegt fühlt. Wer aber die Heiligkeit des höchsten Wesens empfindet, kann sein Gemüth nicht zugleich dem Unreinen weihen. Der kann nicht mit Innigkeit und Wahrheit beten, der seinen Nächsten hassen und doch zum Gott desselben beten will. Der kann nicht beten, der mit Betrug gegen Andere umgeht, und doch zum Allwissenden beten will, welcher Abscheu vor aller Falschheit hat. Der kann nicht beten, der das irdische Wohlsein, Vermögen, Ehre, Ansehen, Genuß von menschlicher Freundschaft und Liebe dem Göttlichen vorziehen möchte, das in ihm sein soll. Er kann nicht zweien Herren dienen, Gott und seinem irdischen Mammon oder Lieblingswunsch. Er kann nicht beten, sondern nur Worte machen mit halber Andacht, weil er noch mit halblem Gemüth am Zeitlichen hängt.

Die Flamme der Andacht läutert unsere Wünsche. Im Umgang mit Gott werden sie göttlicher. Das Irdische verliert da allen Werth gegen das Himmlische, und vor dem höchsten Seelengut verschwindet, wie nichts, das liebste Erdengut. Daher tritt der Beter oft mit ganz andern Urtheilen über das, war er vorher wünschte, aus dem Gebet zurück. Er sieht ein, daß das, wonach er trachtete, nicht das Alleredelste war, was er sich wünschen sollte. Er verliert nun selbst die Lust daran, weil er nicht mehr das Vertrauen dazu hat, daß ihn dies allein beglücken, oder Gott ihn zum Verlangen desselben beistehen werde. Er ändert seine Maasregeln, weil ihm das vormals Wichtige in der Nähe Gottes klein und verächtlich geworden ist. Und wie er seine Maasregeln ändert, ändert er mit ihnen den Gang seines künftigen Schicksals. Mit der Wahl eines vortrefflichen Zieles zieht er ein vortrefflicheres Loos. Er wird größer, er wird weiser, er wird glücklicher; denn nicht Thorheit macht glücklich, sondern Weisheit Und diese ward ihm durch den Einfluß des Gebetes.

Ja, so sehr kann der Umgang mit Gott den Geist erheben, daß nicht nur ein einzelnes Lebensgut, sondern das ganze Leben selbst klein und unbedeutend neben dem Göttlichen wird, dem wir nacheingen sollen. Christus betete in Gethsemane, und ging unerschrocken vor die Richterstühle und zum Kreuzestod. Stephanus, vom wüthenden Pöbel gesteinigt, bekannte die Wahrheit Jesu muthvoll. Er betete, und starb in heiligem Entzücken. Wie er, thaten hundert und hundert von Bekennern des Heilandes nach ihm. Es erstaunten die Juden, es erstaunten die Heiden über den Heldensinn dieser Tugendhaften. Die Todesverachtung derselben erregte Mitleiden, Bewunderung, Nachdenken. Man forschte tiefer nach; denn so kann kein Irrthum begeistern. Und die Forscher wurden Bekenner. Und das Reich Jesu breitete sich siegend aus, und mit dem Sturze heidnischer Tempel verwandelten sich Sitten und Schicksale der Nationen.

Was uns die Eigenliebe oft wünschenswerth macht, hört es auf zu sein, wenn wir es im Gebete Gott vortragen. Da, in der Nähe seiner Heiligkeit, erröthen wir selber über den selbstsüchtigen Wunsch. Das Gebet heiligt uns. Gibt uns überdem das Gewissen auch vor Gott noch ein gutes Zeugniß, dann stärkt es uns mit Kraft und Zuversicht, und beruhigt uns über das Gelingen. Die Ruhe macht uns besonnener. Wir hüten uns wohl, durch unbedachtsame Uebereilungen, zu denen wir vielleicht schon geneigt wären, und wozu uns eine Begeisterung verleitet haben könnte, das Gute zu verderben, was wir vor Gott als gut erkannten.

Wir hüten uns, durch Heftigkeit, Zorn und andere Arten von Leidenschaftlichkeit das zu beflecken, was im Gebet vor Gott zu einem Heiligthum geworden ist. — Diese Vorsichtigkeit ist die Frucht des Gebetes; wir würden ohne Gebet nicht zu dem Grade von Zuversichtlichkeit, ohne Zuversichtlichkeit nie zu solchem Grade von Ruhe gelangt sein, mit der wir nachher zum Werke schritten. In einer Aufwallung des Ge-

fühls kann man zuweilen viel leisten; aber dergleichen Begeisterung ist vorüberfliegend. Das Gebet dagegen bringt meistens, statt des Aufloderns der Empfindungen, den stillen Ernst anhaltender Entschlossenheit hervor.

Da nun der größte Theil von den Schicksalen, welche wir erleben, die Folgen unsers eigenen weisen oder unweisen Denkens und Thuns sind; da Weisheit und Herzensgüte ganz andere Schicksale bereiten, als Unüberlegenheit, Wankelsinn und Gemüthsschlechtigkeit; da das Gebet, der Umgang mit dem höchsten Wesen, die Seele heiliget, erhebt, mit Zuversicht und Ruhe erfüllt: so ist der Einfluß des andächtigen Gebetes ohne Zweifel auf den Gang menschlicher Schicksale der entscheidendste und wohlthuendste. Es läßt sich mit Zuversicht behaupten, die Schicksale vieler berühmten Männer, die Schicksale unserer persönlichen Bekannten würden durchaus von ihren jetzigen verschieden gewesen sein, diese würden in vielen Dingen anders gehandelt haben, wenn sie hätten im Geist und in der Wahrheit beten, das heißt, ächt religiös sein können.

Von dieser Ueberzeugung voll, will ich denn nun keine bedeutende Unternehmung anfangen, ohne mich deswegen vorher im Gebete zu Gott gewendet zu haben. Da, im Angesichte seiner Vollkommenheit, und daß er nur ein Gott des Guten und Gerechten, kein Gott des Sündlichen ist, werden sich meine Wünsche von aller Unlauterkeit befreien; da wird mein Gewissen mir lauter sprechen, als im Gewühl des Lebens, wo ich bei der Unternehmung vielleicht mir und Andern durch Unüberlegtheit oder Leidenschaftlichkeit Verderben zu bereiten Gefahr laufe; da wird sich erst meine Ueberzeugung befestigen, und mit Zuversicht auf Gottes Beistand mein gelassener Muth erheben.

Es geschieht keine That, sie ist von Ewigkeit her in der Verkettung der Dinge vorhergesehen worden. Auch das Gebet ist eine That, eine der heiligsten und erhabensten, welcher der Mensch fähig ist: es ist ja ein Annahen zu Gott. So ist denn auch das Gebet in das Gewebe der Schicksale eingeflochten, und mit dem Gebet alle Folgen desselben.

Bloß künstliche Einbildungen zwingen das nicht, was Inbrunst des Gottanrufens vermag. In jenen täuschen uns oft überspannte Hoffnungen und Blendwerke der Eigenliebe über die wahre Beschaffenheit der Sachen. Im Gebet aber redet das Gewissen; es zeigt dem Beter, wo er das Ungeziemende, das mit Leichtsinn Gewagte will. Es sondert von uns ab, was nicht rein ist, und gibt uns erst Kraft, wenn die Ueberzeugung von der Gerechtigkeit und Güte unserer Sache in Gegenwart des allwissenden Gottes klar und fest ist.

Ja, ich will beten! Die Macht des Gebetes ist kein leerer Wahn. Du selbst, mein Heiland, mein Jesus, hast mich es geheißen; Du selbst hast für mich gebetet, und Deine Bitte für das Geschlecht der sündigen Menschen ward uns ein ewiger Segen. Ich will zu Dir beten, mein himmlischer Vater, und will bitten, Du wirst mir geben. Ich will bei Dir suchen, und ich werde bei Dir finden. Woher sollte ich Muth nehmen, wenn Du meine Zuflucht nicht wärest? Woher Trost in meiner Bangigkeit, wenn Deine Barmherzigkeit ihn mir nicht reichte? Wenn mich das Leben bedrängt, Du bist meine Zuflucht! Wenn die Versuchung zum Ungerechten allzugewaltig wird, ich will beten und mich in Dir heiligen. Amen.

VII.

Die Kraft des Gebetes.

1 Thess. 5, 17.

Wenn meine Freuden mich verlassen,
Wenn meine Sterne all' erblassen,
Wenn all' mein Glück in Nacht zergeht,
Dann ist mir wohl noch im Gebet.

Wenn Freunde ihre Treue brechen,
Und wenn mich Lästerzungen stechen,
Und wenn mich Niemand hier versteht,
Ist mir noch wohl in dem Gebet.

Ja, zu Dir, mit gefaltnen Händen,
Will ich mich, Vater, flehend wenden;
Ach, über Welt und Grab erhöht
Steh' ich vor Dir in dem Gebet.

Der Betende, wenn er aus der Fülle seines Herzens zur unendlichen Weisheit Gottes spricht, ist in der feierlichsten und größten Verrichtung seines Lebens begriffen. Es ist kein irdisches Geschäft, es ist ein himmlisches. Er tritt aus dem Reiche der Vergänglichkeit in das Reich des Geistes, in seine wahre Heimath über, und übt das höchste aller Rechte, das einem Bewohner des Erdballs gegönnt ist —

Unterhaltung mit dem Allerheiligsten, dem allerhöchsten Wesen.

Alles betet; nicht der Christ allein, auch der ärmste Wilde an den Ufern unbekannter Ströme Indiens demüthigt sich vor Gott. Und richtet er gleich sein bittendes Wort nur zu steinernen Götterbildern, oder zu den Gestirnen des Himmels — sein Seufzer gilt dem unergründlichen, höchsten Geist, der die Welt, der die Sterblichen und ihre Schicksale beherrscht. Das Herz des Wilden ist voll Religion, wenn gleich Dunkelheit seine Erkenntniß umgibt.

Der Betende, voll inbrünstiger Andacht hingesunken im Staube, Hände, Blicke und Seele emporgehoben zur Gottheit, gewährt einen Anblick, welcher auch den rohen Wüstling bewegt und seinem Gemüth Ehrfurcht einflößt. Er muß es bekennen: dieser ist besser und größer denn ich!

Alles betet. — Und dieses Bedürfniß menschlicher Seelen, sich zu dem Urquell ihres Daseins zurückzuwenden, ist wie eine Urkunde ihrer höhern Abkunft und ihrer höhern Zukunft anzusehen.

Die weisesten der Menschen beten, denn in ihrer Brust ist die Sehnsucht nach der Vereinigung mit Gott am lautesten. — Es betet der Greis, denn ihm hat sich Gott in den wunderbaren Ereignissen des Lebens heller offenbart. — Es betet der König, wie ihn auch die feile Zunge des Schmeichlers preisen mag, die ihn nicht nennen würde, schmückte ihn keine Krone und Gewalt; er selbst empfindet seine Schwächen am lebhaftesten. Mitten im erborgten Flitterglanze seiner Herrlichkeit mahnt ihn sein Herz: du bist Staub, bist voller Sünden, und mancher deiner Unterthanen ist frömmer, edler, gottgefälliger, als du. — Es betet der lebhafte Jüngling, wenn er aus dem Rausche der Zerstreuungen zur Einsamkeit und Stille der Nacht übergeht. Er sieht zwischen den Blüthen der Jugendwelt die anrückenden Sturmwolken künftiger Jahre, und zittert vor der Unsicherheit der eigenen Kräfte. Er hält fest an Gott; er kennt keinen Freund, der treuer, keinen Vater, der gütiger, keinen Beschützer, der mächtiger ist. — Es betet der rohe Krieger, der Abends auf blutigen Waffen entschläft. Nicht diese Waffen, die Vorsehung schützt ihn: — er geht in seinen schrecklichen Beruf; noch ein Augenblick, und sein blutender Leichnam kann neben andern Todten liegen. — Es betet die Mutter unter ihren holden Kindern; Gott gab ihr diese Lebenswonne, Gott kann sie nehmen; aber gebenedeiet sei von ihr der Name des Herrn. — Es betet mit verspäteter Bußfertigkeit der Wüstling auf dem peinlichen Krankenlager. Das Stundenglas sagt ihm: dieses Leben ist keine Ewigkeit; und im Spiegel erblickt er ein Gespenst, das ihm gleicht. Er schaudert mit eben dem Abscheu vor der sinnlosen Vertändelung seines Lebens zurück, wie er einst mit Hohn die Uebungen reiner Christen belächelte. — Es betet die trauernde Wittwe am Sarge des theuern Gatten; die Welt ist ihr nun verwaiset; sie hat ihr Bestes verloren, doch Gott ist ihr geblieben, und eine selige Hoffnung, die nicht im Grabe stirbt. — Es betet der menschenfreundliche Weise, wenn er von guten Thaten hinauseilt, neue Kräfte im Anblick der schönen Natur zu schöpfen, und er, von der Pracht der Schöpfung erschüttert, eine Thräne der Rührung in seinen Augen fühlt.

Nur Einer steht da, unbewegt, wie mit steinernem Herzen in der Brust, und blickt mit hohem Lächeln oder mit Befremdung auf die betende Welt und fragt: Warum beten sie? — „Denn (sagt er), ist Gott ein allwissender Gott, so weiß er, was uns fehlt; ist Gott ein allweiser Gott, so weiß er besser, als wir, was uns nützlich sei; ist Gott ein allgütiger Gott, so erwartet er nicht erst unser Gebet, sondern gibt uns, auch ohne daß wir ihn darum bitten. Warum bitten denn sie?“

So spricht der klügelnde Zweifler.

Aber mit ähnlichen Scheingründen suchen nicht selten auch Christen, die nichts weniger als für Gotteslängner oder für Unchristen gehalten sein möchten, ihren Leichtsinn, ihr seltenes An-Gott-Denken, ihr wildes, planloses Dahinleben zu beschönigen. Sie haben oft Kraft genug, Zweifel zu erheben, um sich vor sich selbst zu entschuldigen; aber es fehlt ihnen an Muth, oder Vermögen und Willen, die Nichtigkeit solcher Entschuldigungen einzusehen.

Warum soll ich beten?

Nicht um Gottes willen, denn Gott bedarf deines Gebetes nicht, nicht deiner Bitten, nicht deines Dankes; und wenn du ihn auch vernachlässigest, wenn du auch unter deinen eigenen Werth versinkest, und seine mannigfaltigen Gaben genieſſen

gleich andern Thieren, die da genieſſen, ohne den Geber zu wiſſen, — wenn du ſeiner auch ganz vergeſſen könnteſt: er wird dich dennoch nicht vergeſſen. Denn er iſt gütig und barmherzig.

Nicht um Gottes willen, oder um ihm zu ſagen, was dir fehlt, was du zu befürchten habeſt, was du wünſcheſt. — Ehe du warſt, waren deine Bedürfniſſe von ihm ſchon erkannt. Er iſt allwiſſend. Matth. 6, 8.

Nicht um Gottes willen, ihn zu belehren, was dir vortheilhaft ſei, um ihm deinen Rath zu ertheilen — denn er, vor deſſen Blick die Geheimniſſe der Zukunft und der Vergangenheit entſchleiert liegen, weiß allein, was dem armen Sterblichen unter allen ſeinen Umſtänden und Verhältniſſen am wohlthätigſten ſei. Er iſt die höchſte Weisheit.

Nicht um der Menſchen willen, damit ſie dich für einen guten Chriſten, für einen guten Bürger, für einen rechtſchaffenen Hausvater, für eine muſterhafte Hausmutter halten. Elender, der du beteſt, um vor Menſchen einen guten Glanz zu haben, ohne der Würde und der Wichtigkeit des Gebets zu achten — du biſt ein frevelnder Heuchler, der mit dem Allerheiligſten der Religion falſchen Handel treibt, und Gott ſelbſt zum Werkzeug deiner nichtswürdigen Abſichten erniedrigen möchte; dir gelten Jeſu Donnerworte, die er einſt über die betenden Phariſäer rief.

Nicht um der Gewohnheit willen, weil Alles betet, weil du als Kind Gebete lernteſt, weil du von jeher im Gebrauch hatteſt, zu gewiſſen Zeiten des Tages ein gewiſſes Gebet herzuſagen, weil du die Uebung deiner Aeltern und Vorfahren, welche du ſo ſchmählich mißverſtanden haſt, beibehalten möchteſt. Dein Gewohnheitsgebet iſt kein Gebet, das vor Gott gilt. Dein Gewohnheitsgebet iſt leerer, ſeelenloſer Wörterſchall, der von den Lippen in die Luft fährt, und in der Luft vergeht. — Bete nicht dein Gewohnheitsgebet, und erſpare dir dein vergebliches Bemühen, welches Gott nicht angenehm iſt, und dich ſelbſt entehrt. Wagſt du es, deinen irdiſchen Vorgeſetzten, deinem Oberherrn, deinem Fürſten, oder nur Menſchen Deinesgleichen, Worte herzuplappern, in denen kein Sinn iſt, bei denen du nichts denkeſt? Wie, du wagſt es, ſo im Geiſte dem Throne des Allmächtigen nahe zu treten, und Sprüche herzuſagen, ohne weiter an ihren Inhalt zu denken? Wenn du beteſt, ſagt Jeſus, ſollſt du nicht viel plappern, wie die Heiden, die da meinen, ſie werden erhört, wenn ſie viel Worte machen (Matth. 6, 7). — Nein, nur das Gebet, welches aus der innerſten Tiefe eines bewegten, andachtvollen Herzens quillt, nur dies Gebet dringt durch den Himmel.

Warum ſoll ich beten? — — Nur um deinetwillen, und daß du die beſeligende, überirdiſche Kraft des Gebets an dir ſelbſt empfindeſt.

Auch der edelſte Menſch, auch der Einſichtvollſte, der Aufgeklärteſte der Sterblichen bleibt, ſo lange ſein Geiſt in dieſer Staubeshülle wohnt, ein ſchwacher Sterblicher. Es iſt ihm unmöglich, ſich immerdar oder auch nur für lange Zeit in der hohen Stimmung zu erhalten, zu welcher ihm in gewiſſen Stunden ſeine Einſichten, ſeine erhabenen Grundſätze verhelfen, die von allem Irdiſchen rein ſind. Er ſinkt endlich immer wieder in ſein Selbſt zurück; er lehnt und ſtützt ſich wieder auf menſchliche Gebräuche; es thut ihm wohl, gleichſam Kind zu ſein — und was iſt er zum Allvater im Himmel anders, als Kind?

Es thut ihm Noth, an Gott ſeine Gedanken zu wenden; es iſt ihm unentbehrlich, ſich mit dem höchſten Weſen zu unterhalten und zu beſchäftigen; er kann nicht froh ſein, ohne ſein Gemüth mit Vertrauen auf die weiſe und gütige Vorſehung des Unendlichen zu füllen. Und wie er nun gewohnt iſt, zu ſeinen Aeltern, zu ſeinen Freunden, zu ſeinen Beſchützern zu reden, gegen ſie ſein Herz zu ergieſſen, wiewohl ſie von ſeinen Umſtänden unterrichtet ſind, wiewohl ſie ihn lieben, ihn unterſtützen würden, auch wenn er es ihnen nicht ſagte — ſo richtet er ſich mit ſtillem, gläubigem, kindlichem Sinn an ſeinen Gott. — Er ſendet einen Gedanken voller Ehrfurcht an den Regierer des Weltalls, einen leiſen Seufzer zu dem Urquell alles Guten und Vollkommenen. Dies iſt Gebet!

Der Allwiſſende kennt dieſen Gedanken, weiß dieſen Seufzer; denn was iſt dem Allervollkommenſten, welcher das ganze Weltall mit ſeinem Geiſte durchdringt, und den Staub im Sonnenſtrahl und den entfernteſten Stern bewegt, was iſt ihm verborgen?

Aber eben die Erinnerung an die Gottesgröße, welche nie lebhafter in uns wird, als während des Gebetes, erfüllt uns mit erquickender Zuversicht. Das Gebet öffnet uns dann gleichsam die Pforten der Geisterwelt, deren Halbbürger auch wir sind. Wir dringen näher zur Gottheit, und fühlen es, daß wir ihr gehören. Wir erheben uns durch das Gebet über das Nichtige und Vergängliche, und werden größer, ja göttlicher. Es wird die Ueberzeugung mächtiger in uns: wir können nun und nimmermehr untergehen. Wir unterscheiden das Vergängliche klarer vom Ewigen, das Scheinende vom Wesen; wir sehen die ganze Welt aus einem andern Lichte. Der große Erdball wird unter unsern Füßen nur zu einer kleinen Stufe im unermeßlichen All der Dinge; wir sehen durch die unendlichen Fernen des gestirnten Himmels nur einen geringen Theil vom Tempel des Allerheiligsten, und entglühen vom Entzücken, durch Gottes Macht gewürdigt zu sein, Bewohner dieses Gottesreiches zu heißen.

Und frohe Ahnungen durchzittern unsere Nerven. Eine himmlische Freudigkeit durchdringt unsere ganze Natur. — Dies ist die Kraft des Gebetes. Dies ist die Wirkung der Nähe Gottes. Es redet Niemand mit Gott, ohne Selbstverklärung seines Gemüthes.

Wenn das Kind dankbar die Hand des Vaters oder der Mutter küßt, so drückt es seine schönsten Gefühle auf menschliche Weise aus. Gott schuf mich, und gab mir das Loos eines Sterblichen: warum soll ich mich über meine von ihm gegebene Natur hinwegschwingen und ihn nicht nach reinmenschlicher Weise voll kindlichen Sinnes verehren? Würdigt seine Gnade mich einst einer größern Vollkommenheit, o so werde ich ihn als Engel, als Seraph, als Genosse einer schönern Welt auf andere, auf edlere, auf würdigere Weise anbeten können. Aber ich bin Mensch, bin in seinen Augen nur ein lallendes Kind — o ihr Spötter, so lasset mich meinen Schöpfer, meinen Vater, als Kind, durch dies unmündige Lallen der Menschheit verehren. Er hört auch dies Lallen, er kennt auch den Sinn der stummen Thräne, die meinen Augen entrinnt, indem sie ihn suchen. Versteht doch die liebende, zärtliche Mutter auch das erste Lächeln ihres Säuglings!

So im Gebete ihm ganz hingegeben, fühle ich mich gleichsam, wie das Kind an des Vaters gutiger Brust ruhend. Ich fürchte nun kein Schicksal mehr, denn ich bin bei ihm; ich fürchte keine Feinde mehr, denn er liebt mich. Ich wandle durch die Welt mit einem höhern Vertrauen. Dies ist die Kraft des Gebetes.

Und wenn ich mich voll Inbrunst dem Allerheiligsten nahe, dem sich nur das Heilige und Sündenreine nähern darf, so erscheinen alle meine begangenen Fehler, meine Uebereilungen, meine Leidenschaften, und drängen sich zwischen mich und Gott. — Ach, zu ihm reden möchte ich, und ich bin nicht würdig, zu ihm aufzuschauen. Der Sünder trauert zu den Füßen des Allbarmherzigen, und fleht nur um Gnade. Heilige, inbrünstige Gelübde eines frömmern Wandels werden dargebracht. Sie geben mir neue Kraft, neuen Muth, neue Freudigkeit. Der Allgütige zürnet nicht; wie mag in der göttlichen Vollkommenheit eine menschliche Leidenschaft bestehen, die wir Zorn heißen! — Nein, meine Sünden haben mich selbst gestraft; ich selbst bin es, der mir zürnt; ich selbst beklage es, daß ich sündiger, unheiliger ward, und mich von der Nähe Gottes entfernt hatte. Ich suche das Verlorne wieder zu gewinnen. Mein Heiland lehrte mich, daß der Allbarmherzige auch den reuevollen Sünder nicht verstößt. Und Gott hört mein Gelübde! und der Allwissende ist Zeuge, daß ich sie durch Ablegung meiner Fehler mit Ernst zu erfüllen suche. Voller Liebe zu ihm werde ich ganz Liebe zu den Menschen. Das Gebet wirkte zu meiner Vervollkommnung und Heiligung; ich ward ein besserer, tugendhafterer Mensch, als ich vorher war. Das ist die Kraft des Gebetes.

Wer mit seinen Hausgenossen, Verwandten und Bekannten in Unfrieden lebt, — wer schadenfroh die Fehler seiner Mitmenschen aufdeckt und neidisch ihr Gutes verkleinert, — wer Lügen gibt statt Wahrheit, Untreue statt Rechtlichkeit, Verfolgung statt Wohlthat, Betrug statt Edelmuth: der hat nicht gebetet! — Beten heißt mit und in Gott sein; wer aber in Gott ist, der wandelt nicht in der Sünde.

Du betest, mein Christ, und bittest. Aber freilich deine Bitten werden nicht immer erfüllt. Und erst später, oft erst nach Jahren,

erkennst du, wie nachtheilig dir die Erhörung deiner Wünsche gewesen sein würde. Gott ist gütiger gegen uns, als wir es selbst sind, weil er weiser ist.

Aber sollen wir deswegen Gott um nichts mehr bitten? Sollen wir Verzicht thun und loslassen von dem kindlichen Hingeben unserer Wünsche in die göttliche Vaterhand? — Nein, dies störe deine schönen Verhältnisse zur Gottheit nicht. Bitte, so wird dir gegeben; klopfe an, so wird dir aufgethan.

Du glaubst doch eine göttliche Vorsehung, die schon von ewig her deine Schicksale ordnete. Wohlan, sie sah auch dein Thun und Lassen, sie sah auch deine Bedürfnisse, auch die Augenblicke deines Gebetes, deine Gemüthsstimmungen voraus. Und sie erhörte deine Gebete, ehe du noch geboren warst. Du betest, und dem weisen Beter wird der Segen des Gebetes.

Erinnere dich der Stunden, in welchen du mit beklemmtem Herzen vor Gott standest, und riefest: Rette mich, allbarmherziger Vater! — Erinnere dich der Stunden, da sich alle deine Aussichten verfinsterten, und du am Rande der Verzweiflung glaubensvoll dich an den Einzigen wandtest, und riefest: Es wird nicht wieder hell werden, wenn Du meine Zukunft nicht erleuchtest! — Und siehe, Umstände, die du nicht erwartetest, Ereignisse, oft scheinbar klein, Dinge, welche die Menschen Zufall und Ohngefähr nennen, retteten dich, verbesserten deine Lage. Du bist wieder glücklich und froh geworden. — Aber in der Ordnung der göttlichen Schöpfung ist kein Zufall, kein Ohngefähr — es ist ein Gott von unendlicher Gnade und Macht. Du empfandest ihn! Dies ist die Kraft des Gebetes!

Ich empfand Dich, mein Gott, mein Vater! wenn meiner Seele am allerbängsten war. Ich empfand Dich, wenn die ganze Welt um mich ausgestorben zu sein schien, wie eine todte Wüste. Ich empfand Dich, wenn ich keinen Freund mehr hatte. Ich empfand Dich, wenn ich an den Schwellen des Todes wankte. Du warst, Du bliebst mir, Du halfest mir, Du überschütteteste mich mit Deiner Gnade, und verwandelteste mit allmächtiger Hand, was um mich her stand, und nicht mehr zu verändern schien.

Darum will ich, so lange ich athme, nicht von Dir lassen, und zu Dir rufen: Vater! Vater! der Du bist im Himmel, Dein Name werde geheiliget! — Darum will ich mit kindlicher Zuversicht an Dir hangen; Du hörest mein Lallen, Du verstehst den Sinn meiner Thränen, Du kennst das Geheimniß meines Seufzers.

Nur in Dir, bei Dir, mit Dir kann mir wohl sein. Ohne Dich wäre mein Dasein ein Nichts, und mir besser, ich wäre nie geboren. Mit Dir ist allenthalben Himmel, allenthalben Seligkeit. Ich kann nicht unglücklich werden; ich bin es nur, wenn ich mich von Dir verliere.

VIII.

Glauben und Werke.

Hebr. 11, 16.

O Glaube, Quell des reinsten Lichts,
Quell göttlich-edler Triebe!
So durch und durch entsündigt nichts,
Wie Glaub' an Dich, du Liebe.
Wer Deinen Tod, Dein Leben glaubt,
Was ist's, das ihm die Freude raubt,
Den Muth, Dir nachzuwandeln?

Oft wird man irre in seinen Meinungen, wenn man die verschiedenen Urtheile der Menschen über die Religion hört. Ein Theil der Sterblichen behauptet mit Zuversicht: daß unsere guten Thaten, alle unsere Tugenden nicht zur Seligkeit helfen können, sondern daß nur der Glaube allein selig mache; daß es genug sei, an Jesum den Gekreuzigten glauben, und an sein Verdienst um die Menschheit, an seinen Versöhnungstod, um eben durch dieses sein Verdienst allein vor Gott gerechtfertigt zu werden; daß auch selbst in der Todesstunde der Sünder, wenn er nur das Verdienst Jesu ergreife, gerettet und geheiligt werden könne. Andere wieder, die sich nicht minder Christen nennen, behaupten von diesem allem das Gegentheil. Sie sagen, nicht der Glaube mache selig, sondern die Rechtschaffenheit des Gemüths. Ihnen ist das Glaubensbekenntniß der Menschen sehr gleichgültig, aber nicht ihr Wandel.

Selbst von den heiligen Lehrstühlen der christlichen Kirche vernimmt man diesen Widerspruch. Was Einer mit frommem Sinn predigt, verwirft der Andere in seinen Ueberzeugungen. Während Dieser auf Innigkeit des Glaubens dringt, als die Hauptsache des wahren Christenthums, fordert Jener allein zu tugendhaften Gesinnungen

und Thaten auf, als dem Wesen der Religion Jesu.

Dieser Streit der Begriffe verwirret die Gemeinden, und erzeugt Trennung und lieblose Urtheile. Die Schwachen werden wankend, und gehorchen zuletzt einer Stimme, die mächtiger ist, als das Wort der entzweiten Lehrer — der Stimme ihrer sinnlichen Begierden, ihres Eigennutzes. Sie hören auf, religiös zu sein, und begnügen sich mit bloßer Lebensklugheit. Sie thun nur, was ihnen Vortheil bringt, wodurch sie Keinem anstößig werden, und überlassen sich, ihre Bestimmung, ihre Ewigkeit dem Zufall oder dem Willen des Schöpfers.

In der That, wenn ich auf das Denken, Leben und Thun eines großen Theils meiner Mitmenschen, und besonders derjenigen aufmerksam bin, die eine freiere Erziehung genossen, die man zu den gebildetern, aufgeklärtern Ständen rechnet: so nehme ich wahr, daß in ihnen eine gewisse Scheu gegen Alles herrscht, was religiöse Glaubenssache heißt. Sie wollen nichts davon hören, nichts davon ihren Kindern wissen lassen. Höchstens erlauben sie, daß diese in den Glaubensartikeln der Kirche von den Geistlichen des Ortes unterrichtet werden; aber dies geschieht nur des Anstandes und alter herkömmlicher Gewohnheit willen. Man will nicht Ausnahmen machen, legt aber auf die den Kindern beigebrachten Glaubenslehren weiter keinen Werth.

So wird es heutiges Tages immer mehr Modeton, die Religion bloß auf ein anständiges sittliches Leben zu beschränken. Man hat vielleicht in den geistlichen Lehrbegriffen dieses oder jenes Kirchenordens allzuharte, vielleicht unhaltbare, übertriebene Meinungen entdeckt, und hält sich nun für berechtigt, Alles, was mit Glaubensangelegenheiten zusammenhängt, auf die Seite zu stellen. Man nennt es unnütze Grübelei, eitle Pracht der Gottesgelehrtheit, fruchtlose Religion des Kopfes, Heuchelei oder — wenn die Glaubenssätze von Jemandem noch im Ernst als Wichtigkeit behandelt werden — Schwärmerei, Kurzsichtigkeit, über welche der gebildete Mensch wohl erhaben sein müsse.

Eine Folge dieser herrschender werdenden Denkart ist, daß man mit der Jugend so wenig von Religion als möglich spricht. Man schämt sich gewissermaßen und erröthet, von Wahrheiten des Christenthums angelegentlich zu reden. Man überläßt es den Kindern, daß sie bei reifern Jahren selbst prüfen, wählen und glauben mögen, was ihnen am besten einleuchtet, und hält dies Verfahren für Klugheit. Man meint Alles gethan zu haben, wenn man aus ihnen nur verständige, gesittete, rechtschaffene Menschen bildet, die Abscheu vor groben Lastern haben, und, wo sie ohne eigenen Nachtheil Andern Liebes und Gutes erweisen können, es auch mit Vergnügen thun.

Eine andere Wirkung dieser schon sehr ausgebreiteten Sinnesart ist, daß man den öffentlichen Gottesdienst verachtet und vernachlässigt. Das ganze Weltall, sagt man, ist ein Tempel Gottes, und rechtschaffene Handlungen sind der beste Gottesdienst. Höchstens tritt man gewohnheitshalber in die feierlichen Versammlungen der Christen, und nimmt, um sich doch nicht allzusehr auszuzeichnen, Theil an den heiligen Sakramenten.

So ist es! — Aber auch ich bin Christ, und die Frage darf mir nicht gleichgültig bleiben: soll es so sein? Was habe ich zu wählen? Wie? drang der erhabene Stifter meiner Religion vergebens so oft, so laut, so herzlich auf die Ergreifung des Glaubens? Warum forderte er Glauben zu meinem Seligwerden, wenn meine tugendhaften Handlungen, meine rechtschaffenen Gesinnungen schon dies allein bewirken könnten? Warum forderten alle seine Jünger Glauben von denen, welche sich zum Christenthum bekehrten? — Ist denn ein gerechter, unbescholtener Wandel nicht schon für sich genug, mich hier glücklich und dort einer bessern Bestimmung würdig zu machen?

Nein, Jesus und seine erleuchteten Jünger predigten nicht ohne Ursache den Glauben und dessen seligmachende Gewalt. Wie thöricht, wenn ich in Allem ihre erhabene Weisheit anerkennen, und eben dasjenige in ihren Lehren für etwas Gleichgültiges oder Ueberflüssiges halten wollte, wofür sie alle freudig in den Tod gingen! Nicht für die Tugendlehre, die der Messias, die seine Schüler predigten, sondern für den erhabenen Glauben, den sie lehrten, litten sie den Tod.

Ohne Glauben ist es unmöglich, Gott zu gefallen, so spricht die heilige Schrift:

denn wer zu Gott kommen will, der muß glauben, daß er sei, und denen, die ihn suchen, ein Vergelter sein werde. (Hebr. 11, 6.)

Wäre der bloße Spruch der Vernunft und dessen, was Pflicht ist, und die Befolgung dieser einfachen, den Sterblichen ins Herz gegrabenen Lehren hinreichend gewesen, alle Widersprüche dieses Lebens zu lösen, Trost dem Leidenden, Hoffnung dem Verzweifelnden zu geben: warum erschien Jesus Christus? War nicht die menschliche Vernunft schon in voller Kraft entwickelt, ehe Jesus geboren ward? Hatten nicht die Heiden, hatten nicht Persien, Rom und Griechenland schon ihre erhabenen Tugendlehrer und Weisen? Hatten die Juden nicht schon das Gesetz Mosis? — Aber Christus kam, und ward des Gesetzes Ende, und Paulus spricht: Nur wer an mich glaubet, der wird gerecht. (Röm. 10, 4) Der Mensch wird gerecht, ohne des (mosaischen) Gesetzes Werke, allein durch den Glauben (an Jesu Christi Lehre). (Röm. 3, 28.)

Welches ist nun der Vorzug des Glaubens? Warum ist er zu unserer Seligkeit nothwendig? Warum sind ohne diesen Glauben alle Tugenden zu unserer wahren Beseligung nicht ausreichend?

O mein Herz, hast du dir diese ernste Frage schon beantwortet? O du, der du auf höhere Bildung und aufgeklärten Geist gerechte Ansprüche machst: dachtest du jemals gründlich über die Verhältnisse deiner Religion nach? deiner Religion, von der du Frieden des Gemüths im Leben, Trost im Tode erwartest?

Was sind deine Tugenden, deine guten Werke, ohne einen innigen festen Glauben an Gott den Vater, an Gott den Vergelter? — Nimm, wenn du kannst, die Gottheit aus ihrer Schöpfung hinweg, und bilde dir ein, nie sei der Gedanke an Ewigkeit in eines Sterblichen Sinn gekommen: was ist dann das ganze Weltall, dein ganzes Leben? Ein fürchterliches, trostloses Räthsel, ein Vorhandensein ohne Absicht und Zweck, ein seelenloses, todtes Uhrwerk, von dem Niemand begreift, wer es aufgezogen hat, und warum es sich nach seinen innern Gesetzen so harmonisch fortbewegt. — Warum übst du deine guten Werke, warum vollstreckst du deine Pflichten? Dein Bemühen ist ja zwecklos, wie die ganze Natur. Warum ringst du nach Vollendung und Tugend? Es ist ja keine Vollendung, keine Fortdauer, keine Ewigkeit! Warum opferst du dich für deine Pflichten auf? Der Tod begräbt ja auf ewig den Heiligen wie den Verbrecher; deine Tugend ist ja nur Wahnsinn, durch welchen du dein Glück vernichtest, das du ihm Leben haben könntest; das schlaue Verbrechen, welches sich Alles erlaubt, und jeden Kitzel stillt, ist wahre Weisheit, denn es gewährt doch auf Erden frohe Augenblicke, und hat vor keinem Weltrichter zu beben.

Sterblicher, du schauderst? Ahnest du nun die Hoheit des Glaubens, den Jesus der Göttliche offenbarte? Fühlst du nun die Nothwendigkeit eines Glaubens, der alle Widersprüche der Welt in Harmonie auflöset; eines Glaubens, der deiner Vernunft, deinen Tugenden und Pflichten erst den wahren Werth und Zweck gibt? Wird dir die Wahrheit hell, wie sie der Apostel Jesu zu den Hebräern sprach: Wer zu Gott kommen will, der muß glauben, daß er sei?

Ohne Glauben ist keine wahre Tugend möglich, weil Tugend mehr ist, mehr sein soll, als bloße Lebensklugheit. Was ihr Rechtschaffenheit oder Sittlichkeit nennet, ist nur am Ende ein vorsichtiges Benehmen gegen die Welt, damit sie euch dulde, oder liebgewinne, und mit Ruhm und Annehmlichkeiten das Hiersein verschönere. Aber jene Tugenden, welche Jesus Christus fordert, Tugenden, welche euern Geist veredeln, müssen unabhängig vom Irdischen auch dann geübt werden, wenn ihre Ausübung mit den schwersten Opfern verbunden ist; müssen auch dann in gleicher Kraft bestehen, wenn kein Sterblicher sie bemerkt. Ohne Glauben aber ist solche Seelengröße nicht fähig zu reifen. Ohne Glauben an die geoffenbarte Ewigkeit und die Unsterblichkeit des Geistes wäre solche sich selbst hinopfernde Tugend eine Thorheit, eine Handlung ohne Absicht und Ziel. Ohne Glauben sehen wir nur Scheinheilige, die öffentlich die Schminke der Tugend tragen, aber im Geheimen sich jedes Laster verzeihen. Wer nicht den Blick des Allwissenden zu fürchten hat, kann wohl der Scharfsicht aller Sterblichen spotten.

Gehet hin, vernachlässiget den religiösen Glauben eurer Kinder, und begnügt euch, ihnen Edelmuth und Rechtschaffenheit theuer zu machen! Aber vergesset nicht, wie ge-

brechlich alle edeln Grundsätze sind gegen den Strom mächtiger Leidenschaften; erinnert euch an euer eigenes Schicksal, wie oft ihr euern besten Vorsätzen treulos wurdet! Verzeihet euern Kindern, wenn sie sittlich sind im Aeussern, aber unrein in ihrem Innern, wohin euer Blick nicht reicht; verzeihet ihnen, wenn sie euch öffentlich ehren und eure Befehle vollstrecken, aber euch im Stillen verspotten und im Geheimen den Gehorsam aufkündigen, wo sie euch nicht zu fürchten haben! Dies sind die unvermeidlichen Wirkungen einer Erziehung ohne Religiosität, einer Tugendempfehlung ohne den starken Grund eines frommen Glaubens!

Der Glauben allein heiliget! nicht das bloße Wollen der Vernunft, die für sich selbst im Sturm empörter Leidenschaften zu schwach ist. Der Glaube heiliget! Das heißt, die Ueberzeugung von unserm Beruf zu höhern Bestimmungen, die Ueberzeugung von einem Vergelter jenseits des Grabes ist allein fähig, unsere Tugend zu mehr als bloßer Lebensklugheit zu machen; unser Herz auch dann rein von Sünden zu erhalten, wenn es sicher ist, von keinem Menschen beobachtet zu werden; unsern Edelmuth auch dann emporzuhalten und unsere Rechtschaffenheit zu bewahren, wenn wir, einer guten That willen, Schmach und Verachtung und Verfolgung von Menschen zu erwarten hätten.

Dies ist die Macht des christlichen Glaubens, die er überall und immer über unser Herz übt. Was sind unsere besten Thaten zuletzt ohne ihn? Schöne Bruchstücke eines guten Willens, ohne festen Zusammenhang. Daher waren selbst die Weisesten und Tugendhaftesten der alten Völker vor der Erscheinung Jesu nicht ganz ohne Glaubenslicht. Ach, wo wir mit Zuversicht beten, hoffen, wissen, hatten sie nur dunkle Ahnungen, zweifelvolle Wünsche. Aber auch schon dieser Schatten eines Glaubens bewog sie, die Tugend, welche sie lehrten, mit Strenge zu üben, öffentlich wie im Verborgenen, und wenn es sein mußte, mit Darbringung aller Lebensfreuden, mit Hinopferung ihres Selbstes in Gefahr und Tod.

O Christen, Genossen der Offenbarung und des Heils, das uns durch Jesum ward, sollten die Heiden selbst mehr Glauben gehabt und geübt haben, als ihr, die ihr mit jenen Weisen der Vorwelt in Geistesbildung und Aufklärung wetteifern möchtet? Christen, Genossen der himmlischen Erleuchtung, sollten die Heiden heiligern Gemüths gewesen sein, als ihr?

Ohne Glauben ist hienieden kein Trost! Alle deine Tugend beruhigt dich nicht in schicksalvollen Stunden, wenn Armuth, Krankheit und Elend jeder Art über dich hereinbrechen, und du verkannt und verhöhnt mit deiner Rechtschaffenheit hinausgestoßen wirst in die Verzweiflung. Nur der Glaube an eine weise Vorsehung, die den Lauf der Welten und der Menschen regiert; nur der Glaube an eine ewige Güte, die keinen ihrer Erschaffenen dem Elende zum Raube werden läßt; nur der Glaube an eine vergeltende Hand jenseits der Gräber, erhebt den sinkenden Muth, wenn Alles ihn beugen will.

Tritt an den Sarg deines Vaters oder deines Kindes, an den Sarg deiner Mutter oder deiner Gattin, Mensch ohne Glauben! und frage dich: was mag dir lindern den hoffnungslosen Schmerz? — Wie? deine Rechtschaffenheit? Ach, sie erweckt dir ja den theuern Todten nicht wieder. Sein letztes trauriges Lächeln, sein letzter sterbender Blick, sein letzter matter Druck der Hand war ja für dich ein Scheiden für immerdar! Dir strahlt ja in der Finsterniß deines Lebens kein Licht aus der Ewigkeit. Deine Thränen zählt ja kein vergeltender Gott, um sie einst mit Freuden aufzuwiegen. Mensch ohne Glauben! wo ist dein Trost? Warum hast du geliebt, wenn du für den Traum des flüchtigen Lebens liebtest?

Und du selbst, wenn einst deine Kräfte verfliegen, und ein undankbares Geschlecht dich, als Greis, verhöhnt, wenn du, von den Gebrechen des Alters geplagt, nichts mehr vor dir siehst, als einen letzten mühseligen Tag und das Grab — Mensch ohne Glauben, wird dich da deine Tugend trösten, wenn du hinter dir längst die guten Werke wieder zerstört siehst, die du gestiftet zu haben glaubtest? Was erquickt dich, wenn die Schauer des Todes deinen Leichnam überfallen, und du zuletzt von einem ganzen mühevollen Leben noch weniger als die Erinnerung an einen Traum behältst? Mensch ohne Glauben, erst an der Schwelle der Gruft, in die du hinabsteigst, wird die Sehnsucht nach etwas Höherm, und ein Seufzer nach dem ewigen Sein in dir laut werden. Erst wenn der Bach deines Lebens

ausgeflossen ist, wirst du den Durst nach Glauben fühlen, um nicht trostlos zu vergehen.

Und endlich, was ist's mit aller deiner Tugend? Wie, Stolzer, wähnst du fähig zu sein, durch gute Werke den Himmel zu erkaufen, und durch eigenes Verdienst deine künftige Seligkeit zu gewinnen? — Armer Sterblicher! Du, dessen Kinderjahre unter tausend Thorheiten verschwanden; dessen reiferes Alter von tausend ungestümen Leidenschaften verzehrt, von tausend Fehlern befleckt ward; dessen graues Haar endlich die Schwachheit später Jahre mit Ruhmlosigkeit bedeckte — darfst du mit deiner Tugend vor dem Richter des Lebens prangen? dich vor dem Allerheiligsten, vor dem nichts rein ist, irgend eines Verdienstes rühmen? Warst du immerdar von Sünden rein? Hast du nie Verzeihung und Gnade vonnöthen?

Nicht durch unser Verdienst, nicht durch unsere Tugend können wir vor Gott bestehen, sondern nur durch die Gnade des Barmherzigen. Nicht unsere Sündenlosigkeit macht uns selig, sondern der Glaube an Jesum, der Glaube an seine Offenbarungen, der Glaube an das Erbarmen des Vaters im Himmel.

Auf, auf, mein Geist! an diesem Glauben halte dich; er ist es, der deine Tugend stärkt; er ist es, der sie bewahrt; er ist es, der dich heiligt; er ist es, der dich selig macht. Nur durch den Glauben erst ist die rechte Seelenhoheit möglich, und ohne ihn keine.

Du selbst, Jesus, mein göttlicher Erretter, Du selbst sagtest dies: „Wer an mich glaubt, der wird auch die Werke thun, die ich thue.“ Joh. 14, 14. Wer könnte, ohne Glauben an Dich, die Seelenhoheit gewinnen, die Dein Dasein verherrlichte?

Hinweg, eitler Tugendstolz, thörichtes Vertrauen auf eigene Kraft, ich erkenne eure Nichtigkeit! Und wäre ich von allen Sterblichen der edelste und beste, dennoch wäre ich vor Gott ohne Verdienst und Gerechtigkeit, und ein unheiliges Wesen, welches vor dem Allerheiligsten verschwinden muß. Hinweg, falscher Wahn, daß mich meine Tugend allein in bangen Stunden beruhigen werde, wo Welt und Menschheit mich trostlos verlassen! Ach, was ist doch die Tugend der Sterblichen? Ein schwaches Rohr, im Winde wankend. Zehn Fehler sind begangen, ehe ich zu einer gottgefälligen That Muth fasse.

Jesus, Dein Glaube belebe, stärke, heilige mich! Ich finde in keinem Andern Heil, als nur in Dir. Ich finde kein Licht, als in Deinen Offenbarungen; ich finde keine Heiligung, als in Deinem Blut, das für uns vergossen ward! — Nur die Demuth, das Gefühl unserer Unwürdigkeit, und der Hinblick auf die vollendete Tugend Jesu Christi und die in ihm erschienene Gnade Gottes kann unsere unvollkommene Tugend vollenden.

Und in diesem Glauben will ich verharren bis ans Ende. Er ist die Quelle meiner theuersten Erwartungen, er ist die Quelle meines Trostes, wenn ich beim Anblick göttlicher Majestät im Gefühl meiner Unwürdigkeit vergehen will; er ist die Quelle meiner Frömmigkeit und meines Rechtthuns vor Gott und Menschen; er ist der Wächter meines Herzens in den Stunden der Versuchung.

Vater der ewigen Liebe, Vater des Erbarmens, all mein Streben ist verloren, vollkommen zu werden, wie du vollkommen bist; ich bin ein sündiger Mensch, und der Verzweiflung überlassen, wenn Du nicht Gnade ergehen lassen willst für Recht. Ach, laß mich auch in meiner Verworfenheit noch Gnade vor Dir finden; laß auch mich dereinst nach vollbrachtem Lauf die Trostesworte hören: dein Glaube hat dir geholfen! Amen.

IX.

Werke und Glauben.

Jak. 2, 14. 17.

Ach, ist der Tugend Grund
Im Herzen umgestossen,
Und wankt mein Glaub', o Gott,
Werd' ich nicht fallen müsse.?
Verlier' ich erst das Ziel,
Das Du mir vorhältst, Dich
Und Deinen Himmel, Herr!
Wer hält, wer rettet mich?

Dich fleh' ich, o Gott,
Mir immer gegenwärtig,
Und mache meinen Geist
Zu allem Guten fertig.
Mein Mittler sei mein Trost,
Mein Beispiel und mein Rath;
Denn Alles prüfest Du,
Und richtest jede That.

Je länger ich im Stillen bei mir über die Wahrheit nachdenke, daß der Mensch nur durch den Glauben wahrhaft selig werde, welchen Jesus gelehrt hat, je heller und beruhigender wird sie für mich.

Es ist wahr, auch ich bildete mir oft ein, daß es im wahren Christenthum nicht so sehr auf den Glauben, als vielmehr auf das Thun ankomme. Allein seit ich wahrnehme, wie ich bei aller Anstrengung zu einem vollkommenen Leben dennoch in Gottes Augen sehr unvollkommen bleibe; daß ich es doch nie dahin bringe, durchaus heilig, das ist, rein von jedem Vergehen und Fehler, zu werden: finde ich keinen Trost, als im Glauben an das Erbarmen Gottes.

Ich überzeuge mich immer fester, daß der Glaube des Christen allein der Grund seiner Tugend sei, weil er dadurch auch in solchen Augenblicken von Fehltritten abgehalten wird, wo ihn kein fremdes Auge belauscht und er ungestraft sündigen könnte. Aber der Hinblick auf den Allwissenden, der Hinblick auf den Vergelter, die Erinnerung an die Stunden der Ewigkeit schreckt ihn selbst von geheimen Vergehen zurück. — Noch mehr, es ist nur allzugewiß, daß es Augenblicke gibt, wo kalte Ueberlegung aufhört, wo in der Gluth der Leidenschaften die besten Vorsätze verschwinden, wo die Erinnerung an das Pflichtmäßige nicht mehr hinreicht, uns in der Tugend zu erhalten. Da bedarf der schwache Sterbliche einer mächtigen Stütze, um nicht zu fallen und der Raub einer Sünde zu werden, die er nachher vergebens bereuet. Und diese Stütze, diese Schutzwache gegen die Gewalt der Versuchung ist sein Glaube. Wenn seine Vernunft unterliegt, rettet ihn diese noch.

Zwar, wenn ich das Gute thue, soll ich es nicht thun, um dafür einen Lohn zu erwarten auf Erden oder im Himmel — eine solche Art zu denken wäre keine Tugend, sondern nur Eigennutz; auch sehe ich ein, daß ich mit allen meinen gerechten Handlungen dennoch vor Gott immer als ein Sünder dastehe, und damit nichts verdient habe: aber doch würde ich den Muth zur Tugend selbst endlich verlieren, wenn nicht der Glaube an Gott und Ewigkeit mich aufrecht hielte. Denn wäre kein Gott, erwartete mich kein unsterbliches Dasein: so wären alle Aufopferungen, die ich zur Vervollkommnung meiner Seele mache, alle Leiden, die ich der Tugend willen übernehme, eine Thorheit. Ich würde, wäre ich nur geboren für diese kurze Lebenszeit, besser thun, dafür zu sorgen, hienieden meine wenigen Tage so angenehm zuzubringen, als ich's könnte. Wozu sollte ich meine Seele mit Tugenden schmücken, wenn sie, gleich dem Leibe, im Grabe verwesen sollte?

Daher wird es mir sonnenhell, wenn Jesus spricht: „Wer an mich glaubt, der wird selig werden!“ — Ach, ich fühle es, ohne diesen Glauben ist keine Beruhigung, kein Trost, kein Frieden, keine Hoffnung, keine Seligkeit. Darum hat uns Christus das größte Heil erworben, indem er uns in sein ewiges Reich einführte. Alle guten Werke, selbst die Thaten eines Engels, können für sich allein nicht zu solcher Freudigkeit erheben.

Aber indem ich des Glaubens wunderbar beseligende Gewalt anerkenne, darf ich damit den Werth der Tugend nicht verläugnen. Tugend ohne Glauben ist ärntelose Aussaat, aber Glauben ohne Tugend ein träger Baum ohne Frucht.

Daher handeln diejenigen unweise und der Lehre Jesu Christi entgegen, welche alle gute Handlungen für unnütz halten, und nur auf den Glauben allein hinweisen; die sich einbilden, es helfe ein frommer Wandel wenig zur Seligkeit, allein der Glaube mache uns vor Gott gerecht, allein das Blut Jesu und sein Verdienst, oder die Fürbitten der Heiligen könnten uns entsündigen, wenn wir auch noch so ruchlos gelebt hätten. Wehe denen, die solches lehren! Sie eifern gegen Jesum, dessen Diener sie sein wollen; sie treten das göttliche Wort unter ihre Füße, welches sie auszulegen vorgeben; sie bereiten menschliches Verderben und werden Mörder der Seelen.

„Was hilft es“, spricht der Apostel Jakobus (2, 14 u. 20), „was hilft es, lieben Brüder, so Jemand spricht, er habe den Glauben, und hat doch die Werke nicht? Kann auch der Glaube ihn selig machen? — Gleichwie der Leib ohne Geist todt ist, also ist auch der Glaube ohne Werke todt.“

Und doch ist leider unter vielen Menschen die Vorstellung so gewöhnlich geworden, daß es genug sei zur Rettung der Seele, wenn man nur an den dreieinigen Gott, an den Versöhnertod Jesu, an die Kraft des Gebetes, an die Barmherzigkeit des Vaters glaubt, und alle diejenigen kirchlichen Gebräuche mit frommem Eifer beobachtet, welche zum sogenannten Gottesdienst gehören. Weit entfernt ihre Leidenschaften zu besiegen, ihren Hang zum Zorn, zu-

Wollust, zum Wucher, zur Schwelgerei, zum Neide und andern Sünden abzulegen, überlassen sie sich demselben in dem festen Vertrauen, Christus habe nun auch für diese Sünde schon genug gethan, und es sei hinlänglich, an ihn zu glauben, um Vergebung aller solcher Vergehungen zu erhalten. Sie beten regelmäßig zu Gott, und hassen oder betrügen ihren Nächsten bei aller ihrer vermeinten Heiligkeit. Sie eilen fleißig zur Kirche und zum Altar, um dann wieder bei desto freierm Herzen im gemeinen Leben ihre thierischen Lüste, ihren Ehrgeiz, ihre Habsucht zu befriedigen, ihren Bruder zu beneiden, ihre Schwester zu verleumden. Sie geben den Bettlern Almosen, aber bedrängen Unglückliche, überlisten und übervortheilen diejenigen, welche mit ihnen zu thun haben, und massen sich fremdes Gut an.

Dies ist kein Christenthum, es ist boshafte Schändung des Heiligen. Nicht an ihrem Glaubensbekenntniß sollet ihr diejenigen erkennen, spricht Jesus zu seinen Jüngern, die mir angehören, sondern an ihren Früchten. Es werden nicht Alle, die Herr! Herr! zu mir sagen, in das Himmelreich kommen, sondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel (Matth. 7, 20. 21).

Solche unrichtige und verderbliche Vorstellungen von der alleinseligmachenden Kraft des Glaubens und vom geringen Werth der Tugend entstehen theils aus dem Mißverständnisse einzelner Stellen der heiligen Schrift, theils aus dem unbedachtsamen Eifer solcher Lehrer, welche meinen, ohne Unterlaß nur von Dingen des Glaubens predigen zu müssen, um den Verfall der Religion zu verhüten. Diese Kurzsichtigen erwägen nicht, daß tugendhafte Menschen geneigter sind zur Religion, als lasterhafte; erwägen nicht, daß, wenn sie die Menschen durch gehörigen Unterricht und durch Auseinandersetzung ihrer Pflichten geneigt machen, den Willen Gottes zu üben, sie dieselben auch geneigt machen würden, den Glauben an Jesum und sein Wort in sich zu erhöhen. Sie erwägen nicht, daß Menschen, denen ihre Pflichten minder deutlich als die Lehrsätze ihres Glaubens sind, jene endlich vernachlässigen, sich ungehindert ihren Lüsten und Ausschweifungen überlassen, und zuletzt, indem ihnen alles Heilige gleichgultig werden muß, auch ihren todten Glauben verspotten, sammt denen, die ihn in frommer Einfalt lehrten.

Erstaunet daher nicht über den Verfall der Religion oder des Glaubens in euern Städten und Dörfern. Er rühret, besonders in den untern Volksklassen, weniger von der vermeinten Aufklärung her, als aus dem Verfall der Sitten und aus der Ruchlosigkeit des Herzens. Denn so wie ohne Glauben keine wahre Tugend möglich ist, so ist ohne vollkommene Rechtschaffenheit des Gemüths kein wahrer Glaube möglich.

Es ist aber jedem Menschen unendlich leichter, zu glauben, als zu thun. Daher finden sich ihrer so viele, die das Herr, Herr! sprechen, aber so wenige, die den Willen des himmlischen Vaters vollbringen. Zum Glauben der geoffenbarten Wahrheiten wird nur ein geneigtes Herz erfordert, willig die empfangene Lehre der Wahrheit aufzunehmen. Aber zum reinen, tugendhaften Leben vor Gott gehört nicht nur die Neigung des Herzens, den Willen des Höchsten zu vollstrecken, nicht nur die Ueberzeugung von der Größe und Wichtigkeit der Pflichten, welche wir gegen Gott und Menschen zu beobachten haben, sondern Selbstüberwindung, Bekämpfung unserer lasterhaften Gewohnheiten, unserer liebsten Gelüste, unserer Launen, Veränderung unserer tadelnswerthen Denk- und Handlungsart.

Wie aber kann dieser träge, unfruchtbare Glaube den Menschen selig machen? Wie kann durch ihn die Absicht Jesu erfüllt werden, daß wir bessere, frömmere, liebevollere Menschen sein sollen?

Du sprichst: „Ich glaube an Gott und liebe ihn!“ — Aber wie kannst du deinen Bruder hassen? Warum, wenn dein Bruder einen Fehler gegen dich beging, schnaubest du nach Rache? War dies Jesu, deines Meisters, Wille? — Du sagst: „Ich glaube an Jesum Christum!“ — Warum bist du nicht sein Nachfolger in allen Gesinnungen und Werken? Warum lässest du deinen Begierden den Zügel schiessen, statt sie zu bezähmen, wie er, der Heilige, es gelehrt und befohlen hat? — Du sagst: „Ich glaube an ein ewiges Leben!“ — Warum bereitest du deine Seele nicht vor, in demselben ein schöneres Loos zu erhalten? Warum zitterst du nicht vor dem strengen Richter der Tod-

ten? Warum lebst du, als würdest du in dieser Welt nie aufhören zu leben, als wäre für dich kein Grab, kein Gericht? — „Du glaubst, daß ein einiger Gott sei," spricht der Apostel Jakobus (2, 19) „du thust wohl daran; die Teufel glauben es auch, und zittern. Willst du aber wissen, du eitler Mensch, daß der Glaube ohne Werke todt sei?"

Wer da hofft, schon durch den Glauben gerecht zu werden vor Gott, und in dem Glauben an Christi Verdienst und Genugthuung, oder auf die Fürbitte der Heiligen hin, einen Lebenswandel voller Sünden führt: der macht Jesum zum Schild aller Laster und Ausschweifungen, und die Heiligen zu Schutzengeln aller Bosheit! — Wie, könnte Satan selbst, wenn er auf Erden zu wandeln hätte, die Religion des Herrn abscheulicher mißbrauchen? — Wie, könnten heiligere Wesen, die nur durch ihre erhabenen Tugenden verklärt wurden, die Fürsprecher der Wollüste und der Mordthaten, des Betrugs und der Bosheit, der Diebstähle und Verleumdung werden? — Wie, erschien Jesus Christus deshalb auf Erden, um sich von uns Sündern überlisten zu lassen, indem wir auf sein Verdienst, auf seine Genugthuung hin jede schlechte Handlung uns erlauben — genug, daß wir doch zuletzt straflos davon kommen, weil er für uns gelitten hat?

Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten!

Christus verhieß denen das ewige Leben, die an ihn glauben. Aber an ihn glauben heißt so unschuldig und liebevoll leben, wie er. „Wer an mich glaubet, der wird die Werke auch thun, die ich thue." (Joh. 14, 12.) „Liebet ihr mich, so haltet meine Gebote." (Joh. 14, 15.)

Aber er gebot nicht, daß Jeder leben könne, wie er wolle; daß Jeder sich den Eingebungen seines Zornes, seiner Unkeuschheit, seines Leichtsinnes, seiner Ehrsucht, seiner Hartherzigkeit überlassen könne, in der Hoffnung, einst von allen Sünden freigesprochen zu werden, um des Verdienstes und blutigen Todes Jesu willen. Er ermahnte vielmehr zur höchsten und innigsten Menschenliebe, zur Versöhnlichkeit, zur Wahrhaftigkeit, Treue, Keuschheit und Unterdrückung aller uns anklebenden ungerechten Neigungen. „Ein jeglicher Baum, der nicht gute Früchte bringet, wird abgehauen und ins Feuer geworfen. Darum an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen." (Matth. 7, 19. 20.)

Eben dieses falsche Christenthum ist unter den Christen heutiges Tages die Quelle so großer Sittenlosigkeit geworden, während das wahre Christenthum die Quelle aller Tugenden und Vollkommenheiten sein sollte. Es ist noch Zeit genug für mich, spricht Dieser, um fromm zu werden. Warum sollte ich aufhören, zu thun, was mir Freude macht? Ist Christus nicht auch für mich gestorben? Hat er nicht auch für mich genug gethan? Ich will meine Ausschweifung enden, spricht Jener, wenn ich älter bin, und mein Blut kälter und ruhiger fließt. Ich will aufhören, auf nicht ganz rechtlichen Wegen mir Vermögen zu sammeln, und rechtschaffen werden, wenn ich für meine Absichten genug gesammelt habe. Ich will allen meinen Feinden verzeihen, keinen mehr unterdrücken, verlästern, will mit allen Menschen gut stehen, wenn ich erst meinen kleinen Ehrgeiz gesättigt und mich genug in Ansehen gebracht habe. Ich bekenne es, diese Art zu denken und zu handeln, wie ich jetzt thue, ist nicht nach Jesu Sinn, nicht nach dem Willen Gottes. Aber ich bete dafür desto fleißiger, fehle selten in den Kirchen, gebe Almosen, und was kann ich mehr? Ich bleibe doch ein schwacher, sündiger Mensch; ich kann ja doch auf Erden kein Heiliger werden. Gott ist ja barmherzig, und er wird mir um Christi seines Sohnes willen alle Missethaten verzeihen, wenn ich nur vor meiner letzten Stunde noch Zeit genug behalte, meine Sünden zu bereuen, Buße zu thun, das heilige Sakrament zu empfangen, und der Gnade des Erbarmers meine Seele zu empfehlen.

Sind diese Gedanken nicht Verspottung der Leiden Jesu? Wird nicht die Religion selbst damit zum Deckmantel und zur Stütze aller Laster gemacht? Ist dies nicht das Verbrechen der großen Abtrünnigkeit, die Sünde wider den heiligen Geist, die nicht vergeben werden kann, wenn alle Sünden Vergebung finden? — Wäre da nicht der verruchteste Verbrecher, der sein Leben mit Schandthaten besudelte, glücklicher zu preisen, als der tugendhafte Nachfolger Jesu? Denn Jener, ehe er zum Richtplatze hinausgeführet wird, um durch das Schwert der weltlichen Obrigkeit den Sold der Sünde

that zu empfangen, weiß seine letzte Stunde vorher, und hat unter den schauervollen Zurüstungen seines Todes Zeit genug, zu beten, Sünden zu bereuen und Sakramente zu empfangen; während der frommste, rechtschaffenste Nachahmer Jesu oft unvermuthet und plötzlich dahinstirbt.

Dies falsche Christenthum, diese furchtbare Irrlehre, erfunden, um sich desto ungebundener in allen Sünden zu wälzen, dies Vertrauen auf einen Glauben ohne Werke, ist zugleich von jeher die Hauptquelle gegenseitigen Religionshasses geworden. Indem man allen Werth auf das Glauben und nicht auf das Thun setzte, verfolgten sich die verschiedenen Religionsparteien mit namenloser Grausamkeit. Sie sahen nur auf die Meinung, nicht auf das Herz; nur auf den Glauben, nicht auf die Redlichkeit des Gemüthes. Mochte ihr Nächster noch so schuldlos, menschenfreundlich, wohlthätig sein im Leben und im Wandel: sie verfolgten ihn als einen todeswürdigen Verbrecher, weil er eines andern kirchlichen Glaubens als sie war. Zur Ehre Gottes mordeten sie ihre Brüder; zur Ehre Gottes zündeten sie der Unschuld Scheiterhaufen an; zur Ehre Gottes verfluchten, verlästerten, verfolgten sie den Andersdenkenden; zur Ehre Gottes waren sie heimtückisch, arglistig, räuberisch, gewaltthatig. — Ach! die Elenden; sie wähnten mit ihrem Eifer einen Himmel zu erobern, während ihre Laster und Unthaten die göttliche Schöpfung auf Erden besudelten; sie wähnten Gott zu gefallen, dessen Kinder sie ermordeten oder ins Elend stürzten; sie wähnten sich zu heiligen, indem sie in das Amt des Weltenrichters griffen, und Barmherzigkeit und Liebe Andern versagten, die sie selbst vor Gott suchten!

Diese fürchterlichen Ausbrüche der Glaubenswuth sind freilich in unsern Tagen seltener geworden, oder vielmehr durch weise und christlich gesinnte Obrigkeiten, Dank sei es der Vorsehung! gänzlich verschwunden. Dahingegen erweckt und unterhält das falsche Christenthum, welches den todten Glauben über Alles erhebt, und desto weniger auf Tugenden, in Christi Sinn geübt, sieht, einen gefährlichen Hang zur Schwärmerei, zum fruchtlosen Spiel mit Empfindungen, zu Andächteleien und lieblosen Urtheilen gegen Andersdenkende. Denn es ist einem trägen Gemüth viel bequemer, über religiöse Dinge zu grübeln oder zu träumen, als religiös zu handeln; bequemer, über die arge Welt zu seufzen, als die arge Welt zu erbauen durch ein thätiges Christenthum, und durch das Beispiel der Tugend zur Tugend Christi zu begeistern; bequemer, eine gewissermaßen irdische Liebe zu Jesu durch Reizung der Gefühle und der Einbildungskraft in sich zu erkünsteln, als Jesum in allen seinen Brüdern, das heißt, in den Menschen zu lieben, mit denen wir täglich umgehen. Nur wer Gottes Willen thut, sprach Jesus selbst, der ist mein Bruder und meine Schwester und meine Mutter! (Mark. 2, 35). Jede andere Liebe, als Spiel mit schönen Bildern und Empfindungen, ohne Ablegung unserer Fehler, ohne Ausübung jeder Tugend, die wir zu üben Gelegenheit haben, ist fruchtlos, ist todter Glaube.

Wir sollen leben, als könnten wir nur durch unsere Thaten gerecht, nur durch unsere Tugend Erben des Himmels werden; und sterben, als könnte uns nur durch Jesu Verdienst und Gottes Barmherzigkeit das ewige Heil zufallen. In beiden ist keine Täuschung; beides ist heilige Wahrheit. Denn durch den Glauben allein und ohne Werke werden wir vor Gott nicht gerecht, und auch mit unsern reinsten Tugenden erscheinen wir nur als Sünder vor dem Allerheiligsten.

X.

Was Furcht Gottes sei.

2 Tim. 1, 7.

O Du, der sein wird ist und war,
Umjauchzt von Deiner Engelschaar,
Du Herrlicher, Du bist allein!
Wie Du bist, Gott, kann keiner sein!
Umströmt von unnennbarem Licht,
Bedarfst Du der Geschöpfe nicht.
Gedenkt mein Geist der Majestät,
Die Dich, Allherrlicher, umweht,
Dann wagt er kaum emporzuseh'n,
Und kaum, o Gott, zu Dir zu fleh'n.

Du aber hobest ihn empor,
Vom Staube seines Nichts hervor,
Und Deiner Liebe Himmelsschein
Flößt seliges Vertrauen ein.
Es lehret mich liebend Jesus Christ,
Daß Du nur Liebe, Liebe bist.
Du bist die Gnade, bist die Huld,
Trägst unsre Schwachheit mit Geduld.
O Huld, die Niemand fassen kann,
Wir beten an! Wir beten an!

Wenn ich zurückschaue auf die große Vergangenheit der Zeiten hinter mir, auf

die Ewigkeiten, da noch kein Erdball war und keine Sonne schien, kein Mondstrahl in unsere Nacht fiel; dann seit der Schöpfung dieser Welt auf die verflossenen Jahrtausende derselben, auf die nun seit Jahrtausenden nicht mehr vorhandenen Reiche und Nationen; sehe, wie diese Erde gleichsam ein ungeheures Grab alles Gebornen ist, seit Tausenden von Jahren, und wie der Staub, der meinen Fuß umweht, der Staub der Verwesung einer lebendigen Vorwelt ist; wenn ich denke an meine Vorfahren seit Jahrhunderten, von denen mir noch die Geschichten meiner Heimath erzählen; und dann, als dies Alles war und geschah, und daß ich nicht war: und frage: wo war ich? was war ich? wie konnte ich werden aus dem Nichts und die Welt Gottes sehen? — dann auf meine Kinderjahre und auf die dunkelsten und frühesten Erinnerungen aus ihnen sehe, wie ich unmerklich mit dem Bewußtsein aus einem Unbewußtsein hervorging, wie ein Lichtfunke aus der Nacht — — dann stehe ich schaudernd vor dem Räthsel meines Daseins. Ich möchte empor zum Schöpfer beten, der mich rief. Aber meine Zunge wagt es kaum, zu stammeln vor der Majestät der unendlichen Allmacht. Und meine Seele fühlt sich wie in Furcht und Grauen vergangen.

Richte ich meinen Blick abwärts auf den Grenzstein meines Lebens, auf die letzte meiner Stunden, wo liebende Verwandte um mich weinen, wie ich geweint habe um die früher Heimgegangenen; denke ich an den Augenblick, wo ich aus dem Dasein hinaustrete, wie ich hereintrat, aus dem Bewußtsein in das Unbewußtsein, in eine Nacht, von der Niemand spricht und verkündet; denke ich, wie mein Leib, den ich heute noch wider alles Ungemach sorgfältig schütze, von Erde verschüttet, sich in Erde auflöset, verwesend auseinandergeht, Theil anderer Pflanzen, anderer Thiere, anderer Menschen wird, während mein Geist, durch unbekannte Macht geleitet, neue Welten, neue Verhältnisse, neue Brüdergeister finden soll — dies mein wunderbares Loos, das ich annehmen muß, wie es mir gegeben wird, nicht wie ich es wähle und will — diese ganze Unerklärlichkeit meines Selbst und meines fernern Seins — es erfüllt mich mit bangem Entsetzen. Ich begreife nicht mich, nicht die Welt, nicht die Zeit, nicht die Zukunft. Ich starre in die Gefilde des Todes hinab, in die Nacht der Ewigkeit hinüber — und Gott lebt über den Gefilden des Todes, und der Thron seiner Herrlichkeit steht aufgerichtet in der Nacht der Ewigkeit. Ich möchte zu ihm mich wenden, denn ich fühle mich einsam. Ich möchte zu ihm mich wenden, denn er ist Vater meines Lebens und meiner Ewigkeit. Aber ich erbebe in Gedanken vor dem Hohen, Ewigen, Verborgenen. Und im kindlichen Verlangen der Liebe nach ihm fühlt meine Seele sich wie in Furcht und Grauen vergangen.

Heilig, heilig, heilig ist Gott der Herr Zebaoth! Licht, Vollkommenheit und Vollendung Er! — Ach, und ich zu den Ewigkeiten Berufener, zur Kindschaft des Allerheiligsten Auserkohrner, ich bin voller Fehler und Sünden, und bin kaum würdig, daß er mein gedenkt. Aber er ist die ewige Liebe und das ewige Erbarmen; durch Jesum Christum ward er mein gnadenvoller Vater; durch Jesum Christum rettete er mich vom Untergang, und er will mich nicht verstoßen. Ich darf auf ihn hoffen, ich darf zu ihm beten. Er ist mein Gott im Tode, mein Gott jenseits des Grabes, mein gnädiger Richter. Ich will zum Richter beten. Aber die Verderbtheit meines Herzens, die Menge meiner Sünden tritt zwischen mich und ihn. Meine Seele fühlt sich wie in Furcht und Grauen vergangen. Doch Jesus lebt; die ewige Liebe lebt! Ich darf zum Richter emporblicken in den Thränen meiner Reue. Ich bin nicht verloren. Er liebt mich noch.

Dies sind die Empfindungen, welche mich ergreifen, so oft ich Gottes gedenke, oder unter welchen Verhältnissen ich seiner gedenken möge. Es ist ein stilles Erzittern vor seiner Allmacht, Herrlichkeit und Größe, aber vermischt mit dem Hochgefühl, daß ich sein Kind bin, daß er mein Vater ist. Es ist die Gottesfurcht, von welcher die heilige Schrift redet, welche dem Menschen geziemt, keine knechtisch-verzagte Furcht. Es ist die zärtliche tiefe Ehrerbietung des Geschöpfes vor der Majestät des Schöpfers, aber gepaart mit der vertrauenden Liebe zur ewigen, höchsten Liebe.

Denn welche der Geist Gottes treibet, die sind Gottes Kinder. Denn wir haben nicht einen knechtischen Geist empfangen, daß wir uns abermal fürchten müßten; son-

dern wir haben einen kindlichen Geist empfangen, durch welchen wir rufen: Abba! lieber Vater! Röm. 8, 14. 15.

Fürwahr, diejenigen Christen, welche bei dem Gedanken an Gott andere Empfindungen nähren, die vor ihm, als vor einem unversöhnlichen Rächer, als einem grausamen Gebieter, als einem unbarmherzigen Herrn, mit sklavischer Furcht zittern — sie sind nicht im wahren Geist des Christenthums. Sie erfüllen das höchste Gebot Jesu nicht, Gott über Alles zu lieben. Denn Furcht ist nicht in der Liebe, sondern die Liebe treibt die Furcht aus, denn die Furcht hat Pein. 1 Joh. 4, 18. Innige, sich und sein Theuerstes Gott dem Vater hinopfernde Liebe kann wohl mit der tiefsten Hochachtung bestehen, aber nicht mit der verzweifelnden Besorgniß seines Zorns, nicht mit der knechtischen Angst vor ihm. Wissen wir nicht, daß erst die Hochachtung und Bewunderung, die uns von den Vollkommenheiten einer Person eingeflößt wird, unsere Liebe zu ihr rege macht? So ist auch die wahre Gottesfurcht die heisseste Gottesliebe.

Mit Betrübniß sehe ich an die große Zahl verwahrloseter Christen und Christinnen, die theils aus Mangel des Unterrichts, theils durch den schlechten Unterricht von ihren Lehrern, falsche Begriffe von der Gottheit haben, und sich unter Gottesfurcht Scheu und Schrecken vor dem Allerheiligsten denken. Sie thun, was sie thun, nicht aus kindlicher Liebe zum Vater, ihm in seinen Vollkommenheiten ähnlich zu werden: sondern aus Furcht vor seiner Zornruthe. Seine Güte rührt sie weniger, als sie die Möglichkeit der von ihm verhängten Strafen ängstiget. Sie gleichen den Heiden, welche ebenfalls Furcht vor ihren Göttern hatten, und ihnen opferten, nicht weil sie dieselben wahrhaft liebten, sondern weil sie sie damit bewegen wollten, ihnen nicht zu schaden.

Auch im alten Testamente, noch unter den rohen, aus ägyptischer Knechtschaft geführten Israeliten ward Jehova dargestellt als ein zorniger, eifriger Gott, der die Sünden der Väter räche an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied. Aber im neuen Bunde haben wir nicht einen knechtischen Geist empfangen, daß wir uns abermal fürchten müssen, sondern durch Jesum Christum einen kindlichen Geist, durch welchen wir rufen: Abba, lieber Vater!

Fern sei daher von mir jene abergläubige Furcht, welche zuweilen noch in unsern Tagen unwissende, unchristliche Christenlehrer denen einzuflößen suchen, die sie mit der unendlichen Huld des Allbarmherzigen vertraut machen sollen; die ihn schrecklicher, grausamer, unbarmherziger, unversöhnlicher schildern, als der hartherzigste und unempfindlichste aller Sterblichen sein möchte.

Diese abergläubige Furcht der Menschen vor Gott äussert sich nur allzuoft und mannigfaltig in ihrem Leben. Sie verehren ihn mit Beben, wie auch wohl Andere den Teufel verehren, daß er ihnen nichts Böses zufüge. — Sie, die selten mit Ernst an Gott denken, ob sie gleich erlernte Gebete zu plappern verstehen; sie, die keine Liebe zu Gott empfinden, weil sie nirgends dieselbe beweisen, und daß sie allein darin bestehe, daß wir seine Gebote halten (1 Joh. 3); sie, die nur für Geldgewinn, Ehre und Lustbarkeit leben, und die Gaben des himmlischen Vaters ohne dankbaren Hinblick auf ihn geniessen: eben sie sind die Ersten, welche mit Furcht und Angst erfüllt werden, wenn sie in ihrem Wahn glauben, sein Zorn wolle über sie kommen. Es verdunkele sich der Himmel, es rausche der wohlthätige Sturmwind, es fahre die Flamme des Blitzes zwischen den tiefen Gewölben herab, und die Erde erbebe von den Schlägen des Donners: alsbald werden sie verzagt ihre Zuflucht zum Gebet nehmen, in der Hoffnung, damit den Strahl des himmlischen Feuers von ihrem Haupte oder ihrem Hause abzuwehren, den Wolkenbruch von ihren Fluren, den zerstörenden Hagel von ihren Saaten abzuwenden. Aber — das Gewitter zieht segnend vorüber; die Angst verschwindet; Gott ist vergessen; der rohe, sündliche Wandel wird unbekümmert fortgesetzt; man lächelt wohl sogar hintennach noch selbst über die gehabte Mühseligkeit und die abergläubige Verzweiflung. Das ist aber keine Gottesfurcht; das ist knechtische Verzagtheit und knechtischer Leichtsinn und Trotz.

Wenn dergleichen Elende sich unerwartet in großer Verlegenheit und Noth erblikken; wenn das Leben eines ihrer Lieben in Gefahr schwebt; wenn sie mit Ungeduld und Sehnsucht und Angst auf Erfüllung

eines ihrer heftigsten Wünsche hoffen, dem starke Hindernisse drohen; wenn sie vielleicht von einer Krankheit niedergeworfen sind und am Wiedergenesen verzweifeln: dann bringen sie mit knechtischer Furcht vor Gott, gleich den Heiden, Opfer und Gelübde; spenden milde Gaben an Kirchen, an Schulen, an Armen- und Waisenhäuser, damit man für sie bete, damit der Zorn Gottes durch dieses elende Nichts, das sie darbringen, beschwichtigt und die Gefahr abgewendet werde. Das ist knechtisches, thierisches Zittern, das ist nicht vertrauensvolle Liebe in den Gefühlen der Ehrerbietung, das ist nicht wahre christliche Gottesfurcht.

Wenn der Mensch lange Zeit leichtsinnig dahinlebte, sich um Religion wenig bekümmerte, und nur klug, nicht fromm war, nur frohen Lebensgenuß, nicht Tugend suchte; dann plötzlich durch ein Unglück gebeugt und erschreckt, oder durch Kränklichkeit des Körpers zu einer ängstlichen Schwermuth geneigt wird: so erzittert er vor der Ungnade des lange vergessenen Gottes, und glaubt an keine Barmherzigkeit mehr und an keine Erlösung. Trübsinnige, schwärmerische, vom liebevollen Geist Jesu keineswegs beseelte Lehren oder Schriften vermehren die Pein und Verzweiflung des leidenden Gemüthes, und bereiten ihm in dem Gedanken an Gott, statt einen Himmel, eine Hölle. Das ist heidnische Sorge, nicht christliche Gottesfurcht, denn in der Gottesfurcht ist herzliche Gottesliebe. Wo aber Liebe ist, da wohnet keine Furcht, sondern sich ganz hingebendes, treues Vertrauen der Seele zu ihrem Schöpfer.

Je mehr wir in der Erkenntniß von Gottes Herrlichkeit wachsen, je heller uns der Glanz aller seiner Vollkommenheiten wird: um so größer wird im Gemüth die ächte Gottesfurcht, das heißt, die sich in heiliger Ehrerbietung auflösende Liebe zu Gott. Je reiner und wahrer aber die Furcht Gottes in uns lebt, um so stärker wird unser Vertrauen auf seine Weisheit, Macht und Erbarmung werden. Wer kann Vertrauen zu dem empfinden, von dem er immerdar das Böseste befürchtet? wer seine Zuversicht auf den setzen, von dem er das Schrecklichste besorgt? Vertrauen zu Gott setzt Erkenntniß seiner unendlichen Huld voraus, voraus die Ueberzeugung, daß seine Barmherzigkeit und Liebe noch unendlich größer ist, als die größte Zahl unserer Sünden. Solche Erkenntniß Gottes erfüllt uns mit der grenzenlosesten Ehrfurcht und Liebe. Die Liebe aber begeistert zu dem standhaftesten Gemüthe, wohlgefällig vor ihm zu wandeln und seine Gebote zu halten, und seine Gebote sind nicht schwer. Denn wer da sagt: ich kenne Gott, und hält seine Gebote nicht, der ist ein Lügner, und in solchem ist keine Wahrheit. 1 Joh. 2, 4. Das aber ist sein Gebot, daß wir vollkommen werden sollen, gleichwie er vollkommen ist; die Vollkommenheit aber ist in der Liebe zu unsern Mitmenschen, daß wir nach allen Kräften Glück, Freude, Einsicht und Tugend jedes unserer Nächsten unterstützen und befördern.

Und so ist die Furcht des Herrn der Weisheit Anfang. Ohne Gottesfurcht ist keine Tugend; ohne Tugend keine Seelenruhe, kein Herzensglück. — O, der Gottesfurcht ist unter den Menschen noch wenig, denn ich finde so wenig Menschenliebe! Sie lästern, höhnen und verspotten sich gegenseitig; sie täuschen und betrügen, hassen und übervortheilen einander; sie rächen sich, schmeicheln und verachten sich abwechselnd. Da ist keine Gottesfurcht, wo keine Menschenfreundlichkeit vorhanden ist. Dies Gebot haben wir, daß, wer Gott liebet, auch seinen Bruder liebe; und so Jemand spricht: ich liebe Gott, und hasset seinen Bruder, der ist ein Lügner. Denn wer seinen Bruder nicht liebet, den er siehet, wie kann der Gott lieben, den er nicht siehet? 1 Joh. 4, 20. 21.

Der Mangel zarter, liebender Ehrfurcht vor Gott offenbart sich alltäglich unter den Christen durch die thätigsten Beweise der Gottesvergessenheit. Wenn man in gewisse Gesellschaften tritt, in Gesellschaften, die auf feine Lebensart und guten Ton Anspruch machen, und hört da, wie man das religiöse Heiligthum der Seelen belächelt, wie man bei dem Worte Gottesfurcht witzelt, wie man in den Vorstellungen von Gott selbst recht artig zu scherzen sucht; oder, indem man die mangelhaften Vorstellungen mancher Christen von der Natur Gottes in das Lächerliche zieht, Gott endlich selbst zum Gegenstand eines belustigenden Einfalls macht; — wenn man in Gesellschaften des gemeinen Mannes geht, der aus Gewohnheit oder knechtischer Angst

vor himmlischer Strafe keinen Sonntag die Kirche verfehlt, und hört, wie da der heilige Name des höchsten Wesens in Fluchen und Schwören entweiht, bei groben Späßen und ekelhaften Zoten mißbraucht wird; — wenn man in die Gerichtssäle bürgerlicher Obrigkeiten tritt, und hört da, wie der Richter ohne Ehrerbietung, mit unbegreiflichem Leichtsinn, den schauderhaften Eid zum Allgegenwärtigen ablesen läßt; wie ihn eben so leichtsinnig, um einer Kleinigkeit willen, vielleicht nur für ein elendes Stück Geld, ein anderer Sterblicher nachschwört, den Allwissenden, den Richter der Todten und Lebendigen, trotzig zur Bestrafung des Meineids auffordert: — wahrlich, man sollte glauben, ein großer Theil der Menschen sei nur deswegen in die christliche Religion eingeweiht, um Gotteslängner zu werden! So groß ist unter Christen unserer Zeit der Mangel der Ehrerbietung vor dem Regierer des Weltalls! Es möchte manchen unserer Leute von Ton recht beleidigend klingen, wenn man sie gottesfürchtig heißen wollte. Und doch, kann man einem Kinde des Staubes ein erhabeneres Lob geben, als daß es in der Erkenntniß des höchsten Wesens demselben gleichsam näher getreten, von Ehrfurcht und Liebe für dasselbe durchdrungen und in Liebe des Göttlichen selber vergöttlicht worden sei?

Des Alterthums heidnische Völker hatten vor ihren Göttern größere Ehrerbietung, als viele Christen vor dem ewigen, lebendigen Gott. Und eine Hauptursache, warum die ersten Christen von den Heiden so grausam verfolgt wurden, war, daß diese sich empört fühlten, wenn die Christen keine Ehrfurcht mehr den Göttern bewiesen. — Alle Welt fürchte den Herrn, und vor ihm scheue sich Alles, was auf dem Erdboden wohnet! Psalm 33, 8.

Die Furcht des Herrn ist der Weisheit Anfang. Gottesfurcht ist der reinste Quell wahrer Tugenden. Wer von Ehrerbietung und Liebe für den Allerheiligsten durchdrungen ist, wer dem Allgegenwärtigen sich überall und allezeit nahe fühlt: kann der in eine Sünde willigen? Gottesfurcht wird in den Augenblicken auch unwiderstehlich scheinender Versuchungen der beste Schirm unserer Unschuld, und hilft uns siegen. So siegte durch sie Josephs Tugend. Wie sollte ich, sprach er, ein so großes Uebel thun, und wider Gott, meinen Herrn, sündigen? 1 Mos. 39, 9. Wenn Ehrgeiz oder Wollust, Gewinn oder Noth zu einem Schritt verleiten wollen, von welchem dein Gewissen zeugt, er ist unrecht; wenn dein Geist im Kampf erschwacht, und deine schimpflichen Begierden nahe daran zu siegen sind, — dann kann dich vielleicht noch der Gedanke retten: Wenn dich in diesem Augenblick dein Vater sähe; wenn deine Mutter Augenzeuge deines sträflichen Beginnens wäre; wenn deine Vorgesetzten wüßten, was du thun wolltest; wenn deine Feinde Kundschaft davon hätten, wie du jetzt ihr Spott zu werden im Begriff stehst! — Eine solche lebendige Erinnerung würde dir deine Besonnenheit, deinen Tugendmuth unfehlbar wieder zurückstellen. — So wisse denn: dich sehen, wenn du sündigest, Vater und Mutter und alle deine Geliebten, denn der Allgegenwärtige umgibt dich; er, mehr als dein irdischer Vater, als deine irdische Mutter, als deine irdischen Geliebten; er ist, wenn diese durch den Tod längst von dir gerissen sind, dein Vater; er umgibt dich, und dein Werk der Finsterniß wird er offenbar werden lassen; deine Freunde werden sich betrüben, sich deiner schämen, deine Feinde dich öffentlich verachten und ihren Haß gerechtfertigt sehen durch deine Schande.

Gott ist heilig, er stößt das Unheilige von sich aus. So wandle denn in liebender Ehrfurcht vor ihm und sei fromm. Mit Gottesfurcht ist Scheu des Unheiligen, Scheu des Lasters und Verbrechens verbunden. Man kann Gott nicht lieben und zugleich die Sünde. Wandle vor ihm als immerdar von seiner Allwissenheit beobachtet. So wenig du es wagen würdest, in Gegenwart einer hochgeschätzten, dir ehrwürdigen Person irgend in deinen Reden die Achtung zu verletzen, die du für sie empfindest, oder durch ein unwürdiges Betragen ihr Wohlwollen zu verscherzen: eben so wenig vergiß, in allen deinen Thaten, in allen deinen Gesprächen, in allen deinen Gedanken die Ehrfurcht vor dem unsichtbaren Immernahen zu beobachten.

Das Mittel, zu einer dauerhaften, wahren, seligmachenden Gottesfurcht zu gelangen, ist aber höchst einfach und in jedes Menschen Gewalt. Mache dich mit der Macht, Heiligkeit, unaussprechlichen Liebe, Barmherzigkeit und Weisheit Gottes täglich vertrauter. Strebe nach der Erkennt-

niß seiner Herrlichkeit. Erfahre sie aus den Wundern der Schöpfung, und vermehre durch das Lesen nützlicher Schriften deine Einsichten in der Natur. Vernimm sie durch das Wort der heiligen Bücher und ihrer Ausleger, deiner Lehrer und Seelsorger. Erwirb sie durch Betrachtungen deines Lebenslaufes und seiner mannigfaltigen, oft wunderbaren, oft unverhofften Glückswechsel. Das wird dich mit den Gefühlen des Vertrauens, der Ergebung, der Dankbarkeit, der Liebe durchströmen. Das ist die heiligende Gottesfurcht, in der du mit Asaph rufst: Ich bleibe stets an Dir, denn Du, o Gott, hältst mich an Deiner rechten Hand, Du leitest mich nach Deinem Rath, und nimmst mich endlich mit Ehren an. Das ist meine Freude, daß ich mich an Gott halte, und meine Zuversicht setze auf den Herrn, daß ich verkündige all sein Thun. Amen.

XI.

Liebe und Furcht Gottes.

1 Joh. 4, 16 — 21.

Ich lobe Dich mit froher Seele,
Mein Gott, Du bist's, den ich erwähle,
Mein Erbe und mein Theil!
Dich will ich über Alles lieben,
Und Dein Gebot mit Freuden üben,
Mit Sünden nie mein Dasein trüben;
Du, Herr, Du bist mein Heil!

Wie freu' ich mich in stillen Stunden!
Ich habe Ruh' in Dir gefunden,
Die himmlisch-schön entzückt.
O Lust, zu Dir sich zu erheben;
Mit jedem Odem und Bestreben
Dich zu empfinden, Dir zu leben,
Der uns so väterlich erquickt!

So wichtig auch alle Verhältnisse sein mögen, die der Mensch auch hier auf Erden zu seinen übrigen Lebensgefährten haben kann; so sehr diese Verhältnisse auch sein Herz anziehen oder alle seine Neigungen beschäftigen mögen, er stehe nun da als Unterthan oder als Oberherr, als Sohn, als Tochter, oder als Familienhaupt, als unternehmender Jüngling, dem noch die ganze Welt voller Hoffnungen entgegenlacht, oder als vollendeter Greis, den allgemeine Ehrfurcht umringt: doch ist für keinen Sterblichen ein Verhältniß wichtiger, anziehender, unveränderlicher und fester, als sein Verhältniß zur Gottheit.

Verwandte und Aeltern sterben dahin: aber die Gottheit bleibt für ihn. Freunde und Freundinnen ändern ihren Sinn, vergessen der rührendsten Zusage, ziehen andere Herzen dem unsrigen vor — aber treu unserm Herzen bleibt die Gottheit! — Der frische Glanz jugendlicher Schönheit und Gefälligkeit ist nach ein paar Jahren verflogen; die Menschen lächeln uns seltener zu — Gott bleibt derselbe! Ein Krieg, eine Volksempörung, ein Erdbeben zerstört mein Hab und Gut; die Untergebenen künden mir ihren Gehorsam auf; die alten Anhänger hängen Andern an; ich bin verlassen, alle meine vorigen Verhältnisse zu den Menschen sind anders geworden — mit der Gottheit ist unwandelbar immer das Gleiche!

Aber wie verschieden ist unter den zahllosen Sterblichen, die zu Gott emporschauen, das Verhältniß derselben zu ihm! Vielleicht bei keinem Sterblichen ist's vollkommen das Gleiche.

Je nach Maasgabe unserer Schicksale, Lebenserfahrungen und Kenntnisse sind auch unsere Vorstellungen vom höchsten Wesen verschieden. Und nach solchen Vorstellungen richten sich auch die Gemüthsverhältnisse zu Gott. Es gibt zum Beispiel rohe Völkerschaften, welche so geringe Vorstellungen von der Gottheit haben, daß sie sich in vielen Stücken, zwar nicht für mächtiger, aber doch für klüger als sie halten, und sie wegen ihrer Handlungen tadeln, schelten oder auslachen. — Diese Unwissenden sind eben so sehr zu beklagen, als manche Christen, die nicht minder unzufrieden sind und murren, wenn Gott nicht ihre Gebete und kurzsichtigen Wünsche erhört. — Es gibt wieder andere Menschen, deren Vorstellungen vom höchsten Wesen so niedrig sind, daß sie keinen Anstand nehmen, dasselbe um Beistand zu allen schändlichen Dingen, zu Mord und Raub, zu Betrug und Entehrung, um Beistand zu Erreichung der eitelsten Absichten oder einer unedeln Rachsucht anzuflehen. Ach, daß man es sagen muß, nicht bei heidnischen Völkern allein findet diese Entweihung der Majestät des Allerhöchsten statt! Auch unter den Christen, auch unter erleuchtet geheißenen Völkern unsers Welttheils, hofft man Gott bald zum Gehilfen des Ehrgeizes oder der Bosheit, bald zum Werkzeuge der menschlichen Rache und Gelüste zu machen! — Gegenseitig flehen ihn, sogar auf Befehl der Obrigkei-

ten, Nationen an, zu ihrem gegenseitigen Verderben!

Ist dies das würdige, das richtige Verhältniß, in welchem der Mensch zu Gott stehen kann und muß? — Wie armselig sind eure Erfahrungen, wie bejammernswürdig ist die Dürftigkeit eurer Begriffe! Wenn die wilden Thiere in der Wüste eine Ahnung vom Dasein der Gottheit haben könnten: sie würden so sich Gott denken, sie würden so auch zu Gott beten, wie ihr, o verderbensbegierige Menschen! Stärke, Beute, Raub, Unterjochung, Sieg, das wären ihre Gebete!

Eben so verschieden werden die Vorstellungen der Sterblichen vom höchsten Wesen, je nach der Verschiedenheit des Temperaments jedes Einzelnen.

Der von Natur zu sanften, fröhlichen, mitleidigen Empfindungen gestimmte Mensch denkt sich Gott nur immerdar als den Allbarmherzigen, Liebreichen, Langmüthigen, der mit unerbittlicher Strenge weder strafen könne noch wolle. Hingegen ein finsteres, heftiges und zum Zorn geneigtes Gemüth betrachtet den Allerhöchsten nur als einen starken und eifrigen Gott, jederzeit zum furchtbaren Gericht bereit, drohend, zürnend, die Sünden der Väter strafend bis ins dritte und vierte Glied. — Der zur Schwermuth Geneigte erkennt in dem Schöpfer der Seelen ihren ernsten Erzieher, der sie durch Leiden aller Art prüfet, ehe er sie in seine Seligkeit eintreten lassen will; der sie ohne Hoffnung eigenen Verdienstes und eigener Würdigkeit läßt, und ihnen kein Heil, als durch das Blut des Lammes, widerfahren läßt, welches für die Sünden der Welt dahingeschlachtet wurde. — Der Stolze und Hoffärtige denkt sich Gott als den Erhabensten, als den König der Welten, zu welchem man sich nicht nahen könne, als durch die Fürsprache Jesu oder der von den Sterblichen für heilig geachteten Personen; denkt sich ihn so sehr über Alles erhaben, daß er sich um die Schicksale einzelner Menschen, um ihre Hoffnungen, Leiden und Gebete nicht bekümmern möge.

So abweichend sind die Vorstellungen, welche die Sterblichen von der Gottheit haben. Daher dünkt sich Dieser in dem Verhältnisse eines unwissenden oder leichtsinnigen Kindes zum gern verzeihenden Vater zu stehen, wenn er zu Gott betet; Jener zittert vor dem Gerechten und Allgewaltigen, wie ein schüchterner Sklav. Der Eine ringt in ewiger Selbstverachtung und Trostlosigkeit nach dem Erbarmen Jesu und nach der Zurechnung seines Verdienstes, und bildet sich ein, auch alles Gute, was der Mensch leiste, sei vergeblich, Gott achte desselben nicht; — der Andere strebt mit ängstlichem Eifer, in allen seinen Handlungen den Vorschriften der Gottheit gemäß zu leben, als müsse der Mensch sich Alles selbst verdienen, und nichts von der Gnade des Allvaters erwarten; — ein Dritter ist gleichgültiger, weil er meint, es sei der unendlichen Majestät Gottes unangemessen, und daher nicht wahrscheinlich, daß sie auf die Schicksale jedes einzelnen Menschen und auf jede seiner einzelnen Handlungen, Empfindungen und Gesinnungen Acht habe, sondern wer zur Seligkeit erwählt worden, werde selig; Alles sei den Gesetzen einer ewigen Nothwendigkeit unterthan.

Aber welches endlich ist denn das wahrhaft richtige Verhältniß, in welchem ich zu meinem Schöpfer da stehe und dastehen soll? — — Dies lehrt mich kein Sterblicher, sondern allein mit hoher Gewißheit der Mund göttlicher Offenbarungen in der heiligen Schrift. Dies lehrt mich Jesus und jeder seiner geweihten Jünger.

Sie aber lehren mich zu des Weltalls allerhöchstem Geiste und Schöpfer mit Vertrauen und Glauben eines kindlichen Gemüthes beten. Habet nur Glauben und Zuversicht zu Gott! rief Jesus. Mark. 11, 22. — Er hieß uns ihn anrufen als unsern liebevollen himmlischen Vater. Matth. 6, 8. 9. Er verhieß uns von Gott, dem Vergelter aller Wesen, Vergebung der Sünden, wenn auch wir denen vergeben, wider die wir etwas haben. Mark. 11, 25. Er sagte: „Du sollst Gott deinen Herrn lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüthe und von allen deinen Kräften. Dies ist der Gottheit vornehmstes Gebot! Und das andere ist ihm gleich: Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst. Es ist kein anderes größeres Gebot, denn diese.“ Mark. 12, 30. 31. Dies ist mehr, denn Brandopfer und alle Opfer, die wir in den Tempeln darbringen können. Mark. 12, 33. Und wer dies kann, dies glaubt, dies thut — nur der, und Jesus Christus sagt es

selbst, ist nicht fern von dem Reiche Gottes. Mark. 12, 34.

So lehrte Jesus der Messias! — Menschensatzungen und Irrthum, leere Spitzfindigkeiten oder eitles Schwärmerwesen ist demnach alles Andere, was da gelehrt und gepredigt wird, und von diesem göttlichen Worte, diesem Sinn des himmlischen Offenbarens, abweicht. Selbst wo viele Stellen der heiligen Schrift des alten Bundes den Worten Jesu zu widersprechen scheinen, gilt nur der Ausspruch des göttlichen Sohnes, nicht der Ausspruch jener frommen Männer und Propheten, die Jahrhunderte vor der Erscheinung Jesu lebten, und sich nicht des Lichts erfreuen konnten, welches wir durch ihn erhielten. Spricht nicht der erhabene Welterleuchter selbst: „Ich bin nicht gekommen, aufzulösen, sondern zu erfüllen, zu vollenden, und den Sinn und Willen Gottes in seiner ganzen Vollkommenheit darzustellen"? Und er that es. Aber in welchem hohen Geiste! und wie viel vollkommener, als alle Propheten des alten Bundes! Dies lehrte er im Ev. Matth. 5, 20 — 48, Worte, die jeder Jünger, jede Jüngerin des Heilandes dem Herzen und dem Gedächtnisse einverleiben sollten.

In diesem Sinne lehrten die Apostel des Herrn, und vor Allen der Vertrauteste, der Liebling Jesu, sein Jünger Johannes. Gott ist die Liebe! sagt er (1 Joh. 4, 16 — 18), und wer in der Liebe bleibet, der bleibet in Gott, und Gott in ihm! Daran ist die Liebe völlig in uns, auf daß wir eine Freudigkeit haben am Tage des Gerichts. Furcht ist nicht in der Liebe, sondern die völlige Liebe treibt die Furcht aus. Denn die Furcht hat Pein. Wer sich aber fürchtet, der ist nicht völlig in der Liebe. Lasset uns ihn lieben, denn er hat uns zuerst geliebt!

Zwar ermahnt uns die heilige Schrift auch zur Uebung der Gottesfurcht. Aber dies ist nicht eine Furcht, die wir vor Gott haben sollen, oder ein Schrecken vor seiner Ungnade — nur der Sünder mag sie fühlen, nicht der wahre Christ, der mit und in Gott lebt und handelt! sondern die Gottesfurcht ist die Heilighaltung aller Dinge, die mit unserer Religion in irgend einiger Verbindung stehen; Heilighaltung der Lehren, Meinungen, Gebräuche bei der Gottesverehrung. Gottesfurcht ist jene fromme, heilige Scheu vor Entweihung desjenigen, was Gott und seiner Verehrung geheiligt worden ist. Wer aber Gott wahrhaft liebt, kann nicht ohne Ehrfurcht vor ihm und dem, was der Gottheit geweiht ist, bleiben. Welches Kind liebt seinen Vater zärtlich, daß es nicht auch eine Empfindung der Achtung und Zuneigung für alles das empfände, was dem Vater auf irgend eine Weise angehört, oder was durch die Liebe Anderer dem guten Vater zugeeignet worden ist, oder was von ihm herrührt?

Auf diese Weise kann die reinste Gottesfurcht mit der innigsten Liebe zu Gott verbunden sein, ohne daß in dieser Liebe Schrecken, Angst und Besorgniß vorhanden wäre. Die Gottesfurcht ist eine Frucht der lebendigen Gottesliebe.

Wenige Menschen stehen in diesem Verhältnisse der harmlosesten, kindlichsten, ergebungsvollsten Liebe zum Vater im Himmel. Umsonst ermunterte Jesus, umsonst jeder seiner heiligen Boten dazu. Furcht waltet noch immer bei den meisten ob. Die meisten beten zum Vater selten aus Liebe, selten aus einem Herzen, welches sich von der Bürde unendlichen Dankes gegen den Geber so vielen Wohls erleichtern will: sondern entweder wenn sie die Nähe des Richters fürchten, wenn sie vor den Schrekken der Vergeltung zittern, oder erst, wenn sie in Noth und Gefahr unterzugehen besorgt sind, und keine andere Hilfe noch Zuflucht kennen, als den Allmächtigen.

Wie aber stelle ich mein Verhältniß zu Gott wieder her, ganz in dem Sinne, wie es nach Jesu Aeusserungen beschaffen sein muß? Wodurch kann ich die wahre, reine, kindliche, vertrauensvolle Liebe zu Gott gewinnen?

Man muß Gott kennen, um ihn zu lieben. Oder wie kannst du auch nur einen Menschen lieben, von dem du fast gar nichts weißt? Deine Ehrfurcht, deine Liebe, deine inbrünstige Anbetung des allein Anbetungswürdigen wird in eben dem Grade höher steigen, als du ihn in seiner ganzen Größe, Heiligkeit und Gnade besser kennen lernst.

Du lernst ihn aber nicht kennen durch das bloße Auswendiglernen biblischer Sprüche und solcher Gebete, die im Allgemeinen von den göttlichen Eigenschaften reden: sondern gehe selbst hin, und suche ihn auf in seinen Schöpfungen voller Weis-

heit, in seinen Führungen der Welt und der Völker und ihrer Schicksale, in seiner Vorsorge und Huld, die er unzähligemal, ja die er täglich bei den Ereignissen deines eigenen Lebens zeigt.

Und wäre dein Gemüth, von den Lasten des Tages erdrückt, nicht immer aufgeweckt oder fähig, sich ganz dem erhabenen Geschäfte zu weihen: so suche Ermunterung und Belehrung in den Schriften weiser und erfahrener Männer über die Werke Gottes in der Natur. Erst durch ihren Unterricht werden die Augen deines Geistes heller sehen. Oder besuche mit Andacht, mit dem Zweck, dich belehren und erbauen zu lassen, die Tempel des Herrn, wo du sonntäglich die Auslegung und Anwendung göttlicher Wahrheiten zu vernehmen Gelegenheit findest. Versäume nie einen Anlaß, der deinen Verstand erleuchtet, und dich der Erkenntniß Gottes näher führen kann. Je heller du den Allvater erblickst, je erhabener und majestätischer wird er dir erscheinen, je unerforschlicher in seiner Weisheit, je heiliger in seinen Führungen, je unendlicher in seiner Barmherzigkeit und Gnade! Mensch, der du noch nie mit Inbrunst zu Gott beten konntest, als in der Fülle deiner Leiden und Gefahren, du wirst endlich beten lernen aus Liebe und unter sanften Freudenthränen. Und je herrlicher sich deine Liebe entfaltet, je tiefer wirst du Gott erkennen.

Ja, man muß Gott lieben, um ihn zu kennen, so weit der schwache, staubgeborne Mensch hienieden fähig ist, das unendlichste und erhabenste der Wesen kennen zu lernen, dessen Größe und Vollkommenheit das Fassungsvermögen unserer Geisteskräfte weit übersteigt. Auch der Mensch lernt den Menschen erst recht kennen, wenn er ihn liebt, und nie ganz den, welcher ihm gleichgültig ist. Denn wo wir lieben, da sind wir auf Alles, was der Geliebte thut und spricht, aufmerksamer; wir bemühen uns viel eifriger, uns seine Denkart klar zu machen, und aus allen Kleinigkeiten, die wir sonst kaum an Andern bemerkenswerth finden, auf seinen Sinn, auf seine Wünsche zu schliessen. So ist es auch mit der Seele zu ihrem väterlichen Schöpfer!

Dies rechte Verhältniß des Menschen zu Gott, das heißt, die Liebe der Seele zu ihm, kann sich freilich nicht auf die gleiche Art äussern, wie sich die Liebe und Freundschaft des Menschen zum Menschen an den Tag legt. Wenn aber aus Mißverständniß es dennoch geschieht, aus Irrthum versucht wird: so entsteht daraus entweder eine fruchtlose Spielerei mit irdischen Gefühlen, oder ein äusserliches todtes Uebungswerk.

Die wahre Liebe der Seelen zu Gott äussert sich nicht in schwärmerischen Empfindeleien, in neuerfundenen süßen und schmeichelnden Namen, die man Gott gibt, in einem unaufhörlichen Schmachten nach ihm, und in beständigem Hinbrüten des Geistes über die Herrlichkeit des Allerheiligsten. Ein solcher Seelenzustand ist keinem Menschen natürlich, und daher auch unmöglich von langer Dauer. Personen aber, welche aus unbegreiflichem Mißverständnisse darein die wahre Liebe zu Gott setzten, verfielen nachher immer in eine sich selbst quälende Traurigkeit, weil sie sich mit Vorwürfen peinigten, daß sie nicht immer und immer Gottes gedächten, sondern auch den Dingen der Welt ihre Aufmerksamkeit schenken mußten. Sie peinigten sich also ohne Noth, weil sie das Unmögliche möglich zu machen glaubten, und verfielen zuletzt aus Mißmuth entweder in Stumpfheit und Leichtsinn, oder in eine sich selbst tödtende, unfruchtbare Schwärmerei.

Auch offenbart sich die wahre Gottesliebe und Gottesfurcht nicht durch eifriges, fleißiges Beten; durch ängstliches Beobachten kirchlicher Gebräuche; durch ein äusserliches ehrbares Ansehen; durch ein beständiges, in Andächtelei ausartendes Frömmigkeitswesen, welches den frohen Genuß irdischer Lebensfreuden verschmäht; durch ein kopfhängerisches, oft an Heuchelei grenzendes Verachten der Welt. Denn wahrlich, das ist nicht die Liebe, welche Gott von uns erwartet, daß wir immerdar: Herr! Herr! rufen, oder das Abba, lieber Vater! hören lassen sollen. Dies ist nicht die Liebe, welche der Schöpfer von seinen Kindern fordert, daß wir die Annehmlichkeiten des Erdenlebens verschmähen, die er uns mit gütiger Hand so reichlich spendet, sondern daß wir den Willen thun unsers Vaters im Himmel.

Und der Wille des ewigen Vaters ist, daß wir Vertrauen zu ihm haben, Vertrauen zu seiner Vorsehung, zu seiner Gnade und väterlichen Huld; Vertrauen, daß auch das bitterste unserer Schicksale von ihm und zum Besten unserer Seele komme!

Nicht mit irdischen Gefühlen, wie einen

Menschen, können wir den Ueberirdischen in seiner Größe lieben: sondern nur durch unsere Ehrfurcht, unser gläubiges Ergeben in seinen Willen.

Am unzweideutigsten offenbart sich aber die Liebe der Seelen zu Gott dadurch, daß wir ihm in seiner Liebe zu uns vollkommen gleich zu werden suchen, das heißt, daß wir jeden Menschen auf das Freundschaftlichste gleich einem unserer Brüder halten, und zur Zufriedenheit, zum Wohlsein, zur Ruhe unserer Miterschaffenen nach allen Kräften so viel beitragen, als wir nur irgend vermögen.

Denn so Jemand spricht: ich liebe Gott, und hasset seinen Bruder, der ist ein Lügner! Denn wer seinen Bruder nicht liebet, den er siehet, wie kann er Gott lieben, den er nicht siehet? Und dies Gebot haben wir von ihm, daß, wer Gott liebet, daß der auch seinen Bruder liebe. 1 Joh. 4, 20. 21.

Hier ist uns also das Geheimniß aufgeschlossen, worin die wahre Liebe des Menschen zu Gott bestehen, und auf welche Art sie sich kund thun müsse. Dies ist das Verhältniß, in welchem meine Seele hienieden zu ihrem heiligen Schöpfer stehen solle! O wie oft habe ich dies Wohlwollen verkannt; wie oft habe ich es vergessen! Wehe mir, nicht immer war die Liebe Gottes in mir; daher empfand ich die Furcht und das Schrecken vor Gott. Aber so lange ich in der Furcht war, lebte ich nicht in Gott.

Wie oft habe ich mich selbst getäuscht, wenn ich glaubte ein Kind Gottes zu sein, und doch ein Herz voll Neides hatte gegen die, welche man für besser als mich hielt, wenn ich mit stolzer Unversöhnlichkeit Menschen zurückstieß, die mich gekränkt haben mochten, während sie doch vielleicht vollkommen recht handelten, und mein Betragen selbst Schuld ihrer Benehmungsart war! Wie oft hat dies Herz zu Gott beten wollen, und vergessen, daß es voll unheiligen Hasses gegen andere gottgeschaffene Wesen sei! Das Kind, welches dem edeln Vater nicht ähnlich zu werden sich sehnt, liebt das wohl seinen Vater aufrichtig?

Vergib, o vergib, Vater im Himmel! Ich will mit neuer wahrer Liebe mich wieder zu Dir wenden; ich will das schöne Verhältniß meiner Seele zu Dir wieder herstellen, welches Jesus Christus gegründet hat. Ja, ich will Dich lieben, himmlischer Vater, nicht mit Worten, sondern in der That. Nicht in Worten, sondern in Werken hat sich ja Deine Liebe zu mir und zu uns Allen am herrlichsten kund gethan.

O meine Mitmenschen, meine Blutsverwandte, Mitbürger, Freunde, Bekannte, Alle, die ihr mir auf Erden in meinem Pilgerhause begegnet, ich will Gott, meinen Vater, in euch, seinen Kindern, ich will den Schöpfer in den Geschöpfen lieben! Ich höre auf, euch zu hassen. Ein stiller Friede umfängt mein Herz. Und möget ihr mich verkennen, mich hassen — ach, vielleicht verdiente ich dies wohl als strafende Folge meiner Fehler und Untugenden! — möget ihr mich sogar verfolgen, es sei! Aber ich will auf Erden keinen Feind haben, keinen von euch hassen. Mich beschirmen werde ich gegen euern Zorn, denn Gott gebeut's! Aber indem ich mich beschirme, will ich um eure verlorne Freundschaft und Achtung werben. Ihr werdet sie mir nicht versagen, wenn ihr erkennet, welches Herz voll Liebe ich Jedem entgegentrage, und wie gern ich, was meine beschränkten Mittel irgend erlauben, Jedem durch thätigen Rath und Beistand nützlich werde.

O mein Gott, mein Vater, erhalte mich in Deiner Liebe! Laß mich nie darin wanken! Laß mich Dir gehören heute und ewig! Amen.

XII.

Unglaube.

Jak. 1, 8.

Lernt immer heller, was beglückt,
Was Menschen adelt, hebt und schmückt,
Was jedes Volk und jeden Staat
Erhoben und erniedrigt hat.

Lernt, was uns schändet, uns entehrt;
Durchschaut der Tugend ganzen Werth,
Und was für jede künft'ge Zeit
Uns Freude gibt, die nie bereut.

Macht für die Laster keinen Bund
Mit Wahn und Irrthum! — Euern Mund
Entweihe kein vermess'ner Spott
Der Wahrheit, denn sie stammt von Gott.

Ueberall im Menschenleben, wie in der Natur, ist nur die Mittelstraße die Straße des Heils; überall berühren sich die Aeußersten, wie in einem Ringe. Die strengste Kälte, wie die äusserste Hitze, tödten das Leben der Pflanzen, Thiere und Menschen.

Der größte Reichthum, wie die größte Armuth, vernichten das Glück des Sterblichen, und machen ihm das Leben gleichgültig, weil es ohne Wünsche und Hoffnungen des Bessern ist. Auf den höchsten Gipfeln der Gebirge, wie in den Tiefen unterirdischer Höhlen, ist es gleich unmöglich zu leben, weil die Luft ungesund ist. Der größte Verschwender, wie der größte Geizhals, sind gleich arm; Beide wissen nicht zu geniessen. Allzustrenge Enthaltsamkeit, wie übermäßige Schwelgerei, entnerven den Menschen gleich sehr. Ein rohes, unwissendes Volk ist durch seine Wildheit und Barbarei eben so gräßlich, als ein überbildetes, allzuverfeinertes, üppiges Volk durch seine Selbstsucht und Verachtung alles Rechts und aller Tugend. Beiden fehlt Religiosität gleich sehr.

Wahr ist's, die Wirkungen des rohen Aberglaubens sind schrecklich, aber die Wirkungen des entgegengesetzten Unglaubens sind gleich fürchterlich. Der Aberglaube verwirrt den menschlichen Verstand; er zerstört Lebensruhe und Gesundheit; er läßt den Menschen handeln gleich einem Wahnwitzigen. Er bringt Mißklang in die Gesetze der Natur und Vernunft, er stellt den finstern Unsinn an den Platz wohlthätiger Wahrheit und Güte Gottes, und gibt eingebildeten bösen Geistern eine Macht, welche die Macht des ewigen Vaters verletzt. Er vernichtet das Gefühl der Menschlichkeit in des Menschen Brust, und begeistert ihn zu den grausamsten Thaten. Er verwandelt die Religion in eine mörderische Glaubenswuth, welche mit Dolch und Fackel das Glück der Brüder verheert.

Aber sind die Wirkungen des Unglaubens minder schädlich? Wer kennt nicht das geheime Elend der Zweifler, die Laster leichtsinniger Religionsspötter, die Gefährlichkeit jener Menschen, die ohne Treue und Glauben sind, weil sie nichts lieben, nichts glauben können, als ihren eigenen Nutzen; keinen Gott, keine Ewigkeit kennen, sondern nur den Genuß des Augenblicks, den wir Leben heißen; keine Tugend kennen, sondern nur Schlauheit, kein Laster, sondern nur Ungeschicklichkeit; jener Menschen, welche alle Religionen für Erfindung listiger Gewalthaber halten, um damit Völker in Ordnung einzubannen, oder für Träumereien gutmüthiger Schwärmer, welche ihre Einbildungen Andern einzureden wußten.

Der Aberglaube hat von seiner Tirannei viel eingebüßt, indem aufgeklärte Männer, fromme Fürsten, denen das Wohl ihrer Unterthanen heilig war, entweder das Reich des Irrthums durch ihre Lehre zerstörten, oder durch ihre Macht enger begrenzten. Es flammen keine Scheiterhaufen mehr für die vermeinten Zauberer; betrügerische Wahrsager können ihr Wesen nur noch in geheimer Stille treiben; man wetzt kein Schwert mehr zur Ehre Gottes, um das Blut der Brüder zu vergiessen, welche Gott auf andere Weise verehren; man vernimmt von keinen Gespenster-Erscheinungen mehr, und Personen, welche vom Teufel besessen zu sein glauben, werden nicht mehr durch Segnungen und Gebete altgläubiger Priester, sondern durch die Hilfe der Leibesärzte geheilt. Nur im niedrigen Volkshaufen, wo aus Mangel des Vermögens ein besserer Jugendunterricht fehlt, übt der Aberglaube noch hin und wieder seinen verderblichen Machteinfluß.

Dagegen hebt der Unglauben sein frohlächelndes Haupt desto herrischer empor. Ihm huldigen die Menschen der bildungsreichern Stände um so lieber, da er den Schmuck und Glanz der Aufklärung annimmt, und gewissermaßen Ansehen gibt, weil Jeder gern den Ruf eines helldenkenden Geistes haben möchte. Ihn unterstützt ein Schimmer von Kenntnissen und Anspruch auf Witz. Ihn begünstigt die gern nachaffende Modesucht, indem Jeder an Aufklarung, Einsicht und Erhabenheit über Pöbelvorurtheile dem Andern gleichstehen oder ihn übertreffen will; die Eitelkeit, zu glanzen, sich auffallend oder achtbar zu machen, ist mächtiger als das Gefuhl des Rechten und Guten, und wirft endlich, um das Aeusserste zu thun, selbst die Wahrheit in den Rang der Vorurtheile hinab, und erhebt das blinde Nichtswissen und Nichtsglauben zur Höhe der alleinigen Weisheit.

Sehr viel zur Erzeugung des Unglaubens, das heißt zur Verachtung religiösen Fürwahrhaltens übersinnlicher Gegenstände, eines Glaubens an Gottheit, Ewigkeit, Bestimmung des Geistes und menschliche Tugend, trug der steigende Sinn für Wohlleben und Ueppigkeit bei. Der Mensch, geneigt, sich ungebunden seinen Launen und Begierden zu überlassen, fand es unbequem, durch ernstere Gedanken in seinen Ausschweifungen ge-

hemmt zu werden. Wenn er seinen Gott nicht hinwegläugnen konnte, war es ihm doch behaglich, wenig an ihn zu denken, oder sich einzubilden, der Beherrscher des Weltalls bekümmere sich nicht um das Treiben der einzelnen seiner Geschöpfe. Wenn er auch Unsterblichkeit der Seele allenfalls für möglich hielt, war es ihm doch gemächlich, über ihre Bestimmung in der Ewigkeit sich damit zu beruhigen: wir wissen nichts davon; es kam noch keiner der Todten zurück mit der Offenbarung dessen, was uns dort erwartet; vielleicht scheiden wir auch dahin für immer, wie Pflanze und Thier; in keinem Falle müsse man sich dadurch das hiesige, flüchtige Leben verbittern lassen; man sehe überall wohl, daß die Natur das Geschlecht nicht aussterben läßt, hingegen täglich, daß das Einzelne unwiederkehrlich vergeht. Wenn er auch nicht wegläugnete, daß Jesus Christus ein großer Weiser gewesen sein mag, war es ihm doch bequem, sich einzubilden, er sei kein Sohn Gottes, kein Gesandter vom ewigen Herrn des Geisterreichs an das Menschengeschlecht gewesen, um es dem Lichte und letzten Ziele aller Geister näher zu führen; seine Tugendlehre sei zu streng und überspannt für Menschen von Fleisch und Bein. Wenn er auch nicht am Werth der Tugend selbst zweifelte, ihr seine innere Hochachtung nicht verweigern konnte, war es ihm doch sehr gemüthlich, zu glauben, die wenigsten Menschen hätten wahre Tugend, und die Hauptsache sei, man müsse mit Klugheit handeln, erst für seinen eigenen Nutzen bedacht sein, statt sich um einer bloßen schönen Vorstellung willen seinen irdischen Wohlstand zu verringern.

So war es bei vielen Menschen, denen Unglaube Weisheit schien; der Hang zur gemeinen Sinnlichkeit, der sie dahin leitete, und die Gaben des Geistes, Witz, Verstand, Vernunft, Erfahrung, Einbildungskraft, machten sie zu Dienern und Vertheidigern und Beschönigern niedriger Gelüste.

Viel half dazu die gegenwärtige Erziehungsart der Jugend, welcher man glaubt, erst spät von Religions-Wahrheiten, und erst dann von ihnen reden zu müssen, wenn sie selbst darüber nachdenken und das Wahre prüfen könne; ungefähr der gleiche Irrthum, als wenn man behauptete: es sei besser, Kindern erst dann Liebe und Ehrfurcht gegen ihre Aeltern oder entfernte Wohlthäter einzuflößen, wenn der kindische Verstand sich entwickelt haben würde, um zu prüfen, worin die empfangenen Wohlthaten bestehen. Viel half dazu die nachtheilige Leichtigkeit in unsern Zeiten, daß Jeder, welcher Lust und Fähigkeit hat, seine wahren oder falschen Vorstellungen witzig und angenehm darzustellen, dieselben durch Druckschriften überall mittheilen kann. Was nun solche halbgebildete Köpfe sich einbildeten und schrieben, wird wieder von Halbgebildeten gelesen, die beim Mangel aller gründlichen Vorkenntnisse unfähig sind, gründlich zu prüfen, und das Witzige leicht für Tiefsinn, das Wahrscheinliche für Gewißheit, das Schöne für gut halten. Die wahllose Vielleserei unserer Jugend bringt, statt Deutlichkeit, nur Verwirrung der Vorstellungen, und das Vermögen, von allerlei zu wissen, einen Dünkel und eine Selbstgenügsamkeit hervor, die den trockenen Ernst der strengern Untersuchung verschmäht, und das Eindringen in die Tiefe der Wahrheit für thörichten Schulzwang hält.

Halbe Bildung ist für den Geist so täuschend und gefährlich, als Dämmerung einer Mondscheinnacht dem Auge und Schritt eines Wanderers. Man sieht, aber sieht in eine Traumwelt hinein; die Gestalten haben andere Umrisse, andere Höhen; die Fernen scheinen nahe, die Nähen fern. Halbgebildete verachten das Mühsame der Wissenschaft, und glauben, ihr Verstand, ihre Vernunft sei ausreichend, das zu erforschen und zu begreifen, was bloß Sache des Denkens und nicht todtes Gedächtnißwerk sein müsse. Sie haben keine Ahnung davon, wie weit das Gebiet der Einbildungskraft reicht, und daß sie oft nur in diesem umhertreiben, wo sie glauben auf festem Grund der Wahrheit umherzuschreiten. Daher wechseln sie oft ihre Vorstellungen, und werden zuletzt an Allem irre. *Ein Zweifler ist unbeständig in allen seinen Wegen.* Jak. 1, 8.

Oft entsteht aber der Hang zum religiösen Zweifeln, welcher endlich vollen Unglauben veranlassen kann, aus ganz entgegengesetzten Ursachen; oft, statt aus einer *leichtsinnigen* Erziehung, aus einer *allzureligiösen*. Man zwingt Kinder in die Kirche hinein, wo sie weder was vorgeht begreifen, noch Erbauung finden. So

entsteht aus der Pein ihrer Langeweile Widerwillen gegen die Stunden der Andacht und öffentliche Gottesverehrung. Man lehrt sie Gebete, und läßt sie dieselben alltäglich herplaudern, ohne daß sie den Werth und vollen Sinn derselben verstehen. Dadurch wird ihnen die Sache zur Gewohnheit, das Gespräch mit dem höchsten Wesen zum unnützen Zeremoniel und Brauch, die Religion zum Formenwerk. Oder man sucht nur auf ihre Einbildungskraft zu wirken, ihre Empfindungen zu erschüttern, schwärmerische Gefühle in ihnen zu erwekken, und glaubt, man habe Großes gethan, wenn man durch rührende Beredsamkeit von den Leiden Jesu für uns, oder von den Thaten heiliger Menschen, Thränen in die Augen lockte. — Aber wenn dann die Tage des Selbstdenkens mit den Tagen regerer Leidenschaften und Begierden folgen; wenn dann durch die sorglose Vielleserei hie und da eine ehemals gehörte Lehre vor ihnen unhaltbar oder nichtig gemacht wird: dann fassen sie, bei der Erkenntniß eines einzigen Irrthums, Verdacht gegen alle übrigen Wahrheiten des ihnen mitgetheilten Glaubens. Dann ist den Zweifeln das Thor geöffnet, und der Strom ihrer eigenen Sinnlichkeit wirbelt sie mit sich hinweg. Denn das ist des Menschen Gewöhnliches, daß er lieber vom Aeussersten zum Aeussersten überspringt, als auf der Mittelstraße der Wahrheit fortschreitet, die zartbegrenzt zwischen Irrthümern auf beiden Seiten hinleitet. — Es ist eben so häufig, Personen, die in der Jugend zur empfindelnden Andächtelei angehalten wurden, Freigeister werden zu sehen, als ausschweifende Zweifler und Glaubenslose im Alter die eifrigsten Andächtler werden. Denn Gefühle sind keine Grundsätze, und Erregungen der bloßen Einbildungskraft keine Ueberzeugungen.

Auch ist es eine nothwendige Folge der in unsern Tagen oberflächlichen, halben Geistesbildung, daß die Besitzer derselben, welche über Alles absprechen, Alles kennen wollen, die Natur und die ewigen Schranken ihrer Gemüthsvermögen selbst viel zu wenig kennen, weil das einer der schwierigsten Gegenstände des Forschens ist. Sie würden es zwar thöricht finden, mit den Augen das Geheimniß der Naturkräfte ausspähen zu wollen, wodurch Pflanzen und Thiere mit den wunderbarsten Trieben begabt sind; aber es scheint ihnen nichts Widernatürliches, vermittelst der Vernunft Wesen und Ursprung der Welt und der Gottheit, das Unendliche vermittelst des endlichen Maasstabes ermessen zu wollen. Eingebannt in das Sinnliche, wollen sie über eine übersinnliche Welt urtheilen, deren Dasein sie nicht läugnen können; oder sie maßen sich an, abzuläugnen das Ueberirdische, weil sie es nicht sehen, während sie leichtglaubig viele andere Dinge für wahr halten, die man ihnen auf Treue und Glauben hin berichtet hat. So treten sie, um das Uebersinnliche zu erforschen, über die Grenzen des Erkenntnißvermögens hinaus, und spielen dann mit Täuschungen der Phantasie, wo sie Wahrheiten entdeckt zu haben meinten. Sie werden es nicht gewahr, daß ausser die Grenzen der Vernunft hinaustreten, unvernünftig werden heißt, und daß, wenn man Alles läugnen sollte, was unbegreiflich ist, heißen würde, das Dasein seiner Selbst, das Dasein des eigenen Geistes verläugnen, welches an sich eben so wenig begriffen werden kann, als das Dasein und die Hoheit Gottes, und das Geheimniß seines Wesens.

Ein durch solche Veranlassung entwickelter Unglaube ist für jeden Menschen ein widernatürlicher Zustand. Er ist eben so sehr eine wahre Geisteskrankheit, als der verächtlichste Aberglaube. Jener zu wenig und dieser zu viel, erzeugen gleiche Uebel. Ein Zweifler, so spricht das göttliche Wort, ist unbeständig auf allen seinen Wegen.

Er stört seine eigene Ruhe — ihm fehlt der feste Punkt, auf den er sich lehnen kann. Er wankt in bangen Ungewißheiten dahin, im Widerspruch mit sich selbst. Er sieht eine wundervolle Natur und fragt sich, wo ist ihr Schöpfer? Er vernimmt die Vorsehung und fragt: ist das nicht Zufall? Er erblickt seit Jahrtausenden die Uebereinstimmung aller Völker in Verehrung eines höchsten Wesens, und er allein steht zweifelnd da, und ungewiß, ob die ganze Menschheit oder er allein im Wahnsinn lebe. Es sagt ihm eine innere Stimme: du kannst nicht vernichtet werden, es ist in dir etwas Unvergängliches, — und doch zweifelt er an dem hohen Beruf seines Geistes zur Unsterblichkeit. Er kann der

Tugend seine Ehrfurcht nicht entziehen, und doch wird ihm das Göttliche dunkel, das sie lehrte. Er will nichts, als seine Vernunft gelten lassen, und vernichtet deren einfachste Grundgesetze des Erkennens; er will nichts Unbewiesenes glauben, und glaubt lieber das Unmögliche! — Er ist in diesen quälenden Widersprüchen nicht glücklich. Er verzagt an sich selbst, und verbirgt fremden Blicken eine Krankheit seiner Seele, deren er sich mit Recht schämt, weil sie ihn des öffentlichen Zutrauens unwürdig macht, und verflucht seine Bildung, seine Kenntnisse, weil er auf dem halben Wege zur Wahrheit stehen geblieben ist.

Viele dieser, die ohne Glauben, ohne Religion sind, und doch das ewige Bedürfniß darnach haben, versinken in traurige Verzweiflung. Für sie wird die Welt zum todten, bedeutungslosen Schattenspiel, zu einem kalten Gang herzloser Nothwendigkeiten oder Zufälle, dem sie sich fremd fühlen. Für sie ist kein wahres Glück mehr auf Erden; sie können sich wohl belustigen, ihre Sinne berauschen, sich für Augenblicke zerstreuen: aber ihres Daseins recht innig froh werden, das können sie nicht. Denn für sie ist kein alliebendes Wesen, das sie Gott und Vater nennen dürfen; für sie ist kein Offenbarer des Göttlichen im Geisterreich, den sie ihren Freund, ihr heiliges Vorbild, ihren Erlöser nennen dürfen. Ihnen blüht im Schooße des häuslichen Lebens keine reine Freude; denn wer von ihren Herzen hinwegstirbt, der ist für immer von ihnen hinweggestorben. Aus den Fernen der Ewigkeit lächelt ihnen kein Strahl der Hoffnung und Liebe; der Sehnsucht ihres Gemüthes widerspricht ihr thörichtes Vermuthen des Unmöglichen; die Weltordnung liegt vor ihnen zerrissen, der Einklang ihres Geistes mit den Wundern der Natur ist gestört, für keine ihrer Freuden gibt es Dauer, für keine ihrer Schmerzen Trost.

Kann der Aberglaube mit seinen Hirngespinnsten und eingebildeten Schrecken den Sterblichen wohl jemals schrecklicher foltern, als der Unglaube mit seinen eingebildeten Vermuthungen und innern Widersprüchen? Nicht bloß Lebenslust und Familienglück vernichtet die Irreligiosität, sie zerstört das Wohl der ganzen bürgerlichen Gesellschaft. — Wer in sich selbst keinen Frieden findet, sucht den Zweck seines Lebens zuletzt im äussern Genuß, und meint sich schon glücklich, wenn er seinen Gram um das Verlorne zerstreuen kann. Wer keine Ewigkeit hat, lebt für den Traum des heutigen Tages. Wer von keiner Gottheit weiß, befreundet sich mit dem, was im Irdischen einen Ersatz leisten mag. Wer an der höhern Bestimmung seines Geistes irre geworden: was sind Tugend, Aufopferung, Redlichkeit für den? — Die Religion ist ihm ein Mährchen, ihr Verehrer ein Heuchler oder Schwärmer; das Leben hat für ihn keinen Werth, als Befriedigung schnell absterbender Begierden; die Welt ist ihm kein Heiligthum mehr. Alles, was groß, was ehrwurdig heißt, ist ihm verschwunden, ist bloße Täuschung. Er lebt nicht für Gottheit, Ewigkeit und Menschheit, sondern nur für sich. Der eigene Vortheil ist sein Gott; und Kirche, Vaterland, Mitbürgerschaft, Ehre, Schande, Tugend, Laster sind nur Mittel für seine Selbstsucht.

So steht er einsam, losgefallen von allem Geliebten und Heiligen; nur durch thierische Bedürfnisse, nur durch Furcht an die Verhältnisse des bürgerlichen Lebens geflochten. Gebet ihm einen Königsthron: er wird mit der Wohlfahrt ganzer Nationen grausam tändeln, um seinen Leidenschaften ein Genüge zu thun. Stellt ihn zu Seinesgleichen: er wird mit Eiden tändeln, er wird Alles sein, um Alles zu verlangen, wonach ihm gelüstet; er wird Hinterlist und Falschheit für Lebensweisheit, er wird das Kluge und Schickliche für das Gerechte und Tugendliche halten — für ihn gibt es nichts Wahres, nichts Schönes, nichts Gutes, als was ihm Gewinn bringt. Er wird es lächerlich finden, für Vaterland und Menschheit eine Kleinigkeit wegzuopfern, die er nicht entbehren möchte; er würde eine ganze Welt für seine Einfälle aufopfern, wenn man ihm Macht dazu liesse.

Dahin führt religiöser Unglaube.

Man deutet noch heute auf das Unglück vergangener Jahrhunderte, auf das Elend der Menschen, auf den Untergang der Nationen durch Unwissenheit, Aberglauben und Glaubenswuth. — Es wird eine Zeit kommen, da man vielleicht auch auf das Elend unserer Zeiten, auf die Wirkungen religiösen Unglaubens, auf die dadurch zum Abgott erhobene Selbstsucht der Bür-

ger, auf die Entnervung der Völker und ihre Zerrüttung zurückdeutet. Denn es ist das ewige Gesetz der Natur und der Vernunft: nur Mittelstraße ist die Straße des Heils; das Gerechte ruht zwischen dem Zuviel und Zuwenig; aber aus den Entartungen des menschlichen Gemüths kann nie Segen hervorgehen.

Gott, o mein Gott, an dem ich halte und glaube, den die Stimme meiner innersten Sehnsucht ruft, den mir die weite glänzende Natur in Millionen Wundern nennt, den mir die Geschichte aller Jahrtausende preiset, den mir Jesus Christus in seiner Liebe offenbarte: Gott meines Lebens, Gott meiner Ewigkeit! o verleihe mir allezeit Kraft, daß ich immerdar gleichweit von den finstern Abgründen des Aberglaubens und des Unglaubens entfernt bleibe, wo hinab so mancher Unglückliche schwindelt. Ich will mich halten an Deiner Hand, führe Du mich durch Deinen heiligen, liebenden Geist auf rechter Bahn.

Nie will ich Dich, Du, den mein Herz ruft, vergessen, denn auch Du, Alliebender, bist meiner eingedenk; nie, daß Du mir durch Jesum Offenbarungen werden liessest, welche den Menschen mit sich selbst und Deiner Schöpfung in Eintracht brachten. O ich verstehe nun den großen Sinn des Wortes: durch Christum sind wir mit Gott versöhnt! — Denn Aberglaube wie Unglaube entzweien den Menschen mit der Natur und Dir; Aberglaube und Unglaube, Quellen gleicher Laster, vernichten im Menschen das Ebenbild des Höchsten, des Menschen einzige, bleibende Würde — ja sie entfernen uns von Dir.

Aber der Welterlöser kam und vernichtete der Völker Aberglauben, der Götzen Altäre, der Träumer Wahn, vernichtete die Zweifel verirrter Vernunft, welche sich ihrer Kräfte übermessen wollte, und stellte die Harmonie im Geisterthume wieder her. Da führte er uns zu Dir, o Vater, zurück; da versöhnte er die abgefallene Menschheit mit sich selbst und mit Dir!

Und wie er, auch ich! — In meinem kleinen Wirkungskreise will ich Alle, auf welche ich einigen Einfluß habe, gleich sehr vor der Gewalt des Aberglaubens, wie vor den Schrecken des Unglaubens warnen. Ich will, so weit ich vermag, ein Priester Deiner ewigen Wahrheit sein; Erleuchtung des Verstandes, Aufklärung der blinden, unwissenden Brüder befördern, daß sie Dich würdig erkennen; aber sie zu bewahren suchen vor den Irrlichtern halber Weisheit, daß sie sich nie im Labyrinth trostloser Zweifel und Widersprüche verlieren mögen. Ich will mir, ich will den lieben Meinigen die Hoheit und Wahrheit Deiner Religion darstellen, wie sie hervorleuchtet aus den Worten Jesu Christi, meines Führers; hervorleuchtet aus den Ahnungen der Weisen des Alterthums, die selbst Jesum noch nicht kannten; hervorleuchtet aus den Wundern der Natur und der Weltschicksale; hervorleuchtet aus den von Dir allen Sterblichen ertheilten Gesetzen der Vernunft, die Dich predigen; hervorleuchtet aus der Majestät christlicher Tugenden, die erhaben über irdischen Vortheil hinüberdeuten in das ewige, herrliche Sein, das Du denen bereitet hast von Anbeginn, die Dich lieben und Deine beseligenden, vervollkommenden Gebote halten. Amen.

XIII.

Christenglaube.

Joh. 12, 44—46.

Stärke — denn oft will er wanken —
Meinen Glauben, Gott an Dich:
O wie wird mein Herz Dir danken,
Wie frohlocken! Höre mich!
Laß mich nicht an Dir verzagen,
Und an Dich mit Bitten wagen,
Sinkt mein Glaube, Quell des Lichts,
Leuchte mir, sonst fordr' ich nichts.

Wollen Zweifel sich erheben,
Blendet mich des Irrthums Schein,
O so will ich mich bestreben,
Deiner Lehre treu zu sein.
Zeige Du Dein Licht mir wieder;
Ströme Glauben auf mich nieder,
Es entwölke sich mir ganz
Deiner Wahrheit reiner Glanz.

Nur auf Dein Wort, nicht auf Lehren
Schwacher Menschen laß mich sehn,
Deine Stimme laß mich hören,
Deine Güte recht verstehn.
Mehr als Zeugniß aller Welten
Laß mir, Gott, Dein Zeugniß gelten:
Richte meinen ganzen Sinn
Nur auf Deine Wahrheit hin.

Käme ich als ein Fremdling von einer entfernten, einsamen Insel des Meeres, wohin nie der Name, nie das Wort Jesu Christi gedrungen; und träte ich plötzlich unter die Völker, wie sie auf verschiedene Weise ihre Gottheit verehren, und auf mancherlei Weise ihren Glauben bekennen; und

regte sich in mir die lebendige Sehnsucht, den wahren Glauben zu umfassen, jene Sehnsucht, welche ich schon als Kind oft beim Anblick des gestirnten Himmels, oder der majestätischen Wetterwolken, die leuchtend über die schaudernde Erde zogen, aller Wunder der Natur, und bei den verschiedenen Tempeln, Religionen und Gebräuchen der Völker empfand: welchen Glauben würde ich den allein wahren nennen? Würde ich knieen mit den Heiden vor ihren Bildern, oder mit den Christen in ihren Tempeln? Würde ich mit den Juden den starken und eifrigen Jehova ehren und das Gesetz Mosis mit allen Satzungen äusserlicher Zucht, oder mit den Anhängern Mahomeds hassen alle Völker, oder mit dem Schwert verfolgen, wer nicht der Lehre ihres Propheten huldigt?

Woran sollte ich die Wahrheit und Göttlichkeit des rechten Glaubens erkennen? Denn es rühmen sich die Christen einer heiligen Offenbarung; aber auch die Juden, daß Gott selbst ihnen durch Mosis Hand auf Sinais Gipfeln das Gesetz gegeben; aber auch Mahomed in den Wüsten Arabiens verkündete seine Lehre, als habe er sie durch Gottes Eingebungen erhalten; und das Heidenthum behauptet, die Götter seien zu den Sterblichen niedergestiegen, sie von dem Himmlischen zu unterrichten.

Woran erkenne ich die Richtigkeit dieser Aussagen, da Jeder allein nur die Wahrheit zu besitzen meint, da Keiner der seinigen abtrünnig werden will; da Heiden und Türken ihren Glauben mit dem Schwert vertheidigen, die Juden lieber alles Elend unter den Völkern dulden, als von Mosis Gesetz lassen, und Tausende von Christen unter allen Martern für die Heiligkeit ihrer Ueberzeugung starben?

Ich würde sprechen: derjenige Glaube sei göttlich, welcher den Menschen selbst göttlicher machen, ihn über Erdenstaub, Schicksal und Grabesschrecken emporheben könne, daß sein freier, unabhängiger Geist beweise, er wäre einer höhern Natur, als der Geist des Thieres, welches nur sinnlich für sinnliche Bedürfnisse athmet, handelt, kämpft. Denn ein Glaube, der von Gott stammen soll, muß uns vergöttlichen können; er muß von dem Niedrigen hinauf zum Höhern ziehen, weil die Gottheit höher ist, als der Mensch.

Und damit würden vor meinen Blicken die Religionen des Heidenthums, als nichtige Selbsttäuschungen, zusammenstürzen. Wie möchte ich anbeten die Gottheit, welche ich selbst aus Stolz und Stein erschuf? wie anbeten die Sonne oder jedes andere Gestirn, welches, sich in einförmigen Bahnen bewegend, kaum die Freiheit hat, wie ich, nur auf das Gedeihen und Leben irdischer Dinge wirkt, aber auch dies nicht einmal ohne Beihilfe anderer Dinge? Wie sollte ich anbeten Thiere, die mir zwar nützlich sein mögen, aber vor meinem Drohen zittern, und durch die Kräfte meines Verstandes geleitet werden? — Oder ist der Mensch erhabener als sein Gott?

Göttlicher soll mich der wahre Glauben machen. Denke ich mir unter Gott das allervollkommenste, das allermächtigste, das allerunendlichste, das allerweiseste Wesen, so erwarte ich, daß auch ich durch den von der Gottheit geoffenbarten Glauben mächtiger werde, nicht durch körperliche Kräfte, denn darin können mich Thiere übertreffen, sondern durch den Geist; mächtiger selbst, als alle Gewalt des Staubes, als Hunger, Durst, als jede äussere Gewalt, als jede innere Leidenschaft — erst an dieser Hoheit meiner Seele erkenne ich ihre göttliche Kraft! Ich erwarte, daß ich durch meinen Glauben weiser werde, das heißt, daß ich durch ihn lerne, Menschen zu beglücken, wie die Gottheit alle Wesen beglückt. Ich erwarte, daß ich durch meinen Glauben der Unendlichkeit, des ewigen Daseins fähig und würdig werde. Denn mag irdische Vollkommenheit vergehen, geistige Vollkommenheit muß ewig sein, weil die Gottheit selbst ewig ist.

Ich würde sprechen: derjenige Glaube sei göttlich, der mit allen Forderungen der Vernunft und des Verstandes übereinstimmt, ja selbst die ihnen dunkeln Räthsel genügend auflöset. Denn wie könnte ich einen Glauben für göttlich halten, der zugleich unvernünftig wäre? oder das eine von Gott geoffenbarte Wahrheit heißen, worin ich einen Unsinn erblickte, welcher mir in menschlichen Dingen zuwider ist?

Zwar alle Menschen haben Vernunft, zwar alle haben die gleichen angebornen Gaben zum Denken; daher ist eine Menge von Wahrheiten zu allen Zeiten, unter allen Himmelsstrichen, bei allen Menschen

und unter allen Umständen wahr; daher gibt es gewisse Dinge, über deren Richtigkeit nie unter den Sterblichen Streit entstehen kann. Aber nicht Jeder hat die Kräfte seines Geistes gleich sehr geübt. Demnach, wenn irgend ein Glaube göttlichen Ursprungs sein soll, muß er sowohl mit der Vernunft des einsichtsvollsten und scharfsinnigsten Mannes, wie mit derjenigen des unwissenden und im Denken wenig geübten Mannes übereinstimmen. Wäre dies nicht: so würde die von Gott für das Menschengeschlecht gegebene Religion nicht für alle Menschen tauglich, nicht für alle wahr sein können! — Ich würde erwarten, daß dieser vom Himmel stammende Glaube dem Gelehrtesten wie dem Ungelehrten, dem Greise wie dem Kinde, gleich verständlich, gleich wohlthätig sei, und auf alle Gemüther gleich segensvoll wirken müsse.

Ja, da die Vernunft des Menschen in endliche Schranken eingebannt ist, und sie das Ueberirdische nicht erkennen kann, muß ein göttlicher Glaube die Forderungen der Vernunft so erfüllen, wie sie dieselben nicht selbst erfüllen kann: er muß die Räthsel lösen, die kein Verstand zu lösen fähig ist. Er muß mir erklären, warum mein Geist mit einem so großen Reichthum seltener Eigenschaften ausgestattet ist, von welchen er im Leben theils gar keinen genugsamen Gebrauch machen, noch die wenigsten gehörig zur Vollkommenheit entwickeln kann; er muß mir erklären meinen natürlichen Trieb nach Glückseligkeit durch Tugend, da ich auch das Laster oft im glänzenden Wohlsein erblicke, während die reinste Unschuld elend ist; er muß mir erklären, warum Alles in mir nach Vollkommenheit aufstrebt, während doch eine Todesstunde schlägt, die mein Streben unterbricht. Warum hätte mir das allerweiseste Wesen unnütz eine Sehnsucht angeschaffen, die nie befriedigt werden, eine Reihe von Kräften verliehen, die nie zur Vollendung gedeihen sollten? Warum gab sie mir den Durst nach Seligkeit durch Tugend und Weisheit, und ließ ihn ungestillt?

Ich würde ferner sprechen: *derjenige Glaube sei göttlich, welcher mit den ewigen Ordnungen der Schöpfung am vollkommensten übereinstimmt.* Denn was das allervollkommenste Wesen gibt, muß in sich selbst die vollkommenste Harmonie sein. Natur und Offenbarung, sind sie beide von Gott, können beide nicht wider einander streiten und sich gegenseitig vernichten, sondern Eins muß das Andere bekräftigen, Eins das Andere unterstützen und im ungestörten Gange erhalten. Lehrte mich dieser Glaube meinen Körper zerstören, die Fortpflanzung des menschlichen Geschlechts vernichten, oder den Thieren gleich werden, und meine Menschenwürde verläugnen: so wäre er im Widerspruch mit den göttlichen Schöpfungen; er könnte nicht von Gott stammen.

Ich würde endlich sprechen: *derjenige Glaube sei göttlich, dessen Lehren unfehlbar die höchste Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts hervorbringen müssen, wenn sie von allen Menschen geübt würden.* Denn in der Gottheit erkenne ich den gütigen Schöpfer, der nur darum andere Wesen erschuf, daß sie der größten Seligkeit theilhaftig werden möchten. Zu ewigem Jammer und Unglück würde selbst der Mensch, hätte er Schöpferkraft, kein Wesen hervorbringen mögen: wie sollte es Gott, der Allervollkommenste, können? Ich nenne die Religion nicht göttlich, welche Menschen gegen Menschen zur Feindschaft entflammt; ich nenne die Religion nicht göttlich und wahr, welche es unmöglich macht, in bürgerlicher Eintracht also beisammen zu wohnen, daß allgemeine Zufriedenheit, allgemeiner Wohlstand, allgemeine Sicherheit entstehe; ich nenne die Religion nicht göttlich, welche nicht jedem Menschen vor Gott gleiches Ansehen, gleiches Recht gibt, sondern einige seine Lieblinge, andere seine Stiefkinder nennt, einigen Ansprüche auf die Liebe, andern nur das Loos des göttlichen Zorns gibt; ich nenne die Lehren nicht göttlich, von denen ich selbst nicht wollen kann, daß sie jeder Mensch ausübte, weil, wenn dies wäre, daraus nur allgemeines Elend entstehen müßte.

Dies würden die Zeichen sein, woran ich die wahre, vom Himmel stammende, nicht von Menschen erdichtete Religion erkennen möchte. Ihr letzter Zweck wäre höchste Beseligung aller Geister, Vergöttlichung alles Irdischen, Verschmelzung des Himmels mit der Erde, der Zeit mit der Ewigkeit, des Daseins im Leben mit dem

Unendlichen, Auflösung des Alls mit der Fülle der Gottheit.

Und käme ich, als ein Fremdling, von einer entfernten, einsamen Insel des Meeres, wohin nie der Name, nie das Wort Jesu Christi gedrungen; und ich hörte die Lehre Jesu, und seine Offenbarungen über das Menschliche und Göttliche, über das Irdische und Ewige — wahrlich, und hätte vor mir noch kein Sterblicher gesprochen: Er kam von Gott! so würde ich's zuerst ausrufen: Dieser ist von Gott gekommen, und seine Stimme ist Gottes Stimme, und seine Wahrheiten sind ewig, wie die Gottheit, und voller Einklang mit allen Schöpfungen Gottes! Und hätte noch Niemand gerufen: Glaubet an ihn, denn seine Lehre gibt ewiges Leben! so würde ich zuerst rufen: **Wer an ihn glaubet, der glaubet nicht an ihn, sondern an den, der ihn gesandt hat!** Joh. 12, 44.

Nur **seine** Lehre ist wahrhaft göttlich; und wäre sie einst nie durch Wunder bestätigt, und wäre sie nicht mit seinem Blute besiegelt — sie ist in sich selbst ein Wunder, eine aufgehende Sonne in der Finsterniß jedes Gemüths; sie ist der Verband jedes Menschen mit Gott, die Himmelsleiter der Geisterwelt. Menschen konnten sie nicht erfinden: wer sie erfand, mußte die dunkeln Ordnungen der weiten Schöpfung und ihre Gesetze lichtvoll durchschauen, und die Macht und den Beruf des menschlichen Geistes, wie die Bedingungen des Friedens, in jedem einzelnen Menschenherzen kennen; er mußte den Gedanken des weisesten Sterblichen und die schwache Vorstellungskraft des unmündigen Kindes kennen, um beiden genugthuend und einleuchtend zu werden. Und wer konnte dies, ehe Jesus erschien? — Es ist ja nicht verborgen, was die Weisesten und Gelehrtesten der Vorwelt gethan — noch leben ihre Meinungen und Lehren in vorhandenen Schriften: aber wessen Weisheit steht der Weisheit Jesu nahe? Wer umfaßte im einfachsten Zusammenhang, wie er, die größten Angelegenheiten der Menschheit aller Weltalter? Wer gab, wie er, zu allen Räthseln des Lebens in wenigen Worten den Schlüssel? in Worten, worin der Weiseste die tiefste Weisheit, und der dunkele Verstand des Unmündigen das hellste Licht erkennt; in den Worten: Gott ist unser Vater; Liebe ist die Hauptsumme aller Gebote; vollkommen werden, wie unser Vater vollkommen ist, heißt der Geister höchstes Ziel; Dasein und Ewigkeit sind eins und unzertrennbar!

Göttlichen Ursprungs muß die Religion sein, die Jesus gab. Denn ich erkenne die Hand Gottes in dem Entstehen und Verbreiten derselben. — Wer war der Gesetzgeber der Menschheit? wer der Erlöser der Welt von ihrer Finsterniß! Durch welche Macht verlieh er dem Glauben, welchen er lehrte, Herrschaft über alle Gemüther, denen er gebracht wurde? — War er der Erste und Anführer eines großen Volkes, wie Moses war, dessen Winken Tausende gehorchten, die ihm Freiheit von Sklaverei dankten? War er ein glücklicher Krieger, der durch seine Reden und Siege Heere für sich begeisterte, um Thronen zu stürzen und Nationen zu unterjochen, wie Mahomed? War er Herr eines weltbeherrschenden Reichs, oder ein Schüler des erleuchtetsten Weisen seines Jahrhunderts?

Nein! — Er kam ohne allen Anspruch, ohne Glanz, in Dürftigkeit und Weltverläugnung. Eine Krippe war seine Wiege. Oft hatte er nicht, wohin er sein Haupt legte. Niemand kennt seine Lehrer — er nahm zu an Weisheit und Verstand. Ungebildete, einfache Männer aus den geringsten Volksklassen wurden seine ersten Jünger. Selbst das Volk, von dem er stammte, und unter welchem er lebte, war damals eins der verachtetsten auf Erden und fremden Zeptern zinsbar. — Und dieser Einzige, dieser Unbegreifliche erschütterte die ganze Geisterwelt, und die Verwandlungen derselben wirkten auf alle irdische Verhältnisse der Nationen; die Altäre und Tempel des Heidenthums sanken in Trümmer, Thronen versanken, Reiche verschwanden.

Woher ihm die Wundermacht der Weisheit? Hatte er sein ganzes Leben der Ergründung von fremden Kenntnissen und Wissenschaften geweiht? Hatte er in einem langen Zeitraum von Jahren seltene Erfahrungen über Gott und Welt eingesammelt? — Nein, das Alles nicht! Er war ein Jüngling von neunundzwanzig Jahren, als er aus der Dunkelheit seines frühern Lebens hervortrat und lehrte. Luk. 3, 23. Er war in dem Alter, da die männliche Kraft aufblüht zur Stärke. Und in eben diesem Alter, da andere Menschen von der Gewalt der Leidenschaften am meisten bewegt werden, wo Sinnenreiz, Hang zum

Vergnügen, Geldbegier, Ehrsucht, den Geist nur zu oft in Fesseln schlagen, trat er hervor, majestätisch, wie ein Wesen aus einer andern Welt, Sieger über jede Leidenschaft, Vollbringer seines eigenen Wortes, und Keiner war ihm gleich. Er verschmähte die angebotene Feldherrnwürde, den ihm angebotenen Davidischen Königsthron — er sprach von einem höhern Reiche, das er zu gründen komme. Wenige begriffen ihn Anfangs; aber er wandelte, lehrte und siegte, und sagte der Welt und seiner Lehre alle Schicksale mit einer Festigkeit voraus, als lägen vor seinen geweihten Blicken die Bücher des ewigen Verhängnisses aufgeschlagen. Und was er vorausgesagt hatte, was keiner seiner Zeitgenossen erleben konnte, was nur der späten Nachwelt als falsch oder richtig zu beurtheilen übrig blieb: das erfüllte sich wunderbar, wörtlich im verworrenen Spiel der Begebenheiten von Jahrhunderten und Jahrtausenden!

Ein solches Reich Gottes auf der Erde zu begründen: welch ein Zeitraum von Lehre und Arbeit gehörte dazu! Wie viele Lehren von Andern wurden vergessen, die ein halbes Jahrhundert in den volkreichsten Städten der Welt unterrichteten! Wie viele Staaten zertrümmerten in wenigen Monden, welche nur durch die anhaltenden Arbeiten einer langen Reihe von Jahren entstanden waren! — Und Christus predigte meistens in einsamen Gegenden; seine ganze Arbeitszeit betrug kaum mehr als drei Jahre! Er starb als ein junger Mann, in der schönen Blüthe eines göttlichgroß vollendeten Lebens!

War dieser ein Irdischer? — Wahrlich, in ihm offenbarte sich die Gottheit dem menschlichen Geschlechte wunderbar, wie in allen ihren Werken. Er kam von Gott, der Gottessohn, und Gott war mit ihm.

Wie gern würde ich vom Lebenswandel dieses Unbegreiflichen mehr wissen mögen! Aber seine frühern Begebenheiten sind unbekannt geblieben. Diejenigen, welche die Geschichte Jesu aufzeichneten, Evangelisten genannt, begnügten sich, nur sein öffentliches Leben, als Lehrer, der Welt zu erzählen. Sie thaten es ohne Kunst, in bewundernswürdiger Einfalt, ohne Ausschmückung, ohne Streben, zu gefallen oder zu blenden. Die meisten schrieben, ohne Einer vom Andern zu wissen, — daher ihre Erzählungen in Rücksicht der Anordnung des Ganzen von einander abweichen; und doch sind sie in allen Dingen genau mit einander übereinstimmend, so daß Einer gleichsam zur Auslegung und Aufklärung des Andern dient.

Göttlichen Ursprungs ist der Glaube des Christen — mit sicherer Majestät schreitet er zwischen den Irrthümern des Aberglaubens und Unglaubens hin. In ihm findet meine Seele Genugthuung, in ihm jeder Zweifel Auflösung; in ihm finde ich das, was dem Menschengeschlecht allein Noth ist; durch ihn Gnade vor dem Allerheiligsten und den Trost der Vergebung unserer Sünden.

Zwar sehe ich selbst in der christlichen Kirche noch Spaltungen und Andersgläubige — und doch bekenne ich: es ist nur ein Gott, nur ein Christus, nur eine Wahrheit, nur ein Christenthum! Es gibt mehrere christliche Kirchen, aber nur eine christliche Religion; es gibt mehrere Uebungen und Meinungen, aber nur einen christlichen Glauben!

Die Einfalt und Hoheit der Lehre Jesu war den Menschen und ihren Einbildungen oft zu erhaben, wiewohl sie der Verstand des Kindes faßt. Der sinnliche Mensch suchte Schmuck hineinzutragen, welcher den Worten Jesu selbst fremd ist. Juden und Heiden, die sich bekehren liessen, nahmen noch mancherlei Vorstellungen aus ihrer alten Religion in den neuern Glauben mit hinüber; sie waren zu menschlich schwach, um sich von allen Irrthümern ihrer Jugenderziehung trennen zu können; sie verstanden oft selbst ihre Lehrer falsch, wie sich denn schon Paulus über den anfangenden Parteigeist in den christlichen Gemeinden beklagte. — So entsprangen die Sekten und Kirchenparteien, so die verschiedenen Religionsmeinungen. Was eine Wirkung menschlicher Schwachheiten ist: sollten wir dies dem Göttlichen der Religion zuschreiben? Nein, diese steht noch heute, wie beinahe vor achtzehn Jahrhunderten, in edler Einfalt und Reinheit da. Noch haben wir das Wort, welches Jesus selbst gesprochen; noch das Wort, welches seine unmittelbaren Schüler selbst geschrieben.

Was in den Meinungen der verschiedenen Kirchenparteien und christlichen Glaubensgenossen Verschiedenes ist, das mag größtentheils menschliche Mei-

nung sein. Und in so fern wird es mit den forteilenden, Alles verändernden Zeiten ebenfalls ändern; keine irdische Macht kann dies verhindern. Nur Jesu eigene Lehre bleibt unveränderlich, Gottes Wort ewiglich. Der reine Christusglaube steht da, ein fester Fels Gottes für die Ewigkeit — und die Menschheit ist in ihm festgeschlossen. Ja, so gewiß, als die Vernunft des Menschen in allen Zeiten und Weltgegenden die gleiche ist, so gewiß wird bei fortschreitender Bildung der Nationen der Christenglaube die Religion aller Erdenbürger werden. Nach kaum zwei Jahrtausenden ist er der Glaube der gebildetsten Völker aller Welttheile geworden — es muß die Zeit kommen, da Alles ein Hirt und eine Heerde sein wird.

O mein Glaube, o du göttliches Erbe, das mir mein Erlöser, mein Seligmacher hinterließ, sei mir ewig theuer und köstlicher denn jedes Erbe und Gut der Welt. Durch dich sind alle Finsternisse erhellt, die sich sonst über der Menschheit heiligste Angelegenheiten zu lagern pflegen; durch dich werde ich vergöttlicht und erhabener als Erdenstaub und Schicksal; durch dich werde ich ein Ebenbild Gottes, dem Allervollkommensten ähnlich; durch dich finde ich allein Trost und Muth im Sturm der Leiden; durch dich allein Frieden und wahres Glück in mir. Du hast mich mit dem Tode versöhnt; du machst mir das Jenseits des Grabes reizender.

Ich halte fest an diesem Glauben, mag auch der Sklav der Sinnlichkeit spotten! — Sein Spott ist eine traurige Darstellung seiner tiefen Versunkenheit. Ich halte fest an diesem Glauben, mag schon der Stolz des Zweiflers ihn bekämpfen. Ach, der Unglückliche! in sich selbst entzweit, und ohne richtige Würdigung des Gebrauchs seiner Gemüthskräfte, möchte er Trost für sich darin finden, daß er ihn Andern raubt. An seinem eigenen Lichte verzweifelnd, möchte er dann von Andern, die er verleitete, lernen, den wahren Weg wieder zu finden.

Ich halte fest an diesem Glauben, o Gott, wie Dein durch Jesum ausgesprochenes Wort ihn beseligend in mein Gemüth senkte. Ich glaube an Dich, o du mir dreifach Geoffenbarter, Vater, Weltenschöpfer, weisseste Allmacht und Liebe! Ich glaube an Dich, Weltbeglücker, in Deinem Sohn Jesu allen andern Deiner Kinder Herrlich-Kundgewordener! — Ich glaube an Dich, du Alles beseelender und zu Deiner Vollkommenheit weihender heiliger Geist! — Ich glaube an dich, o du mein eigener, zur Unsterblichkeit geborner Geist, und an dein Vollkommenwerden durch Jesu Verdienst. Ich glaube an dich, o Ewigkeit, in der für die Geister Vergeltung wohnet und Gericht und Gnade.

XIV.

Gewalt des Aberglaubens.

Jes. Sir. 34, 4. 5.

Wie, Sterbliche, vom Aberglauben
Laßt ihr euch stets den Vorzug rauben,
Der euch allein zu Menschen macht?
Wollt ihr allein euch nie entfernen,
Nie euern Adel kennen lernen,
Stets Sklaven, stehts umhüllt mit Nacht?
Soll er stets unbekämpft regieren?
Stets eurer Seelen Werth entweih'n?
Den wollt ihr lieber ganz v rlieren,
Als euch des Lichts der Wahrheit freu'n?

Den Thoren gleich, gibt dieser Götze
Der Welt die thörichtsten Gesetze,
Die ihres Gottes Recht vergißt.
Will denn, bedeckt mit Finsternissen,
Der Mensch nie lernen, nimmer wissen,
Daß er das Bild der Gottheit ist?
Wohl uns, wenn uns kein Rath verführet,
Denn Wahn und Laster sind verwandt.
Wo Deine Weisheit, Gott, regieret,
Da irrt, da strauchelt kein Verstand.

Ich höre oft von der Schädlichkeit des Aberglaubens sprechen, zuweilen lese ich auch wohl davon. Ich weiß, daß der göttliche Welterleuchter Jesus erschien, die Macht des Irrthums zu zerstreuen; daß er die Thorheiten des Heidenthums, die Wunderssucht des Judenthums vernichtete. Und doch wird noch in den heutigen Tagen so viel über den herrschenden Aberglauben in höhern und niedern Ständen gesprochen! — Worin besteht derselbe? Worin sein verderblicher Einfluß? Bin ich vielleicht selbst, ohne es zu vermuthen, von ihm befleckt?

Und was ist Aberglaube? Er ist eine Verkehrtheit der menschlichen Urtheilskraft, indem er gewissen Dingen entweder eine übernatürliche Ursache zuschreibt, oder von ihnen übernatürliche Wirkungen vermuthet, während diese Dinge sich bei genauerer Untersuchung nichts weniger denn als solche zeigen.

So wird es Aberglaube genannt, wenn die Heiden aus dem Fluge der Vögel, oder

aus ihrem Geschrei, oder aus den Eingeweiden der Opferthiere zukünftige Begebenheiten weissagen liessen, und an die Erfüllung solcher Weissagungen glaubten. Denn welchen Zusammenhang konnte die innere Beschaffenheit thierischer Eingeweide mit den Schicksalen der Menschen und Völker haben? Welche seltsame Verblendung gehört dazu, ob ein Vogel, welcher seiner Nahrung nacheilt, von der rechten zur linken, oder von der linken zur rechten Seite fliege? ob es ein Rabe oder eine fröhliche Schwalbe, eine sanfte Taube oder ein Raubvogel sei? Hier suchte der Mensch in Dingen, welche durchaus keine Verbindung unter einander hatten, einen Zusammenhang; und da keiner statt fand, erdachte er sich selbst einen übernatürlichen, das heißt, einen solchen, welche die Hand des Schöpfers nicht hineinlegte, weil er dem Sterblichen seine Zukunft ewig aus weisen Gründen verschleiert halten wollte. Umsonst sagte man den Heiden: wie suchet ihr Bedeutung in dem, was doch nur Spiel leichter Zufälle ist? Ihre Einbildungskraft erdichtete, wo ihre Vernunft schwieg.

So wird es Aberglaube genannt, wenn die Heiden an den Einfluß gewisser Tage auf das Glück oder Unglück der Menschen glaubten. Denn ist nicht jeder Tag der Woche gleich dem andern? Kann der bloße, willkührlich erfundene Name eines Tages, den er nun einmal trägt, dem Gedeihen unserer Unternehmungen Nachtheil bringen? Ist nicht jeder Tag, welchen du erlebst, deines Gottes Werk? Kann er mit seltsamem Eigensinn dein Wohl und Weh an einen wöchentlich zurückkehrenden Tag knüpfen? Warum gelingen die Thaten der Menschen auch an solchen Tagen, welche von Andern für Tage böser Bedeutung gehalten werden? Warum mißlingen so viele Vorsätze und widerfährt unzähligen Sterblichen auch so viel Unangenehmes an Tagen, welche man für glückbringend hält? Umsonst sprach die Erfahrung gegen den thörichten Glauben, der an Wahnwitz grenzt. Der Aberglaube behauptete lange seine Rechte, und die Menschen hielten fest daran, weil sie geneigt waren, das um so lieber für wahr zu halten, was ihnen am unbegreiflichsten schien.

Es liegt überhaupt in der menschlichen Natur ein auffallender Hang zum Wunderbaren. Weit entfernt, diesen Hang im Allgemeinen zu verdammen, wie oft geschieht, finde ich seine Quellen sehr ehrwürdig. Falsche Urtheile mögen allerdings aus Mangel richtiger Einsicht und Erkenntniß der Dinge entstehen; aber der Hang zum Wunderbaren ist höhern Ursprungs und edlerer Abkunft. Er ist dem Sterblichen angeboren. Er ist nur eine tadelnswürdige Entartung des Triebes zur Religion — Bedürfniß eines Glaubens an ein Wesen, welches erhaben über der Natur steht, und wundervoll auf das Weltall und den Zusammenhang desselben eingreift. — Hätte der Mensch kein unüberwindliches, unvernichtbares Bedürfniß zur Religion, ihm würde auch das Wohlgefallen am Wunderbaren fehlen; ohne Hang zum Glauben an das Uebernatürliche würde nie die Sehnsucht nach dem Höhern und Geistigen in ihm sein.

So ist der Aberglaube, unter welchen Gestalten er sich auch zeigen mag, bei allen Menschen, bei den unerleuchteten Heiden, wie bei den besser gelehrten Christen, nichts als eine Entartung der uns von Gott gegebenen Sehnsucht nach ihm und einer überirdischen Welt; eine unmäßige Begierde, ein voreiliges Vermuthen, daß auch der menschliche Geist mit der überirdischen Weltordnung schon hienieden in unmittelbarer Berührung stehen könne, und daß im Spiel der Zufälle wie im Gang der Natur nichts Bedeutungsloses geschehe, sondern jederzeit etwas Göttliches herrsche, was zur Seele des Menschen reden wolle.

Da dem Sterblichen aber immer an dem am meisten gelegen ist, was er wünscht von der Zukunft zu empfangen, und seine Begierde nicht gesättigt werden kann, läßt sich daraus die Neigung wohl erklären, daß er in den meisten Verirrungen seines Aberglaubens auch die Zukunft und ihre Geheimnisse zu errathen trachtete. Daher die Zeichendeutereien, Wahrsagereien, Traumauslegungen, die ehemals unter den Heiden so üblich, und selbst den Israeliten nicht fremd waren, obgleich Moses und alle ihm nachfolgenden gotterleuchteten Männer so laut gegen diesen Mißbrauch des Verstandes, gegen diesen, Gott und seine Natur entehrenden, Wahn eiferten.

Der Aberglaube ward noch mehr durch die Unwissenheit der Menschen befördert. Denn er herrschte nur unter solchen Völkern am meisten, die wenige Kenntnisse be-

faßen. Je deutlicher aber ihre Einsicht, je reicher ihre Erfahrung ward, je mehr verlor der Wahn seine Macht. Als die Kenntnisse des weisern Alterthums bei den Juden verloren gingen, und sie unter den Heiden wohnen mußten, nahmen sie die falschen Begriffe derselben, ja sogar ihre Abgöttereien und Götzenopfer an. Als die Wissenschaften des weisern Alterthums bei den Christen verloren gingen, und es so weit kam, daß selbst viele Priester weder lesen noch schreiben konnten, also daß die heilige Schrift selbst für diejenigen ein verschlossenes Buch ward, welche es auslegen sollten: da verdunkelte sich der Verstand der Völker, und der wildeste Aberglaube nahm die Stelle der wahren Religion ein. Da fing man wieder an, stärker als sonst an gute und böse Vorbedeutungen zu glauben, und Personen, die oft ganz unschuldig waren, welche aber mehr Kenntnisse als Andere besaßen, für Zauberer und Hexen zu halten, oder für Leute, welche mit dem Teufel in geheime Bündnisse getreten wären. — Zahllos ist die Menge der Unglücklichen, welche auf diese Weise in einen grundlosen Verdacht geriethen, und ihr Leben in den Kerkern oder unter den Flammen des Scheiterhaufens beschliessen mußten, um ein Verbrechen abzubüßen, was sie niemals verschuldet hatten oder verschulden konnten.

Was aber die Gewalt des Aberglaubens bei der unwissenden, leicht zu täuschenden Menge beförderte, war nicht selten das zufällige Eintreffen gewisser sogenannter Vorhersagungen. Und wie hätte es nicht geschehen sollen, daß unter tausend Vermuthungen und Vorherverkündigungen nicht eben so viele erfüllt wurden, als unerfüllt blieben? Dann aber achtete man der unerfüllten wenig, und hing desto inniger und ehrfurchtvoller an den eingetroffenen Sachen. Dies gab dem Wunderglauben neue Nahrung, und bestärkte Jeden in der Neigung zu dem Umarmen des Unbegreiflichen.

Der Aberglaube verschwand indessen wieder, sobald die Völker der Christenheit neuerdings an Erkenntniß zunahmen. Es loderten für Zauberer und Hexen keine Scheiterhaufen mehr; es waren für vermeinte Geisterbeschwörer keine Folterbänke mehr. Nur unter dem rohen, weniger unterrichteten Volk blieb noch der Irrthum aller finstern Zeiten, und sein Wahn gilt ihm gegen den Besserbelehrten für Weisheit.

Die falsche Beurtheilung der Dinge, und daß man in ihren einfachsten Wirkungen etwas Uebernatürliches vermuthet, muß allerdings von nachtheiligem Einfluß auf das menschliche Leben sein. Schon jeder Irrthum an sich ist eine Fessel des uns vom Schöpfer verliehenen Verstandes, und ein gefesselter Verstand, kann er überall einen verständigen Willen erzeugen? Wie viele falsche Handlungen müssen aus irrigen Gesinnungen entstehen! Nur der handelt weise, der fähig ist, weise zu denken.

Aber der Aberglaube, diese Verblendung unserer Erkenntniß, welche immer einen Irrthum auf den Thron der Wahrheit erhebt, greift auf die mannigfachste Art ins menschliche Leben ein. Er zerstört die richtigen Ansichten der Natur und der darin waltenden Zwecke des allweisen Schöpfers. Er setzt in Widerspruch das göttliche Wort, so wie die uns verliehene Vernunft, mit den Werken des Ewigen.

Es ist die liebevolle Hand des himmlischen Vaters, welche den Schleier über das Geheimniß der Zukunft gezogen hat — der Mensch soll es nicht kennen, um froher den Augenblick der Gegenwart zu geniessen, und weiser, freier, unabhängiger zu handeln. Wie kann nun eben diese Gottheit ihren weisen Absichten durch allerlei Erscheinungen der Natur entgegenhandeln? Wie kann sie zum Beispiel wollen, daß das Geschrei eines Raben Unglück verkünde, oder das regelmäßige Klopfen eines Holzwurms, der seiner Nahrung nachgeht, das baldige Absterben eines Hausbewohners andeute?

Es ist das göttliche Wort selbst, welches den Träumen der Menschen, diesen Spielen der Einbildungskraft im Schlafe, allen Werth raubt, und gegen Deutungen eifert als eine Thorheit. Was unrein ist (sagt die heilige Schrift), wie kann das rein sein? Träume sind nichts anderes, als Bilder ohne Wesen. Eigene Weissagungen und Deutungen und Träume sind nichts, und machen doch einem schwere Gedanken! Jes. Sir. 34, 3. 4. 5. Wie kann nun die Wahrheit des göttlichen Wortes bestehen, wenn ein thörichter Aberglaube noch die Möglichkeit weissagender Träume glaubt? Entweder ist der Aberglaube, und sind seine Traumbücher, Kartenschläger und Wahrsager voller Lügen, oder das göttliche Wort ist es.

Die heilige Schrift selbst verbietet uns an glückliche oder unglückliche Tage zu glau-

ben, denn wie der Heiland spricht, sorget jeder von Gott gegebene Tag für das Seine; verbietet uns, zu glauben, daß Nordlichter, Sternschnuppen oder Kometen am Himmel böse Vorbedeutungen bringen; denn so spricht der Herr: Ihr sollet nicht der Heiden Weise lernen, und sollet euch nicht fürchten vor den Zeichen des Himmels, wie die Heiden sich fürchten. Jer. 10, 2.— Wie mag die abergläubige Furcht und Einbildung der Menschen, und die Nichtigkeit derselben, mit der ewigen Wahrheit des Gotteswortes bestehen?

So führt der Aberglaube zur Irreligion, zur Vernichtung des Christenthums. Oder mag derjenige noch den Namen eines Christen verdienen, der seine Einbildungen höher achtet, als den Spruch der Gottheit selbst? Ist der es, welcher durch mancherlei thörichte Versuche sich einbildet, das offenbaren zu können, was Gott selbst unsern Augen geheim halten will? — Du sollst Gott deinen Herrn nicht versuchen. Matth. 4, 7.

Ja, jener Wahn, mit welchem der unwissende Mensch die Finsterniß durchdringen will, welche uns von dem Zustande der Geisterwelt trennt, bringt ihn mit seinem eigenen Verstande in Widerspruch. So weiß er, daß ein Geist nicht Fleisch und Bein hat, daß er nicht körperlich sein kann, darum, weil er ein Geist ist. Auch Jesus bezeugte dasselbe schon seinen furchtsamen, noch vom Aberglauben verfinsterten Jüngern, da sie ihn auf dem Meer erblickten und für ein Gespenst hielten. Was aber keinen Körper hat, kann auch auf keine Weise körperlich erkannt, das heißt, weder gefühlt, noch gehört, noch gesehen werden. Und dennoch waltet der alberne, von Jesus selbst verworfene Glaube an Gespenster und an Erscheinung der Verstorbenen unter dem unwissenden Volk derer, die sich des Christennamens rühmen. Immer sind es Leute von sehr lebhafter Einbildungskraft, oder schlechter Erziehung, oder furchtsamen Gemüthes, welche sich durch Gespensterseherei täuschen, und sich mit ihrer eigenen Vernunft in Widerspruch setzen. Denn sie sehen das Unsichtbare, hören das Unhörbare, fühlen, was mit Fleisch und Blut nicht empfunden werden kann.

In den ehemaligen Zeiten der Unwissenheit war nichts gemeiner, als daß man bald hier bald dort von wieder erschienenen Todten, von umherfahrenden bösen Geistern, von lärmenden Kobolden, von gespenstigen Ungeheuern sprach, die man erblickt haben wollte. Wie aber der menschliche Verstand in seine heiligen Rechte zurücktrat, flüchtete das vermeinte Heer der Kobolde, Gespenster und Todtengestalten vor dem Licht der Wahrheit, wie die Schatten vor einer aufgehenden Sonne zerfliessen. Man vernimmt heutiges Tages von dergleichen Thorheiten nichts mehr, weil man ihren wahren Ursachen auf die Spur kam. Es ward entdeckt, daß entweder muthwillige Menschen zum Schrekken Anderer Gespenster machten, um ihre unerlaubten Absichten desto verstohlener zu erreichen, oder daß viele Leute, welche wiedererschienene Todte, Kobolde, böse Geister und dergleichen zu sehen wähnten, sich mit ihrer lebhaften Einbildungskraft und Angst selbst auf eine fast unglaubliche Weise betrogen hatten.

Daher ist dieser Aberglaube auch heutiges Tages nirgends mehr unter solchen Personen zu finden, die in der Jugend einen christlich-vernünftigen Unterricht erhielten; sondern bei den unverständigen und bildungslosen Leuten des Volks, welche weder würdige Vorstellungen von der Gottheit, noch hinlängliche Kenntnisse von den Kräften der Natur und von der täuschenden Macht der menschlichen Einbildungskraft haben.

Doch auch selbst in den sogenannten gebildetern Ständen dauert darum nicht weniger der Hang zum Wunderbaren fort. Er ist mit unserer Natur innig verbunden. Er kann, er soll auch nie ausgerottet werden, denn er ist Bedürfniß des Glaubens an etwas Höheres, Göttliches und Geistiges ausser uns. Aber seine Entartung, nämlich der Aberglaube, muß verhütet werden.

Doch Mancher hält das nicht für Aberglauben, was ihn beschäftigt und was für ihn oft der geheime Grund zu wichtigen Entschliessungen und Unternehmungen werden kann. Er hält es nicht für Aberglauben, weil er meint, es können auch viele verborgene Kräfte in der Natur sein, die wir Sterbliche bei weitem nicht genau genug kennen. Und so betrügt er sich mit dieser Voraussetzung abermals selbst, vermischt Wahres mit Falschem, und verfinstert sei-

nen Verstand eben da, wo er ihn aufzuhellen meint.

Willst du wissen, ob dein Glaube von den verborgenen Kräften der Natur Aberglaube sei, so prüfe an ihm: ob du ihn benutzest, um damit das Gute oder Böse deiner noch bevorstehenden Tage zu erforschen. Ist dies der Fall: so wandelst du im Widerspruch mit Gott, der deinen Vorwitz über den glücklichen oder unglücklichen Ausgang deiner Geschäfte feierlich durch sein heiliges Wort mißbilligte; du wandelst im Widerspruch mit deinem eigenen Verstande, da du gemeinen Dingen übernatürliche Wirkungen zumuthest, da du sie gebrauchst, die Räthsel der verschwiegenen Vorsehung zu lösen.

Prüfe ferner an deinem Glauben, ob zwischen den Dingen, welchen du eine wunderbare Wirkung zuschreibst, auch in der That ein natürlicher Zusammenhang gedenkbar sei. Ein Wort ist, natürlich genommen, dem andern gleich; es ist Erschütterung der Luft, wodurch ich Töne zu eines Andern Ohr bringe, dem ich durch sie einen Gedanken der Seele mittheilen will. Welche Verbindung kann zwischen Lippen, Tönen und Lufterschütterungen mit irgend einer Krankheit von Menschen und Vieh naturgemäß statt finden? Wie hat das sogenannte bloße Besprechen eines Fiebers jemals eine Veränderung in den Verrichtungen der Säfte und Nerven des menschlichen Leibes zur naturgemäßen Folge haben können? — — Siehe, der du diesen und ähnlichen Aberglauben gern als gröbliche Thorheiten verspottest, ist manche andere deiner Meinungen nicht eben so ein Hangen zum Uebernatürlichen und Wunderbaren? — Ist dein stiller Glaube an allerlei sympathetische Wirkungen, an zwecklose Ahnungen von sterbenden Freunden, von ausserordentlichen Dingen, die in der überall zweckmäßig eingerichteten Schöpfung sich ohne allen Zweck und Nutzen zutragen würden, — ist dieser stille Glaube, sage ich, zuletzt wohl mehr als Aberglaube? Aber du hängst nun daran, weil es dir vielleicht wohlthut; und es thut dir wohl, weil du einen falschen Begriff, den du in jüngern Jahren annahmst, nicht leicht wieder hinwegthun kannst; oder weil du dir selbst und Andern nicht gern bekennst, daß du so lange im seltsamen Irrthum lebtest; oder weil dir das Andenken von Personen ehrwürdig ist, durch welche du solche Vorstellungen zuerst empfingst.

Der Unglückliche, so wie überhaupt Jeder, der von lebhaften Wünschen sehr heftig bewegt ist, hat die meiste Neigung zum Aberglauben, das heißt, er zieht gern aus allerlei Umständen, auch aus den gleichgültigsten, Vorbedeutungen. Es ist dieses Spiel nichts als eine Beschäftigung seiner müßigen Einbildungskraft. Weil er auf natürlichen Wegen die Lippen der stummen Zukunft nicht öffnen kann, versucht er das Uebernatürliche oder Unnatürliche.

So lange dieses Spiel nichts als flüchtige Tändelei für den Augenblick ist, mag es zwar ohne nachtheilige Folgen sein; doch bleibt es einem weisen Manne, einer Gott kennenden Christin jederzeit unwürdig, und kindisches Wesen. Wenn aber dieser Tand wichtiger wird, wenn man im Wahnsinn der unmäßigen Leidenschaft damit Gebete zu Gott verknüpft, daß er, unserm Vorwitz zu gefallen, den ewigen Gang der Natur unterbrechen, und in dem von uns vorgenommenen Tand uns seine geheimen Absichten verrathen soll: so ist es Irreligion, eine freche Versuchung des Herrn unsers Gottes — es ist ein Ueberschweifen in Wahnsinn.

Wenn ein solcher Tand, mit dem wir den Dingen der Zukunft ihre Verborgenheit zu entreissen wähnen, endlich sogar Einfluß auf Gesinnungen, Entschlüsse und wirkliche Handlungen des Menschen hat: so wird der Aberglaube zur gefährlichen Art. Es ist Wegwerfen der höchsten Gottesgaben, nämlich des Verstandes und der Vernunft, für elende Träume der Einbildung; es ist eine Zertretung aller Klugheit, eine Erhöhung des Unsinns an die Stelle der Wahrheit. — So täuschen sich auch die unglückseligen Kranken in Irrenhäusern, indem sie das Wahre für falsch, das Falsche für wahr halten.

Und hell wird mir die heilige Christenpflicht, daß ich, dem Beispiele Jesu folgend, mit Macht jede Art des Aberglaubens sowohl bei mir, als meinen Freunden und Bekannten, vermindern oder vernichten solle. Dies geschieht nicht durch Spott und Hohn, sondern durch Ueberzeugung und Belehrung vom Bessern. Es geschieht durch eine verständigere Erziehung der Ju-

gend und ihre sorgfältige Verwahrung vor den Einbildungen und schreckhaften Mährchen unwissender abergläubiger Leute; denn die Eindrücke, welche eine jugendliche Einbildungskraft empfängt, sind oft unverlöschlich, und dauern dann noch zuweilen fort, wenn man im spätern, erfahrungsvollern, besser unterrichteten Alter aller jener thörichten Fabeln spottet. Diese Eindrücke und falschen Vorstellungen sind dann zu unwillkührlichen Gewohnheitsdingen geworden, und können, obwohl sie die eigene Vernunft verachtet, dennoch auf Gesundheit und Glück des Lebens die traurigsten Wirkungen haben.

Daher ist ein weiserer Unterricht in den Schulen das höchste Bedürfniß des Volks, und die Fürsorge darum die heiligste Pflicht landesväterlicher Obrigkeiten. Nur dadurch, daß der menschliche Geist zum Denken und Forschen angehalten wird, gelangt er zur Freiheit, und die Fesseln des Aberglaubens fallen von ihm ab. Er lernt die Wunder der Natur in ihrer Wahrheit erkennen, und verschmäht, leere Einbildungen an die Stelle derselben zu bringen.

Auch in spätern Altern soll diese Ausbildung des Verstandes nicht aufhören. Denn wie unendlich groß sind die Werke der Gottheit, wie unendlich klein daneben ist der Augenblick unsers Lebens, und wann ist der Mensch fähig, von der Macht und Weisheit und Herrlichkeit seines Gottes nur einen mäßigen Theil zu begreifen!

Darum will ich fortgesetzt durch den belehrenden Umgang mit einsichtsvollern Menschen oder durch das Lesen geistreicher Bücher, welche mir Licht geben über die Dunkelheit meiner Erkenntniß, meinen Geist mit neuen Wahrheiten bereichern, erheben und stärken. Denn nur je besser ich Dich, o du Wunderbarer, o Vater im Himmel, aus Deinen Werken erkenne, je würdiger weiß ich Dich zu verehren, je inniger wird mein Vertrauen zu Dir, je reiner und heiliger mein Wille, Dir wohlgefällig zu leben.

Nur Weisheit und Tugend führen zu Dir hin, o Du, die höchste Weisheit! — Irrthum und Aberglaube aber scheiden von Dir, und verdrängen uns aus der lichtvollen Geisterwelt in den Kreis der Thiere.

O stärke mich, Allgnädiger, mit Deiner Kraft, gib mir Deinen heiligen und guten Geist, damit ich nie ermüde in Erkenntniß Deiner! Denn mit der Erkenntniß wächst die Liebe. Ich sehe Dich überall in dem Glanz unendlicher Güte, wo der Irrthum vor Dir mit Unrecht bebt.

XV.

Einfalt des Glaubens.

Jak. 3, 1.

Wollen Zweifel sich erheben,
Blender mich des Irrthums Schein,
O so laß mein Herz nicht beben,
Den Verstand nicht dunkel sein.
Zeige Du Dein Licht mir wieder,
Ströme Glauben auf mich nieder!
Deiner Wahrheit reiner Glanz,
Der entwölke mir sich ganz.

Die wenigsten Christen, wenn sie sich mit religiösen Gegenständen beschäftigen, oder wenn sie im Kreise vertrauter Freunde von Religion sprechen, haben dabei immer die heitern und ewigen Wahrheiten, als vielmehr die Geheimnisse des Glaubens im Sinn. Ihre Aufmerksamkeit richtet sich mehr zu den Unterscheidungslehren der verschiedenen christlichen Kirchen, als zu den für unsere Veredelung und Seligkeit von Jesu Christo selbst vorgetragenen Lehren.

Der Glaube der Jünger Jesu war sehr einfach; der Glaube der ersten Christen voll unaussprechlicher Einfalt, auch dem Ungelehrten, auch dem erwachenden Verstande des Kindes angemessen und eindringlich. Aber durch ein beständiges Grübeln und Entzweien der Menschen über Dinge, welche Jesus selbst im Verborgenen gelassen, und welche kein menschlicher Verstand erforschen wird, entstanden in spätern Zeiten des Christenthums so viele sonderbare Meinungen, Irrthümer, Parteien und Sekten; wurden gegen die falschen Träumereien und Auslegungen der heiligen Schrift so vielerlei Verwahrungen und Zusätze in der christlichen Glaubenslehre nothwendig, daß dieselbe ihre Einfalt fast ganz verlor, und in einen, für manchen Christen oft schwer zu verstehenden, Lehrbegriff ausartete, der heutiges Tages nothwendig neuer Erklärungen bedarf. — Viele von jenen alten Sekten und Parteien in der christlichen Kirche sind nicht mehr vorhanden, aber dennoch sind die Lehrsätze, welche gegen sie aufgestellt

wurden, bis auf den heutigen Tag geblieben.

Noch in unsern Zeiten ist es ein gemeines Uebel, besonders der Ungelehrten, daß sie sich lieber mit den Dunkelheiten und Geheimnissen der Religion, als mit den Lehren des Heils beschäftigen, die Jesus selbst predigte. Sie weichen, je länger sie über das Unergründliche nachsinnen, immer weiter von der Einfalt des Glaubens ab; bilden sich selbst neue Vermuthungen, neue Meinungen, neue Lehren. Je nachdem nun solche Personen größere oder geringere Kenntnisse haben, je nachdem sie eines heitern oder schwermüthigen Temperaments sind, je nachdem sie Gelegenheit hatten, größere oder kleinere Erfahrungen zu sammeln, die auf ihre Denkart Einfluß hatten, verfallen sie in ganz entgegengesetzte Meinungen und Irrthümer, die ihnen oft die Ruhe und Zufriedenheit der Seele rauben können.

Viele ergeben sich den spitzfindigsten Untersuchungen und Zweifeln, werden endlich ungewiß in allen Stücken, und halten sich für hocherleuchtet, wenn sie Alles verwerfen und nichts mehr glauben. Andere, welche vielleicht von reizbarer Empfindung, von lebhafter Einbildungskraft sind, unterhalten sich lieber mit den dunkeln Weissagungen der Propheten des alten Testaments, oder mit den bildervollen Verkündigungen der Offenbarung St. Johannis, als mit den Lebens- und Glaubensvorschriften, welche Christus als die wichtigsten zu unserer Seligkeit empfahl. Sie vergnügen sich, die Wiederkunft Christi zu berechnen, oder die Vereinigung aller Religionen, oder die Erscheinung vom Ende der Welt oder des tausendjährigen Reichs. Sie verfallen in mancherlei Schwärmereien, und, wie der Unglaube zu *wenig* glaubt, glauben sie zu viel, und öffnen dem Aberglauben die Thore.

Aber es ist freilich leichter, über Gegenstände der Religion zu grübeln, und sich mancherlei Vermuthungen zu machen, als nach den Wahrheiten der Religion Jesu ganz in *Jesu Sinn* zu handeln und zu leben. Daher findet man noch bei weitem mehr über die Offenbarungen der Religion sinnende, als *thätige, heilige Christen in Wort und Werk*. Nicht aber jene will Christus; sondern nur diese nennt er seine wahren Schüler. Nicht Alle, die zu mir sagen: Herr! Herr! werden in das Himmelreich kommen, sprach er: *sondern nur die den Willen thun meines Vaters im Himmel*. Matth. 7, 21.

Und gefährlich ist es, zumal für ungelehrte Christen, welchen unzählige nöthige Vorkenntnisse abgehen, in Religionssachen sich müßigen, fruchtlosen Untersuchungen zu überlassen; gefährlicher noch, wenn sie sich selbst zu Lehrern aufwerfen, und auch Andern ihre erfundenen Meinungen gültig machen wollen.

In allen Dingen, wozu entweder Kenntnisse oder Gelegenheit des genauesten Selbstforschens mangeln, sind wir gezwungen, auf die Kenntnisse und Einsichten Derjenigen zu vertrauen, deren Beruf es mit sich bringt, einer Sache vollkommen anzugehören. Wir vertrauen dem Rechtskundigen in der Erklärung des Gesetzes; wir bezweifeln nicht die Angaben des Sternkundigen von der Bewegung der himmlischen Körper und den Abtheilungen des Jahres und seiner Monden und Tage; wir geben dem Arzte Glauben, welcher unsere Krankheit beurtheilt, und die Heilmittel darnach ordnet: warum verweigern wir Denjenigen Glauben und Zuversicht, welche den vorzüglichsten Theil ihres Lebens der Prüfung und Erforschung der Religionslehren geweiht haben? Sie drangen erst mühsam in den Geist alter, nicht mehr unter den Völkern üblicher Sprachen ein, um die heiligen Urkunden des Christenthums, die Bücher des alten und neuen Testaments in derjenigen Sprache zu lesen, worin sie uns ausgeliefert worden sind. Sie mußten die Geschichte von den Schicksalen, Sitten, Meinungen verschwundener Völkerschaften erforschen, um sich daraus den Sinn der heiligen Schrift verständlich zu machen. Sie lasen die Erklärungen der ältesten und ersten Lehrer der Kirche, welche bald nach Jesu Zeiten lebten; lasen die Verhandlungen und Streitigkeiten aller Religionsparteien, die seit beinahe zwei Jahrtausenden über Glaubensangelegenheiten geführt wurden. — Wer maßet sich an, wenn er nicht mit schwärmerischer Einbildung sich selbst als einen Wunderthäter verehrt, gründlicher Ausleger der heiligen Schrift sein zu können, ohne alle jene nothwendigen und mannigfaltigen Vorkenntnisse zu besitzen? — Wer will hier, als

Unwissender, besser unterrichten und lehren, denn der, welcher du ch Amt und Beruf Lehrer des göttlichen Wortes ist, und diesem Geschäfte sein Leben widmete?

Ja, ertheilen wir auch den berufenen und weisen Lehrern der Religion Jesu dasjenige Zutrauen, welches wir dem Arzt, dem Rechtskundigen, dem Baumeister, dem Künstler, dem Handwerker, jedem in seiner Art ertheilen müssen. Lassen wir uns nicht zu falschen Einbildungen verleiten durch den stolzen Geist des Besserwissenwollens. Die Richtigkeit unserer Vorstellungen, die Einfalt unsers Glaubens, oft der Friede unsers Gemüthes wird das traurige Opfer dieser eigenmächtigen Untersuchungen und Auslegungen, wozu uns so viele unentbehrliche Mittel fehlen.

Es ist nicht wohl anders möglich, als daß Menschen, welche nicht einen besondern Beruf daraus gemacht haben, die heiligen Schriften zu erklären, und daraus Wahrheiten des Glaubens hell und lauter zu schöpfen, in nachtheilige Irrthümer gerathen. Unbekannt mit der Sprache, in welcher sie verfaßt worden sind, lesen sie nur Uebersetzungen, welche das Werk von Sterblichen waren, die in der Deutung der Ausdrücke leicht fehlen konnten. Sie können also schon durch bloße Mängel der Uebersetzung in Irrthümer gerathen, welche der heiligen Schrift sonst fremd sind.

Die Bücher des alten und neuen Bundes sind weder von gleichen Verfassern, noch unter einerlei Volk, noch zu einerlei Zwecken niedergeschrieben worden, sondern sind eine Sammlung von mancherlei Schriften verschiedenen Ursprungs und Alters, welche die Hauptwahrheiten dessen enthalten, was uns in der Religion zu glauben und zu wissen nöthig ist.

Wenn schon die Verfasser dieser verschiedenen Schriften durch des heiligen Geistes Kraft beseelt wurden, schrieben sie doch in ganz verschiedenen Zeitaltern und für sehr verschiedene Nationen, von denen sie zunächst verstanden werden sollten. Sind wir im Stande, ein sehr altes Werk immer ganz deutlich zu verstehen, welches vor mehrern Jahrhunderten nur in unserer eigenen Muttersprache geschrieben worden ist? Wie viele Dunkelheiten bleiben uns darin übrig, wenn wir nichts von der Sitte, dem Gebrauche und den besondern Verhältnissen der damaligen Zeit wissen! Und um wie viel schwerer muß der Sinn derjenigen Redensarten zu erkennen sein, die schon vor vielen Jahrtausenden gesprochen wurden; in Ländern, die weit entfernt von den unserigen liegen; unter Völkern, die ganz andere Einrichtungen, Begriffe und Ordnungen hatten, als wir in unsern Zeiten! Ohne die genaueste Kenntniß derselben in ihrem ganzen Umfange ist folglich auch kein gründliches Verstehen und Auslegen jener heiligen Schriften möglich. Es kommen darin Anspielungen auf Lehrmeinungen oder Sachen vor, die heutiges Tages nicht mehr vorhanden sind; es erscheinen bildliche Redensarten, die damals Jedem deutlich waren, aber die unter neuern Völkern gänzlich verschwunden sind. Um die heilige Schrift in ihrer ganzen Vollkommenheit und in allen Beziehungen zu begreifen, muß man sich erst gleichsam zum Mitbürger jener Völker des Morgenlandes machen, unter denen sie geschrieben wurden; man muß ihre Gesetze, ihre Sprache, ihre Vorstellungen, ihre Neigungen, ihre Sitten kennen.

Auch ist der Zweck der verschiedenen in der Bibel enthaltenen heiligen Schriften nirgends der gleiche. Moses sammelte seine ehrwürdigen Urkunden nicht für die christlichen Religionsparteien im Abendlande, von dessen Dasein er in jenen frühen Zeiten noch nichts wissen konnte, sondern zunächst nur für sein Volk, welches er aus Aegypten geführt, und dem er eine neue Staatsverfassung gegeben hatte. David und Assaph dichteten ihre heiligen Psalmen nicht zunächst für unsere christlichen Kirchen, sondern für den Tempel Jerusalems, unter verschiedenen Umständen, bald in Augenblicken der Angst und Noth, bald nach einer gewonnenen Schlacht über die Feinde Israels. Der heilige Apostel Paulus schrieb anders, wenn er zu den aus dem Judenthum bekehrten Ebräern sprach; und wieder anders, wenn er zu den bekehrten Korinthern in Griechenland redete, welche aus dem Heidenthum ganz andere Begriffe ins Christenthum übergebracht hatten, als die ehemaligen Juden. Sprach er zu den Ebräern, so bediente er sich noch ihrer alten religiösen Vorstellungen laut dem mosaischen Gesetz, um ihnen verständlicher zu sein; er verglich Christum mit Aron und Melchisedeck, stellte das levitische Priester-

thum als Vorbild von Christi hohenpriesterlichem Amte dar, oder sprach vom Versöhnungsopfer Christi im Gegensatz jüdischer Brand- und Sündopfer. Unterhielt sich der Apostel mit den gewesenen Heiden, die nichts von den israelitischen Meinungen und Zeremonien wußten, so redete er von den Vorstellungen ihrer Gelehrten, eiferte gegen ihre Neigungen zum Götzendienst und zur Trennung in Religionssachen. Er selbst erklärte ausdrücklich, daß er Allen allerlei geworden, auf daß er Viele gewönne für den Glauben an Jesum.

Nur aus diesem Wenigen leuchtet schon ein, wie schwierig es sein müsse, die heiligen Schriften des alten und neuen Bundes in ihrem vollkommensten Sinn aufzufassen, und wie leicht es demjenigen wird, in nachtheilige Verirrungen, in falsche Deutungen zu gerathen, welcher Ausleger werden möchte, ohne die vielfältigen Hilfsmittel dafür zu besitzen, noch den Beruf.

Das Lesen der heiligen Schrift ist daher nie ohne Vorsicht zu unternehmen. Denn hat es schon der Apostel Philippus nöthig gefunden in seinen Zeiten, den Kämmerer eines Königs zu fragen, der den Propheten Jesaias las: Verstehst du auch, was du lieset? (Ap. Gesch. 8, 30), so ist diese Frage achtzehn Jahrhunderte nach Philippi Zeiten um so nothwendiger.

Das unreife Grübeln über die Geheimnisse der Religion oder über dunkele Stellen der heiligen Schrift bereichert auch nicht das Herz, sondern nur den Verstand. Wie unglücklich aber würden wir sein, wenn Dunkelheiten die Hauptsache der uns von Jesu geoffenbarten Religion sein sollten! — Dann würden wir in banger Ungewißheit über unsere eigene Religion schweben müssen und über unsere Seligkeit. Dann wäre Jesus nicht für Alle, sondern nur für diejenigen in der Welt erschienen, welche Zeit und Kenntnisse genug haben, sich den Untersuchungen zu ergeben.

Nein, mein Heiland, Du lebtest und starbest auch für diejenigen, welche ohne höhere Kenntnisse in kindlicher Einfalt an Deinen Lehren festhalten, und die Pflichten, welche Du ihnen vorzeichnetest, gegen Gott, gegen ihren Nächsten und gegen sich selbst mit stillem Gehorsam vollstrecken. Selig sind, die da geistlich arm sind, denn das Himmelreich ist ihnen! (Matth. 5, 3.)

Jenes unbefugte und unvollkommene Selbstforschen und Auslegen ward in ältern wie in neuern Zeiten die Quelle der vielen Spaltungen in der Kirche, der großen Uneinigkeit der Christen, der vielen Religionsparteien, der verdammungswürdigen Verfolgungen und Verketzerungen, der blutigsten Kriege, welche das Schwert der Christen gegen Christen führte. — Nicht über Jesu eigene Worte, als vielmehr in ihren besondern Meinungen über Jesu Person, entzweiten sie sich und zerfielen. Aber endlich nicht Meinungen machen selig, sondern das Nachfolgen Jesu macht selig, indem wir den Willen thun unsers Vaters im Himmel!

Gefährlicher noch, als das einsame Nachdenken über die den Menschenaugen verschleierten Geheimnisse der Religion, ist das Lehren und Predigen der eigenen Muthmaßungen, oder der abweichenden Meinungen. Wer Andern seine besondern religiösen Vorstellungen aufdringt, wer Andere in ihrem einfachen Glauben irre macht, kann ihnen in ihrem Gemüthsfrieden unersetzlichen Schaden zufügen.

Ja, in diesem Gefühle warnte der Apostel Jakobus so ernst: Lieben Brüder, unterwinde sich nicht Jedermann, Lehrer zu sein; und wisset, daß wir desto mehr Urtheil empfangen werden. (Jak. 3, 1.)

Ist Jemand zufrieden, rechtschaffen und gottselig bei den religiösen Ueberzeugungen, welche er von seinen Lehrern empfangen: hüte dich, ihn in diesem stillen Glück zu stören. Hüte dich, ihn dem heiligen Stab zu entreissen, an welchem er sich in des Lebens Widerwärtigkeiten aufrecht hält. Du weißt nicht, was du ihm dafür gibst! Du weißt nicht, ob die Stütze, welcher du dich erfreuest, seinen übrigen Geisteseigenheiten angemessen, ob sie seinen Händen nicht zu schwer oder zu leicht ist! — Ueberlaß es Gott, welcher alle Verhängnisse leitet; überlaß es den Kräften deines Bruders, daß sie allmälig durch Erfahrungen und Schicksale reifen und vollkommen werden. Mache ihn nicht in seinem guten Glauben irre; und gut ist er, sobald er gute Früchte bringt (Matth. 7, 61 — 20). Wie seine Vernunft sich höher ausbildet, werden auch seine religiösen Vorstellungen edler werden. Andere Vorstellungen hat das unmündige Kind, andere der die erfahrne Greis.

Christum lieb haben ist besser, denn alles Wissen. Und alles menschliche Wissen und Meinen ist daher nur Stückwerk! — Christum lieb haben heißt, seine Gebote halten. Seine Gebote aber sind die schönen Lehren der Liebe und Sanftmuth, des Strebens nach dem Vollkommenen, nach dem Gottähnlichwerden, und endlich des festen Vertrauens auf Gott. In diesen Stücken sind alle christliche Religionsparteien übereinstimmend; in Jesu Namen beugen sich Alle anbetend und im Staube vor dem Vater des Lichts!

Ja, ich will festhalten an der Einfalt meines Glaubens, und darin verharren. Mit kindlichem Gemüthe will ich festhalten an meines Jesu Wort; was er gesprochen, ist ewige Wahrheit. Er und kein anderer Sterblicher wies uns den Weg des Heils, der zur Vollendung führt. Er und kein anderer Sterblicher ist unser Meister; nur Christus ist's, und wir seine Brüder! so lehrte uns sein Mund (Matth. 23, 3 — 11). Nur Einer ist unser aller Vater, der im Himmel ist!

Dann wird ein glücklicher Erfolg meine Mühe krönen, die Erkenntnisse zu erweitern, und den Glauben durch das Lesen der christlichen Urkunden zu gründen, auf daß ich zur rechten Erkenntniß des Sohnes Gottes, zur männlichen Reife und zum Wachsthum gelange, und nicht mehr einem Kinde gleiche — umhergetrieben von jedem Winde der Lehre — durch die Schalkheit der Menschen — durch Arglist zu ränkevoller Verführung; — sondern der Wahrheit in Liebe ergeben, in allen Stücken zu dem hinanwachsend, der das Haupt ist, Christus. (Eph. 4, 11 — 16.)

Und wenn auch hier und dort Meinungen um Meinungen wechseln, will ich auch da die ewig waltende Führung erkennen, deren Weisheit es fügt, daß aus Zwiespalt nur die Wahrheit gewinne, sei es an Läuterung, oder Glanz oder Befestigung derselben. Wie könntest Du, gütiger Vater, das kindliche Sehnen nach Licht verachten? wie den schuldlos irrigen Griff redlicher Kinderseelen verdammen? — Erbarmer, Du wirst das Suchen Deiner Kinder nach Wahrheit in Liebe nicht unbelohnt lassen! Nur jene Kraft verleihe mir und Allen, daß Alle ein so vielfach geläutertes Herz haben, um würdig des Wahrheitschauens zu sein, geläutert von den bösen, düstern Leidenschaften dieser Sinnenwelt!

Anbetung Dir für die Strahlen der Offenbarung, welche Du in unsere dunkeln Seelen durch das Licht Deines Wortes gossest! Anbetung Dir, daß Du Jesum, Deinen heiligen Sohn, in die Welt geordnet, uns durch seine Tugendlehren zu Dir hinzuleiten! Anbetung Dir, daß Dein heiliger Geist auch uns durchweht und entflammt zu Allem, was himmelswürdig, was göttlich ist!

XVI.

Aufklärung.

Erste Betrachtung.

Ephes. 5, 17.

Wenn ihr, von Wahn und Irrthum frei,
Der Vorurtheile Sklaverei
Den für das Licht erschaffnen Geist
Mit Wißbegier und Muth entreißt!

So sei's des Ruhmes wegen nicht,
Nicht um nur von Gesetz und Pflicht
Euch loszureissen: nein, allein
Vollkommner durch das Licht zu sein!

Von Gott stammt alle Wahrheit her,
Die ihr durchschaut; die lehrt euch Er.
So leit' ein mehr erhellter Sinn
Euch nirgends, als zu ihm nur hin.

Man sucht den Ursprung vieles Uebels im menschlichen Verstande auf, wo es doch vielmehr im Herzen der Menschen zu suchen wäre. Wahrlich, das Herz hängt weniger von unsern bessern oder schlechtern Einsichten ab, als man gern glauben möchte. Wie mancher Mensch verbindet mit dem hellsten Verstande das schwärzeste Gemüth, mit den erstaunenswürdigsten Geistesgaben die rohesten, lasterhaftesten Neigungen! Wie mancher scheint seine Einsichten, Kenntnisse und Geschicklichkeiten nur deswegen zu besitzen, um seine Schandthaten desto glänzender zu machen, oder, wenn er dies nicht kann, sie wenigstens auf eine blendende Art zu vertheidigen! — Hingegen finden wir auch bei dem gemeinsten, unwissendsten Manne oft das edelste Herz, und bei der Beschränktheit und Dürftigkeit seines Denkvermögens die erhabenste, Gott gefälligste Denkart.

Aber weil dem nun also ist, berechtigt uns dies keineswegs zu dem übereilten Schlusse, alle bessern Einsichten zu hassen, und sie als Ursachen der menschlichen Verdorbenheit anzusehen. Nein, die weisesten

und einsichtvollsten der Menschen waren eben so oft auch die tugendhaftesten; und bei rohen, unwissenden Sterblichen findet man ja noch alle Tage die Laster in ihrer ganzen Abscheulichkeit. Dies überzeugt uns, daß ein edles Gemüth von großen oder geringen Geistesgaben gleich unabhängig sein könne.

Es ist unter vielen Menschen heutiges Tages zum üblichen Tone geworden, unaufhörlich und mit Erbitterung gegen Alles zu eifern, was Aufklärung heißt. In freundschaftlichen Zusammenkünften, in gutgemeinten Schriften, ja selbst von den Kanzeln wird gern gegen die sogenannte Aufklärung, als gegen ein Hauptlaster unserer Tage, als gegen den Quell aller öffentlichen und geheimen, aller bürgerlichen und persönlichen Leiden gezürnt, unter denen die gegenwärtige Menschheit seufzt.

Man deutet unverholen auf die Gräuel hin, mit welchen einst Ehrsucht, Habsucht, Bosheit und Parteigeist ein großes Reich erfüllten, und spricht: „Dies sind die Folgen der gepriesenen Aufklärung!“ Man deutet auf den Verfall großer Staaten, welche einst blühten, und nun durch fremde Waffenstärke zertrümmert wurden, und spricht: „Dies sind die Folgen der gepriesenen Aufklärung!“ Man zeigt auf die vom Kriege verarmten Landschaften, auf die verbrannten Städte und Dörfer, und spricht: „Dies sind Alles die schrecklichen Früchte der gepriesenen Aufklärung!“

Solche bittere und übertriebene Klagen vernimmt man besonders aus dem Munde der bejahrten Leute, welche sich in den Fortschritten des menschlichen Geistes nicht mehr finden können, seit sie zu alt und unthätig geworden sind, um mit fortzuschreiten und noch immer etwas Neues zu lernen. Sie glauben, weil es nicht immer so geblieben ist, wie es in frühern Jahren gewesen, so sei das Elend der Welt unvermeidlich. Wenn es von ihnen abhinge, würden sie Alles wiederherstellen, wie es zu ihrer Zeit gewesen; allen bessern Unterricht, alles Erweitern menschlicher Einsicht und Kunst verbieten.

Ach, die Kurzsichtigen, welche sich einbilden, die Weltregierung besser zu verstehen, als der allweise Gott, der Alles so und nicht anders ordnet! Sie möchten dem gewaltig forteilenden Schicksale in die Speichen der Räder fallen, und sie in ihrem ewigen Laufe hemmen! — Sie vergessen, daß Kriege und Empörungen unter rohen Barbaren und unwissenden Völkern eben so häufig sind, so häufig waren, wie unter den aufgeklärtesten. Sie scheinen es nicht mehr zu wissen, diese Kurzsichtigen, daß auch sie in ihren Jugendtagen nicht stehen geblieben sind, nicht stehen bleiben konnten bei dem, was ihre Vorfahren wußten, hatten und waren!

Demungeachtet aber können sie doch oft Recht haben, gegen eine gewisse Art sogenannter Aufklärung zu eifern, welche allerdings keine Aufklärung ist, und daher auch nicht so genannt werden muß. Sie haben Recht, wenn man dem Pöbel Scheingründe zu ungerechten Handlungen und Ausschweifungen gab, und dies Aufklärung nannte. Sie haben ein hohes Recht, zu zürnen, wenn man mit keckem Trotz und Uebermuth ehrwürdige Heiligthümer zertrümmerte, Altäre entweihte, und den Thronen die Ehrfurcht frommer Unterthanen versagte. Allein wer hat das gethan? Von wie Vielen ward es gethan? — War dies die Frucht der Aufklärung, welche ihren Namen dazu den Verbrechern verleihen mußte? — Wie viele Grausamkeiten sind nicht schon im Namen der Religion durch Einzelne und durch ganze Völker verübt worden? Wer aber wird deswegen ein Feind der Religion sein und heißen wollen?

Es wird mir durch diese Betrachtungen zu einer allerdings wichtigen Angelegenheit, zu wissen, ob denn die Aufklärung wirklich auf das Wohl oder das Verderben der Sterblichen einen so großen Einfluß habe.

Und was ist denn das, was ich Aufklärung nenne? Aufklärung ist nichts Anderes, als Erleuchtung des Verstandes durch Wahrheiten.

Wie? und gegen die Erleuchtung des menschlichen Geistes durch Licht und Wahrheiten sollte ich zürnen? Hat Gott, der weise Schöpfer, mir und andern Menschen den Verstand gegeben, daß ich ihn mit Finsterniß und Schlaf umgebe? Soll ich nicht wuchern mit dem Pfunde, das er mir verlieh? Soll ich nicht Alles dazu beitragen, mich selbst und Andere verständiger und geschickter auszubilden?

Wer von euch, die ihr jetzt heller denkt, über vielerlei Dinge richtiger urtheilt, als mancher Andere, — wer von euch möchte

wohl zurückkehren in den Irrthum seiner vergangenen Jahre? Wer möchte von euch wieder so unwissend sein, wie er war, oder die Angst des Aberglaubens ausstehen, die er vor Zeiten litt? Schwerlich unter Millionen Einer! — Und wenn ihr es für euch nützlich findet, verständiger, geschickter, einsichtvoller, vorurtheilsloser geworden zu sein: warum mißgönnet ihr es Andern, ihren Verstand durch das Licht der Wahrheit zu erhellen? Warum eifert ihr gegen eine nützliche Aufklärung, die ihr doch zu besitzen froh seid? Warum bildet ihr euch ein, daß jeder Menschenklasse eine gewisse Summe von Licht zugemessen werden müsse, euch selbst aber die größte? O ihr thörichten Weltregierer, Gott ordnet und horcht nicht auf die heuchlerischen Seufzer eurer Selbstsucht, oder auf die Wünsche eures kurzsichtigen Stolzes. Die Wahrheit bleibt ein ewiges Gemeingut aller menschlichen Geister, wie das Licht der Sonne. Ihr könnet den Leib tödten, aber nicht die Seele.

Darum werdet nicht unverständig, sondern verständig, was des Herrn Wille sei! (Eph. 5, 17.) Und der Wille Gottes ist die Glückseligkeit seiner erschaffenen Geister; die Glückseligkeit der Geister aber erweitert sich mit ihrer größern Erkenntniß aller Wahrheiten.

Was that Jesus Christus, der Seligmacher des menschlichen Geschlechts? Er fand die Welt in Finsterniß, und die Menschen, wie sie saßen im Schatten des Todes. Er ging auf wie die Sonne der Geisterwelt, und klärte sie auf. Er gab den Sterblichen neue Wahrheiten, die vor ihm noch nicht ausgesprochen worden waren, und erleuchtete auch den Verstand der gemeinsten Leute, wo sonst diese von den Lehrern der Weisheit vorsätzlich vergessen worden zu sein schienen, weil man nicht glaubte, daß es nöthig sei, die Menschen, die zum Dienste und zur Knechtschaft vorhanden wären, mit erhabenen Wahrheiten bekannt zu machen.

Auch Jesu Lehre und die Aufklärung, welche er heldenmüthig und mit göttlicher Kraft in die Welt brachte, gaben Anlaß zu vielen gewaltsamen Veränderungen in der Welt; gaben Anlaß oder Vorwand zu Empörungen, Kriegen und Blutvergiessen. — Aber die Menschen starben; die Wahrheit lebte mit ewiger Macht; Weltreiche gingen unter, aber die Wahrheit siegte ob. Umsonst war der Zorn der Kurzsichtigen jener Tage gegen die neue Lehre, gegen die Aufklärung des gemeinen Volks — ohnmächtig verschwand ihr Eifer gegen den Ernst der wohlthätigen Vorsehung. Tausend Geschlechter können ins Grab sinken, die Thronen der mächtigsten Reiche zertrümmern — aber eine einzige Wahrheit, einmal ausgestreut ins Feld des Geisterreichs, verschwindet nicht mehr. Dies beweiset, daß auch auf Erden schon das Geistige die Hauptsache ist, und Alles Irdische daneben nur eine verwesliche Hülfe; und daß, wer die Welt mit einer neuen Wahrheit beschenkt, mehr auf alle Geschlechter und Jahrtausende wirkt, als der Eroberer zahlloser Erdstriche. Der Irrthum aber dauert nie fort, und stirbt und wird vergessen, weil Gott die Welt nur erschaffen hat, daß sie allen Vollkommenheiten entgegenreife. Jedes Unvollkommene trägt seinen Tod im Herzen, alles Wahre, Gute und Vollkommene die Ewigkeit schon im Keime.

Was thaten die Jünger Jesu auf Erden? Sie gingen aus in alle Welt, und lehrten und predigten den Völkern, und verbreiteten das Licht der Aufklärung, die von Christo empfangenen Wahrheiten, auch unter den Niedrigsten im Volke, bis Kinder weiser wurden, denn die Aeltern, und Handwerker und Taglöhner erleuchteter, als die Lehrer der Weisheit.

Was thun die Lehrer in unsern Schulen? Was verrichten die Prediger des göttlichen Wortes auf geheiligten Stätten? Wohin leitet uns der Anblick der Natur? Wohin führt uns der Zwang der Noth? Was bewirkt die ganze Weltgeschichte? — Alles, Alles leitet uns zum stillen Nachdenken, Alles zum Selbstdenken, Alles zur Erforschung der Wahrheit, zur Erleuchtung des Verstandes — zur Aufklärung des Geistes!

Siehe, hier ist Gottes Finger! hier schimmert das ewige Gesetz der Weltordnung hervor! Und wer kann, ohne Thor zu werden, sich anmaßen, dagegen rebellisch zu wirken? — O der Schwachen! ihre Mühe ist eitel. Aber wie heute, hat es zu allen Zeiten dergleichen gegeben, welchen das Licht verhaßt, und die Erleuchtung und die hellern Begriffe der Menschen ein Gräuel waren; aber ihre Mühe war und blieb eitel.

Weit entfernt also, Unwissenheit, Vorurtheil, Aberglauben und irrige Vorstellungen unter den Menschen zu erhalten, will ich als Christ, als Weiser, als Jünger Jesu mich mit dem großen Streben der

gesammten Schöpfung vereinigen; will ich, wie Alles, ebenfalls nach meinen Kräften und Umständen hinwirken zur Erleuchtung des Verstandes, zur Veredlung des Geistes.

Allein dies geschehe mit jener Vorsichtigkeit, die dem Christen in jedem Unternehmen geziemt; es geschehe mit jener Behutsamkeit und klugen Wahl der Mittel, ohne welche auch die Arznei sich in Gift und die Wohlthat in Gräuel verwandeln kann.

So ist es nichts weniger als Beförderung der Aufklärung, wenn Unbesonnene dahin treten, und andern Menschen, ohne deren Verstand vorbereitet zu haben, Wahrheiten mittheilen, welche von ihnen nicht ganz begriffen, daher leider falsch verstanden, und folglich falsch und verderblich angewendet werden. Aufklären heißt den Verstand der Menschen zum Selbstdenken reizen, daß er stark und fähig wird, unter glücklichen Umständen die Wahrheit endlich selbst finden zu können, die wir ihm mittheilen. So thöricht es wäre, wenn Aeltern ihre unerzogenen schwachen Kinder schon mit allen Wahrheiten vertraut machen wollten, die sie selbst wissen, eben so thöricht ist es, ohne alle Vorbereitung des Verstandes bei vielen Erwachsenen, diese mit Dingen und Grundsätzen bekannt zu machen, die sie noch nicht ganz fassen können. Alles hat seine Zeit und sein Maas. Auch ungebildete Menschen sind in Rücksicht vieler Dinge nur Kinder, die behutsam angeleitet werden sollen.

Daher ist es keine Aufklärung, sondern unmenschlicher Leichtsinn, unverantwortliche Grausamkeit, wenn man gewisse Vorurtheile und nützliche Gewohnheiten und Sitten bei Menschen mit Gewalt zerstören will, bei denen dieselben oft nur wohlthätige Stellvertreter der Wahrheit selbst sind. — Erst durch die Dämmerung gelangen wir aus der Nacht zum hellen Tagesschimmer, erst durch Trug und Wahn allmälig zur Erkenntniß des Wahren. Willst du ein Kind belehren, so beginnst du nicht mit dem Höchsten aller Erkenntnisse, wohin du es führen, und welches das Ende deines Unterrichts werden soll: sondern du knüpfest deine bessern Vorstellungen an die kindischen, schwachen, irrigen Begriffe eines Zöglings an, und führst ihn so zum Bessern empor.

Gewiß ist es, daß der gesunde Mensch keiner Krücken zum Gehen bedarf; aber nicht alle Sterbliche genießen gleicher Kraft. Es gibt auch Kranke, es gibt auch Schwache — entreisse diesen nicht die dir verächtliche Krücke, durch welche sie im Stande sind, sich so aufrecht zu erhalten, wie du durch die Macht deiner Gesundheit!

Ehre daher die alterthümlichen Sitten und Gewohnheiten jedes Volkes, wenn es durch dieselben beim Mangel hellerer Verstandeserleuchtung zu manchem Guten geneigt gemacht wird. Habe Ehrfurcht selbst vor manchen nützlichen Vorurtheilen, durch welche der rohe Mensch am Bösen verhindert, und zum Gefühle und zur Liebe des Edlern hingeleitet wird. Dein ausgebildeter Verstand kann sich dagegen sträuben, sie als Wahrheiten anzunehmen; aber dein Herz muß von Ehrfurcht für ihre Wirkung durchdrungen sein.

Selbst Jesus, der Göttliche, machte nicht allen Vorurtheilen, nicht allen Irrthümern des jüdischen Volkes, unter welchem er lebte, den Krieg. Er schonte derselben, wo er sie unschädlich fand; er ehrte sie, wo sie nützlich waren. Er machte sie sogar zu dem Grunde, worauf er zuweilen bauen wollte. Er schonte, er achtete selbst die unschädlichsten Vorurtheile seiner ersten Jünger, und behandelte sie wie der weise Vater die unmündigen Kinder. Ach, seufzte er, ich hätte euch noch viel zu sagen, aber ihr könnet es noch nicht ertragen.

Auch der weiseste Mensch hat noch seine Irrthümer, durch welche er allmälig zur Wahrheit gelangt: warum wollet ihr den Irrthum der Schwächern allein unverzeihlich finden?

Darum hütet euch, Kindern ein heilsames Vorurtheil zu entreissen, so lange ihr, wegen der Schwäche ihres Verstandes, oder wegen des Mangels ihrer Vorkenntnisse, nicht fähig seid, ihnen wahrere Vorstellungen beizubringen. Darum hütet euch, die wohlthätigen, wenn schon nicht ganz richtigen Meinungen und Vorurtheile des unwissenden Volkes zu verspotten, oder öffentlich zu verachten, oder zu verurtheilen, so lange ihr dies Volk nicht vorgebildet genug findet, um für höhere Wahrheiten empfänglich zu sein. Man nähret ja auch den Säugling noch nicht mit harten Speisen, sondern mit Milch.

Noch verderblicher und tadelnswürdiger ist es aber, wenn solche Menschen, die ihre eigenen Begriffe noch nicht gehörig berichtigt haben, und es fühlen, wie schwankend und ungewiß ihre Erkenntnisse sind, hintreten, um Belehrer und Aufklärer Anderer zu werden. Von Eitelkeit berauscht und von der Begierde, sich auszuzeichnen, oder etwas Vorzügliches zu scheinen, wollen sie fremde Vorurtheile zerstören, um für dieselben nur neue und vielleicht minder wohlthätige hinzupflanzen. — Wie verächtlich stehen diese Thoren in den Augen weiser und guter Menschen, wie verächtlich vor den untäuschbaren Blicken Gottes — wie verächtlich vor ihrem eigenen Bewußtsein da!

Ungewiß über den Werth dessen, was sie selbst lehren, wird auch ihr Werk hinfällig. Das Wort, von dem ihr Herz nichts wußte, dringt auch nicht in das Innere eines andern Herzens. Sie gleichen elenden Schauspielern und Possenreissern, die einen Augenblick lang die Aufmerksamkeit an sich ziehen, und dann verschwinden, um verachtet zu werden. Hütet euch vor diesen Eiteln, vor diesen falschen Propheten: an ihren Werken müsset ihr sie erkennen.

Am grausamsten aber ist es, wenn Unbesonnenheit oder Stolz und Eigendünkel das Werk der Aufklärung damit zu beginnen gedenkt, daß er die Religion und die ehrwürdigen Uebungen der Gottesverehrung, die im Volke herrschen, als Vorurtheile zu verhöhnen wagt, und die letzte heilige Schranke mit frecher Hand niederreißt, welche den rohen Menschen hindert, seinen wilden, viehischen Gelüsten den Zügel schiessen zu lassen.

Unglückseliger, hilf nur dem beginnenden Bösewicht den letzten Funken der Tugendliebe auslöschen; hilf ihm nur den Gedanken an Jesus, Ewigkeit und Vergeltung hinwegscherzen; hilf ihm nur sein Gewissen mit Scheingründen beschwichtigen — und du hast ihn vollendet! Gehe dann, und freue dich deines Sieges, und prange mit dem entweihten Namen des Aufklärers — o es ist ja so leicht, im Bunde mit den wilden Leidenschaften über ein schwaches Herz zu siegen — du wirst die Freude des Satans empfinden, der die Welt mit neuem Elende bereichert hat. Aber dir selbst folgt die Reue mit der furchtbaren Geissel durchs Leben — du entrinnst ihr nicht — sie ereilt dich, wenn auch erst auf dem Sterbelager, — sie ereilt dich, wenn auch erst vor dem Throne des Todtenrichters.

Raube einem Sterblichen Weib und Kind, stürze seine Wohnhaus in Schutt und Asche, verstoße ihn in eine unbewohnte Wüste — aber laß ihm seinen Glauben, seinen Gott, seine Hoffnungen, und du hast ihn noch nicht elend machen können. Aber zerstöre die Grundsäulen seines Glaubens, erfülle ihn mit seelenzerreissenden Zweifeln an Vorsehung und Unsterblichkeit, raube ihm seinen Gott — und du hast sein Dasein zum schrecklichen Nichts gemacht, du hast ihm das Weltall zur Wüste gemacht — er hat sich selbst verloren!

Nein, nein, allgegenwärtiges, höchstes, ewiges, väterlich liebendes Wesen, dessen Athem die Welt beseelt, dessen Gedanke die Welt beherrscht, mein Vater, mein Gott! — nein, ehrwürdig sei mir jede Religion, und auch die Religion des Unmündigen, und auch der Glaube derer, die nicht so viel Gelegenheit hatten, Dich auf eine würdigere Weise erkennen und verehren zu lernen.

Nie überraschte mich Eigendünkel und Eitelkeit, daß ich den frommen Glauben Anderer durch unüberlegte Handlungen und Worte erschüttere. Der Glaube ist eine zarte, schöne Bluthe des Geistes, die sich entwikkelt und verschönert, je tiefer und vollkommener der Geist wird, der sie hervortreibt.

So will ich durch Beispiel und Lehre wirken, daß der Verstand der Schwachen stärker werde; will ich freudig helfen die Hindernisse hinwegräumen, welche das Selbstdenken bei Andern erschweren; nur behutsam will ich die Aufklärung des Verstandes meiner Mitbürger befördern, daß ich kein Uebel baue, wo ich Gutes zu gründen glaubte.

Gott der Wahrheit, Vater des Lichts, erleuchte Du aber mich selbst durch Deinen heiligen Geist, daß ich immer weiser, edler, heiliger vor Dir werde! Amen.

XVII.

Aufklärung.

Zweite Betrachtung.

Ephes. 5, 9.

Lernt immer heller, was beglückt,
Was Menschen adelt, hebt und schmückt,
Was jedes Volk und jeden Staat
Erhoben und erniedrigt hat.

Erleuchtet euern Geist, daß er
Stets stärker werd' und herrlicher;
Was irdisch ist, bleibt in der Zeit,
Der Geist reift für die Ewigkeit!

Gott hat die Begierde nach Erweiterung unserer Erkenntnisse, den Durst nach Wahrheit uns gegeben. Schon beim Kinde, wenn es noch kaum unsere Worte versteht, zeigt sich ein wunderbares Streben des Geistes, frei zu werden von den Banden der Unwissenheit. Mit jedem Tage erlernt es mehr; und je mehr es lernt und sieht, je größer wird des Kindes Wißbegier. Es möchte Alles erforschen, von Allem den wahren Grund wissen. Diese Neigung zum Selbstdenken dauert unveränderlich fort, und Jener findet auch im spätesten Alter ein angenehmes Gefühl in dem Gedanken, daß er in seinen Kenntnissen, in der Bildung und Stärke seines Geistes Andern nicht zu sehr nachstehe.

Hat nun aber der Schöpfer diesen Trieb nach Licht und Wahrheit in uns geleqt: wie dürfen wir dann noch zweifelnd fragen, ob Aufklärung des Verstandes überhaupt für den einzelnen Menschen, oder für ein ganzes Volk von beseligendem Einflusse sei? Oder ob nicht vielleicht der Erleuchtung des Verstandes gewisse Grenzen durch obrigkeitliche Vorschriften gestellt werden müßten? oder ob es nicht nachtheilig sei, wenn man auf die Verstandesbildung armer und niedriger Leute eben so viele Sorge anwende, als auf die Bildung wohlhabender und vornehmer Personen und Stände?

Wer will Gott vorgreifen? Wenn in den bürgerlichen Verhältnissen ein Unterschied des Ranges und des äusserlichen Ansehens gilt: gilt dieser Rang, dies Ansehen auch vor Gott? Ist der König auch vor dem Allerhöchsten noch König, der Bettler auch vor dem himmlischen Vater ein Gegenstand der Geringschätzung? Nein, vor den Augen Gottes sind wir uns Alle gleich; in der Geisterwelt ist Gott unser Aller Vater, Jesus unser Aller Bruder. Darum hat die Aufklärung des menschlichen Verstandes keine andere Grenzen, als welche die göttliche Weisheit ihr selbst bestimmt hat; darum soll kein Unterschied der Erleuchtung statt finden unter den Geistern, als welchen die Gottheit selbst in der Natur der Geister schuf. Die sogenannten Grenzen der Volksbildung, und wie viel Wahrheit der gemeine Mann erfahren könne und dürfe, und wie viel nicht, kann kein Sterblicher vorschreiben — denn kein Sterblicher regiert neben Gott die Welt; kein Sterblicher, und wollte er in seinem Wahnsinne solche Gesetze in die Welt bringen, hat Allmacht genug, seinen Willen zum Willen aller freigeschaffenen Geister zu machen. Er versucht in seiner Ohnmacht nur das Unmögliche, und zeigt der Welt die Rohheit und Beschränktheit eigener Einsichten.

Als Jesus Messias die Welt erleuchten wollte, wandte er sich mit den Lehren himmlischer Weisheit nicht vorzugsweise an gewisse Klassen des Volkes; er ging nicht stumm vorüber an der Hütte des Landmanns, an der Thür des gemeinen Knechtes, und wandte sich nicht ausschließlich nur zu den Palästen der Vornehmern, zu den Höfen der Fürsten, zu den Schulen der Gelehrten: nein, aus den niedrigsten, ärmsten Volksklassen wählte der Göttliche seine ersten Schüler und die künftigen Fortsetzer seines erhabenen Erlösungswerkes! Wie er, predigten auch sie Wahrheit und Licht vor den Thronen und vor den Dürftigen im Staube! — Ja, der ewige Sohn, vom Vater der Geisterwelt gesandt, bewies, was vor ihm Keiner mit solcher Macht bewiesen, daß die erhabensten Wahrheiten, die hellste Erleuchtung des Verstandes eben so gut den Niedrigsten wie den Höchsten im Lande gebühre.

Und warum sollen wir an dem wohlthätigen Einflusse der Verstandeserleuchtung auf die Wohlfahrt der Menschen zweifeln? Hat die Geschichte der Welt uns Mangel an großen Beweisen und Beispielen leiden lassen? — Unwissende Völker sind jederzeit die ärmsten und rohesten. Wohl können auch zuweilen Völker, denen es nicht an Wissenschaft und Kunst fehlt, in grausame Ausschweifungen verfallen, aber bald kehren sie zur Besonnenheit und zum Bekenntnisse des Rechten und Guten schamvoll zurück. So kann auch ein weiser Mann oft in Uebereilung und Zorn seiner Würde vergessen, aber bald gereut ihn die begangene Thorheit! — Hingegen unwissende, rohe Völker kehren erst von ihrer Härte und Barbarei zurück, wenn ihr Verstand, durch das Licht der Wissenschaft erheitert, fähig ist, ihre Sitten zu mildern.

Je mehr der Verstand erhellt wird, je

heller versteht er Gottes Werke, Gottes Liebe. Je mehr Licht und Geist, je mehr Licht für den Geist im Weltall! Der unwissende Heide beugt seine Knie noch vor Holz und Stein und vor todten Bildern, die er seine Götter nennt. Der gebildetere Heide verachtet schon Stein und Holz; er wendet seine Blicke schon zur Alles belebenden Sonne empor, und betet sie an als die Seele der Natur. Noch eine Stufe der Einsicht, und er erkennt, daß auch die Sonne ewigen Gesetzen in ihrem Laufe unterworfen ist, wie jedes andere Geschöpf; er betet zu unsichtbaren Göttern. Eine neue Stufe der Aufklärung, und er theilt die Welt nicht mehr in die Herrschaft von allerlei Gottheiten, sondern er beugt sich ehrfurchtvoll vor dem einen und ewigen Gott, dem höchsten aller Wesen, dem Schöpfer des Alls!

Der unwissende Mensch kann fromm sein und tugendhaft; aber je mehr sein Verstand erleuchtet ist, je erhabener wird seine Gottesverehrung, je reiner wird seine Tugend. Das unwissende Kind thut das Gute, thut den göttlichen Willen aus Gehorsam gegen den Willen sterblicher Aeltern; aus Furcht vor der Strafe meidet es das Böse. Es schreitet in der Erkenntniß fort; es zittert nicht mehr vor der Zuchtruthe, aber vor Schande; es thut das Gute aus Ehrgefühl. Dies begeistert es zu allen rühmlichen Handlungen. Aber der Weise bedarf nicht des Sporns der Ehre und Schande, um göttlich zu handeln. Er weiß, wie unzuverlässig das Urtheil der Menschen ist; er weiß, daß die Sterblichen oft das Schlechte ehren, wenn es nur glänzend ist, und das Gute übersehen, wenn es sich in Bescheidenheit verhüllt. Er liebt die Tugend, weil in ihr die Würde seines unsterblichen Geistes besteht; er verabscheut das Böse, weil es böse ist, und ihn von Gott scheidet.

Der unwissende, rohe Sterbliche ist zwar nicht arm an Freuden aller Art; aber doch ist seine Glückseligkeit auf Erden beschränkt, wie seine Erkenntniß. Er kennt nur sinnliche Freuden, und schätzt sie höher, als die Genüsse des Geistes, für welche ihm gleichsam noch der Sinn mangelt. Er ist von den Vergnügungen irdischer Güter entzückt; köstliche Kleider, angenehme Speisen, kleine Ehrenbezeugungen erfreuen ihn über Alles. Der einsichtvollere Mensch aber, und verschmäht er auch nicht die irdische Wonne, findet noch höhere Seligkeit in den Beschäftigungen des Verstandes, in der Wirksamkeit seines Geistes, durch welche er gleichsam neue Schöpfungen hervorbringt oder entdeckt. Er sieht da die Wunder des wunderbaren Gottes in majestätischer Offenbarung, wo der Unwissende gleichgültig vorübergeht, wie Einer, der keine Augen dafür empfangen hat; er ist entzückt von der Herrlichkeit und Größe des ewigen Vaters, wo der unerleuchtete Mensch knechtisch und voll abergläubigen Schreckens zittert.

So ist der Einfluß der Aufklärung auf die allgemeine und besondere Glückseligkeit der Sterblichen offenbar und über jeden Zweifel erhaben. Und sie muß es ja wohl sein. Denn sie ist ja in den Zweck unsers Daseins einbegriffen; sie ist ein Theil der Vollkommenheiten, nach denen wir, als unsterbliche Wesen, ringen sollen, und durch die wir Gott ähnlicher werden. Nicht den Körper können wir veredeln, er bleibt immerdar hinfälliger Staub, und in der letzten Lebensstunde schütteln wir dieses vergängliche Kleid ab; sondern den Geist, den unsterblichen, sollen wir, und ihn allein nur können wir veredeln, da er allein nur der Vervollkommnung fähig ist, und seine Dauer Ewigkeit heißt.

Daraus fließt also nun auch unsre Pflicht, daß wir unablässig und freudig nicht nur Alles zur Aufklärung und Erleuchtung unsers eigenen Verstandes, sondern auch zur Belehrung und Aufklärung anderer Menschen mitwirken müssen.

Die beste Verbreitung einer gründlichen Aufklärung besteht aber nicht sowohl in plötzlicher Niederreissung alter Vorurtheile, oder dessen, was wir für Vorurtheile zu halten gewohnt sind; nicht in stolzer und heftiger Bekämpfung des Irrthums und Aberglaubens; nicht in der Mittheilung gewisser Grundsätze, die wir für unumstößlich, oder gewisser Wahrheiten, von denen wir uns selbst überzeugt halten: sondern in der Hinwegräumung aller Hindernisse einer vernünftigen Selbstbelehrung; in der Vernichtung aller derjenigen Umstände, die es dem Menschen erschweren oder oft gar unmöglich machen, durch eigenes Nachdenken der Wahrheit näher zu kommen.

Die wahre Aufklärung des Menschen besteht nicht eigentlich in dem, was er lernt, sondern in dem, wie er denkt! — Das

Lernen aber hilft zum Denken; und die Kenntnisse, welche wir sammeln, sind nachher Mittel und Stoff des Nachdenkens und der Selbstveredlung des Geistes.

Darum ist es unsere Pflicht, es jedem Menschen, auch dem Aermsten und Niedrigsten, leicht zu machen, sich Unterricht zu verschaffen, um seinen Verstand mit Vorkenntnissen zu bereichern; unsere Pflicht, alles dasjenige zu entfernen, was Kindern, wie Erwachsenen, falsche oder schädliche Vorstellungen von den Menschen, von der Welt und allen ihren Bedürfnissen gibt.

Oft ist es schwer, oft unmöglich, bei erwachsenen Leuten eingewurzelte Vorurtheile auszurotten. Oft ist es zu viel verlangt, wenn man von bejahrten Personen fordert, daß sie, ohne gehörige und langwierige Vorbereitung, ihre ganze Vorstellungsart umändern und durch Gewohnheit lieb gewordene Irrthümer ablegen sollen. Man kann die Altäre des Aberglaubens zerstören, aber nicht eben so leicht den Irrthum und die Neigung in der Brust des Menschen. Man kann die Tempel falscher Götter niederreissen, aber darum blühet dennoch der Glaube an sie im Stillen fort. Hier gebietet das Christenthum Schonung, Duldung, Nachsicht, besonders wenn die Irrthümer nicht offenbar der allgemeinen Glückseligkeit verderblich, oder wenn die Vorurtheile selbst Stützen der Tugend und Seelengüte sind.

Allein bei dem Unterrichte der Jugend, sei es in den öffentlichen Erziehungsanstalten, sei es in unserm häuslichen Kreise, wird am sichersten und kräftigsten zur Veredelung und Aufklärung des menschlichen Geistes gewirkt. Hier ist es, wo die Obrigkeit, wo der Lehrer, wo der Vater, wo die Mutter ihre Pflichten gegen die Nachwelt zu üben haben. Hier ist es, wo sie alles dasjenige, was sie als Wahn und Irrthum kennen gelernt, vom Gemüthe und Gedächtnisse der zarten Zöglinge entfernen müssen.

Nur zu selten wird von Erziehern auf die Vorstellungsarten der Kinder, die sie von den Dingen umher haben, ernstliche Rücksicht genommen. Nur zu gewöhnlich ist es, daß wir glauben, Kinder stellen sich alle Sachen eben so vor, wie wir, weil sie sie so nennen, wie wir. Würden wir uns nur oft die Mühe geben, ihnen ihre Gedanken und Ansichten auszufragen: so würden wir mit Erstaunen gewahr werden, daß sie bei den Dingen, welche sie mit uns auf gleiche Weise benennen, die allerirrigsten Begriffe nähren, an welche uns nie der Sinn gekommen wäre. Und wie unvermeidlich ist dies, da sie zwar unsere Sprache, aber nicht unsere gesammten Erfahrungen und Vorkenntnisse mit der Sprache zugleich empfangen. Berichtiget die falschen Vorstellungen der Jugend, und gebet euch, o Aeltern, o Erzieher, die schöne Mühe, zu erforschen, ob die Vorstellungen und worin sie falsch sind; das heißt eine bessere Nachwelt gründen, das heißt Aufklärung und Licht und Gottes Reich befördern.

Am meisten wird der Verstand der Jugend durch die Vorurtheile und Irrthümer verdunkelt, welche bei erwachsenen, unwissenden Menschen herrschen, die in ihrer Erziehung vernachlässigt worden waren. Was die Liebe und Einsicht der Mutter gründen will, was die Weisheit und Erfahrung des Vaters bauet, wird durch ein einziges Wort des unwissenden Gesindes niedergerissen. Gespensterfurcht, Wunderglauben, Hang zur Schwärmerei und abergläubige Einbildungen aller Art verwirren die zarten Begriffe des Kindes, und lassen ihre schädlichen Spuren, allem nachherigen bessern Unterricht zum Trotz, bis in das späteste Alter fortdauern.

Befördere Aufklärung und Selbstdenken, und zwar am angelegentlichsten bei solchen Menschen, die wegen ihres Standes und geringen Vermögens am wenigsten Gelegenheit und Mittel genug besitzen, sich hellere Einsichten zu verschaffen. Gelehrsamkeit kann freilich nur das Eigenthum Weniger sein; aber ein von Vorurtheilen freier richtig urtheilender Verstand kann und soll das Eigenthum aller deiner Mitmenschen sein.

Glaube nicht, du habest als Christ genug gethan, wenn du einem Armen das dürftige Almosen zuwirfst, für welches er sich kaum ein Nachtlager zu erkaufen im Stande ist. Glaube nicht, du habest viel gethan, wenn du einen Hungrigen gesättigt, einen Nackten mit deinen überflüssigen alten Gewändern gekleidet hast. O, wie wenig ist das! Du hast nur seinem Körper wohlgethan — diese Wohlthat erstreckt sich auf eine Glückseligkeit einiger Wochen oder Jahre. Warum siehst du an, Geistern wohlzuthun, die mit dem deinigen

zu gleicher Unsterblichkeit berufen und auserwählt sind? Warum siehst du an, als Christ Wohlthaten zu erweisen, deren Folgen unsterblich sind, wie der Geist, welcher sie empfing?

Befördere durch dein Vermögen, durch deinen Rath und Beistand alle guten Schulanstalten, welche in deiner Gemeinde oder in deinem Vaterlande vorhanden sind, und denen du nützlich werden kannst — dies heißt das Reich Gottes befördern! — Wo sie fehlen, hilf sie herstellen; wo sie mangelhaft sind, hilf sie verbessern; wo sie vortrefflich sind, hilf sie mit Zöglingen bereichern, damit Viele an dem Segen Theil nehmen, der dort hervorgeht. Frage nicht: wer steht diesen Anstalten vor, und gehört er zu meinen persönlichen Freunden? Frage nicht: gehören sie meinem Geburtsort oder Wohnort an? wenn du ihnen nützlich werden kannst. O, wer, wo er seine Pflichten üben kann, solche Unterschiede zu machen nicht erröthet, nenne sich nicht Christ, nicht Gottes Kind, nicht Jesu Jünger. Er ist es nicht! Er ist nur der verachtungswürdige Knecht seiner Leidenschaft, seines Ehrgeizes oder Hasses, seines Neides oder Uebermuths. Er versäumt aus niedrigen Rücksichten seine ihm von Gott gebotenen Pflichten. Sterblicher! auch von versäumten, wissentlich versäumten Pflichten fordert dein Richter dermaleinst die strengste Rechenschaft!

Verhindere die Ausbreitung schlechter, schwärmerischer, Sitten und Geist tödtender oder Aberglauben und Vorurtheil begünstigender Bücher, und empfiehl im Kreise deiner Bekannten Schriften, in denen dein Herz eine edle Nahrung, dein Geist mannigfaltige Belehrung, dein Geschmack edle Bildung fand.

Bücher gehören in unsern Tagen zu den wichtigsten Mitteln, wodurch das Gute, wie das Schlechte, auf die schnellste und allgemeinste Weise mitgetheilt wird. Daher dürfen sie weder Obrigkeiten noch Bürgern gleichgültig sein in Rücksicht ihres Werthes. Ein gutes Buch ist oft des Menschen wohlthätigster Freund; es ist die Auswahl der besten Gedanken eines vortrefflichen Geistes, wodurch wir selbst so weise denken lernen, als der Weiseste. Wem die Gelegenheit fehlt, den Umgang mit großen und erhabenen Menschen genießen, der findet ihn auf eine leichte und bequeme Art in ihren Schriften. Er hört in denselben diejenigen zu seinem Geiste reden, die tausend Meilen weit von ihm wohnen, oder schon Jahrtausende vor ihm gelebt haben. Selbst in Kirchen und Schulen wird uns und kann uns nicht die verschiedenartige Belehrung ertheilt werden, wie in Druckschriften.

Daher lenke sich auch dahin die vorzügliche Aufmerksamkeit jedes Hausvaters, jedes Freundes geistiger Veredlung; er erforsche von erfahrnen Männern das Urtheil über vorzüglich lehrreiche Schriften, und mache sie zu seinem Hausschatze, wodurch er sich und den Verstand der Seinigen erleuchten könne. Was du in einer kostbaren Mahlzeit, was du bei einem Lustgelage mit freigebiger Hand verschwendest, erwirbt dir einige frohe Minuten. Aber die Schriften der Weisen, die du bewahrest und liesest, gewähren dem Geiste ein bleibenderes Vergnügen und eine neue Kraft, welche ihm durch sein ganzes Dasein und in den verschiedensten Lagen des Lebens Vortheile bringt.

Doch alle Erleuchtung und Aufklärung des Verstandes ist unnütz und verloren, wenn sie nicht erhabene Gesinnungen, tugendhafte Handlungen zur Folge hat. Wozu endlich alle Weisheit der Welt, wenn sie nicht so weise macht, unabhängig von irdischen Zufällen, dauerhaft glücklich zu sein? Wozu endlich alles Licht, wenn es nicht durch die Dunkelheiten des Lebens zur Ewigkeit vorleuchtet? — Wandelt wie die Kinder des Lichts! ruft Paulus, der weise Apostel, und prüfet, was da sei wohlgefällig dem Herrn. Die Frucht des Geistes aber ist allerlei Gütigkeit und Gerechtigkeit und Wahrheit! (Ephes. 5, 9. 10.)

Reine Sittlichkeit, ächte, thätige Religiosität, wahrer, menschenfreundlicher Christussinn — dies sind die Zeichen, woran wir die wahre Aufklärung erkennen, die uns erheben soll. Und wem diese Zeichen fehlen, der rühme sich nicht, veredelten Geistes zu sein.

Der hat die Wahrheit gefunden und ergriffen, welcher in jedem Menschen seinen Bruder ehrt — wohlthut, wo er kann — zufrieden ist mit seinem Stande und Beruf, und durch eigene Vortrefflichkeit denselben ehrenwerth macht — ergeben und vertrauensvoll in Gottes Vorsehung vor keiner Zukunft zittert — in der Gegenwart immer

der Beste und Fehlerlosesste ist, der er werden kann — den Willen hat zu allem Großen und Guten, und seine Kraft dazu nie für allzugering achtet — sein häusliches Glück als ein Kleinod hütet, höher aber das Vollkommenwerden seines Geistes achtet, am höchsten aber sein reines Herz und die Liebe des ewigen Vaters.

Nicht die Deine Werke erkennen, o Gott, nicht die Deinen Willen wissen, o Vater im Himmel, sind die Erben ewiger Seligkeit: sondern die Deinen Willen thun. An ihren Früchten, an ihren Werken sollet ihr sie erkennen, lehrt mein Heiland Jesus.

So sei denn auch mein fleißiges Streben nach Licht, nach Wahrheit, nach Aufklärung — aber das letzte Ziel derselben sei höhere Frömmigkeit in Gesinnungen und im Wandel.

XVIII.

Der geistliche Stolz.

Joh. 8, 2 — 11.

Verdammen sollt' ich, Gott, den Sünder,
Der sich darf Deinem Antlitz nah'n?
Dein Vaterohr hört ihn nicht minder,
Als reine Seraphinen, an.
Dem Schwächsten lächelt Deine Huld,
Den Stärksten trägst Du mit Geduld.

Darf sich mein Uebermuth erheben,
Wo mein Herz nicht gleich Andern fehlt?
Wer weiß, ob nicht in ihrem Leben
Sie Tugend mehr, als mich beseelt!
Wer weiß, ob mir einst Dein Gericht
Nicht strenger noch als ihnen spricht.

Noch lese ich in der Schrift jene Begebenheiten ohne mannigfaltige Bewegung des Gemüths, da Schriftgelehrte und Pharisäer ein unglückliches Weib in den Tempel schleppten, das sich der Untreue gegen seinen Gatten schuldig gemacht hatte. Da stand es von den frommen Eiferern herbeigeführt, versunken in Scham, der Welt zum Spott und Hohn, mit schuldbewußter Seele. Es stand vor Jesu, dem sündenlosesten aller Sterblichen; die Sünderin vor dem Heiligsten! Sie fühlte ihren Unwerth, ihre Verworfenheit doppelt groß in seiner Nähe. Sie wagte nicht, aufzublicken. Sie scheute eben so sehr, den schadenfrohen Blicken der Ankläger zu begegnen, als den Blicken himmlischer Unschuld und Größe Jesu.

Aber der Göttliche sah noch mehr auf das, was im Herzen der triumphirenden, heimtückischen Ankläger vorging, als auf das, was die Sünderin in diesen Augenblicken empfand. „Moses hat uns im Gesetz geboten, solche zu steinigen; was sagst Du? sprachen die Schriftgelehrten und Pharisäer. Und als sie nicht aufhörten, Jesum mit Fragen zu bestürmen, richtete er sich auf und sprach zu ihnen: „Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie!“

Verwirrt und verlegen traten sie zurück. Wie tief war ihr geistlicher Stolz gebeugt! Wer von ihnen sollte es wagen, den ersten Stein zu heben? In Jedem wehte der Hauch dieser göttlichen Worte den Funken des Gewissens zur hellen Flamme auf. Sie wandten sich ab von dem Heiligen, hinweg selbst von der verklagten Sünderin, und verliessen den Tempel.

Nun stand die Unglückliche noch allein da vor dem Richter. Ihre Ankläger waren verschwunden; sie selbst mußte ihre Anklägerin werden; welches Urtheil mußte sie von dem Gerechten erwarten, vor dessen Spruch selbst Schriftgelehrte zurückgebebt waren?

„Hat dich Niemand verdammet?“ fragte Jesus. „Herr, Niemand!“ gab die Beschämte voller Demuth zur Antwort. „So verdamme ich dich auch nicht!“ erwiederte der Heiland: „Gehe hin und sündige fort nicht mehr.“

Dies Beispiel der Schonung und Milde — wie rührend steht es vor mir da! Er, der Heilige, der unserer Missethaten willen so Vieles litt, er allein war gnädig gegen die Fehlbare. Wer hatte ein höheres Recht, den Sünder zu verurtheilen, als er, der selbst nie sündigte? Und doch war er der Sanfteste, der Billigste, der Nachsichtvollste! „Auch ich verdamme dich nicht; gehe hin, sündige fort nicht mehr!“

Wem gleiche ich in meinen täglichen Urtheilen am meisten? Christo, meinem Lehrer? oder den geistlichstolzen Pharisäern? — Auch mein Gewissen brennt; auch ich bin mir der Härte und Lieblosigkeit bewußt. Auch ich weiß von mir, daß ich oft nicht ohne Selbstgefälligkeit Andere verdammte, und mit Mangel der Schonung von ihren Fehlern redete, während ich selbst nichts weniger als reines Herzens war.

Es gibt viele Christen, die allerdings ein gutes Herz, eine zur Milde und Schonung geneigte Denkart besitzen. Sie sind gegen

ihre Freunde und Bekannte voller Zärtlichkeit und Treue; sie sind sogar gegen ihre Feinde voller Großmuth und Versöhnlichkeit. Aber wenn sie von einem Vergehen ihres Nächsten, von einem Fehltritte des Mitbürgers hören, so können sie nicht hart genug tadeln. Sie sind unerschöpflich in Vorwürfen, die sie äussern. Sie können es nicht begreifen, wie man sich so sehr vergessen, wie man sich solch ein Vergehen zu Schulden kommen lassen konnte. Wohin sie in Gesellschaften kommen, fangen sie recht mit Wohlgefallen immer wieder das Gespräch davon an; wissen immer eine Bemerkung zu machen, eine neue Vermuthung hinzuzusetzen. Sie hören mit Vergnügen, wenn Andere in die Schärfe ihres Tadels mit einstimmen; hören sogar gern, wenn man ihnen über die Art des Vergehens noch genauere Auskunft ertheilt, und sind dann geschäftig, die frischen Entdeckungen mit neuer Bitterkeit zu durchgehen und sie auch Andern bekannt zu machen, welche davon etwa noch nicht unterrichtet sein möchten.

Woher nun dieser Hang vieler, auch sonst guter Menschen, sich mit den Fehlern und Vergehen ihres Nächsten so gern zu beschäftigen? Woher dieser Hang, Andere um eines Fehltrittes willen so streng und lieblos zu beurtheilen? Woher dieser Hang, der nicht selten bei schlecht erzogenen, geschwätzigen Leuten in Klatscherei, in Lasterfucht und Verleumdungskitzel ausartet?

Ach, er hat manche Quelle! Auch der Neid ist schadenfroh, wenn er an dem Gegenstand, welchen er beneidet, eine Unvollkommenheit erblicken und bekannt machen kann. Auch die Rachsucht ist fröhlich, wenn sie an einer verhaßten Person etwas Nachtheiliges erblickt, worüber sie spotten und mit einigem Scheine der Wahrheit und Gerechtigkeitsliebe ihren Zorn auslassen kann. Aber dieser Hang zu unglimpflichen Aeusserungen über Fehlbare ist auch bei vielen Menschen herrschend, die weder aus Neid, noch aus Bosheit und Rache tadeln mögen. Er entspringt gewöhnlicherweise aus *geistlichem Stolze*, das heißt, aus allzulebhaftem Frohgefühle, daß man besser und sittlicher sei, als der Tadelhafte, oder daß man doch *besser scheinen* möchte vor Andern.

Ja, die Erfahrung bezeugt es nur zu oft, daß wir, um für besser gehalten zu werden, als wir sind, gerade diejenigen Fehler am unbarmherzigsten bei Andern richten, deren wir uns im Geheimen selbst schuldig fühlen. Am unbarmherzigsten vielleicht, weil wir die Schändlichkeit dieses Vergehens besser als jedes andere kennen, und durch die Strenge unsers Tadels davon abzuschrecken suchen. Oder vielleicht, weil wir, je härter und schonungsloser wir verdammen, nun hoffen, desto eher den Verdacht von uns entfernen zu können, daß wir im Geheimen eben so sträflich sind.

In der That, wenn derjenige, welcher einige Welterfahrung und Menschenkenntniß besitzt, in einer Gesellschaft Urtheile über ein fremdes Vergehen vernimmt, wird er sehr bald aus dem Eifer und Ton der Tadelnden erkennen, entweder daß sie sich schon gleiches Vergehens einmal schuldig gemacht haben, oder nahe daran waren, es zu begehen, aber noch durch irgend einen glücklichen Umstand daran verhindert worden sind; oder daß sie sich noch jetzt nicht ganz rein davon fühlen. In diesem Falle ist der Tadler zugleich ein Heuchler. Er nimmt nur aus Klugheit die Miene des geistlichen Stolzes und der Unschuld an, wozu er nicht einmal berechtigt ist. Er ist so sträflich, als der Andere, den er verurtheilt. Wie er seinen Nächsten mit Eifer richtet, spricht er das Verdammungsurtheil über sich selbst.

Doch weg den Blick von diesen Tugendheuchlern! Sie haben noch nicht einmal das Zartgefühl und die Schamhaftigkeit der Pharisäer. Diese traten in großer Verwirrung zurück, als Jesu Wort ihr Herz traf. Aber jene Scheinheiligen, um nur sich verdachtlos zu machen, würden mit Frechheit den Stein erhoben und ihn auf die Sünderin geschleudert haben, von deren Vergehungen sie sich selbst nicht ganz rein wußten.

Andere hingegen beurtheilen die Vergehen und Fehler des Nächsten mit der liebloseſten Art, wo sie überzeugt sind, daß sie selbst kein Vorwurf treffen könne. Hier *ist wahrhaft geistlicher Stolz*. Hier sagt jede Silbe des ausgesprochenen Tadels: „*Ich danke Gott, daß ich nicht bin, wie dieser oder diese da!*“ Es ist eine hochmüthige Freude darüber, daß wir besser sind in diesen oder jenen Stücken, als ein Anderer. Ach, in diesem Kitzel unseres Stolzes vergessen wir, daß wir von andern Seiten, in andern

Fällen vielleicht noch viel strafbarer denken und handeln; daß, wenn unser Inneres, die geheime Geschichte unserer Gedanken, unserer unbekannten Handlungen, an das Tageslicht kommen sollte, wir voller Scham nicht die Welt mehr ansehen, uns nicht werth fühlen möchten, nur neben demjenigen zu stehen, den wir so hochmüthig verdammen, als wäre er unendlich schlechter als wir.

Schändlich ist's, solchen geistlichen Stolz, solche Einbildung von unserm bessern Karakter zu haben. — Gott, der Allwissende, weß es, wie geringe Ursache wir haben, uns über irgend einen Fehlbaren mit raschem Uebermuth zu erheben; wie sehr wir Grund hatten, zu zittern, wenn wir mit derselben Strenge und Lieblosigkeit beurtheilt werden sollten, wie wir Andere richten!

Doch auch sehr oft rührt dieser Stolz aus Mangel an Welt- und Menschenkenntniß her. So erstaunen wir oft, wie ein Mensch sich habe in so hohem Grade vergessen, und sich eine solche Schuld habe zur Last fallen lassen können, weil wir die Umstände nicht genug kennen, die ihn dazu bewogen. Wir bilden uns ein, daß wir uns nie auf ähnliche Weise vergehen würden, weil wir noch nie in einer ähnlichen oder in der gleichen Lage waren, wie der von uns betadelte Sünder.

Aber nichts macht uns zu schonenden Beurtheilungen geneigter, als wenn wir vorher beim Anblick des Sünders oder seines Fehltritts fragen: Was brachte ihn zum Fall? Welche traurige Verhältnisse trafen bei ihm in einer bösen Stunde zusammen, die ihm Ehre, Tugend und Rechtlichkeit verdunkelten? Wie, und wenn ich an seiner Stelle gewesen wäre, wenn die Versuchung so gewaltsam mich bestürmt hätte, wie ihn, wurde ich minder schwach gewesen sein, als er?

Gott hat uns Alle mit herrlichen Anlagen zu allem Guten ausgerüstet; aber wir haben auch Anlagen, Kräfte, Neigungen zum Bösen. Nicht alle diese Anlagen und Neigungen sind zu jeder Zeit gleich lebhaft. In jedem Lebensalter scheinen sich dieselben zu verändern; einige derselben werden schwächer, andere wieder hervorstrebender. Viele schlummern in uns so lange, bis sie plötzlich unter besondern Umständen erst laut und wach werden. Brüste sich daher Niemand mit seiner Tugend, die noch nie zum Fall versucht worden ist. Glaube doch Niemand, es sei ihm unmöglich, sich auf eben diese Weise, wie Dieser oder Jener, zu versündigen, so lange er selbst nicht in ähnlicher Lage war, ähnliche Anfechtungen erfuhr!

Fromme Hausmutter, sittsame Jungfrau, sei du nicht die Erste, welche den Stein aufhebt, ihn gegen die gefallene Sünderin zu werfen. Wohl dir, dich bewahrte eine bessere Erziehung vor ähnlichen Vergehungen; dich vielleicht, daß Blut und Nerven weniger ungestüm und reizbar gewesen sind; dich vielleicht, daß in einer Stunde, wo du wanken konntest, kein Verführer deine Schwäche benutzte; dich vielleicht, daß du glücklich genug warst, immerdar von sittlichen Menschen umgeben zu sein, die deine Einbildungskraft nicht mit unreinen Bildern befleckten, deine Begierden nicht in regellose Bewegung, deine Triebe nicht in wilde Gährung brachten. Aber verdamme nicht lieblos die Sünderin, die eine Beute schlechter Grundsätze, heißen Blutes, niederträchtiger Verführer und jugendlichen Leichtsinns ward. Fehlbar ist sie; *aber wie groß ihre Schuld sei*, das kann nur der allwissende Gott richten, der alle zusammenwirkende Verhältnisse kennt.

Sanfter Menschenfreund, der du Niemandem weh thun, auch dem Wurm keinen Schmerz verursachen möchtest, tadle nicht den Mann, welcher in Uebereilung und Zorn Unrecht gethan, und Ehre, Recht und Menschlichkeit vergaß. Brüste dich nicht mit einer Tugend, die weniger von der Kraft deines Geistes, als von deiner natürlichen Sanftmuth, von der glücklichen Ruhe deines Temperaments zeugt. Wenn irgend eine Krankheit dich reizbar macht, leichter geneigt zur Ungeduld, zur Aengstlichkeit oder zum Zorn; wenn dann eine Stunde kommt, die deinen Jähzorn weckt, und der Ungestüm deines Verdrusses alle Vorstellungen des Rechts in dir verdunkelt; wenn dann alle Gelegenheiten dich zur Rache einladen, alle Anlässe dir Werkzeuge in die Hand geben, deinen wilden Empfindungen Genüge zu thun — und du widerstehst auch dann noch, bist auch dann noch Liebe und Sanftmuth, — dann erst freue dich deines Triumphs! Aber warst du jemals in dieser Lage, hast du jemals einen so schweren Kampf mit

dir selbst gekämpft, o dann wirst du nicht mehr übermüthig den Bruder verdammen können, welcher in dem gefährlichen Augenblicke schwächer war, als du.

Froher Jüngling, der du in der vollen Kraft deines Lebens nur nach Genuß begierig bist, und alles Uebrige verachtest — tadle nicht allzuhart und lieblos den betagten Mann, der in den Fehler des Geizes verfallen ist. Brüste dich nicht mit einer Tugend, die du in andern Verhältnissen vielleicht nicht hättest, und die du vielleicht verloren hast, ehe deine spätern Tage kommen. Wenn die Tage erscheinen, die dich zur Sparsamkeit ermahnen, damit du nicht im unbehilflichen Greisenalter mit den Deinigen darben müssest; wenn dann dies Ersparen und Sammeln irdischen Vermögens dir anfangs Freude macht, dann zur Gewohnheit wird, und endlich in wahre Leidenschaft auszuarten droht; wenn du, durch dein Alter stumpf gegen andere Genüsse, durch dein Alter ängstlicher und besorgter für deine und der Deinigen Zukunft geworden bist; wenn du dann fast keine Freude mehr kennst, als die, welche dir der Anblick dessen verschafft, was dir Thätigkeit und Sparsamkeit gewonnen, und wenn du dann noch liebreich gegen Nothleidende, freigebig gegen Mitbürger, uneigennützig gegen Freunde bist — wohl, dann hast du ein Recht, dich deiner Tugend zu freuen. Aber schwerlich wirst du noch mit so bitterm Unglimpf diejenigen verdammen, welche nicht so viel Macht über sich hatten, als du.

Und du, o Greis, dessen Blut nun kälter, dessen Gefühl ruhiger, dessen Leib hinfälliger ist, tadle nicht zu bitter die Thorheit, den Fehltritt der Jugend. Zwar du hast Vieles erfahren, aber nicht Alles. Du warst in vielerlei Lagen und Versuchungen in deinen frühern Tagen, aber du warst nicht in allen! Verdamme nicht die Gluth, weil du kalt geworden; nicht die Unbesonnenheit, weil dich Erfahrung schüchterner machte. Brüste dich nicht mit Tugenden, die dir vielleicht wenig Ueberwindung und Kampf kosten, sondern nur ein Geschenk deines Alters sind. Die Härte und Lieblosigkeit deiner Urtheile sind nur Beweise, daß du in einem langen Lebenslauf doch noch nicht Erfahrung und Kenntniß der menschlichen Natur genug gesammelt. — Ach, es darf Niemand stolz darauf sein, manche Sünde nicht begangen zu haben, die er noch nicht hat begehen können, weil Anlaß, Noth und Gelegenheit fehlten!

Daß wir in der lieblosen Beurtheilung fremder Fehltritte mehr durch geistlichen Stolz auf eigene Vollkommenheiten, als durch wahren Abscheu gegen die Sünde selbst geleitet werden, scheint daraus am hellsten hervorzuleuchten, daß wir unsere Strenge noch mehr bei gemeinen Vergehungen äussern, als bei großen Verbrechen. — Bei diesen schaudern wir voller Entsetzen. Wir fühlen nur den reinen Abscheu gegen die verübte Missethat, und nichts weiter. Wir vergleichen uns nicht mit dem Sünder, um uns über ihn zu erheben, und uns sagen zu können: du bist besser als er! — Nein, die Geschichte eines Mordes, eines Raubes, einer Verrätherei am Staat, am Mitmenschen u. s. f. erfüllt unser Gemüth mit Grausen. Wir beklagen den Unglücklichen, welchen Temperament, Erziehungsfehler, falsche Begriffe oder andere Umstände zu solcher Gräuelthat lockten. Wir freuen uns nicht, daß wir nicht so schlecht wurden, als der todeswürdige Verbrecher, sondern seufzen schaudernd: Daß ich nie in eine solche Lage kommen möchte, wie er, oder dann stärker sei, als er, um den Reiz zum Verbrechen in mir, es koste, was es wolle, zu überwinden! — Wer hat solche Gefühle nicht in seiner Brust genährt, wenn er irgend einmal einen Verbrecher zum Richtplatz führen, oder lebenslänglich in Kerkern schmachten sah! Wer dachte sich nicht mit Entsetzen die Möglichkeit: „Wer weiß, unter ähnlichen Umständen hättest du fehlen können, wie er!“

Dies aber ist die richtige Empfindung, welche der wahre Christ, der ächte Weise haben soll. Ich sage, die richtige Empfindung, weil sie die natürlichste ist, wie sie aus dem unbefangenen Herzen hervorgeht. Hier ist keine Künstelei, kein Selbstschmeicheln, kein geistlicher Stolz, der sich gegen Andere überhebt.

Warum beherrscht uns nun nicht das gleiche Gefühl bei geheimen Vergehungen? Warum bedauern wir nicht auch da den Fehlbaren, der so unglücklich war, zu fallen? Warum sehen wir, statt voll Mitleiden auf den Schuldigen, nur mit Wohl-

gefallen auf uns selbst zurück, daß wir von diesem Fehltritt rein geblieben sind? daß man uns nicht solchen Vorwurf machen könne? Warum freut es uns, in Gesellschaften das Vergehen, die Verirrung, den Fall eines Bekannten oder einer Bekanntin zum Gegenstand der Unterhaltung zu machen? — Ist dies die Wirkung eines wahrhaft reinen Herzens? Ist dies die Frucht des Christensinnes, der unser Gemüth belebt?

O nein, es ist jener Stolz, den Jesus an den Pharisäern tadelte! Es ist jener Stolz, vor welchem er seine Jünger warnte! Es ist jener Stolz, der sich selbst vergöttert! — Und die ihn haben, ach, mit ihrer ganzen Tugend, sie haben ihren Lohn dahin!

Fliehe von mir, Selbstlob, und du, o bethörender Eigendünkel, der mich über fehlende Mitmenschen erheben, mich überreden will, ich könne nie in die Schwäche fallen, wie sie! — Kehre du in mein Herz ein, himmlische Demuth, zarte Bescheidenheit meines göttlichen Lehrers Jesu! Kehre du in mein Herz ein, stiller Kummer um den Sündigenden, du Kleinod und Erbe weichgeschaffener Seelen! Nicht daß ich wünschen wollte, wünschen dürfte, jeden Schuldigen straflos zu erklären, oder ihn den Gesetzen der bürgerlichen Ordnung zu entziehen. Nein, wer Verbrecher gegen die bürgerlichen Einrichtungen des Landes wird, muß zum Schutz und zur Sicherheit der Guten sich der Strafe des Gesetzes unterwerfen. Aber, und sollte ich vermöge meines Amtes selber den Stab über ihn brechen müssen, dürfte ich nicht über den Unglücklichen eine Thräne des Mitleids weinen, wie die Mutter voller Wehmuth ist, wenn sie die Fehltritte eines ungehorsamen Kindes strafen muß? — Die Obrigkeit straft nur die verbrecherische That, in so fern sie der menschlichen Gesellschaft Schaden oder Gefahr brachte, aber den Gedanken, den Willen zur That richtet Gott allein; nur der Allwissende richtet, in wie weit das Herz des Menschen bei Vergehungen schuldig gewesen. Denn in das Geheimniß der Sterblichen, und was sie bewegt, dahin, Allwissender! blickst nur Du! Nur Du richtest: wie dürfte ich Dir gleich thun? Wie darf ich lieblos verdammen, wo Du vielleicht verzeihst? Wie darf ich den eines Fehltritts willen verwerfen, welchen Du vielleicht um anderer Tugenden willen aufnimmst?

„Auch ich verdamme dich nicht!“ sprach Jesus zur Sünderin. So will ich sprechen, wenn ich einen Fehlbaren erblicke. Wer obrigkeitliche Gewalt hat, richte die That; Gott richtet das Herz! — Aber ich will nicht lieblos den Verirrten verurtheilen; will mich nicht daran weiden, ihn im Schatten zu sehen, um meine Vollkommenheit daneben desto prangender scheinen zu lassen; will nicht mir selbst sagen: so tief kann ich nie fallen, hätte ich nie fallen können. Solcher Hochmuth des Herzens, solche Sicherheit ist die erste Stufe zum Sturz. Du, o Gottessohn, lehrtest mich wachen und beten, daß ich die Versuchungen zur Sünde vermeide — so will ich denn über mein Herz, über alle meine Urtheile wachen, damit ich jederzeit mit höherer Freude beten könne: Und vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern! Amen.

XIX.

Mit der Sünde tändeln.

1 Kor. 10, 12.

Die Sünde herrscht, um Alles zu zerrütten;
Erschüttert Thronen, und verwüstet Hütten;
Trübt jedes Segens Quell; bringt allen Tagen
Verjüngte Plagen.

Darum ziehn Weh und Elend auf der Erde;
Oft winken sie mit lächelnder Geberde;
Doch immer führen uns der Thorheit Scherze
Zu bitterm Schmerze.

„Es ist freilich wohl nicht ganz recht; es sollte nicht sein; aber doch bringt es weder mir noch Andern Schaden; warum sollte ich mir die kleine Lust versagen?“

So denkt man oft im Leben, wenn man sich von diesem oder jenem Gelüste angezogen fühlt, und doch zugleich empfindet, es sei darin etwas Anstößiges und Beleidigendes für ein zartes Gewissen. Man möchte zwar nicht Sünder sein, aber doch die Lust geniessen, welche nicht selten der Genuß verbotener Früchte gewährt. Man glaubt sich mit seinem Gewissen schon verständigen zu können, wenn man sich überzeugt, daß der Schade, welcher aus einer unerlaubten Handlung allenfalls entspringen dürfte, höchst unbedeutend sei.

Es gibt ihrer Viele, die, wenn sie einen Reichen in Kleinigkeiten übervortheilen können, es ohne Bedenken thun zu dürfen

glauben. „Ich würde mich schämen," heißt es dann zur eigenen Rechtfertigung, „ich würde mich schämen, im Handel und Wandel einen Armen zu verkürzen. Es ist mein Nächster. Unrecht Gut gedeiht übel. Ich gebe ihm vielmehr wohlfeiler, es ist ein Almosen. Ich verdiene Gotteslohn. — Aber einem reichen wohlhabenden Manne mehr abzunehmen, als die Waare werth ist, ihn im Handel zu überlisten, mir auf seine Unkosten Vortheil zu machen — obschon es nicht im strengsten Sinne recht heißen kann — möchte ich mir nie zur Sünde anrechnen. Der Schade davon ist für ihn kaum merklich; aber der Vortheil für mich groß. Er kann schon geben von seinem Ueberflusse!"

Es gibt Andere, welche freilich eingestehen, Wahrhaftigkeit sei die schönste Zierde der Rechtschaffenen; aber eine kleine Großprahlerei glauben sie sich schon verzeihen zu dürfen. „Solch eine Lüge bringt Niemandem Schaden," sagt man, „aber sie kann mir nützen. Die Welt will einmal betrogen sein. Wer sich und seine Sache nicht selber ehrt, den und dessen Sache ehrt Niemand. Man muß ein wenig Geräusch über Gebühr machen, sonst wird man nicht angesehen!"

So in diesen, so in andern Gelegenheiten hat der Mensch immer Entschuldigungen für das, was er an sich zwar für unrecht, aber doch unter gewissen Umständen für sehr erlaubt hält. Als wenn ein Unrecht jemals Recht, eine Untugend jemals Tugend sein könnte!

Oder woran erkennen wir die Gerechtigkeit und Gottgefälligkeit unsers Thuns? Ist Nutzen und Schaden, Gewinn und Verlust, oder ist unser Gewissen der sicherste Prüfstein der Redlichkeit?

Du hältst für erlaubt, was Niemandem Schaden bringt. Es mag geschehen im bürgerlichen Leben, daß mancherlei Handlungen vom Gesetze nicht verboten sind, weil der Nachtheil davon gering ist. Das Gesetz des Landes straft nur das gröbere Vergehen. Aber kann dein Gewissen Alles billigen, was im bürgerlichen Leben ungestraft geschieht? Sollten wir als Christen, als Kinder Gottes, nur darum das Gute thun, weil es Nutzen bringt; nur dann das Böse meiden, wenn es mit Gefahr für uns und Andere verknüpft ist? — Nein die Tugend ist Tugend, auch wenn sie uns Verfolgung zuzieht; das Laster ist verfluchungswürdig, auch mit Krone und Purpur angethan, und Tonnen Goldes bietend.

Und wer ist dir Bürge, daß dieses Unrecht, welches du dir gestattest, ohne böse Folgen bleiben werde? Durchdringt dein Geist die unermeßlichen Verbindungen der Zukunft mit dem jetzigen Augenblick? Siehst du in der Menschenbrust, was eine falsche That, ein falsches Wort, ein bloßer Wink in ihnen aufregt? — Wie kann aus Bösem Gutes erblühen? Seit wann tragen Dornen und Disteln süße Früchte?

Was an sich Unrecht ist, kann nie, es sei groß oder klein, Segen bringen; und die Lust, welche aus der Sünde entspringt, sie scheine noch so verzeihlich, verwandelt sich früh oder spät in Fluch über dir. — Es ist gefährlich, mit der Sünde scherzen; es ist gefährlich, mit der Sünde tändeln!

Wehe! und wie oft tändeln wir mit der Sünde leichtsinnig und arglos — spielen am Rande eines verderbenvollen Abgrundes, gleich Kindern, die sich einer Blume willen des Lebens entschlagen!

Es heißt mit der Sünde tändeln, wenn man sie zwar meiden, aber doch die Lust genießen will, die aus dem Verbotenen oft zu quellen pflegt. Du verachtest den Trunkenbold, und fleuchst sein Laster; aber unter vertrauten Freunden zuweilen einen fröhlichen Tag zu leben, deine Sinne mit geistigen Getränken zu betäuben, und einer ausgelassenen Freude anzugehören, nennst du nicht gefährlich. — Und wenn dein Bewußtsein im Rausche bald verloren war, bist du dann deiner Zunge immer mächtig gewesen? hattest du nachher nie Ursache, vor dir und den Deinigen zu erröthen? — Du verabscheust den Ehebrecher, den Wollüstling. Deine Seele ist rein von Unzucht. Aber es dünkt dich ohne Gefahr, vertraute Freundschaft mit einer Person andern Geschlechts zu schließen. Schön dünkt dich ein Bündniß der Seelen, auf welches niedrige Triebe keinen Einfluß haben. Du willst die Wonne zärtlicher Freundschaft, nicht ihre Entehrung. Wie lange aber werden deine Verhältnisse tadellos sein? Welche Begierden, welche Hoffnungen kann ein unbewachter Augenblick in dir entzünden? Bist du allezeit Meister des süßen Rauschs deiner

Leidenschaft? Du spielst an Abgründen. Du bist bereit, Mörder an Glück, Ruhe und Ehre der Person zu werden, deren Ehre, Ruhe und Glück dir heute noch über Alles gelten.

Es heißt mit der Sünde tändeln, wenn man an Dingen, die man zwar selbst nicht billigt, auch nicht thut, Vergnügen findet, wenn sie von Andern geschehen. — Du möchtest selbst in keiner Gesellschaft boshaft witzeln, Keinen durch Neckereien betrüben, oder dir zum Feinde machen; aber doch belustigt es dich, die Neckereien Anderer zu hören. Dein Beifall muntert dazu auf. — Du möchtest nie deines Mitmenschen Verleumder sein; aber wenn die Andern Böses und Schlechtes von Andern erzählen, so unterhält es dich. Deine Neugier, dein Erstaunen, dein Lächeln, dein mitleidiges Achselzucken — ist es nicht Nahrung der Ohrenbläserei? — Du bist viel zu edel, um dir anvertraute Geheimnisse auszuplaudern. Nie wirst du zum schimpflichen Verräther dich entwürdigen. Aber doch zürnst du es nicht, wenn Andere dir verrathen, wo sie Verschwiegenheit gelobt hatten. Doch hältst du es für erlaubt, Andern Geheimnisse abzulocken. Ist es edler, Verräther zu machen, oder zu sein? Ist zwischen dem Dieb und seinem Hehler der Unterschied wichtig?

Es heißt mit der Sünde tändeln, wenn man sich den Schein gibt, böser zu sein, als man ist, um unwürdigen Menschen zu gefallen. — Wie oft geschieht es! und wie oft aus falscher Gefälligkeit und Schonung, ohne eigenen Hang! — Man beschönigt dann freilich das Ungerechte solches Betragens, und spricht: Unter den Wölfen muß man mitheulen. Man zuckt die Achseln und sagt: Aber ich konnte doch nicht widersprechen! Es schickte sich für mich nicht, da die Tugend predigen zu wollen. Ich mußte wohl mitmachen, um nicht das Gelächter und der Spott der Andern zu werden. — Aber das Gefühl deines Unrechts bleibt dir doch. Andere schämen sich ihrer Flecken, verbergen sie, und heucheln, besser zu sein, als sie sind; du aber schämst dich deiner Reinheit und Unschuld. Ach, man liebt wohl das nicht gar innig, dessen man sich so leicht schämt! Wem es rühmlich dünkt, verdorbenen Menschen zu gleichen, wenn auch nur für Augenblicke, ist wohl nicht mehr so weit von ihrer Verdorbenheit entfernt, als er selbst glaubt. Eine Tugend ohne Begeisterung und Muth ist durch Feigheit ihrem Untergange nahe.

Es heißt mit der Sünde tändeln, wenn man sich verzeiht, zu irgend einer guten Absicht unerlaubte Mittel zu gebrauchen. Wer den Reichen betrügt, um dem Armen wohlzuthun; wer zur Empörung ermahnt, um ungerechte Obrigkeiten zu strafen; wer fremdes Gut veruntreut, um seine und seiner Familie Ehre aufrecht zu halten: ist der zu entschuldigen vor Menschen und Gott? Seit wann läßt sich mit den Werken der Hölle die Seligkeit des guten Gewissens verdienen? Seit wann führt die Straße des Verbrechens zum Himmel? Und doch ist es in unzähligen Fällen des gewöhnlichen Lebens nichts Seltenes, daß der Mensch in der Wahl seiner Mittel sehr leichtsinnig sein kann, wenn er sich nur mit irgend einem löblichen Zweck zu entschuldigen weiß. Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten.

Aber wie sollte ich hier alle Anlässe nennen, wo der Sterbliche auch nur in Kleinigkeiten frech mit der Sünde tändelt, wo er zwar ihre Lust genießen will, und sie selbst doch zu vermeiden hofft! Irret euch nicht! Ihr wähnet mit der Hölle zu tändeln, und sie tändelt mit euch! Beruhige sich doch Keiner mit dem Glauben: Ich weiß, was ich thue, und lasse mich nie zu weit verleiten. Mein Scherz wird nie Ernst; ich stehe durch meine Grundsätze sicher, und begebe ich mich schon selbst in einige Verschuldung — meine Besonnenheit wird mich allezeit vor dem Schlimmsten bewahren!

„Wer sich läßt dünken, er stehe, mag wohl zusehen, daß er nicht falle!“ ruft die Stimme der heiligen Schrift. 1 Kor. 10, 12. Es ist die weiseste Lebensregel für Jeden, dem ein eigener, unentweihter Werth das heiligste Gut sei.

Zwar oft kann die Handlung, welche nur an Unrecht grenzt, sehr unwichtig sein; aber die Handlung, von welcher unser inneres Gefühl sagt, sie sei unrecht, ist nicht mehr unwichtig. — Das Verbotene, das wir thun, sei es auch noch so geringfügig, ist verboten; der Fehler, den wir uns leichtfertig verzeihen, sei er

auch noch so unbedeutend, er ist immer ein Fehler!

Besonders müssen wir auf unserer Hut sein, daß wir nicht das nur für eine kleine Sünde halten, was nur kleine oder gar keine Folgen hat. — Das Sündigen liegt nicht in der That ausser uns, die wir begehen: sondern in dem Sinne, mit welchem wir handeln. Die Größe unserer Schuld liegt nicht in der Größe und Abscheulichkeit des äussern Verbrechens, welches der weltliche Richter beurtheilen kann, sondern in der Strafbarkeit unserer Gesinnungen dabei. Es hat schon Vatermörder gegeben, welche aus Unvorsichtigkeit das Leben dessen verkürzten, dem sie das ihrige zu danken hatten; aber Andere, die ihren Aeltern boshafterweise im Herzen Böses wünschen, sind sie nicht abscheulicher, als jene unvorsichtigen Mörder? Eine entehrte Jungfrau ist der Gegenstand allgemeinen Mitleidens oder allgemeiner Verachtung; aber wie Viele sind, die sich der strengsten äussern Zucht befleißigen, und mit ihren Gedanken größere Schande treiben, als die Entehrte! — Nicht was wir thun, ist Sünde, sondern wie wir es thun. Dieses richtet Gott; jenes können Menschen richten. — Ein unreiner Wunsch, ein stiller Fluch, ein verhehlter Neid, obgleich ohne äussere Folgen, kann so große Sünde sein, als das äusserlich vollzogene Verbrechen.

Es ist gefahrvoll, mit der Sünde zu tändeln, auch wenn das Unrecht, dessen wir uns schuldig machen, noch so unbedeutend wäre in seinen ersten Folgen. Zu Allem ist immer das Samenkorn klein. Aber sei die Saat des Giftkrautes klein, wie ein Sonnenstäubchen, es wird, ausgestreut, Wurzel fassen, keimen, aufwachsen und verderblich wuchern. Selbst harmlose Scherze, von denen unser Gewissen sagt, es liege in ihnen etwas, das nicht zu billigen sei, sollen wir meiden — sie drohen Gefahr. Wie oft geschieht es zum Beispiel, daß man sich an jungen Kindern belustigt, wenn sie die Unarten der Erwachsenen nachahmen, ohne zu wissen, was sie thun? Was die Alten belustigt, wird bald der Kleinen Ernst. — Wenn man die Eitelkeit der Unmündigen belächelt, wie sie sich schmücken und zieren, oder ihre Gestalt im Spiegel bewundern, oder mit Stolz auf schlechter gekleidete Altersgenossen hinblicken — das Gefühl sagt Jedem, dies Belächeln sei nicht recht. Wer sich es verzeiht, säet in das empfängliche Herz der Unmündigen den Samen der Hoffart. Es scheint so verzeihlich, die Lüge eines Kindes, womit es sich aus Verlegenheiten zog, zum Gegenstand des Scherzes zu machen, obgleich das innere Gefühl spricht: Unrecht billigen ist selbst ein Unrecht. Aber euer Scherz wird zum Tode der Unschuld; ihr heget und pfleget ein aufkeimendes Laster.

Es ist gefahrvoll, mit der Sünde zu tändeln. Denn schwer ist jederzeit die Grenzlinie des Erlaubten und Unerlaubten zu beobachten. Ein an sich unschuldvolles Vergnügen kann sich schon dadurch entarten, daß es uns durch öftere Wiederholung zum unentbehrlichen Bedürfnisse, dadurch zur Gewohnheit, endlich zur Leidenschaft wird, wogegen zuletzt alle Gründe der Vernunft nichts vermögen. Zwar lange täuscht sich der Mensch, auch wenn schon der innere Wächter ruft: in diesem Vergnügen lauert die Gefahr! Zwar lange tröstet er sich damit: aber es ist doch an sich unschuldvoll; und im Fall der Noth könnte ich ihm immer entsagen. Er tröstet sich, er tändelt mit seinem Verderben, bis es zu spät ist, und die Gewalt der erwachsenen Leidenschaft entweder die Heiterkeit des Gemüths oder die Gesundheit des Leibes vernichtet. Dünke sich Niemand so stark, jeglicher Versuchung Trotz bieten zu können. Es schlägt für jeden Sterblichen eine verrätherische Stunde. Wer sich läßt dünken, er stehe, mag wohl zusehen, daß er nicht falle!

Darin liegt das Gefährliche, mit dem Unerlaubten zu tändeln, daß wir schon Neigung zum Verbrechen tief in uns tragen, sobald wir Gefallen daran finden, uns dem Unerlaubten zu nähern. Die Sünde ist vielleicht noch nicht vollbracht — wir verabscheuen sie noch — während sie uns schon mit weichem, unsichtbarem Garn umsponnen hat. Die spielende Mücke gaukelt um das brennende Licht in immer engern und engern Kreisen; zuletzt, wie ergriffen, stürzt sie verloren in die verzehrende Flamme. Wer sich freiwillig einer Gefahr der Sünde hinstellt, hat schon Begierde, mit ihr zu unterhandeln. Hasste er das Verbrechen mit Ernst, er würde dessen

Nähe auch mit Ernst meiden, und schon die Möglichkeit des Ausschlüpfens scheuen. Lust an einem Genusse, den das Verbotene aus der Ferne zeigt, ist schon Lust zur Sünde selbst; nur gestehen sich die Sterblichen selten die Wahrheit früher, bis sie das Schreckliche nicht mehr läugnen können, was sie vorher für unmöglich gehalten hatten. — Darum, wer sich läßt dünken, er stehe, mag wohl zusehen, daß er nicht falle!

Auch der entsetzlichste Verbrecher war ehemals unschuldig. Er begann seine schauderhafte Laufbahn nicht mit Gräuelthaten, vor denen sich das menschliche Gefühl empört, sondern mit halb unschuldigen Scherzen, mit flüchtigen Gedanken, vor deren Ungerechtigkeit er selbst noch erröthete. Doch lockte ihn Wohlgefallen am Genusse, den das Unrecht gewährte; sein erstes Verbrechen war, sich das Kleinste zu verzeihen, was tadelnswerth schien. Damit ward er vollendeter Sünder. Wer den ersten falschen Schritt entschuldigen kann, wird auch eine Rechtfertigung für den zweiten erfinden; der dritte scheint ihm schon ungefährlich, der vierte sogar rühmlich — dann wird jeder andere nothwendig, unaufhaltsam, bis hinab in die Tiefe des Elendes. Wer des einzelnen leichten Staubes nicht achtet, der sein Gewand überfliegt — und wie unbedeutend ist doch jedes Stäubchen an sich! — wird zuletzt vom Unflath bedeckt.

Es ist gefahrvoll, mit der Sünde zu tändeln. O ich fühle es, Gott, du Allerheiligster, ich fühle es; und doch, wie oft — du Allwissender weißt es — wie oft vergaß ich mich selbst, und gab mich in die Versuchung hin! Nicht Du führst in die Versuchung zum Bösen, sondern der Mensch sich selber, wenn er von seiner eigenen Lust gereizt und gelockt wird. — Und ich ward Deiner, ward meines Jesu, ward meiner selbst unwürdig!

Nein, nein, es ist keine Sünde gering, kein Unrecht verzeihlich. Auch der kleinste Flecken entehrt die Unschuld. O, daß ich es immer bedächte! daß ich mich nicht zu stark und sicher glaubte! — Darum will ich ernster über mich selbst wachen, und was mein Gewissen mißbilligt, bleibe von meinem Herzen fern. Ich will mir auch nicht den unerlaubten Gedanken verzeihen, und überrascht er mich — möge er noch so angenehm reizen, möge er auch auf meine äussern Handlungen nicht den geringsten Einfluß haben — ich will ihn zerstreuen. Denn er entehrt mich, Herr, vor Dir; der erste unreine Wunsch ist immer die erste Weihe zum nachfolgenden Verbrechen. Was ich selbst zu thun mich schäme, will ich nie mit Vergnügen an Andern bemerken; mein Beifall soll keine Thorheit auf fremdem Boden begünstigen. Ich will mich heiligen, Herr, mein Gott, in Deiner Wahrheit, in Deiner Gerechtigkeit, daß ich in jedem Augenblicke meines Daseins getrosten Muthes zu Dir aufschauen könne. Amen.

XX.

Eine Sünde der andern Mutter.

Jak. 1, 14. 15.

O Du, du ewige Geduld,
Vergib, vergib mir meine Schuld,
Denn meine Seel' ist bange;
Du, welcher Tausenden verzieh,
O mein Erbarmer, rette sie
Vom großen Untergange.

„Aber ein allzuzartes Gewissen, ist es nicht endlich auch des Menschen Last? Stört es ihn nicht im Genusse der allerunschuldigsten Freuden?“ — So führen gewöhnlich die Menschen ihre Sprache, wenn sie sich es mit ihrem Christenthum etwas bequemer machen wollen. Und wenn sie es nicht aussprechen: so denken sie es doch gern im Stillen. — Man muß es, sagen sie, doch auch nicht allzustrenge nehmen, sich nicht sogleich wegen Kleinigkeiten mit Selbstvorwürfen peinigen, nicht aus einem leichtsinnigen Schritt, den man wohl, nach der Strenge beurtheilt, anders hätte thun können, sogleich eine ungeheure Missethat machen. Wie viele Leute gibt es nicht, die darum recht froh und in mancherlei Betracht sogar recht brav und schätzenswerth sein können, wenn sie sich schon in diesem oder jenem Punkte etwas zu gut halten, was nun wohl nicht mit der christlichen Pflichtenlehre auf das Vollkommenste übereinstimmt. Man sehe doch nur das Leben und Treiben ganzer Völker! Was wir nach unsern Vorstellungen schon für großes Sittenverderbniß halten, ist bei ihnen ganz alltägliches Thun. Man würde dort nur über unsere zarten Grundsätze lachen.

So spricht man.

Aber Vernunft, Natur, Erfahrung und

Offenbarung sprechen: Wer kann sagen, daß ein zartes Gewissen eine größere Last sei, als ein böses Gewissen? Wer kann sagen, daß ein zartes Gewissen, welches auch den geringen Fehler untersagt, uns bei der daraus entstehenden Seelengüte mit Seelenfrieden in allen Lebensstürmen lohnt, — wer kann sagen, daß es unschuldige Freuden störe, da es — Jeder prüfe sich selbst — die innigsten Freuden gewähre? Allerdings ist es möglich, daß Personen, die es mit der Tugend nicht allzugenau nehmen, doch in manchem andern Betracht sehr achtungswürdig und ihres Lebens übrigens sehr froh sein können. Sind sie aber auch wirklich achtungswürdig in den Stücken, wo sie sich verfehlen? Glaubst du, daß sie auch froh da sein können, wo sie Unrechtes begehen? Meinst du, die Ordnung der Natur mache bei ihnen eine Ausnahme, daß das Schlechte sich nicht selbst früh oder spät an ihnen räche? Wahr ist es, das Leben und Treiben mancher Völker ist von einer solchen Beschaffenheit, daß dieselbe oft in vollem Gegensatze mit der Lehre Jesu, mit den Vorschriften des Heils steht; daß bei ihnen alltäglich ist, und worüber sich Niemand mehr ärgert oder wundert, was bei uns schon großes Sittenverderbniß heißt; aber wahr ist es auch, daß diese Völker ihrem Untergange entgegengehen, einem Elende, welches sich durch alle Familien quälend verbreiten wird. Gehe hin und forsche: wie viel sind der Glücklichen dort heute noch? Mitten durch den Lärm der Lustbarkeiten und des Jagens nach Vergnügen werden die Flüche und Klagen ihnen zuklingen.

Es kommt gar nicht darauf an, was Andere sind, sondern was du, wenn du vollständig glücklich werden möchtest, sein sollst. Es kommt darauf an, was du sein willst, ob ein höheres oder niederes Geschöpf Gottes; ob vollendeter zu deinen wahren überirdischen Bestimmungen, oder unvollkommener und noch weit zurück vom Ziel. Es kommt darauf an, ob du glaubst, du seiest eigentlich Geist, oder nur überall Leib und Thier von etwas vorzüglicher Gattung.

Ohne einen Unsinn auszusprechen, den dein Innerstes sogleich verwirft, ist deine Antwort bald entschieden. Aber eben so bald ist auch entschieden, daß Vergehungen geringer Art nicht mehr gleichgültige Dinge sind; daß jeder Fehltritt, ohne Ausnahme, eine Verirrung vom Wege des Glücks und der Vollendung sei; daß keine Sünde, welchen gefälligen Namen ihr die Menschen auch geben mögen, entschuldigt werden könne. Ja, du wirst gleich eingestehen, wenn du nur einen leichten Blick in die Beschaffenheit der menschlichen Natur geworfen, oder jemals mit einiger Aufmerksamkeit die Geschichte unglücklich gewordener Personen hörtest: daß, wer sich ohne Bedenken einen Fehler erlauben und zu gut halten kann, zu den schwärzesten Verbrechen Anlagen hat. Denn eine Sünde ist die Mutter der andern. Darum sagt die heilige Schrift: Ein Jeglicher wird versucht, wenn er von seiner eigenen Lust gereizt und gelockt wird. Darnach, wenn die Lust empfangen hat, gebiert sie die Sünde; die Sünde aber, wenn sie vollendet ist, gebiert sie den Tod. Jak. 1, 14. 15.

Wie ein Krebsschaden am Leibe zuerst ein kleiner, kaum bemerkbarer Punkt im Fleisch ist, der sich, weil man seiner zu wenig achtet, unmerklich erweitert, dann, je mehr er wächst, um so stärker er um sich frißt, endlich grausenhaft ganze Gliedmaßen zerstört, bis er die edlern Theile des Körpers ergreift, sie auflöset, und über das Ganze den Tod bringt: so die Sünde. Ihr erstes Erscheinen ist immer unscheinbar: eine Kleinigkeit, die man wohl übersehen zu können glaubt, eine Neigung, die gar nicht gefährlich zu werden droht. Erst wenn sie wirklich zu drohen anfängt, wird man aufmerksamer; aber gewöhnlich ist der geistige Schaden dann schon unheilbar. Wer sieht nicht dem Jünglinge nach, wenn er vielleicht zu empfindlich, allzuleicht aufbrausend ist? — Man nennt es jugendlichen Ungestüm, ein edles Feuer, das man nicht auslöschen soll. Er begeht in der Hitze vielleicht manches Unrecht. Doch man findet es sehr verzeihlich. Es ist ja nur in der Hitze begangen. Er wird sich, wenn er in das Leben hinaustritt, schon mäßigen lernen, Erfahrung wird ihn schon abkühlen. — Aber wie würde euch werden, wenn ein Seher der Zukunft an eurer Seite stände und spräche: Wohl wird seine unmäßige Hitze sich erkühlen, aber erst auf dem Blutgerüste! Er wird seinen eigenen Bruder einmal erschlagen!

Wie unschuldig ist doch das Vergnügen eurer Tochter am Lesen gefühlvoller Dichter, rührender Schauspiele, empfindsamer Romane! Es geschieht ja nur in Nebenstunden. Man kann es sogar rühmlich finden, daß sie ihren Geschmuck verfeinert, ihre Empfindungen veredelt. Zwar möchte ein Freund euch warnen, ihre Einbildungskraft sei ohnedem schon lebhaft, ihr Gefühl reizbar genug. Aber ihr hoffet, sie sei viel zu vernünftig, sich von der Uebermacht der Gefühle beherrschen zu lassen; sie habe feste Grundsätze. Inzwischen macht das gereizte Gefühl Neigungen wach, die sie euch und sich selbst verbirgt. Es begegnet ihr ein entsprechender Gegenstand. Sie liebt und glaubt rein wie ein Engel zu lieben. Ihr bewundert ihre schöne Seele, ihre Empfindsamkeit, die bei den Leiden eines Würmchens trauern könnte. — Aber stände ein Seher der Zukunft an eurer Seite, wie würde euch werden, wenn er spräche: Und sie wird als Kindesmörderin enden!

Ihr preiset den lernbegierigen Knaben. Er hat Ehrgefühl, darum unterläßt er Manches, was Andere sei es Alters Nichtswürdiges treiben, weil sie sich aus Schande oder Bestrafung nicht viel machen. Zwar man könnte sagen: dieser Knabe thut das Bessere nicht, weil er einsieht, es sei besser, sondern weil er einsieht, es bringe Ruhm; und erhalte nur das für gut, was Ehre einbringt, das Uebrige für gleichgültig. Ihr gestehet selbst, er gehe manchmal in seiner Ehrbegier zu weit. Allein, wie verzeihlich ist das! Ehre ist der kräftigste Sporn zu allem Großen. Wer davon getrieben wird, vergißt sich nicht leicht. Das Gute davon wird nicht immer das Schlechte überwiegen. Ihr selbst reizet den Ehrdurst des Knaben noch mehr. Wie hohe Hoffnungen habet ihr von dem aufstrebenden Geiste des Jünglings! Und wenn er schon zuweilen im Stillen sich manches Unrecht erlaubt, weil es nicht Jedermann weiß — ihr zuckt entschuldigend die Achsel; ihr denkt, wer wäre auf Erden, der nicht auch seine Fehler hätte? — Wie aber würde euch werden, wenn ein Seher der Zukunft euch offenbarte: Dieser geht über einen von ihm verübten Kassendiebstahl als verzweifelnder Selbstmörder aus der Welt!

Euch freut die frühe Ordnungsliebe des Kindes. Ihr lobet es. Das Kind ist nicht genäschig; es spart an seinen Lekkerbissen länger als andere. Es hebt alle Kleinigkeiten sorgsam auf, und findet Vergnügen am Einsammeln. Wer sollte dies nicht loben? wer dem lieben Kleinen nicht gern verzeihen, daß er, der so viel Vergnügen an seinen Sachen findet, davon andern Kindern sehr ungern leiht, da sie Alles verderben? Ihr habet nichts Angelegeneres, als diesen Geist der Ordnung und Sparsamkeit auch in den kleinsten Dingen zu unterhalten, aufzumuntern. Ihr saget mit ganzer Selbstzufriedenheit voraus: Der wird einmal das Seinige zu Rathe halten, und nicht verhungern! Aber wie würde euch werden, wenn ein Seher der Zukunft zu euch redete, und spräche: Er wird in Allem kleinlich sammeln, ohne zu haben, und einst als Geizhals verhungern!

Eine Sünde ist der andern Mutter. Ein Fehler, so klein er sein mag, den wir an uns entschuldigen, führt sich bald einen andern zur Gesellschaft herbei. Darum auch das Geringste, was in uns unrecht ist, darf demjenigen nicht gleichgültig bleiben, der eine dauernde Glückseligkeit begehrt.

Es ist in der Natur des Menschen ein so zarter und inniger Verband aller Kräfte und Vermögen, daß sehr leicht durch die Mängel des einen Theils die freie Thätigkeit aller übrigen gehemmt wird, und der Fehler des einen alle andern zum Fehlen bringt. Das Uebergewicht der Einbildungskraft verwirrt leicht die Urtheile des Verstandes; die falschen Beurtheilungen der Dinge lenken den Willen in falschen Richtungen zum eigenen Schaden. — Wo hingegen die kalt berechnende Verständigkeit den Vorrang gewinnt, geschieht es gar oft zum Nachtheil der Alles belebenden und erwärmenden Einbildungskraft; dadurch entsteht Schwäche der Gefühle, und neben aller Klugheit nimmt Hartherzigkeit zum Unglück Anderer, wie zum eigenen, die Stelle ein. — Man erkennt daraus, wie wichtig es in der Erziehung der Kinder ist, auf ihre ersten Aeusserungen und Neigungen die vorzüglichste Aufmerksamkeit zu richten; — wie nothwendig es sei, wenn sich bei denselben irgend eine Eigenschaft des Gemüths schon von selbst sehr lebhaft bezeigt, diese nicht unvorsichtiger Weise noch stär-

ker und auf Unkosten Anderer zu wecken, sondern vielmehr, was schwächer ist, durch Anreizung mehr zu beleben.

Dies ist das Geheimniß der Jugenderziehung, daß man aus den vorherrschenden Neigungen des Kindes die Beschaffenheit seiner Seelenvermögen erforschen, und daß man diese in dem richtigsten Verhältnisse zu einander entwickeln helfe, daß nicht das Niedrige mächtiger werde, als das Höhere. Ueber Alles herrschen muß das Gefühl und Bewußtsein des Rechten, des Wahren, des Guten; nichts darf darüber gehen. Die Erscheinung von diesem ist die Tugend. Ihm zunächst untergeordnet ist der Verstand, welcher beurtheilt, berechnet, und das Nützliche sucht. Doch immerdar muß und soll die Liebe des Nützlichen untergeordnet bleiben der Liebe dessen, was recht und gut ist, und die Tugend höher stehen, als die Klugheit. Dem Verstande untergeordnet und von ihm beherrscht sei die Einbildungskraft und das Gefühl. Doch nur herrschen soll er, nicht aber unterdrücken und ertödten. Ein fehlerhaftes Verhältniß in der Stärke und Ordnung der Gemüthsvermögen ist einer geistigen Verkrüppelung gleich und die erste Quelle späten Unheils. Ein Mangel zeugt den andern.

Daher ist selbst schon eine einzige unrichtige Vorstellung hinlänglich, großes Uebel zu stiften. Denn in der engen Verbindung aller unserer Vorstellungen leiden alle durch die Schuld der erstern, die unrichtig war. Sie vergiftet die ihr nächste und verwandteste; diese die übrigen. Die Vorstellungen aber, welche wir von den Dingen haben, leiten unsere Begierde. Eine falsche Vorstellung ist die Mutter einer falschen Begierde; und die Unlauterkeit unsers Begehrens erzeugt das Sträfliche unserer Handlungen. Können wir auch gleich den Irrthum an sich keine Sünde nennen, so ist er doch ein Fehler des Verstandes und nicht selten der Urheber der größten Uebel. Traurig genug, wenn uns erst der Schaden der Erfahrung zur Erkenntniß unsers Irrthums führt. Es thun daher diejenigen nicht wohl, welche gegen die bessere Belehrung des Volks, gegen die Vernichtung herrschender Vorurtheile, gegen Aufhebung des Aberglaubens eifern. Möge ein Irrthum noch so unschädlich zu sein scheinen: er ist eine Beschränkung des Verstandes; er ist ein Fehler des Vorstellungsvermögens, und jeder Fehler leitet zu Fehlern. Das Vorurtheil, welches in einem Falle sehr nützlich sein kann, ist in hundert andern Verbindungen, die euerm Auge entschlüpfen, nothwendig Verderben führend. Nur die Wahrheit ist gut; nur sie steht im Einklange mit Gottheit, Natur der Dinge und Menschenglück. — Was ist die Sünde? Eine fehlerhafte Neigung; aber die Neigungen, sind sie nicht die Wirkungen vorausgegangener Vorstellungen?

Achte in dir keinen Fehler für eine gleichgültige Sache; entschuldige ihn nicht mit dem Beispiel Anderer, nicht mit deiner empfangenen Erziehung, nicht mit dem Alter, in welchem du eben stehst, nicht mit deinem Temperament. — Was hilft dir diese Entschuldigung, sobald du den Fehler als Fehler erkennst? Wird er es darum minder sein? Werden nicht seine unseligen Wirkungen früher oder später strafend über dich einbrechen? Ist je aus einem Bösen etwas Gutes erwachsen? Sündigest du an deinem Leibe, körperliche Zerrüttung wird folgen; sündigest du gegen Andere, das Uebel wird dir unverhofft widerfahren.

Nenne nicht eine Neigung, die du zwar selbst nicht öffentlich ohne Scham bekennen würdest, welche aber doch, wie sie gegenwärtig ist, Keinem zum wirklichen Schaden gereicht, darum unschuldig. Aber welchen Schaden bringt sie dir? Kannst du dies berechnen? Siehst du, wie das Spiel deiner Einbildungskraft in die übrige dunkle Welt deiner Vorstellungen hineinwirkt? — Genug, diese als unschuldig gepriesene Neigung ist deines Unglücks schuldig, oder kann es werden, denn sie ist tadelhaft, weil du sie nicht ohne Scham vor dir ehrwürdigen Personen aussprechen würdest. Und eine Sünde wird im Verborgenen die Mutter der andern. Du wirst von deiner Lust gereizt und gelockt. Wenn die Lust empfangen hat, gebiert sie die Sünde; die Sünde aber, wenn sie vollendet ist, gebiert sie den Tod.

Halte keine Neigung, die an sich und in den Augen Gottes tadelnswürdig ist, darum für unschuldig, weil sie noch niemals in äussere Wirksamkeit übergegangen ist. Denn die du heute noch beherrschest, sie wird dich

morgen beherrschen, weil du sie im Stillen nährest und pflegest, daß sie erwachsen muß. Bald wirst du dich nicht mehr von ihr trennen können, denn ihre Wurzeln haben schon zuviel andere deiner Vorstellungen, Gefühle und Wünsche umsponnen. Sie lebt nicht bloß in dir, du wirst bald in ihr leben. Es wird dir unerträglich werden, sie nicht in der That zu erfüllen — du bist ihr Sklave — die Sünde führt zur Sünde — und der Sünden Sold ist Verderben, ist Tod.

Nenne auch die leiseste tadelnswürdige Neigung nicht gefahrlos, weil du auf deine übrigen Grundsätze vertrauen könntest, oder weil deine besondern Verhältnisse dir nicht gestatten, sie jemals zu befriedigen. Kannst du die fehlerhafte Begierde nicht erfüllen, warum nährst du sie denn? So lebt doch neben ihr schon ein verbrecherischer Wunsch! — Kennst du die Zukunft, den Wechsel der Verhältnisse, der unerwartet eintreten könnte? Bist du in diesem Augenblicke darum minder lasterhaft, weil du es zwar sein möchtest, aber ohne Gelegenheit bist, die Missethat zu verüben? Ist der Dieb im Kerker darum minder Dieb, weil er, obgleich zum Stehlen begierig, nicht mit den gefesselten Händen stiehlt? — Du bist schon strafbarer, als du wähntest. Wer auch nur ein Weib in Gedanken begehrt, der hat schon die Schuld des Ehebrechers! sprach Christus. Matth. 5, 28.

Eine Sünde ist die Mutter der andern. Weigere dich, der ersten, der leichtesten, der verzeihlichsten dich hinzugeben, und sie werden dich alle meiden. Biete der kleinsten die Hand, unerwartet werden dich in der Verkettung der Umstände die größten umgarnen.

Es schreitet oft wohl der Jüngling arglos zum Spiel mit Karten und Würfeln; es gewährt ihm ein schuldloses Vergnügen; und schuldlos ist es, so lange er keine vorherrschende Neigung dafür in sich spürt. Aber erscheint die Neigung, so erscheint die Schuld. Es ist nicht mehr das Spiel, es ist die Gewinnlust, die ihm Vergnügen macht. Er wird dieser Neigung allmälig mehr Zeit opfern, als er soll, und höhere Pflichten darüber versäumen. Er wird im übertriebenen Eifer für seine Neigung nicht seiner Gesundheit achten, und feindselig an sich selber handeln. Er wird Verschwender seines Vermögens und Gesellschafter ihm gleichgestimmter, noch schlechterer Leute. Er wird durch den leichten Gewinn Schwelger; durch den Verlust mürrisch, zornig; durch Armuth zu verzweiflungsvollen Wagestücken geneigt; aus Furcht vor der Schande Heuchler. Eine heimliche Schandthat, einmal gelungen, macht ihn zur zweiten und dritten, die kleinere zur größern muthig, der Muth ihn frech, das Glück ihn sicher — bis die schmerzenreiche Stunde seiner Entdeckung und Strafe tönt. — So wird ein Jeglicher versucht, wenn er von seiner eigenen Lust gereizt und gelockt wird. Darnach, wenn die Lust empfangen hat, gebiert sie die Sünde; die Sünde aber, wenn sie vollendet ist, gebiert sie den Tod.

Gott, Gott, du mein Richter! Allwissender! — Ich bin nicht rein von Fehlern — nicht rein von tadelhaften Wünschen — weh mir, so bin ich nicht geborgen vor dem Unglück, welches jeder Sünde folgt. Und ist es nicht der Uebel größtes schon, mich deiner Liebe unwürdig zu wissen? schlechter zu sein und entfernter vom Ziele meiner geistigen Vollendung, als ich sein sollte? O, ich will mich aufraffen, will mich ermannen von meiner Sicherheit. Ich will auch nicht den kleinsten Fehler mir verzeihen, und wollen unedle Wünsche in mir aufsteigen, ich will meinen Blick von ihnen abwenden, mich zerstreuen; zu Dir, Allheiliger, flüchten im Gebet, und um Kraft, um Muth, um Deinen heiligen Geist durch Jesum Christum flehen.

XXI.

In einer Tugend alle Tugend.

2 Petr. 1, 5. 9.

Es strahlt in der Unendlichkeit
Der Wesen
Nur eines Gottes Herrlichkeit.
Und alle Pracht der Sternenfluren
Und alle Wunder der Naturen
Sind Strahlen nur aus dieser Herrlichkeit.

Es waltet in der Ewigkeit
Der Wesen
Nur eines Gottes Heiligkeit.
Die Tugend, die uns hier entzücket,
Und die den Seraph droben schmücket,
Sind Strahlen nur aus dieser Heiligkeit.

Wenige Personen haben wohl auf die Verbesserung ihres Gemüths auch nur die

Hälfte der Zeit, der Mühe und des Nachdenkens verwendet, die sie am Putztisch zur Verschönerung ihres Körpers, oder im Arbeitszimmer zur Verbesserung ihrer Glücksumstände, oder zur Erlernung nützlicher Fertigkeiten und Kenntnisse, oder auch nur zum Genuß fröhlicher Zerstreuungen, verschwenden. Selbst diejenigen, welche keineswegs gegen ihre innere sittliche Vervollkommnerung und Geistesheiligung ganz gleichgültig sind, pflegen sich meistens nur zu begnügen, ihre häuslichen und bürgerlichen Pflichten gewissenhaft zu vollstrecken, dienstfertig gegen Freunde, wohlthätig gegen Arme, gefällig gegen Fremde zu sein, regelmäßig die Kirche zu besuchen, ihre Gebete zu verrichten, und dann im Gewirre des Alltags- und Geschäftslebens das Uebrige dem Zufall oder ihrer jedesmaligen Laune zu überlassen.

Es kann deswegen auch nicht fehlen, daß die Menschen weit schnellere Fortschritte in der Geschicklichkeit des Broderwerbs, in den Künsten der Anmuth, der Höflichkeit machen, als in einer gottgefälligen Selbstheiligung des Gemüths. Sie glauben für diese genug gethan zu haben, wenn sie von sich sagen zu dürfen meinen: Ich bin wenigstens keiner der Schlechtesten! obgleich die Eigenliebe dies ihnen sehr gern zuflüstert, und ungeachtet sie das wahre Innere derjenigen Leute gar nicht kennen, die sie etwa für schlechter zu halten geneigt sein möchten.

Zwar kommen dann auch von Zeit zu Zeit wohl die Stunden der ernsten Selbstbetrachtung, wenn entweder schwere Schicksale sie heimsuchen, und sie keinen Trost mehr, als in Gott finden, oder wenn die Reue sie ergreift beim Anblicke des schwarzen Gefolges mannigfaltiger Vergehungen; oder wenn sie auf ihrem eigenen Krankenlager, oder am Sarge eines Geliebten, die Schauer der Ewigkeit empfinden. Es kommen die Stunden, in welchen man fromme Gelübde zur Besserung thut, und sogar den glücklichen Anfang macht, herrschende Fehler in sich zu bekämpfen, mit Feinden sich zu versöhnen, fremdes Gut, welches unredlicher Weise zurückbehalten wurde, wieder zu erstatten, und Liebe gegen alle Welt zu äussern. Doch die verschwundene Gefahr, die geheilte Krankheit, der Sarg des Freundes wird allmälig vergessen, je tiefer das alles in den Hintergrund der Vergangenheit zurücktritt. Man wird ruhiger, endlich gleichgültiger, und befindet sich zuletzt wieder in der vormaligen Sorglosigkeit, in dem vormaligen Schwanken zwischen Gutem und Bösem, und meint, das lasse sich nicht ändern.

Man erfindet sich dann mancherlei Trostgründe, die als eine Art Entschuldigung unserer Schwäche gelten sollen. Wir können auf Erden keine Heiligen sein, sagt man. Freilich das Gewissen, dieser unbestechliche Richter in unserer Brust, wird damit nicht beruhigt, sondern erwiedert ernst genug: Aber hast du es schon versucht, so heilig und gut zu sein, als du es in deinen Verhältnissen wohl sein könntest? Hast du es anhaltend, Jahre lang, versucht? Kannst du vor Gott Rechenschaft ablegen von den Anstrengungen, die du zu dem Ende bis heute gemacht hast? — Das natürliche Verderben des Menschen, sagt man, ist zu groß! Aber ist Jesu Verdienst um die Menschheit nicht größer? Hast du dir dies Verdienst schon zugeeignet in der Nachfolge Jesu und hoher Tugenden? Welcher aber solches nicht hat, sagt das göttliche Wort, der ist blind, und tappet mit der Hand, und vergißt die Reinigung seiner Sünden. 2 Petr. 1, 9.

Einer der gefährlichsten und doch gemeinsten Irrthümer ist es, wenn man sich bei sich selber über die noch beibehaltenen Fehler dadurch zu trösten sucht, daß man doch auch manche löbliche Eigenschaften besitze, welche äussern allfälligen Schwachheiten wohl das Gegengewicht halten. Welcher vernünftige Mensch kann aber wohl im Ernst glauben, daß sich eine Sünde auf irgend eine Weise rechtfertigen lasse? Ist denn Sünde nicht immer ein Gebrechen der Seele, auch wenn diese übrigens noch so viel Vorzüge besaße? Wenn dein ganzer Leib bis auf ein einziges krankes und schmerzhaft angegriffenes Glied gesund wäre: würdest du dich wegen deines übrigen Wohlbefindens für ganz gesund halten? Würdest du damit den schadhaften Theil entschuldigen, und den Schmerz desselben weniger empfinden? Aber mehr noch als dies alles: welches sind denn deine löblichen Eigenschaften, welches deine Tugenden, die dir so viel Beruhigung gewähren? Du liebst Gott, aber du hassest deinen Bruder. Du bist

wohlthätig, gemeinnützig, aber gönnest dir wohl auch zuweilen unerlaubte Vortheile, auf nicht ganz redliche Weise den Abgang deines Vermögens wieder zu ergänzen. Du bist in Gesellschaften liebenswürdig, gegen alle Welt dienstfertig und hilfreich, aber zu Hause lässest du deine unleidlichen Launen herrschen, und stiftest Gezänke an. Du thust im Stillen viel Gutes und ohne allen Ehrgeiz; aber im Stillen suchst du auch denjenigen herabzusetzen und verächtlich zu machen, der dir etwa zuwider ist; oder im Stillen suchst du auch deine übrigen verbotenen Neigungen schändlich genug zu befriedigen. Kannst du dich so gröblich täuschen mit der Hoffnung, daß diese deine Tugenden diesen deinen Sünden vor Gottes Gericht in der Wagschale das Gleichgewicht halten werden? Kann der Dieb, habe er auch in allem Andern wirklich das beste Gemüth, durch Hinweisung auf dieses nur einen irdischen Richter bestechen, daß er ihn wegen des Diebstahls unbestraft entlasse?

Freue dich deiner einzelnen rühmlichen Eigenschaften und Thaten nicht, so lange dir die übrigen mangeln, denn du bist selbst in jenen unvollkommen. *Man kann in keiner einzelnen Tugend vollkommen sein, so lange uns andere Tugenden abgehen*, weil jede einzelne nur durch das Dasein aller übrigen besteht und völlig ist. In jeder einzelnen Tugend hängen die sämmtlichen zusammen, so wie in jeglichem Theile des Leibes die Gesundheit des Ganzen gegründet ist. Untersuche dich nur selbst, und bald wirst du entdecken, wie werig innern Werth *das* hat, worin du am vollkommensten zu sein glaubtest.

Du denkst vielleicht bei dir: Ich kann in vielen Stücken fehlerhaft sein; aber doch soll mir Niemand nachsagen können, daß ich nicht gegen meine lieben Kinder ein guter, zärtlicher Vater, oder eine treue, sorgsame Mutter wäre, und alle Pflichten gegen sie erfüllte, selbst mit Aufopferung meiner besten Freuden und meiner eigenen Gesundheit. — Dies kann sein; aber wahrlich, bist du fehlerhaft in andern Dingen, so bist du auch mangelhaft in der Liebe und Treue gegen deine Kinder. Du fehlst gegen deine Kinder, so oft du ihnen das Beispiel der Verachtung oder des Zorns gegen deinen Ehegatten gibst; du fehlst gegen sie, so oft du deinem Hause durch mancherlei Streitigkeiten mit Nachbarn und Bekannten Haß und Unfrieden erweckst; du fehlst gegen sie, wenn du dich beim Trunk und beim Spiel vergissest, oder Untreue und Unredlichkeit in deinem Amt und Gewerbe begehst, oder dir durch einen boshaften Witz Feindschaften stiftest, oder mit Uebermuth oder mit Kriecherei, oder mit Wankelsinn in deinen Grundsätzen, oder auf andere Weise deinen Namen entehrst, den du, als das beste Vermächtniß, deinen Kindern hinterlassen sollst. Du liebst sie, aber trägst nichts weniger als dazu bei, daß auch nach deinem Tode noch der Gedanke der Menschen an dich ihnen zum Segen werde. — Ist das eine wahrhafte Liebe der Kinder? — O täusche dich nicht länger; du bist noch weit von der Tugend entfernt, in welcher du am vollkommensten zu sein glaubst. Du hast nur das Gefühl, die angeborne Zuneigung, aber nicht die Tugend selbst. Jene stammt von der sinnlichen Natur, und jedes Thier kennt die Neigung zu seinen Jungen; diese aber, nämlich die Tugend, stammt aus dem Geiste. Sie ist höchst mangelhaft, weil du in andern Stücken dir Fehler gestattest. Denn in einer Tugend hangen alle zusammen; gebricht es an einigen, so sind auch die übrigen nur verstümmelt vorhanden. Es ist genug, uns von dieser Wahrheit zu überzeugen, daß wir auf die Stärke und Gemüthseigenschaften recht scharf das beobachtende Auge wenden, welche an uns die löblichsten zu sein scheinen. Du hassest die Lüge, du ehrst die Wahrheit über Alles — es ist rühmlich! Aber wenn du um die Hochachtung einer dir theuern Person wirbst, und du deinen Ehrgeiz mit Demuth vermäntelst, dein aufbrausendes Wesen hinter einer sanften Stimme verbirgst, bisher gewohnte schlechte Gesellschaften verlässest, ohne doch die Sehnsucht darnach zu verlieren; wenn du, um zu gefallen, dich bemühst, besser zu scheinen, als du in der That noch bist: darfst du sagen, daß dir die Lüge ein Abscheu sei? — Man hält dich allgemein für sehr weichmüthig, für sehr menschenfreundlich. Du glaubst es selber, daß du es seiest. Du könntest unmöglich Jemandem vorsätzlich Unrecht thun, noch weniger ihn in ein Unglück oder auch nur in eine Verlegenheit stürzen. Es ist sehr rühmlich von dir. Doch wenn du nebenbei über irgend eine Lieblingsneigung, über das Wohlgefallen an der Jagd, über die Unterhaltung am Spieltisch, über den Be-

such von Bällen und andern Lustbarkeiten, einen kostbaren Theil der Lebenszeit verschwendest, wo du, o Menschenfreund, deinen Mitmenschen etwas Nützlicheres leisten könntest; oder wenn du darüber die Pflichten gegen dein Amt, Gewerb und Haus mehr oder weniger versäumst, daß damit auch andere Personen zu kurz kommen; wenn du, o Menschenfreund, in kleinen Summen, die am Ende des Jahres bedeutend sind, ein Beträchtliches für überflüssige Dinge, für Hunde, Pferde, Modewaaren, Leckerbissen oder andere entbehrliche Ergötzungsarten hingibst, während noch mancher Haushaltung in deiner Stadt, in deinem Dorfe zu helfen wäre, der es nicht am Fleiß und Willen, nur an einigen Vorschüssen fehlt, um sich wieder aus dem Mangel heraufzuarbeiten: bist du da in der That ein Menschenfreund? — — Nein, nein, es ist keine Tugend völlig, sie blühe denn innig und fest verbunden im Kranze aller übrigen!

Dieser Blick in mein Inneres ist sehr trostlos. Doch will ich ihn nicht zurückziehen, denn er ist belehrend. Es ist gut, daß der Mensch seine eigene Natur wohl kennen lerne, damit er desto leichter die Hilfsmittel auffinden möge, seinen Zustand zu verbessern. Es hat bisher bei mir nicht an Willen gemangelt, mich mit jeder Tugend zu schmücken, die mich vor Gott und Menschen wohlgefällig machen und mir achtungsvolle Zufriedenheit gegen mich selbst einflößen kann. Ich habe mehr als einmal versucht, anhaltend aufmerksam auf mich zu sein, um meine Fehler zu vermeiden; allein dann wurden oft der Zerstreuungen zuviel, in denen unmöglich die strengste Selbstbeobachtung so statt finden konnte, wie in der Stille der einfachen häuslichen Beschäftigungen. Ich habe mehr als einmal versucht, in allen Tugenden mich zu üben, aber dann wurden der Pflichten oft so unübersehbar viele, daß ich selbst verzweifelte, in allen gleich groß zu sein. Zuweilen glaubte ich mich durch fleißiges Gebet im Guten stärken zu können: doch mit der Andacht verschwand nur allzugewöhnlich im Gedränge der Umstände der fromme Vorsatz. — Zuweilen suchte ich mich durch Anhörung guter erbaulicher Predigten, oder durch Lesung frommer Schriften, für die Tugenden des wahren Christen zu begeistern; ich empfand die lebhaftesten Rührungen; mein ganzes Gemüth war bewegt, die Thräne in meinem Auge bezeugte, wie innig mein Wunsch zum Bessern sei. Dann aber, wenn die Flamme des Gefühls verraucht war (und kein Sterblicher ist doch seiner Natur nach fähig, beständig den gleichen Grad der Empfindung zu behalten!), verlor sich auch der erste Eifer. Ich ward wieder beinahe wie vorher. — Zuweilen suchte ich mich durch Einprägung der einfachsten Vernunftwahrheiten und Grundsätze zu bekräftigen. Denn ich hoffte, daß ich derselben immer eingedenk sein könnte, indem gründliche Ueberzeugungen wohl bleibender seien, als bloße Aufwallungen des Gemüths. Dann aber, in Augenblicken, da ich unerwartet der Raub von mancherlei Gefühlen ward, verdunkelte die Heftigkeit derselben alle Früchte der Ueberlegung, so wie ein Berauschter die heiligsten Grundsätze vergißt, welche er nüchtern gefaßt hatte.

Aber wenn es wahr ist, daß eine Sünde die Mutter der andern ist: sollte nicht auch eine Tugend die Mutter der andern werden können? Wenn es wahr ist (und wie könnte ich einen Augenblick länger daran zweifeln?), daß in einer Tugend alle Tugenden zusammenhängen, daß keine einzelne für sich selber ist: sollte ich nicht dahin gelangen, daß ich durch rechte Ausübung einer einzigen Tugend zugleich in den Besitz aller andern träte? Dann würde mich nicht die Menge der verschiedenen Pflichten verwirren, weil ich in vollkommener Vollziehung einer einzigen alle vollstreckte; dann würde meine Tugend minder abhängig von vorübergehenden Gefühlen sein, oder meine Ueberzeugung minder schnell von irgend einer widrigen Gemüthsbewegung verdunkelt werden können, weil ich nur Eins und immer nur das Einzige vor Augen hätte, in welchem sich Ueberzeugung und Gefühl jederzeit vereinigen. Ich würde mir zu dieser einzigen oder Muttertugend eine solche erwählen, zu welcher ich ohnehin schon von der Natur die meiste Kraft und Neigung in mir trüge.

Allerdings ist dem so. Das Wort Gottes stimmt mit diesen Hoffnungen überein; es lehrt, daß in einer Tugend alle andern eingeschlossen liegen; daß, wer die eine vollkommen ausübt, zugleich die sämmtlichen vollstreckt. So empfahl Jesus Christus die Liebe. Liebe Gott über Alles, und deinen Nächsten als dich selbst. Darin ist die

Summe aller göttlichen Gebote. So empfahl Petrus, der Jünger Jesu, den Glauben an Jesum. So wendet allen euern Fleiß daran, sprach er, und reichet dar in euerm Glauben Tugend, und in der Tugend Bescheidenheit, und in der Bescheidenheit Mäßigkeit, und in der Mäßigkeit Geduld, und in der Geduld Gottseligkeit, und in der Gottseligkeit brüderliche Liebe, und in der brüderlichen Liebe allgemeine Liebe. Denn wo solches reichlich bei euch ist, wird es euch nicht faul noch unfruchtbar werden lassen in der Erkenntniß unsers Herrn Jesu Christi. 2 Petr. 1, 5 — 8.

Welches aber ist nun diejenige Tugend, durch deren vollständige Ausübung ich vermögend sein würde, mein ganzes Inneres zu heiligen?

Wähle dir zur Mutter aller deiner übrigen Tugenden diejenige, welche dir die leichteste ist. Keine aber wird dir leichter werden, als zu welcher du ohnehin schon durch deine Lage, durch dein Temperament am geneigtesten bist. — So wie kein Fehler schwerer zu bekämpfen ist, als derjenige, welcher mit unserm Temperamente zusammenhängt: so ist auch keine Tugend stärker und unerschütterlicher, denn diejenige, welche gleichsam aus unserm ganzen Wesen und Sein von selbst hervorgeht.

Freilich haben sogenannte Temperamentstugenden kein großes Verdienst; sie sind nicht mit jenen zu vergleichen an innerm Werth, die nur mit schwerer Selbstüberwindung geübt werden. Es ist kein großes Verdienst, wenn der schon von Natur Sanftmüthige den Frieden liebt, seinen Feinden verzeiht; es ist kein großes Verdienst, wenn eine Mutter, die von Natur schon ihren Kindern hold ist, für dieselben sorgt und arbeitet. Doch was ihnen an höherm Werth vielleicht gebricht, gewinnen sie an Achtung durch ihre natürliche Stärke und Dauer. Vermöge dieser eignen sie sich ganz vorzüglich, gleichsam eine feste Grundlage des ganzen Tugendgebäudes in unserm Innern zu werden, und die Quelle unserer Heiligung zu sein. Zwar jede andere höhere Tugend würde die gleichen Wirkungen hervorbringen können; aber kostet uns ihre Ausübung große Mühe, laufen wir Gefahr, sie oft wankend zu sehen: so ist es um so gefährlicher, sie zum Grundstein und Stützpunkt unserer gesammten Vollkommenheit zu machen.

So erforsche und prüfe dich denn, welches ist diejenige von deinen guten Eigenschaften, in welcher du dich am stärksten und bleibendsten fühlst? Ist es der Glaube an Jesum, ist es die Liebe zu Gott und Menschen, oder ist es die Demuth oder die Ehrfurcht für Wahrheit, — welche Tugend es auch sei, aus der erhabensten werden endlich die allerhöchsten hervorblühen, wenn du nur die eine in allen Zeiten und in allen Beziehungen völlig ausübst.

Jedoch hüte dich, eine Tugend oder gute Eigenschaft zum Schutzgeist deines Herzens zu machen, welche dich nur von schlechten Handlungen abhält, ohne zu den guten anzuspornen. Es muß keine unfruchtbare, sondern eine thätige Tugend sein. Eine unfruchtbare Tugend ist keine, es ist kein Verdienst, nicht zu lügen, nicht zu stehlen, nicht zu beleidigen, nicht zu morden; aber es ist ein Verdienst, es ist ehrwürdig, zu segnen, die uns fluchen, wohlzuthun denen, die uns beleidigten. So bezeichnet Jesus die wahre Tugend, die vor Gott gilt!

Was ist nun in dir, das dich unter den verschiedensten Umständen und zu aller Zeit am lebhaftesten zum Guten ermuntert und begeistert? — Dies wähle! dies wird dein Wegweiser zur Vollendung, zur Nachfolge Jesu, zur Stiftung deines unzerstörbaren Seelenfriedens. Es wird, wenn du dich nur sorgfältig prüfst, gewiß ein solches Etwas in dir vorhanden sein. Ganz abgestorben zum Guten kannst du nicht sein.

Fühlst du noch eine innige, zärtliche, dankbare Liebe zu deinen Aeltern: o so werde diese Liebe dein Engel; so löse dich ganz in dieser Liebe auf: so thue nichts ohne Rücksicht auf diese theuern Personen. Denke dir dieselben bei jeder deiner Handlungen gegenwärtig; mache sie in Gedanken zu Richtern deiner Gesinnungen; stelle dir vor, auch wenn sie abwesend sind, sie wären gegenwärtig und Zuhörer deiner Worte. Sind sie verstorben, um so feierlicher wird dir der Gedanke an sie sein. Und weißt du, ob sie nicht Zeugen deines Lebens sind? Wer kennt die Geheimnisse des Geisterreichs und die Macht der Verklärten? Liebe und Dankbarkeit zu diesen Aeltern leite deine Schritte, und liebst du sie wahrhaft, so wirst du dir keinen unreinen Gedanken erlauben, den du dich schämen würdest, vor ihnen auszu-

sprechen; so wirst du keine edle That versäumen, durch welche du ihr Andenken ehren könntest; so wird dir keine Anstrengung, kein Opfer, keine Selbstbezähmung zu schwer fallen, um ihrer würdig zu sein. Eben zum Allerschwersten wirst du am allerentschlossensten gehen, weil du dadurch deine Liebe, deine Dankbarkeit, auch ohne daß sie es sehen und wissen, am lebendigsten aussprichst. Diese Liebe wird deine innere Sonne sein, die dich zu Allem, was löblich ist, erwärmt; von der alle einzelne Tugenden, die du übst, nur eben so viele Ausstrahlungen sind, die deinen Geist verklären. Je zärtlicher, wahrer, vollkommener deine Liebe, je strahlenreicher wird sie in allen deinen Gesinnungen, Wünschen, Worten und Thaten sich darstellen. Deine Tugenden werden dich mit Jesum, dein Glaube an Jesum wird dich mit Gott vereinigen. Du erblickst dann in dem Beseliger der Welt nur dein eigenes herrliches Vorbild, der seinen Vater im Himmel über Alles liebte; der aus Liebe zu Gott auch das Drückendste mit Heldenmuth trug, in den Stunden der Versuchung hochsinnig überwand, und jede Pflicht, auch die schwerste, auch den Tod am Kreuze, zum Glück der Menschheit freudig übernahm.

Immer und immer kehre ich zu Dir zurück, Jesus Christus, du Hochvollendeter! Aber auch in Dir nur finde ich vereint, was mir als Muster in meinem Wandel, als Licht in meinen Finsternissen dient; nur in Deinem Leben und Beispiel finde ich wieder Muth und Kraft zum Streben, ein besserer Mensch zu werden. Durch Dich erkenne ich, daß Tugend und Sünde nicht beisammen wohnen können; daß ich mich nicht begnügen darf mit einzelnen nützlichen Handlungen; daß der nicht Dein Nachfolger ist, welcher nicht nach wahrer Vollkommenheit und Heiligkeit des Gemüthes trachtet. Es ist nur ein Gott, und auch nur eine Tugend. Wer eine Tugend hat, hat alle.

O, diese stille, ernste Selbstbetrachtung soll für mich nicht vergebens gethan sein. Ich will sie in einsamen Augenblicken fortsetzen, und in meinem Gemüthe den tiefen, festen Grund suchen, auf welchem meine Tugend sich erheben könne. Geist der Gnaden, Geist Gottes, heilige mich! Amen.

XXII.

Lauigkeit im Christenthum.

Offenb. Joh. 3, 15.

Schwelget, Verächter, schmähet nicht,
Schändet nicht, was ich verehre!
Meiner Seele Zuversicht,
Meine Freud' ist Jesu Lehre!
Und was euer kühner Spott
Stolz belächelt, ist von Gott.

Sie verdrängen könnt ihr nicht,
Nie verdunkeln ihre Klarheit;
Was ist Wahrheit? Ist sie nicht
Heiligthum, nicht Gottes Wahrheit,
Deren Glanz die finstre Welt,
Daß sie sehen lern', erhellt?

Es ist einer von jenen fast unerklärlichen Widersprüchen in des Menschen Natur, daß er dasjenige, was er an Andern am meisten haßt, nicht selbst von sich ablegen will; und was er an Andern liebt oder bewundert, seiner Denkungs- und Handlungsart nicht zuzueignen Muth hat.

Schon in den Spielen der Kinder suchen wir an ihnen eine bestimmte Neigung zu erkennen. Wir freuen uns schon, aus ihren ersten Geistesäusserungen ihre künftige Denkart, aus ihren ersten Lieblingsbeschäftigungen ihren künftigen Beruf zu enträthseln. — Kinder, welche sich ohne Selbstthätigkeit, ohne Lebendigkeit des Gemüthes zeigen, denen Alles gleichgültig ist, Alles einerlei, die sich weder durch eine gewisse Vorliebe oder Abneigung für oder wider etwas erklären, erregen auch unsere Theilnahme weniger.

Was Jemand, und wie Jemand auch sei, wir können uns nicht enthalten, Demjenigen Achtung zu zollen, der in seiner Art immer das ganz ist, was er sein will. Sogar der Missethäter, welcher in dem, was er that, eine gewisse Stärke des Gemüthes zeigte, gewinnt noch mehr unsere Schäzzung, als derjenige, welcher nicht Muth genug hatte, rechtschaffen zu handeln, und doch zu feig war, in seiner Bahn fortzuschreiten. Wir werden Jenen beklagen, daß er vielleicht durch Erziehung und Umstände zum Bösen verleitet worden; wir sind von ihm überzeugt, er hätte Kraft genug gehabt, der edelste Mensch zu werden; aber den feigen Bösewicht verachten wir doppelt, der zum Guten so wenig als zum Bösen Gemüthsstärke genug besaß.

Was ist es, das uns an großen und berühmten Männern besonders gefällt? — Die unabänderliche Macht ist es, mit der

sie Alles ergreifen; die Größe und Beharrlichkeit ihres Willens ist es, mit der sie durch Noth und Gefahr hin ihrem Ziele nacheilen. Diese ihre edle Standhaftigkeit, ihre wunderbare Ausdauer in Schicksalen, die Treue, mit welcher sie ihren schönen Vorsätzen ergeben bleiben, begeistert uns bis zum Entzücken. Selbst ihre Eigenheiten, ihre kleinen Schwächen gefallen uns, denn sie hangen mit ihrer übrigen Kraft, mit ihrer übrigen Denkart zusammen. Wir lieben, wir bewundern diese Personen, denn wir wissen, was sie sind, wie sie sind, wohin sie strebten.

Hingegen haben wir einen natürlichen Widerwillen gegen alles Falsche, Alltägliche, Abgeschliffene im Karakter der Menschen, mit denen wir nie recht wissen, waran wir sind. Es ekeln uns diejenigen an, die kalt und warm aus einem Munde blasen, sich für nichts erklären, nichts festhalten, und sich durch nichts halten lassen; von denen man weder sagen kann, sie seien gut oder schlecht.

Oder wer mag Freundschaft schliessen und Vertrauen mit einem Menschen, der nie lebhaftes Vertrauen und ausgezeichnete Liebe erwiedern will? Wer mag demjenigen sein Herz geben, der nie Herzlichkeit zeigt? — Ein lauer Freund ist kein Freund.

So ist's im Umgang, so im Leben. Und eben so ist's auch im Christenthum. Ein lauer Christ ist kein Christ. —

„Ich weiß deine Werke", ruft uns das göttliche Wort zu, „und daß du weder kalt noch warm bist; ach, daß du kalt oder warm wärest!"

Aber können wir es läugnen, wenn wir durch die Reihen unserer Freunde, unserer Bekannten hinsehen — wie wenig eifrige Christen finden wir! Wie wenige sind von ganzer Seele, mit allen Kräften Verehrer nicht nur, sondern auch Nachfolger Jesu! — — Können wir es läugnen, wenn wir uns selbst beobachten — wie lau sind wir nicht selbst in unserer Religion, wie lau im Gebet, wie lau im Gottesdienst, wie lau in unsern guten Entschlüssen, wie lau in unsern Pflichten und gemeinnützigen oder andern tugendhaften Handlungen! — Ich weiß deine Werke, und daß du weder kalt noch warm bist.

Diese Lauigkeit der Menschen in ihrer Religion, dieser Fehler, der jetzt so allgemein geworden ist, die furchtbare, unmerkliche Vorbereitung zum Sturz aller unächten Religion, ist nicht eigentlich Gleichgültigkeit gegen das göttliche Wort und gegen die Lehre Jesu. — Nein, es gibt tausend Christen, welche den Vorwurf der Gleichgültigkeit in Religionssachen nicht auf sich kommen lassen möchten; die ihr Ehr- und Pflichtgefühl beleidigt glaubten, wenn sie für gleichgültig gegen Gott und Ewigkeit gehalten würden, und die dennoch, wenn sie nun auf ihre Werke sehen, eingestehen, sie sind lau und im Guten weder kalt noch warm.

Lauigkeit in der Religion ist nicht etwa Nachlässigkeit in der Beobachtung äusserer Gottesverehrung. — O nein! Seht doch, wenn die Glocken herab von den Tempeln der Städte und Dörfer ertönen, wie die christlichen Gemeinden zusammenziehen; wie sie sich in die Kirchen drängen, mit wie vielem Anstand sie im Gotteshause beten! — Und doch, wenn ihr diese frommen Beter, diese eifrigen Besucher des Gottesdienstes dann in ihren Wohnhäusern, in ihren Familien, in ihrem Geschäft, in ihren Vergnügungsarten sehet: wie viel Lauigkeit im Leben nach Jesu Sinn! Wie viel Unwürdiges! Wie so ganz verschieden steht der Mensch da in seiner Wohnung, oder unter Seinesgleichen, von dem Menschen, der im Tempel betete!

Auch nicht Heuchelei ist die Lauigkeit. Denn ihrer Viele haben ein redliches Gemüth, und sind dennoch im Christenthum ohne Wärme, ohne Eifer. Sie geben Almosen reichlich und aus wirklichem Mitleid; sie dienen ihrem Nächsten, wo man sie auffordert; sie erfüllen regelmäßig ihre Pflichten; man kann ihnen nichts Böses nachsagen; — aber eifrig im Christenthum, voll lebendigen Strebens nach der Besserung ihres Herzens sind sie nicht. Sie thun Gutes, aber nur mit Bequemlichkeit; Aufopferung eigenen Genusses und Vortheils wäre ihnen für eine christliche That doch zu viel. — Sie thun Gutes, wenn sie allenfalls eine Gelegenheit darbietet; aber die Gelegenheit aufsuchen, wo sie die Werke der Liebe, der Versöhnung, des Mitleidens, des Gemeinwohls stiften könnten — das mögen sie nicht.

Was ist denn nun Lauigkeit im Christenthum? — Sie ist eine wirkliche Trägheit der Seele, sich bestimmt in allen

Gesinnungen und Handlungen als Jesu Freund, als Jesu Nachahmer, als Christ, als Hoffer der Ewigkeit und großen Vollendung darzustellen. Lauigkeit ist eine Trägheit der Seele, ganz als das zu erscheinen, was sie doch sein will. Sie findet das Gute schön, aber sie gibt sich die Mühe nicht, es mit Kraft zu üben, oder verschiebt es auf eine andere, gelegenere Art. Sie erbaut sich an den Lehren des göttlichen Wortes; aber sie mag es nicht mit Innigkeit umfangen und im Leben ausüben. Sie verehrt Jesum als Erlöser, als Beseliger; sie nennt den Allerhöchsten einen Vater — aber liebt nicht Jesum, nicht Gott mit Alles hinopfernder Inbrunst; sie scheut sich vielleicht vor Spöttern, vor Verächtern unter unwissenden, leichtsinnigen Menschen mehr, als vor Gottes Blick, als vor Jesu warnender Stimme: Wer mich verläugnet, den werde ich einst wieder verläugnen müssen!

Dies ist Lauigkeit im Christenthum. Daher der auf Jesum Getauften so viele, und der wahren Christen so wenige; — daher der Berufenen so viele, die Erwählten zuletzt so selten; — daher die Hände so bereit, sich im Gebet zu falten, aber zu Werken der Barmherzigkeit so träge; — daher in den Kirchen so viel Anstand und Ehrfurcht, in den Häusern so wenig Scham und Treue, so wenig Verträglichkeit und Güte; — daher so viele fromme Worte, so viele schöne Reden, so wenig fromme Thaten, so wenig schöne Empfindungen.

Und woher entsteht diese Lauigkeit im Christenthum? Denn wichtig ist es, die Quellen dieses Uebels zu erkennen, um sie zu verhüten. Aber wer möchte sie alle nennen! Aus tausend verborgenen Höhlen strömet das Böse in die Welt; nur aus einem einzigen Orte quillet das Gute hervor: aus einem christlich-edeln Herzen!

Vornehmlich aber entspringt die Lauigkeit vieler Christen in ihrer Religion aus der Art ihrer ersten Erziehung. Denn diese ist es ja besonders, welche gleichsam unserm ganzen Lebenslauf die unabänderliche Richtung gibt. — Wo aber tragen Dornen die edle Frucht des Weinstocks? Wie mögen fromme Kinder gedeihen unter zuchtlosen Aeltern, und im Christenthum eifrige Jünglinge und Töchter werden, wo die Aeltern ihnen statt der Religiosität des Herzens nur ein gottesdienstliches Gewohnheitswerk, statt Liebe, Schonung, Edelmuth und Güte gegen Mitmenschen nur Tadelsucht, Haß, kleine Rache, höchstens Klugheit, Höflichkeit, Anständigkeit zeigen?

Es wissen unsere Söhne und Töchter den Willen Gottes und Jesu Lehre; aber sie wollen nicht mehr thun, als ihre Aeltern! — Das Beispiel derselben scheint sie zur Leichtfertigkeit, zur Lauigkeit in Religionssachen aufzumuntern, und kein Wunder dann, wenn sie noch schlechtere Christen werden, als die Aeltern.

Eine andere Quelle der Lauigkeit im Christenthum ist eine gewisse Schüchternheit, eine falsche Schamhaftigkeit, sich in Religionssachen zu äussern, oder religiös zu scheinen. Wo man mit seinem Glaubensbekenntniß Ehre ärnten sollte, fürchtet man Spott zu ärnten; wo man mit einem heiligen Sinn Ehrfurcht erwecken könnte, zittert man, gemißdeutet zu werden. Man will nicht mehr anders sein, als der große Haufe, und wird so wankelmüthig, so ungerecht, so lau, als er. — So gewöhnt sich der Mensch zuletzt, mehr die Klugheit zu lieben, als die Tugend; er schätzt die feine Lebensart höher, als das christliche, reine Herz; er bearbeitet mehr sein Aeusseres, als sein Gemüth. — Wie? warum mag denn nicht auch Klugheit bestehen neben reiner Tugend? warum nicht anständige Lebensart mit einem frommen, zu Gott gewandten Sinn? — Ein eifriger Nachahmer Jesu zu sein, dazu bedarf es ja nicht immer heiliger Worte und Namen, sondern nur heiliger Thaten. — Noch ist die Welt nicht so zu einer Hölle hinabgesunken, daß edle Handlungen zur Schande, Menschenliebe zum Fluch, Barmherzigkeit zum Spott geworden wären. Warum also jene falsche Schamhaftigkeit in Angelegenheiten der Religion? Warum schüchtern sein, zu bekennen: Ich thue dieses Werk, weil es meine Pflicht ist, weil es Gott meinem Herzen gebietet, weil ich der Hoffnungen der Ewigkeit sonst nicht werth sein würde! Ich bete, weil eine Unterhaltung mit dem höchsten Wesen mein Gemüth veredelt! Ich besuche den öffentlichen Gottesdienst der Christen, weil mein Herz zuweilen einer Erinnerung, einer Stärkung durch göttliches Wort bedarf. Ich lebe so als Christ, als Kind

Gottes, und will so leben, weil ich sterben werde; ich sterbe einst, weil ich leben werde!

Nicht minder entsteht die Lauigkeit in der Religion aus der Einschläferung der Seele in den Gewohnheiten des alltäglichen Lebens und der übrigen Lebenssorgen. Denn der Mensch, vom Morgen bis zum Abend mit seinen Amts- oder Hausbeschäftigungen, oder mit Gedanken an seine Erwerbungen und bevorstehenden Vergnügen, oder mit Verdruß über erlittenes Uebel, oder andern kleinen vorübergehenden Zwecken umringt, vergißt im Gedränge derselben gar leicht sich selbst, und seine höhere Natur und ihren höhern Beruf. Er macht gar zu leicht diese Nahrungssorge, diese vorübergehende Freude oder Traurigkeit zu einer Hauptsache des Lebens, und die Religion, dieses Leben, dieses Athmen seiner Seele, wird eine zufällige Nebensache. Er betreibt sie nur in Nebenstunden; er liebt sie nicht, er lebt nicht in ihr. Er wird unvermerkt lau und nachlässig, statt tugendhaft nur klug, statt edel nur wohlanständig und gesittet. Er hält sich für einen Christen, ohne ein christliches, großes Werk zu thun.

Ich sagte, die Religion sei das Leben, das Athmen der Seele. Ja, sie ist es. Ein Geist ohne Jesu heiligen Sinn, ohne Jesu Gottesliebe, ohne religiöses Streben überall und jederzeit, auch im bürgerlichen Leben, nach eigener Veredlung, ein Geist ohne beständiges Schmachten nach gleichsam eigener Vergöttlichung, liegt, wie die Schrift sagt, in den Banden der Finsterniß, im Schatten des Todes. Er lebt nicht; nur sein Leib lebt, nur seine thierische Seele lebt. Er sorgt nur für den Leib; er ist nur klug für seine kleinen bürgerlichen und häuslichen Verhältnisse — aber nicht tugendhaft, nicht christlich, nicht göttlich.

Ist es nicht mehr, als das, was wir auf Erden thun und sein sollen, o wahrlich, so wäre dies Leben nicht einmal werth, gelebt zu werden. — Ist es diese Lauigkeit, mit welcher wir die Liebe Jesu erwiedern sollen, der rein, groß und heilig sich für Menschenglück aufopferte? — Ist es diese Lauigkeit, mit welcher wir die unaussprechliche Liebe Gottes, des Vaters aller Wesen, vergelten sollen, der uns seiner eigenen Seligkeit geweiht hat? O, mit dieser Gefühllosigkeit läßt sich eine Liebe, eine Seligkeit weder erwiedern noch erringen, ohne welche das unendliche Weltgebäude nur ein ungeheures Grab des Nichtigen sein würde!

Ist nun ein Gott im Himmel, — ist nun ein Richter der Herzen über den Sternen, — wohnt eine Ewigkeit hinter den letzten Seufzern des Todes: wie mag des Menschen Herz erkalten in der Liebe zum Schöpfer? Warum gleichgültig und lau werden in göttlichen Pflichten, nach denen der Richter einst fragt? Wie mag es die Ewigkeit wie einen bloßen Traum behandeln, aber den nur allzuflüchtigen Traum des Daseins hienieden wie eine unbegrenzte Ewigkeit?

Auf, auf, meine Seele, entflamme wieder von heiligen, gewaltigen Empfindungen für Gott und deine Bestimmung, zu der dich Jesus, dein Heiland, rief! Ermanne dich in deiner Thätigkeit, und höre auf, das Heiligste durch Lauigkeit zu verderben! Auch dir gilt das Wort: Ich weiß deine Werke, daß du weder kalt noch warm bist.

Dieser unnatürliche Seelenzustand, dieses Schwanken zwischen Liebe und Gleichgültigkeit, zwischen Kraft und Tod, ist verderblich für dich, ist verderblich für tausend Andere. Darum sagte die göttliche Schrift: Ach, daß du kalt oder warm wärest!

Denn wärest du kalt gegen die Religion, wärest du vielleicht ihr offenbarer Verspötter: man würde dich kennen; man würde dich zu vermeiden wissen; man würde vor dir den Jüngling und die Tochter warnen; jeder Edle würde dich in seinem Innern wie einen wahnsinnigen Thoren bemitleiden; du würdest keinem Andern mehr so sehr schaden durch dein Beispiel, sondern mehr und Alles dir selbst zu leid thun.

Allein der laue Christ ist oft durch sein Beispiel gefährlicher, als der Spötter. Sein Betragen ist nicht anstößig; daher nähert man sich ihm ohne Arg. Er verdient im bürgerlichen Leben vielleicht Achtung; darum scheut man sich nicht, ihm nachzuahmen; und thätig in Berufsdingen, aber weder kalt noch warm im Christenthum, das er nur gleichsam des guten Anstandes willen beobachtet, findet er unglückliche Nachfolger.

Er versteht vielleicht die Kunst, Reichthümer zu sammeln, weswillen ihm der gemeine Haufe der Menschen Ehrfurcht zollt; aber nach höherm Gut gelüstet ihm nicht.

Er hat vielleicht in der bürgerlichen Welt hohe Aemter errungen, aber Seelengröße fehlt ihm, wie die Religion sie fordert. Er sieht vielleicht im Ruhm große Kenntnisse und Gelehrsamkeit und seltener Geistesgaben; aber die Erkenntniß des Höchsten, die lebendigmachende Weisheit, die Einsicht in den Werth und Zweck seines Daseins bekümmert ihn wenig. — So hat er Alles, um vor dem Volk zu schimmern; aber vor Gott bleibt er dunkel. Doch wehe, die leicht verführbare Menge sieht auf ihn, wird durch sein Benehmen geblendet, und trachtet, lau wie er in der Religion, nur nach dem mit Eifer allein, was irdisches Wohlsein bereitet.

So verderben wir unwillkührlich durch das Beispiel unserer Lauigkeit in der Religion das Herz von hundert Andern; wir sind Mitschuldige an ihrer Unvollkommenheit. Wir bestärken die unwissende, leichtgläubige, leicht verführbare Menge in dem Wahn, daß die Religion nur Nebensache sei; daß es mit äussern Gebräuchen, mit einigen Almosen, mit einigen auswendig gelernten, täglichen Gebeten, mit Beobachtung kirchlicher Feierlichkeiten abgethan werden könne, um seine Pflichten gegen Gott zu vollziehen; daß es genug sei, nur Niemandem offenbar zu schaden, der Obrigkeit und ihren Gesetzen Folge zu leisten, um seine Pflichten gegen die Menschheit zu vollstrecken. — Ach, irren wir uns nicht, Gott läßt sich nicht spotten!

Irren wir uns nicht, das Heil unsers Geistes läßt sich nicht spotten! — Der laue Christ ist nicht mehr Christ. Er versäumt sich selbst, er verwahrlost das Ewige, so in ihm wohnet. Er sorgt mit Eifer für prachtvolle Gewänder seines Leichnams, der zur Verwesung reifet. Er verkennt die schwere Wahrheit jenes himmlischen Wortes: Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes! Und dies Gottesreich ist das Reich vollendeter Geister, erhabener Seelen; ist das Reich höherer Kräfte; ist das Reich höherer Bestimmungen, zu welchen unsere Geister sich entwickeln sollen.

Auch du, meine Seele, bist zu diesem ewigen Reich erkohren — o warum willst du so oft in jene Trägheit und Unthätigkeit versinken, die dich auf den Bahnen der Vollendung fesselt? Warum lässest du deinen Muth so oft fallen, deinen Eifer so oft erschlaffen, ein würdigeres Gotteskind, ein tugendhafteres, heiligeres Wesen zu werden, Gott ähnlicher?

Empor, meine Kraft; werde stark, mein Wille; erglühe wieder, o mein Herz, von jener Liebe zu dir selbst, zu deinem Beruf, zu deinem Vater im Himmel, der dir winkt. Erglühe wieder von jener Liebe, die dich oft in schönen Stunden beseelte, groß, gut und edel zu handeln, wie Jesus, wie jeder seiner Jünger an deiner Stelle gehandelt haben würde. Erglühe wieder von jener Liebe, von der Christus für die ganze Menschheit erfüllt war, und durch welche erwärmt er Alles aufopferte, Alles verlor, Alles ertrug, um Seligkeit zu verbreiten über das Geschlecht der Sterblichen.

O Gott, o du Alles beseelender, Alles beseligender, großer Weltgeist! O du Höchstes, Unbekanntes, Unnennbares! O du allmächtiger Herr der Welten, du Schöpfer des Wurms! O du auch mein Schöpfer, mein Vater, der meine Seele mit ewiger Liebe umfasset — — auch ich hatte Tage, in denen meine Empfindungen lau wurden gegen Dich. O du Allwissender, Du wußtest auch meine Werke, und daß ich weder kalt noch warm war. Und doch, o Gott, du Einzigvollkommener, Einziggütiger, doch hast Du mich fortgeliebt. Und wenn ich Deiner vergaß, über den Menschen Dich vergaß, über die Welt den Himmel, über den Staub den unsterblichen Geist vergaß, hast Du mich dennoch fort und fort geliebt, und meiner nie vergessen.

Nein, nein, mein Jesus, ich gehöre Dir wieder. Meine Liebe, meine Dankbarkeit soll nie wieder erkalten; Du konntest einst für mich sterben — warum sollte ich nun Dir und Deinem Willen nicht ganz leben? Du willst mich erkennen vor Gott, warum sollte ich Dich verläugnen vor den Menschen?

Hinweg, falsche Scham, elende, thörichte Vorurtheile! Mein größter Reichthum sei Seelengröße, wie Jesus sie bewies; nur diese dauert selbstständig, und schreitet einst in Todesstunden über die zertrümmerte Welt. Mein höchster Ruhm sei der Ruhm, ein Christ zu sein. — Mag die blöde Welt lächeln, ich will Christ sein! — Mag sie mich Heuchler schelten, oder Schwärmer, oder Thor, ich will ihn öffentlich als den göttlichen Weltlehrer, Weltbefreier verehren! — Mag die Welt mich untlug heißen, aber ich will edelmüthig,

wahrhaft, redlich, versöhnlich, treu handeln, und würde es selbst mit oft zum Schaden gereichen. — Ich will, und nur der Wille gehört dem Menschen, der Erfolg meiner Handlungen gehört Gott! — Ich will, und mein Wille sei rein, sei göttlich, sei der Zeuge meiner Liebe, meiner unauslöschlichen, zu Dir, o Gott, Quell meines Lebens, Quell meiner ewigen Seligkeit.

XXIII.

Wie man zum Abfall der Religion verleitet.

Matth. 10, 37 — 39.

Ich weiß, ich weiß, an wen ich glaube,
Ich glaube fest und zweifle nicht;
Der Sinnenmenschen Irrlicht raube
Mir nie der Wahrheit ew'ges Licht!
Des Lebens Räthsel werden nie
So klar gelöset, als durch sie.

Ja, du, der Geister Stolz und Wonne,
Begleite mich bis an mein Grab;
Dann leuchte du gleich einer Sonne,
Vor mir ins Todesthal hinab,
Und mir empor zum Gottesthron,
O heilige Religion!

In jenen Tagen, da sich der Glaube an Jesum mit jugendlicher Kraft über den Trümmern Jerusalems und seines Tempels, über den Trümmern abgöttischer Altäre und Reiche erhob: in welcher Herrlichkeit strahlte er über die Verwandlungen der Welt herab! Mit welchem Entzücken bekannten ihn die Herzen aller Erleuchteten! Wer hätte sich damals von der Liebe zu Jesu scheiden lassen? Nicht Ketten und Foltern, nicht Gefängniß und Löwengruben, nicht Scheiterhaufen, nicht Blutgerüste, nicht die gräßlichsten Todesarten, schreckten den gläubigen Bekenner zurück. Fürsten selbst verliessen ihre Palläste, warfen den Purpur ab, weihten sich dem Elende, und zogen hinaus in die Welt, das Wort des Gekreuzigten zu predigen, als neue Jünger desselben.

Wenn denn auch damals schon der fromme Eifer vieler Glaubigen sich zuweilen auf Abwege verirrte, Manches erfand, behauptete, lehrte, verrichtete, was nicht in den heiligen Sinn des Glaubensstifters gekommen war — dennoch blieb die edle Begeisterung der gesammten Kirche und ihre heidensinnige Tugend ehrwürdig. Damals war noch Lauheit in der Religion ein Verbrechen, welches jedes fühlende Herz empörte, und mit Recht! Denn wer kann, ohne seiner Menschenwürde abzuschwören, gleichgültig sein, ob er die Wahrheit ergriffen habe, oder sich am Irrthum ergötze, oder die Bestimmung seines unsterblichen Geistes um einen Irrthum verkaufe? — Damals gehörte noch der Abfall vom beseligenden Glauben zum Ungeheuersten, dessen die menschliche Natur fähig ist.

Jesus selbst forderte seine Freunde zur ewigen Treue auf; das heißt, er ermunterte sie, nur standhaft zu sein gegen alle irdischen Schrecken. Er sah den Aufruhr des Heidenthums gegen die Verehrung des einzigen und lebendigen Gottes, den Streit der wilden Leidenschaften gegen die Wahrheit voraus. Darum sprach er zu seinen Schülern: Ihr sollet nicht wähnen, daß ich gekommen sei, Frieden zu bringen auf Erden. Ich bin nicht gekommen, Frieden zu senden, sondern das Schwert. Denn ich bin gekommen, den Menschen zu erregen wider seinen Vater, und die Tochter wider ihre Mutter, und die Schnur wider ihre Schwieger; und des Menschen Feinde werden seine eigenen Hausgenossen sein. Matth. 10, 34 — 36. Aber, fügte er hinzu, fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib tödten, sondern vielmehr vor jenen, welche durch die Macht des Irrthums die Seele tödten!

Er ermunterte zur Standhaftigkeit und Treue; aber er befahl sie nicht. Denn Liebe und Treue kann man nicht durch Gebote erzwingen; das Herz muß sie freiwillig bringen. — Wer einmal von großen Ueberzeugungen und Wahrheiten durchdrungen ist, der kann sie auch nie wieder fahren lassen. Es ist wohl möglich, Jemandem sein Leben, aber unmöglich, Jemandem seine Ueberzeugungen zu rauben. Wer nicht von der Lehre Jesu ganz erfüllt und gleichsam *eins mit ihr* ist, wer nicht in der höchsten Selbstvollendung des Geistes durch Tugend sein Ziel, nicht in dem Blick weit über die Tage dieses Lebens hinaus zur Ewigkeit seine Seligkeit findet: der ist kein Christ, möge er auch durch die Taufe geweiht sein! Darum sprach auch Jesus mit ernster Bestimmtheit: Wer Vater und Mutter mehr liebt, als mich, der ist meiner nicht werth. Und wer nicht sein Kreuz auf sich nimmt, und folget mir nach, der ist meiner nicht werth. Wer sein Leben findet,

das heißt, nur Wohlsein im Irdischen sucht und findet, der wird es verlieren; und wer sein Leben verliert um meinetwillen, der wird es finden. Matth. 10, 37 — 39.

Auf diese Weise also bezeichnet der göttliche Stifter unsers Glaubens selber diejenigen, in denen er seine wahren Schüler erkennt. Sie opfern für ihre Ueberzeugungen das Liebste auf, was sie haben; nicht weil sie müssen, sondern weil es ihr eigener Wille ist. Aeltern lassen eher von ihren Kindern, Kinder von ihren Aeltern los, als von den heiligsten Wahrheiten ihres Gemüths. Wohlstand, Ehre, Vaterland und selbst das Leben können sie verlieren, aber nicht das höchste Gut ihres Geistes, welches unvertilgbar und ewig ist, wie er selber.

Aber was erblicken wir heutiges Tages?

Ich sehe Tausende, die da sprechen: ich glaube an Jesum; aber die ihn in ihren Werken verläugnen. Ich sehe Tausende, die da beten, aber ohne Andacht und Wahrheit; Tausende, die zu den Kirchen gehen, aber ohne von Begierde nach Belehrung und Heiligung getrieben zu sein, sondern geleitet von herkömmlicher guter Sitte, oder von Neugier, oder von Eitelkeit, um zu sehen und gesehen zu werden; Tausende, die alle kirchlichen Gebräuche mitmachen, aber gedankenlos und in der Meinung, darin bestehe das Christenthum, damit werde Gottes Huld erworben, so wie die Heiden thaten, wenn sie den Zorn ihrer Götter mit Opfern und Feierlichkeiten stillen zu können glaubten; Tausende, welche die Taufe oder Einsegnung ihrer Kinder, die Knüpfung der Ehen vor dem Altare Gottes nur noch als eine nützliche, bürgerliche Einrichtung schätzen, ohne darin eine höhere religiöse Bedeutung wahrzunehmen; Tausende, welche wegen einiger aufferwesentlichen Lehrsätze der Kirche, an deren Werth sie zweifeln, das gesammte Christenthum wie ein Mährchen verwerfen, oder welche, wegen der Tadelhaftigkeit einiger unwürdigen Geistlichen, alle Lehrer der Religion für Betrüger oder Betrogene halten, und zur Zielscheibe ihres schadenlustigen Witzes machen; Tausende, welche einst im Hause frommer Aeltern oder unter den ehrwürdigen Feierlichkeiten gottesdienstlicher Versammlungen mit gerührtem Gemüthe den Glauben an Jesum zusagten, und nun abtrünnig von ihrer ersten Liebe, weniger glauben, lieben und hoffen, als des heidnischen Alterthums erleuchtete Weisen.

Was frommen denselben doch Taufe, Nachtmahl, Kirche, — was frommt ihnen der Name der Christen? — Sie sind keine Bekenner Jesu mehr, wie Jesus sie verlangte. Was frommt es, daß die Kirche sie noch zu den Ihrigen zählt? Sie sind in der That abgefallen von der Religion; sie verhehlen zum Theil ihren Abfall selbst nicht, und rechnen ihn sich zum Ruhm.

Woran liegt wohl die Schuld? — Wie? sind die großen, trostvollen, seelerhebenden Wahrheiten, die vor tausend Jahren es waren, heutiges Tages weniger wahr und groß und trostvoll und seelerhebend, oder ist das menschliche Gemüth jetzt weniger fähig, sie aufzunehmen, und nicht mehr das Gemüth, wie es die Menschheit vor Jahrtausenden trug? Oder ist ein Prophet aufgestanden, der einen andern und erhabenern Gott, eine heiligere Bestimmung der menschlichen Geister, eine reinere Tugend, eine begeisterndere Ansicht der ewigen Weltordnung gepredigt hätte, als Jesus von Nazareth? — — Nein, das Alles nicht! Und was denn bewegt jene Tausende zur Abtrünnigkeit? Ach, wohl mancherlei Ursache! Und viele Schuld tragen wir selbst, die wir uns noch des Glaubens an Jesum rühmen!

Väter, Mütter, Lehrer, Erzieher, Seelsorger! ihr selbst seid, o nur zu oft, die ersten, welche zum Abfall von der Religion verleiten, die ihr bekennet! Es ist vielleicht nicht euer Wille, wahrlich aber ist es eure That. Ihr leget schon in der zarten Jugend eurer Kinder und Zöglinge den ersten Grund nachheriger Irreligion und Abtrünnigkeit durch mangelhafte Erziehung.

Es geschieht, Aeltern, wenn ihr selbst unterlasset, euern Kindern, sobald es deren schwache Verstandeskräfte gestatten, diesen angemessene, würdige und freudige Vorstellungen von Gott und der Zukunft unserer unsterblichen Geister beizubringen. Würdig sollen diese Vorstellungen von Gott und der Ewigkeit sein, wie Jesus sie Greisen und Kindern, Gelehrten und Unwissenden gab. Gott soll, als aller Dinge Schöpfer, als allgegenwärtiges, unsere Gedanken durchschauendes, unsichtbares Wesen, dem kindlichen Gemüthe Ehrfurcht erregend erscheinen. Freudig sollen diese Vorstellungen sein, nie schreckhaft. Die Kinder sollen Gott lieben, wie er sie liebt;

aus ihrer Zärtlichkeit und Dankbarkeit gegen euch muß sich ihre Zärtlichkeit und Dankbarkeit gegen den himmlischen Vater entwickeln. Liebe soll auch die erste Wurzel in der Brust des Unmündigen sein.

Aber es ist genug, Kindern vom Zorn Gottes zu reden, ihnen die Schrecken der Hölle oder die ewige Pein der Verdammten, oder die Macht des Teufels zu schildern, um ihnen die Religion Jesu in eine Ruthe zu verwandeln, oder ihnen bald den Teufel wichtiger, als Gott selbst zu machen. Sie werden kaum mit Wohlgefallen an das Religiöse denken, und in spätern Jahren gehört dann nur wenig dazu, die Irrigkeit eines dieser unchristlichen Begriffe einzusehen. Sie werden voller Abscheu gegen die Schreckbilder, mit denen ihr weiland ihre jugendliche Einbildungskraft erhitztet, wegen einiger Irrthümer, die sie erkannten, auch Zweifel in alles Uebrige setzen, was ihr lehret, euch für Heuchler oder Betrogene halten, und von Christo abfallen, dem ihr sie in der Taufe geweiht hattet.

Ihr befördert diese Abtrünnigkeit, wenn ihr durch euer eigenes Benehmen in jungen Leuten die Vermuthung erreget, die Religion sei nicht Herzenssache, sondern herkömmliche Gewohnheit; Frömmigkeit bestehe nicht in Werken der Menschlichkeit, sondern in bloßen äußerlichen, von der Kirche vorgeschriebenen Uebungen und Formeln. Ihr thut es aber, wenn ihr in ihrer Gegenwart mit offenbarer Andachtlosigkeit Gebete herplaudern lasset, bei denen sich Keiner etwas denkt, als daß sie gebetet sein müssen; wenn ihr die Kinder beten lehret aus dem Gedächtniß, statt aus ihrem eigenen Herzen; wenn ihr in die Predigt, oder zum Abendmahl des Herrn, oder in die Messe, oder zu andern frommen Verrichtungen gehet, aber dann ohne Bedenken im Hause zanket, fluchet, schwöret, Nachbarn Böses nachredet, euch auf die lieblosseste Art über Andere lustig machet, euch eine Lüge nicht übel nehmet, immer Geld genug zum Genuß eines Vergnügens, selten zur Hilfe Anderer habt, mit Geberden und Worten die Sittsamkeit verletzet, und keine andere Sünde zu kennen scheinet, als die gemeinen bürgerlichen Verbrechen. Ihr befördert Abtrünnigkeit, wenn ihr vielleicht mit allzugroßem Leichtsinn über kirchliche Gegenstände scherzet, oder mit allzugroßem Eifer andere Kirchenparteien und andere Religionsgenossen verachtet; wenn ihr den Kindern nicht früh genug begreiflich machet, daß in jeder Religion, welche den lebendigen Gott in frommen Gesinnungen verehren lehrt, etwas Ehrwürdiges sei; daß in allerlei Volk, wer Gott fürchtet und recht thut, ihm angenehm sei (Apostelgesch. 10, 35); wenn ihr die Kinder, ehe sie noch den Nutzen und wahren Zweck gottesdienstlicher Versammlungen und kirchlicher Uebungen verstehen, zwinget, an denselben Theil zu nehmen; sie zum Besuch der Kirche wider ihren Willen treibet, daß sie da Langeweile und Ueberdruß empfinden, und sich frühzeitig gewöhnen lernen, in den Kirchen gedankenlos zu träumen, oder leichtsinnig umherzugaffen, nicht aber mit innigem Vergnügen an den Besuch des Gotteshauses zu denken. — Diese ersten traurigen Eindrücke verlieren sich nie, bewahren sich oft noch im spätesten Alter. Und ihr traget die Schuld, wenn die erwachsene Jugend, frei von euerm Zwang, gegen die Religion nur Kälte, gegen die Kirche nur Ueberdruß fühlt, und sich freut, mit dem Zwang zugleich Religion und Kirche zu beseitigen.

Ihr befördert diese Abtrünnigkeit, Aeltern, Erzieher, Lehrer, durch eure Sorglosigkeit bei den Lesereien der Jugend, wenn ihr es dem blinden Zufall überlasset, ihnen Schriften in die Hände zu spielen. Noch zu unerfahren, um zu urtheilen, nehmen sie das Wahrscheinliche für die Wahrheit, und ihrer regen Einbildungskraft wird das Mögliche bald zur Wirklichkeit. Ein witziger Einfall gilt ihnen statt des Beweises, und die glänzende Schreibart für Gründlichkeit. So werden sie von seichten Schriftstellern leicht in ihren religiösen Meinungen irre gemacht, und allzufrühe Zweifelsucht entwurzelt grübelnd ihren schwachen Glauben. Sie fassen geheimen Argwohn gegen die Wahrheit der Christusreligion, weil sie sich von der Unwahrheit einiger Nebenlehren der Kirche überzeugt zu haben meinen, und setzen Verdacht in die Offenbarung Jesu, weil sie gelesen und gehört haben, daß die Verkünder Jesu oft so irreligiös als ihre Zuhörer waren. Und ihr selbst, geistliche Hirten, Seelsorger, Diener des Altars, Prediger des Gekreuzigten, oder mit welchem Namen ihr euch schmücket, ihr selbst bestärket sie in ihrem Wahn und Abfall,

wenn ihr unverhohlen euer Amt nur als ein einträgliches Erwerbsmittel betrachtet; anders predigt und anders handelt; in der Gemeinde selbst das Beispiel der Heuchelei, der Habsucht, der Ueppigkeit, der Lieblosigkeit, des Ehrgeizes, der Verfolgungslust, gebet, und Thaten, wie diese, mit frommen Namen und Vorwänden ummäntelt; wenn ihr ohne Weihe, ohne innern Trieb, ohne die sorgfältigste Vorbereitung den heiligen Lehrstuhl betretet; wenn ihr da lieber auf Besserung des Glaubens, als, wie Jesus, auf Besserung des Herzens dringet; lieber Glaubensstreitigkeiten anrühret, als einleuchtend zeiget, wie die christliche Tugend erworben werde, oder wie die Hindernisse zu beseitigen sind, welche es dem Menschen oft erschweren, den Willen des Vaters im Himmel zu erfüllen.

Nicht geringen Antheil am Verfall der Religion hat überhaupt die unduldsame Neigung vieler Menschen, andere Religionsparteien verächtlich zu machen, und Glieder derselben zu verfolgen. Denn indem jede Partei foetfährt, der andern Irrthümer vorzuwerfen, oder eine wohl gar die andere verdammt, muß derjenige, welcher diesen Streit mit einiger Aufmerksamkeit beobachtet, Verachtung gegen alle zugleich fühlen. Wie kann diejenige Religion göttlichen Ursprungs sein, die zur Ungerechtigkeit und Härte gegen Andersdenkende anfeuert? Ist denn Gott nicht ein Vater aller seiner Kinder? Ist die Mannigfaltigkeit der Verehrungsarten, welche seine Kinder ihm weihen, in seinen Augen ein Verbrechen, er, dem Jeder lieb und angenehm ist, der ihn fürchtet und recht thut? Hat denn Jesus seine Jünger zur Verfolgung der Juden aufgemuntert, oder ihnen zur Ausrottung der Heiden ein Schwert geliehen? — Wie viele Irrthümer, wie viele Grausamkeiten beainaen die Menschen schon im Namen der Religion!

Noch immer nicht ganz ist die Thorheit des Bekehrungseifers verschwunden. Können wir Andere von der seligmachenden Kraft unsers Glaubens überzeugen, so ist es wohlgethan. Aber die Ueberzeugung muß sich in dem, welchen wir belehren, freiwillig ergeben; aufzwingen läßt sich keine Ueberzeugung, oder sie ist es nicht mehr. Wer aber die Ueberzeugung hat, der reißt sich nicht mehr von ihr los, denn sie ist eins geworden mit seinem ganzen Wesen. — Darum ist das leichtsinnige Uebergehen von einer Religion, oder von einer Kirche in die andere, allerdings zu tadeln. Gewöhnlich liegt dem Umtausch eine sehr weltliche Absicht zum Grunde. Man möchte sich ein Ansehen machen, oder eine Stelle bekommen, an welcher das bisherige Glaubensbekenntniß hinderte; oder man hofft von der Glaubenspartei, zu der man übertrat, mehr Unterstützung und leibliche Versorgung. Selten ist eine tiefe, innere Ueberzeugung die wahre und dann allerdings achtungswürdige Ursache des Uebertritts zu einer andern Religionspartei.

Der Triumph, welchen diejenigen haben, zu deren Kirche ein Abtrünniger kommt, ist folglich sehr gering. Es ist nicht die Wahrheit, sondern ein geheimer Eigennutz, welcher in Personen siegte, die entweder bei ihren alten Gaubensgenossen nicht fanden, was sie wünschten, oder sich überhaupt in keine eingeführte Ordnung fügen mochten, oder bei ihren neuen Glaubensbrüdern ein besseres Fortkommen hofften. Schon daß man solche Leute noch in den Unterricht nehmen muß, um ihnen die Vortrefflichkeit und den ganzen Inhalt des Glaubensbekenntnisses zu enthüllen, das sie annehmen wollen, beweiset offenbar die Unlauterkeit ihres Beginnens. Denn warum ziehen sie ihrer bisherigen Religion eine andere vor, die sie noch nicht genau kennen? Und wenn sie sie so kennen, daß sie dieselbe aus voller Ueberzeugung annehmen: wozu bedürfen sie denn noch des Unterrichts? Nein, ihnen ist alle Religion nur Spiel und Werkzeug zu niedrigen Vortheilen, nach denen sie gelüsten. Sie gehören, zwar nicht in der That, aber doch dem in ihnen lebenden Sinn nach, zu denjenigen Menschen, welche sich überhaupt schämen, eine Religion zu haben.

Sich schämen, eine Religion zu haben! — Welch ein Wahnsinn! Und doch, ist diese Schmach der Menschheit ganz hinwegzuläugnen? — Sich schämen, eine Religion zu haben! Sich schämen, an einen Gott und Schöpfer des Weltalls zu glauben! Sich schämen des Gedankens an Ewigkeit und der ewigen Wahrheit, mit welcher Jesus die Geisterwelt erleuchtete! Sich schämen, zu Gott zu beten! — ihn in der Gemeinschaft der Menschen auf jener ehrwürdigen Stätte, in jenem Tempel zu

verehren, wo unsere Brüder, Schwestern, Aeltern, alle unsere längst verklärten Vorfahren beteten, Trost fanden und Selbstheiligung! Sich schämen, eine Religion zu haben, —— heißt das nicht, sich schämen, ein Mensch zu sein? seines eigenen Daseins sich zu schämen?

Nimmermehr! ich kann und will den abscheulichsten aller Gedanken nicht glauben. Denn auch ich bin ein Mensch: wie sollte ich solch eine Entehrung des Geschlechts für möglich halten, dessen Mitglied ich bin? — Das wäre Selbstmord der Vernunft, das die Sünde wider den heiligen Geist!

Auch ihr, die ihr euch Christi, euch der Gottesverehrung, euch des Gebetes, euch des Tempels schämet, auch ihr habt Religion! — Was ihr öffentlich hinwegscherzen möchtet, es lebt und webt in euerm Innern! — Warum erröthet ihr, euer Innerstes zu zeigen? Warum lüget ihr euch viel schlechter, als ihr je gewesen seid, und jemals werden könnet? — Aus Modeton? aus Furcht, von Euresgleichen belächelt zu werden? Aus Besorgniß, man möchte an eurer Aufklärung zweifeln? Eitle, furchtsame, schwache Wesen! in eurer allerlächerlichsten Schwäche wähnet ihr Stärke des Geistes zu zeigen? Ihr betrüget euch selber einer den Andern. Das ist die Stärke des Geistes, die den Halbwissern und Thoren kühn entgegen tritt, mit tief gefühlter Wahrheit deren Innerstes erschütternd. Das ist die Feigheit der schwachen Geister, welche Jesus um wenige Silberlinge, und die ewige Wahrheit um einen witzigen Einfall verräth.

Aber eben diese Feigheit vieler Christen ist eine der gemeinsten Ursachen, warum andere zur Religionsverläugnung verführt und zum Abfall vom Allerheiligsten verleitet werden. Nie, o nie will ich mich derselben schuldig machen. Möge es die Welt wissen, Gott, mein Gott! daß ich Dich liebe, daß ich Dich anbete; möge es die Welt wissen, daß Jesus, den Du zur Beseligung meines Lebens in die Welt gesandt hast, mein Stolz ist; möge es die Welt wissen, daß aus Glauben, Hoffen und Lieben mein ganzes Wohl erblüht —— ich will Dich, ich will Jesum mit Freudigkeit bekennen; ich bekenne damit ja nur meine eigene Würde, mein eigenes, unzerstörbares Glück! O hätte ich Kraft! O könnte ich Irrende enttäuschen, und zur Achtung ihres eigenen Werthes zurückbringen! An Muth soll mir es nie gebrechen, durch Beispiel den Furchtsamen zu ermuthigen, Dich, Gott, meinen Gott, und meinen Glauben an Jesum zu bekennen. O verleihe Du, Vater, Deinen Segen; inbrünstig flehe ich darum zu Dir! Amen.

XXIV.

Ueber den Werth religiöser Feierlichkeiten im bürgerlichen und häuslichen Leben.

Psalm. 100, 1 — 5.

Uns strahlt das Licht der Ewigkeit,
Uns strahlet Gottes Licht,
Das durch die bange Nacht der Zeit
Höchst herrlich sieghaft bricht.

Religion geht uns voran,
Beleuchtet unsern Pfad,
Und macht glückselig Jedermann,
Der sie zum Leitstern hat.

Des Lebens beste Lust ist Müh,
Der Erde Gold ist Staub;
Was noch so herrlich blühet hie,
Wird eines Grabes Raub.

Religion allein verklärt
Das Irdische mit Glanz;
Sie gibt dem Staube hohern Werth,
Der Freude erst den Kranz.

Um Erd' und Himmel knüpfet sie
Ein wundervolles Band:
Ein Eden blüht durch sie uns hie,
Und dort ein Vaterland.

Schon in den Urzeiten der Menschheit war es, selbst bei rohen, unwissenden Völkern, ein ehrwürdiger Brauch, daß sie ihre wichtigsten Unternehmungen mit irgend einer gottesdienstlichen Feierlichkeit begannen und endeten, und selbst keinen allgemeinen Freudentag begehen mochten, ohne vorangehende Verehrung des höchsten Wesens. Aller Anfang mit Gott! sagt das edle Sprichwort der Völker früher und später Zeiten.

Es loderten von den Altären dem höchsten Wesen Opferflammen. Noah, nach den Schrecken der Sündfluth, versammelte die wenigen Geretteten um sich, und die erste That auf der aufgetrockneten Erde war ein feierlicher Dank, dem Erbarmer dargebracht. Moses und Aron erhoben durch mancherlei gottesdienstliche Feste den in der ägyptischen Sklaverei niedergedrückten Geist Israels wieder zu seiner Kraft und Würde. David sang in königlicher Pracht dem Gott der Götter seine Psalmen. Der Heide beginnt sein Tagewerk nicht, ohne vorher dem Him-

mel sein Opfer geweiht zu haben. Der Verehrer des Mahomeds wendet seinen Blick gegen Morgen, wirft sich demuthsvoll auf die Knie, und berührt mit seiner Stirn den Staub des Bodens und betet.

Und die Christen, was thun sie?

Jesus, der göttliche Offenbarer dieses Glaubens, verknüpfte jede wichtige Handlung seines Lebens mit einer bedeutungsvollen religiösen Feierlichkeit. Lange wohnte er in stiller Dunkelheit, sich auf sein großes Lehramt vorbereitend. Und als er es begonnen, war die Feierlichkeit der Taufe gleichsam die Weihe, welche er von der Erde und vom Himmel in des Jordans Wellen empfing, — dann muthvoll auf den ewigen Vater in den Höhen blickend, trat er in die dornenreiche Laufbahn seines Erlösungswerkes ein. Er lehrte, duldete, bis die Stunde kam, da er für die Sünden der Welt auf Golgatha bluten sollte. Es kam der Abend, da er zum letztenmal im vertrauten Kreise seiner Jünger saß — es kam der Augenblick, da er sein großes Lehramt enden mußte. Es geschah mit religiöser Feierlichkeit durch Stiftung des heiligen Nachtmahls, zum Gedächtniß seines Welterlösertodes.

Und die Christen, was thun sie?

Die Jünger des Göttlichen folgten treu dem Beispiel des Lebensheilandes. Die Ordnungen der Taufe und des Nachtmahls, wie sie dieselben von ihm empfangen hatten, wurden beibehalten, Jahrhunderte nach seiner Vollendung mit gleicher Inbrunst gefeiert, manche andere heilige Handlung beigefügt. Nirgends ward ein öffentlicher Freudentag, nirgends ein großer Trauertag begangen, ohne daß die ersten Bekenner des Herrn ihr andachtvolles Auge zuerst gegen ihn emporrichteten. Er hatte ja verheißen: wo ihrer Wenige in meinem Namen versammelt sind, da will ich mitten unter ihnen sein!

Und die Christen unserer Tage, was thun sie?

Sie haben der Feste genug — aber wo sind Herzen, welche sie feiern? Sie haben kirchliche, sie haben bürgerliche Feiertage, der wichtigsten Ereignisse genug in ihren Familienkreisen; — aber so tief in den Schlamm des Alltagslebens und der Sinnlichkeit ist ein großer Theil der Menschheit versunken, daß man ohne Andacht dazu tritt, die Verehrung des höchsten Wesens als Nebensache ansieht, und nur nach der Lustbarkeit lechzt.

Ihrer Viele finden die religiösen Feierlichkeiten bei bürgerlichen Festen sehr überflüssig, und verachten sie, als ein steifes, langweiliges Zeremoniel, dessen man sich entschlagen sollte. Andere gestatten dieselben allenfalls noch etwa, wie sie vornehm meinen, um des Pöbels willen, oder um der alten Form willen, oder weil man doch der Kurzweil wegen noch seinen müßigen Witz daran üben könne.

Weit entfernt, die Geistesbeschränktheit und Herzlosigkeit dieser Verächter hochwürdiger und gemüthserhebender Handlungen zu verdammen, kann man nur ihre Kurzsicht und Armuth edlerer Gefühle beklagen. Ihrer nicht Wenige sind theils durch den Leichtsinn ihrer eigenen Aeltern und Erzieher auf einen falschen Gesichtspunkt gerathen, aus welchem sie den Gegenstand im falschen Licht erblickten; Andere haben sich durch Lesung von seichten Schriften verführen lassen; Andere, mit halben Kenntnissen, unreifen Einsichten und mangelhafter Menschenkunde, lassen sich beigehen, selbst eigene Urtheile glänzen zu lassen, und sich groß zu dünken, wenn sie über das Göttliche sogar einen faden Einfall zu Tage bringen können.

Wozu dient aber, daß feierliche Handlungen des Lebens auf eine religiöse Art begangen werden? — Wahrlich nicht, um ihnen mehr alterthümliches Ansehen zu geben, ihnen durch Vermehrung todter Formen mehr äussere Würde zu verleihen. O ihr Kinder des Staubes, wenn ihr spielen wollet, mißbrauchet nie das Heiligste und Höchste, was das Weltall hat, zu euerm Tand! Und ist es auf bloße Ergötzlichkeit, auf Schmausereien und Tänze abgesehen, wozu wollet ihr die göttlichsten Gefühle des Herzens in Anspruch nehmen?

Aber du, dem der Werth einer religiösen Weihe bürgerlicher Feste spottwürdig und entbehrlich scheint, und fragst: worin kann er bestehen? — ich frage auch dich hinwieder: welchen Werth hat dein ganzes Leben ohne Religion? Wozu bist du, wenn für dich keine Vorsehung, keine Ewigkeit, keine Vergeltung über den Sternen wohnt? Und was bist du ohne sie? — Wahrlich, indem du jene Heiligthümer verlierst, hast du deinen eigenen Werth verloren. Du lebst, und dein Da-

sein wird für dich selbst zum finstern Räthsel. Du lebst, aber kein höheres Leben, als das Vieh, ohne zu wissen, wie dieses, woher, warum, wohin? Du lebst, um dich zu kleiden, zu beherbergen, zu speisen, zu trinken und zu sterben, und nicht mehr zu sein. Ist denn dies der Mühe werth, daß du das Licht der Welt erblickest, daß du deine Jugend unter Erlernung aller Vorkenntnisse, deine Tage mit Arbeiten und Sorgen, dein Alter mit Mühseligkeiten vollbrachtest? Prangt dafür dein Geist mit einer weit überschauenden Vernunft; bewahrt dafür dein Herz die unüberwindliche Ehrfurcht vor Tugend und Seelengröße; bewegen dich dafür in ernsten Stunden so tiefe Gefühle der Sehnsucht nach dem edlern Sein, und Ahnungen, die nicht im Gewühl des todten Lebens gesättigt werden können? — — Welchen Werth kann dein ganzes Dasein haben ohne Religion? Wäre es nicht oft besser, nie da gewesen zu sein, als bloß den Rang der höhern Thiere anzunehmen, und nach dem vergeblichen Wechsel von Freuden und Schmerzen aus der Reihe der Dinge wegzugehen und Andern Platz zu machen?

Was nun die Religion für das menschliche Dasein überhaupt ist, daß sie demselben nämlich erst seine volle Bedeutung ertheilt; daß sie das Irdische mit dem Himmlischen, das Erschaffene mit dem Schöpfer, die vorüberfliegenden Minuten mit dem, was ewig bleibt, vermählt; daß sie dem Menschengeiste das höhere Leben gibt, dessen er durch seine Sinne fähig ist: das ist die Religion auch für den einzelnen Lebenstag und für jede ausserordentliche Handlung des Sterblichen.

Es ist nicht die Schuld der christlichen Kirche, daß du in ihren Feierlichkeiten nur das todte Aussenwerk erblickst; es ist deines Leichtsinnes Schuld, wenn du nie den Sinn und hohen Geist derselben begreifst. Dein Spott wahrlich kann sie nicht treffen, sondern klagt dich selbst vor der gebildeten Welt an.

Auf daß wir nie der höhern Bestimmung vergessen, der wir durch unsere Natur geweiht sind, empfängt uns die Veredlerin unsers Daseins schon an den Schwellen des Lebens, da wir in die Welt eintreten. Die heilige Taufe wird dem Säugling gegeben, und er damit von den beglückten Aeltern dem Himmlischen gewidmet, noch ehe er es kennt. Ach, der Vater, wenn er den holden Säugling in der Wiege, und die Mutter, wenn sie ihn an ihrer Brust erblickt, gedenken unter geheimen Thränen auch wohl der Sterbestunde des Lieblings.

In der Feier des Abendmahls Jesu Christi wird der Bund des Getauften mit dem Himmel erneuert. Seine Geisteskräfte haben sich entwickelt. Er tritt selbstdenkend und selbsthandelnd in das Leben, bald sich selbst und seinen Mühen überlassen — in der Gedächtnißfeier des Erlösertodes Jesu soll sein Muth erstarken, als Christ und Weiser durch Freude und Leid jedem Verhängnisse entgegenzugehen. So winkt abermals die Religion dem Sterblichen bei einem der wichtigsten Abschnitte des Lebenslaufes empor zu dem, was droben ist, und mahnt ihn, daß er unter des Tages Last und Hitze, unter den Ausschweifungen, den Sorgen und Zerstreuungen eingedenk bleibe, er habe höhern Beruf in sich, als bloß für den Tand der Erdenwelt.

Liebende stehen vor Gottes Altare, und geloben dem Allgegenwärtigen die ewige Treue ihrer Herzen. Auch Thiere und Pflanzen begatten sich; aber Menschen vermählen ihre Seelen, ihre Gefühle, ihre Schicksale, alle ihre Sorgen, ihre letzten Seufzer. Vielleicht wäre zu solcher Verbindung die einfache bürgerliche Handlung vor der Obrigkeit hinlänglich, wie bei vielen andern Verträgen der Fall ist. Aber hier ist nicht ein bloßer Vertrag um Rechtsame und Eigenthum, es ist ein Vertrag der Gemüther, ein Bündniß der Geister, der nur durch Tugenden besteht. Darum verklärt ihn die Religion mit ihrem Glanze, daß auch in diesem Ereignisse der Mensch sich über das gemeine Thierische erhebe, sich seines göttlichen Ursprungs bewußt bleibe.

Und bis zum Sterbebette und bis zum Grabe ist Religion die treue Begleiterin. Unter feierlichen Einsegnungen und Gebeten, mit dem Gedanken an den Allerbarmer, entschlummert der müde Mensch, scheidet von seiner abgeworfenen Hülle, schwebt in das Geheimniß des neuen Lebens hinüber.

Wenn wir nun nicht läugnen dürfen, daß ohne Religion unser Leben ein bedeutungsloses thierisches Athmen wäre; wenn wir bekennen müssen, daß jene heiligen Feierlichkeiten bei den wichtigsten Anlässen unsers Lebens unser Gemüth oft tief rührten, höhere Gesinnungen wach riefen, und

dem, was mit uns vorging, Würde und bleibendes Gedächtniß gaben: so werden wir auch gern erkennen, daß große Ereignisse in unserm häuslichen Leben, Bürgerfeste, selbst Tage allgemeiner öffentlicher Freude, nicht würdiger beginnen können, als wenn sie mit dem Ernst des Gottesdienstes angehoben werden.

Religiöse Feierlichkeiten geben jedem Feste erst seine wahre Weihe und Bedeutsamkeit. Es ist ein elender Freudentag, da man für den Genuß der Sinne sorgt und das Gemüth ohne Nahrung läßt. So hat auch das Thier seinen Sabbath eben so oft, als es seinen Hunger stillt. Aber indem sich gleichsam der Schimmer des Göttlichen über die ganze Freude des Tages verbreitet, leben wir ein höheres Leben an ihm. Es wird der Seele gegenwärtiger, was der Zweck des Festes sei, und er kann dem Auge nie verschwinden. Es soll ein Tag der Freude sein, aber dem hohen Geber der Lust ward von dankbaren Herzen das erste Opfer der Erkenntlichkeit dargebracht. Und indem der andachtvolle Geist vom Throne des Höchsten, des Schöpfers aller Seligkeit, zur Erde zurückkehrt, bringt er gleichsam etwas Himmlisches in die Luft, welche seinen Sinnen bereitet wird. Aller Anfang mit Gott, so wird auch, was von Staub entspringt, geheiligt.

Religiöse Feierlichkeiten stimmen das Gemüth, jedes Fest in seiner Würde zu begehen. Sie erwecken, ehe man sich dem Strom der Freude überläßt, zum stillen Ernst, zur ruhigen Ueberlegung dessen, was geschehen soll. Sie entbinden in uns heilige Entschliessungen, daß wir uns Gottes und des Tages, den er verlieh, nicht durch Selbstvergessung und Uebermaas im Guten unwürdig machen. Die Religion Jesu ist keine Störerin menschlichen Frohsinns. Christus selbst war in der Mitte der Glücklichen und mehrte ihre Freuden. Die heilige Schrift ermahnt uns, mit den Fröhlichen des kurzen Daseins froh zu werden. Aber Weisheit gebietet, daß wir, als höhere Wesen, die Freude beherrschen, nicht daß sie uns beherrschen soll: gebietet, mit Besonnenheit, selbst im Gewühl der Lust, unser mächtig zu bleiben, auf daß die Wonne nicht zum Quell langer Schmerzen, fruchtloser Reue entarte.

Nirgends so sehr als bei festlichen Anlässen und öffentlichen, gemeinschaftlichen Ergötzungen, ist der Mensch und seine Tugend in Gefahr. Leicht betäubt auch selbst den erfahrnern Mann das Vergnügen, und die Gewalt des allgemeinen Beispiels reißt ihn mit sich dahin. Bald ist die zarte Grenzlinie des Anständigen, bald dann auch die des Pflichtmäßigen überschritten. Die berauschten Sinne überlärmen das edlere Gefühl; die Leidenschaften leben allein; der unschuldige Scherz geht in fehlerhaften Muthwillen, der Muthwille bald in Ausgelassenheit, die Ausgelassenheit in sinnlose Ausschweifungen, und diese oft — in Verbrechen über.

Wie mancher Festtag ward schon der Todestag einer Unschuld! Wie mancher Festtag schon der letzte Tag einer alten Freundschaft, oder eines guten Namens, oder einer blühenden Gesundheit, oder eines reinen Gewissens!

Darum eröffne Religion und ihre ernste Feierlichkeit den Tag des Festes! Sie erscheine jedesmal als ein liebender, warnender Engel, daß sie die Freude der Glücklichen mäßige und die Vergiftung des Wonnekelches abwehre!

Religiöse Feierlichkeiten vereinigen die Herzen zu herrlichem Genusse eines Festes. Ohne Liebe ist keine wahre Freude. Fremdlinge können zusammentreten und sich berauschen; aber Freunde geniessen im gemeinschaftlichen Glück ein zarteres Vergnügen. Sie schliessen einander fester an die Brust, und im heitern Gespräche gedenken sie der Tage der Schrecken und Kümmernisse gern, in denen sie auch einst treulich verbunden den Kampf bestanden; gedenken der schwarzen Stunden, die noch kommen mögen, und ihre Liebe schwört, sich auch dann nicht zu verlassen.

Die feierliche Andacht im Tempel versammelt die Genossen des Festes vor Gott. Da stehen sie mit dem Gefühl: Wir sind Alle des ewigen Vaters Kinder; Alle Brüder, die für einander leben und sterben sollen! Schon dieser Gedanke vereinigt die Getrennten, gibt Vertrauen unter den Unbekannten, flößt freundschaftliche Gesinnungen auch gegen den Gleichgültigen ein. Die Gemeinde der Christen und Bürger nährt in sich nur eine einzige große Familie, welche bestimmt ist, gemeinschaftlich des Le-

bens Wohl und Weh zu tragen. Der Niedrige ist für den Hohen, der Reiche für den Armen vorhanden. Einer ward und bleibt dem Andern unentbehrlich; Einer führt den Andern zur Freude; Einer begleitet den Andern früher oder später zum Grabe; — Erinnerungen, wie diese, schliessen die Herzen enger zusammen, machen ihnen die Feier des Tages werther, herzlicher, heiliger. Das vermag kein anderes Mittel, kein Geräusch, kein Pomp, kein todter Glanz. Du nur, Religion meines Jesu, Beseligerin des Menschengeschlechts, nur du vermagst es durch den stillen, wunderbaren Zauber, welchen du über alle Herzen übst, die nicht schon ganz den Gefühlen des Menschlichen verschlossen sind. Durch dich wird der Staubgeborne, er weine im Schmerz oder lächle in der Lust, seiner Schöpfung würdig, und verjüngt er sich zum Ebenbilde Gottes. Du ziehst den Himmel zur Erde nieder, und verklärst, was irdisch ist, durch das Göttliche, wie die Begeisterung einer schönen Seele ihren Leib verklärt.

Darum, Jünger, Jüngerinnen des Heilandes, des Göttlichen, weihet die schönern Tage des Lebens durch Andacht und Anbetung ein, und heiliget die Wonne, welche ihr geniesset, mit der Herrlichkeit eures Glaubens. Und also dienet dem Herrn mit Freuden, kommet vor sein Angesicht mit Frohlocken. Gehet zu seinen Thoren ein mit Danken, zu seinen Vorhöfen mit Loben. Danket ihm, lobet seinen Namen. Denn der Herr ist freundlich, und seine Gnade währet ewiglich, und seine Wahrheit für und für. Amen.

XXV.

Sünde und Unwissenheit.

Luk. 23, 34.

Hätte nicht, o Gott, Dein Sohn,
Unser Schwachheit Trost gegeben,
Hätt' er zu der Gnade Thron
Nicht gelehrt uns zu erheben:
Wir versänken in der Nacht
Unsrer Schuld vor Deiner Macht!

Aber Jesus kam herab,
Der, ein milder Arzt, uns Kranken
Seines Trostes Balsam gab,
Eh' wir angstvoll niedersanken;
Wen die Reue niederdrückt,
Wird gewiß durch ihn erquickt.

Oft quält geheime Unruhe mein Herz. Ich verzage in bangen Zweifeln an meiner Seele Heil. Ich sehe nichts Gutes an mir. Meine Sünden erscheinen mir zahllos, wie der Sand am Meer. Denn was ich Gutes zu thun glaubte, ist zu wenig! — Ach, und oft, wo ich meinte, meine Pflicht zu thun, stiftete ich Uebles. Ich habe oft schwach gehandelt, wo ich recht gethan zu haben glaubte. Oft ängstigten mich Sorgen, ob ich nicht eben dann vielleicht Gottes Mißfallen erweckte, ob ich nicht zu fehlen vermuthete. Oft verleitete mich der Ungestüm meiner Empfindungen zu allzuraschen Schritten; oft zwang mich Ehrgefühl, härter zu handeln, als ich vielleicht sollte; oft treiben mich häusliche Umstände, Familien- und Geschäftsverhältnisse zu Thaten, die ich wohl hätte meiden können.

Und wenn ich so auf mein ganzes Leben zurückschaue, wie viel mag ich gesündigt haben, das nur Gott weiß! Wie viele meiner Sünden habe ich schon vergessen, weil mein Gedächtniß zu klein ward, ihre Menge zu bewahren! Aber sind sie auch vergessen vor dem Ewigen? Sind sie auch vergessen in dem Buche der Vergeltung? — Wie würde ich erschrecken, wenn ein Tag erschiene und alle meine unreinen Gedanken, meine unlautern Begierden, meine schlechten Worte, meine schlechten Thaten, meine Irrthümer alle aufständen aus dem Grabe der Vergessenheit! Wie würde ich schaudern, wenn sie mir alle vorgezählt würden, die ich längst in ewige Vergessenheit verhüllt glaubte, an die kein Lebender auf Erden mehr dachte, von denen kein Sterblicher wußte, und deren Andenken uns selbst schon verloren gegangen war! Ach! was die Menschenkinder schon vergessen haben, ist es auch droben vergessen? Was sie mir nicht mehr zur Schuld anrechnen, ist es auch im ewigen Schuldbuch verlöscht?

Wenn ich so in der Einsamkeit denke und verzage, dann verliere ich den Glauben an mich selbst. Dann habe ich keinen Muth, und selbst mein größtes Vertrauen zu dem allbarmherzigen Gott will von mir weichen und der schrecklichen Furcht vor dem Richter Platz machen.

Dann fühle ich, dann verstehe ich ganz Davids Worte, wie er sie in den Stunden der Schwermuth betete; dann hebe ich, wie er, die Hände zum Weltrichter empor und seufze: Gehe nicht in's

Gericht mit Deinem Knechte; denn vor Dir ist kein Lebendiger gerecht! Ps. 143, 4.

Solche Stunden sind die bittersten des Lebens. Denn was kann bitterer sein, als der Gedanke an seine eigene gänzliche Verworfenheit, als das Verzweifeln an sich selbst? Was kann bitterer sein, als die entsetzliche Sorge: Du bist der Gnade Gottes unwerth! Dir kann der Richter nicht verzeihen!

Aber wenn der Kummer des Herzens am höchsten gestiegen ist, dann ermannt sich das Gemüth durch die Kraft der Religion und des Glaubens am stärksten. — Ich habe gefehlt, oft gefehlt; aber Gott kennt mein Herz, kennt meinen Schmerz um diese irdische Unvollkommenheit. Ich habe gefehlt; aber der Mensch ist im ewigen Schwanken zwischen Tugend und Sünde, zwischen Ewigkeit und Zeit, denn er ist kein Gott — sondern Mensch! — — Ich habe gefehlt; aber mein Gott ist mein Vater! Ach, er kennt besser, als ich, meine Schwächen, mein Unvermögen, meine Beschränktheit. Wie sollte er mich darum verstoßen können von seinem Angesicht, weil ich hienieden, von Unvollkommenheiten umgeben, nicht so vollommen heilig werden kann, als ich wohl gern sein möchte? Vergißt auch gern ein irdischer Vater, eine Mutter die Uebereilungen, die Fehltritte des unmündigen Kindes: genug, wenn dies Kind seinen Fehltritt bereut und sich anstrengt, ihn in Zukunft gern zu vermeiden. — Wie? bin ich gegen den höchsten Gott nicht als ein unmündiges Kind zu rechnen? Oder ist Gott nicht liebevoller, nicht unendlich barmherziger, als ein irdischer Vater? Was er mir einmal vergeben hat, könnte er mir es einst wieder vorzählen? — Nein, solche Vorstellungen von der Gottheit sind Erniedrigungen der Gottheit. Solche unwürdige Vorstellungen von Gott sind Lästerungen seiner Gnade, seiner Vatertreue. — Ich habe oft gefehlt, aber der schwerste Fehler wird es, wenn ich meinen Gott, meinen Vater, verkenne; wenn ich an seiner Langmuth und Huld verzweifle; wenn ich Jesu Wort und Trost von mir stoße, und mein Herz dem Rufe der Religion zum Vertrauen auf den Allbeseligenden verschliesse. Seid getrost und unverzagt Alle, die ihr des Herrn harret! ruft mir das göttliche Wort zu (Ps. 31, 25). Und ich könnte verzagen? Ich harre seiner, und ich sollte mich trostlos mit endlosen Sorgen quälen?

Ich darf harmlos sein und mich der Gnade meines Gottes freuen, wenn ich nur nicht wissentlich in Vergehungen falle. Ich darf mich seiner ewigen Vaterliebe freuen; ich bin in ihm, er ist in und mit mir, wenn ich ihn nur liebe. Und ihn lieben, heißt seine Gebote halten. (Ev. Joh. 14, 23. 24.) Gott der Schöpfer schuf mich als einen Menschen; er fordert nicht das Uebermenschliche von mir. Oft kann ich aus Unwissenheit Böses thun, oft wider meinen Willen Schaden stiften. Aber ich bin nur Mensch. Ich habe die Kräfte des Engels; ich kann nicht die Folgen aller meiner Thaten berechnen, denn die Zukunft ist mir entschleiert. Ich kann fehlen, weil ich nicht Alles wissen kann. — Ein solcher Fehler ist Irrthum. Er wird nicht meinem Herzen, sondern der Beschränktheit meiner Einsicht und Kenntniß zugerechnet. Genug, wenn ich nur in dem Augenblick, wo ich handle, wo ich einen Entschuß fasse, es mit der vollkommensten Ueberzeugung thue, daß ich Recht thue. Wenn ich dann nachher erst einsehe, ich habe Unrecht gethan; wenn mich die Folge erst überzeugt, ich hätte, was ich gethan, nicht thun sollen: so ist die Reue edel, und sie beweiset meine Gottesliebe. Aber der Fehltritt aus Unwissenheit, oft in bester Absicht gethan, ist mir nicht zur Sünde angerechnet. Denn Gott richtet nicht den Erfolg unserer Handlungen, der nie vom Sterblichen abhängt, sondern er richtet unser Herz, und dies ist unser Eigenthum. Er richtet nicht unsere Einsichten, denn diese hängen von tausend Umständen ab, sondern er richtet unsern Willen, denn dieser hängt von uns ab.

Der Mensch ist so kurzsichtig, so beschränkt! Nicht der Mensch einmal wagt es, vom Menschen zu fordern, er solle niemals irren. Wie denn, mein Herz, wenn du wirklich aus Unwissenheit gefehlt hättest, warum hörst du nicht Jesu Gebet am Kreuze für diejenigen, welche ihn als Missethäter zum Richtplatz schleppten: „Vater, vergib ihnen, denn sie

wissen nicht, was sie thun!“ Luk. 23, 34.

Der Mensch ist so kurzsichtig, so beschränkt! Oft muß er sich zu Handlungen plötzlich entschliessen, ehe er nur Zeit hat, sie zu prüfen. Er glaubte, das Rechte und Gute zu wählen, und konnte vielleicht das Ueble wählen. Gott richtet den Willen, Gott richtet den Sinn. Er fordert nicht Allwissenheit von dem schwachen Sterblichen, sondern daß er das Beste thue unter den Umständen, in welchen er sich eben befindet; nicht das Beste nach göttlicher Einsicht, sondern das Beste und Gerechteste nach unsern schwachen Kenntnissen. Und wenn wir dann wirklich irrten — kann Gott, der weise Vater, des armen Kindes zürnen, welches beim besten Willen fehlte?

Der Mensch ist kurzsichtig und beschränkt! — Oft kann und darf er nicht nach eigenen Einsichten handeln; oft fehlen sie ihm ganz, und es wird ihm zur Pflicht, im Vertrauen auf Wort und That und Handlungsweise derjenigen zu urtheilen und zu gehen, die bisher seines Vertrauens würdig waren. Es wird ihm zur Pflicht, dem rechtschaffenen Mann fester zu glauben, als demjenigen, der aus Eigennutz, Leidenschaft, Trotz oder Bosheit zu handeln pflegt. Wie, und wenn der Christ dann doch sich einmal durch sein Vertrauen zum Rechtschaffenen getäuscht sieht — wenn er durch dieses Vertrauen zu einem falschen Schritt verleitet wäre: hätte er an der Barmherzigkeit des Allbarmherzigen zu zweifeln? — Nein, o Gott, Du weißt es, hier war nicht Sünde, sondern Unwissenheit; hier war nicht Bosheit des Gemüthes, sondern menschliche Beschränktheit.

Der Mensch ist oft durch widersprechende Verhältnisse, durch feindselige Umstände gezwungen, auch wider seinen Willen einem Andern wehe zu thun, um seine eigenen oder eines Dritten Rechte zu schützen. Ist hier Sünde? — Nein, es ist das harte Gebot der Nothwendigkeit, unter zwei Uebeln das kleinere zu wählen! So sündigt auch der Richter nicht, wenn er nach Prüfung aller Gründe endlich, nach seiner besten Ueberzeugung, den Einen lossprícht, den Andern zur Strafe verdammt. Vielleicht verdammte er den Unschuldigen, gegen den Alles zeugte; vielleicht sprach er den Strafwürdigen los, zu dessen Lobe alle Umstände redeten. Aber wenn hier der Richter ungerecht sprach, er wußte es nicht; sein Herz war nicht ungerecht, nein, sein Spruch.

Der Mensch ist oft gezwungen, auch wider seine Neigung, Andern Uebels zu thun. Höhere Pflichten gebieten ihm diese Härte, er darf nicht prüfen, nicht wählen. Seine Umstände bringen es mit sich, daß er nur zu gehorchen hat

So tritt der Soldat hinaus in das Schlachtfeld. Feinde stehen ihm gegenüber, die er vernichten soll, ungeachtet sie sie selbst ihn nie beleidigten. Sein Geschoß tödtet, sein Schwert verwundet vielleicht die edelsten und besten seiner Nebenmenschen; vielleicht den guten Sohn einer verlassenen Mutter; vielleicht den Vater liebenswürdiger und unerzogener Kinder; vielleicht den dankbaren Versorger und Ernährer eines alten, kranken Vaters; vielleicht den Gatten eines hilflosen Weibes. Wie? schreit das Blut des Gefallenen zum Himmel gegen die Hand, welche es vergoß? Wie, ist der Krieger Sünder, weil er den Befehlen seiner Obrigkeit gehorcht, die Gott über ihn setzte? Nein, ihn zog nicht Selbstrache, nicht Blutdurst, nicht Raubgier ins Schlachtfeld, sondern er ging dahin, ein Werkzeug höherer Macht, treu dem Gesetze, dem Fürsten und dem Vaterlande. — Möge die furchtbaren Gräuel des Krieges das Haupt verantworten, welches sie anordnete und hervorrief; aber das Blut der Gefallenen klebt nicht an der Hand dessen, der unterthänig gegen Obrigkeit, Gesetz und Vaterland dem Rufe seiner erhabenen Pflichten folgte.

Traurig genug, daß der Mensch durch den Drang feindseliger Umstände oft in die Lage geräth, Uebels zu verbreiten, wo er sich lieber seinem Hang zum Wohlthun überlassen möchte; traurig genug, daß oft höhere Pflichten uns gebieten können, andere, geringere Pflichten unerfüllt zu lassen! — Aber so ist die unbegreifliche Weltordnung, und wir stehen in ihr, bald als Werkzeuge des dunkeln Verhängnisses, bald als Schöpfer unsers eigenen Wehes und Wohls.

Traurig genug, daß wir, bei unsern Entschliessungen im Gewühl des häuslichen Lebens, oft so wenig das Wahre vom Falschen, das Richtige vom Unrichtigen zu unterscheiden vermögen; — daß wir oft,

während unser Herz nach Recht und Gerechtigkeit dürstet, das Unrecht thun, aus Mangel besserer Kenntniß! Aber so ist nun die unbegreifliche Welterdnung, und wir stehen in ihr, und Keiner weiß, wie oft er irre oder fehle. Aber — dies ist der Trost, den uns Jesu Wort gibt: nicht unsere Unwissenheit, nicht unsere menschliche Beschränktheit ist eine Sünde, sondern die Sünde liegt in unserm Herzen, in unserm Willen.

Daher quäle dich nicht, meine Seele, mit vergeblichen und unverdienten Vorwürfen wegen des Uebels, was du, wider deinen Willen, wider dein Wissen, aus Mangel des Wissens und der Einsicht verübt hast. Diese Arten von Fehlern liegen in deiner Natur, in deiner ursprünglichen Unvollkommenheit, in der Welteinrichtung Gottes selbst. Auch ein irdischer Vater rechnet dem Kinde das Versehen nicht zu, welches von ihm aus Mangel der Erfahrung und Kenntniß begangen wurde. — Quäle dich nicht mit ängstlichen Bildern und übertriebenen Vorstellungen von deiner allzugroßen Sündhaftigkeit, — mit solchen Vorwürfen machst du dich zu allem Guten verzagt, und ehrest die Weisheit und Vaterliebe deines Gottes schlecht. Der Allwissende weiß, was du vermagst, und mehr fordert er nicht von dir.

Wuchere nur mit dem Pfunde von Einsichten, die er dir verliehen. Bereue nur mit Demuth und Innigkeit diejenigen Fehltritte, welche du wissentlich begangen. Beweine nicht, was du nicht weißt, sondern das, wo du deinen Jesum in Wort und That verläugnetest, während dein guter Engel dir zuflüsterte: Sei Gott getreu! Klage nicht über die Beschränktheit und Unvollkommenheit der menschlichen Natur, denn Gott hat sie selbst also nach seiner Weisheit geordnet; sondern klage über deines Herzens Schwäche, und daß du nicht manche aufwallende Leidenschaft, manche unreine Neigung in dir überwandest; denn Gott gab dir die nöthige Stärke und Willenskraft dazu, die du aber nicht gebrauchen mochtest.

Oft kann es geschehen, daß wir selbst im Zweifel über den Werth unserer Handlungen sind; daß wir nicht wissen, ob wir, wo sich verschiedene Pflichten in uns zu bekämpfen schienen, auch das beste Theil erwählt haben. In diesem Falle haben wir uns zu prüfen: ob wir die größere und heiligere mit Ueberzeugung vorzogen; ob wir nicht anders als in der festen Absicht handelten, das Wahre, Gute und Rechtschaffene zu thun. Mag dann die Handlung gewesen sein, wie sie wolle — Gott, der Gerechte, weiß sie besser zu würdigen, als wir selbst. Mag dann unsere Handlung Folgen haben, welche sie wolle — Gott herrscht über die Folgen, und sie sind nicht in des Menschen Gewalt. — Mancher hat mit rechtschaffenem Sinn das Gute begehrt, aber er sah Böses hervorgehen und Unkraut, wo er eine edle Saat gestreut zu haben wähnte. Mancher wollte Böses thun, aber was er Andern Uebels zu stiften gedachte, veränderte sich ihnen durch Gottes Schickung in Heil und Segen.

Wenn du aber wahrnimmst, daß du aus Irrthum und Unwissenheit ein Unrecht begingst; wenn du wahrnimmst, daß du aus Uebereilung, oder durch den Drang von mancherlei Anlässen ein Unheil angerichtet habest: dann eile, den Irrthum zu berichtigen, und die Wunde zu heilen, welche du wider deinen Willen schlugest. Dies ist edeln, gottgefälligen und gottliebenden Gemüthern anständig; dies ist ihrer Pflichten erste.

Nicht immer ist der Mensch im Stande, zu verhüten, daß er aus Unwissenheit fehle; aber oft kann er, nach eingesehenem Irrthum, das dadurch entstandene Uebel mannigfach vergüten. Dies ist die wahre Buße, dies die wahre Reue; dies ist Christussinn; dies ist die Frucht der reinen Gottesliebe!

Nicht Fasten, nicht Beten, nicht die strenge Beobachtung kirchlicher Gebräuche sind Genugthuung für ein Böses, so wir wissentlich oder unwissentlich anrichten: sondern daß wir umkehren, und Gutes thun. Nicht aus der Beschränktheit unserer Einsichten entstehen die Sünden wider Gott und Menschheit, sondern aus dem Herzen. Denn, sagt Jesus (Matth. 15, 19.), aus dem Herzen kommen arge Gedanken, Mord, Ehebruch, Hurerei, Diebere, falsche Zeugnisse, Lästerung.

Gehe hin, wo du glaubst ein Unrecht gethan zu haben, wenn auch in der Unwissenheit, gehe hin, und vergüte es. So wird deiner Seele wieder Himmelsfriede zu Theil werden, so heiliget deines Jesu

Trostwort: Auch dir sind deine Sünden vergeben!

Und wenn du also thust und gethan hast, dann schaue freudig auf zu deinem Erlöser, der dir Heil verheißen, der die Sünder annimmt; schaue freudig auf zu deinem Vater im Himmel, der sich so gerne seiner Kinder erbarmet, wenn sie wieder zu seinem heiligen Willen zurückkehren. Mögen deine Sünden auch sein, wie der Sand am Meere, ohne Zahl: weißt du nicht, Kleinglaubiger, daß des himmlischen Vaters Barmherzigkeit noch unendlich größer ist? — Ja, was dir Gottes Gnade verzieh, das ist dir auf ewig vergessen. Du erkennst deine Fehlerhaftigkeit, aber erkenne auch Gottes unendliche Liebe und Väterlichkeit. Er schuf dich nicht zum ewigen Elend, sondern daß du selig werdest. Gehe hin, bedecke die Sünden deines vergangenen Lebens mit neuen Werken der Liebe, der Sanftmuth, der Menschenfreundlichkeit, des Wohlthuns, der Versöhnung. Werde ein edler, tugendhafter Mensch, — werde ein Christ! Und du gehörst Christo, und, durch den ewigen Sohn, der ewigen Liebe des Vaters an.

Das will ich! O ich bedarf es! Schaffe in mir, Gott, ein reines Herz, und gib mir einen neuen, gewissen Geist. Verwirf mich nicht vor Deinem Angesicht, und nimm Deinen heiligen Geist nicht von mir! Ps. 51, 12. 13. Denn ohne Deine Gnade ist mein Leben ohne Freuden, meine Seele ohne Ruhe und Frieden. Oft habe ich gefehlt wider Dich, o du Langmüthiger, und Du blicktest schonend auf mich herab, und gabst mir Frist und Gelegenheit und Kraft, daß ich verbessern möge, wo ich durch Uebereilung zu weit ging, wo ich durch Unwissenheit Unrecht that, wo ich durch die Gewalt der Umstände zu Handlungen verleitet ward, von denen ich erst zu spät einsah, daß sie hätten unterbleiben sollen. — Ach, aber die Du mir gestattet, habe ich sie immer benutzt? Diese Gelegenheit, welche Du mir dargeboten, habe ich sie immer angewandt? Diese Kraft, welche Du mir schenktest, habe ich sie immer gebraucht?

O fortan will ich — Vater, ich will es — und kann ich, Dein schwaches Kind, nicht allezeit verhüten, daß ich fehle: will ich doch verhüten, daß meine Fehler nicht unverbessert bleiben. — Wo ist ein Mensch, dem ich aus Uebereilung wehe that? Ich will vergüten und mir seine Liebe, seinen Segen erwerben. Wo ist ein Wohlthäter, den ich undankbar vergaß, was er mir gethan? Ich will nach meinen Kräften vergelten. Wo ist ein Gut, das durch meine Schuld veruntreuet ward? Ich will es ersetzen. — Rein will ich sein von allen Vorwürfen; so wird mir meines Gottes Frieden zu Theil werden. Menschlich ist es, zu fallen; himmlisch ist es, zu verbessern und sich zu Gott zu erheben.

Verleihe mir Deine Gnade, Vater im Himmel! Amen.

XLVI.

Die Stunde der Versuchung.

Luk. 4, 1 — 13.

O Vater, kindlich flehen wir,
Gib uns, uns Schwachen Stärke;
Leit' unser Herz empor zu Dir,
Daß es auf Dich nur merke!
Wenn uns die Lust betrügt,
Uns Freude nur das Laster lügt,
Erleucht' uns Deine Wahrheit!

Nicht wahr ist, was die Sünde spricht,
Sie fesselt Herz und Hände;
Was sie verheißt, das hält sie nicht,
Verderben ist ihr Ende.
Die Lust wird Pein, ihr Licht wird Nacht:
Entreiß durch Deiner Wahrheit Macht,
O Vater, uns der Sünde!

Nur Einer ist vollkommen, sündenrein, oder heilig, und dies ist Gott. Der Sterbliche, im Kampfe mit seinen Begierden und Neigungen, ist täglich der Gefahr des Sündigens unterworfen. Auch der vortrefflichste Mensch ist nicht ganz rein von Fehlern, oder heilig, sondern höchstens nur tugendhaft. Aber dahin geht unser Bestreben, heilig und vollkommen zu werden, wie unser Vater im Himmel vollkommen ist. Matth. 5, 48.

Das ganze menschliche Leben ist ein Kampf der Seele gegen das Unvollkommene, und je länger sie kämpft, je mehr gewinnt sie an Kraft und Hoheit, je würdiger wird sie ihres Daseins und der Unsterblichkeit eines schönern Lebens.

In uns Allen liegt der Reiz zur Sünde; er liegt in unserm Fleisch und Blut, er liegt in unserm Temperament, er liegt in unsern sinnlichen Neigungen, er liegt in den Umständen, die uns umgeben. Aber auch in uns Allen liegt der Reiz zur Heiligkeit, zur

Tugend; er liegt in unserer Vernunft, er liegt in unserer Erkenntniß des höchsten Wesens, und die Liebe Gottes ist ausgegossen in unser Herz durch den heiligen Geist, welcher uns gegeben ist. Röm. 5, 5.

Aber Fleisch und Blut müssen einst Staub und Asche werden; die Seele ist ewig allein und geht über das Grab hinaus, höhern Bestimmungen entgen. Das Ich, welches in mir denkt und will, ist nicht Fleisch und Blut: es ist die wunderbare Kraft, welche über den Körper und den Staub herrschen soll, über den es sich triumphirend erheben muß.

Folglich ist jede Sünde ein schreiender Widerspruch der menschlichen Natur. Die Seele, zur Herrschaft geboren, ist dadurch dienstbar dem elenden Staube, der einst abfällt und modert. Fleisch und Blut, die niedrigen Werkzeuge des Geistes in dieser Welt, regieren den Menschen, der sie regieren sollte. Die Sünde macht den Menschen zum gemeinen Thiere, das den bloßen Reizungen seines Körpers folgt.

Der Christ, durch Jesu Blut in die Gemeinschaft der Seligen eingeweiht, soll am wenigsten ein Sklave von seinen irdischen Neigungen und Lüsten sein; er soll sie beherrschen; sein Körper soll der Sklave, sein Geist der Freie sein.

Die christliche Freiheit aber ist nichts Anderes, denn die Selbstständigkeit unserer Seele und ihre Unabhängigkeit von den sinnlichen Begierden. Nur der ist frei, der nach keinen fremden Gesetzen, sondern nach seinen eigenen Gesetzen, das heißt nach seinen besten Einsichten, handelt. Wenn wir nun wissen, was unanständig, fehlerhaft, lasterhaft sei, und wir thun es doch: so handeln und leben wir nicht als Freie, nach unsern Gesetzen und besten Einsichten, sondern nach fremden, die wir verachten. Wir entsagen unserer Kindschaft zu Gott, und werden Knechte des Staubes.

Darum sollen wir nach Freiheit ringen, nach christlicher Selbstständigkeit, nach Hoheit über unsere eigene Natur. Wir sollen dem Reiz zur Sünde oder der Versuchung mit heldenmüthigem Ernste widerstehen, und ihm nicht unterliegen.

Jeder Mensch aber wird versucht zur Sünde, und jedes Alter hat seine eigenen Versuchungen. Die Jugend wird durch ihren Leichtsinn, das reifere Alter durch Leidenschaften und üble Gewohnheiten, der Greis durch Muthlosigkeit, Schwäche und Stolz versucht.

Die Versuchungen kommen nicht von Gott. Wie könnte Gott, der Allerheiligste, vor dem die Sünde flieht, und der uns seinen Sohn sandte, um uns von Sünden zu erlösen, wie könnte er uns selbst zur Sünde reizen wollen? Die Worte im heiligen Gebete des Herrn: und führe uns nicht in Versuchung! sollen daher nicht heißen: und reize uns nicht zur Sünde, sondern: bewahre uns vor Anlässen zum Bösen, stärke unsere Kraft gegen die Reize des Lasters.

Die Versuchungen kommen nicht vom Teufel, wie schwache Menschen gern glauben möchten, um einen Entschuldigungsgrund für ihre Thorheit zu haben, Denn der Teufel hat keine solche Macht über uns. Wir gehören Christo und Gott. Die bösen Engel haben keinen Theil mehr an dieser Welt. Sie sind gebunden mit Ketten der Finsterniß (2 Petr. 2, 4) und mit ewigen Banden, und in der Hölle aufbehalten zum Gericht des großen Tages (Jud. 1, 6).

Sondern der Mensch ist sein eigener Versucher, das heißt, er reizt sich selbst zur Sünde, indem er, uneingedenk Gottes, uneingedenk der Ewigkeit, uneingedenk seiner hohen Bestimmung, nur thierisch lebt und empfindet, und das nicht thut, was er für recht und gut hält, sondern dasjenige, was seinen Sinnen angenehm, was seinen niedrigen Leidenschaften und wilden Begierden wohlgefällig ist. Darum seid nüchtern und wachet. (1 Petr. 5, 8)

Sehet den verachtungswürdigen Trunkenbold, welcher fast tagtäglich seine Sinne mit starken Getränken betäubt, die Gesundheit seines Körpers zerrüttet, und seine Familie in Kummer und Schande stürzt. Es war eine Zeit, da er die Häßlichkeit des Lasters kannte. Es war eine Zeit, da er den fremden Trunkenbold verabscheute, der er nun selbst geworden. Aber der Kitzel seiner Nerven durch den Reiz starker Getränke ward ihm angenehm. Umsonst warnten ihn Vernunft und Religion: entbehre diesen Kitzel seiner Sinne, und mache dich von diesem Bedürfnisse frei, ehe du sein unloskäuflicher Sklave wirst. Er unterlag dennoch dem Reiz zur Sünde; er gab sich keine Mühe, der Versuchung zu widerstehen. Er suchte selbst die verführerischen Gelegenheiten auf. So sank er von der Würde des Menschen

zum rohen, sinnlich begehrenden Thier hinab; so sank er von der Würde des Christen zur ekelhaften Lasterhaftigkeit hinab, durch die er seinen Leib und das Glück seines Hauswesens und den Frieden seiner Seele vernichtet.

Der Einfluß unsers Körpers auf die Seele ist in dieser Welt eben so groß, als der Einfluß der Seele auf den Körper. Daher, so lange wir in diesem Leibe wohnen, das heißt, so lange wir Menschen sind, haben wir gegen den unerlaubten Einfluß des Körpers, oder mit Versuchungen zur Sünde, zu kämpfen.

Aber in den Stunden der Versuchung erscheint das Christenthum im höchsten Glanze. Wo kein Anreiz zum Fehlen ist, da ist auch keine Tugend. — Oder wer wird den Dieb tugendhaft heißen, weil er nicht mehr stiehlt, während ihm dazu im Gefängnisse die Gelegenheit mangelt?

Die Stunde der Versuchung ist für den Christen und Weisen die Stunde des Triumphs seiner Religion und seiner Ueberzeugung. Nie hat er anders Gelegenheit, sich so in seiner Größe zu zeigen, nie einen Anlaß, zu erfahren, wie groß sein Muth, seine religiöse Kraft, seine Selbstständigkeit, seine Unabhängigkeit von der Welt sei.

Die Stunde der Versuchung ist für den Christen und Weisen die Stunde seiner Selbstverherrlichung, die Stunde seiner geistigen Verklärung und seines Gottähnlichwerdens. Er fühlt sein besseres für den Himmel gebornes Selbst; er bringt seinen heiligen Grundsätzen ein Opfer, das um so schöner ist, um so größere Mühe und Selbstüberwindung es ihn kostete.

Die Stunden der Versuchung sind jene, auf welche der Christ einst am Ende seiner Tage mit dem innigsten Entzücken zurücksieht; denn sie sind ja die treuesten Bürgen und Zeugen für die wahre Reife seines Geistes zu einer bessern Welt, zu höhern Bestimmungen. Sie sind es, deren Erinnerung ihn auf dem Sterbebette beseligt, daß er den Blick in die Ewigkeit richtet, und bei sich sprechen kann: Heil mir! auch ich habe einen guten Kampf gekämpfet!

Wie ein weiser Feldherr, der da ausgeht, um die Macht des Feindes zu bestreiten, sich nicht in einen zweifelhaften Kampf einläßt, sondern vor allen Dingen erst darauf denkt, den Feind genau kennen zu lernen und seine Kräfte zu schwächen, damit e des Sieges über ihn desto gewisser sein kann, so auch der Christ.

Und durch welche Mittel weiß der Christ die Gewalt der Versuchung zu mindern, damit er beständig Sieger, das heißt, Herr seiner selbst, würdiger Nachfolger Jesu, unentweihtes Kind Gottes bleibe?

Vor allen Dingen bemüht er sich, seine eigenen Temperamentsfehler kennen zu lernen, das heißt, diejenigen fehlerhaften Neigungen oder Gewohnheiten, die ihm bei seiner körperlichen Verfassung besonders eigen sind. Denn ohne seine Fehler und ihren Ursprung zu kennen, kann er sie nie mit Glück bekämpfen.

Indem er sich und sein Inneres prüfet, findet er bald, wie er von Natur entweder auffahrend und jähzornig, oder allzufurchtsam und ängstlich ist; wie er entweder mehr zur Traurigkeit und zum Mißvergnügen, oder zum Leichtsinn, zur Ausgelassenheit gestimmt ist; wie er entweder mehr Hang zum Geiz, zum Geldgewinn, oder zur Eitelkeit, zur Gefallsucht, zum übermäßigen Ehrgeiz und Stolz hat; wie er leichter zur Härte, zur Grausamkeit, zur Gleichgültigkeit gegen Anderer Noth, zur Schadenfreude hinneigt, oder zur Weichlichkeit, zur Wollust, zum sinnlichen Wohlleben.

Indem er sich also untersucht, wird er bald gewahr, wie ihm eben diese schwachen Seiten schon zu den meisten Fehltritten Anlaß gegeben haben. Er sieht ein, was er nun zu thun hat, um ein vollkommener Mensch zu werden. Er kennt die wunden Stellen seines Gemüthes, die er zu heilen hat.

So erforschet sich der Weise, dem es um seine Veredlung ernsthaft zu thun ist, mit ruhigem Ernst. Er untersucht alle seine geheimen Wünsche, und lernt daraus bald alle seine verbotenen und fehlerhaften Lieblingsneigungen erkennen. — Jetzt ist ihm der Feind seiner Seligkeit, der Störer seines Seelenfriedens, das Hinderniß seiner Vollkommenheit nicht mehr verborgen. — Er beschließt mit hohem Ernst, nun das Gegentheil von dem zu sein, was er vorher war, und das Entgegengesetzte von dem zu thun, was seine unheiligen Neigungen von ihm begehren möchten. — War er jähzornig: er beschließt, wenn er sich des Zornes nicht enthalten kann, wenigstens nicht in demselben zu reden oder zu handeln, sondern erst dann, wenn er kaltblütig untersucht hat. War er

stolz und eitel, er will nun bescheiden, zuvorkommend, demüthig und gefällig sein. Was er ist, wird er nun durch Ueberzeugung und Religiosität.

Ein zweites Mittel, die Gewalt des Sündenreizes oder der Versuchung zu schwächen, besteht in der einfachen Klugheit, alles dasjenige zu vermeiden, was uns zur Sünde oder zum Fehltritt neuerdings reizen kann. Denn unsere Leidenschaften wachsen nur erst, je mehr wir ihnen Nahrung geben. Entfernung bewirkt endlich Vergessenheit. — Thorheit ist es, den Reiz zur Sünde geflissentlich zu erregen, um ihn wieder dämpfen zu können; gefährlich, mit der Macht des Lasters zu spielen. Der Weise flieht die Versuchung. Er ist ihr um so gewachsener, wenn er ihr dann einmal begegnen muß, und sie nicht meiden kann.

Alle Fehler und Laster des Menschen, wodurch er sich Andern verächtlich und verhaßt macht, sind, wenn wir es genau betrachten, nur Folgen geheimer und schlechter Gewohnheiten. Wie die Hand, welche wir täglich am meisten gebrauchen und üben, zuletzt die stärkste wird, so auch die Neigungen, welche wir am meisten befriedigen. — Fliehe die Versuchung, meide, was deine ungerechte Neigung aufweckt, und sie wird nach und nach aus Mangel an Nahrung absterben, entkräften, und von dir desto leichter bezwungen werden. Dein Triumph ist leichter und nicht minder glänzend.

So einfach ist die christliche Kunst, die Seele zur unbeschränkten Herrschaft zu erheben, und von den entehrenden Sklavenketten der Sinnlichkeit zu befreien! — Aber dazu ist ein anhaltender, großer, herrlicher Wille vonnöthen — männlich-christliche Strenge gegen sich selbst — nicht jene kindische Schlaffheit und der selbsttäuschende Gedanke: Nur diesmal will ich noch fehlen, und mir verzeihen, und dann nie wieder! Wer so denkt, ist schon der Raub des Lasters, ist schon die Beute seiner thierischen Natur, und des hohen Aufstrebens kaum fähig. Er sinkt, um in seinem selbstgegrabenen Abgrund unterzugehen.

Wenn aber die Stunde der Versuchung schlägt, wenn nun der Sturm der Leidenschaft alle unsere frommen Grundsätze erschüttert, wenn die Unruhe unserer sündigen Neigungen unsere Besonnenheit verschlingen will, wenn ein Augenblick über unser Stehen und Fallen, über unsere Hoheit oder Erniedrigung entscheiden soll — dann, o Herz, ist dein Muth zum schwersten Kampf vonnöthen, und deine Tugend in der Feuerprobe, ob sie ächt sei.

Was habe ich im Augenblick der Versuchung zu thun, um mir selbst, um meinen Grundsätzen, um den Lehren meines Erlösers, um Gott, meinem heiligen Schöpfer, getreu zu bleiben?

Ermanne dich und rette deine Besonnenheit; ohne sie bist du verloren. Wenn schon dein Herz mit Ungestüm pocht, wenn dein stürmisches Blut in allen Adern wallt, wenn schon die Erinnerung an deine frommen Vorsätze sich umdunkelt, und du nichts fühlst, als den nahen Genuß eines sinnlichen Rausches — rette deine Besonnenheit, ehe sie untergeht, und du nachher nicht schamvoll deine eigene Schwäche erblicken, deinen Wahnsinn beweinen mußt.

Um aber deine Besonnenheit zu retten in dem Augenblick der Versuchung, ist nur ein einziges Mittel: zerstreue dich. — Richte deine Aufmerksamkeit auf andere Dinge, kehre mit deinen Gedanken nicht auf den verführerischen Gegenstand zurück — fliehe den Ort, der die Schandbühne deiner Seele werden will — gewinne dir selbst Zeit, und du hast dich gewonnen.

Unglücklicher, denke nicht, du wolleſt nur einige leichte Züge des süßen Giftes thun aus dem Becher, welchen dir die Sünde darbeut. Schon der erste Tropfen ist Gift, und berauscht dich, und raubt dich dir selbst. Wende deine Blicke hinweg, stoße deine Einbildungen und Träume zurück, welche dir das Laster von Freuden vorgaukelt, die es dir gewähren will: dein guter Engel weint, die Hölle jauchzet.

Zerstreue dich; — reiſſe deine Seele los von den Bildern, mit welchen die Hoffnung befriedigter Lüste dich bethören will, wende entschlossen deine Gedanken auf andere schuldlose Gegenstände; ergreife Beschäftigungen, die das Gegentheil von denen sind, in welchen die Verführung sich nahet; denke an Gott, dessen Athem dich umschwebt, denke an den Allgegenwärtigen, der dich fehlen sieht, und dich richtet.

Hast du Zeit, hast du Gelegenheit und Freiheit genug, stürze hin auf deine Knie, und bete den Allerheiligsten an. Rufe zu ihm, wie einst Joseph: Wie könnte ich ein so großes Uebel thun, und gegen meinen Gott sündigen? 1 Mos. 39, 9.

Denk' an dein Grab, wo einst alle deine Leidenschaften schweigen, und wohin dir deine guten und bösen Thaten folgen. — Denk' an dein Grab und an den Augenblick, der dich in andere Welten, der dich vor den ewigen Richter fordert! — Denk' an dein Grab und an deine künftige Bestimmung, die du zu verscherzen im Begriff stehst. —

Denk' an die göttliche Weltregierung, in der keine schlechte Handlung gute Folgen zeugt. Denke, was du Böses thust, ist ein neuer Beitrag zu deinem Elend, zu deiner Selbstentehrung.

Denk' an die Reue, — sie bleibt nie aus. Deinen Fehltritt, dein Vergehen umhüllt umsonst die Nacht — es kommt das Tageslicht darüber. Du kaufst mit dem Genuß eines Augenblicks den Jammer oder die Angst eines Jahres!

Ist die Versuchung groß: sei größer als sie, und denke an die hohe innere Freudigkeit, mit welcher dich ein Sieg über dich selbst belohnt; denke an das himmlische Gefühl, mit welchem dich das Bewußtsein immerdar erfüllen wird, schuldlos geblieben zu sein, und Gott und der Ewigkeit ein treues, reines Herz bewahrt zu haben.

Schmerzlich, wie die Qual der Reue und der Scham ist, so ist über Alles beseligend und erhebend der heitere Muth nach überstandenem Kampf gegen die Versuchung. Wahrlich, es kostet mehr, sich selbst zu überwinden, als durch fremde Waffen eine ganze Welt. Aber größer ist auch der Gewinn. Die Lorbeern eines Welteroberers verdorren über seinem Grabe; ihn begleiten seine Orden und Kronen nicht über den Sarg hinaus. Er bringt nichts als sein armes Selbst zur Ewigkeit.

Der Christ, der höhere Christ, der, seines göttlichen Berufs eingedenk, nicht den thierischen Gelüsten, sondern seinem erhabensten Ziele lebte, geht veredelt, schon Engel auf Erden, ein starker Ueberwinder der Sinnlichkeit, in das Reich der Herrlichkeit über; er ist höherer Stufen, größerer Verhältnisse im göttlichen Weltall würdig. Der Tod kann ihm seinen Reichthum nicht rauben. Er bringt nur sich, aber veredelter und göttlicher, zur Ewigkeit. Ihm winken Kronen der Unvergänglichkeit.

Kronen der Unvergänglichkeit, des ewigen Lebens, nach euch sei mein ganzer Lauf gerichtet! Kronen des unvergänglichen Lebens, wie arm und klein sind die Herrlichkeiten neben euch, die von Menschenhänden bereitet, der Schmuck eitler Sterblichen für wenige Augenblicke sind, die man Menschenleben heißt!

Du hast sie erworben, o Jesus, mein göttlicher Wegweiser! Du hast sie errungen durch Deines Wandels hohe Heiligkeit. Dein Bild, wie Du den Versucher zurückwiesest in der Stunde der Versuchung, sei mein Vorbild. — Nicht was wir auf Erden sind und gelten — nein, sondern wie wir auf Erden sind: das macht unsere wahre Größe, unsern wahren Ruhm, unsern durch die Ewigkeit der Zeiten und durch die Unendlichkeit des Weltalls bleibenden Werth aus.

Ja, dreimal heiliger Gott, auch ich will ihn kämpfen, den guten Kampf; auch ich will nach der Heiligkeit ringen, die mich den Stufen Deines Thrones näher führt; auch ich will in den Stunden der Versuchung meiner Bestimmung und Deiner Liebe würdig bleiben; auch ich will, wie Jesus, am Ende meines Laufs sprechen können: Es ist vollbracht! Und sein Blut soll nicht vergebens für mich geflossen sein.

XXVII.

Gottes Stimme an des Menschen Herz.

Apost. Gesch. 22, 7.

Würden alle Zungen schweigen,
Würd' ich doch, mein Gott, Dich seh'n.
Sonne, Mond und Sterne zeugen,
Und es zeugen Thal und Höh'n.
Würden Erd' und Himmel schweigen,
Meine Seele würde zeugen.

In des Sommers goldnen Tägen,
Aus des Waldes grüner Nacht,
Von des Blitzes Flammenregen,
In der Nächte Sternenpracht,
In der Wetterstürme Grimme,
Vater, tönt mir Deine Stimme.

Ja, auf allen meinen Wegen,
Vater, Vater, hör' ich Dich:
„Ach, warum, für so viel Segen,
„Sterblicher, verfolgst du mich?“
Nein, ich kehre zu Dir wieder,
Falle reuig weinend nieder.

Jedem Bibelleser, jedem Freunde der Geschichte der christlichen Religion, zumal ihrer Anfänge, liegt etwas Wunderbar-Schreckliches in dem Ereignisse, welches einst dem Apostel Paulus begegnete. Oft las ich diese bedeutungsreiche Begebenheit mit schweigendem Nachdenken; nie, ohne

daß sie mich erschütterte, und an die Gewalt der Vorsehung mahnte.

In den Tagen, da Paulus, noch Saul genannt, einer der erbittertsten Verfolger der Christen war, übertraf ihn kaum einer von den Juden an Thätigkeit, die neue Lehre auszurotten. Er selbst drang überall in die Versammlungen der Christen, so geheim dieselben auch waren, um ihre Mitglieder zu entdecken, zu verrathen, auszuliefern an die Peiniger. Er selbst nahm gefangen, die an Jesum glaubten, und mißhandelte sie. Und da des frommen Stephanus Blut, das Blut des ersten Zeugen, vergossen ward, stand auch Saul daneben, hatte Wohlgefallen am Tode dieses Unschuldigen, und verwahrte denen die Kleider, die ihn tödteten.

Alles, was Saul wider die Christen that, das that er in voller Ueberzeugung, recht zu thun. Er sah in ihnen nichts, als Abtrünnige von der alten Religion; Menschen, welche Moses und die Propheten verläugneten; Zertreter des von Jehova auf Sinai gegebenen Gesetzes; Schwärmer und Neuerungssüchtige.

Und eines Tages, als er in der Absicht nach Damaskus reisete, die dort entdeckten und in Gefangenschaft schmachtenden Anhänger Jesu abzuholen, und gefesselt nach Jerusalem vor Gericht zu führen, und er nicht mehr weit von Damaskus war, strömte am hellen Mittag ein gewaltiges Licht über ihn aus, daß er betäubt und geblendet zur Erde niederstürzte. Auch Andere waren mit ihm: aber nur ihn traf die Klarheit so mächtig, daß er des Gesichts beraubt wurde. Und er hörte eine Stimme: Saul, Saul, warum verfolgest du mich?

Diese Erscheinung entschied über die ganze Richtung seines Lebens. Er änderte seinen Sinn. Er erkannte die Göttlichkeit Jesu, des Erlösers, den er verfolgt hatte, und wurde von derselben Stunde an dessen treuester Anhänger. Die Verfolgungen, welche er noch vor Kurzem Andern zubereitet hatte, ließ er nun willig über sich selbst ergehen. Die Mißhandlungen, die Ketten, die Kerker, welche er vorher um Jesu willen Andern gegeben, litt er nun um Jesu willen an sich selbst. Er ließ sich taufen, behielt nichts von seinem vorigen Zustande, legte selbst den Namen ab, unter welchem er den ersten Christen so furchtbar geworden war, und nannte sich Paulus.

Und wie Paulus, so hört noch heute jeder Mensch die Stimme der Gottheit. Es hört sie ein Jeder lauter oder leiser oft in den entscheidendsten Augenblicken seines Lebens, wie sie spricht: Warum verfolgst du mich?

Wie Paulus, hat auch wohl jeder erwachsene Mensch irgend einen großen Wunsch, welchen er mit Eifer, oft mit heftiger Leidenschaft, erfüllt sehen will. Dafür strengt er alle seine Kräfte an. Nicht immer ist sein Zweck edel; oft seine Absicht kaum dabei so rein, als die Absicht Pauli, welcher nur das alte Gesetz, welches den Israeliten auf Sinai gegeben war, gegen vermeinte Neuerer vertheidigen wollte. Dennoch verfolgt er das einmal gewählte Ziel. Seine Versuche mißlingen. Aber jedes Mißlingen reizt ihn nur noch stärker, seine Absichten zu erreichen, seinen Willen zu ertrotzen. Mitten in seinem Streben erkennt er, daß etwas ganz Anderes, als sein eigener Entwurf, im Plan der Vorsehung liegt. Von allem dem, was er wünscht, hofft, erwartet im Lauf der Begebenheiten, sieht er das Gegentheil geschehen. Er sieht, daß sein Wille nicht der Wille der Alles ordnenden Weltregierung ist. Dennoch widerstrebt er; dennoch trachtet und ringt er, als könnte sein schwacher Arm den Ewigen bezwingen, und den gewaltsamen, Alles zermalmenden Lauf des Schicksals hemmen. Er bereitet nur sein eigenes und der Seinigen Unglück. Es trifft ihn furchtbar. Da hört er die warnende Stimme: Warum verfolgest du mich? Er steht betroffen still auf der unglücksvollen Bahn. Aber ihn warnt vergebens der Ernst des Verhängnisses; ihn warnt vergebens sein Gewissen. Er ist zu stolz, um seinen Sinn zu ändern und wieder umzukehren. Die Heftigkeit und Stärke seiner Leidenschaften reißt ihn vorwärts zum gewissen Untergange. Er sieht den Abgrund. Aber er täuscht sich noch immer selbst. Sein Eigensinn will das Unmögliche erzwingen. Dann kommt der Grenzstein seines fruchtlosen Laufes. Gott hat ihn gerichtet. Er geht in der Fülle seines Verderbens unter.

Es vernimmt Jedermann früher oder später in seinem Leben die Stimme Gottes an sein Herz; bald sanft und freundlich, bald furchtbar ernst.

Sie ertönt uns aus dem Innern der Schöpfung Gottes, wenn sie uns in som-

merlicher Pracht umringen. Wenn wir mit einem Herzen voller Sorgen und niedriger Leidenschaften, mit dem Bewußtsein unserer Fehler und Laster hinaustreten in die freie, reine Natur, wo Alles — vom Thautropfen, der am Grashalm zittert, bis zum Sternenhimmel, vom Wurm im Staube bis zum Adler hoch in den Lüften — die Güte, die Liebe, die Heiligkeit des Schöpfers predigt; wenn da unser Blick die Herrlichkeit der Gottheit in allen ihren Werken voll Entzücken überschaut; wenn da eine stille Rührung unser Gemüth bewegt, und das innerste Gefühl uns sagt: o wie gut ist Gott, wie böse und sinnlich bist du! wie rein ist alles, was von seiner Hand kommt, wie unrein dagegen dein Dichten und Trachten! — da ist es, wo eine leise, liebende Stimme an dein Herz spricht: Und warum verfolgest du mich?

Wenn uns der Herbst mit aller Wohlthat göttlichen Segens überschüttet, der Aecker, Felder, Wiesen, Weinberge und Garten befruchtet, daß Menschen und Thiere Fülle der Nahrung finden; wenn wir Undankbare dann uns betrachten, wie viel Leidende wir hartherzig ohne Trost, wie viel weinende Augen ungetrocknet von uns ließen; wenn wir vergleichen, wie viel Gott uns gab, und wie wenig wir zum Wohlsein der Menschen thaten, obwohl uns dazu der Herr die Mittel verlieh: muß da nicht oft eine innerliche Mißbilligung unsers eigenen Betragens rege werden? In dieser Selbstbeschauung ist es, da die Stimme Gottes leise und liebend zum Herzen spricht: Warum verfolgst du mich denn?

Es gehen Städte und Dörfer in Flammen auf; es weinen Wittwen und Waisen; es weinen die Geschwister und Kinder um die Geliebten; der Dürftige nimmt zitternd den Bettelstab zur Hand; der Begüterte steht hilflos und ohne Obdach. Es ist Gottes Macht! Und aus den Schaden des Krieges, aus den Flammen der Städte, aus dem Umsturz ihres Wohlstandes redet eine Stimme zum Menschengeschlecht: Warum verfolgst du mich?

Es ist die furchtbare Stimme, welche aus Wetterwolken im Toben des Sturms redet, und den leichtsinnigen Sünder zum Ernste erweckt. Es ist die Stimme, welche aus dem zerschmetternden Schlage des Blitzes fährt, wenn dessen Strahl abwechselnd den Pallast des Wollüstlings und die Hütte des Armen entzündet. Es ist die Stimme, welche in den Seufzern der Sterbenden flüstert, wenn eine Pestilenz oder Seuche ganze Länder menschenleer macht. Es ist die Stimme, welche aus dem wüthenden Sturm rauscht, wenn dessen Gewalt Eichen entwurzelt, Mauern zertrümmert, Schiffe in den Abgrund der Fluthen vergräbt. Sie redet — aber sie redet nicht zu den Todten. Ihr Leben hat Gott genommen. Er nimmt den Gerechten wie den Sünder. Der Tod ist kein Uebel, so schauderhaft auch die äussern Umstände oft zu sein scheinen. Sie redet zu den Lebenden, welche Zeugen der großen Ereignisse sein müssen, welche die Nachrichten vernehmen müssen. Schreckhaft warnend steht vor ihnen die Macht des Allmächtigen, und spricht: Warum verfolgest du mich?

Oft mitten im süßen Rausche irdischer Glückseligkeit überrascht uns ein schweres Schicksal. Oft wird eben das, woran unser Herz am allerfestesten hängt, woraus wir unsern Abgott machen, zuerst von uns abgerissen. Oft verliert der am ersten sein Hab und Gut, oder doch den schönsten Theil desselben, welcher für nichts Anderes lebte, als großes Vermögen zu sammeln, um gute Tage zu leben; oft verliert der am ersten alle Ehre, der in seinem Stolze jede höhere Pflicht vergaß, nur um Ruhm zu sammeln, sich über seine Mitbürger zu erheben, Andere zu unterdrücken; oft verliert der am ersten durch die Gewalt des Todes seinen Freund, seine Gattin, sein geliebtes Kind, der in solcher Liebe am meisten vergaß, daß in diesem Leben nichts dauerhaft ist; daß man an nichts, als an die Tugend sein Gemüth fesseln soll; daß man im Irdischen nur dem Göttlichen leben müsse; daß nicht das Irdische, sondern nur das Ewige, so im Irdischen wohnt, wahrhaftiger Liebe würdig sei. — Und aus dem zerstörten Glück des Habsüchtigen, aus der Schmach des Hoffärtigen, aus den todten Zügen des verstorbenen Geliebten spricht Gottes Stimme: Warum verfolgest du mich?

Wie? kann auch ein Sterblicher Gott verfolgen? Was heißt Gott verfolgen?

Wenn der Mensch einen seiner Nebenmenschen verfolgt, so geschieht es, indem er von dem, was der Andere will und wünscht, das Gegentheil thut, dessen Absichten zu zerstören trachtet. Ungerathene

Kinder verfolgen ihre Aeltern, wenn sie denselben die empfangenen Wohlthaten mit Undank vergelten; wenn sie denen mit Haß und Verachtung, mit Spott und Vergessenheit, mit ruchlosem Sinn und Wandel das Leben verbittern, von welchen sie das ihrige erhalten haben.

Nun ist es freilich wahr, daß wir Sterbliche Gott in der Art nicht verfolgen können, wie einen irdischen Menschen. Er fehlt unserm Anblick. Wir können Jesum nicht verfolgen, wie einst die Juden thaten, die ihn aufsuchten, vor den Richter führten, verhöhnten, und zum Kreuze schleppten. Aber auch Paulus konnte Jesum, den Auferstandenen, den zum Himmel Zurückgekehrten, nicht mehr persönlich verfolgen, und dennoch rief ihm die Stimme vom Himmel: Saul, Saul, warum verfolgest du mich?

Jesus sprach: Wahrlich, ich sage euch, *was ihr gethan habt einem unter meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir gethan.* Ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mich nicht gespeiset. Ich bin durstig gewesen, und ihr habt mich nicht getränket. Ich bin ein Fremdling gewesen, und ihr habt mich nicht beherberget. Ich bin nackend gewesen, und ihr habt mich nicht gekleidet. Ich bin krank und gefangen gewesen, und ihr habt mich nicht besucht. — Vergebens ist es, daß wir antworten: O Herr, wann sahen wir dich hungrig, oder durstig, oder fremd, oder krank, oder gefangen? — Es antwortet der Herr: Wahrlich ich sage euch, was ihr nicht gethan habt einem eurer geringsten Nebenmenschen, das habt ihr mir auch nicht gethan! Matth. 25, 40—45.

Du also, der du voll Neid und Mißgunst einem deiner Miterschaffenen gehässig bist, ihn verkleinerst, ihn verspottest, um seine Ehre und seinen guten Namen zu beflecken: du bist es, der Jesum verfolgt! Du, der voller Zorn um irgend einer vermeinten oder wirklichen Beleidigung willen Rache athmet, Rache will, nicht ruht, bis er seinem Gegner Uebels zugefügt hat: du bist es, der Jesum verfolgt. Du, der mit wucherischen Zinsen die Armuth drückt, fremdes Gut unterschlägt, unrechtmäßiges Eigenthum hinterhält, Unwissende im Handel betrügt oder übervortheilt, eines Andern Rechtsame heimlich oder öffentlich verletzt: du bist es, der Jesum verfolgt. Du, der das, was dir durch Gottes Segen zu Theil ward, eigennützig und selbstsüchtig für sich allein gebraucht, lieber seinen Ueberfluß an üppigen Tafeln, in köstlichen Kleidern, in kostspieligen Lustbarkeiten verschwendet, als an gemeinnützigen Unternehmungen zum Besten Anderer, zum Wohl des Vaterlandes kräftigen Antheil zu nehmen: du bist es, der Jesum verfolgt. Du, der mit wollüstigen Anschlägen die Ruhe und den Frieden der Unschuld vernichtet, die Glückseligkeit ehelicher Verhältnisse stört, deines Leibes und Geistes edelste Kräfte verdirbt: du bist es, der Jesum verfolgt. Denn was du Andern thust und nicht thust, das hast du auch ihm gethan und ihm nicht geleistet.

Wir verfolgen Gott durch absichtliche Verachtung seiner heiligen Gesetze. So verfolgen Kinder ihre Aeltern, wenn sie deren Bitten und Befehle verschmähen, oder den Vater und die Mutter ganz vergessen, und stolz vor der Welt verläugnen. Auch der Mensch verläugnet Gott, wenn nicht mit den Lippen, denn er würde sich damit nur in die Reihe der Wahnsinnigen stellen, doch mit dem Herzen, wenn er so lebt und schaltet, als wäre kein vergeltender Gott über den Sternen.

Es ist ein Gott! ruft das Gewissen des Sünders. *Es ist kein Gott!* ruft die That des Sünders. Er geht mit dem ewigen Gesetze des Rechts und der Wahrheit in der Brust, und vollbringt die Werke der Ungerechtigkeit und Falschheit. Hier ist Gottesverläugnung. Er betritt den Tempel des höchsten Wesens; er sieht die in Andacht und Gebet versunkene Menge der Christen, er hört die Verkündigung des heiligen Wortes, er hört die Erinnerung an seine Pflichten; und tritt zurück in das gewohnte Leben, ohne gebessert zu sein; ohne nur den Willen zu haben, seine Fehler abzuthun; ohne nur den Versuch zu machen, einen edlern Wandel zu führen. — Hier ist Verachtung der Gottheit und ihrer Gesetze, die der Mensch nie ungestraft vergessen darf. Es erscheinen feierliche Augenblicke, da sein Herz gerührter und weicher wird, wenn er etwa aus einer großen Gefahr glücklich gerettet worden, oder wenn ihn eine hohe, unerwartete Freude überrascht, oder wenn er auf einem schmerzlichen Krankenlager hingestreckt liegt, oder wenn er am Sarge eines theuern Verstorbenen weint. Da fühlt er die Gewalt

Gottes, in dessen Macht auch er steht. Da gedenkt er seiner Unwürdigkeit vor dem Allerhöchsten, und es spricht ihm die Gottesstimme ans Herz: Warum hast du mich immerdar verfolgt? — Er geht in sich. Er bereut. Er sieht die Nichtigkeit des Irdischen ein, und die Nothwendigkeit, sich an das Alleinseligmachende, an den Jesusglauben, an die Tugend, an Gott anzuschliessen. Er betet. Er thut feierliche Gelübde. Doch — der Augenblick entrinnt. Die wichtige Lebensstunde wird wieder vergessen. Die erste Lebhaftigkeit der Gefühle ermattet. Er erinnert sich kaum noch des Geschehenen. Mit Frechheit spricht er: ich war damals ein Schwärmer! So tröstet er sich selbst über seine eigene Schmach. Er bricht die Gelübde, welche er dem Allwissenden geschworen. Die Welt gilt ihm wieder mehr als die Ewigkeit; das Menschenurtheil, das rohe Hineinleben in die kommenden Tage mehr als Gottesurtheil. Hier ist Verachtung und Entweihung der Würde und Majestät des Allerhöchsten. Jedem andern Menschen, einem Fürsten, einem Könige, würde er vielleicht das gegebene Gelübde gehalten haben: aber Gott bricht er es! Vor den Menschen! den Kindern des Staubes, will er ehrlich erscheinen; vor Gott, dem Ewigen, nicht. Vor der Strafe der Menschen fürchtet er sich; vor der Vergeltung des hohen und gerechten Vergelters empfindet er keine Furcht.

Selbst unsere Flatterhaftigkeit, mit der wir in einer Stunde das Gute ausüben wollen, und in der nächsten Stunde das Böse thun, ist Verletzung jener tiefen Ehrfurcht, welche wir dem Gebieter unsers Lebens, dem Beherrscher aller Welten, schuldig sind. Dieser Leichtsinn, mit welchem wir uns den flüchtigen Eindrücken äusserlicher Umstände überlassen, und nie eigentlich handeln, wie wir sollen, und nach Jesu Anweisung handeln müssen, sondern wie es uns am bequemsten ist: er ist Verschmähung des majestätischen Gottes, dem wir jedes Opfer verweigern, sobald es uns eine Selbstüberwindung kostet, während wir unsern sinnlichen Begierden jedes auch noch so schwere Opfer darbringen.

Darum ergeht so oft und ernst in schweren und frohen Schicksalen der Gottesruf ans sündige Menschenherz: **Warum verfolgst du mich?**

O, wer den Ruf versteht, er kehre um! Warum den verfolgen, der uns mit unendlicher Liebe wohl will? Warum den verachten, der uns schirmt und erhält, und ohne dessen Willen wir nicht den allernächsten Augenblick mehr erleben können? Warum den verläugnen, der sich uns in der Pracht des ganzen Weltalls, in den Geschenken der Natur, in den traurigsten unserer Leidenstage offenbaret, und von dem das Gewissen ewig in uns Zeugniß gibt?

Kehre um, reuig, wie Paulus, als ihm die Warnerstimme erklungen war, und werde, wie er, aus dem Verfolger Jesu sein treuester Zeuge und Anhänger, sein lebendiges Nachbild in Gedanken, Reden und Thaten. Selbst diese Stunde, selbst diese Betrachtung, in der du versunken bist, o mein Geist, ist ein Ruf Gottes an dich: Auch du — auch du! warum denn verfolgest du mich?

Nein, nein, o mein Heiland, o mein Leben, ich will nicht in der Schaar Deiner Verfolger stehen. Nein, nein, ich will es nicht vergessen, daß jedes Uebel, welches ich Andern zufüge, ich Deinen Brüdern, ich Dir selbst zugefügt habe; nicht vergessen, daß das Gute, welches ich in Vermehrung fremder Glückseligkeit stiftete, Du annimmst, als hätte ich es Dir selber erwiesen.

O wie oft, mein Gott, mein Vater in der Höhe, habe ich von Dir gelassen, und mich zu der Sünde hingewandt! Du schontest meiner, Du erbarmtest Dich meiner, und doch vergaß ich Dich, verließ ich Dich wieder. O sei mir gnädig; gedenke nicht meiner Schuld; vergib mir Erbarmer, und nimm Dein Kind wieder auf. Im Geiste liege ich vor Deinem erhabenen Thron, und weine um meine Sünden. Aber auch die heissteste Thräne wäscht die Flecken meiner Seele nicht ab. Die vergangenen Tage meines Lebens stehen vor Dir, und klagen mich an. O vergib, vergib! Ich will streben, daß von nun an die künftigen mich segnen; daß ich mit zufriedenem, getrostem Muthe zu Dir aufblicken darf und sprechen: Abba, lieber Vater im Himmel!

XXVIII.

Tiefe Reue, hoher Aufschwung.

Matth. 26, 75.

Du weinst umsonst zu Jesu Füßen,
O Sünder voller Weltlichkeit!

Du willst das Leben dir versüßen
Durch göttliche Barmherzigkeit,
Und doch nicht von der Sünde scheiden.
Des Himmels und der Hölle Freuden
Willst du zugleich genießen. Nein!
Du ringst umsonst; es wird nicht sein.

Du weinst umsonst zu Jesu Füßen,
Und flehest um sein Himmelreich!
Und wenn auch deine Thränen fließen,
Ist darum doch dein Herz nicht weich!
Noch liebest du dein Lasterleben:
Die Sünde ist dir nicht vergeben,
Du fürchtest nur das Weltgericht,
Die ächte Reue kennst du nicht.

Du weinst umsonst zu Jesu Füßen,
Und tröstest seiner Wunden dich;
Und wenn sie nur das Weltall fließen,
Sie fließen, Sünder, nicht für dich!
Bereuen, und im Laster bleiben,
Heißt Spott mit Jesu Tode treiben!
Und wer sich ihm ganz eigenen kann,
Nur dessen nimmt sich Jesus an.

Der Mensch kann Alles ertragen, nur nicht Entzweiung mit sich selbst. Aber innere Entzweiung ist es, wenn er nach Vollkommenheit ringt, und Unvollkommenheit bei sich wahrnimmt; wenn er das Gute will, und das Schlechte thut. Alle Sünde bringt den Menschen in Zwietracht mit sich selber.

Denn was ist Sünde? — Sünde ist jeder Gedanke, jedes Wort, jede That wider die bessere Ueberzeugung, welche in uns wohnt. Der daraus entspringende Schmerz, die Bangigkeit, welche jeder schlechten Handlung auf dem Fuße folgt, das Mißvergnügen mit uns selber, die innere Verachtung gegen unsere Entehrung, die Trauer über unsere Trennung von dem Allerheiligsten, von Gott — — dies ist Reue.

Der beste, weiseste Mensch empfindet die Reue am öftersten, aber auch am tiefsten. Der gemeine, rohe Sterbliche, welcher, dem Thiere gleich, sich nur um sein augenblickliches Gelust, sonst um nichts, bekümmert, hat dies edle Gefuhl nur selten, nur sehr oberflächlich; das Thier kennt solches aber gar nicht, sondern nach einer ihm verbotenen Handlung höchstens nur die Furcht.

Woher kommt es aber, daß nur der weisere und bessere Mensch den Schmerz der Reue am häufigsten und tiefsten fühlt? — Daher, weil er genauer weiß, wie er handeln und denken müsse, um vollkommen zu sein; weil er zarter jede Verletzung seiner innern Ueberzeugung fühlt, als der Rohe und Unwissende; weil seine Liebe zur Gottheit, sein Verhältniß zur Ewigkeit heiliger, inniger, enger ist, als das der gewöhnlichen Menschen. Eben so wird ein gutes Kind, welches seinen Vater, seine Mutter mit großer Zärtlichkeit liebt, die Beleidigungen dieser Geliebten durch Ungehorsam und Unart viel schneller und herzlicher bereuen, als das verwilderte, gefühllose Kind, welches in seinem Herzen wenig zarte Empfindungen gegen seinen Wohlthäter nährt.

David, der königliche Dichter, sündigte oft, daher seine Psalmen so oft den Ausdruck der schmerzlichsten Reue zeigen. Er sündigte oft, wahrlich nicht öfter, als Tausende seiner Unterthanen; wahrlich nicht öfter, als wir selbst sündigen, ungeachtet wir vielleicht dafür bekannt sind, weil wir uns scheuen, unsere Uebertretungen und Verirrungen so öffentlich zu bekennen, wie er that.

Auch Petrus, der Apostel, sündigte. Aber wie schnell bereute er seine Uebereilung! — Als sein Vater, sein Freund, sein Lehrer, sein Wohlthäter angeklagt vor dem Gericht der Hohenpriester und Aeltesten im Rathe zu Jerusalem stand, verläugnete er denselben aus feigem Schrekken. Wohl hatte ihm Jesus dies vorausgesagt. Jesus kannte die feurige, lebhafte Handlungsart, die schnell auflodernden, oft zu Uebereilungen verleitenden Gefühle des ungestümen Petrus. Wahrlich, ich sage dir, in dieser Nacht, ehe der Hahn krähet, wirst du mich dreimal verläugnen! — Zwar Petrus sprach voll stolzen Muthes, voll inniger Liebe: Und wenn sich auch Alle an Dir ärgerten, so will ich doch mich nimmermehr ärgern, Dich nimmermehr verkennen. Und wenn ich mit Dir sterben müßte, so will ich Dich nicht verläugnen! Matth. 26, 33 — 35. — Und doch that er es. Und der Hahn krähete; ein Schauer des Entsetzens strömte durch seine Glieder. Er fühlte seine namenlose Schuld. Er ging hinaus und weinte bitterlich. Matth. 26, 75.

Die Thränen des reuigen Petrus waren die schönsten Zeugen seines feinen und richtigen Gefühls und seines edeln Gemüthes. Diese Thränen bewiesen, er sei würdig, ein geliebter Jünger Jesu zu sein. Er war voll Schmerzes um sein Vergehen.

Wie oft hast du nicht schwerer gefehlt, als der edle Petrus; wie oft hast du nicht in Wort und Werk deinen Erleuchter, dei-

nen Erlöser, Jesum Christum, vor der Welt verläugnet! — Und wann hast du die Thränen des vernünftigen Petrus geweint? — Willst du die Erhöhung und den Rang kennen, welchen du unter den bessern Menschen einnimmst, so mache an dir selbst deine Reue zum Maasstab. Je seltener du deine Fehltritte bereuest, und je leichter darüber dein Kummer ist, je weniger bist du deines Jesu werth, je tiefer stehst du unter der Würde, zu welcher dich dein Schöpfer eigentlich berufen hatte.

Es ist wahr, man hat fast in allen Ländern eine Art gesetzlicher Bußtage, feierliche Zeiten zur Erinnerung großer Unglücksfälle oder ausserordentlicher Wohlthaten Gottes, um dann an unsere Sünden, an unsere Unwürdigkeit im Allgemeinen lebhafter erinnert zu werden. Doch wehe dem, der noch an seine Reue einer besondern Erinnerung bedarf! — Er kennt die wahre, tiefe, zarte Reue nicht, die des Christen würdig ist. Er hat Petrus Thränen noch nicht geweint.

Zwar so oft wir unsere Sünden vor Gott bekennen und beichten, so oft wir zum Genuß des von Jesu eingesetzten Nachtmahls gehen, pflegen wir unsere Reue, unser Leid zu gestehen — aber wer sich einbildet, ein solches vorschriftmäßiges Geständniß, eine solche hergebetete Formel, worin die Wörter Reue, Buße und Leid häufig vorkommen, sei wirklich die Reue selbst: der ist verloren! der hofft umsonst auf Vergebung seiner Sünden! Er kennt den zarten, tiefen Schmerz des edeln Petrus nicht.

Die ächte Reue, das heißt, das tiefe Mißvergnügen mit unsern unreinen Gesinnungen, mit unserm tadelnswürdigen Betragen, der tiefe Schmerz um unsere, Gott zugefügten Lieblosigkeiten, wartet nicht erst auf die Ankunft eines Bußtages oder einer heiligen Nachtmahlsstunde.

Der Verdruß eines Kindes mit sich selber wegen Ungehorsam gegen Aeltern wartet nicht erst bis zum Neujahrstage, wo es im Allgemeinen seine Fehler bereut und Besserung angelobt. Fehlen und Kummer darüber sind die Kinder des gleichen unglücklichen Augenblicks. Alles Uebrige ist keine Reue, sondern Heuchelei, Zeremonienwerk und Prunk. Vor den allwissenden Gott bringen wir diese vergebens. Und doch — wie tief gesunken ist die Menschheit unserer Tage! — doch gehen Tausende und Tausende zu Kirche, Beichtstuhl und Altar, gehen Tausende und Tausende zur Anbetung des Allerhöchsten, empfinden keine Unzufriedenheit mit sich, keine Reue über ihre unrechtmäßigen Handlungen, sondern plappern Gebete und Reue, allgemeine Sündenbekenntnisse her, und hoffen damit gegen die ewige Gerechtigkeit genug gethan und Vergebung der Sünden hinlänglich verdient zu haben! — Irret euch aber nicht, Gott läßt seiner nicht spotten. Eure Sünden bleiben euch behalten und gebunden, wofern ihr nicht ächte Reue fühlet und wahre Buße thut.

Noch entsetzlicher ist die Rohheit solcher Sünder, welche nach einer Beichte, nach einem Abendmahle glauben, nun von aller Schuld befreit zu sein, und in Hoffnung fernerweitiger Vergebung ihr Leben mit Stolz, Haß, Betrug, Wollust, Geiz und allen Vergehungen fortsetzen, wie sie es vorher getrieben hatten. — O ihr Wahnsinnigen, ihr Verblendeten! Meinet ihr den allerheiligsten Gott, den gerechten Richter der Todten und Lebendigen, zum Helfershelfer eurer Verderbtheit, zum Schutzgeist eurer Lüste, eurer Bosheiten, eures Eigennutzes zu machen? — Eure Reue ist sündlich, wie euer ganzes Leben. Sie schließt euch keinen Himmel auf, keinen Weg zur Gnade um Verzeihung, — Gott will nicht euer wohlgestelltes Wort: er fordert Wahrheit, Geist und That. Er will nicht die äussern Bezeugungen von Buße, sondern eure Seele voller Reue.

Die wahre tiefe Reue quillt aus der unangenehmen Wahrnehmung des Unterschiedes, welcher zwischen unsern Handlungen und unsern Ueberzeugungen ist; quillt aus unserer Sehnsucht nach Heiligkeit und vollkommenem Wesen; quillt aus der Liebe zur Gerechtigkeit, und aus der Liebe zu Gott — nicht aber aus der Furcht vor Strafe. — Auch wenn alle unsere Sünden ungestraft blieben, müßten wir sie dennoch verabscheuen, weil sie Entehrung unserer selbst, und Widersprüche gegen Gott sind. Auch wenn wir wegen unserer unedeln Denkart nie etwas zu fürchten hätten, müßten wir sie verachten, weil wir durch sie uns und andern Menschen und dem Himmel verächtlich werden. Wer nur aus Furcht bereut, hat nicht bereut; er fürchtet sich nur. Er würde noch weit schändlicher handeln, wenn er keine Strafe besorgte. Seine Vollkommenheit ist also nur Scheinheiligkeit, nicht Ernst,

nicht Wirkung der Liebe zum Guten, sondern Sache der Angst. Er ist jedem Thiere gleich, das keiner wahren Reue fähig ist, sondern nur Züchtigung furchtet, wenn es etwas Verbotenes that.

Quillt aber deine Reue aus der Liebe zum Guten, aus der Liebe zum Vater im Himmel: so wirst du sie täglich und jeden Augenblick fühlen, wo dir dein Gewissen sagt: Du denkst und handelst unrecht! Du wirst niemals mit kalter Ueberlegung und mit voller Besonnenheit, sondern nur noch aus Uebereilung fehlen können. Denn wie kann der recht mit Bedacht das Unerlaubte thun, der es haßt? Und wer jemals das Gute liebte, und Gott im Himmel anhing, wie kann der vorsätzlich gegen alle seine bessern Einsichten handeln? — Petrus, voll unaussprechlicher Liebe zu seinem Heiland, wollte lieber sterben, als ihn verläugnen, und dann im Leichtsinn, in der Uebereilung verläugnete er ihn dennoch. — Da ging er, plötzlich vom Verdruß und Schmerz über die Unwürdigkeit seines Betragens ergriffen, hinaus, und weinte bitterlich.

So fehlen auch die bessern Menschen — so können wir täglich fehlen. Aber je besser wir sind, je schneller und schmerzlicher folgt die Reue. Und nur einer solchen Reue, die tief unser ganzes Wesen durchdringt, folgt Vergebung der Sünden. Es ist vergebens, solche Reue in sich erkünsteln zu wollen. Wehklage und Thränen erkünsteln, um Gottes Gnade zu erjammern, heißt das Auge des Allwissenden täuschen zu wollen, der durch die dunkelsten Tiefen unsers Gemüths schaut. Aufrichtig und aus dem Gefühl unsers Unrechts von selbst hervorgehend muß der Verdruß über die Schlechtheit unsers Thuns sein. Ein Schmerz aus solcher Tiefe unsers Wesens ist schon eine Selbststrafe; ein solcher Schmerz aber ist an sich unmöglich, ohne Abänderung unserer Gesinnungen. Wem seine Uebereilungen leid sind, der begeht sie nicht wieder. Er wird sich in Zukunft vor ihnen hüten. Er wird die Aenderung seines Sinnes in allen Gedanken, Wünschen und Handlungen äussern, wird das Verfehlte wieder gut zu machen suchen. Und dies sind die eigentlichen Werke der Buße, welche Jesus fordert; nicht äusserliche Leidbezeugungen, nicht Fasten und körperliche Selbstpeinigung.

Wenn aber tiefes, inniges Bereuen unserer Fehltritte eine Aenderung unserer Gesinnungen zur Folge hat: so wird der Reuige nicht so leicht wieder den gleichen Fehler begehen. Er wird heiliger; er wird seine Wünsche und Thaten nach der Ueberzeugung seines Gewissens einrichten. Es wird in ihm jene stille Selbstzufriedenheit entstehen, welche ein Lohn der Tugend und gleichsam des Himmels Stimme ist: du hast Gnade bei Gott! — Ohne Lebensbesserung ist keine Gnade. Darum sprach Jesus einst: „Gehe hin und sündige hinfort nicht mehr, deine Sünden sind dir vergeben!“

Tiefe Reue, hoher Aufschwung des Gemüthes! Wie der Mensch, wenn er in der Noth zu vergehen fürchtet, Riesenkräfte gewinnt, um sich zu retten, so gewinnt er auch Riesenkräfte zu seiner Besserung, je tiefere Reue ihn über seine innere Unwürdigkeit durchdringt. Es ist ein Zeichen schwacher Reue, schlechten Ernstes, je länger der Mensch auch dann noch in seinen Fehlern verharrt, die er bereut zu haben vorgibt. — Wer sich noch oft von seinem Zorn übermannen läßt; wer unerlaubte Lüste zu stillen sich selbst recht gern verzeiht; wer für seine heimlichen Betrügereien allerlei Entschuldigungen zu erfinden weiß; wer recht mit Lust auf Kränkungen seiner Nebenmenschen sinnen kann; wer seines Eigennutzes willen sich Unredlichkeiten erlauben kann; wer, um seinem Hochmuth genug zu thun, an niedrigen Ränken und ehrvergessenen Mitteln Gefallen findet: der kennt Petrus Thränen nicht; der sage nicht, er habe jemals seine Sünden bereut; der hoffe nicht, ihm seien jemals seine Sünden vergeben worden!

Tiefe Reue hat vor Gott und Menschen keinen andern Beweis, als durch um so höhern Aufschwung des Gemüthes, zu führen. Je stärker die Sehne des Bogens zurückgerissen ward, je mächtiger schnellt sie vorwärts. Schlaffe oberflächliche Reue erzeugt nur schlaffe, oberflächliche Besserung.

Petrus ging hinaus und weinte bitterlich. Es war dies nicht eine augenblickliche Aufwallung seines Herzens: es war der tiefste Schmerz. Er bewies ihn durch die Verwandlung seiner ganzen Gemüthsart. Der Ungestüme war von nun an duldend und sanft; der Leichtsinnige von nun an überlegend und in seinen Worten und Werken vorsichtig und bedächtlich.

Nie verläugnete er seinen Herrn und Lehrer wieder. Er bekannte ihn laut, ihn feierlich, ihn öffentlich in Jerusalems Mauern, mitten unter Jesu Todfeinden und Mördern; er predigte ihn unerschrocken im Tempel und in den Häusern, vor den Juden, vor den Heiden; er bekannte ihn im Kerker, in den Fesseln, welche Herodes um seine Gebeine schlug; er bekannte ihn in der Mitte des Elendes und noch mit sterbenden Lippen.

Auch ich empfand schon oft tiefen Verdruß über meine Fehler, innige Scham über meine Vergehungen — auch ich lag, o Gott, schon mehr als einmal weinend vor Deinem Angesicht, und bereuete mit tiefem Schmerz meine Unwürdigkeit vor Dir! — Aber wie war mir? Darf ich reden von tiefen Gefühlen? — Sie verloren sich schnell, wie die Spur auf einem oberflächlich berührten Wasser. — Heftigkeit der Empfindung ist leider nicht immer Tiefe der Empfindung. Tiefe Reue durchdringt Alles, was wir unser nennen, löset unser ganzes Wesen auf, verwandelt unser ganzes Gemüth, und läßt für die ganze Lebenszeit unauslöschbare Spuren, unerschütterliche Vorsätze zurück.

Wo sind sie, meine unwandelbaren, bessern Gesinnungen, die Töchter meiner Reue? — Wo sind die Zeugen des höhern Aufschwungs meiner Seele zur Wahrheit, zum Guten, zum Gerechten und Göttlichen? — Wie? meine Thränen der Reue, meine Gelübde, meine glühende Andacht, meine betende Inbrunst, war das alles nur Traum, nur Rausch ohne Folgen? — Ich stände noch, wo ich vor Jahren stand? Noch so leichtsinnig und voll unreinen Sinnes, wie ehemals? Vielleicht noch um Vieles elender und befleckter, als ehemals? Was habe ich gethan? mich mit meiner vermeinten Reue selbst getäuscht? — Wehe mir, und alle meine Sünden — ich denke es mit Entsetzen — sind noch nicht getilgt? Wie konnte ich mich seit meinen Kinderjahren so schwer verblenden? Es ist Wahrheit, und Jesus sprach sie, und meine Vernunft erkennt sie, und meine ganze Seele fühlt sie mit Beben: wo keine innige Reue, da ist keine innige Besserung; wo keine innige dauernde Besserung, da lebt nur die Sünde, da ist keine Vergebung, keine Hoffnung zur Gnade!

O barmherziger Gott, halte mich aufrecht, denn meine Kräfte wollen brechen und mein Muth wankt — wie werde ich mich jemals zu Dir finden? — Womit könnte ich die Tiefe meiner Reue beweisen, da ich mich auf ihren Flügeln noch zu keiner höhern Tugend aufschwang? — Und meine Sünden sind noch nicht getilgt im ewigen Schuldbuch! noch nicht getilgt, weil ich sie selbst noch nicht in mir getilgt hatte! Du hast sie mir, o Gerechter, behalten, weil ich sie, auch nach meiner vorgeblichen Reue, noch in mir behielt.

Zermalmt von den Schrecken Deines unabänderlichen, ewigen Wortes stehe ich Sünder vor Dir und zittere. Ach, ich bin Deiner Liebe nicht werth! Mein Glaube an Dich, mein Glaube an Jesum Christum, Deinen Sohn, hat mich nicht gerettet? Nein! ruft die heilige Stimme Deines Wortes: Der Glaube, wenn er nicht Werke hat, ist der Tod an ihm selber! (Jak. 1, 47.) Ihr sollt heilig sein, denn ich bin heilig.

Meine Seele ist betrübt! Du aber, mein Jesus, zeigtest mir den Weg zum Leben. So will ich leben. Ich will mich aufschwingen zu jeder Tugend, wie Petrus, — mein ganzes Dasein auf Erden sei von nun an ein Werk edler Reue und Aussöhnung vergangener Schulden! Amen!

XXIX.

Falsche Rettung.

Luk. 29, 49 — 57.

Herr, wer weiß, wie oft ich fehle?
Oft, wenn ich mich bessern will,
Stehet meine irre Seele
Nur vor neuen Sünden still!
Und sie schläat sich neue Wunden,
Eh' die andern noch gesunden.

Zu beschränkt ist unser Wissen;
Zu gewaltig Fleisch und Blut.
Bald durch Irrthum fortgerissen,
Bald durch der Begierden Fluth,
Können wir im schnellen Handeln
Selbst nicht wissen, wo wir wandeln.

Darum, Vater, steh mir immer
Du mit Deinem Geiste bei,
Daß nicht meine Rettung schlimmer
Als der erste Fehler sei!
Fester Will' und kaltes Prüfen
Führt aus des Verderbens Tiefen.

Ich erkenne meine Schwächen, meinen Unwerth vor Gott, wenn ich mit rechtem Ernst untersuche, um welchen Preis, ach, oft um welchen geringen, ich mich weggebe.

O wie oft vergesse ich meine Würde als Kind Gottes, als Eingeweihter in Jesu Reich, als Berufener zur Ewigkeit! — Wenn eine Person, welche durch ihr Alter ehrwürdig sein soll, sich läppisch beträgt wie ein Kind, oder noch die Thorheiten der Jugend mitmacht; wenn eine Person, welche durch ihren bürgerlichen Stand Hochachtung bei den Untergebenen erwecken soll, aus Gewohnheit, oder im Rausch, oder im Zorn Sachen spricht und thut, die ganz unter ihrer Würde sind: wie scharf weiß ich da zu tadeln! — Und ich selbst, ich, ein Erlöseter Christi, ich, ein von Natur erhabeneres Wesen, nach dem Bilde der Gottheit geschaffen, vergesse so oft in ungerechten lieblosen Handlungen meinen Geistesadel!

Dann, vor mir selbst erröthend, dann, die bittern Nachtheile fühlend, welche nur durch eigene Verschuldung entstanden sind, möchte ich mich wohl zuweilen aufraffen, ein besserer Mensch werden; aber nur zu oft verfalle ich eben damit wieder in neue Fehler. Nur zu oft wähle ich zu meiner Rettung sehr ungerechte Mittel, welche noch weit böser sind, als das erste Vergehen selbst war.

Wie Jesus, auch in den furchtbarsten Stunden seines Lebens, soll ich jedes unrechtmäßige Mittel zu meiner Rettung verschmähen, ich mag mir meine unangenehme Lage durch eigene Unvorsichtigkeit zugezogen haben, oder ganz unschuldig in dieselbe gerathen sein. — Wie göttlich groß stand der Erlöser in jener bangen Nacht da, als er von einem seiner Busenfreunde verrathen ward, dessen Wohlthäter er gewesen!

Als er am Oelberg in schwerer Todesangst zum Allbarmherzigen hinauf gebetet, und keinen Trost empfunden hatte; — als sein Schweiß wie Blutstropfen geworden war, die zur Erde fielen; — als er seine Schüler, seine Getreuen mit Inbrunst gebeten hatte: Betet, betet, daß ihr durch das uns bevorstehende unglückselige Schicksal nicht allzuhart ergriffen, nicht mir und dem Vater im Himmel treulos werdet, nicht in Anfechtung fallet: da kamen die Mörder; da kam unter ihnen heimtückisch Judas mit dem Verrätherkuß. Sie kamen mit Schwertern und Speeren, den Unschuldigen gefangen zu nehmen.

Der Messias, voll hohen Muthes, ging seinen Feinden entgegen; erschrocken oder empört umgaben ihn seine Jünger. Sie wollten ihn vertheidigen, ihn retten. Herr, sollen wir mit dem Schwert drein schlagen? sprachen sie zu ihm. Luk. 22, 49. Aber der göttliche Messias wollte kein ungerechtes Mittel zu seiner Befreiung — das gerechteste Mittel der Befreiung mußte die öffentliche Anerkennung seiner Unschuld, seines Rechts, aber nicht Gewaltthätigkeit sein. Er wehrte den Jüngern — doch Einer derselben, von seiner Hitze überwältigt, verwundete einen der Kriegsknechte. Jesus verschmähte das unrechtmäßige Mittel der Rettung, berührte den Blutenden und heilte ihn. — Und er, der mit wunderbarer Macht den Blutenden heilte — lag es nicht auch in seiner Kraft, den Grimm seiner Feinde zu zähmen, wie er sonst das Tosen brausender Meereswogen durch sein Wort stillte? Lag es nicht in seiner Kraft, die Schrecken des Todes über sie auszubreiten? — Aber er verschmähte ausser seiner Unschuld jedes andere ungerechte Rettungsmittel. „Stecke dein Schwert an seinen Ort!“ rief er dem Gewaltthäter aus der Zahl seiner Jünger zu: „Oder meinest du, daß ich nicht könne meinen Vater bitten, daß er mir zuschicke mehr denn zwölf Legionen Engel?“ Und er ging, im Bewußtsein nie entweihter Unschuld, vor das Gericht.

So Jesus. — Aber wie anders der gewöhnliche Mensch! Wie anders selbst Petrus, seiner Jünger einer der ersten!

Als Petrus mitten im Palast des Gerichts saß, um desto früher vom Schicksal seines geliebten Meisters zu hören, erkannte ihn eine Magd, und sie sprach zu ihm: „Dieser war auch mit ihm!“ — So war Petrus ebenfalls verrathen; die Gefahr für ihn nicht minder groß. Er sann auf Rettung. Aber welches Mittel wählte er? Ach, das allerunwürdigste. Er verlaugnete seinen Heiland und Wohlthäter. „Weib, ich kenne ihn nicht!“ rief er, und entkam.

Christus und Petrus! Welche Verschiedenheit in ihrem Betragen unter ähnlichen Umständen! Dort unerschütterliche Seelengröße, hier verachtungswürdige Feigheit. Dort die hohe Wahrheit, welche selbst der Feind mit Erstaunen hört; hier Lüge, Wankelmuth und Treulosigkeit.

Christus und Petrus! — Wer von ihnen beiden ist mein Vorbild? Wem war ich in meinen Handlungen wohl bei ähnlichen Bedrängnissen am meisten gleich? —

Freilich, du sprichst: Wäre Jesus mein Lehrer, mein Vater, mein Freund gewesen, nimmermehr hätte ich ihn verläugnen mögen. Hätte ich das Glück genossen, zur Zeit des Göttlichen zu leben, ihn lebendig auf Erden zu umarmen, wahrlich, lieber wäre ich mit ihm in den Tod gegangen!

Wäre dies dein Ernst, und hättest du jetzt mehr Muth, als Petrus in jener finstern Stunde besaß? — O sei gesegnet, Edler, der du mit Jesu freudig in den Tod gegangen wärest! Sei gesegnet, Edler, der du ihn nie, auch in der Mitte deiner Gefahren nie, verlassen hättest! Dein ist die Krone des ewigen Lebens.

So gehe nun hin, und folge deinem Jesu auch heut noch in den Tod! Gehe hin, und verlasse ihn auch heute nicht, wenn dich schwere Schicksale umringen. Verlasse deine Güter, deine Ehren, deine Aemter, deine Hoffnungen; halte fest an deinem Heiland; gehe in der Würde deiner Unschuld, ruhig wie er, auch dem schwärzesten Verhängniß entgegen: nur ihn verlaß nicht!

Aber wie kann ich es in unsern Tagen? Jesus, der Heißgeliebte, lebt nicht mehr unter uns. — O, du kannst es, wenn du nur niemals durch deine bedrängten Umstände bewogen wirst, von seinen Lehren abtrünnig zu werden; wenn du auch in der größten Gefahr alle Rettungsmittel verschmähst, die noch entehrender sind, als die Gefahr selbst ist.

Es ist falsche Rettung, es heißt Jesum verläugnen, wenn du solche Rettungsmittel wählst, durch welche das Uebel nicht vermindert wird. Es ist hier aber nicht bloß von kleinen irdischen Gefahren die Rede, aus welchen du dich befreien möchtest, sondern auch von jenen größern Gefahren, die das Leben und den Adel deiner Seele bedrohen.

Ich traue dir wohl Standhaftigkeit genug zu, wenn du in herber Armuth lebst, daß du jedes unanständige Mittel verschmähst, dich wieder zu bereichern. Ich glaub' es dir, du wolltest lieber betteln, als stehlen; du wolltest lieber Haus und Hof verlieren, als für ungerechte Sache einen falschen Eid schwören. Aber hast du auch Muth genug bei selbstverschuldeten Leiden immer das gerechteste Rettungsmittel zu ergreifen?

Du hast fremdes Gut unterschlagen, und bist treuloser Eigenthümer und Genieſſer deſſen, was dir nicht gehört. Oft mahnet dich dein Gewissen an deine Schuld. Du bist dieser Vorwürfe, dieser Angst müde. Es kommen die Tage der Unruhe und des beständigen Schreckens, du willst dich von ihnen befreien. Es reuet dich dein Verbrechen. Du möchtest Gottes Liebe und Verzeihung. — Nun gehst du hin und theilst desto reichlicher Almosen unter die Armen aus; du gibst ihnen, oder zu gemeinnützigen und milden Stiftungen, vielleicht mehr, als du auf ungerechte Weise dir von fremdem Gut zugeeignet hast. Ist dir nun geholfen? — Ach, nein! es ist falsche Rettung! Gib denen oder ihren Nachkommen wieder, um was du sie betrügerisch gebracht hast. Dies ist, was dein Gewissen von dir fordert.

Deine Verleumdungen, deine falschen Zeugnisse haben Diesen oder Jenen geschadet. Dein Nebenmensch, wer er auch sei, hat dadurch an Achtung bei seinen Mitbürgern und Vorgesetzten eingebüßt, vielleicht von seinen Einkünften verloren, vielleicht darum manche trauervolle, bittere Stunde verleben müssen. Du fühlst die Vorwürfe deines Gewissens. Du kannst bei dem Gedanken an deinen dort bewiesenen Leichtsinn nicht froh werden. Du gehst hin, und bist nun desto liebreicher gegen andere Menschen; hilfst und rathest allen Andern desto mehr. Ist dir nun geholfen? — Ach, nein! falsche Rettung! Deine Sünde ist dir behalten. Du hast verleumdet: so widerrufe; du hast geschadet: so ersetze!

Du lebtest in deiner Jugend mit sträflichem Leichtsinn, in Völlerei, Ueppigkeiten, Zerstreuungen. Du gabst dir wenig Mühe, Glück über die Genossen deines Lebens zu verbreiten. „Das Leben recht genieſſen!“ war dein Wahlspruch. Jetzt, da deine Kräfte erschöpft sind, kommst du zum besonnenen Ernste zurück; möchtest dich nun an der Neige deines Lebens heiligen, um des Himmels gewiß zu sein. Du möchtest deine Seele retten. Du bestürmest Beichtstühle und Messen, Betstunden und Kirchen, du wirst in frommen Andachtübungen nicht müde, und hoffest damit den Richter der Todten zu bestechen. Vergebliche Mühe, falsche Rettung! Gehe hin, du Unnützer auf Erden, sammle noch den Rest deiner Kräfte und werde einer Welt nützlich, in der du bis heute vergebens lebtest.

Es ist falsche Rettung, wenn man einen alten Fehler durch einen neuen verbessern will.

Und dies ist nur zu gewöhnlich die Thorheit der Sterblichen. Daher verlieren sie sich in einer Reihe von Vergehungen und Irrthümern, aus welchen sie sich selten wieder zurecht finden. Groß ist der Irrgarten des Lasters. Wer einen Schritt hinein thut, muß nicht, um diesen zu beschönigen, den zweiten thun, sonst wird er auch zum dritten und vierten gezwungen, bis der Ausweg ganz verloren ist.

So sehen wir häufig in unsern Zeiten Familien, welche sich durch einen Aufwand zerrütten, der durchaus ihren Einkünften nicht angemessen ist. Aber ihr Stolz will nicht erlauben, zur strengen Einfalt und Sparsamkeit zurückzukehren. Das glänzende Leben, eine ganze Reihe mannigfaltiger Bequemlichkeiten, scheinen ihnen durch Gewohnheit zum unentbehrlichen Bedürfniß geworden zu sein. Zwar sie sehen den Verfall ihres Vermögens vor Augen; sie sehen die Stunde voraus, da diese Lebensart mit Verzweiflung endet. Aber nun schmeichelt man sich mit allerlei Einbildungen von möglichen Glücksfällen. Man hofft, es könne unversehens wieder besser werden. Und es wird nicht besser. Nun greift man, um öffentliche Schande zu meiden, zu unerlaubten Hilfsmitteln. Man denkt sich durch Verbrechen zu retten. Aber ein Fehler bessert den andern nicht, sondern gräbt den Abgrund nur tiefer.

Mancher sucht sich durch Prahlereien ein Ansehen und Zutrauen zu verschaffen, welches ihm nicht gebührt, aber welches sein Ehrgeiz verlangt. Es kommt ihm wenig darauf an, die Menschen zu belügen, selbst die Rechtschaffensten zu hintergehen. Doch er irrt sich, indem er glaubt, es bei der ersten Unwahrheit bewenden zu lassen. Er muß die zweite, die dritte Lüge erfinden, um die erste zu unterstützen. Wider seinen Willen verstrickt er sich endlich in das treulose Gewebe seiner Erdichtungen, bis er, selbst darin gefangen, ein Gegenstand öffentlicher, wohlverdienter Schmach wird, und erfährt, daß eine Lüge der allerschlechteste Deckmantel der andern sei.

Wollust verleitet den Leichtsinnigen zur Verführung der Unschuld, zum Ehebruch. Das Verbrechen droht ruchbar zu werden; wehe dem, welcher es mit einem zweiten verhüllen will! Er rettet sich nicht! Kann der Meineid, kann der Mord, kann eine Grausamkeit retten, vor welcher die Menschheit schaudert? Nur entsetzlicheres Verderben wird bereitet.

Es ist falsche Rettung, wenn man, um sich zu bessern, durch Uebertreibung in den entgegengesetzten Fehler stürzt. Dies ist das gemeine Unglück schwacher Menschen, die sich nicht auf der goldnen Mittelbahn der Tugend und des Rechts erhalten können, weil sie nie, was sie thun, mit erforderlicher Ueberlegung anfangen. Und wie groß ist die Zahl dieser Schwachen!

Seht den leichtsinnigen Jüngling, wie er durch Ausschweifung und Unmäßigkeit lange die edle Gesundheit seines Körpers bestürmt. Umsonst warnen ihn die Erfahrnen; er fährt fort in seinem Treiben, bis der feste Bau seines Körpers zerrüttet ist. Nun Schrecken und Furcht; nun will er sich plötzlich bessern. Er verzärtelt sich; er wacht mit allzuängstlicher Sorgfalt für seine Gesundheit. Ihn quält unaufhörliche Bangigkeit vor Krankheit und Tod. Es ist falsche Rettung! Seine Angst ist neue Ausschweifung, welche von der Seele aus den schwachen Körper vergiftet.

Beobachtet den Verschwender. Das Erbe seiner Väter fliegt in wilden Lustbarkeiten dahin, bis er am Rande der Armuth steht. Nun bebt er erschrocken zurück, verflucht seine bisherigen Thorheiten und sucht Rettung. Seine bisherigen Freunde verlassen ihn — wer ist des Armen treuer Freund? Er will mäßig werden und sparsam. Aber aus übertriebener Furcht vor gänzlicher Verarmung übersieht er die zarten Grenzlinien der weisen Sparsamkeit und niedrigen Kargheit. Er wird zum Geizhals, der den unschuldigsten Freuden des Lebens absagt, um das todte Vergnügen des Zusammenscharrens zu genießen. Er wollte der Armuth entrinnen, und ward, selbst bei Schätzen, elender, ärmer und darbender, als der genügsame Dürftigere.

Habet auf den witzigen Religionsspöttes Acht, welcher sich im Dünkel seiner Weisheit über Göttliches und Menschliches erhebt, im Glauben der Christen nur Aberglauben, und in der Gottesverehrung der Weisen nur menschliche Schwachheit bemitleidet. Mit unveredeltem Gemüthe geht er, wie ein schlaueres Thier, ungezähmt

über den Erdboden. Sein Nutzen und Genuß ist sein Himmel. Und so wird er die Beute seiner vernunftlosen Grundsätze. Er sinkt. Das Unglück ergreift ihn. Der Trostlose sucht Trost und Rettung. Aber in ihm ist Entzweiung, ausser ihm Widerspruch. Er forscht, er prüft ernster. Er findet, daß er doch einst in Manchem allzuweit gegangen sei, und daß er Manches verworfen habe, dessen Wahrheit ewig stehe, wie die Welt.

Dies erschreckt ihn. Nun, wie er einst ungeprüft Alles verwarf, nimmt er ohne Wahl Alles an. Er wird zum Andächtler und Schwärmer. Er traute der Vernunft einst zu viel, nun zu wenig; er verachtet sie; will Alles durch den Glauben, Alles im Geheimnisse, im Unbegreiflichen, im Gefühl. — Der Unglückliche! Rettung will er, und findet sie nicht. Der Zweifler wird zum Schwärmer und tauscht Finsternisse mit Finsternissen; das Licht der Erlösung leuchtete ihm nie, weil er die Mittelstraße floh, und sein Heil in Uebertreibung suchte.

Hab' ich nicht wohl auch schon mehrmals unrechtmäßige Mittel zu meiner Rettung gewählt? Und welches waren die Folgen? Gerettet war ich nicht. Nur zu oft brachten mich die falschen Mittel in noch quälendere Verlegenheiten. — Machten sie mich weiser?

O Gott, erleuchte Du mich, daß ich nicht irre, und mein Unglück vermehre, indem ich es mindern möchte! Um Erleuchtung flehe ich? Wie? gabst du mir nicht schon die Leuchter durch des Lebens Nacht? Bedarf es für mich noch mehrere, als mir Deine Vatergüte schon verliehen hat? Gabst Du mir nicht Verstand, daß er prüfe, ehe ich ein Rettungsmittel wähle, wohin mich dieses zuletzt führen müsse? Bedenke das Ende! — Gabst Du mir nicht ein Gewissen, welches mir sagt, ehe ich den Entschluß vollziehe, ob es auch recht gethan sei? Unrecht will nie gedeihen! — Gabst Du mir nicht das Evangelium, den Jesusglauben, der zu mir spricht: Handle in allen Dingen nur aus Liebe zu Gott und Menschen, so kannst du nicht fehlgehen! — Ein Jeglicher sei gesinnet, wie Jesus Christus auch war. Phil. 2, 15.

Und ich will, o Jesus, gesinnet sein, wie Du warst. Nicht retten will ich mich, wie Petrus Rettung suchte; nicht retten mich, wie Judas der Verräther sich zu retten suchte, als er mit Selbstmord seine irdischen Tage endete, und vergebens hoffte, mit einem neuen Vergehen das alte zu bessern. Ich will standhaft dulden, leiden, glauben, lieben, wie Du, mein Heiland; und lieber elend sein, als durch falsche Hilfsmittel falsche Rettung finden, welche mich nur zu bald verläßt. Ich will Wahrheit und dauerhafte Seelenruhe, nicht Täuschung meiner selbst und Scheinglück! Amen.

XXX.

Der Werth des Opfers.

1 B. Mos. 22, 1. 2.

O Stärke Gottes! Macht des Herrn!
O meines Schöpfers Rechte!
Wie hoch bist Du, dem ich so gern
Ein würdig Opfer brächte!
Bin ich Dein Werk nicht? nicht Dein Kind?
Ein Kind der Macht und Liebe?
Wenn Inseln Dir ein Tropfen sind,
Bin ich, wenn ich Dich liebe,
Ein Erbe Deiner Himmel!

Was ich bin, Herr, bin ich durch Dich,
Mein Gut ist Deine Güte.
Hier bin ich, Vater, prüfe mich!
Mit glaubendem Gemüthe
Bring' ich zum Opfer am Altar
Dir, was Du mir gegeben,
Bring' ich Dir auch mein Liebstes dar,
Mit Freuden Dir mein Leben —
Denn in Dir ist mein Alles.

Abraham, der Gott liebte, zog in jenen Tagen der Urwelt, da die Menschheit schon sich weit vom Himmlischen getrennt hatte, durch die Einsamkeiten des Morgenlandes mit seinen Knechten und Heerden. In Abraham war noch der Gedanke des einigen Gottes vorhanden, während andere Völkerschaften schon, gleich den Thieren des Staubes, nur für die Wollüste der Erde und für die Annehmlichkeiten ihres Leibes lebten.

Es war zwischen ihm und dem Göttlichen noch jene heilige, wunderbare Verbindung, die in den ersten Zeiten der kaum geschaffenen Erde statt finden mochte. — Er erfüllte nur den Willen des Herrn; baute nur ihm Altäre, nicht, gleich den Heiden, selbstgemachten Abgöttern, und das Köstlichste seiner Heerde opferte er dem Herrn, nach uralter heiliger Sitte.

Da prüfte ihn Gott, und sprach: Nimm

Isaak, deinen einigen Sohn, den du so lieb hast, und gehe hin in das Land Morija, und opfere ihn daselbst zum Brandopfer auf einem Berge, den ich dir sagen werde. 1 B. Mos. 22, 2.

Und Abraham ging, und war bereit, auch das schwerste aller Opfer zu vollbringen. Schon war der Altar bereit, schon brannte das Feuer, schon war das Opfermesser gezückt; da tönte vom Himmel die die Stimme: Lege deine Hand nicht an den Knaben und thue ihm nichts. Denn nun weiß ich, daß du Gott fürchtest, und hast deines einzigen Sohnes nicht verschonet, um meinetwillen. — Abraham glaubte dem Herrn, und das rechnete er ihm zur Gerechtigkeit. 1 B. Mos. 15, 6.

Die Geschichte der frühern Vorwelt hat eine eigenthümliche Erhabenheit. Auch ist der Name Abrahams nicht den Juden nur oder den Christen ehrwürdig geblieben, sondern noch heute ist er allen Völkern des Morgenlandes unvergessen und theuer. Araber und Juden, Perser und Syrer preisen in ihren Sagen und Religionen den tugendhaften Patriarchen. — Die Geschichte begreift in sich eine der höchsten Lehren für die gesammte Menschheit, nämlich: Alles für Gott. Wer von uns ist solches Opfers fähig? Wer von uns hat schon die Tugend Abrahams gezeigt: Alles für Gott, auch das Allertheuerste?

Es kann freilich wohl Mancher in seinem Herzen sprechen: Wenn sich der Herr des Himmels und der Erden mir unmittelbar offenbarte; wenn er auch das Liebste von mir forderte: ich würde es ihm mit Abrahams glaubendem Heldenmuth zum Opfer bringen. — — Allein der Gedanke, o Mensch, ist noch weit von der That; die bloße Erkenntniß und Liebe dessen, was fromm und recht ist, noch weit von der Ausübung desselben! Warum bist du denn bei jedem Unglück, welches dich und die Deinigen trifft, so ganz niedergeschlagen und untröstlich? Warum wird es dir in diesen Tagen des Leidens so schwer, standhaften, männlichen Muth zu behaupten und dich mit fester Zuversicht auf Gott zugleich gefaßt zu machen auf jedes Schicksal, das dich noch treffen kann? Ist's denn nicht Gott, der deine Verhängnisse bestimmt? Ist's denn nicht derselbe alleinige Gott, welcher, den tugendhaften Abraham zu prüfen, seinen einzigen Sohn zum Opfer verlangte, und welcher jetzt, um deinen Geistesmuth, deinen Glauben zu prüfen, jeden Verlust, den du trägst, als ein Opfer begehrt?

Wahrlich, du hast wohl die Unfälle deines Lebens noch nie unter diesem Bild erkannt! Du dachtest dir unter Opfern, welche deine Tugend bringen sollte, noch ganz andere. Du nanntest es Opfer, die du dem Herrn brachtest, wenn du den Armen ein reichliches Almosen, milden Stiftungen schöne Beiträge gabst; wenn du kleine Geschenke auf den Altar legtest, nach üblicher Sitte, oder der Kirche oder gemeinnützigen Anstalten Vermächtnisse zudachtest; oder für die Bedürfnisse des Vaterlandes freiwillig einen Theil deines Geldes hinbotest.

Die Tage der alten äußerlichen Opfer sind vorüber. Andere fordert Gott. Brandopfer und Sühnopfer gefallen ihm nicht. Siehe, ich komme, daß ich thun soll, Gott, Deinen Willen. Denn Christus vollendete durch seinen Opfertod für die Sünden der Menschheit das ganze Alterthum; mit Einem Opfer hat er in Ewigkeit vollendet, die geheiligt werden. Hebr. 10, 6. 7. 14. Er hob das ganze menschliche Geschlecht wieder empor zur Kindschaft Gottes; selbst das Irdische der alten Religion schaffte er ab, und verwandelte Alles in geistige Dinge. Denn was im Menschen unsterblich bleibt, es ist nicht das Irdische, sondern der Geist. Und Gott ist ein Geist; und die ihn verehren, sollen ihn verehren im Geist und in der Wahrheit.

Darum ist es umsonst, daß wir noch äußerliche Opfer bringen möchten, wie in den Zeiten des alten Bundes; Gott fordert sie nicht. Es ist umsonst, daß ihr eure Gaben zum Altare bringt, weil Sitte und Gewohnheit es gebieten; daß ihr Almosen spendet; daß ihr Gelübde verrichtet und erfüllet — nein, wie Jesus sich für die Menschheit opferte und ihre Seligkeit, so sollen auch wir Opfer höhern Werthes bringen. Wer mein Jünger sein will, sprach Christus, der verläugne sich selbst, nehme mein Kreuz auf sich und folge mir nach. Das ist das hohe Opfer, zu welchem jeder Christ berufen ist. Unser ganzes Selbst sollen wir Gott weihen, nicht bloß in Gedanken, nicht bloß im Gebet, nein, in der That und Wahrheit.

Alles für Gott! Nichts soll uns auf Er-

den zu lieb und zu theuer sein; Alles sollen und wollen wir ihm freudig bringen, wenn er unsere Tugend, unsern Muth prüfen will, wie er einst Abrahams frommen Muth geprüft hat.

Er sendet die Tage der Prüfung; aber nicht Jeder bringt die wohlgefälligen Opfer. — Viele verlieren in diesen Stürmen der Prüfung das Liebste, was sie auf Erden haben, und mögen es endlich auch Opfer heißen — aber es sind nur Verluste, nicht Opfer. — Viele entschliessen sich zu großen Aufopferungen für die gute Sache, achten weder Freund, Vermögen noch Leben. Aber oft bringen sie diese Opfer nicht sowohl Gott, als nur ihrem eigenen Ehrgeiz, oder ihrer eigenen Feigheit, oder ihrer Begierde nach Ruhm, oder irgend andern verborgenen Absichten. Der Werth des christlichen Opfers offenbart sich darin: wem es gebracht wird und wie es gebracht wird.

Wem anders soll es gebracht werden, als Gott? Denn wer, was er lieb hat, dahin opfert um einen irdischen Nutzen, der hat nur diesen zu seinem Abgotte gemacht; er hat Staub für Staub gegeben. Sie haben ihren Lohn dahin, spricht Christus. — Es ist kein Opfer, das sie verrichten, sondern ein Tausch und Kauf.

So opfert auch der Trunkenbold Ehre und Achtung auf für seine Leidenschaft; so opfert auch der Wollüstling seine Gesundheit auf für die Befriedigung lasterhafter Wünsche; so opfert auch der Zornmüthige Hab und Gut und Blut auf, um nur seinem Feinde schaden zu können.

Alles für Gott! Und wir sollen keinen andern Gott haben neben ihm, dem wir opfern; am wenigsten sollen wir unsere eigenen Sünden und unreinen Begierden zu Göttern erheben, denen wir sklavisch dienen, und das Uebrige aufopfern.

Alles für Gott! Nur ihm, dem Alles gebührt, auch das Höchste und Köstlichste der Erdengüter. So opferte Abraham; so unendlich größer noch Jesus Christus. Er fordert die Opfer von uns, wie er sie von Abraham forderte; wenn auch nicht durch sichtbare himmlische Boten, die er zur Erde sendet. Die Schicksale sind seine Engel, die er uns schickt; — sie kommen von ihm, den Heldenmuth unserer Tugend, die Stärke unserer Frömmigkeit zu prüfen. — Er prüft; aber nicht, um zu erfahren, wie sehr wir ihn lieben: denn er weiß es; der Allwissende hat solche Mittel nicht vonnöthen, um zu erkennen, wie wir denken! — sondern die Prüfungen kommen, auf daß auch wir selbst uns besser kennen lernen, und daß wir erfahren, wie weit wir in der Erwerbung des wahren Jesussinnes fortgeschritten sind. Denn Mancher hält sich, so lange er gute Tage lebt, für sehr fromm, und in der Prüfungsstunde erkennt er erst, wie wenig Widerstand er dem Bösen zu leisten im Stande sei. Mancher droht mit Kühnheit allen Uebeln, und spricht: Mich kann und soll kein Schicksal aus der Fassung bringen. Erst wenn die prüfende Gewalt der Noth eintritt, bemerkt er, wie schwach, wie kleinmüthig, wie weichlich er sei; wie schwer es ihm ist, einen großen Verlust zu ertragen. Mancher spricht mit frommer Entschlossenheit: Ja, auch das Einzige und Liebste will ich Gott, wenn es sein muß, mit Freudigkeit aufopfern. Aber ehe die prüfende Stunde schlug, welche nun das Opfer von ihm forderte, kannte er sich so wenig, daß er selber nicht wußte, was eigentlich sein Einziges und Liebstes gewesen. Dann erst wird er seine Schwachheiten gewahr und ruft: Ja, alles Andere hätte ich mit Gelassenheit ertragen; aber dieser Schlag, dieser Verlust war zu groß, kam mir allzuunerwartet und beugt mich zu tief.

Es ist gut, daß wir von Gott geprüft werden, denn ohne diese Prüfung würden wir uns selbst beständig über unsere Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten täuschen; wir würden aus natürlicher Eigenliebe uns leicht für besser halten, als wir sind. Wer noch nicht geprüft worden ist, wem Gott noch kein Opfer abforderte, weiß es nicht, wie viel oder wie wenig Vertrauen und Liebe er zu Gott habe; ob ihm nicht das Vergängliche noch theurer, als das Ewige, das irdische Annehmliche werthvoller, als die Vollendung des Geistes sei.

Alles für Gott! Wann gab es Tage, an welchen wir Gelegenheit gehabt hätten, dies öfter und mit lebendigerm Gefühl sprechen zu können, als in den gegenwärtigen Tagen? Wessen Haus wankt nicht heute? Wessen Gesundheit und Leben steht unbedroht? Wessen Glücksgüter sind geborgen? Ein Jeglicher harret des künftigen Morgens mit Furcht und Zittern, und weiß nicht, welche neue Uebel ihm bevorstehen! Dies ist die große Zeit der Prüfungen, dies die Zeit der

edeln Opfer! So wollen wir uns denn bereiten, Gott zu geben, was er von uns fordert. Alles für Gott! und eben darum Alles mit Glauben und Liebe zu Gott und der felsenfesten Ueberzeugung, daß kein anderer Gott sei, als er; daß kein Anderer die Welt regiert und ihre Begebenheiten, als der Allmächtige; daß kein Anderer uns unsere Unfälle mit prüfender Hand zuweiset, als der Alleinweise; daß er, was er auch über uns und die Unserigen verhängen will, Alles aus Vaterliebe verhängt. Er will unsere Seelen und Geister erhöhen zum Ewigbleibenden und Göttlichen; er will uns von der Anhänglichkeit und allzugroßen Hinneigung zum Staube losmachen und uns für den höhern Beruf entfesseln: er will uns fühlbar machen, daß hienieden auf nichts vertraut werden müsse, daß wir Geister sind und einer Geisterwelt angehören, die über alle Schranken und Hoffnungen des Staubes hocherhaben steht.

Nicht Jeder, der geprüft wird, bringt das Opfer, sondern nur der, welcher seinen Verlust mit Glauben, Zuversicht und Liebe zu Gott heldenmüthig tragen kann. Zahllose Menschen verloren durch Kriegesflammen ihre Wohnhäuser, durch räuberische Fäuste ihr Hab und Gut — aber sie verloren es mit Unwillen, mit Seufzern und Thränen, mit Verzweiflung. Sie hatten einen Verlust, aber sie brachten kein Opfer. Gott forderte ihr Liebstes von ihnen, aber sie brachten es nicht mit dem heiligen Muthe des Christen, sondern sie verloren es! Sie ahneten kaum in diesem Spiel der Schickungen Gottes Hand; ach, wie den vernunftlosen Thieren, schien ihnen der Sinn für alles Göttliche verschlossen! Sie sahen in der Flamme nur die Flamme; in den zuchtlosen Räubern nur die Räuber; höher blickten sie nicht. So fährt der ergrimmte Hund nur nach dem Steine, welcher gegen ihn geworfen ward, ohne auf die Hand zu schauen, welche den Stein zum Werkzeuge gemacht hatte. — Darum sind ihnen die Prüfungen nöthig, auf daß sie erkennen mögen, wie tief sie in das thierische Leben hinabgesunken sind! Darum werden sie vielleicht mit noch härtern Schicksalen heimgesucht werden, auf daß sie erkennen, wie nichts einen Werth hat, als das Ueberirdische, und daß sie erfahren, es wohne in ihrem Leibe ein unsterblicher Geist, und über den Sternen ein ewiger Gott, welcher das menschliche Geschlecht erzieht zum höhern Sein, durch Vatergüte und Vaterernst.

Wohl mancher Gatte verlor seines Lebens geliebte Gefährtin, wohl manches Weib ward Wittwe, manche Mutter sah ihr Kind im Tode untergehen. Aber sie verloren nur; zum großen Opfer waren sie unbereitet. Gott forderte ihr Liebstes, aber sie verzweifelten, bis Zeit und Umstände endlich ihren Schmerz milderten. Sie sahen im Erscheinen des Todesengels nicht den fordernden Gottesengel, und hatten nicht Seelengröße, nicht Christenglauben und Christusleben genug, mit Hiob zu sagen: Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen; gelobt sei der Name des Herrn!

Das macht den Werth des Opfers, wenn wir es freiwillig darbringen. Erzwungene Gabe ist keine Gabe. Auch wenn das Schwerste von uns gefordert wird, es mit Hinblick auf Gott, vertrauend, glaubend, lobend hingeben: das ist Christenopfer.

Den höchsten Werth des Opfers macht die größere oder geringere Selbstüberwindung, welche es uns kostet. Wenn Abraham seinen einigen, geliebten Sohn zum Todesaltar hinführte, weil Gott gebot — wer zweifelt, daß sein Vaterherz geblutet habe? Die größte Selbstüberwindung und Mühe verursacht es uns eben, wenn wir das Liebste bringen. Wer einem Andern sein Liebstes gibt, den liebt er am innigsten.

Und so sind wir jeden Tag, jede Stunde fähig, der Gottheit ein theures Opfer darzubringen. — Frage nicht, welches? Er hat es schon gefordert: aber du hattest noch nicht den Muth, es freiwillig zu bringen; du hattest nicht die Kraft der Selbstüberwindung; du hattest nicht die Religion und den Glauben Jesu ergriffen! — Vielleicht forderte Gott nicht dein Kind, deinen Gatten, deine Freunde, dein Hab und Gut von dir. Ach, dies Alles ist vielleicht noch nicht dein Liebstes! Sinne umher, was wird dir am schwersten aufzuopfern? Vielleicht ist es eben das, was dein Herz ohnehin am meisten verachtet — es ist der liebste deiner Fehler, die tiefeingewurzeltste deiner bösen Neigungen!

Wahrlich, es gibt der Menschen viele, die endlich standhaft genug sind, jeden Verlust äusserer Güter zu ertragen, aber nicht standhaft genug, ihre eigenen unreinen

Begierden abzulegen und aufzuopfern. Sie könnten ihre Kinder zum Todesaltar führen, aber nicht ihren Ehrgeiz, ihren Eigensinn. Es wäre ihnen leichter, Haus und Hof zu verlassen, als ihren Stolz oder Neid. Sie würden mit Gelassenheit sterben, aber sich nicht mit einem Feinde versöhnen können. — Sie sind des schwersten Opfers nicht fähig, weil sie keine Selbstüberwindung haben — weil sie nicht in Christo leben.

Und doch ist's dieses, was Gott fordert; und doch zielt jedes Schicksal nur dahin, uns von diesen Flecken unsers Geistes zu reinigen; und doch sendet uns Gott nur darum Prüfungen aller Art, damit wir uns, gleichsam über uns selbst, zur wahren Freiheit in Gott erheben sollen.

Herr, mein Gott! auch mich hast Du gerufen, auch mich schon bitter geprüft. Ich erkannte Deine Stimme in den traurigen Schicksalen, die über mich und die Meinigen zusammengestürzt sind. War denn Alles, was ich bisher verlor, nur Verlust, nicht Opfer? Habe ich noch nicht Glauben und Zuversicht genug? Soll ich noch elender und glückloser werden, um zu erkennen, wo ich mein besseres Heil suchen möchte? Ist mein Herz noch nicht rein, mein Geist noch nicht stark genug? — — O, mein göttlicher Vater! so läutere mich durch die Gewalt der Trübsale! Ich will gern dulden, um Dir wohlgefälliger zu werden. Wenn meine Augen blutige Thränen über den Untergang meines Vermögens, meiner Freundschaften, meines Ansehens weinen möchten, o so fühle ich wohl, daß ich das Nichtige noch zu viel, Dich und das Ewigbleibende, die Tugend, zu wenig geliebt habe.

Ich rufe Dich nicht an, meiner Schwachheit zu schonen, — nein, ich weiß es, auch die mir allerempfindlichsten Leiden quellen nur aus Deiner Liebe zu mir. Du drückst nur meinen Staub zu Boden, um meinen Geist zu erhöhen. So lange ich noch mit Fehlern befleckt bin: könnte ich da Deiner ganz würdig sein? So lange ich noch so innig an den Dingen der Welt hange, kann ich Dich da so innig lieben, wie ich sollte, wie mein Geist möchte? Nur wer heitern und standhaften Muthes Alles, auch das Theuerste auf Erden, einbüßen kann, mit dem Blick auf Gott und Ewigkeit gerichtet, unangefochten von allen Schicksalen, erhaben über jeden Sturm, nur der ist wahrhaft in Gott und mit Gott in Ewigkeit.

XXXI.

Vergebung der Sünden.

Hesekiel 33, 16.

Gott, welcher Rausch, welch süßer Traum!
Wann war ich Christ? — Ach! Mensch oft kaum;
Fern, mich und Dich zu kennen.
War Lasterklav! — In meiner Brust,
Wie schlich, wie tobte manche Lust,
Die ich mir kaum darf nennen!

Ach, weint' ich Thränenfluthen — weint'
Ich Blut, — ich war, o Gott! Dein Feind.
Und wärest Du nie Rächer,
Ich, ach! ich war doch klein genug,
Dem Gott zu trotzen, der mich trug:
War frevelnder Verbrecher.

Mein ganzes Herz schämt sich vor Dir,
Vor Deinen Engeln und vor mir;
Wie war ich todt und Sünder!
Beim Aufruhr meiner Leidenschaft,
Gott, wie verließ mich alle Kraft,
Mich schwächstes Deiner Kinder!

Wenn ich im Schooße der stillen Natur wohne; die Einfalt und Ordnung und Regelmäßigkeit des großen Ganges der Welt erblicke; die Reinheit und Klarheit und Zweckmäßigkeit dessen sehe, was unmittelbar durch Gottes Macht hervorgegangen ist; — und werfe dann einen Blick in mein eigenes Herz — in das finstere, tiefbewegte, leidenschaftlich heftige Herz — — welch eine Verschiedenheit! — Welche Heiterkeit und Ruhe in der Natur, aber welche Dunkelheit und Unruhe in meiner Brust! Welcher Frieden, welche Harmonie dort in allen Dingen, und welche Zwietracht in meinen eigenen Wünschen, in allen meinen Gefühlen! — Wie milde und wohlthätig Alles dort, und wie zerstörend, zwecklos und unfreundlich ist's in mir! — Wie beharrlich, unveränderlich geht dort Alles seit Jahrtausenden, seit Ewigkeiten seine Bahn hin; — wie ungleich hingegen bin ich mir selbst von einer Stunde zur andern; wie abweichend, oft widersprechend bin ich in meinen Entschlüssen und Meinungen! — Dort waltet das Vollkommene; in mir das Unvollkommene! Dort fühle ich Bewunderung oft bis zum Entzücken; gegen mich selbst hingegen nur Unzufriedenheit, oft zur Verachtung meines ganzen Wesens.

Will der Mensch seinen ungeheuern Abstand von der Gottheit recht erkennen, muß

er nur Gottes Thaten sehen und dann einen Blick auf die eigenen werfen. Er wird fühlen, wie wenig, wie schlecht er ist, und wie weit noch von Vollendung und Gottinnigkeit entfernt, deren er doch nach allen seinen Anlagen fähig wäre, wenn er weise genug sein wollte.

Darin offenbart sich die verachtungswürdige Schwäche der Sterblichen am hellsten, daß sie, uneinig mit sich selbst, immerdar zwischen dem Höchsten und Tiefsten schwanken, und nicht wissen, was sie ergreifen möchten. Lange leben sie so, als wäre kein Gott in der Welt; als hätte kein Jesus gelehrt und geduldet; als wären die Gesetze der Tugend schaler Traum der Einbildungskraft; als wäre das Gewissen eine alberne Gewohnheit der Erziehung; als wäre dies Erdenleben ohne Ausgang, das Grab für sie nicht vorhanden, und die richtende Ewigkeit ein Mährchen. — Dann wieder ergriffen von der ehernen Gewalt der Wahrheit, welcher sie umsonst widerstreben, oder zerschmettert von der Ausserordentlichkeit gewisser Ereigniße, liegen sie zermalmt da, reuig, verzweiflungsvoll, hoffnungslos; sie verzagen an sich, als hätten sie keine Kräfte; überlassen sich mit ohnmächtiger Ergebung dem Willen Gottes, als hinge von ihnen selbst nichts ab, um selig zu werden. Sie hoffen von Gott nur Gnade ohne ihr Zuthun; Wohlgefallen bei ihm, ohne daß sie sich darum durch das Nachahmen seiner Vollkommenheiten bemühen; sie erwarten vom Verdienst Jesu Alles, ohne den Versuch zu unternehmen, sich dessen würdig zu machen; sie flehen die Fürbitte der Engel und Menschen an, als wenn ihre Tugenden nicht die schönsten Fürbitterinnen sein könnten. — Sie selbst, als Aeltern, Lehrer, Erzieher, würden das Kind verachten, welches Jahre lang in großer Ruchlosigkeit wandelte, und dann in einem wichtigen Augenblick des Lebens plötzlich durch Reue, Thränen, Bitten gleiche Vortheile gewinnen wollte, aller seiner Laster und Unvollkommenheiten ungeachtet, die der gerechte und gute Vater lohnend den Tugenden und anhaltenden Anstrengungen des bessern Kindes verheißen hat.

So sieht man von der einen Seite den Menschen Religion, Vernunft, Gott und Ewigkeit verspotten; Pflichten, Grundsätze, Gewissen aufopfern für den Genuß seines Stolzes, für Reichthum, Wollust, Macht und Ansehen; — dann plötzlich, die Eitelkeit der Dinge verschmähend, von Kirche zu Kirche laufen, beten, seufzen, frömmeln und nach dem Himmel schmachten. Hier ist keine Weisheit — hier nicht Christi Eigenthum.

Dieser schwankende und in beiderlei Hinsichten den Menschen entehrende Zustand ist eine Folge der Trostlosigkeit, in welcher ihn endlich Alles verläßt, was ihn hienieden auf Unkosten seines Tugendgefühls ergötzt. Denn ohne volle Harmonie des Gemüths mit sich selbst und der Gottheit läßt alle seine äussere Thätigkeit, Alles, wonach er ausser sich strebt, Alles, was er erringt, doch zuletzt eine Leere in ihm zurück, die nichts ausfüllt. Er fühlt dies, und daher kann er zu keinem Ruhepunkt kommen, zu keinem Gleichgewicht. Es hat noch keinen Ehrgeizigen gegeben, der auf dem Gipfel menschlicher Hoheit lebenslängliche Zufriedenheit gefunden hätte; es hat noch keinen Habsüchtigen gegeben, der, wenn er, der Armuth entrissen, nun zwischen aufgehäuften Schätzen in Pracht und Fülle leben konnte, empfunden hätte: jetzt habe ich, was ich will — ich bin nun vollkommen selig, ich verlange nun nichts mehr. — Tausende erreichten ihre erwünschten Ziele nicht, verloren ihr Leben zwischen immer täuschenden Erwartungen, und waren unglücklich. Tausend Andere erreichten ihr Ziel, und wenn sie siegend und selig dastehen zu können hofften, fanden sie sich nur von neuen trüglichen Hoffnungen des Bessern umringt oder von alten Hoffnungen getäuscht. Sie glichen mit ihrer vermeinten Weisheit dem Kinde, welches, begeistert von der Pracht des entfernten Regenbogens, der schimmernden Farbenmenge zueilt, und am Ende in einer öden Regenwolke steht.

Umsonst ruft ihnen der Mund der Weisheit zu: Werdet einig mit euch selbst, mit der Natur, mit Gott! — Sie sagen vornehm lächelnd: Es ist Priestergeschwätz von Amtswegen! — Umsonst sagt ihnen ihre bessere Ueberzeugung: Werde edler, als was die Welt hat und gibt, so wirst du dadurch glücklicher sein, als durch das, was sie geben kann! — Sie denken: Damit hat es Zeit, bis mein erster Wunsch erfüllt ist.

So wird das Leben der meisten Sterblichen zu einem immerwährenden Kampf

gegen Gott und dessen Welteinrichtungen. Sie wollen mit ihrer Einsicht den Gang der Vorsehung verbessern, und selbst die Götter ihres Lebens sein. Sie wollen mit ihrer Klugheit ersetzen, was sie als Sklaven sinnlicher Begierden nicht von der Tugend erwarten können. Sie verzeihen sich ein Laster, wenn es nur zum vermeinten besten Ziel befördern zu können scheint, und schmeicheln sich, dereinst, wenn sie mit der Erfüllung ihrer Wünsche fertig sein werden, auch mit Gott es abzuthun, und den Forderungen eines mahnenden Gewissens endlich Genüge leisten zu können.

Der Kampf des Menschen gegen Gott ist der Kampf des Wurms gegen einen Bergstrom, der über seinen Weg rauscht, und nach dem Schöpfungsgesetz der Schwere fortwährend von der Höhe zur Tiefe stürzt. Umsonst will der thörichte Wurm die ungeheuern fallenden Wasser zu ihren Quellen zurückdrängen.

Gott hat das Weltall geordnet. — Seligkeit durch Vollendung ist der große Ruf der Schöpfung an uns. Umsonst betäuben wir unser Gehör dagegen. Die ganze Natur und die Verkettung aller Schicksale ist zum Mittel in der Macht Gottes geworden, uns endlich auch wider unsern Willen zum Ziele hinzutreiben — zu einer Seligkeit durch Vollendung. Das Körperliche aber kann nicht vollendeter werden, als es aus der Hand des Schöpfers selbst kam. Nur der Geist ist größerer Vollkommenheiten fähig. Alles drängt ihn dazu, Glück und Unglück, Schmerz und Freude. Lasterhafte Begierde ist Zwietracht mit den Gesetzen der Natur und Offenbarungen, der Welt und des Schicksals. Was sich diesen eigensinnig entgegensträubt, wird zermalmt; was mit ihnen vereint wandelt, geht zum Frieden, zur Erhabenheit über das Irdische, zur Vollendung empor. Wer mit Gott ist, mit dem ist Gott. Wer in der Sünde ist, und im Eigensinn irdischer Wünsche, steht wider Gott Vater und wider sich selbst im Streit, — er verwundet sich selbst — er ist Mörder seines Friedens, seines Daseins.

Diese einfachen Wahrheiten, deren Heiligkeit uns unser ganzes Leben, das Schicksal aller Menschen, die Religion Jesu Christi, die Einsicht unserer Vernunft, der erste gesetzmäßige Gang der Schöpfung verkünden — diese einfachen Wahrheiten pflegen viele Menschen erst dann zu erkennen, wenn sie mit blutendem, zerrissenem Herzen unter ihren tausend vernichteten Wünschen daliegen, und in schmerzlichen Erfahrungen sich überzeugt haben, daß keine dauerhafte Freude sei, als in Seelengröße, kein Heil, als in der Einigkeit mit Gott.

Aber dann ist meistens der wichtigste Theil des Lebens schon verstrichen, der größte Theil der uns gegebenen Frist verloren, in welcher wir Vollendung erringen sollten, um, wie Jesus sagt, vollkommen zu werden, wie unser Vater im Himmel vollkommen ist. Verschwendet haben wir den Reichthum des Lebens für Stillung kleinlicher Leidenschaften, und die Neige desselben bringen wir Gott dar. — Wir schliessen erst Frieden mit dem Allerheiligsten, wenn wir unsere Ohnmacht erkennen, und daß wir nicht allmächtiger sind, als der Allmächtige. — Dann befallen Scham, Verdruß und Reue die verzagende Seele; dann zittert sie vor Zukunft und Gericht: dann ruft sie um Gnade, was ihr einst thöricht schien, und fleht um einen Lohn, den sie nicht verdienen konnte.

Nicht selten ist dumpfes Verzweifeln, unüberwindliche Niedergeschlagenheit des Gemüths die Frucht vieljährigen Leichtsinns, und der Mangel der Religion, wie er sich in einem ganzen sündlichen Leben offenbart hatte, thut sich selbst noch in den düstern Stunden der Reue kund. Denn wie tief auch der Mensch gesunken ist, nie darf er an Gott verzweifeln; und selbst in der letzten Stunde, wenn er an Allem die Hoffnung verliert, soll er sie an Gott nicht einbüßen. Hat er noch Kraft, den verdorbenen Sinn zu ändern, sein Herz durch Thaten zu heiligen, wie Jesus sie lehrte und übte, so ist ihm geholfen. Und aller seiner Sünden, die er gethan hat, soll nicht gedacht werden, denn er thut nun, was recht und gut ist, darum soll er leben. Hesekiel 33, 16. So lautet die feierliche Zusage des göttlichen Wortes. So versichert es uns Jesus Christus. Denn des Menschen Sohn ist gekommen, selig zu machen, was verloren ist. Matth. 18, 11.

Wohl Mancher nimmt diesen hohen Trost der Religion, wie der Satan ein Geschenk des Himmels nehmen würde, nämlich: neues Verderben daraus zu brüten. Mancher denkt: So habe ich Gottes Zusage;

so darf ich mich jederzeit noch der Barmherzigkeit des himmlischen Vaters getrösten. Es ist wahr, ich bin noch nicht, wie ich als wahrer Christ sein sollte. Aber ich bin noch gesund, ich habe mich noch manches Jahr des Lebens zu erfreuen. Es bleibt mir noch Zeit genug, der bessere Mensch zu werden. Nur meine jetzigen Plane will ich erst durchsetzen; nur erst mich der Lust noch erfreuen, für die ich schon oft und vielmals Neigung fühlte. Dann aber soll es anders werden. Dann will ich versuchen, eben so edel, eben so liebreich, so uneigennützig, versöhnlich, keusch, enthaltsam zu werden, als ich alles dies jetzt manchmal noch im Gegentheil bin.

Unbedachtsames, schwaches Herz! Wie fürchterlich hintergehst du dich selbst! Sklave, du willst nur noch so lange in deinen ehrlosen Ketten liegen bleiben, bis du sie dereinst vor Altersschwäche und Gewohnheit nicht mehr brechen kannst. Du willst nur so lange sinnlich-thierisch bleiben, bis dir deine Denkart zur andern Natur geworden ist, und dann ändern, was unabänderlich wird. Du möchtest der Diener zweier ewig getrennten Herrschaften werden, und schlau von den Früchten der Hölle und des Himmels zugleich naschen. Du willst erst dich tief vergiften bis zur Unheilbarkeit, um in voller Gesundheit aufzublühen.

Was du heute nicht vermagst, das wirst du morgen noch weniger vermögen. Fehlt dir heute die Kraft, Herr deiner selbst zu werden, und edlern Grundsätzen zu folgen: morgen ist sie schon schwächer. Denn auf der Bahn der Laster ist kein Stillstand — so lange du sie berührst, schreitest du mit jedem Athemzuge, mit jedem Gedanken darin vor: jede Stunde verhärtet deine Gewohnheiten mehr. Du glaubst dich hinlänglich in deiner Gewalt zu haben; du meinst, es komme nur auf deinen recht festen Willen an. Aber du hast dich nicht mehr in deiner Gewalt, weil du schon heute nicht mehr den festen Willen fassen kannst. Versuche es heute, ob du noch nicht ganz verloren seiest, und wünsche die Glück, wenn du es nicht bist. — Hast du heute eine Gelegenheit, an einem verhaßten Menschen Schadenfreude zu üben, versuch's und handle gütevoll für ihn, wie für einen deiner besten Freunde. Lockt dich heute eine verführerische Stunde zur Wollust, versuch's und opfere deine verbrecherische Neigung dem Gefühl des Edeln auf. Reizt dich heute ein Anlaß, dir auf unerlaubte Weise Vortheile zu stiften, versuch's und entsage dem Zweck, um des schändlichen Mittels willen. Treibt dich heute Widerspruch, Beleidigung, Hohn zum Zorn, versuch's und behaupte deine Gelassenheit, deine wohlwollende Freundlichkeit selbst gegen den Fehlenden.

Was du heute vermagst, das wirst du morgen können; und was du heute beginnst, wirst du morgen leichter vollenden. — Und aller deiner Sünden, die du gethan hast, soll nicht gedacht werden; denn du thust nun, was recht und gut ist, darum sollst du leben.

Deine Schuld ist dir vergeben, sprach der Erlöser einst zum Sünder; gehe hin und sündige hinfort nicht mehr. Hier erkennen wir die mächtige Bedingung, unter welcher uns Vergebung der Sünden zugesichert ist. Das Nichtmehrsündigen ist die Wiedereinkehr zur Gnade Gottes und zum Seelenfrieden.

Es ist eine der unwürdigsten und darum unrichtigsten Vorstellungen, welche man sich von Gott macht, wenn man ihm unedle, menschliche Leidenschaften andichtet, wenn man sich einbildet, Gott zürne! — Nein, Gott zürnet nicht. Er sah unsere Fehler, ehe wir sie begingen. So sieht auch ein irdischer Vater, wenn gleich nicht mit voller Klarheit, voraus, wie sein Kind oft fehlen werde. Aber nur der schwache Mensch zürnt; der Allerheiligste nie. — Könnten in der Gottheit menschliche Empfindungen statt haben: so würden wir richtiger sagen, Gott habe Mitleiden und bedaure den Sünder. Denn dieser hat immer Hoffnung zur Vergebung, immer Antheil an der Gnade des Allvaters; aber er verschmäht sie. Der Mensch zürnet sich also durch die Beibehaltung seiner Fehlerhaftigkeit selber. Er schadet nur sich. Er zertritt die Gnade, die ihm dargeboten wird. Darum ist er fortdauernd unglücklich, darum voller ewig reger Unruhe, und er findet keinen Frieden, bis er den bessern Weg wählt, nämlich Erhebung seines Gemüths durch Tugend.

Aber das vergangene Leben ist verlebt, und das begangene Verbrechen ist verbrochen. Gott selbst macht, was geschehen ist, nie ungeschehen. Hättest du früher angefangen, gottselig und edel zu sein: heute

wärest du, auch im Staube schon, ein vollendeter, auch zu höhern Vollkommenheiten reiferer Geist. Dies hast du durch dein bisheriges leichtsinniges Treiben verscherzt. Die Vergangenheit hast du verloren; nur die Zukunft bleibt dir noch. — Gnade hast du bei deiner Besserung zu hoffen und Vergebung: aber Gott ist so gerecht, als er barmherzig ist. Erwarte von seiner Huld keinen höhern Lohn, als du verdienst. Er straft dich nicht; du hast dich selbst gestraft. Du stehst in deiner Geistesgröße hinter Tausenden zurück. Sie sind höherer Seligkeiten würdig. Die Ewigkeit gibt sie ihnen unfehlbar. Du selbst hast dich ihnen entzogen. — Siehe, das Leben auf Erden gleicht einer großen Straße, worauf alle Sterbliche zu einerlei Ziele wandeln, — es heißt: Seligkeit durch Vollendung. Die standhaft Fortwandelnden gelangen früher dahin. Der Sünder bleibt träge und müßig stehen, oder geht irrend zurück. Andere eilen an ihm vorüber. Die Zeit ist entflohen. Er erkennt seinen Fehler. Er eilt dem großen Ziel wieder zu — aber inzwischen hat er eine elend vollbrachte Zeit verloren, die nichts ersetzt. Andere stehen vollendeter und seliger weit vor ihm. Die Stunde flieht; er erreicht die Uebrigen nicht mehr. Der Bereuung seiner Thorheit willen ist Gott nicht ungerecht gegen die Weisern, und ändert er den Lauf der Weltordnung nicht, um ihn durch ein Wunder den Andern gleichzustellen.

Rette dir, was noch übrig ist! — Die vergangene Zeit ist dir auf ewig verloren. Noch gehört dir der nächste Augenblick, die nächste Woche, — vielleicht aber das nächste Jahr nicht mehr. — Verdoppele deine Schritte auf der Bahn geistiger Vollendung, daß du nicht ganz vergebens lebtest.

Die todte Reue über das Vergangene, das Beweinen unserer Sünden ist fruchtlos und bessert nichts. Mit äusserlicher Zucht und Ehrbarkeit, mit Kirchenbesuchen und Opfern und Gebeten wird zuletzt nicht die Schmach eines leichtsinnig verlornen Lebens ausgetilgt. — Reue beweiset nur Erkenntniß des bisherigen Irrthums; aber Erkenntniß des Irrthums ist noch keine Erkenntniß des Bessern, und das Erkennen des Bessern ist noch keine That des Bessern. Diese fordert Gott von denen, die ihn lieben; nicht bloßes Seufzen und Beten und Herr! Herr! rufen. — An ihren Früchten will ich sie erkennen, spricht Jesus, die meine wahren Jünger sind, und daran, daß sie den Willen thun meines Vaters im Himmel.

In der Kirche Gott dienen, dann im häuslichen Leben seinen unedeln Lüsten und Begierden; in der Kirche zum Nachtmahl gehen, um durch Vereinigung mit Jesu sich zu heiligen, dann ihn im häuslichen Leben durch Gedanken und Handlungen verläugnen; im Gebet sich vor Gott als Sünder bekennen und um Barmherzigkeit flehen, dann in dem Umgang mit den Seinigen oder andern Menschen weiter fortsündigen, und der ersehnten Barmherzigkeit durch liebloſe Thaten spotten — — welch eine Religion ist das! welch ein Gottesdienst! welch eine Vereinigung mit Jesu! welch ein Beten! — Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten. Ihr seid Kinder der Thorheit, mit Schrecken wird euch das Gericht eurer Frevel überraschen. Denn wer unwürdig isset von jenem Brode und Weine, der isset ihm selber das Gericht; wer unwürdigen und falschen Herzens zu Gott betet, der betet ihm selber sein Gericht.

O großer, gnadenvoller Gott, und wer war ich bisher? Was war mein Lebenslauf? — Bin ich seit meinen frühern Jahren auf der Bahn der Vollendung vorgeschritten oder rückwärts? Ach, war ich sonst nicht in vielen Dingen frömmer, besser, als jetzt; mein Gemüth nicht unschuldiger, als heute? Wehe mir! hätte ich voll Leichtsinns und in allzugroßer Sicherheit mich so sehr von Dir verirrt! Wie oft feierte ich das Todesmahl Deines Sohnes mit einem todeswürdigen Sinn! Wie oft betete ich zu Dir, o du heiligstes aller Wesen, und während meine Lippe Dich anrief, war mein Herz des Unheiligen voll.

Was ich sein soll und muß — ich weiß es wohl; aber das Vollbringen habe ich nicht immer. Ach Gott! ich bin zu schwach — es ist ein Riesenkampf, den der Mensch mit seinen Leidenschaften eingehen soll; aber ich betrachtete den Kampf wie ein leichtes Spiel, und unterlag. Ich unterlag mit all den schönen, großen Kräften, die Deine Güte mir dazu verieh. O mein himmlischer Vater, so bin ich's denn selber, der mir den Stab gebrochen; so ist's denn meine Schuld, die mir das fürchterliche Urtheil spricht: Du bist gewogen und zu leicht gefunden!

Erbarmer, Vater voll unendlicher Huld, nein, Du willst mich nicht ganz verstoßen.

Noch lebe ich, — noch tritt diese Stunde warnend vor meine Seele hin, und ruft: Was säumest du? Eile und werde gerecht und vollkommen, was du bisher nicht warst. Wer seine Seele, seine Seligkeit retten will, der kann es, und aller seiner Sünden, so er gethan hat, soll dann nicht gedacht werden; denn er thut nun, was recht und gut ist: so soll er leben.

Ja, Gott des Lebens, auch ich will leben. Und nur wessen Geist in Dir lebt, heilig, liebevoll, wohlthuend, der hat das wahre Leben. In Sinnlichkeit athmen, für seine thierischen Triebe athmen, das ist gleich sein den Pflanzen und Thieren.

Ich will mich in mir selbst verschliessen — ich will Gericht halten über meine Schwächen, ich will mustern die Reihe meiner Fehler, meiner unedeln Gemüthsbewegungen; — ich will mir Rechenschaft ablegen über alle meine Verhältnisse zur Welt, und prüfen, wo ich niedrig, thierisch war, wo ich hätte göttlich handeln können; — — und dann mich ermannen, bessern das Schlechte, pflegen das Gute, austilgen das Ungerechte. — Ich will die heiligen Früchte meiner Reue zeigen — zeige Du mir, Vater! Gnade, Vergebung. Du hast sie mir verheißen, durch Jesum mir verheißen. Sie werde mir, daß ich nicht ewig verderbe! Amen.

XXXII.

Des Sünders Begnadigung vor Gott.

Ev. Mark. 11, 24 — 26.

Von Abgrund stürzt zu Abgrund nieder
Das lasterfroh gewordne Herz,
Mit furchtbar wehendem Gefieder
Schwebt brütend über ihm der Schmerz.
Die Reue quält mit Schlangenbissen
Das schnell erwachende Gewissen —
Doch keine Kraft ist da — es bleibt
Das schambeladne Herz betäubt.

Wenn Du nicht, allmachtreiche Gnade,
Zum tiefversunknen Herzen sagst:
„Erhebe dich! — Geh' meine Pfade!
Ich kann, was du nicht mehr vermagst!“
Wenn Du auf's glühende Gewissen
Nicht läffest Deine Kühlung fliessen —
Wer will, wer kann, als Du allein,
Mein Rath, mein Trost, mein Retter sein?

Von allen Lebensstunden ist keine furchtbarer, als die ernste Vorbotin des großen Gerichts — die Stunde des schrecklich erwachenden Gewissens — die Stunde, da wir wie von einem langen Rausche, von einer schweren Betäubung erwachen, und uns in unserer ganzen Unwürdigkeit und tiefen Verwerfung erkennen. Dann verstummt, wie von der Hand des Todes berührt, die sonst so beredsame, alles so gern entschuldigende Eigenliebe; dann flieht der lachende Leichtsinn von uns, der uns sonst über das Verbotene scherzend hinwegführte, und über die Abgründe Blumen warf; dann treten die Erinnerungen an unsere geheimen und öffentlichen Sünden, gleich Gespenstern, vor unsere schaudernde Seele, und schreien uns das Verdammungsurtheil zu. Wir stehen im zermalmenden Gefühl unserer Nichtswürdigkeit da, einsam, hoffnungslos, ohne Menschentrost, — ach, wie könnte Staub uns trösten? — Dann verliert der Ruhm und das Ansehen seinen Zauber, der uns sonst entzückte; der Glanz des Goldes erblindet, nach welchem wir sonst so ämsig haschten; die Gesänge roher Freude hallen uns widerlich. Wir haben nichts — ach, wir sind nichts, als verworfene Waisen, als namenlos Undankbare gegen die Güte Gottes, als Verbrecher gegen die Majestät und Heiligkeit des Ewigen!

Und diese Stunde, die Vorbotin des großen Gerichts, die Ahnung unsers Schicksals in der Ewigkeit, sie ereilt endlich einen Jeden. Sie erschüttert gelinder Diesen, gewaltiger Jenen. Sie erscheint ungerufen, oft unerwartet; überfällt uns mitten im Taumel der Lust, oder beschleicht uns am finstern Krankenlager.

Sie erscheint oft Diesem, wenn der Gedanke an die Größe und Herrlichkeit Gottes in ihm unvermuthet lebendiger als jemals wird; wenn er die Pracht des ewigen Weltgebieters in seinen Schöpfungen anstaunt, und geblendet von der göttlichen Glorie den Blick in sich selbst zurücksenkt, und seine innere Schlechtigkeit neben der Heiligkeit des Allerhöchsten mit Entsetzen wahrnimmt, daß er seufzen muß: o Herr, was bin ich, daß Du mein gedenkest?

Sie erscheint Jenem, wenn ein allgewaltiges Verhängniß ihn plötzlich aus dem Rausch des sinnlichen Wohllebens in das nüchterne Elend hinausschleudert — wenn er verzehrende Flammen über sein Hab und Gut hinrauschen sieht, und Alles, worauf er sonst stolz war, in Asche versunken erblickt; oder wenn der Krieg ihn in die

Armuth hinaustreibt, oder seine Widersacher ihn von seiner Höhe herabstürzen; oder wenn er einen von Wollüsten erschöpften und zerstörten Körper ins traurige, siechende, freudenlose Alter hinüberschleppt.

Sie erscheint Jenem, wenn irgend ein schrecklicher Zufall ihn gewaltsam dem Anblick der Ewigkeit näher rückt; wenn eine geliebte Leiche vor ihm ausgestreckt liegt in der tiefen, eisernen Todesruhe, und das theure Antlitz, welches ihm sonst lächelte, ohne Theilnahme, ohne Gefühl in fester Erstarrung bleibt, als hätte es das Leben nie gekannt. Dann ist's, als rauschten die dunkeln Pforten der Ewigkeit vor ihm auf. Er starrt an den Schwellen der Gräber die Leiche an, und spricht: was ist aus dir geworden? und bebt und stammelt: was wird aus mir werden? — —

Dann bemächtigt sich seiner das Schrekken, welches er sonst nie gekannt, wenn er unwillkührlich an seine höhere Bestimmung gemahnt wird; wenn er mit Grausen denkt: Ich lebe doch nicht ewig auf Erden, und welches wird nachher das Loos meiner Seele sein? — Wehe, und welches Looses ist sie würdig? Was habe ich, so lange ich lebte, zur Veredlung dieses Geistes gethan, der unsterblich sein soll? — dieses Geistes, der nur empfangen kann ein Schicksal, dessen er würdig ist? — dieses Geistes, der Gottes Langmuth bisher verachtete; der Gottes Gaben bisher undankbar empfing und genoß; der sich von Gott entfernte, in der Religion nur eine Zeremonie, in der Lehre Jesu nur eine lästige Sittenlehre sah?

Dann ergreift ihn das schmerzliche Gefühl, Sünder zu sein; dann das schreckliche Bewußtsein, Verbrecher an Gottes Majestät zu sein; dann die zerschmetternde Ueberzeugung: ich war es nicht werth, daß der Schöpfer meiner gedachte und mich erschuf!

O, der ist unter allen Sterblichen der Elendeste, welcher seinen eigenen Werth verloren sieht; der es fühlt, daß er sich selbst verachten, sich selbst verdammen muß, auch wenn ihn Menschen noch ehren, die nur den Schein richten; der es fühlt, daß selbst Menschen, die bessern wenigstens, ihn verachten würden, wenn die Sünden seiner Gedanken, die Verbrechen, im Dunkeln geübt, plötzlich klar und wahr, wie sie sind, an das Tageslicht vor die Augen der Welt kämen; der es fühlt, daß er, von Sünden und Lastern bedeckt, nicht aufrichten darf das Antlitz zum Allerheiligsten, vor dem alles Unreine verschwinden muß.

Er erblickt über den Sternen den ernsten, ewigen, gerechten Vergelter. Er erblickt hinter den Nebeln des Grabes die zürnende Ewigkeit. Er erblickt hinter sich ein langes, verlornes Leben, eine unwiederkäufliche Reihe von Jahren, Wochen, Stunden, die alle den Gelüsten sinnlicher Neigungen, sinnlicher Antriebe hingeopfert wurden; wo nichts für die Veredlung des Gemüths, nichts für die unsterbliche Seele und für ihr einstiges Loos geschah. Nun sieht er erblassend ein, daß er bisher nur vergebens gelebt hat; nun sieht er ein, daß die entsetzlichste aller Verschwendungen die Verschwendung einer Frist ist, die der Schöpfer uns gab, uns für die Fortdauer jenseits der Todesstunde vorzubereiten. Ach, was hier verloren und verschwelgt ward, das ist für die Ewigkeit verschwelgt und verloren! Keine Macht ruft das Vergangene zurück; kein Gott widerruft das Geschehene.

Noch lebe ich! spricht die zagende Seele: noch hier auf Erden! Vielleicht ist die Hälfte, vielleicht mehr als die Hälfte meiner Stunden schon verflossen. Vielleicht nur noch wenige Jahre habe ich zu athmen, auch nur Monate! — Was ich lebte, ist verloren; was ich noch leben werde, reicht es hin, um das Verschwundene zu ersetzen und einzuholen? Kann ich noch einen gewissen Grad von Vollkommenheit erschwingen, der mich meiner selbst würdig macht? Kann ich noch auf Gottes Barmherzigkeit und Gnade hoffen, die ich während eines ganzen Lebenslaufes gering achtete? Kann Gott noch mein Vater sein? Darf ich noch sein Kind heißen? Bin ich noch würdig, zu ihm aufzuschauen? Darf sich mein verworfener Geist noch anbetend seinem Throne nahen?

So jammert die Reue, und ihre Schwester, die Verzweiflung, heult: Nein! — Nein, du bist verstoßen vom Angesicht des Allerheiligsten. Wie darf sich der Unreine dem Ewigen nahen? Wie können deine Thränen die Sünden eines ganzen Lebenslaufes hinwegwaschen?

O Jesusreligion, o Tochter des Himmels, milde Tröſterin verzagender Herzen, verlaß den Verzweifelnden nicht in der Nacht seines Elendes! — Fester Anker im Sturm der Lebenswellen, helle Leuchte in

der Finsterniß unsers Daseins, o Jesusreligion, verlaß uns nicht, wenn unser Muth bricht und die letzte freundliche Hoffnung ersterben will!

Nein, sie verläßt uns nicht. Nein, wenn uns nichts mehr helfen kann, dann hat uns unser Glaube geholfen. Wenn nichts mehr uns erquicken kann, dann erquickt uns noch das milde Wort des ewigen Sohnes: Kommet her zu mir, Alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken! Nehmet auf euch mein Joch, und lernet von mir; denn ich bin sanftmüthig und von Herzen demüthig. So werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen. Matth. 11, 28. 29.

Er ist wahrhaft unser ewiger Freund, unser Heiland und Seligmacher. Er ist's, der an seiner Hand den Sünder wieder versöhnend zum Vater führt und spricht: Alles was ihr bitten werdet in euerm Gebet, glaubet nur, daß ihr es empfangen werdet, so wird's euch werden. Und wenn ihr dastehet und nun betet: o so vergebet, wo ihr etwas wider Jemand habet, auf daß auch euer Vater euch vergebe eure Fehler. Mark. 11, 24. 25.

Ja, Gott verzeiht dem Sünder, der sich durch Jesum zu ihm wendet, das heißt, der, nach Jesu Lehre und Vorschrift handelnd, gleichsam ganz in des Erlösers Sinn und Geist lebt, und sich so dem ewigen Vater naht. Gott verzeiht dem Sünder, und gedenket seiner Missethat nicht, wenn er von nun an ein reines, göttliches Leben beginnt, und Gott wieder ganz gehört. Er verzeiht und spricht durch Jesu Mund: Sei getrost, deine Sünden sind dir vergeben. Gehe hin, und sündige hinfort nicht mehr! — Er verzeiht; denn wir sind Jesu Brüder und Schwestern, wenn wir uns heiligen in seiner Lehre. So spricht der Erlöser selbst: Wer den Willen thut meines Vaters im Himmel, derselbe ist mein Bruder, Schwester, Mutter. (Matth. 12, 50.)

Er verzeiht! denn er ist der Vater der Barmherzigkeit. Und wie sich ein Vater erbarmt über seine Kinder, so erbarmt sich der Herr über die, die ihn fürchten. Denn er kennt, was für ein Gemächt wir sind; er gedenket daran, daß wir Staub sind. (Ps. 103, 13. 14.)

Wer jemals an der Gnade Gottes verzweifelt, der hat Gottes Größe, Liebe und unergründliche Güte noch nie erkannt. Wären auch unserer Sünden mehr, als der Sand am Meer, könnten wir die Zahl unserer Vergehungen nicht mehr aussprechen: doch — doch nimmt der ewige Erbarmer sich unser wieder an, wenn wir uns mit kindlichem festem Glauben und mit den heiligen Entschlüssen zu ihm nahen, fortan unsere Fehler abzulegen, und nach Jesu Lehren ein neues, heiliges Leben anzufangen. — Freude wird sein vor den Engeln Gottes, sprach der Heiland, über einen Sünder, der Buße thut, das heißt, welcher seinen Sinn ändert. (Luk. 15, 10.)

Er verzeiht! denn Gott will unser Vater sein. Er ist der Vater der Guten und auch der Vater der verlornen Kinder, die reuig zu seiner Huld zurückkehren. Wie? sollte die höchste Liebe meiner ewig zürnen können, da selbst ein menschliches Herz nicht ewig zürnen kann? Schließt nicht der irdische Vater den ungerathenen Sohn wieder mit Freudenthränen in seine Arme, wenn dieser sich bessert und ein edleres Leben beginnt? Verzeiht nicht das liebende Mutterherz gern dem Kinde, wenn es seine Bosheit ablegt, und an Mutterliebe und Muttertreue glauben lernt? — Und Gott, der Urquell aller Güte, aller Barmherzigkeit, höher als aller Menschen Güte und Liebe, Gott sollte dem reuevollen Sünder, dem schwachen Menschen nie verzeihen? — Er sollte immerdar des Unglücklichen zürnen? — Zürnen? O nein, nur die Vorstellung eines Zorns in Gott ist Gotteslästerung! — Zorn und Haß sind nicht in der Liebe, sind nicht im Göttlichen, sondern nur Aeusserungen der verderbten, rohen Menschennatur. Wie darf ich frech des Menschen schlechteste Eigenschaften dem allerhöchsten, dem allerheiligsten der Wesen zuschreiben oder andichten? Und wenn selbst in der heiligen Schrift vom Zorne Gottes die Rede ist: so ist dies nur in bildlichen Ausdrücken, wo zu schwachen Menschen, im Kindheitsalter ihrer Vernunft, geredet ward; zu Menschen, deren Vorstellungen vom höchsten aller Wesen nicht so erhaben und würdig waren, wie diejenigen, welche Jesus Christus hatte, und wie er sie uns lehrte.

Dem Allerheiligsten ist der Zorn fremd. Und er, der nie zürnt — er sollte nie verzeihen können? Welch ein Widerspruch, sinnlos und grausam!

Er verzeiht! — Ach, wäre er der

Unerbittliche, der Unversöhnliche, grausamer als der Grausamste unter den Menschen — mir wäre besser, ich hätte nie das Licht des Tages erblickt, mich hätte nie der Wink der Allmacht aus dem Nichts hervorgerufen in das Dasein. Denn damals, als ich noch schlief in dem Schooße des Nichts; als mir noch keine Sonne glänzte, mich noch keine Blume anhauchte; als ich noch nichts von des Lebens Lust und Weh empfand: damals war ich freilich nicht glücklich, aber auch elend war ich nicht. Wehe mir, welch ein Loos, meiner Sünden willen zu einem endlosen Jammer erschaffen zu sein; wehe mir, welch ein Schöpfer, der mich zu solchem Jammer hervorrief! — — Nein, hinweg, ihr furchtbaren, unchristlichen Gedanken, die den Lehren des ewigen Sohnes widersprechen! Nein, o Vater, barmherziger Gott, der Du kennst die Schwachheiten und Gebrechen Deiner Kinder, der Du auch den gefallenen Sünder nicht verstoßest, der um Gnade schreit, nein, Du bist nicht der Unerbittliche!

Du willst und kannst — so wahr die Erde
Der Fußtritt Deines Sohns betrat,
So wahr mit duldender Geberde
Der Herr am Kreuz für Mörder bat —
Du willst, Du kannst von seinen Ketten,
Von jeder Schuld den Sünder retten.
Zu Gott, der nicht verzeihen kann,
Zu ihm führt Jesus nicht hinan.

Ja, er verzeiht! doch nur, wie der Gerechte verzeiht. Die höchste Güte ist Gott, aber auch die höchste Gerechtigkeit. — Er nimmt nur den wieder als sein Kind auf, der ein Kind Gottes sein will. Er verzeiht, aber nach seiner Gerechtigkeit folgen die Strafen unsern Sündern nach. Doch die Strafe ist nicht Rache. Strafe ist zur Besserung wirkend. Strafe ist die natürliche Folge jeder Sünde, wodurch wir von ihr zurückgeschreckt werden, oder Andere in unserm Beispiel zurückschrecken sollen. Strafe besteht auch neben der Liebe. Auch die Mutter straft des Kindes Ungehorsam, und doch kann sie es mit Zärtlichkeit lieben.

Und Strafe ist es, wenn wir, die wir versäumen, nach Jesu Sinn vollkommen zu werden, durch unsere eigene Schuld unvollkommen bleiben. So straft sich das Kind, welches versäumt, in der Schule die nützlichen und zum Leben nothwendigen Kenntnisse zu sammeln, wenn es zurückbleibt in Unwissenheit. So belohnt sich der fleißige Zögling selbst, indem er an Weisheit und Einsichten wächst. Und wenn die Lehrjahre verflossen sind: wer wird so ungerecht sein, den Trägen und den Fleißigen auf gleiche Höhe des Verdienstes zu stellen? Wer wird, wenn der Träge dann zu spät seine Schuld bereut, dieses aufrichtigen und bittern Schmerzes willen ihn dem Fleißigen gleichstellen, der so viele Jahre anhaltend hinopferte, während der Andere sorglos dahinlebte? Wie, soll die Reue weniger Stunden des Einen allen Eifer, alle Bemühungen langer Jahre des Andern plötzlich aufwiegen? Wie, soll der Träge sich in seiner Faulheit bestärken durch die Hoffnung auf der schwachen Aeltern Nachsicht und ungerechte Güte?

Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten. Umsonst hofft der Sünder in seinem fehlervollen Lebenswandel: es ist noch Zeit mit mir! — Umsonst hofft er: Ich will mich auf Gottes Barmherzigkeit einst verlassen, wann ich sehe, daß ich von hinnen scheiden muß. Ich werde doch noch Zeit finden, meine Sünden zu bereuen. Ich vertraue auf das Verdienst Jesu Christi, und kann mich noch immer meiner bisherigen Lebensart überlassen. Es ist einst noch Zeit genug, wenn ich alt werde, daß ich mich bessere. Jetzt aber ist's noch zu früh, schon fromm zu werden.

Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten! Von Ewigkeit her hat er die Verhältnisse seiner Welt geordnet. Auch die bittersten eurer Reuethränen werden einst die Ordnungen des Weltalls nicht zerbrechen; auch die schmerzlichsten eurer Seufzer werden die ewigen Gesetze des Geisterreiches nicht umstürzen. Groß ist Gott in seiner Güte, aber groß ist er auch in seiner Gerechtigkeit! Ihr werdet ärnten, aber nur was ihr gesäet habet!

Er verzeiht! — aber nur wie der Allergerechteste verzeihen kann und wird. Es ist nicht mit dem bloßen Gebet, nicht mit dem von Reue zerknirschten Herzen, nicht mit dem todten Glauben abgethan. Der Sünder soll sich bekehren, soll von aller Sünde ablassen, wenn er vor Gott Gnade erwerben will.

Wir müssen uns des Blutes Jesu theilhaftig machen, der unserer Sünden willen ein Opfer ward. Nur durch sein Blut haben wir die Erlösung, nämlich die Vergebung der Sünden (Ko-

loss. 1, 14). Was wollen diese Worte sagen? Wie kann ich des Blutes Jesu theilhaftig werden?

Das Blut Jesu reinigt uns von Sünden, das heißt, die göttliche Lehre, welche unser Erlöser mit seinem theuern Blut besiegelte, befreit uns von der Sünde. Der Tod Jesu ist gewissermaßen das Siegel der Wahrheit seiner Lehre, ein Pfand und Sinnbild der göttlichen Gnade. Wer an seiner Lehre, das heißt, an dem von ihm offenbarten Willen des himmlischen Vaters, Theil nimmt, wer diesen Willen des Vaters im Himmel thut, nur der ist Gott angenehm; nur der ist ein wahrer Nachfolger Jesu; nur der gehört zu seinem Reiche; nur der hat Theil an seinem Blute. Das Blut Jesu, sein Wort, welches er uns gelehrt hat, sind in der heiligen Schrift oft gleichbedeutend. Eins dienet oft bildlich, um das Andere zu bezeichnen. Und oft wiederholt es unser Heiland, daß nichts uns Gott wohlgefällig machen könne, als wenn wir den heiligen Willen Gottes in einem frommen, tugendhaften und gerechten Lebenswandel ausüben.

Vater der Erbarmung! — Ja, Du verzeihest. Du zürnest nicht auf uns; wir selbst zürnen uns mit unsern Sünden! Du strafest nicht; wir selbst strafen uns mit unsern Sünden! Ach, wie unwürdig, o All gegenwärtiger, stehe ich vor Deinem heiligen Wesen! Und doch darf ich's wagen, und Dich Vater, lieber Vater nennen. Meine Sünden und Vergehungen sind groß; aber Deine Liebe ist unendlich größer, und Deine Barmherzigkeit findet keine Grenzen. So oft ich Dein vergessen hatte, Du vergaßest meiner nicht. So unwerth ich Deiner Huld war, Du überhäuftest mich dennoch täglich mit Beweisen Deiner Vatergüte und Fürsorge. Du gabst voller Langmuth mir eine Frist um die andere, daß ich mich ändern und bessern möchte, um ein würdiger Genosse des ewigen Lebens werden zu können. Du gabst mir Athem, Leben, Kraft bis zum jetzigen Augenblick, daß ich noch jetzt ernsthaft in mich gehen und jeden mir anklebenden Fehler vertilgen könne.

Reuevoll über die Mängel meines bisherigen Lebenswandels nahe ich mich Dir, Erbarmer, wieder durch Deinen Sohn, Jesum Christum. Reuevoll erneue ich meine oft gebrochenen Gelübde, ein liebevolles, gerechtes, menschenfreundliches Leben vor Dir zu führen. O gedenke nicht meiner Missethat; giesse Frieden und Trost in mein Herz, daß ich den heitern Glauben an Deine Vaterhuld nie verliere. Und vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern!

XXXIII.

Es ist nicht schwer, ein Christ zu sein.

Math. 11, 30.

Christus, Deine Gottesliebe
Bringt den Segen in das Herz;
Christus, Deine Menschenliebe
Macht zur Seligkeit den Schmerz!

Jeder Schmerz, für Dich gelitten,
Wird ein Himmel. — Jeder Streit,
Bis zum Siegen fortgeschritten,
Ist ein Quell von Herrlichkeit.

Vielerlei Vorsätze zum Guten keimen oft in der Brust des Menschen auf — und welken, ehe sie Frucht tragen. Es gibt Stunden, in welchen man zur irgend eine schöne That, für irgend eine edle Denkart aufs höchste begeistert ist. Man schwört es sich selbst, solche Thaten zu üben, solche Denkart zu nähren — und wenige Tage nachher ist der gute Wille und die Empfindung verflogen, aus der er entsprang. Dann seufzt wohl Mancher bei sich leise: „Den Willen habe ich, aber das Vollbringen ist schwer!“ Oder, wie sich Paulus ausdrückt: „Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach. — Es ist wahrlich schwer, ein wahrer Christ zu sein.“

Aber man muß nicht vergessen, daß das ächte Christenthum und die Neigung zu schönen, tugendhaften Handlungen nicht die bloße Folge von raschen Begeisterungen sei, auch nicht immer von lebhaften Gefühlen und Rührungen begleitet sein könne. Dergleichen aufwallende Gefühle sind zwar schön, aber ihrer Natur nach sehr vergänglich. Man muß auch nicht glauben, daß man, um ein wahrer Christ zu sein, unaufhörlich im bürgerlichen Geschäftsleben nur an das Heiligste und an nichts Anderes denken müsse, oder daß man, man thue was man wolle, bei allen Dingen Gott und Frömmigkeit, oder wohl gar Gebete und biblische Sprüche im Herzen oder im Munde bereit haben müsse; nein! — Der Mensch hat zu vielerlei Verhältnisse, die ihn zerstreuen, und doch nur eine ein-

zige Seele. Er muß dem, was er unternimmt und thut, jedesmal seine ganze Kraft weihen, und doch ist seine Kraft so beschränkt. Er kann, er soll sogar nicht beständig beten, er soll auch arbeiten, er soll mit seinen Freunden umgehen, er soll seine Kinder erziehen, er soll sein Hauswesen regieren, er soll sich über mancherlei Nothwendigkeiten unterrichten. Aber wenn er alles dieses thut, soll er es mit Vernunft, mit Ueberzeugung, mit dem Vorsatze thun, es auf die beste, edelste, nützlichste Weise zu vollbringen. Und dies und nichts anderes ist das wahre Christenthum.

So ist denn das Christenthum keine unaufhörliche Begeisterung, kein beständiges Schweben in frommen Empfindungen, kein fortwährendes Gebetesprechen, kein stetes Erbaulichredenwollen, sondern eine ruhige, besonnene Stimmung des Gemüths, nichts Unanständiges, nichts Unübetlegtes, nichts Schädliches zu thun, sondern überall das Nützliche, das Wohlthätige, was das Beste anderer Menschen befördert, was Liebe und Frieden erweckt.

Und ist es denn wirklich so schwer, daß ein mit Vernunft begabtes Wesen, wie der Mensch ist, nur bei allen seinen Handlungen vernünftig denke, spreche und handle? Ist es denn so schwer für einen gesunden Menschen, daß er sich vor Krankheiten hüte, daß er nicht muthwillig ein Messer ergreife und sich selbst verwunde? — Wäre dies nicht Wahnsinn? — Und ist nicht jedes Laster, jede böse Neigung, wodurch ich den Frieden meiner Seele verletze, oder wodurch ich meine irdische und himmlische Bestimmung vernichte, ebenfalls Wahnsinn?

Warum spricht man doch: Es ist so schwer, ein Christ zu sein! — Heißt dies irgend etwas Anderes, als: Es ist so schwer, vernünftig zu sein, und den Wahnsinn zu vermeiden! — Nein, mein Jesus hat gesprochen: Mein Joch ist sanft, meine Last so leicht! Und sein Wort ist heilige, tief empfundene Wahrheit. Er legte den Sterblichen nicht mehr auf, als sie im Stande waren, zu tragen. Er sagte zu ihnen: Seid nur so, wie ihr als vernünftige Geschöpfe selbst wünschen müsset, zu sein; laufet nur dem einzigen Ziele nach, dem ihr als vernünftige Geschöpfe selbst wünschet, nachzueilen, euerm wahren Glück, euerm dauerhaften Glück, das weder auf Erden, noch in der Ewigkeit gestört werden kann. Thut nur gegen andere Leute, wie ihr als vernünftige Geschöpfe wünschen müsset, daß die Leute gegen euch thun.

Aber welches sind denn die Hindernisse des Christenthums? — Sind es Hindernisse, welche dir andere Menschen machen? — Nein, denn Jeder hat Ehrfurcht und Liebe für dich, wenn du deine Pflichten übst; Jeder liebt dich, wenn du dich durch Edelmuth und gemeinnützige, wohlthätige und freundschaftliche Denkungsart liebenswürdig zu machen weißt. — Oder sind es Hindernisse, welche dir Obrigkeiten und Gesetze in den Weg legen, daß du nicht anders als unchristlich handeln darfst? — Nein, denn alle weltliche Gesetze sind nur Hilfsmittel zur Unterstützung eines tugendhaften Wandels; sie bestrafen den Beleidiger, den Todtschläger, den Verleumder, den Aufrührer.

So ist also Alles, was dich hindert, als ein Christ zu erscheinen in Rede und That, nicht ausser dir, sondern in dir selbst. Dein Feind liegt in dir; der Störer deiner Zufriedenheit wohnet nirgends, als in deinem Herzen. Erkämpfe dir denn also nur Gewalt über dich selbst, so bist du in demselben Augenblick ein weiser, ein glückseliger Mensch, ein Christ; so bist du auf den wichtigen Punkt hingekommen, wo du wahre Achtung für dich selbst haben, der Liebe deiner Mitmenschen vollkommen würdig, und des Beifalls deines Gottes im Himmel gewiß wirst.

Und wer ist dieser Feind in dir, der dich hindert, christlichweise zu denken und zu handeln? — Es ist deine irdische thierische Natur; es ist dein Fleisch; es ist deine Sinnlichkeit.

Du ergibst dich verbotenen, unanständigen wollüstigen Neigungen; du bist mehr Thier, als Mensch. Denn auch das Thier drängt sich zu niederer Wollust; deine Vernunft erröthet davor. — Du bist voll Hasses gegen diesen oder jenen deiner Bekannten — wohl, auch das Thier haßt, aber kein vernünftiges Wesen, welches zwar feindliche Angriffe männlich abwehrt, aber darum nicht haßt, nicht Rache will. — Du betrügst deinen Nebenmenschen mit Hinterlist — auch das Thier hat Hinterlist und Tücke und Schlauheit: aber ein vernünftiges Wesen handelt mit Offenheit, Redlichkeit und Treue; es thut recht, es will Niemand scheuen. — Du bist stolz, eingebildet auf

Vorzüge, ehrgeizig — auch die Thiere haben ihren Stolz, ihren Neid; aber ein vernünftiges Wesen erinnert sich demuthvoll noch mehr an die Tugenden und Vorzüge, die ihm fehlen, als an diejenigen, welche es besitzt.

So ist es also überall das Thierartige in uns, was uns vernünftig-christlich zu sein hindert. Der Lasterhafte ist mehr Thier, der Tugendhafte mehr Geist, mehr Engel.

Doch nichts ist unter den Menschen gewöhnlich ein stärkeres Hinderniß am Christenthum, als der falsche Ehrgeiz. Man schämt sich oft, gut zu sein; man sieht Andere fehlen, und weil diese eine Ehre in der Thorheit suchen, will man zeigen, daß man es auch sein könne. Man fürchtet zuweilen, sich durch Mitleiden verächtlich zu machen, oder durch edelmüthiges Verzeihen einer Beleidigung seinem Widersacher eine Art Triumph zu gewähren, oder durch Gemeinnützigkeit Spott auf sich zu ziehen. — Man schämt sich, Christ zu sein; schämt sich, unter thierischen Wesen seine englische, geistige Natur zu zeigen; schämt sich, das Gebot der Vernunft, die Lehren des göttlichen Lehrers, den Willen der Gottheit zu üben. — Unglückseliger, seit wann hat der Wurm des Staubes größere Majestät, als der ewige Schöpfer, daß du vor dem Urtheil des Wurms erröthest, und den Schöpfer verachtest? — Seit wann ist der Heiland des Lebens, der erhabenste Lehrer der Welt, seit wann ist der göttliche Jesus ein Flecken geworden im Leben und in der Welt, daß du es nicht wagen willst, ihn im Leben und vor der Welt zu bekennen? Wehe dir, es kommt ein Tag, eine Stunde, und den du vor der Welt verläugnetest, er wird dich wieder verläugnen! Nicht sein Blut, nicht sein Opfertod werden dann dich trösten; den du durch ein ganzes sündliches Leben verläugnetest, soll er dich für seinen Jünger erkennen, wenn eine flüchtige Todesangst dich seinen Namen rufen lehrt?

Besiege diesen falschen Ehrgeiz, lege jene falsche Schamhaftigkeit ab; erröthe nicht, unter schlechten Menschen ein guter Mensch, unter leichtsinnigen, thierisch denkenden Menschen ein besonnener, geistiger Mensch zu sein, und — du bist ein Christ!

Ist es denn so schwer, ein Christ zu sein? — O wahrlich nicht. — Mein Joch ist sanft, spricht Jesus, und meine Last ist leicht. Matth. 11, 30.

Das Christenthum befiehlt uns nichts, als dasjenige, was wir uns selbst zur Erhaltung innerer Zufriedenheit und Seelenruhe, zu unserm irdischen und ewigen Glück vorgeschrieben haben würden. — Du willst auf Erden ruhige und zufriedene Stunden leben? Wohl, das Christenthum bahnt dir den allein sichern Weg dazu. — Du wünschest die Achtung, die Liebe deiner Mitbürger zu besitzen? Das Christenthum gibt dir die Mittel dazu an die Hand. — Du wünschest das Vertrauen deiner Freunde, deiner Vorgesetzten zu gewinnen? Das Christenthum lehrt dich, wie du die Zuversicht aller guten Herzen, und selbst Glauben an deinen Edelmuth bei schlechten, verdorbenen Menschen erregen könnest. — Du wünschest in allen Gefahren kaltblütig, in aller Noth heiter, unter allen Schicksalen unerschütterlich zu bleiben? Dazu macht dich dein Jesus-Glaube, und sonst keine Macht der Welt, kein Erdengott. — Du wünschest weniger Sorge, weniger Kummer zu haben? Das Christenthum stärkt deinen Muth, deine Denkart; es macht dich zufrieden mit dir und deinem Eigenthum; es gewährt dir den hohen Trost, der nur aus dem Gedanken an eine Alles weise leitende Vorsehung hervorgeht. — Du seufzest unter dem Druck deiner Neider, deiner Verleumder, deiner Verfolger? Das Christenthum hilft dir diese Last tragen; es erleichtert deine Bürde, es beschämt deine Feinde und verwandelt deine Thräne in Lust, deine Niederlage in Triumph. — Nicht umsonst tönt die Jesu freundliche Stimme: Kommet her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken! — Du wünschest des Himmels schönste Gabe zu haben: nämlich unter allen Verhältnissen fröhlichen Gemüths zu sein? — Das Christenthum gibt dir ein frohes Bewußtsein, eine Heiterkeit der Seele, die immer von neuem wach wird, so oft du an Menschen, oder an Gott, oder an dieses und an jenes Leben gedenkst.

Wie nun, ist es denn so schwer, dein eigenes Glück zu bilden? so schwer, die schönsten Wünsche deines Herzens zu erfüllen? so schwer, deinen eigenen Willen zu thun, an dem dich nichts in der Welt hindert, als du dich selbst? so schwer, ein Christ zu sein?

Es ist nicht schwer, ein Christ zu sein, wer einmal nur dahin gelangt ist, sich selbst zu überwinden, das heißt, seine bösen Ge-

wohnheiten, seine Temperamentsfehler, seine unanständigen Neigungen, seine bloß auf irdisches Gut abzweckenden, übertriebenen Wünsche zu ordnen, zu beseitigen, abzulegen. Der Mensch aber kann Vieles, wenn er nur ernstlich will. Und er wird ernstlich wollen, wenn er nur einmal ernstlich überlegt hat, wohin ihn seine Fehler endlich bringen; wie viel Verdrießlichkeiten sie ihm zuletzt verursachen können; wie vielen Nachtheil er sich, seiner Gesundheit, seinem guten Rufe, seinen Verwandten und liebsten Freunden stiften wird. Wer so nur einmal ernsthaft überlegt hat, nur einmal den ernsten Vorsatz nahm, einen andern, einen bessern Weg einzuschlagen, der findet dann, es sei nichts Unmögliches, gut und glücklich zu sein.

Es ist nicht schwer, ein Christ zu sein; wohl aber ist es schwerer, lasterhaft zu sein.

Nicht daß es schwer wäre, eine Sünde zu begehen; aber es ist schwer, im Sündigen zu beharren. Wie viele Hindernisse hat nicht der Lasterhafte zu bekämpfen, um lasterhaft zu sein! — In sich findet er eine ewige, peinliche Furcht, daß seine unerlaubten Handlungen endlich an das Tageslicht kommen werden, daß sie nicht verborgen bleiben können, und wenn er Berge darüber wälzen würde. In sich findet er ein stilles Entsetzen vor dem Blick der Welt, und vor dem Ernste einer furchtbar vergeltenden Vorsehung. — Auffer sich findet er drohende Gesetze der Obrigkeit, die den schlechten Handlungen Grenzen setzen. Auffer sich findet er das schonungslos verdammende Urtheil der Welt, bei der die Erinnerung an unser Gutes leicht wie Rauch ist, und das Andenken an unsere Fehler fest wie ein Marmor steht. Auffer sich findet er thränenvolle Augen seiner Verwandten, seiner Lieblinge; Vorwürfe von seinen Bekannten; Schmach und Verachtung von Fremden. — O mit wie vielen Hindernissen hat der Mensch zu kämpfen, um sich einem Laster ergeben zu dürfen!

Um ein Christ zu sein, ist wenig Sorgens, wenig Nachdenkens vonnöthen. — Der Tugendhafte übt freudig seine Pflicht, freudig seine gute Handlung, und vergißt sie wieder. — Nicht so der Lasterhafte, der Fehlende. Er denkt noch lange an seine unerlaubten Thaten zurück. Ach, er darf sie nie vergessen, um sie nicht selbst einst durch Vergeßlichkeit zu verrathen. Er muß durch sein ganzes Leben hin immer rückwärts gekehrten Blicks gehen, immer der Betrachter seiner eigenen Schande bleiben, deren Andenken ihm wie ein ekelhafter Schatten nachgeht. Er muß bei Allem, was er sagt, bei Allem, was er hört, seiner Fehlschritte eingedenk sein, damit er sie wieder bemänteln könne, damit ihn die Rache der Welt nicht zu früh treffe, damit er sich nicht in seinen eigenen Fallstricken vergarne und stürze.

Um ein Christ zu sein, bedarf es keiner großen Kunst, mit Menschen umzugehen. Er tritt mit leichtem Herzen vor das Angesicht seiner Obern, mit Harmlosigkeit in den Kreis seiner Freunde, mit Leutseligkeit zu seinen Untergebenen. Sich seiner Treue gegen Alle bewußt, hat er von Keinem einen Vorwurf zu fürchten. Er bewies ihnen nur Gehorsam, Freundschaft, Hilfe; er kann nur erwarten, daß Liebe mit Liebe erwiedert wird. — Nicht so der Fehlende. Er muß darauf denken, wie er sich gegen Jeden besonders betragen will. Ihm ist keine Bewegung und Rede anderer Leute unbedeutend. Er beobachtet mißtrauisch die Augen und Mienen der Menschen. Er will wissen, ob sie ihn durchschauen. Er will auf seiner Hut sein, um nicht durchschaut zu werden. Er will edler scheinen, als er ist, und studiert seine Bewegungen und Worte. Er muß hintergehen, und fürchtet daher, hintergangen zu werden. Ihm fehlt die liebenswürdige Klarheit und Offenheit des Unschuldigen, die Unbefangenheit des Tugendhaften, und — wenn es gilt — der Muth des Christen.

Es ist nicht schwer, ein Christ zu sein; denn nichts hindert ihn, es zu sein, vielmehr Alles ermuntert zur Wahl und Uebung neuer Tugenden. Denn Gottes Hand hat Alles so in der Schöpfung geordnet, daß wir besser werden, daß wir endlich das Höhere, Geistige, Engelhafte in unserer Natur als das Vorzüglichste schätzen, daß wir uns zum Himmlischen erheben müssen. — Wie viel Belohnungen liegen nicht für ein tugendhaftes reines Gemüth schon in diesem Leben! Wie süß ist es, wenn wir für Wohlthätigkeit Dankbarkeit, für Gemeinnützigkeit Hochachtung, für Redlichkeit Zutrauen, für Keuschheit Ehrfurcht, für Demuth Ehre, für Liebe Liebe ärnten! — Welch ein süßer Genuß liegt nicht sogar in dem Schmerz, welchen

wir empfinden, wenn wir unschuldig verkannt, und übel beurtheilt werden! — Wie ermunternd ist nicht dem Christen der Gedanke an das zurückgelegte, seine Hoffnung auf das zukünftige Leben! Wie beseligend wird ihm in der Einsamkeit die Erinnerung an Gott, den hohen, allmächtigen, Alles durchherrschenden, liebenden Vater, und mit welchem Entzücken überströmt die Aussicht in die Ewigkeit sein Gemüth! — Wie? ist es so schwer, ein Christ zu sein?

Unendlich schwieriger ist es dem Mann der Sünde, dem Menschen, der seinen Fehlern, seinem Laster treu bleibt, fehlerhaft und lasterhaft zu sein. Ihm lächeln keine Belohnungen, als die er in der Befriedigung seiner leidenschaftlichen Gefühle, in der Uebung seiner Fehler, in dem Selbstkitzel seines Lasters findet. — Ihm schweben nur Furcht, Besorgniß, Argwohn, Kummer zur Seite. — Er sieht nur Drohungen, nur Strafurtheile. Ach, oft gesellt sich am Ende die entsetzliche Verzweiflung zu ihm!

Er strebte nach irgend einem Gut in diesem Leben, das seiner Einbildung das schönste war, und opferte dafür so manche Stunden, seine Unschuld und seine Gemüthsruhe auf. Und hatte er endlich theuer genug und spät genug sein Ziel gewonnen, so fand er es wieder mit Dornen umkränzt! Der Gedanke an die Gottheit ist ihm nicht trostvoll, und der Gedanke an die vergeltende Ewigkeit überschüttet ihn mit Grausen. Es kommt die Stunde, da er sein Dasein verwünschen, seine Geburtsstunde verfluchen kann, die ihn in das mühselige, täuschungsvolle Leben hineinwarf — ach, in dieses Leben, das er durch seinen eigenen Wahnsinn verderbte, in dem er Engel sein sollte, und nur thierisch blieb.

Ich wende meinen Blick hinweg von diesem Bilde. Warum unternimmt der Sterbliche doch das Schwerste und Traurigste, warum verschmäht er das Leichteste und Schönste!

Dein Joch, o mein Jesu, ist sanft, darum will ich es mit Freuden nehmen und mit Dankbarkeit. — Deine Last ist leicht, darum will ich sie mit Entzücken tragen. Du kanntest die Schwäche des sterblichen Menschen, darum bürdetest Du ihm nicht mehr auf, als er zu tragen vermochte. Du selbst wardst Mensch; Du selbst zeigtest uns in Deinem wunderbar heiligen Wandel, wie viel der Mensch vermöge. Triumphirend, und am Ende des großen Lebenskampfes stieg dein himmlisches Wesen zum Himmel zurück!

Möchte auch dies dereinst mein Theil sein! Ich werde im Tode meine irdische, thierische Natur von mir abstreifen, wie eine lästige, unbequeme Hülle, und verklärt und leicht wird mein Geist zu Gott aufsteigen — zu Dir, mein ewiger Vater, zu Dir, der mich durch Jesu Mund zu sich rief, und zu dem empor mir jeden Tag das Schicksal meines Lebens, jede Nacht der gestirnte Himmel winkt.

Nein, es ist nicht schwer, ein Christ zu sein; es ist nicht schwer, o Gott, Dein Kind zu sein, und Dich und Deinen Willen mit Inbrunst zu lieben. Es ist nicht schwer, sich aus diesem stürmischen Weltgetümmel hinwegzusehnen nach Dir, und den heiligen Weg dahin zu wandeln, den Jesus Christus mir vorwandelte.

Seid denn geliebt von mir, alle meine Feinde; seid gesegnet von mir, die ihr mich verfluchet; ich will wohlthun euch, die ihr mich beleidiget! Fliehet von mir, lasterhafte Neigungen, entehrende Gefühle, verführerisch lächelnde Sünden! — Nahe dich mir, bescheidene Demuth, heitere Nächstenliebe, fromme Gelassenheit, treue Redlichkeit, standhafte Wahrheit — ihr christlichen Tugenden alle! Nur in eurer Mitte ist Verklärung des Geistes, nur von euch begleitet, sehe ich einst lächelnd den Vorhang des Lebens hinter mir fallen, und vor mir die Pforten der Ewigkeit glänzend aufgehen!

XXXIV.

Das doppelte Gesetz in uns.

Röm. 7, 21 — 23.

Gott, welch Verderben wohnt in mir!
Wie oft wie oft mißfall' ich Dir,
Durch wie viel Sünden! Wer erzählt,
Wie oft der Mensch nur täglich fehlt!
Er, dessen Herz Dir, weil er lebt,
Durch sein Verderben widerstrebt!

Er widerstrebt Dir, wenn ihn auch
Erleuchtet Deines Wor s Gebrauch.
Nur, Herr, durch Deines Geistes Kraft
Wird er gerecht und tugendhaft.
Der Geist ist willig, aber, ach!
Durch seiner Sinne Reizung schwach!

Wer hat nicht schon wie Paulus klagen müssen: Denn ich thue nicht, das

ich will, sondern das ich hasse, das thue ich! Röm. 7, 15. Wer hat nicht, wenn er auf seine Handlungen Acht gab, und wie selten sie mit allen guten Vorsätzen übereinstimmten, die er genommen, wie Paulus sagen müssen: So finde ich in mir nur ein Gesetz, der ich will das Gute thun, der ich Lust habe an Gottes Gesetz nach dem inwendigen Menschen. Ich sehe aber ein ander Gesetz in meinen Gliedern, das da widerstreitet dem Gesetz in meinem Gemüthe, und nimmt mich gefangen in der Sünden Gesetz, welches ist in meinen Gliedern. Röm. 7, 21 — 23. Schwanken wir nicht unaufhörlich zwischen diesen beiden Gesetzen? Während unser inwendiger Mensch, der Geist, das göttliche Gesetz der Tugend und Heiligkeit ehren muß, handelt er, nicht wie er selbst will, sondern wie ihm das Gesetz in seinen Gliedern, die Sinnlichkeit, gebietet.

Dieser Widerspruch in der menschlichen Natur beschäftigte schon mehr als einmal das Nachdenken der Christen, um ihn zu erklären. Viele hielten die dem göttlichen Willen widerstreitenden Begierden für Einwirkungen oder Anfechtungen des Satans — aber kein anderes Wesen, als Gott selbst, hat Macht über uns. Viele glaubten, Gott führe uns selbst in Versuchung — aber Gottes Wort erklärt mit Ernst: Gott ist nicht ein Versucher zum Bösen, er versucht Niemand. Sondern ein Jeglicher wird versucht, wenn er von seiner eigenen Lust gereizet und gelocket wird. Jak. 1, 13. 14.

Am herrschendsten ward durch das ganze Alterthum aber der Gedanke, daß der Mensch ursprünglich in einem vollkommenen Zustande gewesen sei, den er hernach durch Entartung und durch Ungehorsam gegen Gott verloren habe. Und die Sünde, welche den Menschen von Gott trennte, sei im ganzen Geschlecht der Sterblichen schon durch die Geburt fortgepflanzt und erblich geworden.

Diese Vorstellungsart war auch zu den Zeiten der Apostel Jesu unter den Heiden und Juden noch ziemlich allgemein; daher nahmen die Apostel darauf in ihren Briefen an die christlichen Gemeinden große Rücksicht, und gründeten darauf einen neuen Beweisgrund für die Wichtigkeit der neuen von Jesu verkündigten Religion. Sie zeigten nämlich, daß wie durch Eines Menschen Sünde die Verdammniß über alle Menschen gekommen sei, also sei auch durch Eines Menschen Gerechtigkeit die Rechtfertigung des Lebens über alle Menschen gekommen, und zwar durch Christum Jesum. Röm. 5, 18.

Jedoch die mannigfaltigen Vorstellungsarten der Sterblichen über den Ursprung der Sünde in der Welt, die eine Schöpfung des Allerheiligsten ist, können auf das Wesen, auf die Wahrheit und Göttlichkeit der Religion Jesu keinen Einfluß haben. Mochten daher auch die Menschen in diesen und ähnlichen Dingen noch so sehr von einander abweichende Meinungen hegen: Jesus Erlösungswerk ward darum nicht minder seligmachend.

Erst als nach einigen Jahrhunderten das Christenthum siegreich geworden, und das Sinnbild desselben, das Kreuz, weit umher aufgepflanzt war; als die Verfolgungen der Bekenner Jesu aufgehört hatten, und ihren Nachkommen Sicherheit, Ruhe, Wohlstand und Herrschaft geworden war; entstand mannigfaltiger Streit über die Mannigfaltigkeit von besondern Vorstellungsarten. Da entstanden Lehren und Sätze über Dinge, die der Mensch bei der Beschränktheit seiner Einsichten unmöglich ergründen kann; da verfolgte man sich wegen gegenseitiger Irrthümer; da ward erst der Name der Ketzerei erfunden, und Christen wütheten nicht selten gegen Christen mit dem Schwert in der Faust um ihrer Meinungen Willen. Aber der Glaube, den Jesus gegeben, sein Erlösungswerk, seine heilige, von Sünden reinigende, zu Gott wieder hinführende Lehre blieb über allen Streit und über allen Zweifel erhaben. Nur um menschliche Vorstellungsarten wurde gekämpft, die zuletzt doch immer verschieden geblieben sind. Darin besteht der wesentliche Unterschied des Göttlichen vom Menschlichen, daß das Göttliche allgemein und ewig ist, und von allen mit Verstand und Vernunft begabten Wesen immer als unwidersprechliche Wahrheit anerkannt wird. Das Menschliche hingegen richtet sich nach Ländern, Zeitaltern, Kenntnissen und Erfahrungen, und wechselt immerdar und behält nie seine Gestalt.

So ist auch über die Natur der Erbsünde viel Entzweiung gewesen. Viele

haben sie nach ihrer eigenen Weise erklären wollen; Viele hingegen an ihrem Dasein selbst gezweifelt, und sich nicht überreden mögen, daß um Eines Menschen Fehltritt willen der Hang zum Bösen erblich geworden sei durch das ganze Menschengeschlecht aller Jahrtausende. Inzwischen redet doch die heilige Schrift an vielen Orten deutlich von der angebornen Neigung des Menschen zum Bösen. Eben so sprechen in ihr die ältesten Urkunden des menschlichen Geschlechts von einem ehemaligen vollkommenern Zustand desselben, von einer Entzweiung desselben mit Gott durch Abweichung von dessen Gesetzen, und von dem daraus in der Welt entstandenen und fortgepflanzten Verderben.

Zwar haben noch in neuern Zeiten manche Ausleger der heiligen Schrift dies entweder mit Kühnheit verwerfen wollen, als widersprechend mit der Erhabenheit und Weisheit Gottes; oder haben es deuten wollen als Meinung des hohen Alterthums, erfunden zur Erklärung des hohen Uebels in der Welt, oder zur Vermehrung tugendhaften Eifers.

Aber in den heiligen Büchern des Christenthums erkenne ich die ältesten und heiligsten Bücher des Menschenthums, erkenne ich die Ausspräche der Gottheit durch ihre Werkzeuge und Boten an das Geschlecht, zu dem ich gehöre. Vieles darin ist uns mit den längst verschwundenen Zeiten dunkel geworden; selbst die Sprachen, in welchen jene Bücher verfaßt sind, werden nicht mehr von lebenden Völkern geredet. Und doch klärt sich selbst in unsern Zeiten durch das anhaltende Forschen der Weisen, durch die Untersuchungen von Reisenden in entfernten Gegenden, durch Prüfung der alten Geschichten und Sagen anderer Völker, durch die Vervollkommnung der Erkenntniß und Wissenschaft überhaupt, manches Dunkel der Vorzeit wunderbar auf, und bestätigt sich Vieles, was aus Unwissenheit vorher der Zweifel verdächtig gemacht oder verworfen hatte.

Es ist die Lehre der heiligen Schrift, daß in den ersten Zeiten der Schöpfung der Mensch herrlicher und besser gewesen sei. Er war geschaffen nach dem göttlichen Ebenbilde. Er wohnte in einer anmuthigen Gegend, Eden geheißen, deren Fruchtbarkeit Alles hervorbrachte, was zu seinen Bedürfnissen vonnöthen war. Allein das Paradies ging verloren, und die ganze Erde verlor ihre Gestalt. Wie sie, so haben sich die Menschen verwandelt.

Mit diesen Zeugnissen der heiligen Schrift stimmt seltsam überein die aufbewahrte Sage der ältesten Völker des Morgenlandes. Ja wir haben in neuesten Zeiten auffallende Spuren gefunden, daß vor undenklichen Weltaltern auf dem Erdball ein immerwährender Sommer und Frühling geherrscht haben müsse; wir haben Beweise und Spuren gefunden von Berechnungen uralter Völker über den Lauf der Erde und ihren Stand zur Sonne, der ehemals offenbar anders gewesen ist, als in unsern Tagen. Selbst die Beobachtungen unserer heutigen Himmelsbeobachter bestätigen es, daß, so wie die Sonne jetzt in schiefer Richtung von mittäglicher nach mitternächtlicher Weltgegend, und so wieder von der mitternächtlichen zur mittäglichen zurück, alle Jahre einmal geht (oder vielmehr zu gehen scheint), wodurch eben die Verschiedenheit der Länge in den Tagen und Nächten, so wie die Abwechselung der Jahreszeiten entsteht — die Sonne ehemals in genauer Mittellinie, gleich weit von der mittäglichen und mitternächtlichen Gegend, gelaufen sein müsse. Noch gegenwärtig ändert die Erde ihren Stand also zur Sonne, daß diese nach und nach wieder der besagten Mittellinie näher bleibt; doch geschieht es sehr unmerklich.

Wenn nun die Sonne beständig ihre Bahn in der Mittellinie, immerdar gleich weit vom mitternächtlichen und mittäglichen Pol des Erdballs, hatte, so mußte in den Ländern, die gleich weit von beiden Polen des Erdballs liegen, ein immerwährender Sommer, und in den Ländern an den Polen, die jetzt von beständigem Schnee und Eis bedeckt sind, ein ewiges Frühjahr statt finden. Da die Erde, wie gesagt, obgleich sehr unmerklich langsam, ihren uralten Stand gegen die Sonne wieder einnimmt, so daß die Annäherung des Sonnenlaufs zu oft erwähnter Mittellinie in hundert Jahren kaum dreiunddreißig Sekunden beträgt: so wird es noch eine Million und achtundneunzigtausend Jahre währen müssen, ehe dieser Erdball die Zeiten des ewigen Frühlings wiedersehen kann.

Was war aber die Erde in jenem Alter,

da ein unwandelbarer Lenz sie alle Tage mit Blumen und Früchten schmückte bis zu den entferntesten Mitternachtländern, die jetzt von ungeheuern Schnee- und Eisfeldern begraben und unzugänglich geworden sind? Wie anders war ihre Oberfläche! Wo wir jetzt wohnen, wuchsen damals die Palmen und süßen Früchte der warmen Länder, und jene erstarrten Eisfluren in Mitternacht waren bewohnt und mit tausend Blüthen geschmückt. Es war eine kräftigere Welt von Thieren und Pflanzen, die nicht durch die Rauhheit oder den jähen Wechsel der Jahreszeiten litt; es war ein längeres Leben selbst der Menschen gedenkbar, die einfacher lebten, und deren Körper nicht durch die Gewalt der ändernden Witterung angegriffen und nach und nach verzehrt ward.

Noch in unsern Tagen finden Reisende in den kalten Eisländern Spuren genug, daß sie ehemals bewohnter, bekannter und von einem mildern Himmel angelächelt worden sind. In unserm deutschen Vaterlande hat man noch in der Erde halb zu Stein, halb zu gelbem Staub gewordene Palmenwälder entdeckt. Ein größeres Thiergeschlecht lebte damals in Wäldern und Feldern. Noch jetzt werden unter der dicken, zuweilen nie schmelzenden Eisrinde der Nordländer die ungeheuern Gebeine, selbst wohlerhaltene Stücke Fells von Thieren gefunden, deren Bau, Gestalt und ausserordentliche Größe uns in Erstaunen setzen, und von deren Gattung kein lebendiges mehr auf der Erde gesehen wird. Sogar Elephanten und Nashörner und andere Thiere, welche heutiges Tages nur in den wärmsten Ländern erblickt werden, zeigen noch jetzt ihre unverweseten Gerippe in jenen todten, kalten Schneewüsten. Es war also doch einmal auf Erden anders, als jetzt. Es war also doch einmal ein Paradies, ohne Wechsel der Jahreszeiten.

In jenen schönen Urzeiten, so lehrt die heilige Schrift, ging der Mensch sündenrein aus Gottes Hand hervor. Er war mit Gott enger verbunden, als in spätern Zeiten, da er sich von ihm mit sündigem Antlitz abwendete. Was sollen wir dazu sagen? Aber noch in unsern Zeiten entdecken wir unzweifelbare Spuren in der Geschichte, daß vor undenklichen Zeiten ein Menschengeschlecht gelebt haben müsse, welches, einiger mit der Natur, und nur mit dem Göttlichen vorzugsweise beschäftigt, uns an Weisheit und Erkenntniß übertroffen hat.

Wenigstens muß es noch heutiges Tages unsere Bewunderung oder unser Befremden erregen, daß die allerältesten Völker der Erde, von denen wir noch Nachrichten und Ueberlieferungen behalten haben, sehr richtige Vorstellungen von der Gottheit, von der Unsterblichkeit, von der Welt, und selbst von den Bewegungen der Gestirne besaßen, während sie noch nichts von Künsten und Lebensbequemlichkeiten, nichts von allerlei sinnvollen Werkzeugen und Einrichtungen wußten, auf die wir jetzt so gern stolz sind. Von jenen Urbegriffen bewahrte sich nachher bei den ihnen nachfolgenden Geschlechtern nur ein verworrenes, entstelltes Gedächtniß, und ein Schatten und Thun, ohne Einsicht der Grundsätze.

Der Hauch der Gottheit, der menschliche Geist, der die Gestalt des Sterblichen beseelt, damals seinem Ursprung noch näher, war mit der Natur, dem Gotteswerk, verschwisterter, als heute, und nur Sehnsucht nach göttlichen Dingen leitete ihn. Gott offenbarte sich ihm, und in ihm und durch ihn, wie Gott sich noch heute in der Natur und durch sie offenbart. Der Mensch war eins mit der Natur, und heilig wie sie. Nicht daß er, sich selbst unbewußt, die Wahrheit gedacht und gethan hätte, wie noch heute das Thier den dunkeln Naturtrieben gehorcht: sondern er erkannte Alles, was ist, wie es ist, ungetrübt durch fremdartige Begriffe und Erfindungen, die erst Folgen später erwachender Leidenschaften sein konnten. Und welche verwirrende Begierden und Leidenschaften hätten in jener Zeit entstehen können, da noch kein Reichthum locken, keine Ehre reizen konnte, da noch keine verwickelten bürgerlichen Verhältnisse statt fanden, kein Vorurtheil, kein Aberglauben erfunden war? Warum soll ich nicht glauben, daß Gott den Menschen, als er ihn ins Dasein rief, in seiner Art wenigstens eben so vollkommen bildete am Geist, wie das Thier und dessen Geist in seiner Art?

Im Menschen war von der Majestät, Einfalt, Harmonie und Wunderbarkeit der Natur ein heller Wiederklang, dem wir uns heutiges Tages nur durch künstliches Bemühen nähern (durch Abstreifen der von Menschen erfundenen Irrthümer), und das

war der Urmensch durch sich selbst. Warum soll ich glauben, der Schöpfer habe für seine Erstererschaffenen erst Irrthümer erfunden, statt sie in Einfalt die Dinge erblicken zu lassen mit Wahrheit und Klarheit, wie sie sind? Oder wie soll ich mir die Spuren der Einsicht von göttlichen Dingen bei uralten Völkern erklären, die den Lauf der Gestirne kannten, Unsterblichkeit und Gottheit, ehe sie noch verstanden, Hütten zu bauen oder Kleider zu weben? Leset die ältesten Sagen der Morgenlandsvölker: ihr werdet in ihnen noch die Trümmer der alten Urbegriffe, wenn gleich oft schon mißverstanden, wiederfinden, und ein ehrfurchtvolles Hinüberdeuten auf eine heiligere, weisere Menschheit vor ihnen.

So gewiß sich noch heutiges Tages Alles, das Größte und Kleinste der göttlichen Schöpfung, in den ewigen Gesetzen des Schöpfers bewegt, wie es zweckmäßig und recht ist: so bewegte sich der gottgeschaffene Mensch ursprünglich in den ewigen Gesetzen des Wahren und Guten, und gedachte keines Andern, weil es noch nicht erfunden, auch keine Versuchung da war, etwas Anderes zu denken.

Aber die Sinnlichkeit trat leise hervor. Frei und mit Willkühr stand der Mensch zwischen dem Reiz der Sinne und der Geistesgesetzgebung. Er versuchte, auch was ihm die Stimme Gottes untersagt, seine eigene Einsicht gemißbilligt hatte. Er fiel. So entsprang die Sünde.

Und mit der Vermehrung des Menschengeschlechts vermehrten sich die äussern Bedürfnisse. Das Nachdenken vom Göttlichen lenkte sich auf das Irdische. Leidenschaften entsprangen aus den vielen neu erfundenen Verhältnissen. Immer wichtiger ward dem Menschen die Pflege seines Körpers, das Vergnügen der Sinne. Er verlor immer mehr von der alten, angestammten Majestät und Reinheit des Gemüths. Er verirrte sich durch widernatürliche Begierden von der Wahrheit der Schöpfung; er entzweite sich mit der Natur, und ward selbst unnatürlich. Er entartete zuletzt zu einem Geschöpfe der Kunst, unähnlich dem ersten Ursprung, getrennt von der Natur, getrennt vom Himmel, getrennt von Gott, nur mit dem Irdischen eins und gemein. So allerdings ward die Sünde erblich. Irrthum, Sünde und Leidenschaften, diese Entartungen oder Krankheiten der Seele, pflanzten sich fort von Geschlecht zu Geschlecht, wie sich Krankheiten des Leibes fortpflanzen, wenn Aeltern, Kinder, Enkel und Urenkel in ähnlicher Unnatürlichkeit der Lebensart verharren. Und so ist nun in uns ein doppeltes Gesetz, und der Mensch kämpft zwischen beiden. So finde ich in mir nun, wie Paulus sagt, ein Gesetz, der ich will das Gute thun; denn ich habe Lust an Gottes Gesetz, nach dem inwendigen Menschen. Ich sehe aber ein ander Gesetz in meinen Gliedern, das da widerstreitet dem Gesetz in meinem Gemüth, und nimmt mich gefangen in der Sünden Gesetz, welches ist in meinen Gliedern. Röm. 7, 21 — 23.

Ach, wie oft sinkt der Geist hinab in die Gewalt des Irdischen; wie oft verschmäht er die Einfalt der Wahrheit für den Glanz des Irrthums; wie oft das ewige Recht für die thierische Anmuth einer Leidenschaft; wie oft die Heiligkeit und Reinheit des Gemüths für den Beifall und das Ansehen unter sinnlich denkenden Menschen; wie oft das Ewige und Göttliche für das Niedrige, Vergängliche und Gemeine! Ich elender Mensch, seufzte der weise Apostel, wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes, das ist, von diesem sterblichen Leibe, von der Gewalt der Sinnlichkeit, die allein aus ihm entspringt? Christus Jesus, der Welterlöser, ist's, der uns den Sieg gegeben hat. Er, durch seine himmlischen Mittheilungen, stellte in uns wieder das göttliche Ebenbild her, wie es ursprünglich gewesen, indem er uns wieder auf den Weg der Natureinfalt und ewigen Wahrheit zurückleitete, auf welchem der gottgeschaffene Urmensch wandelte, indem er uns wieder mit Gott versöhnte, von welchem sich die Menschheit verloren hatte, und lehrte ihn als Schöpfer, als Vater, als Liebe anbeten und lieben, wie der erste der Sterblichen es in seiner Vollkommenheit gethan. Darum wollte Jesus der Göttliche, der Mensch solle, seines hohen Ursprungs würdig, nur in Gott leben; er solle die Welt, das Irdische, gering achten und nur nach dem trachten, was da droben ist; er solle genügsam sein mit Wenigem, weil wir zur Bekleidung und Erhaltung unsers Körpers nur wenig gebrauchen; statt dessen seinen Geist mit der Erkenntniß der Gottheit und mit Betrachtung des Himmlischen erheben. Darum ermahnte er, den Willen seines Vaters zu

vollbringen als das höchste Lebensgeschäft anzusehen, nicht aber das Einsammeln von Schätzen, das Glänzen mit köstlichen Kleidern, das Gewalthaben unter den Leuten. Er selbst gab das große Beispiel. Er zeigte, wie das Wiedereinswerden mit der Natur und mit Gott möglich sei. Er verläugnete alle sinnliche Bequemlichkeiten; er war mit dem Wenigen zufrieden, was ihn kleiden und nähren konnte; er lebte nur, um wohlthätig beizustehen, um segensvoll zu wirken, um Freude zu verbreiten, wie Gott; er achtete die vom gemeinen Menschen hochgepriesenen Güter der Welt gering, ja das Leben selbst so gering, daß er es den Sündern um der Sünde willen dahin gab. Heiligkeit des Geistes, Einheit mit Gott war ihm unendlich höhern Werthes, als Schmerzen und Tod ihm jemals furchtbar sein konnten. Daher ist die Kraft seiner Gemeinschaft in uns mächtig, indem sie in uns Neues bewirkt, und einen neuen Menschen schafft.

So steht in uns das doppelte Gesetz: das Gesetz Gottes in unserm Gemüthe, das Gesetz der thierischen Lust in unsern Gliedern. Und blicke ich nun auf die Menschheit, wehe! wie tief im Irdischen liegt sie da versunken, wie unähnlich ihrem ersten Ursprunge, als wäre ihr niemals eine Kunde zugekommen, was sie ehemals gewesen, als hätte kein Christus gelebt, um das göttliche Ebenbild wieder in uns herzustellen und das untergegangene Gottesreich wieder aufzurichten!

Sehet, wie Jeglicher nur für das Irdische athmet; der Arme für seinen Bissen Brod und seine Hütte; der Reiche für seine Tafel voller Leckerbissen und seinen Palast; der Arme für sein Handwerk, seine Kunst; der Reiche für seinen Goldhaufen und Ruhm! — als wenn denn das Alles wäre, und nichts darüber; als wenn dieses Gold und diese Kunst, diese Hütte und dieser Palast — Alles endlich doch nur Staub und Koth — durch Ewigkeiten hinweg dauerte; als wenn der Mensch nur ein schlaueres, kunstvolleres Thier wäre, sich keines Gottes bewußt, mit keiner Ewigkeit bekannt; als wenn mit dem letzen Athemzuge der Lunge der göttliche Hauch, der diesen Leib beseelt, der Geist, Asche wäre und Nichts! Ist die Gottheit, der höchste Geist, ein Nichts? Ist das Weltall mit seinen Wundern nur für heute erbaut? Ist Jesus der Göttliche nur als ein Traumbild ins Leben getreten? — O, wem rufe ich zu? Wer hört meine Stimme? Wer versteht meine Sprache? Da liegen sie, die Tausende, unter dem Gesetz des Todes und der Sünde, und wühlen im Staube gierig, den Thieren gleich, nach Nahrung und Behaglichkeit, und suchen Glückseligkeit im Goldmetall, Hoheit auf Stühlen von ihrer Hand gebaut, Macht durch die Schrecken des mörderischen Eisens, Ewigkeit in Papier oder Steinschrift! Sie hören meine Stimme nicht, die unter den Erdensüchtigen verhallt, wie in einer Wüste; sie verstehen meine Sprache nicht, nicht die Töne des Alterthums, nicht die erhabenen Deutungen der Urwelt, nicht den Sinn des göttlichen Ebenbildes, das Du warst, Jesus Messias! — — Sie liegen unter dem Gesetz des Todes und der Sünde, machtlose Sklaven ihrer Lüste, und wenden schaudernd den Blick weg vom Höhern und Göttlichen, wie von Erscheinungen aus andern Welten, und sprechen vom Gesetz Gottes: Es ist nicht möglich! Dahin reicht Menschenkraft nicht, es zu erfüllen! — Es dünkt sie bequemer, für ihre Sünde zu leben, als für ihre Tugend zu sterben. Es dünkt sie bequemer, daß sie glauben, Jesus sei für ihre Sünden gestorben, und sie können durch sein Verdienst und die Gnade Gottes gerecht werden, und dabei thun, was ihr rohes Herz erfreut. Es dünkt sie bequemer, an Jesum zu glauben, als nach Jesu Lehre und dem Willen des Vaters zu handeln! O sie verstanden Jesu Tod nicht, und entweihten mit unreiner Deutung den hohen Begriff der göttlichen Gnade.

Und ich, o ich selbst schwanke, ein schwacher Mensch, zu oft noch zwischen dem Gesetz des Göttlichen und Irdischen! Ich sehe, wohin ich zu ringen habe, und erliege noch oft unter der Gewalt sinnlicher Einflüsse. Den Willen habe ich wohl, aber wie oft mangelt das Vollbringen! — Aber mein Muth soll nicht wanken, auch wenn meine Kraft bricht. Das Gesetz des Geistes, der da lebendig macht in Christo Jesu, soll mich frei machen von dem Gesetz der Sünde. Derselbige Geist gibt Zeugniß meinem Geist, daß auch ich ein Kind Gottes bin, geboren für die Ewigkeit, geweiht zu endlicher Vollendung.

Bin ich denn ein Kind Gottes, so bin ich auch Erbe, nämlich Gottes Erbe und Miterbe Christi. So will ich die Welt verschmähen lernen und den Zepter der Sünde

brechen; ich will leiden und leben wie Du, o göttlicher Wiederherstellter meiner Menschenwürde, auf daß auch ich zur Herrlichkeit erhoben werde! Denn ich halte dafür, daß dieser Zeit Leiden und Aufopferungen irdischer Lust nicht werth seien der Herrlichkeit, die an uns soll offenbart werden.

Ein neues, großes Gefühl durchbebt und erhebt mich. Der Gedanke unsers Ursprungs ist nicht minder begeisternd zum Himmlischen, als der Gedanke unserer Bestimmung. O wie selig bin ich, Gott, Dein Kind zu sein! Ich will keine Freude haben, als Dich, in Dir athmen, in Dir handeln, liebend, segnend, einfach, wahrhaft, und Jesu Offenbarungen in der Brust und die Hoffnungen der Ewigkeit im Auge. Amen! Vater im Himmel, belebe mich mit Deinem heiligen Geiste! Amen.

XXXV.

Unüberlegte Gelübde.

Richter 11, 30 — 40.

Was hat der Mensch, das er Dir gebe?
Gabst Du nicht Alles ihm zuvor?
Du willst nur, daß er heilig lebe,
Und Christus leuchtete ihm vor.
Nicht Opfer und Gelübde, nein,
Sein Herz nur forderst Du allein!

Du selber sprachst: mit Wohlgefallen
Blick' ich nur auf Barmherzigkeit;
Nicht hin zu euern Opfern allen,
Die ihr mir auf Altären weiht!
Gott ist ein Geist! so betet dann
Im Geist ihn und in Wahrheit an.

Nicht Weihrauch bring' ich und nicht Myrrhen,
Zur Gabe, Herr des Weltalls, Dir;
Mich soll kein Aberglaube irren:
Nimm nur dies treue Herz von mir!
O ew'ge Liebe! laß es Dein
Und ewig Dir geheiligt sein!

In jenen Tagen, da Moses schon und Josua nicht mehr ihrem Volke vorstanden, und dieses in seinen eroberten Sitzen ohne König, ohne gemeinsamen Anführer lebte, und nur von Zeit zu Zeit, wenn Gefahr drohte, sich den edelsten und tapfersten Mann eines Stammes zum Feldherrn und Richter erkohr, — in jenen Tagen ward auch Jephthah von Gilead zu solcher Würde berufen. Denn das Volk war in großer Bedrängniß durch die Kriegszüge der Ammoniter.

Jephthah, welcher wegen unehelicher Geburt aus seiner Heimath verstoßen war, und im Lande Tob lebte, wo er lose Leute zu sich gesammelt und Streifzüge nach Beute gethan hatte, fand sich durch die Bitten seines Volks geschmeichelt. Die Aeltesten von Gilead schworen ihm im Namen desselben, er sollte Aller Haupt sein, wenn er gegen die Ammoniter siegreich wäre. — Nun beseelt von Ruhmbegier stellte er sich an die Spitze der israelitischen Kriegshaufen und führte sie gegen Ammon. Da machte ihm des Feindes Macht Besorgniß. Und er gelobte dem Herrn ein Gelübde und sprach: Gibst du die Kinder Ammon in meine Hand: was zu meiner Hausthür herausgeht, wenn ich mit Frieden wiederkomme von den Kindern Ammon, das soll des Herrn sein, und ich will es zum Brandopfer opfern.

Er ging, eroberte zwanzig Ortschaften Ammons und besiegte die Feinde in großer Feldschlacht. Da er nun heimkehrte als Sieger, gedachte er seines Gelübdes. Wehe! und wie er zu den Seinigen kam, trat ihm aus seinem Hause entgegen seine Tochter, sein einziges Kind, mit Pauken und Reigen, jubelnd zum Empfang des siegreichen, zärtlich geliebten Vaters.

Da durchbebten ihn Entsetzen und Verzweiflung. Er zerriß im Schmerz seine Kleider. Ach, meine Tochter! schrie er: wie beugst du mich und betrübest mich! — Nun war allgemeine Trauer in Israel. Mit ihren Gespielen trauerte die Jungfrau in der Einsamkeit des Gebirges zwei Monate, sich vorzubereiten für das väterliche Gelübde. Dann kam sie. Dann ward sie das traurige Opfer. Lange Zeit war es Gewohnheit, daß die Jungfrauen in Israel jährlich vier Tage den Opfertod der Tochter Jephthahs beklagten.

Welcher gefühlvolle Mensch könnte jemals Jephthahs Gelübde und dessen schreckliche Erfüllung ohne Schaudern vernehmen? Wem mußte dabei nicht der Gedanke erwachen: konnte dem Gott der Barmherzigkeit und Liebe ein solches Gelübde angenehm sein? angenehm, daß ein Vater sein einziges Kind umbrachte? — Freilich, Gott wehrte nicht das Gelübde ab; er verhinderte auch nicht, daß die Tochter Jephthahs die Erste war, welche aus ihres Vaters Hause trat: aber daß Gott nicht das Unüberlegte, oder die schrecklichen Folgen einer übereilten Handlung verhindert, beweiset keineswegs, daß er ein Wohlgefallen daran habe. Es beweiset nur, daß Gott den freien Willen der Menschen nicht beschränkt. Ohne diese Freiheit wäre ja keine Tugend möglich; wäre ja jeder Sterbliche ein todtes Werkzeug,

wie der Stein, welcher aus sich selbst nicht handeln kann. Wozu gab Gott uns den Willen, wenn wir ihn nicht gebrauchen; wozu die Leuchte des Verstandes, wenn wir sie nicht anwenden sollten? Wozu ein Gesetz, wenn wir durch unbekannte Macht gezwungen würden, zu handeln, wie sie es gut fände? Wozu Strafen für unsere Sünden, wenn Gott selbst unsern Willen beschränkte, daß wir nicht thun könnten, was wir möchten; sondern allein das, was wir nach seinem Rathschlusse thun müßten?

Die unrichtige Vorstellung von der Einwirkung Gottes auf unsere Handlungen veranlaßt auch in unsern Tagen noch mancherlei Verirrungen. — Es ist Pflicht, sich darüber zu belehren. Auch in unsern Tagen wird wohl bei einem inbrünstigen Gebete manches Gelübde gethan. Es ist Pflicht, vor dem Unüberlegten und Schädlichen zu warnen. Denn Gott selbst sind dergleichen Versprechungen nicht immer angenehm. Wären sie es: so würde er uns durch Jesum, seinen Sohn, dazu aufgefordert haben.

Unter Gelübden versteht man gewöhnlich ein feierliches Versprechen, irgend etwas uns Schwerfallendes zu leisten, wenn die Gottheit dafür unsern geheimen inbrünstigen Wunsch erhören will. Geht der Wunsch in Erfüllung, hält man sich verpflichtet, das Versprechen zu halten, was man dem Himmel, oder Gott und seinen Heiligen, gethan hat.

Zwar läßt sich nicht läugnen, daß das Ablegen eines Gelübdes immer ein frommes, sich gern mit Gott beschäftigendes Gemüth voraussetzt. In dieser Hinsicht könnte es als ein löbliches Zeugniß religiösen Sinnes gelten. Auch läßt sich nicht läugnen, daß derjenige, welcher Gott Gelübde darbringt, es mit kindlichem Herzen, mit Glauben, mit Inbrunst thut. Und wäre selbst das Gelübde vergebens, bleibt doch das Herz ehrwürdig, welches dasselbe that, vorausgesetzt, daß es ein edles Gelübde sei für eine edle Sache. — Aber läugnen läßt sich auch von der andern Seite nicht, daß ein Mensch, der Gott durch Darbringung von Gelübden zu bewegen hofft, ihm einen Wunsch zu gewähren, von dem Verhältnisse der göttlichen Liebe zum Menschen, von der Natur des rechten Gebetes und von dem Geist des wahren Christenthums keine richtige Vorstellung habe. Er kann mit Glauben und Vertrauen bitten; aber er bittet zugleich mit Eigensinn.

Jesus Christus, der hohe, göttliche Offenbarer des göttlichen Willens, hat uns nie ermahnt, in unsern Gebeten Gelübde zu thun, um dadurch den Herrn unsern Gott zu vermögen, zu thun, was wir begehren. Vielmehr er warnte vor allem Mißbrauch im Gebet. Euer Vater weiß, was ihr bedürfet, ehe denn ihr bittet! sprach er. Matth. 6, 8. Er warnte vor allem Eigensinn in unserm Gebet, und daß wir darin nicht dem Allweisen vorschreiben, was wir von ihm erwarten. „Nur Dein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel!“ so lehrte er beten. Er warnte sogar, Gott äusserliche Gelübde und Opfer darzubringen; denn Gott sei ein Geist, er müsse also nur im Geist und in der Wahrheit verehrt werden; er sehe auch nicht auf der Menschen Gelübde, Opfer und Worte, sondern auf ihre Tugenden. Ich habe Wohlgefallen an der Barmherzigkeit, und nicht am Opfer. Matth. 12, 7. — Ja, Jesus selbst, in den allerbängsten Stunden seines Lebens, wenn er in den Einsamkeiten weinte, wenn er auf dem Oelberg blutigen Schweiß vergoß in seiner Todesangst, that dennoch niemals ein Gelübde. Er rief nur: „Vater, ist's möglich, so gehe dieser Kelch vorüber!“ Er fügte mit frommer, wahrhaft kindlicher Ergebung hinzu: Nicht mein Wille geschehe, sondern der Deinige! So lehrte der Heiland des Lebens beten, so betete er selbst. So beteten die Apostel! Keiner von ihnen ermahnte, man solle Gott durch Gelübde bewegen, unsern Willen dem seinigen vorzuziehen.

Und in der That, wie irrig muß die Vorstellung dessen von Gott sein, der gleichsam durch Geschenke ihn bestechen zu können vermeint! Denn was sind Gelübde und Opfer anders, als eine Art Gott bestechender Geschenke? — Man bietet etwas an, um dafür Erhörung eines andern Wunsches zu erhalten. Aber, o du thörichtes Kind, was kannst du dem Herrn der Welt darbieten aus seinem Reiche, aus deinem Leben, das nicht schon sein Eigenthum wäre? Ist nicht auch dein Athemzug sein Eigenthum? — Und wenn, was du ihm im Gelübde darbietest, ohnehin

deine Pflicht wäre, die du vollstrecken sollst: was bietest du ihm, da du es ohnedem schuldig bist? Und wenn du ihm nicht das, was du gelobet möchtest, thust: was kann Gott dadurch verlieren? — Ist nicht Alles dein eigener Verlust? — Wenn ein Kind seine Aeltern um etwas anfleht, das ihm oder Andern zum Schaden gereichen könnte, und wenn es mit den heissesten Thränen fleht: werden die Aeltern den Wunsch des unverständigen, kurzsichtigen Kindes erfüllen? Und wenn dieses mit beharrlichem Eigensinn fortführe zu bitten, und, um die Erfüllung des Wunsches zu bewirken, den Aeltern ein Stückchen Brodes böte, das es von ihnen empfangen: würden die Aeltern den Sinn des Kindes thun? Und wenn dafür das Kind gelobte, künftig recht gehorsam zu sein, — würden die Aeltern nicht sagen: dies ist auch ohnedem deine Pflicht; du würdest dich durch Ungehorsam selber in Schaden sezzen? — Und so, wie dieses Kind, steht der Mensch zu Gott. Ach, und der Sterbliche, wer er auch sei, ist vor dem Allweisesten noch unendlich unwissender und kurzsichtiger, als ein unmündiges Kind vor irdischen Aeltern.

Man pflegt nur Gelübde zu thun, wenn irgend ein besonderer Wunsch hart am Herzen liegt. Da ist größere Inbrunst und Heftigkeit des Gebetes. In allem Andern haben wir uns sonst gern auf die Weisheit und Güte des ewigen Vaters verlassen; hier aber schreien wir zu Gott, gleichsam als könnten und wollten wir durch unsern Ungestüm erzwingen, daß er unsern Willen erfülle, oder als wäre unsere Weisheit höher, denn Gottes Weisheit. Ein solches Gebet ist wohl das Gebet des Eigensinnes zu nennen. — Wie aber, wenn die Erhörung des Wunsches unser unvermeidliches Verderben gewesen wäre? Wie, wenn das, was wir zum Gelübde und Opfer darboten, einen furchtbarern Nachtheil für uns gehabt hätte, als dasjenige uns Freude machen konnte, was wir dagegen zu erhalten wünschten? Hätte Jephthah wohl sein Gelübde gethan, wenn er dessen schreckliche Folgen voraus gewußt haben würde? Ach, konnte den Vater die Ehre, Feldherr und Oberhaupt zu sein, reizender dünken, als das Leben seiner einzigen Tochter? Zu spät ergriff ihn verzweifelnde Reue, daß er seine Kleider vor Schmerz zerriß. Er überlebte seinen schrecklichen Verlust nur sechs Jahre.

Es wird Mancher bei sich denken können: Nein, das Gebet, in welchem ich dem Himmel Gelübde that, war wohl nicht bloß Eigensinn, welcher der höchsten Weisheit eine Vorschrift geben wollte. Ich weiß ja wohl, daß ich die ewigen Rathschlüsse Gottes nicht abändern kann. Aber der Allwissende sah ja auch von Ewigkeit her meine Inbrunst und meine Gelübde in der Thränenstunde voraus, und ordnete vielleicht schon dort, von meinem Jammer bewegt, Alles zur Erhörung meiner Seufzer an. — Wohl sah er deine Bitten voraus — er hörte dein Gebet, ehe es dir von den Lippen entfloh. Auch dein Seufzer, deine Thräne war in den Schicksalen der Welt berechnet. Darum geschah und geschieht, was geschehen ist und noch geschehen wird. Aber nicht was du wolltest, oder weil du es wolltest, sondern das Beste für Alle geschah, und wird geschehen, was du nicht einsiehest. Euer Vater weiß, was ihr bedürfet, ehe denn ihr bittet! sagte Jesus. — Er sah freilich auch deine Gelübde voraus, aber auch die Unüberlegtheit derselben; und er ordnete und leitete die Schicksale, nicht wie du es am besten fandest, sondern wie er. Was er thut, nur das ist wohlgethan!

Opfer und Gelübde zu thun, um Gott zu bewegen, unsere Lieblingswünsche zu erfüllen, ist also jedesmal unweise; ist jedesmal eine Abweichung von der Lehre und dem Beispiel Jesu Christi; verräth immerdar, daß unsere Begierde leidenschaftlich und der Eigensinn unsers Wunsches größer ist, als unser Vertrauen zur Güte Gottes. — Nicht Jephthah allein that unüberlegte Gelübde. Wie Manches geschah, ungewarnt durch das schreckliche Beispiel, welches uns von ihm die heilige Schrift aufbewahrte!

So ist oft geschehen, daß Aeltern ihre Kinder Gott gelobet, wenn diese noch unmündig in der Wiege, oder wenn sie in einer gefährlichen Krankheit lagen. Ihre Kinder aber Gott zum Opfer bringen, darunter verstanden sie, daß sie dieselben für das Klosterleben erziehen oder dem geistlichen Stande widmen wollten. Welch ein Irrthum der Begriffe! Ist denn derjenige, welcher innerhalb der Mauern des Klosters betet, mehr Gottes Eigenthum, als jeder

Andere, der ihn wie Jesus, wie seine Apostel, wie andere fromme Menschen, in thätigen, gemeinnützigen Leben verehrt und anbetet? Ist es denn der geistliche Stand, welcher einen Menschen heiligt, oder ist es nicht vielmehr das gottgefällige Gemüth nach Jesu Sinn? — Heißt das sein Kind Gott weihen, wenn man es äusserlich dem Altar und der Kirche näher bringt, statt es innerlich zu veredeln durch die Religion Jesu, des Seligmachers? — Und wie namenlose Grausamkeiten haben nicht schon viele Aeltern durch Ablegung solcher unüberlegten Gelübde begangen! Ehe sie die Neigungen ihres Kindes kannten, verurtheilten sie es zu einer Lebensart, vor welcher es im reifern Alter Abneigung zeigte. Es ward zu einem Stande gezwungen, für welchen es nicht taugte; es ward wider seinen Willen auf Lebenszeit in Verhältnisse eingepreßt, in denen es mit seinen Anlagen, mit seinen Gemüthseigenheiten unglückselig werden mußte. — Wie, segnete euch Gott mit Kindern, daß ihr die Mörder ihrer Freuden, ihrer Ruhe, ihrer Gesundheit, vielleicht ihres Lebens werden solltet? — Wer gab euch Recht und Vollmacht, denen die Freiheit und die Wahl ihrer Lebensart zu rauben, welche darauf Anspruch machen konnten, so gut als ihr selbst? — Können der Gottheit solche unüberlegte Gelübde wohlgefällig sein? — Für euch zerriß Jephthah in warnender Verzweiflung vergebens sein Gewand mit väterlichem Jammer.

Und doch, o ihr frommen Kinder, die ihr am Krankenbett einer geliebten Mutter, eines sterbenden Vaters trauert, — die ihr um Lebensverlängerung der Theuern Gott den Allbarmherzigen anrufet mit heißen Thränen, mit feurigen Gelübden — wer wird euerm Schmerze nicht gern auch die Thränen, auch die Verirrungen des Gebetes verzeihen? — Wer wird dir nicht verzeihen, blutendes Mutterherz, wenn du am Todesbette deines Kindes erliegst unter der Bürde des Jammers; wenn der Anblick der brechenden, geliebten Augen, das Erblassen der theuern Mienen alle deine Nerven zerreißt, dein Leben bricht! Wer wird dir nicht die Gluth des Gebetes verzeihen, und die leidenschaftliche Liebe, mit der du Gott Gelübde stammelst, daß er dir dein Kind erhalte! — Ach, den Tod selbst leiden ist ja nicht so schwer, als Zeuge vom Tod unserer Geliebtesten sein! Das Aussprechen deines Gelübdes ist selbst nur ein Schrei des tiefsten Schmerzes. Die Betrübniß überwältigte dich und deinen Glauben, dein Vertrauen. Dein Gelübde war die That der Verzweiflung; und in solcher Noth, wo oft unser Bewußtsein flieht, haschen wir auch nach dem Schatten der Möglichkeiten. — Du fühltest in der trostlosen Angst nur, was du erbitten wolltest, nicht wie du mit Jesu vertrauensvoll bitten solltest. — Es war dir zu schwer, an der Seite eines hochgeliebten sterbenden Kindes dem Heilande nachzusprechen: Vater, nicht mein Wille, sondern der Deinige geschehe! — Es war dir zu schwer!

Wohl ist dem leidenden und liebenden Menschenherzen oft zu schwer, nur die Möglichkeit zu denken, das Theuerste einzubüßen. Wie könnte es im höchsten Sturm verzweifelnder Liebe seiner mächtig bleiben und mit Jesu Weisheit und Ergebung seufzen: Vater, nicht mein, sondern Dein Wille! Aber wenn der Sturm vorüber gezogen, dann — — auch mit nassen Augen, mit gebrochenem Herzen, Christ, Christin! — auf deine Knie in eine Einsamkeit hingesunken, lerne beten, wie der Messias am Oelberge betete. Lerne beten mit jenem grenzenlosen Vertrauen, welches der schwachen Menschheit gegen die Majestät des Allerhöchsten geziemt; mit Unterwürfigkeit, mit glaubenvoller Zuversicht: er allein wisse, was dir und den Deinigen zum Heil gereiche!

Und wenn dann, o Christ, Christin! wenn dann auch das Schwerste kommt, und der Kelch der Leiden nicht an dir vorübergeht, sondern dein Engel ihn dir darbietet, und du ihn trinken mußt, und ausleeren bis zur letzten, bittersten Neige; wenn deine menschliche Natur so großem Schmerze unterliegt, und alle deine Kräfte wie vernichtet weichen — dann laß fliehen dein stilles Glück, nur nicht dein Vertrauen. Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen; hochgelobet sei der Name des Herren!

Dies Vertrauen auf des ewigen Vaters hohe und weise Liebe ist allein des Christen, des Gotteskindes würdig; — nicht äusserlich dargebrachte Opfer, nicht thörichte Gelübde, durch die wir zwar zuweilen Menschen bereden können, aber keineswegs den

Erhabenen, der da weiß, was unser Bestes ist, und was wir bedürfen, ehe denn wir bitten!

O Gott, mein Gott, o höchste Liebe! wenn ich die theure Zahl der lieben Meinigen durchschaue, deren Leben Du selbst mit meinem Leben so innig verschlungen hast — wenn ich mir gewisse Unglücksfälle denke, welche mich zerschmettern könnten — — es erzittert mein Innerstes — ach, ist es möglich, wende sie von mir ab! — Und soll ich verlieren, woran mein Leben und alle Freude desselben hängt — stärke mich, mein Gott, daß ich nur mein Vertrauen nicht verliere; daß ich auch im grauenvollsten Augenblick, unter den Trümmern meines vernichteten Glücks, zu Dir aufblicken und sagen könne: Nicht mein, Dein Wille, du höchste Liebe! Amen.

XXXVI.

Feste Denkart und Wankelmuth.

1 Kor. 16, 13.

Immer bleibst Du, Herr, Dir gleich,
Wie an Huld, an Wahrheit reich;
Wankt der Mensch, verirrt er sich:
Du bleibst unveränderlich.

Du stehst ewig, wie Du bist;
Und was Du verordnet, ist
Jetzt, wie über tausend Jahr,
Heilig und unwandelbar.

Ach, verleihe Du mir Kraft,
Daß, im Sturm der Leidenschaft,
Ich unwandelbar Dir treu,
Fest und stark im Heil'gen sei!

Der gemeinste Fehler der Menschen unsers Zeitalters ist wohl eine gewisse Schlaffheit, eine Wandelbarkeit der Gesinnungen, ein beständiges Abändern der Handlungsweise und Denkart, wodurch eine solche Unzuverlässigkeit in alle Verhältnisse und Geschäfte des Lebens tritt, daß man zuletzt auf nichts mehr mit Sicherheit zählen kann, und selbst gegen den Redlichen mißtrauisch wird. Völker schliessen Bündnisse; morgen, bei veränderten Umständen, sind sie gebrochen. Freunde schwören sich ewige Liebe; nach Jahr und Tag stehen sie wider einander in offenem Streit. Dort gibt ein ehrlicher Mann dem andern sein Versprechen; kommt die Stunde der Erfüllung, hat er, was er leisten wollte, vergessen, oder zuckt bedauernd die Achseln. Hier bekennt sich in der Aufwallung edler Gefühle ein entschlossener Mann für die gute Sache; er spricht, er handelt mit Muth für sie; er scheut keine Aufopferungen, er bekämpft die Hindernisse. Aber — wer hätte es glauben sollen? — in kurzer Zeit ist dieser Mann ein ganz anderer. Nicht etwa sein Eifer ist erkaltet für das, was er vormals gut nannte: nein, er nennt es schädlich, er arbeitet mit aller Kraft wieder dagegen. — Hier steht ein Hausvater, der, erschrocken von dem allmäligen Verfall seines Vermögens, in diesen bedrängten Zeiten es sich zum festen Grundsatze macht, ohne Zeitverlust und ohne Schonung Einschränkungen zu machen. Aller Ueberfluß, aller entbehrliche Aufwand in Kleidern, Speisen und Geräthen und Ergötzungen soll abgeschafft werden. Er bleibt dem heilsamen Vorsatze einige Wochen und Monate getreu; nach einigen Wochen und Monaten ist aber in seinem Hauswesen der alte Unfug zurückgekehrt, der ihn und die Seinigen unmerklich zur Verarmung führt. — Hier steht, durchdrungen vom Gefühl dessen, was recht und Gott gefällig ist, ein Christ, eine Christin. Man gelobt, ein besseres, tugendhafteres Leben anzufangen. Man will seine Leidenschaften unterdrücken, die offenen Fehler, die heimlichen Sünden ablegen. Der Entschluß steht fest. Wie lange? — Ach, nach einem kurzen Zeitraum ist der beste Grundsatz wieder vergessen, und der schwache Mensch tröstet sich über seine Schlechtigkeit, so gut er kann und mag.

Dieser Wankelmuth in der Denkart der Menschen verursacht eben so großes Uebel, als das offenbare Laster selbst. Denn die beständigen Erfahrungen von solcher Unbeständigkeit rauben zuletzt allen Glauben an die Tugend, an die Menschheit; machen jedes Wort zweifelhaft, jede Versicherung verdächtig, und zwingen endlich den Gutmüthigen zu einer Vorsicht, in der er weniger herzlich, als klug handelt. — Daher der allgemeine Zweifel an Treue und Glauben unter ganzen Völkern und einzelnen Sterblichen. Daher die Verspottung dauerhafter Freundschaft. Daher, daß schlaue Klugheit immer angesehener, als redliche Treue, und glückliche Benutzung der Umstände werther, als Festhalten an innern Ueberzeugungen werden muß. Daher die Redensarten, daß der Verschlagene sein Glück macht, der sich in Alles zu fügen und zu schmiegen weiß, heute lästert, was er gestern ehrte; daher, wer seinen guten Grund-

sätzen treu bleibt, und was einzig wahr, recht und gut ist, nicht dem Götzen des Tages, nicht der Mode des Augenblicks aufopfern will, für einen Schwärmer und Thoren gilt.

Bei dem Allen ist doch in jedem Menschen, selbst im Menschen von der verdorbensten Gemüthsart, ein lebhafter Abscheu vor der Untugend des Wankelmuths. Denn wem könnte am Andern ein Laster gefallen, das uns im gemeinen Leben oft genug Schaden bringt, und uns mitten unter unsern Blutsverwandten zu einer ängstlichen Behutsamkeit nöthigt, als ständen wir zwischen anerkannten Verräthern! Selbst der offenbare Bösewicht, der Räuber, der Dieb freut sich am Menschen seines Gelichters wenigstens der Standhaftigkeit. Denn ohne diese kann er sich auf seine eigenen Raubgenossen nicht verlassen.

Und wenn wir gegen die Leute von wandelbaren Grundsätzen auch nicht immer Abscheu empfinden, so nähren wir doch gewiß gegen sie eine heimliche Verachtung. Wir bezeichnen sie mit dem Worte: schwache, unsichere, karakterlose Leute. Man ist vor solchen mehr auf der Hut, als vor offenen Feinden. Denn von diesen weiß man, was man zu befürchten hat, von jenen aber nicht, zumal wenn sie für den Augenblick unsere Freunde heißen. Ja, sie heißen nur Freunde, aber sie sind es nicht; sie heißen ehrlich, brav, christlich, aber sie sind es nicht. Denn wer darf auf Tugend, Freundschaft, Ehrlichkeit und Christensinn dessen zählen, der mit seinen Vorsätzen alle Tage abändert und nicht einmal auf sich selbst zählen mag?

Empfinden wir nun mit Recht Verachtung gegen Menschen, welche uns durch wankelhafte Gemüthsart empören, heute so, morgen anders denken und reden; deren Grundsätze kein Jahr, oft keinen Tag, die gleichen sind: was müssen wir denn gegen uns selbst empfinden, wenn unser Gewissen uns sagt, daß auch wir zu denen gehören, die sich lieber nach dem Gebot und Vortheil der Umstände, als nach dem Gebot der Pflicht und rechtlichen Grundsätze richten? — Verachtung unser selbst straft uns nach jeder falschen That unsers Wandelsinns; aber nicht minder auch die Ueberzeugung, daß andere Leute keine wahre Achtung für uns hegen können, wenn sie uns gleich mit äusserer Höflichkeit begegnen, und es uns nicht merken lassen, wie wenig festes Zutrauen sie auf unser Wort und auf die Denkart haben, die wir heute aussprechen.

Und wahrlich, ein solcher Zustand ist Jedem, wer er auch sei, der unangenehmste. Denn die Verachtung der Mitbürger tragen, von ihrem Vertrauen verstoßen sein, ist schwer, zumal wenn durch eigenes Verschulden dies Loos das unsrige ist. Wir können sogar voraus sehen, daß, wenn wir unglücklich werden sollten, wir nicht einmal auf herzliche Theilnahme rechnen dürfen, weil wir durch die Veränderlichkeit in Gesinnungen, Grundsätzen und Zwecken uns um herzliche Freunde gebracht haben.

Der schwache, sich beständig ungleiche Mensch, der in seinen Urtheilen und Thaten immer von einem äussern Anstoß geleitet wird, nie aus sich selbst heraus handelt, ist ein unsicherer Bürger, ein gefährlicher Freund; eine Hausmutter, welche Zwietracht, Verwirrung und Mißtrauen unter die Ihrigen bringt, darf auf den Namen einer ächten Christin keine Ansprüche machen. Aus wem nicht immer Jesu Geist redet; wer nicht immer, es sei in friedlichen oder unfriedlichen Verhältnissen, mit dem reinen Wohlwollen Jesu handelt; wer um eines Vortheils willen, den die Umstände darbieten, oder aus Laune, oder aus Besorgniß, einen Vortheil zu verlieren, lieber gegen die Vorschrift des Gewissens, gegen die Gebote Jesu, als gegen seinen Eigennutz anstoßen will: der verläugnet den Herrn um der Welt willen. Wie darf er sich einen Nachfolger des Weltheilandes nennen?

Darum ermahnet die heilige Schrift vor allen Dingen zur Standhaftigkeit, Treue und Festigkeit in guten Gesinnungen, in der Denkart Jesu. Wachet, ruft der Apostel Paulus seinen korinthischen Freunden zu, stehet im Glauben, seid männlich und seid stark. 1 Kor. 16, 13.

Diese Männlichkeit und Stärke der Denkart äussert sich in der Gleichförmigkeit unserer Gesinnungen, Urtheile und Handlungen. Daß in jedem Menschen wirklich eine wahre Neigung vorhanden sei, unter allen Umständen immer als einer und derselbe zu erscheinen, daß man ihn immer als den gleichen erkenne, der noch heute ist, wie

er vor einem Jahre war: wer kann dies läugnen? wer läugnen, daß es ein inneres Wohlgefallen, eine Freude an uns selbst erregt, wenn wir beständig mit unsern Grundsätzen übereinstimmend reden und wirken? — wer läugnen, daß bittere Verlegenheit uns ergreift, Scham uns züchtigt, wenn wir im Widerspruch mit uns selbst gerathen, und die Menschen uns entweder für Unverständige, oder für Herzlose, oder für Heuchler halten müssen?

Schon das Wesen der Vernunft gebietet es, daß man folgerecht handle, daß man sich durch seine Thaten nicht in seinen ausdrücklich erklärten Ansichten und Urtheilen widerspreche; daß man jederzeit mit sich selber übereinstimmend sei. Wer aber kann gleichförmig in Denkart, Wort und Werk sein, als der Anhänger und Bekenner der weisesten und heiligsten Lehre, der wahre Christ? Was vor Jahrtausenden Tugend war, ist es noch heute; was vor Jahrtausenden Recht und Pflicht war, ist es noch heute. Und das Wohlwollen gegen Jedermann, diese Liebe des Menschen, welche Jesus zur Grundlage alles unsers Thuns macht, sichert uns, daß, wenn wir von ihr nicht weichen, durch alle unsere Worte und Werke eine feste Gleichförmigkeit herrschen werde. *Bleibe dem getreu, was du einmal mit voller Ueberzeugung für gut erkannt hast*, und laß dich von demselben nicht abwendig machen, weder durch Umstände noch eigensüchtige Begierden, weder durch Hoffnung noch Furcht. Und selbst wenn diese deine Festigkeit dir hier einen Augenblick äussern Nachtheil bringen sollte: dieser Nachtheil wird gewiß aufgehoben werden durch die Hochachtung, welche man deinem heldenmüthigen Verhalten nie versagen wird.

In der Lehre Jesu ist Alles Harmonie, das kleinste mit dem größten Gebot in voller Zusammenstimmung. Die Lehre Jesu ist ein einziger Einklang mit dem göttlichen Willen, mit unserer eigenen Vernunft, mit den Gesetzen der gesammten Natur. Indem du, was dein göttlicher Lehrer fordert, mit Strenge erfüllst, setzest du dich selbst in die vollkommenste Uebereinstimmung mit Gott, mit der Natur, mit dem Glück der dich umgebenden Menschheit, mit dir selbst. — Nur der Fromme ist stark; der Lasterhafte ist ein wankelmüthiger Schwächling, der seiner bessern Ueberzeugung treulos ist. Nur der eine feste, standhafte Gemüthsart hat, kann tugendhaft sein; nur der Unbeständige, Wankelmüthige ist zu allen Lastern geeignet und zu allem innern Elend reif.

Sei, was du *bist*, ein *vernünftiges Wesen*: so wirst du deine unveränderlichen Grundsätze niemals um einen nichtigen Vortheil, die Würde deines Geistes und Herzens nie um eine Minute der gereizten Leidenschaft verkaufen können. Sei, was du *sein willst*, ein *Christ*, so wirst du niemals mit deinen Worten und Werken Jesum verrathen, während du ihn mit deinen Gedanken anbetest!

Die Männlichkeit und Stärke der Denkart äussert sich in der *Festigkeit derselben, welche sich nicht durch veränderliche Umstände erschüttern läßt*. Es gibt keine Tugend ohne Heldenmuth, keinen Heldenmuth ohne Wachsamkeit über sich selbst. Denn die gefährlichsten Klippen unserer Standhaftigkeit in Grundsätzen liegen weniger in den Aussendingen des Lebens, als in unserm Innern. Leichtsinn, Eitelkeit, Leichtglaubigkeit, Stolz, Eigennutz, Verzärtelung des Leibes, Gemächlichkeit, Menschenfurcht, — dies, nicht die äussern Umstände, sind unsere Feinde, die uns zu Verräthern und Erniedrigern unserer eigenen Würde machen.

So rühmlich inzwischen Festigkeit des Karakters ist in dem, was muthig, groß, gut und edel heißt: so fehlerhaft ist eine ähnliche Festigkeit in unbedeutenden oder ungerechten Dingen. Sie ist hier nicht Festigkeit des *Geistes*, sondern der Leidenschaft, der Verdorbenheit des Gemüths, der thierischen Neigung, welche das Uebergewicht über alle Vernunft gewonnen hat.

In unwichtigen Angelegenheiten und ohne wichtige Ursachen bei seinem einmal ausgesprochenen Willen bleiben, heißt nicht Karakterfestigkeit, sondern unnützer, beleidigender, liebloser *Eigensinn*. In einer schlechten, ehr- uud gewissenlosen Denkungsart beharrlich bleiben, trotz allen Warnungen und Strafen, heißt *Halsstarrigkeit*. Es zeugt der Eigensinn von Mangel an Verstand, die Halsstarrigkeit von Mangel an Rechtlichkeitsgefühl. Beide, weit entfernt, die Stärke des Gemüths zu beur-

kunden, verrathen die Schwäche desselben, da es der Gewalt einer niedrigen, thierischen Leidenschaft unterliegen muß, welche die Vernunft, doch vergebens, mißbilligt.

Wachet, stehet im Glauben, seid männlich und stark! ruft die Gottesstimme aus der heiligen Schrift. Wer vermag es immer? Jeder vermag es, der Gott mehr als den Menschen fürchtet, und sich selbst zu ehren weiß. Nur wer keine Achtung für sich selbst hat, wird sich zur Verachtung Anderer machen können. Wer die Wahrheit, das Recht, das Vernünftige liebt, kann es nicht zugleich hassen und mit dem vertauschen, was ungerecht und vernunftwidrig ist.

Bei sehr Vielen rührt dies schimpfliche Verhalten wohl daher, daß sie in wichtigen Angelegenheiten noch mit sich selber nicht einig sind, und ohne alle Ueberzeugung, ob recht und zweckmäßig oder nicht, nach den Eingebungen des Augenblicks handeln. Dies ist der Leichtsinn und die Unverständigkeit des Kindes, welches ohne eigenes Urtheil geht, wohin es gelenkt wird. Ein Mensch ohne Ueberzeugung und eigenes Urtheil ist ein Schiff ohne Ruder und Anker im Meer. Es kann sich selbst nicht leiten; es folgt dem Spiel der Wellen, es geht im Sturme gegen Sandbänke und Klippen, ohne sich retten zu können.

Was auch Bedeutendes in deinem Hause, in deiner Familie, in deiner Gemeinde, in deinem Vaterlande geschehe: erlaube dir kein voreiliges Urtheil, ohne von allen Umständen genau unterrichtet zu sein. Haben deine Erkundigungen dich genug in den Stand gesetzt, ein reifes und gründliches Urtheil zu fällen; bist du verpflichtet, an dem, was vorgeht, thätigen Antheil zu nehmen — dann frage deine Vernunft: was ist recht und billig? dein Gewissen, was ist das Beste, das du in dieser Sache thun kannst? deinen Verstand: wie erreichst du den guten und redlichen Zweck auf die beste, redlichste Weise? — wie würde, wenn Jesus in deinen Verhältnissen lebte, der Heilige, der Menschenfreundliche gehandelt haben?

So bilde dir durch kalte Ueberlegung dein Urtheil, deinen Grundsatz; berichtige ihn in freundschaftlichen Unterhaltungen mit Andern. Sei argwöhnisch gegen die Sprache des Eigennutzes oder jeder andern Leidenschaft, sowohl von Andern als von dir. Habe nur vor Augen, was recht und heilsam ist — Alles Andere muß vor dem, was gerecht ist, zurückstehen, selbst dein eigener Vortheil. So wirst du mit dir selbst einig sein im Urtheile. Dann handle und rede deiner Ueberzeugung gemäß; wirke zum Guten hin. Sei stark und männlich.

Bei vielen Andern entsteht die Charakterlosigkeit nicht sowohl aus Schwäche des Verstandes, oder aus Uneinigkeit mit sich selber im Urtheil über das, was wahr, recht und nützlich ist, als vielmehr aus Schlechtigkeit und Schwäche des Gemüths. Sie erkennen die bessern Grundsätze an, aber ihr Eigennutz, ihre Eitelkeit macht sie treulos an denselben. Weit entfernt, mit ihren Grundsätzen unerschütterlich den wandelbaren Umständen entgegenzustehen, lassen sie ihre Denkart durch die Umstände beherrschen. Indem sie nicht das allgemeine Wohl, sondern ihren kleinen, augenblicklichen Vortheil in Gedanken haben, verkaufen sie sich mit falscher Klugheit dem Meistbietenden, lassen sich von den Ereignissen beherrschen, und werden gegen ihre innersten Ueberzeugungen, aus bloßer Feigheit, die Sklaven derer, die Muth haben, ihnen zu gebieten. Daher ist in ihrem ganzen Verhalten keine Gleichförmigkeit, weil Umstände nie lange die gleichen sind. Sie tragen jeden Tag eine andere Farbe, weil sie jeden Tag eines Andern Knecht werden. Sie sind verächtliche Heuchler heute; morgen prahlende, freche Verhöhner dessen, was wahr und gut ist; übermorgen sieht man sie kriechend das Vorige bereuen, um es, wenn es dazu Anlaß gibt, wieder zu begehen mit gleicher Schamlosigkeit.

Diese Gattung Menschen ist in unsern Tagen nur allzuzahlreich, weil Vielen, versunken in gemeiner Selbstsucht, die Klugheit mehr gilt, als die Ehrlichkeit gegen sich selbst. Sie rechnen es sich zum Verdienst, daß sie, immer in vorangegangenen und nachfolgenden Aeusserungen und Handlungen voller Widerspruch, Andern zum unergründlichen Räthsel werden. Es schmeichelt ihnen, daß Niemand ihre wahre Denkart erforschen kann. O der Feigen, sie haben keine Denkart mehr, sondern nur eine selbstsüchtige Begier, die, wie Judas Iskarioth, das Ehrwürdigste unterm Himmel im gleichen Augenblicke küßt und verräth.

Ich erkenne die beiden Hauptquellen des Wankelmuths. — Aus welcher fließt nun mein eigener? Habe ich die Festigkeit des Gemüths: welche ich von jedem achtungswürdigen Menschen zu sehen begehre, und welche der Wille Gottes von mir fordert? — jene Festigkeit und Größe der Denkart, die kein Sturm der Zeit bricht, und mit welcher Jesus Christus, mit welcher jeder seiner ersten Jünger freudig durch Noth und Tod zum heiligen Ziele ging? Gerathen meine Thaten und Worte nie in Widerspruch mit meinen Grundsätzen und Lehren? Halte ich unverbrüchlich jederzeit Zusage und Versprechen, was ich einmal von mir gab? Und wenn nicht immer erlaubt ist, was ich denke: denke ich auch jederzeit, was ich rede? Ist kein Freund, keine Freundin vorhanden, dem oder der ich mit freiem Willen Treue gebrochen? Bewies ich in entscheidenden Augenblicken Seelenstärke und Heldenmuth, daß ich die Tugend, die Wahrheit, das Recht nicht verläugnete, selbst wenn das Geständniß Gefahr brachte?

Unwandelbarer Gott, nur das Heilige und Vollkommene ist unwandelbar! Darum gib mir Deines heiligen Geistes Kraft und Gnade, damit ich vollkommen werde, wie Du, mein Vater im Himmel, vollkommen bist. Und tief und bleibend dringe Dein Wort in mein Herz: Wachet, stehet im Glauben, seid männlich und stark!

XXXVII.

Beständigkeit des Christen.

Offenb. Joh. 2, 10.

Sei stark, mein Geist, in jedem Leiden;
Dein Glaube kämpfe ritterlich!
Sei stark, das Laster stets zu meiden;
Im Kampf die Kraft vollendet sich.
Sei stark! Gott nennt die Ueberwinder
An jenem Tage seine Kinder,
Setzt sie auf seines Sohnes Thron!
Kein Engel kann die Freude denken,
Die Jesus wird dem Sieger schenken.
Sei stark! Gott selber ist dein Lohn!

Ist Schönheit eine zarte, leicht verwelkende Blume; Reichthum ein eitler Staub, der nie das Herz vollkommen froh machen kann; Hoheit, Würde, Ansehen, Ruhm ein Traum, den oft der Neid, oft die Verleumdung, immer der Tod löset; ist Tugend nur das schönste, dauerhafteste aller Güter, durch welches erst die übrigen irdischen Annehmlichkeiten Werth empfangen, und welches, wenn sie alle fehlen, alle ersetzt — woher denn nach diesem allein wahren, nach dem edelsten aller Güter der Erden- und Geisterwelt ein so geringes Streben? Warum kämpfen nicht um die Wette alle Sterblichen nach diesem höchsten Ziel?

Ach, eine unselige Verblendung bethört die meisten! Des Geistes Unwissenheit, des Gemüthes Rohheit macht sie gegen das Göttliche in ihrem Beruf gefühllos. Sie erkennen es nicht; sie vermuthen es kaum. Ihrer Viele, den Thieren gleich, leben, um nur Hunger und Durst zu stillen, Hitze und Kälte abzuwehren. Und wenn sie es hoch bringen, wenn sie erhabener zu sein glauben, als das Thier: so läuft es darauf hinaus, daß sie eine Kunst daraus machen, den Gaumen mit Leckerbissen zu kitzeln, und in feinern Gewändern, in bequemern oder köstlichern Wohnungen sich gegen die Witterung zu schützen.

Wohl wissen sie auch von Religion, von Tugend — sie hören ja diese schönen Namen so oft. Aber es fällt ihnen nicht bei, daß sie durch Religiosität und Tugend sich selbst einen höhern Werth verschaffen können; sondern sie glauben, es sei genug gethan, wenn sie sich durch ihre Sitten nur nicht anstößig machen; wenn sie es nur dahin bringen, daß man sie in der bürgerlichen Gesellschaft duldet.

Nicht aus Ueberzeugung vom Bessern, sondern aus gemeinem Eigennutz erweisen sie Andern wohl Gefälligkeiten, Freundschaftsdienste, um wieder bei Gelegenheit mit Aehnlichem vergolten zu werden. Von wem sie nichts erwarten können, den lassen sie unbeglückt stehen. Sie thun Gutes, o freilich, sie beleidigen nicht gern; aber ganz anders ist doch ihr Betragen gegen den Schwachen und Geringern, als gegen den Starken und Angesehenen. Sie handeln weniger aus edelm Gemüth, als aus Furcht. So schmeichelt auch das kleinere Thier dem stärkern und größern. Und wie jedes Thier den rohen Trieb hat, sich, wo es sein muß, furchtbar zu machen: so haben ihn auch diese Menschen. Um gefürchtet und geehrt zu werden von Ihresgleichen, streben sie nach Auszeichnungen, nach Gewalt und Ansehen auf mancherlei Wegen. Sie kriechen vor dem Mächtigern und gehen stolz an dem

Schwächern vorüber. Und wie, ist solch ein Mensch des Namens Christi würdig? Wahrlich nein. Er ist kein Mensch im vollen Sinn des Wortes; er ist nur ein verfeinertes, klügeres Thier.

Wohl sind Andere, denen es um ihr Leben nach dem Tode nicht gleichgültig ist. Sie wollen Religion haben; sie glauben religiös zu sein. Aber was ist ihr ganzes Christenthum? Ueben sie die Vorschriften Jesu und seiner Jünger, Liebe, Versöhnung, Wohlthätigkeit, Edelmuth? Nein, von Allem nichts. Ihre Religion ist nur Wortheiligkeit. Sie glauben genug gethan zu haben, wenn sie nur bekannte Gebetsformeln regelmäßig und zu bestimmten Zeiten hersagen; fleißig in die Kirche gehen, oder Messen anhören; den Gebrauch der Sakramente nicht unterlassen und ihr Glaubensbekenntniß behaupten. Haben sie nun, nach ihrer verkehrten Meinung, Gott gegeben, was Gottes ist: dann sorgen sie um das Andere nicht mehr. Sie betrügen im Handel und Wandel ihre Mitmenschen: verfolgen ihren Feind; treiben ihre Wollüste; freuen sich, von ihren Bekannten das Böse auszubreiten; verleumden, saufen, schwelgen — sind das Gegentheil von Allem, was Christus war, und nennen sich dennoch Christen!

Und was von Allem das Unglaublichste ist: sie wissen sehr gut, daß ihre Thaten ungerecht sind; aber sie lassen nicht von ihnen ab, weil sie sich bereden, nur der Glaube mache selig, die That sei Nebensache! Sie stützen sich auf die einseitigen, oft auch sehr mißverstandenen Religionsvorträge ihrer Geistlichen, von denen sie hören: nicht durch sein eigenes Verdienst werde der Mensch gerecht, sondern nur durch Christi Verdienst, durch Jesu Tod und Wunden; man könne leben, wie man wolle: wer einmal von Gott zur Seligkeit auserwählt sei, der bleibe auserwählt; man könne leben, wie man wolle: das Blut Jesu wasche uns von allen Sünden rein; die Heiligen seien unsere Fürsprecher bei dem Allergerechtesten!

Welche Lästerungen Gottes, welche Lästerungen Jesu! O wie große Behutsamkeit ist dem Religionslehrer in seinen Predigten nothwendig, daß er nicht mit seinen Worten, statt im Weinberge des Herrn zu arbeiten, Unkraut säe, und statt Seelen zur Vereinigung mit Gott zu führen, die Religion nicht zum Fußschemel der Sünde mache!

Noch Andere sind, und ihre Zahl ist nicht klein, welche die Tugend und ihren göttlichen Werth kennen; welche, von heiligen Rührungen zuweilen ergriffen, zu heiligerm Leben entschlossen waren; welche das Richtige alles dessen kennen, was das Leben Anmuthiges geben kann, und überzeugt sind, daß nur der Tugendhafteste, der Christ allein der glückseligste Sterbliche sei, es gehe ihm, wie es wolle. Aber dennoch bleiben diese Besserwissenden ihren alten Thorheiten, ihren Temperamentsfehlern, ihrer Selbstsucht treu. Aus Gewohnheit und Leichtsinn ist ihr ganzes Lebenswerk ein verächtliches Schwanken zwischen Himmel und Hölle, zwischen Tugend und Laster. Sie gehören zu denen, wo der Geist oft willig, das Fleisch aber schwach ist; deren edeln Vorsätzen vom Morgen die Schamröthe des Abends folgt, welche die Freude einer guten That immer wieder mit zwei unwürdigen Handlungen auslöschen.

Diese Schlaffheit, diese Unbeständigkeit der Christen in ihrem Christensinne, ist gewissermaßen der herrschende Fehler unsers gegenwärtigen Zeitalters. Festigkeit in der Denkart mangelt fast überall; Weichlichkeit, flatterhaftes Bessern, Unentschlossenheit, Bewundern und Preisen, aber nicht Selbstthun des Guten, Allen gefallen wollen, ohne sich selbst achten zu können: dies ist das gemeinste Uebel. Wie es den einzelnen Menschen an Selbstständigkeit, an Beharrlichkeit in Vorsatz und Denkart gebricht, so fehlen diese rühmlichen Eigenschaften auch den Völkern. Daher das traurige, allgemeine Verderben, unter welchem wir seufzen, daher der Untergang so vieler ehrwürdigen und wohlthätigen Einrichtungen der Vorwelt; daher so wenig Vertrauen und Zuversicht der Menschen auf Menschenherz und Menschenwort; daher so wenig Glauben an Tugend, und das übermäßige Lobpreisen von Handlungen, die sich nur etwas über das Gemeine erheben.

Woher nun dieser Mangel an Standhaftigkeit und gerechtem Lebenswandel? Woher dieser Grundfehler, der unsern ganzen Werth vernichtet, unsere ganze Religiosität zum Spiel der Umstände macht, und uns zu einem schwankenden Rohr, das sich nach der Richtung jedes Windes bewegt?

Oft und nicht selten am meisten entstammt

er schon unserer Erziehung in jüngern Jahren, wo wir uns entweder zu sehr selbst überlassen gewesen sind, oder von denen, die uns erzogen, verzärtelt wurden. Ich meine nicht jene Verzärtelung in Kleidern, im Essen und Trinken, in Verweichlichung unsers Leibes, wiewohl auch diese unsern Geist allerdings zu Leibeigenen der thierischen Sinnlichkeit macht — sondern die Verzärtelung unsers Willens, welche noch viel größere Uebel bewirkt. Der Wille aber wird verzärtelt, wenn die Jugend nicht schon früh angehalten wird, mit Ernst und Festigkeit das zu wollen, was sie für gerecht, wahr und gut hält; wenn sie nicht früh angehalten wird, Alles zu thun, was Pflicht ist, und dann um so lieber, je mehr Anstrengung und Selbstüberwindung es kostet; wenn man es zuläßt, daß sie ausweicht, was ihr Beschwerlichkeit verursachen könnte, daß sie unterläßt, was zu große Selbstüberwindung, zu saure Opfer fordert; daß man ihr alles Gute und Nützliche nur spielend beibringen, es sie nur mit Bequemlichkeit verrichten lassen will.

Dies ist's, o Vater, o Mutter, was dem Herzen die angeborne Kraft raubt, was den Geist erschlafft, was das Gemüth vergiftet! Umsonst erwecket ihr in ihnen bei feierlichen Anlässen fromme Rührungen. Diese Rührungen verschwinden; nichts ist, das sie festhält. Umsonst wollet ihr durch Ermahnung und Lehre in ihr Gemüth edeln Sinn pflanzen; ihr pflanzet auf zu leichten, beweglichen Grund, wo nichts tiefe, dauernde Wurzel faßt. Der erste Sturm der Leidenschaft, die erste Stunde der Verführung weht den Saamen des Guten wieder hinweg, wie leichte Spreu. Umsonst klaget ihr in spätern Jahren den Leichtsinn, die Selbstsüchtigkeit eurer Kinder an — nein, klaget euch an, die ihr durch unbedachtsame, allzuweit getriebene Zärtlichkeit ihnen die Kunst genommen habt, feste Grundsätze zu fassen.

Eine andere Quelle der Unbeständigkeit im tugendhaften Streben ist jener Leichtsinn, jene Selbstvergessenheit bei den Annehmlichkeiten des Lebens, welche allen Menschen so natürlich ist. Schwere Verhängnisse und Leiden sind der Tugend bei weitem nicht so gefährlich, als freudige Umstände, die unsere Lieblingswünsche begünstigen. Sind wir glücklich, so glauben wir Alles durch uns selbst zu vermögen; im Trübsal aber, oder wenn wir Manches, was uns lieb war, verloren, werden wir religiös, theils um uns einen Werth zu geben, der uns nie geraubt werden kann, theils um uns zu trösten.

Wohl gewähren Freundschaft, Liebe und Glücksgüter uns frohe Stunden. Sie verachten, hieße der Armuth des irdischen Lebens entsagen, die Gottes Güte den Sterblichen als Gegengewicht für manches zu unserer Veredlung nothwendige irdische Uebel gab. Allein diese flüchtigen Genüsse sollen uns nicht von unserer höhern Bestimmung abwendig machen; nicht von der Heiligung unsers Gemüthes, nicht von der Vereinigung mit Gott.

Aber der leichtsinnige Sterbliche ist gleich dem Kinde, welches vom Vater getrennt, nun dahin geht, sich in seine Arme zu werfen, und die innige Sehnsucht zu stillen. Es verwundet unvorsichtig seinen Fuß an manchen Dornen auf dem Wege zum Vater, und weint und verliert mit unnützem Wehklagen eine köstliche Zeit. Es sieht links und rechts Blumen blühen; es verweilt bei denselben, es will an keiner vorübergehen, sondern alle pflücken, so viel ihrer am Pfade blühen. Es folgt ihnen zu weit, und verliert den Weg und das Ziel der ganzen Reise, oder es behält noch den Weg, aber verliert die Zeit. Der Tag neigt sich zum Ende; es hat den Weg kaum halb zurückgelegt, und bleibt zuletzt in dem Schauer der Nacht liegen, entkräftet und reuig, und sieht den Vater nicht.

Eine nicht minder gefährliche Klippe der Standhaftigkeit im Guten ist unser allzuängstliches Aufmerken auf das Urtheil, welches die Menschen über uns fällen könnten. Wir würden, nach unsern Ueberzeugungen und Grundsätzen, öfters nach dem göttlichen Sinn Jesu handeln, wenn wir nicht fürchteten, von unsern Bekannten falsch verstanden, übel gedeutet zu werden. Ja, es liegt in der Natur unserer Eigenliebe, daß uns nicht so sehr der Zorn und der Haß der Menschen von Ausübung unserer Pflicht, von der Vollbringung einer edeln That zurückschreckt, als vielmehr die Gefahr — lächerlich zu werden, das heißt, den Spott der Witzlinge zu erregen. Aber dessen Tugend ist keine Tugend für Gott und Ewigkeit, welche schon aus Furcht vor einem witzigen Einfall eines Spötters stirbt; und der hat Gott noch nie mit Innigkeit geliebt,

der Pflicht und Gewissen verdrängt, um die Neckereien einiger Thoren zu vermeiden. Wer Jesum lieb hat, wer sein Jünger sein will, der nehme sein Kreuz auf sich, und folge ihm nach! Nur wer bis an das Ende beharret, spricht Jesus, der wird selig. (Matth. 10, 22.)

Oft ist eigene Muthlosigkeit, Mangel des Vertrauens auf uns selber, die Haupturſache unserer Abtrünnigkeit von den Grundsätzen der Tugend. Wenn es geschieht, daß wir auch bei den heiligsten Entschlüssen fehlen; daß wir, von unsern Leidenschaften überrascht, alle Gelübde wieder vergessen haben, die wir in Stunden des Gebets und der Andacht dem Ewigen brachten: so übermannt uns das bittere Gefühl der Ohnmacht, der Verzweiflung an unserer Kraft zum Guten. Dann werden wir so leicht zu glauben geneigt, die Religion fordere zuviel von uns; es sei unmöglich, Jesu Vorbild nachzuahmen, es sei unmöglich, fehlerlos zu werden. Dies Mißtrauen, dies Verzweifeln an uns macht uns zuletzt gleichgültiger und leichtsinniger gegen unsere Handlungen. Dann kommen Stunden, in welchen uns unsere Eigenliebe nicht nur entschuldigen, sondern sogar rechtfertigen möchte; Stunden, in denen wir unser ehemaliges Bestreben nach Seelenvollkommenheit für eine thörichte Schwärmerei halten, und uns bereden möchten, es sei genug, wenn wir nur des Guten so viel leisten, als wir ohne Noth und Mühe können; wenn wir nur nicht schlechter seien, als viele Andere sind.

Diese Muthlosigkeit ist die entehrende Wirkung unserer Eigenliebe, ist der Triumph unserer thierischen Natur über den unsterblichen Geist. Wahr ist es, auch der beste Mensch kann fehlen — auch ein Petrus konnte einst, umgeben von den Schrecknissen der Gerichtsnacht, seinen Heiland verläugnen, — aber der bessere Mensch, wenn er gefallen, richtet sich um so herrlicher wieder auf. Eben dieser Wechsel des Siegens und Besiegtwerdens bezeugt, daß wir im großen Kampfe begriffen sind; eben unser Fallen deutet uns den Feind an, wo er am stärksten ist, wo wir ihm die größte Entschlossenheit und Kraft entgegenzustellen haben. Eine Tugend ohne Kampf und Opfer ist keine Tugend mehr; nur wo Ueberwindung ist, da ist Tugend. Und wahrlich, der soll nicht verzagen, der nichts als sich selbst zu bestreiten hat. Dem ernsten, gerechten Willen des Menschen über sich selbst ist Alles möglich.

Und sinkst du auch zuweilen im Streite unter, o Christ; werden deine Leidenschaften auch zuweilen mächtiger, als deine Vernunft; erliegt auch deiner Seele Kraft einmal unter der Macht deiner Sinnlichkeit; verdrängt auch einmal Eigennutz deinen Edelsinn, Zorn deine Gelassenheit, Hang zu Vergnügen und Erdenglück deine sonst unbestochene Rechtlichkeit — ermanne dich! Noch lebst du, noch ist nicht Alles verloren; Gottes Gnade lächelt der edeln Reue. Du bist es, der einst mit Paulus sagen wird: ich habe einen guten Kampf gekämpfet; ich habe den Lauf vollendet; ich habe Glauben gehalten. Hinfort ist mir beigelegt die Krone der Gerechtigkeit, welche mir der Herr an jenem Tage, der gerechte Richter, geben wird; nicht mir allein, sondern auch Allen, die seine Erscheinung lieb haben! 2 Tim. 4, 7. 8.

Sei standhaft in göttlicher Gesinnung, vollende deinen Lauf als Sieger zum Ziel der Vollkommenheit, die dein Gott will! Tugendhaft ist nur der Mensch, wenn er muthvoll das Schlechte in sich bekämpft, sich selbst besiegt. Heilig ist nur Gott, in welchem ist kein Wechsel der Finsterniß und des Lichts, kein Ringen des Guten wider das Böse.

Sei beharrlich in deinem Christussinn, o Christ, denn du kämpfest um das heiligste und höchste Gut des Lebens, um Seelenruhe und Heiterkeit auf Erden, um höhere Bestimmungen jenseits der Todesminute. Mag der Seefahrer, welcher Gold in fernen Ländern suchen will, Weib und Kind und Bequemlichkeit und Sicherheit verlassen, und mit den Wellen des ungestümen Meeres und mit den Stürmen des Himmels ringen, — er, dem sein Goldstaub nicht bleibt, wenn er ihn erworben: warum willst du weniger wagen, wenn du um das Loos der Ewigkeit in den Streit gegen deine sündlichen Eigenschaften trittst? Mag der Sieger unerschrocken für Heldenruhm ins Schlachtfeld fliegen, und des Todes spotten, der ihn in den Gewittern des Kampfes umrauscht: warum willst du für den Ruhm für Gott, für die Palme der Vollendung und Ewigkeit, weniger leisten, als Jener, der für das Lob von sterblichen Lippen Alles wagt?

Sei beharrlich in deinem Kampfe um das höchste Gut, um unbescholtene, reine Tugend, wie sie Jesus trug. Wie viele Hilfsmittel stehen dir nicht zu Gebote, deinen Sieg zu erleichtern! Warum versäumst du sie?

Willst du beharrlich sein im Guten, Gerechten und Heiligen, o so nähere dich oft in stillen Anbetungen dem Allergerechtesten. Nie wird dein Geist vom Thron Gottes ins Weltgetümmel zurücktreten, ohne entschlossener und geheiligter zu sein.

Willst du dich stärken in edler Standhaftigkeit? Wähle dir zum Umgange würdige, tugendhafte Menschen, deren Beispiel ermuntert im Guten; vor denen du erröthen müßtest, deinen Fehlern freien Lauf zu lassen. Mögen auch sie noch manche Schwächen haben: zeige du ihnen da, wo sie schwach sind, deine Stärke, aber ahme in solchen Dingen ihrer Vortrefflichkeit nach, wo sie dir mangelt. So veredelt die Freundschaft der Menschen dein Gemüth.

Und mangelt dir die Gelegenheit zu solcher auserlesenen Gesellschaft, willst du dich vor dem ansteckenden Beispiel gewissenloser Menschen bewahren: so wähle dir belehrende, erbauliche Schriften, die deinen Verstand aufklären, deine Begriffe über das berichtigen, was du bist, und was du sein sollst. Ein gutes Buch ist ein frommer Freund, der durch seine Gedanken die unserigen heiligt, und mit seinen Empfindungen die unserigen erwärmt.

Und wenn dir Freund und Bücher mangeln, wenn du im Leben dastehst, nicht um zu betrachten, sondern thätig zu sein in den Verhältnissen deines Berufs, dann höre nie auf, Meister und Herr deiner selbst zu sein. So lange du dies bist und bleibst, wirst du nicht ungerecht sein! Sprich lieber nicht, handle lieber nicht, als daß du in einer Aufwallung des Gemüthes, in einer verstimmten Laune, oder bestürmt von irgend einer unreinen Empfindung, sprechen oder handeln solltest. Halte, was du hast, daß Niemand deine Krone nehme! (Offenb. Joh. 3, 11.)

Und Du, mein Jesus, mein Heiland, meines Lebens Vorbild, weiche nicht von mir. Dein einfacher, stiller, fester Wandel sei der meine, daß ich das höchste Gut der Welt erkämpfen möge: Freudigkeit im Leben, Freudigkeit im Tod, Freudigkeit in der Herrlichkeit meiner Zukunft, die Du meiner Seele geoffenbart und gelobt hast! Nur so bin ich meiner selbst gewiß, gewiß, daß weder Tod noch Leben, weder Engel noch Fürstenthum, noch Gewalt, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Hohes noch Tiefes, noch keine andere Kreatur mich scheiden mag von der Liebe Gottes, die in Jesu ist, unserm Herrn. Röm. 8, 38. 39.

Nur wer bis ans Ende beharret, der wird selig! So mein Erlöser, rufst Du mir zu. Was ist's denn, das meinen Willen brechen könnte, wenn ich ihn nicht selbst brechen will? Was ist's denn, das mich auf meiner Bahn zur Vollendung, zur Ewigkeit, zur Vereinigung mit Dir, mein Gott, mein Vater, zurückhalten könnte, wenn es nicht meine eigene selbst verschuldete Nachlässigkeit ist?

Du hast Jedem zu dem Tagewerk, welches Du ihm auflegtest, die nöthige Kraft gegeben; und wenn er es nicht vollbringt, wessen wäre die Schuld?

Ja, mein Gott, ich will ausharren bis ans Ende! Ich will standhaft und getreu im Guten sein bis an den Tod, daß auch ich, ach! mit den Seligen allen, die vor mir schon hinübergingen, die Krone vom ewigen Leben erringen möge. Amen.

XXXVIII.

Vom Lesen der heiligen Schrift.

Ap. Gesch. 8, 30.

Die Schriften Gottes still zu lesen,
Sei immerdar mir süße Pflicht:
Wie blind wär' ich, allweises Wesen,
Verwürf' ich Deinen Unterricht!

Nein, nein, mit einfaltvoller Seele
Erforsch' ich Vater, die Befehle,
Die lauter Licht und Leben sind,
Mit Dank und Demuth, als Dein Kind.

Verstehest du auch, was du lieset?" fragte einst Philippus der Apostel den Kämmerer der Königin Candaces, da er diesem unterwegs im Wagen sitzend und den Propheten Jesajas lesend begegnete. Bescheiden gestand der königliche Kämmerer, daß er den Sinn der heiligen Worte des Propheten nicht begriffe. Da trat der Jünger Jesu zu ihm, und erklärte ihm die Worte der Schrift.

Verstehest du auch, was du lieset? — So könnte man auch noch in unsern Tagen den Christen fragen, welcher, um sich zu erbauen, die Bücher der heiligen Schrift nimmt und sie lieset. Wer sie gedankenlos

und aus Gewohnheit lieset, für den sind diese Bücher verschlossen. Wer sie mit Nachdenken lieset, und sie gründlich verstehn will, wird nur allzuoft Dunkelheiten entdecken, welche durch bloßes Ueberlegen und Errathen nicht aufgehellt werden können. Er bedarf eines Freundes, eines Lehrers, der ihm den verborgenen Sinn aufschliesse, wie es durch den Apostel Philippus dem königlichen Kämmerer geschah.

Die heilige Schrift ist für den Christen das ehrwürdigste aller Bücher. Denn sie enthält die ältesten aller Urkunden zur Geschichte des menschlichen Geschlechts. Wir erfahren aus ihr die Schöpfung der Welt und des Menschen durch göttliche Macht, und den Ursprung des Guten und Bösen, und die Verheerung des Erdballs durch eine furchtbare Ueberschwemmung, die Sündfluth geheißen.

Von allem diesem gingen ähnliche Sagen unter den frühesten Volkern des Alterthums, die nichts von Moses und Abraham vernommen. Sie erzählten die großen Ereignisse der ersten Weltalter auf verschiedene Weise, nach ihren besondern Vorstellungsarten und Erfahrungen, aber immer in den Hauptdingen übereinstimmend mit den heiligen Ueberlieferungen, die wir durch Mosis Hand empfingen.

Dieser Heerführer und Staatsmann hatte mit Sorgfalt die ältesten Nachrichten über sein Volk, die Enkel Abrahams, gesammelt. In aller ägyptischen Weisheit als königlicher Prinz unterrichtet, ward er das Werkzeug Jehova's, die Kinder Israel zu einem freien, selbstständigen Volk zu machen. Die Geschichte ihrer Schicksale und Gesetze setzte sein Nachfolger in der Regierung, Josua, bis auf seine Zeit fort. Von da an lebte das israelitische Volk in großer Freiheit, ohne Könige, ohne bleibende Feldherren. Das Volk war in viele kleine Staaten vertheilt, Stämme geheißen, von einander unabhängig. Nur die Stammältesten hatten obrigkeitliches Ansehn. Und wenn das Volk mit seinen Nachbarn in Krieg gerieth, wählte es den tapfersten Helden zum Oberhaupt, unter dem Namen eines Richters. Das Buch der Richter, worin diese Zeiten beschrieben worden sind, rühret wahrscheinlich, so wie auch das Buch Ruth, von dem Propheten Samuel her; so wie eben derselbe gottbegeisterte Mann von den Büchern Samuelis das erste Buch bis zum fünfundzwanzigsten Kapitel verfaßt hat.

Weil aber bei solcher Regierungsart der israelitische Staat oft schwer erschüttert ward und in Unordnung gerieth, wurden Könige erwählt. Unter ihnen waren David und Salomo die berühmtesten, weil sie das israelitische Reich auf die höchste Stufe der Macht und des Glanzes erhoben haben. Wem sind Davids, des heiligen Sängers, herzerhebende Psalmen fremd? Er selbst hat, nebst Assaph, deren hundert und fünfzig gedichtet. Nathan und Gad, welche angeblich die Bücher Samuelis vom funfundzwanzigsten Kapitel an verfaßten, haben aber an der gegenwärtigen Psalmensammlung keinen Antheil, so wie sich darunter auch noch viele ältere Psalmen befinden, die Moses gedichtet hat. Nichts übertrifft ihre Erhabenheit, ihre Würde, ihre seelenvolle Kraft. Wer lieset sie, ohne sich in seinem Innersten ergriffen zu fühlen?

An Weisheit stand dem heiligen Sänger David sein Sohn Salomo zunächst. Von seiner Weisheit zeugen noch die unter seinem Namen gesammelten Sprichwörter, der Prediger und das hohe Lied, ein erhabenes Gedicht. Aber diesen erleuchteten Königen waren die Nachfolger sehr unähnlich. Das Land theilte sich in zwei besondere Staaten, in ein jüdisches und ein israelitisches Königreich. Man vergaß der alten Eintracht, vergaß die Warnungen der Vorwelt, die Gebote und Ordnungen Mosis. Umsonst erhoben sich fromme, gottgeweihte Männer, und drohten dem getrennten, in Abgötterei versinkenden Volke den nahen Untergang. Niemand hörte die Propheten; und der Untergang geschah. Die beiden Königreiche wurden von andern Völkern bezwungen, erobert, und die angesehensten Familien zu vielen Tausenden in die Sklaverei fortgeführt. Dies waren die Zeiten der babylonischen Gefangenschaft. Jetzt erinnerten sich die Unglücklichen, aber zu spät, an die Weissagungen der vorher verachteten weisen Männer und Propheten, eines Jonas, Hoseas, Joel, Amos, eines Jesajas, Micha und Nahum, eines Obadja und Habakuk, eines Zephanias, und Jeremias, deren Weissagungen, Ermahnungen und Drohungen wir noch jetzt in ihren hinterlassenen und zu sehr verschiedenen Zeiten abgefaßten Schriften lesen.

Aber auch während der siebenzigjährigen

Wegführung und Sklaverei in den babylonischen Staaten fehlte es den Unglücklichen nicht an Lehrern und tröstenden Propheten, an einem Ezechiel und Daniel; bis Cyrus, der König von Persien, Babylon eroberte, und den Israeliten gestattete, in ihr Vaterland zurückzukehren; den Zurückgekehrten predigten die Propheten Haggai, Zacharias und Maleachi Buße und treues Halten am Gesetze Mosis.

Unter denen, welche aus der babylonischen Gefangenschaft zurückgekehrt waren, befand sich auch der weise Esdra. Er war es, so wie Nehemia (2 Makk. 2, 13), der die zerstreuten Bücher des alten Testamentes sammelte, wie wir sie noch jetzt haben. Zu ihnen fügte er auch das Buch Hiob, welches wahrscheinlich zu den Zeiten Mosis, nach der Ansicht anderer Ausleger auch später, geschrieben worden war. Sein treuer Gehilfe war Nehemias, der so, wie Esdra, die Geschichte seiner Zeit in einem eigenen Buche beschrieben, so wie eben dieser um Israel so hoch verdiente Esdra sehr wahrscheinlich auch die Bücher der Könige und der Chronik geschrieben haben mag.

Zu dieser Sammlung heiliger Schriften sind auch andere gethan worden, welche, obwohl jenen nicht immer und von allen Kirchenlehrern gleich gehalten, dennoch voll hoher Wahrheit und nützlichen Inhaltes sind, wie das Buch Judith, Tobä, die Geschichte von der Susanna, vom Bel und Drachen zu Babel, das Buch Baruch, das Gebet Manasse, die Bücher der Makkabäer u. s. w.; daher es denn rührt, daß einige Kirchen auch diesen letzten Büchern einen gleichen Rang mit den andern einräumen. Unter allen diesen zur heiligen Schrift anhangsweise beigefügten Schriften ist aber besonders das Buch der Weisheit, welches man Salomo, wenn gleich ohne Grund, zuschreibt, so wie die Sittensprüche des weisen Jesus Sirach, besonders lehrreich und erbaulich.

Für den Christen sind jene heiligen Schriften des alten Testaments allerdings von hohem Werthe, nicht nur, weil sie die ältesten Begebenheiten des menschlichen Geschlechts erzählen, sondern weil ohne sie die Schriften des neuen Bundes kaum verstanden werden können. In jenen Büchern des alten Bundes sind die beständigen Hinweisungen auf die Erscheinung des Messias enthalten. Dieser Messias erschien — und die Schriften des neuen Testamentes, zunächst für die Juden, oder vielmehr für die Christen geschrieben, die aus dem Judenthum bekehrt waren, weisen immer wieder auf jene zurück.

Wie die Bücher des alten Testamentes dem israelitischen Volke das größte Heiligthum waren, so sind eben dasselbe die Bücher des neuen Testamentes für uns Christen. Sie sind die Urquelle, aus der wir unsere Religionskenntnisse schöpfen. — Aus den vier Evangelien besonders lernen wir die eigenen Worte und Lehren Jesu Christi, des großen Stifters unserer göttlichen Religion, kennen. Matthäus, Markus und Lukas verfaßten die Lebensbeschreibungen Jesu für ihre aus dem Judenthum bekehrten Mitchristen in hoher Einfalt und Wahrheit; Lukas war es auch, der auf Veranlassung des Theophilus, eines vornehmen Christen, in der Apostelgeschichte die Schicksale der allerersten Anhänger Jesu und besonders des thätigen Paulus beschrieb, ungefähr dreißig Jahre nach Jesu Tod. Johannes hingegen, der ebenfalls das Leben Jesu in seinem Evangelium beschrieb, arbeitete dieses besonders und zunächst für solche Christen aus, die von den Meinungen morgenländischer Gelehrten mancherlei in ihre Religion einmischten. Für diese ist auch vorzüglich der erste seiner noch vorhandenen Briefe bestimmt gewesen. Es findet sich einiges darin, welches demjenigen dunkel und unverständlich sein kann, der mit den Lehrsätzen der morgenländischen Weltweisen damaliger Zeit nicht Gelegenheit gehabt hat, bekannt zu werden; doch ohne etwas davon zu wissen, kann man diese Schriften dennoch wohl verstehen.

Obwohl nun dasjenige, was unser Heiland und Erlöser in seiner Menschheit auf Erden von sich und von den Mitteln zu unserer Beseligung geredet und gelehrt hat, nirgends reiner geschöpft werden kann, als in den vier Evangelien, wo seine eigenen Worte angeführt, seine Predigten zu Volk und Jüngern niedergeschrieben sind, so bleiben doch auch die Briefe der Apostel alle von ewigem Werth für die Erkenntniß der christlichen Religion. Denn diese Briefe, obgleich unter sehr abwechselnden Umständen, und an sehr verschiedene Gemeinden und Leute geschrieben, wo bald mit Personen geredet wird, die vorher Juden, bald mit andern, die vorher Heiden waren, haben doch

alle genaue Verbindung mit Jesu Worten, sind von Jesu eigenen Schülern verfaßt, und vom reinsten, heiligsten Geist eingegeben worden. Alle diese Schriften des neuen Bundes wurden von den Christen der ersten Jahrhunderte schon sehr früh gesammelt, und in den Gemeinden öffentlich vorzulesen verordnet. Auch die Offenbarung Johannis gehört zu ihnen, ein Buch voller erhabener Schilderungen und kühner Bilder, deren Sinn aber für uns dunkel geworden, also daß es schwer, ja fast unmöglich wird, ihren Inhalt zu deuten. Es ist dies, wiewohl vergeblich, zu allen Zeiten und von den größten Gottesgelehrten versucht worden. Doch keiner hat den geheimen Sinn aufgeschlossen, und wer es that, fand sich zuletzt durch seine eigene Einbildungskraft getäuscht, und gab Irrthümer statt der Wahrheiten.

Wenn ich nun dies alles überdenke, wenn ich erwäge, daß die Bücher der heiligen Schrift nicht allesammt in einer und derselben Zeit, sondern in einem Umfang von mehrern Jahrtausenden nach und nach aufgesetzt worden sind, wo sich die Sprachen, Gebräuche, Sitten, Vorstellungsarten und Ortschaften sehr verändert hatten; wenn ich bedenke, daß diese Schriften von vielerlei frommen Männern verfaßt worden sind, deren Jeder dabei seine besondern Zwecke hatte, und der eine für ganz andere Menschen sprach und schrieb, als der andere; wenn ich in Betrachtung ziehe, daß, seitdem das letzte dieser Bücher geschrieben wurde, nun schon weit über anderthalbtausend Jahre vergangen sind, wo sich die Völker und ihre Wohnsitze, ihre Sprachen, ihre Ordnungen, ihre Kenntnisse, ihre Gebräuche ganz verändert haben, so wird die Frage für mich um so wichtiger, wenn ich die heilige Schrift zur Hand nehme: Verstehst du auch, was du lieseſt?

Schon dasjenige, was Jemand vor wenigen Jahrhunderten in unserer eigenen Sprache geschrieben, ist in der heutigen Zeit, wo unterdessen Vieles anders geworden, nicht mehr vollkommen hell. Schon ein Brief, der in unsern Tagen geschrieben worden, wird mir unverständlich sein, wenn ich nicht weiß, wer ihn gemacht, und an wen er ihn geschrieben; wenn ich darin Anspielungen oder Benennungen finde von Dingen und Begebenheiten, die mir nicht bekannt genug sind. Wie darf ich hoffen, die heilige Schrift ganz hell und klar in ihrem vollen Sinn zu begreifen, die in so entfernten und verschiedenen Zeiten unter Völkern und Personen verfaßt wurde, die nicht mehr vorhanden sind?

Aus dieser Ursache sind von jeher durch die Obrigkeiten christliche Lehrer und Prediger angestellt worden, die den größten Theil ihres Lebens auf die Untersuchung und Erforschung der heiligen Schriften verwenden sollten; die aus den Geschichten der Vorzeit und den alten Sprachen sich helleres Licht über Alles verschaffen müssen, was mit dem Laufe der Zeiten in der heiligen Schrift dunkel geworden; die eben deswegen Ausleger des göttlichen Wortes für uns werden, und deren Erklärungen wir Glauben beizumessen haben, weil nicht Jedermann Zeit und Gelegenheit genug besitzt, sein ganzes Leben diesen Wissenschaften zu weihen. Selbst diese Lehrer der christlichen Kirchenanstalt verdienen noch aus zweifachem Grund unsere Verehrung; einmal: weil Jesus mit klaren Worten seine Jünger eines höhern Beistandes — der sie in alle Wahrheit einführen würde — versicherte (Joh. 14, 16. 17.); dann weil diese erleuchteten Lehrer hier den etwa dunkeln Sinn aus der Ursprache der heiligen Urkunde deuten, dort durch Erforschungen der kirchlichen Hausgeschichte Erkenntniß geben, welchen Sinn schon die Apostel und ihre Amtsnachfolger mit den uns dunkel gewordenen Ausdrücken verbunden haben.

Daher ist es ferner gekommen, daß Viele, die ohne alle nöthige Vorkenntnisse und Einweihung sich angemaßt haben, die heilige Schrift zu lesen und zu erklären, in schädliche Vorstellungen, in verderbliche Irrthümer und Schwärmereien gerathen sind, wodurch sie die Einfalt und Wahrheit des Christenthums entstellt haben. — Daher ist es gekommen, daß bei den verschiedenen Auslegungen sich in der christlichen Kirche allerlei Glaubens- und Religionsparteien erzeugt haben, von welchen jede mit Zuversicht glaubt, daß sie im alleinigen Besitz der Wahrheit sei, und auf unchristliche Weise die andern verdammt, welche das heilige Wort anders erklären.

Aller Zwiespalt aber, und das muß aller Christen höchste Beruhigung sein, ist bei den verschiedenen Erklärungen der Schrift nicht über die seligmachende Lehre Jesu selbst,

nicht über das Wort entstanden, wodurch der Heiland uns zur Seligkeit, zur höhern Seelenvollendung ruft, sondern über die Eigenschaften seiner Person, über die göttliche und menschliche Natur in ihm, über sein Verhältniß zum Vater der Welt, über das Geheimniß der Dreieinigkeit, über Gegenstände, welche dem Auge der Sterblichen ewig geheimnißvoll bleiben werden.

Jesu Lehren und Anweisungen von dem, was wir als seine Nachfolger zu unserer Beseligung thun sollen, sind hingegen sonnenhell. Aller Christen Sinn vereinigt sich brüderlich in ihnen. Hier ist kein Dunkel, kein Zweifel, sondern ewiges Licht, das noch zu höherm Lichte führt.

Daher sind mir die Evangelien vom Leben meines göttlichen Lehrers vorzüglich theuer. Ich sehe sein Beispiel, ich will ihm nachahmen; und wenn ich ihm nachfolge, wie könnte ich da irre gehen? — Ich lese die Worte, welche sein heiliger Mund selbst gesprochen, jene Worte der Belehrung, der Zurechtweisung, der Barmherzigkeit, des Trostes — in ihnen ist Alles Licht. Wer an diese Worte glaubt, der wird selig werden.

Daher sind mir die Lehren und Briefe der Apostel Jesu vorzüglich theuer, besonders wo sie mir Jesu Worte wiederholen, wo sie, wie Jesus, mich belehren, wie ich meinen Lebenswandel einrichten solle, um Gott wohlgefällig zu sein. Ist dann auch noch mancherlei dabei enthalten, was auf damalige Zeiten und Verhältnisse Beziehung hat, von Vorfällen und Umständen veranlaßt worden sein mag, die ich nicht genau genug kenne, so wage ich es nicht, mir die Dunkelheiten nach meinem Sinn und Eigendünkel zu erklären, weil ich doch zuletzt fürchten muß, nur in Irrthümer, wohl gar in Schwärmereien zu gerathen, die mir und Andern wenig nützen können, oft aber verderblich werden.

Das Lesen der heiligen Schrift ist daher immer mit Vorsicht anzuempfehlen. Dieses alte, ehrwürdige Buch soll nicht mit Leichtsinn durchblättert werden, wie ein gemeines Buch; es soll nicht zum Alltagsgebrauch von Anfang bis zu Ende ohne Auswahl durchlesen werden. Denn nicht das Lesen und fleißige Lesen der heiligen Schriften ist ein Verdienst, sondern das rechte Verstehen derselben und die Befolgung ihrer Vorschriften; nicht aber aller Vorschriften des alten Testamentes, sondern aller Vorschriften Jesu und seiner Jünger. Dort beteten noch Viele um Verderben über ihre Feinde; hier aber beteten Jesus und seine Jünger um Gnade für ihre Verfolger. Dort wird Gott noch als ein eifriger, zorniger Gott dargestellt; hier lerne ich den Schöpfer meiner Tage als den liebevollen Vater im Himmel kennen. Dort wird noch Freude und Lohn auf Erden, als der Lohn meiner Tugend, gepriesen; hier finde ich, daß Jesu Reich nicht von dieser Welt sei, daß meine wahre Heimath droben wohne, daß das letzte Ziel der unsterblichen Seele die Ewigkeit sei.

Aber wenn Moses, David, Asaph Gott in ihren Psalmen preisen, dann will ich mich auf den Flügeln ihres Gesanges zum Himmel schwingen. Wenn Joseph in Aegypten der Wollust widerstrebt, will ich aus seinem Bilde lernen, meine Unschuld höher zu achten, als das Leben. Wenn Salomo und Sirach mir Weisheit predigen, will ich ihr freudig mein Herz öffnen.

Um zu verstehen, was ich lese, will ich mit Fleiß die heiligen Vorträge meiner Lehrer besuchen, will mit Aufmerksamkeit ihre Auslegungen und Erklärungen der heiligen Schrift in den gottesdienstlichen Versammlungen anhören, und mich da unterrichten lassen, wo ich Dunkelheit für mich erblicke. Der Besuch des Gotteshauses hat dadurch einen neuen Werth für mich. Nicht genug, daß die große Versammlung Gott verehrender Christen meine eigene Andacht beflügelt, lerne ich hier die Worte der heiligen Vorwelt besser verstehen. Ich vernehme von rechtschaffenen, gelehrten Männern nicht nur die bloßen Auslegungen, sondern den Sinn der Schrift auch auf mein Zeitalter, auf unsere Sitten, auf unserer Seelen gegenwärtiges Bedürfniß angewendet. Für mich ist der Prediger, wenn er auf geweihter Stätte mir als Erklärer der heiligen Schrift erscheint, was die Apostel Jesu den ersten Christen gewesen sind, Philippus dem königlichen Kämmerer ward, welcher den Sinn Jesajas vergeblich zu ergründen bemüht war. Denn auch die Apostel wiederholten nicht bloß, was Jesus gesprochen, sondern sie wandten seine Lehre auf die mannigfaltigen Bedürfnisse man-

nigfaltiger Personen an, damit sie desto fruchtbringender werde.

Eben so will ich in einsamen Stunden, besonders an denjenigen Tagen, wo ich von der Arbeit ausruhe, um mich den Betrachtungen meiner selbst, der Verbesserung meines Herzens ganz zu weihen, die Erbauungsschriften würdiger, frommer, gelehrter Männer lesen, die mit Kraft zu meinem Herzen reden, und mir Ausleger des göttlichen Wortes werden. Wie manche Belehrung habe ich ihnen nicht schon zu danken; wie viele herrliche Vorsätze bin ich nicht ihnen schon schuldig, wenn sie mein Gemüth durch ihr sanftes Wort bewegten, und mich von Verirrungen zurückführten, oder mir aus dem Quell der heiligen Schriften Trost für die leidende Seele schöpften! Ach, das alles könnte ich nicht, wenn ich allein für mich, mit unvorbereitetem Geiste die Bibel lesen wollte.

Ja, mein Gott, mein Vater, laß mich keine Gelegenheit versäumen, wo ich Dein Wort, Deinen Willen besser verstehen lerne. Laß mich begierig auf die Lehre erleuchteter Männer hören, die mir Jesum und seine Lehre verkündigen, und mich zu Dir hinleiten, du Höchster, du Ewiger, Alleinbeseligender! Sie sind ja nur Deine Werkzeuge zur Rettung meiner Seele. Du bist es, der sie begeistert, um mir wohlzuthun, mich zu Dir emporzuheben, mich meiner Vollendung näher zu bringen. Nicht sie höre ich, nein, Jesum höre ich aus ihnen; nicht ihr Wort ist es, das zu meinen Ohren schallt, nein, Dein Wort ist es, das in das Innerste meines Herzens dringt.

O, daß es nie vergebens zu mir spräche! Daß ich jedesmal edler, tugendhafter, fehlerloser von der Betrachtung Deines Wortes zurückkehren möchte! Darnach will ich streben, dahin ringen. Gib, o Quell alles Segens, gib Gedeihen! Amen.

XXXIX.

Die Ewigkeit des göttlichen Wortes.

Luk. 21, 33.

Eh' wird der Weltenbau in nichts verwehen,
Als Herr und Gott, Dein heil'ges Wort vergehen;
Es wirkt, den Geistern Segen zu verleiten,
Durch Ewigkeiten.

Noch stand das herrliche Jerusalem in seiner bewunderten Majestät; noch glänzte des Tempels Heiligthum von uralter Pracht; und Israel wallfahrtete aus fernen Gegenden dahin, dem Jehova Sühn- und Brandopfer darzubringen; noch herrschte Frieden und Ruhe im ganzen jüdischen Reiche — wer hätte den Untergang der großen, weltberühmten Stadt, wer die Vernichtung des prächtigsten aller Heiligthümer im weiten Morgenlande, wer die gänzliche Auflösung und Vernichtung einer Nation ahnen sollen, die unter ihren Königen einst große Reiche beherrscht und erschüttert hat?

Jesus, der Gottmensch, wandelte einst mit seinen wenigen, treuen Freunden durch Jerusalems königliche Straßen. Vor Allem fesselte ihre Bewunderung die ausserordentliche Schönheit und Pracht vom Gebäude des Tempels. Sie blieben stehen, voll angenehmen Erstaunens, wie ein Kunstwerk dieser Art empfindungsvollen Anblick einzuflößen pflegt. Sie zeigten ihrem Lehrer alle die Herrlichkeit; denn sie kannten seine Theilnahme an allen ihren kleinen Empfindungen.

Aber Wehmuth umdunkelte das Angesicht des Erhabenen. Er sah nicht die vom Golde strahlenden Gewölbe und Zinnen, die Säulen von köstlichem Gestein — er sah Schutt und Trümmer und Graus. Dann wandte er sich zu seinen heiligen Zöglingen, und weissagte den nahen Verfall dieses Tempels, dieser reichen Paläste, die Verödung dieser volkreichen Straßen, den Untergang dieses noch blühenden Reiches.

Und furchtbar ging, ehe sein Jahrhundert vollendet war, die Prophezeihung des Messias in Erfüllung. Roms Heere zertrümmerten Jerusalem im blutigsten Kriege. Nicht ein Stein ist auf dem andern geblieben, der nicht zerbrochen worden ist. (Matth. 24, 2.) Jerusalem ist heutiges Tages ein Städtlein in der Wüste; es ruht entfernt von der alten Stätte, wo man es nie wieder erbauen konnte, weil unaufhörliche Erdbeben die Arbeiten zur Wiedererbauung unterbrachen. Das jüdische Volk ist zerstreut durch alle Welttheile, ein entsetzliches Denkmal der Vergangenheit — kein Volk auf Erden hat ein Schicksal gehabt, wie dieses!

Noch war das Christenthum nur in dem engen Kreise weniger Frommen bekannt. Jesus hatte seine Lehre den Tausenden gepredigt, die ihm zuhörten; leichtsinnig ward von Tausenden sein Wort wieder vergessen. Nur Einzelne begriffen ihn

ganz; nur Einzelne nahmen ihr Kreuz auf sich und folgten ihm nach. Tausende eilten wieder davon, wenn ihre erste Neugier gestillt oder ihre Hoffnung getäuscht war. Die Meisten hatten nur Wunder erblicken, nur ausserordentliche Dinge anstaunen wollen. Sie waren begierig, den verheißenen Messias kennen zu lernen. Sie erwarteten, einen Helden, einen David zu sehen, der, von Jehova beschirmt und begeistert, die Waffen gegen das damals die Welt beherrschende Rom erheben, und Jerusalem im Morgen- und Abendlande gewaltig machen würde. Wenn sie aber in ihren Erwartungen betrogen standen; wenn Jesus ihnen selbst zurief: Mein Reich ist kein irdisches, ist nicht von dieser Welt; Gott ist ein Geist; ich bin sein Gesandter; ich stifte ein geistiges oder himmlisches Reich! — so wandten sie sich unzufrieden von ihm.

Millionen Völker wohnten auf Erden; aber der Name Jesu, des Verachteten, der in Knechtsgestalt umherging, war keinem Volke bekannt. Nur wenige arme Leute von geringer Herkunft, von keiner Gelehrsamkeit, keinem Ansehen, hatten sich zu ihm gethan, und hingen ihm mit reinem, liebendem Gemüthe an. Und diese einzelnen waren Juden, das heißt, Mitglieder einer Nation, die schon damals von andern Nationen wenig geachtet und geliebt war, weil sie sich in allen Stücken eigensinnig von andern Völkern trennte. Wer hätte damals ahnen sollen, daß einst eine Zeit kommen würde, wo Könige und Kaiser der Welt diese ersten Jünger und ihre Armuth beneiden, wo die mächtigsten Fürsten vom Throne niedersteigen und ihre Knie vor Jesu Namen beugen, wo ganze Heerschaaren, welche erobernd durch die Welt zogen, vor ihm anbetend in den Staub niedersinken würden?

Aber Jesus der Gottmensch, aus der Tiefe seiner irdischen Niedrigkeit, sah mit hellem Blick in die Finsternisse einer tausendjährigen Zukunft. Was damals kein Sterblicher auf Erden träumen durfte, wußte er mit hoher Gewißheit. Er sagte es seinen schüchternen Jüngern voraus: Wenn kein Jerusalem, kein Tempel und kein jüdisches Reich und Volk mehr ist, dann wird noch meine Lehre bestehen und siegend und glänzend aus dem allgemeinen Untergange, aus der Zwietracht und Verwirrung aller Völker emporsteigen. Ja, sprach er, Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte vergehen nicht! Luk. 21, 33.

Muthig folgten ihm nun die Seinigen, mit Glauben an seine erhabene Verheißung haltend. — Er sagte ihnen Schmach und Elend vorher, kündete ihnen an, daß sie seines Namens willen von allen Völkern gehaßt, daß sie ermordet werden würden. (Matth. 24, 9.) Doch dies erschütterte ihre Stärke nicht. Sie folgten ihm mit Entschlossenheit. Er hatte ihnen ja auch die schönste der Verheißungen ertheilt: Wer beharrt bis ans Ende, der wird selig!

Aber wie ward ihnen, als sie nun den göttlichen Propheten aus ihren Armen gerissen und zur schändlichsten und martervollsten aller Todesarten hingeschleppt sahen! — Freilich, auch sich selbst hatte er dies schreckliche Loos vorher verkündet — er mußte den Welterlösertod sterben. Er mußte zur Begnadigung des Judenthums und zur Erfüllung des mosaischen Gesetzes das letzte und köstlichste Opfer werden, welches sich für die Welt und zur Aussöhnung ihrer Sünden hingab. — Wie ward ihnen, als sie ihn zwar wieder vom Grabe erstanden und unter sich wandeln sahen, bald bei diesem, bald bei jenem erscheinend, dann aber plötzlich verschwindend, den himmlischen Wohnungen zueilend, aus denen sein Geist stammte! Wie sollten seine Weissagungen in Erfüllung gehen, da er nicht mehr mit ihnen war, und sie nun hilflos und schüchtern, gleich Fremdlingen, in der Welt allein standen? Und doch hatte er gesprochen: „Himmel und Erde werden vergehen, aber mein Wort bleibt ewiglich!“

Hundert und zwanzig treue Seelen waren nach Jesu Heimgang zum Vater von den Tausenden übrig geblieben, die ihm einst, dem Auserwählten, das fröhliche Hosianna! gejauchzt hatten. Nur diese hielten noch, harrend auf die Erfüllung seiner Weissagungen, fest zusammen, Männer und Weiber, alle von niedrigem Stande, wenig geachtet, ohne Reichthum. Diese sollten die Pflanzschule der christlichen Kirche sein, die sich nach wenigen Jahrhunderten über den ganzen Erdkreis erstrecken müsse.

Und Jesu Wort ward erfüllt. Den Schüchternen kam der Muth, den Schwachen die Stärke, den Unkundigen die Weisheit Gottes, als sie betend am Pfingstage

beisammen waren, nicht ohne Furcht vor des jüdischen Pöbels Verfolgung. Wie Moses von Sinai herab in Gewittern das Gesetz empfing, so breitete sich in allen Jüngern die Flamme des heiligen Geistes am Pfingsttage aus. Ihr Versammlungshaus erbebte, wie von einem gewaltigen Sturme. Von einem neuen Leben beseelt traten die einst Aengstlichen mit strahlendem Muthe hervor, und predigten das göttliche Wort. Noch stand Golgatha vom Blute des Erlösers bespritzt; noch lebte das wüthende Volk, welches den Tod des Göttlichen gefordert; noch saßen die ungerechten Richter auf den Stühlen, von welchen herab sie die himmlische Unschuld verdammt hatten; noch drohete der Pharisäer Rache, der Hohenpriester mächtiger Stolz — aber unerschrocken verkündeten die Jünger dem erstaunten Volke Jesu Bestimmung und Lehre; und bei dreitausend derer, die das Evangelium vernahmen, liessen sich an diesem Tage taufen, blieben beisammen, verkauften ihr Eigenthum, und unterstützten sich gegenseitig zur Vollendung des großen Werks.

Mehr, als die Apostel sahen, habe ich gesehen; mehr, als sie wußten, weiß ich. Sie waren die Zeugen von der Weissagung Christi; aber ich bin der Zeuge von der Erfüllung derselben. Sie lebten und verherrlichten dankbar Gott in der Hoffnung; sollte ich schweigen, da ich in der Erfüllung lebe?

Der kleine Haufe der Anhänger Jesu, welcher sich am Pfingsttage durch die Predigt der Apostel gesammelt hatte, war noch sehr schwach, als schon wieder die Wuth der Juden gegen ihn ausbrach. Vernichtet sollte er werden, damit das Gesetz Mosis nicht unter der neuen Lehre verderbe. Der Pöbel wüthete abermals: Stephanus ward mit Steinen zerschmettert, bis er den Geist aufgab. Umsonst; Jesu Wort siegte, denn es sollte währen bis in die Ewigkeit. Und der schrecklichste aller Verfolger des Christennamens, ein Mann von Mitteln, großer Beredsamkeit, unterstützt durch alle jüdischen Parteien, bekleidet mit dem römischen Bürgerrecht — Saulus, der die Anhänger Jesu auch aus ihren geheimsten Schlupfwinkeln hervorzuziehen wußte, er selbst mußte Gottes Werkzeug werden zur Verbreitung der Jesuslehren. Er selbst, überwunden, ward der Bruder, der Beschützer, der Fürsprecher derer, die er einst verfolgt hatte, und trug mit ihnen ihre Leiden, litt mit ihnen ihren Märtirertod für die Wahrheit des göttlichen Wortes.

Je mehr sich die Zahl der Christen vergrößerte, je allgemeiner, je strenger ward ihre Unterdrückung. Sie mußten Vaterhaus und Verwandte, Freunde und Vaterland verlassen — ausgestoßen, wie Verbrecher, unter fremden Völkern umherirren; aber dies war Gottes Wille, dies die weise Leitung der ewigen Vorsehung. Unter Nationen, die den Namen Jesu nie vernommen, erscholl er nun zum erstenmal. Die Heiden verliessen ihre Tempel, ihre Götter, ihre wollüstigen Feste, und beteten zum Ewigen, zum Schöpfer des Weltalls, zum Geist der Geister. Mächtige nahmen Knechtsgestalt an; Reiche warfen Gold und Purpur von sich, um Jesu Diener zu werden und die göttliche Lehre zu predigen. Je mehr Verfolgung, je mehr Ausbreitung; je mehr Scheiterhaufen und Märtirertode, je mehr der entzückten Bekenner; je mehr Untergang einzelner frommer Gemeinden, je mehr Aufblühen des christlichen Glaubens.

Kriege verwüsteten die Welt. Die Völker der Erde, von einem unbekannten Geiste getrieben, von einer unwiderstehlichen Macht gezogen, wandelten bewaffnet durch einander; verdrängten einander aus den tausendjährigen Wohnsitzen; stifteten mit ihren blutigen Schwertern neue Reiche. Das prachtvolle Jerusalem ward ein schauerlicher Steinhaufen; das weltbeherrschende, kaiserliche Rom ging unter, und Barbaren versteigerten den Thron der ehemaligen Regierer der bekannten Erde um einige Goldstücke; es war kein Tyrus, kein Babylon, kein Athen mehr — aber das göttliche Wort währte, und breitete sich mächtiger und mächtiger über die bekannte Welt aus, machte die Barbaren menschlicher, und die menschlichen Völker weiser.

Die Welt ward beruhigt. Die neuen Reiche befestigten sich, der christliche Glaube herrschte weit umher, und beglückte das Volk der Hütten und Paläste. Da wurden jenseits der unermeßlichen Weltmeere neue Inseln, neue Länder, neue Völker entdeckt, von deren Dasein vormals kein Sterblicher vernommen hatte. Sucht nach Gold trieb Tausende über das Meer in die neu gefundenen Reiche hin. Sie starben. Ihr Gold

ward Staub. Aber die Lehre Jesu, mit ihnen in die neue Welt übergedrungen, dauerte fort und veredelte die wilden Völkerschaften jenseits des Ozeans, und das Reich Gottes erweiterte sich von einem Welttheil zum andern, von einem Pol der Erde zum andern.

Nun erleuchteten mannigfaltige Wissenschaften die Welt — Kunst und Gelehrsamkeit wurden immer gemeiner. Was vormals der Schatz einzelner Weisen gewesen, wurde nun ein Gemeingut der Völker. Auch die Niedrigsten liessen sich das Licht der Wissenschaft in den Schulen mittheilen. Tausend abergläubige Uebungen der Vorwelt wurden vernichtet, tausend Irrthümer des Alterthums zerstört. Aber das Wort Gottes währte fort; die Lehre Jesu, von den durch die Heiden eingemengten und aus ihren Tempeln entlehnten Fabeln verunreinigt, stieg geläutert und glänzender als jemals hervor. Selbst der gemeinste Mann ward nun gründlicher in den Wahrheiten des Christenthums unterrichtet, und fester in seinen Ueberzeugungen.

Es fehlte nicht an Religionsspöttern, nicht an Zweiflern, welche aus Leichtsinn oder Eigendünkel sich vermaßen, die Lehre Jesu zu erschüttern, und den Grund des Christenthums zu untergraben. Ihre verwegenen Bemühungen weckten den Eifer der christlichen Weisen; was vorher dunkel geblieben war, ward nun erhellt; was vorher nur leicht berührt worden, ward nun mit Ernst und Gründlichkeit erwogen und bestätigt. Tausend Zweifel sind empergegangen und wieder verschwunden; tausend Spötter und Irrlehrer mit ihrem Wahne sind vergessen: aber Gottes Wort dauert fort, und die Lehre Jesu steht nur noch fester und unerschütterlicher da.

So ist Jesu Weissagung seit fast zwei Jahrtausenden bewährt worden. Zahllose Städte, zahllose Dörfer, zahllose Reiche, zahllose Lehrgebäude und Meinungen sind vergangen, aber Gottes Wort bleibt ewiglich.

Es bleibt ewig — auch in jeder Zukunft wird es bleiben. Die Städte, welche heute noch glänzen, die Länder, welche heute noch blühen — sie werden mit der Zeit vergehen; die Oberfläche der bewohnten Erde kann sich, wie sie sich schon vielmals veränderte, wieder verändern; aber wenn Alles sich nach und nach verwandelt, das göttliche Wort dauert unveränderlich fort. Was künftig sein werde, auch wenn nach Jahrtausenden unser Staub schon längst verweht ist, und neue Geschlechter auf dem Erdball wandeln werden, die uns nur kaum noch aus der Geschichte kennen — was da sein werde, das verbürgt uns die Geschichte von Jesu Lehre in den schon gewesenen Jahrtausenden. Sie kann nicht untergehen.

Denn sie stimmt durchaus zu sehr mit der menschlichen Vernunft, zu sehr mit der ganzen Natur überein, als daß sie von den Veränderungen im Irdischen abhängig wäre. Sie stammt aus Gott; und von Gott auch stammt die Natur mit ihren wundervollen Gesetzen, und der Menschen Vernunft. In Gottes Werken aber herrscht die heiterste Zusammenstimmung alles Einzelnen zum Ganzen. Alles ist in Gottes Schöpfung Harmonie.

Daher, so lange diese Schöpfungen bestehen, so lange diese mächtigen Gesetze der Natur walten, so lange die menschliche Vernunft nicht ihr Wesen verliert, wird das göttliche Wort in unwandelbarer Kraft fortdauern müssen. Oder wo ist der Sterbliche, der alle Begriffe verkehren, alle Einsichten vernichten, der die Vernunft der Sterblichen in Wahnsinn umgestalten könnte? — Wo ist er, der mit schwacher Hand die Ordnungen der Natur aufheben und die Bande der Schöpfungen zerreissen könnte? — — Nein, je mehr Erfahrung, je mehr Wissenschaft, je mehr Aufklärung, desto mehr Glanz und Festigkeit erwirbt die Religion Jesu, desto weiter dehnt sie ihren beseligenden Einfluß auf die Welt aus.

Sie stimmt zu sehr mit allen höhern Bedürfnissen des menschlichen Geschlechts zusammen, als daß sie jemals auf der Welt verschwinden könnte. Ewig, wie die Begierde der Sterblichen nach Selbstzufriedenheit, nach Vollkommenheit und Glück, ewig, wie die Sehnsucht der Sterblichen nach Vollendung, ewig, wie die Hoffnung des menschlichen Geschlechts auf Vergeltung und Ewigkeit, bleibt auch ewig Jesu Lehre, Gottes Wort!

Mögen immerhin noch hie und da in stolzer Selbsttäuschung Spötter spotten, Zweifler zweifeln: ihr Bemühen ist umsonst. Ihr Ringen steigt über die Grenzlinien der menschlichen Natur hinaus, und wird eben dadurch wieder nichtig. Sie sinken bald ohnmächtig in den Arm des stillen,

hoffnungsvollen, tröstenden Glaubens zurück, und entsagen ihren wilden Träumen, welche Natur, Vernunft und mehrtausendjährige Erfahrung mit furchtbarer Stimme Lügen schilt.

Mögen immerhin leichtsinnige Machthaber ihrer irdischen Macht Alles anvertrauen, die Religion nur zu einem Werkzeuge der Staatskunst gebrauchen, und höchstens, was sie selbst verschmähen, als ein Gängelband der Völker ehren: es kommt die schwarze Stunde, da ihr Gold nicht mehr glänzt, da ihre Heeresmacht nicht mehr erschreckt, da ihr Wink kein Zittern mehr bewirkt; es schlägt auch ihnen die ernste Stunde, da der erkünstelte Götterrausch von ihrem Gehirn entweicht, und sie mit dem ärmsten der Bettler ihre Gebrechlichkeit und die Gewalt des ewigen Gottes, die Macht der ewigen Vorsehung, die Wunderkraft und Unentbehrlichkeit des ewigen Vaters für ihre Seelen empfinden.

Himmel und Erde vergehen, aber Dein Wort, o mein Gott, mein Vater, bleibet ewiglich! Es stammt von Dir. Deine Göttlichkeit ist mir ein Bürge seiner Unvergänglichkeit. Das Unvergängliche daran ist mir ein Bürge seiner Göttlichkeit.

Dein Wort bleibt ewig. Was Du mir durch Jesum verheißen, wird erfüllt werden, wie Alles erfüllt worden, was er in der Welt verhieß. Deine Treue, Deine Liebe, o du erhabenstes, wahrhaftes Wesen, sind ewig, wie Du. In Dir allein ist keine Veränderung, kein Wechsel des Lichts.

Ehrfurcht also dem göttlichen Worte, das ewig ist! Ehrfurcht also der Religion, welche seit Jahrtausenden in ihrer Heiligkeit auf mich herab kam! Ehrfurcht dem Glauben, in welchem meine Väter entschlummerten! Hinweg jeder Leichtsinn, welcher mit Gegenständen der Religion zu tändeln wagt; hinweg von den Gesellschaften, von den Sitzen, wo die Spötter sitzen! (Ps. 1, 1.) Was Millionen weisen, guten, edeln Menschen wohlgethan, was im Leben ihr Trost, was im Tode ihre Hoffnung war, soll die Frechheit keines Witzes entweihen! — Entweihen! Kann auch das Göttliche entweiht werden? Nein, nur der Frevler entehrt sich selbst durch vermessene Thorheit, schändet nur selbst in sich die Würde seines Geistes — er berührt das Unantastbare, das Unentweihbare nicht, welches erhaben über ihm schwebt.

Glauben und festes Vertrauen will ich dem Worte geben, welches ewig ist! Denn Dein Wort, o mein Vater, ist Wahrheit, und aus dieser Wahrheit quillt die ganze Seligkeit meines Daseins. O dies Erdenleben, es wäre ohne Dein Wort eine traurige Finsterniß, ein trostloses Kämpfen — Es wäre ohne Werth für mich, ein Streben ohne Ziel, ein Räthsel ohne Auflösung! — Durch Dein Wort ist mir Alles leicht worden; es zeigt mir in den Leiden Wohlthat, in den Widersprüchen meiner Schicksale Klarheit, in der Dunkelheit jenseits meiner Sterbestunde neue Sterne.

Glauben und Vertrauen dem Worte, das ewig ist! Denn es leitet mich zu Dir, mein Vater, zu höhern Seligkeiten über! Auf welchem Grunde kann ich mit größerer Zuversicht mein Heil bauen, als auf diesem ewigen, unbeweglichen Grunde? Es verheißt mir, einst bei Dir in herrlicherer Vollkommenheit zu sein — es verheißt mir Unendlichkeit Deiner Gnade! — Wo finde ich köstlichere Zusicherungen? wo tiefer dringenden Trost? Wem soll ich glauben, wem soll ich vertrauen, wenn ich Deinem Worte, o du höchste Wahrheit, nicht vertrauen könnte?

Dein Wort bleibe auch ewig in meiner Seele! Amen.

XL.

Der Christ mit seinen Grundsätzen im Gedränge des gewöhnlichen Lebens.

Erste Betrachtung.

Joh. 12, 26.

Wenn ich mich des Entschlusses freue,
Nur Dir zu folgen, gib, daß ich
Den besten Vorsatz oft erneue,
Nichts mehr zu lieben, Gott, als Dich;
Daß ich auch übe, was, entbrannt
Von heil'ger Inbrunst, ich empfand.

Zum Ziele schneller hinzueilen,
Laß nie mich meines Lebens Zeit
Mit Dir und mit der Sünde theilen;
Und keine Stunde werd' entweiht,
Und keine, die ich nützen kann,
Klag' einst vor Dir, o Gott, mich an!

Laß gern zum still erfreu'nden Segen
Für meinen Nächsten und für mich
Benutzen Kräfte und Vermögen;
So leb' ich göttlich, so für Dich!
So werde ich vollkommner; Dir
Zum Preis, o Gott, zum Segen mir!

Viele sind, welche sich schon oft beim Antritt eines neuen Jahres entschlossen, von nun an ihre Grundsätze zu bessern, ihre Lebensart zu ändern, und mit dem neuen Jahre neue Menschen zu werden. Es ist ihnen damit Ernst gewesen. Sie erneuerten ihre guten Vorsätze manchen Tag, manche Woche. Es gelang ihnen auch wirklich, denselben in der ersten Zeit treu zu bleiben. Sie suchten Frieden in und ausser sich zu bewahren, und sich selbst zu überwinden. Allein nach und nach ermattete der erste Eifer. Unvermerkt, wie sie sich mehr in die verworrenen Geschäfte des Lebens einliessen, wurden die guten alten Vorsätze in ihrer Erinnerung immer dunkler. Unvermerkt fand man es bequemer, oder wohl gar nothwendig, wieder den alten Ton anzustimmen, sich wieder der bisherigen Lebensweise zu überlassen. Das Jahr hörte auf neu zu sein, und der Mensch ward eben auch wieder der alte.

Viele, wenn sie durch Unvorsichtigkeit oder durch irgend einen ihrer Lieblingsfehler in grosse Verlegenheit, wohl gar in Unglück gerathen waren, verschworen feierlich bei sich diese Sünde. Sie erkannten nur allzulebhaft, daß der Genuß, welchen die Erfüllung leidenschaftlicher Wünsche gewährt, nicht werth sei, daß man so viel Angst und Kummer deswegen nachtrage. — Allein die böse Zeit ging endlich vorüber; man erholte sich wieder; man ward wieder froh, und siehe, man überließ sich unvermerkt wieder dem schädlichen Hange, wie vordem; man glaubte nur, man müsse dabei mit größerer Klugheit verfahren, müsse verhüten, daß nichts übertrieben würde. Man blieb schlecht, wie vorher, und bereitete sich, trotz aller Klugheit, wieder trübe Stunden, die man wohl hätte vermeiden können.

Viele, denen es um ihre Veredlung schon oft ernstlich zu thun gewesen, die in ihren Gebeten vor Gott, in ihren Ueberlegungen, wenn sie einsam waren, selbst wegen ihrer Verworfenheit und innern Schlechtigkeit erschracken, konnten es nicht begreifen, wie sie bei allem guten Willen nicht weiter kamen. Sie waren in der Einsamkeit die besten, wohlwollendsten Menschen; aber sobald sie wieder unter andern Leuten einherwandeln, und sich mit ihrem Berufe, mit ihrer Wirthschaft, ihren übrigen Planen abgeben mußten, wurden sie wieder ganz andere Menschen, und sie konnten es nicht dahin bringen, daß sie überall, zu allen Zeiten gleich blieben.

Und wer hat dies nicht schon bei sich empfunden? Wer hat es nicht schon vielmals an sich erfahren, daß ein anderer Geist uns in der Einsamkeit, und ein anderer im Gedränge des gewöhnlichen Lebens zu beseelen scheint? — Seht nur die Sterblichen, wenn sie in den Tempeln Gottes versammelt sind! Welche Ruhe, welcher Ernst, oft welche heilige Ruhe und Andacht bei Allen! Wer sollte glauben, daß diese Herzen, welche hier einmüthig vor dem ewigen Vater ihres Lebens versammelt sind, feindselig gegeneinander schlagen, sobald die Schwellen des Tempels verlassen sind? Wer sollte es glauben, daß eben diese Blicke, welche sich hier mit Demuth vor dem Allgegenwärtigen senken, draussen im gewöhnlichen Leben voll Stolz und Lieblosigkeit auf Nebenmenschen niedersehen können? Wer sollte es glauben, daß eben diese Lippen, welche hier die frommen Gebete flüstern, oder zu Gott in feierlichen Gesängen ertönen, draussen sich zur Verleumdung, zur Verachtung des Nächsten, zu schadenfrohen Bemerkungen, zur Schmeichelei, zu Lug und Trug öffnen können? Alles scheint im Tempel Gottes nur für Heiligkeit und Tugend, und in der wirklichen Welt nur für Laster und Leidenschaften zu glühen; Alles im Tempel nur der Ewigkeit, und im wirklichen Leben dem Irdischen zu gehören.

Welch ein Widerspruch! Welch eine Täuschung unser selbst und Anderer! — Und doch ist's also; wer möchte es läugnen?

Fast jeder Mensch ist daher mit sich selbst in Zwietracht. An einem Orte sündigt er; am andern bereut er. Zuletzt steht er da, unzufrieden mit sich selbst, und verzweifelt an der Möglichkeit, so vollkommen zu werden, wie Jesus Christus gefordert hat, wie Gott es will, wie unser eigenes Gefühl uns sagt, daß wir sein sollten.

Dann beruhigt man sich, weil der Zustand innerer Zwietracht unerträglich ist, mit allerlei Scheingründen. Man sagt: Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach; das Wollen habe ich wohl, aber das Vollbringen fehlt mir. Es ist unmöglich, hier auf Erden schon ein Heiliger zu werden. Jeder Mensch behält immerdar seine Schwächen. Gott kann doch nicht

mehr verlangen, als der Mensch zu leisten vermag. Es ist unmöglich, daß man unter allen Geschäften, Handlungen und Zerstreuungen, zu denen uns das Leben in der gewöhnlichen Welt nöthigt, fortdauernd an den Umfang aller Pflichten denken kann, die uns von der Religion geboten sind; es ist unmöglich, daß man im Umgange mit den Leuten von verschiedener Art beständig zugleich an Gott und Ewigkeit oder an Gelübde denken kann, die man gethan hat! — Entweder müßte man seine eigene Natur verläugnen, und mitten in der Welt zum Träumer werden, oder man müßte sich in eine beständige Einsamkeit flüchten, wo man nichts Anderes zu thun hätte, als sich mit Religion zu beschäftigen.

Solche Beruhigungsgründe sind bei den Menschen sehr gemein. Man hört dergleichen fast alle Tage, sobald das Gespräch auf diesen Gegenstand kommt. Man spricht sie aus, und fühlt doch wohl, daß sich damit auch der leichtsinnige und schlechte Mensch eben so gut, als der wahrhaft redliche, entschuldigen oder beschönigen kann. Man spricht sie aus vor den Leuten, und bereut sie vielleicht im Gebete vor Gott. Denn das Gewissen redet auf ganz andere Weise in uns, und Jesus spricht: Wer mein Diener sein will, der folge mir nach. Und wo ich bin, da soll mein Diener auch sein; und wer mir dienen wird, den wird mein Vater auch ehren. (Joh. 12, 26.)

Wie aber kann ich diesen Widerspruch zwischen meinem Wollen und meinem Thun aufheben? Wie soll ich als ein Christ, das heißt, als ein Weiser, mit meinen Grundsätzen dastehen im Gedränge des gewöhnlichen Lebens?

Diese Frage ist eine der wichtigsten für meinen Geist, und meines ganzen Ernstes würdig. Denn wie ich sie mir beantworte, entscheidet es über die Tugend und Glückseligkeit meines ganzen Lebens. Allein die Beantwortung derselben ist nicht leicht, oder scheint es doch nicht zu sein. Denn woher stehen noch immer so viele Menschen mit sich selber im Widerspruche bei ihren guten Vorsätzen und bei ihren schlechten Thaten? Woher käme es sonst, daß so wenige es recht anfangen, die Grundsätze, welchen sie ihren Beifall nicht versagen können, im alltäglichen Leben anhaltend auszuüben?

Es kommt daher, daß unsere guten Entschlüsse, die wir in der Einsamkeit, im Gebete, in der Kirche, oder nach wichtigen Lebensvorfällen fassen, mehr Wirkung von lebhaften Gefühlen sind, als Früchte reiflicher, kalter Ueberlegung. Wenn unser Herz erwärmt ist, dann scheint uns Alles leichter zu sein, als es nachher ist, wenn wir zur Ausführung kommen. Wenn wir von starken Empfindungen bewegt werden, stellen wir uns in der That die Welt ganz anders vor, als wir sie finden, wenn wir nun mit kaltem Blute in ihr dastehen. Daher, sobald unser Gemüth nach den ersten Aufwallungen wieder seine vorige Ruhe, seine gewöhnliche Stimmung zurückempfangen hat, bemerken wir, daß nicht Alles so gut ist, nicht Alles so geschehen kann, wie wir es uns vorgestellt haben. Wir können die Welt nicht nach unsern Gefühlen richten, sondern wir müssen uns nach der Welt richten.

Der Mensch also fehlt darin, daß er in einem Augenblicke schöner Rührung, oder in einem Augenblicke der Angst und Reue, sich vornimmt, ein edlerer Mensch zu sein, und seiner und Gottes würdiger in Christi Vollendung zu leben. Denn alle heftigen Gemüthsbewegungen sind vorübergehend, und mit ihnen geht auch die Kraft des großen Entschlusses vorüber. Weit besser geschieht hingegen Alles, was mit ruhiger Bedachtsamkeit vorher erwogen worden ist. Denn den Verstand zum Ueberlegen behalten wir zu allen Zeiten; aber aufwallende Gefühle verschwinden schnell.

Viele, die demnach glaubten, daß sie ihren im Augenblicke heiliger Rührung gefaßten Vorsätzen getreu zu bleiben im Stande sein könnten, von der andern Seite aber wohl einsahen, daß im gewöhnlichen Leben allzuviel Störungen eintreten würden, suchten sich auf besondere Weise zu helfen. Sie zogen sich so viel als möglich von dem sogenannten Weltgetümmel zurück. Sie hüteten sich sehr, fröhlich zu werden, und bemühten sich, immer eine stille, ruhige Stimmung beizubehalten. Sie strengten sich an, jene frommen Rührungen des Herzens oft in sich zu erregen; sie beteten, so oft sie konnten; nahmen in ihrem Tone, in ihren Geberden eine gewisse Art an, die Welt zu verachten mit ihren Lüsten; machten sich aus der Theilnahme froher Lustbar-

keiten, so unschuldig dieselben auch sein mochten, ein Gewissen; eilten fleißig in die Kirchen; sprachen immer in einem frommen Ton, und behielten diese Art zu sein beständig bei, auch wenn ihr Gemüth nichts weniger als in der dazu erforderlichen Verfassung sein mochte, auch bei Beschäftigungen, welche sich zu solcher Stimmung am wenigsten schickten.

Was entstand nun daraus? Eine Gewohnheitssache der äussern Zucht und Geberde; ein frömmelndes Spiel mit Empfindungen, Bildern und Redensarten; oft und zuletzt nur eine für das thätige Christenleben unfruchtbare Schwärmerei, wie sie Jesus nicht forderte, der seine eigenen Jünger wirksam und vielgeschäftig unter die Leute hinaussandte — oder eine stille Heuchelei, wo Sprache, Geberden und fromme Uebungen nur allzuhäufig mit demjenigen in Widerspruch standen, was in Sinn und Gemüth vorging.

Die heilige Religion Jesu aber gebietet uns keineswegs diese Lebensart, diese Zurückgezogenheit, dieses unaufhörliche Frommthun, wenn wir Gottes gute Gaben freudig geniessen möchten, dieses beständige Beten und Andächteln, wenn wir dazu nicht von der Seele gestimmt sind. Nein, Christus will, unser Gebet soll nichts Erlerntes, nichts Langweiliges, nichts gedankenlos Hergeplappertes sein; er befiehlt uns, thätig und nutzbar in das wirkliche Leben einzugreifen; er verdammte Diejenigen nicht, welche vielgeschäftig und rastlos das Beste der Welt beförderten; er forderte nicht von den Königen und Grossen der Erde, sie sollten, statt für die ihnen anvertrauten Völker zu sorgen, sich eingezogen halten, alle Pracht hassen, und beten. Nein, Jesus kannte die Welt, und dennoch sandte er seine Jünger hinaus unter die Völker; er wußte, wie vielen Verfolgungen und Leiden sie ausgesetzt sein würden, aber er wollte nicht, daß sie sich verzärteln sollten, sondern sprach ihnen Muth ein, und sagte: Ich sende euch hinaus, gleich wie Lämmer unter die Wölfe. Aber fürchtet euch nicht, und vertrauet der Fürsorgedes himmlischen Vaters.

Daher quäle sich Niemand mit Zweifeln an der Möglichkeit seines Vollkommenwerdens, wenn er das nicht Alles vollführen kann, was er in einem Augenblick der Rührung seines Herzens sich vorgenommen hat. Er halte sich darum nicht für unfähig zum Besserwerden, weil seine schönen Gemüthsbewegungen allzuvergänglich waren. Er behandelte seine Vervollkommnung nur auf die unrichtige Weise. Er wollte Gefühle in sich verewigen und bleibend machen, die ihrer Natur nach vergänglich sind, und vergaß, daß er im häuslichen und bürgerlichen Leben nur dasjenige auf eine gute Art vollbringt, was er mit kalter Ueberlegung entworfen und nach allen Verhältnissen berechnet hat.

Aber auch noch einen andern Grund gibt es, warum wir oft allzubald muthlos werden, unsere gefaßten guten Entschlüsse beizubehalten; und es ist dieser: daß wir uns mit einemmale zu viel vornehmen, und mehr, als uns jemals möglich sein kann, zu vollenden.

Dies geschieht zum Beispiel, wenn wir uns in Stunden der Einsamkeit und Ueberlegung vorsetzen, allen Leidenschaften, durch welche wir so oft zu Fehltritten verführt werden, abzuschwören.

So lange wir für uns selbst sind, ungereizt durch Andere und bei ruhiger Besonnenheit, scheint es uns sehr leicht zu sein, künftig nie mehr zu zürnen, nie mehr im Hasse ausschweifend zu werden, nie mehr der Wollust Gehör zu geben. Allein — ein Schritt in die wirkliche Welt, und Alles ist anders. Unsere Neigungen werden wieder wach, unsere Leidenschaften werden wieder laut. Wir können uns nicht enthalten, wieder den vorigen Ton gegen die Menschen anzunehmen. Wir werden durch sie selbst gereizt, schlechter zu sein, als wir gern sein möchten. — Aber dies ist eine natürliche Folge unserer wirklichen Beschaffenheit; oft nur der Beschaffenheit unsers Körpers, unsers Temperaments, unserer Gesundheitsumstände. Wir können nie das Regewerden unserer Gefühle und Leidenschaften verhindern, denn sie gehören zu unserm Dasein, wie jeder Athemzug. Wir können unmöglich so kalt und abgestorben werden, daß wir Alles, was uns umgibt und begegnet, mit gleichgültigen Augen ansehen. Aber dies fordert auch Jesus nicht von uns: auch er sah es nicht mit Gelassenheit, wenn Geldwechsler und Krämer den Tempel entheiligten, oder Pharisäer Andächtelei trieben. Allein, daß die in uns wohnenden, aus unserer natür-

lichen Beschaffenheit, aus unserm Temperament hervorgehenden Leidenschaften keine böse Richtung nehmen, dies können wir durch die Macht unsers Willens verhüten. Dies zu thun, leitet uns Jesus selbst durch Lehre und Beispiel an.

Es folgt daraus, daß das gänzliche Ertödten aller Begierden und Leidenschaften eine unnatürliche Forderung sei, welche die Zwecke der Gottheit zerstört, und unsere Gesundheit, oder unsere thätige Frömmigkeit vernichten muß. Allen Freuden der Welt entsagen, heißt Gottes herrliche Gaben verschmähen, die er gab, uns zu erquicken. In die Einsamkeit und vor den Menschen fliehen, ist freilich ein Mittel, daß Leidenschaften einschlafen, die im Gewühle der Welt erwachen; aber solche Entsagung der Welt heißt zugleich allem dem Guten und Segensvollen entsagen, was wir nach Gottes Willen und Jesu Beispiel zu thun verpflichtet sind. Der todte Stein freilich kann nicht sündigen; aber ist er darum tugendhaft? Der Mensch, welcher sich in die Einsamkeit zurückzieht, um zu beten und seine Leidenschaften zu vernichten, während Andere für ihn sorgen und arbeiten sollen: ist er nicht ein sehr unnützes Glied in der Gesellschaft der Menschen? Ist er nicht der Knecht im Evangelium, der, wie Jesus sagte, sein Pfund vergrub, statt damit neuen Segen zu gewinnen? — Und wenn endlich in solcher unnatürlichen Enthaltsamkeit und Selbsttödtung die Gesundheit des Leibes nicht ganz verwüstet wird: bleiben auch nicht dann noch viele andere Begierden und Leidenschaften wach, wogegen kein Gebet, kein Fasten fruchtet? Verleitet ein solcher unnatürlicher Zustand nicht oft zu unnatürlichen und viel verbrecherischern Ausschweifungen?

Als der ewige Schöpfer den Menschen in's Leben rief, sprach er: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei. Im Schweiße seines Angesichts soll er sein Brod essen." Die Ordnungen der Schöpfung, die Zwecke der göttlichen Welteinrichtung ändern wollen: kann dies die Absicht des ewigen Sohnes und seiner Lehre gewesen sein?

Nimmermehr! Wir sind geschaffen, *für einander* und darum *mit einander zu leben*. Wir sind geschaffen mit Kräften und Einsichten verschiedener Art, daß wir uns auf mancherlei Weise unter einander dienen. Nicht Jesus, der göttliche Welterleuchter, nicht seine Jünger, nicht die Christen der ersten Jahrhunderte flüchteten aus dem Gedränge der Welt in die Einöde, sondern kräftig traten sie hinaus in das Leben, und suchten das heilige Gottesreich zu verbreiten, jeder im Verhältnisse seiner Anlagen, seines Vermögens, seines Wirkungskreises.

Die Zweifel vieler Menschen an der Möglichkeit, einen hohen Grad religiöser Vollkommenheit zu erreichen in dieser Welt, entspringen also offenbar aus einer irrigen Ansicht der Dinge, und oft konnten gefaßte gute Vorsätze nachher im Leben nicht ausführbar sein, weil sie entweder nur Folge lebhafter und darum vorübergehender Gemüthsbewegungen waren, oder durch ihre Beschaffenheit gegen die menschliche Natur stritten.

Und doch rief uns Gott zur Heiligkeit! Und doch rief Jesus: „Ihr sollt vollkommen sein, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist!" Und doch ermahnt uns unser eigenes Bewußtsein an Erhebung unsers innern Werthes! — Alle diese heiligen Stimmen, sollten sie sich vereinen, von uns das Unmögliche zu begehren?

Viele Sterbliche freilich, die von ihrer Sinnlichkeit allzusehr befangen sind, so daß ihnen eine höhere Tugend unbequem und lästig dünkt, finden auch schon unmöglich, das Leichtere auszuführen, was Andere thun. Diese Weichlinge, die nur für Gut und Geld, für ihre Ehre und Würde, für das bloße Anständige in den Gesellschaften leben, und die alle Anstrengungen zum Bessern meiden, wollen nur die Rechtfertiger ihrer Schwachheit sein. Allein auf ihr Urtheil hört der Weise nicht; denn ihr eigenes Gewissen verwirft die Scheingründe, womit sie dasselbe stillen möchten.

Dein Joch ist ja sanft, o Erlöser der Welt, o Licht aller Geister, und Deine Last ist leicht! — Warum sollte ich daran verzagen, jemals, als Dein Jünger, auch Dein Ebenbild zu werden? Warum verzagen, daß die Entschlüsse zum Guten, welche in mir rege werden, niemals von mir gehalten werden können? Und wenn ich auch zuweilen, hingerissen durch Irrthum, mich von dem rechten Wege verliere, und wenn ich auch, bewogen durch die mir inwohnende Schwäche, zuweilen sinke — bist Du, Barmherziger, nicht auch mein Erbarmer? Auch der Gerechte kann feh-

len, aber dann fehlt er wider seinen Willen. Auch der Gerechteste und Edelste ist nicht von Irrthum und Uebereilung frei; aber dann erhebt er sich nach dem Falle desto kräftiger, desto entschlossener, nie wieder zu straucheln. Dann ist er desto eifriger beschäftigt, seine Fehlthat mit Handlungen der Liebe und Güte zu bedecken, und sein augenblickliches Vergehen mit einer langen Reihe von Tugenden auszusöhnen.

O du Geist der Heiligkeit, erleuchte auch meinen Geist, daß ich den wahren Weg des Christen erkenne; und gib mir Muth und Kraft, ihn mitten im Drange des wirklichen Lebens gottselig zu wandeln, bis ich mein Ziel erreiche. Amen.

XLI.

Der Christ mit seinen Grundsätzen im Gedränge des gewöhnlichen Lebens.

Zweite Betrachtung.

Luk. 9, 23.

Gib mir Gelegenheit, Dich, Herr, zu preisen,
Und daß ich Dein sei, Andern zu beweisen,
Und hilf, daß ich der Sünde Reiz und Freude
Vorsichtig meide.

Laß, Herr, im Gut'n meinen Fleiß zu stärken,
Mich nutzen Zeit und Ort zu edeln Werken;
Und fromm die That vollenden und besonnen,
Wie ich begonnen.

Was Du gebeutst, will Muth und Eifer heischen;
Doch soll mich nie der feige Vorwand täuschen,
Als fehl' es mir zu göttlichen Geschäften
An Zeit und Kräften.

Ich will es! Ich will mich beherrschen lernen,
Will, was versuchend reizt, von mir entfernen,
Damit ich täglich über meine Sinne
Mehr Macht gewinne.

Da sprach er zu ihnen Allen: Wer mir folgen will, der verläugne sich selbst, und nehme sein Kreuz auf sich täglich, und folge mir nach.

Allerdings sind jene frommen Rührungen, welche uns in Stunden der Andacht, der Reue, oder großer und ernster Schicksale bewegen, nichts weniger als zu verachten. Sie geben unserer Seele eine erhöhte Kraft, und befördern in uns die Neigung wie den Muth zum Guten.

Aber doch müssen wir in göttlichen Dingen den Gefühlen des Herzens eben so wenig, als in weltlichen Dingen, die Herrschaft einräumen. Denn wer seine Tugend nur auf sie stützen will, hat einen leicht zerbrechlichen Stab gewählt. Unsere Gefühle selbst hängen weniger von der Kraft des Geistes, als von der eigenthümlichen Beschaffenheit des Körpers ab. Und wie leicht sind die Veränderungen desselben! Wie abwechselnd ist unsere tägliche Stimmung!

Wer sehr reizbar und zu lebhaften Empfindungen geneigt ist, also, daß er den Zustand derselben auf eine gewisse Art sich bleibend machen kann für eine lange Zeit, geräth leicht in Gefahr, sehr einseitig in seinen Urtheilen über Menschen und Verhältnisse des Lebens zu werden; Jeden, der nicht empfindet wie er, für gefühllos und kalt zu halten, und für böser, als er ist!

Je länger der Mensch seinen Gefühlen diese Oberherrschaft einräumt, und nur aus ihnen hervor urtheilt, und nur in ihnen lebt: je falschere Richtung nimmt seine Ansicht der Welt. Verstand und Vernunft leiden endlich darunter eben so sehr, als unter der Herrschaft einer gröbern oder thierischen Sinnlichkeit. Die frommen Rührungen, indem sie das Urtheil bestechen, entarten in fruchtlose Schwärmerei, und die Weisheit der Lehre Jesu entartet zu einer Religion der Einbildungskraft. Der Mensch ist seelenkrank, welcher, weil ein einziges seiner Gemüthsvermögen auf Unkosten der übrigen Geistesanlagen genährt und gestärkt worden ist, glauben möchte, er habe die letzte Höhe der menschlichen Seelengröße gewonnen, und die übrige Welt wandle in Finsterniß, Unglauben und Laster.

Schwindelt der Beklagenswürdige endlich auf diesem Gipfel, so ist es bei seiner Reizbarkeit nur noch um einen Schritt zu thun zur vollen Geistesverfinsterung, zur Gespenster- und Wunderseherei, zur Sucht nach Geheimnißwesen und Weissagung — oder zur vollen Irreligiosität und zum Unglauben. Denn wir haben leider der traurigen Beispiele genug in der Welt, wie schnell bei solchen Gemüthern die Verwandlung vor sich geht, und wie oft ein kleiner Umstand, durch welchen sie von ihrer langen Selbsttäuschung überführt werden, hinreicht, sie von allen ihren vorigen Ueberzeugungen abwendig zu machen, wenn man anders bloße Innigkeit des Gefühls wahre Ueberzeugung nennen darf. — So hat man immer gefunden, daß die sinnlosesten, schadenfrohesten und muthwilligsten Religionsspötter in ihren frühern Jahren religiöse

Schwärmerei liebten; und umgekehrt, daß Religionsverächter, nachdem sie alle Ausschweifungen bis zur Erschöpfung getrieben, im Alter Andächtler und Betsüchtige geworden sind. Beides geschah aus gleichen Ursachen. Diese Menschen waren zu reizbar, und hatten sich nur der Beschäftigung ihrer Gefühle überlassen.

Aber, o Mensch! nicht dein Herz ist unsterblich — es wird mit dem Leichnam im Grabe modern — sondern dein Geist allein ist es! Nicht deine Gefühle sind unsterblich — sie vergehen mit dem Herzen, aus dem sie hervorquellen — sondern die Macht und Stärke deines Geistes allein ist es! — So sollen denn auch die Gefühle des Herzens nicht Herrscher sein über den erwägenden, prüfenden Geist, sondern nur seine Diener und Gehilfen.

Die Religion Jesu ist nicht bloß ein Spielen mit Empfindungen, sondern ein Werk des Geistes für ewige Geister. Auch die Gottheit wohnt nicht in Empfindungen, sondern in der höchsten Erkenntniß des Wahren, Vollkommenen und Gerechten. Gott ist ein Geist, und die ihn verehren, sollen ihn verehren im Geist und in der Wahrheit. Die Wahrheit aber ist das Geschäft der Vernunft, welche uns Gott gegeben, sie zu erkennen.

Es sind nicht bloß Gefühle, es sind Grundsätze, überdachte Wahrheiten, welche der Jünger Jesu von dem göttlichen Meister aufnehmen und ins Leben übertragen soll. Und wenn ich den großen Entschluß fasse, von nun an ein höherer Geist zu werden, Gott ähnlich, nach Vollkommenheit ringend, soll dies nicht bloß Wirkung einer frommen Gemüthsbewegung, sondern der ernsten, ruhigen Ueberlegung sein.

Wer in weltlichen Dingen irgend einen großen und wichtigen Plan entwerfen und ausführen will, prüft vorher kaltblütig die Mittel, welche ihm zum Zwecke helfen können; prüft alle Umstände, unter denen er handeln muß; prüft das Maas seiner Kräfte, welche er in Thätigkeit zu setzen hat, und berechnet selbst die möglichen Hindernisse, welche sich gegen seine Absichten verschwören könnten, und denkt, noch ehe sie da sind, auf die beste Art, sie zu überwinden.

Willst du in göttlichen Dingen, in Angelegenheiten deines unsterblichen Geistes unbesonnener und leichtsinniger handeln, als in bürgerlichen Geschäften? Oder erfordert die Erhebung, Vollendung und Heiligung deiner Seele weniger Anstrengung des Nachdenkens, als die Vermehrung deines bürgerlichen Ansehens oder deiner häuslichen Einkünfte?

Und wenn es dir ein erhabener Ernst ist, als Christ deine Grundsätze im gewöhnlichen Leben zu erhalten, und deiner Besserung und Vervollkommnung wirklich näher zu schreiten, wie es Gott, wie es Jesus, wie es dein eigenes besseres Ich fordert: so fasse deinen Entschluß mit reiflicher Ueberlegung alles dessen, was zur Vollführung desselben gehören mag. Ein lebhaft aufwallendes Gefühl könnte dir zuerst diesen Entschluß geben; aber der Funke wird wieder erlöschen, wenn der Geist ihn nicht zur Flamme verwandelt, in der er sich läutert und verklärt.

Beginne nicht damit, Gott zu geloben, nun plötzlich ein heiliger Mensch zu werden, und alle Fehler, alle Leidenschaften von dir zu werfen: denn Erfahrungen sollten dich endlich weiser gemacht, und dich belehrt haben, du könntest diese leichtsinnigen, allzuraschen gebrachten Gelübde nicht halten und vollstrecken.

Sondern prüfe zuerst: Wo fehlt es bei dir am meisten? Welches sind diejenigen Schwächen, durch welche du am meisten zu ungerechten Handlungen verleitet wirst? Und welche unter diesen Schwächen ist diejenige, welche dir und Andern am schädlichsten ist? — Es kann dir niemals schwer werden, sie zu entdecken; dein Gewissen, das heißt, die heilige, jedoch schwache Stimme deines nach Vollkommenheit schmachtenden Geistes, nennt sie dir schnell.

Nun untersuche noch ernster: Woher rührt bei dir diese Schwäche? Ist sie ein Fehler deiner frühern Erziehung? Oder eine Folge der Verführung und des Eindrucks von äussern Dingen? Oder eine Wirkung deines Temperaments? Oder ist sie vielleicht nur durch eine noch tiefer in dir verborgene Leidenschaft rege gemacht? Oder das Werk irgend einer übeln Gewohnheit, die dir nun gleichsam zur andern Natur geworden ist?

Und nun, hast du den Grund eingesehen, aus welchem dein Hauptfehler stammt, dann denke an die Verhältnisse, in denen du lebst, an die Menschen, mit denen du umgehst, und auf die beste Art, wie es zu verhindern

sei, daß diese Fehler nicht von ihnen gereizt, noch ihnen und dir gefährlich und entehrend werden könne. Nicht ein feuriger Entschluß ist dazu genügend, sondern kalte Bedachtsamkeit und besonnene Prüfung aller und jeder Mittel, die diesen Fehler deines Temperaments, oder deiner Erziehung, oder deiner Gewohnheit schwächen und vernichten können. Du wirst es vielleicht in den ersten Tagen, in den ersten Wochen, in den ersten Monaten nicht dahin bringen, ihn ganz abzulegen. Noch oft wird sich diese Schwäche heftig anregen; aber doch wirst du sie mindern können. Und wenn sie rege wird, dann gedenke deines edeln Entschlusses, dann sprich in dir: Jetzt ist es Zeit, deine Geistesgröße und Herrschaft über die Empörung der Sinnlichkeit zu zeigen. Meide jeden Anlaß, der dich in Versuchung führt, dich selbst zu vergessen. Und wenn du ihn nicht meiden kannst, dann thue dir die größte Gewalt an, Herr deiner Empfindungen zu sein, und so zu handeln, daß die ganze Welt Zuschauer und Zeuge deines Thuns sein könnte. Nie aber begib dich selbst in Versuchung, um deine Kraft auf die Probe zu stellen. Wer sich in Versuchung begibt, geht früh oder spät darin unter. Wir vertilgen nur dadurch unsere Schwächen, wenn wir sie nie reizen, sondern gleichsam vergessen, daß sie vorhanden sind; unsere Fehler sterben von selbst aus, wenn wir ihnen keine Gelegenheit zur Beschäftigung geben.

Nimm dir nie zuviel vor, sondern räume zuerst das größte Hinderniß deiner Vollkommenheit hinweg — und dann, wenn du Sieger bist, wirst du desto leichter die übrigen Fehler an dir vernichten. Einzeln schlage deine Feinde, wenn du Ueberwinder werden willst; allen zugleich den Krieg ankündigen, könnte dir zuletzt die Kraft ermüden und allen Muth und alle Hoffnung rauben.

Auch ist es dir leichter, im gewöhnlichen Leben auf dich selbst strenge Acht zu haben, wenn du nur einen und zwar deinen größten Feind beobachtest und bestreitest. Dies zerstreut dich weniger, als wenn du ängstlich die ganze christliche Lehre immerdar vor Augen haben, und jeden deiner Gedanken, jedes deiner Worte furchtsam prüfen wolltest. Dies ist eine Uebertreibung, welche das Maas menschlicher Kräfte übersteigt.

Tritt harmlos hinein in das gewöhnliche Leben, gehe um mit den Menschen, wie sie sind, ohne dich mit beständigen Ueberlegungen zu quälen — aber deinen innern Hauptfeind, deine Lieblingsleidenschaft, laß nie aus den Augen; sie muß vernichtet werden, wenigstens durchaus dir und Andern unschädlich gemacht sein. Du hast gewiß, neben deinen hervorstechenden Fehlern, manche vortreffliche Eigenschaft, die dich vielen Menschen lieb macht. Glückt es dir nun, deine größte Untugend abzulegen: so hast du dich mit neuen Vorzügen geschmückt, welche dich den Menschen ehrwürdiger, und dich dir selbst achtungswerther machen.

Die Beobachtungen eines solchen einfachen Entschlusses kann dem Christen, auch mitten im Gewühl der Welt, nie zu schwer werden. Er nahm sich nichts Unmögliches vor, denn er sieht tausend Menschen, welche den gleichen Fehler abgethan haben und verabscheuen, der ihn noch entstellt. Und was Andern möglich war, sollte es dir nicht gelingen?

Indem Manche eine plötzliche allgemeine Sinnesänderung in sich vornehmen, und aus dem Stande ihrer Unwürdigkeit jählings in den Stand der reinsten Heiligkeit übergehen wollten, wurden sie selbst das Opfer ihres übertriebenen Entschlusses, und verfielen nicht selten in andere entgegengesetzte Fehler. So ward mancher leichtsinnige Verschwender zum Geizhals, mancher Wollüstling zum argwöhnisch verdammenden Tadler jeder unschuldigen Freude. Allein eine solche Bekehrung ist keine Besserung, denn ein solcher Entschluß ist keine Christenweisheit gewesen.

Bekämpfe erst deine vorzüglichste Schwäche in dir, und dazu spare, im Leben mit der gewöhnlichen Welt, deine vorzüglichste Besonnenheit auf. Willst du mehr leisten, so ist zu fürchten, du werdest deinen Anstrengungen unterliegen, oder durch diese Uebertreibung in entgegengesetzte Fehler stürzen, oder in einen Sonderling ausarten, der sich nur auszeichnet durch Eigenthümlichkeiten, ohne darum besser zu sein, als mancher wahrhafte Christ, welcher bescheiden seine Pflichten thut, ohne mit seiner Tugend eine Art Auszeichnung und Gepränge zu treiben.

Auch ist es eine sehr irrige Vorstellung, wenn man sich den wahren Weisen und Christen unter dem Bilde eines jederzeit

ernsten, die Vergnügungen der Gesellschaft meidenden Menschen denkt. Der Nachfolger Jesu kann beim Scherze wie am Sarge, im Schauspiel wie im Tempel des Ewigen, beim Gastmahl und frohen Gesange, wie im Ernst des Berufsgeschäftes, im reichen Palast von allen Annehmlichkeiten umringt, wie in der Bettlerhütte, seine Pflicht üben, seines Gottes würdig sein. Nur diejenige Beschäftigung ist sündlich, nur diejenige Freude verdammungswürdig, welche nicht ohne Nachtheil Anderer und ohne Verletzung anderer Rechte genossen werden kann, oder wodurch wir unsern guten Ruf zerstören und unsere Neigung zum Bösen und Unwürdigen rege machen.

Es wandeln der edeln Christen noch viele auf Erden, welche ein Gott gefälliges Gemüth haben, ohne dasselbe durch äusserliche Ziererei vor den Menschen zur Schau zu tragen, oder beständig fromme Redensarten im Munde und heiligen Ernst auf der Stirn zu tragen. Eben dies ist die wahrhafte Bescheidenheit des Christen, daß er seinen eigenen Werth verhüllt, und sich allen Andern gleichstellt, statt sich von ihnen zu sondern. So gewinnt er Vertrauen und Liebe der Edeln und Unedeln, und wird dadurch nur kräftiger, mancherlei Gutes zu wirken. So wird er, wie Paulus, Allen allerlei, auf daß er viele Seelen gewinne. So pflegt er, wie Jesus Christus, auch mit Zöllnern und Sündern Umgang, ohne seine einmal ergriffenen Vorsätze fahren zu lassen.

Und also erkenne ich, o Heiland meines Lebens, in der Wahrheit, daß Du nicht das Unmögliche von uns forderteſt, wenn Du uns zuriefst: „Ihr sollt vollkommen sein, gleichwie euer Vater im Himmel vollkommen ist!“ (Matth. 5, 48.) — wenn Du sprachst: „Wer mir folgen will, der verläugne sich selbst, und nehme sein Kreuz auf sich täglich, und folge mir nach!“ Luk. 9, 23. Ja, göttlicher Verklärer meines Gemüthes, ich will Dir folgen — folgen zu Gott! Ich will mich selbst verläugnen und überwinden, wenn ich von meiner eigenen Lust gereizt und gelockt werde! Ich will täglich den Grundsatz, welchen ich als Christ zur Vertilgung meines Lieblingsfehlers erkohren habe, im gewöhnlichen Leben ins Werk setzen, und endlich von diesen mir anklebenden Schwächen frei werden, so mühevoll und schmerzlich mir auch die Anstrengung fallen mag.

Ich habe nun den wahren Weg gefunden, wie ich mich Dir zu nähern, und Dir, du Göttlicher, ähnlich zu werden im Stande bin. Einzeln will ich meine Feinde schlagen, die größte, gefährlichste meiner Untugenden zuerst vernichten; alle andern werden dann desto leichter überwunden werden. So werde ich endlich rein gewaschen werden von meinen Sünden und Unvollkommenheiten durch Dein Blut, mit welchem Du die Göttlichkeit Deines Wortes besiegelt hast. So werde ich, o Gott, o Vater, o heiligstes aller Wesen, endlich des großen Zweckes würdiger werden, zu welchem mich Deine liebevolle Allmacht aus dem dunkeln Nichts ins Leben rief!

Vater, o mein Vater, ich will! und, von Deiner Kraft und Gnade unterstützt, die in jedem Deiner Kinder mächtig ist, werde ich können, was ich will. Ich fehlte oft — meine Vorsätze waren edel, aber nicht immer mit derjenigen Vorsicht und Weisheit genommen, welche dem Christen geziemen. Daher ließ ich so oft Muth und Vorsatz fahren. Verleihe mir nun Kraft und Einsicht, Vater! Leuchte mir mit Deinem Beispiele, ewiger Sohn! Heilige mich in der ewigen Wahrheit, göttlicher Geist! Amen.

XLII.

Ob unsere Tugend von Zeiten und Landessitten abhängig sei.

Joh. 5, 41. 42.

Wen Liebe Gottes und der Pflicht
Zur Frömmigkeit nicht führet,
Erfreu' sich seiner Tugend nicht,
Der gar kein Preis gebühret.
Wenn Vortheil, Sitte, feiger Sinn
Und Stolz ihm Gutes rathen:
O, der hat seinen Lohn dahin
Für seine guten Thaten!

Drum täusche niemals mich der Schein,
Und nie der Tugend Namen!
Gott sieht auf Werke nicht allein,
Er fragt, woher sie kamen.
Ich darf mich Deiner Huld nur freu'n,
Gott, wenn mich Liebe dringet,
Und wenn aus Liebe nur allein
Mein Gutesthun entspringet.

Unter vielen Christen herrschen sehr verworrene Vorstellungen vom Werth und Wesen dessen, was man Tugend nennt. Sie sind dazu theils durch Mißverstand oder irriges und einseitiges Auslegen einzelner, aus dem Zusammenhang gerissener biblischer

Sprüche verführt, theils durch Gewohnheit, Sagenhören oder natürliche Leichtsinnigkeit.

Einige behaupten und sprechen: „Rechtschaffen handeln, nützlich sein, Jedem das Seine geben, das ist die beste Religion. Alles Uebrige ist Nebensache, und was man auch von Glauben und Liebe viel vorsagt, ist Kopfhängerei und Frömmlerwesen.“

Dergleichen Aeusserungen hört man oft von übrigens achtungswerthen, verständigen, rechtlichen Personen; und je mehr sie dieses Lob in der That verdienen, je gefährlicher sind ihre Aeusserungen für Andere, die nicht Kraft genug haben, das Falsche vom Wahren zu unterscheiden.

Rechtschaffen handeln, nützlich sein, Jedem das Seine geben, ist allerdings löblich, weil es nichts Böses ist; aber es ist keineswegs der Beweis von der Güte des Gemüths. Auch ein schwacher, sogar schlechter Mensch kann Jedem das Seine geben, nützlich sein, und, was man rechtschaffen nennt, thun. Er kann es aus bloßer Feigheit, aus bloßer Furcht vor der Strafe thun. Er kann es aus bloßem Ehrgeiz, aus Eigennutz thun. Wer aber möchte von solchem Menschen sagen, er sei tugendhaft, oder er habe die beste Religion? Wer möchte von einem solchen behaupten, er habe jene Seelengröße, die ihn über den gemeinen Haufen der Menschen erhebt, die gern das Gegentheil von Allem thun würden, wenn sie es ohne Gefahr begehen dürften?

Eine ähnliche Sprache führten schon längst alle diejenigen, welche sich es in ihrer Religion bequem machen wollten, weil sie für das Höhere zu wenig Kraft in sich fühlten. Schon zu Christi Zeiten waren dies die Grundsätze der Pharisäer und Schriftgelehrten. Darum erklärte Jesus laut: Es sei denn eure Gerechtigkeit besser, als die ihrige, sonst werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen. Es ist nicht genug, daß ihr Keinen bestehlet, betrüget oder tödtet; nein, ihr sollt selbst eure Feinde lieben. Es ist nicht genug, daß ihr kein Ehebrecher seid; nein, ihr sollt selbst in Gedanken kein anderes Weib begehren. Es ist nicht genug, daß ihr keinen falschen Eid schwöret, oder keinen Schwur brechet; nein, ihr sollt selbst im Kleinsten euer Wort halten. — So unterschied unser göttlicher Weltlehrer die bloße Beobachtung bürgerlicher Landesgesetze von der Befolgung der höhern, innern Gesetze, die Gott den Geistern gab. Nicht Eigennutz und Ehrbegier, sondern Liebe des höchsten, vollkommensten Wesens muß die Quelle unserer Thaten sein, wenn sie den Namen der tugendhaften verdienen sollen. „Ich nehme nicht Ehre von Menschen, sprach Christus, „aber ich kenne euch, daß ihr nicht Gottes Liebe in euch habet.“ Joh. 5, 41. 42.

Es sind Andere, welche in die ganz entgegengesetzte Meinung und in den entgegengesetzten Fehler verfallen. Sie behaupten und sprechen: „Nur der Glaube macht selig; die Werke helfen uns nicht. Wer Jesum liebt, nur durch sein Verdienst die Gnade Gottes erwirbt, der hat die wahre Religion.“ — Das ist die Meinung vieler frommen Leute. Sie ringen also durch Gebet, durch äussere und innere Verehrung Gottes, durch reine Liebe zu der Person Jesu nach dem höchsten Heil. Aber diese Frömmigkeit hat oft auf ihre Handlungen im gemeinen Leben wenig Einfluß. Die Welt glauben sie als Welt behandeln zu dürfen, und wenn sie in ihrer Einbildung nur der Gegenliebe Jesu versichert zu sein glauben, äusserlich den eingeführten Uebungen und Landesgesetzen gemäß handeln, meinen sie, daß sie genug gethan haben. Eigennutz, Ehrgeiz, Haß, Verleumdung, Neid kann in ihrem Herzen wohnen; aber sie versprechen sich Alles von dem Verdienste Jesu oder von der Fürbitte der Heiligen. Selbst von den heiligen Lehrstühlen wird nicht selten dieser traurige Irrthum verkündet. Man ermahnt mehr zum Glauben und Beten, als zum christlichen Thun. Man hält es kaum der Mühe werth, von der Tugend zu reden, als wenn sie eine weltliche Sache wäre; verwechselt die Tugend, diesen eigentlichen Jesussinn, mit der äussern Sittlichkeit; und warnt vor Sünden und Lastern eifrig, ohne aber dem Volke das Wesen der einzelnen Sünden, vor denen man sich zu hüten habe, zu erklären, noch die Tugend und die Verirrungen von derselben belehrend darzustellen.

Und doch sind dies die Hauptgegenstände von Jesu öffentlichen Lehren gewesen; und in den Briefen seiner Jünger, sobald sie darin Irrthümer der ersten Christen in Glaubenssachen berichtigt hatten, kehrten sie auf die Lehren von der Tugend zurück. Jesus selbst erklärte den Glauben ohne tugendhafte Handlungen für eitel; sagte laut: Nicht Alle, die zu mir Herr, Herr! sagen, wer-

den in mein Reich eingehen; an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen; *was ihr gethan habt*, aus Liebe zu mir gethan habt dem Geringsten, das habt ihr mir gethan, dies wird am Tage des Gerichts Vergeltung finden. Seid Thäter des Worts, nicht Hörer allein! *Der Glaube, wenn er nicht Werke hat*, sprach Jesu Jünger, *ist todt an ihm selber!* Joh. 2, 17.

Noch Andere gibt es, welche das Wesen der Tugend weniger in dem Sinn, als in der äussern Handlung derselben suchen, und daher das Sittliche und Landesübliche mit der Tugend selbst verwechseln. Auch wahrhaft würdige Christen können in diesen Irrthum gerathen, wenn sie von den mannigfaltigen Umständen und Bedürfnissen der verschiedenen Nationen keine Kenntniß haben, und daher Alles bei denselben für Sünde halten, was nicht mit den Sitten des eigenen Vaterlandes übereinstimmt. So kann ihnen die Vielweiberei des Morgenlandes verdammlich, die Nacktheit der Bewohner warmer Weltgegenden schamlos, die Ehe mit einer geschiedenen Person sündlich, die Vermählung von Geschwisterkindern blutschänderisch, und manches Andere als Wirkung lasterhafter Gemüthsart erscheinen, was nach den bei ihnen gewohnten landesüblichen Gebräuchen als verboten angesehen wird. Die Strenge ihres Urtheils quillt aus gutem, aber beschränktem Sinn, und aus der Unkunde von Herkommen, Nothwendigkeiten und Verhältnissen anderer Völker. Diese, obgleich in ihren Handlungen von uns abweichend, können bei denselben eben so tugendhaft sein, als wir. Sie haben zwar nicht unsere bürgerlichen und kirchlichen Einrichtungen, aber sie handeln denjenigen gemäß, die sie haben, folglich nach denselben *gerecht*; sie thun nichts Verbotenes, und was sie thun, kann mit inniger Liebe und Verehrung Gottes bestehen. Auch Petrus, der Jünger des Heilandes, stand lange in einem ähnlichen Irrthum. Er verachtete die Heiden; er wollte mit ihnen nichts gemein haben. Als er aber seinen Irrthum einsah, rief er aus: Nun erfahre ich mit der Wahrheit, daß Gott die Person nicht ansieht; sondern in allerlei Volk, wer ihn fürchtet und recht thut, der ist ihm angenehm! Apostelgesch. 10, 34. 35.

Weit gefährlicher aber, als dieser Irrthum, ist ein anderer, der aus der gleichen Quelle stammt, und dennoch zum vollen Gegentheil verführt. Es gibt nämlich Personen, und ihre Zahl ist nicht gering, welche überhaupt an keine allgemein geltende, wahre, ewig sich gleichende Tugend glauben, sondern Alles, was man damit zu bezeichnen pflegt, für Sache der Umstände, und Frucht der Zeiten, Landessitten und der sich ändernden Vorstellungen der Völker halten. Sie behaupten und sprechen: Es ist eigentlich nichts gut oder böse an sich und schlechterdings, sondern Alles hängt von äussern Verhältnissen ab. Die Sittenlehrer z. B. machen den Ehrgeiz zur Sünde, aber an andern Orten wird er von Königen, Priestern und Erziehern zum Verdienst angerechnet und ermuntert. Man nennt die Liebe zur Wahrheit eine Tugend: oft aber würde eine unzeitige Wahrheit das größte Verderben über Familien und Völker bringen, während eine Lüge rettet und allgemeinen Dank ärntet. Wir nennen den Diebstahl ein grobes Verbrechen; aber es gab Völker, bei welchen er geachtet ward, wenn man ihn mit Schlauheit übte. Wir finden eine leichte Entblößung unanständig; in manchen Ländern würde man unsere Tracht und schon das Erscheinen der Weiber an öffentlichen Orten schamlos heißen; wieder in andern ist ein halbnacktes Umhergehen untadelhaft. In einigen Gegenden ist der Genuß des Weines Verbrechen, bei uns allgemein erlaubt. In einigen Gegenden ist der Genuß des Fleisches an gewissen Tagen eine große Sünde; in andern macht sich daraus Niemand Vorwürfe. Der Genuß des Schweinefleisches war nach den Gesetzen Mosis ein Verbrechen, und ist es noch heute in den Morgenländern; dagegen war und ist die Vielweiberei erlaubt, während bei uns von Allem das Gegentheil gilt. So ist denn gewiß, daß man nicht überall auf Erden auf die gleiche Art tugendhaft oder Sünder sein kann; daß unsere Tugend immerdar von Zeiten und Landessitten abhängig ist; daß Gott nicht auf *menschliche Einrichtungen* sieht, wenn er uns richtet; daß man darum, indem man gegen menschliche Einrichtungen fehlt, sich noch nicht gegen Gott selbst vergangen hat, und, wenn man der bürgerlichen Strafe zu entrinnen weiß, daher keine Strafe des Himmels zu befürchten hat.

Diese Art, den Werth der menschlichen Handlungen zu beurtheilen, ist leider gei-

wöhnlicher, als man glaubt, und eine Frucht, nicht des tiefen, wahrheitsuchenden Forschers, sondern der oberflächlichen Ansicht der Dinge. Sie verwirrt den ungeübten Verstand durch Trugschlüsse und den Schein der Beispiele und durch die Verwechselung der innern geistigen Handlung mit der äussern. Sie besticht das Herz durch eine scheinbare Rechtfertigung der eigenen, unreinen Lüste, und möchte ihm den Glauben an die Wahrheit und Reinheit der Tugend entreissen, um desto vorwurfsfreier den Lastern zu huldigen.

Allerdings ist es wahr, daß die bürgerlicher und kirchlichen Gesetze unter den verschiedenen Völkern, so wie deren Gebräuche und Sitten, verschieden sind: daß bei den einen erlaubt sein kann, was bei den andern Unrecht heißt und ist. Diese Mannigfaltigkeit der Einrichtungen hängt zum Theil von der größern oder geringern Geistesbildung der Nationen ab; zum Theil von Gewohnheiten, die den Völkern darum theuer sind, weil sie einem hohen Alterthume entstammen; zum Theil vom Einflusse des kältern und wärmern Himmelsstriches auf die Bedürfnisse der Menschen und ihre besondere Gemüthsart. Wenn aber auch auf diese Weise einzelne Handlungen in Rücksicht ihrer Erlaubtheit von Zeiten und Landessitten abhängen: so ist und bleibt doch die Tugend selbst von ihnen unabhängig.

Denn in keinerlei Volk wird man denjenigen tugendhaft heißen, der nur das Erlaubte thut. Wer seine Aeltern und Freunde nicht mordet, wer seine Nachbarn nicht ihres Eigenthums beraubt, wer den Befehlen der Obrigkeit gehorcht, thut zwar recht, weil er nichts Unerlaubtes thut, aber von der Tugend kann er noch weit entfernt sein. Der Dieb im Kerker, wo er nicht stiehlt, ist deswegen kein Wohlthäter der Menschheit. Wer das nach Landessitten und Gesetzen Verbotene thut, begeht ein Unrecht. Insofern er es geflissentlich und aus selbstsüchtigen Absichten begeht, wird es Sünde. Denn obgleich dieselbe Handlung in andern Ländern und Kirchen erlaubt sein mag, ist doch in allen Ländern und Kirchen und bei den rohesten wie bei den gebildetsten Völkern Sünde: den bestehenden Obrigkeiten und Ordnungen den Gehorsam zu verweigern. Jedem Sterblichen sagt sein Gewissen, daß er fehle, wenn er die zum Glück der menschlichen Gesellschaft eingeführten Ordnungen zerstört. Mag in diesen Ordnungen immerhin Willkührlichkeit herrschen; aber die Ehrfurcht vor dem Gesetze, unter welchem wir stehen, ist unwillkührlich nothwendig, von der Vernunft geboten, von Gott geheißen. Wenn dem Morgenländer sein Gesetz gebietet, den Wein zu meiden, und er trinkt denselben, und verachtet das Gesetz, weil es nicht Gottes, sondern Menschenwerk war: der sündigt, und ist in seinem Gewissen strafbar, nicht weil der Wein an sich etwas Unreines ist, sondern weil er das Gesetz verletzt, und die Vorschrift seines Glaubens abwirft. Denn wer darum Gesetze verhöhnt, weil sie Menschenwerk sind, wird endlich nichts Heiliges mehr anerkennen, und vor keiner Ordnung Scheu empfinden. Wenn die Satzungen der Kirche in einigen Gegenden den Genuß der Fleischspeisen an gewissen Tagen untersagt haben, und der, welcher sich öffentlich zu dieser Kirche bekennt, dennoch das Fleisch genießt, weil das Verbot Menschenwerk sei, der sündigt, und ist in seinem Gewissen strafbar, nicht weil das Fleischessen an sich sündlich ist, sondern weil er sich gegen das Gesetz der Kirche empört, welcher er anzugehören sich bekennt. Er ist ein Abtrünniger. Seine Handlung geschehe nun öffentlich oder geheim, — Gott kennt sie. Nicht das Essen, sondern der treulose Sinn, in welchem er aß, macht ihn zum Sünder.

Es ist möglich, daß etwas unter gewissen Umständen nützlich und unter andern schädlich sein kann. Aber die Tugend hängt nicht von den Umständen ab, wie das Nützliche. Das Nützliche ist nicht immer die Tugend. Sonst müßte ich den Betrüger edelmüthig heißen, weil er sich selbst nützlich zu sein strebt; oder den Verschwender tugendhaft nennen, weil sein Verschwenden Andern nützt. Die That heiligt nicht den Sinn, sondern der Sinn, die Tugend, heiligt die That. Die gleiche Handlung kann Wirkung des Edelmuths und der Niederträchtigkeit sein, je nachdem der Sinn der Menschen dabei verschieden ist, welche sie ausüben. Zwei Menschen unterstützen mit gleichen Geldsummen eine arme Familie, der Eine, um sie aus der Tiefe ihres Elendes zu ziehen, der Andere, um eins ihrer Glieder zur einer Schändlichkeit zu bestechen. Waren beide in der gleichen That gleich tugendhaft?

Und so verschieden auch in den Ländern der Erde die Sitten, Gebräuche und Ordnungen der Menschen sein mögen: überall wohnt doch ein tiefes Gefühl und Ahnen dessen, was recht, erhaben und tugendhaft ist. Und dies Bewußtsein des Rechts und der Tugend selbst ist meistens erst die Grundlage von den mannigfaltigen Gesetzen und Sitten und Uebungen. Dieser Sinn für Tugend ist gleichen Alters und gleichen Ursprungs mit dem Glauben an Gott. Es mögen Gewohnheit und Himmelsstrich eine verschiedene Bekleidungsart der Völker einführen und rechtfertigen, hier eine gänzliche Verhüllung der Gestalt, dort eine halbe Nacktheit gebieten: aber das edle Gefühl der Schamhaftigkeit ist Allen angeboren. Du findest dasselbe bei den wildesten Nationen. Eidschwur und die Art, wie Versprechungen geleistet werden, um rechtliche Verbindlichkeit zu erhalten, mögen bei allen Nationen von einander abweichend sein, so daß bei der einen uns keineswegs bindet, was bei der andern verpflichtend ist: aber das Pflichtgefühl der Treue und Ehrlichkeit findest du dennoch bei allen gleich lebhaft; du findest es selbst tief in der Brust derer, die sich ein Verdienst daraus machen möchten, Treue und Glauben zu verspotten.

Denn der Menschengeist ist etwas Anderes, als das Spiel des Irdischen. Seine innere Gesetzgebung ist unwandelbar, so wie er selbst unsterblich ist; während im veränderlichen Irdischen, in der bürgerlichen Welt, Sitten, Umgebungen und Einrichtungen mit den Zeiten wechseln mögen. Er hat, mit dem Glauben an eine ewige Gottheit, zugleich das Streben nach dem Göttlichen, die Sehnsucht nach dem Vollkommensten empfangen, und alle Künstelei und alle Trugweisheit entreißt ihm diesen Glauben, diese Sehnsucht nicht. Und wie er nach dem höhern und geringern Vollkommenern ringt, wird ihm der Unwerth des Irdischen immer fühlbarer. Wo Liebe des Göttlichen wohnt, und Sehnsucht, göttlicher zu werden, da kann keine Handlung gefallen, die nicht aus dieser Liebe quillt, sondern eine Wirkung bloßer Klugheit, oder gemeinen Eigennutzes, oder schnöder Ehrsucht, oder anderer thierischen Triebe ist. — Und dies Streben und dieser Sinn ist die Tugend! — Und dies Streben, dieser Sinn ist in der gesammten Menschheit des Erdbodens alt, wie die Menschheit. Und in diesem Geiste sprach Jesus Christus das hohe Wort wider die Klügler, welche den Glauben an die Tugend zerstören wollen: Ich nehme nicht Ehre von den Menschen, aber ich kenne euch, daß ihr nicht Gottes Liebe in euch habet.

Nie, nie mache mich der Witz falscher Weisheit, die Ueberredungskraft leichtsinniger Leidenschaft abtrünnig von Dir, o Jesus, abtrünnig von dem erhabenen Ziel der Geisterwelt, abtrünnig von mir selbst, dem heiligen Gesetze, das in mir lebt! Nie soll mir die Welt den Glauben an die Wahrheit und Einheit der Tugend rauben, und der stete Wechsel dessen, was vom Irdischen stammt, soll mich nicht irre machen an der Unwandelbarkeit alles Göttlichen, was, vom Ewigen stammend, dessen Natur trägt. Und würden mich jemals in unbewachten Augenblicken meine Sinne verwirren, meinen Glauben erschüttern, meine tiefsten Ueberzeugungen verdunkeln: ich werde auf Dich blicken, heiliges Urbild menschlicher Vollendung, und meine Kraft soll sich an Dir wieder aufrichten. Amen.

XLIII.

Des Heuchlers Leben.

1 Joh. 3, 18.

O Du, der Wahrheit Quell, du Licht
Ohn' alle Finsternisse!
Nichts ist, was eine Zunge spricht,
Das, Gott, Dein Geist nicht wisse.
Zu jeder Zeit, an jedem Ort,
Hörst Du, Allhörer, jedes Wort
Des Redlichen und Heuchlers.

An's helle Mittagslicht hervor
Bringst Du der Zunge Sünden;
Die Falschheit bricht wie mürbes Rohr,
Und wird den Rächer finden.
Der Gleißner lächle immerhin,
Er findet die Verrätherin,
Er findet eine Zukunft!

Rein sei denn meines Herzens Grund
Vor Dir in heller Klarheit;
Und jedes Wort aus meinem Mund
Und jeder Blick voll Wahrheit.
Wozu mehr scheinen denn, als sein?
Ich will nur, was ich sein kann, sein;
Nur so gibt Gott mir Gnade!

Wie wenig kann man sich doch auf die Menschen verlassen! Wie oft wird man selbst von denen getäuscht und betrogen, auf deren Worte man sich am sichersten

stützen zu dürfen glaubte! Wo man Güte erwartete, war es nur kalte Höflichkeit; wo man Freundschaft vermuthete, war es nur Eigennutz; wo man Liebe wähnte, war es nur Gefallsucht und Eitelkeit; wo man Selbstaufopferung für eine gute Sache zu sehen glaubte, war es nur heimlicher Stolz und kluger Ehrgeiz; wo man Unschuld sah, war es nur noch der von bessern Tagen her gehaltene Schein derselben! — O wohin sind Wahrheit und Aufrichtigkeit entflohen! Wie verderbt muß der größere Theil der Sterblichen sein, daß sie es nicht mehr wagen, in ihrer eigenthümlichen Gestalt aufzutreten!

Diese Klage wird oft geführt, und oft mit Recht! Es entsteht daraus bei Vielen ein trauriges Mißtrauen gegen alle Menschen, auch gegen die wirklich guten. Es entsteht daraus ein Argwohn gegen jede That, die von Andern gerühmt wird. Man gewöhnt sich, von Allem immer das Schlechteste zu vermuthen. Man verliert den Glauben an Tugend und Menschheit, und hat damit den schönsten Theil des Erdenglücks verloren. Denn welch ein elendes Loos ist es doch, sich von Menschen umringt zu sehen, oder umringt zu glauben, in denen das Gute erloschen ist, und die uns nie ihre wahre Person, sondern eine erkünstelte zeigen! Was ist das Leben, wenn es uns nicht das Glück der vollen Freundschaft gewährt? wenn es uns zwischen Fremdlinge hinstellt, die sich uns nie anders als mit schlau verhehltem Eigennutz, mit Betrug und Heimtücke nahen?

Aber du, der du also klagst, prüfe dich ebenfalls, ob du nicht in deinem Leben schon vielfältig zu der Klage Anlaß gegeben, die du jetzt gegen Andere führst. Sei aufrichtig gegen dich selbst und gestehe: Bist du immer und gegen Jeden so wahr und recht, als du von Jedem verlangst, daß er gegen dich sein sollte? Hast du niemals Ursache gehabt, dich wegen eines begangenen Fehlers, den du gern verheimlicht hättest, öffentlich besser zu stellen, als du warst? Hast du niemals, um bei Diesem oder Jenem dich einzuschmeicheln, oder deine Absichten zu erreichen, schönere Worte ausgestreut, als es dir Ernst damit gewesen ist? Hast du niemals in frohen Aufwallungen Freundschaften gesucht, Freundschaften geschlossen, die dir in spätern Zeiten und bei allerlei veränderten Umständen gleichgültig oder gar lästig geworden sind? Hast du nicht selbst auf diese Art manches Herz getäuscht, das, dir vertrauend, endlich irre an dir geworden?

Siehe, wie du, so sind andere Menschen. Und welche du verachtest oder anklagst, sind oft nicht böser, als du selbst sein magst, so sehr sich auch in diesem Augenblicke deine Eigenliebe dagegen sträube.

Bei dem allen aber bleibt die Klage gegründet, daß die Heuchelei und Gleißnerei, mit der ein Mensch dem andern naht, Ursache an der Verbitterung unserer edelsten Lebensstunden wird, und zuletzt einen Ueberdruß und Ekel an der Welt und den Menschen erzeugen kann. Daher ermahnte Jesus, der große, göttliche Weltbeglücker, seine Nachfolger so ernst zur Wahrhaftigkeit in Worten und Thaten, und daß sie in Allem den todten Schein vermeiden sollten. Daher bat Johannes seine Freunde so innig und rührend: Meine Kindlein, lasset uns nicht lieben mit Worten, noch mit der Zunge, sondern mit der That und mit der Wahrheit. 1 Joh. 3, 18.

Das große Uebel der allgemeinen Gleißnerei und Verstellungskunst unter den Menschen ist vorzüglich daher entstanden, daß man die Menschen von Jugend an gewöhnt hatte, die Klugheit höher als die Tugend zu schätzen. So wird der Mensch mehr schlau und listig, als tugendhaft. So findet er endlich in seiner vielgeübten Klugheit Hilfsmittel, thierischen Sinn, lasterhafte Begierden mit dem Scheine des Anständigen und Rechtlichen zu verbinden; im Verborgenen wie ein eigennütziger Bösewicht zu schwelgen, und öffentlich wie ein Edler zu sprechen und zu handeln; Andere zu täuschen wie sich selbst.

Es fehlt den Sterblichen nicht an Liebe und Hochachtung der Tugend — der größte aller Verbrecher ehrt sie; es gehört ein Wahnsinn dazu, das, was vollkommen ist, zu hassen —, aber es fehlt den Sterblichen an Muth, sich selbst, ihre thierischen Eingebungen, ihre Leidenschaften, welche die Sinne kitzeln, zu überwinden, um tugendhaft zu sein. Daher sind sie böse, schwach, fehlerhaft; und doch wollen sie nicht auf die öffentliche Hochachtung Verzicht thun, die dem edeln und guten Menschen gezollt zu werden pflegt. Sie hüllen sich in den

Mantel der Demuth, um desto sicherer ihren stolzen Ehrgeiz zu verbergen; sie hüllen sich in den Schleier der Unschuld und Reinigkeit, aber umarmen die Feindin derselben, die Wollust. Sie heulen über die Hartherzigkeit der Menschen, aber sie leihen wuchernd ihr Geld auf schwere Zinse, und wo ein gemeinnütziges Werk zu thun ist, stehen sie bescheiden von fern, und entziehen sich, wenn sie es irgend mit Anstand können.

So gewöhnen sie sich, in ihrer niedrigen Denkart zuletzt verloren und verhärtet, mit dem Schein vorlieb zu nehmen, und im Stillen dasjenige zu denken und zu thun, was ihren Lüsten am meisten entspricht. Sie werden Heuchler und Gleißner, übertünchte Gräber, wie Jesus sie nennt, der erhabene Menschenkenner. Matth. 23, 27.

Daher soll es uns nicht wundern, daß so Viele über die Leiden des Lebens klagen, daß so Wenige mit der Welt zufrieden und in sich selbst wahrhaft glücklich sind! Die Unglücklichen, sie heucheln den Schein der Gesundheit, während sie sich im Stillen mit ihren Lastern vergiften, und zuletzt elend unterliegen. Wahrlich, die meisten von denen, welche das Leben anklagen, klagen sich nur selbst an — ein geheimer Wurm nagt an ihrem Herzen — sie sind nicht, was sie scheinen, sie sind nicht, was sie nach Jesu, des Menschenbeseligers, erhabener Lehre sein sollen — aber sie scheuen sich, dies zu bekennen, aus Furcht, verachtet zu werden und hintennach nicht einmal Mitleid zu finden.

Warum üben sich die meisten Menschen in der sogenannten Kunst der Verstellung? — Aus Klugheit. Aber welche Klugheit ist es, sich selbst das Leben zu verbittern? Welche Klugheit ist es, Flecken der Seele zu beschönigen, statt zu vertilgen; Eiterbeulen am Leibe zu ummänteln, statt zu heilen? Welche Klugheit ist es, so schlecht zu sein, daß man sich, ohne zu zittern, nicht in seiner Wahrheit zeigen darf, und gezwungen ist, durch sein ganzes Dasein bis zum Grabe immer ein Anderer zu scheinen, als der man wirklich ist? — Der Heuchler, auch wenn er nicht von der bösesten Art ist, gleicht allezeit einem Mörder, der sich flüchtig hinter Gebüsche versteckt, um nicht verrathen zu werden. Welchen elenden Genuß hat er von seiner elenden Rolle, die er spielt? Den einzigen Triumph, daß er für einige Monate oder Jahre einige gutmüthige Leute überlisten kann. Ist dies zuletzt der Mühe werth, daß er sich damit manche Stunde von Sorge und Verlegenheit erkauft, daß er sich der Gefahr preisgibt, ganz unvermuthet einmal entlarvt und beschämt dazustehen? Wohin ist alsdann sein Triumph über die Betrogenen und Getäuschten? Sie wenden sich mit öffentlicher Verachtung von ihm ab; er aber behält den Dorn im Gewissen.

Was ist das Leben des Heuchlers? Ein lebenslänglicher Widerspruch mit sich selbst. Er ist ein Schauspieler, den man öffentlich nie in seiner wahren Gestalt und Denkart, sondern in einer künstlich angenommenen Rolle das vorstellen sieht, was er nicht ist; eine falsche Münze, in sich ohne Werth, die durch äusseres Gepräge den Unerfahrnen oder Gutmüthigen täuscht. Er ist sich selbst am verächtlichsten in Stunden ernsten Nachdenkens, weil er sich selbst am besten kennt.

Nur das Bewußtsein überlegener Klugheit, mit welcher er die Menschen behandelt, mit welcher er seine Fehler bedeckt, oder Eigenschaften und Tugenden glänzen läßt, die ihm in der That nicht gehören, nur dies Bewußtsein hält ihn aufrecht und tröstet ihn, die falsche Rolle zu spielen. Er beurtheilt die Menschen selten von der Seite ihres Herzens, sondern nur nach ihrem Verstande, nach ihrem Scharfblick; wie der Gaukelspieler, dessen Ansehen verloren ist, wenn Jemand scharfsinnig genug ist, seine Kunststücke zu enträthseln. Er steht daher immerdar gegen die Welt wie in einer feindlichen Stellung, lauschend, horchend, Maasregeln nehmend, theils sich nicht zu verrathen, theils seine Anschläge fortzusetzen. Sein ganzes Leben ist eine anhaltende Arbeit für ein Nichts. Er würde auch ohne diese Anstrengungen, Umtriebe, Schmeicheleien, Versprechungen, Scheinhandlungen, Unwahrheiten, und welchen Namen das Gewebe seiner Vorstellungen führen mag, glücklich gewesen sein, und durch wahres inneres Verdienst endlich sein Ziel erreicht haben, und mit größerer Sicherheit. Aber er wählte anders, und wählte Sorge, Unruhe, Verdrießlichkeiten, Beschämungen, Verachtung vor sich selbst.

Denn was der Mensch auch thue, sobald er einmal, wäre es auch nur in Kleinigkeiten, aufhört wahrhaft zu sein: er wird

von dem Augenblick an, da er eine Larve vornimmt, in beständiger Bewegung sein, diese Larve nicht zu verlieren. Er wird nun trachten, Herr und Meister seiner Worte, seiner Blicke, seiner Geberden zu werden; er wird sein Gedächtniß foltern und fragen, um nirgends in einen verdächtigen Widerspruch mit sich selbst zu gerathen, und wird es zuletzt doch nicht hindern können, daß seine Gleißnerei entdeckt, sein Betrug, ihm zum Verderben, laut werde. Denn was ist in der Welt Geheimes verübt worden, das nicht durch das wunderbarste Zusammentreffen der Umstände endlich an das Tageslicht gezogen worden wäre?

O wie unsägliche und dennoch vergebliche Mühe gibt sich der Mensch, um ungestraft schlecht sein zu können! Mit der Hälfte dieser Anstrengungen, Aufopferungen und Selbstbeobachtungen hättest du edel, tugendhaft, geachtet und glücklich sein können! Wo ist deine Klugheit, an der du so großes Wohlgefallen hast? Verdient sie nicht den Namen der größten und für dich verdrießlichsten Thorheit?

Was der Mensch auch thue, und so fein er es auch anstelle, seine schlechten Gesinnungen den Leuten hinter einer schönen Larve der Unschuld, Redlichkeit, Güte zu verbergen: er kann es nicht verhindern, daß er nicht bald hie, bald dort, mit seiner Zweizüngigkeit, mit seiner Prahlsucht, mit seiner vorgeblichen Tugend, mit seinem angenommenen Schein in Verlegenheiten komme. Und ein einziger Augenblick der Angst und Beschämung, ist er denn der Kunst und Arbeit vieler Tage werth? Er kann es nicht verhindern, daß nicht bald heute, bald morgen die Furcht sein Herz beschleiche, entdeckt, entlarvt zu werden; denn er kann es sich nicht verhehlen, daß er nicht Meister ist über die Verhängnisse, welche wir Zufälle heißen. Er weiß es, die Nacht verhehlt kein Geheimniß, und verräth das unter ihrem Schutz begangene Verbrechen dem Sonnenlichte. Er weiß es, der Strom speit den Leichnam des Ermordeten wieder ans Ufer aus, daß ihn die Menschen sehen; und die Hand eines Kindes reißt das Siegel von tiefverborgenen Sachen, von denen der Witz des Richters nichts geahnt hatte. Wie, ist denn diese Unruhe ein Glück, diese bange Besorgniß eine Seligkeit, der wir einen guten Theil unserer Lebensstunden und Lebensfreuden hinwerfen sollten zum Opfer? — Du willst edel und gut scheinen; warum willst du es nicht lieber sein? Du fühlst es, man kann nicht zwei Herren dienen, nicht dem Himmel und der Hölle zugleich: warum zitterst du, das bessere Theil zu wählen?

Die Furcht der Gleißnerei ist ein freudenloses Leben, und was durch sie gewonnen wird, ist doch nur ein unverdienter Raub, wie alles, was durch Betrug erbeutet wird. Aber das Betrübteste für den Gleißner ist, daß er nicht das hohe Glück genießt, das nur dem Wahrhaften zu Theil wird, dem man von Herzen vertrauen kann — das Glück der Freundschaft. Er mag es in der Kunst der Arglistigkeit und Verstellung noch so weit gebracht haben: es gibt ein Etwas in ihm, das sich nicht verstellen kann; dies ist der Ernst des Gewissens. Er lächle immerhin: aus seinem Geiste spricht noch ein anderer Geist und macht seinen Blick zweideutig. Er schwöre immerhin: das Gewissen gibt unmerklich seiner Stimme, seinem Tone eine Eigenheit, die das Falsche darin hervorstechen läßt. Wenn dich endlich Niemand verrathen mag, sei gewiß, du wirst unwillkührlich an dir selbst zum Verräther.

Daher kommt es, daß man dein Lächeln und Schönthun scheut, und auf deine Worte ungern baut; daher, daß dir im Herzen Niemand weiter traut, als man dich mit Augen sieht; daher, daß die meisten Menschen vor dir in einer gewissen Zurückgezogenheit stehen und dich und deine Wege gern beobachten. Und die erste, die kleinste zweideutige Handlung, auf der du ertappt wirst, ist groß genug, dir das Zutrauen deiner Bekannten und Nachbarn auf lange Zeit, vielleicht auf immer, zu rauben.

Siehe, das ist die Frucht deiner Feinheit, deiner vermeinten Lebensklugheit, daß du einsam durchs Leben gehst in deiner Doppelgestalt, und kein reines, gutes Herz sich innig an dein einiges schließen will. Du wandelst ohne Freund! Dein Reichthum kann dir Schmeichler anlocken, die dich täuschen, wie du Andere täuschest; deine Kenntnisse und Geschicklichkeiten können dir Achtung und Gönner gewinnen; deine Ehrenstellen können dir äusserliche Ehrerbietigkeits-Bezeugungen verschaffen, während man dich im Herzen verachtet — aber innige, treue Liebe deiner Mitbürger,

festes Vertrauen deiner Bekannten, gänzliche arglose Hingebung eines Herzens an das deinige, hoffe nicht mehr. Du hast dich selbst verurtheilt, ohne Freund zu sein.

Oder was soll man an Dir lieben, du, der du nicht bist, was du scheinst? Dein Selbst? Wahrlich, was du Ursache hast zu verbergen, kann nicht liebenswürdig sein, und was du zeigest im Umgang und öffentlich, das bist du nicht selbst, sondern ist eine entlehnte Maske. Versuche es, wirf sie ab und erscheine der Welt in deiner niedrigen Denkart, die du so schlau zu verbergen bemüht bist, und höre die Richterstimme der Welt über dich! Aber die Richterstimme Gottes wirst du hören. Du hast sie schon gehört. Sie ertönte dir in der Stimme deines Gewissens, wenn sie bei manchen deiner Handlungen sprach: das ist unrecht! das ist schlecht! das ist ehrlos!

Wer sollte dich lieben, dich ehren, Heuchler, wenn du plötzlich dastehen würdest in deiner ganzen Verworfenheit? wenn man dich erblickte, wie du auf ungerechten Wegen dir fremdes Gut zueigneest; wie du, Ehrsüchtiger, von deiner Leidenschaft geblendet, neidisch den Ruhm Anderer schmälerst, und auf Schleichpfaden um die Gunst derer buhlst, die du nicht durch deine wahren Verdienste für dich gewinnen kannst; wie du, Wollüstling, im Geheimen Unzucht treibst und nach Verführung lechzest; wie du, Rachsüchtiger, mit feiger Hinterlist deinen Nebenmenschen ein Verderben bereitest, das früher oder später wieder dein eigenes werden muß; wie du, Geiziger, gern betest und fastest, Wohlthätigkeit und Barmherzigkeit predigest, aber mit Anstand Wittwen und Waisen zu bedrängen dich nicht schämst; wie du, Stolzer, gern prahlest und glänzest, während es dir am Nothdürftigen gebricht, und du dich, auch vielleicht die Deinigen, durch deine Eitelkeit in Armuth stürzest! Wer könnte dich lieben, wer dir vertrauen?

Das aber ist im menschlichen Leben ein gewöhnlicher Fall, daß man denjenigen, der irgend einmal als Heuchler im zweideutigen Lichte erschien, noch für weit schlimmer hält, als er wirklich ist. Er leidet also doppelte Strafe. Man vertraut ihm auch dann nicht, wenn er Glauben verdient; man hält auch diejenigen Eigenschaften, die wirklich lobenswürdig wären, an ihm nicht für ächt, sondern für erkünstelt, weil man nicht weiß, wie weit sich seine Kunst erstreckt, Andere zu blenden. Man vermuthet auch da von ihm Hinterlist und böse Absicht, wo er es mit vollem Ernst redlich meinen möchte, und schiebt seinen aus voller Ueberzeugung des Guten geschehenen Handlungen irgend einen unlautern Zweck unter.

So ist des Heuchlers Loos, so sein Leben! Er hofft mit Klugheit Alles zu überwinden; aber die Welt und die Umstände sind wahrlich mächtiger als er, und übermannen ihn. Er ist zuletzt der am schlimmsten Betrogene, und erst aus den bittern Folgen seines Benehmens erkennt er, daß er mit Unklugheit handelte.

Sei wahrhaft und rein! Thue recht und scheue Niemand! Sei, was du scheinen willst, aber scheine nicht mehr, nicht besser, als du in der That bist. Sei freundlich im Sinn, wie im Blick; rechtlich und bieder im Herzen, wie in deinen Worten; keusch im Gemüth, wie in deiner Gebehrde! Dies ist die wahre, die sichere, die wirklich beglückende Lebensklugheit, die niemals untersinken läßt. Es ist die Klugheit, welche Jesus empfiehlt, Gott, der Herzenskundige, nicht verwirft.

Ich weiß, mein Gott, daß Du mein Herz prüfest, und Aufrichtigkeit ist Dir angenehm! 1 Chron. 30, 17. So betete einst David; so will ich beten, und des Allwissenden immerdar gedenken, vor welchem alle menschliche Kunst und Klugheit zu Schanden wird. Ich weiß, mein Gott, daß Du das Herz prüfest — daß Du das Herz richtest, auch wenn Menschen es nicht prüfen, nicht richten können. Und blicke denn Du, Allerforscher, den Niemand täuschet, auch auf den Grund meines Herzens! Ach, nicht daß ich mich rühmen könnte vor Dir — Du weißt es am besten, wie oft ich vor Dir fehle. Aber im heiligen Gedanken an Dich werde ich strenger gegen mich selbst, gewinne ich Kraft, das Böse, was in mir wohnt, zu besiegen! Ich will es dahin bringen, daß ich heitern Muthes vor den Menschen und vor Dir, Richter der Gedanken und Empfindungen, stehen darf.

XLIV.

Des Sünders Triumph.

Luk. 16, 19 — 31.

Wie sollt' ich darum Unrecht thun,
Weil der Verbrecher Strafen
Hier oft, wie ferne Wetter, ruhn,
Hier nicht ihr Haupt schon strafen?
Gott, immer bleibest Du gerecht,
Darum erinn're sich Dein Knecht,
Daß er der Sünde zittre.

Herr, diese Furcht ergreife mich,
Wenn mich Begierde locket,
Eh' meine Seele sorglos sich
Verschlimmert und verstocket.
In Deinem Lichte, wo Du thronst,
Entdeckst Du künftig und belohnst
Und krönst Du gute Thaten.

Er schwelgt — der Gottvergessene! — Er schwelgt in den Freuden, welche er mit dem Jammer manches Betrogenen erkaufte; spottet der Unschuld; nennt die Tugend eine ehrliche Thorheit, die Religion ein Gängelband des blinden Volks; sieht hohnlachend nieder auf die, welche ihm wie gute Engel nahen und ihn warnen; wählt sich Herzen ohne Grundsätze, ohne Treue zu Freunden des seinigen, und schaut mit siegerischem Blick von der Höhe seiner Herrlichkeit umher, und fragt: Ist auch ein Gott?

Er schwelgt schadenfroh von der Beute seiner Laster, wie der unbestrafte Wolf im Blute des zerrissenen Lammes; Keiner wagt ihn zu stören. Er ist zu mächtig, um den strafenden Blick des Gerechten zu fürchten; zu arglistig, um der Schlauheit der Bösen nicht auszuweichen; zu klug, um nicht mitten in den Werken seiner Abscheulichkeit das Aeusserliche des guten Anstandes und feiner Sitten zu beobachten. Die Sünde bestreut ihm den Pfad des Lebens mit Rosen, und die böse Lust verbreitet ein frohes Gefühl durch seine Brust. Er erreicht, was er will, und es bleibt seinen Wünschen kaum etwas übrig, als beständige Dauer des Genusses.

Er schwelgt und sündigt; seine einzige Tugend heißt Klugheit, seine einzige Herzensgüte Lebensart, sein einziges Verdienst Reichthum. Ihm fallen neue Güter zu, und was er unternimmt, gedeiht, als beeifere sich selbst der Himmel, die Bosheit zu segnen. Menschen umringen ihn mit Ehrenbezeugungen. Ich sehe mit Erstaunen das Laster vergöttert, und die Tugend verspottet im Staube und Finstern wandeln, wie ein Verbrechen. Wie? Schläft die Vergeltung? Ist kein Richter über den Sternen? Ist die Erde das Paradies des Lasters, ist sie die Hölle des Gerechten?

Er schwelgt, und unter beglückten Gräueln wird endlich sein Haar grau. Man umringt das furchtbare Ungeheuer mit scheuer Ehrfurcht. Seine Stunde aber schlägt. Er stirbt ohne Reue, wie er ohne Gewissen lebte. Er entschlummert süß auf seinem weichen Kissen, wie der Gerechten einer. Feierlichkeiten umringen seinen Sarg, Marmorsäulen bedecken sein Grab. Zwar wird der Mund der Wahrheit schon zwischen dem Todtenprunke laut; zwar rauschen die Flüche der Welt an seinen Marmorsäulen vorüber; zwar steht sein Andenken im Gedächtniß aller Ueberlebenden ruchlos da. Aber der Tod hat sein Auge geschlossen. Der glückliche Bösewicht sieht den Abscheu der Welt nicht mehr; der Tod hat sein Ohr verschlossen; die Vorwürfe der Wahrheit dringen nicht in die Tiefe des Grabes zu ihm, und den Flüchen der Welt ist entwichen, er vernimmt sie nicht.

Wie wird mir? Sollte ich nicht irre werden an der ewigen Weltordnung, welche nur den Tugenden die Palme des Sieges verheißen hat, während sich das freche und schlaue Laster damit schmückt?

Ich kann es mir nicht verbergen: oft, sehr oft erschüttert mich das unbegreifliche Schicksal der Menschen, welches durchaus nicht immer mit ihren Tugenden und Lastern in einem vergeltenden Verhältnisse steht. Und doch glaube ich an eine Tugend, die der Himmel liebt, und an das unausweichliche Verderben, welches den Thaten des Bösewichts auf den Fersen folgt.

Sehet da den frechen Betrüger, der mit schamloser Stirne den Biedermann heuchelt, und Wittwen und Waisen um ihr heiliges Eigenthum verkürzt; ganze Familien zum Fall bringt; den Blutsverwandten wie den Fremdling hintergeht; den Staat beraubt und die Obrigkeit verblendet; Vermögen auf Vermögen häuft, und sich ein Wohlleben damit erkauft, und es in heiterer, vorwurfsloser Ruhe bis an sein Ende genießt, als wäre dies alles die Frucht der edelsten Tugenden. Man spricht wohl: Unrecht Gut gedeihet nicht! Aber doch gedeihet es, wenn auch nicht immer, zuweilen sehr wohl. Es scheint nur dem

mißlingen zu sollen, der nicht eben so klug und schlau, als lasterhaft ist. Oft sind die bösen Folgen weniger die Wirkungen des Verbrechens selbst, als vielmehr einer unterlassenen Vorsichtigkeit des Verbrechers gewesen.

Wie ganz anders steht gegen den glücklichen Räuber fremden Gutes oft der ehrliche Mann! Er ist sparsam und thätig, aber dennoch bleibt er nicht selten arm und wenig geachtet. Man hilft ihm nicht, weil er nichts hat, weil er keine Gegendienste leisten kann. Denn leider ist meistens das menschliche Erbarmen eine listig rechnende Selbstsucht, welches da hilft, wo es zur Gegenhilfe Hoffnung hat, und der sich hartherzig entfernt, wo nichts mehr zu gewinnen ist. Warum hat die Tugend keinen Werth? Warum darbt der Rechtschaffene? Warum wird das Verdienst nicht ohne Rücksicht auf Geschlecht, Stand, Herkommen und Vermögen aus dem Staube hervorgezogen? Warum muß die Tugend hienieden so froh sein, wie Lazarus an der Thür des Reichen die Brosamen bettelnd aufzulesen, die von seiner schwelgerischen Tafel fallen?

Wer weiß nicht, wie oft schmeichelnde oder mächtige Fürsprachen, Kriechereien und Schlangenkünste des Ehrgeizigen ihn zu den höchsten Ehren und Würden in der menschlichen Gesellschaft emporführen, wo er mit seiner bösartigen Denkart nur verderben und schaden kann? Wer weiß nicht, wie oft die vortrefflichsten Geistesgaben und das reinste Herz in verächtlicher Dienstbarkeit schmachten, wo sie ungekannt, unbenutzt, unbelohnt vergehen?

Der Tugendhafte im Unglück, oft in der schwersten Verfolgung, nimmt die Trostgründe der Religion zu Hilfe, um sich über die endlose Reihe seiner irdischen Leiden zu beruhigen. Der beglückte Verbrecher lächelt, und spricht voll Hohns: Dieses Trostes bedarf ich nicht; gern will ich ihn demjenigen lassen, der ihn nöthig hat.

Wo bin ich? Welche Versuchungen meiner eigenen Standhaftigkeit im Guten! Welche schwere Prüfungen meines Glaubens an Vorsehung und Vergeltung und an den Werth der Tugend! Welche Widersprüche zwischen meinen innigsten und heiligsten Ueberzeugungen und meinen Erfahrungen in diesem Leben?

Sind wir nur hier, des Sünders Triumphe anzustaunen, und den Edeln zu bemitleiden, dem seine Geistesgaben zum Verbrechen gereichen; den seine Rechtschaffenheit zum Elende des Bettelstabes führt; den seine Keuschheit zum Gespött der frevelnden sittenlosen Menge macht; den seine Treue gegen Gott und Vaterland in die Verbannung verstößt; den seine Wahrheitsliebe in die Kerker schleppt; den seine Unschuld zum Blutgerüste hinaufführt?

Oder hat die Geschichte der Vorwelt, hat die Geschichte unserer Zeit nicht Beispiele genug von diesen harten Widersprüchen darzulegen?

Ich will mich beruhigen. Ernst will ich über die Ziele der Tugend und des Lasters nachdenken. Ich werde in diesem Irrgarten einen Ausweg finden; werde meine Zweifel auflösen können, die mich jetzt verwirren. Es ist nicht möglich, daß die Tugend unterliege, wiewohl sie oft der Bosheit zum Spott dient; es ist nicht möglich, daß das Laster siegreich triumphire, wiewohl es oft bis zum Ende seiner Laufbahn vergöttert wird. Nicht möglich ist es, oder alle Weisheit wäre Wahnsinn, alle Religion Irrthum, und der Allergerechteste, den uns Jesus offenbarte, nicht gerecht.

Und was ist denn der Zweck aller Tugend? — Was ist Tugend selbst?

Tugend nach Jesu Sinn ist eine Heiligung meines Geistes von jeder Sünde; eine Vermehrung meiner Kraft und Hoheit über die Anreizungen alles Irdischen; ein Streben, das, was in mir als Unsterbliches lebt, mit größern Kräften auszurüsten, es ähnlich zu machen der Gottheit, von der es stammt.

Wie der Säemann seinen Samen in die Erde senkt, daß er keime, gedeihe, und blühend hervorsteige, so senkte Gott in den Staub dieser Erde, in diesen Leib, den menschlichen Leib, auch den menschlichen Geist, einen Keim zu aller Vollkommenheit fähig, für ein ewiges Dasein und Blühen erkohren. Aber unser Geist hat auch das Vermögen freier Selbstthätigkeit. Durch diese muß er sich zur Vollkommenheit entwickeln. Verwahrloset er sie, so erstickt ihn der Boden, in den er ausgesäet war. Er bleibt unvollkommen und gering, und wird schlechter als er war,, da ihn Gottes Hand, als Keim für die Ewigkeit, aussäete.

Die höchste Selbstvervollkommnung des

Geistes, die größte Stärke und Kraft des Unsterblichen in uns, ist also das Ziel der Tugend. Das Ewige in uns lebt nur für das Ewige; das Geistige in uns für das Geistige. Darum sprach Christus: Sammelt euch Schätze im Himmel, da sie weder Motten noch Rost fressen. Matth. 6, 20.

So bin ich also tugendhaft um des in mir wohnenden ewigen Geistes willen, nicht für den gebrechlichen, hinfälligen, von mir belebten Theil Staubes willen, welchen ich meinen Leichnam nenne und in der Todesstunde abwerfe. So bin ich also tugendhaft, um ein stärkerer, heiligerer, erhabenerer Geist zu werden und zu sein, schon hier in der Erdenhülle, mehr noch in dem künftigen, vollkommenern Leben; aber ich bin nicht tugendhaft, um meinen Gaumen mit feinern Speisen zu laben, mein Auge an größern Ehrenbezeugungen zu weiden, mein Ohr mit süßern Schmeicheleien füllen zu lassen, oder meinen Leib mit kostbarern Gewändern zu bedecken, oder in prachtvollern Palästen zu betten.

Was mein irdisches Wohlergehen befördern könne, was den Wirkungskreis meiner Tugend auf Erden erweitern möge, dazu verlieh mir Gott die Kraft der Klugheit, wie er sie zu solchem Bedürfnisse mehr oder weniger auch jedem andern Thiere verliehen. Aber diese Klugheit soll immer den Gesetzen der Tugend unterworfen sein, und der Geist, der unsterbliche, über die Begierden des sinnlichen Leibes so hoch erhaben herrschen, wie das Ewige erhaben ist über das Vergängliche, und wie die Gottheit über den Staub.

Wenn nun der Christ vermöge seiner Tugend nicht nach dem Flittergold irdischer Vorzüge, sondern nach Veredlung und Verherrlichung seines zur Unsterblichkeit gebornen Geistes ringt: warum klaget ihr denn, daß er jene Paläste, jene Ehren, jene Reichthümer nicht besitzt, die ihr nicht begehret? Wo ist denn die Ungerechtigkeit des Himmels gegen ihn, über die ihr erstaunet, da er — wie einst Jesus der Göttliche selbst — verkannt, verhöhnt, arm, verfolgt, ja dem Tode preisgegeben wird? Was ihr Leiden nennt, sind ja nicht die Leiden seines Geistes, sondern Entbehrungen seines irdischen Körpers, der als ein fremder Stoff nur für wenige Zeit mit der unsterblichen Seele in einiger Verwandtschaft steht.

Worauf gründet sich denn der Triumph der Tugend? In dem zweideutigen Lobe des unwissenden großen Haufens der Menschen? In den Vorzügen, welche die bürgerliche Gesellschaft ihren Mitgliedern gibt? In den Goldstücken, welche unser Eigenthum auf Erden für ein paar Jahre sind? In den Kleidern, welche seltener sind, als die Kleider der Menge? — Mit nichten. Die Seele als Seele weiß von diesem Ziele nichts. Wer nur nach solchen Gütern dürstet, hat die Ewigkeit aus dem Blick verloren, und ist aus dem Kreise der unsterblichen Wesen in das Gebiet der Thiere eingetreten, welche für ihres Leibes Wohlsein athmen, und nichts Erhabeneres, Herrlicheres kennen.

Worauf gründet sich der Triumph der Tugend? Daß sie hienieden in ihrer ganzen Größe von den Sterblichen anerkannt werde? — Nein, diejenige Tugend ist die gottähnlichste und größte, welche gleich der Gottheit im Verborgenen wirkt. Ihr Triumph ist, das Ziel ihrer Bestimmung, die möglichste innere Kraft erreicht zu haben, durch welche sie höherer Glückseligkeit im Reiche der göttlichen Schöpfung fähig werden kann. Die Ewigkeit bleibt ihre Hoffnung, ihre Palme! — — O wer da meint, daß seine Tugend nicht belohnt ward durch irdisches Glück, der kennt die Tugend noch nicht; der war nicht tugendhaft; der wandte verkehrte Mittel an. Er wollte für das Höchste das Niedrigste kaufen, wollte Kieselsteine einkaufen gegen Perlen. Nein, irdisches Wohlsein steht mit der Tugend des Christen in keiner Verbindung; Erdenfreuden und Erdenleiden haben mit der Vollkommenheit meines unsterblichen Geistes keine Gemeinsamkeit; sie sind nie der Zweck eines gotterfüllten Gemüthes, sondern nur, je nachdem sie erscheinen, Mittel für dasselbe, seine Kraft und Thätigkeit nur auf mannigfaltige Weise zu üben und durch Uebung zu erhöhen.

Und welches ist des Sünders Triumph? Kein anderer, als der Triumph des Thieres, wenn es seine Nachstellungen, seine List, sein Lauern, sein Ausharren gelungen sieht, und endlich den erwünschten Raub in seinen Klauen gefangen hält.

Der Bösewicht ist ganz Thier, aber durch vorzüglichere Geistesgaben nur das furchtbarste, listigste, grausamste. Er lebt nur

für diese Welt; er will nur in dieser gelten, gewinnen, wohl sein — seine Begierden haben das Edlere in ihm schon erdrückt. Er ist unfähig, den Geist aus dem Druck sinnlicher Gelüste zur Freiheit zu erheben. Er ist Sklave seines Leibes, Sklave seines Gaumens, seines Auges, seines nach Schmeicheleien lüsternen Ohres, seines wollüstigen, geilen Wesens, das ihn beherrscht. Er hat nur Kenntnisse für das Irdische, um sich zu nähren, um brauchbar zu sein, und Gold zu gewinnen. Er hat keine Tugend, ahnet nichts von der Möglichkeit einer Selbstüberwindung. Er hat nur eine gewandtere Klugheit, um sich durch List, Lauern und Ausharren in den Besitz der Dinge zu setzen, nach denen er geizt. Alles Uebrige ist ihm gleichgültig. Er macht die Religionsgebräuche mit, wie die Kleidermoden, um nicht anstößig zu werden; er hilft zu gemeinnützigen Dingen durch Beiträge, thut alles Gute, wo es ihm nicht schwer wird, um sich vor der Welt einen guten Namen zu machen. Je mehr er die Menschen über seine wahre Denkungsart täuschen kann, je besser kann er im Verborgenen seinen Raub verfolgen.

Warum sollte es nicht möglich sein, daß ein solcher Mensch, dessen Trachten das Böse ist, und dessen Gutes eine Larve wird, hinter der er das Gefährliche seiner Gemüthsart versteckt, — warum sollte es nicht möglich sein, daß auch ein solcher sein Ziel, das er unablässig verfolgt, endlich erreicht? Warum nicht möglich, daß er mit seiner geübten Schlauheit Hohe und Niedere hintergeht, und ungerechte Schätze sammelt, mit denen er sich alle Wollüste des Lebens verschaffen kann? Warum nicht möglich, daß er sich den Ruf eines achtungswürdigen Mannes verschafft, während die getäuschte Menge nicht ahnt, wie er im Geheimen ein Verführer und Mörder der Unschuld, ein Ehebrecher, ein Verleumder, ein schadenfroher Rachsüchtiger, ein Betrüger der Armen, ein Verräther seiner Freunde ist? Warum sollte es nicht möglich sein, daß er endlich lebenssatt auf dem Raube, welchen er durch seine Sünden glücklich zusammenschleppte, den Geist aufgibt, so ruhig, wie der Tiger auf dem Aase, welches er um seine Höhle her angehäuft? Er lebte als Thier, er starb als Thier. Dies ist der ganze Triumph des Gottlosen! Und sollte ich ihn um diesen Triumph beneiden, den mein edlerer Geist verachtet? Ich könnte es nicht. Er hat sein Theil empfangen. Jeder ärntet, wie er gesäet. Sein vielfach geschmeichelter Leichnam modert im Grabe; wie bald ist ein Traum von zwanzig und vierzig Jahren verträumt! Aber dann — was ist aus seiner Seele geworden? Welche Schätze sammelte er seinem unsterblichen Wesen für das Unsterbliche? Soll ich den Triumph des Unglückseligen beneiden, der für die Ewigkeit eine erstickte, verdorbene Saat ward, und in dem Reiche der Geister, zu dem er seinem bessern Theile nach gehört, ein Nichts ist?

Oder sollte ich, weil er in der kurzen Zeit des Lebens seine Gelüste durch Bosheit stillt, irre werden an der göttlichen Gerechtigkeit, daß sie dem Sünder Alles wohl gelingen ließ? — daß ihr strafendes Schwert ihn nicht schon hienieden fand?

Nein, die Rathschlüsse der Gottheit verehre ich, als Christ, auch wenn sie mir dunkel sind. Wie kann das unmündige, unerfahrne Kind, welches noch der Erfahrung und des Unterrichts bedarf, die weisen Maasregeln der Aeltern beurtheilen, die zuweilen nicht ohne Grund die Vergehen des bösen Kindes ungestraft lassen?

Irre werden an Gottes Gerechtigkeit, weil der Sünder die Früchte seines irdischen Strebens ungestört gewinnt? Nein, und wenn das Strafschwert der Gottheit ihn auch nicht sichtbar vor meinen Augen trifft: wehe, es hat ihn dennoch schon getroffen! Der Gottlose richtet sich selbst! Er hat sein Besseres in sich getödtet; er hat seinen zur Ewigkeit geschaffenen Geist versäumt! Geblendet durch seine Gewohnheiten, betäubt von seinen Lastern, stirbt er ahnungslos dahin — denkt kaum der Ewigkeit, die seiner harrt. Aber entsetzlich wird sein Erwachen in einem neuen Dasein werden, wo er als eins der geringsten, elendesten Wesen dasteht, und tief unter den Stufen geistiger Seligkeit und Vollendung liegt, wie er sich selbst dazu verdammt hat.

Irre werden an der Gerechtigkeit Gottes, weil der Gottlose hienieden in aller Herrlichkeit triumphirt? Nimmermehr! Gott ist gerechter, als der Gerechteste unter den Menschenkindern, und doch bestrafen diese das Gedächtniß des früh oder spät entlarvten Bösewichts mit ihrem Fluche. Was ist denn dies flüchtige Leben? Ein vorüberwandelnder Schatten. Wie kurz ist doch

auch der längste Triumph des Gottlosen, und könnte er ihn auch ungestört feiern von seiner Wiege bis zum Sarge!

Und du, der die ewige Vergeltung murrend anklagt, daß sie dem Verächter der Ewigkeit, dem Spötter der Tugend nachsehe, und nicht schon vor den Augen der Welt ihn demüthige: erinnere dich, wie wenige derer sind, die auf Erden froh in Sünden schwelgen konnten bis an's Ende. Erinnere dich, daß ein einziger Augenblick oft plötzlich Alles umgestaltete, und den geheimen Wollüstling zum Abscheu des Landes, den frechen Betrüger zum flüchtigen Bettler machte; wie oft der Tirann auf dem Richtplatze starb, den er mit dem Blute der Unschuld färbte, und der Heimtückische in die Grube stürzte, die er Andern grub.

Kannst du auch in das finstere Herz des Verbrechers schauen, der scheinbar vor der Welt einer der Glücklichsten dasteht? Ist denn sein Gold, sein Ansehen, seine Würde ein Glück; oder muß dies Wohlsein nicht bei ihm, wie bei jedem andern Sterblichen, in den Empfindungen seiner Brust, in der harmlosen Ruhe seines Gemüthes gesucht werden? Wohl siehst du den Glanz der Krone, aber nicht die schweren Sorgen, welche darunter nisten; wohl siehst du dies köstliche Gewand um seinen Leib, aber nicht die Foltern eines stets bangen Gewissens. Das ganze Leben beglückt scheinender Gottlosen ist eine traurige Verkettung von Unruhen, Besorgnissen, Gewissensvorwürfen, die sich nicht stillen lassen. Es ist ein ewiges Schmachten nach einem bessern Zustande, ein unaufhörlicher innerer Krieg ihrer Gefühle. Sie werden nie ruhig, nie harmlos, und mitten in der Wollust erschreckt sie plötzlich das Gespenst eines längst vergessen geglaubten Verbrechens. O, laß dich nicht täuschen durch ihre scherzenden Einfälle, womit sie deinen Glauben irre machen; nicht täuschen durch ihre eigenen Lobreden auf das, was sie haben, was sie sind. Könntest du sie sehen in ihrer tiefsten Einsamkeit, wie da ihr Antlitz anders gestaltet ist, und statt des Lächelns der Verdruß, der Mißmuth, die Sorge, oft die erschlaffende Verzweiflung aus ihren Geberden spricht; könntest du sie sehen, wenn mit riesenhafter Gewalt sich der Gedanke des Todes ihrem bebenden Geiste kund thut, und die Möglichkeit einer Ewigkeit, einer Vergeltung, eines Richters über den Sternen hell wird; könntest du sie sehen, wie sie dann hilflos, ungebildet und verzagend nach einem bessern Loose greifen, und nun schnell durch Wohlthaten an Armen, durch Fasten, Beten, Kasteien, Kirchengehen den Himmel versöhnen wollen, den sie nicht kennen! Die Unglücklichen, sie sind so tief gesunken, daß sie sich einbilden, das allererhabenste Wesen mit äusserm Schein, mit hingeworfenen Allmosen, mit angstvoll hergestammelten Gebeten zu bestechen. Nein, ach nein, Gott hat sie nicht zum Elend verdammt; sie selbst haben ihren Geist zum Abgrund verdammt, als sie, von thierischer, irdischer Lust verschlungen, ihn durch Tugend zu veredeln damals unterliessen, als noch die Zeit war.

Ist das der Triumph des Bösen? Ist das die Strafloſigkeit des Sünders? Sollte ich ihn darum beneiden, oder an der Gerechtigkeit des Allgerechten verzweifeln?

O nein, wer fleischlich säet, der ärntet fleischlich. Wer im Geiste aussäet, der ärntet mit dem Geiste, spricht Dein heiliges Wort, Vater der Geister! Es soll mich nicht mehr befremden, wenn der Gottlose hienieden Siege davon trägt; ach, alle seine vermeinten Siege können doch sein Herz nicht beseligen, wie ein einziger stiller Sieg der Tugend über das Unrecht. Der Friede des Himmels, welchen Du denen gewährst, die Dir angehören, wohnt nie in gleicher Brust mit den Lastern.

Langmüthiger, Deine Strafen zögern oft — Du hast nicht Gefallen am Tode des Sünders. Aber darf mir Deine Gnade gegen Abtrünnige, und daß Du sie nicht sogleich zerschmetterst, meinen Glauben an Deine Gerechtigkeit wankend machen?

In tiefer Ehrfurcht, erhabener Richter der Welten, bete ich Deine Leitungen an. Auch daß endlich der Gottlose triumphirt, ist ein neuer Reiz für dem Gerechten, schönern Triumph zu feiern. So muß selbst das Böse denen zum Besten dienen, die Du liebst!

XLV.

Selbstverstockung.

Ap. Gesch. 28, 26. 27.

Des Lasters Bahn ist anfangs zwar
Ein breiter Weg durch Auen;
Allein sein Fortgang wird Gefahr,
Sein Ende Nacht und Grauen.

Der Tugend Pfad ist anfangs Eeil,
Läßt nichts als Mühe blicken;
Doch weiter führt er fort zum Heil
Und endlich zum Entzücken.

Seit beinahe zwei Jahrtausenden besteht die Lehre Jesu. Sie ward in allen Welttheilen gepredigt, am lautesten unter uns. In diesem Glauben lebten unsere Väter. Sie starben in demselben. Und seit beinahe zweitausend Jahren hat eine große Erfahrung Bürgschaft für die Wohlthätigkeit des christlichen Glaubens geleistet. Alle Völker, die ihn ergriffen, wurden edler, weiser, glücklicher; wilde Nationen gesitteter und menschlicher. Noch heute sind die Staaten der Christenheit diejenigen, in welchen Gewerbe, Künste und Wissenschaften am schönsten blühen, die Freiheiten des Volks am meisten geehrt, die Besitzungen und Rechte jedes einzelnen Einwohners gegen alle Gewalt der Großen und Mächtigen am geschütztesten sind. In den Ländern, die von Jesu Religion noch nicht erleuchtet wurden, herrscht dagegen Willkühr der Grausamkeit, Knechtschaft, Unwissenheit. Im türkischen Reiche erblickt man noch die Barbarei der Vorwelt: Druck, Härte, Rohheit; unter den Heiden Wildheit; unter den zerstreuten Juden, wiewohl sie mitten unter den Christen leben, und aus ihren Beispielen lernen könnten, fast aller Orten knechtischen niedrigen Sinn, große Unwissenheit, Abneigung gegen Arbeit, Reinlichkeit und Sittenverbesserung. Was könnte überzeugender vom Werthe des Christenthums sprechen, als diese Erfahrung, welche vor allen Augen liegt? was überzeugender beweisen, daß nur die himmlische Tugend und Heilslehre Jesu Christi der wahre Grundstein der Völker-Glückseligkeit sei? Denn Nationen, so lange sie fromm und treu in ihrem Glauben blieben, und auf Thronen wie in Hütten die Vorschriften, welche der Weltheiland gab, erfüllt wurden, sind blühend, stark und geehrt geblieben; — aber sie sind gedemüthigt, sie sind untergegangen, sobald man entweder anfing, leichtsinnig und vornehm mit der Religion Gespött zu treiben, oder statt wahrer Religiosität nur prunkvolle Kirchen- und Priestersache, todtes Zeremoniel und Aberglauben annahm. Sie sind gedemüthigt, sie sind untergegangen, sobald die Mehrheit des Volks die Heilslehre Jesu vergaß, Selbstsucht und Eigennutz statt Gemeinnützigkeit, Zwietracht statt Liebe, Ueppigkeit und Wohlleben statt Selbstverläugnung übte.

Wie im Großen, bewies sich der Werth der Religion und Frömmigkeit auch im Kleinsten. Die Tugendhaftesten der Menschen waren und sind noch heute die Geliebtesten, die Glücklichsten. Habe Einer Klugheit, wie er wolle, aber kein redliches Gemüth, er wird verachtet, gemieden; Niemand traut ihm. Er wird, so mächtig, so reich er auch sei, sinken; mit Ränken sich wohl aufschwingen, aber nur, um früher oder später tiefer zu stürzen, oder vielleicht erst über seinem Grabe für seine Nachkommen Fluch und Unsegen zu sammeln. Er wird, betrage er sich auch nach bürgerlichen Gesetzen so redlich als er wolle, und hat er daneben ein unreines, gottvergessenes Herz, in ewiger Zwiespalt mit sich selbst, in ewiger Angst bei seinen heimlichen Verirrungen sein; viel Mühe haben, um gut zu scheinen, und doch entlarvt werden zu seiner Zeit. Er ist unglücklich, weil er im Widerspruch mit der göttlichen Weltordnung, im Widerspruch mit seinen bessern Ueberzeugungen und seiner innern Natur lebt, und durch eigene Klugheit die Wirkungen der Religiosität, mit dem bloßen Schein das wirkliche Wesen, und die rechte Gesundheit mit einem geschminkten Angesicht ersetzen zu können wähnt.

Alltäglich lehrt die Erfahrung, daß ohne Religiosität des Gemüths kein Sterblicher sicher ist, in die gröbsten Vergehungen zu gerathen; daß die Laster endlich zur Zerstörung nicht unsers äussern Glücks, sondern der körperlichen Gesundheit, zur öffentlichen Schmach, zum Kerker, zum Richtplatz führen.

Ein großer Theil der Menschen ist in der That nur schwach. Er will besser werden, und scheut den Kampf mit seinen gottlosen Begierden, mit seinem heimlichen Verderbniß. Er bereut seine innere Schlechtigkeit, und verschiebt seine Besserung auf bequemere Zeit. Er weiß es, daß er auf die gewohnte Art nicht hier ganz frohen Muthes, nicht dort selig werden könne. Erschreckt von den vielen Erfahrungen über die Folgen böser Gesinnungen und Gewohnheiten, gewarnt von seinen Ueberzeugungen, versucht er immer, und unterläßt er wieder das Besserwerden, und bindet sich selber die furchtbare Strafruthe größer.

Aber schrecklicher ist, daß Menschen le-

hen, die allen Erfahrungen der Welt, der Völker und des täglichen Lebens, allen Lehren und Mahnungen der Weisesten unter den Sterblichen, allen Warnungen ihres eigenen Gewissens Trotz bieten; nicht besser sein wollen, als sie sind; sich gegen alle guten Rührungen und Eindrücke verhärten, und mit Starrsinn in ihrer Unsittlichkeit, in ihrer Religionsverschmähung beharren. — Es ist eine an das Unbegreifliche grenzende Verwilderung der menschlichen Natur; es ist eine ungeheure Ausartung des Verstandes; es ist eine jede Kraft der Vernunft überwachsende Thierheit ihres irdischen Wesens; ein Wahnsinn in Gestalt der Lebensklugheit, der stolz darin ist, von der einen Seite jedes Gelüst zu stillen, ohne deswegen weltlicher Obrigkeit verantwortlich zu werden, und von der andern Seite alle Weisheit für Albernheit oder gutmüthige Schwärmerei, alle Tugend für lächerliche Einbildung, alle Religion für bloße Priestererfindung zu halten, gut für den, dem sie gefallen mag.

Personen dieser Art, gewöhnlich in der Meinung, sie seien klug genug für sich, pflegen in ihrem Herzen die eine Hälfte der Welt für Betrogene, die andere für Betrüger zu halten, sich selbst aber für Leute, welche es am besten verstehen, und vielleicht die Ersten sind, die das Wahre ergriffen haben. Wahrlich, es bedarf wohl keiner Widerlegung dieses Wahnsinns, und eben so wenig bedarf es eines Beweises, daß wohl zu allen Zeiten einige solcher Verblendeten und Verthierten gelebt haben, um Andere und sich auf die gewissenloseste und rasendste Art, allen Warnungen entgegen, ins Unglück zu stürzen. Schon im hohen Alterthume erkennen wir Mißgestalten dieser Gattung. Schon ehe Davids großes Reich zertrümmerte, schon da es bald zerfallen war, ward Klage und Fluch über sie laut aus dem Munde der Propheten. Und Paulus, der Apostel, da er sich in Rom befand, welches damals die ganze Welt beherrschte, hatte Ursache, das Wort der Weisen der Vorwelt zu wiederholen, so wie es noch heutiges Tages der Fall ist: „Gehe hin zu diesem Volke und sprich: Mit den Ohren werdet ihr es hören, und mit den Augen werdet ihr es sehen und nicht erkennen. Denn das Herz dieses Volkes ist verstockt!“ Apostelg. 28, 26. 27.

Die Selbstverstockung gegen das Gute ist der höchste Grad der Verschlimmerung des menschlichen Herzens, der Zustand desselben, da es für jede Anregung des Bessern ohne Empfänglichkeit, für jedes Ergreifen höherer Wahrheit ohne Sinn ist. Es ist eine Verhärtung und Abgestorbenheit des Gefühls, wie des gemeinen Menschenverstandes, welche auf keine Art mehr durch die gewöhnlichen Mittel zu heben ist; so wie man einem Thiere ausser der ihm eigenthümlichen Klugheit, seinen Raub zu machen, nicht Vorstellungen von erhabenern Gesinnungen beibringen kann.

Es ist Grausen erregend nur die Vorstellung von solcher Verartung des Menschenthums. Man würde sie nicht für möglich halten, wenn man sich nicht von der Wirklichkeit derselben unter manchen sogar wissenschaftlich gebildeten, vornehmen, über das Vorurtheil der Welt erhaben sein wollenden Leuten, wie auch hinwieder in der rohesten, verwahrlosetsten Volksklasse, in einigen Tollhäusern, in Zuchthäusern und Gefängnissen und auf Richtstätten, mit Entsetzen überzeugte.

Warnungen, Lehren, Beweise, Erfahrungen, rührende Vorstellungen, Alles ist, wo diese Verstockung gegen das Gute eingetreten ist, bei solchen Personen vergeblich. Selbst die entschieden schlimmen Wirkungen ihrer öffentlichen oder geheimen Religionslosigkeit und Gemüthsverderbtheit haben zu ihrer Besserung nichts beigetragen. Sie beharren in ihren selbstsüchtigen ungerechten Neigungen, in ihren Glück und Leben verwüstenden Angewöhnungen, in ihren verkehrten Meinungen, und halten Alles, was ihnen auch Böses zukomme, nicht für Erfolg ihres wahnsinnigen, selbstzerstörenden Benehmens, sondern für ein widerliches Ungefähr; für Verkettung von Umständen, denen sie auch mit aller sogenannten Frömmigkeit nicht würden haben ausweichen können; höchstens für einen verdrießlichen Mangel eigener dabei angewendeter Vorsicht. Ihnen erscheint die ganze Menschheit wie eine ungeheure Menge von Einfältigen, über welche der Listigste und Stärkste zu herrschen das Recht hat; Gesetze, Religion, gute Sitten, Tugend, Laster, sind willkührlich angenommene Dinge, die für den großen Haufen noch durch das Alterthum ehrwürdig werden können. Die Alten aber waren Betrüger und Thoren wie die Neuen, so

glauben sie; und der hat Recht, dem das Glück hold ist; der Unglückliche hat immer Unrecht.

Ich möchte diese tiefe Verhärtung gegen das Gerechte, Gute und Wahre nicht einmal immer Ausartung der menschlichen Natur, sondern oft Abart derselben nennen. So wie der Schöpfer gestattet, daß sich zur Belehrung der Sterblichen das Leben unter allen gedenkbaren Formen gestalte; so wie er körperliche Mißgeburten erscheinen läßt: so scheint es, daß er höhern Wesen zum Grausen gegen das Thierische auch geistige Mißgeburten von Zeit zu Zeit vorzeigt. Denn man hat Beispiele, daß es Kindern von guten Aeltern gegeben hat, die, der allmöglichst sorgfältigen Erziehung ungeachtet, weder durch Lehren, noch Bitten und Thränen, weder durch Ermunterungen noch Strafen gebessert werden konnten. Sie äusserten zum Beispiel schon früh einen unnatürlichen Hang zur Wollust, zur Selbstschändung; Andere eine unüberwindliche Neigung zur tückischen Schadenfreude, und hatten nur dafür allein Klugheit, zu allem Andern waren sie wenig aufgelegt; Andere hatten eine unabänderliche Lust zu diebischem Wesen; Andere den entschiedensten Widerwillen gegen das Menschlich-Edle, Schöne, Rührende; dagegen war ihnen alles Ekelhafte, Gemeine, Kothige gefällig; sie mochten nicht aufwärts, sondern niederwärts, zum Viehischen in den Staub. Was sollen wir dazu sagen? Wir schaudern vor den verborgenen Absichten der Vorsehung, und preisen uns glücklich, neben diesen geistigen Mißgeburten und Verkrüppelungen Menschen und Wesen erhabenerer Natur zu sehen.

Fälle solcher Art, geborne Ungeheuer in menschlicher Gestalt, gehören jedoch zu den seltenern. Häufiger sind die Verkrüppelungen des Geistes durch schlechte Erziehung, Verwahrlosung, und wieder durch Ueberbildung, durch Ueberaufklärung und daraus entstehende Thierwerdung bei allen Vortheilen des Verstandes. Denn so wie man Beispiele genug hat, daß unnatürliche Aeltern den Leib ihrer eigenen Kinder künstlich verunstaltet und verkrüppelt, oder Schwärmer ihren Körper wohl selbst verstümmelt haben, oder wie der Leib durch anhaltende Gewohnheit einer gewissen Beschäftigungs- und Lebensart eine nicht mehr auszurottende Verzerrung und Entstelltheit annimmt: so ist es auch mit dem Geiste. Leute, die bei einiger Nervenschwäche von irgend einer Leidenschaft beherrscht sind, und immer nur an Eins, an den Wunsch ihrer Leidenschaft, denken, und ihr ganzes Vorstellungsvermögen darauf hinziehen; die sich durch nichts zerstreuen lassen: machen diesen einzigen Gedanken endlich so ganz zum Mittelpunkt ihrer Vorstellungen, so sich zur Gewohnheit, daß sie sich desselben nie wieder erwehren können, ihn nicht mehr für Träumerei, sondern schon für wirkliche Sache halten, und Diejenigen verlachen oder hassen, die ihnen das Gegentheil von ihrem Irrthum darthun wollen. Ihr Verstand, in allem Uebrigen gut und gesund, ist oft nur in diesem einzigen Punkt zerrüttet. Sie heißen Wahnsinnige, Verrückte. Sie aber halten sich für klug und überzeugt von der Wahrheit ihres Glaubens, und fühlen sich dabei oft ganz glücklich. Eben so fehlt es nicht an Personen, die, wenn sie andern Leuten eine wissentliche Lüge vielmals erzählt haben, und sie immer nach Jahr und Tag wiederholen, am Ende selber darüber irre werden, und sich einbilden, oder vielmehr gewiß glauben, was sie erzählen, sei wirklich so und nicht anders geschehen. Auch dies ist ein, wenn gleich nicht sehr auffallender, doch jedem andern ähnlicher Wahnsinn.

Eben so entsteht vielmals die religiöse Verstocktheit und Abgestorbenheit für das Gute und Wahre. Sie mag zuweilen nichts, als eine nach und nach ausgebildete Geistesverkrüppelung, eine Versunkenheit in falschen Vorstellungen und Verhärtung in denselben sein. Dafür sprechen die Lebensgeschichten von eingefangenen Landstreichern, Straßenräubern und Mördern, die von frühester Jugend auf durch schändliche Aeltern in jener Ruchlosigkeit eingeübt, und ohne religiösen Sinn erzogen wurden, oder von ihnen die verkehrtesten Religionsbegriffe erhielten. Diese Unglücklichen waren nachher gegen alles Bessere so verhärtet und stumpf, daß ihnen die überzeugungsvollsten Lehren lächerlich oder widerlich schienen, daß sie lieber ohne Obdach und Sicherheit in beständigen Lebensgefahren umherschweifen, alles Ungemach tragen, als in ruhigen bürgerlichen Verhältnissen ehrlich leben wollten. Sie konnten sich oft nicht enthalten, noch in den Gefängnissen zu stehlen, und voraus

zu sagen, sobald sie frei wären, würden sie die alte Lebensweise mit Freuden fortsetzen. Hier war neben aller übrigen thierischen List und Klugheit wirkliche Geistesverzerrtheit durch schlechte Grundsätze und Gewohnheiten.

Von der andern Seite aber findet gleiches Uebel wohl eben so oft in den wohlhabenden und selbst gebildetern Ständen des Volkes statt, wenn entweder junge Leute zwar zur Achtung für die bürgerliche Ordnung angehalten, aber ohne religiösen Sinn gelassen werden; oder wenn sie bei mangelhafter Religionskunde späterhin aufgeklärt sein möchten, Vielleserei treiben, grübeln, zweifeln, und zuletzt im höchsten Lichte ihrer Aufklärung nicht mehr wissen, was sie für wahr halten sollten. Anfangs fühlen sie sich durch die vermeinte Kühnheit und Höhe ihres Geistes sehr geschmeichelt; Gottesglauben, Christussinn und Frömmigkeit für Vorurtheile der Aeltern anzusehen, thut ihnen wohl; besonders weil sie sich dann wegen Stillung jedes unerlaubten Gelüstes gar keine weitern Vorwürfe zu machen, und allenfalls ausser der bürgerlichen Obrigkeit und dem Urtheile der Mitbürger keinen höhern Richter zu fürchten haben. Endlich hören sie auf zu zweifeln; halten nun ihre oberflächlichen Vermuthungen für wahr und ausgemacht, Jesum Christum für einen Schwärmer oder Welträuscher, die Gottheit für ein todtes, sich selbst unbewußtes Naturgesetz, die Ewigkeit für Kindermährchen. Diese Vorstellungsart wird ihnen ganz zur Gewohnheit, und durch Gewohnheit zum Bedürfniß. Lachenden Muthes erlauben sie sich jede Niederträchtigkeit, welche die weltliche Rechtspflege nicht zu beurtheilen hat, oder vor der Welt verborgen gehalten werden kann. Sie sind jenen bedauernswürdigen Landstreichern in geistiger Hinsicht vollkommen ähnlich; verkrüppelte Wesen, Halbthiere in Menschengestalt; und wenn auch nicht Straßenräuber, noch Landesverräther, Meineidige, Betrüger, falsche Spieler; ohne Mörder zu sein, doch Giftmischer, Verführer der Unschuld, Zerstörer manches Familienfriedens; ohne Diebe zu sein, doch bestechliche Beamten, Unterschlager anvertrauter Gelder, Waaren- und Schriftenverfälscher. Sie treiben nur eine feine Gaunerei; Ehre geht ihnen über Ehrlichkeit.

Was verdorbene Grundsätze ausrichten, vermögen auch lasterhafte Angewöhnungen des Körpers. Diese verwirren mit leidenschaftlicher Gewalt den Geist, stumpfen ihn ab, und erzeugen im Menschen eine hartnäckige Widerspenstigkeit gegen alle Anregungen des Bessern. Mancher Wüstling sieht selbst voraus, daß er durch seinen Müßiggang, durch seine Verschwendungen endlich in die größten Verlegenheiten, in unvermeidliche Armuth und Schande stürzen, wahrscheinlich, wenn nichts mehr übrig bleibt, mit Bankerot und Selbstmord enden werde. Aber er achtet keine Vorstellungen, macht sich selber taub gegen Warnungen, verschließt seine Augen vor den Jammerthränen der Seinigen, und beharret in der Verstocktheit gegen die Heiligkeit der Pflichten.

Mancher Trunkenbold sieht die Zerstörung seiner Gesundheit, die Abspannung seiner Nerven, einen frühen und schauderhaften Tod voraus — aber er will dies nicht sehen, nicht wissen, er will sein Gelüst, und sollte es ihm das Leben kosten; Alles ist ihm daneben gleichgültig. Mancher Wollustling sieht das Elend, welches seine geilen Begierden gestiftet haben: aber er härtet sich entschlossen gegen die guten Rührungen ab, selbst wenn solche zuweilen sein Gemüth ergreifen wollen; er verspottet sein Gewissen selbst, wenn er warnt. In unsinniger Wuth und Leidenschaft sieht er gleichgültig seinen Körper verderben, zu früh und in Schmerzen veralten und zum Grabe reifen. Aber ein anderer Mensch werden will er nicht, lieber den Tod.

So führt Verstocktheit gegen das Gute zum schaurigen Untergange, Viele zum Blutgerüst, Viele zum Selbstmorde. Der Starrsinn der Leidenschaft will sein Opfer.

Gott! Gott! gerechter Gott! Behüte uns vor diesem gräßlichen Wahnsinn, er dringe durch die übeln, leidenschaftlichen Gewöhnungen des Körpers zum Geist, oder durch heillose Grundsätze oder heillosen Nichtglauben zum Körper!

Wie Mancher, wenn er dieses Blatt liefet, ist vielleicht auf dem Wege der eigensinnigen Widersetzlichkeit gegen das Bessere und Beglückendere. Er reift zum Verbrecher! Ein heiliger Geist Gottes warnt — vielleicht zu spät! — Er liefet es und lächelt vornehm klug. Er liefet es und geht, um in seiner Sünde fortzufahren. Er hat nicht mehr die Macht, sich selber zu bemei-

stern. Die breite, glatte Bahn des Lasters geht abwärts. Er ist verloren. Ihn rettet kein Warnen seines guten Geistes mehr. Es ist über den Sternen des Himmels ein vergeltender Gott! — Es ist hinter der Todesstunde für die Seele nicht Alles aus! — Wen rufe ich? — Er spottet lachend in seinem Wahnsinn; er will sich verlieren und wird verloren.

Verloren? — Nein, allwissender Gott! wie darf dies ein Mensch vom andern sagen mit Gewißheit? Nur Du, ewiger Durchforscher aller Herzen, weißt es allein, ob ein Menschenherz gegen alle Mittel der Besserung verschlossen bleiben wird. Vielleicht auch der dem Anschein nach Gefühlloseste hat noch einige Empfänglichkeit für Tugend, Christenthum und Selbstrettung! O gib ihm Kraft dazu! Leite Du ihn, Erbarmer, den Verirrten zu seiner Glückseligkeit, zur Erkenntniß seiner höhern Würde, zur Versöhnung mit Dir durch Jesum Christum zurück! Amen.

XLVI.

Jesu letztes Nachtmahl.

Betrachtung am Charfreitage.

Der Glaube sieht im heiligen Brode,
Herr, Deinen Leichnam! sieht im Wein
Dein Blut, und spricht: der große Todte,
Der ewig lebt, ist ewig mein!
Dich soll ich, wie Dein Pfand, genießen;
So innig machest Du Dich mir.
Du willst Dich ganz in mich ergießen;
Ganz Eins sein soll ich, Herr, mit Dir.

Dir ähnlich werden! Deinem Willen
Ergebe sich mein Wille gern!
Vor Aller Augen, wie im Stillen,
Sei ganz mein Herz und Sinn des Herrn.
Herr, lehr' im Großen, wie im Kleinen,
Mich freudig thun, was Dir gefällt,
Ein leuchtend Beispiel sein den Meinen,
Ein leuchtend Beispiel sein der Welt.

Du, o stille Erinnerung an die Selbstopferung des göttlichen Erlösers, erhebe heute meine Seele! Der edlere Theil der christlichen Welt feiert die Gedächtnißtage des Todes Jesu. Millionen Geister blikken betend himmelwärts, wo der Vollendete nun in Herrlichkeit thront; Millionen beugen ihr Haupt vor dem liebevollen Erbarmer, durch welchen uns Licht, Gnade und Ruhe der Seelen ward. Millionen weinen am Kreuze noch die Thränen der Dankbarkeit und Wehmuth, wie Maria sie weinte, die Mutter des Göttlichen, und Alle, die dem Auserwählten mit liebendem Gemüthe auf Golgatha gefolgt waren.

Auch du, meine Seele, tritt in Gedanken zu dem Vollender, wie er sein großes Werk vollbrachte, und heilige dich selbst durch den Anblick seines Muthes im Leiden; erhebe dich selbst durch den Anblick seines Edelmuthes, mit dem er denen verzieh, die ihn verriethen und mordeten; begeistere dich selbst durch seine Kraft im Todeskampfe.

Jede der verschiedenen Leidensstunden des Messias ist für mich wichtig, belehrend, rührend. In jeder duldete der Messias auch für mich. In jeder besiegelte er auch mit die ewige Wahrheit seines Wortes.

Welch eine Nacht, die er in Todesangst auf Gethsemane durchwachte, als Undank ihn verrieth, Bosheit sich wider sein heiliges Leben verschwor, und Sünder über ihn zu Gericht saßen! Welch eine Nacht, als er, von seinen Freunden verlassen, einsam da lag im Staube, und zum Vater betete; als er seine Jünger suchte, die harmlos schlummerten, wie Kinder, die keine Gefahr kennen und fürchten, und nicht ahneten, was sein Herz zerriß! Wie er da zu ihnen trat, wie er ihnen zurief: „Meine Seele ist betrübt bis in den Tod; bleibet hier und wachet mit mir!“ Ach, Keiner von Allen fürchtete die Augenblicke des Entsetzens, welche so nahe lagen, und deren das menschliche Geschlecht nie vergessen konnte, nie vergessen wird.

Welch eine Nacht, als Jesus in tiefer Angst ohnmächtig in sich selbst zurücksank; als er nun empfand, die furchtbare Bürde sei ihm zu schwer; als er zu Gott sprach: „Vater, ist es nicht möglich, daß dieser Kelch von mir gehe, ich trinke ihn denn? Doch nicht mein, sondern Dein Wille geschehe!“ Und sein Schweiß ward wie Blutstropfen, die fielen auf die Erde.

Welch eine Nacht, da die feierliche Stille des zur Andacht geweihten Ortes vom Geräusch der Waffen unterbrochen ward; da blutdürstige Kriegsknechte den edeln Dulder umringten, ergriffen, hinwegschleppten; da er vor dem Richter stand, er, der die Welt zu richten hat; da schaudernd seine Anhänger entflohen, seine Freunde ihn verläugneten; da der Erhabenste, der Heiligste ein Spott des Pöbels ward!

Oder soll ich dem unschuldig Verurtheilten nachfolgen auf dem schmerzenreichen Wege zum Tode; ihn sehen, wie er, blutigen Hauptes, verwundet und zerschlagen, sein Kreuz zum Richtplatz zog? Ihn suchen auf der Schädelstätte, am Kreuze schwebend zwischen Missethätern, wie er da bange und wehmüthig den Blick zum dunkeln Himmel richtet, wie er mit sterbendem Munde stammelt: mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen? Oder ihn beobachten, wie er nun erblassend das Haupt neigt, und in des Lebens letztem Augenblick die Neige seiner Kraft noch zu einem Gebete für seine Feinde sammelt?

Jede Leidensstunde des Messias ist mir lehrend und Heilung. Aber eine von allen andern bewegt mich am tiefsten. Es ist die Stunde, da er noch einmal im Kreise seiner geliebten Jünger saß, am Abend vor der unglückseligen Nacht; die Stunde, da er sie auf sein Scheiden vorbereitete und das Gedächtniß seines Leidens und Todes stiftete.

Es war wohl ein feierlicher Augenblick, als Jesus sich zum letztenmal von denen umringt sah, die seine Lieblinge und Vertrauten waren. Er sprach nun deutlicher von seinem nahen Hingang zum Vater; aber sie verstanden ihn doch nicht. Nur einem Einzigen pochte unter ihnen das verbrecherische Herz.

Und als die Zwölf am Tische umhersaßen, das Osterlam mit ihm zu geniessen, übermannte ihn die Erinnerung an das, was er der Welt gethan, und an das, was er ihr noch leisten wollte. Er gedachte des schmerzlichen Scheidens von seinen Freunden, und rief: „Des Menschen Sohn gehet hin, wie es beschlossen ist! Ich gehe hin, euch eine Stätte zu bereiten!“

So spricht ein sterbender Vater zu seinen Kindern, die ihn noch kaum begreifen. Er bereitet sie auf die große Trennung vor; er gibt ihren Seelen mit dem Trost zugleich die Hoffnung des Wiedersehens.

Alle umgaben ihn mit schwermüthigem Nachdenken. Ach, sie hielten es für keine Möglichkeit, daß ihnen der Vater, der Freund, der Lehrer, der Beschirmer durch menschliche Gewalt entrissen werden könnte. „Herr, warum kann ich Dir diesmal nicht folgen?“ rief der feurige Petrus: „Ich will mein Leben für dich lassen!“

Aber was Petrus gelobte, wie schlecht hielt er es, als nun die Stunde seiner Prüfung kam! Wie genau kannte Jesus das unbeständige, doch edle Herz dieses Jüngers! „Wahrlich, wahrlich, ich sage dir,“ antwortete ihm Jesus, „der Hahn wird nicht zweimal krähen, bis du mich dreimal habest verläugnet!“

O, wie oft gedachte ich schon: Nein, ich würde Jesum nie verläugnet haben; ich würde, wäre ich, wie Petrus, der Jünger des Heiligen gewesen, Gefahr und Tod mit ihm getheilt haben. Aber eben so oft erinnere ich mich meiner eigenen Prüfungsstunden, und wie ich da meiner heiligsten Gelübde uneingedenk war, und von Furcht oder Haß oder unreinen Begierden hingerissen aufhörte, Jesu treu zu sein! Dreimal verläugnete Petrus seinen Herrn; aber unzählig sind die Stunden, da ich meinen Heiland mit dem Herzen verläugnete, während ich frech genug war, ihn mit den Lippen zu bekennen.

Allgemeine Betrübniß herrschte unter den Jüngern beim letzten Nachtmahl. „Dieweil ich solches zu euch geredet habe, ist euer Herz voll Trauerns geworden,“ sprach der Messias: „aber es ist gut, daß ich hingehe!“ Und so ertheilte er ihnen seine letzten Befehle, seinen letzten Willen, wie sie sich nach seinem Tode betragen sollten. Für diese feierliche Abschiedsstunde von den Seinigen hatte er die wichtigsten Wahrheiten, die herzlichsten Ermahnungen aufbewahrt. Er redete wie ein sterbender Vater, aber mit dem freudigen Muthe des Weisen, des Gottgeweihten, dem nicht unbekannt ist, daß der Tod auf Erden keine wahre Trennung von unsern Lieben ist.

Möchte auch ich einst, wie Jesus bei seinem letzten Nachtmahl, zu den Meinigen mit freudigem Gemüth in dem Augenblick des nahen Todes reden können! — Nur der kann es ganz so, der wie Jesus unbescholten gewandelt hat, der um seine Vergangenheit nicht erröthen darf, und der Ewigkeit nur mit Hoffnungen entgegentritt. Die wichtigste unserer Lebensstunden ist immer die letzte; sie ertheilt uns endlich die Siegerpalme oder die schmachvolle Dornenkrone. O, was muß ich thun, daß die wichtigste Stunde meiner Erdentage auch die heiterste werde? — Thun, wie Jesus gethan hat; ganz Liebe sein gegen das Menschengeschlecht; ganz aufopfern meine wilden Triebe, meine Eitel-

keit, meine Habsucht, meinen unreinen Willen.

Selbst den, der ihn verrathen wollte, kannte Jesus. Der unglückliche Judas, von schwarzer Leidenschaft verführt, saß mitten im Kreise der Jünger, und genoß mit ihnen noch das Brod aus den Händen seines Wohlthäters, während er im Begriff stand, die verruchteste aller Thaten zu vollenden. Jesus kannte ihn, und dennoch verstieß er ihn nicht; Jesus nannte ihn, und dennoch zürnte er ihm nicht. Keiner von allen Anwesenden konnte die Möglichkeit der ungeheuern That denken, den geliebten Freund und Vater zu verrathen. „Wer wäre auch unter uns, der das thun würde?“ fragten Alle unter einander erschrocken.

Judas, von seinem Gewissen gefoltert und doch zitternd, erkannt und aus der Mitte seiner bisherigen Freunde verstoßen zu werden, als der Abschaum des Menschengeschlechts, erhob sich, und ließ Frechheit an die Stelle der entflohenen Unschuld treten. „Bin ich's, Rabbi?“ sprach er zum Messias. „Du sagst es!“ antwortete ihm dieser: „und was du thust, das thue bald!“ — Jesus sagte diese Worte aber in einem so sanften Freundeston, daß Keiner ihn begriff. Etliche meinten, weil Judas den Beutel hatte, Jesus spräche zu ihm: Kaufe, was uns noth ist auf das Fest; oder daß er den Armen etwas gäbe. Joh. 13,29. Judas, beschämt, empört, eilte hinaus, seine Verwirrung zu verbergen, und vollbrachte die verruchte That.

Welche Seelengröße bewies hier der Gottmensch! Und wer ist fähig, sie vollkommen nachzuempfinden und nachzuahmen?—Von Einem derer verrathen, denen er wohlgethan, bekannt mit dem ganzen Umfang des Verbrechens, welches Judas verüben wollte, zürnte er ihm nicht, schonte selbst auf zarte Weise das Gefühl des Sünders vor den Uebrigen, die ihn und seinen schrecklichen Entwurf noch nicht kannten. Nicht durch Drohungen suchte er den Verdorbenen zu erschüttern — wider solche Leidenschaft fruchtet keine Drohung mehr! Nicht durch Bitten suchte er ihn zu bewegen: die Unschuld, im hohen Gefühl ihrer Reinheit, beugt sich nie vor dem Bösewicht, der darin nur einen Triumph sähe. Nur mit ernster Freundesstimme sprach Jesus zum kalten Herzen des Verräthers; nur durch furchtlose Ruhe, nur durch Edelmuth konnte er hoffen, den verbrecherischen Jünger zu entwaffnen. Judas aber, kalt und tückisch, ging in die Nacht hinaus und verrieth seinen Heiland.

Gelassen wandte sich der Messias zu denen, die ihm treu blieben. Er offenbarte ihnen seinen letzten Wunsch; er stiftete ein Gedächtnißmahl seiner Person und seines Todes, der so nahe war.

Darum nahm er das Brod, dankte Gott, dem Geber, brach es und gab es den Jüngern und sprach: Nehmet und esset! das ist mein Leib. Und er nahm den Kelch und dankte, gab ihnen den und sprach: Trinket Alle daraus! Dies ist mein Blut des neuen Bundes, welches vergossen wird für Viele zur Vergebung der Sünden.

Dann wandte er sich flehend zu dem ewigen Vater, und betete für seine Jünger: „Ich bitte für sie, und bitte nicht für die Welt, sondern für die, die Du mir gegeben hast, denn sie sind Dein. Dieweil ich bei ihnen war, erhielt ich sie in Deinem Namen. Die Du mir gegeben hast, die habe ich bewahret, und es ist Keiner von ihnen verloren, ohne das verlorne Kind, daß die Schrift erfüllet würde. Ich bitte nicht, daß Du sie von der Welt nehmest, sondern daß Du sie bewahrest vor dem Uebel. Heilige sie in Deiner Wahrheit; Dein Wort ist Wahrheit!“

So der betende Jesus. So betet ein sterbender Vater noch für das Seelen- und Lebensglück der Seinigen, ehe er den Geist in die Hand des Ewigen zurückgibt, von der er ihn empfing.

Aber dabei beruhigte sich noch nicht das erhabene Gemüth des Welterlösers. Ihm gehörten nicht allein die eilf Glückseligen an, die ihn beim letzten Abendmahl umgaben; nein, auch das ganze Menschengeschlecht, Tausende, die da lebten und ihn noch nicht kannten, Millionen, die noch nicht geboren waren, und durch seine Lehre, seinen Tod geheiligt werden sollten, gehörten ihm an. Er warf den Blick seines Geistes durch die kommenden Jahrhunderte, und betete abermals: „Ich bitte aber nicht allein für sie, sondern auch für alle die, so durch ihr Wort an mich glauben werden; auf daß sie Alle Eins seien, gleichwie Du, Vater, in mir und ich in Dir, daß sie auch in uns Eins seien, auf daß die Welt glaube, Du habest mich gesandt. Und ich habe ih-

nen gegeben die Herrlichkeit, die Du mir gegeben hast, daß sie Eins seien, gleichwie wir Eins sind!“ Joh. 17, 20 — 22.

O mein Jesus, so betetest Du in jenen feierlichen Augenblicken, in der Trennungs- und Abschiedsstunde, auch für mich. Auch mein vergaßest Du nicht, als Dich die ganze Welt vergaß. Heiliges Nachtmahl, bei welchem Jesus, der Welterlöser, mich in sein Gebet einschloß, wie könnte ich deiner mit Gleichgültigkeit gedenken! Wie könnte ich dich jemals mit andern Christen feierlich begehen, ohne mir zuzurufen: Bei diesem Mahle der Liebe und Wehmuth, der göttlichen Freundschaft und des schmerzlichen Scheidens gedachte Jesus auch meiner, und betete der Auserwählte Gottes für mich!

Er starb! — Aber seine Jünger erneuten noch oft das Gedächtnißmahl des gen Himmel erhobenen Lehrers und Freundes. Dieser Abend, dieses letzte Nachtmahl ward ihnen unvergeßlich. Es war der feierlichste von allen Gebräuchen der christlichen Kirche, dieses Gedächtnißmal zu begehen. Wer an Jesu Theil haben wollte, wer Jesu Namen bekannte, eilte mit Sehnsucht zum Tische des Herrn, und erneuerte, wie die ersten Jünger, das Andenken des großen Leidens und Sterbens. Die ersten Christen feierten ihr Nachtmahl unter Gräbern und Verfolgungen. Nicht Schwert, nicht Flamme schreckte sie vom Genusse desselben zurück. Sie wußten es, denn Jesus hatte es verheißen, sein Wort werde endlich siegen. Und es siegte.

Es ist nichts Ungewöhnliches unter allen Völkern, daß sie mit Rührung das Andenken ihrer großen Männer, ihrer Helden, Weisen, ihrer Wohlthäter feiern. Immer ist eine solche Handlung ehrwürdig. Gefühlvolle Gemüther bringen da der bewunderten Tugend eines Edeln den Zoll der Dankbarkeit dar.

Um wie feierlicher muß uns das Gedächtnißmahl Jesu sein, welches er selbst in den furchtbarsten Augenblicken seines Lebens stiftete! Es ist die dankbare Feier des Allerheiligsten, durch dessen beseligendes Wort wir vom Irrthum der Sünde befreit und mit Gott vereint wurden. Es ist die Huldigung, welche wir Gott selbst bringen; es ist die Erneuerung des großen, ewigen Bundes, welchen Christi Blut besiegelte.

Aber — o daß wir es läugnen könnten! — dies himmlisch-ernste Fest der Seelen, das noch gegenwärtig in allen Tempeln der Christenheit gefeiert wird, mit welcher Gleichgültigkeit wird es von Vielen begangen! Christen, für die Christus blutete und starb, treten mit Leichtsinn zum Altar, uneingedenk dessen, was sie thun. Viele scheinen darin nur noch einen alten Gebrauch üben zu wollen, der auf ihr Herz aber keinen Einfluß hat. Vielen ist es vielleicht nur darum zu thun, sich nicht von andern Mitbürgern zu unterscheiden. Viele gehen dahin mit Anstand und frommer Geberde, aber mit leichtsinnigem Sinn, als übten sie etwas Ueberflüssiges. Viele, welche aus Stolz auf höhere Bildung und Aufklärung die zarten Gefühle des Herzens erstickt haben, setzen sogar in unsern Tagen einen Werth darauf, nicht zu den Bekennern Jesu zu gehören.

Woher diese Erschlaffung, diese empörende Kälte der Menschen gegen das Göttliche? — Mit Stolz eilet ihr zu den Gastmählern der Könige und Fürsten, die Staub und elende Sterbliche sind, wie ihr seid; und zum Gedächtniß- und Bundesmahl Jesu gehet ihr mit Verlegenheit oder Gleichgültigkeit? — Das Andenken eurer verdienten Vorfahren begehet ihr mit Begeisterung; aber das Andenken dessen, durch welchen ihr Seligkeit erworben habet, durch welchen ihr edlere, gesittetere, aufgeklärtere Menschen geworden seid oder werden könntet, feiert ihr mit Nachlässigkeit und Verachtung? Den Staub wisset ihr zu vergöttern, aber das Himmlische ist euch Staub?

Nein, meine Seele, so lange dir noch Reinheit des Sinnes, so lange dir noch Gottes Wort, Gottheit und das Ewige Heiligthümer heißen, werde dir das Feiern des Nachtmahls, das Wiedererneuern des Bundes mit Jesu niemals gering! Niemals nahe dich dem Altar, wohin vor dir mit frommem Gemüthe schon deine Vorältern wallten, begleitet von den heiligen Gesängen der Christenheit, und wohin nach dir einst, wenn du schon Staub sein wirst, noch unter mancherlei Schicksalen ihres Lebens deine Nachkommen, deine Kinder, deine Enkel wallen werden, — niemals nahe dich dem Altar zur Feier des Andenkens und Welterlösertodes Jesu, ohne dein Gemüth würdig vorbereitet zu haben; niemals ohne das zarte Gefühl inniger Dank-

barkeit und Ehrfurcht; niemals ohne Andacht und Erhebung des Herzens!

Suchst du Vergebung der Sünden und Frieden in Gott: gehe hin und heilige deine Seele in dem Andenken der Heiligkeit Jesu! Dir sind die Sünden vergeben, die du beweinst, und die Schulden sind abgebüßt, die du nie wieder begehest! — Nicht der bloße Gebrauch des heiligen Abendmahls heiligt dich, sondern die Wirkung des mit Jesu erneueten Bundes, seinen, das heißt Gottes, Willen zu thun.

Das Abendmahl der Christen ist ein Bundesmahl mit Jesu. Wir schwören uns ihm in demselben von neuem zu. Wir vereinigen uns sinnlicherweise mit ihm, als wären wir sein Fleisch, sein Blut. Wir wollen Vergebung der Sünden, um heilig zu sein, wie er heilig war. Darum müssen wir von da an auch den heiligen Wandel beginnen; wir müssen unsere fehlerhaften Neigungen, unsere lasterhaften Gewohnheiten ablegen. Mit Christo können nur Christen in den Bund treten; es gibt aber keine wahren Christen, als die den Willen Jesu thun.

Darum wer dort unwürdig isset und trinket, der isset und trinket ihm selber das Gericht. 1 Kor. 11, 29. Er spottet des Allerheiligsten; er bekennt, ein Bündniß mit Gott einzugehen, das er nicht zu halten gedenkt; er gibt Verheißungen, welche er nie erfüllen will; er wagt es, mit Gott zu freveln!

Bereue deine Sünden, hasse die Quellen derselben, welches deine unreinen Leidenschaften sind, und dann erst tritt zum Altar und zur Vereinigung mit Jesu. Wer nicht unwürdig den heiligen Stätten sich genahet hat, der wird mit heiligerm, frohem Gemüthe sie verlassen; er wird die Seelenruhe empfinden, welche aus der Versöhnung mit Gott quillt; er wird das Entzücken, welches Unschuld und Tugend gewähren, künftig dem Reiz befriedigter Sinnlichkeit vorziehen; und die Würde eines unbefleckten Herzens, wie es Jesus trug, höher achten, als Genuß, Wollust, Ehrenbezeugungen, Gold und Macht, welche das Laster gibt.

Wer dort unwürdig isset und trinket, spricht Paulus, der isset und trinket ihm selber das Gericht. — Unglücklicher Sterblicher, der du dich mit Trug und Bosheit im Herzen dem Nachtmahl des Herrn nahest, der du dich mit scheinheiliger, anständiger Geberde in der Versammlung guter Christen zu Jesu drängst — erzittere vor dir selbst. Siehe, du mit deiner Brust voll Eitelkeit und Wollust, voller Rache gegen Nebenmenschen oder voller Unversöhnlichkeit, du bist bei diesem Nachtmahl der Judas, welcher sich selber ausstößt! Du gehest hin, nicht dich durch Jesum zu heiligen, nicht mit ihm Eins zu sein, sondern sein Verräther zu werden. Mit deiner Bosheit, mit deinen Tücken, mit deinen lasterhaften Begierden, die du nicht auszutilgen gesonnen bist, wirst du der Verräther Jesu. Du entweihst hohnlächelnd, wie Judas, die heilige Versammlung, und täuschest mit deiner scheinbaren Frömmigkeit die übrigen Christen; aber irre dich nicht, Gott läßt sich nicht spotten. Wie Jesus einst das Herz seines Verräthers, durchsieht der allwissende Gott auch das deinige! Zittere, er richtet dich! Zittere, du hast dich selbst gerichtet!

O mein Jesus, mein Erlöser! daß ich nie bei Deinem Gedächtnißmahl — wehe, ich schaudere, es zu sagen! — in die Fußstapfen des verbrecherischen Judas treten möchte, der sich zu Deinem Lieblingsmahle drängte, und von demselben hinweg, um Dich zu verrathen! — Heilig und wichtig, wie meine eigene Todesstunde, sei mir das Andenken der Deinigen; sei mir sie, wenn ich zum Nachtmahl der Christen, zur Vereinigung mit Dir, trete. O durchleuchte mich mit Deinem Licht, o durchdringe mich mit Deiner Heiligkeit und Tugend. Laß mich ganz in Dir sein, und Du wohne in mir, auf daß ich vollkommen Eins sei mit Dir, wie Du mit Gott Eins bist.

Als Du vom letzten Abendmahl Dich erhobst, und hinaus gingst in die Finsterniß der Nacht, wo Verrath und Todesangst Dich erwarteten, da riefst Du noch betend: Vater, ich will, daß, wo ich bin, auch die bei mir seien, die du mir gegeben hast! — Ach, Dein göttliches Gebet umschließe auch mich! Wenn ich dermaleinst zum letztenmal von Deiner Gedächtnißfeier, von Deinem Liebesmahl zurückkehre; wenn auch ich dann hinaustreten muß in die stille Nacht meines Todes — o Jesus! dann laß mich bei Dir sein, dann mich Deine und die Herrlichkeit meines Gottes er-

blicken, dann mich mit allen Verklärten würdiger Deine Liebe verherrlichen!

Und Du, Geist Gottes, stärke mich in meinem Beginnen, befestige mich in meiner Vereinigung mit Jesu; heilige, läutere, reinige mich von allen Sünden durch Deine Wahrheit, denn Dein Wort ist Wahrheit. Amen.

XLVII.

Der Christ am Ostertage.

Erste Osterbetrachtung.

Luk. 21, 6.

Nun ich weiß, an wen ich glaube,
Nun ich fühle, Wahrheit, dich:
Jesus schwang sich aus dem Staube,
Jesus lebt, und lebt für mich!

Zeig' mir, Todesüberwinder,
Nur Dein offnes Grab im Tod;
Und Dein Leben, Heil der Sünder,
Tröste mich in jeder Noth.

Die Jüngerinnen Jesu Christi, des Gekreuzigten, des Gestorbenen, kamen zu seinem Grabe im einsamen Felsengewölbe. Sie brachten Spezereien für den entseelten Leichnam ihres geliebten Herrn. Aber die Todtengruft war zu ihrem Erstaunen leer. Zween Männer in glänzenden Gewändern traten ihnen entgegen und sprachen: „Was suchet ihr den Lebendigen bei den Todten? Er ist nicht hier, er ist auferstanden. Gedenket daran, wie er euch sagte, da er noch in Galiläa war.“ Und sie gedachten an seine Worte, und gingen wieder vom Grabe, und verkündigten das alles den Elfen und den Andern Allen.

Diese ausserordentliche Begebenheit erregte das Erstaunen Aller. Viele glaubten, Viele zweifelten. Selbst unter seinen Jüngern blieben Zweifel waltend. Viele konnten sich nicht überreden, daß er es sei, als sie ihn sahen. „Ich bin kein Geist,“ mußte er zu ihnen sagen; „rühret mich an: ein Geist hat nicht Fleisch und Bein.“ Und selbst da Alle von seiner Wiedererscheinung überzeugt waren, und Alle seine Auferstehung dem bestürzten Thomas erzählten, wollte dieser ihnen nicht glauben. Er hielt lieber für wahrscheinlicher, daß sich seine Freunde getäuscht haben könnten. Erst da er den verstorbenen, wohlbekannten, geliebten Lehrer lebendig vor sich erblickte, und nun jeder Unglaube thöricht gewesen sein würde, rief er: „Mein Herr und mein Gott!“

Auch heutiges Tages mögen noch Viele sein, welche das Wunderbare dieser Begebenheit hinwegläugnen und bezweifeln, weil sie es nicht begreifen können. Sie finden vielleicht im Zweifel und Unglauben der Jünger und Jüngerinnen Jesu selber eine Entschuldigung ihrer Art zu denken.

Doch eben der Umstand, daß die, welche Zeitgenossen und persönliche Bekannte Jesu Christi waren, sich keineswegs leichtgläubig von den ersten Nachrichten hinreissen liessen; eben der Umstand, daß seine eigenen Schüler das Wiedererwachen vom Tode hartnäckig in Zweifel zogen, bis sie den Auferstandenen mit eigenen Augen erblickten, seine Stimme mit eigenen Ohren hörten, bis sie ihn berührt, die Narben seiner Wunden untersucht hatten, die er vom Kreuze trug, — eben dieser Umstand wird uns der treueste Bürge von der Redlichkeit ihres Sinnes, von der Glaubwürdigkeit ihrer nachmaligen Aussagen. Sie zweifelten damals für uns, die wir viel zu spät leben, um die Wahrheit des Ereignisses so genau und zuverlässig prüfen zu können, wie sie. Ihre Ueberzeugung mußte daher auch die unsrige werden. Christus erschien Vielen. Alle stimmten von da in ihren Zeugnissen zusammen. Jeder erzählte es auf seine eigene Weise; und die verschiedenen Nebenumstände, in welchen sie von einander abweichen, beurkunden uns, daß Einer unabhängig vom Andern berichtete, Alles ohne vorausgegangene Verabredung.

Wie ist das möglich? — Ich frage entgegen: Begreifst du denn Alles, was möglich ist? Begreifst du das Entstehen eines Grashalms, das Frühlingserwachen der Schöpfung, den Ursprung der Blumenpracht, welche Wiesen und Gärten schmückt, — den Ursprung des Blüthenglanzes, der sich an den erstorbenen Zweigen der Gesträuche und Bäume verkündet?

Ueberhaupt führt das Zweifeln an dem, was uns im Leben Jesu Christi wunderhaft und unerklärlich erscheint, zu keinem Ziel. Daß Gott, zur Befestigung des Glaubens aller Jünger Jesu, Jesum erweckte, ist kein größeres Wunder, als was Jesus gelehrt und gethan hat; ist kein größeres Wunder, als die schnelle und allgemeine Verbreitung des Christenthums auf Erden, der Wuth aller Verfolger, dem Spott aller Spötter, der Macht aller Thronen

zum Trotz. Verfolger, Spötter, Thronen gingen unter, aber Jesus Messias siegte.

Du irrst dich, wenn du glaubst, durch Erklärung und sogenannte Natürlichmachung des Wunderbaren im Leben Jesu weiter zu schreiten in wahrer Erkenntniß. Dein Deuteln belehrt Niemanden, und beruhigt dich selbst nicht. Du setzest nur dein selbsterfundenes Gedicht an die Stelle einer Geschichte, die im Halbdunkel die Ehrfurcht aller Jahrhunderte gewann. Ein unbefangenes kindliches Vertrauen ist erquickender, als das kalte Brüten deiner Einbildungskraft oder das Grübeln der Spitzfindigkeit. Entweder du zweifelst, und dann stehst du auf dich selbst und deine hohlen Muthmaßungen beschränkt; oder du glaubst, und dann hast du, was Millionen, die vor dir glaubten und starben, bist einig mit den Evangelisten und Aposteln und Allen, welche Lebensgenossen Jesu, Augenzeugen seiner Handlungen waren. Dein Zweifel ändert an dem, was geschehen ist, nichts; stößt das Evangelium nicht um, befördert weder deine Erkenntniß, noch deine innere Seligkeit. Deutele immerhin; dein Deuteln verräth, du habest mehr Vertrauen auf die Macht deines Verstandes, der doch so wenig versteht, als auf die Macht Gottes, die doch des Wundervollen so vieles thut.

Selig sind, die da glauben und nicht sehen! Joh. 20, 29. Dies ist der schönste Wahlspruch des Christen am Osterfeste; es ist das Wort des Messias, welches er zum besser belehrten Thomas sprach. Habe ich nicht genug Werke der Allmacht gesehen, um auch da an die Macht des Herrn zu glauben, wo ich sie nicht sehe? Was Großes und Unglaubliches in diesen Zeiten geschehen ist: verbürgt es mir nicht die Wunder der Vorzeit? Was durch Gottes Huld und Weisheit herrlich ist hienieden: lehrt es mich nicht an die Herrlichkeit besserer Welten glauben, wiewohl ich sie noch nicht sehe?

Man hat sehr Unrecht, eigene Erfindungen und Erklärungen an die Stelle einer Geschichte zu setzen, welche man wegen ihrer Unbegreiflichkeit nicht gern zu glauben wagt; denn ist denn deine Erklärung und Erfindung die wahre Geschichte?

Man hat sehr Unrecht, über dergleichen Gegenstände, welche unserm Urtheilsvermögen, sowohl durch die Eigenthümlichkeit des Inhalts, als durch die Entfernung des Zeitalters, also entrückt sind, daß wir nicht entscheidend über dieselben abzusprechen vermögen — man hat sehr Unrecht, sage ich, über solche Gegenstände mit andern Personen, deren Meinungen von den unsrigen abweichen mögen, in Widerspruch und Wortwechsel zu treten. Denn ungerechnet, daß durch solche eitle Streitreden über die Persönlichkeit Jesu Keiner sehr belehrt, erbaut und gebessert wird, pflegt damit nur gegenseitige Erbitterung geweckt und oft sogar verursacht zu werden, daß man von heiligen Dingen mit weniger Ehrfurcht denkt und redet, als man sollte.

Meide diese unnützen Gespräche, um nicht das Heilige zu entweihen. Laß dich nicht dazu durch einen voreiligen Bekehrungseifer verleiten. Denn so wenig du dir das Kleinod deines Glaubens und deine Ueberzeugung durch fremden Glauben und fremde Ueberzeugung willst rauben lassen: eben so wenig will sich ein Anderer in seinen Meinungen und religiösen Vorstellungen gekränkt sehen. Hat er nicht Moses und die Propheten, wie du? hat er nicht Christus und die Apostel, wie du? So bekämpfe denn nicht, was in ihm ist, wenn es nur gute Früchte bringt. Siehe, alle Religion im Menschen ist gleichsam die Blüthe seines Wesens. Zerreiße diese Blüthe nicht, denn du zerstörst die Frucht zugleich. Deine eigene Blüthe kannst du in das Wesen keines Andern bringen, wenn du dich nicht ganz selbst in den Andern verwandeln kannst. Ueberlasse das Amt der Belehrung denen, deren Beruf es ist, Lehrer zu sein. Glaube und schweige, und bewahre dein Heiligthum in der Brust.

Eben aus solchen unnützen Streitfragen über die Geheimnisse der Religion, über die Persönlichkeiten Jesu Christi, über Dinge, von welchen ein Sterblicher am wenigsten zu erklären und zu sagen im Stande ist, sind die meisten Trennungen in der christlichen Kirche, die meisten Sekten und Schwärmerhaufen entstanden. Ueber das, was Jesus allem Volk gepredigt hat, über die Lehren des Heils, durch welche wir Leben, Seligkeit und Verbindung mit Gott empfangen, hat man nie gestritten. Dies war das Wichtigste und Wesentlichste; darum offenbarte er es uns lichtvoll, über jeden Zweifel erhaben. Was der Natur des menschlichen Verstandes unergründlich bleiben muß-

te, darüber schwieg er oder redete nur in Bildern und Gleichnissen. Lasset uns die weisen Absichten des göttlichen Menschenfreundes und Menschenkenners ehren, nicht weiter schreiten, als er selbst es wollte; nicht mehr behaupten, als er selbst zu enthüllen für gut fand. Glaube und schweige, und bewahre dein Heiligthum in der Brust!

Die Religion Jesu unsers Herrn ist keine Religion des Kopfes, kein Gegenstand für scharfsinnige Grübler: würde er sie sonst den ärmsten und niedrigsten Leuten im Volke gepredigt haben, die gar keine gelehrte Erziehung genossen hatten? — Sie ist und soll sein eine Sache des Herzens. Er wollte uns durch sie jene Unschuld und Heiligkeit wieder geben, welche im Paradiese verloren ging; jene Gottähnlichkeit, in der die Menschheit erschaffen war. Darum sagte er zu seinen Jüngern: wenn ihr nicht werdet wie die Kindlein, so werdet ihr nicht ins Himmelreich eingehen. Darum sprach er: ihr sollt vollkommen werden, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist. Aber Zweifeln und Deuteln an den Geheimnissen göttlicher Dinge macht uns nicht vollkommener, und besondere Meinungen und Forschungen über die Persönlichkeit Jesu macht uns nicht unschuldiger. Auch forderte er nie dazu auf, wohl aber dazu, daß wir in seinem Sinn lieben, wie uns selbst, Gott über Alles. — Was dir verborgen oder unerforschlich bleiben soll, was allen Jahrhunderten unerklärt und unerforscht blieb, das versuche nicht mit fruchtloser Anstrengung deines Witzes zu erklären und zu erforschen. Glaube und schweige, und bewahre dein Heiligthum in der Brust.

In einen Fehler ganz entgegengesetzter Art verfallen aber diejenigen, welche wirklich Religion haben, Religion lieben, denen Tugend, Gott und Ewigkeit das Heiligste sind, und welche sich gewissermaßen schämen, die Religiosität ihres Sinnes zu verrathen. Es gibt ihrer Viele, selbst würdige, rechtschaffene Leute, welche sich gern und mit Inbrunst in ihren Gebeten zu Gott wenden, aber aus seltener Menschenfurcht Alles anwenden, zu verhüten, daß die Welt glaube, sie könnten beten. Es gibt Andere, welche von den Wahrheiten der Religion aufs Tiefste durchdrungen sind, aber aus einer wunderlichen Schüchternheit dies vor den Leuten nicht nur verhehlen, sondern selbst in muthwilligen Gesellschaften ohne Zurückhaltung mit einstimmen, wenn religiöse Gegenstände irgend einer Art auf lächerliche Weise verhandelt werden.

Was wollen diese? Sie sind religiös, und möchten das Gegentheil scheinen. Es geschieht dies wahrlich keineswegs aus Demuth, sondern aus thörichter Eitelkeit. Sie fürchten, sich vor den Leuten etwas Lächerliches zu geben, oder für schwachen Verstandes gehalten zu werden. Sie wollen einig bleiben mit Gott und ihren innersten Ueberzeugungen, aber es auch nicht mit der Welt verderben. Sie möchten zweien Herren dienen, da sie zu schwach sind, einem einzigen sich ganz zu weihen.

Zwar es ist allerdings unlöblich, mit Religiosität Prunk zu treiben; sie ist eine allzukostbare Sache, um gemeiner Eitelkeit Werkzeug zu werden. Es ist ein übertriebener Frommensinn, bei allen Gelegenheiten, also auch wohl bei ganz unschicklichen Anlässen, den Namen des Herrn, fromme Redensarten, biblische Sprüche im Munde zu führen. Es ist Unklugheit, in fröhlichen Gesellschaften, wo der Muthwille vorherrschend ist, Gespräche über das, was den Ernst aller Seelen aufbietet, sehr unzeitig anzubringen. Sei in jeder Stunde und an jedem Orte das, was du für diese Stunde und für diesen Ort sein sollst. Freue dich mit den Fröhlichen, weine mit den Trauernden. Aber schäme dich von der andern Seite auch keineswegs deines Christenthums, wenn Stunde und Ort dir geboten, aus deinen tiefsten Ueberzeugungen kein Geheimniß zu machen. Erröthe nicht, zu dem dich zu bekennen, was das Glück deines ganzen Wesens begründet. Verläugne Jesum nicht.

Thue recht, dann scheue Niemanden. Du hast Religion: warum schämst du dich ihrer? — Du fürchtest, verkannt zu werden von den Leuten? Deine Besorgniß ist sehr ungegründet. Hast du schon in andern Dingen deine Verständigkeit bewiesen, so befürchte am allerwenigsten, darum für unverständig gehalten zu werden, weil die deine religiöse Ueberzeugung theuer ist. Denn alle deine Freunde, alle deine Bekannten, selbst der Fremdling, welcher dir begegnet, hat Religion, wenn sie auch in Nebendingen von deiner Vorstellung abweicht. Selbst die Teufel glauben einen Gott, aber zittern.

Oder fürchtest du, wenn du deinen religiösen Sinn nicht auf das sorgfältigste verheimlichst, man werde dich deshalb für einen Heuchler halten? Willst du nun darum in der Gesellschaft über das Heilige witzig sein, oder darum nur den fleißigen Besuch der öffentlichen Gottesverehrung meiden? — O sich selbst widersprechender Thor, so bist du schon geworden, was du dich scheuest, auch nur zu scheinen, nämlich ein Heuchler. Denn du heuchelst dich schlechter, als du bist, und hast den Muth nicht, zu gestehen, wie du denkst.

Sei ehrlich gegen dich selbst und gegen die Welt. Der Rechtschaffene soll auch nicht schlechter scheinen, als er ist, damit er nicht durch sein Aeusserliches dasjenige ehre und adle, was an sich selbst unedel und verächtlich ist. Rede mit der eingreifenden Stimme deiner Ueberzeugung, wo es Noth ist. Dein Wort und dein Muth wird oft wunderbar wirken, und Herzen erschüttern. Wie lange soll jene Verkehrtheit dauern, daß schlechte Menschen sich besser und religiöser stellen, als sie sind; und wieder innerlich fromme, gute Menschen sich schlechter heucheln, als sie wirklich sein möchten? Mag sich das Laster verbergen und sich mit dem Schein der Tugend zieren, denn das Laster in seiner nackten Häßlichkeit erregt allzugroßen Abscheu: aber ein Gott ergebener, Ewigkeit hoffender Christensinn hat nicht Ursache, vor der Welt zu beben. Er wird ihre Ehrfurcht erregen, je wahrhaftiger und unanmaßlicher er sich ausspricht.

Christus Jesus war auferstanden. Auferstanden? sprachen seine Feinde, und spotteten. Und sie gaben den Kriegsknechten Geld, die sein Grab bewacht hatten, und sprachen: Saget, seine Jünger kamen des Nachts und stahlen ihn, dieweil wir schliefen. Matth. 28, 13. Mit ihrem Gelde wollten sie der Welt eine Lüge erkaufen. Aber muthig bekannten Jesu Christi Jünger und Jüngerinnen, was ihr Auge gesehen, ihr Ohr gehört hatte. Sie bekannten laut und muthig den Auferstandenen; da ward der Spott der Juden und Heiden zum Spott.

Und so will auch ich Dich bekennen, Auferstandener, Wunderbarer, Unbegreiflicher, Unerforschlicher! Ich will Dich bekennen mit meinem Munde, wie mit meinen Werken: bekennen, daß ich nur im Glauben an Dein heiliges Wort Trost und Zufriedenheit, Unschuld, gutes Gewissen und Seligkeit finde; bekennen, daß ich Dir anhange im Leben und im Tode; daß mir ausser Dir kein Heil werden könne; daß ich nur durch Dich zu Gott komme, dem Liebenden, Allbarmherzigen.

Wer Dich bekennt, den wirst Du wieder bekennen. Wer Dir gehört, dem wirst Du wieder gehören! — O mein Heiland, o du Leben meines innersten Lebens, so sei denn das Fest Deiner Auferstehung, wie ehemals Deinen Jüngern und Jüngerinnen, auch mir der Tag, an welchem sich mein Glaube und Muth neu wieder aufrichtet. Wie sie, durch Dich gesegnet, hinausgingen in alle Welt, zu lehren alle Völker: so segne auch mich durch die heilige Kraft Deines Geistes, daß ich in Wort und That, doch bescheiden und anspruchlos, Dein wahrer Jünger, Dein Priester werde! Amen.

XLXIII.

Weihe der Ostern.

Zweite Oster-Betrachtung.

1 Kor 15, 55 — 58.

Er verließ mit Preis gekrönet
Sein Felsengrab. Gott war versöhnet,
Der Fluch vom Berge Sina schwieg.
Dein Triumph, o Tod, o Hölle,
Besiegt seid ihr durch seinen Sieg!
Er hat es groß vollbracht,
Das Werk der Gnad' und Macht! —
Preis sei Jesu!
Nun fürchten wir
Den Tod nicht! — Dir,
Dir, Todvertilger, folgen wir.

Die Christen heiligen ihre Betrachtungen dem in allen Tempeln seit Jahrhunderten gefeierten Auferstehungstage Jesu. Anbetend sinke ich mit ihnen im Geiste vor dem Throne des Allerhöchsten nieder, und verehre bewundernd seine Macht und Größe und seine unendliche Gnade für das Menschengeschlecht. Ich lese mit einer Empfindung von Furcht und Entzücken die Erzählungen der heiligen Schrift von Jesu verherrlichtem Wiedererscheinen nach seinem Tode. Es wehet mich aus diesen Erzählungen ein fremder Geist an. Ich fühle das freudige Erschrecken der Jünger beim Wiedererblicken ihres verloren gewähnten Jesus. Ich fühle ihre Begeisterung, aber auch ihre Wehmuth; denn Jesus ist nicht mehr, wie sie ihn sonst liebten, der Mensch Ihresgleichen. Er schwebt vor ihnen göttlicher,

verklärter, fremder, wie ein Wesen höherer Art. Er wohnt nicht mehr unter ihrem Dache; er besucht sie nur von Zeit zu Zeit, unvermuthet, überraschend, und verschwindet wieder. Sie ruhen nicht mehr, wie sonst, mit kindlichem Vertrauen an seiner Brust — er zeigt sich nur, um Worte des Friedens, der Hoffnung ihnen zuzurufen. Er scheint nicht mehr ihnen, nicht mehr dieser Welt anzugehören. Sie sollen den Schmerz des Verlierens noch einmal empfinden.

Maria Magdalena und Maria, als sie zu dem Grabe Jesu Christi gekommen waren, fanden sie es eröffnet, den Stein davon hinweggewälzt. Traurig blickten sie in die leere Gruft. Sie flohen mit Entsetzen vor der unerwarteten Erscheinung, um es den Jüngern zu melden. Der Morgen dämmerte. Plötzlich stand auf dem einsamen Felde Christus vor den Weibern. Sie erkannten ihn, und sanken mit Grauen zu seinen Füßen nieder. Aber Christus erhob sie, und befahl ihnen, was sie gesehen, seinen Jüngern zu verkünden.

Petrus und Johannes eilten eben so zur zersprengten Gruft, um sich von dem Wunder zu überzeugen. Sie sahen sie offen, sahen noch das Leichentuch, mit welchem das Haupt des Verstorbenen umwunden gewesen war.

Erstaunen und banges Erwarten herrschte nun im Kreise der Jünger, die furchtsam beisammenwohnten, zitternd vor der Wuth des jüdischen Volkes. Denn in Jerusalem hatte man ausgebreitet, der Leichnam Jesu sei von seinen Freunden aus dem Grabe geraubt worden, daß sie sagen könnten, Christus wäre auferstanden.

Zwei derselben reiseten mit einander eines Tages nach dem Flecken Emahus, sechszig Feldwegs weit von Jerusalem. Und indem sie sich von den ausserordentlichen Begebenheiten dieser Zeit unterhielten, voller Traurigkeit, nahete Jesus ihnen und wandelte an ihrer Seite. Sie sahen ihn; und wie er mit ihnen redete und auf die Weissagungen zurückdeutete, welche die Auferstehung des Messias verkündet hatten, brannte ihr Herz von unbekannter Wonne. Aber — sie erkannten den erhabenen Fremdling nicht. Sie erkannten ihn nicht, als er auf ihre Bitte, weil es Abend worden, bei ihnen einkehrte, bis er mit ihnen am Tische saß. Als er aber das Brod nahm, und mit gen Himmel gewandten Augen dankte, es brach und ihnen gab, da wurden ihre Augen geöffnet, und sie erkannten den Geliebten Gottes. Und er verschwand vor ihnen.

Die Jünger wohnten in Jerusalem schüchtern beisammen. Sie hörten von diesen wunderbaren Erscheinungen, hofften und zweifelten. Plötzlich, da sie bei verschlossenen Thüren sich von dem Göttlichen unterhielten, dessen Andenken ihr Gemüth erfüllte, stand er mitten unter ihnen. Sie hörten seinen wohlbekannten Gruß: Friede sei mit euch! Sie erblickten die geliebte Gestalt, welche sie noch vor wenigen Tagen erblaßt und blutend am Kreuze schwebend gesehen. Sie zitterten. Sie wähnten, ein Gespenst täusche ihre Augen. Aber er reichte ihnen die theure Hand, er genoß von ihren Speisen, er war wieder ihr Vater, ihr Lehrer.

Nur Einer von ihnen, Thomas, war bei dieser Erscheinung nicht gegenwärtig gewesen. Umsonst erzählten ihm mit grauenvollem Entzücken die Uebrigen das Wunder. Er glaubte ihnen nicht. Er hatte seinen Heiland am Kreuze sterbend gesehen. Ungedenkbar war ihm des Todten Wiederkehr. „Es sei denn," sprach er, „daß ich in seinen Händen sehe die Nägelmaale, und lege meine Hand in seine Seite, die ich vom Todesspeer durchbohren sah, will ich es nicht glauben." So sprach er. Und acht Tage darauf stand unerwartet Jesus vor ihm in der Mitte der Jünger. „Reiche deine Finger her," sagte der Göttliche zu ihm, „und siehe meine Hände; reiche deine Hand her, und lege sie in meine Seite." Der letzte Zweifel des Ungläubigen verschwand. Schaudernd, mit Ehrfurcht, sah er zum Messias empor, und rief zu ihm: „Mein Herr und mein Gott!"

So erschien mehrmals Jesus seinen Geliebten. Aber die ehemalige zärtliche Vertraulichkeit war in hohe Ehrfurcht verwandelt. Nur wenige Tage sahen sie ihn, dann verschwand er auf immer gen Himmel. Sein Werk auf Erden war vollbracht. Er kehrte in die Wohnungen des ewigen Vaters zurück.

Der Sieg Jesu über die Macht des Todes ward der Sieg der erhabensten Hoffnungen, welche die Jünger in ihrer Brust nährten. Erst die Auferstehung Jesu offenbarte ihnen die Göttlichkeit ihres großen Meisters in vollem Glanze. Stark durch das Zeugniß der Unsterblichkeit und durch die

Hoffnungen des Wiedersehens in der Ewigkeit, gingen sie nun in alle Welt aus und predigten den Völkern das Evangelium. Der Tod war überwunden — das Grab hatte nun keine Schrecken mehr für sie. Darum traten sie furchtlos in die stürmische Welt ein, zitterten vor keinen Verfolgungen, vor keinen Kerkern, vor keinen Todesurtheilen. Sie breiteten die Lehre aus, welche der Gottmensch ihnen verkündet hatte, und sahen im Grabe nicht mehr den Abgrund der Vernichtung, sondern die Schwelle der Ewigkeit.

Sollte der Sieg Jesu, welcher so herrlich auf das Gemüth der Jünger wirkte, nicht eben so mächtig auf mein Herz sich äussern? Sie sahen nur seinen Triumph über das Grab; ich aber sah mehr, als sie, den Sieg seines göttlichen Lichtes über die Finsterniß der Welt, den Sieg seiner Lehre über die Macht des Irrthums aller Völker. Ich sah Könige von ihren Thronen steigen, um im Staube den anzubeten, der einst in Knechtsgestalt lehrte und sich erniedrigte bis zum Tode am Kreuze; ich hörte von den Lippen der Unmündigen die erhabensten Worte des Lebens tönen, welche die Weisen des Alterthums nie auszusprechen fähig waren.

Den Sieg Jesu über die Gewalt des Todes hatte er selbst voraus verkündigt, da er noch unter den Sterblichen wandelte, und keiner der Jünger ahnete, welches Todes ihr göttlicher Freund einst sterben würde — und erfüllt ward seine Weissagung. Den Sieg seiner Religion hatte er selbst zuvor verkündigt, und in Tagen, da die Schaar seiner Anhänger noch gering, die Macht des Judenthums und der heidnischen Tempel aber überall gewaltig herrschend war. Und erfüllt ward seine Weissagung. Das Senfkorn ward zum Baum, dessen Gipfel den Himmel berührt, und unter dessen Zweigen zahllose Völkerschaften des weiten Erdkreises heut Erquickung und Seligkeit finden.

So werde denn der Sieg Jesu über des Todes Macht auch ein Sieg meiner schönsten Hoffnungen. So begeistere er denn auch mich, wie er die Jünger begeisterte, zu einem erhabenen, heiligen, furchtlosen Wandel; zu einem muthigen Auftreten für Wahrheit, Recht und Unschuld, für Tugend und Glauben; zu jenem christlichen Heldensinn, der jede unreine Leidenschaft aus der Brust verbannt, den Hohn der Schlechten verachtet, und für Gottes, für der Tugend Sache kein Unglück fürchtet, kein Leiden verschmäht, keinen Tod scheut.

Wahrlich, der Mensch wäre oft besser, edler, größer, wenn er nur den Muth hätte, es zu sein. So waren Jesu Jünger anfangs schüchtern, furchtsam. Christus der Erstandene fand sie gewöhnlich in ihren Häusern verschlossen. Sie hatten seinen Willen gehört, sie wünschten seine Befehle zu vollziehen — aber die Schreckensnacht in Gethsemane, der Schreckenstag auf Golgatha hatte ihre Kraft gelähmt. Als er vom Grabe auferstanden war, da erwachte ihr freudiger Muth, da entflammte sie sein heiliger Geist. Sein Sieg über den Tod ward ihr Sieg über die Schrecken der Welt.

Ich bin ein Christ — ich feiere die Auferstehung des Messias — ich sah die herrlichen Beispiele seiner Jünger — sollte dies alles ohne Segen für mich bleiben? Auch ich will mich von meiner Schüchternheit befreien, will die Furcht in mir bekämpfen, will den Muth haben, ein Jünger Jesu zu sein.

Bedarf es in unsern Zeiten dazu großen Muthes? Wie, drohen noch die Schwerter der Juden und Heiden den Bekennern des christlichen Glaubens? Lodert in unsern Tagen noch der Scheiterhaufen für das Geständniß, ein Nachfolger Jesu zu sein? Sehe ich nicht, wohin ich wandere, Altäre und Tempel zur Verherrlichung Christi errichtet, oder das Sinnzeichen des Kreuzes aufgepflanzt? Rufen nicht die Diener des Altars, die Gesetze der Fürsten, die Stimmen der Obrigkeiten, die Bitten der Aeltern zum Bekenntniß Jesu? — Warum sollte ich zittern, ein Christ zu sein? Wider welchen Feind habe ich Muth vonnöthen?

Ach, ich erkenne diesen Feind mit Erröthen; denn er, den ich bekämpfen soll, bin ich selber.

Nicht Schwert, nicht Flammen schrecken mich von der Jüngerschaft Jesu zurück, sondern meine Trägheit, meine Erschlaffung, meine Vorurtheile. Ich empfinde es wohl, ich könnte edler, das heißt, christlicher sein, als ich es bin; aber ich habe nicht Muth genug, manche meiner Lieblingsfehler zu bekriegen, habe nicht Muth genug, oft den Urtheilen der Welt die Stirn zu bieten,

habe nicht Entschlossenheit genug, das spöttische Lächeln der Welt zu ertragen. Ich ziehe meine Ruhe den schweren Opfern vor, die ich als ein heiliger Mensch bringen sollte; ich bin zu bequem, um in manchen Fällen Selbstverläugnung genug zu haben, wenn Pflicht mich dazu auffordert; ich habe oft mehr Menschenfurcht, als Gottesfurcht; ich ziehe es oft vor, den Sterblichen, statt Gott zu gefallen; und um den Beifall Anderer zu gewinnen, thue ich, ach nur zu oft, auf den Beifall meines Gewissens Verzicht!

Viele gibt es, die ohne Furcht aufs Schlachtfeld hintreten und dem Tode kühn ins Angesicht sehen, aber nicht Muth haben, einen verächtlichen Blick von Ihresgleichen zu ertragen. Viele gibt es, die Armuth, Spott und Schande duldend übernehmen, denen sie ausweichen könnten, wenn sie Muth genug hätten, einer ihnen eingewurzelten schändlichen Leidenschaft zu entsagen. In uns selbst also wohnt ein Feind, mächtiger als jede äussere Macht. In uns selbst wohnt ein Verfolger des Christenthums, gewaltiger als Schwert und Scheiterhaufen.

Es bedarf in unsern Tagen keines Muthes mehr, öffentlich den Namen eines Christen zu tragen; wohl aber Muth, um wirklich ein Christ zu sein; Muth, um Gott zu lieben. Ihn aber lieben, heißt — seine Gebote halten. 1 Joh. 5, 3. Darum kann ich mir nicht oft genug die Wahrheit wiederholen: der Mensch wäre oft besser, wenn er nur Muth genug hätte, es zu sein.

Man will sich nicht auszeichnen. Man scheut den Witz des Spötters. Man fürchtet sich, daß bei einem strengen, frommen, gerechten Leben Dieser oder Jener sagen werde: Sehet, o sehet doch, er will jetzt ganz zum Heiligen werden! — Mancher, den Leichtsinn, Verschwendung, unordentliche Haushaltung oder Eitelkeit an den Abgrund der Armuth brachten, fühlt es wohl, er könne die lieben Seinigen noch vor Elend bewahren durch plötzliche Einführung besserer Ordnung, durch Sparsamkeit, durch Entsagung alles Ueberflüssigen — aber er hat nicht Muth genug, das Opfer zu bringen. Er schämt sich nicht, Fehler begangen zu haben, und noch zu begehen. Er schämt sich, sie muthig zu bekennen, und weiser zu sein.

Mancher, dem seine Stellung gebietet, Wahrheit und Recht ohne Scheu auszusprechen, nicht auf die Person, sondern auf das Beste der Sache zu schauen, durch sein Ansehen den Verkannten, den Unterdrückten zu retten, durch seinen Einfluß den Verdienstvollsten und den Würdigsten zu befördern, fühlt wohl seine Pflicht. Ernst mahnt ihn sein Richter an diese und seinen Eid. Aber er hat nicht Muth genug, rechtschaffen und groß zu handeln. Er will es nicht mit Andern verderben, die ihm bei andern Gelegenheiten nützlich werden könnten; er will sich um eines Geringern willen nicht Mächtige zu Feinden machen. So vergißt der Feige zugleich Eid, Gewissen, Gott. Er verläugnet Jesum, vor dem nie das Ansehen der Person galt; er verläugnet Gott aus Menschenfurcht; er verläugnet sein Christenthum um der Welt willen.

Mancher, dessen Geist von der Wahrheit des himmlischen Wortes tief erschüttert ward, wenn er es entweder im Tempel vernahm, oder mit einem heiligen Buche sich einsamen Betrachtungen überließ, empfand seine eigene Unwürdigkeit, den Namen Christi zu tragen, ohne ihn zu verdienen. Oft sprach er vielleicht zu sich selbst: Warum kann ich nicht Jesu Jünger ganz sein? Wie, sollte es nicht möglich sein, daß auch heute noch ein Mensch ein wahrhaft heiliges Leben führe? Ich kenne meine Schwächen, ich will sie vernichten. Ich kenne meinen Hang für manches heimliche Vergnügen, das mich oft zu Fehltritten verleitet; ich will ihm auf immer entsagen. Ich habe mich nie groben Lastern ergeben; ich habe nie absichtlich böse gehandelt; aber — tief empfinde ich es — ich habe auch bei weitem nicht so viel Gutes in der Welt gestiftet, als ich hätte stiften können. Manche unglückliche Familie hätte ich unterstützen, manche Thräne trocknen können, wenn ich meinen Ueberfluß, statt mit demselben in Gesellschaften und bei allerlei Anlässen zu glänzen, zur Freude der Leidenden verwendet haben würde. Vieles würde ich zum Besten meiner Mitbürger oder zur Begünstigung gemeinnütziger Unternehmungen haben beitragen, manche arme Waise würde ich haben erziehen lassen können, wenn ich mich selbst mehr eingeschränkt hätte. Es sei! ich will es nun beginnen, was ich so lange versäumte.

So spricht Mancher, so haben gewiß Viele gesprochen in Stunden schöner Begeisterung. Aber — sie traten aus dem Tempel, sie traten aus der Einsamkeit her-

vor, und sahen sich ohne Muth, so edel, so in Christi Geist zu leben, als sie sich vorgesetzt hatten. Sie zitterten, daß sie doch Gefahr liefen, von ihren Mitbürgern verkannt zu werden. Man wird dich nur als einen Schwärmer, als einen Thor verlachen, der den Himmel mit guten Werken erstürmen möchte! spricht die Eigenliebe. Man wird dir, wenn du deine Lebensweise so schnell abänderst, andere Absichten, als Ehrgeiz, Sonderlingssucht und vielleicht noch etwas Schlechteres, zutrauen! spricht die Eitelkeit. Du kannst ja fortfahren, wie bisher, und, ohne deine ganze Art zu sein und zu leben umzuwerfen, wo sich Gelegenheit darbietet, hilfreich und nützlich werden. Du kannst ja ganz unvermerkt und allmälig zur Ausführung deines guten Entschusses schreiten! spricht die Bequemlichkeitsliebe. So bleibt er, wie er war. Er findet tausend Gründe, seinen alten Gemächlichkeiten treu zu bleiben; keinen einzigen, ganz in Jesu Sinn ein Christ zu sein, und wahrhaft groß und göttlich zu handeln.

So dachten die Jünger des Auferstandenen nicht. Wie er den Tod, besiegten sie nun das Urtheil der Welt, welches fast immer der Tod edler Handlungen zu sein pflegt. Auch sie konnten ja in der väterlichen Heimath bleiben; aber sie blieben nicht, sie gingen aus in die Welt, die Religion des Weltheilandes zu verkünden. Denn sie fühlten ihre Pflicht dazu, darum hatten sie den erhabenen Muth dafür. Auch sie mußten ja den Spott der Witzlinge fürchten, daß armselige Männer aus den niedrigsten Ständen höhere Weisheit zu lehren wagten, als je der Mund der vortrefflichsten Weisen verkündet hatte; aber nicht diesen Spott fürchteten sie. Auch sie mußten die Wuth eines blinden Pöbels scheuen, und, im Angedenken an Gethsemane und Golgatha, für ihr Leben zittern; aber Christus war auferstanden, der Tod von ihm bezwungen: wie konnten sie das Grab scheuen, jenseits welchem ihnen Unsterblichkeit und Seligkeit lächelte? O Tod, rief Paulus, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg?

Nicht an Willen, nicht an Kenntniß, aber wohl am Muthe fehlt es dem Menschen, Christi Jünger, Gottes Freund zu sein.

Man fürchtet oft die Macht der Leidenschaften, ehe man sich noch mit ihnen in einen Kampf eingelassen hat, und beschönigt, entschuldigt mit Scheingründen die eigene Schlechtigkeit, welche man abzuwerfen ohne Heldenmuth ist.

Es ist vergebens, spricht der auf Jesu Namen zu seiner Nachfolge Eingeweihte, es ist vergebens, daß ich es unternehme, eine Veränderung in meinen Gewohnheiten, in meiner ganzen Denkart zu versuchen. Ich bin nun einmal so; ich kann nicht anders, nicht besser werden. Wohl weiß ich es, daß ich viele Schwächen habe, aber sie liegen mir gleichsam angeboren im Gemüth. Es lebt unter der Sonne kein Heiliger mehr. Vor Gott ist Niemand rein. Jeder Mensch hat seine eigenen Fehler, und ich habe die meinigen. Ich kenne Viele, die noch schlechter sind, als ich. Warum soll ich gleichsam meine ganze Natur tödten, um zu werden, was ich doch nicht werden kann und kein Sterblicher hienieden, fehlerrein und tugendvoll, wie Christus war?

Ach, diese Sprache tiefer Verderbtheit, wer ist's, der sie nicht irgendwo schon gehört hätte? Wer ist's, der sie nicht vielleicht schon selbst einmal in Aufwallungen des Gemüths geführt hätte, wenn Pflicht und Neigung mit einander bei einem Anlaß in Widerspruch geriethen? Es ist die Sprache des Muthlosen, der sich in seiner Elendigkeit gefällt, und selbst seine Schande zur Ehre machen möchte.

Aber fremd war diese Sprache den edeln Freunden des Auferstandenen, da sie ihn wunderbar über Welt und Tod als Sieger ehrten, da er, über den Schauern des Grabes emporschwebend, Wiedervereinigung vor Gott in der Ewigkeit zum Ziele ihrer Mühe machte. Sie hörten auf, ihren eigenen Neigungen zu leben; sie lebten nur Gott. Sein Beispiel hatte in ihnen alle Todesfurcht, allen Hang zur Bequemlichkeit vertilgt. Sie wollten Christi würdig sein, darum verläugneten sie sich selbst, nahmen sein Kreuz auf sich und folgten ihm nach.

Und ich feiere das Fest des Auferstandenen; ich feiere seinen Sieg über Tod und Grab, und den Sieg seines Wortes; — ich sehe das Beispiel seiner ersten Schüler, sehe das Beispiel großer, tugendhafter Männer des Alterthums vor mir, die, um gerecht, weise, wohlthätig für Welt und Nachwelt zu handeln, sich selbst überwanden, demüthig einhergingen, wo Andere

stolz waren, enthaltsam lebten, wo Andere schwelgten, großmüthig dem Feinde verziehen, wo Andere sich der Rache gefreut haben würden, in unaufhörlicher Thätigkeit für die Welt nützlich wirkten, wo Andere sich dem Strom leerer Vergnügungen überliessen. — Wie? sind die Tugenden der ganzen Vorwelt, die Beispiele der Jünger Jesu, der Sieg des Auferstandenen, welcher sein großes Werk endlich glänzend krönte, für mich verloren gegangen? Ist nichts mehr fähig, mich zu dem gottlich großen Muthe zu begeistern, so edel und gut zu werden, als ich es irgend werden kann? — zu werden in meinen Verhältnissen, als ein Schüler des Weltheilandes, was die ersten Schüler Jesu in ihren Verhältnissen geworden waren? Wie, sollte auch ich einst nicht Sieger über Sünde und Tod sein, und am Ende einer schönen Laufbahn ausrufen können: O Tod, wo ist dein Stachel, mit dem du drohtest? Ich sehe dich bezwungen; ich sehe nur Leben, nur einen offenen Himmel, nur Fortdauer meines Geistes in unendlich größern Vollkommenheiten, als ich auf Erden mir erwarb! O Hölle, wo ist dein Sieg, Sünde, wo ist deine Macht? Ich habe dich überwunden durch Jesu Wort, durch Gottes Liebe. Ich habe einen guten Kampf gekämpfet; mir strahlt die Krone des bessern Lebens!

Ja, Ueberwinder des Todes, Auferstandener! ich wage es, den gesunkenen Muth in mir zu erheben, und Deinem Beispiel zu folgen. Es ist nur ein Kleines, dann habe ich meinen Lauf vollendet; warum sollte ich für die kurze Frist des Lebens nicht Kraft genug haben, das Irdische in mir zu bekämpfen, und einen göttlichen Wandel zu führen? Warum sollte ich mich scheuen vor den Menschen, vollkommener zu werden, als ich bin? Warum sollte ich der Menschen wandelbares Urtheil fürchten, und des Urtheils Gottes, des Allwissenden, des Allgerechten, vergessen?

Zwar, ach ich fühle es, oft ist der Kampf schwer. Erzogen in besondern Vorurtheilen, und von Kindheit an gewöhnt, mich von ihnen unvermerkt leiten zu lassen, werde ich mich noch oft selbst vergessen, und wider meinen Willen, wider meine bessere Ueberzeugung hinwegreissen lassen. Ja fühle es, daß meinem Entschlusse oft erschütternde Hindernisse entgegenstehen können; daß meiner Begierde, Jesu Nachfolger zu sein, oft eine ganze Welt mit ihren mächtigen Verhältnissen entgegenstreben wird.

Aber, Besieger des Todes, Auferstandener, Verherrlicher, laß mich in den bangen Stunden der Unentschlossenheit, in den Augenblicken des Kampfes, Deines Todes, Deines Sieges gedenken; durchwehe mich mit Deinem heiligen Geiste: dann wird meinem Muthe, gut und groß zu handeln, auch nie die Kraft dazu gebrechen. Du befahlst nicht mehr, als was Menschenkräfte leisten können. Du hast in Deiner Menschheit den großen Vorgang gethan, wie man in Gott leben, vor Gott wandeln müsse. Deine Jünger wurden mächtig durch die Stärke Deines Vorbildes, Deines Wortes — auch ich werde nicht ganz erliegen!

Auch ich werde dann, wann und welches auch mein Tod sei, ihn nicht sehen. Auch ich werde aufstehen zu unendlicher Seligkeit. Auch ich werde in bessern Welten rufen können: O Tod, wo ist deine Macht, o Sünde, wo ist dein Sieg? Gott aber sei hochgelobt, der uns den Sieg gegeben hat, durch unsern Herrn Jesum Christum!

XLIX.

Der Sieg der christlichen Religion.

Erste Pfingst-Betrachtung.

Matth. 13, 31. 32.

Es quoll und quillt auf jedes Flehen
Herab aus Christus Strahlenhöhen
Der Geist der Weisheit und der Kraft,
Der Geist, der alle Herzen reinigt,
Durch einen Glauben neu erschafft.
O ström' in Schwachheit, Angst und Leiden,
O Du, der Alles herrlich macht,
Du, Geist der Liebe, Geist der Freuden,
Stets mächtiger in unsre Nacht.

Der Pfingsttag ist jedem Christen ein schönes Freudenfest. Es ist gleichsam der Geburtstag der christlichen Kirche. An ihm überdenke ich die Geschichte der Religion Jesu Christi: es ist die Geschichte der geistigen Wohlthaten Gottes gegen das menschliche Geschlecht.

Auch heute will ich mich mit der Betrachtung von den Schicksalen der Religion Jesu beschäftigen. Ich will sehen, wie das Senfkorn, welches die Hand des Erlösers ausstreute, keimte und zum herrlichen Baum ward, in dessen Schatten jetzt die edelsten

Völker der Erde ruhen. Meine Seele soll die Wunder der ewigen Vorsehung preisen und Gott dankbar anbeten, der sie an den Wohlthaten der allerheiligsten Lehre Theil nehmen ließ.

Christus war nicht mehr unter seinen Jüngern. Von ihrem Freunde, ihrem göttlichen Meister verlassen, lebten sie in trauriger Einsamkeit, muthlos und voller Wehmuth um den Verschwundenen. Vergebens warfen sie ihm den sehnsuchtvollen Blick gen Himmel nach.

Aber am Pfingsttage erwachten sie alle voll feurigen Eifers aus ihrer Muthlosigkeit. Von der Macht Gottes durchdrungen, vom heiligen Geist ergriffen, traten sie zum erstenmal öffentlich auf, und predigten dem Volke in Jerusalem Jesum den Gekreuzigten.

Ihre Worte wirkten wunderbar auf die erstaunte Menge der Zuhörer. An dem ersten Tage, da die Gesandten Jesu seine Lehre predigten, verliessen bei dreitausend Menschen, jedes Alters, jedes Standes, jedes Geschlechtes, die Religion ihrer Väter, und traten aus dem Glauben des Judenthums durch die heilige Taufe in Christi Reich.

Die Lehre Jesu, in ursprünglicher schöner Einfalt gepredigt, ward von allen Herzen mit Einfalt angenommen. Alle strebten von nun an durch ein gebessertes Herz zur Vereinigung mit Gott und zur ewigen Glückseligkeit. Der Mund der Unmündigen lallte jetzt Wahrheiten, welche vormals von den Weisesten aller Nationen nur dunkel ausgesprochen, oder kaum geahnet waren.

Das erste Christenthum bestand nicht in spitzfindigen Streitigkeiten über Glaubenslehren, nicht in gelehrten Untersuchungen, nicht in bloßen Tändeleien des Gefühles und der Einbildungskraft, sondern in stiller Frömmigkeit, in der ungeheuchelten Liebe Aller in Allen. Die ersten Christen hatten keine prachtvollen Tempel, sondern jede Hütte, in welcher sie versammelt waren, wurde ihre Kirche; sie hatten keine goldenen Altäre, aber ihre Herzen waren reiner als Gold. Der Reiche theilte sein Brod mit dem Armen, der Arme diente freudig dem Reichen als ein Bruder. In ihren Zusammenkünften sah man keinen Wetteifer von Schmuck und Kostbarkeiten, keinen Stolz des Ranges und der Geburt, sondern die zärtliche Liebe und die Gleichheit der Geschwister, die sich einander zum Guten ermahnten, und in der Noth trösteten. So oft sie zusammenkamen, feierten sie das Andenken ihres göttlichen Stifters; die Wohlhabenden liessen Speisen und Wein herbeibringen; man hielt gemeinschaftliche Gastmähler zur Erquickung der Bedürftigen, und gab sich nach solchen Liebesmählern den Kuß treuer Freundschaft.

So fest zusammenhaltend erkannte man die ersten Christen nur an ihrer Frömmigkeit. Sie waren die treuesten Brüder, die besten Bürger, die gehorsamsten Unterthanen, die fleißigsten Arbeiter. Sie lebten nicht für sich, sie lebten für die Andern. Ihre Lehrer selbst, die ersten Jünger Jesu, waren Diener Aller.

Anfangs wurde die Lehre Jesu nur den in Jerusalem wohnenden Juden mitgetheilt; bald aber auch den Heiden, welche bisher an vielerlei Gottheiten geglaubt hatten. Aber Juden und Heiden, sobald sie sich zum Christenthum gewandt hatten, waren von dem Augenblick an gleichsam eine Seele, hatten nur eine Liebe, einen Glauben, eine Hoffnung.

Aber dieser erhabene Eifer, diese Begeisterung, dieser männliche Sinn der ersten Christen gehörte dazu, um die junge Religion unter den frühen Stürmen aufrecht zu erhalten. Es gehörte dazu die unzerstörbare Eintracht, daß sie nicht von einander liessen, daß sie alles Irdische nur als Nebensache behandelten, daß sie keinen der Ihrigen untergehen liessen, sondern ihr Hab und Gut ohne Unterschied mit einander gemein hatten. Alle, mit Verachtung der Welt, mit Verachtung dessen, was andere Menschen als höchstes Gut zu verehren gewohnt waren, ohne Begierde nach Reichthum, Würden und Ruhm, ohne Furcht vor Leiden, Unterdrückungen und Schmach, schienen sich sämmtlich gottbegeisterte Boten des Himmels zu sein, berufen, das Evangelium zu verkünden.

Wer hätte damals glauben sollen, daß diese kleine Christengemeinde innerhalb Jerusalems Mauern die Stammmutter einer über den ganzen Erdball zu verbreitenden Religion werden würde? Damals achtete man derselben kaum in ihrer Dunkelheit und Armuth. Zur Ausbreitung ihres Glaubens hatte sie keine Waffen, keine Heerführer — nichts als die ewige himmlische Wahrheit. Sie fesselte das Auge der Fürsten

und Völker nicht durch den Glanz kirchlicher Gebräuche, sondern lebte in ihrer Unschuld und Tugend verborgen, und dennoch wurden ihrer Anhänger täglich mehr.

Die alten Widersacher Jesu, jene Priester und Gesetzlehrer, jene Pharisäer und Sadduzäer, jene, welche den Messias zum Tode verdammt hatten, glaubten, mit seinem Verschwinden sei auch sein Wort verschwunden. Aber wie erstaunten sie, da sie vernahmen, daß der von ihnen zum Tode geführte Jesus nicht nur einzelne Freunde hinterlassen hatte, sondern daß schon mehrere Tausende auf seinen Namen getauft waren. Ihr Grimm lebte gegen die Unschuldigen von neuem auf. Von neuem begannen ihre Verfolgungen. Sie liessen die Apostel in die Kerker schleppen, liessen die Versammlungen der Christen stören. Umsonst! Aus den Kerkern tönten Gottes Lobgesänge, und von den Lippen der Leidenden die himmlischen Trostgründe der Religion. — Noch war bloß auf den Umfang von Jerusalems Mauern die Lehre Christi beschränkt. Aber die Apostel, durch die wider sie erhobenen Verfolgungen zerstreut, traten nun in die römische Welt hinaus, und verkündigten das Evangelium auch entfernten Nationen. So mußten die allerersten, persönlichen Feinde Jesu Christi selbst zur Verbreitung einer bessern Religion beitragen, indem sie dieselbe zu vernichten gedachten.

Der Jünger Jesu, wohin sie in Asien und Europa kamen, fanden überall empfängliche Gemüther für ihre Lehren, nnd in allen vorzüglichen Städten der Welt, ja in der großen Stadt selbst, welche damals über den ganzen bekannten Erdkreis durch Waffen und Gesetze herrschte, in Rom selbst, bildete sich zwischen den prachtvollen Tempeln heidnischer Gottheiten eine christliche Gemeinde.

Begierig nahm man unter den Juden die Verkündigung von dem erschienenen Messias auf; denn die Nachkommen Israels, welche jetzt nur Roms bedrängte Unterthanen waren, sehnten sich zur Freiheit und dem ehemaligen Glanz ihres Volkes zurück. Allgemein war in diesen Tagen die Erwartung und die Sage unter ihnen von der Ankunft eines irdischen Messias, welcher den zertrümmerten Thron Davids wieder aufrichten und die jüdische Nation zur herrschenden auf Erden machen werde. Darum liessen sie sich gern in die Geheimnisse der christlichen Religion einweihen, wo sie dann erfuhren, daß das Reich des Messias kein irdisches, sondern ein geistiges Reich sei.

Noch begieriger aber empfingen die Heiden die Lehre Jesu von dem alleinwahren Gott. Denn schon hatten die Aufgeklärtesten unter ihnen selbst die Anbetung hölzerner, steinerner und goldener Gottheiten verächtlich gemacht. Das Bedürfniß und die Sehnsucht nach Wahrheit ward allgemeiner und lebhafter empfunden, denn jemals.

Dadurch, daß Rom alle bekannte Nationen des Erdbodens unter seinem gewaltigen Zepter vereint hielt, waren die Völker mehr unter einander in Verbindung und Verkehr. Alle Nachrichten verbreiteten sich schneller, und die Apostel Jesu konnten ungehindert von Land zu Land reisen, und die unsichtbare Kirche Jesu unter den nahen und entfernten Himmelsstrichen gründen.

So mußte die religiöse Stimmung der damaligen Bewohner des bekannten Erdkreises, so mußten die politischen Verhältnisse der Länder, so hundert andere Umstände zur Ausbreitung eines Glaubens in der Welt mitwirken, welcher nicht durch die Gewalt des Schwertes, sondern durch die Macht der Wahrheit siegen, und die Menschen aller Welttheile zu Brüdern machen sollte.

Als die Apostel das Ziel ihres schönen, doch mühevollen Lebens erreicht hatten, war der Same des Christenthums schon durch die ganze römische Welt zerstreut. Johannes, der Lieblingsjünger Jesu, war der letzte von ihnen, welcher sie Alle überlebte und die Wonne genoß, den Grund der heiligen Kirche auf eine unerschütterliche Weise gelegt zu sehen. Als ein beinahe hundertjähriger Greis predigte er noch das Wort seines geliebten Meisters zu Ephesus; und als das hohe Alter ihn entkräftete, als seine Zunge schon zu schwach war, anhaltende Vorträge zu machen, ließ er sich auf einem Sessel hinaustragen zu dem Volke, und faßte die ganze Lehre Jesu in die wenigen schönen Worte zusammen: Ihr Kindlein, liebet euch unter einander, wie Jesus euch geliebet hat!

Wie indessen die Schaar der Christen heranwuchs und sich durch ehemalige Anhänger des Judenthums oder Heidenthums ver-

größerte, war es sehr natürlich, daß sowohl die bekehrten Juden manche Vorstellungen aus ihrer ehemaligen Religion, als auch die Heiden vielerlei Begriffe, die sie von ihren Weltweisen aufgenommen hatten, in die christliche Glaubenslehre übertrugen. So entstanden schon noch zu Lebzeiten der Apostel allerlei falsche Vorstellungen, die mit der hohen Einfalt der Lehre Jesu Christi nichts gemein hatten. Diese Verschiedenheit der Meinungen in Religionssachen vermehrte sich nach dem Tode der Apostel. Man fing an, von der Einfachheit der ersten Christen abzuweichen, brachte spitzfindige Untersuchungen da an, wo ein frommer Glaube herrschen sollte, und stritt sich über die Person Jesu Christi, über das Verhalten der göttlichen und menschlichen Natur in ihm, über das Geheimniß einer Dreieinigkeit Gottes, und manche andere Gegenstände, worüber der Heiland selbst weniger gesprochen, da er vorzüglich nur auf Reinigkeit des Herzens, auf göttlichen Sinn in Wort und Werk, auf Liebe zum ewigen Vater, auf Liebe zur Menschheit gedrungen, und mit der Veredlung unsers Geistes die Hoffnungen der Ewigkeit verbunden hatte.

Doch auch diese Zwietracht christlicher Religionsparteien, so traurig ihr Anblick war, konnte nur zur schnellern Fortpflanzung des Christenthums helfen. Jede dieser Parteien predigte mit verdoppeltem Eifer ihren Glauben, und suchte Anhänger zu gewinnen, um desto mehr Stärke zu erhalten. So scholl die Lehre Jesu von den warmen Ufern Indiens bis zu den Eismeeren, und das Kreuz, dies Sinnbild der Religion Jesu, ward in den Sandwüsten Afrika's, wie in den kalten Ländern der Barbaren aufgepflanzt, welche im mitternächtlichen Theil Europa's wohnten.

Umsonst erhob sich die Wuth der heidnischen und jüdischen Priester neben ihren verlassenen und verfallenden Altären gegen die junge Religion; umsonst sandte man bewaffnete Heere gegen die treuen Jünger Jesu aus; umsonst loderten überall Scheiterhaufen für die Bekenner des Christenthums, umsonst erschöpfte sich die Kunst der Barbaren im Erfinden neuer Qualen für sie. Die Religion Jesu siegte; jeder Scheiterhaufen ward ein neuer Triumph für sie, jede Folterbank ein neuer Altar, jeder Kerker eine neue Kirche. Tausende starben für die Wahrheit eines Glaubens, der die Schrecken der Welt und des Todes überwindet, und über den Gräbern der Märtirer sammelten sich weinend, aber doch muthvoll, neue Christengemeinden.

Noch waren seit dem Kreuzigungstage Jesu keine dreihundert Jahre verflossen, als der Oberherr der ganzen römischen Welt, als Kaiser Konstantin der Große, dessen Zepter drei Welttheile verehrten, mit seinem ganzen Hofe zum Christenthume überging. Von nun an ward die christliche Religion die herrschende Landesreligion. Die Tempel und Altäre der heidnischen Priester standen öde, und der Name Jesu tönte in den Palästen und Hütten.

Doch wohnten noch unzählige Nationen in unbekannten Wildnissen, zu denen nie der Name Roms und nie der Name Jesu hinübergeschollen. Aber eine seltsame und unerhörte Gährung erhob sich nun unter allen Nationen. Aus rauhen, fremden Himmelsstrichen drängten sich große Völkerschaften hervor, unter deren Wanderungen das weite römische Reich zertrümmerte. Jahrhunderte lang dauerten diese Wanderungen, diese Kriege; und immer neue, immer zahlreichere Schwärme von Barbaren kamen zum Vorschein und verdrängten andere Nationen aus ihren Wohnsitzen. Alles, was einst groß und herrlich war, verging; die Wissenschaft und Kunst der Vorwelt ward vernichtet; die Reiche und Thronen der Vorwelt verschwanden; — nur die Religion Jesu siegte und behielt triumphirend die Oberhand. Es schien, als drängten sich jene Völkerschaaren auf einen Wink der göttlichen Vorsehung herbei, um sich an dem Lichte der himmlischen Wahrheit zu sonnen. Alle ergriffen das Kreuz, und ihre rohen Herzen wurden menschlicher, ihre wilden Sitten wurden milder.

So siegte der christliche Glaube mitten in den schicksalsvollen Tagen einer allgemeinen Umgestaltung der Welt; als sich die allgemeine Verwirrung gleichsam in eine neue Schöpfung aufgelöset hatte, beteten alle gebildeten Nationen zu einem Gott, zu dem gemeinschaftlichen Vater des Weltalls, und freuten sich alle einer Erlösung von den Banden der Finsterniß und einer Offenbarung durch Jesum, wenn gleich in mancherlei Religionsparteien und Meinungen getrennt.

Noch bis zur heutigen Stunde dauert die Ausbreitung der christlichen Religion bei entfernten wilden Nationen fort, und es wird ein Tag kommen, da alle Völker der Welt nur eine Heerde sein werden, deren Hirt Jesus Christus ist. — Das Senfkorn ward zum Baum, dessen Zweige den Himmel berühren und die Welt umschatten.

Wenn ich in den Geschichten der grauen Vorzeit die wunderbaren Schicksale der christlichen Religion erfahre: so sehe ich überall Gottes Finger, überall die dunkle Hand der göttlichen Vorsehung. Ich bedarf keines andern Beweises für die Göttlichkeit meines Glaubens, als die Betrachtung seiner Entstehung und Verbreitung.

Wie Gott durch tägliche Wunder für die irdischen Bedürfnisse der Menschen sorgt, so veranstaltete er es auch in seiner Anordnung der Schicksale, daß für die Erhebung und Veredelung unsers Geistes gesorgt sei. — Himmel und Erde werden vergehen, aber seine Worte vergehen nicht. Luk. 21, 33.

Ewig, wie Du selbst bist, Gott — Urquell des Lichts und der Weisheit! — ist Deine Wahrheit ewig. Reiche und Völker vergehen, aber die unsichtbare, herrliche Kirche der Geister, welche Dein Sohn Jesus gründete, vergeht nicht.

Heil mir, denn ich bin ein Genosse derselben! Heil mir, auch für mich floß auf Golgatha des Welterlösers Blut! Heil mir, auch für mich gingen einst tausend fromme Zeugen der Wahrheit in den Märtirertod! — Ach, meine Seele stammelt Dir den inbrünstigen Dank, daß Du ihr Verschmachten in der Finsterniß nicht wolltest, sondern sie durch Dein beseligendes Wort zum Licht, zur Erkenntniß Deiner emporzogst.

Göttlicher Urheber meines Glaubens, meines Trostes im Leben und Sterben, heisser Dank sei auch Dir gestammelt. Durch Dein Wort bin ich vom ewigen Tode befreit, denn der lebt nicht, der Gott nicht kennt, und ihn nicht im Geist und in der Wahrheit verehrt. Göttlicher Urheber meines wahren, geistigen Lebens, Du, durch den ich zu Gott, dem Unendlichen, dem Allbarmherzigen, geführt bin, wie ein verirrtes, unwissendes Kind zu seinem Vater: mit tiefer Ehrfurcht vernehme ich Deine liebevolle Stimme, die mich zu höhern Bestimmungen ruft. Ihr will ich glauben und freudig folgen. Nicht falsche Weisheit, nicht thörichtes und vergebliches Klügeln, nicht die Lust dieser Welt, nicht ihre Schmerzen sollen mich von Dir abwendig machen.

Und ihr, o ihr Hochbeglückten, die ihr Jesum sahet und liebtet in seiner Menschheit auf Erden, ihr seine ersten Schüler, ihr seine heiligen Boten, euer heiliges Leben in Gott und für Gott werde auch das meinige. Die ehrwürdige Einfalt des ersten Christenthums werde auch mein Christenthum, und dann — o dann auch eure Freudigkeit im Tode meine Freudigkeit! Nicht mein Wort, nein, mein Leben, mein Thun und Lassen werde ein neuer Triumph der heiligsten Religion. Amen.

L.

Es ist Pflicht, Religion und Religiosität zu verbreiten.

Zweite Pfingst-Betrachtung.

Matth. 28, 19. 20.

Zieht hin, zieht hin in alle Welt,
Und lehret alle Heiden!
Sprach Christus. — Jeder ging, ein Held,
Für Gottes Wort zu leiden;
Und Jeder, seinem Jesu gleich,
Verbreitete das Himmelreich.

Geist Gottes, gib, auch uns gib Kraft,
Das Gottesreich zu mehren,
Das Reich der Sünd' und Leidenschaft
In Andern zu zerstören,
Und Glauben zu verbreiten hier:
So sind wir Christi Jünger, wir!

Die christlichen Kirchen begehen mit höherer Feierlichkeit den Tag der Pfingsten; — er ist ihr eigener Stiftungstag. Die Jünger Jesu, ergriffen und erleuchtet vom Geist Gottes, faßten an diesem Tage zum erstenmal den großen Muth, die neue Religion öffentlich vor dem Volke zu predigen. Sie predigten den Glauben an Jesum in derselben Stadt, aus welcher erst einige Wochen vorher Christus hinausgeschleppt war, einem Verbrecher gleich, um auf Golgatha sein Leben auszubluten; sie predigten vor demselben Volke, welches erst wenige Wochen vorher das Kreuzige! Kreuzige! über den Göttlichen geschrien hatte, den es jetzt verehren lernen sollte.

Und sie gingen hinaus in alle Welt, wie ihnen ihr hocherhabener Meister befohlen hatte, und verkündeten den entfernten Völkern die fröhliche Botschaft von dem durch

Jesum gegründeten Reich der Gottheit auf Erden. Sie gaben den Belehrten die Einweihung durch die sinnbildliche Handlung der Taufe. Doch nicht die Taufe allein machte den Juden und Heiden zum Christen, sondern das Leben im Geiste Jesu. Denn Christus, der Welterlöser, ehe er sich im vollendeten Triumph über die Erde emporschwang, hatte seinen ersten Schülern nicht bloß geboten, die Menschen zu taufen, sobald sie an ihn glauben würden, sondern er sprach: Gehet hin, lehret alle Völker, und taufet sie, und lehret sie halten Alles, was ich euch befohlen habe! Matth. 28, 20.

Sie gingen hin — keine Todesgefahren, keine Entbehrungen, keine Mühseligkeiten konnten sie von dem heiligen Werke abschrecken. Sie gingen hin, mit der gewissen Aussicht auf Verfolgungen und Tod. Aber ihre Schüler waren von dem gleichen Geiste ergriffen, wie sie. Diese sahen die schmerzvollen Todesarten ihrer würdigen Lehrer. Doch weit entfernt, dadurch vom Bekenntniß der Wahrheit zurückgetrieben zu werden, liessen sie das Wort Jesu Christi nur desto lauter erschallen. Ihre heiligsten Versammlungsörter wurden die Gräber derer, welche für die Religion als Zeugen der Wahrheit gestorben waren. An diesen Gräbern erneuerten sie begeisterungsvoll ihr Gelübde zur entschlossenen, unerschrockenen Nachfolge. An diesen Gräbern erhob sich ihr Muth wieder, wenn er zu wanken drohte. An diesen Gräbern weihten sie ihre Freunde, ihre Verwandten, ihre Kinder in das Heiligthum des Christenthums ein.

Dieser Trieb, die Religion unter den Völkern zu verbreiten, war in Allen eine Folge des Pflichtgefühls. Er bewahrte sich daher bis zu den spätesten Zeiten unter den christlichen Völkern. Sowohl auf Unkosten der Fursten, als durch die vereinte Kraft frommer Gemeinschaften wurden Glaubenslehrer in entfernte Weltgegenden versendet, um unter wilden Völkern die Lehre Jesu und den Glauben an den lebendigen, wahren Gott zu verkünden. Daher ist heute kein Welttheil mehr, wo nicht das Kreuz aufgepflanzt worden, als Sinnzeichen der triumphirenden Christusreligion. Es ist kein Welttheil mehr, wo nicht öffentlich in Tempeln die heilige Wahrheit des ewigen Sohnes gepredigt würde.

Und noch immer dauern in vielen Ländern die frommen Anstalten zur Verbreitung des Christenthums fort, bekannt unter dem Namen der Missionsanstalten. Noch immer finden sich beherzte, für Gott und sein Wort begeisterte Männer, welche ihr Leben dem erhabenen Zwecke weihen, gleich den Aposteln in die Wildnisse der Heiden einzudringen, um Seelen zu retten, Abgötteraltäre zu zerstören und die rohen Sitten der Völker durch den Geist des Evangeliums zu mildern, welches ist der Geist der Liebe.

Freilich hat nicht Jedermann Gelegenheit, oder Beruf, ein Apostel der Heiden zu werden. Auch wird dies nicht von Jedermann gefordert. Gott vertheilte seine Gaben, Kräfte, Verhältnisse, Meinungen mannigfaltig unter seinen Kindern. Aber darum ist es nicht minder jedes Christen Pflicht, so viel es in seiner Macht steht, zur Ausbreitnng derjenigen Religion beizutragen, in welcher er seine Seelenruhe, seine Veredelung findet.

Es ist jedem Christen Pflicht, Religion und Religiosität auf Erden herrschend zu machen, denn jeder ist ein Jünger Jesu. Das Werk, welches der Messias auf Erden begann, sollen diejenigen vollenden, welche seine Nachfolger genannt werden. Was er in göttlicher Weisheit nöthig fand zu gründen, dürfen wir nicht mit Gleichgültigkeit seinem Schicksale überlassen. In Allem ihm noch nachahmend, können wir uns nicht von dem Wichtigsten entbinden, worin er uns als Muster voranging, Gottes Reich unter den Sterblichen zu erweitern.

Es ist unsere Pflicht! denn Liebe ist das höchste Gebot des Christenthums. Wenn wir aber fühlen, daß nichts so sehr als Religion unsern Muth in Trübsalen hebt, unsern Geist zu seiner eigenthümlichen Kraft und Würde führt, uns Welt und Gottheit richtig betrachten lehrt, uns selbst die Schrecken des Todes mit Freudigkeit verachten läßt: wie mögen wir unsere Brüder lieben, wenn wir ihnen dies hohe Gut, diese Grundlage unsers Lebensglücks nicht mittheilen mögen? Wie gern pflegt der Vater, der sein Kind liebt, ihm diejenigen Kenntnisse zu geben, wodurch es ihm ähnlich wird, wodurch es dereinst unabhängig werden, Ansehen, Ehre, Wohlstand und Freundschaft der Mitbürger gewinnen kann! Wie gern sucht die Mutter ihrem geliebs-

ten Kinde diejenigen angenehmen äusserlichen Eigenschaften der Anständigkeit, Höflichkeit und Gefälligkeit beizubringen, wodurch es liebenswürdiger in den Augen der Welt wird! — Wie hier die Liebe, soll sie in jeder Brust für das Glück der Brüder leben und wirken.

Ohnehin ist diese Pflicht so leicht! — Treibt nicht Jeglichen schon seine eigene Neigung an, das, was er für wahr, gut und nützlich hält, Andern bekannt zu machen? Wie eifrig sind die meisten Menschen, wenn sie im Besitz irgend einer Wahrheit zu sein glauben, solche zu behaupten, zu vertheidigen, allgemein anzuempfehlen! Und geschieht es auch nicht immer aus Menschenliebe, so geschieht es um des großen Vergnügens willen, welches man empfindet, mit seinen bessern Ueberzeugungen in der Welt nicht einsam zu stehen, sondern Genossen und Mitbekenner derselben zu haben.

Was wir nun schon für einzelne Meinungen willig und unaufgefordert thun: sollten wir es weniger für dasjenige thun, was das Glück unsers Herzens, den Trost unsers Lebens, die Hoffnung in unserm Tode macht?

Freilich, das Gottesreich, nämlich Religion und religiösen Sinn, zu verbreiten, ist nicht so leicht, als Verfechter irgend einer andern Meinung zu sein. Aber die größere Schwierigkeit, welche damit verknüpft sein mag, vermindert damit unsere Pflicht nicht, sondern soll vielmehr unsern Eifer für solch ein göttliches Unternehmen anfachen. Daran erkennt man die Kraft edler Menschen, daß obwaltende Hindernisse sie mehr reizen, als zurückschrecken, das gute Werk zu vollenden. Hatten die ersten Jünger Jesu zur Ausbreitung des weltbeseligenden Glaubens weniger Hindernisse zu besiegen? Wurden ihre Nachfolger durch die Leiden und Trübsale der Vorgänger abgehalten, deren Fußstapfen zu folgen?

Uns, rings umgeben von christlichen Völkers, beherrscht von christlichen Fürsten, drohen wegen des Bekenntnisses der Religion Jesu keine Foltern, Scheiterhaufen, Kerker, Ketten und Hinrichtungen mehr. Ein jeder hat das Recht, seinem Glauben zu folgen. Niemand darf den Andern wegen seiner religiösen Ueberzeugungen gewaltsam beeinträchtigen. Selbst jene traurigen Zeiten, die Schandflecken der Christenheitsgeschichte, sind vorüber, da noch Christen einer Kirche unduldsam die Dolche gegen Christen anderer Kirchen wetzten; sich, wie sie glaubten, zur Verherrlichung Gottes, gegenseitig plagten, würgten, bekriegten. — Sie sind vorüber, Dank sei es dem edlern Geiste, welcher Völker und Fürsten in dieser Hinsicht heute belebt!

Demungeachtet bleiben demjenigen, welcher, seiner Pflicht getreu, Religion und Religiosität allgemeiner machen möchte, noch viele Schwierigkeiten zu bekämpfen übrig. Ein großer Theil der Menschen ist von dem übertriebenen, oft mörderischen Eifer für Religion zwar zurückgekommen, aber in das entgegengesetzte Uebel, in völlige Schlaffheit und Gleichgültigkeit gegen alles Religiöse, verfallen. Man droht nicht mehr mit Feuer und Schwert; aber man droht mit Spötteleien, Achselzucken und verächtlichen Seitenblicken. Und so ist es in der menschlichen Natur: Viele, die ohne Furcht für ihre Ueberzeugungen dem Tode entgegengehen würden, ziehen sich scheu vor einem Hohnlächeln zurück; Viele, die Muth genug hätten, ihres Glaubens wegen alle Martern zu dulden, können ein witziges Wort des frechen Spötters nicht ertragen, und verläugnen, was sie sonst nicht verläugnet haben würden, wenn man ihnen auch Haus, Habe und Gut geraubt hätte!

Eine andere Schwierigkeit, Religion und Religiosität, oder das Gottesreich auf Erden, zu verbreiten, liegt in dem rechten Bekenntniß Jesu selbst. Denn die Artikel des Glaubens im Gedächtnisse haben und aussprechen, oder sie Andern erklären, ist eine leichte Sache. Der Jüngling, wenn er die hohen Schulen verläßt, und den Lehrstuhl besteigt in christlichen Tempeln, kann es auch. Aber noch ist er so wenig der wahre Jünger und Bote Jesu, als der betagtere Geistliche und Seelenhirt, welcher sein ehrwürdiges Amt um des Brodes willen, wie ein Handwerk, betreibt; die Pflichten vollstreckt, für welche er Bezahlung empfängt; und sich im Uebrigen weder um die Besserung der Gemüther und Veredlung der Sitten, noch um die hellere Verstandeserleuchtung seiner ihm Anvertrauten weiter bekümmert. Sie bekennen den Herrn nur mit dem Munde; aber in ihren Herzen wohnt Habsucht, Eitelkeit, Eigennutz, Stolz und Widerspruch alles dessen, was ihre Lippen verkünden. Wenn sie den äussern Anstand

beobachten, nicht groben Lastern öffentlich huldigen, sich von gewissen öffentlichen Lustbarkeiten, die an sich sehr unschuldig sein können, zurückziehen, glauben sie ihrer Pflicht ein Genüge gethan zu haben. Aber anständige Sitten sind noch kein Christenthum, und bloße Klugheit ist noch keine Religion. Diese soll nicht bloß mit dem Wort, sondern mit der That bekennet werden; du sollst deinen Gott lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, und deinen Nächsten wie dich selbst. Dies ist die Hauptsumme der Gebote Jesu; dies das wahre Christenthum, wie es im Leben offenbar werden soll! Um das Gottesreich unter Menschen zu verbreiten, mußt du es erst in dir selber gegründet haben; um Andere für Jesum zu gewinnen, zeige ihnen selbst erst die Früchte deines Glaubens an ihn. — Gehe hin, verläugne dich selbst, überwinde deine Leidenschaften, deine Lieblingsfehler — dann hast du den furchtbaren Feind besiegt, der die wehren wollte, gleich Jesu und den Aposteln das Reich der Gottheit auszubreiten!

O Christ, o Mitstreiter Christi! wenn es denn deinem Herzen heilige Pflicht ist, das, was du für wahr, gut und beseligend hältst, unter den Menschen allgemeiner zu machen, warum wankst du, dieser Pflicht ein Genüge zu leisten? Du bewunderst den Muth der Apostel, den Muth jener frommen Männer, die sich in die Wüsten roher Völker wagten, um der Religion Jesu neue Bekenner zu erwerben: warum folgest du ihnen nicht? Es ist nicht nöthig, daß du deine Heimath, deine Angehörigen verlassest, daß du über Weltmeere schiffest und unter Nationen, die nie den Namen Christi hörten, seine Lehre trageſt; sieh um dich her, unter deinen Mitbürgern sieh umher, und du wirst das gleich verdienstliche Werk zu thun Gelegenheit finden. Siehe dort den rohen Haufen des gemeinen Volkes, welches mit verfinstertem Verstande, verwahrloset im Jugendunterricht, zu den Kirchen hineilt, um äussere Zeremonien mitzumachen, und dann sich allen Hingebungen seines Aberglaubens, seiner Vortheile, seiner thierischen Begierden überläßt! — Siehe hier den gemeinen Haufen der Halbgebildeten, die eine Aufklärung des Verstandes zu haben meinen, die Kirche verachten, über Religion lächeln, das Hören und Lesen religiöser Schriften langweilig finden, im Uebrigen aber in bloßer Klugheit ihr Heil, in schlauer Benutzung der Zeitumstände ihre höhere Lebensweise finden, zur Gottheit so selten, als Thiere zum Himmel, aufblicken, und sich jedes Laster gestatten, das Geist, Herz und Leib vergiftet, wenn sie damit nur nicht gegen bürgerliche Ordnung anstoßen; in denen keine Ahnungen von dem Höhern in der Welt, von der Würde, Kraft und Bestimmung ihres Geistes, ist; die von ihrer Gelehrsamkeit oder Aufklärung nichts, als die Dornen des Zweifels behalten haben, weil sie auf halbem Wege stehen bleiben! — Hier ist Jesus zu bekennen, hier Religion und Religiosität zu verbreiten, hier, o Streiter Christi, das Gottesreich zu erweitern.

Aber nicht geschehe es mit dem Eifer des Verfolgers, sondern mit der Liebe, welche Jesus und seine Boten in Verkündung des Evangeliums bewiesen. Durch gehässige Nachreden, durch Beschimpfungen, durch Feuer und Schwert hat man noch niemals eben so wenig Wahrheiten als Irrthümer ausrotten können, sondern allein durch belehrende Ueberzeugungen. Jeder Widerstand reizt eben so sehr die Kraft des Irrthums als der Wahrheiten, sich fest zu behaupten. Daher meide vorsichtig jedes gewaltthätige Verfahren gegen Andere, welchen du deine bessern Ueberzeugungen einflößen möchtest.

Ueberhaupt hat die Religion Jesu dadurch unter den Menschen eher verloren, als gewonnen in ihrer Reinheit, daß man sich einbildete, Personen, die in gewissen Glaubensartikeln nicht ganz unserer Meinung sein konnten, zu widerlegen, oder, wenn dieses nicht fruchtete, zu beschimpfen und zu verketzern. Dieser Glaubens- und Meinungsstreit weckte nur Erbitterungen und richtete Zwiespalt in der christlichen Kirche an. Ehre auch den Andersglaubenden, schone seine besondern Meinungen, wenn er nur die Werke Jesu thut. Urtheile wie dein göttlicher Lehrer, der da sprach: Nicht alle, welche mich äusserlich verehren, welche Herr! Herr! zu mir sagen, werden in das Himmelreich zu mir eingehen, sondern welche den Willen thun meines Vaters im Himmel! An ihren Früchten sollet ihr sie erkennen. — Ist der, welcher anders glaubt, als du, freundschaftlicher, gemeinnütziger, wohlthätiger, redlicher, als du, ist er ein besserer Hausvater, eine bessere Hausmutter, ein vortrefflicherer Bürger, als du: o so denke,

sein Glaube sei besser als der deinige, denn dieser ist noch noch nicht einmal fähig, dich zu so edeln Gesinnungen und Thaten zu erwärmen, als ihn der seinige.

Es ist aber darum nicht gesagt, daß wir gegen das, was wir in den Meinungen der Menschen, oder in ihrem Glauben, für irrig halten, vollkommen gleichgültig sein sollen. Nein, es ist unsere Pflicht, schädlichen Irrthümern, wo wir solche erkennen, nach allen Kräften, aber mit gebührender Vorsicht, zu wehren. Die Religion Jesu ist eine Erleuchtung des Geistes über unsere Verhältnisse zu Gott und der Ewigkeit; sie ist eine Kraft des Geistes, diesem erhabenen Verhältnisse gemäß zu denken und in Handlungen zu erscheinen. Irrthümer sind Verfinsterungen des Geistes, und erzeugen eine Schwäche desselben zum Guten. Daher soll man der Unwissenheit steuern, weil sie die Quelle des Irrthums, des Vorurtheils, des Aberglaubens und der falschen Religion ist.

Wohl ist es möglich, zuweilen rathsam, daß wir durch überzeugende Belehrung Jemanden von offenbaren Irrthümern zurückführen können; aber niemals müssen wir zartere Behutsamkeit anwenden, als wenn die Rede von religiösen Irrthümern ist, oder was wir dafür halten. Denn was wir dafür erklären, ist vielleicht der festeste Stützpunkt der Rechtschaffenheit und Seelengüte in Andern; und das, was du ihm raubest, bist du nicht im Stande, ihm mit deinen Meinungen wieder zu ersetzen. Frage nach seinen Thaten! — Handelt er als ein ächter Christ nach Jesu Worten: o so zweifle nicht, daß auch sein Glaube rechtschaffen sei und wahr für ihn. — Ich sage für ihn, wenn gleich nicht für dich. Denn auch das unmündige Kind glaubt ja noch Manches anders, als der Jüngling; der Jüngling noch Manches anders, als der Greis — können nicht alle bei den Verschiedenheiten ihrer Kenntnisse und Ueberzeugungen gleich edel sein?

Willst du Licht und Wahrheit, und dadurch das Gottesreich auf Erden herrschender machen: so befördere nach deinen Kräften die Verbesserung der Schulen, besonders unter dem gemeinen Volke, wenn du Gelegenheit hast, dazu beizutragen; unterstütze dürftige Kinder, damit sie die Schulen besuchen können, um ihre Geisteskräfte zu entwickeln; hilf dazu, wenn du Anlaß findest, daß die wohlthätigen Missionsanstalten zur Bekehrung der Heiden in fernen Ländern ihren Fortgang haben, und verweigere ihnen deine kleinen Beiträge nicht; hilf dazu, wenn sich Gelegenheit darbietet, daß in den Gemeinden des Landes Geistliche und Seelsorger angestellt werden, die wahre Boten Jesu sind, und nicht bloß mit den Lippen ihn bekennen, nicht bloß von Kanzeln und Beichtstühlen Erklärer des göttlichen Willens, sondern auch Thäter desselben, und die ersten Vorbilder des Volkes sind im wahren, thätigen Christenthum! Dies heißt das Reich Gottes, Religion und Religiosität auf Erden verbreiten.

Aber auch du selbst kannst es noch auf mannigfaltige Weise. Nicht Jeder ist in der Lage, daß er auf gewisse Stiftungen und Einrichtungen Einfluß hätte, die zur Beförderung des christlichen Glaubens vorhanden sind. Aber Jeder ist in der Lage, selbst ein Bote des Himmelreichs, ein Verkünder Jesu zu sein; nicht mit bloßen Worten, nicht mit Andächteleien; nicht mit Herplappern vieler Gebete, nicht damit, überall, wo es schicklich sei oder nicht, von ehrwürdigen religiösen Sachen zu reden; nicht mit scheinheiligen Seufzern über das Verderbniß der Welt, über das Seltenwerden der Heiligen, über die sündliche Lust der Menschen; sondern mit christuswürdigen, gottgefälligen Thaten.

Gehe hin, und sei in deinem Wirkungskreise, den dir die Vorsehung anwies, der Vortrefflichste, der Fleißigste, der Wohlthätigste, der Gemeinnützigste, und wahrlich, du bist ein Priester Gottes, der nicht mit der Zunge zu den Ohren spricht, sondern mit dem Beispiel zu dem Herzen!

Gehe hin, und bekenne dich mit Muth zu den Ueberzeugungen, die dein Gemüth erfüllen; habe Ehrfurcht für die Religion, zu welcher du dich zählst; besuche die Tempel Gottes aus reinem Antriebe, und dein Beispiel wird auch Andere zur gemeinsamen Verehrung des höchsten Wesens reizen; achte alles Religiöse, auch bei denen, die eines andern Glaubens sind, als du; liebe mit gleicher Liebe den Fremdglaubigen, wie den Genossen deines Glaubens: so bist du ein Priester Gottes auf Erden, welcher Seelen zum Himmel führt.

Gehe hin, und lasse deine Thaten zeugen von der Vorzüglichkeit deines Glaubens; fessele dich los von allen Lastern und Fehlern; handle gerechter, als von Andern geschehen mag; sei behender zu allem Guten, als sie, und bescheidener in Anmaßung eines Ruhmes, denn Andere; schäme dich nicht, den Tugendhaften zu ehren, er stehe, wo er wolle; zittere nicht, eine Wahrheit zu bekennen, wo sie heilsam wird; erröthe nicht, wenn Spötter ob deines guten Eifers spotten; traure nicht, wenn Schadenfreude dich mit Undank kränkt; wanke nicht, wenn man dich verkennt, und dir bei deinem gemeinnützigen Streben falsche Absicht zuschreibt; stehe fest, wie ein Fels Gottes, in den Ungewittern des Lebens, blicke heitern Auges zur Ewigkeit, wenn deine Geliebten dahinsterben; bleibe gelassen, wenn dich das Schicksal niederbeugt, und unverzagt, wenn dir dein Hab und Gut verschwindet: so bist du ein Priester Gottes auf Erden, der das Evangelium verkündet durch die Tugenden, mit welchen es uns bereichert.

O Gottheit! so nur möchte ich Dein Priester sein; o Jesus, so Dein Bote unter den Sterblichen!

Und was ich möchte, kann ich es nicht? Wer hindert mich, wenn ich mich nicht selbst hindere, ein Verkündiger des allerheiligsten Glaubens zu sein? Wer kann mir es wehren, Dein Reich, o himmlischer Vater, auf Erden zu verbreiten? Keine irdische Macht!

So gehe denn mein Wunsch in Erfüllung, und du, o Geist Gottes, welcher die ersten Boten Jesu Christi erweckte, mitten unter den Heiden das Wort des Gekreuzigten zu lehren, stärke, beseele mich, auch in meinem Wirkungskreise zur Ausbreitung des Himmelreichs beizutragen! Hat ein Sterblicher auf Erden höhern Beruf? —

Vater, Dein Reich komme zu uns! Amen.

Stunden der Andacht.

Dritter Theil.

I.

Am Anfang des neuen Jahres.

Ps. 46, 11.

Du hast auch im verfloss'nen Jahr
Mich väterlich geleitet;
Und wenn mein Herz voll Sorgen war,
Mir Hilf' und Trost bereitet.
Von ganzer Seele preis' ich Dich,
Und übergeb' aufs Neue mich,
Gott, Deiner weisen Führung.

Laß, Gott, dies Jahr gesegnet sein,
Du hast es mir gegeben.
Verleih mir Kraft — die Kraft ist Dein —
In Dir beglückt zu leben.
Sei in der Lebensnacht mein Licht,
Im Sturme meine Zuversicht,
Sei Du der Hort der Meinen!

Gib mir, wofern es Dir gefällt,
Des Lebens stille Freuden;
Doch schadet mir das Glück der Welt,
So sende, Herr, auch Leiden.
Nur stärke Du mit Muth mein Herz,
Dann wird mir auch der größte Schmerz
Die höchste Lust nicht rauben.

Wie bange pochen Millionen Herzen! Furcht und Hoffnung bewegen sie. Wenige mögen in die Vergangenheit zurückblicken, die Meisten starren in die Zukunft hinaus, forschend, horchend, sorgenvoll, betrübt. Was bringt uns das neubeginnende Jahr? oder vielmehr, was wird es uns noch nehmen? Was wird aus uns nach abermals zwölf Monden geworden sein; was aus unsern Familien? Haben wir die schwersten Schicksale des Lebens schon überstanden, oder stehen sie uns noch bevor?

Wie Mancher würde sich nicht eben jetzt das Vermögen wünschen, einen hellen Blick in die Verborgenheit der nahen unbekannten Zeiten zu thun! Wen sollen wir fragen? — Stumm ist die Zukunft. Gott verhüllt ihr Antlitz.

Der Leidende, schon muthlos durch frühere Unfälle, zittert vor noch größern. — Der Glückliche, welcher die Erfüllung mancher Hoffnung schon nahe vor sich liegen sieht, erschrickt bei dem Gedanken, daß ein unerwarteter Zufall ihm alle Luftschlösser, die er sich gemacht, gänzlich zerstören könne.

Ach, wie verzeihlich sind des Menschen Besorgnisse! — Sollen wir aber deswegen in Angst und Verzagtheit untergehen vor der Zeit? — Nein. Wir sollen nur als weise Menschen uns mit Muth gegen Alles waffnen, was da geschehen könne. Wahrer Muth ist aber nicht jener Leichtsinn, der, ohne der Gefahr ins finstere Auge zu sehen, ihr entgegen scherzt und sich von ihr unvorbereitet überraschen läßt; wahrer Muth ist auch nicht jene an Allem verzagende Verzweiflung, die sich blindlings, ohne Hoffnung und ohne Vorsicht, in die Noth hineinstürzt: sondern der Muth des Weisen besteht in der Furchtlosigkeit, welche aus der Ueberzeugung entsteht, daß auch das Schrecklichste nicht unüberwindlich sei; in Unerschrockenheit, weil man die Mittel und Wege kennt, mit denen die Gefahren, wenn sie herannahen, zu beseitigen sind, daß sie uns nicht ganz verschlingen.

Gewöhnliche Menschen, die, ohne Herrschaft über sich selber, im Sturm der Zeiten dastehen und nur so handeln, wie es ihnen eben im Augenblick beifallen will, folglich ohne höhern Plan, ohne jene erhabene Besonnenheit des ächten Weisen, pflegen sich auf zwei ganz entgegengesetzte Arten den fehlenden Muth zu erkünsteln. Denn des Muthes in so schicksalvollen Zeitläuften haben sie vonnöthen; das fühlen sie täglich.

Die Einen, weil ihr Temperament dazu geneigt macht, wollen sich wegen dessen, was da kommen soll, nicht härmen; täuschen sich selbst mit schönen Erwartungen; glauben an das Erscheinen der unwahrscheinlichsten Zufälle, die aller Noth ein Ende machen sollen; mögen nicht sehen, nicht glauben, was vor ihren Augen liegt; legen Alles anders und vortheilhafter aus, als es ist; leben nach wie vor einen guten

Tag, und berauschen gleichsam mit Träumereien, die nie erfüllt werden können, ihren gesunden Menschenverstand. Sie gleichen Seefahrern, deren Schiff im wilden Sturm über Untiefen schwankt, welche Vernichtung drohen, und die, um solche Gefahr nicht zu sehen, sich mit geistigen Getränken betäuben. Unvorbereitet auf die Schläge des Schicksals, werden sie nachher nur desto härter von denselben überfallen. Ihre Heiterkeit verwandelt sich dann um so schneller in dumpfes Verzweifeln. Ihr werdet sie am Tage des Unglücks um so gebeugter erblicken, je trotziger vorher ihr lachender Leichtsinn stand.

Die Andern, vielleicht von Natur zaghaft, halten es für klüger, immer von den Verhängnissen der Zukunft das Schlimmste zu erwarten. In den unbedeutendsten Zufällen erkennen sie schon Vorboten irgend eines Uebels. Sie quälen sich immerdar mit bangen Vermuthungen; hören gleichgültige Nachrichten mit Argwohn, frohe Botschaften mit Unglauben, böse Gerüchte mit Leichtgläubigkeit. Personen von dieser Denkart leiden schon alle Noth, ehe sie da ist, sind schon vor der Gefahr überwunden und entkräftet, ehe der wirkliche Kampf mit ihr beginnt. Sie gleichen Kriegern, die aus Furcht vor der Möglichkeit eines nahen Streites sich weder mit Nahrung noch Schlummer stärken können, und schon erkrankt und besiegt da liegen, ehe der Feind heranzieht.

Dies ist nicht der Muth des Weisen, mit welchem er sich zum Empfang bevorstehender Schicksale rüsten soll.

Wo aber soll ich den edeln Muth finden, der mich in den bedenklichsten Umständen aufrecht halten kann?

Du findest ihn nicht in deinem Fleisch und Blut, in deinem Irdischen, in deinen angenehmen Erwartungen, oder an der Gewöhnung, das Schlimmste zu befürchten. Der wahre Muth muß eine Sache deiner selbst, das heißt, deines Geistes, sein. Du mußt dich überzeugen können, daß derjenige noch nichts verloren hat, der sich selbst nicht verliert. Du mußt dich überzeugen, daß dein Geist Alles, nnd alles Irdische, was dir gegeben ist, dein Amt, dein Einkommen, dein Vermögen, dein Ansehen vor den Menschen, deine Bequemlichkeiten Nichts sind. Du mußt dich überzeugen, daß die Ruhe deines Geistes eigentlich das ist, was du Glück nennst, was du mit so vieler Mühe suchst und weder im Gelde, noch in den Ehrenstellen, noch in äusserlichen Vorzügen findest. Kannst du nicht glücklich sein, du stehest hoch oder niedrig, arm oder reich, gepriesen oder verkannt, so bist du noch nie glücklich gewesen, so wirst du es niemals werden; so bist du würdig, unglücklich zu sein, auf daß du endlich lernest, dich zu dir selbst zu erheben.

Hast du aber das Ziel erreicht, hast du dich selbst gefunden; fühlst du, daß deine Seele schon auf Erden in der Geisterwelt ist, nicht in der vom Spiel des Staubes abhängigen Thierwelt; kannst du in gänzlicher Verarmung voll heitern Bewußtseins, auch unter Verachtung vom großen Haufen voll edeln Selbstgefühls bleiben: dann hörst du, o Geist, dann verstehst du andere Stimmen, als diejenigen sind, welche aus dem Staube hervorklingen; dann, o Geist in deiner göttlichen Natur, hörst du nicht mit Entsetzen vom Untergang der Völker, vom Untergang deiner Erdengüter, von der Gefahr deines Leibes und Lebens, sondern über dem blutigen, grauenvollen Weltgewühl die Stimme Gottes, wie sie aus der heiligen Schrift redet: Seid stille, und erkennet, daß ich Gott bin! Ps. 46, 11.

Seid stille! Denn es ist nicht die Kunst der Menschen, nicht ihre Kraft, nicht ihre Klugheit, die das hervorgebracht hat, was geschehen ist, und was noch im bevorstehenden Jahre mit euch geschehen soll: es ist ein Anderer, es ist der Höchste, nach dessen Wirken die Sternenwelten des Himmels ihre Bahnen, und die kleinsten Gewürmer des Staubes ihre Wege suchen müssen. Er ist's, und es ist kein anderer Gott, als Gott!

Er waltet, er immerdar unerforschlich groß, weise, Alles umfassend! Kein Anderer waltet neben ihm in der Unendlichkeit. Du mögest nun furchtsam zittern, oder gelassen seine Verhängnisse erwarten und empfangen; du mögest wegen fehlschlagender Wünsche trauern, oder getröstet bleiben; du mögest um das, was vergangen ist und das, was noch erscheinen will, verzweifeln oder frohes Sinnes sein: es ist vergebens. Deine Thränen und Sorgen, dein Jauchzen und Frohlocken ändern nichts in der ewigen Weltregierung. Es geschieht sein

Wille, ob ihn der Sterbliche erkenne oder nicht, preise oder beklage. Ein goldener Thron, oder ein Häuflein, von Ameisen zusammengeschleppt, was gelten sie im Blick des Allerhöchsten mehr, denn Staub, aus welchem sie durch Menschen und Ameisen gemacht wurden? Da nun, Sterblicher, deine Furcht nichts retten, deine Angst nichts ändern kann: warum zitterst du vor dem, was den Völkern, was dem Vaterlande, was deinem eigenen Hause, was selbst deinem Leibe in dem neubegonnenen Jahre widerfahren könnte? O Geist von überirdischer Natur, erhebe dich zu dem hohen Ueberirdischen, der ewiglich und ernst waltet, und du wirst mit frommer Ergebung in seine Verhängnisse eintreten. Vollziehe in der Welt als Hausvater, als Hausmutter, als Untergebener, als Vorgesetzter, als Bürger, als Mensch und Christ deine Pflichten, und für das Uebrige zittere nicht. Vollziehe deine Pflichten, denn diese sind dir, nicht die Weltregierung, übertragen.

Seid stille und erkennet, daß ich Gott bin! — Der Allmächtige waltet! — Hast du, der heute mit Verzagtheit in die kommenden Tage des jungen Jahres blickt, Gott nicht aus den vergangenen Tagen und ihren Schicksalen erkannt? — Er war's, der im Ewigen waltet, der Allem sein Maas und Ziel setzt, und jeder Kraft ihre Grenze. Er war's, der da ist der Gott der Heerschaaren und der Freudentage, vor dem nichts klein und nichts groß ist. Das Ausserordentliche wirkt er mit Dingen, welche den Sterblichen sehr geringfügig scheinen, und das Unerhörteste vernichtet er durch den alltäglichsten Vorfall. Darum ist er Gott, und kein Allmächtiger ist ausser ihm!

Und Tausende und Millionen gehen dahin, und sind Zeugen der beispiellosen Begebenheiten, und hören das Unerhörte, ohne dadurch zu einer höhern Denkart gestimmt zu werden. Ihr Gedanke rührt kaum an Gott. Sie sprechen: Gut, daß es so kam, lasset uns froher Dinge sein! — So geht das Thier und verzehrt den Samen, der auf der Erde liegt, ohne hinaufzublicken zu den Zweigen, welchen die wohlthätige Nahrung entsank. Es ist keiner Gedankenerhebung fähig. Es lebt, um sich zu sättigen, und sättigt sich, um für den Tod reif zu werden. Ist es anders mit dem Menschen, der, ohne über sich emporzuschauen, nichts sieht, als das gegenwärtige Ereigniß des Augenblicks?

Tausende und Millionen sahen möglich werden, was aller Klugheit unmöglich schien, und gehen bang und schüchtern dahin, ins neue Jahr ein, und zittern vor dem, was noch kommen soll! — Noch immer nicht haben sie den Herrn erkannt. Welche Wunder und Zeichen sollen geschehen, daß ihr glaubet? daß ihr euch seiner Führung mit schweigendem Vertrauen überlasset? Warum fürchtet ihr die Zukunft, da der Herr der Vergangenheit noch lebt und waltet?

Seid stille und erkennet, daß ich Gott bin! — Gott waltet, der allein zu walten die Weisheit hat. Was geschehen ist, war die Wohlthat für kommende Zeiten und Geschlechter; was geschehen wird, ist der Segen für uns Alle. In seiner Hand wird der Augenblick einer That zum Samenkorn, welches durch Jahrhunderte keimet, reifet und nach Jahrhunderten noch Frucht trägt. Was dir im gegenwärtigen Jahre zu Theil werden soll, hat seine Weisheit schon in undenkbaren Zeitaltern gesäet. Erst jetzt sollst du es geniessen. Kleinmüthiger, kannst du glauben, daß der, welcher den Grund deiner Schicksale schon damals gelegt hat, als du noch nicht warest, deiner in den Tagen vergessen könnte, da du diese Schicksale empfangen sollst? Erkenne endlich seine Weisheit, das wird deine höchste Lebensweisheit sein! — Murre nicht, wenn dich Verluste treffen; klage nicht die Vorsehung an, wenn dir die Schicksale der Welt und deines Lebens unverständlich sind. Thue deine Pflichten, wie Christus sie dich lehrte, und für das Uebrige laß den sorgen, der allein zu walten die Weisheit hat. Murre gegen deines Herzens Schwächen, klage über die Fehler, welche deine Seelenruhe stören. Was du durch eigene Ungerechtigkeit verschuldet hast, mußt du dir selber zurechnen. Was dir geschieht ohne dein Zuthun, was du weder herbeiführen, noch abändern kannst: das ist das Werk des Allweisen, dies dein und der Deinigen Glück. Darüber sei harmlos, wenn es auch noch so schrecklich scheinen sollte. Denn der die Nacht sendet, schuf auch die leuchtenden Sterne! — Es blickt der Thiermensch, wie das Thier, überall nur vor sich in den

Staub nieder, hält mit dem verdüstertem Verstande Alles nur für eine Verkettung sinnloser Zufälle, baut auf seine Klugheit und eigene Kraft viel; das Uebrige nennt er Glücksspiel. Der Mensch Gottes blickt aufwärts; die Ueberwindung seiner selbst, das heißt, seine Tugend, ist das geistige Band, welches ihn an Gott knüpft, und eben dadurch wird seine eigene Klugheit wirksamer, heller, seltener fehlschlagend, weil sie nie ohne Rechtlichkeit ist; darum wird seine eigene Kraft gewaltiger, weil sie sich auf ein höheres Vertrauen stützt. Darum wird mit Recht nur derjenige weise genannt, der tugendhaft handelt; und darum ist der Tugendhafteste der Furchtloseste. Wer mit Gott stehet, wer will wider ihn stehen?

Seid stille und erkennet, daß ich Gott bin! — Er waltet, dessen zärtliche Vaterliebe allein zu walten das Recht hat. Warum bist du bekümmert um das, was dir die Stunden des neuen Jahres entgegenführen werden? Hast du noch immer nicht die ewige Liebe erkannt in deinen längstvergangenen Tagen? Wie oft hast du nicht schon, wie heute, ebenfalls das allerschönste Loos erwartet, oder das böseste befürchtet? Und was geschah dir? Das schönste, wenn es erfüllt ward, war weder so schön, noch das furchtbarste so böse, als du es dir vorgestellt, ehe es da war. — Kein einziges deiner Lebensjahre war eigentlich durch und durch schrecklich; immer brachte es dir von Zeit zu Zeit auch eine Hand voll ganz unerwarteter kleiner Freuden, die dich erquicken mußten. Keines deiner Lebensjahre war durch und durch voller Wonne; immer mengte sich in die Süßigkeit auch ein bitterer Tropfen. — Wohlan, erkenne im Spiegel deiner Vergangenheit das ganze Bild deiner Zukunft! Die Dinge um dich her mögen andere Gestalten und Namen annehmen: im Wesentlichen bleiben die Sachen sich gleich. Immerdar wird sich zu großem Schmerz bald eine große Lust, zum Schatten sich wieder ein erhebendes Licht gesellen. In diesem wohlthuenden Wechsel erkenne die ewig waltende Liebe deines Vaters bis zur letzten deiner Stunden.

Hast du die Liebe Gottes in deinen vorigen Jahren erkannt, so gehe dann hin, und glaube jedes Jahr und jeden Tag fester an sie, und dein Glaube wird dir helfen! Und mit den drohenden Gefahren wird dein Muth steigen; denn du kennst den, dessen Güte für dich wacht. Und rufen wirst du mit jedem Glaubigen, rufen mit David: Gott ist unsere Zuversicht und Stärke, eine Hilfe in den großen Nöthen, die uns getroffen haben. Darum fürchten wir uns nicht, wenn gleich die Welt unterginge und die Berge mitten ins Meer sänken; wenn gleich das Meer wüthete und wallete und von seinem Ungestüm die Berge einsänken. Der Herr Zebaoth ist mit uns, der Gott Jakobs ist unser Schutz. Sela. Kommet her und schauet die Werke des Herrn, der auf Erden solches Zerstören verrichtet; der den Kriegen steuert und aller Welt; der Bogen zerbricht, Spieße zerschlägt und Wagen mit Feuer verbrennt. Seid stille und erkennet, daß ich Gott bin! Pf. 46, 1 — 11.

Du, Herr, du Alleingewaltiger auf Erden, wie im Himmel, Du bist Gott, bist mein Gott! Ich habe Dich erkannt in den Begebenheiten meiner bisherigen Jahre. Ich habe Dich erkannt in Deiner unendlichen Macht, oft mit Entzücken, oft mit Beben. Darum bist Du meine Zuversicht, meine Hoffnung. Mein Muth wanket nicht, denn ich halte mich an Dich, mögen die Wetter des Schicksals noch so gewaltig um mich her toben.

Unverzagt trete ich in die Tage des neuen Jahres ein. Vielleicht bringt einer dieser Tage mir Elend, Flucht und Armuth — ich werde das Schwerste mit Gleichmuth tragen, und denken, daß Du, Allweiser, mich, Dein Kind, prüfen wollest, ob ich mehr hange an Dir oder an den Bequemlichkeiten des sinnlichen Lebens. Vielleicht raubt mir einer dieser Tage nicht nur Hab und Gut, sondern selbst das Leben der Theuersten meiner Lieben auf Erden — — ich schaudere bei diesem Gedanken, — Vater, o Vater der Liebe, mein Herz will bluten — aber ich werde sprechen wie Hiob: Du hast sie mir gegeben, Du hast sie mir genommen! Ich werde denken, Du wollest durch sie meine Seele nur fester an die Ewigkeit knüpfen. — Vielleicht führt mir einer dieser Tage meinen eigenen Todesengel zu — Vater, Dein Wille geschehe! Mein brechendes Auge wird sehnsuchtvoll emporschauen zu Dir, und meine Seele wird Dich anrufen: Allbarmherziger, laß mich eingehen in Dein Reich.

Und hast Du es anders über mich verhängt — soll dies Jahr beglückt und segensvoll für mich und die Meinigen werden — mit tiefer Dankbarkeit werde ich, mein Gott, die Gaben Deiner Liebe nehmen, mit Weisheit benutzen für mich und Anderer Wohl; kein Glück soll mich übermüthig machen. Denn ich kenne den Wechsel der Dinge. Alles währet nur eine kurze Zeit.

Aber daß ich Dich immer heller erkenne, auf daß mein Geist immer freudiger und muthiger sei für das Leben und für das Sterben — dazu, o dazu verleihe mir die Kraft Deines heiligen Geistes, ohne welche ich nichts vermag. Daß ich Deinen durch Jesum Christum mir geoffenbarten Willen immer genauer erkenne, immer fleißiger übe, daß ich mit Recht Dein Kind heißen dürfe — dies sei nun mein Streben das ganze Jahr hindurch, und heute geschehe der Anfang meiner Besserung vom größten wie vom kleinsten Fehler. Amen. Verleihe mir Deine Gnade! Amen.

II.

Der göttliche Name.

2 Mos. 20, 7.

Bewahre meinen Mund,
So oft er, Gott, Dich nennet,
Dich, den mein ew'ger Geist
Anbetet und erkennet;
Daß nie, Erhab'ner, ich
Durch Leichtsinn ihn entweih',
Mir nie ein Spiel und Spott
Dein großer Name sei.

Stets heilig bleib' er mir!
Und muß mein Ohr es hören,
Daß Andre ihren Gott,
Und was er that, entehren:
So reisse nie der Strom
Der Spötter mich dahin.
Die Schuld wird mein, wenn ich
Ihr Mitgenosse bin!

Kommet, lasset uns anbeten und knien und niederfallen vor dem Herrn, der uns gemacht hat, denn er ist unser Gott. (Ps. 95, 6.)

Wer ist größer, herrlicher, wunderbarer und gnädiger, als der Ewige, vor dem die Mächte der Erde verschwinden, wie ein Nichts, und die Pracht der Sterblichen Staub ist? Kann der Gewaltigste hienieden einen Grashalm bauen, oder einen Regentropfen vom Gewölk des Himmels ziehen? Kann der Furchtbarste auf Erden seinem Leben einen Augenblick zulegen, wenn das Maas seiner Stunden voll ist?

Warum rühmen sich die Thoren ihrer Größe, von denen man nach wenigen Jahren nichts mehr weiß? — Warum dünken sie sich allgewaltig, weil sie Ihresgleichen, Menschen aus Staub geschaffen, unterdrücken können? Fielen nicht die Gewaltigsten unter den Streichen ihrer Feinde, oder mit dem ärmsten Bewohner der Erde ins gleiche Grab? — Nur Einer ist groß und allgewaltig und mächtig, und sein Name ist Gott!

Warum erstaunet ihr über die Kunst des menschlichen Geistes? Was sind seine Werke, auch die köstlichsten? Er hängt Staub mit Staub zusammen, um sich Hütten zu bauen, Gewänder zu weben, oder von den Werken der Natur, dem äussern Scheine nach, Ebenbilder zu machen. Bauet nicht auch der thierische Geist sinnreich seine Wohnung, wie der Mensch, und oft zweckmäßiger, als er? Biene und Ameise müssen wir auch bewundern, und wie die Vögel des Himmels ihre Nester wählen und aufrichten, oder ihre Reisen von Welttheil zu Welttheil. Nein, nur Einer ist unendlich weise, unbegreiflich wunderbar in seinen Werken; er fügt nicht Staub zu Staube, wie das Thier oder der künstliche Mensch, sondern er durchdringt den Staub mit verborgenen Kräften und Seelen, daß Alles lebt: und dieser Wunderbare ist Gott!

Was preiset ihr, das nicht sein Werk wäre? Was liebet ihr, das Er nicht gebildet? Was entzückt euch hienieden, welches nicht eine Wundergabe seiner Huld wäre? Was fürchtet ihr, das nicht seinem Zepter unterthänig wäre? Was hoffet ihr, das nicht Er allein verleihen könnte?

Je länger wir Gott in seinen unermeßlichen Schöpfungen betrachten, oder im Wechsel des Lichts und der Finsterniß unserer Schicksale: je tiefere Ehrfurcht empfindet unser ganzes Wesen vor dem Großen, dem Unnennbar-Erhabenen, dem Heiligen. Wir rufen bebend und anbetend wie Paulus: „O welch eine Tiefe des Reichthums, beides, der Weisheit und Erkenntniß Gottes! Wie gar unbegreiflich sind seine Gerichte und unerforschlich seine Wege! Denn wer hat des Herrn Sinn erkannt? Oder wer ist sein Rath-

geber gewesen? Oder wer hat ihm etwas zuvor gegeben, das ihm werde wiedervergolten: Denn von ihm, und durch ihn, nnd in ihm sind alle Dinge! Ihm sei Ehre in Ewigkeit!" Röm. 11, 33 — 36.

Dem wahrhaft erleuchteten Weisen, das heißt, dem von der Größe Gottes tief durchdrungenen Christen, ist daher kein heiligerer Name, als der Name der Gottheit. Und wenn sein Herz das gedankenreiche, erhabene Gebet Jesu nachbetet, spricht er keine Stelle mit größerer Ehrfurcht aus, als jene Worte: „Dein Name werde geheiligt!" Ihn durchschauert der Gedanke an das Höchste im ganzen Weltreich.

Alle Völker, so verschieden auch ihre Religionen sein mögen, empfinden diese Ehrfurcht vor dem erhabensten Wesen. Manche wagen seinen heiligen Namen kaum auszusprechen. Andere sprechen ihn nicht aus, ohne durch Entblößung ihres Hauptes oder das Beugen des Knies, oder durch einen Blick, der sich demuthvoll zur Erde senkt, oder sich andachtsvoll zum Himmel, wie zum Throne des Weltregenten, emporhebt, schon äusserlich zu bezeugen, was ihr Inneres bei dem Gedanken an die Majestät des Allerhöchsten empfindet.

Wie aber ist es in den Gemeinden der Christen, welche durch die Offenbarungen Jesu erleuchtet worden sind? Sind die Christen nicht noch von größerer Hochachtung Gottes durchdrungen? Sind sie nicht für alle Völker des Erdbodens ein Muster der anbetenden Ehrfurcht bei der Erinnerung an ihren Schöpfer? Ist ihr ganzes Wesen nicht voller Ernst, Würde und Liebe und Verehrung, wenn sie den heiligen Namen nennen?

Ach nein, sie nennen ihn, ohne an ihn zu denken, und sprechen ihn aus, wie sie das Nichtswürdigste sprechen. Kinder rufen ihn aus auf den Gassen, wie zum Spiel; und Erwachsene schwören und fluchen bei ihm, als müsse er ein Gehülfe ihrer Frechheit sein. Ja, die gleichen Menschen, welche vor dem Namen ohnmächtiger Wesen, Fürsten geheißen, erzittern, treiben ihren Spott mit dem Namen des Beherrschers vom Weltall! Die gleichen Menschen, welche aus Demuth vor ihren obrigkeitlichen Personen kriechen, wenn sie mit ihnen reden, plaudern ihre Anreden und Gebete zu Gott lachend, mit unanständiger Zerstreuung, ohne ein Zeichen von Ehrerbietung her, als wäre im Himmel und auf Erden kein Gott, und das Gebet zu ihm nur ein sinnloses Possenspiel!

Woher diese Verachtung und Geringschätzung des Heiligsten, was die Welt hat? Woher diese Entweihuug und Lästerung des großen Namens, vor dem alle Welten ehrfurchtvoll beben — und, was das Unglücklichste ist, unter denen, die sich Nachfolger, Bekenner, Jünger, Geweihte des göttlichen Sohnes, des Himmelsoffenbarers, des allgemeinen Heilandes Jesu Christi nennen?

Groß muß die Unwissenheit derer sein, die sich so ganz vergessen, daß ihnen unter allen Gegenständen und Namen der göttliche einer der gleichgültigsten ist! Ach! wie sehr muß es den Menschenfreund schmerzen, wenn er unter den Christen Menschen findet, die in ihren Vorstellungen von der Größe und Majestät Gottes noch niedriger stehen, als die blinden Heiden!

Wohl sind noch viele Christen, ungeachtet ihres Namens, ihrer Taufe, ihres Abendmahls, roher und unwissender, als die Heiden, und um nichts besser als diese. Sie haben Religion, aber keine Religiosität. Sie haben einen Gott, aber keine Scheu vor ihm.

Dies ist eine Folge der großen Gemüthsverwilderung, in welcher man das Volk läßt, indem man lieber auf kriegerischen Glanz, auf Schauspiele, Feste und schimmernde Thorheiten Summen über Summen verwendet, als die Schulen des gemeinen Volks in Städten und Dörfern veredelt. Dies ist eine Folge der Nachlässigkeit, mit welcher selbst christliche Diener des Altars ihr wichtiges Amt verwalten, denen genug gethan ist, wenn nur der große Haufe ihren Personen Ehre bezeugt; wenn nur der große Haufe die von der Kirche vorgeschriebenen Pflichten erfüllt, die Tempel besucht, lange Gebete sinnlos herschwatzt, und die Sakramente beobachtet. Es ist Folge der unverantwortlichen Nachlässigkeit der Seelsorger, die oft unvorbereitet die heiligen Lehrstätten betreten, immer und immer zum Glauben an Gott ermahnen, ohne von der Majestät Gottes würdige Vorstellungen erwecken zu können; immer und immer an das Verdienst Jesu, oder an die Fürsprache der

Heiligen erinnern, ohne die Pflichten deutlich zu entwickeln, wie man sich durch gottgefälligen Wandel und durch ein Leben in Jesu Geist und That der ewigen Gnade nicht unwürdig machen müsse.

Diese Unwissenheit des Volkes in göttlichen Dingen und Pflichten erzeugt jene verachtungswürdige Rohheit, von der wir alltäglich Zeuge sein können; — jene Rohheit, die vor der Ruthe bebt, welche sie sieht, aber des Unsichtbaren spottet; mehr auf den Augenblick sieht, der da ist, als an die Ewigkeit denkt, die noch kommen soll; mehr aus Furcht vor der Hölle, als aus Liebe zum Himmel Verbrechen unterläßt.

Aehnlich dieser Verwilderung des Gemüths, die aus Unwissenheit entsteht, ist jene Rohheit unsittlicher Menschen aus höhern Ständen, welche in aller Kunst und Wissenschaft des Lebens Unterricht empfingen, aber nicht in dem, was das Göttliche in ihnen angeht, und die Veredelung ihres Geistes für das ewige Sein. Sie dünken sich weiser und größer, die schwachen Thoren, als andere Menschen, wenn sie deren Religion verhöhnen. Sie meiden das Böse nur um der Schande willen; sie thun das Gute nur des Vortheils wegen; sie halten die Religion nur für ein abergläubiges Mährchen, den Pöbel damit zu schrecken; sie halten die Tugend nur für etwas Anständiges, das vor den Augen der Welt beobachtet werden muß, aber in der Stille ohne Schaden beseitigt werden kann. Sie sind gebildete, künstlich erzogene Halbthiere, die unter sich nur eine Erde, über sich keinen Himmel erblicken.

Nicht immer ist es Rohheit, Unwissenheit und alberner Unglauben, der zur Entweihung des Göttlichen verleitet. Noch weit öfter ist es bloß der tadelnswürdigste Leichtsinn, welcher der Gottheit die schuldige Ehrerbietung verweigert; — Nachahmungssucht, welche im Schwören und Fluchen und im Mißbrauch der heiligsten Namen etwas Großes zu thun vermeint; — Selbstdünkel, welcher sich auszuzeichnen gedenkt, wenn er im Tempel oder beim häuslichen Gebete die größte Unachtsamkeit zur Schau trägt; — Gewohnheitsverdorbenheit, welche bei dem, was sie täglich thut, nur die Lippen walten läßt, und mit Gedanken umherflattert.

Alles dieses wirkt zur Verminderung der Ehrfurcht vor Gott, der Ehrfurcht vor Jesu Christo, und zum täglichen Mißbrauch heiliger Namen, die nie ohne ein heiliges Gefühl der Andacht und Dankbarkeit gesprochen werden sollten.

Oft ist das beständige Ausrufen des Namens Gottes oder Jesu auch bei den unbedeutendsten Anlässen nur Beweis von einer gewissen Armuth an Gedanken, wo etwas gesprochen werden soll, ohne daß man gleich etwas Schicklicheres weiß. Dies wird vielen Menschen, ohne daß sie dabei etwas Arges wollen, ohne daß sie damit Unrecht zu thun glauben, so zur Uebung, daß sie sich von dieser schändlichen und für die Religiosität nachtheiligen Gewohnheit nicht wieder befreien können, ohne die angestrengteste Aufmerksamkeit auf ihre Reden zu haben.

Eben so ist der Mißbrauch des göttlichen Namens beim Fluchen und Schwören oft mehr eine gedankenlose Gewohnheit, eine Folge schlechtgenossener Erziehung, als das Zeichen eines grundverdorbenen Herzens. Das Fluchen und Schwören ist überhaupt schon der untrüglichste Beweis von aller Abwesenheit des Gefühls für das, was anständig, edel und recht ist; ja noch mehr, es ist ein Beweis, daß der Mensch, welcher seine Aussagen mit so übermäßigen, oft wahrhaft gotteslästerlichen Betheurungen verstärkt, von jeher viel Unwahrheit geredet haben und keinen Glauben verdienen müsse. Denn von wem wir gewohnt sind, Wahrheit zu hören, dem glauben wir, auch wenn er seine Aussagen nicht jedesmal mit Fluch und Eid bekräftigt. Wer aber im Rufe des Lügners steht, welchem nicht allezeit zu trauen sei, dem schenken wir auch kein Vertrauen, und wenn er die schaudervollsten Flüche mit geläufiger Zunge hersagt, oder die Gottheit zum Zeugen nimmt, da uns seine gedankenlosen Uebereilungen bekannt sind.

Die Rede des Christen, seine Versicherung, mit der er etwas bestätigt oder läugnet, sei die Rede jedes wahrhaften und von der Rechtlichkeit seines Wortes überzeugten Mannes, ein einfaches Ja oder Nein! Alles, was darüber ist, jeder Zusatz von Fluch oder Schwur, macht sein Wort und seine Redlichkeit nur verdächtig, und ist,

wie schon Jesus sagt, vom Uebel. Matth. 5, 37.

Ich sage euch, sprach Christus, ihr sollet allerdings nicht schwören, weder bei dem Himmel, denn er ist Gottes Stuhl; noch bei der Erde, denn sie ist seiner Füße Schemel. Matth. 5, 34. 35.

Der Mißbrauch göttlicher Namen im gemeinen Leben ist allerdings tadelnswerth und sträflich, selbst wenn damit nicht immer ein absichtlich böser Wille des Herzens verbunden wäre. Denn wenn Jemand weiß, daß das, was er thut, seiner und der Gottheit unwürdig ist, wenn er weiß, daß es ihn entehrt, daß es ihm und seinem Gemüthe schadet, daß es, als Beispiel schlechter Art, Andern nachtheilig wird, — wer dies weiß, und fährt dennoch fort, mit ruchlosem Munde zu lästern, mit Andachtlosigkeit das Heiligste anzurufen: ist der nicht ein Sünder? Kann er seinen Leichtsinn rechtfertigen, weil es Leichtsinn sei? Dies hieße eine Sünde damit entschuldigen, daß sie Sünde wäre.

Der unehrerbietige Gebrauch heiliger Namen ist eine sträfliche Lieblosigkeit gegen das allerheiligste Wesen. Wer kann es dulden, daß der Name dessen entweiht werde, den er liebt? Wo ist ein gutes Kind, welches gleichgültig dabei bliebe, wenn man den Namen seiner guten Aeltern mißbrauchte? Wo ist ein Liebender, dem es gleichgültig wäre, den Namen seiner Braut oder Gattin bei allen, selbst bei den unanständigsten Gelegenheiten ausrufen zu hören? — Wie? und sollten wir gelassen die allerheiligsten Namen besudeln lassen durch unwürdige Anwendung?

Wenn dich Jemand anredet, aber dir den Rücken wendet, deine Gegenwart kaum bemerken will, sich mit allen Nichtswürdigkeiten lieber beschäftigt, als mit dir, mit dem er sich unterhalten sollte: würdest du nicht dadurch überzeugt werden müssen, dieser Mensch verachte dich, ziehe dir das Schlechteste vor, und habe für dich nie einen Funken der Liebe und Hochschätzung in seiner Brust genährt? — Wie? und wenn du Gottes des Allerhöchsten Namen anrufest, ohne an ihn nur denken zu mögen; wenn du zu ihm betest, ohne von ihm zu wissen; wenn du ihm dankest mit dem Mund, ohne dich im Herzen mit ihm zu beschäftigen — sind dies geringere Beweise der größten Lieblosigkeit gegen deinen Schöpfer, deinen unaufhörlichen Wohlthäter?

Der unehrerbietige Gebrauch heiliger Namen entehrt das Herz des Menschen und seinen Verstand — nicht Gott! Nicht Gott entehrst du, Lästerer, der in sinnlosen Flüchen, Schwüren und Ausrufungen das Schändlichste mit dem Heiligsten gemein macht, sondern dich selbst. Du bekennest der Welt mit schamloser Zunge die beklagenswürdige Verwilderung deines Gemüths, die Häßlichkeit deines Leichtsinns, der auch über das Ehrwürdigste mit frecher Unbesonnenheit hinwegtändelt; die Unzuverlässigkeit deines Ja- und Neinworts, da du jeden Augenblick Alles zu Zeugen und Bürgen für dich aufforderst, was das Weltall Großes und Heiliges hat; die Beschränktheit deines Verstandes, der nicht erkennt, was er thut, und von der Größe und Majestät der Gottheit die elendesten Vorstellungen haben muß! — Dich selbst, nicht Gott, entehrst du; deine eigene Würde, nicht die göttliche, entweihst du. Staub, vom Staube gekommen, wie möchte dein Wahnwitz, und wäre er der größte, das Unendliche und Allherrliche entweihen? Wie kann das Aufliegen eines Sonnenstäubchens das große Tagesgestirn verdunkeln, welches seine blendenden Strahlen durch die ungemessenen Räume des Himmels ausgießet, um große Welten zu erwärmen und zu beglänzen?

Der unehrerbietige Gebrauch heiliger Namen wirkt schädlich zurück auf den Sinn des Menschen für Tugend und auf sein religiöses Gefühl. Denn wer sich in solcher angestammten oder angenommenen, wirklichen oder erkünstelten Rohheit gefällt: wie kann der auf die feinere Bildung seines Gemüthes zu allem Edeln, Großen und Schönen recht aufmerksam sein? Wie wäre es auch nur möglich, daß er einen aufgeschlossenen Sinn dafür hätte? Wie kann der in einer Stunde mit wahrer Inbrunst zum Vater im Himmel beten, welchen er eine Stunde vorher ohne alles Gefühl in den unanständigsten Gelegenheiten nannte?

Der Christ, dem sein geistiges Gedeihen hoher Ernst ist, und daß er in den Augen Gottes angenehm erscheine, kann nur damit den Anfang machen, daß er alles Anstößige von sich entfernt, und sein Gefühl für Tugend, seine herzliche Liebe zur Gottheit in

allen Handlungen hervorleuchten läßt. Aber Rohheit des Gemüths, welches sich durch freche Reden äussert, erschwert die Läuterung des Herzens und die Selbstverklärung des Geistes. Vielmehr wird durch jene Rohheit der Gute oft schüchtern zurückgeschreckt, der Wüstling und schlechtere Gesellschaft herangelockt. So erfolgt gegenseitige Ermunterung zum Bösen, zum Unanständigen, zum Befriedigen niedriger Leidenschaften, die des Körpers Gesundheit und den Frieden der Seele zerrütten.

Der unehrerbietige Gebrauch heiliger Namen verdirbt Herz und Sitten der unschuldigen Jugend. Hier wird das, was oft nur Thorheit, nur verachtungswürdige Gewohnheit war, zum Verbrechen durch die schädliche Gewalt des Beispiels. Ihr, die ihr den Namen eures Gottes mißbrauchet, wie hoffet ihr, Kindern Ehrfurcht vor dem Allerheiligsten einflößen zu können? Ihr Aeltern, die ihr gedankenlose, lange Gebete herplappern lasset, sei es am Morgen, oder am Abend, oder beim Tische, den die Wohlthaten des gütigen Gebers schmücken: wie könnet ihr hoffen, daß eure Kinder sich innig und mit seligem Vertrauen mit dem ewigen Vater unterhalten lernen? Aeltern, Erwachsene, ihr seid es, die ihr durch euer Beispiel die Gottesliebe und Gottseligkeit in den Herzen der Kinder ausrottet! Ihr seid es, welche bei ihnen die Religion nur zur Sache des Gedächtnisses oder der alten, eingeführten Gewohnheiten machen — das heißt, die Religion tödten! Ihr seid es, die ihr den Unschuldigen ein Aergerniß gebet; von denen Jesus sagt: Wehe denen, durch welche Aergerniß kommt!

Mancher hat vielleicht niemals die finstern Folgen seines Leichtsinnes ernst berechnet, mit dem er oft den Namen seines Gottes mißbrauchte; Mancher hat vielleicht nie das Schmachvolle und Strafbare dieses Mißbrauchs recht erkannt; — o er denke über sich selbst nach, und über die Uebel, welche er unwissend stiftete, und — wenn sein Herz noch nicht dem Guten ganz fremd geworden — er zittere und bereue seine Sünde!

Nur zwei wirksame Mittel gibt es, die zur Gewohnheit gewordene Untugend wiedervon sich zu stoßen. Das erste ist: eine anhaltende, strenge Aufmerksamkeit auf jedes unserer Worte, und daß wir uns auch nicht den gelindesten Ausdruck erlauben, der gegen die Ehrfurcht verfehlt, die wir dem Schöpfer unserer Tage und dem Erlöser unserer Seele schuldig sind. Das zweite ist: ein anhaltendes Bestreben, Gottes Größe, Macht und Erbarmen immer heller und besser kennen zu lernen.

Denn, Vater im Himmel, Liebevoller, Gnädiger, wer Dich recht erkannt hat, wie kann der mit Gleichgültigkeit zu Dir emporblicken, mit Unachtsamkeit zu Dir beten? Wer Deine Größe und Wundermacht in den Werken der Natur bemerkt, oder in den Verhängnissen seines Lebenslaufes erfahren hat: wie kann der Deinen heiligen Namen, gleich einer nichtswürdigen Sache, gemein machen und mißbrauchen?

O du Erhabener, in dessen Namen sich alle Knie beugen sollen; vor dem alle Engel anbetend versinken, alle Welten ehrfurchtvoll erzittern: nie will ich mich entweihen durch Mangel der Ehrfurcht, die meine arme Seele Dir schuldig ist. Selbst in den äusserlichen Zeichen der Ehrerbietung will ich strenge sein, denn sie verkünden ja das Innere meiner Empfindungen andern Menschen, werden Andern ein Beispiel, und verdoppeln meine eigene Andacht wieder.

Ja, Vater im Himmel, Dein Name werde geheiligt!

III.

Die Vorsehung.

Psalm 37, 5.

Mein Glaube lebt, Gott kann mich nie verlassen,
Wenn auch der Hoffnung letzter Anker bricht,
Und wenn die schönsten Freuden mir erblassen:
Verzage nicht;
Und geh' ich oft schon über düstre Pfade,
Und strahlt in meiner Lebensnacht kein Licht,
Mich führt die Hand der Vorsehung und Gnade:
Verzage nicht!

Es kann Augenblicke und Stunden, es kann Schmerzenswochen geben, die unsern ganzen Muth beugen, die alle unsere Hoffnungen auslöschen. — Es können sich in manchen Zeiten Schicksale und Unglücksfälle von allen Seiten wider uns vereinigen, die uns irre machen in unsern heiligsten Ueberzeugungen, und selbst den Glauben unserer Seele an die ewige Vorsehung erschüttern.

Wir sehen oft mit Entsetzen den Triumph der Bosheit, und das Recht unterliegen; wir sehen den rechtschaffenen Christen, der

seine Pflichten treu erfüllt, der mit Bescheidenheit in der Stille viel Gutes stiftet, wir sehen ihn verkannt, verhöhnt, verleumdet, verfolgt, während irgend ein selbstsüchtiger, schlauer oder gewaltiger Bösewicht in allen seinen Unternehmungen mit Glück begünstigt wird; — wir fragen uns selbst mit Zweifel: Wie? wacht über den Sternen nicht das Auge der Vorsehung?

Ach, wie manche fromme, stille, einst glückliche Familie ist das Opfer des Krieges geworden! — Was hatte sie verbrochen, daß ihre Wohnung, diese Heimath aller häuslichen Tugenden, ein Raub der Flammen werden mußte? — Der gebeugte Vater, was hat er denn verschuldet, daß sein ganzer Wohlstand ihm in wenigen Stunden entrissen werden mußte, woran er so unverdrossen, so mühsam sein ganzes Leben gearbeitet hatte? Jene Nächte voller Sorgen, jene Tage voller Mühe, jene tausend Schweißtropfen, die er für das Wohl der Seinigen vergoß, der Kummer und die Hoffnung eines langen Lebens — das Alles war umsonst? Was hat denn der arme Säugling gesündigt, der die einzige Freude und Liebe seiner Aeltern war, daß die Raubsucht kriegerischer Schaaren ihn und die Seinigen in den Jammerstand der tiefsten Armuth hinschleuderte; daß er künftig sein Leben hindurch mit Dürftigkeit ringen muß, und vielleicht künftig, wenn ihm endlich seine Aeltern fehlen, wie ein Verstoßener von Hütte zu Hütte gehen soll, um fremden Beistand anzuflehen? — — Wir schaudern, wir sehen die beklagenswürdigsten Opfer und fragen: Spielt der blinde, grausame Zufall mit den Menschenkindern, oder wacht eine höhere Vorsicht über uns?

An des kranken Kindes Sterbebette kniet eine trostlose Mutter. Der Liebling, den sie mit Schmerzen gebar, und mit zarter Sorgfalt erzog, — er liegt, einer welkenden Blume gleich, vor ihr, und ihre besten Freuden in der Welt verwelken mit ihm. Sie hebt die weinenden Augen flehend zum Himmel, und senkt sie mit Sehnsucht wieder auf den duldenden Engel nieder. Sie küßt sein blasses Antlitz; zum letztenmale öffnet er die Augen, und lächelt mit süßer Unschuld noch einmal die gute Mutter an; er streckt noch einmal die kleine Hand der mütterlichen Hand entgegen, wie zu einem Abschiede. Ach, er verläßt das treue Mutterherz so ungern! — Aber Liebe wird von Liebe, und Herz von Herz gerissen. Ohnmächtig sinkt die Mutter über den entseelten Leichnam ihres Lieblings hin. — Also waren alle ihre Schmerzen, alle ihre Sorgen vergebens? alle ihre tausend Hoffnungen vergebens gehofft, ihre tausend Thränen vergebens geweint? — Umsonst waren die innigen heißen Thränen der Einsamkeit, die sie für ihres Kindes Genesung zum Himmel betete? Hienieden also unsäglicher Gram, und von oben keine Erhörung? — Düster starret sie in die Nacht des Lebens hinaus, als suchte sie Hilfe, Erlösung und Gott. Und ihr Seufzer aus der beklemmten, zitternden Brust scheint den Himmel zu fragen: Ist eine Vorsehung, warum verläßt sie mich?

Wenn die Fluthen der aufschwellenden Ströme zahllose Familien mit ihren Wohnungen hinwegreissen, und in den Tiefen der Gewässer begraben; wenn Erdbeben ganze Städte mit ihren Einwohnern, mit Gerechten und Sündern verschütten: wenn, wie vor wenigen Jahren in einem benachbarten Lande, Berghöhen niederstürzen, und ein ganzes Thal voll froher und glücklicher Hirten, Männer, Weiber, Säuglinge, Greise, Fremdlinge und Einheimische, in einem Augenblicke vernichten, unter ungeheuerm Schutt begraben, daß keine Spur von Allem mehr gesehen werden mag: — wer kann unerschrocken bleiben? Wer wirft nicht einen fragenden Blick auf die dunkeln Verhältnisse der ewigen Vorsicht?

Ja, es kann Augenblicke und Stunden, es kann Schmerzenswochen geben, die unsern ganzen Muth beugen. Es können in unserm ganzen Lebenslauf unglückvolle Ereignisse zusammentreffen, die selbst den Glauben und das Vertrauen des Christen erschüttern, mit dem er an der göttlichen Vorsehung hängt. — Es sind oft Zeiten, in denen sich Alles in dem Leben gegen uns und unser Glück verschworen zu haben scheint; wo wir auf nichts mehr mit Zuverlässigkeit rechnen können; wo unerwartete Begebenheiten zusammentreffen, die uns jede Stütze rauben. Es kommt uns in solchen schwarzen Stunden vor, als wären wir einsam in der Welt, als lebe kein Gott für uns, als seien wir mit unserm Wohl und Weh einem blinden Ohngefähr preisgegeben, welches Diesen emporhebt, und Jenen ohne Absicht stürzt. Unser Glaube an eine Alles leitende, weise ordnende Vorsehung erscheint

uns nur ein bloßes Täuschungsmittel des Verstandes, wie ein selbsterfundenes Beruhigungsmittel gegen unsere Schmerzen.

Aber, prüfen wir uns nur selbst mit rechter Besonnenheit, — wir werden bald erkennen, daß nicht die Vorsehung zu wachen und zu handeln aufgehört habe, daß nicht die Gottheit aus der Welt entflohen sei; sondern erkennen werden wir die Ursachen, woher eigentlich der Mangel unsers Vertrauens auf die Vorsehung, die Schwäche unsers wankenden Glaubens entstanden sei.

Gewöhnlich — und wer wird es doch läugnen können? — denken die meisten Menschen erst in der Mitte ihres Unglücks an die helfende Vorsehung. So lange sie in ruhigen, glücklichen Umständen zufrieden lebten, fiel es ihnen selten, oft nie ein, recht lebhaft über die Anordnungen Gottes in den Schicksalen derer, die er ins Leben rief, nachzudenken. So sieht der Kranke erst auf dem Lager der Schmerzen auf das Glück seiner gesunden Tage zurück. So lange er gesund war, verachtete er den Gedanken an Krankheit, und lebte ohne Enthaltsamkeit seiner Vergnügungen, bis sie ihm Gift wurden. — Erst wenn die Noth von allen Seiten gegen den versinkenden Menschen andringt, schlägt er den Blick zum Himmel auf, und fragt unter seinen Leiden: Wacht auch die Vorsehung für mich? — Aber eben in dieser bedrückenden Lage, in dieser bangen Gemüthsverfassung ist er am allerwenigsten gestimmt, sich von den weisen und fortdauernden Führungen der göttlichen Vorsehung recht lebhaft zu überzeugen. Sein Herz ist von andern Dingen zu sehr überwältigt, um sich ruhigen und anhaltenden Nachforschungen überlassen zu können. Er denkt nur an das, was er fürchtet, er fühlt nur, was ihn quält; und weil sein bestürmtes Gemüth nicht eine plötzliche Ueberzeugung von Gottes weiser Regierung gewinnen kann, weil es sich nicht sogleich alle Umstände gegenwärtig machen kann, die von der höhern Weisheit göttlicher Rathschlüsse ihn einst belehren konnten, wird er irre und zweifelhaft. Er sieht nur den nahen drückenden Augenblick, nicht Zusammenhang und Plan des ganzen Lebens. Er reißt die einzelne Begebenheit, wodurch es getrübt wird, aus der wunderbaren Kette von Millionen anderer Ereignisse heraus. Und so ist dann kein Wunder, wenn dies schwache, im Betrachten göttlicher Weltregierungen ungeübte Gemüth das Einzelne für ein Ganzes, die Nebensache für eine Hauptsache ansieht — wenn es sich und Alles für ein Spiel des blinden, todten Ohngefährs hält.

Hätten wir in ruhigen Tagen, wo unsere Seele zu Betrachtungen höherer Art fähiger war, der dunkeln Hand des ewigen Weltregierers im Leben und Schicksal der Menschen fleißiger nachgeforscht: so würden wir unserm Gemüthe eine Uebung, eine Kraft erworben haben, die das größte Unglück nicht hätte erschüttern können. — Hätten wir in mancher einsamen Stunde über die seltsamen, frohen und traurigen Begebenheiten unsers eigenen Lebenslaufes öfters nachgedacht, so würden wir mit freudigem Erstaunen mehr als einmal bei uns ausgerufen haben: Siehe, das war die Hand Gottes! — Wir würden gesehen haben, wie Manches, das uns ein unheilbares Unglück schien, die segenvollsten Früchte für unser ganzes Leben, oder für das Heil der Unserigen brachte. Wir würden erkannt haben, daß, wenn dieser oder jener von unsern heißesten Wünschen erfüllt worden wäre, wir auf unser gegenwärtiges Glück, auf unsere gegenwärtige Lage Verzicht thun müßten. Wir würden nicht läugnen können, daß Manches, wofür wir einst vergebens arbeiteten, rangen, beteten und weinten, endlich bei dem Gange der Dinge unser und Anderer Unglück geworden wäre. Wir würden eingestehen, daß mancher schreckliche Zufall, der uns in unserm Leben einst hart angriff, von den herrlichsten Wirkungen auf unser Herz, auf unsere Denkart war, und daß wir nun dieser bessern, weisern Denkart der ruhigen goldenen Lebensstunden viele zu danken haben.

Ein in solchen Betrachtungen der weisen Führung des Menschengeschlechtes durch Gottes Hand geübter Christ wird wahrlich durch keinen Unfall im Leben an seinem Gott und an dessen allwaltender Vorsehung irre werden. Für ihn ist kein Ohngefähr, sondern feste, zur Ueberzeugung gewordene Harmonie im Weltall. Er wird in der Tiefe der Noth zu Gott schreien, und, eingedenk, wie oft der kurzsichtige Mensch sich in seinen eifrigsten Wünschen betrügen kann, zu seinen Gebeten allein hinzusetzen: Aber, Herr, nicht mein Wille geschehe, sondern der Deinige! Er wird sich

mit einer Zuversicht, die das verwundete Herz erquickt, auf Gottes weisen Rath verlassen, wie ein Kind, das, ohne einzusehen warum, von seinem Vater scheinbar hart behandelt wird.

Eine andere Quelle menschlicher Zweifel an die ewige Vorsehung liegt in der stolzen oder leichtsinnigen Anmaßung unsers Verstandes, über das Weltganze zu urtheilen, indem wir über ein einzelnes Schicksal nachdenken und träumen. — — Thörichter Sterblicher, du willst über deinen Lebenslauf sprechen und richten, wie es hätte besser sein können, und kannst nur nicht sagen, welchen Inhalt deine nächste Stunde hat! — Du willst das Dasein einer Alles ordnenden Vorsehung in Zweifel setzen, weil du es nicht einsiehst, welchen Nutzen dieses oder jenes Unglück, worin Städte oder Länder verderben, bringen könne. Aber du kennst vom Weltall nur ein Staubkorn, von der Ewigkeit nur einen Augenblick, und was du Unglück nennst, ist es in deinen Augen; aber weißt du, ob es das Unglück derer war, die den Unfall litten?

Du bezweifelst Gottes Vorsehung, weil dein beschränkter Geist sie nicht faßt und begreift. Wer Gottes Weltordnung beurtheilen will, muß Gott sein!

Wir tadeln oft, was uns schrecklich zu sein scheint, und davon wir keine heilsamen Folgen weder für uns noch für die Welt absehen können, und Ereignisse, die nicht von Menschen herbeigerufen oder verhindert werden konnten.

Aber nicht Alles, was unserer Einbildungskraft grausenvoll erscheint, ist denen so schrecklich, die das Schicksal trugen. Wenn ein Erdbeben blühende Städte mit tausend glücklichen Geschlechtern verschlingt — wenn ein herabstürzender Berg die Bewohner eines ganzen Ländleins zermalmt: welches war denn das größte Unglück bei diesem entsetzlichen Ereignisse? — Der Tod aller dieser Einzelnen, ihr schnelles Verschwinden aus dem Reiche der Lebenden. — — Wie, der Tod? Ist er ein so furchtbares Unglück? Ist nicht unser Aller letztes Ziel jene Minute, die uns verwandelt? Sterben nicht nach den wahrscheinlichsten Berechnungen von der ungeheuern Zahl der Lebendigen auf Erden in einem einzigen Tage, aber zerstreut und einzeln in allen Welttheilen, immer hundert und tausend hin, während hundert und tausend wieder geboren werden? Ist es ein großes Unglück für uns, wenn wir im gleichen Augenblick mit allen denen, die unserer Seele lieb sind, die Verwandlungszeit gemein haben? Stürbe nicht gern die zärtliche Gatte mit der entschlummernden Gattin zugleich? Stürbe nicht gern mit dem sterbenden Kinde das blutende Mutterherz zugleich? — Von welchem Unglück, Zweifler, redet ihr nun? — Daß Tausende in gleichem Augenblick verschwinden? — Aber alltäglich verschwinden Tausende an Krankheiten und andern Zufällen von der Erde. — Oder daß Tausende in einem gleichen Traum vergingen? — Was hat ein Traum mit der Größe eines sogenannten Unglücks gemein? — Was Gott thut, das ist wohlgethan! O welch eine Tiefe des Reichthums, beides der Weisheit und Erkenntniß Gottes! Wie gar unbegreiflich sind seine Gerichte und unerforschlich seine Wege! Denn wer hat des Herrn Sinn erkannt? oder wer ist sein Rathgeber gewesen? Röm. 11, 33. 34.

Ueberhaupt liegt darin ein vorzüglicher Grund des Verzagens an göttlicher Vorsehung, daß wir zu sehr an dem Sinnlichen und Irdischen hangen, dem unsere Leibesbedürfnisse gehören, und nicht inniger verbunden sind mit dem Gedanken an die Geisterwelt, zu der unsere Seele gehört. — Wer in der geistigen Welt eben so viel lebt, wie in seinen irdischen Geschäften, für den ist der Tod kein so entsetzliches Uebel. Er weiß es, er lebt in Gott; von ihm, in ihm und durch ihn sind alle Dinge; in Gott aber ist kein Tod! Verlust unsers Vermögens, unsers Wohlstandes, ist dies dem Christen, dem Weisen endlich das größte Uebel der Welt? — Nein, dem ist es das größte Uebel, der nur diesen irdischen Gütern, und ausschließlich nur ihnen gelebt hat. Aber welcher Christ, welcher Weise wird wohl hauptsächlich für das leben, was ihm doch nur geliehen ist, was er doch nie behalten kann, was beständig wechselt, und für das, was von einem Todtenbette zum andern, von einem Erben zum andern übergeht, so sehr zittern? Wer nicht in das, was Staub ist, sein höchstes Glück gesetzt hat, dem ist der Verlust dessen, was Staub ist und bleibt, auch nicht das größte Uebel. Mancher muß erst verarmen, ehe er an sein höheres Glück, an das Glück, Mensch zu

sein, Gott und höhern Bestimmungen zu gehören, denken kann.

Oft ist es auch nur eine augenblickliche Kleinmüthigkeit, die uns im Vertrauen auf die ewig dauernde, Alles durchherrschende Vorsehung wankend macht. — Eingedenk unserer Kleinheit, aber uneingedenk der namenlosen Vollkommenheit Gottes, verzagt Mancher und spricht bei sich: Gott ist allzuerhaben; wie kann er sich um meine geringen Angelegenheiten und Wünsche, oder um das Wohl und Uebel eines jeden einzelnen unbedeutenden Geschöpfes bekümmern!

Wie, und doch bist du das Geschöpf Gottes? — Und doch ist Gott das höchste Wesen, welches in unbegreiflicher Vollendung das unendliche Weltall ordnet und erhält? — Wohin führt dich dein Kleinmuth? Du würdigst die Gottheit zu dem beschränkten Verstande und zu der beschränkten Macht eines Sterblichen herab, der nicht Alles übersehen kann. Du vergleichst ihn mit dir, o Wurm, und stellst den Schöpfer in gleichen Werth mit dem Geschöpfe.

Siehe, er, der die Gestirne des Himmels, diese zahllosen Welten, täglich durch das unbegrenzte All des Daseins führt, und ihren Lauf ordnet; er, der auch das kleinste Sandkorn an unsern Erdball fest bindet mit unsichtbaren Banden, daß es sich nicht von ihm verliere; der für die Welt kleiner Würmer sorgt, die ihres Lebens froh auf einem Rosenblatte als Mehlthau wohnt — er sollte das große Reich todter Kräfte mit so unendlicher Weisheit regieren, und der Geister zuweilen vergessen können, die, edler als Alles, ihn loben, ihn nennen, ihn anbeten können? — Vergessen! Welch ein unwürdiger Begriff von dem Vollkommensten! Und ist er dies, so ist seine Allwissenheit und Allbarmherzigkeit und Allweisheit und Alles umfassende Liebe eben so unendlich vollkommen. — Ohne seinen Willen, spricht Jesus, fällt kein Sperling vom Dache, und die Haare meines Hauptes sind gezählt. So Gott das Gras auf dem Felde bekleidet, das noch heute steht und morgen in den Ofen geworfen wird: soll er das nicht vielmehr an euch thun, o ihr Kleingläubigen? Matth. 6, 30.

O Du, Unergründlicher, Ewiger, Allbarmherziger, den ich Vater nenne, der Du Alles erhältst, Alles ordnest, Alles leitest: Du leitest auch meine Schicksale! — Nie hast Du mich, nie wirst Du mich verlassen, auch wenn hienieden mich Alles verläßt. Ruhig und vertrauensvoll gehe ich die dunkeln Wege, welche Deine unsichtbare Hand mich führt; denn sie führt mich zu Dir. Anbeten und verehren will ich die wunderbaren Pfade Deiner Vorsehung und die ewigen Gesetze, in welchen sich die Geisterwelt bewegen muß, die Du erschufst — anbeten und verehren auch das, was das dunkle Licht meines Verstandes nicht erhellen kann! Denn Alles, o Unendlicher, o Gnadenreicher — o mein Vater, Alles kommt von Dir, Alles führt zu Dir!

IV.

Gottes Walten.

Psalm 46, 11.

Nur Gott herrscht in dem Reich der Seelen;
Darf es der Mensch — der Staub — verhehlen?
Wer droben herrscht, der herrscht auch hier!
Nichts gilt vor Dir der Witz der Weisen;
Es sei des Frevlers Nacken Eisen:
Dein Wort zermalmt ihn doch vor Dir.
Dann eilt er selbst, sich zu verdammen,
Eh' Dein Gericht, o Herr, erwacht!

Und will der Herr ein Land beglücken,
Und Völkern seinen Segen schicken:
Wer kann ihn daran hindern, wer?
Wie Spreu verstiegt der Feinde Heer.
Drum, Völker, hört des Herren Schalten,
Ihr Königreiche, betet an!
Er ist der Herr, Er! Laßt ihn walten; —
Wie er thut, so ist's wohlgethan!

Seid stille, und erkennet, daß ich Gott bin! So spricht die Stimme des Herrn aus den Weltschicksalen. Was allseitig und ohne Ausnahme seit vielen Jahren die Völker und Fürsten wünschten, ward selten erfüllt. Immer ward es anders. Die Wenigsten begriffen es. Sie hielten es für Menschenwerk, was Gottes Walten war. So verwandelte sich Vieles. Aber die thörichten Sterblichen wollten es nicht. Sie wähnten, es sei kein Heil, kein Segen, als im Alten. Sie wollten die alten Zeiten mit Gewalt zurückrufen, und machten sich elender, und das Neue immer neuer. Was Gottes Arm einmal gebrochen hat, sollte nicht wieder aufgebaut werden. Die Fürsten und Völker rangen. Das Alte kam nicht wieder: aber das neue Gebäude ward wider Aller Verlangen immer fester und vollendeter. Umsonst das Toben und Wüthen der Menschen — es geschah, was geschehen sollte, und nicht mehr und nicht weniger. Alles hat seinen

Grenzstein. Keiner kann ihn überschreiten. Den Gewaltigsten hemmt in seinem Lauf eine unsichtbare Hand.

Seid stille, und erkennet, daß ich Gott bin! — Erkennet des Herrn Willen. Ihr beschwöret mit aller eurer Macht und Kunst die Vergangenheit nicht, daß sie zurückkomme zu euch aus ihrem Grabe. Aber das ist die Weisheit, das Neue zu nehmen und zu benutzen, daß es der Freude, des Friedens, der Stärke, des Wohlseins mehr gewähre, als das Alte jemals zu gewähren vermochte. Thöricht sind die, welche das Gute des heutigen Tages verschmähen, in Hoffnung des viel Bessern, das noch kommen könnte: aber noch thörichter die, welche das Heutige verachten, weil sie wollen, Gestern müsse wieder Morgen werden. Wann stand der Strom der Zeiten stille, oder wann ging jemals der Lauf der Welt zurück? — Alles eilt vorwärts. Nichts ist immer das Gleiche. Dem Guten wird Alles gut; der Weise weiß von Allem das Beste zu nehmen.

Erkennet das Walten Gottes! Er hat das Hohe zerschmettert, das Niedrige erhoben. Wer war so stark, als er, wer konnte ihn hindern, zu thun nach seinem Rath? — Was vermochten die gewaltigsten Flotten der Meere? Er sandte einen Windstoß, der die Wellen bewegte, und die Schiffe flogen zerstreut von einander, und was Keiner berechnet hatte, geschah; was Menschensinn ausgeklügelt hatte, unterblieb. Was vermochten die furchtbarsten Kriegsheere? Er hauchte sie an, und es war ein Hauch des Todes. Ihre Leichen und Waffen bedeckten die Felder; und was sie verrichten sollten, ward nicht verrichtet, der Schwache ward stark, und der Mächtige kraftlos. So wollte es der Herr. Was vermochte die Schlauheit der Rathschläge, die Tapferkeit der Anführer? Eine Kleinigkeit vereitelte die Riesenentwürfe; ein Staubkorn machte das große Uhrwerk stille stehen; in die Bahn der tödtlichen Kugel trat unwissend der tapferste Held, und der dem Leben von Tausenden drohte, lag selbst ohne Leben im Staube. Niemand ist mächtig vor dem Herrn. Weise seufzten in Kerkern, und ihr Wort begeisterte Millionen, und verwandelte den Zustand ganzer Welttheile. Niemand weiß, wozu ihn Gott bestimmt hat. Jeder ist ein Werkzeug der Vorsehung. Dir gehört der gute Wille, o Mensch, bei deiner That: aber ihr Erfolg gehört Gott an. Vom Willen bist du verantwortlich, die Folge ist die Sache der Weltregierung. — Seid stille, spricht der Herr, und erkennet, daß ich Gott bin!

Erkennet ihn, den Einzigen, den Allesleitenden, der über uns in majestätischem Dunkel wohnet; der den Flug der Sonnen und Monde und das leise Schweben des Schmetterlings ordnet; der die Thaten des Fürsten und des Bettlers mit gleichem Maasstabe richtet; der Wohl und Wehe ganzer Welttheile und der kleinsten, vergessensten Familie mit gleicher Weisheit bestimmt; ohne dessen Willen nichts geschieht. Er hat die verurtheilte Unschuld gerettet, und den geheimen Verbrecher mit seinen Leiden an das Licht des Tages gezogen, daß Alle vor ihm erschrecken. Wenn der redliche Mann das Opfer der Verleumdung neidischer Seelen geworden; wenn er unter schändlichem Verdacht erlag, und er selbst kein Mittel hatte, sich zu rechtfertigen vor der Welt, weil aller Schein wider ihn sprach; wenn dann ein unbemerkter Umstand plötzlich zum Vortheil des Verleumdeten redete, seine Redlichkeit eben so sehr, als die Bosheit seiner verächtlichen Gegner ins Licht setzte — in diesem Umstande (ihr nennet ihn Zufall!) war Gottes Walten.

Wenn der glückliche Sünder lange unentdeckt seine Werke der Finsterniß trieb: wenn Dieser hier mit Wucher, Erbschleicherei, Bedrückung der Wittwen, Ueberlistung der Schwachen, Uebervortheilung der Gutmüthigen, Unterschlagung fremder Gelder, sein Vermögen besserte, seinen Aufwand bestreiten konnte; — wenn Jener im Verborgenen Ränke schmiedete und den Ehrlichen verdächtigte, welchen er öffentlich ehrte; hinterrücks verrieth, den er ins Angesicht lobte; abwesend anschwärzte, den er anwesend umarmte: — eine Stunde, ein Augenblick war genug, Alles zu offenbaren, was Schändliches im Geheimen getrieben worden; ein Lichtstrahl brach durch einen unbemerkten Spalt in das Lastergewölbe hinab, und die schwarzen Verbrechen wurden hell — hier war Gottes Walten! Denn so ist das heilige Gesetz des Weltganzen: das Verdammenswerthe kann seiner Verdammung nie entfliehen. — Wenn die ekelhaften Folgen geheimer Wollust endlich den ehrlosen Heuchler vor aller Welt

an den Pranger stellen, oder dem entnervten Siechling auf frühem Todtenbette den Lohn der Geilheit reichen; wenn ein unbesonnen ausgestoßenes Wort, oder ein unverwischter Blutstropfen, oder das Plaudern eines Kindes, oder eine Handvoll frischer Erde, oder ein treues Hausthier, oder ein Erblassen zur unrechten Zeit, nach Jahr und Tag, den Urheber eines Mordes, den heimlichen Giftmischer, den rachelüstigen Würger an die weltlichen Gerichte ausliefert — o nenne es nicht Zufall; es ist Gottes Walten! — Jedem geheimen Sünder kommt endlich ein Tag seines Gerichts; und wälzte er Berge über die Zeugen seines Vergehens, und hätten nur die Nacht und die stummen Mauern und die Wälder seine Freveltat gesehen — die Berge verwehen wie Staub, und entblößen das Verborgene; die Steine der Mauern klagen ihn an; die Blätter des Waldes werden rauschende Zeugen, der Blitzstrahl fällt rächend vom blauen Himmel. Seid stille, spricht der Herr, und erkennet, daß ich Gott bin!

Erkenne das Walten Gottes. Er allein ist Herr, der den Gebeugten aufrichten, den Zerschlagenen heilen, den Ohnmächtigen stärken, den Verzagenden trösten, den Wehrlosen schützen kann. Es waltet kein Zufall im Himmel und keiner auf Erden, sondern eine sehende, weise, liebende Macht; sie leitet Alles hinaus, nicht auf die Straßen des Ungefährs, sondern nach den ewigen Gesetzen des Guten zum Guten. Laß immerhin die Menschen mit ihren Leidenschaften feindselig wider einander fahren; laß immerhin durch Macht oder Witz eine Zeit lang den Irrthum statt der Wahrheit glänzen; laß immerhin die wilden Wünsche einer unreinen, selbstsüchtigen Menge sich durchkreuzen: was zitterst du denn, Kleinmüthiger? Gott waltet.

Gott waltet! Darum muß endlich das Tiefverborgene offenbar, das Verbrechen verrathen werden, und was schlecht ist, verderben. Darum wird nur bestehen und siegen, was an sich gut, gerecht und wahr ist. Hat die Welt nicht schon oft erfahren, wie ganze Völker, vom Schwindel der Mode und Sitte ergriffen, den Irrthum zur Wahrheit prägen wollten? Aber ihr Bemühen war eitel. Haben nicht schon mehr denn einmal Tirannen mit stolzer Willkühr vom Thron herab ihre Thorheit für Weisheit gegeben, die Wahrheit als ein Majestätsverbrechen verbannt, und mit schamlosem Uebermuth alle Rechte der Menschheit verhöhnt? Die Elenden! Ihr Staub ist in allen Winden verweht, ihr Geschlecht ist vertilgt, ihr Name nur lebt noch, um damit Abscheulichkeiten zu bezeichnen. Ist nicht oft schon von eigensüchtigen oder wahnsinnigen Gewalthabern versucht worden, die Völker in Unwissenheit und Barbarei zurückzudrängen, damit sie dieselben desto leichter in Sklavenfesseln behielten? Aber den Weltgebietern und ihren vermessenen Träumen begegnete zerstörend Muth und Wort eines einzigen gotterleuchteten Weisen — da zerflog vor dem Hauch aus dessen Munde die ganze Macht der Weltgebieter, und die Menschheit trat ins Licht, und die Throne der Finsterlinge stürzten zusammen. Ihre Donner, ihre Scheiterhaufen, ihre Kerker, ihre Flüche waren vergebens. Darum seid stille, spricht der Herr, und erkennet, daß ich Gott bin!

Erkenne das Walten Gottes in allen deinen vernichteten Wünschen; erkenne es in allen deinen erfüllten Hoffnungen. Die Liebe war dort rege, wie hier, Alles zu deinem Heil. Denn dies ist das Ziel der Schöpfung. Selbst da, wo dir das Herz am stärksten blutet, da, wo heilige Bande, Seelenbande zerrissen werden, — etwa am Sterbebette eines Gatten, eines Vaters, einer Mutter, eines Kindes, einer Schwester, eines Bruders — ach, wo du meintest, der Tod solches geliebten Wesens sei unmöglich, Gott könne ihn nicht wollen, — wo du schluchzend in deiner einsamen Kammer die Hände zum Himmel emporstrecktest, und fragtest: warum? o warum? — und das Geliebteste dennoch verloretst, und damit das Beste aus allen deinen Lebensfreuden — ja, selbst da hat dein Gott gewaltet, dem Verstorbenen zu Liebe, und — mag doch dein zärtliches, tiefverwundetes Herz bluten! — auch dir zu Liebe.

Der innere Werth und die herzliche Religiosität der Menschen wird bei weitem nicht so leicht aus ihren Ansichten der Vergangenheit und Gegenwart erkannt, als daraus, wie sie die Zukunft betrachten. Man tröstet sich endlich wohl über das, was vorüber ist, und gewöhnt sich an das, was da ist: aber nicht so gleichgültig oder gelassen richtet man immer den Blick auf das, was

kommt. Je mehr der Mensch Ursache hat, von der Zukunft zu befürchten, je geringer ist der Werth seines Herzens, oder je dürftiger ist seine Religiosität. Je fröhlicher und zuversichtlicher der Mensch in die Tage hinausblickt, die noch nicht waren: desto reiner ist sein Gemüth, desto wahrer seine Religion.

Denn nur der schwache, sinnliche, an dem Irdischen hängende Mensch, nur der Mensch, dem sein Essen und Trinken, sein Hausgeräth, sein Geld, sein Ansehen, sein Stand das Wichtigste ist im Leben, muß vor der Zukunft am meisten zittern, weil er Dinge zu seinem Heiligthume macht, die durchaus vergehen müssen. Er muß zittern, trotz allem Vertrauen zu Gott; denn er weiß voraus, Gott läßt ihm den Sinnenkand nicht. Es sagt ihm sein Gewissen, er hänge mehr am Staube, als am Ewigen und Göttlichen; mehr an dem Schein der Welt, als an der Tugend, die über das Irdische erhebt.

Hingegen der wahrhaft gottergebene Christ sieht fröhlich in die kommende Zeit hin. Sie hat für ihn keine geheimen Sünden zu züchtigen; er ist schuldlos, wenn gleich nicht fehlerrein. Was er Unrechtes beging, suchte er auf der Stelle zu verbessern. Er that, was der Mensch vermag, was der Nachfolger Jesu soll. Er sieht fröhlichen Muthes in die Zukunft. Und was auch Gott verhängt haben mag, Krieg oder Frieden, Wohlstand oder Armuth, Freuden im Umgange mit Geliebten oder Tod derselben, Ruhe oder Sturm — Gott waltet! Und wenn er schon die schwarze Wetterwolke gegen sich anziehen sieht, es spricht der Herr: Seid stille und erkennet, daß ich Gott bin!

Warum sollte ich mich denn fürchten? Du bist es ja, mein Gott, mein Vater, der die schwarze Wetterwolke des Schicksals daher sendet. Kann sie mir denn ohne Deinen Willen schaden? Und kannst Du mich elend machen wollen, mich, Dein Kind, das Du zur Seligkeit geschaffen und erkohren hast? mich, Dein wehrloses Kind, o du Allmächtiger, das von Dir Alles hat? — Nein, ich bin beruhigt. Da ich mein eigenes Sterben nicht fürchte — denn es ist ja Auflösung der irdischen Bande, Freiheit der unsterblichen Seele, ihre Vereinigung mit Dir — was könnte ich denn wohl fürchten? Gib mir, nimm mir; erhebe oder erniedrige mich; laß mich die Freude meiner Freunde oder das Opfer meiner Feinde werden — ich empfange jedes Schicksal mit Dank. Denn Du bist mein Vater; Deine Liebe ist mein Gut, die Tugend mein Schutz; alles Andere ist Staub, und gehört einem Grabe an.

Ich bin still — still und vertrauend — vertrauend und freudig; denn ich erkenne, daß Du Gott bist — mein Gott — ewig! Amen.

V.

Unsere Abhängigkeit von Gott.

Jer. 5, 24.

Der Herr ist groß und Keiner mehr;
Frohlocket ihm, alle Frommen!
Wer ist ihm gleich? Wer ist, wie er,
So herrlich, so vollkommen?
Der Herr ist groß! Sein Nam' ist groß!
Unendlich ist und grenzenlos
Der Herr in seiner Gnade.

Wir sind allein durch seine Kraft
Das, was wir sind und werden.
Er kennet Alles, was er schafft
Im Himmel und auf Erden.
Vor ihm sind wir ein welkend Laub,
Und ohne ihn ein nicht'ger Staub,
All' unser Sein nur Ohnmacht.

Und sprechen nicht einmal in ihrem Herzen: Lasset uns doch den Herrn unsern Gott fürchten, der uns Frühregen und Spätregen zu rechter Zeit gibt, und uns die Aernte treulich und jährlich behütet.

Als Christus wunderbar Tausende sättigte, die sich in der Einöde am galiläischen Meer um ihn her gesammelt hatten, da nicht mehr als sieben Brode und einige Fische vorhanden waren, erstaunte das Volk und betete an. Aber die Gottheit wiederholt das Wunder mit jedem Jahre. Wenige Samenkörnlein fallen in den Erdboden, und nach wenigen Monaten werden damit ganze Welttheile ernährt, und mit Vorrath und Ueberfluß reich gemacht für Jahr und Tag. — Die Menschen aber nehmen die gewohnte Gabe, oft ohne des Gebers mit dankbarer Herzlichkeit zu gedenken, und sprechen nicht einmal in ihrem Herzen: Lasset uns doch den Herrn unsern Gott fürchten, der uns Frühregen und Spätregen zu rechter Zeit gibt, und uns die Aernte treulich und jährlich behütet.

Es wanken die Fruchtbäume unter der Bürde ihres labenden, heilsamen Obstes;

die Aecker senden ihre goldenen Aernten in die Scheunen, und die Wiesen füllen dieselben dem Vieh mit gesunden Kräutern; die Gartenfrüchte reifen mit großer Mannigfaltigkeit schön und kräftig. Der Winter tritt aus der Ferne heran; unter seinem Hauche wird die Pflanzenwelt entschlummern. Aber furchtlos erwarten ihn die Geschöpfe — Gott hat gesorgt!

Und hätte Gott nicht gesorgt — hätte er es in der geheimen Haushaltung der Wolken anders geleitet, daß Hitze und Dürre unsere Fluren versengt, Hagelschauer unsere Saaten zerschlagen oder anhaltende Regen und Kälte die Früchte der Erde vernichtet hätten; oder würde er dem Ungeziefer Gewalt gegeben haben, durch ungeheure Vermehrung die Aernten des menschlichen Fleißes zu zerstören; oder hätte er nur in der Luft eine unmerkliche Entziehung derjenigen unbekanten Stoffe gestattet, durch welche die Pflanzen Kraft und Gedeihen empfangen — was wären wir heute? Was hätte alle Mühe, alle Klugheit, alle Sorge der Sterblichen genützt? — Was würde unsere Aernte sein? — Das Schrecken der Hungersnoth.

Denke dir einen Welttheil mit seinen vielen Millionen Bewohnern ohne die erforderliche Nahrung bis zur Wiedererscheinung eines bessern Herbstes. Denke dir, der du jetzt lüstern zwischen Leckerbissen wählen kannst, daß dir deine Hungerbissen zugewogen würden. Der Reiche wirft einen verächtlichen Blick auf die zusammengescharrten Goldhaufen; todt liegen die gepriesenen Schätze, denn sie sind ungenießbar. Der Arme schleicht verzweifelnd von Haus zu Haus; auch der Barmherzigste wird in der allgemeinen Noth grausam, und weigert dem Sterbenden die wenige Nahrung, mit der er sich die Tage fristen will. Der Säugling verschmachtet wimmernd an der Brust einer gramverzehrten ohnmächtigen Mutter. Die Heißgier eilt hinaus und versucht ungesunde Kräuter und Wurzeln. Das Recht des Eigenthums verschwindet vor der Stärke der Verzweiflung. Die Bande der Geselligkeit und Freundschaft lösen sich auf; denn Einer beneidet den Andern um den letzten Bissen. Aeltern und Kinder enzweien sich um eine Hand voll Speise, und der Knecht verläßt den hilflosen Herrn, der ihn nicht mehr nähren kann. Bleiche Gesichter begegnen sich auf den Gassen, und hohle Augen fragen sich einander: Kannst du mir geben? Leichen neben Leichen werden vorübergetragen, und glücklich gepriesen von den Lebenden, die ihrem Elende kein so nahes Ende sehen. Mörderische Seuchen gehen von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, als Folgen verderblicher Nahrungsmittel. Aller Ekel wird überwunden, und Dinge, vor denen die Natur des Menschen sonst schauderte, reizen wie köstliche Gerichte. Wer sich gesättigt hat, gilt für den Beglücktesten; wer aus Mangel an Speisen kraftlos daliegt, wird nicht mehr beweint, denn die Andern erwartet kein anderes Loos!

Es gebe der Herbst mit freigebiger oder sparsamer Hand, immer steht er da, uns unsere Abhängigkeit von Gott zu verkünden. Wir sind Nichts, wir haben Nichts ohne ihn; und nur durch seine Güte allein Alles. — Wenn der Mensch sich selten daran erinnern mag: der Herbst mahnt ihn daran! Es bebt der Landmann vor den Wetterwolken des Sommers, der Winzer vor den kühlen, nassen Tagen, in denen die Trauben reifen sollen. Jeder erwartet mit Besorgniß die Entscheidung des Herbstes — Wohlfeilheit oder Theurung gehen in dessen Gefolge.

Wir sind abhängig von Gott. — Jede Stunde, jeder Athemzug in derselben lehrt es uns. Was wären wir ohne Obhut der Vorsehung? — Und doch geht der Mensch stolz einher, als wären seine Aernten bloße Erfolge seiner gehabten Mühe, seiner verdoppelten Kunst. Er brüstet sich mit seinem Ueberflusse, mit seinem Ansehen unter den Sterblichen, als wäre dies Alles nur die Frucht seiner Klugheit. Er zählt lächelnd die Reihe seiner günstigen Schicksale her, als hätte seine eigene Macht sie herbeigerufen. Ach, wie wenig bedarf es, um ihn und seine Herrlichkeit zu vernichten! Ein Jahr, eine Stunde, ein Augenblick ohne Gottes Segen, und der Strom unvorhergesehenen Elendes hat den Stolzen ergriffen.

Darum, was ich auch gewinne, wie glücklich mir meine Entwürfe auch gedeihen mögen, immerdar will ich mich meiner Abhängigkeit von dem Geber alles Guten erinnern. Nicht an meiner Geschicklichkeit und Kunst, nicht an meinem Fleiß und

Sorgen, nein, an seinem Segen wahrlich ist Alles gelegen.

Wir stehen in immerwährender Abhängigkeit von Gott, so wie ein Kind abhängig ist von seinen Aeltern. Er sorget für uns, wie die Mutter für ihren hilflosen Säugling, wie der Vater für seinen unmündigen Sohn. Wie gehorsam auch das Kind den Aeltern sein möge: kann es sich durch diesen Gehorsam seine Nahrung und Kleider verdienen? Was hat es seinen Aeltern zuvor gegeben, daß sie ihm dafür wiedergeben sollten? — Ach, noch unendlich ärmer und hilfloser stehen die Menschen vor ihrem himmlischen Vater da. Auch ihr frömmster Gehorsam ist endlich kein Verdienst vor ihm. Nichts haben sie, das sie ihm geben und leisten könnten. Ihm ist Alles. Nur er gibt ihnen immerdar, und er gibt gern und ohne Aufhören.

Abhängig sind wir, wie die unmündigen Kleinen von ihren Aeltern. Dies Verhältniß, weit entfernt, mich niederzuschlagen, soll nur meinen Leichtsinn, meinen Stolz auf eigene Kraft vermindern, aber dagegen meine Dankbarkeit, mein Zutrauen vermehren. Warum verzage ich denn so schnell, wenn mir nicht Alles nach Wunsch gelingt? — Warum werde ich denn muthlos, wenn ich an den Gang der schweren Zeiten, an vielerlei mögliche Unglücksfälle, an das Schicksal meiner lieben Angehörigen denke, wenn sie mich nicht mehr haben? — Bin ich nicht von meinem Gott vollkommen abhängig? ist er nicht mein und der Meinigen Vater, hat er nicht bis auf den heutigen Tag noch Alles zum Besten regiert? Ich zittere vor Menschengewalt, zittere vor den Anschlägen meiner Feinde. Aber sind sie nicht abhängig von Gott, wie ich? Können sie ohne seine Zulassung einen Athemzug nehmen? Ist er nicht der Gebieter des Verhängnisses, und lenkt er nicht die Herzen der Fürsten, wie der Bettler, durch das Zusammenwirken der Umstände und Ereignisse?

O nein, meine Seele, verzage nie, auch wenn sich deine Sorgen am schwärzesten um dich her drängen; auch wenn die Menschen von dir scheiden, ohne Rath und Trost zu hinterlassen. Du bist ja von dem abhängig, der dich erschaffen hat, der dich liebreich bewahrte bis zur gegenwärtigen Stunde; der nie an Hilfe arm wird, der dir, oft ganz unerwartet, die besten Freuden gab, und selbst keinerlei Trübsal sandte, das nicht für dich, zuweilen ohne dein Wissen, oder daß du es erst lange nachher einsahest, die wohlthätigsten Wirkungen brachte. Freue dich deiner Abhängigkeit von dem Vater aller Welten!

Wir sind abhängig von Gott; er gibt uns, was wir bedürfen. Aber er gibt es uns nicht, ohne daß auch wir unser Nachdenken, unsere Arbeit zu Hilfe nehmen. Nicht daß wir damit seinen Segen verdienen könnten — denn welchen Vortheil stifteten wir der Gottheit jemals durch unsere Mühe und Kunst? — sondern daß wir dadurch zu größerer Vollkommenheit reifen möchten. Wie ein Vater sein unmündiges Kind durch Geschenke und Liebe, so erzieht Gott das Geschlecht der Menschen, indem er es nöthigt, Gebrauch von den verliehenen Geistes- und Körperkräften zu machen. Dieser Gebrauch unserer Anlagen befördert deren Stärke. So gelangen wir von Zeit zu Zeit zu neuen Entdeckungen und Erfindungen, die uns nützlich werden, und wiederum andere veranlassen. So bringt die Hoffnung, unsern Zustand zu verbessern, uns zu einem thätigern, gemeinnützigern Wesen, zu größerer, gegenseitiger Dienstgefälligkeit, zu freundlichern, brüderlichern Verhältnissen unter einander; zu lebhafterm Gefühl unserer Pflichten; zu hellerer Erkenntniß der Natur, und diese zu hellerer Erkenntniß des himmlischen Vaters. So erzieht er uns, und durch die Wohlthaten, welche wir mit Anwendung unserer Geistes- und Leibesanstrengungen gewinnen, empfangen wir am Ende eine größere Wohlthat, die wir Anfangs kaum vermutheten, einen veredelten, erhabenern, frömmern Geist, würdig, in der Ewigkeit Gefilden noch herrlichere Aernten zu halten.

Aber bei diesen Gefühlen kann ich es, als ein würdiges Kind Gottes, nicht bewenden lassen; sie müssen Flügel meiner Andacht werden, mich dankbar anbetend zum Thron der unendlichen Gnade emporzuschwingen; Flügel meiner Seele zu gottähnlichen Thaten. Denn das ist die höchste Andacht und Anbetung, daß wir Gott selbst nachahmen, und wir in unsern kleinen Wirkungskreisen so beseligend walten, wie er im unermeßlichen Reich der weiten Schöpfung.

Wie wir von seiner Huld, sind

auch andere Menschen wieder von uns abhängig. Es ist Alles in Allem von Gott ins Dasein so eng verkettet, daß das Größte vom Kleinsten, das Niedrigste vom Höchsten in irgend einiger Abhängigkeit lebt. So laßt uns denn göttlich denken, göttlich thun auch gegen diejenigen, die von uns abhängig sind.

Es sind unsere Kinder und Angehörigen, die Gott unserer Pflege und Versorge anvertraute. Lasset auch sie das süße Glück der Abhängigkeit von einem wohlwollenden Vater- und Mutterherzen fühlen. Und wie Gott durch den Segen des Herbstes schon für Monden und Jahre unsere Erhaltung veranstaltete, lasset auch uns für die anständige Erhaltung der Unserigen in den Tagen ihrer Zukunft Bedacht nehmen.

Gedenke in den Tagen der Fülle an die Zeit des Bedürfnisses, und im Frohgefühl deiner Gesundheit an den Schmerz des Krankenlagers! — Wie Mancher, der heut gewinnt, wirft mit verschwenderischer Hand hinweg, was seine Kinder einst mit thränenden Augen aus dem Staube und Koth hervorsuchen! — Zum Leben gehört wenig; so wir Kleider und Nahrung haben, sagt Jesus, lasset uns genügen. Zum Glück gehört wenig; nur Mäßigung unserer Begierden, nur Zufriedenheit mit dem, was wir haben, und Zuversicht auf die Alles wohlleitende Hand der Vorsehung. Was wir selbst mehr besitzen, als zu unserer Nothdurft erheischt wird, gehört uns nicht an, sondern denen, die sich nicht ohne Beistand erhalten können. Der Ueberfluß ist ein Kapital, welches die Vorsehung uns anvertraute, es zum Besten Anderer zu verwalten. Der Mensch nenne, was ihm Gottes Güte für Lebenszeit lieh, immerhin sein Eigenthum; es hat der Geist kein Eigenthum, als seinen Willen, seine Tugend, seine Kraft; das Uebrige raubt ihm ein Zufall, eine Nacht, eine Stunde, die wir Scheidestunde des Lebens nennen.

Wer daher den Ueberfluß, welchen er vom Himmel empfing, mit Leichtsinn vergeudet, um seinen Sinnen ein Fest zu geben, veruntreut das Vermögen, das zur Erhaltung und Erquickung anderer Wesen bestimmt war. Er macht sich der Aernte unwürdig, die er erlebte. Nicht seine Geschicklichkeit, nicht der Schweiß seines Angesichts gab ihm das reichere Einkommen, sondern der Wille und Segen des Höchsten, um denen mitzutheilen, die nichts haben.

Seid sparsam! Gedenket derer, die von euch abhängig sind, so wie Gott auch eurer heute gedachte. Ihr Gemeinden, gedenket eurer Nachkommen, und hütet euch, das Gute zu zerstreuen, welches für künftige Unglückszeiten gesammelt ward! Ihr Aeltern, gedenket eurer Kinder, die von euch Mittel zu fordern berechtigt sind, durch die sie ihr Dasein frei und anständig fristen können. Nicht von euch, von Gott empfingen sie das Leben; nicht für euch, für sie gab euch Gott mehr, als ihr nöthig hattet.

Gedenket derer, die von euch abhängig sind! Und wer ist abhängiger, als der Arme, dem Alles fehlt, der Alles von der Gunst seiner beglückten Mitmenschen erwarten muß! Werdet Gott ähnlich, indem ihr seine Milde nachahmet, die er euch beweiset. Er segnete euch auch für die Freude der Segenlosen; er machte euch nur zu Austheilern seiner Gaben, die er ihnen aus eurer Hand bestimmte. So lange noch, o Christ, in deiner Gemeinde eine Familie mit Durst und Hunger kämpft; so lange noch eine weinende Mutter da ist, die nicht weiß, wie sie ihre Kinder gegen den Frost des Winters schützen könne; so lange noch ein Elender dasteht, der nicht findet, womit er seine Blöße bedecken soll; so lange noch ein Kranker auf hartem Lager schmachtend daliegt, der keinen pflegenden Freund kennt, dem keine Arznei die innern Leiden mindert, kein Balsam den Schmerz der Wunden löscht: so lange ist dein schwelgerisches Gastmahl ein Verbrechen, denn Lazarus weint vor deiner Thür! — so lange ist dein Seidengewand, dein köstlicher Schmuck, in welchem du strahlst, ein Zeuge deiner Grausamkeit und der Verworfenheit deines Gemüths. — Denn jene Leidenden, o vergiß es doch nicht, sind Gottes Kinder, und Gott gab dir den Ueberfluß, daß du ihn im Namen des allgemeinen Vaters den bedürfenden Brüdern und Schwestern austheilen solltest! — Denn deine Prachtkleider, deine Gastmähler, o vergiß es doch nicht, sind eine Verspottung des Himmels und seiner Gebote, Verspottung der Menschheit und ihrer Rechtsame auf dich! Denn dein Schmuck und dein Prangen, o vergiß es doch nicht, ist werthloser Staub, Beute flüchtiger Stunden;

aber die dankbare Thräne eines einzigen Geretteten glänzt dir einst in der Ewigkeit noch wie ein Stern aus der dunkeln Vergangenheit, und der Seufzer durch dich beglückter Wesen tönt vor Gott, dem Allvergelter! — So lange noch in deiner Gemeinde ein einziger Mensch das Nothwendigste entbehren muß, hast du kein Recht zum Ueberfluß; so lange noch ein Unglücklicher jammert, dem durch dich geholfen werden könnte, hast du kein Recht zur Freude.

Gedenket derer, die von euch abhängig sind. — Gott machte euch, die ihr begüterter seid, als sie, nicht nur zu Verwaltern ihres Antheils an dem allgemeinen Segen, welchen er seinen Geschöpfen bestimmte, sondern auch zu ihren Vormündern und Erziehern. Und so wie die Weisheit Gottes euch durch das Bedürfniß mancherlei Nothwendigkeiten anspornte, eure Kräfte in edler Thätigkeit zu euerm und anderer Menschen Wohl zu entfalten: so sollet ihr auch diejenigen, die von euch abhängig sind, zum weisen Gebrauch ihrer Kräfte anleiten.

Im Schweiß des Angesichts sollst du dein Brod essen! war der Ruf Jehova's zum Geschlecht der Sterblichen an den Schwellen des verlornen Paradieses. Der Müßiggänger ist des Lebens unwürdig, weil er es nicht zu leben weiß. Wie es dem Reichsten zum Schimpf gereicht, seine Tage nutzlos für die Welt verfliessen zu lassen, als wäre er nur ein Thier, welches seinen Leib für den Tod mästet: so ist auch der Müßiggang das schwerste Verbrechen des Armen. — Der unthätige Bettler ist der frechste Verschwender, denn er verschleudert die Schätze einer unwiederkäuflichen Zeit. Wer durch Almosen und Spenden den Müßiggang kräftiger Bettler unterstützt, macht sich ihres Verbrechens theilhaftig und wird Gehilfe ihres Seelenmordes, Beförderer aller Laster, zu denen Müßiggang lockt.

Reiche kein Almosen dem, der es nicht verdient. Wehre der Bettelei durch wohlthätige Anstalten und Einrichtungen, vermittelst derer auch der Verdienstlose Arbeitsgelegenheiten empfängt. Ob du dein Gut in einen grundlosen Strom wirfst, oder in die Hand eines Faulen, Beides ist gleich — du beraubst den Staat, machst den Fleißigen ärmer und fütterst verborgene Laster groß. Ungeheure Summen werden in Städten und Dörfern jährlich mit Almosen verschwendet, die man den Bettlern hinauswirft. Zwar achtet die einzelne Haushaltung der einzelnen kleinen Gaben nicht; aber aus beständig fallenden Tropfen werden Quellen, aus Quellen Bäche und Ströme. Wo Almosen, aus unverständiger Barmherzigkeit, am freigebigsten gespendet werden: da hört die Armuth nicht auf, sondern, die Erfahrung lehrt es, die Bettelei wächst.

Befördere in deiner Gemeinde Einrichtungen jeder nützlichen Beschäftigung der Armen, und wo diese Anstalten mangeln, dringe, daß sie entstehen — dies ist Almosen, das vor Gott gilt! Und vermagst du es nicht, so gehe und forsche du selbst von Hütte zu Hütte; belausche hilflose Familien in ihrem stillen Jammer; werde ihr Rathgeber; verschaffe ihnen Mittel, sich durch Arbeit zu ernähren; wirb ihnen Freunde an, sei ihr Schutzengel in That und Rath. Dies ist Almosen, das vor Gott gilt.

Die Frömmigkeit unserer Vorfahren stiftete hin und wieder reich begüterte Armenhäuser — aber das übelgeleitete Mitleiden verwandelte dieselben leider nur zu oft in Pfleghäuser der Faulheit und Laster. Am gefahrvollsten wird die Luft derselben den unschuldigen, verwaiseten Kindern, welche darin wohnen. Sie verlassen nur zu oft das Haus der Barmherzigkeit körperlich wohlgenährt, an der Seele vergiftet. Nur zu oft sind die Zöglinge der Waisenhäuser die untauglichsten Glieder der bürgerlichen Gesellschaft geworden. Verbessere das Schlimme! Dies ist Almosen, das vor Gott gilt.

In tiefster Abhängigkeit von dir leben diejenigen deiner Miterschaffenen, welche sich selbst nicht helfen können: kranke Arme; Greise mit Gliedmaßen, die das Alter entkräftete; Kinder ohne Schutz, ohne Rath ohne Erziehung, ohne Nahrung. — O weigere diesen deine Liebesgabe nicht! Du hörst von ihnen, du erblickst sie — denke, es ist die ewige Vorsehung, die sie vor dein Ohr und Auge führt. Du bist auserkohren, ihr Vater, ihre Mutter, ihr Fürsprecher zu sein. Vergiß sie nicht, Gott hat dich auch nicht vergessen. Nein, mit dem Pfenning, welchen du ihnen für ihr Gotteslohn hinschleuderst, ist es nicht abgethan — dies

ist ja kein Almosen, sondern nur ein Loskauf vom Anblick des Elendes, oder eine Ehrenschuld, die du deinem guten Ruf abträgst. Nein, sei barmherzig! — Kaufe ihnen mit deinen Juwelen eine Freudenthräne; mache mit deinen überflüssigen Gewändern dem dürftigen Kranken noch ein weiches Sterbebett; erquicke dem nothleidenden Greise noch die letzten Stunden seines mühseligen Lebenslaufes mit dem Wein, den deine Gäste sonst verschwendeten, mit den Leckerbissen, die sie ohne Eßlust verderbten! — Gib dem verwahrloseten, bettelnden Kinde einen Pflegvater, eine Mutter, daß es Jugendfreuden wieder empfinde. Die Erhaltung dieser Waise kostet nicht mehr, als die Aufopferung einiger Lustbarkeiten im Jahr, welche dir nie ein so frohes Andenken in der Sterbestunde gewähren, als der Anblick des weinend-segnenden Auges deines Schützlings. Das ist Almosen, das vor Gott gilt.

Habe ich auch, Vater, o du Segenvoller, du Immergebender, habe ich auch bisher geleistet, was ich hätte leisten müssen, um mich Dein würdiges Kind zu nennen? — Gabe ich auch den Zweck meines durch Dich so vielfach beglückten Daseins und Deiner Segnungen erfüllt nach meinen Kräften? Habe ich mich nicht oft damit hartherzig gemacht, daß ich glaubte, ich habe nur selbst für alle meine verschiedenen Bedürfnisse genug? — Ach, warum machte ich mir denn so vielerlei entbehrliche Bedürfnisse, daß sie einen großen Theil des Segens verzehrten, mit dem Du mich erfreutest? Warum ist nicht, die Noth der Brüder zu mildern, die Thränen der Verlassenen zu trocknen, mein köstliches Bedürfniß?

Wohl, Vater, wohl, es soll werden! — Ich will für meine armen Brüder ärnten auf Erden, und mit ihnen Deinen Segen theilen. Durch ihre Gebete ärnten sie dann für mich bei Dir ein. — O schöner Tausch! was ich dem Geringsten meiner Brüder gethan habe, habe ich Gott gethan — habe ich mir selbst geleistet. Freudiger bete ich dann zu Dir: Und gib mir mein tägliches Brod! — ich bitte es auch für meine Brüder.

O Du, dem ich Alles danke, von welchem jeder Augenblick meines Daseins, mein und der Meinigen Freude und Wohl abhängig ist — sei bei mir immerdar mit Deiner Gnade und Barmherzigkeit, wie ich, so weit mein Wirkungskreis geht, auch keinen Leidenden ohne Barmherzigkeit verlassen will. Amen.

VI.

Muth zur Tugend.

1 Petri 3, 13. 14.

Ich will auf ihn nur schauen,
Festhalten an sein Wort;
Was sollte mir denn grauen?
Er ist mein Schild, mein Hort!
Nach Recht und Wahrheit streben,
In Jesu Geist zu leben:
Ist das nicht sein Gebot?
Ha, sollt' ich darum beben,
Wenn alle Welt mir droht?
Ich sollte in Gewittern
Vor Menschenrache zittern?
Nein, möge eine Welt vergehn,
Was Recht ist, soll als Recht bestehn!

Ob dornig oder enge
Der Weg der Wahrheit sei,
Verlassen von der Menge:
Ich wall' ihn, Gott, getreu.
Und folgsam seinem Worte
Will ich auf ihn nur sehn,
Und durch die enge Pforte
Zur bessern Welt eingehn.
Und wie ich wall', erweitert
Die Aussicht sich umher,
Und sehe dann erheitert,
Was mich geschreckt, nicht mehr.

Sprich zum Adler: Verlasse dein Felsennest, königlicher Vogel, und die Nachbarschaft der Wolken; schleppe deinen Leib im Staub des Erdbodens! Und zur Lilie sprich: Edle Blume, trage Disteln und werde stinkend, wie die Giftpflanze in dem ungesunden Schatten! Dennoch wird die edle Blume ihren süßen Wohlgeruch ausgiessen in die Lüfte, und der Adler wird emporfliegen zur Sonne. Denn Thier und Pflanze haben ihr Gesetz, dem folgen sie und können nicht anders. Ihr Gesetz haben sie von der Hand des Herrn, darum sind sie, was sie sein sollen, und werden nicht anders.

Und hat nicht auch der Geist des Menschen sein Gesetz von der Hand des Herrn empfangen? Was er sein soll, weiß er; wohin er berufen ist, weiß er. Aber selten ist er, was er sein soll; und Viele sind berufen, aber Wenige sind auserwählet.

Willst du den Grund der Verkehrtheit des heutigen Menschengeschlechts kennen? Es gleicht einer Pflanze, deren Gipfel, der unsterbliche Geist, sich in den Himmel emporstrecken soll, und dessen Wurzel, der Leib und sein irdisches Alles, in die Erde zu dringen bestimmt ist. Aber diese Gottes-

pflanze, in dem Garten der unendlichen Schöpfung, verkümmert in sich selber, und breitet nur wuchernde Wurzeln in die Erde aus. Was niedrig, gemein, was thierisch, was sinnlich ist, das ergötzt den großen Haufen der Leute; dafür leben, dafür sterben sie. Es ist ein feiges Volk, das weder Muth zur Tugend noch zum Laster hat. Es fürchtet nur, wie ein Sklave, die Geissel, darum meidet es das Böse, und hofft sich auf Erden und jenseits des Grabes gute Tage zu bereiten, darum preiset es das Gute. Da ist kein inniger Abscheu des Lasters. Nur Hang zum Gewinn, zum Wohlleben, zur Macht, zu einem flüchtigen Ruhm des Namens, das ist der Hebel, welcher Alles beweget und aus der Todtenruhe hervorreißt. Wie viele sind unter Tausenden, die für Recht und Wahrheit und Freiheit und Unschuld und heiligen Glauben freiwillig Vermögen, Menschenehre, Amtsstellen und das Leben selbst aufopfern möchten? Aber in Noth und Tod gehen sie, um ihren Wohlstand zu retten; in alle Gefahren für ein Stückchen Gold oder eine Hoffnung zu Lobpreisung von Ihresgleichen, und wagen ihr Leben daran, um bequemlich leben zu könnnen nach ihrem Sinn.

Sie schwanken zwischen Weisheit und Thorheit; sind nicht kalt, nicht warm; wollen Gott dienen und dem Mammon zugleich, nach ihren Lüsten leben und das schönste Loos der Ewigkeit zugleich fordern. Der Augenblick der Gegenwart ist ihr Abgott und ihr Gesetzgeber, und das Urtheil der blinden Menge ihre Richtschnur. Sie lassen ihre Kraft schlafen, ihr besseres Gefühl verstummen, um sich nicht auszeichnen zu müssen, und mit dem großen Haufen den breiten ebenen Weg der Gemeinheit wandern zu können. Denn sie sind verzagt, weil bei ihnen Menschenfurcht über Gottesfurcht steigt. Sie preisen die Großen des Alterthums in ihren Schauspielen, Reden und Schriften; aber wer unter ihnen groß sein wollte, wie jene, und für Recht und Wahrheit sich selbst aufopfern, und lieber untergehen, als Unrecht, Falschheit und selbstsüchtige Tücke anketten möchte, wird Schwärmer geheißen und als Sonderling verspottet. Es ist für sie schändlicher, arm zu sein, als boshaft; gefährlicher, ein zerrissenes Kleid, als verdorbene Grundsätze zu haben.

Dieser Ton, dieser Geist, diese Buhlerei mit der Gemeinheit macht selbst diejenigen irre, in denen noch lebendige Erkenntniß des Bessern lebt. Das allgemeine Geschrei will die Stimme der Wahrheit übertäuben in ihnen. Weil Alles wo anders hinströmt, werden sie zweifelhaft, ob sie auf richtigem Wege gehen, da sie so einsam sind. Und hören sie gleich alltäglich: was Jesus Christus gelebt und gethan, sei der Menschheit Vorbild, und göttlich sein Thun und Leben gewesen, erblicken sie doch im Leben und Thun der Menschheit alltäglich das schnöde Gegentheil von Allem, was der Göttliche that und lehrte.

Nein, es ist an der Zeit, daß sich auch die Edeln wieder erheben, und wie Jesus Messias, wie die Jünger, wie die Heiligen und Großen der Vorwelt die ewige Wahrheit höher, als die Flitterpracht der Lüge, das ewige Recht höher, als den Stolz der Gewalt, die ewige Tugend höher, als Ueppigkeit, Rang und Weihrauch feiler Schmeichler achten. Nicht wo der große Haufe hintreibt, gefesselt und gezogen von der unreinen Leidenschaft, sondern wohin Wahrheit und Religion und Gewissen wirken, da ist der Weg des Lebens. Nicht wie die Welt will, wie Gott will, ist es recht!

Wir wären beglückter, wären wir rechtschaffener; wir wären rechtschaffener, wären wir muthiger, es zu sein; wäre uns der erhabene Gedanke des Wahren und Rechten mehr werth, als eine erhabene Stelle unter Mitbürgern, einfache Weisheit schätzbarer, als kluge Verschmitztheit, und eine heilige That mehr, als der Gewinn eines Goldstücks!

Wer ist, der euch schaden könnte, so ihr dem Guten nachkommt? Und ob ihr auch leidet um der Gerechtigkeit willen, so seid ihr doch selig. Fürchtet euch aber vor ihrem Trotzen nicht, und erschrecket nicht! 1 Petri 3, 13. 14.

Also ruft uns das göttliche Wort zu. Muth denn also zu dem, was göttlich ist! Mit dem Göttlichen ist Gott, wer will wider uns sein? Fürchte nicht den Lasterhaften, den Frevler, den Spötter; mag er lästern, freveln, spötteln. Du, edler Mensch, vollbringe ohne Scheu, was Gott gebeut, was Jesus lehrt, was dein Gewissen heischt, und dein Muth wird den Bösen schrecken, und er wird sich zuletzt seiner Klugheit wie einer Thorheit schämen. Er kann trotzen, aber schaden nimmer. Wer das Böse möchte,

kann trotzen, aber er ist klug; feig ist die schlaffe Selbstsucht; feig der von ihr beherrschte Haufe. Darum ist es an der Tugend, daß sie sich in ihrer herrlichen Macht offenbare. Bist du eines edeln, heiligen Entschlusses voll, und des Gottgefälligen in deinem Unternehmen sicher: dann vollbringe es ohne Furcht. Gott ist mit dir im Bunde; im Bunde mit dir selbst das zitternde Gewissen der Bösen, darum wirst du im Kampfe wider sie obsiegen.

Siehe an die Leute, was wollen sie? Sie tragen Schalkheit im Herzen, aber Edelmuth auf den Lippen; denn sie sind feig, weil sie schlecht sind, darum wollen sie scheinen, was sie nicht sind. Sie betheuern Freundschaft, und lieben doch keinen Andern, als nur sich selber. Das wissen sie alle, darum traut Keiner dem Andern, und sind unter sich voll Argwohns. Das Reich der Bösen ist immerdar unter sich uneins; nur der Eigennutz bewegt sie, aber doch können sie der Tugend nicht ihre Ehrfurcht versagen. Auch die Teufel glauben einen Gott, und zittern. Darum treiben die feigen Schwächlinge im Dunkeln ihren eigennützigen Handel, und brüsten sich öffentlich mit gemeinnützigen Absichten; erschleichen Gewalt und Ehrenstellen, um zu glänzen, und sprechen rührend von des Volkes Wohlfahrt, als ihrer wichtigsten Sorge; fordern zu Opfern für alles Gute auf, und treiben im Stillen Wucherei, Betrug, Erbschleicherei und Verfälschung; reden von Gewissenhaftigkeit, und brechen heimlich Eide und Gelübde; glänzen geistreich und durch muntere Laune und Witz in Gesellschaften, und sind in ihrem Hause die Plage der Hausgenossen; prahlen übermüthig im Glück, und kriechen zaghaft zurück, wenn es mißlingt; ermahnen zur Kühnheit, und verstecken sich hinter den Beherzten; sind allezeit da, wenn die Gefahr vorüber ist, als hätte kein Anderer so viel gethan, und reissen die Frucht des Sieges und den Lohn des Siegers an sich; ermahnen zur Dankbarkeit, und vergelten mit Undank; wollen eine Welt vereinigen, und entzweien sich um ein Senfkorn.

Das sind die Leute, welche das große Wort führen, die Zwerge hinter den Masken der Riesen, die Tonangeber, die Achtbaren, denen nichts heilig ist, als ihr Vortheil, und welche Religiosität bald zum Deckmantel einer Schandbarkeit, bald zum Leitzaum des Volkes machen, um Gewinn zu haben, und im Verborgenen über die Leichtgläubigkeit aller Betrogenen zu lachen, und sich ihrer großen Listigkeit zu freuen. — Das sind sie, Edler, mit denen du zu kämpfen hast; das sind sie, Gerechter, die deiner spotten werden, wenn du dich selbst verläugnest, um dem Beispiel Jesu, der Jünger und aller Heiligen und Großen der Vorwelt zu folgen; die dich verfolgen werden, wenn du ihre Ränke vereitelst, und die Wahrheit an die Stelle der Lüge stellst; die dich fürchten werden, wenn sie erkennen, daß du in der Wirklichkeit bist, was sie nur scheinen möchten; die dir weichen werden, wenn sie Ueberzeugung empfangen, daß du sie nicht mehr fürchtest.

Muth denn zur Tugend! Wer ist, der euch schaden könnte, ihr Kämpfer Gottes, so ihr dem Guten nachkommet?

Diesen Muth zur Tugend verleiht das wahre Christenthum; nicht das falsche Christenthum, noch das Namen-Christenthum der blinden, verwahrloseten, durch Laster und Eigennutz entnervten Menge, welche Herr, Herr! ruft, und Gottes Gebot nicht übt; Gott zu lieben schwört, und den Leidenschaften des Fleisches dient. Nicht das Christenthum der heutigen Welt gibt den Muth zur Tugend, sondern das Christenthum der ersten Jünger, die für die Wahrheit des Glaubens, für das Recht des Geistes, für die Heiligkeit der Tugend Schmach und Noth, Armuth und Verfolgung, Hohn und Tod mit stillem, standhaftem Sinn duldeten.

Wer mir folgen will, sprach der Messias Jesus, der verläugne sich selbst, nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach. Denn wer sein Leben erhalten will, der wird es verlieren; wer aber sein Leben verliert um meinetwillen, der wird es erhalten (Luk. 9, 23, 24). In diesen wenigen Worten liegt der Schlüssel zum Geheimniß der Unüberwindlichkeit, zum Sieg des Guten über alle Macht des Schlechten. — Ergreife das Heilige, und vollbringe es, unbekümmert um dich selbst; folge dem Muster Jesu nach, und verläugne dich selbst.

Verläugne dich selbst; das heißt, wenn du etwas Rechtschaffenes zu thun weißt, etwas Wohlthätiges und Gemeinnütziges, frage nicht erst: welchen Vortheil werde ich davon haben? oder was werden die Leute davon denken? Sondern, weil das Gött-

liche göttlich, das Rechte recht ist, darum soll es geschehen. Berechne nicht zuvor den allfällig daraus für dich erwachsenden Schaden; nicht, ob du dir mächtige Personen dadurch zu Feinden machst; nicht, ob du Amt und Brod verlierst; nicht, ob man dich verstoßen wird. Du sollst kein Ansehen, kein Vermögen, keine Bequemlichkeit, keine Menschenfurcht groß achten, sondern nur was recht und gut ist. Du sollst bei dem, was recht ist, nicht auf dich selbst, sondern auf Jesum und deine Pflichten sehen, du sollst selbst das Leben verachten. Erst wenn du das kannst, bist du wahrer Christ, wahrer Nachfolger des Göttlichen! Wer keine Furcht hat, Alles einzubüßen, den müssen Alle fürchten, die nichts wagen und verlieren wollen. Er ist ihr Besieger. Denn wer sein Leben erhalten will, der wird es verlieren. Wer um ein gemächliches, irdisches Wohlbehagen dem höhern geistigen Leben entsagt, der hat die Ewigkeit um einen Augenblick verkauft. Wer aber sein Leben verliert um Jesu willen, der wird es erhalten. Wer ein nichtiges, flüchtiges Gut verachtet um des Heiligen willen, der hat ein Staubkörnchen verloren, und eine bessere Welt erobert. Darum thue recht und scheue Niemand.

Und ob du gleich leidest, um der Gerechtigkeit willen, so bist du dennoch selig! Wer durch Verbrechen und Ränke Ehren und Würden erworben hat, meinst du, er könne sich derselben freuen? Selbst der gekrönte Sünder schaudert unter seinem Purpur vor der Gewalt der Wahrheit und des Rechts und vor dem Augenblick der Vergeltung, der endlich Jedem erscheint. Meinst du, wer durch Betrug, Meineid, Anmaßung fremden Eigenthums und schimpfliche Hinterlist großes Vermögen gesammelt hat, er sei selig in dessen Besitz? Nein, das Gold wird ihm gleichgültig, aber nicht das Bewußtsein seiner Schändlichkeit, in der er es erworben hat. Gern möchte er Gott aus dem Weltall hinwegläugnen, um sich selber zu beruhigen; aber nicht einmal den Schmerz des Gewissens kann er aus seinem Herzen fortläugnen. Seine Weine können ihn berauschen, nicht ermuntern; sein Glanz kann ihn blenden, nicht beglücken. Säheſt du den Sünder in der Stunde seiner Verborgenheit und Einsamkeit, du würdest um all sein Gold nicht einen seiner schrecklichen Augenblicke annehmen wollen.

Du aber, Gottesmensch, ob du gleich leidest um der Gerechtigkeit willen, wirst dennoch selig sein. Und verstieße dich dein Vaterland: o, dem Tugendhaften steht überall eine Heimath offen. Und verlöreſt du die Gunst derer, die Macht haben, verlöreſt du deine Aemter, Würden und angenehmen Verhältnisse: was liegt an Ehren, die keiner Ehre werth sind? Aber die Tugend wird dir überall Bewunderer und Verehrer erwecken, und eine Hochachtung, welche keine Obrigkeit, kein König sich mit aller Macht erzwingen kann. Und verlöreſt du, um der Gerechtigkeit willen, Hab und Gut, und müßtest in Armuth einhergehen, und dein Brod auf fremder Erde suchen: o, das innere Hochgefühl würde dir den ärmlichen Bissen zum schwelgerischen Gastmahl verwandeln; in deiner Dürftigkeit würdest du erhabener sein, als ein Weltgebieter. Du hättest Zufälligkeiten verloren, die immer das Spiel des Erdenglücks sind, aber dich selbst, dein wahres Wesen gefunden; du wäreſt arm, von Allem verlassen, aber dennoch selig. Freudig würdest du auf deinen Gott, muthig stolz jedem Menschen ins Antlitz schauen. Deine Sieger würden die Geschlagenen, du Verfolgter würdest der Triumphirer sein. Mit David würdest du in Zuversicht sagen: Gott erquickt meine Seele; er führet mich auf rechter Straße, um seines Namens willen. Und ob ich schon wandere im finstern Thal, fürchte ich kein Unglück, denn Du bist bei mir; Dein Stecken und Stab tröstet mich. Du bereitest vor mir einen Tisch gegen meine Feinde. Du salbest mein Haupt mit Oel, und schenkest mir voll ein. Gutes und Barmherzigkeit werden mir folgen mein Leben lang, und ich werde bleiben in der Wohnung meines ewigen Vaters immerdar. Ps. 23, 2 — 6.

Wer nun ist, der mir schaden könnte, wenn ich dem Guten nachkomme? Und ob ich auch leide um der Gerechtigkeit willen, so bin ich doch selig. Darum will ich mich nicht vor ihrem Trotzen fürchten, und nicht erschrecken. Muth zur Tugend, o mein Herz! Dem Rechtschaffenen fehlt der Triumph nie. Zittere nicht, der gerechten Sache wegen deinen Wohlstand, dein Ansehen zu verlieren, sondern zittere für die gerechte Sache allein! Mußt du nicht, sei es nun einen Tag oder ein Jahr später oder früher, deinen ganzen irdischen Besitz hinterlassen,

und nackt aus dem Leben gehen, wie du hineintratest? Aber die Heiligkeit deiner Sache bleibt; dem Gerechten folgen seine Werke nach. Zittere nicht, mein Herz, wo es die Sache Gottes und der Menschheit angeht. Das Zittern ist an den Bösen, an den Eigennützigen, die für den Augenblick, für den Staub, für Metall, für den Gaumenkitzel, für die Heuchelei falscher Ehrerbietung leben, ohne die Ahnung von einem höhern Gut, von Kleinodien des Geistes zu haben, für welche das Leben abzuwerfen ein Spiel ist.

Wo du, was recht ist, erkennst, verläugne dich selbst, und bekenne es unerschrocken und standhaft. Wo ein Bekenner der Wahrheit redet, handelt wider die Falschheit, stehe ihm zu; halte mit ihm; dulde, leide, wie er; sein Lohn vor Gott wird auch der deinige sein. Bekenne Jesum, er wird auch dich einst bekennen!

Bist du der Juden König? fragte von seinem Richterstuhl herab Pilatus der Landpfleger den Messias, der im erhabenen Stolz der Unschuld vor ihm stand. Rings stand der geblendete, wankelmüthige, lärmsüchtige Pöbel, rings die rachebrennende feige Schaar der Ankläger und Feinde der Wahrheit, der Tugend Verleumder; fern stand Golgatha, die drohende Richtstätte; in des Schwächlings Pilatus Blicken der Wunsch, den Edeln zu retten, an welchem er keine Schuld fand; fern umher der schüchterne Haufe der Jünger, der weinenden Freunde. Bist du der Juden König? fragte Pilatus, und hoffte, eine der Welt übliche Klugheit, ein feiges Nein, werde den erhabenen Verklagten retten. Christus Jesus aber antwortete, und sprach: Du sagst es!

O Gottes Sohn! o Heiland der Menschheit! Für mich, auch für mich hast Du Dich der Schmach und dem Tode hingegeben. Wie? sollte ich nicht mit gleich göttlichem Muthe auch mich fortan verläugnen, wenn es darauf ankommt, Dich und die Tugend zu bekennen? Vor wessen Drohen sollte ich denn erschrecken, wenn mir vor dem Weltrichter nicht bange ist? Wer kann mir denn Glück geben oder rauben? Wahrlich doch nicht Menschengunst und Menschenhaß. Meine innere Seligkeit ist wohl unabhängig von Menschenlaunen! Wer kann mir Ehre geben, oder Ehre nennen? Doch wohl nicht der Einfall eines Großen, die Gewogenheit oder Ungnade eines Obern, oder das Urtheil des gemeinen, leichtgeführten Volkshaufens? Nein, meines Geistes ewige Ehre ist die Tugend, die vor Gott gilt. Meinen Leib können sie tödten, aber den Geist nicht. Das Recht verdrehen können sie mit Bosheit, die Unschuld verdächtigen in Feigheit; aber mögen sich die schwärzesten Wetterwolken vor die Sonne lagern, sie können nicht deren Strahlen auslöschen. Die Majestät der Wahrheit strahlt nach Jahrhunderten noch über den Gräbern der Bekenner.

VII.

Unterlassung des Guten.

Jak. 4, 17.

Wir fehlen Alle viel und sehr,
Du Vater aller Seelen!
Ach, aller uns'rer Sünden Heer,
Wer kann und will sie zählen?
Wie oft vergessen wir, o Gott,
Dich und Dein väterlich Gebot,
Die Würde unsers Lebens!

Wer kennt sein Herz, und schämt sich nicht
Vor Deinem Angesichte!
Wer scheut sich nicht vor Deinem Licht,
Bebt nicht vor dem Gerichte,
Das, Herr, Herr, Deine Heiligkeit,
Dein Ernst dem schlaffen Sünder dräut?
Wer kann vor Dir bestehen?

Nicht Einer! — Dennoch schonest Du,
Und willst nicht Tod, willst Leben;
Schaust uns mit Vater-Langmuth zu,
Und willst so gern vergeben!
O Du, der schonen will und kann,
Wir beten Dich mit Thränen an,
Vergebender Erbarmer!

Wenn wir vom Werthe der Menschen reden, von der Herzensgüte unserer nahern oder entferntern Bekannten, wie unsicher ist da nicht der Maasstab, welchen wir wählen! — Ja, selbst über unsern eigenen Werth haben wir nur zu oft die irrigsten Begriffe, indem wir uns mit Andern vergleichen, die etwa dieses oder jenen Fehltritt begingen, und wo in uns, wenn gleich nicht jener von Jesu mit Recht getadelte Pharisäerstolz, doch das Gefühl aufsteigt, in welchem wir sagen möchten: Ich danke Dir, Gott, daß ich nicht bin, wie dieser da!

Gewöhnlich halten wir uns schon befugt, denjenigen für schlechter gelten zu lassen, der irgend eine That begangen hat, die wir noch nicht begangen haben, auch wirklich bei unserer gegenwärtigen Gemüthsstimmung und Lage nicht begehen möchten, oder in unsern wirklichen Verhältnissen

nicht thun **könnten**. — Sind wir darum besser, als der anerkannte Fehlbare?

Gewiß gibt es viele Menschen, die in ihrer Art und in ihren Umständen tugendhaftern Gemüths sind, als wir, und doch durch ein grobes Vergehen sowohl die Verachtung ihrer Mitbürger auf sich ziehen, als auch obrigkeitliche Strafen verdienen können. Theils durch Erziehung, theils durch ihr Temperament, theils durch allerlei zusammenwirkende Ereignisse werden sie wider ihren bessern Willen zu Vergehungen geleitet, von denen uns unsere Erziehung, unser Schicksal vollkommen sicher gestellt hat. Sind wir darum besser, als sie? Haben wir schon die gefährlichste Stunde der Versuchung erfahren, und glücklich darin unsere Grundsätze gegen den Drang der Umstände und der stürmischen Leidenschaften behauptet?

Mit wie hartherziger Lieblosigkeit wird oft die unglückliche Uebereilung eines vom Zorn Ueberraschten beurtheilt, der vielleicht in einem schrecklichen Augenblick Mörder ward, und mit vollkommenem Recht von der Obrigkeit ergriffen und nach den Gesetzen bestraft ward! Er ward Mörder, und doch konnte er, die Verwahrlosung seines aufbrausenden Gemüthes abgerechnet, einer der besten, wohlthätigsten, liebreichsten, zu allem Guten entschlossensten Menschen sein. Er ward nun allerdings der Bestrafung werth; nichts konnte seine abscheuliche Handlung rechtfertigen; seine herzliche Reue macht sie nicht ungeschehen. Allein bin ich darum ein besserer Mensch, als er, weil ich noch keinen Todschlag auf dem Gewissen habe? — Darf ich mich im Stillen meiner Kaltblütigkeit und Sanftmuth rühmen, da ich vielleicht diese vermeinten Tugenden nur meiner persönlichen Furchtsamkeit, meiner natürlichen Schüchternheit und Trägheit zu danken habe?

Wie oft wird mit Schadenfreude oder stolz herabblickendem Mitleiden der Fehltritt einer gefallenen Jungfrau beurtheilt, und wie manche ihrer strengen Richterinnen spricht mit schmeichelndem Selbstgefühle: **Gottlob, daß ich nicht bin, wie diese da!** — Aber, o Richterin, jene Unglückliche, die du verachtest, war vielleicht wahrhaft keuschern Herzens, als du. Sie liebte die Tugend vielleicht ernster, inbrünstiger als du; sie hatte vielleicht mit ihrer Leidenschaft schwerere Kämpfe bestanden, als du — Kämpfe, die nur der Allwissende kannte, bis sie, getäuscht, verführt, in einem unglücklichen Augenblicke sich selbst und alles Heilige vergessend, sank. — Zwar du, o strenge Richterin deiner beklagenswerthen Mitschwester, darfst dich rühmen, noch keines so groben Fehltritts schuldig zu sein — aber war dies auch dein wirkliches Verdienst? Brachte dich dein Verhältniß jemals in so gefährliche Stimmungen? War es immer deine Liebe zur Tugend, oder die Furcht bloß vor der Schande, oder selbst der Mangel der Gelegenheit, welcher dich reitete? Ist dein Herz, ist deine Einbildungskraft immer unentweiht geblieben?

Wie Jesus Christus einst, beim Anblicke der ihm vorgeführten Sünderin, statt sie zu verdammen, ausrief: **Wer sich keiner Schuld bewußt ist, werfe den ersten Stein auf sie!** so sollen auch wir noch heut oftmals in Rücksicht solcher Personen denken, deren Fehltritte aus dem Verborgenen ans Tageslicht kommen, während die Folgen der unsrigen verhüllt, oder nur in unserm eigenen Gedächtnisse vergraben bleiben. — Wir sollen uns selbst noch nicht deswegen für vollkommener halten, weil wir bisher noch nicht die Aufmerksamkeit der Menschen durch irgend ein grobes, durch seine Wirkungen auffallendes Vergehen beschäftigten.

Man nennt zwar im gemeinen Leben schon denjenigen gewöhnlich einen guten Menschen, eine Person von unbescholtenem Wandel, welchem man eigentlich nichts Schlechtes oder Unanständiges nachzusagen weiß; und Viele bilden sich wohl ein, schon dadurch ein Verdienst oder einen Anspruch auf die Achtung ihrer Mitbürger zu haben, daß sich keiner derselben über sie zu beklagen hat. — Aber, ist es denn ein Verdienst, kein Verbrecher zu sein? — Sollen wir den Begüterten loben, daß er kein Dieb und Räuber, den schwachen Greis, daß er kein Verführer der Unschuld, den Furchtsamen, daß er kein Todtschläger und Zänker ist? — Wer darf mit frohem Herzen vor Gott treten, und sich seines Wohlgefallens freuen, der da nur zu sagen weiß: ich habe nicht betrogen, nicht verrathen; ich bin kein Trunkenbold, kein Verleumder? — — Sind denn Handlungen, die wir nicht begangen haben, eine Handlung? Und kön-

nen wir von der Saat, die nicht gesäet worden ist, Aernte verlangen?

Wahrlich, irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten! Wir haben keineswegs den Beruf empfangen, das möglichst wenige Böse zu stiften, sondern das möglichst viele Gute. Der Knecht, der seines Herrn Willen weiß, und hat sich nicht bereitet, auch nicht nach seinem Willen gethan, der wird viele Streiche leiden müssen! spricht Christus. Luk. 12, 47. Schon das ist Verbrechen, eine Tugend, die wir Gelegenheit hatten auszuüben, unterlassen zu haben. Denn wer da weiß Gutes zu thun, und thut es nicht, dem ist es Sünde! Jak. 4, 17.

Die meisten Sterblichen, nur auf irdische Vortheile für ihr Haus, für ihre Bequemlichkeiten, für ihre Ergötzlichkeiten bedacht, leben in mittelmäßiger Gemeinheit des Sinnes hin. Niemand kann sie schelten, aber loben kann sie ihr eigenes Gewissen nicht. Sie sind viel zu träge und schüchtern, das Böse zu thun, aber auch eben so träge und schüchtern für das Gute. Sie wähnen Alles vollbracht zu haben, wenn sie irgend ein Werk der Liebe vollbringen helfen, wozu sie sich aus Temperament oder Langeweile, oder aus Begierde entschlossen, bei den Leuten einiges Ansehen zu bekommen. — Ach, dieses ist keine Tugend! — Sie sind Sünder und verächtliche Wesen, weil sie jede Kraftanstrengung scheuten, und nur thaten, was sie aus mancherlei Ursachen nicht wohl lassen konnten.

Wer da weiß, Gutes zu thun, und thut es nicht, dem ist es Sünde! ruft Gottes Wort.

Sobald der Mensch den Jahren der Unmündigkeit entwachsen ist, kennt er den Inbegriff seiner Pflichten. Und hätte kein Vater, keine Mutter, kein Lehrer ihm die Pflichten gegen Gott und Menschen und Thiere mitgetheilt: eine innere Stimme würde in ihm erwachen, und ihm nennen, was Recht und Unrecht sei. — Gehe hin in die entferntesten Weltgegenden, wo noch Menschen wohnen: bei aller ihrer Rohheit wirst du in ihnen das Gefühl dessen finden, was gut und böse ist. Denn die Gottheit offenbart sich in aller Sterblichen Vernunft und Herzen, also daß Niemand eine Entschuldigung für sich hat.

Am wenigsten hat sie der Christ. Was dem Wilden in seinem Heidenthume nur noch dunkel vorschweben mag, das hat Jesus in glänzender Klarheit vor uns aufgestellt. Wir kennen seine Worte, in welchen er den heiligen Willen unsers Schöpfers offenbarte; wir kennen sein Leben voller Unschuld, Gerechtigkeit, Liebe und Selbstaufopferung für Menschenwohl; es ist ein heller Spiegel, in welchen wir sehen sollen. Wie mögen wir uns mit Unwissenheit entschuldigen, wenn wir nicht so viel Gutes auf Erden stiften, als wir Gelegenheit dazu haben?

Auch kann wahrlich Niemand mit Gerechtigkeit die Klage führen, daß es ihm an Anlässen fehle, unter seinen Mitmenschen nützlich und verdienstvoll durch wohlthuende Handlungen zu werden. Denn jeder Tag bietet uns dazu mancherlei Stoff dar; hätten wir nur Muth, nur Willen genug, ihn zu ergreifen.

Es ist wahr, nicht alles das Gute, was wir gern bewirken möchten, können wir ausführen. Aber hüten wir uns, nur gern auf das, was ausser unserer Macht liegt, hinzublicken, und darüber das geringere Gute zu versäumen, welches wir in der Nähe und mit geringern Mitteln stiften können! — Doch ist dies ein gewöhnlicher Fehler bei Vielen, daß sie immer über den ihnen angewiesenen Geschäftskreis hinweg in die Ferne sehen, und sich beklagen, ausser Stand zu sein, dieses oder jenes wohlthätige Unternehmen auszuführen, weil ihnen ihre Lage es nicht erlaubt; oder nicht an der Stelle dieser oder jener Person zu sein, wo sie dann gewiß nützlicher und wirksamer, als eben diese, sein würden.

Nein, sehet doch auf eure eigenen Verhältnisse; sie sind weitläufig genug, ein großer Spielraum eurer Frömmigkeit und Tugend zu sein! — Sprich doch nicht: hätte ich so viel Vermögen, wie Dieser oder Jener, ich würde gewiß edlern Gebrauch davon machen! Warum machst du denn nicht von deinem geringern Vermögen die edelste Anwendung? Hast du nicht so viel, daß du ohne deinen oder deiner Familie Nachtheil davon Großes entbehren kannst: warum entbehrst du denn nicht zum Trost des Leidenden wenigstens das Geringe, sondern verwendest es lieber zur Vermehrung deiner Bequemlichkeiten, zur Verdoppelung deiner Lustbarkeiten, zur bessern Reizung deines Gaumens mit Getränken und Speisen wohlschmeckenderer Art? Und

bist so dürftig, daß du endlich auch das Geringe nicht mehr entbehren kannst: besitzest du nicht die Gabe zu reden? hast du nicht einige wohlhabendere Bekanntschaften, die du um Beistand für hilfsbedürftige Familien ansprechen könntest? Es ist ja immer leichter, ein Wort für Andere zu reden, als für sich selber.

Sprich doch nicht: hätte ich die Gewalt großer Fürsten, ich würde der ganzen Welt den lang entbehrten Frieden geben, Wohlsein, Liebe, Eintracht unter allen Völkern herstellen! Warum vollbringst du denn das löbliche Werk nicht in deinen eigenen Verhältnissen? Warum stiftest du denn keinen Frieden mit deinen eigenen Feinden? Warum weigerst du dich denn so stolz, dem die Hand der Versöhnung zu bieten, der dich beleidigt hat? Warum meidest du denn nicht die Versuchung zu schadenfrohen Spötteleien über fremde Gebrechen, und erzeugst damit Erbitterung? Warum bist du denn schwach genug, wenn du Böses von deinen Nebenmenschen reden hörst, zu schweigen; oder schwach genug, wenn Entzweiung unter deinen Bekannten ist, statt die Mißverständnisse zu heben, sie zu dulden mit Gleichgültigkeit; statt die Erzürnten zur gegenseitigen Nachgiebigkeit und Verzeihung geneigt zu machen, sie wohl gar durch Beistimmung in ihren harten Urtheilen zu verhärten, oder durch Zwischenträgereien die Feindschaft zu vergrößern?

Sprich doch nicht: hätte ich diesen oder jenen Beruf gewählt, bekleidete ich dieses oder jenes Amt, wie thätig, wie unermüdet, wie nützlich wollte ich sein; aber in meinem Berufe bin ich gelähmt, und leiste nicht den tausendsten Theil dessen, wozu ich die vortrefflichsten Anlagen in mir fühle! — Warum bist du denn, mit allen deinen Anlagen, nicht in deinen engern Geschäften der Vortrefflichste von Deinesgleichen? Warum beweisest du nicht dadurch, daß du eines größern Wirkungskreises würdig wärest, indem du deinen gegenwärtigen Platz ganz ausfüllst? Wer nicht mit dem kleinen Pfunde zu wuchern versteht, wie soll man den über Vieles setzen? — Bist du aber in deinem Gewerbe und Beruf einmal der Vortrefflichste in deiner Art: wie leicht wird es dir dann werden, deine nützliche Thätigkeit auch weit darüber hinaus auszudehnen!

Siehe, dies ist die Unterlassung des Guten, das du kennst und vollbringen könntest; dies ist deine Sünde!

Es giebt keinen Menschen, der nicht jeden Tag wenigstens *einen* Anlaß fände, Gutes zu thun; selbst dem dürftigsten Bettler an der Straße fehlt dazu die Gelegenheit nicht. Doch um diese Gelegenheiten zu erblicken, muß man sie nur erblicken *wollen*. Aber dazu gebricht es an Neigung. Siehe, dies ist Unterlassung des Guten. Klage nicht die Vorsehung an, daß sie dich in keine Umstände versetzt, in denen du deine Tugend erscheinen lassen könntest — klage deine Trägheit an, welche dich hindert, die Augen aufzuschließen, um zu sehen, was in deiner Nähe liegt.

Nicht Gelegenheit zum Guten, sondern das erste Talent zum Guten fehlt dir, nämlich ungeheuchelte *Menschenliebe* und *Dienstgefälligkeit*. Wer diese besitzt, der weiß erfinderisch Jedem, mit dem er in Berührung kommt, irgend etwas Liebes zu erweisen, und selbst Anwesenden und Entfernten nützlich zu sein; der weiß immer etwas von seinen Ersparnissen zu erübrigen, womit er Andern helfen oder gemeinnützigen Unternehmungen beistehen kann; der hat, wenn auch nicht immer Geld, doch hier ein gutes Wort, da einen zweckmäßigen Rath, dort einen Trost.

Frage dich nur nach einem vollbrachten Tagewerk in der Abendstille: hast du alles das Gute gethan, was du eigentlich hättest thun können? Hast du die kleinen Anlässe vortheilhaft benutzt, wo du in deiner Tugend leben konntest? — Und wenn sich dein Gedächtniß keiner Gelegenheit dazu erinnert, dann lege dir noch die einzige Frage vor: und was würdest du wohl gethan haben, wenn du ein Muster wohlwollender Menschenliebe und Dienstfertigkeit hättest sein wollen? Dein Gewissen wird dir in stillem Nachdenken antworten, wird dir sagen: *und du hast es nicht gethan!* Wer da aber weiß, Gutes zu thun, und thut es nicht, dem ist es Sünde.

Die Schuld der Unterlassung guter Handlungen wird um so größer vor Gott, dem Richter unsers Werthes, um so größer vor unserm eigenen Bewußtsein, je leichter es uns war, jenes zu thun. — Unzähliges aber geschieht nicht, ob es gleich Kleinigkeit gewesen sein würde, es zu vollbringen. Denn nicht nur hat jeder Sterbliche die Er-

kenntniß dessen, was recht ist, sondern Jeglicher hat besondere und ausgezeichnete Anlagen, der Eine zu dieser, der Andere zu jener Tugend.

Wer von Natur weichlich und gefühlvoll ist, dem kostet es wenig Ueberwindung, gegen Unglückliche die schöne Pflicht des Mitleids in That und Wort zu üben. Warum pflegte er diesen göttlichen Trieb seines Herzens nicht? Warum that er sich sogar Gewalt an, ihn nicht allzulaut werden zu lassen? Ach, da hindert ihn bald Eitelkeit und Furcht vor dem, was die Leute sagen würden, irgend ein Werk schöner Barmherzigkeit zu üben; bald hindert ihn Hang zur Gemächlichkeit, in die Wohnungen der Unglücklichen zu gehen, von denen er hörte, oder sich genauer von ihren Umständen zu unterrichten, und wie ihnen am besten zu helfen wäre; bald unverzeihlicher Leichtsinn, bald Prachtlust, für die mancherlei Ausgaben zu machen waren.

Wer von Natur muthigen, entschlossenen Herzens ist, dem kostet es wenig, sich des Unterdrückten anzunehmen. Und warum that er, der von Natur allem Unrecht feind ist, diesem edeln Sinne kein Genüge? Ach, da war der Eigennutz, welcher ihn gegen seine bessern Wünsche nöthigte, stumm zu bleiben; da waren allerlei Rücksichten gegen Personen, welchen man sich beliebt machen möchte, die ihn bewogen, das Ungerade für gerade gelten zu lassen.

Wer Ansehen und Einfluß auf Denkart und Willen seiner Mitbürger hat, dem ist es ein Leichtes, unzähliges Gute auf die Bahn zu bringen, oder zu befördern, was Andern bei aller Anstrengung ihrer Kräfte schwer zu verrichten wird. Oft genügt nur ein bloßes Beifallgeben, ein einziges aufmunterndes Wort, um das Nützlichste vollzogen zu sehen. — Warum sprach er das Wort nicht aus? — Ach, weil ihm die Sache am Ende sehr gleichgültig war und er sich nur nicht die Mühe geben wollte, ihren Werth zu bedenken; oder weil seine Bequemlichkeit sich mit der Gegenfrage entschuldigte: warum soll ich mich in Alles mischen, was mich nicht unmittelbar angeht? Oder weil die Rede von Dingen war, die nur fremde Personen, eine fremde Stadt, ein fremdes Dorf und deren Nutzen betrafen.

Doppelt schwere Verantwortlichkeit haftet auf dessen Seele, der das Gute unterläßt, nicht nur wo ihn die Gelegenheit dazu auffordert, sondern wo ihm selbst seine angebornen Neigungen und die Mittel es leicht machten, welche in seiner Gewalt standen. Hier ist die höhere Pflichtvergessenheit offenbar die Wirkung eines schon in ihm mächtig gewordenen entgegengesetzten Lasters, es heiße dasselbe nun Eigennutz, Selbstsucht, Neid, Stolz oder schlaffe Trägheit, Leichtsinn, Unachtsamkeit.

Du liebst die, die dich lieben, die dir schmeicheln; du thust denen wohl, von denen du Gefälligkeiten erwarten kannst — was ist dies nun mehr? Dies thun auch die Heiden, so thun auch die Thiere. Jesus Christus nannte die erhabenern Pflichten — entziehst du dich ihnen: o so glaube nicht an einen wirklich vorhandenen Werth deines Herzens. — Du begehst keine Verbrechen; betrügst, verleumdest, übervortheilst, verfolgst deine Nebenmenschen nicht — aber was hast du damit mehr gethan? Alles dies thut auch der todte Stein nicht, den du mit Füßen trittst.

Wie arm stehst du da, Sterblicher, wenn deine unsterbliche Seele, ausgerüstet mit großen Anlagen für ein ewiges, besseres Dasein, ausgerüstet mit Erkenntniß des Wahren und Falschen, ausgerüstet mit einem kräftigen Willen, sich einst keiner andern Vorzüge zu rühmen weiß, als rein geblieben zu sein von groben Verbrechen! Darf der gefühllose Stein höhere Seligkeit ansprechen, und der träge Knecht, welcher sein Pfund in die Erde vergrub, die Hoffnung fassen, einst über Mehreres gesetzt zu werden, denn hienieden?

Wie arm stehst du da, Unglücklicher, im fürchterlichen Selbstbetrug! Denn du wähnst dich, wenn auch nicht mit Tugend geschmückt, doch rein von schweren Vergehen — siehe, deine tausend Unterlassungen des Guten sind deine tausend Sünden, welche dich zur Verantwortung rufen. Es schlägt einst die ernste Stunde, da du schaudern wirst vor deiner Gleichgültigkeit gegen zahlloses Gute, was nun ungeschehen blieb. Denn Gleichgültigkeit gegen eine Tugend, die wir üben können, ist Gleichgültigkeit gegen die Ewigkeit, die uns richten wird — ist Gleichgültigkeit gegen den Allerheiligsten. Jede Gelegenheit zum Guten, welche wir wahrnehmen, ist gleichsam eine Einladung Gottes an unser Herz, es ihm

zu weihen, die Bitte unsers guten Engels, göttlicher zu werden.

Und wie stehe ich da, o himmlischer Vater, vor Dir! Wehe, wenn meine Tage und Stunden mir vorgerechnet, und mir die Versäumungen guter Thaten vorgezählt werden, wie mag ich bestehen? — Und so groß auch deine Gnade ist: welche Ansprüche und Hoffnungen kann ich auf eine heitere Ewigkeit, auf ein vollendeteres Dasein haben, da ich sie — ach! nur zu oft — verscherzte?

Ich erkenne vor Dir meine Schwäche, meine Schuld. Ja, ich bin Sünder, größerer Sünder, als ich oft zu sein mir einbildete. Meine Unterlassungen sind meine Verbrechen, die mich drücken, und rechtfertigen kann ich sie nicht vor Dir.

Doch ich lebe noch! — Gott, barmherziger Gott, Deine Langmuth hat mich Unwürdigen noch nicht verlassen. Ich lebe noch; sehe noch eine Reihe von Tagen vor mir, da ich mehr als unfruchtbare Reue, nein, da ich die Kraft eines tugendhaftern, Dir wohlgefälligern Willens zeigen kann. Ich lebe noch, und sehe freudig den Augenblicken entgegen, die mir Gelegenheit geben zu Gesinnungen, Worten, Thaten, welche zur Vermehrung allgemeiner Glückseligkeit beitragen. O Vater, Du forderst nichts, was die Kräfte Deiner Kinder übersteigt, — ach, warum sollte ich nun nicht gern leisten, was die Kräfte vermögen? — O vergib, Barmherziger, vergib mir meine Unterlassungen; Vater, vergib uns unsere Schulden! Amen.

VIII.

Richtigere Beurtheilung unserer Gemüthsbewegungen.

Joh. 2, 14 — 17.

Selbstüberwindung fordert Muth!
Es gilt den Kampf ums höchste Gut!
Wer ist ein Christ, und gleicht nicht gern
Den Märtirern,
Nicht gern auch Christo, seinem Herrn?

Wo ist der Held, den je im Streit,
So schwer er war, die Mühe reut?
Wenn er nur kämpfte wie ein Mann,
Das Feld gewann,
Und seines Sieges froh sein kann.

Hilf, Todesüberwinder, mir,
Ich halte, Christus, fest an Dir!
Nur Mensch zu sein, ist Menschenpflicht,
Mehr will ich nicht!
Dem Seraph strahlt ein andres Licht.

Wenn ein guter Mensch zuweilen beim Anblick der Ungerechtigkeit zum Zorn und Unwillen aufflammt; oder sich dem Ungestüm der Freude bei fröhlichen Anlässen hingibt; oder von der Furcht gefoltert, die ein Mangel des Vertrauens auf göttliche Vorsehung zu sein scheint, oder von andern dergleichen lebhaften Gefühlen überrascht wird: geschieht es nicht selten, daß Andere, die vielleicht von Natur weniger lebhaft und reizbar sind, ihn tadeln. Es geschieht nicht selten, daß eben solche an sich gute, aber allzuängstliche Menschen sich deswegen selber mit Vorwürfen bestürmen, sich vor Gott anklagen, und die Aufwallungen ihres Gemüths als eben so viele grobe Sünden bitterlich bereuen.

Ihrer Viele sind gewesen, die deshalb sich von der Welt zurückgezogen haben, um weniger zu Zorn und Freude, heftigem Schmerz oder Verdruß hingerissen zu werden. Sie gingen in Einsamkeiten, in klösterliche Zellen, oder führten in der Mitte großer Städte ein abgeschiedenes Leben. Andere wieder, welche jene Aufwallungen nicht weniger für sündlich hielten, traten recht mit Absicht in das Gewühl des Lebens hinein, oder vermieden wenigstens nicht die Gelegenheit, durch welche ihre Gefühle aufgestört werden könnten, um dann sie desto heldenmüthiger zu besiegen, sich gegen Unmuth und Fröhlichkeit, gegen Furcht, Schrecken und Zorn zu stärken oder unempfindlich zu machen. Noch Andere hielten alle lebhaften Aufwallungen der Sinnlichkeit für natürliche Verderbtheit des Menschen, und nach manchem vergeblichen Kampfe dawider sich unfähig, jemals fromm und der göttlichen Gnade würdig zu werden.

Warum rede ich von vergangenen Zeiten? Es ist noch heutiges Tages so. Es sind viele Christen, welche eben darein den höchsten Triumph des Christenthums setzen, daß sie alle Lebhaftigkeit der Gefühle unterdrückt wissen wollen, und es für strafbar halten, von denselben überrascht zu werden.

Ist denn aber eine starke Gemüthsbewegung Sünde? Will denn Gott, daß wir uns selber in einem solchen Grade absterben, daß wir gegen Schmerz und Fröhlichkeit, Lust und Unmuth unempfindlich werden? Bin ich verdammungswürdig, wenn ich über das, was schändlich ist, in Zorn und Mißmuth gerathe? oder wenn ich an der Heiterkeit meiner Freunde Theil

nehme, mit ihnen scherze und lache, zum Tanz und Schauspiel gehe, und Vergnügen an geselligen Lustbarkeiten nehme? Ist es Gottes Gebot, daß ich meine ganze Lebenszeit in ununterbrochener kalter Gelassenheit bleibe, oder wohl gar in einem trüben, stets auf sich selbst zurückdenkenden Ernst zubringe?

O gewiß nicht. Hier ist ein Irrthum! Es kann auch wohl eine allzuweit getriebene Gewissenhaftigkeit geben, die mich mit Vorwürfen bestürmt, wo ich sie doch nicht verdiene. Denn wären mehr oder weniger lebhafte Gemüthsbewegungen Sünde: so hätte Gott mir sie nicht selber gegeben. Die größere oder geringere Reizbarkeit der Empfindungen hängt offenbar von der eigenen Beschaffenheit unsers Temperaments ab. Das Temperament aber ist nicht unser eigenes Werk.

Wären sehr lebhafte Gemüthsbewegungen an sich tadelhaft: so müßte auch eine sehr lebhafte Einbildungskraft, ein allzutreues Gedächtniß sündlich sein. Denn das Gedächtniß, wie die Einbildungskraft, verleiten eben so leicht zu bösen Werken, als die gereizten Gefühle. Wie sollte ich mir alsdann erklären, daß Gott den einen Menschen schon von Natur besser, den andern schlechter geboren werden ließ? Ich kenne Leute, die so trägen Gemüthes sind, daß sie immer kalten Blutes bleiben, und durch nichts leicht in Zorn gerathen; weder ungemein fröhlich, noch ungemein traurig werden können. Ist denn das Greisenalter darum frommer oder löblicher, weil es weniger Hang zu sinnlichen Ergötzungen hat, für welche ihm die Neigung fehlt, weil es an Nerven und Kräften stumpfer geworden? Ist denn Jüngling und Mädchen, oder Mann und Weib in den besten Lebensjahren zu tadeln, weil hier mehr Fülle der Kraft und mächtigere Begierde ist?

Der Gegenstand ist wichtig genug, daß ich darüber nachdenke. Es ist für meine eigene Ruhe erforderlich, daß ich mir deutliche Vorstellungen erschaffe über Sündlichkeit gewisser Aufloderungen des Gefühls; ob ich, um fromm und gottgefällig zu sein, alles Regerwerden meiner Sinnlichkeit unterdrücken müsse.

Schon die Vernunft sagt mir, daß dies nicht sein soll: und könne. Aber doch behaupten es die strengen Eiferer und Sittenlehrer. Oft wird es mir sogar von Kanzeln gepredigt, mein Fleisch sammt den Lüsten und Begierden zu kreuzigen, abzutödten in solchem Maase, daß ich allen Freuden des Lebens entsagen müßte.

Blicke ich hingegen auf den Göttlichen, der ihr Lehrer und auch der meinige ist, auf Jesum Christum, den Heiligsten und Unschuldigsten der Menschen: so überzeuge ich mich vom Gegentheil; auch er war keineswegs von den lebhaften Bewegungen des Gemüthes frei. Schrecken, Zorn, Furcht, Angst, Fröhlichkeit, Lust an sinnlichen Ergötzungen, waren ihm gar nicht fremd, und er unterdrückte diese unwillkührlichen Neigungen nicht.

Es wird erzählt, wie er in heftigen Unwillen gerieth, da er im Tempel von Jerusalem die Wechsler sitzen sah, und die, welche Ochsen, Schafe, Tauben zu Opferungen feil hatten. Er machte eine Geißel aus Stricken, trieb sie alle hinaus, und verschüttete den Wechslern das Geld, und stieß die Tische um, indem er sagte: Machet nicht meines Vaters Haus zum Kaufhause! Joh. 2, 14 — 16. Diese Stelle aus dem Leben Jesu hat mich oft ernst beschäftigt. Sind die Aufwallungen des Zorns an sich eine Sünde vor Gott, wie hätte sie Jesus in sich dulden können? Und doch bereute er sie nicht. Daß er mit Zorn gehandelt habe, ist nicht zu läugnen. Mehrmals gerieth er in Eifer. Ja, es wird ausdrücklich in der heiligen Schrift gesagt, wie er einst, da die Pharisäer ihm zum Verbrechen machen wollten, wenn er am Sabbath Menschen heilen würde, da sich seines Unwillens nicht erwehrte: er sah sie umher an mit Zorn. Marci 3, 5.

Zu andern Zeiten war er der tiefsten Betrübniß hingegeben. Ja wir wissen, daß er in jener bangen Nacht am Oelberge betrübt war bis in den Tod, und so sehr von Angst und Furcht und Kummer überwältigt, daß sein Schweiß wie Blutstropfen ward, die auf die Erde fielen. Luk. 22, 44. Er war Theilnehmer an geselligen Freuden und fröhlich mit den Fröhlichen. Da es an der Hochzeit zu Kana an Wein gebrach, die Gesellschaft zu beleben, war er es, der es seiner nicht unwürdig achtete, mit wunderbarer Kraft das Mangelnde zu schaffen. Er verschmähte keineswegs die angenehmen Genüsse der Sinnlichkeit, und ließ sich gefallen, daß sein Haupt mit wohlriechenden, köstlichen Oelen, nach der Weise

des Morgenlandes, gesalbt wurde. Er wußte sehr gut, daß es damals, wie heute, mürrische Eiferer gab, die da meinten, um ein heiliges Leben zu führen, müsse man arm und strenge leben, nur mit schlechter Nahrung und geringer Kleidung vorlieb nehmen, und sich mit den härtesten Entsagungen quälen. Dennoch that er es nicht. Er ging wohl öfters zu den reichen und verhaßten römischen Zollpächtern zu Tisch, und verachtete den Tadel derer, denen Alles unrecht ist, man mache es, wie man wolle. Johannes ist gekommen, sprach er, und führte das allerenthaltsamste Leben, aß nicht und trank nicht. Da sagten sie: Er hat den Teufel. Nun ist des Menschen Sohn gekommen, ißt und trinkt. Siehe, sagen sie, wie ist der Mensch ein Fresser und ein Weinsäufer, Gesellschafter von Zöllnern und Sündern! Matth. 11, 18. 19.

So ist denn offenbar, daß weder das Erzürnen, noch das Bekümmern, weder die Lustigkeit, noch die Traurigkeit, weder das Wohlgefallen an sinnlichen Genüssen, noch die Ungeduld, noch die Sehnsucht, noch irgend eine von allen andern Gemüthsbewegungen an sich strafbar sind; daß ich irre, wenn ich mir es vorwerfe, sie nicht unterdrücken und tödten zu können; daß ich dies sogar nicht verlangen soll, weil es etwas Unnatürliches und am Ende sogar Unmögliches wäre; daß diejenigen zu weit gehen, welche fordern, der Mensch müsse beständig kalten Blutes bleiben, und dem Leibe so wenig Ehre anthun, als möglich.

Aber Alles hat sein Maas! Wann hören unsere Gemüthsbewegungen auf, unschuldig zu sein? Wie lange sind sie nicht nur unschuldig, sondern sogar löblich?

Sie sind löblich, so lange sie unsere Begierde zu dem, was recht und gut ist, unterstützen und erheben. Ohne Lebhaftigkeit der Gefühle kann kaum etwas Gutes mit gehörigem Nachdruck ausgeführt werden. Ja, auch Christus gerieth in Zorn, aber nicht aus Neid oder Scheelsucht, nicht aus Noth oder Habsucht, nicht für seinen Eigennutz, sondern für die Sache Gottes. Ihn empörte die Falschheit der Menschen, ihre Niederträchtigkeit, ihre Heuchelei. Ihn erzürnte ihre Unehrerbietigkeit gegen Gott. Darum trieb er die Geldwechsler und Opferverkäufer aus dem Tempel; darum schalt er die scheinheilige Großthuerei der Pharisäer. Wer das Gute will, kann es nicht ohne eine gewisse Begeisterung vollstrecken. Es muß eine Erhöhung aller unserer Gefühle eintreten, um uns gegen Hindernisse zu stärken, und Gefahren verächtlich zu machen. Die Gefühle sind gleichsam der Wind in das Segel unsers Willens. Wer bei Schandthaten, deren Zeuge er sein muß, kaltblütig sein kann; wer gelassen zusehen kann, wenn man einen Schuldlosen verdammt, einen offenbaren Bösewicht schmeichelt und begünstigt, vielleicht weil er reich oder von guter Herkunft ist; wer gleichgültig bei fremder Noth, oder bei Gefahren des Vaterlandes, oder bei verbrecherischen Anschlägen sein kann: verdient der wohl den Namen des Tugendhaften? Ist er selbst wohl großer Edelthaten fähig? Könnte der sich für irgend eine heilige Sache aufopfern? Vermögen, Ehre und Leben dafür hingeben?

So tadle und verdamme denn Niemand die Aufwallungen eines edeln Zorns und Unwillens; so mache sich denn Niemand Vorwürfe, wenn er seinen Abscheu gegen Ungerechtigkeiten laut werden ließ. Ist es die Tugend selbst, welche die Flamme des Gemüths entzündet: so lodert sie rein.

Löblich ist die Freude. Seid fröhlich mit den Fröhlichen, und mit den Weinenden weinet! ruft uns das göttliche Wort selber zu. Röm. 12, 15. Wer nicht innigen Theil am Glücke der Frohsinnigen nehmen kann, der ist auch wohl selten aufgelegt, sich Unglücklichen mit gänzlicher Hingebung zu weihen. Welche Sünde ist ein Spiel, welches das Herz vergnügt? Wo ist das Wohlgefallen am Schönen verdammt, es entwickele sich in Betrachtung der Natur, oder der Kunstwerke, in den Bewegungen des Tanzes, oder in den Klängen der Musik? Wer will das durch Witz und Scherz belebte Gastmahl, wer die höhern Stimmungen zur Freude durch den mäßigen Genuß des Weins verdammen? Es ist Scheinheiligkeit, frömmelnde Ziererei oder übertriebene Gewissenhaftigkeit, sich davon auszuschliessen, und den als ein Weltkind zu verschreien, welcher daran Theil zu nehmen nicht verschmäht. Auch Jesus Christus, mein Heiland, mein Erlöser, fehlte bei vergnügenden Gastmählern nicht. Er selber schuf den Wein zu Kana, um die freudige Stimmung der Anwesenden zu erhöhen.

Er wollte nicht, daß der Mensch finster, ungesellig und mürrisch, in übermäßiger Strenge und Enthaltsamkeit sich die Welt Gottes zum Kerker, das Leben zur Folter mache.

Gemüthsbewegungen sind dann erst sündlich, wenn sie sich mit unerlaubten Begierden vereinigen und dieselben stärken. Sie sind an sich selber zwar weder gut noch böse, aber sie werden es, je nachdem sie in den Dienst des Rechts oder Unrechts treten. Die boshafte Schadenfreude ist nicht die Freude des Redlichen. Der Zorn der Rachsucht, die Erbitterung gekränkter Eitelkeit, das Feuer der Eifersucht ist nicht der heilige Zorn des Christen gegen Ungerechtigkeit, nicht der edle Eifer wider Sittenlosigkeit, nicht der empörte Unwille gegen Schamlosigkeit der Frevler. Die Sucht der alltäglichen Schwelgerei und Zerstreuung, die Unmäßigkeit des Trunkenbolds, die Begierde zur Löschung wilder Triebe der Ueppigkeit, die Lust an Ueberschreitung alles Wohlanständigen, ist nicht die harmlose Lust des Edeln an muntern Scherzen, an vergnügenden unschädlichen Ergötzungen, an Erheiterungen jeder Art, denen keine Reue folgt.

So lange wir also, auch bei aller Heftigkeit unserer Gemüthsbewegungen, eigentlich nichts Böses wollen, oder kein Wohlgefallen an dem finden, was schlecht und unedel ist: haben wir uns weder unsere Lustigkeit noch unsern Verdruß, weder unsern Unwillen noch Kummer, noch unsere lebhafte Begeisterung oder unser Entzücken als Sünde anzurechnen, besonders wenn wie uns unserm Zorn und Schmerz, unserer Fröhlichkeit und dem Genusse sinnlich angenehmer Gegenstände, zu denen wir ein Recht haben, nicht maaslos überlassen.

Aber Sünde wird jede Bewegung des Gemüthes, wenn sie den Verstand verfinstert, wenn sie so heftig wird, daß sie unfähig macht, mit gehöriger Besonnenheit zu handeln. Furcht und Angst vor Unglück sind keine Sünden und keine Beweise von Mangel des Vertrauens an Gott. Es sind unwillkührliche Regungen des Gemüths, wie der Verdruß und die Traurigkeit um verlorne Freuden. Jesus vergoß am Oelberge den blutigen Angstschweiß; aber dennoch behielt er Kraft genug, sich wieder zu ermannen und beten zu können: nicht mein Wille, Vater, sondern der Deinige, geschehe. Wenn aber die Verzagtheit des Gemüths so groß wird, daß alle vernünftigen Vorstellungen verdunkelt werden, daß das Herz verzweifeln möchte: dann ist Gefahr, dann die Sünde nahe. Wenn wir im Zorn über das Ruchlose aufwallen, mag er edel genannt werden; wenn er uns aber so betäubt, daß wir, von ihm übermannt, unser selber nicht mehr mächtig sind, und aus Eifer für das Rechte im Grimme Unrecht thun: dann ist er Sünde. Wenn Freude uns in dem Grad berauscht, oder wir uns sinnlichen Genüssen in solcher Ausgelassenheit hingeben, daß unserer Gesundheit, Unschuld und Ehre, oder dem Wohlsein und Glück Anderer daraus Nachtheil erwächst: dann ist sie Sünde.

Daher, obgleich die Bewegungen des Gemüths, es mögen Empfindungen angenehmer oder unangenehmer Art sein, durchaus für sich selbst nicht sündlich zu heißen sind, haben wir bei ihrem Dasein die größte Vorsicht anzuwenden, daß wir derselben immer Meister bleiben, und daß sie sich nicht gänzlich unserer Besonnenheit bemeistern. Haltet Maas in allen Dingen, in Zorn, in Schmerz und Freude. Nur allzuschnell werden wir durch den Sturm der Empfindungen über die Grenze des Rechten, des Billigen und Schicklichen hinweggerissen. Reizbare, lebhafte Gemüther gerieth en dadurch, so edel auch ihre Absichten, so unschuldig auch die Veranlassungen, so rein auch anfänglich ihre Begierden waren, nur allzuoft bis zum schwarzen Augenblick der Reue. Sie vorzüglicher, als Andere, die eines kaltblütigen Wesens sind, müssen darüber wachen, daß gewisse Gemüthsbewegungen nicht allzuhäufig wiederkehren, und dadurch herrschende Gewohnheiten werden.

Gemüthsbewegungen werden sündlich, sobald sie bei jedem, auch dem geringsten Anlasse laut werden, herrschende Gewohnheiten sind, und folglich den Willen leiten, die Vernunft und das Gewissen unterjochen. Bei jedem kleinen Fehler des Nächsten in Zorn gerathen und Aergerlichkeit äussern; über geringfügige Dinge sogleich in Schrecken und Furcht kommen; Alles, so unbedeutend es auch sei, mit hastigem Ungestüm und Begeisterung ergreifen; oder immer lustig

scherzen, auch bei den ernsthaftesten Geschäften Spaß und Muthwillen treiben, und in den offenbarsten Gefahren leichtsinnig gaukeln: bezeugt Schwäche des Gemüthes, Schwäche des Verstandes. So herrschend gewordene Gemüthsbewegungen lähmen jede Stärke zur Tugend, und sind fortgesetzte Unbesonnenheiten. Hier ist Kampf des Geistes nöthig zur Wiedererhaltung der Herrschaft über das Gemüth. Alles hat seine Zeit, Lachen und Weinen.

Jeder prüfe sich nun selbst. Zu große Lebhaftigkeit der Empfindungen, wie Gefühllosigkeit, sind gleich nachtheilig. Beide Fehler entspringen oft aus körperlichen Zuständen. Aber dem starken Willen des Geistes ist es möglich, selbst das Temperament zu verbessern. Wer zur Traurigkeit und Schwermuth geneigt ist, bemühe sich um Zerstreuungen; wer zum Zorn und Verdruß geneigt ist, strebe nach Kaltblütigkeit und ruhiger Ansicht der Dinge, und der erste Schritt dazu ist, wenn er so viel über sich gewinnt, niemals in der ersten Aufwallung seines Gefühls zu reden und zu handeln; wer sich oft in fröhlichen Gesellschaften zu sehr vergißt, und seine Heiterkeit in ausgelassenes, unbesonnenes Wesen ausschweifen läßt, gehe nie zu solchen Gelegenheiten, ohne den festen Vorsatz, von allen Anwesenden der Nüchternste und Gelassenste zu bleiben. Wer bei sich empfindet, daß er gegen fremde Noth zu gleichgültig, bei nichtswürdigen Handlungen zu unbefangen, für das Edle und Gute einer Unternehmung zu unbegeistert und träge ist, dünke sich darum nicht weise, sondern er durchdringe mit seinem Verstande erst die Abscheulichkeiten des Verbrechens, und denke sich selbst in die Lage der dadurch Unglücklichwerdenden; er überzeuge sich von dem Segen einer edeln Unternehmung in allen ihren mannigfaltigen Folgen; er belebe seine Einbildungskraft mit den Vorstellungen der fremden Noth und Freude: die Trägheit seines Gemüthes ist nichts weniger als Kraft, sondern Schwäche, durch welche eins oder das andere seiner Seelenvermögen zu einer nachtheiligen Unthätigkeit geräth.

Wie gefühlvoll, o mein Jesus, Bild erhabener Menschenfreundlichkeit, warst Du bei Anderer Schmerzen, über welche Du die eigenen so gern vergaßest; wie entflammt gegen die Schändlichkeit alles Bösen, was die Herzen der Menschen von ihrem Glücke und ihrem Gotte trennt; wie willig warst Du, die Freuden Deiner Brüder zu mehren, zu erheben, zu läutern und zu veredeln! O sei mein Vorbild in Allem! Ich will mich meines Herzens, meiner Empfindungen, meiner Aufwallungen nicht schämen; sie sind so menschlich! Und mehr als Mensch zu sein, ist nicht des Menschen Pflicht.

Aber lehre Du mich, Gottes Sohn, mäßig sein in Allem, in Schmerz und Vergnügen, damit ich Dir ähnlich werde und Gott gefällig. Nein, Gott gab uns nicht selbst die das Leben verannehmlichenden Gefühle, daß wir sie wieder in uns tödten und ausrotten, sondern daß wir sie zu Schwingen der Andacht und Tugend, zu Waffen derselben gegen die das Leben verheerenden Laster machen sollen. Amen.

IX.

Schein und Wesen.

Jak. 2, 1 — 4.

Ich bitte nicht um Gut und Gold
Und Würden dieser Erden;
Was uns das flücht'ge Wesen zollt,
Muß wieder Asche werden.

Nur Weisheit gib mir, Weisheit nur,
Du, aller Wesen Meister;
Sie leitet mich auf heil'ger Spur,
Sie ist der Schatz der Geister!

Sie lehret fern von Trug und Schein
Den Werth der Dinge kennen,
Und für das Göttliche allein
Das fromme Herz entbrennen.

Gott ist die höchste Weisheit! — So hören, so lesen wir oft, ohne daß wir immer klar und deutlich einsehen, was eigentlich die höchste Weisheit sei.

Gott ist die höchste Weisheit; der Sterbliche aber soll das weiseste unter den göttlichen Geschöpfen auf Erden sein. Darum schmückte uns der Schöpfer mit der Gabe der Vernunft. Darum hörte die Welt aus dem Munde der Gottesgesandten die heiligen Offenbarungen; darum offenbarte sich Gott selbst durch Jesum.

Und wer ist denn ein wahrer Weiser? — Der Christ soll es sein; ach, aber ist jeder Christ ein Weiser? — Warum ist er es nicht?

Was ist das Wesen der Weisheit? Es ist die klare Erkenntniß des Wahren, des Guten und Schönen; es ist die Entfer-

nung von aller Täuschung, von allem Selbstbetrug über die Dinge der Welt.

Das Gegentheil der Weisheit aber ist die Thorheit. Die Thorheit aber beurtheilt die Dinge nicht nach dem, was sie wirklich sind, das heißt, nach ihrem Wesen, sondern läßt sich durch den Schein blenden. Sie läßt sich durch die Aussenseite der Sachen irre führen, und hält sie für etwas Anderes, als sie sind.

Daher ist der Greis gewöhnlich weiser, als der unerfahrne Jüngling; die betagte Mutter weiser, als die mit der Welt unbekannte Tochter. Das Alter ist durch Erfahrung belehrt, ist durch die Schulen des Irrthums zur Erkenntniß der Wahrheit gelangt, und von mancher Täuschung zurückgekommen.

Der Thor beurtheilt den Werth der Menschen nur nach seinem Kleide, nach seinem Vermögen, nach seinem Amte; — der Weise schätzt den Mann nicht nach seinem Aeussern, sondern nach seinen Gesinnungen, nach seinen Einsichten, nach seinen Handlungen. — Der Thor hält denjenigen für einen frommen Christen, der fleißig den Gottesdienst besucht, sich das bescheidene, äussere Ansehen eines Frommen gibt, auswendiggelernte Gebete herzusagen pflegt, oft in der Bibel oder in andern Religionsbüchern liest, und die rauschenden Vergnügungen vermeidet. Der Weise hält nur denjenigen für einen Christen, der in allen seinen Gedanken und Handlungen voller Menschenliebe ist, überall hilft und beisteht, Keinen beleidigt, und so gleichsam nur in der Liebe lebt, das heißt, in Gott lebt und handelt. An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!

Gott ist die höchste Weisheit, das heißt, Gott kann durch keinen Aussenschein getäuscht und geblendet werden. Er kennt den wahren Werth aller leblosen und lebendigen Dinge. Vor ihm gilt nicht das Ansehen der Person. Auf der Wage seiner Gerechtigkeit sind der königliche Zepter und der Stab des Bettlers von gleichem Gewicht; für ihn ist das Zufällige keine Hauptsache.

Aber der Sterbliche wandelt hienieden lange unter Täuschungen. Denn es gibt sich jeder Mensch Mühe, besser zu scheinen, als er ist. Einer betrügt durch diesen Schein den Andern. Wir wissen nicht, was die Menschen sind, sondern nur, was sie scheinen. Wir beugen uns vor dem Irrthum, statt vor der Wahrheit. Wir bemerken nur die zufälligen Nebendinge, statt der Hauptsache dahinter. Wir stehen vor übertünchten Gräbern, aber sehen nicht darunter die Verwesung und den Moder.

Je richtiger ein Mensch andere Menschen und die Dinge um sich her würdigt, und je weniger er sich vom Schein und der guten oder schlechten Aussenseite blenden läßt, je weiser ist der Mensch.

Die Grundregel der Weisheit also ist: Trenne den Schein vom Wesen! — nimm die Dinge für das, was sie wirklich sind, nicht für das, was sie scheinen.

Diese Regel begreift den Inhalt aller Weisheit in sich. Wer sie überall erfüllen kann, der ist der Weiseste. Schon in zartester Jugend sollen wir sie unsern Kindern geben; so werden sie unaufhörlich nach Weisheit ringen; werden nicht den Traum für Wachen halten, das wahre Glück nicht ausser sich in andern Dingen, sondern in dem Werth ihres Herzens suchen, und das süße Gift der Laster Gift nennen, so süß es auch immer sei.

Diese Regel begleite jeden Menschen von einem Tage zum andern über, wenn er Anspruch darauf macht, ein Weiser zu werden. Nur damit entweicht er tausend Gefahren, Leiden und Sorgen des Lebens; denn was uns hienieden unglücklich macht, ist immerdar Irrthum. Nur weil wir die Erscheinung des Lebens unruhig ansehen, uns keine Mühe geben, sie richtig zu erkennen, behandeln und empfangen wir sie falsch. Daraus entsteht unsere Qual. Wir fürchten also den Schatten mehr, als die Sache; wir ängstigen uns mehr vor dem Traum, als vor der Wahrheit. Wir leiden mehr über den Verlust des eingebildeten, als des wahren und ewigen Gutes.

Diese Regel ist die Säule des wahren Christenthums. Denn was ist Christenthum anders, als die allein wahre, ächte Gottesweisheit für den Menschen? — Nur in der Erfüllung dieser Regel bekommt der Mensch eine hohe Kraft und innere Größe. Er erhebt sich über den Schein und Trug, und sieht den Irrthum von Tausenden. — Er gewinnt eine Selbstständigkeit, die ihm nichts Anderes geben kann. Er weiß, was irdisches Glück und irdisches Unglück sei, und Beides kann ihn nicht aus seiner Gemüthsruhe verdrängen. Er hängt von keinem Zufall ab; denn er

hängt nur an dem, was ewig wahr, ewig gut, ewig beseligend ist — er hängt an Gott und der ewigen großen Bestimmung seiner Seele. Er bekommt dadurch jene Religiosität, die den Nachfolger Jesu bezeichnet. Er genießt die Annehmlichkeit des Lebens, ohne sie für mehr als eine vorübergehende Erquickung seines Körpers zu halten. Er leidet jedes unverschuldete Unglück als Vollziehung der Rathschlüsse einer göttlichen Vorsehung zu seinem Heil.

Er lebt, wie Christus, nur um wohlzuthun Andern; nicht um sich zu erheben über Staub und Tand, oder Würden und Reichthum zu sammeln, die er nach wenigen Jahren wieder an die Welt zurückgeben muß. Was der unendliche Gott dem unermeßlichen Weltall ist, das ist er dem Menschen in seinem kleinen Wirkungskreise hienieden. Das heißt in Gott leben, das ist das wahre Christenthum.

Trenne den Schein vom Wesen in der Beurtheilung deiner Mitmenschen. Entziehe zwar nicht den verschiedenen Ständen denjenigen Zoll von Hochachtung, welcher in der bürgerlichen Gesellschaft eingeführt und üblich ist; aber bringe der Tugend deine Bewunderung und Liebe, wo du sie findest, gleichviel, im Palast oder in der Hütte des Armen. Sieh nicht auf das Kleid, auf die Geburt, auf die Herkunft, auf den Stand, auf das Vermögen, auf die Würde des Mannes, sondern auf seine Verdienste, auf seine vorzüglichen Eigenschaften. Verdamme Niemanden um des Scheins willen, ehe du die Ursachen genau kennst, warum der, den du tadeln willst, so und nicht anders gehandelt hat. Laß dich nicht durch Worte zu vertraulicher Freundschaft mit Jemanden verführen, dessen Herz du nicht kennst, und dessen Absichten dir fremd sind. — Halte nicht Maasregeln deiner Obrigkeiten für ungerecht, so lange du ihre Zwecke zu prüfen nicht Gelegenheit hattest.

Indem du so im Umgange mit den Menschen überall das Wahre aufsuchst, wird dein Gemüth selbst wahrhaft werden, so wie Gott wahrhaftig ist. Du wirst mit Offenheit und Ehrlichkeit sprechen und thun, doch nicht ohne Vorsichtigkeit wegen derer, die deine Offenheit mißbrauchen könnten. Es wird dich anekeln, vor den Leuten zu scheinen, mehr als du bist, oder anders und besser als du bist. Es wird dir ein Grauel sein, Andere mit dir zu täuschen; sondern du wirst nur gelten wollen vor Gott, der in das Verborgene sieht. Matth. 6, 18.

Trenne den Schein vom Wesen! Diese Worte sind das Schild deiner Glückseligkeit, wenn du sie recht verstehst und ihren Sinn recht erfüllst; und um sie recht zu verstehen, gehe in dich selbst zurück und denke an die Tage, da du dich für unglücklich hieltest, folglich mit deinem Zustande nicht zufrieden warst. — Woher entstand wohl größtentheils deine Unzufriedenheit? War es nicht oft, weil du meintest, du würdest glücklicher sein können, wenn du in einer andern Lage wärest, wie dieser oder jener deiner Bekannten? Oder wenn du mehr Vermögen hättest? Oder wenn du nicht vor der Zukunft in Sorgen sein müßtest? Oder wenn du dir noch diese oder jene Ergötzungen verschaffen könntest? — Hast du nicht oft das Glück, das Vermögen, die Verhältnisse Anderer dir selbst heimlich gewünscht, und dich bedauert, daß du es nicht so gut haben konntest, wie sie?

Ach, lieber Unzufriedener, du urtheiltest nach dem Schein, und hieltest ihn für das Wesen! Diejenigen, welche du in der Stille deines Herzens beneidet hast, waren vielleicht unglücklicher als du; unter Gold und Seide wohnt oft großer Gram und Verdruß. Du sprichst freilich: welche Ursache hätten auch diese Leute, unzufrieden zu sein? Wenn sie unglücklich sind, so sind sie es durch ihre Thorheit. — Wohlan denn, wenn es dir an Glück und Zufriedenheit fehlt, ist daran nicht auch deine eigene Thorheit schuld? Auch du hast ja Vorzüge und Glücksgüter, die vielen Andern fehlen, und um die dich die Aermern und Geringern beneiden. — Hätte ich nur, so sprechen gewiß auch Andere von dir, hätte ich nur, was er hat, wie glücklich könnte ich sein!

Mit wunderbarer Weisheit gab Gott jedem Stande, jedem Alter, jedem einzelnen Tage seine besondere Lust, seine besondere Noth. Darum beneide Niemanden, denn der Schein betrügt dich, und Niemand ist dir Bürge, daß du unter andern Umständen nicht noch empfindlicher in mancherlei Schmerzen und Uebeln sein würdest.

Trenne den Schein vom Wesen, wenn du nach irgend etwas mit Begierde verlangst, was du für das höchste Gut

des Lebens hältst. Hüte dich, dasjenige für das vollkommenste Gut zu halten, was deiner Einbildung angenehm schmeichelt, so lange du es nicht hast, und was dir gleichgültig werden kann, wenn du im Besitz desselben bist. — Hüte dich, dasjenige für dein höchstes Glück zu halten, was zwar an sich glänzend scheint, aber doch nicht im Stande wäre, die jede Stunde deines Lebens zur frohen Stunde zu machen. — Hüte dich, dasjenige für das wünschenswertheste Gut zu halten, woran du mit dem spätesten Alter alle Freude verlörest, oder was die Menschenhände, Kriegsunfälle rauben können, und für dessen bleibenden Besitz du keinen einzigen Tag vollkommen sicher bist.

Entzückt dich vielleicht die Hoffnung grossen Reichthums und Gewinnes? — Was würden dir die Haufen Goldes frommen, wenn du deines Vermögens willen Neid und Verfolgung littest? Was die seidenen Polsterkissen, wenn du als Kranker auf ihnen schmachtetest? Was aller Glanz und alle Pracht, wenn du durch des Todes Hand deine geliebtesten Freunde einbüsstest? Könnte dich dein Gut trösten? Würde dir dein Reichthum die vielleicht schon nahe Sterbestunde versüßen oder erschweren?

Entzückt dich vielleicht die Hoffnung grösserer Ehren? — Warum blickst du nach der glänzenden Aussenseite? Wärst du auch in der That höherer Ehren würdiger, als ein Anderer: wolltest du den Verdienstvollen wohl zurückdrängen? — Hängt sich nicht der Haß der Bösen am liebsten an jene, die vor der Welt eine Auszeichnung geniessen? Ist nicht der Schatten da am schwärzesten, wo das hellste Licht hinfällt? — Sind Verdruß und Sorgen nicht mit den höhern Würden häufiger verbunden, warum traten denn, des Geräusches müde, erhabene Männer oft so gern in die beneidenswürdige Ruhe des Mittelstandes zurück? Warum haben denn so manche Fürsten ihre Kronen freiwillig niedergelegt, um in der unbemerkten Einsamkeit sich selber leben zu können?

Trenne den Schein vom Wesen, und halte nur dasjenige für das höchste Gut, was eben nicht schimmert, aber zu deiner Glückseligkeit desto mehr leistet; was im Stande ist, dir in Reichthum oder in Armuth, in hoher Würde oder in Niedrigkeit, in der Fülle deiner Gesundheit, oder auf dem Krankenbett, in den Jugendtagen, oder unter den Gebrechlichkeiten des Alters, immerwährende Lust, tiefe, innige Ruhe und Selbstzufriedenheit, Achtung und Ehrfurcht vor guten und schlechten, vornehmen und geringern Menschen zu verschaffen; ja, was dir selbst Gewißheit gibt, du seiest Gott, dem Ewigen, dem Heiligen, angenehm. — Und wie heißt dies erhabene Gut, dies Kleinod, mehr als eine Königskrone, mehr als eine Tonne Goldes werth? Es heißt Christusweisheit, Gottähnlichkeit im Sinne und Wandel, stille Religiosität des Herzens. — Dieses Gut raubt dir kein Sturm des Lebens; vergeht nicht mit der Blüthe der Jugend; dies ist das Reich Gottes, in welchem nur veredelte Geister glänzen und wohnen, in welchem Gott allein herrscht und waltet, und das Glück der Seelen unwandelbar lacht. Nach diesem trachtet! Matth. 6, 33. — Weltliche Würden, Güter der Erden sind nicht einmal Hilfsmittel zur Erlangung dieses höchsten Gutes, sondern in den Händen des Weisen, des Gottmenschen nur Werkzeuge zur Beförderung nützlicher und wohlthätiger Absichten. So ist die ganze Schöpfung Gottes nur Werkzeug des Ewigen zur Beseligung der von ihm erschaffenen Geister.

Welch ein begeisternder, über Welt und Staub und Grab erhebender Gedanke! — Hier ist Wesen und Wahrheit, nicht mehr Schein und Selbsttäuschung! Wie mag die menschliche Seele, wenn sie dieses Gut nur einmal erkennt, ferner sich um leeres, nichtiges Schattenwerk quälen, welches, kaum erhalten, schon verschwindet?

Trenne den Schein vom Wesen, indem du den Werth des Lebens und das beurtheilst, wozu du in der Welt bestimmt zu sein glaubst.

Ach, wie entfernt von der Christuswelt leben doch die meisten derer, die sich Christus-Jünger nennen! Sie treten in die Welt, sie werden zu einem Beruf erzogen, sie wählen ihren Beruf, sie arbeiten in demselben; sie leben nur für diesen Beruf, leben nur von und für den Gewinn, welchen sie daraus ziehen; denken kaum etwas Anderes; freuen sich, wenn es ihnen darin glückt; werden alt; können nicht mehr geniessen, was sie mühsam errungen haben; hinterlassen es den Erben, und geben ihren Geist auf.

Dies ist die Geschichte der meisten Menschen. Sie verwechseln das Zufällige mit dem Wahren, das Verschwindende mit dem Ewigen. Sie leben für das Irdische, als würden sie nie sterben, und sterben, als würden sie nie leben.

Wenn aber der Mensch hienieden zu keinem andern Zweck vorhanden ist, als für einen qualvollen flüchtigen Traum von fünfzig oder sechszig Jahren, — als für Güter, die ihm nicht gehören und bleiben, — als für Freuden, die schneller vorübergehen, denn kommen: wahrlich, für ein solches Leben wäre es nicht der Mühe werth, geboren zu sein, und Millionen Sterblichen wurde es wohler gewesen sein, wenn sie nie vorhanden gewesen wären. Aber dieses Flüchtige, dieses Vergängliche in den Lebensstunden, mahnt nicht gerade dies unsern Geist am lautesten an das Wahre und Bleibende? Der gottgeschaffene Mensch ist Geist und ewig in Gottes ewiger Schöpfung; hier soll er sich im Wohl und Weh, im Licht und Schatten zu seiner Vollkommenheit entwickeln. Er soll nicht dem Staube ausser ihm, er soll seinem ewigen Ich leben. Er gehört seiner Natur nach zu keiner Körperwelt, er gehört einer Geisterwelt an. Zu dieser empor winkt ihm Gottes Hand; zu dieser empor ruft ihm Christi Stimme. — Warum vernehmen wir des theuern Hirten Stimme nicht?

Ich höre sie, o Jesus, überirdischer Lehrer, Deine Stimme! Ich sehe ihn, o Vater der Geister, Deinen Wink der Liebe! — Empor, empor, zur Vollkommenheit, zur Verklärung meines Selbstes forderst Du mich! — Ich will mich nicht an dies Irdische ketten. Insofern ich mit meinem Körper hienieden der Welt zugehören muß, gehöre ich ihr, lebe ich ihr — doch meine Seele strebt empor zu Dir, zu Deinen herrlichen Geistern, — sie gehört einer Ewigkeit, die jetzt schon für sie begonnen ist, — zu einer Ewigkeit, von der das Leben nach dem Tode nur Fortsetzung ist; zu einer Ewigkeit, wo der Edelste, der Heiligste Dir am nächsten steht; zu einer Ewigkeit, der Du mich schon geweiht hast, ehe ich geboren war hienieden, und zu deren vollkommenem Genusse ich mich durch Christus-Weisheit vorbereitete.

Diese Weisheit beherrsche nun mein Gemüth, denn sie kommt von Dir! Du offenbarest sie durch Jesu Mund, Du offenbarst sie durch das Mittel jeder menschlichen Vernunft allen Sterblichen!

Wohl wandle ich hienieden unter mancherlei Täuschungen; wohl halte ich oft den Irrthum für Wahrheit, das Uebel für ein Gut, das Nichtige für eine Hauptsache. Ach, der Geist des Menschen, wie ist er oft so schwach! Ach, wenn meine Begierden und Wünsche am heftigsten werden, wenn mich meine Sehnsucht irgend wohin am mächtigsten treibt — dann will ich mich fassen, dann mich fragen: Wohin trachtest du so eifrig? Ziehe die stille Ruhe deines Geistes allem Andern vor. Kein Glück ist größer, als dieses; verliere es nie, auch nicht für den glänzendsten Preis! — Dann, dann werde ich den Schein vom Wesen trennen, und zufriedener und glücklicher sein lernen.

Gott, verleih mir Deine Kraft, verleih mir deinen Segen! Amen.

X.

Der Streit der Pflichten.

Matth. 22, 37 — 40.

Wenn ich in meinen Pflichten wanke,
Und irre bin in ihrer Wahl,
Dann, Gott, dann sei Du mein Gedanke,
Und sende mir des Geistes Strahl.

Dann werde ich so leicht nicht irren,
Erkennen bald die größ're Pflicht;
Kein Eigennutz wird mich verwirren,
Der gern das schwache Herz besticht.

Es gibt nur ein Christenthum, auch wenn es in der christlichen Kirche mehrere Meinungen, mehrere Parteien und Sekten in Glaubenssachen gibt.

Es gibt nur ein Christenthum, und wer ein Genosse desselben ist, muß, um wahrer Christ zu sein, beide Haupttheile der Religion zu seinem Eigenthum machen können, den Glauben und die That.

Die That ohne den Glauben kann den Menschen eben so wenig beseligen, als der Glaube ohne That.

Wer alle seine Pflichten mit strenger Gewissenhaftigkeit vollbringt; wer keinem seiner Brüder schadet; wer jedem, der mit ihm in Verbindung steht, angenehm, wohlthätig und nützlich ist; wer sich sogar für das allgemeine Wohl großmüthig aufopfert — und er hat den Glauben nicht, ist zu beklagen: denn er ist ein Unglückseliger, der auf Erden, von Zweifeln aller Art ge-

folterte, mit ungewissen Blicken in die Zukunft hinausstarrt. — Nur der glaubende Christ hat einen ewigen stillen Trost in seiner Brust, den Trost göttlicher Offenbarung. Nur der glaubende Christ hat durch Jesum Muth in allen Fällen des Lebens und Freudigkeit im Tode. Nur sein Glaube erhebt ihn über jedes Ungemach, und gewährt ihm jene erhabene Zuversicht, welche auch dem Weisesten der Heiden fehlte. Nur durch dieses frommen Glaubens Licht erheitern sich die Nächte seiner Schicksale, verklärt sich ihm das ganze Weltall, lösen sich die Räthsel dieses Erdentraums, und erscheint ihm eine liebende, Alles umfassende, für Alles sorgende, Alles mit Weisheit leitende, Alles beseligende Gottheit, zu welcher wir in himmlischer Kindschaft rufen können: Abba, lieber Vater im Himmel! — Nur durch Jesu Wort und Blut ist ihm die theure Bürgschaft von der Ewigkeit seines Heils, von der Gnade des Allbarmherzigen, und den Freuden einer bessern Welt nach den Tagen dieses Staubes, zu Theil geworden. Nur durch den Glauben seiner Religion ist er gegen den Sturm der Welt stark, und gegen die Empörung seiner Leidenschaften allezeit gewaffnet. Die allereedelsten und frömmsten Grundsätze und Entschlüsse haben keinen festen Grund, und können leicht zerrüttet werden — denn wie mächtig ist der Reiz der Verführung und des Beispiels, wie schwach oft die Vernunft, wenn sie nicht auf religiöser Ueberzeugung beruht!

So wenig aber, wie die That ohne den Glauben an Jesu Offenbarungen uns vollkommen zu beseligen im Stande ist, eben so fruchtlos ist der Glaube an Jesum ohne die That.

Wahrlich, und es finden sich noch heutiges Tages, wie zur Zeit unsers Erlösers, weit mehr Menschen, die da hoffen, selig zu werden durch das bloße Glauben, durch das bloße Herr-Herr-Sagen, durch die Beobachtung äusserer gottesdienstlicher Uebungen, durch Verrichtung von Gebeten und durch Spielen mit religiösen Gefühlen, als sich Menschen finden, die Christi Lehren des Heils in tugendhaften Thaten und Gedanken ausüben, ohne an ihn zu glauben.

Denn es ist dem zum Guten trägen Menschen leichter, Worte zu reden, als Thaten zu üben; es ist ihm leichter, äussere Gebräuche zu beobachten, als innere ungerechte Neigungen zu bekämpfen. Es ist ihm leichter, sich auf die Fürbitte der Heiligen oder auf das Gebet der Frommen, auf das Verdienst und die Gerechtigkeit Jesu zu verlassen, als den Willen des Vaters im Himmel zu thun, und vollkommen zu werden, wie er. Sie sprechen gern von den Wunden Jesu, aber ihr eigenes Fleisch und ihre Begierden zu kreuzigen, das heißt, ihrem Hang zur Wollust, zur Habsucht, zum Ehrgeiz, zum Neid, zum Trunk, zur Verleumdung, zum Haß, Gewalt anzuthun, das fällt ihnen selten ein.

Aber nicht euer Beobachten gottesdienstlicher Handlungen, nicht die äussere Ehrbarkeit, nicht das Spiel mit süßen religiösen Gefühlen, nicht das Herr-Herr-Sagen, nicht das Hineinflüchten in die Wunden Jesu, und der Gebrauch anderer bildlicher Ausdrücke, die keine klare Vorstellung gewähren — nicht alles dieses und Anderes hilft zur Seligkeit, sondern, sagt Jesu Christus, die den Willen thun meines Vaters im Himmel, die sind Gott angenehm! — Nicht an ihren Worten, an ihren Meinungen, Auslegungen, sondern an ihren Früchten, das heißt, an ihren Thaten, sollt ihr sie erkennen! Matth. 7, 20. 21.

Zwar auch die heiligen Apostel empfehlen in ihren Briefen an die damaligen christlichen Gemeinden die Angelegenheiten des Glaubens, und reden von ihm, von der Person Christi, als dem Herrn und Grund des Heils, von der Gerechtigkeit des Glaubens, von der Fruchtbarkeit des Evangeliums, von dem Verdienst des Opfertodes Jesu, sie sprechen ausführlicher darüber, als Jesus Christus selbst oft gethan. Aber ihr Werk war, erst Heiden oder Juden zur christlichen Religion zu bekehren; diesen, die gleich den Galatern oft abtrünnig wurden, mußten sie den Glauben an Jesum vorzüglich einschärfen und lebendig machen; aber dennoch versäumten sie auch nie, den andern Hauptheil der christlichen Religion eben so nachdrücklich zu predigen. Wenn sie im ersten ihrer Briefe die Glaubenslehren erklärt hatten, dann drangen sie am Schlusse ihres Schreibens auch ganz vorzüglich auf die That, auf die Werke der Gottseligkeit. Sie nannten, sie schilderten muthig die Reihe der damals im Schwange gehenden Laster, und stellten denselben die christlichen Tu-

genden entgegen. Sie ermahnten zum Glauben und zur Liebe Gottes, aber sie erklärten feierlich: Das ist die Liebe zu Gott, daß wir seine Gebote halten. 1 Joh. 5, 3.

Darin also offenbart sich die wahre Nachfolge Jesu, daß wir, als von Gott geboren, die Welt, das heißt, unsere irdischen schlechten Neigungen, überwinden, und mit Liebe und Freundschaft gegen die Menschen handeln, wie Jesus Jeden von uns geliebet hat und noch liebet. — Denn so Jemand spricht, ich liebe Gott, und hasset seinen Bruder, der ist ein Lügner. 1 Joh. 4, 20.

Wenn wir unsere Pflichten als Bürger, als Hausväter und Hausmütter, als Gatten oder Kinder erfüllen sollen: so kostet es nicht selten einen schweren Kampf mit uns selbst, besonders wenn unsere Eigenliebe ins Spiel tritt. In diesem Kampfe ist's, wo wir überwinden und unser Christenthum offenbaren sollen.

Mancher spricht: Ich thue, was ich kann, aber mehr kann Niemand von mir begehren. Ich gebe von meinem Ueberflusse den Armen, aber ich kann mir und den Meinigen doch auch nicht alle Freuden und Bequemlichkeiten entziehen. Wohl denn, aber wenn du dir einen Theil deiner Bequemlichkeiten in diesen Tagen allgemeiner Noth entzögest, und könntest damit eine arme Familie aufrecht erhalten, und vor dem Bettelstab bewahren: sagt dir nicht dein Gewissen, du hättest ein ächt christliches Werk gethan?

Ein Anderer spricht: Ich will meinem Feinde verzeihen; ich weiß, er spricht übel von mir, er sucht mich überall zu verdrängen und zu verkleinern; er würde mir schaden, wo er nur könnte. Ich will ihm verzeihen; aber Niemand verlange, daß ich mich mit Liebkosungen zu ihm dränge, daß ich mich für den Menschen aufopfere, der nur hohnlachen würde, wenn er sähe, wie ich zu Grunde ginge. — Wohl denn, du sollst und magst allerdings mit Klugheit dich gegen deine Feinde betragen; aber berechtigt dich dieses, in heimliche Verwünschungen gegen ihn auszubrechen? Berechtigt dich dieses zur Schadenfreude, wenn ihm etwas Unangenehmes widerfährt, daß du sprichst: Er hat's um mich verdient!? Berechtigt es dich, nichts zu thun, wenn es bei dir stände, ihm, auch ohne daß er jemals es erfährt, Nutzen und Vortheil zu stiften? O verbirg dich, schwacher Mensch, und brüste dich nicht mit deiner Religion, mit deinem Glauben, mit deinen Gebeten, mit deinen Hoffnungen auf das Verdienst und die Gerechtigkeit Jesu — du bist kein Nachfolger nicht, du bist kein Christ, und hast keinen Theil an ihm.

Am meisten pflegen aber die Menschen sich gern selbst zu täuschen, wenn sie die Ausübung einer Pflicht vernachlässigen, unter dem Vorwande, daß sie auch andere Pflichten auf sich hätten. Sie machen mit diesen Worten gleichsam eine Tugend zur Mörderin der andern, und bringen im Grunde nur ihrer Eigenliebe, ihrer Selbstsucht, ein gefälliges Opfer. Sie gleichen den Pharisäern, die, um den Sabbath, den Tag Gottes, recht zu feiern, zu Ehren Gottes die Unglücklichen lieber leiden lassen wollten, als ihnen helfen und durch Arbeit den Sabbath entweihen. Matth. 12, 1 — 12.

Doch aber kann es auch dem frömmsten und tugendhaftesten Christen begegnen, daß er bei Ausübung einer Pflicht Gefahr läuft, eine andere zu verletzen, die ihm eben so heilig ist. Dieser Streit der Pflichten gegen einander verursacht in zarten Gemüthern nicht selten den schmerzlichsten Kampf. — Aber ein stilles Nachdenken über diesen wichtigen Gegenstand führt uns bald zur Beruhigung, und die Ueberzeugung zerstört den Zweifel.

Was haben wir im Streite von Pflichten zu thun, die einander widersprechen, und wo wir die eine nicht ausüben können, ohne die andere zu vernachlässigen?

Die einfache und kurze Beantwortung dieser wichtigen Frage wird manchem zartfühlenden, christlichen Gemüth, das schon in ähnlichen Verlegenheiten kämpfte, von großem Werthe sein. Denn sie klärt uns über die Rangordnung unserer Verpflichtungen auf, und lehrt uns, vor den Eingebungen unserer beredsamen Eigenliebe auf der Hut zu sein!

Die Antwort aber liegt in den Worten Jesu: Liebe Gott über Alles, und dann erst deinen Nächsten wie dich selbst. Matth. 22, 37 — 40.

Höher also, als Menschensatzungen, sind Gottes Gebote. Kein Sterblicher, keine Obrigkeit, kein Monarch darf etwas anordnen und befehlen, das den Geboten Got-

tes widerspräche. Und wagt es ein Tirann, die göttliche Ordnung umstürzen zu wollen, wagt es ein Sterblicher, dich zu einem Verbrechen gegen Gott zwingen zu wollen, dann ist die Wahl nicht mehr schwer: du sollst Gott mehr gehorchen, als den Menschen!

Das heilige Leben der Christen in den ersten Jahrhunderten gibt uns zahllose Beispiele von der Treue der Christen zu Gott. Sie opferten Freunde und Verwandte, Eigenthum, Aemter, Reichthum, Ehre, Vaterland — ja selbst das Leben auf, wenn ein Tirann sie zwingen wollte, Jesum zu verläugnen, oder eine andere Religion anzunehmen. — Man soll Gott mehr gehorchen, als den Menschen; darum verlor manche tugendhafte Jungfrau lieber ihr Leben, als ihre Unschuld durch den Machtspruch eines gefühllosen Barbaren. Du sollst Gott mehr gehorchen, als den Menschen, darum verweigere Jedem den Gehorsam, der dich zu einer Sünde nöthigen will.

Doch, dem Himmel sei Dank, nur selten haben wir in unsern Tagen, und besonders in christlichen Ländern, gegen dergleichen Befehle zu kämpfen, die wider Gott, Natur und Vernunft streiten. Mehr haben wir gegen unsere Eigenliebe den geheimen Krieg zu führen, wenn sie sich anmaßt, den Streit zwischen einander widersprechenden Pflichten zu schlichten. Darum gehe ich zur andern Hälfte des Spruches Christi über.

Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst. Ich habe folglich bei mir selbst gar keinen Vorzug vor Andern. So sehr ich mich liebe, eben so sehr soll ich auch jeden Andern lieben. Auf diesem heiligen Grund, den Jesus selbst gelegt hat, beruht nun mein Benehmen im Streite der Pflichten.

1) Sei erst gerecht gegen Andere, und dann erst gütig gegen dich selbst; das heißt, thue allemal erst das gegen Andere, was sie ein Recht haben, von dir zu fordern und zu erwarten, und dann erst thue das, was dir selbst Nutzen bringt. Bringe also Keinen um sein Brod, um dir selbst Ueberfluß zu verschaffen; stürze Niemanden in seinem Amte, um dir eine höhere Stelle zu verschaffen; lasse Niemanden verhungern, um dir von deinen Bequemlichkeiten keinen Abbruch zu thun; sondern lasse Jedem, was ihm gebührt: so bist du nur gerecht gegen ihn, und noch gar nicht gütig oder wohlthätig.

Sei erst gerecht gegen Andere, dann gütig gegen dich; stille erst die dringendste Nothdurft deines Nächsten, dann thue dir selbst mit deinem Ueberflusse wohl. Bekleide erst den Nackten, dann gib dir selbst erst Anmuth durch schönere Gewänder und Hausgeräthe; lasse erst den Verdiensten Anderer Gerechtigkeit widerfahren, dann erst freue dich der Vorzüge, die dich schmücken; mildere erst die Schmerzen und Leiden Anderer, dann erst gönne dir selbst Vergnügen. — Was Andern nothwendig, was Andern unentbehrlich ist, das mußt du ihnen zuerst gewähren, dann erst kannst du dir gütlich thun mit dem minder Nothwendigen und mit Dingen, die du allenfalls auch entbehren könntest. Denke dich in ihre Lage, und welche Forderungen du an die Menschlichkeit und Gerechtigkeit deiner Mitbrüder thun würdest. Nun wohlan denn, was du willst, das dir die Leute thun sollen, das thue ihnen auch.

2) Sei gerecht gegen dich selbst, ehe du gütig gegen Andere bist. Du sollst Andere lieben, wie dich selbst, aber du sollst auch dich lieben, wie Andere. Wenn du deine Ehre, deinen guten Namen, die Achtung, welche du zu fordern berechtigt bist, muthwillig aufopferst, um Andern, daß sie dich zum Gegenstand ihres Spottes erniedrigen, eine vorübergehende Freude zu machen: so bist du ungerecht gegen dich selbst, um Güte für Andere zu haben. Wenn du deine eigenen nothwendigen Geschäfte versäumst, um Andern in Dingen zu dienen, die ihnen ohne Schaden auch wohl entbehrlich sein könnten: so bist du ungerecht gegen dich, um Anderer Ueberfluß zu vermehren. Wenn du dir selbst, deiner Familie, deinen Kindern das zum Lebensunterhalt und anständigen Fortkommen nöthige Vermögen schmälerst, um Andern, die dessen nicht so nöthig bedürfen, Geschenke zu machen: so bist du ungerecht gegen dich und die Deinigen, und, wenn gleich mit den besten Absichten, ein Verschwender, zum Besten solcher, die ohnehin nicht darben würden. — Wenn du bescheiden zurücktrittst, während ein Anderer ein Amt begehrt, dem du gewachsen bist, wenn Jener schon Amt und Brod hat, während du mit den Deinigen noch Noth leidest:

so ist deine Bescheidenheit eine Ungerechtigkeit gegen dich, während du Dem Vortheil schaffest, der ihn schon hat.

Dieser einfache Grundsatz also: immer das Nothwendige, das Unentbehrliche, das Gerechte zuerst zu thun, und dann erst gegen sich oder Andere Billigkeit, Gütigkeit und das Ueberflüssige zu üben, wird uns, wenn wir ihn mit Klugheit befolgen, beim Streit der Pflichten immer zu der bessern Wahl führen.

3) Weil wir aber Andere lieben sollen, wie uns selbst, so geht daraus auch die Pflicht hervor: daß, wo wir mehrern Andern einen entschiedenen Nutzen stiften können, wir unsern eigenen Nutzen hintansetzen müssen. — Jeder Mensch ist nur ein Theil der menschlichen Gesellschaft; er muß sich selbst also im Fall der Noth willig für das Ganze aufopfern, und nicht verlangen, daß das Ganze aufgeopfert werde für den Theil.

Willig und freudig also soll der Christ, wenn das Ganze in Gefahr ist, seine eigene Sicherheit verachten; er soll, wenn das Vaterland seiner Unterstützung bedarf, mit Freuden seine Beisteuer, seine Abgaben entrichten, wenn sie gefordert werden; ja er soll durch sein patriotisches Beispiel Andere ermuntern; er soll, wenn das Vaterland mit dem Untergange bedroht ist, und seinen Arm zur Vertheidigung begehrt, willig hineilen, und das Glück des Landes durch sein Blut zu erkaufen suchen.

Darum seid ihr uns und allen Zeitaltern und Nachkommen immerdar ehrwürdig, ihr hocherhabe. Menschen, die ihr euch und eures Leben Ruhe und eures Lebens Freuden muthig zum Opfer dargebracht habet für das Glück der Zeitgenossen! Darum verherrlichen wir eure Namen, theure Helden, die ihr in den schönen Tod fürs Vaterland geeilt seid! Darum preisen euch, ihr heiligen Männer, unsere Lobgesänge, die ihr für die Wahrheit der Religion euer Leben hingabet, und den Werth derselben mit euerm Blute besiegeltet.

O Gott, laß auch mich in den Stunden einer großen Prüfung diesen christlichen Heldensinn beweisen! Ferne von meinem Herzen sei die kalte Selbstsucht, die niedrige Eigenliebe, die nur dann Andern nützlich sein will, wenn sie selbst dabei Vortheil ziehen kann; die von keinen Selbstaufopferungen weiß, und das Geld höher als Tugend, die weltliche Ehre höher als die ewige Wahrheit, das Leben höher als die Unschuld und Heiligkeit des Gemüthes schätzt.

XI.

Der Mensch und seine That.

Spr. Sal. 16, 3.

Wie stolz gehst du, o Sterblicher,
Auf deine eig'ne Kraft daher!
Wie siegreich herrschen deine Blicke,
Wie trotzest du der Zukunft Tücke!
Doch ach! ein Athemzug, der fehlt,
Hat dich und deinen Stolz entseelt.

Kühn hebst du dein Beginnen an,
Denn wohlberechnet ist dein Plan;
Hast tiefen Blick und Löwenkräfte,
Und doch mißlingen die Geschäfte:
Du hast nur Willen, Gott hat Rath!
Du hast den Wunsch nur, Gott die That.

Wer ist es, der die Himmel lenkt,
Und Freud' und Leiden niedersenkt?
Wer ist's, der unser Schicksal führet,
Der Nationen Herz regieret?
Wir haben Willen, Gott hat Rath;
Der Mensch die Absicht, Gott die That.

Es ist umsonst! Wir ringen und streben nach dem Bessern, und arbeiten gegen den Strom der Ereignisse; aber die Wellen des Lebens schlagen hoch gegen uns an, und brechen, ach oft nur zu früh, unsere Kraft. Wie viel hundert Entwürfe machte ich nicht schon seit meiner Kindheit; wie viel tausend Wünsche bewogen mich zu tausend verschiedenen Handlungen! Und was ist aus den hundert Entwürfen, den tausend Wünschen geworden? Oft sah ein Tag sie zugleich entstehen und auch sterben; oft trug ich sie von einem Jahre fest und treu in das andere hinüber, und ruhete nicht; und endlich, wenn ich glaubte, dem längstbegehrten Ziele nahe zu sein, warf mich wieder ein kleiner, an sich unscheinbarer Zufall weit davon zurück, und seufzend gab ich die Hoffnung auf, die mich Jahre lang freute und täuschte.

Denke ich an die schönen Stunden meiner Kindheit zurück, o wie war doch da Alles anders! Wie ungestüm verlangte ich bald dies, bald das zu werden, bald dies, bald das zu haben! Von tausend Hoffnungen ging nicht eine in Erfüllung; eine verdrängte die andere; Blüthen lachten in Fülle — aber ein leiser Hauch des Himmels, und die Blüthen fielen ab; ich sah umsonst nach den Früchten umher.

Und ich ward älter, und meine Empfin-

dungen wurden nur reizbarer; neue Begierden erwachten in meiner Brust, glänzendere Plane wurden emporgebaut, und mit allem Zauber geschmückt, dessen eine warme Einbildungskraft fähig ist. Sehet die Jungfrau, wie sie sich in stillen Träumen von ihrer Zukunft verliert, und dem Ziele ihrer geheimen Wünsche nachstrebt. Sehet den Jüngling, der im hohen Gefühle seiner Freiheit und Kraft die ganze Welt mit ihrer Herrlichkeit offen vor sich liegen sieht, und Alles erringen zu können glaubt. Dann betrachtet neben diesen noch in ihrer Einbildungskraft Beglückten den reifern Mann, die Hausfrau und Mutter. Sie gehen schon ernster und gelassener neben den Saaten hin, die sie ausäeten, von denen Tausende im Keime starben, Tausende aufwuchsen, um vor ihrer Reife von einem unerwarteten Sturme geknickt zu werden. Ach, von den Kindern, die ihr Stolz sein sollten, liegen schon die geliebtesten im Grabe; von den Freunden, mit welchen sie ein seliges Leben zu durchleben gedachten, ist schon mehr als die Hälfte von ihrer Seite verschwunden; von dem Ansehen, von dem Wohlstand, von dem Wirkungskreise, auf welchen sie sich Rechnung machten, ist kaum der Schatten erschienen.

Mit Entsagung wandelt der Greis dem Grenzsteine seiner Tage zu. Er blickt nur ungern hinter sich zurück. Die Vergangenheit ist das Land der Täuschungen, die Zukunft das Land der Hoffnungen. Er richtet seinen Blick über das Leben empor, dahin, wo die Täuschungen enden müssen. Er spricht: Ich hatte einst Löwenkraft, ich hatte Riesenmuth, ich hatte Vorsicht und eiserne Beharrlichkeit — allein mein bester Wille ward vereitelt, und meine Arbeiten hatten ganz andere Folgen, als ich von ihnen forderte.

Es ist wahr, es scheint nicht allen Menschen ergangen zu sein, wie mir. Es scheint, Viele haben ihre Absicht vollkommen erfüllt, und haben erreicht, was sie sich vorsetzten, und sind geworden, was sie werden wollten. Wenn ich aber ihre Lebensumstände genauer untersuche, werde ich doch bei Allen mit Erstaunen gewahr, daß sie zu dem, was sie erhielten, das Wenigste beitrugen; daß sie von besondern Umständen auf eine ausserordentliche Art begünstigt worden; daß sie oft ganz gegen ihre Absichten zu Dingen gebracht wurden, die nachher ihren Vortheil ausmachten; daß Natur und Menschen zusammenwirkten, um sie zu bereichern, sie zu erheben, ihren Ruhm, Ansehen, Gewalt und Einfluß zu vermehren, während Andere, die vorher weit mächtiger, reicher und geachteter als sie waren, alle ihre Macht und Klugheit scheitern sahen, und von ihrer alten Höhe niedersanken.

Diese Wahrnehmung, wie ungleich der Erfolg menschlicher Thaten war, und wie die Sterblichen gewöhnlich einen ganz andern Gang zu gehen gezwungen sind, als sie einzuschlagen Willens waren — diese Wahrnehmung hat von jeder die Aufmerksamkeit und das Nachdenken der Menschen beschäftigt. Viele Völker des Alterthums, mit unvollkommenen Begriffen von der Gottheit, glaubten daher ein im Verborgenen waltendes, blindes, eisernes Schicksal, welches die Begebenheiten des Himmels und der Erde regiere. Sie glaubten ein Schicksal, welches, ohne den Werth oder Unwerth der Menschen und ihre Absichten zu kennen oder zu achten, mit denselben willkührlich spiele, wie mit willenlosen Maschinen.

Anders urtheilt der weisere Christ auf der Stufe einer edlern Erkenntniß von Gott, dem allerweisesten und mächtigsten Herrn des Weltalls. Es ist kein blindes Schicksal, welches, ohne von sich selbst zu wissen, und ohne Plan mit dem Wohl und Weh der Menschen tändelt: sondern eine höchste Weisheit, welche wunderbar das Ganze wie das Einzelne, das Schicksal des kleinsten Wurmes wie des größten Volkes führt, damit Alles wohl erhalten, Alles zu einer größern Vollkommenheit geleitet werde.

Der Mensch hat nichts in seiner Macht, als sich selbst. Nichts, als sich selbst; auch sogar kaum dasjenige, was mit ihm am engsten verbunden ist, sein Leib, ist beständig in seiner Gewalt. Nur er selbst, der Menschengeist, gehört sich. Nur der Geist hat Willen. Er kann über sich gebieten. Er kann sich bestimmen, nach seinen bessern Einsichten, nach den Ordnungen seiner Vernunft zu denken, nach den ewigen Gesetzen Gottes zu wollen und zu handeln, oder das Gegentheil von allem diesem zu thun, und den Reizen der sinnlichen Begierden zu gehorchen. Aber mehr, als sich, hat der Menschengeist nicht in seiner Macht. Der Gedanke gehört ihm, der Wille gehört

ihm, die That gehört ihm; aber die Folgen der That liegen schon ausser ihm. Er wirft seine Handlung in den Strom des Lebens hinaus; nun wird sie das Spiel von tausend kleinen, zusammenwirkenden Wellen, deren Kraft und Richtung er nicht berechnen kann. Von Vielem, was er unternimmt, von Vielem, woran er die meiste Mühe, das gröſste Nachdenken verwendet hat, und wovon er sich die glänzendsten Erfolge versprach, ärntet er die allergeringsten Wirkungen. Mancherlei hingegen, wovon er sich am wenigsten versprach, und was er nur nachlässig, oft ohne besondere Absichten, verrichtete, brachte die unerwartetsten Folgen hervor; ward ihm von der Menge der Menschen, die den Werth der Handlungen nicht nach dem Willen, sondern nach ihren Folgen beurtheilt, zum groſsen Verdienst oder zum groſsen Fehler angerechnet.

So ist also der Mensch und sein Wille sehr verschieden von seiner That und ihren Folgen. Läge die That eben so sehr in seiner Macht, als sein Wille, so würde er selbst Gott sein.

Aber es ist ein Gott ausser uns! Er herrscht, wohin unsere Kraft nicht reicht. Er leitet die Umstände, Zufälle und Schicksale. Wir, mit unendlich beschränkten Einsichten, handeln gleich Blinden in das dunkele Gewühl der Begebenheiten hinein, ohne zu wissen, was daraus entstehen werde. Nicht der Erfolg adelt unsere That, sondern der dabei gehabte Wille, die edle Absicht, gibt ihr Werth; für das Uebrige können wir nicht bürgen, kann uns kein Sterblicher mit voller Gewiſsheit gut stehen.

O wie oft betrog ich mich daher selbst, und richtete meinen eigenen Werth nach den glücklichen oder unglücklichen Wirkungen dessen, was ich that! Wie konnte ich mich so sehr hintergehen, da ich doch von jener ernsten, groſsen Wahrheit schon durch zahllose, selbstgemachte Erfahrungen längst überzeugt war! Wie konnte ich mich meiner Einsichten, meiner Kraft rühmen, daſs mir dieses oder jenes vortrefflich gelungen sei, ungeachtet durch den kleinsten Zufall, den ich nicht vorhersehen, nicht abwenden konnte, Alles anders geworden sein würde! Warum bewundere ich so thöricht und kurzsichtig die erstaunlichen Thaten mancher Menschen, da die ausserordentlichen Folgen ihrer Unternehmungen gar nicht ihr Werk, sondern das Werk einer Macht sind, die den Schicksalen gebietet! Ein unvorhergesehener Windsturm vernichtet die gröſsten Flotten; ein Frost baut Brücken über Seen und Ströme, daſs feindliche Heere darüber gehen; ein unbemerkter Zufall verräth die geheimsten Plane der Fürsten und vereitelt sie; ein Umstand geringer Art endet das Leben der Herrscher, und ändert das Schicksal ganzer Völker. Wer sieht voraus, was die nächste Viertelstunde bringt? Und wie beim Gröſsten, so beim Kleinsten.

Wie oft betrog ich mich, ungeachtet der Kenntniſs dieser Wahrheiten, in der Beurtheilung anderer Menschen, indem ich ihre Güte oder Schlechtheit aus den Wirkungen ihrer Handlungen beurtheilte! Habe ich nicht selbst oft erfahren, daſs Vieles, was aus unreinen Absichten geschah, zuletzt für viele Menschen die wohlthätigsten Folgen hatte; und daſs Vieles nachtheilig einwirkte, was Dieser oder Jener in den besten Absichten gedacht, gesprochen und gethan?

Nein, ich will in Zukunft vorsichtiger in meinen Urtheilen über Andere werden, so wie ich wünschen muſs, auch von Andern nicht nach den Folgen meiner Schritte gerichtet zu sein. Für nichts, als seinen bei der That gehegten Willen, ist der Mensch verantwortlich; alles Uebrige, was daraus erfolgt, ist Werk und Leitung der Vorsehung Gottes.

Darum will ich mit Salomo bei allen meinen künftigen Unternehmungen sprechen: „Befiehl dem Herrn deine Werke, so werden deine Anschläge fortgehen.“ (Spr. Sal. 16, 3.) Handle du nach Gottes Willen, im hohen Sinne Jesu: was daraus wird, ist Gottes Sache. Du aus dir vermagst nichts; auf seinem Segen beruht Alles.

Was ist denn der Segen Gottes, von welchem wir unsere Thaten begleitet zu sehen wünschen? Ist es das Gelingen unserer Absichten? O nein, wenn unsere Absichten immer gelängen, sie würden oft groſser Unsegen für andere Menschen, wie für uns selbst sein. Besteht der Segen Gottes in Erfüllung unserer Wünsche? Gewiſs nicht; denn wie thöricht sind oft die Wünsche kurzsichtiger Menschen, und wie oft danken wir dem Himmel noch spät nachher, wenn wir wahrnehmen, daſs gerade die Erfüllung unserer

ehemaligen Wünsche unser größtes Verderben gewesen sein würde!

Der Segen Gottes, welcher unsere Thaten und Arbeiten begleitet, besteht in den heilsamen Wirkungen, welche unser Bemühen sowohl für die Glückseligkeit unserer Mitmenschen, als auch für die Zufriedenheit unseres eigenen Geistes hat. So erkennt der Weise den Gottessegen nicht nur in der Erfüllung, sondern auch im Fehlschlagen der Wünsche, die er hatte. Er ehrt die Vorsehung, welche nicht das gelingen läßt, was auch beim besten Willen des kurzsichtigen Menschen, Gutes zu thun, dem großen Ganzen zum Verderben gereicht haben würde. Wer sich über vereitelte Wünsche viel betrübt, meistert der nicht die Thaten der Vorsehung? Wer aus seinen Handlungen nicht auch die Folgen hervorgehen sah, die er selbst im Sinn hatte, und darüber ungehalten wird: steht er nicht da, als ein Tadler der heiligenden und weltbeseligenden Regierung des Höchsten?

Absicht und Wille sind dein; die That und ihre Folgen sind Gottes! Baue daher Alles auf die Güte deines Willens, Nichts auf die Wirkungen deiner Kraft; Alles auf die Weisheit des Höchsten, Nichts auf die Vortrefflichkeit deiner Einsichten und Entwürfe. Die Plane, welche dir zerrissen, die Hoffnungen, welche dir zerstört werden, sind für dein Heil zerrissen und zerstört.

Am Segen des Höchsten ist Alles gelegen! Wie tief fühle ich diese Wahrheit, je länger ich lebe und Erfahrungen mache! Aber diese Wahrheit muß mich nicht zu neuen Irrthümern führen; sie muß mich nicht zu dem Gedanken bringen: weil ich denn doch aus mir nichts vermag, so will ich Gott die Sorge lassen. Wozu soll ich mein Nachdenken anstrengen? Warum soll ich ohne Unterlaß arbeiten, warum mich mit Mühen aller Art quälen? Es ist doch vergebens. Will Gott mich und mein Thun segnen, so wird er mir auch aus der geringsten Saat, die ich in den Acker streue, hundertfältige Frucht erwachsen lassen; und soll ich nicht ärnten, so wird eine einzige Hagelwolke alle meine goldenen Hoffnungen, alle Früchte meiner Sorgen und Bemühungen in einem Augenblicke niederschlagen.

Auch der Leichtsinnige, auch der Träge spricht bei sich: Am Segen des Höchsten ist Alles gelegen! und rechtfertigt so bei sich selbst seinen eigenen Leichtsinn oder seine Unlust zur Arbeit. Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten!

Um auf Gottes Segen für unsere Handlungen hoffen zu können, müssen wir handeln. Soll der Herr deine Aernten segnen, mußt du gesäet haben. Willst du aber gute Früchte ärnten, darfst du keln Unkraut aussäen. War dein Wille schlecht: wie kannst du erwarten, den Lohn guter Thaten zu sammeln? Der Segen Gottes ist die gute Wirkung, welche nothwendig unsern Thaten folgt, wenn sie mit den Gesetzen der Weltregierung und mit den vorhandenen Umständen übereinstimmen. Sind unsere Handlungen im Widerspruch mit den göttlichen Ordnungen und denjenigen Umständen, die er um uns her aufstellte, so erfolgt Mißlingen daraus, und Unheil für uns und Andere.

Ist dir am Segen Gottes für deine Unternehmungen gelegen, so beginne keine Unternehmung, ohne den besten und reinsten Willen, Gutes und Nützliches zu bewirken. Erwarte von dem alliebenden Vater keinen Beifall, und von seiner Weltordnung keinen Beistand, wenn du voll Hasses gegen Mitmenschen auf Rache sinnst. Und wenn dir die Sache gelingt, erwarte nicht, daß sie deiner eigenen Glückseligkeit vortheilhaft sei. Du hast Andern geschadet, dir selbst am meisten. Forderst du den Segen Gottes, so fordere ihn nicht für schwarze Absichten.

Doch auch der beste und reinste Wille ist bei unsern Handlungen noch nicht hinreichend, uns den vollen Beifall Gottes für dieselben und ihr Gelingen zu versichern. Wir müssen auch darauf denken, daß dieser unser gutgemeinter Wille übereinstimme mit den Verhältnissen und Umständen, welche uns umgeben. Auch sie sind Gottes Werk und Gottes Wille. Darum verlieh uns der himmlische Vater Verstand, daß wir, ehe wir eine Unternehmung anfangen, uns gehörig von den Umständen unterrichten können, in welchen wir etwas auszuführen gedenken; daß wir sie hinlänglich prüfen, und berechnen, welchen Beistand oder welche Hindernisse sie uns versprechen. Wer allen Verhältnissen und Umständen zum Trotz handelt, rennt wie ein Rasender gegen die eisernen Schranken, die ihn umringen; wer bei aller Güte seines Willens leichtsinnig und unbedachtsam handelt, hat

sich's selbst zuzuschreiben, wenn das, was er thut, mehr Schaden als Vortheil bringt. Denn er versäumte, den Willen Gottes zu beobachten, der sich in den gegenwärtigen Verhältnissen des Lebens deutlich ausspricht. Er gleicht dem Unklugen, der, um sich zu waschen, in den verschlingenden Wirbel eines Stromes springt, und für dasjenige auf Gottes Beistand hofft, was durch Unklugheit Böses daraus entstehen möge.

Erst wenn du von der Güte deines Willens volle Ueberzeugung hast, und daß du mit deinem Vorhaben keinem Menschen Unglück und Schaden verursachest; erst wenn du deinen Entwurf sorgfältig nach den obwaltenden Umständen berechnet und eingerichtet hast, so, daß du weißt, ob deine Mittel zum Zwecke hinreichen, ob du nicht zu viel auf Dinge baueſt, die du gar nicht kennst: erst dann befiehl dem Herrn deine Werke, so werden deine Anschläge fortgehen. Erst dann hoffe auf den Segen des Höchsten — und er wird dir zu Theil werden, wenn das Gelingen deiner Anschläge wirklich dein Heil bewirken kann.

Denn so tief auch menschlicher Scharfblick in das unendlich verworrene Spiel der Begebenheiten und Möglichkeiten eindringe; so genau auch menschliche Klugheit Alles erwäge, berechne, ordne und benutze, was sie kennt — immer bleibt sie beschränkt, und ahnet tausend Ereignisse nicht, die aus dem Schooße der nächsten Stunde hervortreten. Immer also liegt die Unternehmung, auch des klügsten Mannes, in der Gewalt Gottes, und die Folgen seiner That kann sich nie ein Sterblicher als eigenes Verdienst zuschreiben — sie sind Sache der Alles leitenden Vorsehung.

Darum, war deine Absicht rein, deine Ueberlegung reif, so weit deine Einsicht hinreichte: dann gehe hin und handle, und befiehl dem Herrn deine Werke mit jener Zuversicht, die dem Weisen geziemt, auf die Güte des Allvaters. Dein Wille ist gut, aber der Wille des Allweiseſten ist besser.

Vater im Himmel, nicht mein Wille geschehe, sondern der Deinige. So betete Jesus, mein Heiland, zu Dir: so bete auch ich. Und wenn mein Wille auch übereinstimmt mit dem Deinigen, daß er in segensvolle Thaten für mich und Andere gedeiht: o so mache mich dies nicht stolz auf meine Klugheit und Kraft — wie nichtig sind doch diese! — aber es erfreue mich tief, und ermuntere mich, emsig Deinen Absichten zur Beseligung meiner und Anderer nachzudenken. Und wenn Du in andern Dingen mein Bemühen nicht segnest; wenn meine Seufzer vergebens sind, meine Sorgen, meine Anstrengungen fruchtlos bleiben: so soll mich dies nicht muthlos machen, nicht an Deiner Gnade und Liebe mich zum Zweifler werden lassen. Denn daß das nicht geschah, was ich beabsichtete, auch das ist Liebe und Gnade von Dir, und ein von mir mit Vereitelung meiner Plane angewandtes Uebel ist Segen von Dir! — O wie viel Segen aus Deiner väterlichen Güte wird mir oft zu Theil, ohne daß ich's weiß und vermuthe! Freilich mag oft mein Herz bluten, wenn ich plötzlich die Freuden und Hoffnungen einer langen Zeit vernichtet, wenn ich unsägliche Arbeit und Mühe, die ich hatte, verloren sehe, ohne Frucht für mich — wenn meine heißesten und theuersten Wünsche unvollführt dahin sterben müssen, und mir wohl gar das gefürchtete Gegentheil derselben zum Loose wird. Allein wenn auch meine Sinnlichkeit blutet, Gott, mein Geist soll Dich dennoch verherrlichen und preisen; mein Auge soll dankbar und vertrauensvoll auch unter seinen Schmerzenstränen zu Dir emporlächeln; denn Du bist Gott, mein Gott. In Dir allein ist Weisheit und Barmherzigkeit. Von Dir strömt Segen allein herab auf die Erschaffenen, und was der heutige Augenblick bezweifelt, das wird vom folgenden Jahre mit Anbetung gepriesen; denn Dein ist immer das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit, in allen Ewigkeiten. Amen.

XII.

Der Kampf des Weisen mit seinem Schicksale.

1 Tit. 6, 12.

Du kamst, mein Heiland! Da zerflossen nicht
Die Wolken unter Dir in Licht,
Dem Kommenden zu Ehren.
Die Berge wurden nicht erregt,
In ihren Gründen nicht bewegt,
Du kamst nicht, zu zerstören,
Dich kündigte kein Sturmwind an,
Kein fließend Feuer ging voran,
Kein Donner hallte und kein Blitz
Flammt' durch die Himmel, Deinen Sitz:

Du kamst zur Welt,
Zur Rettung der gefall'nen Welt,
Still, wie der Thau der Nächte fällt.

Rühmet immerhin, Staubgeborne! die unvergänglichen Werke eurer Künstler, und vergöttert ihren schöpferischen Sinn, mit welchem sie gleichsam den todten Marmor zu beleben und eine blühende Welt auf dem farbigen Tuche hervorzurufen verstanden. Was sind ihre Meisterwerke? Todte Nachbildungen des lebendigen Schönen in der Schöpfung, äussere Umrisse und wesenlose Formen des Regen und Seelenvollen in der unendlichen Natur; kleine Gestaltungen, die doch niemals die Vollkommenheit des Wirklichen erreichen.

Verherrlichet immerhin, Staubgeborne! eure Helden und Eroberer; bewundert die Kühnheit und das Glück ihrer Unternehmungen, ihre Entschlossenheit in der Noth, ihre Kaltblütigkeit in der Gefahr, den Glanz ihrer Beute, ihrer Siege.

Erhebet immerhin, Staubgeborne! die hohe Weisheit eurer Weisen, wie sie mit ihrer Arbeit die Felder der Wissenschaft blühend machten, die Summe der Entdekkungen und Erfindungen vergrößerten, den Wohlstand von Städten und Völkerschaften glänzender machten. Wie beschränkt war ihr edler Wirkungskreis; wie gering zuletzt und unscheinbar die Summe alles Guten, was sie leisteten! Weisere standen jederzeit gegen die Weisen auf, und zerstörten, was jene für alle Weltalter erbaut zu haben glaubten. Waren sie nicht endlich Alle Schüler des göttlichen Weisen von Nazareth? Und die ihn nicht kannten, waren sie nicht Alle in den wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit beschränkter, als heute jeder Jünger, jede Jüngerin Jesu Christi, die durch ihn mit froher Zuversicht auf eine beseligende Ewigkeit zum höchsten Wesen beten, wie Kinder zu einem Vater?

Wer hat, wie Jesus Christus, durch sein gewaltiges Wort, die ganze Geisterwelt erschüttert? Wer, wie Jesus, die Träume des Irrthums von der Menschheit verbannt, und die Seelen zu ihrer ursprünglichen Würde und Bestimmung zurückgeführt? Wer hat, wie Jesus, uns das Heiligthum der liebenden Gottheit offenbart, die Vernunft der Sterblichen mit sich selbst und der ganzen sie umringenden Natur wieder in Einklang gebracht? Wer hat, wie Jesus, die Gottessprache gesprochen, daß sie der Unmündigste im Volk begriff, und der Weiseste unter den Weisen daraus das Höhere erlernte? Wer hat, wie Jesus, die Erde wieder mit dem Himmel vermählt, die Menschheit mit Gott versöhnt?

Ja, Weltversöhner zu sein, dies war sein göttlicher Beruf, und er erfüllte ihn mit göttlicher Kraft — Seinesgleichen erschien nie wieder. Und hätte vor ihm das ganze Menschengeschlecht an keinen Gott geglaubt: das heilige Licht, welches er brachte, würde den Glauben in allen Herzen entzündet haben.

Er versöhnte die Welt mit Gott — nicht Gott mit der Welt. Denn Gott liebte seine Erschaffenen mit ewiger Liebe; seine Langmuth ertrug ihre Fehler; in ihm war nie ein Wechsel des Sinnes, nie die unreine Leidenschaft des Zornes. Aber die Menschheit war durch ihren Irrthum, durch ihre Sündhaftigkeit entzweit mit dem Allerheiligsten. Sie, statt das Göttliche und Ewige zu suchen, zog das Sinnliche und Irdische vor, weihte ihre Seele, statt dem Himmlischen und Unvergänglichen, nur dem Staube und dessen Freuden. Das Höhere im Menschen, der Geist, floh gleichsam Gott und verlor sich im Irdischen. Da erschien Jesus, führte die Seelen zur Gottheit zurück, entsündigte uns durch sein Wort und seinen Tod, und versöhnte uns mit unserm wahren Heil, mit Gott.

Dies große Werk zu vollbringen, war die erhabene Aufgabe seines Daseins. Aber die Welt selbst und alle äussere Verhältnisse schienen sich gegen sie zu empören, und sein heiliges Unternehmen zu hindern. Sein ganzes Leben war ein fortwährender Kampf seiner Grundsätze und Absichten gegen die furchtbarsten Schicksale. Er aber bestand den Kampf, und ging zuletzt siegreich aus demselben hervor. Er, dessen lange Niemand achtete, zog zuletzt die Augen der ganzen Welt auf sich; ihm, dem oft fehlte, wohin er sein Haupt legen konnte, weihten alle Welttheile ihre Tempel; vor ihm, den einst der Niedrigste im Pöbel verspotten mochte, beugten endlich die Könige der Erde ihre Knie!

Jeder Mensch hat seine Schicksale, aber nicht jeder hat den Muth, ihnen entgegenzustreben, sondern läßt sich von dem Spiele der Umstände umhertreiben, wie eine Feder in dem Wirbel des Windes. Ein

solcher Mensch ist ohne Kraft, weil er vergißt, daß ihn eine höhere Kraft bewohnt, durch die er selbst das Schicksal, das heißt, die Verkettung der Begebenheiten und Zufälle, besiegen könne. Er ist gleichsam nur ein willenloser, schwacher Staub, dem die Seele fehlt, oder dessen Seele von dem Staube regiert und gelähmt wird, der sie umfängt.

Nur darin erkenne ich das Dasein eines selbstständigen thätigen Geistes, daß er sich im Menschen ausspricht, und seine Grundsätze, seinen Willen äussert. Darin erkenne ich, daß dieser Geist frei sei, wenn er nur seinen eigenen Willen thut, nur seinen Gesetzen folgt, nämlich den Gesetzen der Vernunft, der Wahrheit, der Tugend, welches die Gesetze der Gottheit sind, wie sie Jesus offenbarte. Ein Geist aber, welcher den Gesetzen der Sinnlichkeit gehorcht, nur den Gelüsten seines Leibes, der Wollust, Bequemlichkeit, Habsucht, Ruhmliebe folgt, oder sich von den Umständen beherrschen läßt, ob er rechtschaffen sein wolle, oder nicht — der ist ein willenloser Sklave seines Körpers, ein Sklave der Umstände und Begebenheiten.

So wie Jesus das Urbild der höchsten menschlichen Weisheit war, so ist auch der wahre Christ ein wahrer Weiser. Der Weise aber gibt sich zu erkennen durch die erhabene Stärke seines Willens, durch die siegende Kraft seines Geistes, mit der er, allen sinnlichen Lockungen, allen Unannehmlichkeiten, allen Schicksalen, allen Hindernissen zum Trotz, dasjenige thut, was er für recht und wahr und pflichtmäßig und gottgefällig erkannt hat. Man kann seine Gebeine in Fesseln schlagen, aber nicht seine Grundsätze; man kann seinen Leib tödten, aber nicht seinen Geist.

Diese Seelengröße, mit welcher der Weise den Stürmen des Lebens begegnet, dieser Kampf seiner bessern Ueberzeugungen und Grundsätze mit den Schicksalen, die ihn vergebens beugen wollen, ist jederzeit eins der rührendsten und ehrwürdigsten Schauspiele. Es ist etwas Göttliches darin, wenn er, statt sich von seinen sinnlichen Schwächen übermannen zu lassen, sie besiegt; wenn er, statt von Begebenheiten und Ereignissen aller Art in seinen Grundsätzen wankend zu werden, standhaft dem Schicksale entgegenstrebt, und sich über dasselbe erhebt. Da wird Jedermann inne: wahrlich, der Mensch ist mehr als Staub, mehr als das willenlose Werk der Zufälle; er ist ein Geist, eine Kraft, göttlichen Ursprungs, erhaben über das Vergängliche der Dinge, der Herrschaft und Ewigkeit würdig.

Diese beharrliche Denkart, welche den Weisen auszeichnet, der in den Fußstapfen des göttlichen Welterlösers wandelt, ist aber keineswegs zu verwechseln mit jenem kleinlichen Eigensinn und mit der vernunftwidrigen Hartnäckigkeit, vermittelst welcher manche Menschen ihre Absichten und Wünsche im gewöhnlichen Leben durchsetzen wollen, es möge für sie und Andere daraus entstehen, was wolle.

Die Standhaftigkeit des Weisen besteht in unbeweglicher Festigkeit seines wohlüberlegten Willens und seiner tugendhaften Grundsätze gegen alle innerliche und äusserliche Gewalt. Er zeigt sie im Kampfe mit seinen eigenen Leidenschaften, welche die Tugend in ihm untergraben wollen; er zeigt sie in der Unerschrockenheit, mit welcher er den Gefahren entgegengeht, die ihn seiner Tugend und Wahrheit willen bedrohen; er zeigt sie in der entschlossenen Erhabenheit über kleinliche Bedenklichkeiten; er zeigt sie in der bewundernswürdigen Geduld, mit welcher er alle Uebel trägt, die ausser seiner Gewalt sind; er zeigt sie in der Heiterkeit und Selbstgleichheit seines ganzen Wesens, wie seine Seele, im Bewußtsein, nur das Allgemeinwahre, nur das Allgemeingute, nur das Göttliche zu wollen, voll unzerstörbarer Ruhe ist.

Die Hartnäckigkeit der Thoren hingegen besteht in der leidenschaftlichen Beharrlichkeit des Willens für eigennützige Absichten; im Festhalten von Meinungen, die nur irdische Verhältnisse, häusliche und bürgerliche Angelegenheiten betreffen, und unter veränderten Umständen wahr oder falsch, früher nützlich, später schädlich sein können; im Verspotten aller Klugheit, indem man, um seine Entwürfe durchzutreiben, weder auf Zeit, noch Ort, noch Menschen Rücksicht nimmt, wie sie sind; im eigensinnigen Stolz, indem man Andere zwingen will, ihren Willen, ihre Meinung, ihre Wünsche für die unsrigen fahren zu lassen.

Es zwingt der Weise Niemandem seine

bessern Ueberzeugungen auf, aber auch er läßt sich nicht zwingen, sie zu verläugnen. Zwar fordert er nicht mit Gewalt, daß Jeder nach den von ihm bekannten Grundsätzen handle; aber ihn kann weder Hoffnung noch Furcht, weder Wollust noch Gefahr bewegen, anders als tugendhaft und wohlthätig für das Glück seiner Mitbürger, für Recht, Wahrheit und Unschuld zu handeln. Freilich will er nicht die gebieterischen Umstände gewaltsam ändern, daß sie seinen Absichten besser entsprechen; aber die Gewalt der Schicksale kann ihn auch nicht ändern, so zu denken, zu handeln, zu leben, wie er es für göttlich, wahr und recht hält. Vielmehr er nimmt mit Klugheit Rücksicht auf Ort, Zeit und Menschen, wie sie eben sind, um sie zu seinen gemeinnützigen, edeln Zwecken zu benutzen und zu leiten, und lernt so sein Schicksal beherrschen, Verhältnisse unterjochen, statt daß sie den schwachen Menschen beherrschen und leiten.

So handelte der göttliche Weise Jesus Christus. Mit dieser Erhabenheit des Gemüths trat er in den Kampf gegen die Schicksale, die seiner harrten.

Er war von dunkler Geburt, ohne hohen bürgerlichen Rang, ohne glänzenden Reichthum; auf seinen Wink flogen keine Kriegsheere, bewegten sich keine Nationen. Und dennoch wollte er eine große Verwandlung des Menschengeschlechts; den Sturz der in allen Welttheilen schimmernden Altäre der Götzen; die Anbetung des allein wahren Gottes, und daß Könige auf Thronen und Bettler an den Krücken den Worten seiner Weisheit folgten. Welch ein Unternehmen! — „Ist dies nicht des Zimmermanns Sohn von Nazareth?“ fragten spöttisch, die ihn in seiner Dürftigkeit dahin wandeln sahen. Unerschüttert aber wandelte Jesus die erkorne Bahn für das Heil des menschlichen Geschlechts, und zur Beseligung derer und ihrer Nachkommen, die sein spotteten. Seine Herkunft, seine Armuth waren ihm keine Hinderniß. Was sind denn Gold und Geburt in der Geisterwelt? — Er wählte zu seinen Jüngern einfache, unverdorbene, für seine Lehren empfängliche Männer, die, arm und unbekannt wie er, an keinem Golde und an den Vorzügen keines Standes hingen. Am Jordan lehrte er, und nach Jahrtausenden schallt seine Gottesstimme durch alle Länder des Erdbodens, über alle Weltmeere.

Was ewig wahr und ewig gut ist, das bedarf keiner Machtsprüche von Thronen herab, keiner Kriegsheere, um siegreich zu werden. Es bricht sich selbst seine Bahnen, entwaffnet die blinde Menge und stürzt die widerspenstigen Thronen vor sich hin in den Staub. Groß ist die irdische Gewalt des Geistes und des ewigen Rechts und der unvergänglichen Wahrheit.

So trat Jesus Christus in den Kampf gegen das Schicksal, unerschrocken vor den Hindernissen seiner Herkunft und Armuth. Er schritt nicht gewaltthätig wider die ihn umgebenden Verhältnisse; aber er benutzte sie und die Zeiten und die Menschen, wie sie sich ihm darboten, um seine göttlichen Absichten zu erreichen. Und was auch geschah, standhaft vollführte er den erhabenen Plan seiner Sendung; nichts lockte ihn von der erwählten Bahn, nichts schreckte ihn von derselben zurück.

Mehr als einmal sammelte sich um ihn her ein zur größten Empörung reifes Volk. Tausend und tausend Stimmen forderten ihn auf, Roms Weltherrschaft zu zertrümmern, und den weiland glänzenden Thron Israels und Juda's wieder aufzurichten; Tausende und Tausende boten ihm ihr Leben an, wenn er sie unter seinen Fahnen zum Schlachtfelde führen, und für Jerusalems Ruhm und für die Gräber ihrer Väter streiten heißen würde. „Hosianah dem Sohne Davids!“ scholl es von tausend und tausend Lippen, als er aus seiner Einsamkeit hervortrat in das Gewühl der volkreichen Hauptstadt, die seines Winkes gewärtig war. Doch unerschütterlich beharrte Jesus in seinen göttlichen Grundsätzen. Er verschmähte die Heere, welche sich für ihn bewaffnen wollten; den Thron, der ihm geboten wurde; die Pracht und den Ueberfluß des Palastes der Herrscher, welcher ihm geöffnet werden sollte. Nicht die Anmuth des Reichthums, welcher ihm zu Füßen lag, nicht die Silberstimme des Ruhms, die an sein Ohr drang, nicht die Herrlichkeit der Gewalt und des Einflusses, welche man seinen Händen zu übergeben entschlossen war — nichts von Allem, was den gemeinen, sinnlichen Menschen reizen kann, machte den Göttlichen von seinem Ziele abwen-

dig. Er wollte nicht die Rettung Juda's; er wollte mehr als dies — die Rettung der Menschheit!

So bestand Jesus von Nazareth den Kampf gegen die Macht der sinnlichen Begierden und Leidenschaften, so den Kampf gegen das Schicksal. Es schwiegen seine Begierden; es erlag kraftlos das Schicksal gegen die Hoheit seines unbeweglichen Willens.

Und mit derselben Ruhe, mit welcher er eine Herrscherkrone abgelehnt hatte, sah er die finstern Stürme seines Lebens herannahen — aber er wankte keinen Augenblick. Er kannte der Priester Stolz und glaubenseifrige Wuth; jener Priester, deren Heuchelei er entlarvt, deren Opfer er unnütz gemacht hatte. Er kannte des Pöbels Wankelmuth, welcher morgen verdammt, den er heute vergöttert, und der, da seine Anerbietungen verschmäht waren, an die Stelle getäuschter Erwartungen Erbitterung und Groll treten ließ. Er kannte die Unzuverlässigkeit und Schwäche mancher seiner eigenen Vertrauten, die feile Treue eines Judas Ischarioth, den Ungestüm und wandelbaren Sinn eines Petrus, die Schüchternheit Aller. Er sah seine Gefahren, seine Verfolgungen, seine Leiden voraus, — aber dieses schreckliche Schicksal, welches ihm entgegentrat — es beugte ihn nicht, er wich ihm keinen Schritt weit aus.

Er ging den schweren Gang zum Welterlösertode — noch verkannte ihn die ganze Welt — noch begriffen ihn selbst seine Jünger nicht — er hatte Niemand, der die Hoheit seiner Sendung und seines weltbeseligenden Zieles kannte — einsam stand er in der Welt, den Blick auf Gott! Aber mit diesem Blick trat er muthig in das Grausen des Todes ein.

Zweifle Niemand, daß der welterlösende, Tod und Grab besiegende Held nicht auch Mensch war. — Ergriff nicht auch ihn Entsetzen, als die entscheidende Stunde kam? — Als er unter Gethsemane's Oelbäumen in furchtbarer Todesangst verging; als sein Schweiß wie Blutstropfen ward, die auf die Erde fielen (Luk. 22, 44); als er betend auf sein Angesicht niedersank, und seine ganze Natur in Aufruhr gerieth gegen den furchtbaren Opfertod, rief da nicht seine bange Seele zu Gott: „Meine Seele ist betrübt bis in den Tod! Mein Vater, ist's möglich, so gehe dieser Kelch von mir!“ Dennoch siegte sein Geist über den Einfluß seiner irdischen Empfindungen; dennoch wich er nicht von seinen Grundsätzen und heiligen Zielen, sondern er setzte mit erhabenem Gemüthe hinzu: „Doch nicht wie ich will, Vater, sondern wie Du willst!“ Matth. 26, 39.

Da ward das Urbild der Unschuld von Verbrechern gerichtet; da der Heiligste, welcher jemals auf Erden gewandelt, von Sündern zum Tode verurtheilt. Er ging, erschöpft an Kräften, nicht erschöpft an Heldenmuth, den Gang nach Golgatha. Sein letztes Wort zum Volke war das Wort des Trostes und der Güte: „Ihr Töchter von Jerusalem, weinet nicht über mich, sondern weinet über euch selbst und über eure Kinder!“ Luk. 23, 20. Treu seinem göttlichen Zweck, war sein letztes Gebet ein Gebet am Kreuze für die Mörder, für die er liebend und segnend starb.

So war der große Kampf vollbracht. Kein Schicksal hatte seinen heiligen Willen bezwungen; aber er schwebte über die Ereignisse des Lebens, über den ohnmächtigen Zorn einer Welt erhaben, die er beseligen wollte, und die ihm vergeblich widerstrebte.

Ja, Welterretter, Heiland, Jesus Christus! Auch ich bin zum ewigen Dasein berufen, auch mir winkt die Krone des bessern Lebens — ich kämpfe Dir nach! Soll ich ein schwankendes Rohr im Winde sein, ein Spiel des Zufalls, eine Beute des Staubes? Bin ich nicht ein unsterblicher Geist, erkoren zur Vollkommenheit, ausgerüstet mit Einsichten des Guten, des Wahren und Gerechten? Ist das Wahre, das Gute und Gerechte, was ich erkenne, nicht Gottes Sache? Wie, soll ich länger Gottes Sache zum Raube meiner Leidenschaften und sinnlichen Neigungen werden lassen, die oft dagegen ankämpfen? Soll ich mich durch das veränderliche, bald schmeichelnde, drohende Schicksal bewegen lassen, was ich für wahr erkenne, unwahr zu nennen, und was gut ist, nicht zu thun, sondern das Schlechtere?

Nimmermehr! Wessen Geist während des Menschenlebens nur ein Sklave des Körpers und seiner Einflüsse ist, wird er nicht, wenn sein Herr Staub wird, vielleicht mehr als er sein? Nur der große, erhabene Geist

auf Erden ist groß und erhaben, auch wenn er losgeschält vom Körper in die Ewigkeit übertritt. So sitzt Christus, wie es die heilige Schrift nennt, zur Rechten Gottes. Er ist erhaben über alle Wesen dort, wie er hier auf Erden war.

Ich will ihn eingehen, den großen, den göttlichen Kampf mit Leidenschaft und Schicksal für Tugend, Gerechtigkeit und Wahrheit. Ich will Jesum, ich will Gott bekennen in meinen Handlungen vor der Welt, und keine Gefahr fürchten. Auch ich werde siegen durch den Ernst meines Willens; ich werde im letzten Augenblick meines irdischen Seins sprechen können: „Ich habe einen guten Kampf gekämpft; ich habe den Lauf vollendet, ich habe Glauben gehalten! Hinfort ist mir beigelegt die Krone der Gerechtigkeit, welche mir der Herr an jenem Tage, der gerechte Richter, geben wird; nicht mir allein, sondern Allen, die seine Erscheinung lieb haben.“ 2 Tim. 4, 7. 8.

XIII.

Der Mensch ein Schöpfer seines Schicksals.

1 Kor. 3, 6 — 9.

Wie Manchem ward das Glück,
Das Gott mir gab, entzogen,
Wie Mancher von der Lust,
Der Sinnlichkeit betrogen:
Weil, ungewarnt, sein Fuß
Nicht jede Schlange mied,
Die unter Blumen lauscht,
Und sticht, eh' er sie sieht!

Was gut und edel ist;
Was meinen Brüdern nützet;
Was auf des Lebens Bahn
Uns vor dem Fall beschützet;
Was Muth im Leiden gibt,
Vor guten Menschen ehrt:
Das liegt in meiner Kraft,
Ist meines Strebens werth.

Wenn nicht Jeder bei sich überzeugt wäre, er könne durch eigene Klugheit sein Glück gründen, würde Niemand dahin arbeiten, sein Loos auf Erden zu verbessern, sondern Alles in voller Gelassenheit von der Gunst des Himmels erwarten. Aber ohne Arbeit kein Lohn, ohne Mühe kein Gewinn, ohne Vorsicht nur Gefahr.

Die Weisheit Gottes wollte nicht, daß der Mensch in todter Unbehilflichkeit lebe. Darum gab sie ihm einen freien Willen, zu thun, was ihm beliebe; Verstand, um das Bessere kennen zu lernen und zu wählen. Ja, sie trieb ihn durch das harte Gesetz der Noth, jede Trägheit fahren zu lassen, und sich durch Anwendung der ihm verliehenen Gaben des Geistes ein besseres Schicksal zu verschaffen. Den Thieren des Feldes gab sie ein Kleid von behaarten Fellen, den Vogel umhüllte sie mit Federn, um gegen jede Witterung Schutz zu haben; aber den Menschen ließ sie nackt und bloß. Den Thieren verlieh sie natürliche Waffen, mit denen sie sich gegen ihre Feinde vertheidigen konnten, seltene Stärke oder ungemeine Geschwindigkeit: aber der Mensch hatte von Natur nichts, um dem Horn des Stieres, der Klaue des Löwen, der Stärke des Tiegers, dem Stich der Schlange Trotz zu bieten. Sie gab ihm Verstand und Vernunft. Er sollte seine Kleider, seine Waffen selbst erfinden, sich Alles selbst schaffen. Sie zwang ihn, seine Geisteskräfte zu benutzen, um endlich Herr aller Thiere zu werden; der unfruchtbaren Erde Nahrung abzugewinnen; sich gemeinschaftliche Wohnung, Dörfer und befestigte Städte zu erbauen, und zum friedlichen Leben unter einander wohlthätige Gesetze zu ersinnen.

Da also nach dem göttlichen Willen sich jeder Mensch durch eigene Anwendung seines Verstandes und seiner Kräfte sein Loos auf Erden bereiten muß, ist es wohl ein blindes und übermäßiges Vertrauen auf Gott, eine träge Frömmigkeit, wenn Jemand seine Arbeit vernachlässigt, in der Hoffnung, Gott werde schon ohne sein Zuthun gewähren, was gut und nützlich ist. Es ist eine träge Frömmigkeit, zu glauben, man könne durch Gebet und Kirchengehen Alles bewirken, und bloß durch göttliche Gnade, oder was die Menschen Glückszufall nennen, zu Reichthum, Ehre und Ansehen kommen. Es ist ein falsches Vertrauen zu Gott, wenn man sich einbildet: um ihm gefällig zu sein, um einst nach dem Tode der Genosse der ewigen Seligkeit zu werden, sei es hinlänglich, sich auf das Verdienst und den Tod Jesu, auf die Gnade und Barmherzigkeit Gottes, auf die Fürbitte der Menschen und Heiligen zu verlassen, und keineswegs nothwendig, ein strenges, in allen Tugenden mühsames, wohlthätiges und gemeinnütziges Leben zu führen.

Nein, nicht vergebens gab uns der Schöpfer unsere Kräfte. Wer diese zu benutzen

versäumt, vernachläßigt das ihm anvertraute Pfund, verachtet den Willen des ewigen Vaters und stürzt sich durch die Verkehrtheit seines Geistes in unfehlbares Verderben.

So thöricht es daher ist, Alles von Gott zu erwarten, und Nichts von sich selbst; sein irdisches Wohlsein lieber vom Müßiggang oder einem Loose des Glücksspiels zu erwarten, als von Fleiß und Arbeitsamkeit, Ordnung und Sparsamkeit: eben so thöricht ist es von der andern Seite, Alles auf seine eigenen Kräfte zu bauen, und Nichts auf die Gnade Gottes. Wie wenig sind wir ohne ihn! Wie arm stehen wir da, wenn er unser Bemühen nicht segnet, das heißt, wenn er nicht alle Umstände so lenkt, daß dasjenige, was unser Fleiß verrichtet, was unser Nachdenken ersinnt, vortheilhaft für uns ausfällt! Umsonst fiel der Schweiß des Landmanns auf seinen Acker: Regen, Sturmwinde und Hagelwetter zogen darüber hin. Umsonst machten wir Entwürfe zu unserm und der Unsrigen Glück: es traten andere Menschen mit anderm Sinn dazwischen, und verderbten Alles, ohne von unsern Absichten zu wissen. Daher das alte, und durch Millionen Erfahrungen bestätigte Sprichwort: der Mensch denkt und Gott lenkt!

Die wichtigsten Begebenheiten in unserm Leben sind oft Folgen eines Umstandes, auf den wir am wenigsten gezählt hatten: und oft hat dasjenige, worauf wir die meiste Mühe verwendet haben, uns den allergeringsten Vortheil gebracht. Ja, das Schicksal der Schlachten, das Schicksal großer Reiche hing oft von einem kleinen sogenannten Zufalle ab, an welchem alle Macht und Klugheit zu Schanden ward.

Wir haben unsern Willen, unsere Klugheit, unsere Kräfte; Gott aber hat die Umstände in seiner Gewalt: durch diese regiert er die Menschen, segnet oder verderbt ihr Thun.

Was heißt also: der Mensch ist ein Schöpfer seines Schicksals? — Ist dies ein Gedanke ohne Sinn? — Er ist es, wenn wir unter Schicksal Dinge verstehen, die ausser unserer Macht liegen; wenn wir unsere Herrschaft über Unmöglichkeiten ausdehnen wollen. So wenig ein Sterblicher seine Hand in die Himmel emporstrecken, und die Sonne in ihrem Laufe hemmen, die Gestirne in andere Richtungen leiten kann: eben so wenig ist er vermögend, das Denken, Wollen und Thun aller mit ihm auf Erden lebenden Menschen nach seinen Absichten und nach seinem Vortheil zu lenken. Dies Alles liegt ausser dem Gebiete seiner Macht. Aber von diesem Allen hängt auch sein wahres Schicksal nicht ab, sondern nur das Schicksal dessen, was ihm nicht bleibend gehört, etwa das Schicksal seines Leibes, seines Wohlstandes, seiner bürgerlichen Verhältnisse. Wer in solchen Dingen sein ganzes Weh und Wohl gründet, hat für seine Ruhe einen schlechten Grund gewählt. Er wird beständig das Spiel der abwechselnden Umstände sein, sich mit ihnen auf kurze Zeit erheben, und mit ihnen untergehen.

Nicht der Leib und was ihn allein angeht, sondern der Geist im Menschen ist es, der da redet und die Hauptsache ist. Das Reich desselben erstreckt sich aber nur auf sich selbst. Spricht er von einem Schicksal, welches er sich schaffen könne: so spricht er nur von dem seinigen; nicht von dem Schicksal dessen, woran er im Irdischen einen Antheil hat. Dies ist irdischen Gesetzen unterworfen. „Sein eigenes Schicksal kann der menschliche Geist sich bereiten," heißt also: es steht in seiner Gewalt, auch unabhängig von äussern Umständen glücklich oder unglücklich zu sein, wie er will.

Dies steht in seiner Gewalt; denn Gott gab ihm dazu den freien Willen, gab ihm Erkenntniß und die Kraft; er gab ihm zur Erwerbung äusserer Mittel und Annehmlichkeiten die aus Erfahrungen erwachsene Klugheit; er gab ihm zur Gründung innerer, fester Glückseligkeit die Weisheit Jesu. Oft kann jene Klugheit täuschen, niemals diese Weisheit. Denn jene verändert sich nach den Umständen, diese bleibt und richtet sich ewig nach den bleibenden Ordnungen Gottes in der Welt.

Und zu diesen Ordnungen der Gottheit gehört auch das durchs ganze Weltall und Leben herrschende Gesetz: *Alles Gute hat seine guten Folgen, alles Böse muß seine bösen Folgen haben, und sich zuletzt selbst verderben.* Das Gute aber ist der durch Jesum geoffenbarte Wille Gottes; das Böse ist die Verachtung des wahren Guten um sinnlicher Begierden willen.

Wer also nur das *Gute* will und thut, wird der Schöpfer unzähliger *guter Fol-*

gen. Jede rechtschaffene That, die wir, gleich einer nützlichen Saat, ins Leben hineinstreuen, bringt uns Segen aus demselben zurück. Wir umringen uns selbst mit den Früchten unserer Liebesthaten; und aus der Wahrnehmung derselben entsteht endlich das höchste Vergnügen, das reinste Glück, welches uns zufrieden mit uns selbst und unserer Art zu sein macht. Es ist möglich, daß bei dem Allen wir an äusserlichen Gütern arm sein können; es ist möglich, daß wir durch traurige Verhältnisse dasjenige von unserm Wohlstande sogar verlieren, was wir schon hatten. Es kann uns weh thun. Aber unsere innere Zufriedenheit kann dies nicht stören; wir werden schnell zu unserer Heiterkeit zurückkehren, weil wir uns nicht von diesem Vergänglichen abhängig machen. Nur der, welcher seinen eigenen Werth und die Wahrheit zu wenig kennt, wer in eine Bequemlichkeit mehr oder weniger sein ganzes Glück setzt, kann beim Zusammensturz irdischer Wohlfahrt Ruhe und Zufriedenheit auf immer verlieren. So gab es Menschen, welche sich zuletzt mit verruchter Hand selbst das Leben raubten, weil ihr Leib nicht mehr die Genüsse haben konnte, nach denen er am meisten geizte.

Alles Gute hat unfehlbar seine guten Folgen. Ja, diese Folgen erstrecken sich nicht bloß auf die innere Heiterkeit unsers Gemüths, auf die selige Empfindung, daß wir Gottes sind, und nach dem Traume des Erdenlebens ein noch unendlich herrlicheres Loos zu erwarten haben: sondern nicht selten sogar auf unsere irdischen Verhältnisse. Der rechtliche Mann, der Menschenfreund, der Wohlthäter der Hülfsbedürftigen, der Friedfertige, der Bescheidene — ist er nicht von dem Zutrauen, von der Liebe Aller umgeben, die ihn kennen zu lernen Gelegenheit hatten? Trifft ihn ein Unglücksfall, mit wie viel stiller, herzlicher Theilnahme begrüßt ihn Jeder! Wie gern wünscht Jeder demjenigen zu helfen, der sonst immer bereit war, Andern zu helfen! — Die liebende, sorgfältige, ordnungsvolle Hausmutter, wer schätzt sie nicht? Wer ehrt nicht ihre Tugend im Leben unter den Kindern, ihren freundlichen Ernst gegen das Gesinde, ihre Gefälligkeit gegen Bekannte und Nachbarn, ihre bescheidene Anspruchlosigkeit, wo Andere mit ihren Verdiensten glänzen würden?

Gott will es: alles Gute soll hienieden seine guten Folgen haben. Daher ist es längst eine von allen Erfahrungen bekräftigte Wahrheit, daß es keine bessere Klugheit gebe, als die Tugend. Wir wissen nicht immer, was unter gewissen Umständen nützlich sein könne; aber jeder Mensch weiß, was unter allen Umständen recht und edel gethan ist. Unser Verstand kann oft irren; aber unser Gewissen irrt nicht leicht. Der Wille zum Besten ist in unserer Macht; aber der Erfolg des Besten hängt von Gott ab.

Willst du also ein Schöpfer deines bessern Schicksals werden, so sorge nicht um die Erfolge deiner Thaten, sondern um die Güte und Gerechtigkeit dieser Thaten. Du vermagst nicht Alles; du kannst nur einen kleinen Theil des Guten stiften, welches du in der Welt zu sehen wünschest. Jeder trägt nach seinen Kräften dazu bei. Der Eine pflanzet, der Andere begiesset, Gott aber ist's, der das Gedeihen gibt. Ein jeder aber wird seinen Lohn empfangen nach seiner Arbeit. 1 Kor. 3, 8.

Das Böse, so ist es göttliches Gesetz, hat seine bösen Folgen, und muß sich selbst verderben. Wer es wählt, richtet mit eigener Hand sein Elend an. Bestätigen nicht die Erfahrungen unsers Lebenslaufes die ewige Wirkung jener göttlichen Ordnung? Sehet den Ehrgeizigen, er stirbt in immerwährenden Kämpfen und Unruhen. Sehet den Geizigen, er verschmachtet an der Quelle. Sehet den Wüstling, aus seinen bleichen Mienen, aus seinen erloschenen Augen spricht das Gift, mit dem er sein Blut vergiftete, seine Nerven zerstörte. Sehet den Trunkenbold, er ist von seinem Laster gezeichnet, und stumpf an Geist und Sinnen fährt er in die frühe Gruft, nachdem ihn Krankheiten peinigten. Sehet den Heimtückischen, er wird geflohen; er hat keinen wahren Freund, er stürzt, und Jeder gönnt ihm den Untergang. Sehet den stolzen Verschwender, er fällt und muß oft Hilfe bei denen betteln, die er ehemals verachtungsvoll übersah.

Woher kommt es, daß Wenige in ihrem Leben weder ganz glücklich noch ganz unglücklich sind? Daher, weil sie weder schlecht genug sein mögen, ganz böse zu sein, noch Muth genug haben, ganz gut zu handeln. Sie schwanken ungewiß zwischen Fehler und Tugend, daher auch zwischen Zufriedenheit und Leiden aller Art. Das Gute, was sie

thun und lieben, belohnt sie gleichmäßig, wie die Sünde, die sie begingen, sie bestraft und verdrießlichen Verhältnissen preisgibt. Willst du ganz glücklich sein, so mußt du dich nicht begnügen, nur halb gut zu sein.

Der Lasterhafte ist der Schöpfer seines eigenen Elendes, seiner Krankheiten, seiner Unruhen, seiner Verzweiflung. Wer läugnet es? Und so kann auch der Gerechte der Schöpfer seiner unzerstörbaren Zufriedenheit, das heißt, eines Wohlseins werden, welches menschliche Gewalt ihm nicht entreissen kann.

Aber der Mensch kann mehr als das. Nicht nur ist er durch seinen tugendhaften Sinn fähig, das unwandelbare Glück seines Gemüthes zu schaffen: er ist durch die Weisheit Jesu fähig, seine äussern Schicksale zu verbessern, und selbst, wenn diese noch so traurig wären, über sie zu triumphiren. Dies ist das Höchste, was der Mensch hienieden leisten kann. So glänzt er in gleichsam göttlicher Vollendung, und steht höher, als alle irdischen Ereignisse. Stürme mögen wüthen; aber er schwebt groß über den Stürmen. Sie erreichen ihn nicht.

Wie kann er dies? — Nicht durch gewöhnliche Klugheit, nicht durch eine aus mannigfaltigen Erfahrungen erbeutete Vorsichtigkeit: sondern durch die Religion; durchdrungen von den Wahrheiten derselben, muß er nur in ihnen athmen. Was Jesus lehrte, muß er denken; was Jesus war, muß er sein. Er muß, als nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen, gleichsam ein Theil der Gottheit, nur in Gott, für Gott leben. So wird er der Schöpfer eines höhern Schicksals, das ihn weit über jedes irdische Ereigniß erhebt.

Um dies göttlich-große Ziel zu erreichen, gewöhne dich an den Gedanken, daß du auf Erden für nichts leben sollst, als für deinen Geist; daß dir hienieden nichts gehört, als dein unsterblicher Geist; daß du nichts zu vollenden hast, als deinen Geist, und daß alles Uebrige, Stand und Würden, Vermögen und Gelehrsamkeit, Schönheit und Geschicklichkeit, Gesundheit und Krankheit, Freundschaft und Verfolgung, irdisches Glück und Unglück, nur Mittel zu deinem einzigen, höchsten und letzten Zweck sein sollen. Gewöhne dich an den Gedanken, daß dir nichts von Allem, was du äusserlich besitzest, bleibt; daß dir nur Alles geliehen sei; daß selbst, was du durch deinen Fleiß erworben hast, vergänglich ist; daß selbst deine besten Freunde, Aeltern, Brüder, Schwestern, Gatte, Kind nur eine kurze Zeit neben dir zu wandeln haben. Gewöhne dich an den Gedanken, daß du mit deinem Geiste nur auf einem Besuche in dieser Welt bist, von dem du bald umkehren mußt; daß du von deinem ewigen Vater nur eine Sendung hienieden empfangen hast, um seinen Willen in vielerlei Dingen zu vollstrecken, worauf du von ihm wieder zurückgerufen wirst. Gewöhne dich an den Gedanken, daß nur Gott dein beständiger Vater sei; daß alle menschlichen Geister ohne Ausnahme deine Brüder sind; daß die Hüllen, die sie tragen, ihr Leib, ihr Stand, nur Kleider sind, die sie während ihrer Sendung auf Erden tragen müssen.

Bist du von diesem wahren und großen Gedanken, der überall in Jesu Lehren liegt, innig durchdrungen: so wird deinem Auge die ganze Welt anders erscheinen, als du sie bisher angesehen hast. Du wirst dich schämen, allen Reizungen und Begierden, die aus der Natur deines Körpers entspringen, unterthan zu sein; du wirst dich schämen, die Sendung, welche dir dein Gott in dieser Welt gab, unerfüllt zu lassen, um mit dem Staube zu spielen, über welchem du hinwandelst. Du wirst das Leben überall vom Schein unterscheiden lernen; wirst mit Klarheit erkennen, daß nicht um Felder und Häuser zu bauen, um Ehrenstellen zu bekleiden oder in prächtige Gewänder gewickelt zu werden, du von Gott in diese Welt geschickt wurdest, sondern um Gottes Mitarbeiter an der allgemeinen Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts zu werden. 1 Kor. 3, 9. Du wirst es hell verstehen, was Jesus mit den vielsagenden Worten sagte: Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch alles Uebrige zufallen. Matth. 6, 33. Darum, wenn ihr Nahrung und Kleider habet, so lasset euch genügen.

Du wirst leben, nicht um dir einen Vortheil auf den andern zu häufen, und endlich sterbend von deinen Schätzen davon zu gehen, sondern um alle Wesen um dich her, so weit deine Kraft reicht, glücklicher und weiser zu machen. Die Glückseligkeit Aller ist erst dein Glück. Du kennst, du willst kein anderes.

Du wirst nur lächeln können, wenn dir

die Bosheit thierischgesinnter Menschen deinen Wohlstand zerstört; sie rauben dir nichts als einige Mittel, durch die du ihnen hättest nützlicher werden können. Du wirst nur lächeln, wenn dich das zweideutige Erdenglück um Hoheit, Ansehen und Einfluß betrügt. Denn was ist's am Ende mehr, ob du deinen Leichnam in grobes Tuch oder in den feinsten Purpur wickelst: beide verfaulen endlich; beide sind dem Geiste gleichen Werthes. Was ist's denn mehr, ob dich die Menschen einen Fürsten oder einen Bettler in diesem Lebenstraume nennen: dadurch erhältst du in dir selbst und im Weltall Gottes und im Reiche der Geister keinen größern und keinen geringern Werth. Der du selbst bist und vor Gott bist, der bleibst du. Vor ihm, dem Hocherhabenen, gilt wahrlich kein Ansehen der Person, nach den Erfindungen menschlicher Eitelkeit und kleinlicher Maasstäbe.

Du wirst nur lächeln, wenn dich eine Krankheit niederwirft. Du findest darin nur eine Zerrüttung deines dir als gebrechlich bekannten Werkzeuges. Vielleicht will Gott es dir nehmen, um dir ein vollkommeneres zu verleihen. Vielleicht will Gott dich nur mahnen, auf dies Zerbrechliche nie hohen Werth zu setzen. Genug, du freuest dich unter den Schmerzen deines Leibes der Gesundheit deines Geistes; deine Seele hat keinen Schaden genommen. Du wirst mit festes Ruhe den Tod deiner Geliebtesten auf Erden ertragen. Sie hatten den Beruf, wie du. Ihre göttliche Sendung, derentwegen sie in die Welt kamen, ist nur einige Tage früher vollendet worden, als die deinige. Sie stehen am Ziele. Sie empfangen aus Gottes Hand, nach hier vollendetem Geschäft, eine schönere Laufbahn. Sie wird auch dir zu Theil werden. Mag ihre Hülle modern — du hast ja nicht die Erdentheile an ihnen geliebt, von denen sie umgeben waren, sondern ihre Seele. Diese Seele bleibt dir ja verwandt und treu. Sie bleibt ja in Gott; verharre nur du auch in Gott, so ist keine Trennung möglich. — Denkst du, empfindest du so: wo ist ein Ereigniß, das deine Heiterkeit, deinen Seelenfrieden, das heißt, dein wahres, bleibendes Glück, verderben könnte? Bist du dann nicht der Schöpfer deines höhern Schicksals geworden? Kann dich dann ein irdischer Sturm erschüttern, oder nur berühren?

So war Deine hohe Seligkeit auf Erden, o Jesus, du Göttlicher! Du verachtetest das Irdische, und genossest nur davon, so viel es zur Erhaltung Deiner menschlichen Natur und Deines Wirkens nothwendig war. Du liebtest alle Wesen um Dich her; die Kinder Gottes nanntest Du Deine Brüder. Dein Beruf, deswillen Du in dies Leben gesandt warst, ist gewesen, eine sündige Welt von den Banden der Finsterniß, von den Fesseln des Irrthums, der Sünde zu erlösen, und die Geister frei zu machen von der Knechtschaft, in der sie durch sinnliche Gelüste gehalten werden. Diesen Beruf allein hattest Du in allen Deinen Wegen vor Augen. Ob Dich das Volk bald zum Könige von Israel ausrufen, bald steinigen wollte, bekümmerte Dein göttliches Gemüth nicht. Ach, die irrende Menschheit begriff nicht die Erhabenheit Deiner Sendung und Deines Thuns. Du fandest darin keine Schmach, in Knechtsgestalt einherzugehen; Du nanntest es kein Unglück, oft nicht zu haben, wohin Du Dein Haupt legtest. Das Irdische war für dich werthlos; Dein Wandel war im Himmel. Du ertrugst Hohn und Verfolgung und die Schmach öffentlicher Schande; aber Dein heiteres Bewußtsein erhob Dich über die thörichten Meinungen der Menschen. Im Reiche der Geister, du Fürst der Geister, gilt eine andere Ehre, eine andere Schande, als in den engen Begriffen halbthierischer Menschen. Kaum ein sechsunddreißig Jahre langes Leben genossest Du auf Erden — aber Du lehrtest den Tod verachten, welchen Du nicht fürchtetest. Welterlöser, Du starbst, Deine Sendung auf Erden war göttlich vollbracht.

O laß mich in Dir leben, in Dir sterben! Durch Dich Schöpfer meines Schicksals sein, durch Dich Schöpfer meines ewigen Looses! Amen.

XIV.

Die Gewissenhaftigkeit des Christen als Unterthan gegen Gesetz und Obrigkeit.

Röm. 13, 5 — 7.

Nie sei des Bürgers heil'ge Pflicht vergessen;
Daß Keiner selbstklug, trotzig und vermessen
Des Vaterlandes fordernde Gesetze
Listvoll verletze.

Gib uns, o Gott, ein Herz voll fester Treue,
Daß Jeder Deines Rufs vor Dich sich freue.
Des Lebens Abend kommt. Einst ruhn wir Müden
In Deinem Frieden.

Bin ich nicht schon ein guter Bürger, wenn ich für mein Hab und Gut sorge; wenn ich dadurch, daß ich nützliche Geschäfte treibe, meinen Vortheil vermehre, auch den Nutzen anderer Menschen befördere; wenn ich den obrigkeitlichen Personen die erforderliche Ehrerbietung bezeuge, und ruhig dulde, was nicht zu ändern ist; keine aufrührerische Gesinnungen hege, und die Abgaben von Allem entrichte, welche ich nicht verweigern kann?

Wohl, wenn darin das Lob eines guten, eines christlichen Unterthans allein besteht, so geniessen viele Tausende dieses Ruhms. Sie leisten ihre Schuldigkeiten in gebührender Ordnung, wo sie aus Furcht unvermeidlicher Strafe gezwungen sind, es zu thun. Hingegen sind sie schon nicht so genau mit sich, dann auch noch wahrhaften Bürgersinn zu zeigen, wenn sie nicht durch Strafen bedroht sind; sie halten es schon für kein großes Vergehen, die Obrigkeit und deren Befehle hinterlistig zu umschleichen, wo ihre Untreue nicht gar leicht entdeckt werden könnte; sie machen sich kein Gewissen daraus, ihre Vermögensumstände, je nachdem sie Vortheil davon ziehen können, bald größer, bald geringer anzugeben, als sie in der That sein mögen, und so den Staat zu betrügen; sie halten es für etwas sehr Unschuldiges, wenn sie aus Bequemlichkeit oder aus Eigennutz den ihnen anvertrauten Theil des gemeinen Wesens oder der öffentlichen Verwaltung nur als Nebensache, als fremde Angelegenheit, die sie nichts angeht, nachlässig behandeln, und zwar um so mehr, wenn sie dabei weder viel Geld noch viel Ehre einärnten können.

Ist dies recht? Man zuckt die Achseln, und spricht: Aber ich allein kann und will mich nicht aufopfern; Niemand würde es mir danken. — Ist dies Weisheit, ist dies Christensinn? Das Gewissen spricht nein, aber der Eigennutz nennt es Klugheit und billige Selbstliebe.

Ist es wirklich Klugheit und billige Selbstliebe, wenn wir da der Obrigkeit und dem Vaterlande Ehrlichkeit verläugnen, wo wir keine Strafe zu besorgen haben? Unsern Wohlstand, unser Hab und Gut, und wenn wir dies noch nicht haben, selbst die Fähigkeit, uns Eigenthum erwerben zu können, besitzen wir nur in so fern, als wir in einem Lande wohnen, wo wir durch gute Ordnungen und Einrichtungen bei unserm Eigenthum und unsern Gewerben geschützt werden, oder Anlaß finden, Vermögen zu gewinnen. Allein für uns selbst, Jeder für sich, könnten wir nicht bestehen. Der reichste Mann mit Tonnen Goldes in menschenloser Einsamkeit wäre ärmer, als der Bettler in einer bevölkerten Stadt.

Für diese Möglichkeiten, unsere Besitzungen und Güter durch Fleiß erweitern zu können, müssen wir also dem Lande, worin wir wohnen, dankbar sein. Für den Schutz, welchen wir für unsere Rechtsame gegen fremde Eingriffe erhalten, müssen wir beitragen nach unsern Kräften, daß die Landesobrigkeit die öffentlichen Einrichtungen unterhalten könne, welche unsern Rechten und unserm Stande volle Sicherheit verschaffen.

So gebietet uns demnach die gesunde Vernunft, willig die Lasten des Landes nach Maasgabe unserer Kraft mittragen zu helfen; und keineswegs von den Auflagen und der Bezahlung ganz oder theilweise auszuschliessen. Denn geschieht dies auf irgend eine hinterlistige oder saumselige Weise, so betrügen wir das Vaterland und die Obrigkeit um die rechtmäßige Schuld, die wir abzustatten haben. Unsere Klugheit ist dann nicht besser, nicht edler, nicht verzeihungswürdiger, als die Klugheit des Diebes, welcher Andere in ihren Rechten und Besitzungen verkürzt. Unsere sogenannte billige Selbstliebe ist ein schändlicher Eigennutz, der uns zum Verräther an Gesetz und Mitbürgerschaft macht. Wenn wir es an uns verzeihlich finden, die Obrigkeit zu hintergehen und sie in den pflichtmäßig zu leistenden Abgaben zu verkürzen: so ist es nothwendig auch wohl Allen verzeihlich. Wenn aber alle Bürger so unredlich denken: wer möchte mit Ruhe unter einem ganzen Volk von Betrügern wohnen? Woher soll der Staat Mittel nehmen, die allgemeinen Angelegenheiten in gezieмender Kraft und Würde zu handhaben? Wer darf es dem Fürsten verargen, wenn er, um das Ganze zu retten, strenge Maasregeln gegen Einzelne ergreift, die es trifft?

Was schon die Vernunft und das einfache Rechtlichkeitsgefühl gebietet, ist durch

sich selbst für den vernünftigen, für den redlichen Mann eine heilige Sache. Er schämt sich, auch wo er es, ohne Aufsehen zu erregen, ohne Strafe zu befürchten, thun könnte, den Staat um die verlangten und gesetzlich angeordneten Einkünfte zu betrügen. Aber noch tiefer wird seine Scham als Christ.

Denn Jesus macht es zur ehrwürdigen Religionspflicht, der Obrigkeit die gesetzlichen Abgaben zur Behauptung der öffentlichen Ordnung zu entrichten. Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist! sprach er; und wer sich dem Gebote des Heilandes entzieht, ist der einer der Seinigen?

Die frommen Aeltern Jesu entzogen sich den lästigen Verordnungen ihrer Obrigkeiten nicht. Als der Kaiser Augustus eine allgemeine Schätzung in allen Ländern ausgeschrieben hatte, zog Joseph aus Nazareth nach der Stadt Bethlehem, auf daß er sich mit Maria, seinem vertrauten Weibe, schätzen liesse. (Luk. 2, 1 — 5.) In der Erfüllung dieser Pflichten auf dieser beschwerlichen Reise ward Jesus Christus geboren.

So seid nun aus Noth Unterthan, sagt Paulus. Nicht allein um der Strafe willen, sondern auch um des Gewissens willen. Derhalben müsset ihr auch Schoß geben. Denn sie sind Gottes Diener, die solchen Schutz handhaben. So gebet nun Jedermann, was ihr schuldig seid: Schoß, dem der Schoß gebühret; Zoll, dem der Zoll gebühret; Furcht, dem die Furcht gebühret; Ehre, dem die Ehre gebühret. (Röm. 13, 5 — 7.)

Und wie hier, so ermahnt noch öfter, noch dringender das göttliche Wort zur schuldigen Vollziehung unserer Pflichten gegen die über uns bestehende Obrigkeit. Denn wo eine Obrigkeit ist, da ist sie durch Gottes Willen.

Nicht also sollen wir als Christen, als redliche Menschen die Gesetze des Landes bloß dann pünktlich erfüllen, wenn wir durch die Furcht der Strafe und Schande dazu gezwungen sind: sondern auch, wenn unsere Untreue verborgen bliebe, oder wenigstens nicht leicht entdeckt werden würde. Nicht bloß, gleich dem unedeln Sklaven, sollen wir vor der Zuchtruthe zittern, unsere Bürgerpflichten mit gewissenhafter Strenge vollziehen, sondern um des Gewissens willen, welches das köstlichste der Güter jedes rechtschaffenen Mannes ist.

Was hülfe es uns auch, im Geheimen den obrigkeitlichen Willen zu umgehen, da der Allwissende unsere Schande sieht; da unser Gewissen sich nicht vom Eigennutz bestechen läßt, sondern bei jeder Erinnerung an Betrug uns mahnen wird: du hast gegen Obrigkeit und Vaterland pflichtvergessen und unredlich gehandelt! — Oder ist das Verbrechen gegen die von Gott gegebene Obrigkeit kein Verbrechen gegen Gottes Gebote? Kann ich jemals gegen einen Menschen, auch gegen den geringsten, sündigen, ohne gegen Gott zu sündigen? Kann ich jemals gegen einen Andern, oder gegen obrigkeitliche Einrichtungen unredlich sein, ohne gegen meine eigene Würde, gegen meine eigene Seelenruhe der Allerunredlichste zu werden?

Ehre Fürst und Gesetz, selbst wenn das, was du gegen ihren Willen thun könntest, verborgen bliebe. Ehre sie in deinen Urtheilen und Meinungen, denn sie sind göttliche Stiftungen.

Es ist gewisser Menschen böse Neigung, alles das zu tadeln, was von ihrer Obrigkeit herrührt; entweder weil sie einzelne Bekannte hassen, oder weil ihr Ehrgeiz zu glänzen sucht, als verständen sie Alles besser, denn die Vorgesetzten. Man hält diese Tadelsucht für Freimüthigkeit; sie ist aber gewöhnlich nichts, als der Erguß eines unreinen Herzens. Der freimüthige Mann spricht nur die Wahrheit aus, wo er überzeugt ist, durch sie wahrhaft nützen zu können; nicht aber an Orten und zu Menschen, wo die Obrigkeit davon nichts erfahren kann, und wo man nichts Anderes bewirkt, als die nöthige Ehrfurcht gegen Gesetz und Obrigkeit niederzureissen. Der freimüthige Mann bringt seinen Tadel offen an die rechte Behörde; nicht hinterrücks, nicht ehe er überzeugt ist von der Richtigkeit seines gefällten Urtheils. Der freimüthige Mann redet sein Wort zur rechten Zeit am rechten Ort, weil er dem gemeinen Wesen dann wohlzuthun und Hilfe zu verschaffen hofft; aber er redet nicht aus Privathaß gegen einzelne Beamte, aus boshafter Rachsucht. Es ist zwischen dem Freimüthigen und dem Lästerer ein so großer Unterschied,

wie zwischen dem Muthe der Tugend und der Frechheit des heimtückischen Verleumders.

Entrichte mit pünktlicher Gewissenhaftigkeit die gesetzlichen Abgaben, selbst wenn du, ohne Furcht entdeckt zu werden, die Regierung um das Ganze oder einen Theil derselben verkürzen könntest. So gebietet es dir die Vernunft; so, und wärest du ein Heide, dein Rechtlichkeitsgefühl; so, da du in der Würde des Christen dastehst, Jesus Christus, dein Lehrer, dein Heiland; so das göttliche Wort! Aber ach, wie Mancher, welchen wir auf den Straßen und in Gesellschaften als einen der Redlichsten des Landes ehren, trägt vielleicht in seiner Brust den Vorwurf: auch ich bin ein Betrüger des Vaterlandes und meiner mir von Gott angeordneten Obrigkeit! Wer nicht, wie unser göttlicher Lehrer gebeut, dem Kaiser gibt, was des Kaisers ist, o, der hat auch Gott nicht gegeben, was Gottes ist!

Freilich fehlt es keinem Sünder an Entschuldigungsgründen, und so auch nicht dem geheimen Betrüger des Staates an Bemäntelungen seines ehrlosen Eigennutzes. Die Obrigkeit, wird er zuweilen bei sich selbst sprechen, ist reicher als ich; sie hat mehr Hilfsmittel, das Fehlende zu ersetzen, als ich. Daß ich dem Staate eine Kleinigkeit von dem vorenthalten habe, was ich hätte zahlen sollen, wird ihn noch nicht zu Grunde richten. Darum mag es mir wohl erlaubt sein, auch für mich zu sorgen. Ich brauche es nöthiger, als der Staat.

Wahr mag es sein, daß der Dieb es oft nöthiger bedarf, als der Reiche, den er bestiehlt; aber ist er deswegen zum Raube berechtigt? und kann er alle Bedürfnisse und Ausgaben des Reichen berechnen, der für seine eigene Person vielleicht weniger bedarf, als der schwelgerische, diebische Arme? Freilich, der Räuber vergreift sich an fremdem Gut. Aber du, der du dem Lande die schuldigen, vom Gesetz verordneten Abgaben hinterhältst, thust du nicht desgleichen? Die Steuer, welche von deinem Vermögen dem gesammten Lande oder der Gemeinde gehört, in welcher du wohnst, ist sie dein Eigenthum? Ist sie nicht der Zins, welchen du schuldig geworden bist, und den du unterschlägst, oder auf unehrliche Art schmälerst?

Auch damit tröstet sich der gewissenlose Staatsbürger wohl oft: Ich bin gegen jeden meiner Mitbürger treu und redlich; Keiner darf mir etwas Uebles mit Grund und Fug nachsagen. Und so darf ich auch bei den vielen Abgaben zuweilen an mein eigenes Bestes denken, und das behalten, was man mir nicht nachrechnen kann.

Unredlicher! weil du Treue und Redlichkeit übst gegen den Einen, bist du darum befugt, den Andern zu hintergehen? Oder weil du Einzelnen gibst, was du ihnen schuldig geworden, darfst du deswegen Alle insgesammt betrügen? Und ist der, welcher den Staat an seinen gesetzlichen Einkünften verschmälert, nicht ein Betrüger aller seiner Mitbürger? Denn wenn sie alle ihre volle Pflicht und Zahlung leisten, stehst du allein zurück, und geniessest hinterlistig den Nutzen von ihren Aufopferungen, ohne würdig zu sein, daran Theil zu nehmen, weil du nicht deinen rechtlichen Antheil dazu beiträgst. Wenn dein Betrug ihnen offenbar würde, hätten sie nicht das Recht, dich verächtlich als einen Menschen auszustoßen, der auf ihre Kosten Wohlleben geniessen will? — —

Denke nicht: Andere treiben es auch nicht besser. Es sind ihrer wohl noch Viele, die in Entrichtung der Abgaben eben so wenig mit ihrem Gewissen zu Rathe gehen. Desto schimpflicher für dich, daß du in die Zahl derer treten magst, welche du selbst im Grunde deines Herzens verachtest; in die Zahl derer, die ihr Geld höher achten, als ihr unbescholtenes Gemüth. Desto drückender wird der Raub, welchen die unredlichen Bürger an den redlichen verüben. Denn wenn auf solche Art die Einnahmen des Vaterlandes verringert worden sind, und damit folglich die öffentlichen Ausgaben nicht gänzlich bestritten werden können, wird die Obrigkeit zur Ausschreibung neuer Steuern gezwungen, um das Fehlende zu ergänzen. Deine Mitbürger müssen also, wegen deiner und Deinesgleichen schimpflicher Unredlichkeit, doppelten Zins und doppelte Last tragen.

Magst du, Selbstsüchtiger, immerhin schadenfroh dazu lächeln, und es für einen Gewinn achten, auf Unkosten deiner Herzensreinigkeit und Gewissensruhe einiges Geld gewonnen zu haben: aber rühme dich fernerhin nicht deiner Treue und Redlichkeit gegen deine Mitbürger, die du alle be-

trogen, indem du die Obrigkeit hintergingst; — aber rühme dich nicht deines Christenthums, indem du um wenige Silberlinge den Frieden deines Herzens und deine Pflichten gegen Gott und Menschheit verrathen hast; — aber rühme dich nicht deines Jesus, der dich nicht als seinen Nachahmer kennt; — aber rühme dich nicht deiner frohen Hoffnungen und Aussichten in der Todesstunde, da du ein betrogenes Vaterland hinter dir zurücklässest, einem allwissenden Richter entgegengehst, und ein schuldbeschwertes Gewissen mit hinüber nimmst, wo keine durch Furcht erpreßte Reue, kein flüchtiges Gebet dich so schnell heiligt, als du dich in deinem Leben schnell durch eine Schändlichkeit besudeltest.

Verwalte mit Lust und Eifer das gemeinschaftliche Gut, welches dir von der Obrigkeit oder von deinen Mitbürgern zu verwalten gegeben worden ist. Denn wir sind dem Lande nicht bloß den Geldzins von unserm Gewerbe und Vermögen schuldig, auf daß das Ganze wohl unterhalten und gesichert werde: sondern auch unsere Geisteskräfte und unsere arbeitslosen Stunden sollen wir für das Wohl unserer Mitbürger anwenden.

Wo etwa eine kleine Ehre, irgend ein kleiner Geldgewinn bei einer Stelle zu erhalten sind, da werden sich genug Menschen zudrängen, um angestellt zu sein. Aber desto seltener sind die gemeinnützigen, dem Vaterlande mit reiner Liebe ergebenen Bürger, wo die Uebernahme irgend einer öffentlichen Verpflichtung ohne Einkünfte und ohne sonderliche Auszeichnung, wohl gar zuweilen mit Verantwortlichkeit und Verdruß verknüpft ist. Daher findet man der unglücklichen Beispiele genug, daß aller Orten das Privateigenthum besser als das Eigenthum der Gemeinde verwaltet wird; daß Niemand Geschäfte übernehmen will, welche ihm keinen Vortheil abwerfen, und daß, wenn er sie übernimmt, er sie mit Gleichgültigkeit als eine lästige Nebensache besorgt.

Du aber, welcher edlern Herzens sein und im großen Geiste Jesu handeln will, ehre den Willen deiner Obrigkeit, ehre die Sache deines Vaterlandes, deines Wohnortes. Dränge dich zu keinen Aufträgen, aber ziehe dich auch nicht zurück, wenn man dir für das Gemeinwohl eine Last auflegen will, der deine Kräfte gewachsen sind. Deine Ehre ist deine Tugend; dein Lohn ist dein Bewußtsein! Werde der Diener Aller, so machst du dich dein Herz zum Ersten unter Allen. Verwalte, was dir anvertraut ward, mit einer Sorgfalt, als verwaltetest du deinen eigenen Nutzen: so wirst du in den Augen deiner Mitbürger Ehrfurcht für deine Redlichkeit und deinen Eifer lesen, Frieden in deinem Innern, frohe Zuversicht in deinem Stande zu Gott finden; so hast du in der That nicht mehr fremde Angelegenheit, sondern deine eigene verwaltet.

Herr der Welt, majestätischer Gott, sind wir nicht Alle, der Fürst, wie der Unterthan, die Werkzeuge Deiner weisen Vorsehung und Weltregierung? Wie könnte ich es wagen, freudigen Gemüths zu Dir emporzuschauen, wenn ich mich weigerte, des Landes Wohl nach meinen Kräften zu befördern, in welches Du mich versetzt hast? Wie könnte ich Deines heiligen Reichs würdiger Genosse sein, wenn ich nicht ein rechtschaffener Unterthan und Bürger dieser irdischen Welt sein möchte? Aber wie wäre ich Dir, Gott, du Vater und Stifter aller Ordnungen, gehorsam, wenn ich nicht der weltlichen Obrigkeit auf Erden zu gehorchen wüßte?

Treu, fest und ohne Umwege will ich mich allen Gesetzen und Einrichtungen derer unterwerfen, die Du zu Vorgesetzten mir gegeben hast. Ich will lieber weniger haben, als mit Ungerechtigkeit haben. Ich will lieber freudig gehorchen, als durch unanständiges Murren meinen eigenen Muth schwächen, und meine Mitbürger zu ähnlichen Unzufriedenheiten reizen. Selbst wenn auch Manches, das mir vorgeschrieben wird, von mir als unvollkommen angesehen würde, ich will auch dies mit redlicher Gewissenhaftigkeit erfüllen. An meinen Obern ist es, mit Vollkommenheit zu regieren; an mir ist es, mit Vollkommenheit zu gehorchen. Jeder ist nur in seinem Verhältnisse vor Dir verantwortlich; er trägt nicht des Andern Schuld.

O Vater, gib mir Kraft, daß ich auch in meines Lebens bürgerlichen Verhältnissen der Vollendetste und Beste werde; eine Aufmunterung Vieler, ein Beispiel Aller! Amen.

XV.

Seelengröße.

Matth. 5, 44 — 48.

Der Mensch darf mehr begehren,
Als Erd' und Himmel geben kann;
Gott will ihm mehr gewähren.
Beut ihm ein großes Erbtheil an.
Er führt ihn auf die Erde,
Daß er in dieser Zeit
Von ihm geleitet werde
Zu seiner Seligkeit;
Bis er mit allen Kräften,
Gebildet und gewöhnt
Zu göttlichen Geschäften,
Nach ihr allein sich sehnt.

Dann endet er voll Wonne
Der hohen Tugend schweren Lauf.
Gott selbst wird seine Sonne,
Und geht in vollem Glanz mit auf.
Vollendung heißt die Palme,
Die ihm sein Engel bringt:
Entzücken tönt im Psalme,
Den er dem Schöpfer singt.
Um herrlich einst zu werden,
Groß in der Ewigkeit:
Sei göttlich schon auf Erden,
Und wuchre mit der Zeit.

Nur zu oft sah ich den Menschen in seiner Niedrigkeit — aber wann habe ich ihn auch in seiner ganzen Hoheit erblickt?

Ich sah ihn nur zu oft, wie er sinnlich-thierisch dahinlebte; nur darauf bedacht, durch Arbeit sein Brod zu gewinnen, oder ein kleines Eigenthum mehr als sein Nachbar zu haben, oder sich mit schönern Kleidern zu schmücken, als dieser; sah ihn, wie seine ganze Freude zuletzt in seinen stolzen Einbildungen von sich selbst bestand, oder im Kitzel seines Gaumens bei Trinkgelagen oder Gastmählern, oder daß er einigen andern Menschen Befehle zu geben hatte; ich sah ihn, wie er an die Verbesserung seines leiblichen Zustandes unaufhörlich dachte, um die Verbesserung seines Gemüths sich aber, als wäre gerade dies eine Nebensache, am wenigsten bekümmerte; ich sah ihn seinen Verstand nur üben, Kenntnisse zu sammeln, Geschicklichkeiten nur erwerben, um, wie er sich ausdrückte, mit Ehren durch die Welt zu kommen, als hätte er die erhabenen Kräfte seiner Seele nur deswegen von der Gottheit empfangen, damit er das schlauste, künstlichste, gewaltigste, aber auch das gefährlichste aller Thiere werde; ich sah ihn, wie er sich ohne Scheu von seinen Launen regieren, ohne Scham von seinen Leidenschaften überwältigen ließ, als wäre es eine Ehrensache, sich keinen Zwang anzulegen, sondern seinen Neigungen, Trieben und Wünschen den Zügel schiessen zu lassen, und dem von keinem vernünftigen Geiste beherrschten Thiere in allen Gemüthsäusserungen vollkommen ähnlich zu werden; ich sah ihn, daß er eine Religion bekannte, nicht des Herzens, sondern der bürgerlichen Gewohnheit und Anständigkeit wegen; daß er zu Gott Gebete hinplapperte, die Kirchen besuchte, und die heiligen Gebräuche derselben übte, als wäre dies ein Zeremoniel, mit dem bei dem Regierer des Weltalls, dem Lenker der Schicksale, dem Richter der Todten Alles abgethan wäre; ich sah ihn die Religion Jesu zum Deckmantel seiner Verbrechen, zum Beruhigungsgrund für sein Gewissen machen, indem er wahnsinnig genug fabelte, er könne sich auf das genugthuende Verdienst unsers Herrn und Heilandes berufen, und der Tod Jesu sei ein Opfer für seine Sünde gewesen, so daß nun keine Strafe und Verdammniß mehr zu fürchten sei.

Wehe! wie tief kann der Mensch sinken! Er ist voll unauslöschlicher Sehnsucht nach Glückseligkeit, und doch nie glücklich, weil er mit sehenden Augen in sein unzweifelhaftes Verderben rennt, als schleppte ihn eine unsichtbare Macht grausam dahin. Wohl eine grausame, unsichtbare Macht! Seine Leidenschaften sind es, die seine Seele verderben und ihr Glück, ihren Frieden.

Wer ist denn der Mensch in ganzer Hoheit, geschaffen, ein Ebenbild Gottes zu sein? Ist es der Christ, welcher mit genauer Selbstkenntniß sich immerdar beobachtet, daß er nicht fehle, und jene Selbstherrschaft über alle seine Gemüthsbewegungen übt, welche ihn über den großen Haufen erhebt?

Wohl ist ehrwürdig der Weise, welcher vom Reiz sinnlichen Genusses, vom Zauber der Leidenschaften, von der Macht des Ehrgeizes, der Eitelkeit, der Wollust, der Zornmüthigkeit unabhängig dasteht, ein Freier unter den Sklaven, ein König unter den Knechten! Ehrwürdig ist er; denn keine äussere Gewalt beugt ihn, kein Glück bringt ihn ausser Fassung, kein Unglück schlägt ihn zu Boden — er steht in allen Stürmen unerschüttert; nur er selbst beugt Alles, weil er seine Neigungen und Gemüthsbewegungen meistern kann, daß sie nie Einfluß erhalten auf seine Entschliessun-

gen. Bewundernswürdiger ist er, als der, welcher mit Hilfe unterjochter Völker andere Völker unterjochen kann, nur nicht seine eigene Ehrsucht; bewundernswürdiger, als der größte unter den Künstlern und Gelehrten, die Werke zusammenbauen, welche man als Wunder der Welt anstaunt, aber dennoch nicht einmal den steten Frieden und Glückseligkeit ihres eigenen Gemüths zu gründen vermögend sind.

Aber ist Selbstbeherrschung die letzte und höchste Stufe der Vollendung, die der Mensch zu ersteigen hat?

Nein! Wäre sie es, so würde Jesus, der göttliche Welterleuchter, nicht Höheres gelehrt und gepredigt haben, als was vor ihm schon viele Weise des Alterthums gelehrt und gepredigt hatten. Ja, schon ehe Jesus Christus die Erdenwelt betrat, hatten die tugendhaftesten und einsichtsvollsten Männer gelehrt, daß Selbstkenntniß und Selbstbeherrschung die höchste Würde des Menschen vorbereiten. Noch mehr, sie selbst gaben in ihrem eigenen, herrlichen Lebenswandel das rührende Beispiel der Selbstkenntniß und Selbstbeherrschung, und bewiesen, daß diese Tugenden nicht zu schwer wären, daß jeder Sterbliche sie üben könnte. Sie thaten es! Noch heute ehrt die Welt den Namen so edler Männer. Sie thaten es! O ihr Christen, die ihr feig und sklavisch vor Erfüllung dieser himmlischen Pflichten bebet, sie thaten es, und doch war ihnen noch kein Jesus erschienen — nur finstere Ahnung war ihnen Ewigkeit und Gericht, was uns durch göttliche Offenbarung schauerlich entzückende Gewißheit geworden. Sie thaten es — Christen! und die es thaten, waren nur Heiden!

Aber Jesus, der Hocherhabene, trat mit dem Glanze himmlischer Weisheit in die Welt, und forderte mehr.

Auch er forderte Selbstkenntniß, und daß Jeder sich prüfe, weil ohne Erkenntniß unserer Sünden keine Vermeidung derselben gedenkbar ist. Auch er forderte Selbstbeherrschung, Selbstverläugnung, weil, wer nicht seinen Lüsten und Begierden Zaum und Gebiß anlegen kann, von ihnen unterjocht und von der Nachfolge Jesu ausgeschlossen wird. Doch dieses Alles thaten auch die Heiden. Sie schonten ihres Feindes, sie machten das Glück ihrer Freunde, sie verabscheuten die Ausschweifungen des Schwelgers, des Ehrgeizigen, des Wollüstlings, des Trunkenbolds; sie verachteten den Stolz und die Thorheit des Geizes, die Unersättlichkeit der Habsucht und die Schädlichkeit des überall für sich rechnenden Eigennutzes. Doch alle diese Tugenden waren noch keine Christentugend.

Jesus forderte vom Menschen mehr. Er forderte die Aehnlichwerdung Gottes; er forderte eine Seelengröße, so weit der Sterbliche auf Erden ihrer fähig ist.

Nicht genug, sprach er, ist's, seinen Zorn zu mäßigen; nein, liebet eure Feinde; segnet, die euch fluchen; thut wohl denen, die euch hassen; bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen. Auf daß ihr Kinder seid eures Vaters im Himmel. Denn er lässet seine Sonne aufgehen über die Bösen und über die Guten, und lässet regnen über Gerechte und Ungerechte. Denn so ihr liebet, die euch lieben, was werdet ihr für Lohn haben? Thun nicht dasselbe auch die Zöllner (Heiden)? Und so ihr auch nur zu euern Brüdern freundlich thut, was thut ihr Sonderliches? Thun nicht die Zöllner (Heiden) auch also? Darum sollt ihr vollkommen sein, gleichwie euer Vater im Himmel vollkommen ist. Matth. 5, 44 — 48.

Dies ist die Geisteshoheit, welche der Himmlische von uns fordert. Nicht genug, daß wir uns so vollkommen selbst beherrschen, daß unsere Neigungen und Gefühle uns zu keinem unrechten Schritt verleiten, sollen wir sogar Segen und Wohlsein um uns her verbreiten, so weit wir reichen können. Nicht der ist schon tugendhaft, welcher sich so in seiner Gewalt hat, daß er nie eine Pflicht verletzt und vernachlässigt; sondern der ist's, der ohne Rücksicht auf äussere Verhältnisse, ohne Ansehen der Personen Gutes thut, und die allgemeine Glückseligkeit vermehrt, ja selbst das Glück seiner Feinde.

Dies ist die christliche Seelengröße, dies der Gipfel irdischer Vollendung! Der wahre Weise — und nur der heilige Nachfolger Jesu ist's — fühlt sich erhaben über die Ränke, Umtriebe und Leidenschaften des Lebens, und will nur beglücken, wo Andere aus Selbstsucht Böses thun. Er ist erhaben über Beleidi-

gungen und Feindschaften; er läßt sich durch sie nicht hindern, denen wohl zu wollen und Nutzen zu stiften, die ihn hassen. Seine Rache heißt vergessen und verzeihen. Er ist erhaben über das kleinliche Streben der gemeinen Menschen, mit welchem sie ihr ganzes Leben daran wagen, in irgend einem Sinnenkitzel, in irgend einer Eitelkeit ihr höchstes Glück zu suchen. Sein höchstes Gut ist das Einssein mit Gott. Er, sich stets selbst beherrschend, um rein von Fehlern sein Herz zu bewahren, hasset diejenigen nicht, die da fehlen, sondern betrachtet sie als das, was sie wirklich sind, als Kranke, deren Leichnam die Seele drückt und beherrscht; als Irrende, deren Verstand ein falsches Gut zum Ziel, oder ein falsches Mittel zum Zweck gewählt hat. Er haßt sie nicht, aber bedauert sie, und sucht zur Beförderung einer weisen Aufklärung die Uebel des Irrthums zu vermindern. Er ist erhaben über die Leidenschaft der Selbstsucht und des Eigennutzes. Er will nicht der edelste der Menschen sein, um der hochgeachtetste von allen zu werden; wollte er dies, dann wäre er nicht mehr edel. Er will das Gute nicht thun um einer höhern Belohnung willen; wollte er dies, so wäre seine Tugend nicht mehr Tugend, sondern Schlauheit und kluger Eigennutz. Er liebt die Tugend, weil sie göttlich ist. Er will vollkommen sein, weil sein Vater im Himmel vollkommen ist. Er will eins sein mit Gott, weil sein Geist aus Gott ist, und sich zu dem erhabenen Ursprung zurücksehnt.

Dies ist die ächte Erhabenheit des Gemüthes, die Jesus von seinem Nachfolger fordert. Liebe und Wohlthun ist ihr Wesen, und bescheidene Demuth ihr Schleier. Sie trachtet nach dem Höchsten, darum ist ihr, was vom Staube kommt und zum Staube zurückkehrt, das Niedrigste. Das Ewige ist ihr Heimwesen; daher erscheint ihr das Erdenleben nur als eine Vorbereitungsstufe. Sie ehrt die menschlichen Stiftungen und Ordnungen, als Mittel zur Beförderung der Glückseligkeit; aber die Wahrheit, das Recht und das Gute höher, als alle menschliche Stiftung: denn nur zu oft vergißt der sinnliche Sterbliche über den Glanz jener selbsterfundenen Mittel den ehrwürdigen, fernen Zweck. Gott ist ihr in dieser Welt Alles, weil Gott in Allem ist, und sie selbst in Gott. Sie liebt das Leben, weil es ein Dasein in Gott ist, aber verachtet den Tod, weil er nur eine geringe Aenderung in der Art unsers Daseins ist.

O erhabener Jesus, dies ist Deine Religion, Deine Offenbarung, die Du in das Leben der Sterblichen brachtest! Diese Seelengröße ist die Frucht des Christenthums. Aber was bin ich? Nein, ich war noch kein Christ! Was hatte ich? Nein, ich hatte noch kein Christenthum, sondern ein feiges Schwanken zwischen Sünde und Tugend, zwischen Staub und Gottheit. O Jesus, Dein heiliges Wort fällt wie ein Lichtstrahl in mein Gemüth. Heller erkenne ich den Sinn Deines himmlischen Gedankens: Ihr sollt vollkommen sein, gleichwie euer Vater im Himmel vollkommen ist.

Die Seelengröße des Christen besteht nun nicht in der gänzlichen Vernachlässigung und Unterdrückung des Leibes, in der Ertödtung aller Begierden, in dem gänzlichen Absterben für die irdischen Freuden des Lebens. Nein, dieser Leib ist das mir von Gott verliehene Werkzeug, wodurch ich auf die Welt um mich her wirken kann. Dieses Werkzeug darf ich nicht verschmähen, nicht verwahrlosen; ich würde meinen Geist des wichtigsten, von Gott verliehenen Mittels berauben, durch welches er seine Vollendung bewirken soll. Aber für mehr als ein Werkzeug darf ich ihn nicht ansehen. Wenn ich für die Stärke, Festigkeit, Geschicklichkeit und Gesundheit des Körpers gesorgt habe, dann habe ich Alles gethan. Aeusserer Schmuck und Schönheit des Werkzeuges sind vorübergehende Nebendinge. Darein darf ich nicht allen Werth setzen, noch weniger ihrentwillen der Kraft und Gesundheit des Leibes Eintrag thun. Aber der, welcher das Werkzeug regiert, ist selbst wichtiger, als das Werkzeug; und der Christ ist's, der den Leib regiert. Er opfert diesen freudig auf, wenn es sein muß, die höchsten Zwecke, allgemeine Glückseligkeit, zu befördern. Ob Krankheit, ob Wunden, ob Schmerz, ob Tod — des Christen große Seele achtet ihrer nicht, wenn es darauf ankommt, die höhern Güter zu retten: Wahrheit, Recht, Glauben, Unschuld, Menschenglück.

Die Seelengröße des Christen besteht nicht in stolzer Verschmähung aller Lebensfreuden; aber jene Freuden sind ihm nicht

mehr, als bloße Erquickung des Körpers, damit er durch Erholung neue Kräfte gewinne, nützlich zu arbeiten. Er verachtet es, nur beständig sinnlichen Freuden nachzujagen, und sich beständig zu erholen, ohne gearbeitet zu haben. Keinen Tag vollendet er, ohne eine gute That vollbracht zu haben. Er gibt alle Freuden hin, wenn er damit fremdes Wohl vermehren kann. Ihm ist es Wollust, zu entbehren und zu leiden, wenn er dadurch Glückliche macht.

Reichthum, Ehre, Ansehen sind für ihn kein Gegenstand der Verachtung, aber auch kein Gegenstand seines vorzüglichsten Bemühens. Alle diese Herrlichkeiten, die der Mensch vergöttert, können weder das Glück des christlichen Weisen vermehren, wenn sie kommen, noch vermindern, wenn sie verschwinden. Für ihn sind sie nur Hilfsmittel größerer Thätigkeit für Menschenwohl. Er weiß sehr gut, wie unzuverlässig das Ansehen, wie zweideutig Ehrenbezeugungen sind, und wie wenig alles Gold der Welt vermögend ist, eine dauerhafte Gemüthsseligkeit zu schaffen. Er ist jede Stunde bereit, auf allen Ruhm Verzicht zu thun, wenn er dadurch den Frieden und das Glück der menschlichen Familie vermehren kann. Er ist jede Stunde bereit, allein Reichthum aufzuopfern, wenn er damit allgemeines Leiden mindern kann.

Was vom Staube kommt, ist ihm Staub; auch das Glänzendste ist ihm keines Seufzers werth. Was liegt daran, ob wir, was wir endlich immer verlieren müssen, ein paar Tage oder Jahre früher verlieren? Nur wenn wir es verlieren, sei es für eine heilige Sache der Menschheit. Eine Tonne Goldes ist nicht so viel werth, als das Bewußtsein einer göttlich-großen That, und das Leben ist leichter aufzuopfern, als die Unschuld.

Die Seelengröße des Christen besteht nicht darin, daß wir es verschmähen, unsere eigenen oder die Rechte unserer Brüder zu vertheidigen, wenn ihnen Gefahr droht. Alle Rechte, welche wir oder Andere in der bürgerlichen Gesellschaft besitzen, sind Bedingungen, unter denen wir Hilfsmittel zu nützlicher Wirksamkeit erwerben, gebrauchen und bewahren können. Wer aus Bosheit oder Irrthum diese Bedingungen zerstört, muß durch Sanftmuth oder Ernst wieder zu seinen Pflichten zurückgeführt werden. Wir nennen einen solchen unsern Feind; aber der Christ hat keinen Feind. Es ist möglich, man kann den Weisen verachten, hassen, verfolgen oder beneiden; er aber, mitten in der Beschäftigung, seine Rechte zu schützen, bleibt seines Gegners Freund. Er weicht ihm nicht zürnend aus, sondern ehrt ihn, wie bisher, und steht ihm bei, wo er kann, thut ihm wohl, wo eine Gelegenheit winkt. Und, wenn endlich nur die harte Wahl offen bleibt, Unrecht thun oder Unrecht dulden — sie ist ihm nicht hart: er duldet!

Darin offenbart sich die Seelengröße des Christen am lebhaftesten, daß er immerdar und aller Orten voller Liebe gegen die Menschheit ist, wie Gott; daß diese Liebe nie erkaltet durch fremde Undankbarkeit; keinen Unterschied macht im Wohlthun gegen Freunde oder Feinde, und noch mehr aus seinen Thaten, als aus seinen Reden erkannt wird. In jeder Stunde, bei jedem Geschäft sucht er der Beste und Nützlichste zu sein, der er nach Maasgabe seiner Kraft in solchem Augenblicke sein kann. Und dies Alles leistet er lieber im Verborgenen, als vor der Menschen Augen. Aber auch die Blicke der Menschen scheut er nicht, sobald er glauben kann, sein Vorgang und Beispiel könne heilsam werden.

Er will jederzeit unter den Verhältnissen, in die ihn Gottes Führung bringt, das Beste und Höchste. Er will es nicht allein, nein, sein Wille ist That zugleich. Aber dennoch verhüllt er bescheiden sein Gutes, weil er es nicht um Menschenlob thut, und nicht von den Schwachen gerühmt sein mag, die leider schon das zu preisen pflegen, was doch nur einfache Pflicht des Rechtschaffenen ist. Eine gute That, die nach Beifall geizt, ist nur der Verachtung der Edeln werth. Gott kennt sie nicht. Wahre Seelengröße hat eben darum ihre vollendete Hoheit, daß sie jedes Opfer für Menschenglück darbringt, ohne daß ein Sterblicher davon erfährt. Der wahre Christ hat Ursache zu glauben, daß Andere handeln; denn er kennt seine Schwächen, die er noch zu bekämpfen hat. Aber es ist beschämend, sich für die Vollziehung seiner Pflichten gelobt zu hören, weil eben dies Lob beweiset, daß die es nicht geben dürfen, welche es ertheilen. Denn wer das lobt, was Schuldigkeit war,

bekennt, daß er selbst seine Schuldigkeit nicht mit Strenge leistet. Und wie mag uns ein Ruhm aus solcher Menschen Munde gefallen?

Und wäre Schmach, Verfolgung, Kerker, Blutgerüst die Folge unsers tugendhaften Wandels — die Tugend ist Alles; Kerker und Blutgerüst sind nur Träume. Die Seele des Gerechten ist frei; was thun ihr die Fesseln, welche den Leib drükken? Der Tod auf dem Blutgerüste für eine heilige Sache, oder der Tod auf dem Schlachtfelde: sind sie etwas Anderes, als Tod auf dem Krankenlager? Macht das Sterbekissen den Unterschied für einen Geist, der in Gott, für Gott, mit Gott lebt? Wie viele Edle starben unter dem Fluch der Zeitgenossen und unter dem Beil des Henkers, deren Asche von den Thränen einer dankbaren Nachwelt segensvoll geehrt ward! Nicht das soll uns bekümmern, was man von uns hält, sondern das, was wir sind. Nur unsere That, nicht das Urtheil der Welt über dieselbe, ist unsere Angelegenheit. Jene allein ist unser, dieses wird von Umständen herbeigeführt. Jene allein hat Einfluß auf unsere Würde, Vollendung und Seligkeit; dieses kaum auf unsern hinterlassenen Staub. Bald deckt Vergessenheit die Mörder und den Ermordeten. Aber Gott lebt, Gott richtet!

Du lebst, Ewiger, Du richtest, Allerheiligster! — Was ist mein Leichnam im Tode? Ein abgefallenes Gewand. Was ist das sinnliche Leben, wenn es endet? Ein bunter Traum, dessen Farben beim Erwachen erblassen. Ich bin Geist, nichts sonst bin ich und habe ich. Nur die Hoheit und Kraft, welche er sich zueignet in seiner Wirksamkeit auf Erden, die kann des Todes Hand nicht von ihm abstreifen; denn diese Kraft ist erst dem Unvergänglichen, Unsterblichen inwohnend, ist nicht Staub.

Nach Seelengröße ringen — dies ist des Gotterschaffenen höchstes Ziel. Nein, es ist nicht über Menschenvermögen erhaben. Denn auch Jesus war nicht bloß zum Scheine Mensch; er leistete das Höchste, um darzuthun, dem ernsten Willen sei auch das Vollkommenste erreichbar. Und nach ihm wandelten, von seinem Wort und Beispiel begeistert, zahllose Andere. Sie opferten für Recht und Wahrheit, für Unschuld und Tugend, für Vaterland und Menschenglück muthvoll und entschlossen alle Kleinodien des Lebens hin — Vermögen, Freundschaft, Liebe, Ehre, Gewalt, Freiheit, ja das Leben selbst. Warum soll ich nicht können, was sie? Warum es nicht können, wenn auch tausend schwache, von ihrer Sinnlichkeit bestochene und gelähmte Menschen daran zweifeln, oder es Schwärmerei heißen? Urtheil Gottes in meiner Brust, was gilt mir neben dir das Urtheil der tief in den Schlamm der Sinnlichkeit und des Eigennutzes versunkenen Menschen? Sind sie für die Vollendung ihres Geistes nicht fähig, was Staub ist, Staub zu nennen, und was vergänglich ist, dem Ewigen aufzuopfern: warum sollte ich es nicht fähig sein?

Jesus Christus! Vollendeter! Göttlicher! Du Urbild dessen, was im Weltall der Geister sein soll und gilt; Du, aus dem mich Gott und Natur ansprachen; Du, eins und dasselbe mit Gott und Natur! Ist's nicht Dein Beispiel, das mir vorleuchtet? Die Welt von Menschen, die Dich umgab, begriff Dich nicht, du heilige Kraft. Sie sah auf Staub, auf Tand, äussere Macht und bürgerliche Verhältnisse; Du tratest lächelnd über den Staub hin, und kanntest nur die ewigen Verhältnisse zwischen Dir und Deinem Vater.

So will ich werden, Jesus, wie Du. Soll ich Dein Nachfolger nicht sein, warum trug man mich als Kind zur Taufe, und weihte mich zu Deiner Nachfolge? Ich will Dein Leben lesen. Ich will Deine Lehren lesen. Ich will das Schwerste thun, um Hoheit und Freiheit der Seele, um Gottähnlichkeit zu erringen! — Hart wird oft gegen meine sinnlichen Begierden und Neigungen der Kampf sein! O Gott, o Kraft, o beharrlichen Muth! Amen.

XVI.

Weltklugheit und Christenweisheit.

Matth. 10, 16.

Ich flehe nicht um Gold und Gut,
Ich flehe nicht um thränenlose Tage,
Um Weisheit nur, o Gott, und Muth,
Daß ich als Christ des Lebens Schicksal trage.

Ich will nichts, Quell der Weisheit, nichts
Als Weisheit, wenn ich wirk' und leide,
Als Weisheit nur in Harm und Freude,
Als Licht von Dir, du Quell des Lichts!

Auch der klügste Mann kann fehlen, und durch eben diejenigen Mittel, welche Jedermann für die zweckmäßigsten zu seinem Glück hält, sich das furchtbarste Elend vorbereiten.

Auch der frömmste Christ kann fehlen, und gerade dann das größte Unglück anstiften, wenn er am tugendhaftesten zu handeln glaubt, und es am besten zu machen sucht.

So unglaublich dies auch zu sein scheint, daß man mit bloßer Klugheit in den Abgrund des Verderbens stürzen, daß man mit allem Tugendeifer, mit dem gerechtesten und heiligsten Sinn viel Uebels anrichten könne: so wahr ist es doch. Die Erfahrung gibt uns davon unzählige Beispiele. — Diese Beispiele sollen mich warnen, sollen mich aufmerksamer auf meine eigene Art zu denken und zu handeln machen. Vielleicht bin auch ich noch einer von denen, die nicht den rechten Unterschied zwischen dem, was klug, und zwischen dem, was weise ist, machen. Vielleicht bin auch ich oft klug, ohne Weisheit; oft weise und fromm, aber ohne den göttlichen Willen mit erforderlicher Klugheit auszuüben. Vielleicht bin auch ich einer von denen, die Jesu erhabenen Spruch nicht verstehen: Seid klug, wie die Schlangen, und ohne Falsch, wie die Tauben!

Der größte Theil der Sterblichen, wenig bekümmert um göttliche Weisheit, jagt mehr dem Ruhm der Klugheit nach. Wenigen fällt bei ihren Unternehmungen ein, zu fragen: Erfülle ich damit auch Gottes Willen? Ist das, was ich thun will, auch der Nutzen meiner Mitmenschen? Habe ich damit auch das Wohl meines Nächsten eben so sehr im Auge, als meinen eigenen Vortheil? Handle ich bloß aus Neid, aus Habsucht, aus unreiner Begierde, aus geheimem Haß gegen diesen oder jenen, aus Stolz, aus Herrschsucht? — Versäume ich nicht vielleicht größere Pflichten, wenn ich dies oder jenes thue? — Wenige fragen so. Wohl aber denken die Meisten darauf, durch welche Mittel sie zu ihrer Absicht am geschwindesten gelangen mögen; auf welchen Wegen sie ihr erwünschtes Ziel am sichersten erreichen. Ob unter diesen Hilfsmitteln denn auch eine Lüge, eine Betrug, eine boshafte Hinterlist, eine Unredlichkeit mit unterlaufe, dies ist ziemlich gleichgültig; dies verzeihen sie sich gern. Es ist ihnen sogar schmeichelhaft, wenn man von ihnen sagt: Er hat es klug angefangen; man kann zwar nicht Alles billigen, was er gebrauchte, um seinen Plan durchzusetzen: aber er hat ihn doch mit Klugheit durchgesetzt; er hat sein Ziel erreicht; gleichviel ist es ihm nun, wie und auf was für Art.

Ach nein, es ist nicht gleichviel! — Nein, die dich loben, haben auch dein Verdammungsurtheil ausgesprochen. Sie ehren deinen Verstand, deine Vorsicht, deine Geschicklichkeit in Behandlung deiner Geschäfte; aber sie verabscheuen deine Gewissenlosigkeit, die Unredlichkeit mancher deiner Mittel. Du hast dein Ziel gewonnen, aber das Zutrauen, die offene Liebe deiner Mitbürger für immer verloren. Wer einmal betrog, dem traut man nie wieder. Du hörst es nicht, wie man hinter deinem Lobe auch die Worte hinzusetzt: Vor dem muß man sich in Acht nehmen! — Du hast mehr verloren, als gewonnen; du hast dir vielleicht ein todtes Gut errungen, aber edle, lebendige Herzen von dir gestoßen. Man bewundert mit Widerwillen und Ekel deine Geschicklichkeit, aber liebt in dir nicht mehr den guten Menschen.

Sprich nicht: Es ist mir gleichgültig, was man von mir denkt. Es ist Thorheit, sich nach den Urtheilen der Menschen zu richten. Hätte ich's nicht gethan, so hätte es statt meiner ein Anderer gethan. Gleichviel Alles, wenn ich nur meine Absicht erreiche.

Nein, es ist nicht gleichviel! Du hast deine Absichten erreicht, aber die Achtung für dich selbst hast du verloren. Du wähltest in deiner Klugheit unbillige Mittel, die dich freilich zum Zweck führten; aber du hast Gott verloren und das Vertrauen zu den Menschen. Du fürchtest nun eben so von ihnen hintergangen zu werden, wie du Manchen von ihnen hintergingst. Du bist aus dem Paradiese schöner Unbefangenheit und Unschuld herausgetreten in eine unsichere Wildniß, du hast keine Stütze mehr, als dich und deine Klugheit.

Denke nicht: Aber diese ist mir Stütze genug; ich werde mich schon in dem, was ich gethan, was ich erreicht habe, zu erhalten wissen! — O du, der sich mit seiner Klugheit brüstet, wie schnell verläßt dich jetzt schon deine Klugheit, wie schnell die Menge der Erfahrungen, auf welche du stolz bist! — Welcher Mensch kann sich ge-

nug auf eigene Kraft verlassen? — Ein Zufall kann Alles zerreissen, was dein Witz verband; ein schreckliches Ohngefähr kann Alles zertrümmern, was du erbaut hast. Nein, kein Ohngefähr, Gottes Welteinrichtung ist's, der du, schwaches Wesen, unterworfen bleibst. Gottes Hand kann deinen Stolz vernichten. Wie dann, wenn du nun mehr verloren hast, als dir deine Kunst und List gewann? Wenn du mit unerlaubten Mitteln dir Vermögen zusammenscharrtest, und dann unverhofft zum Bettler, zum flüchtigen Schuldner wurdest, und statt des Mitleidens dich die Schadenfreude, dich die gerechte Verachtung ins Elend begleitet? Oder wenn du für Ruhm, für Ehre, für Ansehen dein Gewissen verunreinigtest, und dann eine gewaltsame Umänderung der Dinge dich aus der Höhe herabstürzt, und Jeder dir nachruft: er hat es verdient! — und Jeder, der dich nicht mehr zu fürchten hat, dir nun statt des Lobes, für das du Alles opfertest, Schmach und Spott nachruft, über das Grab hinaus dir nachruft?

Was war deine Klugheit am Ende? War sie nicht Thorheit? Wie verächtlich ist dein Verstand, der nur auf die nächsten Wochen hinaus rechnet, aber bei allen Unternehmungen vergißt, in jedem Falle, auch im unglücklichsten, seine Anordnungen für die ganze Lebenszeit sicher zu stellen! — Wie wenig verdient der das Lob eines vorsichtigen Mannes, der für den Genuß des Augenblicks das Leben, für das Vergängliche und Zufällige das Ewigwerthe auf's Spiel setzt! — der, um glücklich zu werden, erst die Hochachtung gegen sich selbst, und dann das Zutrauen der bessern Menschen, dann die Huld seines Gottes, endlich die frohe Aussicht in die finstern Welten jenseits der Sterbestunde verlieren muß! — Hier ist nicht Vorsichtigkeit, sondern Leichtsinn! — Denn dieser Klugheit, dieser Vorsicht fehlte die wahre Grundlage — sie wird Weisheit genannt!

Wäre unser Erdball, gleich einer bessern Welt, nur mit heiligen Wesen, nur mit Engeln bevölkert: so würde Weisheit zu gleicher Zeit die höchste Klugheit sein. Jeder würde die Leibeigenschaft fliehen, Jeder der Sünde fluchen, Jeder sich unverstellt zeigen dürfen, ohne zu fürchten, von Bösewichtern mißbraucht zu werden.

Aber so ist es nicht. Der Gerechte, der Christ steht hienieden unter Menschen, die, ohne Menschenliebe, nur ihrer unersättlichen Habsucht, ihrem Golddurst, ihrem Ehrgeiz ein Genüge thun wollen; unter Menschen, die sich oft darin groß dünken, wenn sie, schlauer als ihr redlicher Bruder, ihn zu seinem Schaden, zu ihrem Vortheil überlisten können; unter Menschen, die Ihresgleichen nur wie Nebendinge, nur wie Werkzeuge und Maschinen betrachten, welche man zu seinem Nutzen gebrauchen müsse; unter Menschen, welche, wenn sie auch nicht offenbar lasterhaft sind, doch von unreinen Begierden oft zu unreinen Handlungen verführt werden; unter Menschen, die, wenn sie auch nicht absichtlich schaden wollen, doch aus allzugroßer Schwäche schaden könnten. — Darum sprach der göttliche Meister, Jesus Christus, der Weltkenner, zu seinen Jüngern, da er sie auf ihre Wanderungen im Leben vorbereitete: Siehe, ich sende euch als die Lämmer mitten unter die Wölfe. Luk. 10, 3.

In einer solchen Welt, unter solchen Menschen, wie sie nun sind, ist es nicht genug, den Willen Gottes zu wissen; es ist nicht genug, die Gesetze Gottes zu vollstrecken, um tugendhaft zu sein: man muß mit Vorsicht handeln, man muß mit Klugheit tugendhaft sein, man muß wissen die Tugendgesetze richtig und ihrem Zweck gemäß anzuwenden. Und wer dies nicht weiß, oder aus übertriebenem Eifer nicht will, kann durch Unbehutsamkeit sich und Andere zu Grunde richten, kann mit seiner vermeinten Tugend das Werkzeug verachtungswürdiger Bösewichte werden, und das Reich der Sünde erweitern, wo er das Reich Gottes zu vergrößern gedachte.

Wahr ist's, du sollst den Armen beistehen und dem Dürftigen dein Almosen reichen; aber mit einer ohne Klugheit ausgeübten Barmherzigkeit wirst du den zudringlichen, in Müßiggang lebenden Bettler füttern, und ihn in den Lastern seiner Trägheit bestärken.

Wahr ist's, du sollst die Wahrheit reden; aber nicht ohne Vorsicht. Es gibt Wahrheiten, deren Entdeckung das Glück rechtschaffener Menschen in Gefahr setzen könnte. Es gibt Heuchler, welche dir mit der Miene des Wohlwollens Geheimnisse ablauschen, durch die sie nachher dich und Andere in's Verderben bringen möchten.

Wahr ist's, du sollst Niemanden beleidi-

gen, Niemanden erzürnen, gegen Niemanden hadern. Aber Menschen werden dich um dein Eigenthum, um deine Ehre, um deine Rechte zu betrügen, andere werden dich und die Deinigen mit offener Gewalt zu berauben suchen; vergebens stellst du ihnen deine Menschenfreundlichkeit, deine Unschuld entgegen. Sie verspotten deine Tugend: sie berauben dich und die Deinigen, wenn du ihrer Gewalt nicht Gewalt entgegenstellst; wenn du nicht den Schutz der Gesetze gegen sie anrufst; wenn du nicht vereint mit deinen Mitbürgern in den Krieg hinauseilst, oder deine Söhne sendest, die Rechte, das Eigenthum, die Ehre und Unabhängigkeit deines Vaterlandes zu vertheidigen.

Es ist wahr, wir sollen nicht irdischen Wohlstand, gemächliches Leben dieser Welt als das Einzige und Höchste ansehen, wonach wir zu ringen haben, sondern die Veredelung unsers Herzens immerdar zur Hauptsache machen; der Welt, das heißt, den gemeinen thierischen Lüsten, absterben und unser Gemüth Gott weihen, das heißt, göttlicher, heiliger machen. Allein dem Umgange mit Menschen entsagen, sich in Einsamkeiten verschliessen, nur beten, und der bürgerlichen Gesellschaft, auf deren Kosten man lebt, nichts nützen, ist eine Frömmigkeit, die Gott nicht gefallen kann, der den Menschen unter den Menschen schuf, daß einer dem andern brüderlich diene, und Jeder nach allen Kräften die Wohlfahrt Aller vermehre.

Wahr ist es, wir sollen Vertrauen auf Gottes Führungen haben; aber dies Vertrauen darf nicht zur Trägheit verleiten, nicht zur Gleichgültigkeit gegen den Gang der Dinge. Wir müssen durch unvorsichtiges Betragen nicht selbst die Stifter großen Uebels für uns und Andere werden, und dann uns mit dem falschen Glauben beruhigen, Gott habe es so gewollt. Wir müssen uns und Andere nicht selbst durch Unklugheit in's Unglück stürzen, und dann dabei auf Gottes Beistand hoffen.

So ist denn alle irdische Klugheit ohne christliche Weisheit nur Unklugheit, welche zuletzt Verderben erzeugt. So ist Tugend, ohne Klugheit und Ueberlegung geübt, zuletzt eine Untugend, des strengsten Tadels werth. **Wir sollen weise sein mit Klugheit, und klug sein mit Weisheit.**

Klugheit aber ist jene Geschicklichkeit, die wir durch Erfahrung erwerben, vermöge welcher wir bei allen unsern Handlungen immer die uns möglichst besten Mittel zur Erreichung unserer Absichten wählen. Die Klugheit macht sich mit allen Umständen bekannt, unter welchen sie handeln soll. Die Klugheit sinnet nur auf ihren Vortheil, und sucht sich dahin der sichersten Wege zu bemeistern. Die Klugheit geht bei Allem überlegt, behutsam, vorsichtig und bedacht zu Werke.

Weisheit hingegen ist das Streben, nur dasjenige zu thun, was recht und gut ist, was Jesu Lehre, was der Wille des Allerheiligsten ist. Die Weisheit will keinen Vortheil, nur Tugend; sie sinnet nicht bloß auf ihren eigenen Nutzen, sondern auf das, was edel und wohlthätig ist, es nütze dann, wem es mag. Sie sehnt sich nach der Heiligkeit ihres Gemüthes. Bei allen ihren Handlungen athmet sie nur Liebe zu Gott, nur Liebe für das Wohl der Menschen.

Die Klugheit wählt sich irgend einen Vorsatz, den sie vollstrecken will, um sich in neuen Vortheil zu setzen. Die Weisheit aber spricht: Ist dein Zweck auch erlaubt? Ist er so, daß er Gott gefällt? Hast du dabei nur dich, hast du nicht auch das Wohl deiner Brüder im Auge?

Die Klugheit wählt die sichersten und schicklichsten Mittel, um ihr Ziel zu erreichen. Aber die Weisheit spricht: Wähle keine schändlichen Mittel, deren du dich zu schämen hättest! Wähle kein Mittel, das du tadeln würdest, wenn du es bei Andern wahrnähmest! Drücke die Hausarmen nicht mit schmählichem Wucher, damit du Bettlern reiche Almosen geben könnest; lüge, heuchle und schmeichele nicht, um dir die Gewogenheit Jemandes zu erwerben; verleumde nicht einen deiner Mitbürger, um dir in der Meinung der übrigen ein Ansehen zu verschaffen.

Dies also ist der wichtige **Unterschied zwischen der Klugheit und Weisheit.** Jene gründet sich auf den Verstand, diese auf die Wahrheiten der Vernunft. Jene ändert ihre Handlungsweise nach den Umständen; diese bleibt sich zu allen Zeiten und allen Orten gleich, weil sie nur das will, was **recht ist.** — Jene schöpft ihre Kraft aus vielen Erfahrungen im Leben, diese aus den Ueberzeugungen der Vernunft, aus der Erkenntniß des göttlichen Willens,

wie ihn Jesus uns geoffenbaret hat. Jene bringt kurze, vorübergehende Vortheile; diese aber gewährt uns bleibendes Glück, nämlich innere Zufriedenheit, Seelenruhe, Achtung für uns selbst, freudigen Hinblick auf Gott und Ewigkeit. Jene ist für die Erde, diese für den Himmel sorgend.

Klugheit und Weisheit — welcher von beiden also soll der Sterbliche den Vorzug geben? Sind sie nicht beides Gottesgaben, dem Menschen zu seinem Wohl verliehen? Er soll die eine nicht ohne die andere üben; er soll sie nie trennen. Seid klug, sagte Jesus zu den Seinigen: seid klug wie die Schlangen, aber ohne Falsch, wie die Tauben!

Jetzt erst wird mir die Tiefe und Wahrheit des Sinnes klar, der in diesen Worten meines göttlichen Meisters ausgesprochen ist. O wie oft war ich nur nichts im Leben, als klug! Wie viel tausend Dinge that ich, wobei ich nur an meinen augenblicklichen Vortheil dachte, ohne daran zu denken, ob das, was ich wollte, und wie ich es that, auch gut, auch edelmüthig, auch keinem andern Menschen schädlich sei! — Daher ist es auch gekommen, daß ich von so Vielem, was ich während meines Lebens vollbrachte, auch keinen wahren bleibenden Nutzen hatte; daß mir Vieles Sorge brachte, und Manches sogar Reue hinterließ. Ich sehe es ein, daß Klugheit ohne Christenweisheit doch nur Unklugheit sei.

Hätte ich bei jeder meiner wichtigern und unwichtigern Handlungen immer auch daran gedacht, ob sie schuldlos, ob sie gerecht, ob sie für andere Menschen ebenfalls segensvoll wäre — o, ich hätte bei meiner Klugheit keine böse Handlung vollbracht, nie eine That, deren ich mich jetzt heimlich schämen muß, so oft ich mich ihrer erinnere! — O ich könnte heute nur an ein Leben voll schöner, edelmüthiger Verrichtungen denken! — Ich wäre heute der Wohlthäter aller der Meinigen, Wohlthäter unzähliger Mitbürger und Fremden, Wohlthäter vielleicht meines ganzen Vaterlandes! Ich wäre heute schon ein besserer, edlerer, größerer Mensch, als ich leider nicht bin! — Ich wäre heute schon meinem heiligen Urbild Jesu ähnlicher, wäre meinem Gott näher!

Und ich bin es nicht. Ich handelte nur klug, nur für meinen flüchtigen Nutzen; aber die wahre Weisheit, das zarte Gefühl des Rechten, des Edelmüthigen, war fern von mir.

Nun denn, vermähle du dich, heilige Christenweisheit, Weisheit der Religion, mit der irdischen Klugheit, wie der unsterbliche Geist vermählt ist mit dem irdischen Leibe! — Denke, o meine Seele, bei Allem, was du unternimmst: Ist das auch gut und nach Gottes Willen, was du thun willst? Könntest du nicht etwas Besseres thun statt dessen? Oder könntest du es nicht auf eine bessere Art thun, so daß kein Unschuldiger dabei litte, sondern es vielen Menschen zum Vortheil gereichte?

Dann wähle du deinen guten Absichten mit Klugheit auch die besten Mittel. Bediene dich keiner unanständigen, keiner entehrenden Mittel, um deine Wünsche erfüllen zu können. Durch schändliche Wege ein gutes Ziel erreichen zu wollen: heißt das nicht mit Hilfe der Hölle in den Himmel eingehen wollen? Irre dich nicht, Gott läßt sich nicht spotten.

Handle lieber gar nicht, wenn du nicht mit Weisheit handeln kannst. Laß lieber deine heißesten Wünsche fahren, wenn du einsiehst, sie seien Andern nachtheiliger, als ihre Erfüllung dir nützlich. Laß dein Urtheil nicht durch Leidenschaft, durch die Heftigkeit deiner Begierden bestechen. Wähle einen ruhigen Augenblick der Ueberlegung, und mit kalter Besonnenheit entscheide über das Rechtliche und Edle oder Unedle deines Beginnens. Und hast du entschieden, dann handle mit unerschütterlicher Seelenstärke deiner bessern Ueberzeugung getreu. Hast du schon etwas angefangen, worüber dein Gewissen dir selbst heimlich einen Vorwurf macht — laß deine unlautern Absichten, laß deine übel gewählten Mittel fahren. Opfere lieber deinen schlechten Wunsch auf, als die Hochachtung für dich selbst! Denke, wie du deine Wünsche auf eine andere, deiner würdigere Art befriedigen könnest!

Und wenn die großen Augenblicke der Prüfung kommen; wenn dein kleiner Vortheil neben dem größern Vortheil des Mitbürgers oder der Menschheit vor dir auf der Wagschale liegt; wenn dein Nutzen der Schade Anderer werden sollte — dann erscheine in herrlicher Seelengröße! Hinweg dann mit kleinlicher, irdischer Klugheit, die nur ihren Vortheil berechnen will, und gegen die Christusweisheit streitet! Dann

gehorche Gott mehr als den Menschen; dann gehorche Gott mehr als deinen sinnlichen Begierden! — Vielleicht könnte deine Rache nun einen Triumph feiern: nein, triumphire du selbst über deine Leidenschaft, wie ein verklärter Geist! Vielleicht könntest du dich bereichern: aber es wäre ungerechtes Gut — nein, in den Staub mit diesem Staube, und ziehe dafür den ganzen Himmel in deine Seele. Verachte den Namen des Klugen, und erwirb dir den Namen des Weisen, des Gerechten, des Edelmüthigen! — Oder fürchtest du, man werde deine That verkennen? Die Welt werde dich einen Thoren heißen, statt dich zu bewundern? — O laß die Welt! Wer wird seiner Seelen Reinheit verkaufen wollen um die Bewunderung der kurzsichtigen Welt, um das Urtheil von Menschen, das so selten gegründet, und gewöhnlich so wankelmüthig ist? — Dich sieht der Himmel, dich beurtheilt Gott der Allerhöchste!

XVII.

Der Werth des Lebens für die Menschen.

Es flieht der Mensch von Traum zu Traum,
Mit Hassen und mit Liebe,
Durch seines Daseins engen Raum,
Als ob ein Geist ihn triebe.
Er sieht aus sich hinaus und fordert Seligkeit,
Und was er sich ergreift, ist Eitelkeit der Zeit!

Sei Weltgebieter,
Umstrahlt von alles Glückes Sonnenlicht,
Sei Herr der schönsten Erdengüter:
Doch Seligkeit, die hast du nicht!

Denn Seligkeit wohnt nur im heiligen Gemüthe,
Sie ist nicht Frucht des Goldes oder Ruhms;
Sie ist nur Blüthe
Des Geisterthums!

Drum nicht im Weltgetümmel,
Hier zwischen Trug und Schein:
Dein Wandel soll im Himmel
Mit Jesu sein!

Flüchtige Tage! Flüchtige Jahre! Wir erwarten mit Ungeduld die Erscheinung des blumenreichen Frühlings, und nach weniger Zeit seufzen wir: er ist schon gewesen! Was wir Monden, Jahre, Ewigkeiten nennen, ehe es kommt, nennen wir Augenblicke, wenn es vorüber ist. Das Kind begehrt nach der Jünglingsstunde, der Jüngling nach dem reifern männlichen Alter. Zu schnell kommt die Stunde, zu schnell das Alter. Sie blicken mit wehmüthiger Sehnsucht in das Verschwundene, wie in einen schönen Traum, zurück; ihr Haar ist eisgrau geworden. So war es vor tausend und abermal tausend Jahren unter den Menschen; alle Geschlechter der Vorzeit sind längst verschwunden; ihre Asche ist längst verweht. Aber wir, mit unsern Begierden, Erwartungen und Klagen, sind noch, wie sie gewesen sind. Und wie wir heute sind, so werden unsere Nachkommen nach tausend und abermal tausend Jahren sein, wenn wir und unsere Familien längst verschwunden sind, und unsere Asche schon längst von allen Winden verweht ist.

Dies Drängen und Treiben der Sterblichen nimmt kein Ende, und doch nimmt jeder Mensch sein Ende so früh. Jedes Hundert Jahre sieht drei neue Menschengeschlechter kommen und gehen. Aber alle drängen und treiben, als hätte das Leben kein Ende. Sie scharren Gut und Gelder zusammen, als hätten sie für ein mehrhundertjähriges Auskommen zu sorgen; sie streiten, sie kriegen und unterhandeln, als müßten sie ewig herrschen; sie erwerben und ringen um Ehre und Würden, als könnten sie auf Erden das Unendliche haben; sie kaufen und sorgen, hadern und bauen, als wenn sie ihre Häuser und Güter nie verlassen. Und darüber gehen sie zum Grabe und hinterlassen Andern die Frucht ihrer Mühen; wie sie sich über Erbschaften von ihren verstorbenen Verwandten gefreut haben, so erfreuen sich nun Andere über den Gewinn ihrer Hinterlassenschaft.

Betrachtet man das Spielen und Tändeln, das Wirken und Schaffen der Menschen, man sollte glauben, es wäre kein Tod in der Welt. Und sehen sie Kinder, Jungfrauen, Jünglinge, Männer, Greise aus dem Leben scheiden, so ist es, als wenn nur diese sterblich gewesen, alle Ueberlebenden aber Unsterbliche wären. Sie gehen weinend oder lächelnd von den Gräbern der Freunde oder Bekannten zurück, und vergessen den Todten; so wie die Krieger links und rechts in den Reihen des Heeres ihre Gefährten gleichgültig fallen sehen, und Sieg jauchzen, als wäre der Sieg von ihnen allein erfochten.

Man spricht vom Frieden, vom Krieg, vom Theilen der Länder und Völker, von eigenen Entwürfen, von gelungenen und mißlungenen Arbeiten, von Festen und Lustbarkeiten, von Feindschaften, Heira-

then, Reisen — von Allem. — Wer hört eben so in Gesellschaften, oder unter Zweien und Dreien, von der Ewigkeit sprechen? Glauben sollte man fast, der Gedanke an die Ewigkeit sei ein weggeworfenes Mährchen, welches Keiner mehr möge erzählen hören, oder er sei gar nicht in dem Sterblichen vorhanden. Und doch dies alles ist nur äusserer Schein. Nein, die Menschen schweigen nur von dem, was vor ihnen dasteht; aber ernst und finster ist ihr innerer Blick fast ununterbrochen dahin gerichtet. Sie schweigen und glauben; sie lächeln vielleicht bei dem Worte zweifelhaft, aber glauben und zittern. Die Jungfrau schmückt sich zum Tanz; aber auch vor dem Spiegel weht der Gedanke an das Grab durch ihre Seele. Der gewerbfleißige Mann überrechnet seinen Gewinn; aber unter dem Klange des Geldes erhebt sich der Gedanke an die Todesstunde. Der Fürst hüllt sich in seine Pracht und nimmt den gebietenden Zepter; aber auch auf dem Thron, mitten im Gefühl seiner Hoheit, durchzuckt ihn unwillkührlich der Gedanke an die Ewigkeit. — Was Alle verschweigen, daran denken Alle. Der Schein ist von aussen; die Wahrheit im Herzen verborgen und heimlich.

Und so knüpft Jeglicher sein äusseres Leben still an sein inneres, und sagt Niemandem davon. Jeder hat den Glauben an Gott und Ewigkeit, aber wie er ihn hat und bewahrt, das ist sein eigenes, tiefes Geheimniß. Da findet nur zwischen ihm und der Gottheit Mittheilung und Offenbarung und Zuversicht statt. Da fürchtet Jeder, würde er sein Allergeheimstes dem Andern offenbaren, er könne es entweihen; und jeder, auch der zarteste Einwurf würde ihn verwunden, ohne daß er ihn zu widerlegen Neigung hätte. Denn das, was wir in unserm Innersten glauben und in unserm Innersten sind, *das sind wir wirklich selbst*; daran mögen wir kein fremdes Auge und keinen fremden Zweifel rühren lassen. Alles, was wir nach Aussen hin gegen die Welt sind, ist nur Klugheit und Schein. Das weiß Einer vom Andern, und Jeder ehrt des Andern Geheimniß, und daneben noch seinen Schein, weil er das Gleiche für sich von allen Uebrigen fordert.

Es ist gar nicht nöthig, dem Menschen zu sagen, er lebe schon hienieden ein zweifaches Leben. Er lebt es ja wirklich und weiß es von sich.

Nur die Verbindung dieser zweierlei Leben ist bei Allen verschieden, nach den Graden ihrer geistigen Ausbildung. Dem Einen hat das irdische, sinnliche Dasein mehr Werth, als sein Inneres und Ewiges, dem Andern stehen beide im Range gleich; der Dritte fühlt klar, daß der Werth des Erdenlebens tief unter dem des ewigen sei.

Der rohe Wilde, welcher noch mit unentfalteten Kräften der Vernunft der Stillung seiner Triebe und körperlichen Bedürfnisse nachjagt; das Kind, welches noch unerfahren mit dem Augenblick der Gegenwart tändelt, und mit den Blumen über Gräbern spielt, ohne zu ahnen, daß es einst selbst unter der Erde schlafen müsse; der verbildete, durch falsche Entwickelung seiner Verstandeskräfte und durch Gewalt seiner Leidenschaften wieder verthierte Mann, der sich in seiner Ueberfeinerung bereden möchte, Alles sei Staub, Alles Zufall, Alles für den Menschen mit seinem letzten Athemzuge zu Ende —— sämmtlich stehen diese auf einerlei und zwar auf der niedrigsten Geistesstufe. Mit dem Irdischen noch auf das engste und innigste verwachsen, wie das Thier, ahnen sie keine Erhöhung des Geistes über dasselbe, kein erhabeneres Leben. Die Welt, wie sie sie jetzt und hier haben, ist ihnen noch Eins und Alles. Ausser diesem Leben unterm Himmel hat nichts für sie Werth.

Bei weitem aber der größte Theil der Erdenbewohner hat seine innere Religiosität, die mehr oder weniger derjenigen nahe kommt, die er mit den Lippen bekennt. Er weiß, daß er auch nach dem Tode des Leibes nicht aufhören werde, da zu sein. Er weiß, daß er auch für ein besseres Loos jenseits des Grabes zu sorgen habe.

Doch seine Vorstellungen vom Werthe dieses und jenes Lebens sind noch verworren und unvollkommen. Allzuenge mit seinen Begierden an das angeschlossen, was ihn täglich umgibt, was seinen Sinnen und Neigungen wohlthut, legt er der Erde so vielen Werth bei, als dem Himmel. Er möchte hier Alles geniessen, Alles haben, und weiht diesem den größten Theil seines Sorgens und Thuns; in den Nebenstunden bedenkt er auch wohl das Ewige, und schmeichelt sich, durch Hersagen langer Gebete, durch Mittheilen von Almosen, die ihm zu geben

Mühe machen, durch den Besuch der Kirchen, durch den Gebrauch der Sakramente, die Gottheit hinlänglich zu befriedigen, und sie zu bewegen, seiner Seele dereinst nach diesem Leben ein anderes und besseres Loos zu gewähren. Für ihn ist zwischen dem Dort und Hier kein großer allgemeiner Zusammenhang. Er will hier gern seinen thierischen Neigungen ein Genüge thun, und doch dort plötzlich ein höherer Geist sein; er erlaubt sich hier die Werke des Stolzes, des Betrugs, der Wollust, des Neides, und hofft durch das Verdienst Jesu Christi oder durch die Fürbitte der Heiligen Vergebung aller Sünden, und dort die höchste Vollkommenheit. Er gehört überhaupt der Gegenwart an; diese Welt ist ihm Hauptsache, so lange sie ihm gehört, gehört er ihr. Seinem beschränkten Blick steht die Ewigkeit zu tief im Hintergrunde. Er fühlt seine eigene Würde, als Geist, noch zu wenig; darum ist ihm das Irdische, und was nicht des Geistes ist, noch so vielwichtig.

Je mehr der Mensch selbst werth ist, je weniger ist ihm das flüchtige Leben mit allen Vergänglichkeiten werth; je mehr geht ihm Ewigkeit, Tugend und Gottheit über Alles. Wer einmal so weit gekommen ist, daß er mit Wenigem zufrieden sein kann: was fragt der nach Tonnen Goldes? Wer so weit gekommen ist, zu erfahren und einzusehen, wie blindlings die Menschen nach dem Schein urtheilen, und wie wenig sie das wahre Verdienst zu erkennen und zu ehren, oder gegen Wohlthaten dankbar zu sein geneigt sind: was fragt der noch ängstlich nach dem Urtheil des großen Haufens, nach Ansehen und Berühmtheit? Wer einmal den bittern Schmerz eines gebrochenen Herzens beim Verlust seines ganzen Vermögens, oder bei der Schändung seines guten Namens durch menschliche Bosheit, oder beim Sarge eines über Alles theuern Geliebten, einer Freundin, eines Vaters, einer Mutter, eines Kindes, gefühlt hat: wird der noch mit zuversichtlicher Leiden. schaft an irgend einem Gute dieses Lebens hängen, da er voraus weiß und sich sagen muß: Wer sein ganzes Herz an dieses Vergängliche hängt, schafft sich wohl selbst die grausamsten Schmerzen!

So, indem der Weise die Nichtigkeit des Irdischen erkennt, und um seiner eigenen Ruhe willen sich der leidenschaftlichen Vorliebe für irgend einen Theil desselben erwehrt, indem er sehr gut einsieht, daß er in der Erfüllung äusserer Wünsche sein inneres, unzerstörbares Glück unmöglich gründen kann, — daß diese unmittelbare Ruhe und Zufriedenheit des Gemüths vom Trieb nach Wohlleben, Ruhm, Liebe, Reichthum nur vernichtet, keineswegs vermehrt wird, — daß nur Bewußtsein vollbrachter großer Pflichten, Unabhängigkeit vom Einflusse der Leidenschaften und gemeiner Vorurtheile, Einssein mit Gott, Wandel durch dieses bunte Leben im hohen und doch bescheidenen Geiste Jesu eine dauerhafte Seligkeit des Herzens bewirkt, wird er göttlicher, und das Leben sinkt für ihn im Preise. Mag er auch zuweilen noch lebhafter sein Herz für dies oder jenes auf Erden schlagen fühlen; er kann doch das herrliche Wort des weisen und erfahrungsreichen und über alle Schicksale hocherhabenen Jüngers Jesu mitsprechen: Meine Brüder, ich schätze mich selbst noch nicht, daß ich es schon ergriffen hätte. Eins aber sage ich: Ich vergesse, was dahinten ist, und strecke mich zu dem, was davornen ist, und jage nach dem vorgesteckten Ziel, nach dem Kleinod, welches vorhält die himmlische Berufung Gottes in Christo Jesu. Philipp. 3, 13. 14.

Wer unter uns, so vollkommen er auch wirklich schon wäre, könnte von sich selber sagen: Ich habe mein Ziel schon ergriffen! Ich habe vollendet! Mein Herz wird durch keine vorherrschende Liebe zu irgend etwas Irdischem mehr gefesselt! — O wer dies sagen könnte, müßte er nicht mehr als Mensch sein? Daher soll man sich hier vor Uebertreibung in denjenigen Vorstellungen hüten, welche man sich von Weltverläugnungen macht. Wir wandeln noch in unserm sterblichen Leibe; dieser Leib hat noch seine Bedürfnisse, die nach dem Willen des Schöpfers befriedigt werden müssen, wenn wir nicht selbstmörderisch verfahren wollen; bis zum letzten Augenblick des Lebens fordert nach ewigen Gesetzen der Natur das sinnliche Leben seine Genugthuung. Unsere aus Fleisch und Blut hervorgehenden Triebe und Neigungen, insofern sie zur Lebenserhaltung und Bewahrung der körperlichen Gesundheit abzielen, sind keineswegs sündlich, sondern rein und gut. Aber sehr leicht machen wir wieder durch Uebereizung oder allzuhäufige

Befriedigung eine dieser Neigungen zu herrschend; daraus entspringt wieder Leidenschaft des Gemüths, und damit wieder ein unmäßiges Hängen an irgend einem vergänglichen Verstand.

Der Mensch ist folglich, so lange er lebt, in einem beständigen Hinneigen zum Sinnlichen und Wiederzurückstoßen desselben. Er zerbricht, was ihn zu stark fesselt, und knüpft sich neue Bande. Er wird nie ganz frei, und doch ist sein immerwährendes Streben, frei vom Einflusse des Sinnlichen zu werden. Auch in der letzten seiner Stunden wird er noch mit Paulus sagen: Nicht daß ich es schon ergriffen habe, oder schon vollkommen sei.

Aber eins sage ich: Ich vergesse, was dahinten ist, und strecke mich zu dem, was davornen ist. Ich ehre die Einrichtungen und Bedürfnisse des Lebens von aussen, aber mein höheres Leben, das Handeln in Gott, das tugendhafte Wirken und Wollen, richtet sich über alles Vergängliche auf. Ich beherrsche meine Neigungen, meine Liebe, und lasse mich nicht von ihnen beherrschen. Ich thue, was recht, was Jedem nützlich, was edel ist, so sehr sich auch demselben meine andern Begierden widersetzen. Nicht menschlicher Beifall, nicht das Lob der Mitbürger, nicht der Tadel des großen Haufens, nicht Ehrbegier; auch nicht Erwartung von anderem Gewinne, bestimmen mich, das zu thun, was nach meiner innersten Ueberzeugung recht und göttlich und eines Jesusschülers würdig ist. Die Welt kann meinen Geist weder belohnen noch bestrafen. Er findet seinen Lohn in der Aehnlichkeit mit Gott, und seine furchtbarste Strafe in der Entfernung von Gott. Darum lasse ich alle Genüsse dieses Lebens mich weder zum Bösen, noch zum Guten locken; sie sollen dem Körper, nicht dem Geist dienen. Ich vergesse, was dahinten ist, und jage nach dem vorgesteckten Ziel, nach dem Kleinod, welches vorhält die himmlische Berufung Gottes in Christo Jesu. Diese Welt, mit Allem, was sie Liebens- oder Wünschenswürdiges für mich haben könnte, ist doch nicht das Endziel meines Daseins. Ich bin durch Gott zu etwas Himmlischem berufen; zum Geisterleben, zu einer Vollendung, von deren Größe und Herrlichkeit ich als Mensch hienieden nicht einmal einen Begriff fassen kann, während die dunkle Ahnung davon doch in meinem Geist ist. Dies Ewigsein, dies Göttlichsein, dies Gottähnlichwerden, dies Hellerkennen Gottes, meiner selbst und des Weltalls, dies Heiligsein im unendlichen Heiligthum, — dies ist das Kleinod, dem ich nachjage, dies das Kleinod, welches mir meine Bestimmung, der himmlische Ruf Gottes, vorhält. Meine Bestimmung und die mir von Gott geschehene Berufung erkannte ich aber in Jesu Christo, und durch Jesum Christum. Denn er ist es, der Licht in die große Finsterniß des Lebens brachte; und darum wird er mit Recht das Licht des Lebens genannt. Er ist es, der mich durch sein geoffenbartes Wort aus der ungeheuern Verirrung, von der Tiefe des Wahnes empor zu Gott, zum Vater des Weltalls und der Seligkeit führt. Ich werde Gott haben, werde in ihm meine Seligkeit finden, wenn ich Jesu Anweisungen folge; denn er, das heißt, seine Tugend, ist der Weg zum wahren Leben. Jesu Tugend aber ist, den Willen des Vaters zu thun. Der Wille des himmlischen Vaters aber ist, daß wir ihn lieben über Alles, und jeden unserer Mitmenschen, mit dem wir auf irgend eine Weise in Verhältniß kommen, so glücklich zu machen suchen, als uns selbst.

Der wahrhafte Jünger des göttlichen Lehrers legt also nur einen sehr mäßigen Werth auf das gegenwärtige Dasein. Er verschwendet seine Stunden nicht am Putztisch für die Schönheit und beständige Ausschmückung eines Leichnams, dessen Bestimmung ist, Moder zu werden; er sieht die Achtung guter Menschen gern, ohne sich durch Achtung oder Tadel von den Leuten in der Uebung seiner Pflichten wankend machen zu lassen. Was er will und thut, thut er nicht wegen des Urtheils der Leute, sondern aus Liebe zu Jesu, das heißt, aus Liebe zur Heiligkeit. Er freut sich der Freundschaft, freut sich zärtlicher Gefühle einer wechselseitigen Liebe und Gegenliebe, aber er bleibt demungeachtet seiner Empfindungen Meister. Liebe ist unsterblich, und die Wesen bleiben einander im unendlichen All — aber der Mensch ist sterblich. Darum baut der Jünger des Herrn, der Weise, nicht die ganze Glückseligkeit seines Gemüthes auf das gebrechliche Leben eines Menschen. Gattin, liebe den Gatten; Jüngling,

die Auserkohrne deines Herzens; Vater und Mutter, liebe dein Kind! — Aber denke dir oft, daß der Tod nothwendig einmal Einen vom Andern reissen wird; und wie steht es dann mit der Ruhe des Gemüths, mit deiner Glückseligkeit? Schaudert es dir, und fürchtest du mit dem Verlust des Lieblings alle deine Ruhe und Seligkeit einzubüßen, dann — so fromm und gut du übrigens auch sein mögest — hängst du zu sehr an der Welt, gibst du ihr einen unmäßigen Werth; dann liebst du leidenschaftlich; und darum bist du nicht frei, nicht glücklich, und wirst es nicht werden, bis du auch hier, stark durch Tugend, und erhaben durch die Hoffnung eines ewigen Seins, vom Irdischen dich so weit losgewunden hast, daß du das Liebste auf Erden verlieren kannst, ohne darum dein ganzes inneres Glück und jene Himmelsruhe einzubüßen, welche das Bewußtsein der Tugend gewährt. Je weniger Werth dies Erdenleben für dich hat, mit Allem, was es dir geben kann, um so höher ist dein eigener Werth. Erst dann wirst du mit dem heldenmüthig frommen Apostel sagen: Wir sind getrost alle Zeit, und wissen, daß, dieweil wir im Leibe wohnen, so wallen wir dem Herrn. Wir sind aber getrost, und haben vielmehr Lust, ausser dem Leibe zu wallen und daheim zu sein bei dem Herrn. Darum fleißigen wir uns auch, wir seien daheim oder wallen, daß wir ihm wohlgefallen. 2 Kor. 5, 6. 8. 9.

Was bin ich werth? — Ich erkenne auch den Werth, welchen ich auf das Leben oder einige Gegenstände desselben setze. Je größern Werth dies Leben, dies flüchtige, nichtige, für den Sterblichen hat, je geringern hat er noch in sich selber. Er ist mit dem Vergänglichen noch enger verwandt, als mit dem Unvergänglichen, mit dem, was vom Staub kommt und zum Staub zurückkehrt, enger als mit Gott und allem Göttlichen.

Wohin hat mich diese Betrachtung geführt? — Da stehe ich, vor mir selbst befremdet, und blicke auf die Welt, auf mich, und, o Gott, empor zu Dir! — — Und indem ich auf alles das hinsehe, was mich in dieser Welt besonders an sich zieht; auf Alles, was, wenn ich ihm nahe bin, mein Herz freudiger bewegen, oder was mich in namenlosen Schmerz stürzen würde, wenn ich es verlieren sollte — — so habe ich meinen eigenen Werth gewogen. — Noch bin ich von meiner innern Vollendung fern; ach! ich liebe, ich fürchte noch in diesem Leben und von ihm zu vieles, das weder diese leidenschaftliche Liebe, noch Furcht verdient. Noch hange ich zu sehr an Manchem, mehr als meiner Ruhe, meiner innern Seligkeit und selbst meiner Tugend zuträglich ist. — Nicht daß ich allen schönen Freuden, die Deine Liebe mir auf Erden darbietet, entsagen sollte: aber daß dies Vergängliche nicht völlig beherrsche das Unsterbliche in mir, das ist Dein Gebot; das zu erstreben, mein Ziel!

Herr, lehre mich eingedenk sein, wie flüchtig meine Tage, wie unsicher alle Annehmlichkeiten in dieser Welt sind, auf daß ich sie, ohne von Dir abzufallen, mit weiser Mäßigung geniessen und mit erhabenem Troste verlieren könne. Dies ist die ächte Weltverläugnung, zu welcher mich Dein Sohn Jesus Messias mahnt.

Herr, lehre mich eingedenk sein, daß dies Wohnen auf Erden nur ein kleiner Punkt meines unendlichen Seins ist: daß mein Wandel im Himmel sein soll. Was meinen Geist jenseits der Todesstunde erwartet, ich kann es nicht wissen; und könnte ich es schon jetzt wissen, ich würde es nicht verstehen. Wie mag das unmündige Kind, welches an seinen Spielwerkzeugen mit Begierde hängt, die edeln Freuden des reifen Alters begreifen? So wandeln auch wir hienieden im Glauben und nicht im Schauen.

Herr, lehre mich meines eigenen Werthes eingedenk sein, daß in meinen Augen der Werth dieses Lebens sinke. Gib mir Kraft, Dein Geist sei mit mir; nur so erringe ich die Freiheit vom Zauber des Vergänglichen, und von der Gewalt der Leidenschaften. Du, Herr, bist der Geist. Wo aber der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit. Amen.

XVIII.

Die Verirrungen guter Menschen in Beurtheilung des Lebens.

Joh. 16, 1 — 4.

Fordre nicht, um deinen Wunsch zu stillen,
Eine bessre Welt;
Sie ist besser, denn wofür dein Eigenwillen
Sie oft hält.

Du denkst edel — bist du sonder Mängel?
Schlägt dein Herz stets rein?
Fordre denn auch nicht, daß Andre hier schon Engel
Der Vollendung sei'n.

Jeder wandle still in dem Geleise
Eigener Natur;
Suche still und duldend nur in seinem Kreise
Gottes Spur!

In dem Gemüth aller Sterblichen ist ein Bild dessen, was gut, vollkommen und heilig ist. Dieses Urbild der Vollendung wird der Maasstab, nach welchem wir die Höhe oder Niedrigkeit unserer eigenen Handlungen richten. Wir erkennen durch Vergleichung unsers Lebens und wirklichen Seins mit dem, was wir sein sollten, wie weit wir noch vom hohen Ziel der Vollkommenheit entfernt stehen. Daraus entsteht in allen vortrefflichen Gemüthern das heiße Streben, immer das Beste zu begehren, und nach dem Vollendetesten in seiner Art zu ringen. Daher entsteht, daß jeder Mensch sich für die Thätigkeit seiner Kräfte, selbst für sein bürgerliches und häusliches Leben, immer ein noch höheres Ziel erwählt. Ohne jenes in uns wohnende Urbild des Vollkommenen würden wir beinahe ohne alle Wünsche nach einem bessern Zustande sein.

Gott selbst gab uns dasselbe. Es sollte unsere Leuchte sein in der Finsterniß. Er gab es, daß Jeder wisse, wohin er solle, was er leisten müsse. Er gab es Jedem zur richtigen Beurtheilung seiner eigenen innern Welt, nicht, um darnach die äussere Welt zu richten. Denn die Mannigfaltigkeit von den Erscheinungen in dieser letztern kann uns oft verwirren. Was ich selbst bin, und wie ich selbst sein soll, das weiß ich bei einiger Selbstbeobachtung sehr leicht. Aber was andere Menschen wirklich sind, und wie die Welt wohl sein sollte, dies ist nicht so leicht zu entscheiden. Dazu gehört eine ausgebreitete Erfahrung des Lebens und seiner Verhältnisse; eine Weltkenntniß, die nur in einer längern Reihe von Jahren erworben werden kann; ein geübter Blick, der nach mancher wahrgenommenen Täuschung den Schein endlich vom Wesentlichen zu unterscheiden fähig ist. Junge, unbescheidene Leute, welche sich Urtheile über die Welt, bei aller ihrer Unkunde des menschlichen Herzens, erlauben, pflegen daher übereilt und vorschnell abzusprechen. Erfahrenere, einsichtvollere Personen urtheilen mit größerer Umsicht, und eben darum bedächtiger.

Die Anwendung der Urbilder des Vollkommenen und Guten auf das wirkliche Leben ist manchem Mißbrauch unterworfen. Dieser Mißbrauch kann auf doppelte Art geschehen, entweder indem man seine eigenen Vorstellungen von menschlicher Seelengüte und Vollkommenheit, oder menschlicher Verworfenheit, mit der Wirklichkeit verwechselt; oder indem man, ohne Berücksichtigung der verschiedenen Anlagen und Denkarten der Sterblichen, ohne ihre mannigfaltigen Verhältnisse, Gemüthsstimmungen und Ansichten in Anschlag zu bringen, sich vorsetzt, vermittelst ihrer ein uns vorschwebendes Bild der Vollkommenheit in dem wirklichen Leben zur That zu machen, und auszuführen.

Dieser Mißbrauch von den in uns wohnenden Urbildern des Vollkommenen ist ein Fehler, der gewöhnlich bei den edelgesinntesten, gutmüthigsten, oft bei den geistvollsten Personen am häufigsten wahrgenommen wird, die mit der Erkenntniß dessen, was sein sollte, eine lebendige Einbildungskraft, einen starken Willen vereinigen. Solche Gemüthseigenschaften sind besonders der Jugend eigen. Daher ist auch nichts gemeiner, als daß junge Leute sich beständig selbst täuschen in ihren Urtheilen über die Welt; keine ruhige Mittelstraße zu halten wissen; immer von einem Aussenende zum entgegengesetzten übertaumeln; den, der ihnen gefällt, für einen Engel, den, der ihnen mißfällt, für einen Teufel halten; in Allem sogleich das Herrlichste oder das Gemeinste finden, die gesammte Menschheit verbessern oder beglücken möchten; von allen Leuten fordern, daß sie mit gleichem Feuereifer sich ihrer Sache annehmen, und zuletzt Alles verdammen, was nicht mit ihnen übereinstimmend wünscht und wirkt. Sie leben nur unter ihren erhabenen Vorstellungen, unter ihren Urbildern des Schönen und Guten; unbekannt mit der Wirklichkeit, verachten sie Alles, was ihnen nicht entspricht, oder sie vergöttern mit schwärmerischer Liebe, was denselben ähnlich zu sein scheint. Solche fehlerhafte Stimmung bleibt aber oft bis ins spätere Alter herrschend, wenn besonders bei Personen die Einbildungskraft ein unmäßiges Uebergewicht gegen den prüfenden Verstand gewonnen hat, wo sie dann zwar immer im Geiste ihr Ziel sehen, aber

unfähig bleiben, die dazu tauglichsten Mittel und Wege in der wirklichen Welt zu würdigen.

Schwebte jemals irgend Jemandem das Urbild des Vollkommensten vor; hat jemals Einer den kühnsten Entwurf zur Beförderung des allgemeinen Wohls gefaßt, und zur Verbesserung der Welt den ungeheuern Plan mit tiefster Liebe gefühlt, mit dem stärksten Willen ausgeführt: so war es Christus Jesus. Wer kam ihm je gleich? Aber bei seinem göttlich großen Ziel, und seinem göttlich großen Eifer, der ihn noch in der Sterbestunde am Kreuze nicht verließ, nahm er immerdar die Welt, wie sie wirklich war, um sie in das zu verwandeln, was sie nach seiner hohen Vorstellung sein sollte; er erwartetete nie mehr von den Leuten, als sie sein konnten.

Er begann sein hohes Unternehmen erst in demjenigen Alter, welches auf der Grenzscheide zwischen Jugend und Mannheit die warme Begeisterung und Innigkeit von jener, mit Erfahrung, Bedachtsamkeit und ausdauernder Kraft von dieser verbindet. Er stellte sich die Menschen nicht vortrefflicher, nicht schlechter vor, als sie waren. Er empfahl zur Sanftmuth der Tauben die Klugheit der Schlangen, zur Unschuld des Gemüths die Vorsicht gegen Andere. Er zeigte seinen Jüngern, was sie von den Menschen zu erwarten hätten; denn auch sie erwarteten vielleicht noch zuviel, und hielten dafür, Jeder denke wie sie, und sei für das Heiligste entflammt wie sie. Darum sprach er: Solches habe ich zu euch geredet, daß ihr euch nicht ärgert. Es kommt die Zeit, daß, wer euch tödtet, meinen wird, er thue Gott einen Dienst daran. Aber solches habe ich zu euch geredet, auf daß, wenn die Zeit kommen wird, ihr daran gedenket, daß ich es euch gesagt habe. Joh. 16, 2. 4. So warnte Jesus, der tiefe Menschenkenner, seine allzugutmüthigen, allzueifrigen, von der Güte ihrer Sache allzuvollen Jünger. Was die Welt sein sollte, um vollkommener und glückseliger zu sein, davon gab er ihnen ein hohes Urbild, dem Jeder nachzustreben hätte. Was aber die Welt wäre, davon theilte er ihnen seine Erfahrungen mit, und dazu munterte er sie auf, Erfahrungen zu machen, auf daß sie sich mit ihren Wünschen immerdar innerhalb den Grenzen der Wirklichkeit hielten.

Die Warnung an seine Jünger, nicht das Unerreichbare zu hoffen, nicht ihre Vorstellungen von der Welt mit der Wirklichkeit zu verwechseln, und so in Gefühlen und täuschenden Träumen zu leben, die dem, was ausser ihnen sei, nicht entsprechen, ist zugleich Warnung für mich und Jeden, der in einen ähnlichen Fehler seiner Vorstellungsart verfallen könnte. Die Warnung ist in unsern Tagen um so wichtiger, da die Jugend eines Theils sorgfältiger als jemals erzogen, nur mit Beispielen des Edelsten aller Zeiten umringt, und nur für Alles, was groß und gut ist, begeistert wird, wo sie dann leicht beim Eintritt in die Welt, mit Schwärmerei an hohen Vorbildern hangend, die überspanntesten Forderungen im Leben macht, und nur erst mit bittern Erfahrungen zur Erkenntniß ihrer Selbsttäuschungen gelangt; andern Theils aber zu nachlässig erzogen wird, mehr lieset als lebt, die Welt nur aus Büchern, das menschliche Herz nur aus Romanen und Schauspielen kennen lernt, deren Verfasser, oft selbst noch jung und ohne Erfahrung, ihre Einbildungen von der Welt und Schattenspiele ihrer Phantasie für Abschattungen der Wirklichkeit geben.

Das Streben, die Urbilder des Vollkommenen ausser uns in dem wirklichen Leben zu finden, und das, was in uns ist, auf die Aussenwelt zu übertragen, ist ein Fehler. Und als solcher wird er die Quelle mannigfacher Uebel für uns und Andere.

Er verleitet uns durch falsche Einbildung, welche wir uns von den Menschen machen, zu einer falschen Behandlung derselben. Wer Alle entweder für vollkommene Wesen oder für Teufel hält, wird in seiner Verehrung, wie in seinem Widerwillen, zu den nachtheiligsten Ausschweifungen gerathen: er wird sich dem Einen zu unbedingt hingeben und vertrauen; keine Schwachheit an ihm vermuthen, Alles göttlich an ihm finden, und oft nur durch einige glänzende Eigenschaften geblendet sein, ihn für den Besitzer aller Vollkommenheiten zu halten. Er wird den Andern, vielleicht nur weil er kälter, bedächtiger, anspruchloser ist, ohne weiteres Prüfen verdammen, verachten, meiden, und selbst gegen seine unläugbaren Verdienste ein Vorurtheil nähren. Er wird sich so unaufhörlich betrügen; nicht mit den wirklichen Menschen, sondern mit seinen Einbildungen von ihnen, umgehen; Keinen ver-

stehen und von Keinem verstanden werden. — Es fehlt leider an dergleichen Schwärmern nicht, von denen man zu sagen pflegt, daß sie nirgends ganz hinpassen; die man zwar lieben, aber zugleich bemitleiden muß. Sehr oft machen sie durch ihre phantastischen Vorstellungen das Unglück derer, die nach denselben handeln. Noch öfter machen sie sich selbst elend, entweder wenn sie Betrügern in die Hände fallen, die ihre Thorheit benutzen, oder wenn sie, beständig betrogen in ihren Erwartungen, endlich überall Betrug und Verrath fürchten, Keinem mehr vertrauen wollen, Ekel an der wirklichen Welt empfinden, die sie nie kannten, und eben dann am meisten verkennen, wenn ihre ehemalige Begeisterung und Liebe für die Menschheit sich in bittere Menschenverachtung oder gar in Menschenhaß umkehrt. Es verachtet Niemand die Menschen mehr, als der sie vorher allzugutmüthig und heiß geliebt hatte. Aber sowohl sein Haß, wie seine Liebe, sind keine Zeugen vom Werth oder Unwerth der Menschheit, sondern von der Fehlerhaftigkeit seiner Vorstellungsart von der wirklichen Welt.

Personen von feuriger Einbildungskraft und lebhaftem Sinn für das Gute, die sich gewöhnt haben, mehr in sich und mit ihren Urbildern von Vollkommenheit, als in der wirklichen Welt und mit den Menschen, wie sie sind, zu leben, verlieren sich leicht in diese Fehler, ohne Prüfung der Zeiten, der Umstände, der Menschen, das, was sie für das Höchste und Beste halten, im alltäglichen Leben auszuführen. Sie sind immer voll großer und schöner Entwürfe, an deren Gelingen sie ihre eigene Begeisterung nie zweifeln läßt. Die Güte ihrer Absichten scheint ihnen auch das Glück derselben zu verbürgen. Ihrem innigen, ihr ganzes Wesen erfüllenden Wunsch scheint nichts unmöglich, und das Schwerste ausführbar. Sie stiften wohlthätige Anstalten, und träumen sich von denselben nur unvergängliche oder doch lange Dauer, ohne zu erwägen, wie mancherlei Unfälle dazwischen treten können, die deren Werth mindern, deren Zweck vereiteln. Sie stiften Gesellschaften zu vortrefflichen Zwecken, aber trauen den Gliedern die gleiche Begeisterung zu, in welcher sie selber athmen, und muthen ihnen mehr Thätigkeit zu, als dieselben bei ihren anderweitigen Pflichten und Verhältnissen anwenden dürfen und können. Ihre Unbekanntschaft mit den verschiedenen Neigungen, Interessen, Leidenschaften und besondern Zielen aller einzelnen Personen, Familien und Staaten, wird immer selbst das erste und wichtigste Zerstörungsmittel ihrer gutgemeinten Anschläge. Sie möchten Alles verbessern, Alles auf den Gipfel der Vollkommenheit erheben, davon sie vor sich das Urbild schweben sehen: die Erziehung der Menschheit, die Einrichtung der Staaten, die Sitten der Völker, die Eintracht der Kirche — und versäumen über das Allerbeste, was sie fordern, das Nützliche und Gute, was schon vorhanden ist.

Ungerechnet, daß dem menschlichen Geschlecht durch die kühnen Verbesserungsversuche solcher wohldenkenden, aber mit der Wirklichkeit allzuunbekannten Eiferer vielerlei Elend erwachsen ist, muß schon die gebliche Verschwendung von Zeit und Kräften zur Ausführung an sich unausführbarer Entwürfe mit Recht getadelt werden. Die nothwendige Unzufriedenheit, welche in uns gegen die Welt entstehen muß, die für unsere hohen und kühnen Gedanken keine Empfänglichkeit zu haben scheint, selbst der allmälig sich aus dem beständigen Mißlingen unserer menschenfreundlichsten Absichten entwickelte Menschenhaß, muß uns endlich lehren, daß der Fehler nicht sowohl an der Welt und den Menschen, als an uns selbst liege. Viele bilden sich gern ein — denn es kitzelt ihre Eigenliebe — sie seien von der Welt nicht verstanden, sie seien verkannt von ihr; aber im Grunde verkennen sie die Welt, und verstehen das Leben nicht.

Christus, der Sohn Gottes, warnte vor diesem Fehler. Aber es ist sehr schwer, das wirkliche Dasein eines solchen Fehlers in uns selbst wahrzunehmen. Denn wie kann ich immer wissen, ob ich bei meinen Wünschen, irgend eine gute Sache auszuführen, Welt- und Lebenskenntniß genug dazu habe? Wie kann ich wissen, ob meine Vorstellungen von den Menschen übertrieben sind?

Hüte dich vor allen Dingen, an die Zuverlässigkeit deiner Urtheile über Personen und Sachen zu glauben, wenn du weißt, daß du mir einer oft allzulebhaften Einbildungskraft begabt bist. Traue dir selber nicht. Höre das Urtheil älterer, erfahrnerer, umsichtigerer

Personen. Noch mehr, bemühe dich, die Lebhaftigkeit deiner Einbildungskraft zu mäßigen, und zwar dadurch, daß du sie weniger, dafür aber mehr den ruhig berechnenden Verstand beschäftigst. Die Einbildungskraft, eine so herrliche Gabe Gottes sie ist, wird für das Gemüth nachtheilig, wenn sie sich an die Stelle des Verstandes schwingt. Sie ist nur ein untergeordnetes Vermögen der Seele. Der Geist, ruhig prüfend, soll allein herrschen. Die meisten Verirrungen der Jugend, so wie aller guten Menschen in Beurtheilung der Welt, entspringen aus dem Uebergewicht, welches sie der Einbildungskraft gegen die Erfahrung einräumen. Dadurch versetzen sie sich in eine selbst gedichtete Welt, welche nirgends, als in ihnen ist, und verwechseln ihre Träume und Vorstellungen mit der wirklichen Welt, die sie sich viel zu wenig Mühe gaben kennen zu lernen.

Versäume keine Gelegenheit, mit und unter den Menschen ein thätiges Leben zu führen, nicht bloß ein stilles, betrachtendes in deinem Zimmer. Nur dadurch wirst du zur Erkenntniß der mannigfaltigsten Gemüthsarten gelangen, und den wahren Grund vieler Handlungen erfahren, den du jetzt nur durch Schlüsse folgerst, und aus Voraussetzungen herleitest, die du dir machtest, aber nicht in der Natur derer fandest, die mit dir umgehen. Da wirst du einsehen lernen, daß Jemand der vortrefflichste Mensch sein, und doch in seinen Ansichten von dir abweichen kann; daß das Glänzende nicht immer das Beste, und das Schlichte, Unscheinbare nicht immer das Verwerflichste ist.

Meide jedes Urtheil, meide jeden Entschluß, sobald du dich dabei von allzulebhaften Empfindungen des Wohlwollens oder Mißfallens ergriffen fühlst. Alle Aufwallungen, alle zu tiefe Rührungen verdunkeln die Klarheit des Urtheils; bringen die Einbildungskraft in Flammen; vermischen Traum und Wahrheit; machen uns einem Berauschten gleich, oder einem Fieberhaften, der Dinge ausser sich zu sehen wähnt, die nur allein in seiner Einbildung wohnen. Je mehr du zu heftigen Empfindungen geneigt bist, je fester sei versichert, daß du in Uebertreibungen verfällst, worin du den Gegenstand, der dich beschäftigt, zu schön oder zu häßlich erblickst, Alles für zu leicht ausführbar oder für zu gefährlich hältst; daß du Andern im Lobe oder Tadel meistens, dir selbst aber jedesmal, Unrecht thust! Es ist um ein gefühlvolles Herz ein köstliches Ding, so lange es dem zur Alleinherrschaft bestimmten Geiste gehorcht; aber es ist die Quelle der größten Leiden, wenn es gebietet, statt zu gehorsamen, Empfindungen für untrügliche Urtheile gibt, und blindlings liebt und verdammt, weil es ihm nicht anders gemüthlich ist.

Halte überhaupt auch den besten Menschen in deiner Bekanntschaft, den geliebtesten unter deinen Freunden, nicht für so gut, daß er nicht einen Fehler habe, der je nach den Umständen ihn zu einem ihm und dir gefährlichen Schritt verleiten könnte. Suche diese seine vielleicht schon sehr entwickelte Anlage zum Bösen, diese Schwäche, in welcher der Keim eines Verbrechens liegt —ein solcher Keim ist in jeglicher Schwäche! — kennen zu lernen, um den Freund von dieser Seite mit Vorsicht zu behandeln. Aber halte auch den dir verhaßten widerlichsten Menschen nicht für so schlecht, daß er nicht eine oder die andere tugendhafte Eigenschaft besäße, in welcher er dich bei weitem übertrifft. Auch der Verbrecher, von seinen Verbrechen auf das Blutgerüst geführt, hat noch edle Züge des Gemüths, die ihn achtungswürdig machen könnten, wenn sie so bekannt wären, als die Ausbrüche seiner Rohheit.

Vergiß nie, auch bei den vortrefflichsten Entwürfen, die du zur Beglückung deiner Mitmenschen machst, und zu deren Ausführung du mit hoher Begeisterung schreitest: daß es gefährlich sei, alles Vorhandene umzuwerfen, seiner Mängel wegen, während du vielleicht das Gute nicht hinlänglich gekannt hast, welches doch auch darin liegen mochte. Zerstören ist oft leicht, aber auch kein Verdienst; das Bessere aber immer zweifelhaft, was man noch zu bauen gedenkt. Vergiß nie, daß die Natur nicht plötzlich das Vollkommenste darstellt, sondern stufenweise Fortschritte verlangt. Vergiß nie, daß nur ein Thor das Gute verschmäht, weil er nicht das Beste haben kann. Mindere die Mängel,

entwickele das vorhandene Gute; verlange nicht die Ehre der That, sondern gewähre sie Andern: dies ist der Weg, auf welchem du allmälig zum Ziel gelangst, dasjenige in der Wirklichkeit darzustellen, wozu dich die Vorstellung des Vollkommenen beseelte.

Gott selbst gab das Urbild der Vollkommenheit und die hohe Liebe desselben jeglichem Geiste, nicht daß er nach demselben die Welt ändere, sondern sich selbst. So erforsche denn dich zuvor, was dir fehlt, um in deiner Lage und in allen Beziehungen der Vollkommenste zu sein. Suche erst dich selbst zu veredeln, ehe du an Andere die Forderung machst, daß sie deiner Vorstellung von Vollkommenheiten entsprechen. Verachte darum Niemanden, weil er nicht ist, was er sein könnte; denn auch du bist nicht, was du in deinen häuslichen und bürgerlichen Verhältnissen, in deinen Berufsgeschäften, in deinen freundschaftlichen Verbindungen, in dem weiten Kreise der Christenpflicht, sein solltest. Auch in dir wohnen mehr Fähigkeiten und Kräfte, als du mit Weisheit zum Besten deiner Umgebungen anzuwenden weißt. Die Welt, die ganze Menschheit wird dir vortrefflicher zu sein scheinen, wenn du selbst vortrefflicher bist, und dein Gemüth, fern von Eigendünkel, aufhört, der Tummelplatz kleinlicher Leidenschaften und betäubender Gefühle zu sein, sondern nur Liebe und nichts als Liebe zur Menschheit ist.

So warst du, Gottessohn, Welterlöser, die Liebe selbst. Du verkanntest die Welt nicht, aber sie verkannte Dich. Du sahest um dich her Bosheit, die Dich hassen mußte; Trägheit, der du gleichgültig bliebst; Leichtsinn, der Dir anhing, um Dich wieder zu verlassen; Schwachheit, die nicht Muth hatte, Dir zu folgen; Blödsinn, der Dein erhabenes Ziel nicht begriff; und dennoch liebtest Du Alle mit gleicher Zärtlichkeit, und Deine Liebe überwand die Welt. Wie die Sonne wandelt durch Regenschauer und in reiner Himmelsbläue, liebend, segnend, unaufhaltsam ihre Bahn, wohlthätige Strahlen sendend auf das Feld des Reichen und des Armen, des Gerechten und des Missethäters: so warst Du, mein Heiland, Urbild stiller, göttlicher Größe! Dir will ich nachwandeln; leben, wirken, wie Du, nach meiner Kraft in Demuth, zur Glückseligkeit Aller, auf die ich zu wirken fähig bin! Amen.

XIX.

Die Verleumdung.

Ephes. 4, 29.

Hassen laßt uns alle Lügen,
Alle Schmähsucht; Jeder sei
Offenherzig und verschwiegen,
In der Freundschaft fest und treu;
Jeder nehme, wo er kann,
Des Verleumdeten sich an.
Ja! mein Urtheil soll selbst billig
Gegen meine Feinde sein,
Ueberall zum Lobe willig
Und vom Gernetadeln rein.
Hast genug an dir zu thun,
Freund, laß fremde Fehler ruhn.

Von allen Untugenden ist vielleicht in der menschlichen Gesellschaft keine verhaßter, und doch keine gewöhnlicher, es wird keine allgemeiner getadelt und keine allgemeiner geübt, als die Untugend der Verleumdung, des Ausspürens fremder Fehler, der Unterhaltung von häuslichen Angelegenheiten Anderer, und der schadenfrohen Bemerkungen darüber.

Ja, viele Menschen, denen ein gutes oder doch zum Guten geneigtes Herz nicht abzusprechen ist, Menschen, die im Besitz mancher löblichen Eigenschaften sind, denen es um ein wahres Christenthum ernstlich zu thun ist, können oft eine unwiderstehliche Neigung haben, sich um die Geschäfte, den Zustand und das Leben Anderer Haushaltungen zu bekümmern, mit denen sie vielleicht sonst wenig oder gar keine Gemeinschaft haben. Noch mehr, viele Personen, die das Laster der Verleumdung, das Gift der Lästerzungen am innigsten verabscheuen, Personen, welche sich selbst über das Leid beklagen, welches sie von fremden Zungen erdulden müssen, verfallen oft in den gleichen Fehler, den sie Andern mit Recht zum Vorwurf machen, und glauben es doch von sich keineswegs.

Wer ist Verleumder? — Jeder, welcher durch seine Reden, Urtheile, Nachrichten, Bemerkungen dazu beiträgt, daß unsere innere Achtung gegen einen unserer Nächsten mehr oder weniger verkleinert werden kann, ohne daß dieser vielleicht die Abnahme unserer Achtung verdient.

Denn wer durch seine Bemerkungen, durch seine Herumträgereien, durch das

Ausspüren und Feiltragen deiner kleinen Familien-Angelegenheiten, durch lieblose Auslegung deiner Worte und Thaten die Achtung schmälert, welche gute Menschen bisher von dir hatten, ihnen auch nur Mißtrauen und Aengstlichkeit im Umgange mit dir einflößt — raubt er dir nicht einen Theil deines guten Rufes, deines bisher unbescholtenen Namens, deiner bisher unbefleckten Ehre? Und ist der Entweiher deines innern Werthes, der Besudler deines guten Leumunds, nicht ein Verleumder?

Gewöhnlich denken sich Viele, die sich vielleicht selbst von dieser gemeinen Sünde des Pöbels nicht ganz rein wissen, unter dem harten Worte Verleumdung nur das Laster in seiner größten Arghеit: absichtliche Erdichtung schändlicher Nachreden, boshafte Erfindung übler Gerüchte zum Nachtheil des guten Namens und der Ruhe des Nächsten.

Man möchte gern nur das für Verleumdung halten, was wider Jemandes Ehre ausgesprengt wurde, aber davon die Wahrheit sich nachmals nicht bestätigte; jede schwarze Lüge, die Haß und Neid ersonnen; jede Vergrößerung irgend eines kleinen Fleckens in der Denkart und Handlungsweise des Mitbürgers; jede allzukühne und bösmüthige Folgerung aus irgend einem Fehltritt, oder auch aus dem Schein desselben.

Aber wahrlich, der Tempelräuber, welcher das Heiligthum in den Stunden der Nacht erbricht, entweiht und zerstört, ist nicht allein ein Dieb. Der, welcher sich das Geringste, kaum eines Allmosens werth, von dem Eigenthum des Nächsten wider dessen Wissen und Willen zueignet, ist auch ein Dieb.

Der Erfinder schändlicher Nachreden und Gerüchte ist nicht allein der wahre Verleumder. Nein, auch der ist es, welcher dem Bösewicht Ohr und Zunge leiht, um die nachtheilige, ehrenrührige Botschaft geschäftig unter allen Bekannten herumzutragen. Es ist der verächtliche Gehilfe des Boshaften, und für den Verleumder, was der Hehler für den Dieb ist. Beide sind Genossen gleicher Abscheulichkeit.

Der Boshafte würde verstummen, wenn er keine Genossen seiner Lästersucht hätte; er würde seine häßlichen Zwecke nicht erreichen, wenn er nicht immer schwache, plauderhafte Herumträger und Feilbieter seines Giftes fände.

Es ist verleumderisches Wesen, es ist nicht menschenfreundlicher Jesussinn, wenn Brüder sich auch nur erlauben, über die Denkart, über die möglichen Neigungen ihrer Mitmenschen zu urtheilen, um sie irgend von einer schlimmen Seite verdächtig zu machen und herabzusetzen. Und, o wie groß ist die Zahl dieser geschäftigen Ehrenmörder! Wie Mancher, der sich für christlich gut und weise hielt, sinkt so in die Klasse derer, die Gott mißfallen! der den Balken in seinem Auge nicht bemerkt, lobt seinen Nächsten, nur um durch ein dem Lobe angehängtes Aber den Splitter im Auge seines Nächsten bemerkbar zu machen! Wie Mancher zuckt die Achseln, oder lächelt hämisch erniedrigend, um die gute Meinung zu zerstören, welche Einer und der Andere von den Eigenschaften seines Mitmenschen hatte! Wie Mancher sucht durch gleichgültiges Schweigen, durch bedenkliche Mienen Argwohn gegen den zu erregen, welcher etwa Lob einärntet, und sich doch dabei vor dem Rufe eines Lästerers zu verwahren, indem er eigentlich kein übles Wort redet!

O wahrlich, auch diese sind Verleumder, und von der gefährlichern Art. Ihr Achselzucken, ihr bedenkliches Schweigen spricht mehr aus, als eine boshafte Zunge. Sie vergiften mit ihrem Lächeln, sie verleumden mit ihren Mienen. In ihnen ist nicht die erhabene Güte, welche dem Jünger Jesu geziemet; sondern Falschheit, Schadenfreude, Verrath und Neid toben in ihrem Herzen, und spiegeln sich in ihren Geberden.

Es ist Hang zur Lästersucht, wenn man im geselligen Umgange geflissentlich das Gespräch auf das Thun und Lassen des Nächsten lenkt, um Gelegenheit zu finden, spöttische Anmerkungen, oder boshafte Folgerungen, oder Verkleinerung manches Guten, oder Uebertreibung manches Fehlers anzubringen.

Es ist der Hang zur Lästersucht, wenn man durch mancherlei Mittel die Angelegenheiten fremder Haushaltungen, die innern Verhältnisse anderer Familien auszuspüren sucht, um sie zum Stoff gesellschaftlicher Unterhaltungen zu machen, das heißt, um sie mit geschwätzigem Munde von Haus zu Haus zu

tragen, und zu Jedermanns Kunde zu bringen.

Denn jegliches Haus und jegliche Familie hat in ihrem Innern mancherlei Vorfälle und Umstände, welche besser ein Geheimniß bleiben, ob sie gleich nicht zur Schande gereichen, wenn sie kund werden. Man liebt es, in seinem Hauswesen ohne Zwang und unbeachtet einherzugehen, und sich selber anzugehören. Man nimmt weniger Rücksichten in Thaten und Worten, und bindet sich weniger an die Formen des Anstandes und der gesellschaftlichen Uebereinkunft, wie man wohl im Oeffentlichen thun muß. Wer durch zudringliche Neugier diese innere Sicherheit des Hauses stört, wer durch Ausforschen und Weitersagen die kleinen Familiengeheimnisse den Menschen aufdeckt, welchen wenig daran gelegen sein sollte: der ist ein Verbrecher am häuslichen Glück des Nächsten; er ist Handlanger des schadenfrohen Verleumders selbst, weil er gewisse Dinge weltkundig macht, welche nicht gethan waren, um öffentlich zu erscheinen, und daher Andern leicht Stoff zum muthwilligen Gespött oder zu nachtheiliger Folgerung gewähren.

Und also steht in der Reihe der Verleumder Jeder, welcher durch Urtheile, Nachrichten und Bemerkungen dazu beiträgt, daß unsere Achtung gegen irgend Jemand vermindert wird, ohne daß dieser vielleicht die Abnahme unserer Achtung verdient.

Wie aber kommt es, daß viele, in mancher Hinsicht oft schätzbare Menschen dennoch in dies ekelhafte Laster versinken, und sich des christlichen Namens, und der öffentlichen Hochachtung des Edeln, und des Wohlgefallens Gottes verlustig machen?

Wohl mag oft Neid, oft Haß, oft die Bosheit eines verbrecherischen Herzens den Hauch der Verleumdung gegen des bessern Menschen ehrenvollen Namen und Verdienste ausstoßen; wohl mag die Schadenfreude in niederträchtigen Gemüthern über allfällige Blößen des Nächsten oder über Unfälle desselben triumphiren; wohl mag oft ein Lasterhafter Vergnügen daran finden, Andern die Achtung zu rauben, die ihm selbst nicht gewährt werden kann.

Noch öfter aber bewirkt eine thörichte Eitelkeit den gleichen Fehler, indem Menschen, die von derselben beherrscht werden, gern Andere geringschätzig machen wollen, um dann neben ihnen desto größer zu erscheinen. Sie tadeln, um zu zeigen, daß sie von solchen Mängeln nichts an sich haben. Sie setzen herab, um sich erheben zu können, ohne offenes Selbstlob. Sie spotten, um von schwachen Leuten gefürchtet und bewundert zu werden. Sie reden von den Heimlichkeiten der Familien, um sich wichtig zu machen, weil sie fühlen, daß sie sonst zu arm an Hilfsmitteln sind, um einige Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Sie plaudern unbesonnen und eifrig alles Gehörte wieder aus, und machen sich aus Horchen und Wiedersagen ein Verdienst, um sich bei Neugierigen in Ansehen zu setzen, und bei kleinen Seelen beliebt zu machen.

Zuweilen ist es bloße Neuigkeitssucht, Mangel an edlerer Beschäftigung des Geistes, was die Menschen von schlechter Erziehung oder lockern Grundsätzen anspornt, die Worte und Thaten Anderer auszuforschen, das Geringste, was in Häusern geschieht, in Erfahrung zu bringen, um dann darüber zu brüten und zu urtheilen, und, wenn es die Gelegenheit mit sich bringt, auch wohl darüber zu lästern.

Immer aber ist dieses Uebel ein unverwerfliches Zeugniß vom Mangel eines richtigen Verstandes; Zeugniß von der Abwesenheit ihres ächt-christlichen, edeln Gemüths. Aus Mangel richtigen Verstandes gehen oft so viele unbesonnene, voreilige Reden hervor, welche der Ehre des Nächsten zu nahe treten. Aus Mangel richtig gebildeten Verstandes sucht man in dem Wiedererzählen dessen, was Andere gethan, Stoff zur gesellschaftlichen Unterhaltung, und in der Verkündigung unschädlich scheinender Familienheimlichkeiten ein Vergnügen.

Dieser Hang kann endlich zur herrschenden Gewohnheit werden, und wird dann im vollen Sinn des Wortes zum Laster — zum Laster der Verleumdung, oder der ihr verwandten Klatschsucht; ein Name, unedel wie die Sache selbst! — Man hält dann die Neigung, sich von den Schwächen, Blößen und Lächerlichkeiten des Nächsten zu unterhalten, für eine der unschuldigsten Freuden des gesellschaftlichen Lebens. Man verschönert die ekelhafte Sünde mit bessern Namen; hält sie für Theilnahme am Wohl und Wehe der Mitmenschen; hält sie für Uebungen des Witzes, für harmlose Scherze. Genug, die Sünde schminkt sich,

um nicht durch ihre Häßlichkeit vor sich selber zu erschrecken.

Allein vergebens! Wer scherzend und kändelnd mit grausamem Vergnügen seinem Bruder den tödtenden Dolch ins Herz stößt: ist der weniger ein Mörder, als derjenige, welcher es im Rausche, im Wahnsinn des Zornes thut? — Wer scherzend, witzig, sogar geistreich, nur zur gesellschaftlichen Unterhaltung, nur um sich angenehm und wichtig zu machen, durch hämische Bemerkungen, durch Ausplaudern häuslicher Heimlichkeiten, durch Verdächtigen gewisser Handlungen und Umstände die Achtung für einen seiner Mitbürger im geringsten vermindert: ist der weniger ein gefühlloser Verleumder, als der, welcher das Gleiche thut, von Neid, oder schadenfrohem Haß entflammt? Ehrenmörder, Verleumder sind beide, vor dem allgerechten Gott, wie vor dem Urtheil edlerer Menschen! Beiden gilt in gleich furchtbarem Ernste die warnende Stimme des göttlichen Wortes: „Lasset kein faul Geschwätz aus euerm Munde gehen; sondern was nützlich zur Besserung ist, da es Noth thut, daß es holdselig sei zu hören!“ (Ephes. 4, 29.)

Beide stiften durch ihre Lieblosigkeit Unfrieden, gegenseitige Verachtung und Geringschätzung. Es ist Verleumdung das Gift, welches die Eintracht zwischen den Gliedern der Gemeinde auflöset, daß sie alle einzeln dastehen, und keins dem andern aufrichtig zugethan ist. Die Zunge des lächelnden Lästerers ist das Schwert, welches so viele Herzen schied, die sich einst zärtlich liebten, und die Hölle in den Schoos mancher Familie warf, die sonst einen Himmel besaß.

Am furchtbarsten wüthet dies Laster in kleinen Städten, wo Wohlstand genug herrscht, um Müßiggang zu erzeugen; wo Mangel einer bessern Erziehung zur Wahl des Pöbellasters geneigter macht; wo Menschen nahe genug beisammenleben, um sich alle zu kennen und zu berühren. Dort wüthet diese Pest des bürgerlichen und häuslichen Glücks am nachtheiligsten, also daß dort oft am wenigsten gegenseitiges Vertrauen, Einmüthigkeit der Familien, Alles umfassende Liebe zu finden ist. Hier geht leichter ein böses Geschwätz von Haus zu Haus; und die Ohrenbläser, Hin- und Herträger und Wiedersager werden nicht so bald für ehrlos gehalten, als in größern Gemeinden, wo der, welcher sich um des Nachbars Heimlichkeiten bekümmert, auffällt, weil man sich im Gewühl der Menge weniger genau zu erkennen und zu berühren gewohnt ist.

Sollte ich die traurigen Wirkungen der Lästersucht und der Begierde, jedes Gute und Edle an Andern zu verkleinern, achtungslos hingeworfene Worte mit Wichtigkeit aufzuheben und gehässig zu deuten — sollte ich die Wirkungen dieses niedrigen Lasters in ihrer ganzen Gewalt schildern: woher nähme ich Zeit und Worte?

Ich müßte reden und von den tausend Thränen, welche durch hämische, mit Eifer ausgebreitete Gerüchte den Unschuldigen, Verkannten ausgepreßt wurden. Ich müßte reden von den Seufzern, welche klagend zu Gott aus der Brust dessen steigen, dem ein boshafter Witz, oder des Neides Schlangenzahn, das edelste Kleiod, den guten Ruf, zerstörte; müßte reden von glücklichen Familien, welche durch Mißverständnisse und Zwischenträgereien auf immer von einander gerissen und entfernt wurden; müßte reden von manchem Redlichen, dem durch die giftigen Verdächtigungen eines Dritten das Zutrauen eines Freundes, das Wohlwollen eines Gönners geraubt ward; reden von den Umtrieben der Rachsucht und des gegenseitigen Hasses, welche eine Folge unvorsichtiger Geschwätze und ehrenschänderischer Klatschereien waren; reden von der allgemeinen Kälte, Gleichgültigkeit, geheuchelten Freundlichkeit, Parteisucht und Schadenfreude, welche die Erbübel der Städte sind, in welchen Verleumdung und Gerntadel zur Alltäglichkeit geworden; reden von der Vernichtung so vielen häuslichen Glücks, wo statt harmloser Zwanglosigkeit nur schüchterne Furcht und ängstliche Rücksicht einheimisch wurde, und selbst im Heiligthum seiner Hütte der Mensch keine Sicherheit vor der unbescheidenen Neugier lusterner Tadelsucht hatte! —

„Aber (wird mancher in der Stille denken) ist es nicht erlaubt, über seine Mitmenschen ein unschuldiges Wort oder einen Scherz zu sagen? Ist denn jede Aeusserung eines Tadels selbst über anerkannt tadelnswerthe Menschen eine Sünde? Wenn mir nicht gestattet sein soll, mein Urtheil über den Werth eines oder des andern auszusprechen: wie soll ich einen, der mir theuer

ist, warnen können, diesen als Verführer zu fliehen, jenen als Heuchler zu meiden?“

Die heilige Schrift antwortet: Was nützlich zur Besserung ist, da es Noth thut, daß es holdselig sei zu hören — das rede. (Epheſ. 4, 29.) Dann also, wenn du glauben darfst, dein Tadel könne Besserung hervorbringen; dann, wenn du glauben darfst, die Erklärung deines Urtheils sei Pflicht, die Verschweigung desselben könne Schaden stiften, — dann rede! Aber rede, daß es holdselig sei zu hören, auch dann noch ohne Bitterkeit, ohne Schadenluſt, ohne dich selbst damit brüsten zu wollen. — Wer sieht in diesen Worten der heiligen Schrift nicht die scharfgezeichnete Grenzlinie zwischen dem pflichtmäßigen und dem unerlaubten Tadel?

Auch fühlt es Jedermann sowohl an sich selbst, als in der Art zu reden des Andern, ob ein gesprochener Tadel nothgedrungen oder muthwillig und leichtsinnig sei; ob er aus den reinen Quellen der ächten Menschenfreundlichkeit, oder aus den Quellen der Bosheit, des Neides, der Langeweile, der Geschwätzigkeit, des Spottes, der Eitelkeit und Neuigkeitssucht fliesse.

Ist es dir Ernst, dich über den rohen Haufen der Bildungs- und Herzlosen erhoben zu sehen; ist es dir Ernst, deine Zunge, für deren Gebrauch du Gott, dem strengen Richter, verantwortlich bist, dem Dienste der Verleumdung zu entziehen: so meide die Gesellschäft der Verleumder. Und kannst du dies deiner besondern Verhältnisse wegen nicht immer: so stimme nicht ein in ihren Ton; sei nicht ihr Gehilfe; sei nicht der Wiederträger ihrer giftigen Bemerkungen, sondern erhalte dein eigenes Urtheil über diejenigen Personen rein, mit welchen sich die Geschwätzigkeit boshafter oder unbesonnener Leute beschäftigt. Das ist es, was Paulus, der Gesandte Christi, sagt: „Gebet nicht Raum dem Lästerer!“ (Epheſ. 4, 27.)

Es ist kein Ort, wo man nicht diejenigen mit heimlicher oder lauter Verachtung ziemlich genau bezeichnet, welche eine lose Zunge haben. Man ist vielleicht zu ihrem Umgang gezwungen, aber man verhehlt sich nicht den Ekel vor ihrem bekannten Fehler, also, daß jeder Gute vor ihnen immerdar gewarnt ist. Selbst die Lästersüchtigen unter einander verachten und fürchten sich gegenseitig, also daß unter ihnen keine Liebe ist.

Gebiete deinem Munde Schweigen, wenn sich die schadenfrohen und spöttelnden Gespräche auf Personen hinlenken, gegen welche du selbst vielleicht Abneigung empfindest, oder die dir Anlaß zum Mißvergnügen geben. Denn dein Urtheil über solche könnte alsdann noch falscher und ungerechter, noch bitterer und gehässiger ausfallen, als das Urtheil berühmter Lästerer, weil sich bei dir leidenschaftliche Empfindlichkeit oder eine kleine Rachsucht wegen erlittenen Unrechts einmischt.

Behalte deine ruhige Besonnenheit, so oft du üble Nachrichten und Bemerkungen über Andere vernimmst. Scheinen dir aber doch solche Lästerberichte für deine Verhältnisse nicht ganz gleichgültig zu sein: so forsche nach den Quellen, aus welchen diese Anzeigen gekommen sind, und suche die Wahrheit zu ergründen. Schon oft verliert bloß dadurch eine boshafte Erzählung ihren ganzen Werth, sobald man nur erst weiß, aus was für einem Munde sie hervorgegangen. In keinem Fall aber sei du der Weiterträger der Bothschaft. Sie sei gesprochen und vergessen in demselben Augenblicke; ist sie gegründet gewesen, wird ihre Wahrheit endlich aus Licht treten müssen, ohne dein geringstes Zuthun.

Weiche selbst dem Gespräche über anerkannte Fehltritte deiner Mitbürger aus, weil man aus deinen Worten vielleicht noch mehr Gift zum Nachtheil der Fehlbaren oder Unglücklichen saugen möchte. Kannst du aber, ohne die Wohlanständigkeit zu verletzen, nicht dem Gespräch entrinnen: so sei dein Urtheil bescheiden, sanftmüthig, mildernd, gleichsam Verzeihung flehend.

Beginne lieber die Rede von den Verdiensten, von den löblichen Eigenschaften der Getadelten, und lege sie ihren Fehlern gegenüber in die Wagschale. Schon nur dieser Versuch wird manchen Lästerer vorsichtiger machen, oder ihn gar zum Verstummen bringen. Nur dieser Versuch schon wird deinem Herzen Ehre gewähren, wird dir sogar Achtung und einiges Vertrauen bei den Lästersüchtigen und Schwätzern erwecken, weil sie überzeugt werden, du seiest edel und muthig genug, auch von ihnen selbst in ihrer Abwesenheit das Gute zu sagen.

Besonders aber vermeide, dich um Häuslichkeiten deine Mitbürger zu bekümmern, die doch auf dein eigenes Wohl und Wehe keinen Einfluß haben. Laß Jedem in seiner

Wohnung die schöne Freiheit des Thuns, welche dir selbst so lieb ist, wenn du sie geniessen kannst. Und wenn du auch bei deinem Nachbar, bei deinem Bekannten mancherlei wahrnähmest, was allerdings deinen Beifall nicht erregen könnte: lerne schweigen, und werde nicht Verräther und Ausplauderer von Dingen, die Keinem nützen zu wissen. Sprich nicht von ihnen, selbst nicht gegen deine Vertrautesten. Nichts wird leichter zu einer unseligen Gewohnheit, als diese unanständige Mittheilungsbegierde, die der erste Schritt zur lasterhaften Geschwätzigkeit, zur Tadelsucht und Verleumdung wird.

Alles was ihr thut mit Worten oder mit Werken, das thut Alles in dem Namen des Herrn Jesu, und danket Gott und dem Vater durch ihn! (Kol. 3, 17.)

Ach, wie leicht kann auch ich schon oft durch unüberlegte Urtheile über des Nächsten Thun und Lassen gefehlt haben! Vater im Himmel, Vergelter jedes Unrechts, ernster Richter jeder Sünde, die ich von Herzen bereue. Ich empfinde es, wie lieblos, wie schändlich ich gehandelt habe! O vergib, wenn irgendwo eins meiner unbedachtsam ausgestoßenen Worte in Andern die Achtung minderte, die sie sonst für irgend einen ihrer Brüder hatten. Vergib, wenn meine unbesonnenen Reden irgend einem meiner Miterschaffenen nur einen mißvergnügten Augenblick, nur eine Thräne verursachten!

Ich will von heute an strenge über mich selbst wachen, und meine Gedanken hüten, und meine Lippen bewahren vor dem, was ungerecht und böse ist, und Dir und allen Edeln unter meinen Brüdern mißfällt. Denn Du, Gott, bist kein Gott der Lästerer, der Spötter und der Störer häuslichen Glückes, sondern ein Gott der Frommen, welche den Menschen lieben, wie Jesus geliebt hat. Amen.

XX.

Der Schmerz, verkannt zu sein.

Matth. 5, 10 — 12.

Dein Beifall ist das Größte,
Wonach ich streben kann!
Wenn ich mich dessen tröste,
Wie glücklich bin ich dann!
Ob mir gleich oft aus dieser Welt
Der Menschen Lob und Ehre
Bei guten Thaten fehlt.
Wenn einst die ernste Wage
Du Weltenrichter, nimmst,
Und am Vergeltungstage
Der Thaten Werth bestimmst:
Dann müsse meinem ew'gen Geist
Des Himmels Krone werden,
Die mir Dein Wort verheißt.

Was habe ich nun davon, daß ich meine ganze Kraft, meine Zeit, mein Geld und so manche schöne Stunde meines Lebens, die ich dem Vergnügen entzog, für Nutzen und Wohlfahrt Anderer mit dem redlichsten Eifer hinopferte? — Undank habe ich dafür geärntet, Spott und Achselzucken. Ich muß mich wohl gar noch glücklich schätzen, daß man mich nur noch in der menschlichen Gesellschaft duldet, und nicht ausstößt und verfolgt.

Gewiß mit herzlicher, uneigennütziger Liebe habe ich die Menschen geliebt; ich hätte mich für sie zu Grunde richten lassen, wenn es gefordert worden wäre. Ich schonte meiner nirgends, wo es darauf ankam, ihnen beizustehen. Ueberall that ich mehr, als die gewöhnliche Pflicht und Schuldigkeit von mir forderte. Zum Helfen fand man mich immerdar bereit, aber mir dagegen mochte Keiner helfen; ja vielmehr sind diejenigen, für die ich lebte und arbeitete, die ersten, die mich zu verleumden und zu erniedrigen suchen, meinen guten Namen beflecken, und nicht nur den Werth dessen, was ich that, in Zweifel ziehen oder verkleinern, sondern mir wohl gar, wenn sie könnten, zum Vorwurf und Verbrechen machen möchten.

Ich versuchte manches Gute. Warum ward es boshaft zerstört und gehindert oder verachtet, weil es von mir kam? Ich war wohlthätig, wo ich es irgend sein konnte, nachgiebig und dienstgefällig auf alle Art. Warum sind eben die am meisten wider mich, denen ich am meisten diente? Warum wird einer geringen Ursache willen sogleich Alles vergessen, was ich Gutes stiftete und Rechtschaffenes leistete, und dagegen Alles hervorgesucht, um mich vor Andern und vor mir selber zu erniedrigen?

Nicht daß ich für das, was ich zum Vortheil meiner Nebenmenschen that, Lob und Ruhm begehrte; nicht daß ich für meine Aufopferungen eigentlich von den Menschen eine Vergeltung verlangen möchte: ich erwarte von den Leuten weder Ruhm noch Lob, noch Dank und Vergeltung. Ich weiß, wie schwer es dem großen Haufen der Selbst-

süchtigen wird, sich selber auf einen Augenblick zu verläugnen, und menschlich-edel zu empfinden. Aber doch ist es bitter, wenn man sich am Ende gänzlich verkannt sieht. Ich glaubte wenigstens auf Achtung, auf Schonung Anspruch machen zu dürfen, und keinen gehässigen Nachreden, keinen öffentlichen Verfolgungen ausgesetzt sein zu müssen.

Welch eine traurige Vorstellung geben mir meine schmerzlichen Erfahrungen von den Menschen! — So wie ich, klagt auch mancher Edle im Stillen. Denn wo ist wohl irgend ein treuer Freund, ein redlicher Diener des Vaterlandes, ein eifriger Menschenfreund, ein Wohlthäter der Seinigen, ein Beförderer gemeinnütziger Dinge, irgend einer, der mit Eifer einer guten Sache beistand, welcher nicht zuletzt über Undank, Hohn und Mißhandlung seiner Ehre, seines Namens, seiner Person zu klagen gehabt hätte! Sollte man nicht beinahe in Versuchung kommen, allen fernern nützlichen Vorsätzen zu entsagen, sich auf sich selbst zurückzuziehen und die breite Straße des gemeinen Menschenhaufens mitzugehen; sich um Keinen als um sich selbst zu bekümmern, und gleichgültig bei anderer Leute Wohl und Wehe zu bleiben?

In der That ist es schmerzhaft, mit seinem guten Willen so allein da zu stehen, und in seinen allerbesten Absichten verkannt zu werden; es ist kränkend, Alles, was man thut, übel ausgelegt zu sehen, und von der Bosheit elender Menschen, von der Unwissenheit des großen Haufens, von dem Eigennutz und Stolz der Angesehenen bei jedem Schritt gehindert zu werden, den man zu einem wohlthätigen Ziele machen will. Es ist schmerzhaft, Augenzeuge zu sein, wie der, welcher nichts Anderes thut, als für sich selber sorgen, oder wie der, welcher lachen würde, wenn man ihn aufforderte, zum Besten Anderer ein beträchtliches Opfer zu bringen, gar ruhig und unangefochten lebt; gewöhnlich Lob und Beifall für nichts einärntet, und Andern hoch anrechnet, was ihn nichts kostete. Es ist schmerzhaft, zu sehen, wie der Niederträchtige sich emporschmeichelt; wie er mit Glück fremdes Verdienst herabwürdigt, um seine Gemeinheit geltend zu machen; wie er sich ohne Ehrgefühl, auf den verächtlichsten Wegen, mit den schimpflichsten Mitteln Partei, Anhang, Freunde, Gönnerschaft erwirbt. — Ist dies der Weg, in der Welt etwas zu gelten und zu leisten?

Warum aber kränkst du dich deswegen? Möchtest du wohl in den Reihen derjenigen stehen, die sich durch Niederträchtigkeiten auszeichnen und erheben? Laß doch Andere schlecht sein; aber du sei gut. Dein Loos ist das Loos der meisten rechtschaffenen Leute, die nicht mit der Welt, wie sie nun einmal ist, gemeine Sache machen, sondern ihren eigenen Weg gehen wollen. Dir gibt dein Gewissen ein besseres Zeugniß, als die Menschen geben können. Selig, sagt Jesus, selig sind, die um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden, denn das Himmelreich ist ihr; selig seid ihr, wenn euch die Menschen um meinetwillen verfolgen, und reden allerlei Uebels wider euch, so sie daran lügen. Seid fröhlich und getrost, es wird euch im Himmel wohl belohnt werden. Matth. 5, 10 — 12.

Und, ich muß mir es doch nicht verhehlen, war ich nicht vielleicht auch wohl selbst hin und wieder Ursache, daß man mich nicht so unbefangen und gerecht beurtheilte, wie ich es wünschte? — Zeigte sich vielleicht in meinen Worten und Handlungen zuweilen nicht etwas Zweideutiges, welches Anlaß gab, daß ich verkannt wurde? Wandte ich auch überall da, wo ich Gutes beabsichtigte, die nöthige Klugheit und schonende Sorgfalt an, um Andere nicht zu kränken, oder zu erbittern? War ich, wenn mir, was ich wollte, endlich gelungen war, nachher auch immer bescheiden genug und mit derjenigen Demuth auf mein Thun blickend, welche eigentlich jeder guten That die Krone aufsetzt? Die Menschen sind im Grunde gern geneigt, Jemandem Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, wenn man ihnen nur bei ihren Unternehmungen ebenfalls Gerechtigkeit widerfahren läßt. Sie verzeihen es noch ziemlich gern, wenn man besser denkt und handelt, als sie, nur muß man dabei doch ihre sehr reizbare Eigenliebe in Acht nehmen. Sie anerkennen noch gern ein Verdienst, welches man hat, sobald man nur nicht diese Anerkennung von ihnen gewissermaßen ertrotzen will. Prüfen wir unser Betragen, ehe wir über das unwürdige Be-

tragen der Andern gegen uns Klage führen! — Sehen wir zu, ob nicht erst Fehler, die wir begingen, Andere reizten, Fehler gegen uns zu begehen. Im Triumph und Eifer, den man so leicht hat, wenn man irgend einen guten Zweck zu erreichen im Begriff ist, kann man sich leicht vergessen. Man spricht von einer Sache mit allzugroßer Wärme, wodurch man theils weniger billig gegen Andere wird, theils seinem Geschäfte einen übertriebenen Werth beilegt, den Andere nicht wahrnehmen.

Ueberhaupt ist auch wohl im Urtheil der Leute über unser Verdienst weniger Bosheit, als Irrthum enthalten. Es ist sehr wohl möglich, daß bei Einigen die Bosheit vorwaltet; daß sie vom Neid, vom Stolz, vom beleidigten Ehrgeiz, vom bedrohten Eigennutz, von der hämischen Schadenfreude zur Verfolgung unserer Person aufgewiegelt sind. Doch wird dies gewiß nur der Fall bei einigen schlechtdenkenden, leidenschaftlichen Leuten sein. Die Uebrigen plaudern nur nach; sie sprechen aus Leichtsinn mit, sie verkennen uns, weil sie uns nicht kennen. Entweder sind sie überhaupt nicht fähig, unsere Unternehmungen und Absichten zu verstehen, oder wir hatten es vernachlässigt, sie von der Güte unsers Thuns zu belehren; oder sie wissen überhaupt nicht, worin unser Verdienst besteht, und sind daher sehr gleichgültig gegen uns, und ziehen jeden Andern vor, der ihnen bekannter ist, oder dem sie für irgend eine kleine Gefälligkeit verpflichteter sind, als uns. Darum sollen wir nicht einiger unedeln Menschen willen alle sammt und sonders verdammen; sonst sind wir gegen Viele eben so ungerecht, als sie es gegen uns aus Irrthum sind; und wir verdienen dann selber die Vorwürfe, welche wir ihnen jetzt machen.

Wir müssen uns doch hüten, zu glauben, daß alle Menschen das Gute, was wir befördert oder gestiftet haben, so hoch aufnehmen, wie wir selber; denn sie können nicht wissen, wie groß oder gering unser eigentlicher Antheil daran ist; sie können nie wissen, wie viel oder wie wenig es uns gekostet hat: sie können nie wissen, ob wir es mehr oder weniger in reinen anspruchlosen Absichten thaten. Wir selbst würden ja dem Verdienste Anderer weniger Werth beilegen, sobald wir wüßten, daß Alles nur aus Ruhmsucht, Großthuerei, heimlichem Eigennutz, aus versteckten Nebenabsichten geschah, oder auch nur, weil damit durchaus nichts weiter, als obliegende Schuldigkeit und Pflicht erfüllt wird. Man ist darum von der Welt noch nicht verkannt, weil man von ihr nicht gekannt genug ist. Und wir müssen deswegen, weil wir unsern Werth, unsere Unschuld, unser Recht am besten kennen, keineswegs verlangen, Andere sollen davon eben so gut unterrichtet sein.

Es ist übrigens das Loos, von der Welt verkannt zu werden, das Loos der meisten guten und trefflichen Menschen, welche sich durch ihren Eifer für das Löbliche ausgezeichnet haben. Wissen wir denn nicht, daß die meisten edeln Menschen der Vorwelt ihrer glänzendsten Tugenden willen von den Zeitgenossen verfolgt wurden? Wissen wir nicht, daß die meisten von den Wohlthätern der Menschheit, die heute wegen ihrer Verdienste lange nach ihrem Tode hoch gepriesen sind, während ihres Lebens verfolgt wurden, in Armuth seufzten, oft sogar in Kerkern schmachteten oder mit Schande überhäuft starben?

Wie Viele, die zur Zeit Jesu Christi unsers Erlösers lebten, haben ihn, seine göttliche Denkart, seine Mühen um das Wohl des menschlichen Geschlechts, seine Opfer, die er dem Heil der Welt und der Nachwelt brachte, gebührend anerkannt und geehrt? Sehr Wenige. Sein Herz war so unschuldig, sein Wandel so anspruchlos und wunderbar, als all sein Thun wohlthätig. Dennoch ward er allgemein verleumdet und verlästert; er hatte oft nicht, wohin er sein Haupt legen konnte; nur einzelne gute Menschen fühlten die ganze Größe seines Verdienstes und schlossen sich treu und fest an ihn an. Seine Widersacher aber gewannen den großen, blind urtheilenden Volkshaufen für sich. Ja, sie siegten über ihn. Er ward gefänglich eingezogen, gemißhandelt wie der größte Verbrecher, und zum Richtplatz von den Henkersknechten hinausgeführt. Er starb den Tod des Sünders, der einzige Gerechte!

Wie gering ist mein größtes Verdienst, welches ich wirklich habe, oder noch erwerben kann, neben dem Verdienst und den Tugenden Jesu Christi! Und warum will

ich den Schmerz, verkannt zu werden, minder gelassen ertragen, als er? Wer den Muth hat, von der gewöhnlichen Bahn des gemeinen Haufens abzuweichen, muß auch den Muth haben, ihm Trotz zu bieten. Wer die Tugend will, muß auch ihrentwillen Leiden übernehmen können. Kann ich mich denn jemals schmeichelhafter belohnt fühlen, als wenn ich das Schicksal erfahre, welches die Edelsten der Menschen erfuhren? Kann ich eine schönere Stelle in der Welt einnehmen, als wenn ich in ihrer dornengekrönten Gesellschaft stehe? Was kann mich mehr erheben, als der Gedanke, daß ich, ein Nachfolger meines göttlichen Vorbildes, gleich wie er, einer gerechten Sache willen leide, und nicht nur in meinen Gesinnungen, sondern auch in meinen Schicksalen einige Aehnlichkeit mit ihm habe? — O wahrlich, in der Reihe solcher Edeln zu stehen, ist mehr, als die Welt mir mit allem ihrem Beifall geben kann. Ein solches Verkanntwerden, ein solches Verfolgtsein ist der eigentliche Triumph der Tugend. Ich möchte ihn nicht gegen alle Ehrenbezeugungen der Leute vertauschen.

Zudem ist *jedes Drangsal, welches man der guten Sache willen leiden muß, die man ergriffen hat, für große Seelen erst der wahre Sporn, immer muthiger und fester in der Tugend zu werden.* Kampf gilt es gegen Kampf. Ich habe ein gutes Zeugniß in mir und vor Gott, was bedarf ich des Zeugnisses von Menschen, die, von ihren Leidenschaften hin und her getrieben, heute eben so gern das „Kreuzige! Kreuzige!“ schreien, wie sie gestern das „Hosiannah!“ riefen? — Ich weiß vielmehr, oder besorge doch, daß, wenn man mich, wegen meiner geringen Verdienste, mit Schmeicheleien umringte, mein Eifer leicht nachlassen könnte. Ich würde leicht glauben können, schon genug gethan zu haben. Ich würde Gefahr laufen, weniger uneigennützig und großsinnig zu denken und zu handeln, als gegenwärtig, da ich Verdruß und Undank ärnte. Der Weihrauch, welchen man unserer Tugend streut, ist meistentheils für sie verderblicher, als der giftigste Schlangenbiß der Verleumder und Spötter. Als man die allerersten Bekenner Jesu mit Noth und Tod verfolgte, wurden sie erst begeisterter, ihn öffentlich zu bekennen. Je mehr Scheiterhaufen für sie angezündet, je mehr Kerker für sie gebaut wurden, je zahlreicher ward aller Orten und Enden die Jüngerschaft Jesu.

Allein sobald die Verfolgungen der christlichen Religion abnahmen, sobald die Kirche von den Königen mit Gold und Silber geschmückt, und die Priesterschaft mit Reichthümern und Würden beschenkt ward, verlosch der reine, heilige Eifer, und die göttliche Sache ward über die Spielerei des Ehrgeizes und der Habsucht vergessen. Ich will keineswegs glauben, daß ich besser sei, als die meisten Menschen sind, denen es leichter ist, in Noth und Trübsal standhaft zu bleiben, als im Glück und unter rauschendem Beifall ihrer Handlungen. — Man tadle mich, man verleumde mich, man verfolge mich: das Alles kann mich nur ehren und den Werth meines Thuns nur erhöhen. Je mehr Sturm von aussen, je mehr Stille und Freude im Herzen.

Schon daß ich verkannt und verfolgt werde, während ich doch Niemanden beleidigt habe, ist *ehrenvoll für mich*; schon daß man sich Mühe gibt, auch den allergeringsten Fehler an mir aufzuspüren, um einen Vorwand zu haben, meinen guten Namen zu beflecken, und mich in der Meinung Anderer zu erniedrigen, ist mir ein sehr beruhigender Beweis, daß ich so ganz schlecht und verdorben nicht sein müsse. Denn fänden sie tadelnswerthere Dinge an mir, sie würden gewiß nicht anstehen, darüber lautes Geschrei zu erheben. — Man arbeitet mir entgegen. Das Gute, was ich zu thun suchte, wird verachtet. Man legt mir falsche Absichten bei. Man zählt an meinem, aus redlichem Gemüth begonnenen Unternehmen, welches doch nicht zu meinem, sondern zu Anderer Besten ist, allerlei Mängel auf, wirkliche und eingebildete; man erschöpft seinen Witz, bald zu beweisen, mein Thun sei verderblich und gefährlich; bald, es sei übel berechnet; bald, es sei leeres Geklingel. Man sucht mich bei Unbefangenen und wenig Unterrichteten bald verhaßt, bald recht lächerlich zu machen. Meine Widersacher hoffen mich zu erschrecken, zu beugen und von dem abtrünnig zu machen, was ich für wahr, recht, gut und nützlich halte. — Aber sie irren. Sie bewirken von Allem, was sie beziehlen,

das Gegentheil. Sie belehren mich von der Güte meiner Sache, und machen mich auf die kleinsten Mängel zu ihrer Verbesserung aufmerksam. Ein kleiner Fehler fällt an dem, was gut ist, mehr auf, als zehn Fehler an einer schlechten Sache. Je reiner und heller ein Gewand, je sichtbarer wird darin der geringste Flecken.

Ist mein Thun gut und gerecht: fürwahr, so wird es durch boshafte Urtheile nicht böse und ungerecht werden. Der verfolgerische Eifer der Widersacher macht nur die Welt aufmerksamer, und zieht mir auch unparteiische Richter herbei, die bald oder spät Gerechtigkeit mir widerfahren lassen werden. Das ist gewiß: das Tugendliche und Wahre und Wohlthätige einer Sache, die um ihrer innern Vortrefflichkeit willen unternommen und ausgeführt wird, kann niemals untergehen, und wenn sich die ganze Welt dagegen verschwören wollte. Denn das Gute ist ewig, und findet seinen Boden und seine Stunde; das Göttliche ist Gottes Sache. Hingegen preiset, was an sich schlecht und verderblich ist, so hoch als ihr wollet; helfet ihm mit aller Mühe empor; lasset Könige und Fürsten dafür Gold und Blut ihrer Unterthanen verströmen: das Schlechte wird in sich selber unhaltbar sein, und trotz eures Rühmens und Prahlens unerrettbar untergehen und vergessen werden. Nichts bleibt, als das Gute, Wahre und Gerechte; denn es ist etwas Göttliches. Das Schlechte darum und daran ist Menschenwerk, Folge eines Irrthums oder einer Leidenschaft, und verdient nicht zu leben.

Warum sollte ich mich also grämen, daß ich und mein Thun von Menschen verkannt werde? Es wird bestehen, wenn es zu bestehen verdient. Ich werde gerechtfertigt werden in meiner Unschuld, wenn ich der Rechtfertigung werth bin. Sollte ich mich irre machen lassen durch Pöbelgeschrei? Sollte ich meiner guten Sache treulos werden, um den Anhängern der schlechten Sache zu gefallen? Nimmermehr! Wie möchte ich so feige sein, und mir selber Schmach anthun? Nein, ich will meine guten Zwecke nicht fallen lassen, noch das Zeugniß meines Gewissens. Ich will zu meinen Widersachern sprechen, wie mein Heiland zu den ihn verfolgenden Juden sprach, die ihn zu tödten suchten, weil er an einem Sabbath einen Kranken heilte. „Ich nehme nicht Ehre an von den Menschen!“ sprach er; „aber ich kenne euch, daß ihr nicht Gottes Liebe in euch habt. Und die Ehre, die von Gott allein ist, die suchet ihr nicht.“ Joh. 5, 40. 41. 44.

Muth denn, alle ihr Leidenden, ihr Verfolgten, ihr Verkannten, die ihr seufzet um einer heiligen und gerechten Sache willen; Muth denn, und unverzagt ans Werk; Gott ist mit euch! Was kann euch aller Welt Widerspruch schaden? „Gedenket,“ sagt die heilige Schrift, gedenket an den, der ein solches Widersprechen an uns armen Sündern wider sich erduldet hat, daß ihr nicht in euerm Muth matt werdet und ablasset. Denn ihr habt noch nicht bis aufs Blut widerstanden über dem Kämpfen wider die Sünde!“ Hebr. 12, 3. 4. Es ist möglich, daß ihr auf Erden wenig Freuden erleben werdet, und noch im Tode verkannt bleibet. Fordert ihr aber Ruhm von der Welt? So ihr diesen begehret, habt ihr falsche Wege erwählt, weil ihr Spott und Haß ärntet. Begehret ihr keinen Ruhm von den Menschen; gilt euch euer Bewußtsein und der Beifall Gottes mehr: warum schmerzt es euch, von der Welt verleumdet und verkannt zu sein? — Eben euer Leiden um der gerechten Sache willen gibt euch jenes seelenerhebende Gefühl, von welchem der große Haufe derer keine Ahnung hat, die euch verdammen. Eben euer bitteres Loos hienieden, neben aller eurer Unschuld und Gerechtigkeit, deutet auf eine höhere Anerkennung eures Werthes hin. Nicht auf Erden vollenden Geister ihre Laufbahn; auch rief Gott sie nicht nur dieses flüchtigen Hierseins wegen in seine Welt. Edle Seelen! unser Weg ist lang, denn er geht durch die Ewigkeit; unsere Straße ist herrlich, denn sie führt über die Trümmer des Vergänglichen zum Schauen Gottes.

Selig sind, die um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden! denn das Himmelreich ist ihnen. Seid fröhlich und getrost, es wird euch im Himmel wohl belohnt werden!

Wohl gibt es schwere Stunden, da meine Entschlossenheit wankt, wenn Alles wider

mich aufsteht; wohl kann ich meinen Thränen nicht wehren, meinen Unmuth nicht dämpfen, wenn ich mit Lieblosigkeit und Undank selbst von denen behandelt werde, welchen ich so oft und am liebevollsten half. Oft könnte ich fast an mir irre werden, und an meinem eigenen gänzlichen Werth verzweifeln, wenn ich von allen Seiten Widerspruch und Kränkung erfahre. Doch mein Muth soll nicht brechen. Ich will standhaft beharren bis ans Ende, und meinen Lauf vollenden. Und verkennt mich die Welt, Du, o Gott, o Herzenskundiger, kennst mich, und weißt es, ob ich falsch bin! Du bist der Vertraute meiner Empfindungen, meiner Gelübde, meiner redlichen Absichten, und wie ich, ohne nach eigenen Vortheilen zu jagen, doch hauptsächlich nur das Beste meiner Mitmenschen bewirken möchte.

XXI.

Die Gefahren, Andere zu verkennen.

Jakobus 4, 11. 12.

Nur der Richter aller Welten
Richtet mit Gerechtigkeit:
Jedem wird er einst vergelten,
Wie er lebt in dieser Zeit.
Ueberlaß ihm das Gericht;
Richte du den Nächsten nicht.

Wie empfindlich der Schmerz sei, von Andern verkannt zu werden und sich bei den besten Absichten hämisch beurtheilt zu sehen, davon hat wohl Jeder schon die Erfahrung gemacht. Wenn nun ziemlich allgemein bekannt ist, wie wenig dazu gehört bei aller Unschuld dennoch von den Leuten übel angesehen und schlechter Grundsätze oder unedler Absichten verdächtig zu werden: so muß man um so mehr erstaunen, daß sich so wenige Menschen hüten, in den gleichen Fehler zu verfallen. Ja, man erlebt sogar, daß selbst die, welche das Loos hatten, eine Zeit lang verkannt zu werden, keinen Anstand nehmen, ihrerseits auch andere Personen vorschnell und dreist zu beurtheilen und zu verdammen.

Freilich, Jeder, der über einen Andern und dessen That und Leben seine Meinung sagt, bildet sich ein, etwas Richtiges zu sagen. Es muß ein grundboshaftes Gemüth sein, welches recht mit Vorsatz eine tückische Lüge verbreiten wollte. Man glaubt, indem man über das Betragen und die Unternehmungen einer Person ein etwas scharfes oder mißbilligendes Urtheil fällt, seiner Sache gewiß zu sein, und vielleicht wohl gar Gutes zu stiften und zu warnen.

Aber wie leicht ist da der Irrthum auf unserer Seite! Wie schnell können wir in Gefahr kommen, den Nebenmenschen zu verkennen! Es ist der frechste, absprechendste Eigendünkel, wenn man sagen kann: ich irre mich hier gewiß nicht! — O wie leicht irrt man in Beurtheilung des menschlichen Herzens!

Denn wenn wir Werth und Unwerth einer uns weniger bekannten Person ermessen wollen: welchen Maasstab nehmen wir dazu? — Zur Beurtheilung fremder Einsichten doch nur den Maasstab unserer eigenen Einsichten; zur Beurtheilung fremder Denkart doch nur den Maasstab unserer eigenen Denkart! Woher wollten wir einen Maasstab nehmen?

Nun aber ist unsere Einsicht ganz gewiß in vielen Dingen beschränkter, als die Einsicht Anderer. Und mögen wir noch so viel vortreffliche Geistesgaben oder Kenntnisse besitzen, wir sind nicht im Besitz aller. Schon unsere spätern Erfahrungen haben uns eine gewisse Einseitigkeit gegeben. Andere stehen auf andern Standpunkten; Andere haben in manchen Dingen höhere und genauere Ansichten der Welt. Wir sind keineswegs die Allwissenden, die Allweisen. Wenn Jemand ganz abweichend von der herrschenden Meinung urtheilt, wenn Jemand zu irgend einem guten Zwecke ganz andere Wege einschlägt, als die bisher gewöhnlichen, müssen wir darum nicht glauben, er sei ein Thor, ein Schwärmer, ein Geck, ein Vösewicht. Er kann vielleicht die Wahrheit erfaßt haben, während wir Andern Alle mit unserer vermeinten Einsicht im Irrthum sind. Immer waren die, welche dem menschlichen Geiste eine neue Bahn eröffneten, im Widerspruch mit dem großen Haufen. Es hat kaum einen einzigen berühmten Weisen des Alterthums gegeben, der nicht von der größten Menge seiner Zeitgenossen als ein Thor oder Verbrecher behandelt worden wäre. Mußte nicht selbst Jesus Christus, mußten nicht alle seine Jünger Verfolgungen dulden, weil ihre Lehre nicht die gemeine Lehre der Welt war?

Eben so gefährlich ist es auch, wenn wir unsere eigene Denkart zur Denkart Anderer machen, und daraus auf die Beweg-

gründe ihrer Handlungsweise schliessen wollen. Glaube mir, mein Freund, es gibt in der Welt nur einen einzigen Menschen, der in Allem ganz so ist, wie du; und dieser Einzige bist du. Alle Andern sind anders. Bilde dir daher nicht ein, daß den Handlungen Anderer dieselben Triebfedern vorausgehen, wie den deinigen. Daher, wenn wir auch hundert Personen im Verdammen einer andern einig sehen, stimmen sie doch nicht in ihren geheimsten Meinungen über die Ursachen zusammen. Wer das Geld liebt, wird sagen: es ist ihm um Geld zu thun! Wer gern herrschen mag, wird sagen: er will sich oben an bringen! Wer eitel ist, wird sagen: er will nur Aufsehen machen! — Und so Jeder anders.

Wir alle wissen sehr gut, daß es Andern schwer sein müsse, unsere eigene Person richtig zu beurtheilen, weil sie selten die tiefsten Beweggründe unsers öffentlichen Betragens zu errathen im Stande sind. Warum maßen wir uns denn ein absprechendes Urtheil über Andere an? Wir werden doch auch diese nur nach dem äussern Schein beurtheilen können, und wie leicht führt der bloße Anschein zu Mißverständnissen und ungegründeten Verdächtigungen! Wie viel Unglück ist daraus schon für ganze Familien, oft für ganze Länder entstanden!

Sogar die ersten nachtheiligen Wirkungen einer Unternehmung oder Handlungsart von andern Personen geben uns nicht immer das Recht, den Werth ihrer Sache oder ihre Gemüthsart für schlecht zu erklären. Ist uns denn nicht selbst schon Vieles mißlungen, und hat nicht Manches, das von uns in bester Absicht gethan ward, auch wirklich scheinbar üble Folgen nach sich gezogen? — Ist denn darum die Religion Jesu Christi, oder die Absicht ihres göttlichen Urhebers verwerflich gewesen, weil die Religion so viel Streit, Krieg und Blutvergiessen unter den Menschen veranlaßte? Jesus selbst sah diese Wirkungen vorher, und sagte sie voraus. Aber deswegen stand er nicht von seinem Werke ab.

Und gestehen wir es uns doch nur selber: oft sind unsere ungünstigen Meinungen über das Thun und Lassen Anderer die Früchte höchst kleinlicher Ursachen. Gestehen wir es uns doch, daß gewöhnlich unsere Eigenliebe und Selbstgefälligkeit dabei das große Wort mitspricht, daß wir uns dabei gern als die Klügern, Verständigern, Bedächtigern und als die Edeldenkendern sehen lassen möchten! — Gestehen wir es doch, daß zuweilen bloß das Aeusserliche einer Person, welches uns nicht gefällt, oder die Art, wie sie sich vielleicht bei irgend einer Angelegenheit gegen uns zeigte, einen mächtigen Einfluß auf unsere unvortheilhafte Meinung von ihren Verrichtungen hat. Gestehen wir es, daß wir zuweilen bloß deswegen wider Jemanden gestimmt sind, weil sein Thun und Lassen unserm eigenen Interesse zuwider sein kann. Ja, oft sind wir so schwach, daß wir Jemanden ohne anders mitverdammen helfen, bloß weil wir unbesonnen und treuherzig alles Schlechte nachschwatzen, was wir vom Hörensagen wissen. Wir würden vielleicht unsere Meinung auffallend verändern, wenn wir den Jemand genauer kennen lernten und die wahren Beweggründe seines Verfahrens.

Es gehört ein ungewöhnlicher Grad von Unbefangenheit, Selbstverläugnung und Leidenschaftslosigkeit dazu, und mehr noch, es gehört eine unglaublich tiefe Menschenkenntniß dazu, um eines Menschen und seines Thuns und Treibens wahren Werth richtig beurtheilen zu können. Und also auch der Unbefangenste, auch der erfahrenste Menschenkenner kann sich in hundert Fällen neunundneunzigmal täuschen, und die Person, welche er, oder deren Handlungen er als tadelnswürdig verdammt, gänzlich verkennen.

„Darum seid vorsichtig! Afterredet nicht unter einander, lieben Brüder," sagt der lebensweise Jesusjünger Jakobus; „wer seinem Bruder afterredet und urtheilet seinen Bruder, der afterredet dem Gesetz und urtheilet das Gesetz. Urtheilest du aber das Gesetz, so bist du nicht ein Thäter des Gesetzes, sondern ein Richter. Es ist ein einziger Gesetzgeber, der kann selig machen und verdammen. Wer bist du, der du einen Andern urtheilest?" Jak. 4, 11. 12.

Nicht nur müssen wir als verständige Menschen uns hüten, durch vorschnellen oder nachplaudernden Tadel uns selber in Irrthum zu stürzen; sondern auch als billige, wohldenkende Menschen, als Christen uns vor der leicht möglichen Gefahr in Acht nehmen, Andere zu verkennen, und dadurch in Verdruß und Verderben zu bringen. Denn es ist wahr-

haftes Verbrechen gegen Gottes- und Menschenliebe, einen Unschuldigen zu kränken; einen Rechtschaffenen in Verdacht der Schlechtigkeit zu bringen; aus bloßem Vorurtheil gegen nützliche Unternehmungen zu arbeiten und sie zu hintertreiben; durch eine falsche und voreilige Meinung ganzen Familien, vielleicht ganzen Gemeinden oder Völkern Schaden und Unheil zu bringen, und, ohne es zu wollen, vielleicht aus bloßer Nachplauderei für boshafte, undankbare Menschen ein Werkzeug gegen sonst achtungswerthe und verdienstvolle Personen zu werden.

So leicht es ist, in die Gefahr zu kommen, Andere zu verkennen, eben so leicht ist es, in die Gefahr zu gerathen, alles mögliche Uebel zu stiften und stiften zu helfen.

Wenn du einen wohlgesinnten, rechtschaffenen Mann verkennst, und dich, vom Schein bethört, verführen lässest, ihn für schlecht zu halten: kannst du glauben, wenn er dies erfährt, daß es ihn nicht tief und bitter kränken müsse? daß es ihn nicht schmerzen müsse, wenn er auch nicht dergleichen thut? Welche Freude könnte es dir denn machen, wenn du einem Unschuldigen durch deinen Verdacht, durch dein vorschnelles Verdammungs-Urtheil eine schmerzliche Lebensstunde bringst? Bist du nicht ein Mörder an seinem Glück? Die Thräne des Unmuths, welche er oder seine Familie weint, fällt sie dir nicht zum Gericht? Und siehst du die Folgen alle voraus, welche deine Ungerechtigkeit hervorbringen kann? Ist es etwas Unerhörtes, daß eine Person, die das Unglück hatte, verkannt zu werden, dadurch das Opfer ihres geheimen Grams geworden? daß dadurch ihre Gesundheit allmälig untergraben, und die natürliche Frist ihres Lebens verkürzt wurde? Ach, wie mancher Unbesonnene ist durch seine Zunge, durch sein Klüger- und Besserseinwollen, durch sein voreiliges, gehässiges Absprechen schon Mörder an der Lebensruhe, an dem Lebensglücke nachher unschuldig befundener Personen geworden! — Wenn das nicht deine Absicht war, warum bedachtest du dich nicht früher? Kann dein Bereuen hintennach das Geschehene ungeschehen, die geflossenen Thränen ungeflossen machen? Leichtsinniger, wenn dich vielleicht der Arm weltlicher Obrigkeit wegen deines Vergehens nicht wohl züchtigen darf und kann, bildest du dir ein, daß für eine gekränkte Unschuld kein Richter mehr lebt, und für deine verderbliche Zunge keine Strafe?

Ja, es ist *gefährlich*, Andere zu verkennen, sie dadurch menschenscheu und menschenfeindlich zu machen; ehemals gute, theilnehmende, liebevolle Menschen argwöhnisch gegen ihr Geschlecht zu machen; ihnen die Lust zu rauben, ferner wohlzuthun und gemeinnützig zu sein. Es ist gefährlich, durch Unbedachtsamkeit seinen Mitmenschen den Glauben an die Menschheit zu rauben! — Und dies ist eine sehr gewöhnliche Wirkung des Verkennens. Dadurch ist schon manche zärtliche Freundschaft gebrochen, manche Liebe zerrissen, der Eifer manches Edeln für Alles, was er gern Nützliches gestiftet haben würde, erkältet worden. Dadurch hat man schon manchen wakkern Menschen in Unthätigkeit zurückgeschreckt und manchen vortrefflichen Bürger seinem Vaterlande geraubt, indem er verkannt und verdächtigt und unschuldig zurückgesetzt ward. Denn wer möchte seine Liebe auch an Unwürdige verschwenden, die uns nur schlechte und niederträchtige Gesinnungen zutrauen? Wen freut es, unter Menschen zu leben, die alles das nicht achten, was man um des Guten willen verrichtet, hingegen, weil man in ihrem gemeinen Treiben nicht mittreibt, unerschöpflich in gehässigen Vermuthungen und beschimpfenden Verleumdungen sind? Wen ermuthet es, einen größern oder geringern Theil seines Vermögens, seiner Kräfte, seines Lebens zum Wohl Anderer aufzuopfern, wenn man dafür nicht nur die undankbarste Gleichgültigkeit, sondern Spott, Gelächter, üble Nachreden, Verfolgungen jeder Art ärntet?

Wenn du also über Personen nachtheilige Urtheile fällst, *bist du sicher, daß du sie nicht verkennst*? Bist du sicher, daß du nicht ganzen Familien, vielleicht dem Ruhm und Glück deines Vaterlandes, den größten Schaden stiftest? Wer bist du, der du einen Andern verurtheilst?

Das Loos, verkannt zu werden, wird am gewöhnlichsten ausgezeichneten Personen zu Theil, die entweder durch vorzügliche Talente, oder durch großes Vermögen, oder durch hohe Aemter die Augen der Menge auf sich ziehen. Ueber sie maßt sich nun Jeder das Recht an, zu urtheilen, als

wenn Jeder sie auf das vertrauteste kennte. Weil man viel von ihnen spricht oder reden hört, glaubt man sie schon hinlänglich zu kennen. So lange jene Personen in dem Geleise der Gemeinheit bleiben; in dem, was sie thun, vom Glücke begleitet sind; oder ihre Schritte nicht gegen dies und jenes Interesse anstoßen: läßt man sie. Aber sobald sie vom Gemeinen abweichen, erhebt sich die Krittelei, und Jeder läßt gegen sie seine Weisheit blicken. Sind ihre Unternehmungen nicht sogleich vom Glück gekrönt, jauchzt der schadenfrohe Pöbel seinen Spott. Pöbel heißt aber nicht die arme Volksklasse, sondern der reiche und arme, hohe und niedere, geistesbeschränkte Troß im Volk, der keines eigenen und edeln Urtheils fähig ist. Die Lästerzungen werden rege und reger, wenn der Verkannte nicht sogleich im Stande ist, den Nutzen seiner Unternehmungen sonnenklar für jedes Auge darzustellen. Und hätte er die allerlöblichsten Zwecke, der Pöbel wird ihm die niedrigsten Nebenabsichten zuschreiben: wird ihn, sobald es erlaubt ist, verfolgen und kreuzigen, weil er nicht ist und thut, wie der gemeine Haufe ist und thut.

Kennst du, mein Freund, keine Beispiele dazu aus den Erfahrungen deines eigenen Lebens? Hast du dir nicht auch schon in deinem Urtheil über ausgezeichnete Personen, ohne gründliche Kenntniß der Sache und des Menschen, absprechende, verdächtigende Urtheile erlaubt, und dich auf die Seite des Pöbels gestellt? Hast du nicht auch schon deinen Witz angestrengt, den Verstand und das Herz ausgezeichneter Personen lächerlich und verächtlich oder gehässig zu machen? Hast du nicht auch schon, ohne vorher gehörig geprüft zu haben, das Böse und Feindliche nachgeplaudert, was von dergleichen Personen gesagt ward? Hast du nicht auch schon geholfen, das Gute zu unterdrücken, das Nützliche zu hintertreiben, bloß weil es von Diesem oder Jenem herrührte, gegen welchen du im Herzen eingenommen warest? — Siehe, so standest auch du deiner unwürdig da, in der ekelhaften Schlechtigkeit des Pöbels, der allezeit fähig ist, die Unschuld zu verdammen, oder das Verdienst zu lästern, weil er selber nicht unschuldig ist, oder nicht groß genug, das Edlere zu begreifen und zu ehren. Schwacher Christ, der du dich dessen schuldig weißt: auf welcher Seite würdest du gestanden sein, wenn du in den Tagen Jesu Christi, deines Erlösers, gelebt hättest? Würdest du mit den wenigen Jüngern Jesu gewesen sein, und ihre Gefahr mit ihnen getheilt haben, oder hättest du es mit dem Pöbel der Schriftgelehrten, Pharisäer und anderer Feinde des Herrn gehalten?

Darum (denn Gefahren und Schaden sind groß, Andere zu verkennen) *sei behutsam im Aussprechen deines Urtheils über Andere!* — Nicht nur im *Aussprechen*, sondern selbst im bloßen *Denken* eines nachtheiligen Urtheils! Entscheide nicht gleich, und argwöhne nicht sogleich das Schändlichste, bevor du nicht Person und Sache auf das Vollkommenste ergründet hast. Selbst der Schein der Umstände gibt dir noch kein Recht, Böses zu vermuthen; Erfahrungen sollten dich schon belehrt haben, wie oft man vom Schein hintergangen werden kann! Entscheide nicht, sprich nicht, und nimm selbst das allgemeine Geschrei der Leute gegen die Handlungs- und Denkweise dieser oder jener Person nicht für einen Beweis der Wahrheit. Denn es gibt viele Dinge, welche die Fassungskraft, Erfahrung und Einsicht des großen Haufens weit übersteigen; auch maßt sich der rechthaberische Eigendünkel des gemeinen, voreilig richtenden Trosses gern das Richteramt an. — Oder wann hast du jemals gehört, daß die gewöhnlichen Menschen lieber das Gute anerkennen und nach Verdienst mit eben dem Eifer preisen, als sie schnell fertig sind, Böses zu argwöhnen und nachzureden und weiter zu bringen? Kannst du dir einbilden, daß die Leute das Gute, was an dir ist, schon eben so allgemein und emsig gerühmt haben, als sie geschäftig gewesen sind, deine Fehler oder Irrthümer, oder auch den bloßen Schein derselben, zu mustern und durchzuziehen, zu bespötteln, und wieder zu erzählen?

Wenn der große Haufe über ausgezeichnete Personen ostredet; ihnen bei dem, was sie Löbliches bewirken wollen, niedrige Nebenabsichten zutraut; sie für Heuchler oder Ehrgeizige, Schwärmer oder Neuerungssüchtige, Herrschlustige, Geldgierige u. s. w. hält: so wird man zehnmal für einmal am sichersten gehen, wenn man von Verlästerten ohne anders das Gegentheil glaubt.

Willst du nicht Gefahr laufen, Jemanden leicht zu verkennen: so traue ihm bei

seinen Unternehmungen immer lieber die ehrlichen Absichten und bessern Beweggründe, als die schlechtern zu. Denn im Durchschnitt haben die Menschen, bei dem, was sie öffentlich thun, gewiß keine unedeln und bösen Gründe. Ob aber ihre Ansichten und gewählten Mittel richtig oder irrig seien, das kann nicht durch bloßes Vernünfteln und Vermuthen, sondern am sichersten durch den Erfolg entschieden werden. Schlechterdings und durchaus böse ist kein Mensch auf Erden: warum soll ich ihm also keine gute Absicht zutrauen? — Bin ich denn nicht selber edler Zwecke und Wünsche bei meinen Handlungen fähig; liegt darin nicht weit süßerer Genuß, als in der Wahl niedriger und unreiner Absichten? Welch ein Recht könnte ich also haben, von Andern nicht das zu glauben, dessen sie am natürlichsten fähig sind?

Wo du löbliche Zwecke bei Unternehmungen wahrnimmst, da eile, sie mit der des Christen würdigen Liebe des Guten zu befördern, und laure nicht auf versteckte, verächtliche Nebenabsichten dessen, der das Unternehmen angehoben hat. In diesen kannst du irren; in jener Liebe des Guten und Löblichen niemals.

Verdamme auch dann nicht, wenn der Schein gegen die Güte einer Person oder ihres Thuns redet. Der Schein würde vielleicht plötzlich verschwinden, wenn du besser unterrichtet wärst, wenn du in den Verhältnissen desjenigen ständest, der zu solchem Betragen genöthigt ist. Halte dein Urtheil zurück, und stelle die Entscheidung ruhig den kommenden Tagen anheim, so lange deine Verhältnisse, deine Rechte übrigens ungekränkt bleiben. Es ist nur ein einziger Gesetzgeber über die Herzen der Sterblichen, der kann selig machen und verdammen. Wer bist du, der du einen Andern verurtheilest?

Herzenskundiger! Allwissender! Dir allein gehört das Gericht über des Menschen innern Werth und Unwerth. Ich erschrecke vor meiner Leichtfertigkeit und Anmaßung! Nie entschlüpfe meiner Zunge wieder ein schnödes Urtheil über den Nächsten. Ich will nicht verdammen, den du vielleicht liebst. Ich will fortan schonend in meinem Urtheil sein; lieber tausendmal irren, weil ich von meinen Lebensgenossen zu gut denke, als das Unglück haben, einen Einzigen zu verkennen, weil ich von Allen gleich das Uebelste denke. Erbarmer, sei Du schonungsvoll gegen meine Schuld! Amen.

XXII.

Die Leidenschaften.

Röm. 8, 6—9.

Der Sinn für's Böse wohnt in mir!
Auch wenn ich schon, mein Gott, von Dir
Geheiligt bin, versucht er mich
Zur Sündenlust. Er stärket sich
Durch Leidenschaft und Sinnlichkeit,
Zu thun, was Dein Gesetz verbeut.

O wie so nah ist unser Fall,
Wenn wir, versuchet überall,
Von aussen durch das eigne Herz,
Durch Lust, Gewinn und Furcht und Schmerz
Nun kämpfen sollen! O wie leicht
Verliert man alle Kraft, und weicht!

Wer kann mir beisteh'n? — Du allein
Sollst meine Hilf' und Stärke sein.
Laß meine Schwachheit immer mir
Vor Augen sein, daß ich von Dir
Nie weiche, daß ich standhaft sei,
Dir bis zum letzten Seufzer treu.

Ist der Mensch wirklich von Natur böse und verderbt? — Es gibt Viele, welche diese Frage bejahen, wenn sie an die beständige Neigung der Sterblichen zu allem Verbotenen, und selbst an das Widerstreben der kleinsten Kinder gegen die Gebote der guten Aeltern denken. Es gibt Viele, welche diese Frage verneinen, wenn sie an die Unschuld der Kinder denken, von denen Jesus doch selbst sagt, daß, wer nicht wird wie sie, niemals ins Himmelreich eingehen werde; oder wenn sie an Gottes Heiligkeit und Güte denken, mit welcher es nicht übereinstimmt, daß sie den Menschen zur Sünde erschaffen habe, und zum fortwährenden Elende.

Die Frage über das natürliche Verderben der Menschen hat vielerlei Streitigkeit und Sektirerei in der Christenheit verursacht; so wie die Menschen überhaupt sich von jeher am häufigsten über das stritten, was am wenigsten zu ergründen war, oder woraus am wenigsten Heil entsprang. Theils die Lehrgebäude heidnischer Weltweisheit im frühesten Alterthum, theils einzelne Stellen der heiligen Schrift, welche von Bibellesern und Bibelauslegern nicht recht verstanden werden konnten, weil sie nicht mit der Ordnung und Bezeichnung gewisser Vorstellungen damaliger Zeiten recht bekannt waren, gaben zu jenen Untersuchungen vorzüglichen Anlaß. Allein

die Erfahrung hat erwiesen, daß die Spitzfindigkeiten zuletzt wenig Heil brachten; daß die Menschen durch das Hin- und Herwälzen solcher Streitfragen um nichts besser wurden, daß hingegen Christum lieb haben, das heißt, das Halten und Erfüllen seiner Gebote, besser sei, denn alles Wissen.

Auch weiß ich ja, Jesus, der göttliche Stifter unsers heiligen Glaubens, hat niemals auf solche Dinge des Zweifelns und Forschens einen hohen Werth gesetzt. Nur seine Apostel, und besonders der gelehrte Paulus, waren zuweilen genöthigt, umständlicher über solche Streitfragen zu reden, und sogar im Geiste der heidnischen und jüdischen Gelehrten und Schriftgelehrten zu sprechen, um von ihnen verstanden zu werden, um sie auf die ihnen eigenthümliche Art zum Glauben an die Lehre Jesu zu bewegen. Ich bin allerlei worden, schrieb daher der Apostel Paulus, auf daß ich Viele gewänne, Viele zu Jesu brächte!

Was ich an mir seit meinen Jugendtagen, und was ich an andern Kindern beobachtet habe, ist: daß kein Mensch, er gehöre zu welcher Religion, zu welchem Lande, zu welchem Volke er wolle, so ganz verderbt sei, daß er nicht seine Fähigkeiten und Neigungen zum Guten hätte. Eben so bezeugt es mir die alltägliche Erfahrung: daß kein Mensch, selbst in den Tagen der unschuldigen Kindheit, so ganz gut sei, daß er nicht auch Fähigkeiten und Neigungen zum Bösen hätte.

Schon diese Erfahrung, welche Jedermann an sich und Andern zu machen Gelegenheit hat, beweiset: daß diejenigen eben so sehr irren, welche behaupten, der Mensch wäre von Natur gut, als diejenigen irren, welche darzuthun vermeinen, der Mensch wäre von Natur verderbt und böse, und der ewigen Strafe würdig. Behauptungen dieser Art sind jedesmal Beweise entweder eines stolzen Eigensinnes, welcher seine vorgefaßten Meinungen bis aufs Aeusserste vertheidigen möchte, oder einer sehr dürftigen Menschenkenntniß und Erfahrung.

Ja, der Mensch, wie er von Gott erschaffen ward, ist eben so fähig zum Bösen, als zum Guten. Ihm winkt die Sünde, ihm winkt die Tugend — Gott gab ihm des Willens Freiheit und den innern Richter, daß er prüfe und das Gute wähle. Ohne Kraft zum Fehlen ist auch keine Kraft zum Rechtthun; ohne Anlaß zur Tugend ist auch kein Anlaß zur Sünde. Der Dieb im Kerker, ohne Gelegenheit und Möglichkeit, seine Lieblingssünde zu üben, ist darum nicht heilig, weil er nicht mehr stiehlt.

Dies lehrt schon in der Urgeschichte des menschlichen Geschlechts die Erzählung vom Schicksale der ersten Sterblichen. Gott hatte sie rein und sündenlos erschaffen, aber mit Fähigkeiten zum Guten und Bösen. Gott selbst gab zur Erweckung beider Anlässe. Ohne irgend ein Verbot im Paradiese war keine Uebertretung des Verbotes gedenkbar. Die Untersagung vom Genusse der Frucht am Baume der Erkenntniß prüfte den Willen der Neuerschaffenen. Hier entwickelte sich der Reiz sinnlicher Gelüste, und dort stand der ernste göttliche Befehl, jedes Gelüst zum Verbotenen zu bekämpfen. Aber, überwältigt von der Lockung zum Bösen, fiel der Mensch: und so kam die Sünde und mit ihr das aus derselben hervorgehende Verderben in die Welt.

Die Fähigkeiten zur Tugend, wie zum Laster, entspringen aber aus der doppelten Natur, welche Gott dem Menschen gab, der fleischlichen und der geistigen. Hätten wir keinen irdischen Körper für unsere Seele zur Wohnung erhalten: so würde unser Geist gleichsam nur Engel sein, unfähig zur Sünde, aber auch unfähig zur Tugend. Denn Tugend entsteht erst durch den Kampf und Sieg über das Böse. Hätten wir keine vernünftige Seele empfangen, so wären wir nur Thiere des Feldes, ohne Fähigkeit höherer Tugend, aber auch ohne Fähigkeit zur Sünde. Denn Sünde entsteht erst durch das Widerstreben gegen Gewissen und Ueberzeugung des Bessern.

Was an uns fleischlich ist, oder irdisch, das zieht uns unaufhörlich zum Genuß der irdischen Lust, die nur durch den Leib empfunden wird. Was an uns Geist ist, das strebt zum Heiligen und Göttlichen hinauf, und sehnt sich nach dem Ewigen, weil es ihm verwandt ist.

Darum sagt Paulus: Fleischlich gesinnt sein, ist der Tod; und geistlich gesinnt sein, ist Leben und Friede. Denn fleischlich gesinnt sein, ist eine Feindschaft wider Gott, sintemal es dem Gesetz Gottes nicht unterthan ist; denn es vermag es auch nicht. Die aber fleischlich sind (das heißt, die in ihrer Denkart und Lebensbeschäftigung sich mehr den Thiere nähern, als dem Engel), die mögen Gott nicht gefallen. Röm. 8, 6 — 8.

Die Quelle aller guten Neigungen ist also in unserm Geiste; die Quelle aller bösen Neigungen ist in unserm Fleisch, daß ist, in unserer Sinnlichkeit.

Die Sinnlichkeit aber, als das wahrhafte Thierische an und in uns, soll dem Geiste unterthan sein; so wie der Himmel die Erde, und wie der Gedanke den Leib und seine Bewegungen regiert. Ist aber der Geist ein Unterthan des Leibes und der Begierden thierischer Art, so hat er seinen göttlichen Ursprung verläugnet, so hat er den erhabenern Bestimmungen in einer unsterblichen Fortdauer entsagt: er ist Sünder.

Was ist Sinnlichkeit? Es ist die Neigung zu Allem, was uns angenehme Empfindungen durch die Sinne erzeugt. Das Wohlgefallen an äussern Ehrenbezeugungen, an Reichthum und Lebensbequemlichkeiten, an Geschlechtslust und Wohlleben, an Speisen und Getränken, welche den Gaumen kitzeln, an Thätigkeit und Ruhe, an Glanz und Schönheit, ist Wirkung äusserer Eindrücke auf meine Sinne, ist folglich Sinnlichkeit.

Was aber sinnlich ist, das ist darum nicht zugleich sündlich, wie es oft aus Unwissenheit gedeutet werden mag. Denn der göttliche Vater verlieh mir die Sinne, daß ich durch dieselben die Anmuth seiner Schöpfung empfinden, und durch weisen Genuß seiner irdischen Gaben meine Glückseligkeit auf Erden vermehren soll. Sündlich wird ein solcher Genuß erst, wenn ich darüber höhere Pflichten vernachlässige.

Der tugendhafte Weise achtet keine Art des sinnlichen Vergnügens unter seiner Würde; denn er weiß, daß dasselbe allerdings sehr gut vereinbar ist mit den Forderungen des heiligsten Wesens an unser Herz, und vereinbar mit der gegenwärtigen und zukünftigen Bestimmung der Sterblichen. Aber er weiß auch immer die sinnlichen Neigungen zu beschränken zur Mäßigkeit; weiß selbst durch die Kraft seines Geistes die sinnlichen Genüsse und Empfindungen zu verfeinern, zu veredeln, daß er sich in demselben weit vom Thier entfernt. Selbst der erhabenste der Weisen, Jesus, verschmähte keineswegs den Werth sinnlichen Vergnügens. Er nahm Theil an den Freuden der Sterblichen, und seine Jünger riefen, wie er, ihren Freunden zu: Freuet euch mit den Fröhlichen!

Sobald aber die aus der Sinnlichkeit hervorgehenden Begierden und Wünsche mächtiger werden, als unsere Kraft zum Guten; sobald sie die Gewalt des Geistes in uns beschränken, daß er ihr Sklave wird: eben so bald ist in uns das rechte, zur Glückseligkeit erforderliche Verhältniß aufgehoben; das Wesen des Menschen wird dadurch zerstört; sein Höchstes wird in ihm zum Niedrigsten, und das Niedrigste, das Vergängliche wird sein höchstes Gut. So verkehrt er die heilige Ordnung der Natur, aber er verletzt sie nie ungestraft. Er ist Sünder.

Auch der Tugendhafte hat keine Ursache, den Genuß wohlschmeckender Speisen oder die erheiternde Kraft des Weins zu verschmähen. Nicht darin besteht der Wille Gottes und die Heiligkeit des Menschen, daß dieser den Freuden des Lebens, die der himmlische Vater verlieh, abschwöre: sondern daß er Theil an denselben nehme, zur Vermehrung einer Glückseligkeit, zu welcher ihn der gütige Schöpfer berufen hat; hingegen immerdar mit Mäßigung genieße, daß sein Körper durch jeglichen Genuß nur zum Besten des Geistes gestärkt, und der Geist in seiner Freiheit und Herrschaft über sinnliche Triebe nie beschränkt werde.

Wenn aber jenes Vergnügen am Reiz lieblicher Speisen und Getränke zur heftigen, anhaltenden, alle bessere Empfindung unterdrückenden Begierde ausartet; wenn der Hang zur Schlemmerei und Völlerei die Gebote der Mäßigkeit, der Sparsamkeit verspottet, und so herrschend wird, daß auch die heiligsten Pflichten für Gesundheit, Berufsgeschäfte, Sorge um die Seinigen, Sorge um die Nothleidenden darüber zu Grunde gehen: dann ist die Sinnlichkeit Meisterin; Pflicht, Gewissen, Vernunft und Tugend leiden. Gal. 5, 16. 17.

Leidenschaft wird daher jede sinnliche Begierde genannt, durch deren ungestüme Herrschaft alle bessere Ueberzeugungen vernichtet und kraftlos werden. Sie ist eine Unterjocherin der Vernunft, eine Zerstörerin des göttlichen Heiligthums in unserer Brust, die Quelle aller Verbrechen, die je auf Erden verübt wurden. Sie beraubt den Menschen seiner Besonnenheit, seiner edlern Kräfte, und erwürgt mit seiner Tugend oft sein Leben.

Sehet den entnervten Wollüstling, wie er dahinschwankt, bleich und verblüht, mit vergiftetem Blut in den Adern, mit dem

feigen Schrecken in der Brust. Er kennt die Ursachen seines unverhinderlichen Unterganges; er zählt die Tage von heute bis zu seiner äussersten Entkräftung und Auflösung. Oft umwehen ihn schon die Schauer des Todes. Seine Lebenslust sträubt sich gegen das nahende Grab. Er kennt, er verflucht seine Mörderin, die Sünde geiler Lust. Seine Vernunft ruft: rette dich! Sein Gewissen warnt. Umsonst. Allmächtig ist die viehische Begierde in ihm geworden; seine wüthende, unersättliche Leidenschaft verspottet ihm Ehre, Schande, guten Namen, Fluch der Aeltern, Abscheu der Edeln. Er sieht nichts, als die ekelhaften Ziele seiner wollüstigen Gier. Er taumelt kraftlos von Schmach zu Schmach, von Vergehen zu Vergehen. Ihn warnen die Thränen seiner Lieben, ihn warnt der heilige Ruf der Religion — er möchte besser sein, möchte nach dem Himmel streben. Umsonst, seine Leidenschaft zerrt ihn hinab zum Abgrunde, verlöscht seines Lebens matte Flamme, und liefert die fleckenvolle Seele an die richtende Ewigkeit aus.

Sehet den Trunkenbold, dessen zerrüttete Gesundheit ihn mit plötzlichem Tode bedroht! Ach, er ist elend; denn wie ein Sklave geht er an der Fessel seiner Leidenschaft, und kann sich nicht losreissen, und sie schleppt ihn zur Schmach der Welt, zum schmerzvollen Krankenlager, zum frühen Grabe, zum furchtbaren Gericht! Tausendmal bereut er seine Schande, tausendmal beweint er seine Schwachheit. Aber immer schlägt die Versuchungsstunde wieder, und er kann seiner Leidenschaft nicht widerderstreben. Sein Hauswesen geräth in Verfall. Mit der Schande naht die Armuth. Weib und Kinder, Blutsverwandte und Freunde, die es redlich meinen, strecken flehend ihre Arme zu ihm empor: Bekämpfe dich! entsage deinem Laster! fliehe die Trunkenheit! — Umsonst! Er kann nicht mehr leben, ohne den größten Theil seines Lebens in die Vernunftlosigkeit eines Thieres zu versenken. Er ist verloren; er weiß es, er fühlt es mit Schmerzen. Aber die Sünde umklammert ihn fest. Sie stürzt sich mit ihm in den höllischen Abgrund.

Dies ist das Schicksal jedes Unglücklichen, der seine sinnlichen Neigungen zur Leidenschaft hat erwachsen lassen, die ihn zuletzt unbezwingbar beherrscht. Dies ist das Schicksal des Ehrsüchtigen, der eine Welt verwüstet, Glück und Ruhe seiner Tage einem Hirngespinnst opfert, welches immer fern von ihm bleibt und mit Thränen und Flüchen ihm lohnt. Dies ist das Schicksal des Spielers, des neidischen Schadenfrohes, des Verschwenders, des Geizigen, des Diebes und des Jähzornigen. Alle sind sie gleich elend, alle gleich beklagenswürdig.

Wer hat nicht schon die furchtbare Macht der Leidenschaften empfunden? Wer zittert nicht vor ihrer Gewalt, die unvermerkt unter angenehmen Empfindungen aufkeimet, erwächst und zuletzt allverwüstend unsere bessern Gefühle erstickt, und die letzte unserer guten Eigenschaften tödtet, wenn wir ihr nicht mit männlicher Kraft zur rechten Zeit begegnen, und Religion und Vernunft in ursprünglicher Hoheit zu bewahren wissen?

Woher aber entstehen die Leidenschaften im Menschen? Zeiget mir den Keim dieses Unkrauts, und ich kann es mit geringer Mühe vernichten; ist es einmal erwachsen, dann vernichtet es in seinem giftigen Schatten die Kraft meines Lebens.

Leidenschaften entstehen zum Theil schon durch eigenthümliche Beschaffenheiten unsers Körpers, durch krankhafte Zustände desselben, ohne daß wir eigentliche Krankheiten an ihm wahrnehmen; durch allzugroße Reizbarkeit unserer Nerven und dergleichen mehr.

Wir wissen, daß die innere Beschaffenheit des menschlichen Leibes großen Einfluß auf unsere Art zu empfinden und zu denken hat. Daß wir zu einer Zeit etwas angenehm finden, was uns in andern Zeiten zuwider ist; daß wir zu einer Zeit Alles heiterer ansehen, zu anderer Zeit Alles in düsterer Gestalt erblicken: ist nicht so oft Folge unserer Grundsätze, als Folge unsers körperlichen Wohl- oder Uebelbefindens. Daher hat Jeder nach seinem Temperament, das heißt, nach der eigenthümlichen Reizbarkeit seiner Nerven, auch besondere Fehler, die man im gemeinen Leben mit dem Namen der Temperamentsfehler zu bezeichnen, oft zu entschuldigen sucht. Dadurch ist der Eine mehr zum freundlichen Wohlwollen und Mitleiden, der Andere mehr zum Zorn, der Eine mehr zur Lebhaftigkeit in allen seinen Unternehmungen, der Andere mehr zur Bedächtlichkeit geneigt.

Diese besondern, durch den Körperzustand bewirkten Stimmungen der Seele

erzeugen daher nicht nur eine große Verschiedenheit der Meinungen und Urtheile im gewöhnlichen Leben, sondern auch sehr verschiedene Neigungen und Denkarten. Dergleichen aus der Beschaffenheit des Leibes erzeugte Neigungen werden gewöhnlich bald Lieblings-Neigungen der Menschen. Man gibt sich kaum die Mühe, sie zu bekämpfen, weil sie lange ganz unschädlich und unschuldig erscheinen. Aber mit den wachsenden Jahren erwachsen auch die Neigungen allmälig zu größerer Stärke. Wer sonst nur eine leichte Neigung zur Fröhlichkeit und zu den Annehmlichkeiten des geselligen Lebens hatte, empfindet endlich entschiedenen Hang zu Zerstreuungen und Lustbarkeiten. Allein auch dieser Hang hat noch keine furchtbare Seite; selten, aber doch zuweilen schon, verleitet er zu kleinen Pflichtvergessenheiten, zur Verschwendung einer edeln Zeit, zur Vernachlässigung edler Berufsgeschäfte. Anfangs warnt wohl der innere Richter, oder schreckt ein Unfall. Doch verzeiht man sich gar leicht unter allerlei Vorwänden den Fehler. Man findet wohl gar Lobredner unserer Freigebigkeit, wo wir nur Verschwender, unserer fröhlichen Laune, wo wir nur Zerstreuungslustige waren; nennt Liebe zur Geselligkeit, wo wir Pflichten gegen Beruf, Ehre und Religion verletzten. Dieser Beifall, ohne daß wir den Werth desselben prüften, bestärkt uns im Hange zum Wohlleben und Glänzen. Die stete Befriedigung desselben macht ihn uns zur andern Natur. Bald ist es für uns das Wichtigste in der Welt. Wir sind nicht mehr glücklich, wenn wir nicht mehr in fortdauernden Lustbarkeiten wohnen können. Unsere kleine Eitelkeit wird zur Gefallsucht, unsere gesellschaftlichen Freuden werden zur Zerstreuungssucht; die Leidenschaft steht in ihrer vollen Größe da. Wir sind ihrer nicht mehr Herr. Vermögen, Ansehen, guter Name werden ihr Opfer.

So sind unsere sogenannten Temperamentsfehler gewöhnlich die Quelle unserer wüthendsten Leidenschaften; und wodurch das Kind zu Unarten oder Uebereilungen verführt wird, das macht späterhin den Mann und das Weib zum Verbrecher, zur Verbrecherin.

Doch nicht die körperliche Stimmung allein erzeugt in uns Leidenschaften — auch die Gewohnheit. Es gibt Menschen, die zuletzt Vermögen, Ehre, Ruhe und Leben fahren ließen, um einen Genuß zu haben, der ihnen in frühern Jahren sehr gleichgültig, wohl gar widerlich sein konnt. Aber was sie Anfangs nur mit einer Art Zwang thaten, geschah später aus Gewohnheit, und sogar mit einigem Vergnügen, zuletzt aus Bedürfniß, dem sie nicht mehr widerstehen konnten. Wie mancher Räuber endete schauderhaft sein gräuelvolles Leben auf dem Blutgerüste, weil Diebstahl und Rauben ihm zur Leidenschaft geworden, daß sie nicht mehr auszurotten war, während er bekennt, daß die verruchte Hand seiner Aeltern und Lastergefährten ihn zum Entwenden bei erster Gelegenheit wider seinen Willen gezwungen hatte!

Die Macht der Gewohnheit ist unbeschreiblich groß. Sie verwandelt gleichsam die Natur unsers Körpers, und durch ihn die Natur unserer Seele. Sie macht beide zu willenlosen Werkzeugen, die sich nach den einmal angenommenen Neigungen bewegen.

Ich zeigte dir den Keim des giftigen Unkrauts, der Leidenschaft — zertritt ihn, ehe er gewaltig über dich hinwächst, und dich mit seinem ungesunden Schatten betäubt und tödtet! — Am eifrigsten vor allen bekämpfe die kleinen Fehler, die eine Folge deiner körperlichen Stimmung, deines Temperamentes zu sein scheinen; — mache dir die Befriedigung keines Hanges, keiner Neigung, so angenehm auch die Empfindungen sein mögen, die sie gewährt, in dir zum Bedürfniß, zur Gewohnheit! — Siehe, in diesen wenigen Worten liegt der Weg zur Vollkommenheit, zur Herrschaft über dich selbst, zur Christusähnlichkeit angedeutet.

Allwissender, o Herzenskundiger, habe ich, der nach dem ewigen Heile ringt, diesen Weg ergriffen? Ich will diese ernsten Worte lesen und wieder lesen: kein Lieblingsfehler, kein Gewohnheitsbedürfniß! — Ich will meine Empfindungen und Thaten und Reden jeden Tag richten! — Wehe, ich fürchte, ich bin nicht rein! Ein unschuldiges Vergnügen scheint vor mir unter Rosen zu tändeln, aber die Leidenschaft und das Verbrechen lauern verborgen dahinter, um mich zu fangen und zu verderben.

Stärke mich, mein Gott, durch die Macht Deines heiligen Geistes, daß mein Gemüth niemals die Wohnung einer betäubenden Leidenschaft werde!

XXIII.

Die Wohlthaten der Einsamkeit.

Matth. 14, 23.

Wie freu' ich mich in stillen Stunden!
Da hab ich' mich, da Gott gefunden,
Und was mir im Geräusch der Welt verschwand.
Da heilere der Glaube meine Wunden;
Da konnt' ich von der Leidenschaft gesunden,
Da kehrt' ich heim zu meines Vaters Hand.

Seid mir gegrüßt, ihr heil'gen Einsamkeiten;
Ihr konnet mir der Seele Ruh' bereiten,
Die ich im Sturm der Welt verlor.
Entschleiert mir des Lebens Eitelkeiten,
Und leitet mich zu jenen Seligkeiten,
Die nur Religion gewährt, empor.

„Man lebt nur einmal auf Erden; darum will ich des Lebens recht genieſſen. Warum sollte ich mir eine Freude versagen, von der ich nicht weiß, ob ich sie morgen noch haben kann? Die Jugend ist so fluchtig, die Sorgen und Gebrechen des Alters kommen von selbst, darum will ich der Jugend recht froh werden!“

So entschuldigen alle Stände, alle Alter, alle Geschlechter ihren fast unersättlichen Durst nach Vergnügungen. Man scheint fast keine andere Seligkeit auf Erden zu kennen, als die man in Zerstreuungen findet, oder im glücklichen Ringen und Arbeiten nach Gewinn und Ansehen. Man sucht in sein Leben, in seinen Genuß die größte Mannigfaltigkeit zu bringen. Man will keine Stunde ohne Unterhaltung. Man stürzt sich fröhlich in den Wirbel von Geschäften, Sorgen, Mühen und Erheiterungen, und glaubt sich dann am wohlsten zu befinden, wenn man die angenehme Klage führt: Ich kann kaum zu mir selber kommen!

Diese Sucht nach Thätigkeit, nach Vielleben, ist ein besonderer Zug in der Gemüthsart vieler Sterblichen, und hat auf die Schicksale der Menschen und ganzer Völker, und auf den Zustand der bürgerlichen Ordnungen und auf den Gang der bürgerlichen Unruhen einen großen Einfluß. — Dies unaufhörliche Mitwirken im Getümmel der Welt, in den Abwechselungen des Lebens, gibt unserer Denkart jene Abgeschliffenheit und Rundung, aber auch jene Unzuverlässigkeit und Schwäche, welche gegenwärtig so allgemein geworden ist. Es fehlt nicht an Personen mit heftigen, Alles zerstörenden Leidenschaften; aber Menschen, die in einem ruhigen Gemüthe einen großen, eisernen Willen, einen für das Beste der Welt Alles aufopfernden Muth neben reifer Ueberlegung bewahren, — Menschen, wie sie uns in den Tagen des Alterthums so oft erscheinen; Menschen, die durch ihre Entschlossenheit und Seelengröße unsere ganze Ehrfurcht erwecken — solche sind heutiges Tages eine ausserordentliche Seltenheit geworden.

Die Haupturſache davon ist unstreitig die herrschende Zerstreuungssucht, durch welche der Mensch, weil er selten ganz zur Besinnung und Ueberlegung kommt, mehr ein Geschöpf der Umstände, als eine Frucht seiner eigenen Ueberzeugung und seines besonnenen Willens wird.

Der Weise soll es nicht sein — der Christ nicht! — Dieser muß zuweilen, er muß oft vom Rausche genesen, mit welchem ihn Geschäfte und Zerstreuungen betäuben. Er muß, wenn er das Höchste menschlicher Glückseligkeit schmecken will, sich niemals sich selbst rauben lassen. Er muß niemals aufhören, sich selber anzugehören. Sie soll seine innere Selbstständigkeit beschützen.

Und dies zu können, gibt es nur ein ein einziges, aber mächtig wirkendes Mittel — dies ist die Einsamkeit! — Er muß sich zuweilen, er muß sich oft dem Strome der Sorgen und der Zerstreuung entreiſſen, und mit sich allein sein können. Nur in der Einsamkeit, wo gleichsam die ganze Welt von ihm abfällt, gehört er sich selbst an, lebt er in sich selbst und für sich. Nur in der Einsamkeit sieht er, wie vom großen Schauplatz abgetreten, als Zuschauer des Getümmels, in welchem er mitwirkt; nur von da aus betrachtet er ruhiger jenes Getümmel und dann sich selbst; beurtheilt seine Rolle in demselben, auf die natürliche Frage: Was kommt dabei heraus?

Die Welt hat keinen großen Mann, kein erhabenes, edles Weib hervorgebracht, welche nicht durch die Einsamkeit gleichsam erzogen, und zu ihrem hohen und ehrwürdigen Beruf eingeweiht und vorbereitet worden sind. Es ist kein Christ in seiner Religion stark und in seinem christlichen Lebenswan-

det ausgezeichnet vortrefflich geworden, der nicht in der Abgeschiedenheit oft Betrachtungen seiner selbst halten konnte.—Selbst Jesus Christus, der Göttliche, wie oft entriß er sich plötzlich dem Gewühl der Menschen, um die Einsamkeit zu suchen, und da sich selbst anzugehören!

Der Hang zur Einsamkeit ist im Menschen natürlich; selbst Kinder zeigen ihn schon in den Jahren, wo man an mancherlei Zerstreuungen das lebhafteste Vergnügen zu finden gewohnt ist. Dieser Hang ist nichts Anderes, als eine Sehnsucht der Seele, sich einmal selbst wiederzufinden; die Freude, mit sich selbst und keinem fremden Wesen in Gesellschaft zu sein. Es ist eine Sehnsucht nach Ruhe, nach Herstellung des wohlthätigen Gefühls voll Frieden, der im Gedränge des Lebens leicht verschwindet; es ist eine Sehnsucht nach einer Erholung von äussern Erschütterungen; ein Streben, unser ganzes Wesen, das durch die Berührung mit der Welt überreizt wird, ausruhen zu lassen. Einsamkeit ist für das müde, vielbewegte Herz eine stärkende Erquickung, wie es der Schlaf für den ermatteten Körper ist.

Wenn du dich einmal dem gewöhnlichen Treiben und Drängen des alltäglichen Lebens entziehst, wenn irgend ein Zufall dich auf mehrere Stunden gleichsam von der Welt abschneidet, wie ganz anders wird es dir in der feierlichen Stille des Alleinseins! Wie werden deine Gedanken größer und tiefwirkender! Wie in ganz anderm Lichte erblickst du da die Welt und dich selbst, weil alle deine Leidenschaften ruhen, und den Blick in die Zukunft nicht verdunkeln! Wie oft hast du da nicht gefühlt das Verächtliche und Kleinliche in dem Zwist und Hader der Menschen unter einander; wie oft, wenn du da dein eigenes Betragen beurtheiltest, hast du dir wegen deines Mangels an Besonnenheit, Edelmuth und christlicher Seelengröße Vorwürfe gemacht! Wie edle Entschlüsse hast du nicht oft aus den stillen Ueberlegungen in der Einsamkeit gewonnen! — Ach, daß du sie wieder im Sturme des Lebens, zu dem du zurückkehren mußtest, dir entreissen liessest, war nur Schuld, weil du dich scheutest, wieder bald zur ruhigen Besonnenheit und zur Einsamkeit zurückzukehren.

Wenn dich, getrennt von Menschen, irgend einmal die dunkle Einöde einer Nacht überraschte und zu den ernsten Betrachtungen deines Lebens einlud; — oder wenn du, entfernt von dem alltäglichen Gewühl des Stadt- und Dorflebens, auf abgeschiedenen Spaziergängen einsam wandeltest, und die einförmige Schönheit der Natur und die Stille, welche in ihr wohnt, in deine Brust sich senkte; — oder wenn du in der ruhigen Einöde eines Gebirges emporstiegst über das Getümmel der Sterblichen, über ihre Nahrungssorgen und Begierden, und dein Herz sich gleichsam dem Himmel näher fühlte, als der Erde; — oder wenn du in der grünen Dämmerung eines Waldes ruhtest, wo rings umher Alles schwieg, und Alles dich zur Betrachtung deiner selbst zu führen schien, und nichts dich stören wollte: wie ward dir da? Erinnerst du dich noch des ersten angenehmen Schauders, der dich in der Abgeschiedenheit durchzitterte? — des wollüstigen Friedens, in welchem deine Seele wohnte? — der Wünsche, ewig solcher ruhigen, menschenfreundlichen, wohlwollenden Stimmung geniessen zu können? War dir nicht in solchen heiligen Augenblicken, da mit den Menschen auch alle bittere Erinnerungen, alle Leidenschaft von dir entfernt war, du seiest plötzlich ein besseres Wesen geworden? Siehe, das war der Zauber der Einsamkeit!

Warum erneuertest du diese Gefühle nicht öfter in dir? Warum vergaßest du die Einsamkeit aufzusuchen, die dich so glücklich, die dich edler und kräftiger machen konnte? Auch Jesus Christus, von des Lebens Noth und Mühe bedrängt, suchte im Schooße ruhiger Abgeschiedenheit neue Kräfte, neuen Muth.

Es ist damit nicht gesagt, daß des Menschen Hauptziel sein solle, sich von der Welt abzusondern, und seine Tage so einsam als möglich zuzubringen. Nein, Gott schuf uns für diese Welt, darum sollen wir mit ihr, in ihr leben. Gott gab uns den Trieb und die Pflicht zur Geselligkeit, darum sollen wir die Gesellschaft nicht meiden. Nur im Gewühl des Lebens kann sich unsere Tugend in ihrer ganzen Kraft entwickeln. Der Einsame im Kerker, dem alle Gelegenheiten zum Sündigen fehlen, ist darum noch kein Heiliger. Jesus selbst wohnte unter den Menschen, arbeitete unter ihnen, sandte seine Schüler unter sie — er wollte nicht, daß sie abgelegene Einöden

suchen, sondern daß sie unter den Sterblichen leben und Gutes wirken sollten.

Eine beständige Abgeschiedenheit von der menschlichen Gesellschaft macht den Menschen zu einem unnützen Gliede der Gesellschaft, — macht ihn einseitig im Urtheil über die Handlungen der Sterblichen; macht ihn aus Mangel gemeinnütziger Beschäftigung oft zum träumerischen Schwärmer; wenigstens entzieht sie ihm hundert vortreffliche Gelegenheiten, den Willen Gottes auf Erden zu vollstrecken. Er kann sich freilich rein halten von den Irrthümern der Welt; aber er sinkt dafür in die Irrthümer der Einsamkeit. Wie überall, also auch hier, ist Uebertreibung ein Fehltritt.

Wir sollen die Einsamkeit suchen, ohne der Welt ganz zu entsagen. Wir sollen die Einsamkeit suchen, damit wir für unser Herz neue Kräfte schöpfen, um im bunten Gewühl und Lärmen des alltäglichen Lebens mit edler Selbstständigkeit auszudauern. — Wir sollen in geschäftlosen Stunden die Einsamkeit suchen, um uns wieder zu unserm bessern Selbst zurückzufinden, das sonst unter Zerstreuungen, Mühen und Arbeiten verloren geht, und uns fremd wird.

Die Einsamkeit ist gleichsam ein Bad der Seele, in welchem sie untertaucht und allen Unrath von sich abwäscht, der ihr aus dem gemeinen Wirkungsleben anklebt. Sie vergißt, abgesondert von demselben, was sie bedrängt, belastet. Sie ist freier. Ihre Empfindsamkeit wird durch nichts gereizt; alle ihre Gefühle werden daher sanfter. Sie kommt zu sich selbst, wie in der Ruhe nach einem Sturm, oder wie in der Genesung nach einem Rausche.

Wer die Einsamkeit sucht, um diese wohlthätigen Folgen zu genieſſen, muß daher Alles von seinen Augen entfernen, was ihn an das Gewöhnliche wieder erinnert. Er muß sich nicht bloß in seine Kammer verschlieſſen, sondern ganz aus dem Kreise seines Alltagslebens hinaustreten. Er muß nicht sein Haus, nicht seine Stadt, nicht sein Dorf sehen; — erst in der vollen Einsamkeit, wo ihn nichts mehr aus seiner gewöhnlichen Welt erreicht und berührt, erst da ist er frei, erst da gehört er nur der Gottheit und sich an, erst da empfindet er die heilsamen Wunder der stillen Abgeschiedenheit.

Daher entspringt das Vergnügen eines einsamen Spazierganges, weil, wo wir nichts vom Gewöhnlichen erblicken, sondern überall nur die Ruhe der schönen Natur und ihre ewige Ordnung wahrnehmen, unser Geist gleichsam mit ihr zusammenschmilzt. Daher sind die meisten Menschen selbst schon auf Reisen andere Menschen, sanfter, freundlicher, duldsamer, edelmüthiger, heiterer, als im Hause. — Suchst du für dein wundes Herz den Balsam der Einsamkeit, suche ihn auf einsamen Spaziergängen, im Schoose der ewig schönen Natur. Jesus stieg auf einen Berg, um allein zu sein, oder ging in die Gebüsche abgelegener, von Menschen selten besuchter Gärten. Da überließ er sich den hohen Betrachtungen, da der begeisterten Andacht des Gebets.

Einsamkeit gewährt uns nicht nur Erquickung nach dem Geschäftsgetümmel; sie heilt uns nicht nur manche Seelenwunde, die uns die Welt schlug, sondern sie gibt uns ein unschätzbares Gut für dies Leben — nämlich: Selbstkenntniß und richtige Kenntniß der Welt!

So lange wir im Kampfe mit den alltäglichen Mühseligkeiten stehen, oder im Taumel der Zerstreuungen schweben, sehen wir nur jene Mühseligkeiten, nur jene Zerstreuungen, nicht uns selbst. Es ist unmöglich, wir kommen nicht zum vollkommen ruhigen Nachdenken. Wir schwanken immer im Gedränge; Leid und Wollust, Furcht und Hoffnung, Haß und Freundschaft, Sorge und Glück hält uns in immerwährender Bewegung, das Herz in unaufhörlicher Gährung. Leidenschaften bestechen unser Gefühl und unser Urtheil. Wir werden, so lange wir unter den Menschen sind, zuletzt, oft ohne daß wir es bemerken, ohne daß wir es glauben, so schwach, so kleinlich, so fehlervoll, wie die Menschen, welche wir verachten.

Aber wenn die heitere Ruhe der Einsamkeit in unser Gemüth dringt, wenn uns im Schoose der Abgeschiedenheit nichts zur Freude, nichts zum Zorn reizt — dann erst erhebt sich der Geist zu seiner Besonnenheit; er wird von den Ketten der Welt frei, und das Treiben der Menschen erscheint ihm anders, als da er mitten unter ihnen stand. So sieht der Feldherr, wenn er im Gewühl der Schlacht mitstreitet, von seinem eigenen Heere nichts, oder wenigstens nur ei-

nen kleinen Theil. Aber er zieht sich in einige Entfernung und Stille zurück; hier erst übersieht er das Ganze des Kampfes; hier bemerkt er erst die Fehler der feindlichen Macht, und die Schwächen seines eigenen Heeres; hier erst kann er in erforderlicher Ruhe die besten Verfügungen anordnen.

Suche von Zeit zu Zeit die Einsamkeit, und du wirst jedesmal besser, ruhiger, kräftiger, entschlossener aus ihr zu den Menschen zurückkehren; du wirst deine Bekannten, deine Mitbürger, deine Umstände, dein Schicksal gleichsam aus einem andern Gesichtspunkte sehen lernen, und wirst dein eigenes Betragen in der Welt richtiger beurtheilen.

Einsamkeit erhebt die Kraft unsers Gemüthes. Es ist unmöglich, daß der Mensch, wenn er oft in stiller Ueberlegung sich selbst beobachtet und die Quellen und Folgen seiner Handlungen ruhig prüft — es ist unmöglich, daß er nicht bessere Entschlüsse fassen, Gesinnungen ändern, Meinungen berichtigen sollte. Jede aufmerksame Selbstbeobachtung, die wir mit unbefangenem Sinn anstellen können, ist ein Schritt zu unserer Veredelung. Wir verlassen sie nicht ohne einen bessern, stärkern Willen. Wir treten nicht in das Weltgetümmel zurück ohne größere Aufmerksamkeit auf uns selbst, ohne angestrengtere Vorsicht. Aber jede Uebung einer Kraft erhöht die Kraft.

Indem wir aus der Einsamkeit den Wechsel der Dinge, der Unglücksfälle und Glücksfälle, wie aus der Ferne betrachten, wird der Geist gefaßter. Er überläßt sich minder grenzenlosem Schmerz und ausgelassener Freude über das, was ihm als unabänderliches Naturgesetz und Gang der Weltordnung erscheint. Ihn reizt hier weniger das Gaukelspiel der Leidenschaften, da er die Vergänglichkeit dessen, was Ehre, was Ruhm heißt, wahrnimmt. Viele Widersprüche lösen sich vor seiner ruhigen Ueberlegung auf, und aus der Vernichtung der Täuschungen erhebt sich ein größeres, freieres Gemüth, das sich inniger anschließt an das Ewiggute, Ewigwahre, Ewigschöne — an die dauerhaften Freuden der Religion.

Einsamkeit macht, durch die Empfindungen und Betrachtungen, welche sie einflößt, den Menschen christlicher, den Christen göttlicher. Für Augenblicke gleichsam in allen Verbindungen mit der Welt unterbrochen, sucht der Einsame nicht mehr, als sich selbst, als die Schöpfungen Gottes, als die unendliche Gottheit! — Dies sind die feierlichsten Augenblicke — es sind die Himmelsstunden auf Erden! — Ganz neue Gefühle erwachen. Der Mensch, herausgerissen aus dem Lebensgewühl, ist Niemandem nahe, als Gott. Er steht vor Gott, dessen Schöpfung ihn umringt. Ein geheimer Zwang bemächtigt sich der Seele; sie muß sich zum Höchsten des Weltalls erheben. Sie muß seiner gedenken, durch den sie da ist, durch den sie sein wird. Und dieser Gedanke wird zum Gebet! Und das Gebet in der Einsamkeit, das Gebet in der freien Natur, in der Einöde des Gebirges, in der Dunkelheit des Waldes, in der ruhigen Anmuth des Thales, in der freundlichen Stille eines Gartens: wie ganz anders ist dieses Gebet vor dem gewöhnlichen! So beten Engel. Hier ist freies Gefühl, hier ist Inbrunst, hier Demuth und die Majestät Gottes größer.

O auch ich, auch ich habe diese Himmelsstunden schon gelebt; warum sollte nicht oft meine Sehnsucht wieder nach ihnen erwachen? — Ja, mein Jesus, ich will Dir nachfolgen in das Schweigen der Einsamkeit, wo Du Deine Werke betrachtetest und die Menschheit, und dann Dich betend auf den Flügeln der Andacht zu Gott zurückschwangest. Dort will ich mich heiligen, dort will ich mich vollenden. — Oft will ich das Geräusch der Welt fliehen, um in der Einöde mich einer fremden, schönen Welt anzuvermählen, wo Seelenfrieden und stiller Heitersinn wohnen. Dort wird die einförmige Ruhe, das Schweigen der Natur meine Leidenschaften besänftigen, meine Begierden mildern. — In der Welt und ihrem Getümmel sehe ich nur das kleine, verdorbene Trachten der Menschen, ihr Jauchzen um nichts, ihr Jammern um das Unmögliche; ich sehe nur die Eitelkeit der Dinge. In der Einsamkeit aber erblicke ich mich selbst, und Dich, o Gott, o Vater! Dich, wie mich, vergaß ich so oft unter den nichtigen Sorgen und Bemühungen, unter den thörichten Wünschen und Freuden des gewöhnlichen Lebens. Nur wenn ich allein stehe, finde ich Dich und mich wieder.

XXVI.

Die Kunst, glücklich zu werden.

1 Tim. 6, 6.

Du gibst, daß ich nicht Mangel leide,
Was nöthig ist, auch mehr als Brod;
Gibst zum Bedürfniß auch noch Freude
Für einen jeden Sinn, o Gott!
Wie ist zum Wechsel im Genuß
So reich, so groß Dein Ueberfluß!

Drum will ich mäßig im Genusse
Der Gaben Deiner Güte sein;
Will gern von meinem Ueberflusse
Auch noch Bedürftige erfreun.
Bei so viel Segen, so viel Huld,
Bin ich nicht froh, ist's meine Schuld.

Diese Erde ist ein blumenreicher Schauplatz mannigfaltiger Freuden; die Hölle wohnt nur in der Brust derer, die sie hineinlegen wollen. Durch die Unersättlichkeit ihrer Wünsche zerstören sie ihre Geistesruhe, durch Unmäßigkeit im Genusse ihres Leibes Gesundheit. Um der Ungeduld willen, mit welcher sie auf die Zukunft, auf Glücksgüter hoffen, die ihnen noch fehlen, verlieren sie die Freude des gegenwärtigen Augenblicks, und den Genuß der Güter, die ihnen gehören.

Aus der ungestümen Sehnsucht nach dem Bessern steigen die meisten Leidenschaften hervor, die uns quälen: die Sorge, welche den Geist von der Lust der Gegenwart entfernt; der Geiz, welcher sich aus Angst für die Zukunft des vorhandenen Glücks beraubt; die Verschwendung, welche nach immer bessern Genüssen hascht, und nie Befriedigung findet; die Ehrsucht, welche nicht ruhen läßt, und mit gerechter Achtung des Verdienstes nicht gesättigt werden kann; der Neid, welcher Jeden als Räuber eines Glückes haßt, das er nicht besitzt; die Verleumdung, des Neides dienstfertige Schwester, und so das ganze Gefolge von Lastern aller Art. Denn wer auch nur eine Sünde liebt, hat, ohne es zu wollen und zu wissen, allen die Hand dargeboten.

Daher der Klagen und der Thränen und Seufzer und Feindschaften so viele! Daher der Jammer über diese Welt, daß sie eine Leidensschule, ein Ort des Jammers sei!

Der Gerechte, der Weise, der Christ, selig in Gott, genügsam in dem, was ihm vom himmlischen Segen zu Theil ward, ist voll ungestörten Glückes und Friedens. Er nennt diese Welt kein Jammerthal, weil er den allgütigen Schöpfer nicht anklagen, nicht lästern will.

Um durchaus glücklich zu sein, bedarf man wenig. Jesus Christus, unsere Seligkeit wollend, wies uns den Weg zum Glück, selbst schon auf Erden genießbar. Warum wollen wir ihn nicht verstehen? Warum weichen wir von seiner Hand ab? Warum streben wir mit unnatürlichen, vermessenen Begierden und Lüsten den ewigen Ordnungen der Natur entgegen?

Wer durch Schwelgerei, Trunkenheit, Wollust und andere Ausschweifungen seine Gesundheit zerrüttet: warum klagt er über die Welt, statt seine eigene Thorheit anzuklagen, welche ihn straft? Wer sich in seinen eigenen Empfindungen verzärtelte; sich selbst gegen alle Eindrücke von aussen zu reizbar machte; sich keine Mühe gab, sich selbst gegen alle Anfechtungen des Lebens männlich abzuhärten: warum schilt er das schwere Verhängniß, die Gefühllosigkeit der Menschen? Warum schickt er sich nicht, wie die Schrift sagt, in die Zeit und in die Welt? Warum verlangt er in seinem Wahnsinn, daß das Weltall sich nach seinen Launen ändere, statt sich nach diesem zu richten, und die Menschen zu behandeln, nicht wie er sie sich wünscht, sondern wie sie wirklich nun einmal sind?

Wohnt unter dem Himmel viel Uebels: wer hat es geschaffen? Hat der allweise Schöpfer gefehlt, oder fehlt der kurzsichtige Mensch? Wenn das eigensinnige Kind weint, weil es nicht immer erhalten kann, was es begehrt, oder gleichgültig verachtet, was ihm zu Theil wird: ist es der vorsichtigen Aeltern Schuld, oder die Thorheit des Kindes?

Nein, was Gott gethan, ist wohlgethan! Gott gibt, lerne du nur mit Weisheit annehmen. Gott verweigert, lerne du nur mit Weisheit entbehren. Gott verheißt, lerne du nur mit Weisheit dich der Verheißung werth machen. Gott stellt das Ziel aus, lerne du nur mit Weisheit deine Kraft anstrengen, es zu erreichen.

Du warst bisher nie ganz glücklich? Wohlan, mustere deinen Lebenslauf, deine Schicksale; woran lag es? Du hattest es nicht immer so, wie du wolltest; aber warst du auch immer so, wie du solltest? Du wurdest von lieblosen Menschen hart behandelt; aber wenn du deine Pflichten alle vollbracht, warst du nicht selbst unter jener lieblosen

Behandlung froh? Es fehlte dir mancher Genuß, manche Freude, die Andere Deinesgleichen hatten; aber hattest du auch so manchen Verdruß, so manche Verlegenheit und Noth, die sie erduldeten? Dein Vermögen vergrößerte sich nicht so schnell, als du wünschtest, du littest wohl manchen Unfall; aber du hattest doch bisher genug, um leben zu können, und wohl noch mehr, um dir ein Vergnügen zu bereiten: warum setzest du dein ganzes Glück in den Gewinn einer Sache, die nie von dir abhing, die dem Wechsel mannigfaltiger Umstände unterworfen ist? Du warst von vermeinten Freunden und Freundinnen falsch und treulos behandelt; du irrtest dich in ihrer Denkart; es ist dir schmerzlich: aber der Irrthum war auf deiner Seite; warum beklagst du thörichterweise deine Täuschung, und genießest nicht vielmehr die hohe Freude des edeln Selbstgefühls: du habest keinen derer betrogen, die dich Freund hießen?

Gott wollte: glücklich soll der Mensch sein; auch auf Erden soll er es nach Maasgabe seiner Kräfte sein! Gott wollte es; denn der Allgütigste will nur das Gütigste.

Glücklich soll jeder Sterbliche sein, doch nur — wenn er es sein will. Denn freien Willen gab uns der göttliche Vater, weil wir selbstständige Wesen, geschaffen nach seinem Bilde, sein sollten, keine todten Werkzeuge, keine willenlosen Gestalten, unfähig zum Guten oder Bösen.

Glücklich zu sein, hängt also von jedes Menschen Willen ab. Das Glück, welches nicht von mir selbst und durch eigene Kraft erworben werden kann, ist kein wahres Glück, weil, was mir Andere geben, auch Andere eben so leicht wieder nehmen können. Gott würde uns nicht zur Glückseligkeit geschaffen haben, wenn dieselbe nicht in der Macht jedes einzelnen Menschen läge, sondern von fremder Gunst und unzuberechnenden Umständen abhinge.

Und welches ist nun die Grundlage alles Glücks? Welches ist das unfehlbare Mittel, das jeder Sterbliche in seiner Gewalt haben kann, froh und heiter zu werden? O, wie oft ward es schon zu uns gesprochen, wie selten haben wir den rechten Sinn davon begriffen! — Dies Mittel ist: zufrieden sein, zufrieden machen. Erwirb dir die feste Gemüthsstimmung: mit unbefangener Seele den gegenwärtigen Augenblick zu genieſſen, so wie die Lust, welche er dir bringt; erwirb dir die erhabene Stärke des Herzens, das muthig zu entbehren, was dir vom Schicksal noch verweigert ist.

Uebe dich, zufrieden zu sein mit Gott! — Du erschrickst? Du glaubst nie gegen das höchste Wesen eine Unzufriedenheit gehegt zu haben? Du glaubst, nichts sei leichter, als mit dem gütigsten, weisesten Schöpfer zufrieden zu sein? — Aber woher denn oft dein Unmuth über mancherlei Schicksale, die dich ohne dein Zuthun betrafen? Du sprichst: ich war nur mit diesen Schicksalen unzufrieden. Aber kamen sie nicht von Gott? Waren sie nicht das Werk seines Willens? Du klagtest die Thaten Gottes an; wider Gott, o Blödsinniger, schrie deine Unzufriedenheit!

Woher dein Unmuth, wenn deine Lieblinge dir hinwegstarben; wenn Freunde durch ein fremdes Verhängniß von dir gerissen wurden; oder wenn du über die Lage murrtest, in die du versetzt wareſt; oder wenn dein Wohlstand sich verlor; oder wenn Andern Reichthum zufiel, ohne ihr Verdienst, oder Ansehen und Ehre ohne ihre Würdigkeit ihnen zu Theil wurde, während du im Schweiße deines Angesichts thätig und redlich arbeiteteſt, und dennoch nicht weiter kamſt? — Dieses Mißvergnügen, welches du empfandeſt, diese Unzufriedenheit — wen klagteſt du damit an? Den Gang der Welt, die Ungerechtigkeit des Zufalls und des Glücks, wie du es nanntest. Aber wessen Hand zeichnet der Welt ihren Gang, dem Zufall seinen Lauf, dem Glück seinen Weg vor? Ist es nicht die Hand Gottes? Oder ist noch ein Höherer, als der Allerhöchste?

Sei zufrieden mit Gott, das heißt, zufrieden mit den Glücksumständen, mit den Verhältnissen, mit dem Loose, welches er dir in dieser Welt ertheilt hat. Warum er dir dieses Loos und kein anderes bereitet und gegeben hat, ist ihm, dem weisesten und dem gütigsten der Wesen, allein bekannt. Aber es ist für deine Seele, für ihre Kraft, für ihre Art zu wirken und zu sein, für ihre Bestimmung ohne Zweifel das Beste gewesen.

Sei zufrieden mit Gott! Deine Unzufriedenheit ändert den Lauf der Dinge nicht; sie ist Läſterung der höchsten Weisheit; sie ist Verbrechen. Gab der Schö-

pfer Andern andere Mittel zur Selbstbeseligung; gab er ihnen andere Vorzüge, mehr äussere Schönheit, größere Reichthümer, vortheilhaftere Gelegenheit, Ansehen zu erwerben, mächtigere Verbindungen — zu allem Guten legte er das heilsame Gegengewicht. Du irrst, wenn du unter Purpur und Seide die dauerhafte Freude, in den goldenen Palästen die süße Ruhe des Gemüths, des Lebens höchsten Genuß suchst. Es ist kein Licht, es wird von einem Schatten begleitet. Du würdest, könntest du tauschen, es verschmähen, das Ich und Selbst des Andern zu werden, den du jetzt für beneidenswerth hältst; du würdest es vorziehen, der zu bleiben, welcher du bist.

Sei zufrieden mit Gott — und bist du es, so ist die Hälfte deines Glücks schon gemacht! Du wirst dankbar froh das schätzen und mit Innigkeit genieſſen, was dir zu Theil ward. Du wirst im Vertrauen auf die Weisheit des göttlichen Weltregierers heiter entbehren lernen, was du noch nicht empfangen hast. Du wirst Andere nicht beneiden. Du wirst ihren Stolz belächeln, mit dem sie sich aus Geistesschwäche brüsten, weil sie Vorzüge zu haben glauben, die dir mangeln. Du wirst eine Reihe kühner und ungestümer Wünsche aufgeben, die dir die Ruhe rauben, und den Schritt der Zukunft um nichts beschleunigen. Nur wer die meisten Wünsche in seiner Brust nährt, der ist der Aermste; der Genügsame wünscht wenig, eben darum ist er reich, darum glücklich. Wahrlich, es ist wohl der höchste Gewinn, wer in Gott selig ist und lässet ihm genügen. (1 Tim. 6, 6.)

Sei zufrieden mit dir selbst! Darunter aber ist nicht jene Selbstzufriedenheit der Menschen zu verstehen, die nur Eitelkeit und eingebildetes Wesen ist, daß Alles vortrefflich und gut gemacht sei, was sie thun. Sei zufrieden mit dir selbst, heißt: stelle die innere Uebereinstimmung mit dir selbst her, daß nie zwischen deinen Handlungen und Worten ein Widerspruch statt finde mit deinem Pflichtgefühl. Handle so, daß du vor dir selbst Achtung haben könntest; daß dich dein Bewußtsein jederzeit vor Gott, vor dir, vor allen Menschen rechtfertigt. Man ist nur ganz mit sich zufrieden, wenn man sich keines Vorwurfs, keiner Schuld bewußt ist, ein reines Herz und eine Erinnerung von rechtschaffenen Thaten hat.

Wer so mit sich zufrieden sein kann, der hat die Schöpfung seines Glücks vollendet. Diese Ruhe, unzerstörbare Heiterkeit, eiserner Muth im Trübsal sind das Eigenthum des Tugendhaften. Die stille Seligkeit, welche dich erquickte, wenn du ein gutes Werk vollbracht hattest, von welchem vielleicht auſſer dir Niemand als Gott wußte — gedenke ihrer, wie sie deine ganze Seele füllte! Hättest du damals diese reine Wollust des Gemüths, diese Weihe zum Himmel gegen andere Lustbarkeiten, gegen alle Würden und Schätze der Menschen vertauschen mögen? Siehe, Fürsten stürzen von ihren Thronen, Kriege zerrütten den Wohlstand von tausend Familien, Verleumdung und Haß bringen um Ruhm und Ehrenstellen — aber wer tastet den Himmel an, den die Tugend dir in dein Herz senkt?

Sei zufrieden mit dir selbst! Handle so, daß du nie Ursache hast, dich selbst zu verachten, und du wirst, wenn dir auch manche andere äussere Glücksgüter fehlen, unter allen Sterblichen einer der glücklichsten sein. Du wirst nicht den Reichen beneiden, der mitten in seinen kostbaren Zerstreuungen elend ist, weil er über sein Inneres nicht froh sein kann; du wirst den Gewaltigen nicht beneiden, welcher auf dem Throne schauernd dem Tode entgegenblickt; du wirst die Schönheit nicht beneiden, welche nach wenigen Jahren verblüht ist. Deine Seligkeit verblüht nicht; dein Reichthum folgt dir in die Ewigkeit hinüber; dein Schatz ist, wie die heilige Schrift spricht, im Himmel. Denn was du dir erwarbst, sind Vorzüge und Hoheiten, nicht die du irdisch dem verweslichen Leibe erwarbst, sondern dem unsterblichen Wesen, das diesen Leib, als todtes Werkzeug, beseelt.

Sei zufrieden mit den Menschen! Fordere sie nicht vollkommener, als sie sind. Verachte ihre Thorheiten, ihre Laster, ihre Schwächen; trage, wo du kannst, dazu bei, sie zu verbessern, — aber diese Menschen, hasse sie nicht selbst, wegen ihrer Unvollkommenheiten, sondern ertrage sie. Gott duldet sie auch! Sei zufrieden mit den Menschen, nimm und behandle sie mit Schonung und Klugheit, wie sie nun einmal sind. Deine Unzufrie-

denheit, dein Murren, dein Zürnen, dein Tadeln ändert sie schwerlich, wenn deine Güte und Klugheit sie nicht bessert, sondern macht die Stolzen nur stolzer, die Halsstarrigen nur halsstarriger, die Betrüger und Heuchler nur listiger und heimtückischer. Kein Mensch ist von Grund aus verdorben und ohne alle gute Seiten; aber kein Mensch ist auch vollkommen und ohne Fehler. Siehe bei jedem Menschen nur auf das, was wirklich schätzbar an ihm ist, so wirst du ihn lieben lernen, seine Fehler werden dir weniger anstößig; er wird, wenn er fühlt, daß du ihn achtest, und warum du es thust, die Liebe mit Liebe vergelten, und in seine guten Eigenschaften noch höhern Werth setzen und sie nicht versäumen.

Sei zufrieden mit den Menschen, mit welchen du einmal in Verbindung lebst, und fordere nicht, daß sie alle deines Sinnes werden, alle nach deinen Begriffen handeln, alle gestimmt sind, wie du gestimmt bist. — Wie würden solche Anmaßungen, solcher Eigensinn neben der Achtung bestehen, welche du für dich selbst haben sollst? Fühlst du, daß dich gewisse Verbindungen drücken: versuche es anhaltend, durch jedes gerechte Opfer, durch jede Mühe und Besserung von deiner Seite ihnen mehr Annehmlichkeit zu verschaffen. Wenn edler, uneigennütziger Sinn Hand in Hand mit Klugheit wandelt: selten kann diesen widerstanden werden. Und ist auch das Aeusserste vergebens: dann lerne Verbindungen dieser Art entbehren. Je unabhängiger, genügsamer und anspruchsloser, je glücklicher ist der Mensch.

Zufrieden sein mit Gott, mit dir, mit Andern; aber auch — zufrieden machen! — Wie wärst du glücklich in dir selbst, wenn du eine Seele wüßtest, die durch deine Schuld nicht ganz glücklich wäre? Es steht zwar nicht in unserer Macht, Jeden zu beglücken; wohl aber steht es in unserer Macht, zu verhüten, daß kein guter Mensch durch uns Ruhe, Freude und Frieden verliere. Und dies ist schon viel gethan! Und was wir dem Geringsten unserer Brüder thun, das haben wir uns selbst gethan. Wer fremden Kummer ohne Rührung sieht, den er doch mildern könnte, bereitet sich selbst Kummer, und bringt sein eigenes Herz um eine Wollust.

Zufrieden machen! — Das Glück, welches wir Andern bereiten, die Freude, welche wir unsern Bekannten gewähren, sind nur Aussaaten unseres eigenen Glückes, die früher oder später wiederum uns selbst mit goldener Aernte belohnen. Das Gute, welches wir stiften, es sei auch noch so klein, strömt immer wieder auf uns zurück.

Zufrieden machen! Es ist nicht möglich, daß ein Sterblicher vollkommen glücklich sei, einsam, ohne den Anblick allgemeiner Zufriedenheit. Wer mochte sich in allgemeiner Trauer ergötzen, wer fröhlich sein, wo unzufriedene Gesichter uns umringen?

Zufrieden sein, zufrieden machen! Dies sei fortan mein Wahlspruch. Denn auch ich bin ja von Dir, o Gott der Liebe, zum Glück berufen, und in meiner Brust pocht Sehnsucht nach dem Glück, Verlangen nach Freude. Ich suchte diese bisher nicht immer auf dem einzigen richtigen Wege. Mich verführte oft das Beispiel der Menge. Ich suchte mein inniges Wohlsein in Erreichung von Wünschen, deren Erfüllung nie ganz von mir abhing; bald in Zerstreuungen, bald in Erwerbung eines freundlichen Herzens, bald im Gewinn von Geld und Gut, bald im Gewinn von Ruhm und Ansehen. Ueberall, ach nur zu oft, fand ich mich getäuscht.

Wohlan, ich will entbehren, mäßig sein im Genusse dessen, was Deine wohlthätige Hand mir Gutes zustreuet, mich begnügen, wenn des Lebens erste Nothwendigkeiten befriedigt sind, gewaltsam meine träumerischen Wünsche unterdrücken, zufrieden sein, zufrieden machen. Wenn Du dann, o Vergelter, o Vater, meine Arbeiten segnest, wenn Du mir dann auch Erdengüter zufallen lässest, an die ich nicht dachte — dankbar will ich sie von Deiner Vaterhand empfangen. Du gibst sie mir, mein Glück zu vermehren, indem Du mich in den Stand setztest, mehr Zufriedenheit um mich her zu verbreiten, als ich es jetzt noch vermag. Wenn wir Nahrung und Kleider haben, so lasset uns genügen! sprach Jesus Christus. Und ich habe noch etwas mehr, als nur dies. Wie sollte ich klagen? Warum un-

zufrieden sein? — Wenn ich bisher nicht ganz so glücklich war, als ich es sein konnte: nicht Deine Schuld war es, o mein unendlich gütiger Vater im Himmel, sondern die Schuld meines verkehrten Sinnes, meiner umherschweifenden Wünsche, meines Leichtsinnes, meiner Leidenschaften. Ich will besser werden, so wird's besser sein!

XXV.

Das Mißfallen am Gegenwärtigen.

Spr. Sal. 20, 14.

Sollt' ich das von Gott nur loben,
Wo auch ich schon Weisheit seh'?
Ist's nicht ein Geschenk von oben,
Wenn ich seinen Weg versteh'?
Jeder frevelt, welcher klagt,
Daß ihm Gott mehr Licht versagt.

Hier in meinem Pilgerstande
Sei mein Theil Zufriedenheit;
Dort in meinem Vaterlande
Wohnt die wahre Seligkeit;
Leere Einbildung zerstört
Hier oft meines Lebens Werth.

Wandelst du auf rauhen Wegen,
Meine Seele, klage nicht;
Nur dein Tugendmuth gibt Segen,
Nur dein Gleichmuth wird zum Licht,
Und ich fasse Gottes Sinn,
Wenn ich ganz vollendet bin.

Böse, böse, spricht man, wenn man's hat; aber wenn's weg ist, so rühmet man es dann! (Spr. Sal. 20, 14). Wer lieset diese Worte der heiligen Schrift, ohne von der Wahrheit derselben tief getroffen zu werden? Jeder hat davon die Erfahrung an sich selbst gemacht; und Jeder findet darin zugleich auch einen Vorwurf gegen die Unbeständigkeit seiner Urtheile, gegen die Falschheit seiner Ansichten, die er von mancherlei Dingen und Begebenheiten seines Lebens hatte.

Man möchte es bei verschiedenen Menschen fast für eine wirkliche Seelenkrankheit halten, daß sie unablässig über ihre gegenwärtigen Verhältnisse und Umstände klagen. Sie haben beständig Leiden, ungeachtet sie sich sehr wohl zu befinden scheinen. Aber wie heute, so hörte man sie auch schon vor Jahr und Tag klagen. Dies unzufriedene Murren und Seufzen ist ihnen zur Gewohnheit, durch die Gewohnheit zum Bedürfnisse, durch das Bedürfniß zu einer gewissen Art von Vergnügen geworden. Ihnen wäre nicht wohl, wenn sie nicht irgendwo etwas zu beseufzen und an ihrer Lage zu tadeln fänden. Ja, es ist nichts Ungewöhnliches, daß man eben diese Leute jetzt eben jene Tage mit großem Vergnügen noch preisen hört, als vorzüglich glückliche, in welchen wir sie am unzufriedensten gesehen hatten. Sie gleichen denjenigen bedauernswürdigen Personen, die bei vollen Lebenskräften immerdar krank in ihren Einbildungen sind.

Ueberhaupt aber bemerkt man, daß die wenigsten Menschen mit ihrem Geiste in der Gegenwart wohnen, sondern entweder sich mit den Erinnerungen aus der Vergangenheit laben, oder mit ihren Hoffnungen beständig in der Zukunft leben, für welche sie nicht müde werden, Pläne zu machen.

Am meisten hört man von Erwachsenen das Glück ihrer Vergangenheit, die Tage ihrer Kindheit mit wehmüthiger Freude rühmen. Sie thun dies nicht selten in solchem Uebermaase, daß ihnen darüber ihr gegenwärtiger Zustand unangenehm wird. Immer vergleichen sie allzugern das, was jetzt geschieht, mit dem, was sonst geschah, die Freuden von heute mit den Freuden ihrer frühern Jahre; und das Gewesene wird dabei immer auf Kosten des noch Vorhandenen erhoben. — Oft aber ist ihre eigensinnige Vorliebe für die verlornen Freuden doch nur zuletzt eine von allzulebhafter Einbildung bewirkte Selbsttäuschung. Die Einbildungskraft des Menschen hat aber bei dem, was nahe ist, wenig Beschäftigung. Sie schwärmt desto ungebundener in Gegenden und Zeiten, je entfernter diese sind.

Mit welcher Sehnsucht, mit welchem Entzücken hört man nicht zuweilen das Paradies des kindlichen Alters und der ganzen Jugendzeit rühmen! Selbst die kindlichen Irrungen und Thorheiten werden mit Vergnügen noch erwähnt; jedes Spielplatzes, jedes kleinen Zufalls wird mit Lust gedacht, gleichsam als wäre die ganze Wonne des menschlichen Lebens in den engen Raum jener Entwickelungszeit zusammengedrängt gewesen.

Und doch ist Alles, oder das Meiste davon, nur Betrug unserer Einbildungskraft, die in der Ferne Alles mit zauberhaftem Glanz verschönert. Sehet doch die Kinder um euch her an: sind sie denn in ihrem Paradiese wirklich so hochbeglückt und beneidenswürdig? Auch sie haben ihren

Kummer, ihren Schmerz, ihre Thränen, so vielfach, als Erwachsene. Ihr Leichtsinn, der sie manches Unangenehme schnell vergessen lehrt, führt sie auch eben so schnell wieder zu neuem Leid. Sie zittern bald von der Strenge sie erwartender Strafen, bald vor Uebeln, bei welchen sie als Erwachsene nur lächeln würden. Sie lieben ihre Kinderjahre nicht; ihr höchster, theuerster Wunsch ist, bald erwachsen und dann unabhängiger zu sein. Sind sie zu Jünglingen und Jungfrauen angereift, so wird ihr Wunsch nach Unabhängigkeit und einem eigenen Heerde nur lauter. Ihre Leidenschaften und Gemüthsbewegungen sind nur stürmischer. In keinem Alter, als im Jugendalter, ist es dem Menschen leichter, das Leben gering zu achten, oder sterben zu können. So streben sie, unzufrieden mit der gegenwärtigen Abhängigkeit von Aeltern und Verwandten, unzufrieden mit mancher bittern Täuschung ihres unerfahrnen Herzens, oft wirklich elend durch den Ueberreiz ihrer allzulebhaften Empfindungen, nur nach dem Glück und der Ruhe des männlichen Alters, dessen Annehmlichkeiten ihnen wohlthätig entgegenglänzen, dessen Sorgen sie aber nicht sehen.

Wie wenig das Kindheits- und Jugendleben das beneidenswürdigste Lebensalter sei, erhellt wohl daraus, daß selbst diejenigen, welche es mit schwärmerischer Beredsamkeit rühmen, dennoch verschmähen würden, ganz und in allen Stücken es noch einmal zu durchleben, wie es war, wenn man ihnen freistellte, es zu können.

Viele preisen die ehemaligen Freunde und Freundinnen, welche sie nicht mehr haben; aber sie denken nicht mehr daran, wie manchmal ihnen dieselben gleichgültig, oft sogar lästig gewesen sind. Sie werden auch ihre jetzigen Freunde mit Thränen rühmen, wenn sie von denselben erst getrennt sind.

Viele preisen die heitere Ruhe, den stillen Frieden mancher Jahre, die vergangen sind; aber sie denken nicht mehr daran, wie oft ihnen diese Ruhe doch Langeweile machte, und wie sehr sie sich damals mißvergnügt oft mehr Thätigkeit oder einen ansehnlichern Wirkungskreis wünschten, und wie lebhaft sie arbeiteten, um Veränderung zu bewirken.

Viele gedenken noch mit seligen Empfindungen der Tage, wo sie in Lustbarkeiten aller Art schwammen; denken aber nicht mehr daran, wie sie endlich dennoch oft von denselben ermüdet wurden; oder wie sich höchst unangenehme Ereignisse in den Jubel jener Zeiten einmischten, die Alles nur zu sehr verbitterten; oder wie sie sich endlich, hätte das Schicksal nicht früh geändert, nach einem Wechsel der Dinge gesehnt haben würden, des süßen Einerleis satt.

Immerdar trachtet der Sterbliche nach dem Bessern und wenn er dies nicht wüßte, nach etwas Anderm und Neuem, wäre es auch schlimmer. Dies unruhige Streben liegt in der menschlichen Natur; es liegt darin von Gott eingepflanzt. Dies ist der geheime Sporn, welcher den Menschen aus der Trägheit hervorjagt, durch Licht und Nacht, unter mancherlei Irrungen endlich höhere Wahrheit, höhere Weisheit, Vollkommenheit des Geistes zu finden.

Daher kommt es, daß, obwohl Viele an den schönen Bildern vergangener Tage hängen, doch noch weit Mehrere den gegenwärtigen Augenblick verachten, um desjenigen willen, den sie noch erwarten. Der größte Theil der Sterblichen lebt in der That nie für heute, sondern für morgen; und ist morgen erlebt, so gehört sein Gedanke schon wieder dem folgenden Tage.

Die Gegenwart mißfällt, man schwelgt in Hoffnungen, baut Luftschlösser für die Zukunft, und täuscht sich von einem Jahr zum andern. Man findet das Wirkliche nie so schön, als das Mögliche, was schöner sein könnte. Man zertritt, was man hat, um auf den Ruinen des wirklichen Glückes zu einem Genusse emporzusteigen, den man nicht kennt, und verachtet das gewisse Gute für das ungewisseste.

Menschen, welche es endlich in sich zur Gewohnheit gemacht haben, immer mit ihrem Geiste in der Zukunft oder in der Vergangenheit zu leben, sind in der That im Begriff, unglücklich zu werden. Das Mißfallen an der Gegenwart nimmt überhand; die Unzufriedenheit schlägt in ihrem Herzen unaustilgbare Wurzeln. Sie können nie glücklich werden, weil sie verlernt haben, eine Gegenwart zu genießen. Sie gleichen dem Wanderer, welcher vor Durst verschmachtet, indem er am Ufer eines hellen Baches entlang lauft, und immer eine bequemere Stelle zum Trinken sucht, oder die vorübergegangene bereut, nie aber die nahegelegenste gut genug findet.

Wie schon gesagt, trägt zu diesem so ge-

meinen Uebel die betrügerische Einbildungskraft das meiste bei. Sie spielt am liebsten mit dem, was abwesend ist; denn bei dem, was unsere Sinne wirklich fühlen, hört alle Einbildung mehr oder weniger auf. Aus dieser Ursache kann uns selbst die Erinnerung an überstandene Gefahren aus den Tagen unserer Vergangenheit noch ein großes Vergnügen machen, obgleich wir sie im Ernste nicht für uns zurückwünschen würden.

Sogar die natürliche Schwachheit unsers Gedächtnisses wirkt mit dazu, uns die verflossenen Zeiten liebreicher darzustellen, wie wir sie wirklich hatten. Denn nur die lebhaftesten Eindrücke, welche wir empfanden, nur die schönsten, lichtvollsten Augenblicke prägten sich aus dem verschwundenen Leben unserm Gedächtnisse ein, aber viele Tausend weniger wichtige Gefühle, Gedanken und Vorfälle dazwischen sind vergessen und verloren. Wir hangen also mit unserer Erinnerung nur noch an einzelnen, theuern Stellen der Vorzeit—alles Uebrige ist Nacht, und diese erhebt mit ihrem Schatten desto mehr den Glanz des in dem Gedächtnisse gebliebenen Guten.

Zudem sehen wir in der Gegenwart uns oft in Ereignisse und Schicksale verwickelt, deren Ausgang wir nicht kennen, und die daher unser Gemüth mit heimlicher, immer reger Furcht und Sorge erfüllen. Schon dadurch scheint uns die gegenwärtige Stelle des Lebenslaufes minder schön, als das Vergangene. Aber war dies nicht in der verflossenen Zeit ebenfalls sehr häufig unsere Lage? Und doch preisen wir sie als vorzüglicher. Sehr natürlich! Was uns damals dunkel schien, ist jetzt hell; der Ausgang der Dinge, vor welchem wir damals bebten, ist jetzt aufgeklärt. Wir sehen jetzt erst ein, wie gut es war, daß manche unserer Wünsche, die damals in uns glühten, unbefriedigt blieben, was wir zu jener Zeit gar nicht glaubten. — Jetzt leiden wir von der gleichen Noth. Es mißfällt uns die gegenwärtige Lage, weil wir darin noch so manchen frischen Schmerz leiden, noch so manche Furcht über das Gelingen oder Mißlingen unserer Wünsche haben. Aber Geduld! es wird wieder für uns ein Tag kommen, wo wir die heutigen Räthsel alle wiederum herrlich durch die Hand der göttlichen Vorsehung gelöset sehen werden.

Rühme darum Niemand mehr mit Uebertreibung die Tage verflossener Jahre, und verachte darüber den Genuß der Gegenwart. Es werden Zeiten kommen, wo wir uns auch des heutigen Tages als eines schönen rühmen. So preisen wir und lieben wir erst innig einen Todten, den wir während seines Lebens nicht selten gleichgültig behandelten.

Eben diese Einbildungen, welche unsere Vergangenheit verschönern, schmücken täuschend auch unsere Zukunft mit den gefälligsten Farben. Die Hoffnung zeigt im Hintergrund der bevorstehenden Tage immer prangende Rosen; aber deren Dornen erkennen wir noch nicht in solcher Ferne.

Sollten wir, durch zahllose Erfahrungen belehrt, nicht endlich weiser werden, und uns überzeugen können, daß die zukünftigen Jahre selten so reizend sind, als wir sie uns träumen? Sollten wir nicht endlich wissen, daß Gottes Vaterhuld und Weisheit jedem Tag, jedem Alter, jedem Stande, jedem Geschlechte seine besondern Freuden und Leiden zugemessen habe? Sollten wir nicht endlich wissen, daß es die beste Lebensweisheit sei, des Tages mit Dank und Freude herzlich zu genießen, den der ewige Vater uns gab, unbekümmert und ohne peinigende Sehnsucht wegen des folgenden, von dem wir keine Bürgschaft haben, was er neben dem Guten auch Böses bringen werde? — Wie thöricht ist dies Mißfallen an dem, was wir wirklich haben, leben und sind! Wie thöricht unser Vergöttern dessen, was verloren ist, oder dessen, was kommen soll!

Das Mißfallen und die Klage über das Gegenwärtige ist aber nicht immer eine bloße Folge unserer allzugeschäftigen Einbildungskraft, sondern wohl auch eine Wirkung von verschiedenen in uns wohnenden Fehlern anderer Art! — Warum sind wir heute nicht so glücklich, als wir es den äussern Umständen nach sein könnten? — Vielleicht weil wir weniger christlich weise, weniger tugendhaft in unserm Wandel, weniger ergeben und zuversichtvoll auf die Führungen Gottes sind.

Glaubst du, in den kommenden Tagen, wenn etwa dieser oder jener deiner Wünsche erfüllt, oder dieses oder jenes Ziel deines Strebens erreicht ist, werdest du froher athmen und des Lebens dich recht erfreuen können? Kurzsichtiger, du siehst dich in

der schön geträumten Zukunft zwar von manchen Beschwerden frei, die dich heute drükken; denkst aber nicht daran, daß deine Fehler die auch dort neue Beschwerden und verdrießliche Ereignisse herbeiführen! — Du bist es, der sein Elend, wie an der Kette befestigt, überall mit hinnimmt. Du bist es, der den Himmel zerstört, der dich gern überall empfangen möchte.

Warum beweinest du das verlorne Glück, welche deine Thränen nicht wieder zurückkaufen? Warum vergiftest du die heutige Gabe über die, die dir entrissen ward? Warum die noch lebenden Freunde über die verstorbenen? Du sprichst: kann ich Herr meines Schmerzes sein? Ich sage, Du kannst es sein, du sollst es sein, und deine unchristliche Schwachheit abthun. Du sollst es, denn deine Gesundheit, das Glück der Deinigen fordern es, Religion und Gott gebieten es.

Warum verschmähest du die Gegenwart um die Hoffnungen, die dir eine ungewisse Zukunft vorspiegeln? — Du willst glücklicher werden? Wohlan, warum willst du das erst in Tagen sein, von denen du nicht sicher bist, ob du sie erleben wirst, und warum willst du es nicht eben so gut schon heute werden, wo du deines Daseins gewiß bist?

Was hindert dich an deiner Zufriedenheit, an deiner Ruhe? — O prüfe Alles genau, deine äusserlichen Umstände, deine Verhältnisse mit Freunden und Bekannten, deine gegenwärtigen Geschäfte und Pflichten; prüfe aber dein Inneres, deine Aufführung, die Art und Weise, wie du dich gegen Hausgenossen, gegen Verwandte, gegen Widersacher, gegen dich selbst beträgst — — prüfe Alles genau, und du wirst dich, vielleicht wider deinen Willen, lebhaft überzeugen, daß das Ungemach deines Zustandes zum Theil in deinen Einbildungen, zum Theil in der Unmäßigkeit und Ungeduld deiner geheimen Wünsche, zum Theil in der Fehlerhaftigkeit deines Lebenswandels gegründet ist. Du wirst dich, vielleicht wider deinen Willen, überzeugen, du könntest weit angenehmer, heiterer leben, weit glücklicher sein, wenn du anders sein könntest, als du bist.

Und warum, wenn um diesen Preis ein Erdenleben von stiller Seligkeit, eine Gegenwart voll schönen Genusses zu erkaufen ist, willst du nicht anders werden? Dein Hauswesen, ist es zerrüttet durch eigene oder fremde Schuld, warum erschafft du dir von dem wahren Zustande deines Vermögens nicht eine klare Ansicht? Warum hast du nicht Muth, dich durch Einschränkung aller Art und verdoppelten Fleiß zu retten? — Und wenn es dennoch auf diese Art unmöglich sein sollte, wenn dich die Sorge um manche Schadenlast zu Boden drückt: wohlan, rechne, Haushalter, mit deinen Gläubigern! Habe den Muth, arm zu sein, aber ehrlich. Gib deinen falschen Wohlstand auf, aber rette dein reines, schuldenfreies Gewissen vor Gott und Menschen. Gott wird nicht dich, nicht die Deinigen verlassen.

Du hast Gegner, deren Schadenfreude dein Glück überall zu stören sucht? — Was hat sie denn zu deinen Feinden gemacht? Dein spröder Stolz, dein unkluger Eigensinn, dein unnachgiebiges Wesen, deine Unfreundlichkeit, dein vielleicht im Uebermuth gegen sie geäusserter Spott, deine gehässigen Bemerkungen über sie, oder die Zweideutigkeit deines Benehmens in manchen Fällen, wodurch du ihr Vertrauen einbüßtest. So gehe denn hin, besiege deine Feinde durch ein vorsichtigeres, edelmüthigeres Betragen, durch heuchellose Dienste der Freundschaft, und sie werden aufhören, dich zu fliehen oder zu kränken. Gehe hin, besiege deinen eigenen Trotz und Stolz, und du wirst den Stolz und Trotz deiner Widersacher bezähmen!

Oder bist du in deinen häuslichen Verhältnissen nicht glücklich; harte Verwandte, lasterhafte Freunde, ungerathene Kinder, zwietrachtvolle Ehe verbittern deine Tage? — Wohlan, wenn du hier nicht ändern kannst, so erhebe dich mit Christenmuth in deiner Stärke, fasse deinen Entschluß für die ganze Zukunft, sei du selbst streng, edel, klug, gerecht, und laß dich das nicht mehr in deiner Gemüthsruhe stören, was du zu ändern unfähig geworden bist. Aber durch ein festes, edles, gleichmüthiges und besonnenes Betragen flöße denen, die dich jetzt quälen, wenigstens Achtung und Ehrfurcht für dich ein. Sie werden endlich scheu werden, dich zu betrüben, und diese Scheu ist der erste Schritt zu ihrer eigenen Besserung.

Es ist kein Uebel der Gegenwart, welches der christliche Weise mit erhabenem Vertrauen auf die Macht der Tugend und auf

die Vaterhand Gottes, nicht endlich überwinden, oder wohl gar in ein Gutes verwandeln könnte. Wer da verzweifelt an Rettung, der hat noch nicht die Tugend in ihrer Kraft erkannt, noch nicht die Religion in ihrer beseligenden Macht, noch nicht die Vorsehung in ihrer bewundernswürdigen Weisheit. Und wer sie nicht erkennen, nicht den Muth haben will, sich also zu erheben, der verdient unterzugehen. Er macht sich keiner Rettung werth.

Es ist keine Lage im menschlichen Leben so ganz traurig und hoffnungslos, daß nicht auch neben dem Uebel, so wir darin erblikken, ein Gutes hingestreut wäre durch Gottes väterliche Fürsorge. Lernen wir nur immer dieses Gute suchen und auffinden! Gewöhnen wir uns nur, und sollte es anfangs auch mühsam sein, allen Dingen, die uns umgeben, die bessere Seite abzugewinnen: so wird uns der Anblick derselben beständig froh machen. Suche alle Vortheile und Annehmlichkeiten deines gegenwärtigen Zustandes auf, habe nur sie vorzüglich im Auge, und du wirst deine Lage liebgewinnen lernen und preisen. Suche an deinen Freunden, ja noch mehr, suche an denen, die dir sogar zuwider sind, die guten, lobenswürdigen Eigenschaften auf, die sie zieren — und jeder Mensch, selbst der verdorbenste, hat dergleichen! — und du wirst aufhören, manche Personen zu hassen, und viele Feindschaften werden enden, die jetzt dein Leben zuweilen trübe machen können.

Entferne unter allen deinen Leidenschaften und eigenthümlichen Neigungen zuerst die gehässigen, bittern, unfriedlichen. Verwandle aus Grundsätzen deine mürrische Laune in freundliches Schweigen, dein jähzorniges Auffahren in stillen, festen Gleichmuth, deine Klagesucht in unschuldiges Scherzen; gewöhne dich, zu lächeln bei dem, was dich sonst zum Unmuth stimmte: und du wirst auf die Vergangenheit mit ruhigem Wohlgefallen, auf die Zukunft mit einem Blick ohne Furcht und ohne Sehnsucht sehen. Du wirst die Gegenwart lieben und geniessen; mit einem Worte, du wirst erst dann wahrhaft leben; und dich deines Daseins und des erhabenen Gebers aller guten und vollkommenen Gaben erfreuen können.

XXVI.

Stilles Glück.

Ap. Gesch. 1, 14.

Laß in meines Herzens Gründen
Mich die heil'ge Stelle finden,
Die der Quell der Wonne ist;
Und worin beim Weitgewühle
Aller Leidenschaften Spiele
Gern der reine Geist vergißt.

Wer ist's, der nicht das stille häusliche Glück des Lebens das beneidenswurdigste Gut nennt? — Dafür legten Feldherren freudig ihr Schwert und ihre Lorbeerkränze nieder; dafür stiegen Fursten von ihren Thronen, und wer im Gewühl der öffentlichen Geschäfte ehrenvoll glänzte, suchte die Einsamkeit auf.

Und jedem, der nur Sinn dafür hat, liegt dies Glück offen und bereit. Dies zu erobern bedarf es keiner Heere, keiner Tonnen Goldes, keines Ruhmes, keiner Wurden, keiner hohen Gelehrsamkeit. Ein einfaches, anspruchloses Gemüth, weise genug, den Schein vom Wesen, das Falsche vom Aechten zu unterscheiden, findet es in sich, findet es in seinem hausgenössischen Kreise.

O ihr Sterblichen, wie wenig habet ihr zu euerm Glück vonnöthen, und wie selten besitzet ihr's! Es kostet euch nur die Mühe, eine Hand darnach auszustrecken, und — ihr rennet vergebens darnach die lange Lebensbahn hinab, wie Blinde, und suchet in der Ferne, was euch so nahe geboten worden ist.

Stilles Glück besteht im zufriedenen Genusse dessen, was uns das Schicksal gab, und in der Heiterkeit eines guten Herzens. Stilles Glück hat seine Quellen nirgends, als in unserer eigenen Brust; es ist daher unabhängig vom Wohl- und Uebelwollen anderer Menschen, in so fern wir nur selbst uns nicht durch mancherlei Begierden von ihnen abhängiger machen, als wir sein sollen. Stilles Glück bereitet sich in einem genügsamen, gesunden, fröhlichen Herzen, durch einen einfachen, gesunden, richtig blickenden Verstand.

Geräuschvolles Glück ist kein wahres Glück — denn wir finden es nicht in uns, nicht in dem Geschmack und in der heitern Anordnung dessen, was uns zunächst umgibt, sondern in dem Aufsehen, welches es bei den Leuten erregt. Wir geben es uns nicht selbst, wir empfan-

gen es erst durch die Meinungen oder durch den Beistand von Andern. Wir tragen es nicht unerschütterlich mit uns in unsern Grundsätzen, sondern wir können es jeden Tag verlieren durch Umstände und Veränderlichkeit des Menschensinnes, von welchen wir uns abhängig machten.

Es kann geräuschvolles Glück uns einen Tag lang berauschen, entzücken, nicht anhaltend beseligen. Lustbarkeiten aller Art können uns, so lange sie dauern, vergnügen; aber Ekel folgt dem übermäßigen Genusse, und Leere zieht hintennach, wenn sie vorüber sind. Ruhm und Ehre können eine Zeit lang unserer Eitelkeit schmeicheln. Aber bald wird man ihrer gewohnt werden; dann ergötzen sie nicht mehr. Die Zeit streift alle Rosen davon, und läßt nur die Dornen zurück. Wir empfinden die Lästerungen des Neides, des Grolls, der Nebenbuhlerei, und der Verdruß währt länger, als die erste Lust.

Geräuschvolles Glück hat jederzeit seine Nachwehen. Denn im Getümmel äusserer Freuden vergißt man nur zu oft sich selbst; vergißt die Vorsätze der Klugheit; öffnet mancher Unbesonnenheit das Herz, und überläßt sich mancher Begierde, die man nachher bereut. Der uns dargebotene Becher der Lust berührt süß die Lippen, aber die Hefen sind bitter. Ach, wer hat dies im Leben noch nicht erfahren? Und wie kommt es, daß der Mensch, nachdem er so oft und grausam getäuscht worden, schwach genug ist, den Taumel zu wiederholen, der ihm nur Schmerzen hinterlassen hatte?

Geräuschvolles Glück macht uns mit unsern besten Freunden fremd, und gewöhnt uns, die Menschen überhaupt nur als Werkzeug und Mittel unserer Vergnügungen anzusehen. Man hat in ihnen keine Freunde, nur Gesellschafter; keine Vertraute, nur Mitgenossen. Nehmet vielen Reichen ihr Vermögen, vielen Großen ihre Würden, vielen Schlemmern ihre Tafel, und sehet, wo bleibt der Schwarm ihrer Bewunderer, der jetzt noch ihre Thürschwellen belagert? Man liebt nicht, was sie sind, sondern das, was sie haben; nicht ihr Herz, nicht ihren Verstand, sondern ihr Geld, ihr Amt. Und wie mag ein Sterblicher sich des ächten Glückes rühmen, den Keiner um seines Selbstes willen ehrt, den Keiner mit Innigkeit liebt?

Geräuschvolles Glück macht uns mit uns selbst fremd. Wir leben mehr ausser uns, als in uns und mit uns. Wir sind so arm, daß wir selbst uns nicht mehr genug sind, sondern froh sind, wenn wir Andere finden, mit denen wir umgehen können. Wir leben nicht in uns, sondern in dem Tand, in den Spielen, in den Meinungen, die uns von Aussen umgaukeln. Ein Wechsel des Schicksals, ein Umschwung unserer Verhältnisse, ein Verlust unserer Ehrenstellen, ein Verschwinden unsers Wohlstandes — und unser ganzes von Aussendingen abhängiges Glück ist dahin, nein, wir selbst sind vernichtet, wir gelten Andern nichts mehr, und uns selbst nichts. Daher erklärt sich die wahnsinnige Verzweiflung vieler Selbstmörder, die, weil sie ihren alten Einfluß und Glanz, oder ihr Vermögen verloren hatten, sich selbst für unwerth hielten, länger zu leben.

Geräuschvolles äusseres Glück mag ein behaglicher Sinnenkitzel, ein Taumel, eine Lustbarkeit, Zerstreuung sein — aber wahrlich, es ist kein Glück.

Wahres Glück blüht nur in der Stille des häuslichen Lebens, wo wir vielleicht minder sogenannte glänzende Genüsse haben, aber desto innigere und dauerhaftere; wo uns weniger Schmeichler umringen, aber dafür Freunde, die an Wohl und Weh Theil nehmen, wie es uns begegnet; wo man sich nicht vor uns heuchlerisch beugt und unserm Gelde, unserm Stande falsche Verehrungen zollt, statt dessen mit Zärtlichkeit an unserm Herzen hängt und ihm treue Liebe gibt; wo wir nie einsam sind, weil wir uns selbst genug sein können; nie verlassen werden, weil unser Gemüth sich selbst nicht treulos wird.

Es ist das stille Glück des häuslichen Lebens darum das beneidenswürdigste, weil es dasjenige ist, was wir ununterbrochen am längsten geniessen können. Geräuschvolles Vergnügen, welches vom guten Willen der Umstände herstammt, verschwindet mit ihnen, und ist nur ein fremder Gast, der uns mit Höflichkeiten überschüttet, aber kein bleibender Hausfreund, der da spricht: Wo fehlts? Kann ich helfen?

Stilles Glück ist das theuerste, weil es nicht erkauft, sondern durch eigene Kraft und Seelengüte in der Eingezogenheit bereitet wird. Da ruht es verborgen, wie die Perle in der Muschel des Meeresgrundes:

es bleibt von Lästerungen unangefochten, und wird vom Neid nicht verfolgt, weil es seinen Blicken unbekannt blüht.

Stilles Glück ist das edelste, denn du verlierst dich nicht selbst, wie in geräuschvollen Freuden, sondern du gewinnst dich; du gehörst dir selbst an; du wirst in dir stärker, kräftiger, unabhängiger, weiser; es erhebt dich über die Thorheiten des gewöhnlichen Lebens, deren Stacheln dich nie verletzen können, und gewährt dir harmlose Stunden, schuldlose Ergötzungen, ohne Reue und Nachwehen.

Willst du dieses — wie leicht ist es zu empfangen! Dein Wollen reicht hin, es in Besitz zu nehmen. Beschränke dich genügsam auf den Genuß dessen, was du durch eigene Kraft dir gewinnen kannst, ohne es der Gunst Anderer danken zu müssen.

Das ist das wesentlichste Mittel, so reich zu werden, daß du einer ganzen Welt entbehren kannst. Was dir dann noch von Zeit zu Zeit von aussen zufällt — nimm die Freuden mit, aber rechne sie nicht zu den wahren Gespielen deines Herzens. Nur was du dir gibst, dies ist die wahrste Freude; alles Andere ist flüchtiges, oft theuer verzinsetes Darlehn. Sei genügsam mit dem, was du hast, aber nie mit dem, was du bist! Sei genügsam mit deinem Vermögen, mit deinem Stande, deinem Ansehen; aber begnüge dich nie damit, nur so gut, so bescheiden, so redlich, so arbeitsam, so wohlwollend zu sein, als du jetzt bist. Je edler du in und ausser dem Hause handelst, je zufriedener wird dein Herz mit sich selber sein; je freundlicher siehst du auf die Welt hin; je heiterer blickst du in den Himmel, je unerschrockener und beherzter in die Zukunft — je freudiger sprichst du auch in einer stillen, heiligen Stunde mit deinem Gott.

Und diesen milden Sinn des Friedens, der Genügsamkeit und einfacher Freuden — verbreite ihn über deine Hausgenossen insgesammt! — Wäre auch einmal deine Laune trübe, lächle ihnen zu. Kein finsterer, mürrischer Blick, kein hartes, rauhes Wort, keine kränkende, bittere Anspielung! Gehe ihnen mit deinem Beispiel voran; sie können nicht anders, sie werden dich schätzen müssen. Der Himmel ist da, den du wolltest; und da waltet gern der Segen des Herrn.

Ziehe die stille Eingezogenheit des häuslichen Lebens dem Getümmel fremdartiger Lustbarkeiten und Zerstreuungen vor. Erst dann bist du wahrhaft in deiner Wohnung einheimisch, und nicht ein besuchender Fremdling darin. Je weniger du dich eng mit vielerlei Menschen und Verhältnissen einlässest und verknüpfest, je weniger Sorgen, Beleidigungen, Kränkungen, falsche Beurtheilungen und andere Gehässigkeiten hast du zu befürchten; je besser kannst du Alles, worauf du dich beschränkst, übersehen und verrichten; je herzlicher wirst du deinen Freunden angehören; je ungetheilter werden auch sie dir ihre Liebe bringen. — Darin fehlen die meisten Menschen, daß sie selten so glücklich sind, als sie es zu sein verdienen, indem sie mehr übernehmen, als sie Kraft haben zu leisten; mehr anfangen, als sie vollenden können. Sie leben für allzuviel Dinge zu gleicher Zeit, und leben daher keinem ganz und mit voller Seele. Daher entspringt dann Unzufriedenheit mit sich selbst, und gerechter Tadel oft von Andern.

Mache deine Verhältnisse, in welchen du mit andern Menschen lebst, so einfach als möglich. Je besser du dieselben überblickst, je mehr wirst du ihnen leisten. Gib allen Menschen, wo du es vermagst, deine Hilfe; nicht allen deinen Umgang, noch weniger dein Vertrauen. Je eingezogener und unbekannter du lebst, je weniger hast du von den Quälereien und schadenfrohen Launen der Unedeln zu besorgen.

Fürchte nicht, daß dich die Einförmigkeit des stillen häuslichen Lebens endlich ermüde; — geschieht es aber, so hast du die Kunst zu leben noch nicht gelernt, obgleich vielleicht schon die Hälfte deiner Tage verflossen. Suche an Allem, was dich zunächst berührt, die anmuthige Seite auf; suche Anmuth über Alles zu verbreiten, was in deinem häuslichen Kreise dasteht und geschieht, und erinnere dich, wie vielen Verdrießlichkeiten du in deiner Eingezogenheit entronnen bist, während andere Menschen ihr Dasein nur damit hinbringen, sich gegenseitig zu ärgern und zu peinigen.

Wie wenig bedarf es dem Genügsamen, sein Hab und Gut schön und behaglich zu finden; wie wenig, um durch Kleinigkeiten seine Freuden vermehrt zu sehen! Die rührendsten, tiefsten aller Freuden sind aber immer die Früchte un-

ferer nützlichen Thätigkeit. In dem, was du gethan und gearbeitet hast, spiegelt sich die Kraft deiner Seele ab. Je mehr du die Früchte deines Fleißes siehst, je mehr Achtung gewinnst du für dich selbst. Wo wohnst du schöner, als in deinen Schöpfungen? Gott selbst ist selig in seinen Werken. Die einzelne Blume, welche du im Geschirr am winterlichen Fenster erziehst, während draussen Stürme, Schneeflocken und Regenschauer vorübertreiben, erfreut dich inniger, als eine ganze Wiese voller Blumen, die ohne dein Zuthun prangt und nicht dein Eigenthum heißt.

Spare dir immer eine kleine Freude, eine Hoffnung für den folgenden Tag auf, die deine Gedanken angenehm beschäftigt: so wirst du jeden neuen Morgen fröhlich und erwartungsvoll begrüßen. Du wirst nie einsam sein; du wirst nie die geräuschvollen und dornenreichen Lustbarkeiten der übrigen Welt vermissen; du wirst den Tag segnen, da du dich entschlossen, genügsam zu sein mit Wenigem, thätig zu sein mit Vielem; Freund und Vertrauter zu sein Wenigen, aber Bruder und Beistand zu sein Vielen. Du wirst die geheime Kraft zu leben ergründet haben, und in dem stillen Glück dein höchstes finden. Du wirst unabhängig von der Welt dir selbst gehören und Gott.

Was wäre Glück, ohne Gott? Wer könnte in sich selig sein, ohne frohen Hinblick auf den erhabenen Lenker unserer Schicksale, auf den Beherrscher der Ewigkeit? — Das Bewußtsein, durch redliche Erfüllung aller Pflichten Gottes Beifall zu haben, in Gott einen ewigen Freund und Beschirmer zu haben, ist es, was das stille Glück des häuslichen Lebens krönt. Denn auch in unserer Anspruchlosigkeit, in unserer Eingezogenheit können uns Unfälle treffen, die unser Wohlsein erschüttern. Es ist ja irdisch, das heißt, vergänglich! — Auch im kleinsten der häuslichen Kreise sind schmerzhafte Veränderungen möglich. Aber ein Geist, der mit Gott innig verwandt und vertraut ist, sichert damit auch gegen die furchtbarsten Stürme den Frieden des Gemüths. Er kann Vieles verlieren — aber seinen Gott, seinen Vater nicht. Und wer ihn hat, der hat nichts verloren.

Ohne Dich, mein Vater im Himmel, Vater der Meinigen, Vater der Welt, ist alles Erdenglück gefährliche Selbsttäuschung und Traum. Nur in Dir, mit Dir, durch Dich ist allein wahrhafte Seligkeit möglich. Darum halte ich fest an Dir. Und wenn mich Alles verläßt, Du willst mich nicht verlassen.

Darum will ich auch alle Lebensfreuden als nichts Anderes, denn ein Geschenk von Dir genieſſen; meine Freunde, meine Geliebten nur als Begleiter meines Lebens betrachten, die Du mir auf längere oder kürzere Zeit gabst. Vielleicht rufst du sie aus meinen Armen früh zurück; zwar die Thräne meiner Liebe und Sehnsucht wird ihnen folgen — aber sie eilten nur zu Dir, Vater unser Aller! — Einst empfange ich sie wieder. Du trennst die Seelen nicht, die Du verbandest. Was bei Dir im Ewigen wohnt, ist mir nie entrissen.

XXVII.

Die Gaben des Glücks.

1 Petri 4, 10.

Nicht um Reichthum, nicht um Ehre,
Bitt' ich, Gott, mein Vater, Dich.
Wenn ich Weltbesitzer wäre,
Ohne Gott, wie arm wär' ich!
Weisheit nur, Dich zu erkennen,
Gib mir, und ein frommes Herz,
Das Dich kindlich Vater nennen
Darf in Freuden und in Schmerz;
Kraft und Muth in bangen Stunden,
Demuth in des Glückes Schoos,
Mitgefühl bei Freundeswunden —
Wer dies hat, ist reich und groß!

Warum theilte die göttliche Vorsehung auch ihre irdischen Geschenke so ungleich aus? Warum mußten die größten Glücksgüter oft in der Hand des Unwürdigsten liegen? Warum fehlte es so oft der tugendhaftesten Familie an ihren nothwendigsten Mitteln? Warum muß der Weise und Einsichtsvolle vielmal in Dürftigkeit schmachten, im Dunkeln leben? Warum kann der unwissende Thor, der unnütze Müßiggänger in Herrlichkeit und Glanz wohnen, und die höchsten Ehrenämter bekleiden? — Warum hat der Himmel so oft den guten Willen des Menschenfreundes ohne Kraft gelassen? Warum warf er die schönsten Gaben und Güter so oft in die Hand des ungerechten Böswichts? Welch ein Himmel würde die Erde sein können, wenn die Tugend, die Frömmigkeit, die Weisheit auch schon hienieden mit der möglichsten Glückseligkeit vereint wäre?

Solche Fragen thut der Sterbliche oft,

wenn er das Laster auf dem Throne, die Tugend im Staube der Niedrigkeit erblickt. Solche Fragen wiederholt noch öfter der Mensch, wenn er in einer Anwandlung von Unzufriedenheit sein Schicksal, sein Vermögen, seinen Stand mit der Lage anderer Personen vergleicht, von denen er überzeugt ist, daß sie ihn weder an Güte des Herzens, noch an Eigenschaften des Geistes übertreffen. Er klagt mit diesen Fragen, oft ohne es zu wollen, die Weisheit der Vorsehung an, oder beseufzt wenigstens, daß sie ihn nicht so sehr, denn viele Andere, begünstigt habe.

Aber ist denn die Vorsehung in Vertheilung ihrer Glücksgaben wirklich so ganz ungerecht gewesen? Wer ist denn auf Erden so sehr ihr Liebling, ihr vor allen Andern Begünstigter, den du vorzugsweise beneiden könntest?

Sammle dein Gemüth; prüfe einmal die Werke der Vorsehung mit Aufmerksamkeit und Ernst, in so weit das Auge des kurzsichtigen Menschen fähig ist, die Weltregierung zu überschauen. — Eine jede ernste Betrachtung derselben wird dich von deiner Ungerechtigkeit überführen; wird dich überzeugen, daß nicht deine bessere Vernunft, sondern deine Habsucht, dein Ehrgeiz, dein Hang zum sinnlichen Wohlleben aus dir sprachen; wird dich mit den Anordnungen der göttlichen Weisheit aussöhnen.

Du beschwerst dich unzufrieden über die ungleiche Vertheilung der irdischen Glücksgüter? Das heißt, du beklagst dich am Ende nur, daß dir nicht so viel Vermögen, Wohlstand und Ansehen zu Theil geworden sei, als Anderen, die davon mehr als du besitzen. Es ist nicht dein Erbarmen mit Andern, die viel ärmer sind als du; es ist dein Neid gegen Vermögendere, welcher dir die Klage auspreßt. Du selbst würdest sie nicht zerstören wollen, die große, schöne und zur Veredelung des Menschengeschlechts höchst wohlthätige Mannigfaltigkeit der Stände und Schicksale; du selbst würdest nicht in einem Lande oder in einer Welt leben mögen, wo dir an Talent, Vermögen und Ansehen Alle gleich wären; wo Keiner des Andern nöthig hätte; wo Keiner sein Talent, Vermögen und Ansehen erweitern könnte; wo Alles im ewigen Einerlei ruhen müßte, nicht vorwärts rückte; wo sich Niemand um dich bekümmern möchte, weil Alle so unabhängig von dir sind, als du von ihnen bist.

Wenn du denn also nur der Vorsehung deinetwillen Vorwürfe über die ungleiche Vertheilung der Erdengüter machst: warum willst du derer vergessen, die noch nicht so viel davon haben, als du schon besitzest? die vielleicht der Gunst des Glückes so würdig und noch würdiger sind, als du? Soll die Weltordnung sich denn also verkehren, deiner kleinlichen Eitelkeit recht wohl zu thun? Deine Forderungen waren die Forderungen eines frechen Uebermuthes, eines Wahnsinnes aus Selbstsucht; Menschen würden, wenn du sie laut äusserteſt, sie und dich verachten; glaubst du, der Allweiseste solle seine Allmacht zur Dienerin deiner Thorheiten machen?

Du sprichst: aber warum mußten auch die irdischen Glücksgüter oft in der Hand des Unwürdigsten liegen? — Wen nennst du den Unwürdigsten? Denjenigen, welcher von den ihm verliehenen Gaben keinen nützlichen Gebrauch zu machen versteht. Bist du aber zuletzt der unparteiische und wohlwissende Richter dessen, den du den Unwürdigen nennst? Bist du der Eingeweihte in die Geheimnisse der großen Weltordnung, daß du den Vortheil und Schaden dieser Einrichtungen genau zu bestimmen vermagst? Wer ist mir Bürge dafür, daß Millionen andere Menschen mit den ihnen verliehenen Glücksgütern edler handeln, als Derjenige, den du verdammst? Du bemerkst nur diesen Einzigen, weil sein Ansehen, seine Macht, sein Reichthum dich blenden; aber du kennst das Thun und Lassen jener Millionen nicht, weil ihr Wirkungskreis viel kleiner ist. Bist du dir selbst Bürge, daß du unter andern Verhältnissen eben so denken, so handeln würdest, wie jetzt in deiner beschränkten Lage? Wie oft hast du nicht, je nachdem sich nur im Kleinen deine Umstände änderten, deine Sprache und dein Betragen, oft sogar deine Absichten und Grundsätze verändert? Wie oft erging es dir nicht wie dem Jünger Jesu, der erst in der Begeisterung der Freundschaft schwur, für den göttlichen Lehrer hundertmal das Leben zu lassen, und ihn nachher in der Stunde der Angst dreimal verläugnete, ehe der Hahn zweimal krähte? — Richte nicht, so wirst du nicht wieder gerichtet! Verdamme nicht den Mann, der unter andern Verhältnissen, mit anderer Erziehung, mit andern Ansichten und Leidenschaften anders handelt, als du. Hätte,

statt deiner Mutter, dich eine Fürstin gesäugt; hätte dich, statt des schlichten Gewandes, ein Purpur bekleidet; wäre dein Stuhl ein Thron, dein Freund ein schmeichelnder, aus Heuchelei und Eigennutz dich vergötternder Höfling gewesen: kannst du wissen, was du dann wärest?

Und wie? Bist du auch in deinen eingeschränkten Glücksumständen der Würdigste, sie zu geniessen? Kannst du sagen, von ihnen jederzeit den weisesten Gebrauch gemacht zu haben? O wie viel Andere, die nicht das besitzen, dessen du dich rühmen kannst, würden damit edler, wohlthätiger, gemeinnütziger für die Welt gewesen sein! Warum verdammest du nun Andere, und dich nicht zuvor?

Du sprichst: Warum ließ die Vorsehung so oft den guten Willen des Menschenfreundes ohne Kraft, und stattete das Laster mit Mitteln aus? — Bist du gewiß, daß die Familie, welche heute in ihrer vermeinten Armuth tugendhaft, und folglich innerlich beglückt ist, Tugend und Seelenglück kennen würde, wenn sie mit Reichthümern, mit den Verführungen des Wohllebens umgeben gewesen wäre? Blödsinniger Sterblicher, du beklagst oft das Schicksal, aus welchem, dir unbewußt, Glück und Heil quellen, und möchtest dafür Glanz und Jammer wünschen. Und war das Laster auf Erden wirklich mit großen Mitteln ausgestattet: so war die Wirkung nothwendig, daß die Tugend in sich selbst desto größere Kräfte entwickele, dem Laster zu widerstehen. Tausend herrliche Talente würden unbekannt und nutzlos schlummern, wenn die Noth sie nicht erweckt hätte. Tausend wohlthätige Erfindungen und Entdeckungen wären noch verborgen, wenn Armuth und Bedürfniß sie nicht aus der Dunkelheit hervorgebracht hätte!

Siehe dich um, welches sind die Gaben des Glücks? Und wurden sie in der That mit so großer Ungleichheit vertheilt, als du in deiner Unzufriedenheit meinst?

In der Welt ist kein Ungemach, welches nicht durch irgend einen Vortheil wieder vergütet worden wäre; kein Mangel, den nicht irgend ein Gutes begleiten sollte. Kein Land ist dem andern an Naturgaben gleich, aber jedes hat seine eigenthümlichen Reize und seine besondern Annehmlichkeiten. Da uns nun Gewohnheit sehr leicht mit manchen Uebeln aussöhnt, findet jeder Einwohner sein Vaterland vorzüglicher als andere Länder. So ist es auch mit dem einzelnen Menschen.

Jene Familie ist reich an mancherlei Gütern, aber sie ist unglücklich durch die Schicksale ihrer Mitglieder; sie beneidet die Liebe, die Eintracht, die ewige Heiterkeit einer viel ärmern Familie. — Beklagenswerth ist Jener, der einen beschränkten Verstand hat, und immerdar unter der Leitung Anderer abhängig leben muß. Aber er hat Vermögen, und ist vor Hunger und Elend geborgen. — Dieser dort könnte im vollen Ueberflusse leben, aber von seinem Reichthum genießt er wenig, denn er ringt unaufhörlich mit Kränklichkeit des Leibes. — Dort ein Anderer ist ohne Reichthum, er lebt dürftig; aber er hat genug, weil er arbeitsam ist, und diese Arbeitsamkeit schützt seine Gesundheit. — Wieder ein Anderer ist ohne Ansehen, ohne Ehrenstellen, ohne Einkünfte: aber in ihm wohnt ein heller Geist: seine Kenntnisse erheben ihn über tausend Andere; er würde nicht seine Einsicht gegen ihr todtes Gold vertauschen.

So hat die weise Vorsehung die irdischen Glücksgüter zuletzt nicht so ungleich vertheilt, als es beim ersten Anblick oft den Schein haben mag. — Es ist auf Erden Niemand der Reichste, Niemand der Aermste; Jeder hat noch Etwas, das er als Vorzug an einem Andern beneiden möchte und sich wünscht; Jeder hat Vorzüge, die vielen Andern fehlen. Nicht Einer besitzt Alles; Alle haben Einiges. Jeder ist von Gott auf besondere Weise beschenkt worden; Jeder ist als Haushalter von einer besondern Gabe Gottes anzusehen, die ihm verliehen wurde. Darum diene einander Jeglicher mit der Gabe, die er empfangen hat. 1 Petr. 4, 10.

Darum klage nicht mehr über die von dir ungleich gehaltene Vertheilung der Glücksgüter. Sieh nicht auf diejenigen, welche dem Anschein nach mehr empfangen haben, als du, sondern auf die, welche nicht so viel Gutes geniessen, als du. Erinnere dich, daß auch der, den du beneidest, Eigenschaften und Vorzüge an dir finden kann, die er nicht besitzt und sich vergebens wünscht. Du beneidest seinen Reichthum, er deine Gesundheit; du wünschest dir seine Einsichten, er sich deine Heiterkeit, deine Harmlosigkeit; du wünschest dir seine Ehre, seinen Ruhm, er sich deine sorglose Lage in

glücklicher Unbekanntheit, wo ihn keine Feinde und Neider verfolgen. Keinem fehlt Alles, aber Allen fehlt Einiges.

Je länger wir die Vertheilung der Gaben des Glücks unter den Menschen betrachten, je mehr werden wir darin mit der hohen Weisheit und Liebe Gottes vertraut; je zufriedener werden wir zuletzt mit demjenigen sein, was er uns davon als unsern Theil zufallen ließ. — Denn es ist Keiner auf Erden, der Ursache hätte, sein Schicksal zu verwünschen, es wäre denn, daß er es sich selbst durch eigene Schuld schrecklich und unerträglich gemacht hätte. — Und wer ist zuletzt der Aermste in der Welt? — Es ist der Unzufriedenste! — Wer ist der Unabhängigste und Reichste? — Es ist der Genügsamste!

Um genügsam zu sein mit den Gaben des Glückes, die dir Gottes Vaterhuld zuwandte, mußt du niemals die große und ewige Wahrheit vergessen: Das Glück der Menschen ist unabhängig von Gütern der Erde. Nicht welcher das Beste hat, sondern welcher der Beste ist, der ist ein Glücklicher.

Hinge die menschliche Glückseligkeit von Glanz, Reichthum, Ehrenstellen und großen Talenten ab: so würde der arme Taglöhner jedesmal unglücklich, und der in Purpur gehüllte Fürst der Glücklichste sein. Ach, wie oft findet das Gegentheil statt! — Wie viele große und berühmte Menschen sind nicht das Opfer der Sorge und des Kummers geworden, während der Niedrige und Unbekannte die Frucht seiner sauern Arbeit mit Freudigkeit genoß!

Du suchst das Glück — du glaubst es, von deinen Begierden geblendet, in glänzenden Mitteln zu finden. Aber nicht die Mittel sind das Glück; sie können selbst nicht zu deinem Glück beitragen, weil Tausende dennoch unglücklich sind, welche jene Güter besitzen, nach denen du seufzest. Suche nicht dein Heil in äusserm Gute: suche es in der Güte deines Herzens, in der Weisheit, die dich über das, was nur Staub war und ist und bleiben wird, erhebt. Nicht wer das Beste hat, sondern wer der Beste ist, der ist ein Glücklicher.

Um genügsam zu sein und glücklich mit dem Loose, welches die Vorsehung dir gab, mache dich mit den Vortheilen und Vorzügen deiner Lage recht bekannt; lerne den Werth deiner Verhältnisse, in welchen du stehst, schätzen, und zertritt nicht das Gute mit Füßen, so dir zu Theil ward, um mit Unersättlichkeit immerdar nach dem zu haschen, was du nicht hast. Deine Ungenügsamkeit, die dich selbst zum Tadel der Vorsehung, also zum Wahnsinn verleitet, ist eine Folge deiner Sinnlichkeit, welche mächtiger als Vernunft und Religion in dir sein will; ist ein Beweis von der Kränklichkeit deines Gemüths, von der Schwäche deines Geistes. Heile dich, o Kranker, und du wirst dein Schicksal, dein Verhältniß segnen, wenn du es mit der Lage von Millionen deiner jetztlebenden Nebenmenschen vergleichst. — Es ist wahr, du hast auch in deiner gegenwärtigen Lage manche Unannehmlichkeit. Aber prüfe dich wohl, ob du nicht auch durch deine Schuld beigetragen hast, daß diese Uebel dich drücken; prufe dich wohl, ob du auch schon alle in dir liegende Mittel mit Ernst versucht hast, dich von dem zu befreien, was dir Kummer verursacht. Ist aber das Mangelhafte, das Unangenehme eine Folge deiner eigenen Schwäche, ein Beweis deiner eigenen Schuld: warum forderst du von der Gottheit ein Wunder zum Besten deiner Trägheit oder deiner Vergehen? — Werde besser, so wird es besser sein.

Um genügsam mit den Gaben des Glücks zu sein, die dir Gottes Güte verlieh, veredle Alles, was du hast, und du bist reich! Veredle dein Herz durch Tugenden, die dir noch fehlen; veredle deinen Verstand durch Kenntnisse und Erfahrungen. Veredle deine Besitzungen durch Fleiß, Thätigkeit, Ordnungsliebe, Sparsamkeit; setze an die Stelle des Goldes und der Pracht hohe Reinlichkeit und geschmackvolle Einfalt, an die Stelle des Blendenden das Nützliche. Veredle deine Hausgenossen durch das Beispiel der Liebe, Achtung und Milde, welches du ihnen gibst und von ihnen fordern kannst; entferne allmälig den Ton der Rohheit aus den Gesprächen, den Geist der Liebllosigkeit aus allen Handlungen. Veredle deine Verhältnisse zu deinen Mitbürgern und Vorgesetzten; meide unsittliche Gesellschaften, erwirb dir durch Anmuth und Dienstfertigkeit des Betragens die Freund-

lichkeit und Zuneigung der Bewohner deines Ortes; sei der Erste, der Hilfe anbietet, der Letzte, der Hilfe begehrt; werde in deiner gegenwärtigen Lage der Beste, so wirst du das Beste haben: Seelenruhe, Zufriedenheit mit Gott und deinem Schicksal, der Menschen Gunst, der Vorsehung Segen!

Glücksgaben sind aber jederzeit Gottesgaben, und Gott gibt dir so viel an äussern Gütern, als dir zu deinem und zu Anderer Besten wohlthätig sein können. — O du, des Staubes Wurm, meistere die Allweisheit nicht in den Maasregeln, die sie zum Heil ihrer Welt ergriff; zweifle nicht an der Unendlichkeit ihrer Liebe; wanke nicht in deiner Zuversicht an ihre Fürsorge, die deiner schon gedacht hat, ehe du warst.

Sei mit dem, was dir die Gottheit aus der Fülle ihres Segens zukommen ließ, ein weiser Haushalter, und über das Wenige getreu, welches sie dir anvertraute. Es wird der Tag der Rechenschaft, es wird der Tag deines Lohnes kommen. Es wird unvermuthet dein freudiges Schicksal dir erscheinen und sagen: der Herr spricht zu dir, du frommer und treuer Knecht, du bist über Wenigem getreu gewesen, ich will dich über viel setzen. Gehe ein zu deines Herrn Freuden! Matth. 25, 23.

Sei mit den Gaben des Glücks ein treuer Haushalter, bewahre sie vor Mißbrauch. Zerrütte deine Gesundheit nicht durch Wollust, Weichlichkeit und Uebermuth; zerrütte dein Vermögen nicht durch Verschwendung, Unordnung und träges Leben; verwende deine Verstandeskräfte nicht zu unnützen, thörichten Dingen, aus denen kein Heil entspringt; gebrauche dein Amt, dein Ansehen, deinen Einfluß nicht bloß, um vor der Welt in Stolz und Eitelkeit zu glänzen: sondern was du des Guten empfangen hast, ein jedes sei ein Pfund, mit dem du zum Wohle der Welt, zur Freude deiner Familie, deiner Mitbürger wuchern sollst.

Urquell aller guten und vollkommenen Gaben, gnadenvoller, an Güte und Barmherzigkeit unendlicher Gott, weiser Ordner der Welt, Vater der Welten, Vater aller Völker, o mein Vater! Keins Deiner Geschöpfe hast Du vergessen; Jeglichem gabst Du das Vermögen, sich selbst und Andere zu beglücken. Wunderbar mannigfaltig sind die Gaben, die Du vertheiltest; aber eben durch diese Mannigfaltigkeit knüpftest Du Völker an Völker, Menschen an Menschen; dadurch hast Du sie alle für einander zum Bedürfniß gemacht, und die Sterblichen zu gegenseitiger Freundschaft und Verpflichtung geleitet. Die Gaben des Einen sind des Andern Bedürfniß; und wo Einer Noth leidet, kann der Andere helfen. Keiner hat Alles, Keiner ist vollkommen, Keiner soll des Andern entbehren können. Und indem Jeglicher dienet dem Andern mit der Gabe, die er empfangen hat, ist die Wohlfahrt Aller angeordnet.

Genügsam mit dem, was Du auch mir und den Meinigen gewährt hast, wollen wir, fern von jedem Mißbrauch Deiner Gaben, den höchsten Gewinn daraus ziehen: Beförderung allgemeiner Zufriedenheit und Glückseligkeit. Was hilft uns die höchste Fülle von Glücksgütern, wenn wir sie nicht mit Weisheit zu benutzen verstehen! Auch mit Wenigem können wir reich sein. Wer aber Dich im Herzen hat, o Gott, ist reich, ohne Untergang.

XXVIII.

Das Urtheil der Welt.

Ephes. 4, 22 — 32.

Die Menschen richten nach dem Schein,
Nach eigner Leidenschaften Reize;
Die heut' ein Hosiannah schrei'n,
Sie schleppen morgen dich zum Kreuze.

In unserm eignen Busen wohnt
Ein Richter, welcher, unbestochen,
Schon oft den frommen Sinn belohnt,
Oft meiner Lust den Stab gebrochen.

Und wird auch kein Gewissen laut,
Ein Andrer lebt, ein Andrer richtet,
Der durch des Herzens Tiefen schaut,
Und die geheimsten Thaten sichtet.

Du bist's, o ew'ger Richter, Gott!
Könnt' ich vor Dir unsträflich leben,
Dann dürft' ich vor der Menschen Spott,
Wohl mir! dann selbst vor Dir nicht beben!

Mancher, der aus Erfahrung weiß, wie wankelmüthig und unzuverlässig das Urtheil des großen Haufens ist, trägt kein Bedenken, sich stolz über dasselbe hinwegzusetzen, und zu thun, was ihm beliebt, ohne sich um Anderer Meinung von ihm zu bekümmern. Noch mehrere aber, und gewiß die Meisten, setzen wieder in das Urtheil der Welt einen allzugroßen Werth, sind allzu empfindlich gegen die gute oder

üble Meinung, die man von ihnen hegt, und thun am Ende mehr, um Andern zu gefallen, als ihnen selbst heilsam ist.

Dies ist nun eine Hauptquelle von mancherlei Unzufriedenheit unter den Menschen. Die Ruhe vieler Einzelnen und das Glück vieler guten Familien ist dadurch gestört. Noch täglich entspringen aus unserer allzugroßen Empfindlichkeit gegen die Urtheile Anderer über uns Spannungen, Streitigkeiten und gramvolle Augenblicke.

Wir würden manche bittere Stunde des Lebens weniger gehabt haben, und noch jetzt weniger leiden, wenn wir uns von dem Urtheile der Welt einen richtigen Begriff gemacht hätten.

Allein, leider geschieht so allgemein das Gegentheil! Und so viel unangenehme Tage wir uns auch durch unsere Empfindlichkeit zugezogen haben, bringen wir doch selbst den Kindern in früher Jugend schon eine allzuhohe Vorstellung vom Werthe der öffentlichen Meinung bei. Was thun wir? Ach, wir bereiten auch unsern Kindern unvorsichtig genug eine böse Zukunft, und leiten sie, gewiß gegen unsern Willen, auf falsche Wege. Täglich hören wir hie und da zu Kindern sagen: „Was werden die Leute davon denken?“ Selten oder nie flüstert eine gute Mutter ihrem Kinde zu: „Was wird der allwissende Gott von dir urtheilen?“

Diese Redensart: Was werden die Leute sagen! hat sich von Kindheit an unsers Gemüthes bemächtigt. Daher kommt es, daß es uns noch mehr darum zu thun ist, gut zu scheinen, als gut zu sein; daß wir neugieriger auf den Ausspruch der Welt, als auf die Stimme unsers Gewissens horchen; daß wir uns schon beruhigen, wenn die Menschen vortheilhaft von uns denken, unbekümmert, ob wir auch mit dem himmlischen Richter eben so gut stehen.

Elender Nothbehelf schwacher Seelen! — Einst an unserm Sarge verstummen die Urtheile der Sterblichen, aber das Urtheil des Weltrichters verstummt nicht. Das gute Zeugniß der sich leicht blendenden Menschen hilft uns nichts vor dem, der die Herzen prüft, und dessen furchtbare Allwissenheit von keiner Täuschung hintergangen werden kann. Das Urtheil der Welt gründet sich bloß auf den Anblick der äussern Dinge; denn wie mag das Auge der Menschen in die Geheimnisse der Herzen schauen? Es richtet nur der Schein, und zieht Folgerungen aus demselben. Wie oft kann es da betrogen werden! Die Menschen machen immer nur ihre eigenen Einsichten, ihre eigenen Neigungen zum Maasstab, womit sie die Handlungen Anderer messen. Wie unzuverlässig ist dieser Maasstab!

Wenn man also weiß, aus welchen unlautern Quellen das Urtheil der Welt fließt: kann man demselben einen so hohen Werth beilegen? Wie oft ist nicht schon der tugendhafte Mensch von seinen Mitbürgern schmerzlich verkannt worden? Wie oft haben nicht die Zeitgenossen einen Mann verlästert und verachtet, dem die dankbaren Nachkommen Ehrensäulen auf dem Grabe errichteten? Wie oft ist nicht ein Anderer noch bis zum Sterbebette hochgepriesen worden, von dem erst nach dem Tode die Schandthaten eines vollendeten Bösewichts offenbar wurden? Psalmen streute das Volk einst dem göttlichen Erlöser, und mit feierlichen Gesängen begrüßte es seinen Einzug in Jerusalem; und eben dieses Volk schrie dann wieder das gräßliche: „Kreuzige! Kreuzige ihn!“ auf ihn herab. — Wie manche Unschuld hat nicht selbst durch die Kurzsichtigkeit der Richter auf Erden im Gefängnisse verschmachten, und statt der Ehrenkrone das Blutgerüst sehen müssen?

Aber da es ebenfalls sehr gefährlich ist, uns mit stolzer Verachtung in allen Fällen über die Meinungen Anderer von uns hinwegzusetzen; da es uns nie gleichgültig sein darf, bei unsern Mitbürgern in gutem oder bösem Rufe zu stehen, indem wir oft nur dann erst Gutes thun und nützlich sein können, wenn man uns das Gute zutraut — so wird dem Christen die Frage wichtig: Wie soll ich mich bei dem Urtheile der Welt verhalten, es gehe nun über Andere oder mich?

Zuerst will ich bedenken, was ich als Christ zu thun habe, wenn die Welt über meine Freunde, Verwandten und Bekannten ihr Urtheil fällt. Denn derselben Wohl und Wehe ist mir nicht gleichgültig; ich lebe mit ihnen in Verbindung, und leide mit ihnen, wenn sie leiden müssen.

Wenn über einen deiner Bekannten eine gewisse Meinung herrschend wird, die seinem guten Namen Gefahr bringen kann,

so forsche erst nach, wer der Urheber der übeln Gerüchte sei. Hast du einmal die Quelle entdeckt, so wirst du leicht wissen, ob sie lauter oder unrein sei; aber meistens ist dies schwer zu errathen. Meistens sind ungünstige Urtheile nur elende Nachsprechereien müßiger und geistloser Menschen, welche schadenfroh, oder um sich wichtig zu machen, dasjenige wieder sagen, was sie irgendwo gehört oder übel verstanden haben. Meistens ist es der versteckte Haß, oder der geheime Neid, oder die verächtliche Spottsucht schlecht erzogener Leute, oder die Schadenfreude, welche von Diesem oder Jenem etwas Böses gemuthmaßt hat, und die pöbelhafte Leichtigkeit gibt mit geschwätziger Zunge die unanständige Vermuthung als eine Wahrheit wieder aus.

Darum hüte dich, blindlings in das Urtheil der Welt einzustimmen, um dich ihrer Schuld nicht theilhaftig zu machen. Richte nicht, Gott wird dich wieder richten, und mit dem Maase, mit welchem du missest, wird dir wieder gemessen werden (Matth. 7, 2.). Höre das Urtheil der kurzsichtigen Menschen, aber glaube ihm nicht sogleich, und noch weniger hilf dasselbe ausbreiten, wenn du nicht ein verächtliches Werkzeug der Verleumdung zu sein Lust hast. Schweige nicht, wo man sich mit lachender Miene oder voll scheinheiligen Bedauerns nachtheilige Meinungen über den Nächsten erlaubt. Nein, schweige nicht, sondern rede das Gute, das Lobenswürdige, was du irgend von ihm weißt. Sei du, so viel du es sein kannst, sein Fürsprecher, der ihn entschuldigt, wenn er ihn nicht rechtfertigen kann. Siehe, deine Sanftmuth, deine Güte wird den Verleumder selbst für dich einnehmen, indem er fühlt, du werdest bei anderer Gelegenheit auch ihm das Wort reden. Du wirst die dankbare Liebe dessen erregen, der durch dich mitten unter Lästerungen schonungsvoll behandelt und geehrt ward.

Ach, wie unzuverlässig ist das lieblose Urtheil der Menschen, und wie bitter ist die Thräne des Grams, welche aus dem Auge verleumdeter Unschuld fällt! Daß du noch in deinem Leichtsinn nie an solchen Gesprächen den schlechten Theil genommen hättest; daß keine jener Thränen auf deiner Seele brennen möge!

Aber auch denjenigen prüfe, den das Urtheil der Welt so hart richtet. Erforsche, wodurch er in seinem Betragen zu der ungünstigen Meinung von sich Anlaß gegeben habe. Ist er dein Freund, dein Bekannter, gehe zu ihm, mache ihn selbst mit zarter Schonung aufmerksam auf die Welt und auf sich. Und findest du ihn unschuldig; so habe Muth genug, der Beschirmer seiner Unschuld zu werden. Tritt hervor und vernichte die Verleumdung, doch schone liebreich des Verleumders, wenn es die Umstände gestatten. Ziehe die Wahrheit an das heitere Tageslicht, und berichtige du das Urtheil der Welt.

Findest du eine verleumdete Unschuld, eine verkannte Tugend, sei, wo du es kannst, der Retter ihrer Ehre, zerstreue die falsche Meinung. Richte dich nicht nach dem Urtheil der Welt, und bleibe dem Verkannten treu. So that Jesus Christus. „Er geht mit Zöllnern und Sündern um!“ sprach verächtlich die Welt. Jesus aber hörte die Stimme seines Vaters, nicht die Stimme der Welt.

Vorsichtig aber vermeide auch den Umgang desjenigen, der unter seinen Mitbürgern allgemein in übelm Rufe steht, und welchen du nicht genauer kennst. Und hindern dich deine Verhältnisse, daß du diesem Umgang nicht ausweichen kannst, so scheue dich vor nähern Verbindungen. Denn böse Gesellschaft verdirbt unvermerkt gute Sitten, und traue deiner Jugend nicht allzugroße Kraft zu, verführerischen Beispielen und Worten lange zu widerstehen. Fliehe die Versuchung; wer sich selbst in Gefahr begibt, kommt leicht darin um.

Siehst du, daß deine Bekannten und Freunde Unanständigkeiten liebgewinnen, und das Gerede der Welt werden; siehst du, daß deine Bitten, deine Warnungen sie nicht zurückbringen: dann habe Muth genug, dich von ihnen loszusagen. Dies ist die erste Strafe ihrer Thorheit, daß sie sich von guten Menschen verlassen sehen. Sprich, wie David: ich will nicht sitzen, wo die Spötter sitzen und die Ungerechten. Ps. 1, 1. 2.

Nicht nur wirst du dein eigenes Herz retten, sondern auch deinen guten Ruf, der dir so heilig sein muß, als du ohne ihn deinen Mitbürgern nicht nützlich sein kannst. Es ist dir Pflicht, den Namen, welchen du von deinen Vätern ererbtest, rein und ohne Tadel zu bewahren.

Darum aber kannst du auch nicht gleichgültig bleiben, wie du dich zu verhalten hast bei dem Urtheile der Welt über dich selbst.

Vor allen Dingen erinnere dich, wenn du sonst ein reines Gewissen hast, beständig daran, wie unbeständig die Menschen in ihren Meinungen sind; wie sie morgen eben das loben können, was sie heute verachten; wie sie nur immer vom Schein geblendet werden, und selten auf das Wesen der Sache sehen. Mache also das Urtheil der Welt nie zu deinem Abgott, sondern nimm es für das, was es ist, und nicht für mehr, so wirst du dir manchen geheimen Verdruß ersparen, und nie der Spielball fremder Launen werden.

Bist du in die selbst von der Redlichkeit deines Sinnes, von der Rechtlichkeit und dem guten Zwecke deiner Unternehmungen überzeugt, so laß die Menschen immerhin schreien und tadeln. Gehe muthig deinen Weg fort, begleitet von Gottes Beifall und einem fröhlichen Gewissen. Mag dich auch die ganze Welt verkennen: Gott verkennt dich nicht. Mußt du um der gerechten Sache willen Hohn, Verfolgung, Spott und Verleumdung leiden: laß dich dieses Alles nicht anfechten; ohne Kampf ist kein Sieg! Der Beifall Gottes und deines Gewissens hält dich schadlos für die Bosheit deiner Neider, deiner Verfolger.

Wie viele segensvolle Werke, wie viele nützliche Einrichtungen, wie viele preiswürdige Stiftungen würden wir noch am heutigen Tage entbehren, wenn die edeln und standhaften Männer, denen wir solche zu verdanken haben, sich hätten durch das Geschrei der unwissenden Menge leiten lassen! Spotte des Urtheils der Welt, und blicke voll hohen Muthes auf Gott, wenn du das Gute thun willst.

Nur kleinmüthige Seelen lassen sich von dem Urtheil der Welt verführen, nicht so viel Gutes zu stiften, als sie sich oder Andern stiften können. Nur schwache Menschen, ohne Vertrauen auf die göttliche Vorsehung, ohne Vertrauen auf eigene Kraft, wollen lieber den Sterblichen, als dem allsehenden Auge Gottes, gefallen.

Und dieser Unglücklichen sind Viele, denen das Urtheil der Menschen wichtiger, als das Urtheil Gottes ist. Hier erröthet ein Irrender, seinen begangenen Fehler einzugestehen, eine andere Lebensart anzufangen, und beharrt aus Stolz auf einem bösen Wege, der ihn früh oder spät zum Abgrunde führt. Er will vor der Welt nicht lächerlich werden, er will einigen seiner Feinde den Triumph nicht gönnen über sich, und lieber den Fluch seines Gewissens und die Reue der Ewigkeit tragen. Er geht hin und verübt eine neue Untreue, um den ersten Fehltritt zu verheimlichen; er geht hin und streckt die Hand zu einem Verbrechen aus, um die begangene Untreue zu verhüllen, und verwickelt sich in ein Gesetz von Vergehungen, aus dem er nie wieder hervortritt. Er fürchtete den Spott der Welt, und machte sich nun zu ihrem Abscheu!

Dort treibt ein Anderer, um eine günstige Meinung für sich zu behalten, einen Aufwand, der den Kräften seines Vermögens nicht angemessen ist. Er will mehr scheinen, als er ist. Er opfert dem Urtheile der Welt den Wohlstand und das Glück seiner Familie auf, opfert ihm seine eigene Zufriedenheit und innere Ruhe auf, bis seine Kraft erliegt, und er die Verachtung und das Mitleiden Aller ist.

Wie manchen Unglückseligen, dem von Jugend auf die Meinung der Menschen allzuwichtig gemacht worden, hat die Furcht vor derselben zur Verzweiflung, ja zum blutigen Selbstmorde getrieben!

Nein, mein Herz, so lange du Gottes Blick nicht zu scheuen hast, zittere nicht vor dem Blick der Menschen. Auch den Edelsten, du weißt es ja, hat die Verleumdung getroffen; und vor geschwätzigen Lästerzungen ist keine Unschuld geborgen.

So schwankend und beständig aber immer auch das sein mag, was die Welt von dir spricht, bist du darum doch nicht verpflichtet, geduldig Ungerechtigkeiten zu tragen, wenn sie dir die Achtung der Menschen rauben könnten. Du bist es ihnen, du bist es dir, du bist es den Deinigen schuldig, deinen guten Ruf zu retten, wenn er durch Verdächtigungen von Verbrechen und Lastern angegriffen wird. Stillschweigen würde einem Gegenstande gleich gelten, als ob das Gerücht von dir die Wahrheit verkünde.

Der gute Name ist ein Vermächtniß, welches du von den Vorfahren erhalten hast, und deinen Enkeln unentweiht hinterlassen sollst. Er ist es, der für dich schon um das Vertrauen der Fremdlinge wirbt, ehe du sie selbst angeredet hast. Er schreckt die Lasterhaften aus deinem Kreise, und führt

dir die Freundschaft der Edeln zu. Er gewinnt dir das Zutrauen deiner Mitbürger, und macht dich, wenn du schwach bist, mächtig, wenn du arm bist, vermögend, wenn du unglücklich bist, zum Gegenstande allgemeiner Theilnahme. Die Ehre eines unbefleckten Namens ist ein Kleinod, köstlicher als jeder Reichthum. Der ist ein Bettler mitten unter Schätzen, welchen die Schande bedeckt. (Spr. Salom. 22, 1.)

Ueberhaupt aber sorge auch dafür, daß du dich selbst nicht dem Urtheil der Welt bloßstellest. Wohl dem, der unbemerkt in stiller Dunkelheit leben kann, und dessen Name nur von wenigen treuen Freunden genannt wird! Denn nur zu gern zischt die giftige Zunge des Neides in hundert Winkeln dem entgegen, welchen eigenes Verdienst, oder ein glücklicher Zufall, emporhebt.

Die meisten Menschen denken und sagen noch lieber Uebles von uns, als daß sie uns selbst Böses anthun. Darum biete durch dein Betragen auch nicht dem Urtheil deiner Mitbürger Hohn, und verachte nicht, was ihnen ehrwürdig scheint. Stelle dich ihnen gleich, und sei kein Sonderling, der sich muthwillig zum Gerede Aller macht. Du wirst das Urtheil der Welt über dich mildern, wenn du gegen unschädliche Vorurtheile schonend handelst.

Prüfe dich selbst, wenn du fühlst, daß die Herzen deiner Mitbürger gegen dich erkalten, ob du einen Fehler trägst, der dir in ihrer Achtung schadet. Und entdeckst du ihn, wohl, dann sei muthig genug, ihn abzulegen. Jeder Fehler befleckt dich; und muthwillig die Achtung des Mitbürgers, das Vertrauen und die Gewogenheit der Bessern im Volke zurückstoßen, ist ein Hauptfehler. Du beraubst dich eines großen Mittels, Gutes zu stiften und froh unter guten Menschen zu leben.

Wisse, das Urtheil der Welt, wenn es gegründet ist auf einen deiner Fehler, ändert sich nie, und pflanzt noch Schandsäulen auf deinen Grabhügel. Wisse, daß auch Könige sich vor der Gewalt der öffentlichen Meinung beugen müssen, wenn die Wahrheit aus dem Munde derselben spricht. Wisse, daß in diesem Falle das Urtheil der Welt die furchtbarste Richterin der Tirannen, die ehrwürdigste Rächerin der Tugend, und die schwerste Geissel über dem Haupte desjenigen Bürgers ist, der Ungerechtigkeiten übt, die keinen andern Richterstuhl finden.

Besiege deine Fehler, deine anstößigen Gewohnheiten, deine unerlaubten Neigungen; dann erst hast du deine Feinde besiegt, und die Zungen der Welt werden von dir schweigen.

Und weißt du es nicht, wodurch du die Achtung der bessern Menschen verlorst, wodurch du die Herzen deiner Bekannten zurückstießest: fordere deinen rechtschaffensten Freund auf, daß er dir sage, was man von dir halte und warum man dich tadle. Und fürchtet er, dich zu kränken, täuscht sich seine Freundschaft selbst, so höre die Worte deines Feindes; er wird die Wahrheit reden, wenn gleich mit Vergrößerung deiner Fehler.

Nie fühlt die Unschuld heller ihren Werth, o mein Gott, als wenn sie verkannt ist, und dem Kummer preisgegeben wird. Ach, daß ich vor Dir, Allwissender, nur rein und schuldlos sein möchte, wie süß sollte mir dann der Kelch des Lebens sein!

Es sind Menschen, die mir nicht wohlwollen. Auch der Geringste unter ihnen kann mir schaden, auch den schwächsten Feind soll man nicht verachten. Aber wie? habe ich mir denn auch schon Mühe gegeben, die Achtung meiner Feinde zu verdienen? habe ich schon Schritte zur Aussöhnung gethan? Muß ich nicht selbst vor Dir, o Allwissender! bekennen, daß mein Herz nicht ganz frei von Haß und Zorn gegen sie sei?

Hinweg mit diesen lasterhaften Empfindungen aus einem Herzen, das ich Dir geheiligt habe, du Alleinheiliger! Erst will ich gut und edel sein, dann durch Großmuth und Güte diejenigen entwaffnen, die mich hassen.

Dazu hilf mir, o mein Gott! Dein heiliger Geist durchdringe mein Inneres, und das Bild des schuldlos leidenden Jesus erhebe meinen Muth!

Wehe! über mein Sterbebette rausche nie der Fluch eines Unversöhnten; meinem Sarge schleiche die Thräne keines Menschen nach, den ich im Leichtsinn oder aus Schadenfreude verkleinert und verleumdet hatte.

Herr, mein Gott, mein Richter einst! schonend will ich die Schwächen meines Nächsten betrachten, sanft verbessern, nicht erbittern. — Richte gnädig einst über mich! Amen.

XXIX.

Vorurtheil für und wider Neues.

1 Thess. 5, 21.

Die Welt ist Gottes Werk und gut,
Und seine Huld auf allen Wegen;
Er liebet uns, und was er thut,
Wird selbst im Schmerze unser Segen.
Der Schmerz erhebt uns und die Noth
Vom Irdischen empor zu Gott.

Der Pflanze gab er Wunderkraft,
Dem Erdengrunde zu entblühen;
Dem Thiere ohne Wissenschaft
Geheimen Trieb, Gefahr zu fliehen.
Nackt steigt der Mensch aus Gottes Hand;
Ihm gab er höheren Verstand.

Verstand, der Alles forschend prüft,
Die Hilfen selber zu erfinden,
Und, wie im Balsam, auch im Gift
Des Schöpfers Weisheit zu ergründen,
Und überall, in Lust und Weh'n,
Des Vaters Liebe zu versteh'n.

Als der Messias aus seiner Verborgenheit nach langen Vorbeitungen auf sein großes Unternehmen hervortrat, um die Menschen von den Fesseln des Irrthums und der Sünde loszuketten, ward er von den Leuten als eine ganz fremdartige Person angestaunt, und mit sehr verschiedenen Empfindungen aufgenommen. Anfangs war es die Neugier überhaupt, welche ihn immer mit einer zahlreichen Menge Zuhörer umringte. Dann kamen die, welche als Freunde ihres von den Römern unterjochten Vaterlandes glaubten, er habe den Entwurf, eine große Staatsumwälzung vorzubereiten, sich an die Spitze des verzweifelten Volkes zu stellen, das Reich Juda und Israel wieder frei zu machen, und den erloschenen Glanz des alten Jerusalems zu verjüngen. Er erschien mächtig in That und Wort. Seine wunderbaren Heilungen der Kranken erregten eben so großes Aufsehen, als seine heiligen Lehren. Viele Leidende von nahe und fern kamen herbei, von ihm Rettung zu erbitten. Der große Haufe, ergötzt durch das überraschende Schauspiel, achtetete weniger seiner Predigt, als seiner Thaten, und wollte nur immer neue Wunder von ihm sehen. Als er aber den Einen erklärte, daß sein Reich nicht von dieser Welt sei; den Andern bedeutete, daß ihre Begierde, Zeichen und Wunder zu erblicken, ihm mißfalle, weil sie dennoch ohne Glauben blieben, veränderte sich die öffentliche Stimmung, und das Vorurtheil erhob sich gegen die Göttlichkeit seiner Sendung und seiner Lehre.

Die Ausleger des mosaischen Gesetzes, Pharisäer und Schriftgelehrte, betrachteten ihn sogleich als ihren persönlichen Gegner und als den Feind der Religion, ohne nur Inhalt und Werth seiner Lehre zu kennen. Es war umsonst, daß Christus ihnen wiederholt sagte: Ich bin nicht gekommen, das Gesetz Mosis aufzulösen, sondern es zu erfüllen; sie blieben seine Gegner und ihren vorgefaßten Meinungen treu. — Andere fingen an, mit gleichem Vorurtheil seine Wunderwerke zu beurtheilen. Voll des alten jüdischen Aberglaubens, wähnten sie, er sei mit dem Teufel im Bunde. Es war umsonst, daß er ihrer Vernunft den Widerspruch deutlich machte, indem er sagte: Ich treibe die Teufel aus, wie mag ich mich mit ihnen verbinden? — Noch Andere hatten schon aus dem Grund ein Vorurtheil gegen Jesum, weil sie seine geringe Herkunft anstößig fanden, und ihn vielleicht aus seiner Jugend kannten, da er ihnen nichts Ausserordentliches zu verheißen schien. „Ist dieser nicht des Zimmermanns Sohn von Nazareth?“ fragten sie.

Die Macht des Vorurtheils war so groß, daß Jesus Christus, ungeachtet seiner lichtvollen Offenbarungen, ungeachtet seines tugendvollen, wohlthätigen Lebens, ungeachtet aller Wunder, die er gethan, am Ende seiner Laufbahn nur sehr wenige treue Anhänger und Bekenner behielt.

Nicht minder schädlich wurden nachmals die Vorurtheile der Juden sowohl, als der Heiden, einer schnellen Verbreitung der göttlichen Lehre des Herrn.

Wenn das Herrliche durch das Vorurtheil so viel zu leiden hatte: dürfen wir uns wundern, wenn auch das geringere Gute und Nützliche immer darin seinen stärksten Widersacher findet? Der Mensch ändert seine Natur nicht, und wie er vor Jahrtausenden gewesen, ist er noch heute; mehr durch den Eigensinn einer selbstsüchtigen Neigung, oder durch Anhänglichkeit an seine Gewohnheiten, als durch gründliche Ueberzeugung von gewissen Wahrheiten geleitet.

Was ist ein Vorurtheil? — Jede Meinung ist es, die ich vom Werth oder Unwerth einer Sache fasse, bevor ich dieselbe kenne. Vernünftiger Weise sollte man nicht eher etwas loben, bis man vom Lobenswürdigen hinlänglich unterrichtet ist, und sollte nichts verwerfen, bis man vollen Grund

dazu hat. Aber das war von jeher der Menschen Schwachheit, zu preisen und zu verdammen, zu lieben und zu verachten, nicht nach dem, was Erfahrung und Wirklichkeit lehrten, sondern was eigene Einbildung vorspiegelte. Der Eigennutz vertritt nur allzuhäufig die Stelle des Rechts, und blinde Gewohnheit ersetzt den versäumten Gebrauch des Verstandes.

Wohl tadle ich diese Verirrungen; aber bin ich denn selbst von ihnen frei? Geschieht es nicht zuweilen, daß ich gegen irgend eine Sache schon deswegen eingenommen bin, weil sie Sache dieses oder jenes Menschen ist? Begegnet mir es denn nicht, daß ich zuweilen wider die eine oder die andere mir fast unbekannte Person gestimmt bin, ohne daß ich dazu die geringste Ursache habe? Bin ich auf diese Weise nicht selber der Sklave einer vorgefaßten Meinung, und kann ich nicht Gefahr laufen, das Opfer eines großen Irrthums zu werden? Gott gab mir den Verstand, warum verläugne ich ihn?

Denn jedes Vorurtheil ist Schwäche oder Mangel des Verstandes, und folglich schon dadurch für den Menschen entehrend. Das Thier handelt nach Eingebung dunkler Gefühle und Neigungen; ihm gebricht die Kraft, zu forschen, zu prüfen, zu überlegen und zu wählen. Das Thier handelt nach angenommenen oder ihm durch Menschen beigebrachten Gewohnheiten, es wird dadurch gewissermaßen zu einer Maschine, die willenlos ihren bezeichneten Gang verrichtet. Darf der Mensch, durch Verzichtleistung auf das Licht des Verstandes, dem Thier gleich werden, ohne sich an seinem Schöpfer zu versündigen?

So entehrend jedes Vorurtheil für die menschliche Würde ist, so verderblich kann es oft werden, wenn wir uns durch dasselbe zu Handlungen verleiten lassen. Vorurtheil ist Verstandesabwesenheit: ohne Verstand, nach leeren Einbildungen handeln, kann es ersprießlich sein? Viele nützliche Dinge, die uns Vortheil mancher Art bringen, die uns oder den Unsrigen das Leben retten würden, verwerfen wir aus Vorurtheil, und wählen das Schlechtere. Manche rechtschaffene Person, deren Verbindung mit uns viel Gutes gestiftet haben würde, ward vermieden und zurückgestoßen aus Vorurtheil; dagegen haben wir zu Gunsten Anderer vorgefaßte Meinungen, und bringen uns durch sie in Schaden.

Jeder Mensch wird häufiger durch sich selbst betrogen, als durch Andere. Weniger Feindschaften würden in der Welt sein, weniger Freundschaften gebrochen werden, weniger Ungerechtigkeiten gegen Unschuldige begangen werden, wenn wir uns mehr durch verständige Ueberlegungen, als leichtsinniger Weise durch die erste beste, böse oder gute Einbildung vom Werth der Personen leiten liessen, mit denen wir in Berührung kommen. Das Vorurtheil ist demnach eine Quelle von mancherlei Sünden, und Sünde selbst. — Irren zwar ist menschlich, und Fehlen aus Irrthum verzeihlich vor Gottes Augen.

Auch nach sorgfältigen Ueberlegungen können wir, von irgend einem Schein geblendet, oder indem wir irgend einen kleinen Umstand übersahen, in Irrthum gerathen. Aber nicht überlegen, und dennoch urtheilen und handeln, dies ist sträflich. Davor warnt die heilige Schrift, davor die eigene Vernunft.

Vorurtheil offenbart sich in der absprechenden Meinung von Dingen, die wir noch nicht hinlänglich kennen; folglich am meisten bei Allem, was neu ist. Ein großer Theil von Menschen, gefesselt von seinen einmal angenommenen Begriffen und Gewohnheiten, und zu bequem, das ihm Unbekannte genau zu untersuchen, ist schon deswegen voller Vorurtheile gegen alles Neue, weil es neu, und gegen alles Fremde, weil es fremd ist. Leute dieser Art pflegen gewöhnlich die Weisheit der Alten zu preisen, nicht weil sie davon, und daß deren Einrichtungen wirklich besser als neuere sind, überzeugt wären, sondern weil sie ihrer Trägheit im Selbstdenken eine Lobrede halten möchten. Sie wünschen neben dem verhehlten Mangel eigener Einsicht zugleich den Ruhm der Einsicht zu geniessen, und tadeln und verfolgen den, der das Neue annimmt, weil jeder derselben ihrem Verstande einen Vorwurf zu machen scheint.

Man darf jedoch auch nicht glauben, daß die, welche Neuerungen irgend einer Art mit Begierde ergreifen und bekennen, dabei immer vorurtheillos sind. Sie werden nicht selten eben so blind von vorgefaßten Meinungen geleitet, als die trägen Anhänger des Herkömmlichen. Es gibt viele Men-

chen, die das Neue lieben, weil es neu ist, oder die es annehmen, um sich damit vor dem großen Haufen auszuzeichnen, oder sich das Ansehen der Vorurtheillosigkeit und des freien Selbstdenkens zu geben. Indem sie nun dem Neuen schon geneigt sind, ehe sie sich noch durch hinreichende Erfahrungen über den Werth desselben belehrt haben, sind sie dem Vorurtheil, dessen Schein sie meiden wollen, so blindlings hingegeben, als es viele ihrer Gegner sind. So erblicken wir in der Welt häufig den Streit erhitzter Parteien über Gegenstände, die beiden Parteien in Werth und Folgen noch sehr unbekannt sind. Sie fechten nicht um die Sache, sondern um selbstgemachte Einbildungen von derselben, bieten allen Scharfsinn und Witz zur Vertheidigung ihrer vorgefaßten Meinung auf, und können sehr natürlich ihre Widersacher weder eines Bessern belehren, noch eines Bessern von ihnen belehrt werden.

Obgleich ein Irrthum so verderblich als der andere sein kann, ist doch derjenige noch leichter zu entschuldigen, welcher aus Liebe zum Bekannten und Gewohnten entspringt. Wiewohl damit die Einführung und Verbreitung manches Vortrefflichen sehr verhindert, und der Genuß manches Nützlichen verspätet wird, ist doch verzeihlich, wenn man nicht leicht das Gewisse für das Ungewisse hingibt. Zudem hat nicht Jeder Muth, Vermögen oder Kenntnisse genug, die Erfahrungen über das Neue und dessen Werth selber anzustellen. Es ist also ein bedächtiges Erwarten der Folgen von Versuchen billig, die von Andern angestellt werden; es ist löblich, wenn dieses Treuverbleiben beim Herkömmlichen nicht blindes Vorurtheil gegen alles Neue, sondern nur ein Zurückhalten des eigenen Urtheils ist.

Prüfet Alles, und das Gute behaltet! (1 Thess. 5, 11) sagt das göttliche Wort, und der Christ empfängt damit die ihm angemessenste Stellung in Beurtheilung fremder Gegenstände: erst Prüfung, dann Urtheil und Wahl!

Es gibt Vorurtheile, welche theils durch Alterthum, theils durch große Verbreitung das Ansehen unbezweifelbarer Wahrheit empfangen haben. Denn, wer könnte es läugnen: Irrthümer vererben sich so leicht, als Wahrheiten. Dergleichen herrschende Vorurtheile sind am gefährlichsten, weil sie nicht mehr für Vorurtheile, sondern für erlernte Wahrheiten geachtet werden, als Grundsätze gelten, immer zu neuen Trugschlüssen leiten, und das Emporkommen der Wahrheit und alles Bessern dauerhaft hindern. Es gibt wenige Wissenschaften, wenige Künste und Handwerke, in welchen sich nicht irgend ein auf Treu und Glauben angenommener Irrthum, ein aus bloßer Achtung für das Alterthum beliebter falscher Stolz, ein wirkliches Vorurtheil eingeschlichen hätte. Selbst an religiösen Vorurtheilen gebricht es nicht. Um so wichtiger wird die Pflicht, daß wir überall den uns von Gott verliehenen Verstand anwenden; selber der Wahrheit nachforschen, wo wir Erfahrung oder Kenntniß genug besitzen, und nur in solchen Fällen auf das Urtheil Anderer uns verlassen, wo wir Ueberzeugung haben, daß sie gründlichere Einsichten haben, als wir. Prüfet Alles, und das Gute behaltet!

Kaum sollte man es glauben, daß auch Menschen dann noch ihren Vorurtheilen anhängen, wenn sie von der Irrigkeit derselben hinlänglich überführt sind. Und dennoch ist diese Art der Widersinnigkeit keine große Seltenheit. Bald übt Gewohnheit ihre schwer zu berechnende Gewalt gegen ihre gesunde Vernunft aus, bald ein thörichter Eigensinn, bald eine andere Leidenschaft. Aber ist nicht jede Leidenschaft Quelle des Unsinns?

Eine solche Selbstverhärtung gegen das Wahre und Bessere ist eins von den schwersten Verbrechen an der Natur und an unserer eigenen Würde; ist geistige Selbstverstümmelung und Sünde wider den heiligen Geist, der vergebens auf uns zu unserm Heil einwirkt. Das Verbrechen wächst, je klarer die Erkenntniß des Irrigen, je hartnäckiger dessen Vertheidigung, je schädlicher für uns und Andere dessen Erfolg ist. Gott ist ein Gott der Wahrheit, und wir sollen ihm ähnlich werden. Gott ist ein Gott der Wahrheit; wer ihn liebt, der liebt auch die Wahrheit, denn sie stammt von ihm. So ist es des Christen Pflicht, die Wahrheit und das Licht zu befördern, auch dann, wenn dieselbe unsern eigenen leiblichen Vortheilen zum Schaden gereichen sollte. Jesus Christus verkündete die Wahrheit, und duldete darum der Welt Verfolgungen und den Kreuzestod. Es ist des Christen Pflicht, herrschende Vorurtheile zu vernichten und

richtigere Erkenntnisse zu verbreiten, selbst auf die Gefahr hin, sich damit der Menschen Haß, statt ihres Dankes, zu verdienen. Denn wahrlich, der ist Jesu Jünger nicht, welcher recht und gut thun will um irdischen Gewinnes willen.

Inzwischen soll auch hier mit jener Bedächtlichkeit von uns gehandelt werden, die zu allen Zeiten das unterscheidende Kennzeichen wahrhaft weiser Menschen ist. Die beste Sache wird durch übereilten Eifer vernichtet. Es kann kein wahrhaft frommes Werk vollzogen werden, ohne reifere Erwägung der obwaltenden Verhältnisse, der Zeitumstände und der Bedürfnisse. Nichts ist im wirklichen Leben überall und unbedingt gut. Du kannst mit Unbesonnenheit auch die Menschenliebe zur Mörderin, und die heilsamste Arznei zum Gift machen. Hier ist es, wo Jesu goldene Lehre gegenwärtig sein soll: Seid klug, wie die Schlangen, aber ohne Falsch, wie die Tauben.

Werde nicht Bekämpfer herrschender Vorurtheile, so lange du dich nicht überzeugt hast, daß die, welche von Vorurtheilen befangen sind, noch zu unmündig sind, die Wahrheit selbst zu fassen und auszusprechen. Ja, es gibt auch wohlthätige Vorurtheile, heilsame Irrthümer, so lange sie die diejenigen nützlichen Wirkungen haben, welche im vollerm Maße die Wahrheit bei denen hat, die da fähig sind, sie zu begreifen. Reisse nicht etwa Minder-nützliches nieder, wenn du keine Sicherheit hast, das Bessere wirklich aufbauen zu können.

Glaube auch nicht, daß du mit wissentlichem Betruge die Menschen täuschest, wenn du ihnen ungestört gewisse Meinungen lässest, die nach deinen bessern Einsichten falsch sind. Zwar dir ist Pflicht, das Reich der Wahrheiten zu verbreiten, doch nur da, wo du sie zu verbreiten Kraft und Möglichkeit hast. Aber zerstören heißt noch keineswegs aufbauen, und einen Irrthum niederreissen heißt noch keine Wahrheiten aufrichten.

Allerdings haben Kinder viele irrige, oft höchst unwürdige Vorstellungen von Gott und den Schicksalen der Seele nach dem Tode. Allerdings hast du bei deinen reifern Kenntnissen und Erfahrungen Begriffe, die der Wahrheit näher stehen mögen. Bist du aber im Stande, deine Verstandesreife plötzlich den Kindern einzuflößen? Warum soll ich dich deshalb tadeln, oder einen wissentlichen Betrüger deiner Kinder schelten, wenn du ihnen Vorstellungen von Gott und Ewigkeit lässest, die zwar nicht deinen bessern Einsichten, wohl aber ihren geringen Vorkenntnissen angemessen sind. Genug, daß bei ihnen die kindischen Einbildungen von Gott eben das Gute bewirken, was bei dir die bessern Erkenntnisse. — Siehe, so sind auch Erwachsene oft den Kindern gleich; es gibt mancherlei Stufen der geistigen Ausbildung, und was für dich Irrthum und Vorurtheil ist, kann für Andere, nach Maasgabe ihrer Erziehung und Erfahrung, wohlthuende Wahrheit, das heißt, genaue Uebereinstimmung mit ihrem ganzen Wesen, sein. Vielleicht wäre es dir wohl möglich, bei ihnen, was dir Vorurtheil ist, zu zerstören: aber bist du versichert, daß sie auch fähig sind, mit ihrem ungeübten Verstande deine höhere Wahrheit zu erfassen? Darum sei behutsam und entreisse dem Schwachen nicht die Krücke, ehe er Kraft gewonnen, ohne sie allein zu gehen. Kommt ihm die Kraft, wird ihm die Krücke von selbst lästig. Entwickelt sich der unmündige Verstand, wirft er beim ersten Schimmer besserer und höherer Einsicht den Irrthum von selbst zurück. Wer möchte wagen, Jesum, den göttlichen, liebevollen Lehrer, einen Volkstäuscher zu nennen, weil er nicht alle und jede bei dem abergläubigen jüdischen Volk waltende Vorurtheile bekämpfte; oder weil er sogar, um nur von ihnen begriffen zu werden, zuweilen in der Sprache ihrer Vorurtheile redete?

Am behutsamsten vor Allem sollen wir in religiösen Dingen sein, wenn wir bei Andern Irrthum und Vorurtheil wahrzunehmen meinen. Denn jedes Alter, vom Kinde zum Greise, gestaltet sich seinen Glauben von göttlichen Sachen unvermerkt anders. Selbst das Temperament der Menschen, selbst der Himmelsstrich, unter welchem die Völker der Erde wohnen, gibt ihren religiösen Meinungen gleichsam eigene Farben. Gefahrloser ist es, Vorurtheile oder Irrthümer, die nicht so tief mit dem Innersten des Menschen, mit seiner ganzen Glückseligkeit verflochten sind, zu zerstören, auch dann, wenn man ausser Stand wäre, die den Irrthum ersetzende Wahrheit begreiflich zu machen.

Ungebildete Menschen sehen leichter das Nützliche, als die Wahrheit einer Sache ein. Jenes

offenbart sich den Sinnen; die Wahrheit will erst durch Anstrengung des Geistes erkannt werden. In solchen Fällen wird allezeit rathsamer sein, das Vorurtheil der Menge, die sich nicht leicht von einmal gefaßten Einbildungen trennen läßt, durch Anschauung des Nützlichen im Neuen zu untergraben. Der ungebildete Mensch, wie das Kind, fürchtet, was er noch nicht kennt, betastet es nur schüchtern, will sich erst durch langen Anblick daran gewöhnen, und folgt nur dem Vorgang und Beispiel vieler Andern.

So sehen wir in unsern Tagen, daß beim gemeinen Mann lange und mächtig gewesene Vorurtheile gegen die wohlthätige Erfindung der Blitzableiter allgemach verschwinden; unfähig, einzusehen, wie die Eisenstange Kraft habe, den zermalmenden Strahl, indem er an der menschlichen Wohnung hinfährt, anzuziehen und unschädlich dem Erdboden zuzuführen, fürchtete der Unwissende, mit solcher Anstalt gegen die Allmacht Gottes zu freveln. Er baute gegen verwüstende Ströme Dämme, um seine Hütte wider die Fluth des Wassers zu schützen; er erfand und gebrauchte Spritzen, um in ausbrechender Feuersbrunst seine Wohnungen nicht in Asche verwandeln zu lassen, ohne zu besorgen, durch solche Mittel der Selbsterhaltung den allmächtigen Gott und die allwaltende Vorsehung zu beleidigen. — Aber die Blitze des Himmels zu zähmen, schien ihm Vermessenheit, schien ihm eine Thorheit. Er tadelte es mit gottesfürchtigem Ernste, bis das Beispiel der Klügern und die Erfahrungen der Nützlichkeit sein Vorurtheil schwächten; da begriff er, daß Gottes Weisheit dem Menschen Verstand gab, sich gegen die Gefahren in der Natur zu verwahren, und daß Gebet und Gesang und Geläute geweihter Glocken eben so wenig die Wetterwolke mit ihren Blitzen, als die Wasserfluth ausgebrochener Ströme von den Wohnplätzen der Sterblichen abwehrt.

Längst schon war der Mensch, wenn sein Leichnam erkrankte, geneigt, sich heilsamer Arznei zu bedienen, ohne zu fürchten, dadurch dem Willen Gottes vorzugreifen. Der Kranke scheut sich nicht, seiner Gesundheit willen, freiwillig die Adern zu öffnen, oder Dinge zu genieſſen, die er unter andern Umständen als wirkliche Gifte gekannt. Schon Sirach, der weise Mann, sprach: Ehre den Arzt mit gewöhnlicher Verehrung, daß du ihn habest zur Noth; denn der Herr hat ihn geschaffen, und die Arznei kommt von dem Höchsten, und Könige ehren ihn. Der Herr läßt die Arznei aus der Erde wachsen und ein Verständiger verachtet sie nicht. Ward doch das bittere Wasser süß durch ein Holz, auf daß man seine Kraft erkennen sollte. Und er hat solche Kunst dem Menschen gegeben, daß er gepriesen würde in seinen Wunderthaten. Sirach 37, 1. 6.

Als nun aber in unsern Tagen das Geheimniß kund ward, die scheußliche Seuche der Kinderblattern durch Einimpfung von ähnlichen Kuhpocken zu vertilgen, oder bis zur Unschädlichkeit zu schwächen: siehe, da erhob sich widerspenstig das Vorurtheil. Seit dreißig Jahren und länger sahen wir in den verschiedensten Ländern der Welt die wohlthuende Erfindung von Gott mit glücklichen Erfolgen gesegnet; tausend und tausend Kindern ward Schönheit, Gebrauch der Augen und des Gehörs und das Leben selbst gerettet; tausend und tausend zärtliche Väter und Mütter danken mit Thränen dem Himmel für die Wohlthat, welcher nach so langen, so vielfachen Erfahrungen auch kein Schatten übler Folgen nachschleicht. — Aber blöde, erschrocken und mit Abscheu selbst stiert das Vorurtheil die neue Erscheinung wie einen Frevel gegen Gott an. Mit grausamer Unwissenheit opfert es seinem Eigensinn Wohlgestalt, gesundes Blut, Lebensglück und Leben blühender Kinder; schaudert vor möglichen Folgen des eingeimpften thierischen Stoffes, vor Folgen, die seit einem Menschenalter noch nicht erschienen, während es harmlos dem täglichen Würgen der Blatternpest zuschauen kann.

Wohl habe ich Recht, vor den entsetzlichen Wirkungen herrschender Vorurtheile zu zittern — aber noch einmal: bin ich selber von jedem Vorurtheile frei? O wie parteiisch bin ich doch oft im alltäglichen Leben, wie liebe ich so Manches, wie fürchte ich so Manches, ohne einen Grund zu haben, als welchen eine vorgefaßte gute oder böse Meinung gewährt! — Ach, ich selbst erkenne meine eigenen Schwächen viel zu wenig!

O mein Schöpfer! Du hast mich mit Verstand ausgerüstet; wohl habe ich ihn oft auch träger Weise versäumt, und ohne zu prüfen gewählt. Ich will mit Aufmerksamkeit mich selbst belauschen, und sorgfältig

jedem Irrthum zu entweichen suchen, der mir als solcher offenbar wird. Prüfen will ich, ehe ich wähle; prüfen, so weit es meine Kraft vermag. Doch Einer vermag nicht Alles. Ich will die Urtheile der Weisen und Erfahrnen hören, will durch solche mich des Bessern belehren, das Gute behalten, und mit Vertrauen auf Deinen Segen und Beistand anwenden. Amen.

XXX.

Der Glaube an menschliche Tugend.

Kol. 3, 12. 13.

An der Tugend Dasein zweifeln,
Heißt: sich selbst die Hölle bau'n,
Rings umher ein Heer von Teufeln
Statt verwandter Seelen, schau'n.
Unsers Argwohns düstrer Blick
Stößt den Redlichsten zurück.
Willst du Lieb' und Treu' begehren,
Mußt du Andern sie gewähren.

Menschen haben ihre Schwächen,
Darum werd' ich nicht ihr Feind.
Nichts soll da mein Zutrau'n brechen,
Wo der Gottheit Bild erscheint;
Auch der Bösewicht nährt doch
Irgend eine Tugend noch.
Was du forderst, mußt du geben,
Um geliebt und froh zu leben.

Willst du wissen, ob deine Bekannten oder Freunde herzensgute Menschen sind? — Gib nur Acht auf sie, ob sie auch wohl fähig sind, an die Herzensgüte anderer Menschen zu glauben. Beobachte, wie sie von gewissen in der That lobenswürdigen Gesinnungen und Verrichtungen der Menschen urtheilen; ob sie nicht ein schmäleres Aber hintennach senden; oder ob sie nicht mit der Miene der Klugheit und Menschenkenntniß einen Versuch machen, die ersten Ursachen der belobten Dinge, irgend eine unrühmliche Triebfeder der gepriesenen Tugenden, aufzuspüren.

Wer ohne Arg gern von seinen Mitgeschaffenen das Beste glaubt, nicht nur nützliche Thaten, fromme Aeusserungen, großmüthige Unternehmungen für nützlich, fromm und großmüthig hält, und ihnen keinen schlechten Grund unterschiebt, sondern sogar schwer daran zu bringen ist, die Leute für so böse zu halten, als sie zuweilen zu sein scheinen; noch weniger aber sich auf das Urtheil derer einläßt, welche von dem Mitmenschen gern das Lächerlichste oder Nachtheiligste aufzuspüren wissen, — der hat gewiß selbst ein gutes Herz; dem vertraue dich; der meint es in Allem, was er dir zusagt, redlich, wiewohl er darum noch nicht ohne Schwächen ist. Wir nennen eine solche Person gutmüthig, und mit Recht, weil sie eines guten Gemüthes ist. Es ist aber noch ein großer Unterschied zwischen Gutmüthigkeit und Leichtgläubigkeit, wiewohl es Leute genug gibt, die diese beiden Dinge gern für einerlei halten. Denn wäre der Gutmüthige zugleich ein Leichtgläubiger, so wäre er nicht mehr gutmüthig, weil er auch das Böse eben so gern glauben würde, was man ihm von Andern erzählt. Allein sein reines Gemüth sträubt sich, so viel Schlechtigkeit im Menschen für möglich oder wenigstens in den einzelnen vorgebrachten Fällen für wahr zu halten.

Findest du hingegen unter deinen Bekannten und Freunden Leute, die, wo Jemand belobt wird, bedenklich und zweideutig dazu lächeln, oder eine Bemerkung hinzufügen, die da verräth, daß sie Zweifel an dem reinen Ursprung der belobten Dinge haben; Leute, welche bei jedem Anlasse das Schlimmste argwöhnen; Leute, die sogleich aus jedem Wort, aus jedem Schritt eines Andern eine unlöbliche Absicht vermuthen; Leute, die sogar ein Gefallen daran finden, den Werth anderer Personen, wenn sie auch anerkannte Verdienste haben, mit hämischen oder witzigen Anmerkungen zu verkleinern; oder Leute, die ein ganz eigenes Talent besitzen, immer das Schiefe, Lächerliche, Kleinliche, Mangelhafte von Abwesenden ausfindig und bemerkbar zu machen — hüte dich vor diesen! Sie selbst sind bösmüthig. Ihr Herz ist ein trüber, unreiner Spiegel, darum muß sich Alles darin unrein abspiegeln. Sie können zwar daneben viele liebenswürdige Eigenschaften besitzen; sie können viel Klugheit, viel Erfahrung haben — dennoch ist etwas Unreines in ihrem Gemüthe, das aus ihrem ganzen Wesen spricht.

Leider werden wir von der Zahl der Letztern weit mehrern in der gesellschaftlichen Welt begegnen, als von der Zahl jener reinen, gutmüthigen und frohherzigen Menschen. Der Glaube an die Tugend ist so selten, das Mißtrauen an Alles, was den Schein und Werth des Edeln, Uneigennützigen und Rechtschaffenen hat, so alltäglich, daß, wenn man nach einer langen Einsamkeit mit einmal in die Gesellschaften träte, man aus den Reden der Menschen

schliessen sollte, die ganze Welt wäre nur von Thoren und Lasterhaften bevölkert. Ueberall Stimmen des lieblosen Argwohns; überall Warnungen der Mißtrauischen; überall Betadelung der Menschen, auch wenn sie das Beste vollbracht haben.

Woher dieser böse Geist, der die engern Bande des geselligen Lebens zerschneidet, Brüder von Brüdern zurückstößt, und durch Veranlassung grundloser Furcht oder unheilbringender Mißverständnisse Eiskälte in alle Herzen trägt, die doch dazu geschaffen wären, sich zu lieben? Ist die Menschheit wirklich in eine solche Tiefe von Verderbtheit oder Thorheit versunken, als uns die lebensklugen Leute gern glauben machen wollen, welche den Menschen zu kennen vorgeben? Ist die reine ungeschminkte Tugend wirklich aus jeder Brust entwichen, daß wir sie nicht mehr auf Erden zu suchen haben?

Ach, dieser böse Geist geht aus mancherlei traurigen Verhältnissen des Lebens hervor, und zerstört das Werk Jesu Christi auf Erden, die allgemeine Eintracht und Liebe der Seelen. Am häufigsten aber steigt er aus einem bösmüthigen, von offenbaren oder geheimen Leidenschaften vergifteten Herzen. Denn, weil Jeder so ziemlich sein eigenes Innere, das er Andern klüglich zu verhehlen weiß, am genauesten kennt, beurtheilt er das menschliche Herz überhaupt nach seinem eigenen. Dies ist ein sehr natürlicher Gang der Dinge, weil es schwer hält, Andere so tief zu erkennen, so häufig bei den wahren Triebfedern ihrer Handlungen zu belauschen, als sich selbst.

Wer folglich ein Urtheil über die Welt ausspricht, der spricht es aus, wie sie sich in seinem eigenen Gemüth abspiegelt; und spricht damit seine eigene Herzensgüte oder Unreinheit aus. Wer häufig auf verbotenen Wegen ging, vermuthet das Gleiche von Andern, und so ist das bekannte Sprichwort voll tiefer Wahrheit: Was ich denk' und thu', trau' ich Andern zu.

Eine Person, die gewohnt ist, nichts zu thun, als wovon sie auf diese oder jene Weise einen Vortheil ziehen kann, und immer nur auf sich sieht, und immer nur fragt: Was habe ich am Ende davon? — schwerlich wird sie sich überreden lassen, daß es wirklich uneigennützige Menschen in der Welt gebe. Sie wird an keine reine Tugend auf Erden mehr glauben, weil sie deren selbst ganz unfähig ist, und keine Aufopferungen ihres Vortheils und Glücks zum Wohl anderer Menschen machen kann. Findet sie aber dennoch Leute, bei deren Handlungen sie gezwungen ist, einen hohen Grad von uneigennütziger Selbverläugnung anzuerkennen: so wird sie solche geradezu bei sich entweder für dumm, oder schwärmerisch, oder närrisch halten.

Wer, was er auch Gutes und Nützliches stifte, dabei jedesmal ehrgeizige Absichten im Hintergrund hat, wird, was er auch von Andern Vortreffliches rühmen höre, immer dabei voraussetzen, es sei aus Begierde nach Ehre geschehen. Er wird diesen Beweggrund nicht einmal für unlauter ansehen, sondern sehr edel finden.

Daß es viele Menschen gebe, die aus der reinsten Ueberzeugung von ihren Pflichten diese vollstrecken, ja das Schwerste vollbringen können, Vermögen, Gesundheit und Leben für Anderer Wohlsein und Rettung hinopfern können, ohne daran zu denken, daß dies etwas Ehrenvolles sei; ja, die es im Verborgenen thun, und Keinen als den allwissenden Gott dabei zu Zeugen haben — dies wird der Ehrgeizige mit Kopfschütteln bezweifeln.

Der Wollüstling glaubt nicht mehr an wahrhaft keuschen Sinn; er hat kaum einen Begriff davon. Er bildet sich ein, Alles sei verführbar oder verführt; Alles huldige den thierischen Trieben, die sich seines eigenen Wesens ganz bemächtigt haben. Er hat keine Achtung für Unschuld. Ihm ist die Schamröthe nur ein Zeichen alberner Einfalt und Blödigkeit, oder eines schuldbewußten Herzens; ihm ist der Abscheu gegen Unzucht nur schlaue Ziererei, Aushängeschild der Gefallsucht, fade Scheinheiligkeit.

Und so beurtheilt Jeder des Andern Beweggründe zum Handeln nach denen, die er selbst in sich am häufigsten erblickt. Daher das allgemeine Zweifeln an unbescholtener, reiner, ächtchristlicher Tugend; daher die Neigung, überall etwas Unrühmliches und Arges zu vermuthen; daher der Mangel des Glaubens an das menschliche Herz.

Zuweilen ist aber dieser Mangel des Vertrauens auf Menschenwerth auch nur die Frucht trauriger Erfahrungen; und gewöhnlich werden diejenigen, welche den Menschen am heissesten geliebt haben, nach mehrmaligen Täuschungen seine unversöhnlichsten Verächter und Feinde. Man hat viele Beispiele, daß Fürsten, welche in jugendlichen

Tagen die größten Hoffnungen von sich erweckten, und das Muster der Güte und Menschenfreundlichkeit waren, nachmals, wenn sie einige Jahre lang die Regierung geführt hatten, in Tirannen und Verächter des Menschengeschlechts entarteten. Denn wenn sie sich von allen Seiten mit Schmeichlern, Verleumdern und Selbstsüchtigen umringt sahen; wenn sie sahen, wie, wer zu ihnen sich hindrängte, nur kam, um an Andern eine Rache zu sättigen, oder seinem Stolz ein Genüge zu thun, oder Gold zu gewinnen; wenn sie sahen, daß gegen ihren Wink keine Tugend stark genug zum Widerstand war; daß Alles sklavisch den elendesten Leidenschaften zu Gebote stand: so mußten sie in der Wirklichkeit eine harte Widerlegung ihrer ehemaligen Vorstellungen von menschlicher Tugend erblicken; Verdacht auch gegen den edelsten ihrer Unterthanen fassen, ihn höchstens für verstellungsvoller und verschmitzter als Andere achten; sie mußten Alles für einen lieblichen Traum halten, was sie sonst vom Werth des Menschen glaubten. Umgeben von feilen oder schwachen, oder durch Leidenschaft beseelten Menschen (denn die genügsame Tugend drängt sich nicht zum Glanz der Höfe), hielten sie sich nun selbst für enttäuscht, und behandelten die Menschheit mit jener Verachtung, die ihnen durch so viele verabscheuungswürdige Erscheinungen eingeflößt worden war.

Es gehört nicht zu den Seltenheiten, daß ein zartfühlendes Herz, welches einmal durch Untreue und Verrätherei einer geliebten Person gebrochen worden ist, den großen Schmerz nicht zum andernmal fühlen will, sich auf ewig den engern Verbindungen mit dem andern Geschlecht entzieht, und Alle, die zu demselben gehören, für unbeständig und treulos erklärt. Es ist nichts Seltenes, daß, wer von einem seiner theuersten Freunde auf eine schändliche Weise betrogen ward, von da an einen unaustilgbaren Verdacht gegen Treue und Redlichkeit und Freundschaftssinn der übrigen Menschen faßt. Es ist nicht selten, daß Personen, denen mehr als einmal das Gute, was sie zu stiften bemüht waren, durch Bosheit oder Schadenfreude vereitelt, deren redlichster Sinn immer falsch ausgelegt, denen mehr als ein wohlthätiges Wirken und Lieben mit dem schwärzesten Undank bezahlt ward — daß sie, sage ich, zuletzt Mißtrauen und Widerwillen gegen Jedermann hegen, welcher das Unglück hat, zum menschlichen Geschlecht zu gehören.

Ach, diese Art des Menschenhasses, wir wollen sie nicht zu hart verdammen; Keiner ist derselben fähig, als wer gut war, und die Menschheit mit Ernst und Innigkeit liebte. Er ist noch jetzt gut, aber verwundet, und darum krank und darum ungerecht gegen Millionen, weil ihn Einige, die er zu kennen glaubte, und doch nicht genug kannte, allzuhart betrogen. Er ist nur einen Augenblick irre geworden an sich und der Welt, und in seinem gereizten Zustande verliert er sich, oder tröstet er sich in Uebertreibung des Uebels. Nur dann ist er am meisten zu tadeln, wenn er nicht stark genug ist, sich wieder zu ermannen, und für das Glück der Menschen ununterbrochen das Möglichste und Höchste zu thun, ohne von ihnen eine leise Erwiederung zu hoffen. Denn dies ist Christussinn. Wie ward Jesus nicht von seinem Freunde verrathen; wie ihm nicht mit Schmach und Undank von aller Welt begegnet! Und doch verkannte er das Menschengeschlecht nicht, und betete für die, welche sein Herz gebrochen hatten.

Man muß aber solche, ich möchte sagen edle, Menschenhasser nicht mit solchen Personen verwechseln, welche durch eine gewisse krankhafte, reizbare Stimmung, oder durch das Bewußtsein ihrer Schwäche, das Mißtrauen gegen Andere bei sich gleichsam zur Natur gemacht haben. Sie können dann nicht anders, als immer fürchten, immer argwöhnen. Ohne eigentlich bösmüthig zu sein, sind sie doch ärgerlich und empfindlich. Was auch gesagt und gethan werden mag, sie legen es für sich selbst nie günstig aus; mögen gern glauben, es sei mit Allem darauf abgezielt, sie zu kränken. Ihnen scheint die halbe Welt sich verschworen zu haben, ihnen Verdruß zu machen, sie zu unterdrücken, zu verfolgen. Sie finden sogar in solchen und ähnlichen Klagen ein Wohlgefallen, ohne es zu wissen; bilden sich ein, Jeder, der eine Zeit lang mit ihnen zu thun gehabt, trete endlich in den Bund ihrer Feinde, und arbeite wider sie, aus Neid oder Eitelkeit.

Der Argwöhnische, sei es nun aus körperlicher Kränklichkeit, oder aus dem quälenden Gefühl von einer Schwäche im Verhältniß zu Andern, macht sich und Allen, die mit ihm leben müssen, das Dasein unerträglich. Er legt jedes Wort auf die Wagschale

lauert auf jedes Spiel der Mienen, und ist auf eine unbegreifliche Weise erfinderisch, das Allerunschuldigste auf die schlimmste Weise für sich zu deuten. Trotz und Angst wechseln immer in seiner Seele; er wird zu Liebe und Freundschaft unfähig, weil er Keinem eine gerade, standhafte und holde Denkart zutraut. Er ist ungerecht gegen Jedermann, weil er auf sich selbst zu wenig Vertrauen hat, und folglich ungerecht gegen sich selbst.

Alle diese Arten, wie entweder der Mangel des Glaubens an die Menschheit entsteht, oder sich äussert, tragen ungemein viel zum herrschenden Elend unserer Tage bei. Sie erzeugen und nähren die gegenseitige Lieblosigkeit der Menschen; denn wie könnte man sich doch einander lieben, wo man einander im Grunde des Herzens nur verachtet, oder fürchtet? Dieser Mangel des Glaubens an Menschengüte macht die Menschen in der Gesellschaft zu Heuchlern, welche, ohne einander aufrichtig zu schätzen, doch das Verbindlichste zu sagen wissen; macht aus der Freundschaft nur eine Höflichkeit, aus Ehrenbezeugungen nur Zeremoniel und widerliche Schauspielerei. Darum werden Treue und Glauben seltener, darum alle Tugend seltener, weil die Menschen ihren eigenen Glauben daran verlieren. Darum ist so viel häusliches Unglück, weil Keiner den Andern von Herzen werth hält, und Jeder, bekannt mit einzelnen Fehlern der Hausgenossen, allzumißtrauisch aus denselben ihre Handlungen herleiten zu dürfen für Recht hält. Das gegenseitige Mißtrauen und innerliche Geringschätzen Anderer erkältet das Herz gegen wärmere, wohlwollendere Neigungen; macht die gesellige Freude matter; vergiftet den reinsten Lebensgenuß, welcher im häuslichen Kreise aufblühen kann; wird täglich die finstere Quelle von heimlichen Verdächtigungen, lauten Beschuldigungen, Vorwürfen, Anklagen, Neckereien; bringt Zwietracht zwischen Herrschaft, Hausgenossen, Nachbarn und Gesinde, zwischen Aeltern und Kinder, Gatten, Freunde und Freundinnen.

Um die unseligen Wirkungen des Mißtrauens und Uebeldeutens zu erkennen, ist es nicht einmal nöthig, diesen Fehler in seiner größten leidenschaftlichen Ausdehnung wahrzunehmen. Man beobachte nur einen Tag lang stillschweigend das Innere manches Hauswesens; beobachte, wie Einer vom Andern sich mehr oder weniger ungünstige Vorstellungen macht; wie Einer dem Andern das gesprochene Wort gehässig deutet; Einer des Andern Thun gern als Beleidigung aufnimmt und erwiedert. Je weniger man in solchem Hause daheim ist, um so auffallender sind dem Beobachter solche Erscheinungen, und er wird mehr als einmal den beständig Hadernden zusprechen wollen: Ihr Unglücklichen! warum traut ihr euch auch immer nur das Böse und nie das Gute zu? Warum verbittert ihr euch mit diesem ewigen Argwohn in tausend unbedeutenden Dingen das Beisammenleben? Warum erstickt ihr durch dieses gegenseitige Mißverstehen und Uebelnehmen jeden Keim der Freundschaft, welcher, wo nicht aus der Gleichheit der Gemüthsarten, doch aus der Gleichheit der Gewohnheiten und Lebensarten aufsprießen möchte?

So geringfügig und beinahe gleichgültig auch viele aus Mißtrauen entsprungene unfreundliche Vorfälle im häuslichen Leben zu sein scheinen, sind sie doch von großer Wichtigkeit, und oft wichtiger für Familienehre und Familienruhe, als der größte Prozeß mit dem Fremden. Denn in hundert und hundert wiederholten kleinen Schlägen höhlt der fallende Regentropfen endlich den Felsen aus, an welchem der harte Meißel zerspringen kann.

Ist dir nun dein häusliches Glück, ist die Lebensfrieden, ist dir dein Christenglauben ein heiliges Gut: so verbanne das Mißtrauen aus deinem Gemüth; fasse wieder Glauben zu menschlicher Tugend. Dein Wohlsein fordert es von dir, und die Religion Jesu, des göttlichen Weisen, gebietet es dir. So ziehe nun an, als Auserwählter Gottes, als Heiliger und Geliebter, herzliches Erbarmen, Freundlichkeit, Demuth, Sanftmuth, Geduld; und vertrage Einer den Andern, und vergebet euch untereinander, so Jemand Klage hat wider den Andern; gleich wie Christus euch vergeben hat, also auch ihr. Ueber Alles ziehet an die Liebe, die da ist das Band der Vollkommenheit! so spricht die heilige Schrift. Kol. 3, 12—14. Aber die Liebe kann nicht in einem Herzen wohnen, welches den Glauben an die Güte menschlicher Herzen verloren hat. Daher kommt es auch, daß wir Kindern mit größerer Zärtlichkeit, als Erwachsenen, zugethan zu sein pflegen, weil wir jene noch

für unschuldiger und besser halten, oder doch für leichter zu bessern.

Du wirst sagen: Aber es ist schwer, darin seinen Sinn zu ändern, wenn man einmal die Menschen kennt, wie sie heutiges Tages oder wenigstens in den Verhältnissen sind, in welchen ich mit ihnen stehe; es ist schwer, wenn man so mancherlei unangenehme Erfahrungen von der Bösartigkeit des menschlichen Gemüthes überhaupt gemacht hat.

O nein, ich will dir ein einfaches Mittel anweisen, durch welches sich plötzlich die mit dir lebenden Menschen wenigstens rücksichtlich deiner verbessern, und alle deine bisherigen Erfahrungen umgestürzt werden, — dies ist: werde du selbst ein herzensguter, reiner Mensch, überwinde mit christlicher Strenge deine eigenen Fehler, deinen Hang zur Wollust oder zum Ehrgeiz, oder zum Eigennutz, oder zum Leichtsinn; werde, was dir dein Gewissen sagt, daß du sein sollst, als ein Kind Gottes; und wahrlich, vermagst du das, so wird sich der Glaube von selbst einfinden, daß auch andere Menschen das Gleiche über sich vermocht haben. Sei gut, und die Menschen werden dir mehr gut als böse vorkommen. Glaube an die Tugend, und du wirst sie finden überall; um aber an die Tugend zu glauben, mußt du sie haben.

Dann wirst du dich nicht allein überzeugen, daß auch wirklich der verworfenste Verbrecher nicht durchaus böse und verdorben sei, und seine guten Seiten habe: sondern du wirst dich daran gewöhnen, bei Allen, mit denen du umgehst, am liebsten auf ihre guten Eigenschaften hinzublicken, sie deswegen zu achten, und ihre andern Schwächen mit größerer Nachsicht zu behandeln. Ja, was noch weit mehr ist, du wirst dann auffallend bemerken, daß du selber durch dein bisheriges Benehmen manche innere Schwächen erst anstößiger gemacht hattest. — So wie du einmal dahin gekommen bist, in jedem Menschen sein Gutes zu sehen und anzuerkennen, wirst du ihn nothwendig darum schätzen, du wirst Gegenliebe erwecken; die vorherigen Schwächen werden sich vor dir zurückziehen. Du wirst glückseliger in deinen Verbindungen sein, als du jemals Hoffnung hattest zu werden. Deinem Zutrauen kommt das Vertrauen erwiedernd entgegen.

Und wenn du auch schon einmal in deinem Glauben getäuscht worden wärest, und wenn du auch einmal betrogen werden solltest: beurtheile nicht alle Menschen nach einem einzigen! Schon dein eigenes Gefühl sagt dir, solch ein Urtheil sei übereilt, unbesonnen, und höchst ungerecht gegen Unschuldige. Ja, dein besseres Gefühl wird dir sagen, es sei besser, hundertmal betrogen oder verkannt zu werden, als einmal Andere zu betrügen oder zu verkennen. Der Undank der Menschen soll dich nicht schmerzen, denn hast du wohlgethan, und geliebt, ohne eigennützige Absicht, so hofftest du keinen Dank; thatest du aber wohl, und warst gütig in Erwartung eines Dankes, so hast du keinen verdient, weil du nicht wohlthun, sondern andere Menschen zu deinen Schuldnern machen wolltest, ohne daß sie dies zu werden von dir begehrt hatten. Der Undankbare ist bemitleidenswerth; nicht aber der ächte, christlich gesinnte Wohlthäter der Menschen. Habe Glauben an menschliche Tugend; und würdest du auch einmal und zehnmal getäuscht: laß dich lieber täuschen, statt in beständigem Mißtrauen und immerwährender Angst zu leben, getäuscht werden zu können. Der Furchtsame verliert das Leben durch die bloße Furcht, es zu verlieren.

XXXI.

Die Macht der Wahrheit.

Joh. 3, 19 — 21.

Himmelstochter, heil'ge Wahrheit,
Wort aus Gott, o Stern der Nacht!
Du hast Leben, Trost und Klarheit
In des Todes Staub gebracht;
Jesus führte dich zum Throne
Gottes in das Geisterreich:
Das brach der Tirannen Krone,
Und der Priester Stolz ward bleich.

Was sich deinen Strahlenkreisen
Heuchelnd nahet, wird zum Nichts,
Und die Kunst der falschen Weisen
Stirbt am Zauber deines Lichts.
Unter deinem Banner stehen,
Kämpfen, sterben will auch ich;
Mag die ganze Welt vergehen,
Gottes Wort bleibt ewiglich!

Des Menschen Sohn, Jesus Christus, sprach zu jenem Obersten der Juden, der zu ihm trat des Nachts, Wahrheit zu lernen vom göttlichen Meister, folgende Worte voll tiefen Sinnes: „Das ist aber das Gericht, daß das Licht in die Welt gekommen ist. Und die Menschen liebten die

Finsterniß mehr als das Licht; denn ihre Werke waren böse. Wer Arges thut, hasset das Licht; auf daß seine Werke nicht strafbar werden. Wer aber die Wahrheit thut, der kommt an das Licht, daß seine Werke offenbar werden; denn sie sind in Gott gethan!" Joh. 3, 19 — 21. Es ist ein schöner, oft der einzige Trost edler Menschen in diesen Worten des göttlichen Weisen von Nazareth eingeschlossen.

Es ist ein schöner, oft der einzige Trost edler Menschen, wenn sie häufig Augen- und Ohrenzeugen der allgemeinen Verschlechterung der Sitten und des Glaubens sein müssen, daß endlich über die Werke der Finsterniß das Licht eines Tages hervorgehen werde, der alle im Dunkeln getriebenen Schändlichkeiten in ihrer ganzen Abscheulichkeit offenbaret; daß endlich Wahrheit die lange vergötterte Lüge überwinden, den stolzen Heuchler entlarven, den andächtelnden Wucherer der wohlverdienten Schmach preis geben, den Witz des albernen Religionsspötters zerschmettern, den tückischen Stolz herrschsüchtiger Priester und Pharisäer in den Staub beugen, die Frechheit des ungestraften Ehebrechers erschüttern, die Geilheit des reichen Wollüstlings züchtigen, die Thränen der geschändeten Unschuld rächen, den schlauen Betrüger und Mißbrauchter fremden Gutes an den Pranger öffentlicher Verachtung stellen; den hinterlistigen Afterredner, den schadenfrohen Verleumder verstummen machen, den Verräther seiner Brüder an den Fluch der Welt ausliefern werde.

Es ist ein schöner, oft der einzige Trost edler Menschen, daß die Wahrheit endlich obsiegen werde, und die lange verhöhnte Tugend, das lange straflos zertretene Recht wieder emporheben werde, weil sie Augenzeugen sein müssen, wie nichts Heiliges mehr im Himmel und auf Erden ist, das nicht vom wahnsinnigen Selbstdünkel und der alles ausser sich verachtenden Selbstsucht entweiht wird; wie eine zahllose Menge der Christen höhnend auf Christen blickt, und sich, wie einer Kinderthorheit, der Religion schämt; wie eine noch größere Menge, versäumt durch Regierungen und Lehrer, im empörendsten Aberglauben, in tiefster Unwissenheit schmachten muß, ohne Kenntniß ihrer eigenen Würde, ohne würdige Vorstellung vom höchsten Gott, ohne lautere Begriffe von ihrer ewigen Bestimmung; wie Diener des Altars, Nachfolger der Apostel, Verkündiger Jesu Christi, oft selbst nicht glauben, was sie lehren, und ihren heiligen Beruf um des Brodes willen mit Gedankenlosigkeit treiben, als ein Handwerk; wie sie das gemeine Volk vorsätzlich im Irrthum befestigen, den sie selbst verlachen, und dafür in Pracht, Lustbarkeiten und Schwelgereien ihre Tage verprassen; sie, die sich Nachfolger des demuthvollen Jesu heißen, und Keuschheit predigen, während sie Unzucht treiben; Menschenliebe predigen, während sie sich Haß und Ränke erlauben; gegen Hochmuth eifern, während sie selbst von herrschsüchtigen Begierden lodern, und den bis zum Kerker verfolgen, der ihre Verworfenheit muthig offenbart.

Es ist ein schöner, oft der einzige Trost edler Menschen, daß endlich ein Tag erscheinen wird, an welchem die Wahrheit als hohe Rächerin ihrer Verächter auftritt, und dem Hohn der Welt und Nachwelt überantwortet die gekrönten Unterdrücker des Völkerrechts und deren oft noch schändlichere Werkzeuge und Diener; die sklavischen Schmeichler und Vergötterer dessen, der für den Augenblick triumphirt; die den Staub küssen von den Füßen dessen, den sie wenige Stunden vorher, ehe ihn das Glück erhob, verspotteten, und den mit Füßen treten und lästern, wäre er auch ihr Wohlthäter gewesen, der vom Glück verlassen worden; die Aussauger des Volks, welche Länder entmarken, um Prunk und Völlerei zu haben; die falschen Richter, welche nicht Diener, sondern Verkäufer der Gerechtigkeit sind; die treulosen Beamten, welche den Unterthan mißhandeln, den sie nicht plündern! Ihrer Aller, dieser Verächtlichen, dieser Christen ohne Christenthum, dieser Anbeter ihres eigenen Nutzens, ohne einen andern Gott, — ihrer Aller harret ein Tag des Gerichts! — Das ist aber das Gericht, daß das Licht in die Welt gekommen ist.

Es ist gekommen! — Umsonst schmeicheln sich jene Lasterhaften, man kenne ihre Unwürdigkeit nicht. Man kennt sie. Man vergleicht, was sie waren und jetzt sind. Man weiß, was ihr seid, aber nicht sein solltet. Umsonst hoffet ihr, eure verbotenen Werke durch künstliche Bemäntelungen vor

den Augen der Welt zu verhüllen: man kennt eure Kunstgriffe; es ist des Lichtes schon zu viel. Umsonst hoffet ihr durch euer gegenwärtiges Ansehen, durch den Einfluß und die Macht, deren ihr noch heute genieſſet, die Kühnen zurückzuschrecken, die zur Kunde eurer Falschheit, eures Betrugs gekommen sind. Sie schweigen heute, aber morgen sind sie eurer Gewalt entgangen; morgen reden sie! Umsonst suchet ihr die Mitwisser eurer geheimen Schande durch Freundschaft, durch Geschenke, durch Belohnungen zu fesseln. Sie nehmen eure Gaben, schwören euch Anhänglichkeit, aber — sie gleichen euch selbst — morgen, wenn sie bessere Gelegenheit finden, werden sie eure Verräther.

Die Menschen — also sprach Jesus — liebten die Finsterniß mehr, als das Licht, denn ihre Werke waren böse. Es war, da Jesus kam, der bei weitem gröſsere Theil der Menschen in die gemeinste Sinnlichkeit verloren. Die Freiheit war untergegangen; auf Erden lebten nur Tirannen und demüthige Sklaven, die den frechen Gelüsten ihrer Gebieter Beifall gaben und Weihrauch streuten. Aber die Menschen wuſsten es nicht besser, und glaubten, es müsse so sein, und von jeher sei es so gewesen. Die Fürsten hatten nur Rechte, die Völker nur Pflichten. Für den Stolz der Könige muſsten Nationen in ewigen Kriegen bluten, und sich noch ihres Elendes freuen. Tausend Göttern waren Altäre gebaut, von den Abgöttern der thierischen Lust und Leidenschaften; aber zum unsichtbaren, lebendigen Gott des Weltalls erhob sich Keiner. Die Schriftgelehrten stritten über Nebendinge und allerlei Auslegungen der Schrift mit groſser Spitzfindigkeit; aber Gott zu verehren im Geiste und in der Wahrheit, und seine menschenbeglückenden Gebote zu erfüllen, das glaubten sie nicht vonnöthen zu haben. Pharisäer trieben in Tempeln und Wohnungen Andächtelei, oder blendeten das Volk mit Scheintugenden, um desto sicherer in der Stille Unfug zu begehen; mahnten fleiſsig zum Besuch der Tempel, zu Opfern, Fasten und andern äusserlichen gottesdienstlichen Dingen; aber an Reinigung des Gemüths von herrschenden Lastern dachte Keiner. Das Volk lag in der Nacht des Aberglaubens und der Unwissenheit. Wer es aufzuklären wagte, wurde gehaſst, verfolgt, in Kerker geworfen, empfing den Giftbecher, und hieſs bald ein Verächter der Götter und der Religion, bald ein Verführer des Volks, bald ein Empörer. Denn die Menschen liebten die Finsterniß mehr als das Licht, weil ihre Werke böse waren.

Aber Jesus, der Offenbarer Gottes und der Wahrheit, kam. Er brachte Licht in die Finsterniß. Er machte die Erkenntniß der menschlichen Rechte und Pflichten, Bestimmungen und Hoffnungen nicht bloß zum Eigenthum einiger gelehrten Anstalten, sondern er verbreitete sie über alle Glieder des Volks, über alle Nationen. Auch der Aermste empfing sie; auch der Unwissendste begriff sie.

Da zitterten die gekrönten Laster; sie sahen ihren Untergang. Da erschracken die Tirannen, denn sie fürchteten, mit der Wahrheit komme wieder die Freiheit in die Welt. Da ergrimmten die falschen Priester, denn nun erkannte Jeglicher ihre Unwürdigkeit, und daß nicht das Kleid, sondern die Weisheit und Heiligkeit des Gemüths den wahren Priester mache. Da tobten die Bösewichte aller Gattung, weil Gewaltsprüche nicht mehr Recht sein sollten, und dem Himmel nicht mehr die Vergebung aller Sünden mit Opfern und Fasten, mit Wallfahrten und Tempelbesuchen, mit langen hergeplapperten Gebeten und reichen Almosenspenden abgekauft werden könnte. Darum verfolgten sie Jesum, der das Licht der Welt geworden war, und schleppten ihn zum Tod am Kreuze. Denn wer Arges thut, der hasset das Licht, auf daß seine Werke nicht gestraft werden.

Doch vergebens! — Das ist die Macht der Wahrheit, daß sie auch den Weltdespoten stürzt und Kriegsheere entwaffnet, tausendjährige Ketten bricht, und die Zauberformeln falscher Weisen zum Spott der Kinder macht. Jerusalems Tempel zertrümmerte; die Opferaltäre des Heidenthums brachen zusammen; der Zepter Roms, der über den Erdkreis schaltete, ward Staub; alte Reiche verstoben, neue Reiche kamen auf — aber in den schrecklichen Umwälzungen bestand sieghaft Jesu Lehre. Himmel und Erde mögen vergehen; Gottes Wort, die beseligende Wahrheit, bleibt ewiglich.

Aber die Kinder der Finsterniß, Men-

schen, welche nur ihren Leidenschaften fröhnten, kämpften fortdauernd gegen die Verbreitung des göttlichen Lichts in der Welt. Die Rohheit und Unwissenheit barbarischer Völker kamen ihnen zu Hilfe, die aus fernen unbekannten Gegenden hervorgingen, und erobernd die schönsten Länder des Erdbodens in Besitz nahmen, wenige Jahrhunderte nach Christi Geburt. Deß freuten sich die, welche die Finsterniß liebten. Was das Alterthum noch Gutes, Großes und Schönes gehabt, ward vernichtet. Selbst das Christenthum entartete in ein neues Heidenthum. Menschen hoben sich in thörichter Einbildung an Gottes Stelle. Man sah neue Opfer, neue Altäre, neue Fasten, neue Pharisäer. Man stritt sich um die Eigenschaften der Person Christi, ohne an seine Lehre zu denken, durch welche er die Menschen vollkommen machen wollte nach Gottes Ebenbilde; führte wieder äusserliche Gottesdienstlichkeiten ein, statt auf des Herzens Heiligung zu dringen; entzweite sich, und brachte Spaltungen und Parteien in die Gemeinschaft der Christen, indem man Glaubenslehren erfand, von denen Jesus nie geredet, und Spitzfindigkeiten ersann, die keinen Sterblichen beseligen. Doch vergebens. Die Macht der Wahrheit siegte. In jedem neuen Jahrhunderte feierte sie neue Triumphe. Die Thorheiten der Menschen gingen eine um die andere in Vergessenheit — aber Gottes Wort, die Wahrheit des Lebens, bleibt ewiglich.

Noch heute ringt das Licht der Lehre Jesu mit der Nacht der Barbarei, die unbesiegbare Wahrheit mit dem Irrthum der Unwissenheit und den Kunstgriffen der Leidenschaften. Denn noch heute hasset das Licht, wer Arges thut, auf daß seine Werke nicht gestraft werden.

Wenn Jesus, der Göttliche, heute wieder in göttlicher Gestalt auf Erden wandelte, ein Urbild unbescholtener Tugend, stiller Demuth, inniger Verläugnung alles dessen, was der irdischgesinnte, gewöhnliche Mensch als das herrliche Ziel seiner Begierden ehrt: wie viele würden wohl unter den Christen auf ihn blicken? Wie viele unter den Erdengroßen, welche zu seinen Altären wandeln, würden ihre Eroberungssucht ablegen, und lieber Nationen glücklich, als blutigglänzend machen wollen? Wie viele von denen, welche sich Verkünder des Gekreuzigten heißen, würden ihrer Eitelkeit, ihrer Prachtlust, ihrer Habsucht entsagen, um heilig und edel zu werden, wie ihr Meister? Wie viele bestechliche Richter, wie viel Heuchler, wie viel Wollüstlinge, wie viel Wucherer, wie viel Trunkenbolde würden ihren Lastern abschwören, um ihm nachzufolgen? Wie viel Reiche und Wohlhabende würden einen bessern Gebrauch von ihrem Vermögen machen, um seine wahren Jünger zu sein? Und wenn Jesus unter uns in der Majestät seiner Unschuld die donnernde Stimme erhöbe gegen die Entweihung der Gotteskempel durch Buhlschaften, Prunktreiben, boshafte Witzeleien, Scheinheiligkeiten und Gewohnheitswerke; wenn er dem Ottergezüchte schälte, die das Gute predigen, dieweil sie böse sind; wenn er den Rachsüchtigen zuriefe: liebet eure Feinde! wenn er zu der blinden Menge spräche: das Volk nahet sich zu mir mit seinem Munde, und ehret mich mit seinen Lippen, aber ihr Herz ist fern von mir; aber vergeblich dienen sie mir, dieweil sie lehren solche Lehren, die nichts denn Menschengebote sind! Matth. 15, 8. 9. — würde Jesus nicht heute bald ein Schwärmer, bald ein Empörer, bald ein aufklärender Feind des eingeführten Gottesdienstes, bald ein Sektirer, bald ein unehrerbietiger Gegner der Throne und Altäre heißen? Würden sich nicht Ankläger, würde sich nicht ein Kaiphas finden; würde, wenn schon ein Pilatus spräche: ich waschе meine Hände in Unschuld, ich sehe nichts des Todes Würdiges an diesem Menschen! würde nicht ein aufgereizter Pöbel vorhanden sein, der noch einmal das Kreuzige, Kreuzige! schrie?

Ja, noch ringt heutiges Tages das Licht der Wahrheit gegen die Finsterniß des Irrthums und selbstsüchtiger Begierden; darum hasset noch heute, wer Arges thut, das Licht, auf daß seine Werke nicht gestraft werden, indem Jedermann seine Elendigkeit erkennt. Doch Gottes Wort bleibt ewiglich. Die Wahrheit wird obsiegen. Eure Reiche werden zertrümmern, eure Ordensbänder vermodern, eure Schulweisheit vergessen, eure frommen Hoffärtigkeiten vernichtet werden: aber die ewige Wahrheit bleibt und richtet euch in Aller Herzen. Sie richtet euch, wie im Herzen der Gerechten, selbst im Gewissen eurer Mitschul-

digen. Sie richtet euch im Munde der Nachwelt über euern Gräbern. Sie richtet euch im Munde des Todtenrichters unter den Schrecken der Ewigkeit! — Verfolget immerhin den, der die Wahrheit ausspricht: die Wahrheit selbst könnet ihr nicht in den Kerker sperren, nicht in Fesseln schlagen, nicht mit Acht und Bann aus dem Reich der Geister treiben. Tödtet immerhin den Bekenner der Wahrheit: die Seele lasset ihr ungetödtet, und die Wahrheit ist unsterblich, auf daß ihr durch sie gerichtet werdet.

Wer aber die Wahrheit thut, der kommt an das Licht, daß seine Werke offenbar werden; denn sie sind in Gott gethan!

Er kommt an das Licht, denn er handelt in Gott, und Gott ist mit ihm, und Gott wirkt durch ihn; denn die Wahrheit ist aus Gott. — Er kommt an das Licht; er fürchtet das Gericht der Wahrheit nicht. Seine Werke sind in Gott gethan. Warum sollte er vor den Menschen scheu sein? Der Freund der Wahrheit, furchtbar jedem Bösewicht, welcher von ihm entlarvt zu werden besorgt, empfindet selbst keine Furcht vor ihm.

Das ist die Macht der Wahrheit, daß sie ihren Freund mit einem hohen, göttlichen Muthe beseelt, und ihn alle Schrecken des Todes verachten lehrt. Sie gibt dem Schwachen Stärke, daß er kühn dem Gewaltigsten der Erde vor das Antlitz tritt. Sie gibt dem Niedrigsten eine Hoheit, vor welcher selbst der schuldbewußte Tirann erzittert. Sie macht den Mund des Ungelehrten beredt, daß alle Ueberredungskünste der Schlauheit daneben zu Schanden werden; ihr Lichtstrahl zuckt mit wunderbarer Schnelligkeit durch alle Geister, und überwältigt Alle, die sich dagegen sträuben möchten. Verläugnen kann der Bösewicht die Wahrheit, aber darum hat er sie nicht minder anerkennen und ihren durchdringenden Schmerz in seiner Brust fühlen müssen.

Wer dem menschlichen Geschlechte eine neue Wahrheit bringt, hat mehr erobert, als wer mit seinen Waffen ein Weltreich stiftet. Denn dies Reich wird vergehen; es ist irdisch. Aber die Wahrheit steht ewig fest im Reich der unsterblichen Geister. Wer die Wahrheit thut, der kommt an das Licht, daß seine Werke offenbar werden, denn sie sind in Gott gethan. Warum zitterst du, Kleinmüthiger, in Erfüllung deiner Pflichten, daß du durch sie anstößig werden könntest? Deine Pflicht ist göttlich — warum fürchtest du die Menschen? Warum schämst du dich, vor der Welt so redlich, so gerecht, so fromm zu sein, als du sein könntest, so zu erscheinen, als du wirklich in dir denkst und bist? Tritt hervor an das Licht, laß deine Werke immerdar offenbar werden, denn sie sind in Gott gethan.

Es kommt an das Licht, wer die Wahrheit thut, daß seine Werke offenbar werden. Darum verzage nicht, o du edler Unterdrückter, deine Unschuld wird vergebens in Nacht begraben. Der Strahl der Wahrheit erleuchtet selbst die Gräber. Und schweigen die feigen Lebenden, Gott wird den Todten Zungen geben, deine Rechtfertigung zu führen. Verzage nicht, noch ließ Gott die Tugend nicht auf immer untergehen, denn die Tugend ist Wahrheit. Sie findet ihren Vertheidiger selbst im Gewissen dessen, der ihr Verderben geschworen hat. — Verzage nicht, du, den die Welt verkennt und verleumdet; hast du die Wahrheit gethan, so werden deine Werke offenbar werden, denn sie sind in Gott gethan! Deine Gerechtigkeit wird einst anerkannt, deine Warnung einst erfüllt, die Schaar deiner Gegner durch die Gewalt der Wahrheit gerichtet werden.

Urquell, heiliger, reiner Urquell alles Lichts und aller Wahrheit, mein Gott und mein Vater, zu Dir erhebt sich in Anbetung mein Geist, daß er sich in Dir heilige, läutere und stärke! — Auch ich, auch ich will auf Dein Geheiß die Werke der Wahrheit verrichten ohne Menschenfurcht; will verbannen aus mir die finstere Gewalt des Irrthums und der Leidenschaft, und da stehen, mir selbst getreu, wie ich sein soll nach Deinem Willen, den mir Jesus offenbart hat. — Fern sei von mir in Zukunft Nachrederei alles dessen, was die Welt gern sagt und hört, und was meinem Gewissen und meinen Ueberzeugungen widerspricht. Fern sei von mir jene feige Heuchelei, welche um den Beifall verdorbener Herzen buhlt, und öffentlich das Schlechte lobt, was sie im innersten Gemüth verdammt. — Mein, ganz der Wahrheit angehören will ich in Wort und Werk, ihr, durch die ich einst gerichtet werden werde; ich will ihr mein Leben bringen; sterben, wenn es sein muß,

für sie, wie Jesus starb und mancher seiner edeln Nachfolger.

Heilige mich, Gott, stärke mich in Deiner Wahrheit; Dein Wort ist Wahrheit. Amen.

XXXII.

Die Welt dein Spiegel.

Psalm 104, 24.

Wo ist, o Gott, ein Elend auf der Erde,
Das von der Sünde nicht erzeuget werde?
Stets enden sich der Uebertödtung Freuden
In bitt'res Leiden.

Ach, wären wir vom Kinde bis zum Greise
Gehorsam Deinem Willen, gut und weise,
Was konnten wir bei ruhigem Gewissen
Für Glück geniessen!

Unzählbar sind, o Vater, Deine Gaben,
Die wir zu Quellen wahrer Freude haben;
Und Frevel ist's, wenn wir noch Thaten üben,
Die Dich betrüben.

Wohin ich komme, begegnen mir Klagen. Jeder hat Etwas, worüber er seufzt. — Ich trete in Gesellschaften: zum Schein sehe ich wohl heitere Mienen überall; aber man spricht von Andern, und ich höre, wie unglücklich Der und Dieser ist, welcher sich abwesend befindet. Der Eine hat eine mißvergnügte Ehe, der Andere seufzt unter der Last von Geldschulden, der Dritte ist in Prozessen verwickelt, welche ihm viel Sorgen machen, der Vierte hat ungerathene Kinder. So spricht man von denen, die abwesend sind, und bedauert sie. Ich komme zu Andern. Ich höre wieder von denen sprechen, deren Fröhlichkeit ich in der Gesellschaft bewundert hatte, und erfahre, es gehe ihnen die Freude nicht aus dem Herzen. Der Eine sei durch die Zeitläufe in seinen Glücksumständen sehr zurückgekommen; der Andere habe das Amt nicht bekommen, auf welches er gehofft, und habe darum viel Aerger; der Dritte sei im übeln Rufe wegen unerlaubten Umgangs, und bereite sich große Schmach; der Vierte leide viel durch die Ungerechtigkeit und Härte seiner nächsten Verwandten.

Könnten wir von Haus zu Haus, von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt gehen: wo würden wir wohl eine Familie finden, in welcher reines Glück, ungetrübte Heiterkeit wohnte? Wir kämen vielleicht zu Tausenden, und von diesen noch einmal zu Tausenden, ehe wir eine fänden, die von Herzengrunde spräche: „Wir sind vollkommen zufrieden! Freilich gibt es hin und wieder kleine Unannehmlichkeiten, aber die müssen doch auch sein, damit der Reiz des Angenehmen desto größer werde. Wir bitten vom Himmel nur, daß er unser gegenwärtiges Glück bewahre. Doch wir sehen ein, dies könne nicht sein. Mancherlei böse Ereignisse, oft eigener Irrthum, endlich Krankheit und Tod, werden unsern frohen häuslichen Kreis zerstören. Aber auch dann — wenn unsere Augen im Schmerz Blut weinen möchten — auch dann wird zufriedener Sinn und stille Heiterkeit nicht von uns fliehen. Wir wissen ja, es ist nichts auf Erden ewig; nur Gott und seine Liebe und sein Himmel bleiben uns ewig!“ Wo ist die Familie, welche so sprechen kann, oder die so spricht? Wohl wird Mancher zweifeln, der durch sein ganzes Leben ein blutendes, zerrissenes, unruhiges Herz trägt, daß in der Welt eine solche Haushaltung wohne. Aber doch, ich zweifle nicht daran, daß sie vorhanden sei. Es ist mehr als eine vorhanden. Allein die, welche am glücklichsten sind, treiben das wenigste Geräusch, leben still zurückgezogen. Man bemerkt sie kaum. Man würde bei ihnen das höchste Glück auf Erden am wenigsten gesucht haben. Doch ihre Zahl ist klein. Unter Tausenden und Tausenden begegnen wir kaum einer solchen.

Wenn denn so wenig Freude auf Erden wohnt, und des öffentlichen und geheimen Leidens so viel, so mancherlei: warum preisen wir denn Gottes Güte, Gottes Weisheit? Ist es Güte, daß wir ein qualreiches Dasein haben, in welchem kaum ein Tag mit ganzer Harmlosigkeit genossen werden kann? Ist es Weisheit, daß wir schwache Menschen mit mehr Uebel als Glückseligkeit umringt sein müssen? Warum ruft David: „Herr, wie sind Deine Werke so groß und viel! Du hast sie alle weislich geordnet, und die Erde ist voll Deiner Güte!“ Psalm 104, 24.

Wenn ich die Klagen der Menschen untersuche, scheint es mir besonders merkwürdig, daß Keiner über die gleichen Uebel sich beschwert, sondern Jeder andere Ursachen zum Mißvergnügen hat. Hier beschwert sich bitter ein reicher Mann über die schlechten Zeiten, dort ein angesehener Mann über Neid und Verleumdung. Hingegen ein armer Taglöhner bringt freudig seinen Lohn

zu Weib und Kind, und dankt Gott für den reichen Segen; lächelt auch dazu, daß ein schlechter Mensch ihn bei seinen Vorgesetzten anschwärzen wollte, denn er ist sich seiner Unschuld bewußt. — Hier sind die gleichen Uebel, aber doch werden sie von dem Einem nicht so hart empfunden, als vom Andern. Woher? Man antwortet: Der Reiche und Angesehene war eines bessern Schicksals gewohnt; der Arme hingegen nicht. — Wenn dem also ist, so liegt der Quell des Mißvergnügens nicht in den geringern Einkünften selbst, nicht in dem Urtheile der Menschen, sondern in der Verletzung unserer Gewohnheit. — Was ist Gewohnheit? Es ist Abhängigkeit unsers Lebens von gewissen äussern Umständen. Wer aber ist Schuld, daß wir Sklaven äusserer Umstände werden? Gott? — Wahrlich nicht. Die Umstände kommen durch ihn, aber die Gewohnheiten von uns, denn sie liegen in uns.

Zwei Menschen bewerben sich um gleiches Amt und gleiche Würde; Beider Wünsche bleiben unerfüllt. Ein Dritter empfängt ohne Verdienst, wonach sie strebten. Der Schmerz darüber wirft den Einen auf das Krankenbett. Der Andere lächelt über die Spiele des Glücks, und vergißt bald, wonach er getrachtet. Haben nicht Beide gleiches Schicksal erfahren? — Warum machte es den Einen unglücklich? Er war ehrgeiziger als der Andere. Wenn dem so ist, so machte ihn nicht sein Schicksal, sondern sein Ehrgeiz elend. Das Schicksal kam von Gott, der Ehrgeiz aus dem Gemüthe des Menschen.

Aeltern weinen über dem Sarge eines heißgeliebten Kindes. Aber Einer von ihnen beruhigt sich; er weiß, es ist nur eine kurze Trennung; unsere Heimath ist nicht hienieden; es ist Alles wohl aufgehoben in Gottes Liebe; wir sehen uns wieder. Der Andere weiß dies Alles auch; aber sein Gram ist darum nicht minder trostlos, und vernichtet ihm alle Lebenslust, und zerstört ihm sogar die eigene Gesundheit. Beide erfuhren gleiches Schicksal, Beide hatten die gleiche Empfindsamkeit, die gleiche Religion. Aber warum ward der Eine von ihnen auf immer unglücklich? Weil er mit Leidenschaft liebte, das heißt, mit einer Heftigkeit, wodurch seine Vernunft unterdrückt ward, seine Vernunft, die ihm immer sagte: Es ist im Irdischen nichts bleibend, mache dich zu jeder Stunde auf jeden Verlust bereit. Das Schicksal kam von Gott; die Leidenschaft aus dem Herzen des Menschen.

Da nun Jedermann die Uebel des Lebens anders betrachtet; da dem Einen sehr gleichgültig sein kann, was dem Andern unerträglich fällt; da, was dem Einen ein großes Unglück ist, dem Andern recht gut und nützlich scheint: so ist eigentlich kein Uebel in der Welt, als dasjenige Schicksal, was wir selbst zu einem Uebel machen. Oder nenne mir ein Schicksal, von welchem alle Menschen, jung und alt, reich und arm, unwissend und weise, einmüthig behaupten, es sei das größte Uebel! — Selbst der Tod ist nicht das größte, denn wie Viele wählen ihn freiwillig, um einer Schande zu entfliehen! Selbst die Schande ist nicht das größte Uebel, denn wie Viele lassen sich dieselbe gefallen, wenn sie nur nicht arm sein müssen! Selbst die Armuth ist nicht das größte Uebel, weil Tausende sie vorziehen, statt mit Gefahr ihrer Gesundheit größeres Vermögen zu erwerben. Selbst Verlust der Gesundheit ist nicht das größte Uebel, weil Millionen Menschen dieselbe oft für das Nichtswürdigste aufs Spiel setzen.

Fragst du in der Welt umher, welches denn das größte aller Uebel sei, oder das, was Jedermann für Unglück halte: so wirst du eben so verschiedene Antworten empfahen, als wenn du fragest, was Jeder für sein größtes Glück halten werde.

Daraus dürfen wir mit Gewißheit schliessen, daß die Schicksale, welche Gott sendet, an sich alle gleich sind; aber die Menschen sind sich einander nicht gleich, welche das Schicksal empfangen. Was Gott thut, das ist wohlgethan; aber der Mensch fügt das Uebel erst hinzu. Nicht von aussen kommt das Unglück über uns; sondern aus unserm Innern geht das Elend des Lebens hervor über die Aussenwelt. Die Welt bleibt mit ihren irrigen Gesetzen und Ordnungen immerdar dieselbe, aber der Sterbliche beurtheilt sie verschieden, und trägt erst seine Noth und Qual in dieselbe hinein.

Ich erkenne, o Sterblicher, aus deinen Klagen über das Leben, nicht, was das Leben in dieser Welt sei, sondern wer du bist. Die Welt ist dein Spiegel. Wie du sie ansiehst, so bist du! In allen

Seufzern über das Uebel sprichst du deine eigene Anklage aus.

Die Welt ist dein Spiegel! Das Kind tändelt kummerlos. Des Winters Frost und Schnee bringt ihm so viel Vergnügen, als des Frühlings Blumenpracht. Mit leichtem Sinn geht es vergeßlich über das Angenehme wie über das Unangenehme hin. Es betrachtet und behandelt das Leben in seiner Unschuld und Unwissenheit, wie der Weise und Christ aus Grundsätzen thut. Beide, der Weise und das Kind, hängen ihr Herz an nichts Vergängliches; das Kind, weil es noch keine Gewohnheit hat; jener, weil er keine unauflöslichen Gewohnheiten will. Darum sprach Christus voll tiefen Sinnes: Wenn ihr nicht werdet wie die Kindlein, so werdet ihr nicht zum Himmelreich gelangen.

Das Leben ist dein Spiegel! — Es weint das Kind von Dornen verwundet: die Thränen klagen nicht den Dorn, sondern den Leichtsinn an. Es weint, weil es sich von einem Fall weh that; es klagt nicht die Härte des Steins, sondern die eigene Unvorsichtigkeit an. Der Erwachsene trauert über Treulosigkeit der Freunde; er trauert über seine Unerfahrenheit. Er jammert nicht über die Verminderung seines Vermögens: nein, über seine Eitelkeit, über seinen Hang zu mancherlei Bequemlichkeiten, die nun eingeschränkt werden müssen. Es ist nie die Unvollkommenheit der Welt, sondern unsere eigene Unvollkommenheit, die wir durch Klagen an den Tag legen. Sei du nur besser, und es wird besser sein.

Man spricht wohl von unverschuldetem Unglück, das der Sterbliche erfährt. Und in der That ist Mancherlei, welches uns weh thut, ohne daß wir uns vorzuwerfen haben, es durch eigene Thorheit verursacht zu haben. Was kann das unschuldige Kind dafür, wenn es, von ansteckenden Krankheiten überfallen, auf dem Schmerzenlager winselt? Was kann der dafür, dem ungesunde Aeltern einen gebrechlichen Körper oder vergiftete Säfte vererbten? Was kann der Wanderer dafür, der sich, unkundig des Weges, verirrt in Wüsten und auf Meeren, und Hungers stirbt? Was kann der Unschuldige dafür, der Schmach und Haß erfährt, und selbst bürgerliche Strafen, weil er von Bösewichten verklagt, von ungerechten Richtern verurtheilt wird, oder weil sich alle Umstände verschworen zu haben scheinen, wider ihn böses Zeugniß abzulegen? — So gibt es viele Schicksale, die dem Leidenden Blut und Thränen abpressen, ohne sein Verschulden. Geht hier das Elend aus ihm hervor, oder ist es die Hand eines höhern Wesens, welche es über ihn bringt?

Allerdings trifft uns zuweilen, doch selten ist's, durch Fügungen Gottes eine Noth, an der wir unschuldig sind. — Doch in Allem liegt neben dem Schmerz auch der Trost. So ordnete es die ewige Weisheit. Warum sie aber so und nicht anders handelte, erkennen wir nicht. Wer übersieht die Verbindungen, Gesetze und Zwecke des gesammten Weltalls? Wer darf sich vermessen, Gottes Rathschlüsse und Absichten zu durchschauen? Zwecklos geschah nichts, seit Anbeginn alles Lebens; und Gottes Zwecke sind seiner unendlichen Güte gemäß, die aus Allem, was er schuf, sonnenhell leuchtet. — Der Schmerz der Krankheiten, die nicht Folgen unserer Vergehungen, sondern oft nur menschlicher Kurzsichtigkeit oder früherer Ursachen sind, ist immerdar Schmerz. Doch jeder fliegt vorüber, und in seiner größten Stärke ist er mit wohlthätiger Betäubung des Kranken verknüpft. Oft ist er für den Zuschauer schauderhafter und betrübender, als für den, welcher ihn leidet. Dieser schlummert unter Verzuckungen, wo jener als Zeuge vor eingebildeten Qualen bebt. Der Tod aber ist kein Uebel, sondern das Ende des Schmerzes. Unverschuldetes Leiden ist die Schule der Weisheit und Seelengröße für den, welchen es trifft, wie für den, welcher Zuschauer ist. Wer ungebessert duldet oder zuschaut, für den ging ein großes, ernstes Schicksal umsonst warnend vorüber — ihm wird ein schwereres begegnen. — Bist du weise genug, so wird auch unverschuldetes Unglück für dich kein Unglück, sondern Quell eines Glückes sein, das heißt, einer neuen Vollkommenheit deiner Seele und einer engern Annäherung zur Gottheit.

Doch die meisten Uebel des Lebens, über die wir zu klagen pflegen, sind Wirkungen unserer eigenen Schuld. — Aus eben diesem Grunde pflegen wir uns auch über dergleichen weit lebhafter zu beklagen. Es liegt in der menschlichen Natur, daß wir unverschuldetes Unglück mit mehr Seelengröße ertragen, ja oft mit freudigem und edelm Stolze. — Krankheiten brachten noch Niemanden zur Verzweiflung; aber wohl

gekränkter Ehrgeiz, leidenschaftliche Liebe, die in Schwaermerei entartete, Geiz, Hochmuth und andere Laster. Denn Laster sind Krankheiten der Seele; und was die Seele leidet, ist empfindlicher, als Alles, was den Körper treffen mag.

Die Welt ist dein Spiegel. Sage mir, wie du die Welt, die Menschen, deine eigene Lage beurtheilst, und ich will dir sagen, von welchen Krankheiten deine Seele behaftet ist, welche Leidenschaften in deinem Innern verborgen toben.

Du bist unglücklich, denn du klagst. Werde glücklich, denn es steht bei dir. Heile deine Seele von den Unvollkommenheiten, und es wird in der Welt dich nicht leicht etwas trostlos machen können. Stehe unabhängig von äusserm Glück, und du wirst in dir der Seligste sein, erhaben über alle sogenannte Uebel des Lebens. Prüfe dich, frage dich: warum bist du nicht in dir ganz zufrieden? warum in deinen Verhältnissen nicht ganz glücklich? und du wirst deine Seelenkrankheit erkennen, an der du eigentlich leidest. Du wirst wahrnehmen, daß der Keim deiner Schmerzen nicht in deinen Umgebungen liegt, sondern tief in deinem Herzen. Da ist die Wunde! heile sie. Die Religion bietet dir die Arzneien der Seele. Gott will dein Glück, nur du hast es bisher nie ernsthaft gewollt, sondern eigensinnig es nur da gesucht, wo es noch nie gefunden ward.

Ich will dir nur ein einziges Wort sagen, o meine Seele, ein einziges! aber es ist das rettende. Nimm es auf. Fasse seinen Sinn, Deine Wunden werden damit geheilt, deine Verhältnisse verbessert werden. Dies ist die Arznei, deren du bedarfst: Mäßigung!

Werde mäßiger in allen deinen Wünschen; mäßiger in deinem Lieben und in deinem Hassen; mäßiger im Genusse dessen, was dich freut; mäßiger in deiner Verehrung, wie in deinem Tadel dessen, was vergänglich ist. Halte Maas in allen deinen Dingen, und das Unglück wird Maas halten gegen dich!

Je weniger wir von der Welt fordern und erwarten, je reicher müssen wir nothwendig in uns sein. Was in uns ist, das kann sie uns nie entziehen. Wozu großes Vermögen und Eigenthum? Zufriedenheit mit unserm Loos ist der größte Reichthum. Wozu Ehrenbezeugungen von schwachen Menschen? Tugend ist die ewige Ehre, die Niemand zerstört. Wozu Bequemlichkeit und Ueppigkeit? Willst du der Sklave deines Leibes sein, der vielleicht im Grabe, ehe das Jahr vergeht, schon vergangen ist? — Dein Vater, deine Mutter, dein Bruder, deine Schwester, deine Kinder, deine Geliebten sind sterblich. Mache dich auf die Scheidestunde gefaßt. Du wirst ihren Tod erleben, oder sie erleben den deinigen endlich. Eins wird sein! Ihre Seelen bleiben dir, nicht ihre Leiber. Gewöhne dich früh an die Vorstellung, du werdest einst auch das Liebste verloren haben; so wird dich selbst dieser Verlust nicht, wenn er geschieht, um deine Fassung bringen. Du wirst heiter emporlächeln zum Himmel, und sagen: Ist Gott nicht der Vater der unsterblichen Geister, und das Weltall nicht unser Vaterhaus? So wirst du Davids heiliges Wort verstehen, und unter allen Unannehmlichkeiten des Lebens mit Zufriedenheit, Ergebung und Vertrauen, oft selbst mit Entzücken, sprechen: „Herr, wie sind deine Werke so groß und viel! Du hast sie alle weislich geordnet, und die Erde ist voll Deiner Güte! Du hast die Welt gemacht, und die Schicksale gestellt, daß sie uns erfreuen oder belehren. Aber die guten wie die bösen Tage sind Deine Engel, welche erscheinen, uns zu Dir zu führen, auf daß Dein Werk erfüllt und unsere Seligkeit ohne Ende werde.“

XXXIII.

Menschenrath, Gottesthat.

Psalm 106, 8.

Befiehl dem Höchsten deine Wege,
Und baue nicht auf Menschenwerk.
Vertraue seiner Vaterpflege;
Für ihn ist nichts zu groß und stark,
Das er zu seines Namens Preis
Nicht herrlich auszuführen weiß.

Wo du nur ihn hast walten lassen,
Da hat er Alles wohlgemacht;
Und was dein Denken nicht kann fassen,
Das hat er längst zuvor bedacht:
Wie es sein Rath hat ausersehn,
So, und nicht anders, muß es geh'n.

Wer sich auf Anderer Wort und Hilfe verlassen muß, der ist wohl verlassen! — Wie wenig Erfahrungen gehören dazu, diese Wahrheit anzuerkennen, wie wenige Lebensjahre unter den Menschen! — Schon das oft getäuschte Kind wird endlich mißtrauischer, und glaubt nicht leicht mehr Je-

dermanns Worten. Und doch wird es ihm bei seiner natürlichen Unschuld und Gutmüthigkeit schwer, allem Vertrauen zu entsagen. Noch einmal, im aufblühenden Alter der Jungfrau und des Jünglings, blüht auch der Glaube an die Menschheit mit neuer Kraft auf. Man hält die bisherigen unangenehmen Erfahrungen gern für Folgen eigener kindlicher Unwissenheit. Man hängt mit lebhafter Innigkeit am Menschen, glaubt und vertraut, hält auf seinen Rath, baut Alles auf sein Wort, schließt Freundschaftsbündnisse für das ganze Leben, dünkt sich, wenn auch nicht würdiger, doch glücklicher als tausend Andere, die solche Liebe, solche Treue nie unter Sterblichen fanden, und bedauert die, welche aus dem Umgang mit Menschen nichts Besseres lernten und gewannen, als Mißtrauen.

Aber die Jugend verblüht; die sonst frisch glänzenden Hoffnungen entfärben sich; hier scheiden Länder und Ströme, dort Stand und Glücksumstände, hier der Tod, dort Leichtsinn einen Freund nach dem andern von dem Glaubensvollen. Bald steht er einsam, vielfach hintergangen, in sich selbst verschlossen. Er muß sich selig preisen, wenn ihm nur noch eine Freundin, nur ein treuer Freund, Gatte, Kinder bleiben, die fest und bis zum Tode an einander halten.

Darum sprach auch David, der Vielerfahrne, Oftgebeugte, aus der Fülle seines Herzens, und als die Frucht seiner Lebensklugheit: Es ist gut auf den Herrn vertrauen, und sich nicht verlassen auf Menschen. Ps. 118, 8.

Liebe die Menschen, hilf und rathe ihnen, opfere dich für ihr Glück auf, aber erwarte vom größten Theil weder Dank noch Hilfe. Denn die meisten leben voller Selbstsucht nur für sich; Alles, was ausser ihnen liegt, möchten sie nur als Mittel zu ihren Absichten gebrauchen. Haben sie den Zweck erreicht, werfen sie die Mittel zur Seite. — Diese Selbstsucht, diese Mutter aller Grausamkeit, aller Untreue, aller Laster, ist's auch, die dem Menschen den Glauben an die Menschheit raubt. Weil fast Jeder nur sich selbst und seinem Vortheile lebt, weil fast Keiner ein Wort, eine Hand, einen Dienst bietet, ohne eigennützige Nebenabsichten, ist wahre Freundschaft das Seltenste auf Erden. Stehst du erhaben über Andere, bist du mächtiger oder angesehener, oder begüterter, oder einsichtvoller, so wird dich ein Theil deiner Zeitgenossen aus Neid hassen, ein anderer Theil dir aus Eigennutz anhangen. Stehst du niedriger, unbedeutender, ärmer da, als Viele, wird sich fast Jeder berechtigt glauben, von dir Dienste zu fordern.

Wer dich nicht als ein Hilfsmittel für eigene Zwecke benutzen kann, wendet dir verächtlich oder gleichgültig den Rücken. — Nur Wenige werden dich und deinen wahren Werth anerkennen, und dich deines Selbstes willen hochschätzen. Ein König, vom Throne gestürzt, wird von seinen Völkern verlassen; ein Weiser, aus seinem Vaterlande verbannt, wird von seinen Schülern vermieden; ein Wohlthäter, durch Unglück verarmt, wird von seinen Pflegekindern vergessen. Nicht Dankbarkeit, nicht Hochachtung, nicht die Bande des Blutes sind stark genug, die Selbstsucht der Menschen zu bezwingen.

Vertraue nicht zu viel auf Wort und Versprechen des Menschen. Du weißt es, Veränderlichkeit ist des Menschen Natur. Der Entschluß des Morgens ist oft schon am Mittag bereut. Nichts bleibt im Sterblichen und um ihn her das Gleiche. Seine äussern Verhältnisse, seine innern Ueberzeugungen werden mit der Zeit anders; seine Jahre wechseln, seine Neigungen, seine Launen und Grundsätze. Selbst seine Stimme, seine Gestalt verwandelt sich. Der Mensch ist heute nicht mehr der Mensch des vorigen Jahres. Ja, du selbst, der du die Veränderlichkeit deiner Lebensgenossen so bitter anklagst, bist du allein der Unveränderliche, und noch heute, wie gestern? Andere Umstände erzeugen andere Gesinnungen; ein anderer Stand bringt andere Pflichten; ein anderes Alter gibt eine andere Gemüthsart. Daher so manche Wortbrüchigkeit, wo wir sie nie erwartet hätten; so manche heilig beschworne Jugendfreundschaft zerrissen, für deren ewige Dauer wir Gut und Blut verbürgt hätten. —

Vertraue nicht auf Menschenrath und Menschenhilfe, wenn du Rath und Hilfe bedarfst. Nur Wenige denken edel und uneigennützig genug, in deine ganze Lage, in deine Bedürfnisse, in deine Wünsche einzutreten. Kennst du diese Wenigen immer? Und wenn du sie kennst, machen sie eine Ausnahme von der allgemeinen Veränderlichkeit, welche die Sterblichen beherrscht?

— Lege nie mit allzublindem Vertrauen dein ganzes Wohl und Weh in eines Einzigen Hand. Oft spielt Heuchelei die Rolle des Gutherzigen; oft sind Bosheit und Schadenfreude da, wo du redlichen Sinn vermuthest. Man soll und muß sich nie ganz weggeben; behalte deine Geheimnisse, weil du nicht weißt, in welche Hand du sie legst. Nur zu oft ist der Gutmüthige das Schlachtopfer hinterlistiger Tücke geworden.

Bist du aber in der Nothwendigkeit, menschlichen Beistand ansprechen zu müssen — und in diese Nothwendigkeit kommen wir Alle! — so hoffe das Wenigste von der Herzensgüte dessen, den du ansprichst, oder daß er deine Verdienste ehre, oder daß ihn deine Tugend oder deine Lage besonders rühre; das Meiste hoffe von dem, was ihm sein eigener Vortheil anrathen kann, für dich zu thun. Daher sind keine Freundschaften fester, inniger, als die, welche durch die Hand der Natur selbst gestiftet wurden: die zärtlichen Verhältnisse zwischen Aeltern und Kindern, oder zwischen treuen Ehegatten. Denn hier sind Vortheil, Schaden, Ehre und Schande des Einen zugleich auch das Loos des Andern. Darum soll hier das vollste, offenste Vertrauen gegenseitig herrschen. Hier werde Geheimniß um Geheimniß ausgetauscht.

Doch auch selbst hier — wie unzuverlässig ist Menschenhilfe! Baue deine Hoffnung nicht allein auf sie; mache auf sie keine feste Rechnungen für dein künftiges Leben. Denn wie leicht ist das zerrissen, was man in dieser Welt für das Unzertrennlichste hielt! Krankheit und Tod können dir deine Geliebtesten rauben, auf deren Beistand du zählest; durch Verführung können deine Kinder entarten; ein Verleumder kann dir das Herz deines ältesten und bewährtesten Freundes entziehen.

Wer sich auf Menschenhilfe allein verläßt, der ist wohl verlassen! — Er ist verlassen, weil er zum Theil sich selbst um diejenige Achtung brachte, die ihm nothwendig ist, wenn man ihn lieben soll. Man verachtet zuletzt den, der sich nicht selbst halten kann, der sich immer auf Andere stützen will, und nicht unabhängig dazustehen weiß. Wer selten fordert, dem gibt man lieber und freudiger. Wer in sich selbst Kraft und Muth für jedes Schicksal zeigt, dem folgt unwillkührlich die Hochachtung der Uebrigen; und wo Hochachtung wohnt, da ist Neigung zum freundschaftvollen Beistand. Wer da hat, dem wird gegeben, denn man kann früher oder später wieder von ihm erwarten.

Verlaß dich nicht auf Menschenrath und Menschenhilfe, sondern auf deinen eigenen Muth in jeder Lebenslage. Wer nur sich selbst nicht verloren gibt, der ist nicht verloren. Strebe nach Selbstständigkeit, nach Unabhängigkeit — dies ist Christenpflicht. Lerne fremde Hand entbehren, so wirst du mächtig sein; — lerne dich mit dem Wenigsten begnügen, so wirst du reich sein.

Ein wahrer Weiser soll Andern Alles leisten, für sich selbst selten begehren. So that Jesus. Hilfreich überall, erwartete und verlangte er für sich selbst nicht viel. — Je mehr du dein Glück auf den Beistand Anderer gründest, je unsicherer wird es dir sein. Nur was du dir selbst bist, das hast du! — du selbst, mit dir ein Freund, eine Freundin und Gott für Alle! Was forderst du mehr? Wer zu seinem Wohl mehr bedarf, ist der Sklav fremder Menschen und fremder Umstände.

Vertraue mehr dein Glück und Wohl den eigenen Kräften, als Fremden an: so wird es dir nicht fehlen. Aber kennst du deine eigenen Kräfte? — Viele Menschen wurden dadurch elend, daß sie nicht wußten, worin ihre Stärke lag.

Und welches sind deine besten, deine eigenen Kräfte? Ist es dein erworbenes Vermögen? ist es die Erbschaft, auf welche du noch hoffest? ist es deine Familienverbindung, deine Verwandtschaft mit vielgeltenden Personen? sind es deine erlernten Geschicklichkeiten? ist es dein Amt, dein Stand? — O du betrügst dich furchtbar! Dies Alles ist fremdes, treuloses Gut. Gründest du darin dein Heil, so hast du auf morschem Sand gebaut. Es gibt Tage, da kann dir dein Reichthum nicht aushelfen; es gibt Umstände, da werden dich deine Verwandten zurücklassen; es gibt Unglück, vor dem dich kein Rang schützt. Geld, Freunde und Würden sind nicht Kräfte, sondern allenfalls beiläufige Hilfsmittel. Sie können dich alle verrathen. Was bleibt dir dann?

Lerne deine eigenen Kräfte kennen: sie verrathen dich nie, so wenig du dich selbst verräthst; es sind Einsichten und Tugend! Siehe, mit diesen überwindest du

die Welt; darin ruht deine Riesenstärke. Handle nie unüberlegt, und das Ueberlegte vollstrecke mit strenger Rechtschaffenheit! Mache dich durch Einsicht unabhängig, nicht nur vom Einflusse fremder Hilfe, ondern vom Einflusse deiner eigenen Leidenschaften, von jenen noch anklebenden Fehlern, die schon manche Unannehmlichkeit erschufen! Mache dich durch deine Tugend mächtig über alle Gemüther, denn der Tugend bringt ja Jedermann unwillkührlich den Zoll der Verehrung und Liebe.

Aber kurzsichtig ist der Sterbliche; auch eigene Einsicht irrt oft! — Schwach ist der Sterbliche; auch seine beste Tugend wankt oft! — So werden unsere eigenen Kräfte oft unzuverlässig. Es ist noch eine höhere Macht vorhanden, sie wankt nie; eine höhere Weisheit, sie irrt nie; eine väterliche Liebe, sie stirbt nie! — O Christ, blicke in den Aengsten und Freuden deiner Tage zu ihr empor! Wenn dich Alles verläßt, dort ist Einer, der dich nie verlieren will. Du bist sein Kind, er ist dein Vater. Er will dich nicht verlassen, noch versäumen.

Gottesthat geht über Menschenrath! Darum ist es gut, auf den Herrn vertrauen, und sich nicht verlassen auf Menschen. Psalm 118, 8.

Der Mensch unter Menschen, der Mensch mit seinen eigenen schwachen Kräften, wäre wohl eins der edelsten aller erschaffenen Wesen, wenn er, nur sich selbst überlassen, nicht zur Fürsorge seines eigenen Schöpfers vertrauensvoll emporsehen dürfte! — Umsonst triumphirt der Glückliche, und hält in seinem Wahn Alles für Werk eigener Kraft, was er um sich her gebaut hat: es schlägt eine Stunde, die Alles zertrümmert, Alles anders gestaltet. Eine mächtigere Hand herrscht in der Menschen Schicksalen. Selbst in der Brust des gewaltigsten Eroberers, vor dem Länder und Völker zittern, erzittert wieder ein Herz vor dem Gewaltigern, der über den Sternen thront, der die dunkeln Verhängnisse leitet über dem Haupte des Königs und des niedrigsten Knechts! — Zwar der Leichtsinn kann Gott vergessen — aber Gott lebt! Der Wahnsinn kann spotten und sagen: er gedenkt unser nicht; aber Gott lebt, und darum gedenkt er auch des Wahnsinnigen!

Gottesthat geht über Menschenrath, — Darum baue nicht auf diesen, sondern halte fest an jener. Wie oft haben wir im Leben die Nichtigkeit menschlicher Beschlüsse, den Irrthum unserer Rathschlüsse erfahren müssen! Es kam Gottesthat, und unser Sorgen und Kümmern war eitel. Es ward besser, als wir meinten. Wie manche Angst hatten wir uns vergebens gemacht, wie manche Schmerzenszähre umsonst geweint, wenn wir Trübsal erduldeten! Die Angst war entbehrlich, die Thräne unnöthig; Gott sorgte besser für uns, als wir selber. Erst nachher, erst spät sahen wir immer die Weisheit seiner Fügungen ein. Und das, was wir einsehen, mag uns Bürge sein für das, was wir jetzt noch nicht zu begreifen im Stande sind.

Dem Geistervater, dem Unendlichweisen, laßt uns glauben, laßt uns vertrauen! Er weiß das Beste! — Keiner, wie er, so klar, so Alles durchschauend. Für ihn ist kein Jahr und kein Tag; für ihn ist Alles Gegenwart, und die unendliche Gegenwart heißt Ewigkeit. Das Gewebe der Schicksale, es ist von ihm gewoben; das Spiel der Zufälle, das Ineinandergreifen der Jahrtausende und Augenblicke, des mächtigsten Volks und des schwächsten Säuglings, Mensch, — es ist ihm, nur ihm lichtvoll, denn sein Wille lebt in Allem. Darum lasset uns dem Herrn vertrauen, dem Weltregenten, dem, welcher auch das Geschick des kleinsten Gewürms bestimmt hat.

Er kann das Beste! — Ach, was kann denn der schwache, blöde Mensch? Kann er wohl seinem eigenen Leben auch nur die Länge eines Augenblicks zusetzen? — Was sind eure vermeinten Erdengötter? was eure Gewalthaber und Fürsten vor ihm? Staub und Asche! — Sie können durch Schrecken und Furcht, oder durch Klugheit und Güte Völker bewegen, wie todte Werkzeuge. Sie können prachtvolle Städte bauen — Ameisenhaufen sind nicht minder kunstvoll; Denkmäler zum Erstaunen der Nachwelt aufführen — ein jeder Grashalm ist wundervoller, als das erste Kunstwerk der Welt. Sie können Tonnen Goldes verschenken, Staub an Staub. Das Alles vermögen sie! Aber selten wissen sie sich selbst zu beglücken. Ihre eigenen Leiden können sie nicht vertilgen. Sie liegen unter dem Gesetze der Natur, wie das letzte Sonnenstäubchen. Keine Welle gehorcht ihnen; kein Wind schweigt vor ihnen.

Nur er, dem Alles gehorcht, nur er

kann das Beste. Seiner Allmacht ist keine Gewalt gewachsen; seinem Willen streben keine Hindernisse entgegen. Er kann!

Und er will das Beste! — Wer will das so rein, so uneigennützig, so aus unsäglicher Liebe zu den von ihm erschaffenen Naturen, wie er? Was haben wir, was wir ihm geben könnten, seine Allseligkeit zu vergrößern? Was ist im Weltall, das er nicht dem Weltall gegeben hätte?

Er will das Beste. Wer darf zweifeln? O Kleingläubiger, blicke auf den Herrn, du bist unverloren, er liebt dich, er will auch dein Bestes. Und daß er es wolle, verbürgt dir seine unendliche Güte — ja die lautredendste Bürgschaft ist dein eigenes Dasein. Stand es nicht in seiner Macht, dich im öden Nichts zu lassen? Du wärest nie gewesen. Aber er wollte dich, auch dich unter seinen Miriaden Erschaffenen sehen. Er wollte auch dich mit seinen Wundern beseligen. Und du bist geworden; du lebst; du kennst, du nennst ihn; du preisest seinen Namen. Er will dein Vater sein, und du sollst sein Kind sein. Nur hinweg deine eigene Unvollkommenheit; nur hinweg das Unreine deiner Begierden, dein beständiges Sorgen und Kümmern um tägliches Brod, um äusserliche Verhältnisse, um dein Schicksal oder um das Loos derer, die deinem Herzen lieb sind. Wirf deine Sorgen auf ihn; er wird's wohl machen.

Es ist gut, auf den Herrn vertrauen, und sich nicht verlassen auf Menschen. — O du Alles umfassende, Alles liebende Allmacht, Du, den Jesus Christus mich Vater nennen lehrte: wem kann ich vertrauen, als Dir? Du liebtest mich, eh' ich war, darum hast Du mich geschaffen; und welches Schicksal mir auch begegne, und mag es meine Kurzsichtigkeit oder mein tiefverwundetes Herz ein Unglück nennen, es ist dennoch mein Bestes; denn es kommt, Liebender, Weisester, Wohlthätigster, von Dir!

Eine nie gefühlte Heiterkeit durchströmt mich. Ich empfinde es, ich weiß es: ich bin Dein Kind. Geistervater, Dein Leben ist in mir und in den Meinigen; unsere Geister werden Dich und Deine Wege erst dann recht erkennen und verehren, wenn sie, losgebunden vom rohen Staube der Erde, in heller Freiheit sich und die Weltordnungen durchblicken.

Mag auch Alles sich vor mir verdunkeln, ich weiß, vor Dir ist keine Finsterniß; mag auch meine Rettung, meine Ruhe unmöglich scheinen, vor Dir steht nichts Unmögliches; mag auch mein Herz bluten und erkranken unter herben Schicksalen — Vater, meine Thränen mögen mir nicht zur Sünde gerechnet werden; ach, ich bin ein Mensch! — dennoch werde ich mit kindlicher Zuversicht immer rufen: Dein Wille geschehe, denn er ist der beste.

Darum seid getrost und unverzagt (spricht Dein heiliges Wort); fürchtet euch nicht und laßt euch nicht grauen. Denn der Herr, dein Gott, wird selber mit dir wandeln, und wird die Hand nicht abthun, noch dich verlassen. (5 Mos. 31, 6.) Amen.

XXXIV.

Selbstkenntniß.

Luk. 6, 41.

Immer blind für meine Fehler,
Nur für fremde Schwächen hell,
Richt' ich, eigner Sünden Hehler,
Mich nur langsam, Andre schnell.

Weil der Mensch sich selbst nicht kennet,
Und sich selbst zu sehen scheut,
Bleibt das Ziel, nach dem er rennet,
Fern von ihm — Vollkommenheit!

Es ist in allen Sterblichen ein mächtiger, unauslöschlicher Trieb, der mit dem ersten Erwachen des kindischen Verstandes erwacht, und mit dem letzten Schlaf des Hinsterbenden erst einschläft: dies ist der Trieb, zu gefallen.

Der Mensch will gefallen. — Ihm ist jede Last des Lebens, jedes Unglück, jede Widerwärtigkeit erträglich; selbst den Tod kann er auf dem Krankenlager mit Gelassenheit erwarten — aber Verachtung ist ihm unerträglich. — Um Aufmerksamkeit, Beifall, Bewunderung zu erregen, strengt der spielende Knabe die schwachen Kräfte an, kämpft der Reisende mit den Ungeheuern der Welt, schmückt sich die Jungfrau mit ihren Kleinodien, geht der Krieger beherzt gegen die todverbreitenden Feuerschlünde, schifft der Seemann durch unbekannte Meere, sammelt die Hand des Arbeiters Vermögen und Schätze, baut der Fürst Paläste und Gärten, ätzt der Wilde schreckliche Zeichnungen in die Haut seines Leibes.

Der Mensch will gefallen. Dieser Trieb

ist die Quelle seiner vorzüglichsten Neigungen, seiner schönsten Tugenden, seiner größten Laster. Daher stammt sein Ehrgeiz und seine Eitelkeit, seine Kühnheit und Heuchelei, sein Fleiß und sein Verschwenden, seine Enthaltsamkeit und seine Wollust.

Darum ist er mit nichts so sehr beschäftigt, als mit sich selbst. Darum vergleicht er Alles mit sich selbst; darum macht er bei allen Anlässen gern seinen Werth geltend und sein Verdienst. Darum endlich bemerkt er so gern die Fehler seiner Mitbürger; darum sucht er auch die geringsten Schwächen und Irrungen des Andern gern hervor, bringt sie in's Gespräch, macht sie auffallender, schildert sie vielleicht noch härter, als sie sind, und das Alles thut er oft freilich ohne deutliche Vorstellung, doch aber immer mit dem dunkeln Gefühl des Wohlbehagens: „Ich bin besser, als Dieser. So würde ich nicht gethan haben, wie Dieser. Hier reichen meine Einsichten weiter. Darin bin ich geschickter, weiser, tugendhafter, ruhmvoller!“

Dieses Streben, Andern zu gefallen, Andern ein Gegenstand der Achtung und Bewunderung zu sein, ist uns Allen natürlich. Es gründet sich auf unsere eigene Ehrfurcht und Liebe für jedes in seiner Art Vollkommene, Gute, Wahre und Schöne. Ohne diesen Trieb würde der Mensch rohes Thier geblieben sein, das, unbekümmert um Beifall der Andern, in Trägheit versunken wäre, sobald es seinen Hunger und Durst gestillt hat.

Auch die Religion ehrt dies Streben. Sie will, daß wir vollkommen werden, auf daß wir vor Gott und Menschen wohlgefällig dastehen. Sie tadelt nicht die tugendhafte Ruhmliebe; sie will, daß wir allen guten und frommen Menschen theuer sein, aber unsern höchsten Ruhm in Gottes Beifall finden sollen.

Woher kommt es nun, daß bei allen Anstrengungen der meisten Menschen nach Hochachtung, Ansehen und Bewunderung von Andern, ihrer so wenige wirklich allgemein geachtet und geliebt sind? Woher kommt es, daß bei dem unablässigen Bemühen, zu gefallen, nur Wenige das Glück haben, zu gefallen? — Liegt der Grund in der ungleichen Vertheilung der Gaben und vorzüglichen Eigenschaften, mit welchen uns die göttliche Schöpferhand ausgestattet hat? Wahrlich nicht. Denn Gott gab jedem Menschen irgend eine vorzügliche Anlage, die er vortheilhaft benutzen, irgend ein Pfund, mit welchem er wuchern könnte; allen Menschen aber ohne Unterschied gab er die Kraft und das Vermögen zur Tugend und Gottseligkeit, das heißt, er gab Allen die Anlage, durch Seelenschönheit zu gefallen. Wir wissen ohnedem, daß alle andere Eigenschaften zwar Ansehen und Bewunderung erwecken können, aber daß wir weder durch Reichthum, noch durch Ehrenstellen, weder durch hohe Gelehrsamkeit, noch durch Körperstärke, weder durch Kunstgeschicklichkeit, noch durch Prachtaufwand liebenswürdige Menschen werden, und das Wohlgefallen und die innige Hochachtung Anderer gewinnen, sondern nur durch Seelengüte, Seelenschönheit.

Die geheime, aber einzige und wirkliche Ursache, welche das Verlangen so vieler Menschen, und ihr Bemühen, Andern zu gefallen, gänzlich oder zum Theil vereitelt, ist — der Mangel an Kenntniß ihrer selbst.

Wahrlich, Tausende, die heute mit sich noch gar wohl zufrieden sind, würden, wenn ihnen ihr zweites Selbst in einer andern Gestalt begegnete, dasselbe nicht lieben, nicht ehren können. Sie würden im ersten Augenblick so mancherlei anstößige Eigenschaften an diesem zweiten Selbst entdecken, daß sie es verachten müßten.

Sie, die Alles kennen, die jeden Menschen so scharfsinnig zu beurtheilen wissen, die jeden Splitter in des Nächsten Auge sehen, kennen sich selbst am allerwenigsten.

So ist denn also Selbstkenntniß die Vorschule der wahren Tugend, der Vorhof der Liebenswürdigkeit, die Einweihung zu dem seltenen Glück, dem Himmel und der Erde zu gefallen. — Die Weisen aller Jahrhunderte haben daher die Kenntniß seiner selbst für die erste und vornehmste Wissenschaft des Menschen gehalten, und mit Recht. Denn so wenig ein Hausvater sein Vermögen recht verwalten und es vermehren kann, wenn er den Umgang seiner Besitzungen, den wahren Werth seiner Güter, die Tauglichkeit oder Untauglichkeit seiner Diener und Arbeiter nicht kennt: eben so wenig ist der Mensch im Stande, sich selbst zu vervollkommnen, seine guten Anlagen zu erheben, seine Schwächen, seine Fehler zu beseitigen, die guten Eigenschaften anzunehmen, die zum Gefallen unentbehrlich sind, wenn er

mit sich selbst beständig im Dunkeln ist, und seinen wahren Werth noch nicht richtig beurtheilt hat.

Richtige Selbstkenntniß ist aber unter den Menschen so selten, wie die reinste Liebenswürdigkeit des Gemüthes. Denn eine ist von der andern unzertrennlich. Sie ist selten, weil sie mit großen, oft unüberwindlichen Schwierigkeiten verbunden ist. Diese Schwierigkeiten sind unsere eigenen Schwächen, unser Leichtsinn. Und die größte, die gefährlichste aller menschlichen Schwachheiten ist unsere, sich Alles zu gut haltende, sich selbst verzärtelnde, sich selbst schmeichelnde Eigenliebe.

Die Eigenliebe ist jene Stimmung des Gemüthes, in der wir Alles, was nicht uns unmittelbar selbst angeht, für Nebensache halten; nichts ausser uns selbst mit Wahrheit lieben, oder doch nur in so fern, als es gewissermaßen ein uns zugehöriger Theil ist, oder als solcher angesehen werden kann. Die Eigenliebe hält das für gut, was wir thun, was wir haben; wenigstens will sie, daß Andere es für gut halten sollen. Die Eigenliebe will, wenn sich Muth zu ihr gesellt, den Beifall Anderer ertrotzen; kann sie es nicht, so erhebt sie sich über das Urtheil der Menschen, und behauptet die Güte der Fehler, was auch die Welt dazu sagt. Ihr Spruch ist: Ich will nun so sein; was kümmern mich Andere? Ihr müßt mich nehmen, wie ich bin. — Verbindet sich mit der Eigenliebe die Furchtsamkeit, so beschönigt sie nur ihre Fehler, und heuchelt das Gute, bewahrt aber unter der schönen Aussenseite die schlechte Sache.

Die Eigenliebe ist es, welche uns von der ernsten Schätzung unsers eigenen Werthes abhält. Sie nimmt den Weihrauch jedes Lobes begierig und als wohlverdient an, es werde nun von Andern im Ernst oder aus Schalkheit gegeben. Sie versetzt uns gern in die Lage Anderer, bloß um über unsere eigenen Vollkommenheiten in Freuden gerathen zu können. Sie wirft über unsere Gebrechen einen Schleier, daß wir sie nur kaum erkennen, weiß sie mit den größern Untugenden anderer Menschen sehr liebreich zu entschuldigen, unsere Besorgnisse zu beruhigen, und unsere größten Fehler schlau genug zu verkleinern, indem sie zeigt, wie unbedeutend solche in Vergleich mit andern vortrefflichen Eigenschaften und Verdiensten sind, die wir besitzen. — Selbst wenn es uns einmal Ernst wäre, mit unsern eigenen Sünden zur Rechenschaft zu gehen, weiß die Eigenliebe unsere Strenge zu bewichtigen, indem sie uns freundlich zuflüstert: jeder Mensch hat seine Fehler, Niemand ist vollkommen; du wirst doch auf Erden kein Engel werden können.

Des Menschen größter Feind ist also der Mensch sich selbst. Er verblendet sich über seinen eigenen Werth oder Unwerth. Er hindert sich muthwillig an seiner Selbstprüfung. Weil er nun nicht sieht den Balken in seinem Auge, wohl aber in des Nächsten Auge den Splitter, kann er nicht mit Kraft an seiner Vollendung arbeiten, und ist sein Streben und Verlangen eitel, die Herzen aller Menschen, die Achtung, die Liebe, das Vertrauen aller Guten zu gewinnen. Er ist ein Opfer seiner Selbsttäuschung, und geht mißmuthig, immer im Kampfe mit der Verachtung oder dem Hasse Anderer, durch das Leben.

O meine Seele, bist du nicht vielleicht in diesem unglücklichen Falle? Wie sehr beschäftigen dich doch die Fehler und Thorheiten Anderer, und wie wenig deine eigenen dich selbst! — Wirst du wohl von Andern so ganz vergebens getadelt? Bist du am Ende nicht selbst die erste Ursache von manchen deiner mißvergnügten Stunden? Hast du nicht vielleicht Eigenschaften, die Andern unangenehm sind, die ihnen Mißtrauen gegen dich einflößen, die ihre Freundschaft oder die Bezeugung ihrer Hochachtung von dir abhalten?

Wornach strebst du denn am liebsten in dieser Welt? — Nach Glückseligkeit. Und worin besteht denn deine Glückseligkeit? Doch nur darin, daß du der Liebe und Achtung aller guten Menschen, und des Beifalls Gottes, deines unsichtbaren Vaters, gewiß bist. Ohne diese Gewißheit kannst du nicht mit dir selbst zufrieden sein, ohne diese Gewißheit bist du ein zitternder Flüchtling vor dem richtenden Blick Gottes; ohne diese Gewißheit hast du keinen Einfluß auf deine Nebenmenschen.

Wohlen denn, willst du glücklich werden, ist es die einmal darum zu thun, ein Gegenstand allgemeiner Achtung und Freundschaft zu werden, die höchste Stufe menschlicher Seligkeit zu genieſſen, wage den ersten Schritt, lerne dich selbst kennen! Vielleicht findest du nirgends, als in dir, die Hauptquelle alles Uebels, das

dich hindert, deines Lebens recht froh zu werden.

Damit du aber zur wahren Würdigung deines Werthes und Unwerthes gelangest, entferne vor allen Dingen zuerst deine vorzüglichste Feindin, das stärkste Hinderniß an deiner Selbstkenntniß, die Eigenliebe.

Und daß sich ihre schmeichelnde Stimme nie in dein Urtheil über sich selbst mische, enthalte dich bei der einsamen Prüfung deines Innern jedes Blicks auf deine allfälligen Vorzüge, jeder Freude über deine ausgezeichneten Fähigkeiten und Besitzthümer, jedes Andenkens an deine guten Thaten; sondern suche ganz allein deine Fehler, deine sündlichen vorherrschenden Neigungen, deine unerlaubten Begierden, deine natürlichen Schwachheiten, die Mängel deiner Grundsätze, die Ursachen auf, welche dir bei andern Menschen den meisten Verdruß erregen, wodurch sie von dir entfernt werden, und weswegen sie, statt dich mit Güte, mit Hochachtung, mit warmer Freundschaft zu behandeln, dir mit Kälte oder gar mit Empfindlichkeit begegnen! — Du hast einen guten Engel, welcher freundlich und ernst dich auf jede Stelle deiner Denkart, auf jede Blöße deines Herzens, wo du mangelhaft bist, aufmerksam machen wird. Dieser gute Engel heißt das Gewissen; es ist ein beständiger Feind des bösen Engels, der dich unter dem Namen der Eigenliebe verdirbt.

Wagst du es aber doch nicht, deinem eigenen Urtheil ganz zu trauen: so wähle einen treuen, wohlmeinenden Freund. Unterhalte dich mit ihm in einer einsamen Stunde über deinen Karakter. Bitte ihn um sein strenges Urtheil, nicht über das, was du Gutes an dir haben könntest, sondern über das, wodurch du Andern etwa mißfällig geworden. Vielleicht sind es nicht eben grobe Fehler und Laster, aber es können Unterlassungssünden sein, die dich in den Augen deines Nächsten herabsetzen. Du thust vielleicht weniger Gutes, als du wohl könntest, bist weniger dienstfertig, als du wohl sein solltest, weniger zuvorkommend gütig, als du sein müßtest.

Aber auch der beste Freund, wenn er uns beurtheilt, wird immer dabei mit zärtlicher Schonung verfahren. Er wird uns nie allzutief verwunden wollen, und uns oft aus eigenem Triebe entschuldigen, auch wo wir nicht ganz Entschuldigung verdienen. — Strenger beurtheilt dich dein Nebenbuhler, dein Widersacher, dein Feind. Horche dann vorzüglich auf das Urtheil derer, die dir nicht wohlwollen. Suche zu erfahren, worüber sie dich tadeln. Sie sind es, welche, und wären sie selbst fehlervoller als du, auch den kleinsten Splitter in deinem Auge sehen, auch den geringsten deiner Mängel richten. So, wie die Schonung des freundschaftlichen Urtheils dir deine Mängel allzuglimpflich nennt, wird der Haß derer, die dir ungünstig sind, deine Gebrechen oft mit Uebertreibung schildern. Aber verachte das leidenschaftliche Verdammungsurtheil des Feindes nicht ganz; immer bleibt darin, nach Abzug dessen, was sein Zorn vergrößerte, Manches zurück, worin er Recht behält. Er erdichtet gewiß nichts, weil er wohl weiß, man würde ihm sonst gar nicht glauben. Er nennt, was alle Menschen so gut sehen, wie er; aber sein Zorn, sein Neid, sein Groll vergrößert den geringen Fehler zur großen Mißgestalt.

Kann dich weder das Urtheil eines Freundes belehren, noch der Tadel eines Feindes dir deine Unvollkommenheiten richtig andeuten: so wähle du dir einen andern Spiegel, in welchem du deine Gestalt erkennest. Vergleiche dich mit Andern, die du hochschätzest und liebest, und untersuche, worin ihre Liebenswürdigkeit bestehe, wodurch sie dich und alle gute Menschen zur Hochachtung gleichsam zwingen. — Wärst du so wie sie, die Freundschaft und das allgemeine Vertrauen deiner Mitbürger, die wahre Anhänglichkeit und Achtung aller derer, die dich kennen, würde dir eben so gewiß gehören, als ihnen. Vergleiche dein Betragen, deine Denkart, deinen Umgang, deine Lieblingsneigungen mit denen der achtungswürdigsten Menschen deiner Bekanntschaft, und du wirst bald entdecken, worin du ihnen nachstehst. Es ist, um dem Himmel und der Erde zu gefallen, nicht genug, keine groben Laster an sich zu haben: man muß auch Vollkommenheiten und Tugenden zeigen können. Wer nicht stiehlt, ist darum kein liebenswürdiger Mensch; aber wer mit Eifer dazu hilft, Andere in bessern Wohlstand zu versetzen, fesselt die Herzen der dankbaren Welt und die Hochachtung selbst der Gleichgültigsten.

Willst du dein Bild sehen? Willst du

wissen, ob dich Andere zärtlich lieben können? — Denke in einer einsamen Stunde, du habest einen Menschen gefunden, der dir in allen deinen Neigungen, in deiner Art zu denken, in deinen Wünschen und Begierden, in deinem Betragen vollkommen gleich wäre: möchtest du, könntest du wohl der Freund eines solchen Menschen werden, der dir in allen Stücken gliche? Möchtest du wohl mit ihm zeitlebens beisammen sein? — Lege die Hand an dein Herz, und frage: warum nicht? und du hast die große Antwort, nach der du dich sehnst, und warum auch du vielen Menschen anstößig bist, daß sie dich nicht recht lieben und achten können.

Diese Selbstprüfung wiederhole oft, und du wirst zur Selbstkenntniß gelangen; wirst den Balken in deinem Auge empfinden, wie Jesus in dem Gleichnisse gesagt hat. — Dann kennst du den Weg zu deiner irdischen und künftigen Seligkeit; dann das wahre Mittel, durch welches du Gott und Menschen ein Wohlgefallen wirst. Kenntniß unserer selbst ist der erste Schritt, ja ist der halbe Weg zur Vollkommenheit und innern Glückseligkeit. Denn nicht mehr Thorheit, sondern Wahnsinn ist es, die Quelle seines eigenen Uebels, seines allzugeringen Erdenglücks kennen, und nicht verstopfen, sondern unverhalten ihr Verderben über uns ausströmen lassen.

Der Du die Herzen prüfest, und die Gedanken der Seele wie einen Thautropfen durchschaust, allgegenwärtiger Gott! oft will ich in einsamen Stunden über die Ursachen nachdenken, welche meine Zufriedenheit stören, mir die Liebe und Zuneigung der tugendhaften Seelen entziehen, und mich nicht so glücklich werden lassen, als ich es doch sein könnte. Ich will oft vor Dir mich prüfen, heiliger Richter der Welt, und den Stab über meine sündhaften Wünsche brechen, über meine Nachlässigkeit in Verrichtung guter, Dir und meinen Brüdern wohlgefälliger Handlungen! — Ja, richten will ich mich selbst in den ernsten Stunden des Nachdenkens, und meinen Sinn ändern, und edler werden, ehe die Zeit verflogen ist, und ich vor Deinem Richterstuhl erscheinen muß.

Hinweg, schmeichlerische Eigenliebe; strenges Gewissen, rede du! — Hinweg, betäubender Stolz — bescheidene Demuth, begleite mich Du! — Wie Mancher, den ich oft hart tadelte, ist ein besserer Mensch gewesen, als ich! Ich will fortan Niemanden richten, als mich selbst. — Ach, warum sollte ich meinen Verwandten und Bekannten nicht gern ihre Fehler verzeihen, da ich mir so Vieles verzeihe, das nicht Schonung verdient! — Ich will nicht mehr klagen über Mangel an Liebe und Treue unter den Menschen, ich war ihrer nicht werth. — Ich selbst verschuldete ihre Gleichgültigkeit, und wandelte nicht zu Deinem Wohlgefallen, heiliger Gott. Aber Aenderung soll in mir geschehen; ich will nicht ruhen, bis ich durch Gottseligkeit in Sinn und Werk mich Deines Beifalls freuen, und der Freundschaft und Achtung aller edeln Seelen gewiß sein kann. Dein göttliches Beispiel leuchte mir vor, o mein Jesus! Amen.

XXXV.

Gleichmuth.

Spr. Sal. 16, 32.

Froh geht der Christ und still durch's Leben,
Ein Gott bewohnet seine Brust.
Selbst in der Leidenschaften Streben
Bleibt er sich seines Ziels bewußt.

Nichts kann ihm das Gemüth erschüttern;
Der Freude Rausch betäubt ihn nicht;
Er lächelt zwischen Ungewittern,
Selbst wenn der letzte Anker bricht.

Wir sind (wer kann es läugnen?) von von unsern meisten Uebeln, Verdrießlichkeiten und unangenehmen Verhältnissen gewöhnlich die ersten Urheber. Leben wir mit Andern in Feindschaft, so haben wir selbst unser Theil dazu beigetragen. Haben wir irgend einen geheimen Kummer, so können wir uns meistens selbst als Anlaß dazu anklagen. — Und doch möchten wir glücklich sein!

Wie vereinigt sich aber unsere Begierde nach Zufriedenheit oder Glück mit dieser unverzeihlichen Unvorsichtigkeit, daß wir mit eigenen Händen dasjenige immer zerstören, was wir erbauen möchten? Wie ist es möglich, daß wir uns beständig nach einer fröhlichen Gemüthsstimmung sehnen, und in dem gleichen Augenblick der Sehnsucht alles Mögliche thun, um uns Ruhe, Zufriedenheit und Freude zu verderben? Wie ist es denkbar, daß oft der Mensch, indem er sich doch selbst so sehr liebt, mit einer Grausamkeit gegen

sich verfährt, wie oft sein bitterster Feind nicht thun würde?

Wenn ich mich aufmerksam prüfe und den Grund erforsche: so ist eine Hauptquelle aller meiner mißvergnügten Stunden eine allzugroße Reizbarkeit des Gefühls, eine allzugroße Lebhaftigkeit meiner Empfindungen, denen ich mich Anfangs zwar immer mit einem gewissen Wohlbehagen überlasse, die aber zuletzt Meister über meine Besonnenheit werden, statt daß ich sie in meiner Gewalt haben sollte.

Wer lebhaft empfindet, hat zwar größern Genuß von der Freude, aber auch größern Eindruck vom Schmerz. Wer sich den Empfindungen, welche bei irgend einem Anlaß in ihm aufsteigen, ganz und gar überläßt, pflegt gewöhnlich seine fröhlichsten Stunden zu einer Ursache und Quelle verdrießlicher Folgen zu machen, um wieder bei irgend einer Unannehmlichkeit viel mehr Mißmuth zu fühlen, als die Sache oft werth ist.

Die Lebhaftigkeit unserer Empfindungen ist freilich nicht etwas, was von uns abhängt, sondern eine Gabe Gottes, eine Eigenheit des Gemüthes, die wir von der Natur empfangen haben. Wir können uns nicht ändern. — Aber zu allen Zeiten Meister unserer Gefühle sein, auch unsere lebhaftesten Empfindungen beherrschen, das können wir, das fordert die Lebensklugheit, das fordert die Gottheit von uns.

Zwar kann bei einer fröhlichen Gelegenheit der Mensch nicht das Aufwallen seiner Freude verhüten, wohl aber, daß er in dieser Freude nichts Thörichtes unternehme. Zwar kann der Mensch oft nicht verhindern, daß sein Gemüth plötzlich von Zorn und Unwillen, oder von unaussprechlichem Schmerz ergriffen werde; aber er kann es verhindern, daß er nicht in den ersten Bewegungen seiner Leidenschaft rede oder handle. — Nur darum stiften sich auch sonst nicht böse Menschen so manchen unheilbaren Schaden, weil sie zu schlaff, zu nachsichtig gegen sich selbst sind, oder wohl gar eine Ehre darin suchen, sich von ihren Gefühlen ganz berauschen und hinwegfluthen zu lassen. Traurige Ehre, die wir mit jedem gemeinen Thier theilen!

Es gibt sonst treue, zuverlässige, kluge und verschwiegene Menschen, die aber, wenn sie frohen Muthes sind, wenn ihr Herz von Freuden überwallt, sich selbst und Andere so weit vergessen können, daß sie ihre oder fremde Geheimnisse mit unverzeihlicher Zutraulichkeit ausplaudern und verrathen. Andere wieder thun das Gleiche im auflodernden Zorn. — Wie viel bittere Stunden, wie viel Jahre voller Reue hat nicht schon oft die Unvorsichtigkeit einer einzigen Minute geboren!

Noch gewöhnlicher pflegen allzureizbare Gemüther jeden kleinen Unfall mit beinahe eben so großem Mißmuth aufzunehmen, als wenn es ein wahrhaftes Unglück wäre. Auch an sich bedeutungslose Umstände können ihre Empfindlichkeit in einem hohen Grade rege machen. Ein bloßer Traum, eine leere Einbildung kann sie für einen ganzen Tag verstimmen und unempfänglich für den Genuß des Lebens machen. Diese Reizbarkeit, obgleich eine Folge körperlicher Kränklichkeit, ist noch viel öfter nur die Wirkung eines sich selbst verzärtelnden, sich selbst verwahrlosenden, kränklichen Gemüthes; eines Gemüthes, das noch nie den Muth hatte, noch nie den Versuch wagte, Gebieter über sich und seine Empfindungen zu werden.

Der Schade, welcher aus solcher eigensinnigen kindischen Selbstverzärtelung entspringt, da wir der Macht solcher Empfindungen keine Gewalt anthun mögen, ist durch tausend traurige Erfahrungen bekannt. Es ist bekannt, wie diejenigen Menschen, welche leicht gereizt werden, immer diejenigen sind, welche von der Hinterlist anderer Menschen auch am leichtesten bald hie- bald dorthin geführt werden können; daß die, welche glauben, eben darum recht unabhängig zu sein, weil sie sich ohne Scheu und Einschränkung ihren Launen überlassen, eben die Allerschwächsten und von der Schlauheit Anderer die Abhängigsten sind. Es ist bekannt, daß diejenigen jederzeit unklüger und schlechter handeln, welche in einer übeln Gemüthsstimmung sind, als diejenigen, welche zu allen Zeiten Fassung genug haben, sich nicht durch irgend etwas leicht verstimmen zu lassen. Es ist bekannt, daß, wenn reizbare Menschen nicht von dem Einflusse Gebrauch machen, welchen die Stärke der Seele über den Körper und über die Aufwallungen des Gefühls hat, solche Personen zuletzt der menschlichen Gesellschaft und sich sel-

ber unerträglich werden; daß sie ihre eigene Gesundheit schwächen, weil sie dieselbe unaufhörlich zum Spiel ihrer Empfindlichkeit machen; daß sie ihre Lebensfreuden nicht nur, sondern auch die Dauer ihres Lebens verkürzen, einem frühen Grabe entgegeneilen, und gleichsam ihre Selbstmörder sind.

Schon die Alten lehrten: Bewahret die goldene Mittelstraße in der Freude und im Leid. Verbannet jede Unmäßigkeit, auch in den Empfindungen. — Alle Tugendhaften, alle Weisen preisen die Tugend der Gleichmüthigkeit; und der göttliche Stifter unserer Religion, Jesus Christus, gab uns in seinem irdischen Wandel das Beispiel hohen Gleichmuths, der in den Stunden des Vergnügens nie das Gleis des Schicklichen und Wohlanständigen überspringt, und von den traurigsten Anlässen nie erschüttert werden konnte. Wie bei der fröhlichen Hochzeit zu Kana, so in der bangen Todesstunde am Kreuz, blieb sich Jesus gleich, immer gelassen, ruhig, wohlthätig, für das Heil Anderer besorgt; ohne Uebermaas in der Freude, ohne Ungeduld und Verstimmung in der Noth.

Der Mangel der Besonnenheit in den verschiedenen Lagen des Lebens, der Mangel jener ächtchristlichen Tugend des Gleichmuths ist zugleich ein Haupthinderniß am Seelenfrieden, ein Haupthinderniß reinen, frommen Wandels, eine Quelle vieler Vergehungen und Sünden.

So ist es also die Pflicht jedes Christen, jedes Menschen, der nach wahrer Weisheit verlangt, jedes Sterblichen, welcher sich sehnet, ein frohes, beglücktes Leben bis ins späteste Alter zu führen, daß er nach Gleichmüthigkeit trachte.

Gleichmüthigkeit ist aber jene ruhige Stimmung der Seele, vermöge welcher sie mit heller Besonnenheit ihre Handlungen verrichten kann, und sich nie zu einem allzulebhaften Grad der Lust oder des Mißvergnügens hinreissen läßt. Die Seele des Gleichmüthigen steht immer höher, als jede Freude, als jeder Schmerz, und weiß sie zu beherrschen, statt sich von ihnen überwältigen zu lassen.

Der Christ soll sich überall gleich sein, immer unbeschränkter Regent seiner selbst. — Nur also kann er die erhabene Stelle behaupten, welche ihm seine Religion unter den Geschöpfen Gottes anweiset. Es ist damit nicht gesagt, daß er gegen alles Vergnügen gleichgültig und unempfindlich sein müsse. Nein, ein reines Herz kann jederzeit ein frohes Herz sein, aber nie läßt es sich von Vergnügungen berauschen, betäuben. Auch ist damit nicht gesagt, der Christ solle gefühllos gegen eigenes und fremdes Leiden sein. Nein, er ist Mensch. Er mag den Schmerz empfinden, aber sich ihm nicht überlassen. Er wird von wehmüthigen Gefühlen ergriffen, aber bald wird er sich wieder mit christlicher Fassung erheben. Er gleicht dem hohen Fels, um dessen Fuß die ungestümen Wellen des Meeres wüthen, dessen Brust finstere Wolken verhüllen, dessen Haupt aber über den Wolken hinweg im lächelnden Sonnenglanze heiter strahlt.

Denke nicht, es sei zu schwer, diese hohe Gelassenheit, diese herrliche, ewige Gemüthsstille zu erringen. Denke nicht, das hänge viel zu sehr von deiner äussern Lage, oder von der Beschaffenheit deines Temperaments ab. — Groß ist die Macht der äussern Umstände, groß der Einfluß unserer sinnlichen Natur; aber gewaltiger als beide ist des Christen, des Weisen Seele.

Denke nicht, es sei dir bei deiner jetzigen Art, zu sein, zu leben und zu empfinden, ganz wohl; du habest nicht nöthig, dir Gewalt anzuthun; andere Menschen müssen sich nun wohl in deine Launen fügen; und wenn dir deine allgroße Lebhaftigkeit, deine Empfindlichkeit, deine Ausgelassenheit im Schmerz oder in der Freude auch einmal nachtheilig werden könnte, so sei das deine Sache, und du werdest es schon tragen! — Nein, es ist hier von deinem irdischen Lebensglück, es ist von der längern oder kürzern Dauer deines Lebens, es ist von deinem Christenthum, von deiner Nachfolge Jesu, von deiner Selbstveredelung, von deiner Seligkeit die ernste Rede!

Freilich kostet es einigen Kampf, einige Selbstüberwindung, unter allen Umständen jederzeit ein gleiches Gemüth zu bewahren. Aber ewige Seelenheiterkeit, die Himmelsfrucht der Weisheit, dieses Kleinod des frommen, christlichen Herzens, ist auch des schwersten Kampfes werth.

Der erste Schritt, Gleichmuth zu gewinnen, ist, mit beständiger Aufmerksamkeit sich selbst zu bewachen; anhaltend darüber zu wachen, daß uns bei irgend einer Ge-

legenheit nicht die Gewalt unserer Empfindungen übermanne; daß wir, wie man zu sagen pflegt, beständig kalten Blutes bleiben, es möge sich auch ereignen, was da wolle. — Wer nur erst diese Aufmerksamkeit auf sich selbst, diesen festen Willen gewonnen hat, nie seine Fassung zu verlieren, der hat schon den halben Sieg gewonnen. Und wahrlich, der Mensch vermag viel; er kann mit festem Vorsatze und beständiger Aufmerksamkeit eine Veränderung in sich hervorbringen, welche Erstaunen erregt; die Seele, bei den gewöhnlichen Menschen mehrentheils Sklavin des Körpers, kann durch ihre Macht sogar die natürlichen Geneigtheiten und Anlagen des Leibes vortheilhaft umschaffen.

Wer einmal sich selbst beherrscht, der ist fähig, Andere zu beherrschen. Ein Geist, der seine heitere Ruhe durch keine übeln Eindrücke von aussen verwandeln läßt, urtheilt jedesmal besonnener, richtiger über die Handlungen anderer Menschen, und über den Zweck der Schicksale. Er ist ein Weiser, und seine Gelassenheit erregt Ehrfurcht, oft Bewunderung. Das launenvolle, oft verstimmte Gemüth hingegen ist sich weder in seinen Urtheilen noch Handlungen gleich; widerspricht oft sich selbst: verliert die Achtung für sich selbst, und die Achtung Anderer wendet sich mit Recht von ihm ab. Er erblickt die Welt nie in reiner Klarheit, sondern bald in allzuschönem Glanze seiner Einbildungen, bald wie von trüben Nebeln verschleiert.

Darum beherrsche dich selbst! — Handle nie, wenn du fühlst, daß deine Empfindungen aufwallen; gib kein Wort, oder wiege deine Worte, wenn dich Freude oder Schmerz, Furcht oder Zorn übermannen wollen. — Der Kaltblütige hat schon den erbittertsten Feind durch die Würde und Ruhe des Betragens entwaffnet, und indem er nirgends in der Uebereilung Blößen zeigt, hat er keine Furcht, irgendwo verletzt zu werden. Der Gelassene bricht die Rosen der Freude mit weiser Vorsicht; der Unmäßige bricht sie zwar auch, aber ihrer Dornen uneingedenk, verbittern ihm Wunden und Schmerz nur zu bald den flüchtigen Genuß des Vergnügens. — Hüte dich, Entschlüsse in der Hitze deiner Empfindungen, Vorsätze im Rausche der Freude oder des Zorns zu fassen. Nach verflogenem Rausche kehrt die Reue zu dir ein. Haben dich denn so viele Erfahrungen deines Lebens vergeblich gewarnt?

Und wenn du eine Gemüthsveränderung in dir bemerkst, wenn du fühlst, daß ein Unwille in dir aufkocht, daß die Flamme des Zorns in dir emporlodern möchte, — oder daß dir Unwille und Schwermuth die Seele umschleiern, — oder daß du deiner im Uebermaas eines Vergnügens selbst nicht mehr mächtig bleibst, dann — zerstreue dich! Andere den Ort. Andere Gegenstände werden andere Bilder in deine Seele bringen, andere Gedanken und Empfindungen erregen; du wirst das schöne Gleichgewicht in dir wiederherstellen, und immer Beherrscher deines Selbstes, unabhängig von den Aussendingen der Welt, Zufriedenheit mit dir bewahren, und eine Schamröthe, eine Reue dir ersparen.

Aber dieser Gleichmuth, nach welchem du als Weiser und als wahrer Christ strebst, muß nicht bloß äusserlich sein, muß nicht bloß in der Gewalt bestehen, die du über deine Geberden und Mienen hast, sondern in deiner Seele herrschend sein. Christlicher Gleichmuth besteht nicht in der Kunst, sich vor den Menschen zu verstellen; nicht in der Kunst, lächeln zu können, während das Herz verschlossen vom Zorn schwillt; — nein, das Christenthum ist mehr, als bloße Lebensklugheit, ist tiefe, beseligende Wahrheit; der heitere Blick des Auges soll nicht das Werk der List, sondern ein Spiegel des heitern Gemüthes sein.

Was gewännest du auch zuletzt mit dieser Verstellung? Du täuschest vielleicht Andere, aber betrügest dich selbst damit mehr, als sie. Du betrügst dich um deinen Seelenfrieden, um deine Seelenreinheit, um Gesundheit. Du betrügst dich sogar mit der Hoffnung, Andere zu täuschen, denn deine Kunst wird leicht von Andern entdeckt, sobald sie wahrnehmen, wie deine Handlungen zuletzt ganz im Widerspruch mit deiner äussern Ruhe und Gelassenheit stehen. Du wirst nur um so mehr verachtet und gehaßt werden, je mehr man Ursache hat, deinen sanften Worten, deinen freundlichen Blicken nicht zu trauen. Man wird dich bei der ersten ungerechten Handlung, welche du begehst, in die schändliche Reihe kalter Bösewichte, scheinheiliger Sünder, unzuverlässiger Schmeichler setzen.

Sei rein, sei wahrhaft, sei einfach, und

erscheine nie im Leben, nie vor dir selbst als eine doppelte Person. — Sei nicht bloß Herr deiner Geberden und Worte: sei Herr deines Herzens! Empören dich die Handlungen der Menschen, und fühlst du, daß dein Gleichmuth flieht: zerstreue dich. Erinnere dich, daß die Menschen nicht sowohl tückische und boshafte, als vielmehr irrende Geschöpfe sind. Sie irren aus Schwäche der Einsicht; sie irren im Urtheil deiner Person; sie irren über das, was sie für gut und nützlich halten; sie irren über die Wahl ihrer Mittel. Warum willst du unmuthig werden über die Sünden ihres Verstandes? Bei andern und bessern Einsichten, bei anderer und besserer Erziehung ihrer Jugend würden sie ganz anders urtheilen und handeln. Sie irren aus Schwäche ihres Gemüthes; sie fehlen, weil sie nicht Stärke des Geistes genug haben, ihre sinnlichen Triebe zu beherrschen. Dein Zorn, dein Unwille, deine Schwermuth, ändert weder sie, noch die Folgen ihrer Thaten. — Ermanne dich! Denke darauf, was sie Uebels gethan haben, auf irgend eine Weise zu verbessern oder weniger schädlich zu machen. Denke darauf, den, der dir gefährlich wird, aus deinem Wirkungskreise zu entfernen, oder vermeide du ihn selbst.

Will dich eine düstere Laune befallen, quälen dich Besorgnisse aller Art, Furcht vor nahen Uebeln — zerstreue dich. Denke, daß nur die kaltblütige Besonnenheit am ersten Meister aller Umstände werden kann, da hingegen die Niedergeschlagenheit des Gemüths uns mit Nebeln und Träumen verblendet; denke, daß, weil du jetzt vielleicht betrübt bist, nothwendig wieder die heitern Stunden nachfolgen müssen. Denn so will es die allregierende Vorsehung, so will es der ewig angeordnete Wechsel der Dinge, daß jede Trauer, jedes unangenehme Ereigniß der Vorbote irgend eines glücklichen Umstandes, irgend einer Freude wird.

Aber auch im Taumel eines Vergnügens verliere dein besseres Selbst nicht. Genieße mit Mäßigkeit. Erinnere dich mitten in der Lust, daß diesem Lichte bald nachher der Schatten nachschleicht; daß diesem Gelächter bald die Thräne nachfolgen dürfte! Laß dich durch die Freude nie ganz entnerven, desto muthvoller wirst du den etwaigen Unannehmlichkeiten der nächsten Tage entgegentreten.

Wer mit dieser ächtchristlichen Seelenstärke, mit diesem Gleichmuth bewaffnet durchs Leben geht, wird immerdar auf goldener Mittelstraße wandeln, wo ihn weder das Glück betäubt, welches er besitzt, noch dasjenige kränkt, was er nicht erhalten konnte; wo er Uebeln spottet, die ihm drohen, und erhaben über die Uebel hinweggeht, welche ihn betreffen. — Er wandelt vor Gott — er wandelt in Jesu Fußstapfen. — Er wandelt durch den Wechsel des Lichtes und Schattens dieser Erdenwelt in fortdauernder Ruhe und stillem Heitersinn. Er gibt und ärntet Liebe; er gibt und ärntet Freuden. Mit leichtem Sinn vergißt er, was ihn schmerzte; mit edelm Sinn gedenkt er dessen, was ihm wohlthat.

XXXVI.

Der Kummer um die Zukunft.

Hebr. 13, 5.

Empor, du müde Seele, schwinge
Dich auf zu deinem Gott, und dringe,
Mit jedem ihm bekannten Schmerz,
Von Glauben an sein Vaterherz.

Flieh, Kummer; flieht, der Zukunft Sorgen,
Auch meine Nacht wird bald zum Morgen,
Wo thränenlos mein Auge schaut
Den Retter, dem mein Herz vertraut.

Müßt' ich mein Joch noch Jahre tragen,
Nein, dennoch will ich nicht verzagen,
Nein, keine noch so lange Pein,
Nur Gottes Huld wird ewig sein.

Wie wird es mit mir werden? — Welche Tage des Verdrusses und des Schmerzes warten noch auf mich? Werden meine Bekümmernisse nie ein Ende nehmen? — meine Sorgen nie aufhören? Muß ich denn beständig ringen auf meiner Lebensbahn, und kann ich nie, gleich andern meiner Mitmenschen, fröhlich ins Leben hinausschauen? Warum muß ich so mancherlei leiden; warum muß ich aus einer Noth hervorgehen, um nur wieder in eine neue Verlegenheit zu versinken? O Gott, mein Gott, willst Du mich verlassen? Hast Du mir hienieden keine Freudentage aufbewahrt? Werden meine heißesten Wünsche nie erfüllt werden?

So seufzt der Unglückliche, und starrt mit thränenvollem Blick in die finstere Zukunft hinaus. So seufzt meine bange Seele mit ihm, von mancherlei Sorgen niederge-

beugt. Sie sehnt sich nach Ruhe. Sie möchte so gern endlich den harmlosen Frieden genieſſen, welchen sonst Rechtschaffenheit und Geschäftstreue, nützliche Thätigkeit und freundschaftlicher Umgang mit den Menschen zu gewähren pflegen. Aber meine Zukunft ist eine finstere Nacht. Ich hoffe auf Licht, und es erscheint mir keins. Ach, es können sich so mancherlei traurige Zufälle ereignen, die keine menschliche Weisheit voraus berechnet, die keine menschliche Macht abwehret, und wir erliegen darunter.

Nicht Reichthum und Ueberfluß wünsche ich mir, doch aber einen Zustand ohne drükkende Nahrungssorgen; eine ruhige Aussicht auf das Schicksal, auf die Versorgung meiner Angehörigen. Vergebens that ich in meinem Wirkungskreise so vielen Menschen wohl, als ich irgend vermochte. Meine Wohlthaten sind vergessen. Es erinnert sich meiner Niemand. Keiner reicht mir die helfende Bruderhand. Jeder sorgt für seine Freude, während ich nur für die dringendsten Bedürfnisse mit schwerer Anstrengung kämpfe. Ach, und vor Allem das Niederschlagendste, ich sehe von diesen geheimen Leiden, die ich nur Gott klagen darf, kein Ende.

So sinne ich trostlos in meinen Verlegenheiten auf irgend eine Hilfe. Woher werde ich sie nehmen? Ich suche mit trüben Augen einen Ausweg — wer wird mir einen zeigen? — Ein Freund? Welcher wäre es? Für mich lebt keiner, der helfen könnte und möchte; keiner, der meines Herzens Wünsche erfüllen würde. Ich wage es nicht, irgend einen um den Beistand anzusprechen, den ich nicht erwiedern, nicht vergelten könnte. Ich wage es nicht, irgend einem die geheime blutende Wunde meines Herzens zu enthüllen, und das Elend ihm anzuvertrauen, welches ich mit erkünsteltem Lächeln vor der Welt verbergen muß. Ich würde damit nichts gewinnen; vielleicht noch Manchen verlieren, der sich jetzt, unbekannt mit meiner Noth, an mich anschließt. Denn so sind die Menschen; so geloben sie Treue, Liebe, Freundschaft, so lange sie noch auf eine Vergeltung hoffen können. Sie leisten mit Begierde Dienste, so lange sie überzeugt sind, ihnen könne wieder gedient werden. So werfen sie dem Reichen in glänzenden Gastmählern und Festen Goldsummen zu, aber dem Armgewordenen mögen sie kaum das Almosen reichen.

Und ich würde noch gern willig und muthig mein Schicksal tragen — wüßte ich nur, ob es endlich nach Jahr und Tag erleichtert sein würde; wüßte ich nur, ob auch nur der kleinste Theil meiner Wünsche für mich oder die Meinigen in Erfüllung gehen würde. Aber Niemand enträthselt mir das Räthsel der kommenden Tage. Meine Vergangenheit ist ein dunkler Abgrund geworden; meine Gegenwart ist eine unfreundliche Einöde; meine Zukunft ist wie eine hereinbrechende, sternlose Nacht.

So stehe ich da, nur mir selbst überlassen. Fremde Hilfe versagt mir. Das Schicksal weiset mich auf meine eigenen schwachen Kräfte an. Trösten, beruhigen kann mich Niemand, denn Niemand durchdringt das Geheimniß meiner künftigen Begebenheiten. Ach, der ist der Aermste auf Erden, dem selbst die Hoffnung des Bessern fehlt, und ein freundlicher Trost.

Doch nein, so arm bist du noch nicht, mein Herz. So arm ist nie der Christ. Warum verzweifelst du? Eine Trösterin reicht dir die gütige Hand, eine Trösterin bringt Licht in deine Finsterniß, und zündet dir den erloschenen Stern der Hoffnung an — es ist die Religion.

Ja, Jesus-Religion, nur du, nichts Anderes, milderst die Seelenleiden gequälter Sterblicher, und rüstest uns aus, mit eherner Brust dem drohenden Verhängnisse entgegen zu gehen. Du leuchtest auf der finstern Lebensbahn mit der Fackel der Weisheit voran, und machest unsere Zuversicht lebendig, unsern Glauben mächtig, unsere Kraft gewaltig.

Ich höre in der Tiefe meines Kummers eine heilige Stimme aus der Ferne. Sie dringt mit wunderbarer Erquickung durch mein Herz, und mein Geist richtet sich mit neuem Leben auf, ihr entgegen. Ich höre einen göttlichen Ruf zu meiner Seele, er ist durch den ungeheuern Zeitraum von Jahrtausenden und über das ganze Menschengeschlecht erklungen. Ja, Gottes Stimme ist es; sie spricht: Ich will dich nicht verlassen, noch versäumen. Hebr. 13, 5.

O süßer Trost des Glaubens, Balsam der Religion! Die blutenden Wunden heilen, die thränenvollen Augen trocknen. Alle Schmerzen schweigen. Wenn nun auch

Menschen mich verlassen: nein, mein Gott verläßt mich nicht! Und wenn auch die Erde mich versäumt, der Himmel versäumt mich nicht. Ich stehe allein, aber doch nicht einsam; Niemandem offenbarte ich mein geheimes Leiden, doch kennt es Einer. Niemand sah die Zähren, welche ich in der Stille der Nacht weinte, Niemand hörte die Seufzer, welche meine Verhältnisse mir oft erpreßten, und doch wurden diese Thränen, diese Seufzer gezählt.

Fasse Muth für die Zukunft! — Befiehl dem Herrn deine Wege, und vertraue auf ihn, er wird's wohl machen!

Fasse Muth, ehre Gottes Weisheit, ehre die Werke der Vorsehung, die du nie ändern kannst, und welche doch das Wohl der Welt und das Glück des einzelnen Menschen bewirken, so sehr sich auch oft der Sterbliche dagegen sträubt. — Warum verzagst du? Hast du nicht Gottes Zusage, das Wort des Allgetreuesten? Er wird dich nicht verlassen! Er will dich niemals versäumen!

Du bist voller Besorgniß wegen des Schicksals deiner künftigen Tage? Du fürchtest, es könnte dir noch viel übler ergehen, als es dir schon ergangen ist? Du fürchtest, daß nun deine guten Zeiten schon zu Ende gegangen sind, und eine Kette von Unglücksfällen oder mühseligen, freudenlosen Stunden von hier bis an dein Grab reiche? Kleinmüthiger! Wer ist es, wer hat es dir verheißen, daß er dich nie verlassen, noch versäumen wolle?

Du möchtest so gern deine Zukunft kennen, möchtest wissen, ob die in derselben endlich dieser oder jener Wunsch gelinge? Wohlan denn, ich will dir im Allgemeinen den Hauptinhalt, die Seele deiner künftigen Schicksale offenbaren. — Wende die Blicke deines Geistes, welche in die kommende Zeit hinausstarren, rückwärts nach dem hin, was du schon gelebt hast; denn, wisse es, lerne es endlich: die Vergangenheit ist der Spiegel der Zukunft.

Sie ist der Spiegel der Zukunft. Was du gehabt hast, wirst du wieder haben, wenn gleich Alles unter andern Verbindungen und Umständen. — Warst du in deinem bisherigen Leben jemals anhaltend unglücklich und elend? — Nein, und du wirst es auch jetzt nicht, wirst es auch nachher nicht sein. Es sind dir Freuden aufbehalten, wo du jetzt nur Verdruß und Ueberdruß vermuthest. Es wird dir unvermuthet hier und da eine Rose blühen, wo du jetzt in der Ferne nichts als die Dornen erkennest. Sprich nicht: aber die Zeit flüchtet, meine Tage vergehen, ich werde älter. Wohlan, so flüchten auch deine bösen Augenblicke an dir vorüber; nichts bleibt und kann bleiben, wie es ist; aber auch jedes Jahr, jedes Alter des Lebens hat seine eigenthümlichen Vortheile und Genüsse. Du wirst noch manches Glück, manche kleine Belohnung deines Fleißes, deiner Mühen empfangen, die du nie gekannt, nie vermuthet hast. Das Leben freilich vergeht, aber Gottes Vorsehung nicht. Du bist ihr theuer. Sie will dich nicht verlassen, nicht versäumen.

Die Vergangenheit ist der Spiegel deiner Zukunft! Der Gott, welcher dich durch mancherlei Ereignisse bis hieher geführt hat, er ist auch forthin bei dir, und wird dir ferner helfen. Du bist jetzt vielleicht in einer übeln Lage. Schwierige Umstände drängen dich. Die besten Aussichten sind verloren; viele von deinen angenehmsten Wünschen schlugen fehl. — Aber denke doch an deine ehemaligen Zeiten zurück; erinnerst du dich nie, in welcher Muthlosigkeit du oft versunken lagst? Weißt du es nicht mehr, wie du zuweilen vom Schmerz vernichtet warst? Wie du alle Hoffnung auf die Möglichkeit besserer Tage schon aufgegeben hattest? Besinnest du dich nicht mehr an die Tage, da du wünschtest, sie möchten sich in eine lange Nacht verwandeln, damit du nichts mehr von dir und deinen Verhältnissen wüßtest? Wie, sie sind längst vorübergegangen; du warst seitdem so glücklich, hattest so viele frohe Stunden, und lächelst jetzt selbst über deinen damaligen Kleinmuth! Wohlan, fasse auch jetzt Muth. Es werden auch wieder Zeiten kommen, da du dich deiner jetzigen Beklemmung wenig mehr erinnerst, und, wenn du derselben gedenkst, wo du dich deiner jetzigen Freudenlosigkeit und Angst schämst.

Wie manchmal glaubtest du, dich könne Niemand retten, dir sei Niemand zu helfen im Stande. Und es vergingen wenige Tage oder Wochen: die Hand der Vorsehung waltete indessen unsichtbar über dir. Die Umstände wurden unvermerkt anders; unbekannte oder bekannte Wohlthäter und Menschenfreunde nahmen sich deiner an: Gott bewegte ihr Herz; Personen wurden deine

Freunde, an welche du vorher nie gedacht hattest; Vorschläge wurden dir gethan, welche du nie selbst erfinden, nie vermuthen konntest; allerhand kleinliche unerwartete Ereignisse zogen dich aus deiner Lage in ein besseres Licht hervor; es war dir, als wenn deine Sonne langsam aber unaufhaltbar aus dem zerfliessenden Gewölke hervorträte, das vorher Alles verfinsterte. Siehe, so hat dich dein Gott nicht verlassen, nicht versäumt! Er ist der Allergetreueste, und er erfüllt seine Zusagen gewiß. Und er, der gütig war in deiner Vergangenheit, er wird es wahrlich auch in deiner Zukunft, er wird es auch in der Zukunft der lieben Dein gen sein, er wird es nach Jahrhunderten und Jahrtausenden für das ganze Geschlecht der Sterblichen, und für das einzelne Menschenkind sein.

Der Unglückliche hat einen natürlichen Aberglauben. Weil er keine Mittel und Auswege mehr kennt, möchte er das Verborgene durch Wunder entschleiern, und der verschwiegenen Zukunft ihr Geheimniß gewaltsam entreissen. Er schämt sich nicht der thörichtsten Versuche, die seine eigene Vernunft jedesmal selbst mißbilligen muß. Er macht sich mit Wahrsagerinnen vertraut; er will aus zufälligem Spiel der Dinge, welche weder mit seinem Leben, noch mit dem Verhängnisse in Berührung stehen, Weissagungen erkünsteln. Er gibt auf allerlei Zeichen Acht, und schließt daraus auf die Erfüllung und Nichterfüllung seiner Wünsche. Er betrügt sich selbst, täuscht sich sogar wissentlich, und befleckt mit dieser Thorheit sein Herz und seinen Verstand.

Niemals würdige dich zum Glauben an Wahrsagungen und Deuten der Zeichen herab. Du hast dich selbst verloren, wenn du den Glauben an Gottes Weisheit, an Gottes Vaterhand verlierst. Die Vernunft untersagt die das elende Spiel voller Selbsttäuschung, denn oft verleitet die falsche Hoffnung, die sich auf dergleichen vermeinte Vorboten der Zukunft gründet, zu falschen und thörichten Handlungen, die, statt dich deinem Glücke zuzuführen, dich weit von ihm entfernen. Das Wort Gottes verbietet mit Ernst dergleichen thörichte Erfragungen des Künftigen; denn mit jenen albernen Mitteln, das Geheimniß der Folgezeit zu erforschen, brichst du den Willen Gottes nicht, und zwingst du die Allmacht nicht, ihre Gesetze zu ändern. Aber es ist Gottes Wille, es ist der Gottheit ewiges Gesetz, daß die Zukunft dem Auge des Menschen verborgen bleibe! Und Gott ordnete es also mit wohlthätiger Hand an, daß wir, vertrauensreich auf ihn, und unbekümmert um künftige Prüfungen, den gegenwärtigen Augenblick mit Freuden annehmen und geniessen, und unbesorgt wegen des Uebrigen, uns nur fest und zuversichtlich an der unsichtbaren Hand halten sollen, die uns durch das Dunkel führt. Darum sorget nicht, ruft Jesus mit hoher, wohlthuender Weisheit: sorget nicht für den andern Morgen, denn der morgende Tag wird für das Seine sorgen. Matth. 6, 34.

Der Kummer um die Zukunft wird nicht durch jene vergeblichen Mittel, durch jene Täuschungen des Aberglaubens gehoben, sondern durch Vertrauen auf die allwaltende, Alles am besten ordnende Hand der Vorsehung, und durch eigene Thätigkeit und Vorsicht, die vorhandenen Uebel zu vermindern. Lege selbst Hand ans Werk, bereite dir dein besseres Schicksal vor.

Ueberlasse dich erst in der Einsamkeit ganz der Betrachtung deiner gegenwärtigen Umstände. Diese Ueberlegung geschehe, wenn du vollkommen ruhigen Gemüthes und fähig bist, reiflich zu erwägen, welches eigentlich die Quellen deines jetzigen Uebels sind, das dich quält.

Da findest du, daß du entweder selbst durch deine Unvorsichtigkeit, durch deine Fehler, durch dein leidenschaftliches Herz dir das Böse zugezogen hast, oder daß es dir von Ursachen kam, die du weder herbeirufen, noch abwehren konntest.

Bist du nun nicht ganz selbst der Urheber deiner peinlichen Lage, so verliere um so weniger den Muth, sie wieder zu verbessern; denn du leidest unschuldig, und Gott ist der Schützer und Freund der Unschuldigen. Was du hier verlierst, wird er dir auf einer andern Seite ersetzen. Für den Schmerz, welchen du hier fühlst, wird dir an einem andern Orte eine Freude aufgespart. Selbst dein Verlust, dein Bedrängniß ist, wenn du es als Weiser benützest, kein Verlust, kein wahrhaftes Unglück. Nur deine Muthlosigkeit, nur dein Eigensinn macht es erst dazu. Es sollte für deine Seelengröße eine Uebung, für deinen

Christengeist eine Prüfung sein. Das Gold läutert sich erst im Feuer. Der Muth der Tugend bewährt sich erst im Sturm. Der Adel des Gemüths geht erst verklärt und herrlich hervor, wenn alle Stützen brechen, Alles sinkt, und unsere Kraft gleichsam auf sich selbst beruhen muß. Du warst vielleicht in langer Ruhe und Selbstthätigkeit erschlafft. Jetzt ist die Zeit, da es dir nicht mehr nach deinen Wünschen geht. Statt wie ein verwöhntes, eigensinniges Kind zu weinen, oder gegen dein Verhängniß mißmuthig zu trotzen, erhebe dich mit der Stärke des Mannes, und ordne mit ruhiger Weisheit das Beste an. Du hast nichts verloren, so lange du dich noch nicht selbst verloren hast; du bist noch nicht verloren, so lange dich das Vertrauen auf Gottes Beistand nicht verlassen hat.

Bist du arm geworden, siehst du den Ruin deines Vermögens vor dir, und vielleicht eine mühselige Zukunft für dich und die lieben Deinigen — wohl, es gibt ein Mittel, dich plötzlich zu bereichern, nämlich: lerne mit christlichem Muthe, mit männlichem Sinn entbehren! — Sei stolz auf diese Armuth, welche du nicht verschuldet hast. Ein reiches Gemüth spottet des Wechsels der Dinge und des Spiels der Zufälle. Sorge für dich und die Deinigen. — Gott sorgt wahrlich mit dir! Er will dich und die Deinigen nicht verlassen noch versäumen. Gib deine stolzen Plane, die weit aussehenden Wünsche auf, die du einst nährtest. Nicht das Geld, sondern nur das Herz macht reich. Nicht die Armuth schändet, sonder das Verbrechen.

Hast du Freunde, Geliebte verloren — haben dich Menschen getäuscht oder verrathen — umringen dich die Schlangen der Verleumdung und des Neides — du verlorst ja nur, was dir nicht ewig gehören konnte; warum begehrst du, was deine Vernunft selbst dir abschlägt? Daß dich Verräther hintergingen, sei stolz, daß du keinen Theil an ihrer Schande hast; sie müssen dich in deinem Unglück wider ihren Willen ehren, sobald du edler erscheinst, als sie. Daß dich Neider befeinden, deß zürne nicht, denn die Wespen schwärmen immer um die edelsten Früchte; das, was an dir beneidet wird, sei dein Trost gegen die Beleidigungen schlechtgesinnter Menschen.

Wärest du aber vielleicht selbst der Urheber deiner gegenwärtigen Drangsale — wen klagst du an? Warum begnügst du dich mit dieser Anklage? Warum seufzest du: wie wird es mit mir werden? Du siehest, wie es mit dir geworden, doch was weiter geschehen wird, das liegt in Gottes Hand. Du hast mit den Uebeln, die dich drücken, nur deine eigenen Thorheiten und Sünden bestraft. Verlängere deine Schuld nicht durch schädliche Verzagtheit.

Du bist gefallen, Unglücklicher, raffe dich auf, und glaube, mit den Händen, durch welche du dein Unglück herbeizogst, kannst du auch dein Glück bauen. Deine Stütze sei ächt-christliche Rechtschaffenheit, dein Wegweiser sei Jesu Lehre. Sünden brachten dir den Fluch; christlicher Edelmuth, christliche Weisheit bringen dir den Segen wieder ins Haus. Habe nur Muth, glücklich zu werden, und du wirst wieder glücklich sein können. Wende dich zu Gottes Gnade, sie wendet sich wieder zu dir. Tritt ein in Jesu Fußstapfen, und du hast den Weg zur Seelenruhe, zur innern Zufriedenheit betreten, die von allen Aussendingen unabhängig ist; du hast das beste Theil erwählt! Du gehörst Gott wieder, und er wird dich nicht verlassen noch versäumen.

Wohlan nun, meine Seele, ermanne dich! Sei harmlos um die kommenden Tage, Gott zählt sie dir zu. Bewaffne dich gegen Alles, was dir noch begegnen mag, mit Christi Muth und Ergebung. Rette deine Seelengröße im Drange aller Schicksale, und du hast dein Alles errettet; lerne entbehren, und du wirst von keiner Armuth wissen; lasse deine hochfliegenden eigensinnigen Wünsche als nichtige Einbildungen fahren, und du hast dann von der Zukunft nichts mehr zu befürchten, Alles nur zu hoffen.

Ich bin beruhigt. Gott, ich bin ruhig in Dir. So will ich denn entschlossen in mein Verhängniß gehen; so will ich denn mit Muth, was mir geschehen soll, erwarten; denn Du, Vater, Alles gütig, wohlthätig ordnender Vater, Du, Schöpfer meines Lebens, Du willst mich nicht verlassen noch versäumen. — So will ich denn mit Ergebung in Deinen Willen Verzicht auf Alles thun, was ich verloren habe, Verzicht auf meine Wünsche, Verzicht auf meine stolzen Entwürfe; denn ich weiß es, das ist mir nicht gut, was Du, Allweisester, mir verweigerst. So will ich denn, ohne Bangigkeit um mein Schicksal, ohne Furcht um das Schicksal der Meinigen,

auf Deine Hilfe vertrauen, und wie Du die Herzen der Menschen zu meinen Gunsten lenkest, oder die traurigen Umstände, welche mich heute umringen, wunderbar verwandelst. Gott, mein Gott, ich kenne Deine Vatertreue: sie ist mir ja nicht fremd. Wie oft hat schon in meinen frühern Zeiten ein einziger Augenblick Alles herrlich umgestaltet!

Nicht um Weisheit, nur um Muth und Kraft flehe ich zu Dir, und daß dein heiliger Geist mich nicht verlasse, nur das Beispiel meines Jesu mir beständig vor der Seele schwebe! — Ich will mich selbst verläugnen, wie er sich verläugnet hat; ich will den bittern Kelch meiner Leiden, mit heiliger Ergebung in Deinen Willen, trinken, wie er ihn getrunken hat. So werde ich siegen über das Elend dieser Zeit, wie er auch herrlich obgesiegt hat. So werde ich noch selbst in meinen Schmerzen, noch selbst in meinen Thränen fühlen, wie Jesus es empfunden hat, daß Du, Allbarmherziger, der Ewigtreue bist, daß Du mich nicht verlassen, mich nicht versäumen willst. Vater im Himmel, meine Seele hoffet auf Dich! Amen.

XXXVII.

Die Sorge um das irdische Eigenthum.

Ev. Luc. 11, 1.

Des hohen Werthes Deiner Gaben
Und ihrer Absicht eingedenk,
Beweise Jeder: was wir haben,
Sei nicht verdient, sei Dein Geschenk;
Sei ein Geschenk nur für die Zeit,
Nicht aber für die Ewigkeit.

Sehr oft verfallen wir durch bloße Mißverständnisse in Fehler, oder gerathen in Verlegenheit, in Widersprüche mit uns selbst, die unserer Ruhe Nachtheil bringen können. Sehr oft scheinen sogar diese Widersprüche aus dem Munde unserer eigenen Lehrer zu kommen, ja sich selbst hin und wieder in den Worten der heiligen Schrift zu befinden. Um so gefährlicher für unsere Lebensweise. Wir wissen nicht, welches Theil wir erwählen wollen. Unsere uns als Hausväter, als Hausmütter, als Bürger eines Landes, als Beamte aufliegenden Pflichten scheinen ganz denjenigen zu widerstreiten, welche die heilige Schrift empfiehlt, oder die Lehrer des göttlichen Wortes uns vortragen.

Daher ist es für die Gemüthsberuhigung guter Christen allerdings von der höchsten Wichtigkeit, daß sie sich diejenige Aufklärung des Verstandes erwerben, durch welche sie im Lesen oder Hören des göttlichen Wortes das nöthige Licht, oder bei aufsteigenden Zweifeln eine Lösung derselben erhalten können.

So scheint es unter andern ein harter Widerspruch zu sein, wenn die Schrift gebietet, wir sollen dem Zeitlichen entsagen; der Welt nicht anhangen; uns nicht mit der Sorge für den künftigen Tag beschäftigen — und dagegen dann unsere leiblichen Bedürfnisse laut fordern: denke daran, daß du mit den Deinigen nicht in Elend gerathest; erwirb dir so viel Vermögen, daß du und deine Kinder nicht darben müssen, daß du mit deinem Ueberflusse auch denjenigen helfen könnest, die nichts zu erwerben im Stande sind.

Wenn von der einen Seite befohlen wird: Ihr sollt euch nicht Schätze sammeln auf Erden, da die Diebe nachgraben und stehlen; denn wo euer Schatz ist, da ist auch euer Herz. Sorget nicht für euer Leben, was ihr essen oder trinken werdet; auch nicht für euern Leib, was ihr anziehen werdet. Ihr könnet nicht Gott dienen, und dem Mammon; Niemand kann zween Herren dienen, er wird einen hassen oder den andern lieben! — Und dagegen es wieder heißt: Bete und arbeite; sechs Tage sollst du arbeiten und alle deine Dinge beschicken, aber am siebenten Tage ist der Sabbath des Herrn deines Gottes! — so muß wohl in Manchem, der über den Zusammenhang und den wahren Sinn der Worte nicht nachdenkt, und das, was oft nur bildlich oder mit großem Nachdruck gesagt ist, buchstäblich annehmen und befolgen wird, der größte Zwiespalt mit sich selber entstehen. Denn wenn wir kein Vermögen erwerben, nicht für den künftigen Tag sorgen sollen für uns und die Unserigen, warum wird von der andern Seite geboten: Gebet den Armen! Ihr sollet sechs Tage arbeiten und den siebenten Gott weihen! Warum sollen wir beten: Unser täglich Brod gib uns immerdar!

Daher haben wir gesehen, daß schon viele Menschen aus bloßem Mißverständniß in die entgegengesetzten Fehler verirrt sind.

Es gab Menschen, die da glaubten, man solle sich ganz von der Welt trennen; man

müsse, um selig zu werden, allen Reichthum verachten, wohl gar hassen; man müsse nichts besitzen, und beständig Noth leiden, um Gott wohlgefällig zu sein. Sie gaben ihr Eigenthum hinweg, und flüchteten in Einsiedeleien, wo sie mit Andachtsübungen ihre Zeit hinbrachten, ohne ihren Mitbrüdern wahrhaft wohlthätig werden zu können. Sie dachten nicht daran, daß selbst die Jünger Jesu ihren Lebensunterhalt durch allerlei Arbeit verdienten; sie wollten nur von Almosen leben. Sie dachten nicht daran, daß ihnen die Weisheit Gottes nicht deswegen so mancherlei Kraft verliehen, damit sie dieselben im todten Müssiggange unbenutzt liegen lassen sollten; dachten nicht daran, daß, wenn eine solche Lebensart wirklich der Wille des Allerhöchsten wäre, die Menschen auf dem Erdball schnell im Elend aussterben würden, und Gottes Zwecke nicht erreicht werden könnten. Denn wollten Alle arm sein, wer wollte Almosen ertheilen und dem Unglückseligen helfen können? Wollte Niemand Vermögen sammeln, wer würde ohne dasselbe Mittel besitzen, die Nackten zu kleiden, die Hungrigen zu speisen, die Kranken mit kostbaren, oft aus fernen Ländern herbeigeführten Arzneien zu heilen, und alle diejenigen Pflichten, zu erfüllen, welche uns Gott durch den Mund Jesu Christi und seiner Boten predigen ließ?

Von der andern Seite gab es ihrer noch Mehrere, die, weil sie fanden, daß manche Stellen der heiligen Schrift nicht immer im buchstäblichen Sinne verstanden werden könnten, in ihrer Seele dachten, man müsse es überhaupt mit den biblischen Sprüchen nicht allzugenau nehmen; man könne Vieles auslegen, wie man wolle; man dürfe sich nicht an Alles gar zu ängstlich binden, die Zeiten wären ganz anders geworden.

Sobald sie diese Denkart einmal annehmen, machen sie sich ihr eigenes bequemes Christenthum; legen die Worte Jesu aus, wie es ihren besondern Neigungen und Absichten am besten gefällt, und ihnen am leichtesten ist. So werden sie aus Christen zu *Halbchristen*; jeder hat seine eigene Pflichtlehre, jeder seine eigene Religion. Sie halten sich dann für aufgeklärt; sie achten auf die Vorträge der Prediger und Erklärer des göttlichen Wortes weniger; glauben, es seien dieselben von Amtswegen verpflichtet, so und nicht anders zu reden. Der Gottesdienst wird zuletzt nur Scheindienst; das Christenthum beschränkt sich zuletzt nur auf den Namen, auf den Besuch der Kirchen, auf die Beobachtung kirchlicher Gebräuche und heiliger Sakramente. Sie werden in ihren Christenpflichten täglich lauer; sie werden nur klug handeln, aber nicht mit Jesusfrömmigkeit; die Religion muß sich nach den Begierden und besondern Neigungen der Menschen, nach ihrem Temperament, nach ihren Leidenschaften richten, statt daß diese den Geboten der Religion unterworfen sein sollten. Sie verkehren das ganze Verhältniß der Religion zum Menschen, und gerathen so aus einem Irrthum in den andern, bis sie zuletzt in ihrem eigenen Gemüth voller Widersprüche, ohne Einstimmung mit sich selbst sind, auf traurige Abwege gerathen, sich und Andern zum Verderben.

Und wie viele sind nicht dieser! Wie Viele, die sich ihre eigene Religion gemacht haben, statt diejenige in ihrer hohen Reinheit und Einfalt zu bewahren, welche Jesus Christus lehrte!

Dahin können alle Mißverständnisse leiten! Wie wichtig ist es dem für seine wahre Veredlung besorgten Christen, daß er sich da Klarheit verschaffe, wo ihm Widersprüche vorhanden zu sein dünken!

In Gottes Wort selbst liegen die Widersprüche nicht, sondern in den thörichten Auslegungen desselben. Wir müssen Alles, was wir darin finden, jedesmal in seinem vollen *Zusammenhange* betrachten; müssen immer wohl erforschen, zu wem gesprochen wird, *unter welchen Umständen*, zu welchem *Endzweck*.

Jesus Christus hat niemals das Arbeiten untersagt, niemals befohlen, sein ganzes Leben mit Beten zuzubringen und im Müssiggang. Wohl aber warnte er gegen die Unmäßigkeit der Nahrungssorgen, eiferte gegen diejenigen in starken Ausdrükken, welche sich um nichts, als irdisches Ansehen und zeitlichen Reichthum bekümmerten, die darüber Gott vergaßen und ihre höhern Bestimmungen für die Ewigkeit. Denn solche Menschen, die dies Leben und dessen vergängliche Güter zu ihrer Hauptsache machen, opfern sich zuletzt nur für Staub und Schatten auf, die nicht bleiben. Sie sinken in die Reihe der unvernünftigen Geschöpfe, die, ohne Ahnung eines Höhern und Bessern, nur auf ihre Nahrung, auf

ihr Wohlleben bedacht sind, und mit denen im Tode Alles aufhört.

Um so viel höher der Mensch steht, als das Thier, oder um so viel die Seele erhabener und wichtiger ist, als der irdische Leib, um so viel mehr ist auch das Geistige dem Irdischen, das Ewige dem Hinfälligen vorzuziehen. Niemand kann sich mit ganzer Seele Gott weihen, wenn er sich mit ganzer Seele dem Sinnlichen, der Sorge um Reichthum und Wohlleben hingibt. Darum sei das Glück, die Veredlung, die Heiligung deiner unsterblichen Seele, die Hauptsache; darum ziehe das Himmlische dem Irdischen vor, wo beide einander widersprechen, und nicht beisammen bestehen können.

Aber damit ist nicht gesagt, daß du die Sorgfalt um dein zeitliches Wohl ganz vernachlässigen müssest. Denn Gott gab dir den Leib; du sollst ihn also erhalten. Er gab dir mannigfaltige Kräfte; du sollst also mit dem dir anvertrauten Pfunde nützlich sein, und es nicht in Müßiggang vergraben. Gott befahl dir, den Nackten zu kleiden, den Hungrigen zu speisen: du sollst dir also so viel erwerben, damit du im Stande seiest, deinen Mitmenschen wohlthätig zu werden und die Gebote Gottes erfüllen zu können. Gott gab dir Kinder: du sollst sie alle ernähren, alle bekleiden, und ihnen eine gottgefällige Erziehung geben. Gott gab dir Freiheit, damit du nützlich in der Welt wirken könnest: du sollst also die Freiheit bewahren, und dich nicht durch Armuth von der Gnade anderer guter oder böser Menschen in Abhängigkeit setzen.

Jesus hatte zwar nicht, wo er sein Haupt hinlegte, und trieb nach dem Antritt seines Lehramtes kein Gewerbe mehr (vor demselben scheint er mit seinem Pflegevater das Zimmerhandwerk getrieben zu haben; Marc. 6, 3); aber seine Jünger scheinen ihre Nahrungsgeschäfte nicht ganz aufgegeben zu haben, wie sie denn nach Jesu Auferstehung wieder Fischerei trieben (Joh. 21, 3 ff.). Sicherlich hatte Jesus mit seinen Jüngern eine gemeinschaftliche Kasse, woraus man sieht, daß er für seine und ihre Bedürfnisse sorgte. Einer von denselben — Judas war es — führte die Rechnung über das vorräthige Geld, womit sie ihre Bedürfnisse bestritten. Joh. 12, 6. Jesus ordnete an, wenn von diesem Gelde das Nöthige angeschafft werden mußte, oder wenn man den Armen milde Gaben daraus ertheilen sollte. Joh. 13, 29. Er hatte bei seiner und der Seinigen hohen Mäßigkeit also noch einen Ueberfluß, um Nothleidenden damit wohlzuthun.

Der Apostel Paulus war ein Zeltmacher, und trieb dieses Handwerk auch noch als Apostel. Christus hatte es den Aposteln erlaubt, vom Evangelium zu leben, das heißt: sich von denen unterhalten zu lassen, welchen sie das Evangelium verkündigten; Paulus aber zog es vor, sich seinen Unterhalt mit seiner Hände Arbeit zu erwerben, um unabhängiger zu sein. „Ich habe keines euer Silber, noch Geld, noch Kleider begehrt," sprach der Apostel Paulus zu den Aeltesten der Gemeinde Ephesus; „denn ihr wisset selbst, daß diese Hände mir zu meiner Nothdurft, und derer, die mit mir gewesen sind, gedient haben." (Apost. Gesch. 20, 33. 34.)

Eben dieser thätige und aufgeklärte Schüler Jesu eiferte mit hohem Ernste gegen die Schwärmer, welche sich einbildeten, man müsse gar nicht um seine Nahrung bekümmert sein; es sei besser, Almosen nehmen, und alles Eigenthum verachten. „Nein," sprach der edle, wahrhaft in Christo wandelnde Paulus, „wir haben nie umsonst das Brod genommen von Jemand, sondern mit Arbeit und Mühe Tag und Nacht gewirkt (oder gewoben), daß wir nicht Jemand unter euch beschwerlich waren, — damit wir uns selbst zum Vorbild euch gäben, uns nachzufolgen. Wir hören, daß etliche unter euch wandeln unordentlich, und arbeiten nichts: solchen gebieten wir und ermahnen sie durch unsern Herrn Jesum Christum, daß sie mit stillem Wesen arbeiten und ihr eigenes Brod essen! (Thess. 3, 8 — 12.)

Weit entfernt also, daß die Sorge um unser zeitliches Wohl etwas Verdammliches wäre, ist sie nach dem Beispiel Jesu unsere Pflicht. Es ist die Pflicht des Christen, sich Eigenthum zu erwerben; es ist die Pflicht, sein Eigenthum zu bewahren und zu beschützen. Der Christ soll arbeiten und erwerben, damit er unabhängig sei, und nicht Andern durch Armuth zur Last falle, damit er die nöthigen Mittel erhalte, sich selbst zu vervollkommnen; er soll die von Gott verliehenen Kräfte gebrauchen, damit er

nicht einen Raub an der Zeit begehe, und mit dem ihm anvertrauten Pfunde wuchern.

Die Sorge um zeitlichen Wohlstand ist also wohl verträglich mit der Sorge um das ewige Glück der Seelen; auch ist leider nur allzugewiß, daß Armuth und Müßiggang, zumal in unsern Tagen, die Quellen viel zahlreicherer Laster und Sünden sind, als der Reichthum selbst.

Wir sollen als gute Christen uns Eigenthum auf Erden sammeln und dasselbe gegen unrechtmäßige Gewalt beschützen, nicht nur für uns, sondern auch zum Besten derjenigen, welche Gott uns anvertraut hat. Wir sind nicht nur uns selbst Pflichten schuldig, sondern auch unsern Blutsverwandten, unsern Gatten und Kindern. Wir sollen diesen, deren Weh und Wohl in unsere Hand gegeben ist, ein angenehmes Loos auf Erden bereiten, daß sie das Glück des Lebens, für welches Gott sie erschuf, nicht durch unsere Nachlässigkeit verlieren.

Es wäre demnach ein unverantwortliches Vergehen, wenn wir unser Eigenthum und Vermögen versäumten, und unsere Nächsten, ja unsere eigenen Kinder dem Elende der Armuth und Dienstbarkeit überliessen. Es wäre ein unverantwortliches Vergehen, wenn wir unser Eigenthum nicht gegen fremde unrechtmäßige Angriffe vertheidigen wollten. Denn das hieße zu Gunsten böser und habsüchtiger Menschen unsern eigenen Blut Unrecht thun, und die Sünde mit den Räubern theilen.

Daher empfiehlt Jesus, der gegen das Laster des Geizes so vielmals warnte, durch sein eigenes Beispiel sorgfältige Sparsamkeit. Als er Tausende in der Wüste gespeiset hatte, und sah, wie nun alle gesättigt waren, sprach er zu seinen Jüngern: Sammelt die übrigen Brocken, daß nichts umkomme! (Joh. 6, 12.)

Der Verschwender, der Trunkenbold, der Schlemmer, der unordentliche Hausvater ist folglich weit von der Nachahmung Jesu entfernt; er ist sträflich in den Augen Gottes und mit Recht ein Gegenstand des öffentlichen Tadels unter den Menschen. Auch Jesus, wiewohl er gegen die allzuängstliche, allzuweit getriebene Nahrungssorge eiferte, sorgte dennoch für die nächstkommenden Tage, und für die beste Benutzung des vorhandenen Eigenthums. Darum wollte er nichts umkommen lassen.

Wir sollen Vermögen und Eigenthum sammeln, und das Erworbene bewahren, nicht allein für uns, oder für unsere nächsten Blutsfreunde, sondern damit wir von dem Ueberfluß unsers Eigenthums wohlthätig gegen leidende Mitmenschen sein können, welche nicht in der Lage sind, sich durch eigene Kraft ihres Lebens Unterhalt und Nothdurft zu verschaffen. Ein Jeglicher arbeite und schaffe mit den Händen etwas Gutes, auf daß er habe zu geben den Dürftigen! spricht die heilige Schrift. (Epheſ. 4, 28.)

Gibt es auch auf Erden eine himmlischere Wollust, als diejenige ist, welche wir bei Erquickung wahrhaft Hilfsbedürftiger empfinden? Gibt es auch eine schönere Menschenpflicht, als diejenige, wo wir durch Unterstützung und Erfreuung des Leidenden gleichsam Gott ähnlich werden, der uns Alle unterstützt und erfreut? Aber wie wollen wir diesen edeln Beruf übernehmen, wenn wir uns nicht durch Sorge und Arbeit in den Besitz der dazu nöthigen Mittel gesetzt haben? Warum also wollten wir denjenigen verurtheilen, als sei er kein wahrer Christ, der sein Vermögen auf anständige Weise vergrößert? Thut er etwas Anderes, als Jesus und seine Jünger selbst billigten? Nirgends haben sie den Reichthum verdammt, wohl aber den Mißbrauch des Reichthums.

Nicht die Gaben Gottes, welche wir sammeln sollen zu unserm und der Unsrigen Wohl, nicht die Umstände und Verhältnisse, worin die Weisheit des Weltregierers uns zu setzen für gut hält, sind an sich böse und tadelnswürdig, sondern nur der Mißbrauch derselben. Nicht aber der Reichthum allein, auch die Armuth kann gemißbraucht werden. Sie wird von denen gemißbraucht, welche, wiewohl sie arbeiten und Eigenthum erwerben könnten, doch lieber den Müßiggang vorziehen, und dann mit ihrem Lebensunterhalt Andern beschwerlich werden, wie Paulus (2 Theſſ. 3, 9) sagt. Denn so Jemand nicht will arbeiten, der soll auch nicht essen.

Die Sorge um irdischen Wohlstand ist für den Christen eine ernste Pflicht, welche ihm Gottes Wort und eigene Ueberzeugung laut gebieten. Er ist nicht nur sich, seinen Kindern und Angehörigen, er ist auch unglücklichen Mitmenschen schuldig, sein Ei-

genthum auf gerechte Weise zu vermehren und zu bewahren; er ist es auch überhaupt dem Staate schuldig, in welchem er als Bürger lebt. Er muß, dies ist göttliches Gebot, nach allen Kräften das Seinige zum Wohlsein der großen Gesellschaft der Mitbürger beitragen, in welcher er wohnt. Dies kann er aber nicht, wenn ihm dazu die nöthigen Hilfsmittel fehlen. Er kann, ohne selbst gehöriges Eigenthum zu haben, Andern keinen Verdienst, keine Arbeit, keinen Wohlstand verschaffen. Er kann, ohne selbst Vermögen zu besitzen, der Obrigkeit nicht die erforderlichen Abgaben entrichten zur Aufrechthaltung der Gesetze, der gemeinnützigen Stiftungen, der öffentlichen Sicherheit. (Röm. 13, 7.) Trägt er aber nicht das Seinige zur Erhaltung des Ganzen bei: so ist er ein unnützes Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft, ein lästiger Kostgänger seines Vaterlandes; er lebt durch die Gnade Anderer, und muß sich selbst noch mehr verachten, als er verachtet wird. Denn er hat weder göttliche noch menschliche Ordnung geehrt, weder göttliche noch menschliche Gebote pflichtmäßig erfüllt.

Die Sorgfalt des Christen um Erwerbung zeitlichen Eigenthums und Vermögens ist göttlicher Wille; jeder Sterbliche soll, so lange er auf Erden lebt, Antheil an den Gütern dieser Erde haben, die der Schöpfer zum Genuß Aller schuf und mit wunderbarer Fülle des Reichthums ausstattete. Jeder gewinnt davon etwas, je nach Maasgabe seiner Kräfte und des göttlichen Willens, der die Schicksale und Verhältnisse der Menschen anordnete.

Aber dies Erwerben und Beschützen des wohlerworbenen Eigenthums muß auf gerechte Weise geschehen, und nicht durch verbotene Mittel. — Gottheit und Menschheit verabscheuen den gewaltsamen Räuber; den Dieb fremden Vermögens; den hartherzigen Wucherer, der sich unter den Thränen derer, die er drückt, Schätze sammelt; den hinterlistigen Betrüger, welcher mit falschem Maas und Gewicht spielt, oder fremde Erbschaft auf Umwegen erschleicht und den rechtmäßigen Erben entzieht.

Segenswürdig ist die Frucht, welche wir endlich im Schweiße unsers Angesichts gewinnen, und an welcher die Thräne keines Betrogenen klebt; schätzbar sind und mit Segen empfangen werden die Glücksgüter, welche auch ohne unser Zuthun Gottes Gnade uns ertheilt. Aber Fluch haftet und Unsegen am ungerechten Gute, welches wir durch Hinterlist und Gewaltthätigkeit zusammenscharren; es gedeiht selbst in der Hand der Kinder und Enkel nicht. Wer das irdische Wohl durch Sünden erwirbt, der hat sein Höchstes für das Schlechteste, die Unschuld und Würde seines Gemüthes für vergänglichen Raub dahingegeben. Schon dies Gefühl ist ein Fluch in der Brust des Ungerechten. Er muß zittern, daß er früher oder später mit Schande einbüße, wie er mit Schande erwarb.

Das Erwerben des zeitlichen Vermögens geschieht durch den Christen auf eine gemeinnützige Art. Er kann sich nicht damit beruhigen, daß er seinen Wohlstand auf gerechte Art vermehrt; nein, es muß auch so geschehen, daß er durch die Arbeit, die ihm Vermögen verschafft, andern Menschen wahre Dienste leistet. So wird seine Arbeit, die er gibt, nur ein Tausch von nützlichen Dingen gegen das Nützliche, so er dagegen von Andern erhält. Er treibt keine liederliche sittenverderbende Gewerbe, wodurch er fremde Leidenschaften aufregt und zu seinem Vortheil benutzt; er haßt die Werke der Finsterniß, und würden sie ihm noch so sehr belohnt. Was er thut und leistet, ist nicht nur des Lohnes, sondern auch der Hochachtung aller guten Menschen werth.

Endlich vergißt er auch niemals, daß zuletzt doch aller Reichthum, aller irdische Wohlstand, so nützlich er auch sei, nur vergänglich ist, und daß ihm nur unsere kleinere Sorge, aber daß der Heiligung unserer unsterblichen Seele die höchste Sorge gebühre. Er sieht in dem zeitlichen Vermögen nicht den Hauptzweck seiner Erschaffung, sondern nur nützliche Mittel an sich und Andern, die Absichten Gottes zu erfüllen. Der Zweck seines Lebens ist nicht das Anhäufen eines Vermögens, das ihm zuletzt doch nicht bleibt, sondern gleichsam nur einstweilen dargeliehenes Gut ist. Sein wahrer Schatz ist im Himmel. Sein höchster Zweck ist die Veredelung des Herzens, die Heiligkeit seines Geistes, mit welcher er bessern Welten und erhabenern Schicksalen entgegenreift.

Darum überläßt er sich nicht allzuweit

getriebener Angst und Sorge um das Zeitliche; er ist vielmehr um das Loos seiner Seele bekümmert. Und wie Gott seine Arbeiten für Erwerbung irdischer Bedürfnisse segnet, so segnet Gott auch sein Bemühen um Erwerbung höherer Vollkommenheiten und unvergänglicher Schätze.

So will ich nun mit Fleiß und Redlichkeit die mir von Dir, o himmlischer Vater, verliehenen Kräfte anwenden, um meinen irdischen Wohlstand zum Besten meiner und derer, für die ich zu sorgen habe, zu vermehren. Denn auch mir hast Du, Allgütiger, meinen Antheil zugesichert an den herrlichen Gaben, mit welchen Deine reiche Vaterhand diese Erde schmückte. Ich soll sie Andern ertheilen helfen. Gib Du meinen frommen Bemühungen Deinen Segen, und laß mich mit Mäßigung und Weisheit dasjenige brauchen, was Du mir zutheilest.

Aber bei der Sorgfalt um mein irdisches Wohl laß mich nie gleichgültig werden in der Sorge um das Ewige! Selbst in der Erwerbung meines zeitlichen Vermögens soll ich in mannigfaltigen Tugenden mein Streben nach jenem unvergänglichen Heil offenbaren. Denn was ich hienieden empfangen, ist Staub. Das Irdische alles bleibt im Irdischen einst zurück; die Ewigkeit, Deine herrliche Geisterwelt, fordert nur das Geistige; nur dies nehme ich mit mir hinüber. — O wie mancher Fürst dieser Welt, der dies vergessen, stirbt mitten unter Gold und Pracht und Schätzen, die er verlassen muß, als ein beklagenswerther Armer; wie mancher Bedürftige, dessen Sterbetuch nichts als ein grobes Linnen ist, stirbt als ein Reicher, wenn er seine Seele mit Tugenden schmückte; denn er ist der beglückte Erbe des bessern Lebens und eines erhabenern Looses in der Ewigkeit.

XXXVIII.

Abnahme des häuslichen Wohlstandes.

Phil. 4, 12.

Schon lange wachten bange Sorgen
In meiner Brust!
Schon lange führte mir kein Morgen
Zurück die sonst empfundne Lust.

Ich sehe meinen Wohlstand sinken,
Mein Glück entfleh'n;
Und Armuth mir und Kummer winken,
Und keine einz'ge Hoffnung blüh'n.

Willst Du mich, Gott, mein Gott, verlassen?
Und soll ich denn
Spott werden Derer, die mich hassen?
Gemieden von den Glücklichen?

Ach, hätt' allein nur ich zu weinen —
Ich trüg' es noch!
Doch Armuth droht nun auch den Meinen —
Dies macht zu schwer des Kummers Joch!

Es ist in unsern Tagen gar nichts Ungewöhnliches, die angesehensten Familien plötzlich in Verfall gerathen zu sehen. Wie viele der reichsten Häuser sind gezwungen worden, sich einzuschränken! Wie viele bemittelte Personen sind in ihren Glücksumständen so weit zurückgekommen, daß ihnen fast nicht mehr blieb, womit sie sich und die Ihrigen ernähren konnten!

In der That, es ist für einen würdigen Hausvater schmerzvoll, sich einer dürftigen Lage preisgegeben zu sehen, während man vorher vieler Lebensannehmlichkeiten gewohnt gewesen. Es ist schmerzvoll, oft in wenigen Tagen nun die ganze Frucht seines Lebensfleißes vernichtet, und was der Gewinn langer Arbeiten, vieler Sorgen, großen Kummers gewesen, ohne Rettung wieder verschwunden zu sehen. Es ist noch schmerzvoller, wenn solch ein hartes Schicksal erst in späten Jahren eintritt, wo der unternehmende Muth fehlt, und eine mühselige, arbeitvolle Jugend mit einem dürftigen Greisenthum vergolten wird. Es ist noch schmerzvoller, wenn mit der Abnahme des Vermögens zugleich die goldenen Hoffnungen abnehmen, welche man für seine Kinder hatte, für die man es sich unendlich sauer werden ließ.

Mit dem Augenblick, da es bekannt wird, wie eine Familie in ihren Glücksumständen zurückgekommen ist, ändert sich auch für sie die ganze Welt umher. Die Menschen, wie sie nun gewöhnlich sind, nehmen einen andern Ton gegen die Unglücklichen an. Zwar die Edlern unter den Mitbürgern bleiben auch dann noch edeldenkend, und suchen mit zarter Schonung und Liebe das Schicksal der Leidenden zu mildern. Ihre alte Hochachtung vermindert sich darum nicht, daß nun weniger Reichthum vorhanden ist. Nun tritt der Dankbare freudig hervor, und sucht würdig zu vergelten, was ihm einst von den jetzt Gesunkenen Liebes geschah. Nun tritt er hervor, welcher einst, weil er gering war, übersehen ward mit seiner stillen Anhänglichkeit; er tritt hervor, um sich als wahrer Freund zu zeigen. Aber

hundert andere ehemalige Freunde wenden der verarmten Familie in gleicher Zeit den Rücken. Die, auf welche man am sichersten zählte, sind jetzt am treulosesten. Die, gegen welche man sonst am uneigennützigsten handelte, sind jetzt die schnödesten, und vermehren hartherzig das Uebel durch ihre Selbstsucht. Andere, ehemals neidisch, prahlen jetzt schadenfroh, und freuen sich heimlich oder laut des Unfalls; bedauern vielleicht, daß er nicht noch größer ist, und werfen giftige Pfeile aus mit ihrem verleumderischen, höhnenden Geschwätz gegen die Gesunkenen.

Nicht Jeder ist stark genug, solch ein Verhängniß mit christlicher Fassung zu ertragen. Viele haben sich in solchem trostlosen Zustande der Verzweiflung zum Raube hingegeben. Andere haben den Rest ihres Lebens kleinmüthig mit Gram und vergeblicher Sorge verbittert, ihre Gesundheit geschwächt, und damit zum Nachtheil ihrer Angehörigen unmerklich ihr Leben verkürzt.

Aber was ist in so traurigen Fällen Weisheit, wenn man vor den Trümmern seines Vermögens dasteht, und ohne Aussicht, jemals das Untergegangene wiederherstellen zu können? Wo findet man die verlorne Heiterkeit wieder, wenn man die Sorge und Mühe eines ganzen Lebens vereitelt sehen muß? Wie kann man wieder häuslich glücklich, zufrieden, ruhig werden, wenn man doch seine Kinder in einer mittellosen Lage, und sich selber auf allen Seiten zurückgesetzt erblickt? — Nein, da ist's schwer, da unmöglich, wieder des Lebens innig froh zu sein, wie sonst. Da hilft keine Weisheit der Weisen als Trost gegen Armuth und Verachtung; und die besten Grundsätze werden wirkungslos, wenn man sich aus dem friedlichen Ruhe in den Sturm, aus dem Paradies häuslichen Glücks ins Elend hinausgeschleudert sieht.

Wie, kein Trost? keine Rettung? Unmöglich wäre die Wiederherstellung ehemaligen Friedens und der alten Heiterkeit? — Nein, du irrst, Unglücklicher, weil die Sprache, welche du jetzt führst, beweiset, daß du noch nie weise gewesen bist vorher. Du rühmtest dich sonst einer Religion, aber du hattest noch keine Religion. Darum mußte das Unglück kommen, und das Trübsal mußte dich ernst in die Unterweisung nehmen: es gebe noch etwas Höheres, als Geld, Gut und Ansehen! — Du warst bisher noch kein Christ. Wärest du es von Herzen gewesen, würdest du heute mit jener Hoheit sprechen können, in welcher Paulus zu den Philippern sprach: Ich kann niedrig sein und kann hoch sein; ich bin in allen Dingen und bei allen geschickt, beides, satt sein und hungern, übrig haben und Mangel leiden. Phil. 4, 12.

Du, den der Verlust deines Wohlstandes ohne Unterlaß quält, Harmvoller, Kleinmüthiger, du warst noch kein Christ, ungeachtet man dich in Kirchen beten sah, und voller Ehrerbietung gegen Gott in deinen Gesprächen. Du warst noch kein Christ, ungeachtet du dich selbst oft und gern mit dem Regenten des Weltschicksals in Andacht unterhalten konntest, und die Deinigen zu einem gottgefälligen Lebenswandel erzogst und anhieltst. Du warst nicht, was du dir selbst geschienen hast, weil du noch einen viel zu großen Werth auf äussere Glücksumstände gesetzt hast, als wenn sonst keine Zufriedenheit, keine innere Seligkeit des Gemüths gedenkbar wäre. Wer nicht im Stande ist, Alles zu verlieren, und doch dabei seine Heiterkeit und Seelengröße zu behalten, der war noch nicht in Jesu Sinn und Geist eingedrungen. Es ist gut, daß ihn das Schwerste überfalle, damit er das Vergängliche nicht mehr höher schätze, als das geschätzt werden muß, was vergänglich ist.

Andere haben wohl mehr eingebüßt, als du, und sind stärker, muthiger, Gott ergebener geblieben, als du in deinen Unfällen. Fürsten sind von ihren Thronen gefallen, und haben in ruhmloser Dunkelheit die Erhabenheit ihrer Denkart bewährt. — Herren und Große sind aus ihren Palästen getrieben und gezwungen worden, ihr Dasein durch fremde Mildthätigkeit zu fristen; in fremden Landen kümmerlich ihren Aufenthalt zu suchen; Verzicht zu thun auf Wohlleben, Glanz, Ruhm und Ueberfluß, wozu ihre Herkunft, ihr Rang, ihr erworbenes und reich ererbtes Vermögen sie zu berechtigen schien. Aber mit hohem Sinn haben sie getragen, was sich nicht ändern ließ. Sie haben gelernt: es waltet über die Ordnungen der Welt eine unsichtbare, mächtige Hand, die den Reichen stürzt, den Armen begütert, die den Hohen in den Staub schleudert und den Niedrigen erhebt.

Ich kann niedrig sein und kann hoch sein;

ich bin in allen Dingen und bei allen geschickt, beides, satt sein und hungern, übrig haben und Mangel leiden! So spricht und denkt der Christ, erhaben über alle Spiele des irdischen Glücks, und beweiset, was er denkt, im Thun seines Lebens. So geh' denn hin, und werde desgleichen.

Fasse Muth. Gewöhne dich vor allen Dingen, deinem Unglück, es möge nun fernher drohen, oder schon vor dir stehen, zu allen Zeiten unerschrocken in's finstere Antlitz zu schauen. — Mache den Anfang damit, den Zustand deines zerrütteten Vermögens in allen Verhältnissen zu erkennen, und zu erforschen, was dir bleibt, wenn du Alles verlierst und hingibst, was nicht dein Eigenthum ist.

Es hat Viele in größeres Verderben gestürzt, daß sie keinen Muth besaßen, sich mit ihrer wahren Lage zur rechten Zeit bekannt zu machen; daß sie immer über ihre Glücksumstände im Dunkeln zu bleiben und sich und Andere mit falschen Hoffnungen zu täuschen suchten. Dies Schwanken verlängerte nur ihren qualvollen Zustand, statt ihn zu mindern. Sie verloren alle Heiterkeit, und mußten doch in ihren Geberden eine solche vor Andern heucheln. Sie waren schon sehr unglücklich, und mußten doch auf Mitleid und Hilfe Verzicht thun. Sie griffen nach Rettungsmitteln umher, aber verschlimmerten mit denselben ihren Zustand, und rissen andere, rechtschaffene, unschuldige Familien mehr oder weniger mit sich in den Abgrund.

Bestelle dein Haus. Mache dich mit allem Schlimmen deiner Lage vertraut. Erst wenn du weißt, wie weit es mit dir gekommen ist, kannst du mit Sicherheit wählen, wie größern Uebeln vorzubeugen wäre. Wie es aber auch um dich stehen möge: rette, wenn nichts mehr zu retten ist, dein Gewissen, deine Ehrlichkeit! Dann ist der Friede deines Gemüths geborgen für immer. Du darfst muthig jedem Rechtschaffenen in's Auge sehen. Denn Unglück ist kein Verbrechen, Armuth keine Schande. Du wirst die Achtung deiner Mitbürger behalten, und des Beifalls Gottes sicher sein. Siehe, und wenn du nichts mehr hast: dies wird dein Segen sein, welcher dir früher oder später wieder emporhilft; dies der Segen, der deinen Kindern einst wieder Wohlstand bringt.

Verzögere keinen Augenblick, nach Erkenntniß deiner Umstände, dein Hauswesen ihnen gemäß einzurichten. Laß den falschen Stolz fahren. Noch nie ist ein Mensch durch Wahrhaftigkeit und bescheidenen Sinn elend geworden. Aber Stolz hat schon Manchen zum tiefsten Fall gebracht. Entferne ihn. Dann wirst du den Glückswechsel mit jener Seelengröße tragen, die über alle Unbill der Zeiten hinwegschaut. — Im Schiffbruch geht der Verzagende am frühesten unter. Der Muthige bewahrt Besonnenheit, und erhascht das schwimmende Bret, welches ihn im wilden Spiel der Wogen ans feste Land führt. Wer mit Gott und Vorsehung ist, den rettet Gott und Vorsehung.

Schränke deinen bisherigen Aufwand mit weisem Ernst ein, angemessen deinen jetzigen Einkünften. Verbanne die falsche Scham; denn nicht das einfachere Leben schmerzt dich so sehr, als daß du durch deine Einschränkungen die Lage deiner Umstände verräthst. Aber habe den Muth, gerecht gegen dich und die Deinigen zu sein; habe den Muth, ehrlich und wahrhaft zu sein. — Es ist keine Schande, in Zeiten, wie die gegenwärtigen, Vieles zu entbehren, was sonst erfreuen könnte. Sparsamkeit hat noch nie entehrt, vielmehr sie erwirbt Achtung und Zutrauen; sie stellt das Zerrüttete wieder her. — Deine Vorfahren gewannen, weil sie arbeitsam und enthaltsam zugleich sein konnten. Ihre Einkünfte mußten steigen, da ihre Ausgaben gering blieben. Aber leichtsinnig Fortsetzunge ines unverhältnißmäßigen Aufwandes in Geräth und Kleidern, Speisen und Getränken, in Theilnehmung an kostspieligen Vergnügungen und Unternehmungen, wird dich früher oder später mit gerechten Vorwürfen deiner Hausgenossen, mit dem Unwillen deiner Mitbürger, mit der Verachtung deines Gewissens geisseln.

Arbeite und entbehre! Dies sind die Mittel, mit denen du dich wieder aufschwingst und von Anderer Hilfe unabhängig machst. Das ehemalige Wohlleben, welchem du entsagst, und dem du endlich in deinen Umständen doch einmal entsagen mußt, wird dir nie so innige Freuden gewährt haben, als jetzt deine heldenmüthige Entschlossenheit bei kärglicher Kost und einfachern Kleidern und Geräthen gibt.

Rette, und wenn du Alles verlieren sollst, die Reinheit deines Gewissens, eine unbefleckte Redlichkeit! Dann hast du das Edelste behalten, du hast deinen eigenen bessern Werth nicht verloren.

O, es ist etwas Großes um den Stolz eines unerschrockenen, guten Bewußtseins! Dies macht uns in der Niedrigkeit erhaben, im Trübsal heiter, in allen Verfolgungen des Glucks stark, und gibt in den schwersten Lebensstunden Zuversicht auf Gott. Mit welchem Vertrauen darf der gewissenlose Betrüger, der absichtliche Verräther fremden Gutes sein Auge zu dem erheben, der Alles lenkt, der da gerecht richtet und keine Sünde ungestraft, keine Tugend unbelohnt läßt? — Rette die Reinheit deines Gewissens, dann, Christ, wirst du Christi großes Wort verstehen, als er sprach: Was hälfe es dem Menschen, und wenn er die ganze Welt (durch Unredlichkeit) gewönne, und Schaden litte an seiner Seele? Es kommt die Zeit, da sein Gewinn wieder zerstäuben und sein Verbrechen an das Tageslicht treten muß. Was half ihm denn, daß er für einen Schatten das Letzte und Heiligste geopfert hatte, was nie ein Sterblicher veräussern darf?

Rette die Reinheit deines Gewissens! Deine Unschuld wird dich mitten im Unglück ehrwürdig machen; die Schadenfreude wird erröthen, die Verleumdung verstummen müssen. — Es werden Viele, die dich vormals nicht kannten, oder dich, während du noch in bessern Umständen lebtest, wohl gar mißkannten, dich nun höher schätzen lernen. Sie werden für dich das Wort reden. Sie werden, unaufgefordert, von deiner Unschuld, deiner Standhaftigkeit bewegt, dir eine hilfreiche Hand zu bieten stolz sein. Denn — o vergiß es nie! — man kann einen Mächtigen hassen; man kann sich zum Sturz eines Großen verschwören; man kann den reichsten Thoren verachten; man kann die seltenste Schönheit unliebenswürdig finden — aber der Gerechte zwingt auch seinem Feind Achtung ab, und die Unschuld entwaffnet endlich den Grimm des Unversöhnlichen. Gott und Vorsehung sind mit ihm! Die Siege der Tugend sind immer unzweifelhaft, und sollten sie erst über dem Grabhügel des Verkannten vollendet werden.

Es ist etwas Gewöhnliches in unserer Zeit, bald hie, bald da unter unsern Mitbürgern die Abnahme des häuslichen Wohlstandes wahrzunehmen. — Aber noch gehört es zu den Seltenheiten, Männer zu sehen, Christen, Christinnen, die beim unverschuldeten Zertrümmern ihres Vermögens getrost bleiben, und zu rechter Zeit die nöthigen Anstalten treffen, daß kein Anderer durch ihr Unglück leide. Es gehört zu den Seltenheiten, Christen, Christinnen zu sehen, die sich mit Gelassenheit vom Glück Alles rauben lassen, was zu retten ausser ihrer Gewalt liegt — aber, hinwegblickend vom vergänglichen Staube, mit hoher Zuversicht das Unvergängliche halten; die mit Jesu Christo, ihrem göttlichen Führer, in edler Weltentsagung Armuth, Schmach und Hohn tragen; mit Paulus sagen können: Ich kann niedrig sein und kann hoch sein, ich bin bei allen Dingen und in allen geschickt, beides, satt sein und hungern, übrig haben und Mangel leiden. Ich vermag Alles durch den, der mich mächtig macht, Christum.

XXXIX.

Vergangenes Leiden.

Hebr. 10, 32..

O Allmacht, Weisheit, Güte,
Erquicke mein Gemüthe;
Bist Du nicht stets Dir gleich?
Gewohnt, die heißen Zähren
Der Deinen zu erhören,
Nicht unaussprechlich reich?

Oft thust Du über Flehen
Mehr, als wir Menschen sehen,
Und mehr, als wir verstehn;
Und jetzt sollt' ich vergebens
Zum Vater meines Lebens,
Zu meinem Heiland flehn?

Nein, ich will Dich nicht lassen,
Im Glauben Dich umfassen,
Als ständest Du vor mir.
Ich weiß, Du hörst mein Sehnen;
Ich weiß es, meine Thränen
Sind schon gezählt vor Dir!

O Gott, was wird noch aus uns werden? Welche Schicksale erwarten mich noch? Wie wird es noch in meiner Familie gehen? Wie werden wir überstehen, was uns noch aus der Ferne bedroht? Wie manchen Verlust werde auch ich noch erleben? — ach, Verluste, die viel herzzerreissender als alle schon gehabten wären! Ich wage es kaum,

daran zu denken. Ich würde einer der unglücklichsten Sterblichen sein. Könnte ich, wenn das Schrecklichste für mich wahr werden sollte, könnte ich es wohl ertragen? würde ich es überleben können?

So frage ich mich, wenn ich an gewisse Umstände in meiner häuslichen Lage, an das Schicksal mancher Personen denke, die meinem Herzen verwandt und theuer sind. Ich suche Trost; ich finde es nöthig, mir Fassung zu verschaffen, mich auf die bittern Hefen eines unbekannten Leidenskelches vorzubereiten, den mir die Zukunft darreichen könnte, damit ich ihn ausleere. Wohl kann man sagen, und ich sage zu mir selbst: man muß sich den Gedanken an die traurigen Möglichkeiten aus dem Sinn schlagen. Aber es ist nicht immer thunlich. Es ist oft wohlthätig, den Blick auf die kommenden Tage hin zu neigen, und das Herz an den Empfang schwererer Schicksale zu gewöhnen. Wie soll ich sie aber empfangen? Wo finde ich Trost für das Traurigste, daß mich bedrohen mag? wo weise Kraft, das Schwerste zu tragen?

Du, o göttliches Wort, Wundermacht der Religion, antwortest dem fragenden bekümmerten Gemüth: „Gedenket aber an die vorigen Tage, an welchen ihr erduldet habet einen großen Kampf des Leidens. Hebr. 10, 32.

Der Rückblick auf vergangene Leiden also ist es, was mir Muth, Weisheit und Standhaftigkeit gegen die allfällig noch bevorstehenden geben soll? Wie wäre dies möglich? Muß nicht die Erinnerung an das, was ich im Leben schon gelitten habe, mich noch muthloser machen? Fühlt nicht mein Herz noch das Nachbluten mancher halbgeheilten Wunde? O, das Leben, welches ich gelebt habe, es hatte so manche schreckliche Stunde, die ich gern aus meinem Gedächtnisse hinwegwischen möchte! Zwar auch viele heitere Sonnentage strahlten auf meinen Lebenspfad, aber doch möchte ich ihn um den Preis nicht zurücklegen, daß ich zum zweitenmal verlieren müßte, was ich schon dort verloren habe; daß ich zum zweitenmal die Reue, den Verdruß, die Erniedrigung, die Todesschrecken erfahren müßte, die ich schon erfahren habe. Lieber will ich mein Auge weiden an den verflossenen Zeiten, als an den geduldeten Schmerzen. Der Gedanke an ehemalige Seligkeiten wird mich wenigstens erheitern.

Gedenket aber an die vorigen Tage, an welchen ihr erduldet habet einen großen Kampf des Leidens! — Ernste Gottesstimme! Nicht vergebens rufst du mir die Reihe der schwarzen Verhängnisse zurück, unter denen ich oft alle Lust und alle Hoffnungen verwelken sah. In der That herrscht in denselben etwas Großes, Belehrendes. Auch bemerke ich eine wunderbare Verschiedenheit zwischen den Freuden und Schmerzen, die mir noch bevorstehen, und die ich schon genossen habe.

Die angenehmen Ueberraschungen des Glücks, die fröhlichen Zeiten, die für mich vielleicht noch im Schooße der Zukunft liegen, erwecken meine freudige Hoffnung, und ich fühle schon im Voraus ein dunkles Vergnügen an denselben. Allein von ganz anderer Wirkung sind auf mich die Erinnerungen längst vergangener Zeiten. Sie erfüllen mich mit leiser Wehmuth. Es sind verblichene Blumen, die hinter mir welkend zusammensielen. Ich frage, wo sind die harmlosen Stunden der Liebe und Geselligkeit? wo die Freunde meiner frühern Tage, mit denen ich zuweilen so glücklich war? Es ist nicht mehr, wie sonst! Ach, so kommt es zu meiner trauernden Seele nicht wieder zurück. Hingegen alle überwundenen Leiden der Vergangenheit, weit entfernt, daß sie mich heute noch schrecken und quälen sollten, erfüllen mich mit einer unnennbaren Zufriedenheit. Die Erinnerung an überwundene Gefahren ist eben so angenehm, als der Gedanke an noch zu bestehende peinigend ist. Wer erzählt nicht gern und mit unverhehltem Vergnügen von den erlebten bösen Tagen; von Zeiten, da man sich in der größten Noth befand? Dieses sonderbare Vergnügen entspringt theils aus dem Gefühl der Sicherheit, in welcher wir uns jetzt befinden, theils aus dem stillen Wohlgefallen an unserer Geistesgegenwart, an der Gewandtheit und Kraft, die wir damals bewiesen, als wir uns in Trübsal befanden, und uns aus der verzweiflungsvollen Lage herausrissen. Wir verkennen dabei auch gar nicht, wenn wir nur einigermaßen aufmerksam auf uns sind, daß wirklich Noth und Gefahr uns mehr genützt haben, als die allerfröhlichsten Tage. Unglück machte uns entschlossener, selbstverschuldetes Uebel machte uns vorsichtiger und behutsamer; Noth lehrte uns erst unsere Kräfte kennen; Gefahr gab uns erst Herzhaftigkeit und Ge-

siesgegenwart. So haben wir von unsern bösesten Zeiten vielleicht die segenvollste Aernte für uns gemacht, während die heitersten Lebensaugenblicke in uns nichts als eine stille Wehmuth und unfruchtbare Sehnsucht zurückliessen. Ohne in frühern Zeiten durch manche Widerwärtigkeiten geprüft und geübt zu sein, hätten wir uns vielleicht nie zu dem entwickelt, was wir jetzt sind; wären wir mit Geist und Herz nicht das geworden, dessen wir uns gegenwärtig erfreuen können. Wohlleben erschlaffte und lähmte unsere bessern Eigenschaften; aber der Kampf des Leidens gab uns Stärke, die Finsterniß draussen erfüllte unser Inneres mit Licht.

Also ist der Gedanke an vergangenes Leiden noch jetzt für uns wohlthuend, sogar in manchen Fällen vergnügend; gewiß aber ist er lehrreicher und auf das Gemüth heilsamer wirkend, als der Gedanke an die noch bevorstehenden Uebel.

Gedenket aber an die vorigen Tage, an welchen ihr erduldet habet einen großen Kampf des Leidens! Ja, ich will ihrer gedenken. Der Muth meiner Seele erhebt sich in ihrer Erinnerung, und ich erstaune über die Macht und Weisheit in Anordnung meiner Schicksale, daß ich mehr für mich aus den schmerzlichsten Erfahrungen Gutes gewonnen habe, als aus den allerangenehmsten Lebensgenüssen. Den Leiden gab Gott süße Nachempfindungen, den Freuden aber einen mit Bitterkeit vermischten Nachgeschmack.

Alle Unannehmlichkeiten meiner vorigen Jahre waren entweder Folgen meiner eigenen Verschuldungen, und dann dienten sie mir zur Warnung, Lehre und Besserung; oder sie waren von Gott gesandt, ohne mein Erwarten, ohne mein Verschulden: dann mahnten sie mich an den ewigen Unbestand der Dinge auf Erden, an die Hinfälligkeit jedes sogenannten Glücks, und lehrten aufblicken zu dem, was ewig dauernd ist.

Und dies Letzte, ich möchte es mir nicht läugnen, ist auch für mich eine der schönsten Wirkungen vergangener Leiden gewesen. Ohne frühe und tiefe Schmerzen hätte ich vielleicht niemals mit Inbrunst dich, o Jesusreligion, umarmt, an deren Brust allein ich wieder Trost und Ruhe gefunden habe.

Ich lerne aus dem Kampf des Leidens voriger Tage, daß Widerwärtigkeiten jeder Art eine Wohlthat für das Menschengeschlecht sind; daß sie am meisten zur Erhebung und Veredlung unsers Geistes beitragen. Die Noth ist die vortrefflichste Lehrerin der Sterblichen; ohne sie wäre keine Kunst, keine Wissenschaft entdeckt. Das Unglück und die Hinfälligkeit des Irdischen schwächt dessen verführerische Reize sehr, und macht die Seele geneigt, etwas Höheres, Bleibenderes zu suchen — das heißt, ihrer wahren Bestimmung nachzueilen.

Denn wie viel tausend Menschen leben, die nur das Dasein empfangen zu haben scheinen, um im Schweiß des Angesichts ihr Brod zu verdienen; vom Morgen bis zum Abend zu arbeiten, zu schlafen und zu sterben! Wenn sie ihren Gaumen mit einem bessern Bissen reizen, ihren Leichnam mit feiner gewebten Tüchern bedecken, ihren Kindern eine größere Geldsumme hinterlassen können, scheinen sie den ganzen Zweck ihres Erdenlebens erreicht zu haben. Elender Zweck! Und doch würden sie sich zu keiner höhern Ansicht erheben, wenn der einförmige Gang ihres irdischen Treibens nicht durch Stürme unterbrochen würde. Aber da zerreißt ein Erdbeben ihre Güter; da lodert in Kriegsflammen ihre Hütte empor, da sterben ihre Kinder, für welche sie Schätze sammelten. Nun beten sie — nun wird ihr bisheriger Lebenszweck ihnen ohne Bedeutung — nun fragen sie: welche Güter vernichtet kein schreckenvoller Zufall? welches Lebensglück zerstört kein Krieg? für wen müssen wir sammeln, wenn unsere Kinder noch frühere Todesbeuten sind, als wir? Und die Religion, welche für sie bisher nur eine Ehren- und Gewohnheitsbeschäftigung, eine Nebensache gewesen, wird ihnen wichtiger. Ihr tiefgebeugter Geist erhebt sich auf den Flügeln der Andacht aus dem Staube des Alltagslebens hinauf zum Unvergänglichen und Göttlichen. Sie waren bisher arbeitsame Lastthiere, die von der Arbeit zur Krippe, von der Krippe zum Lager gingen; jetzt werden sie erst Menschen, da ihnen das Erdenleben nicht mehr Genüge thut, und sie eine andere Heimath, ein anderes höheres Ziel ahnen, und das Unsterbliche in ihrer Brust die verlornen Rechte zurückfordert.

Leiden sind größere Wohlthat für den Geist, als Glück und Ruhe. Man liebt, man gewöhnt sich nur an das, was man lange hat. Aber der Unbestand

des Irdischen muß nothwendig unser Vertrauen zu demselben schwächen; wir hüten uns, dasjenige mit allzugroßer Liebe zu umfassen, wovon wir voraus wissen, daß es doch nicht unser ist und nicht unser bleibt. Beim Wechsel des Glücks und des Unglücks wird die oft getäuschte, von so vielen Freuden schmerzhaft losgerissene Seele in sich selbst zurückgedrängt. Sie fängt an, da sie sich bisher nur in den Aussendingen verlor, in sich selbst zu leben, und findet endlich eine Ruhe, eine bleibende Zufriedenheit, die ihr das betrügliche Schauspiel des Alltagslebens nie gewähren konnte.

Leiden sind Wohlthat. Sie offenbaren uns Gott, zu dem sie uns führen. Der Gesunde hält sich bald für unsterblich; der Glückliche für allmächtig. Er würde seinen Sinn nicht ändern, wenn der angenehme Traum nicht mit Schrecken endete. Aber nun zittern seine Nerven von den Schmerzen einer Krankheit; nun sieht er vom Siechbette die Gräber, deren eins ihn erwartet; nun sind mit seinem treulosen Glücke auch die Schmeichler und Verehrer entronnen, und demüthig sieht er hinauf zu denen, die er vorher im Uebermuth manchmal verachtete. Nun erkennt er, es sei der Mensch ein schwaches Geschöpf, und wie sehr sich auch der Sterbliche brüste, nichts sei in seiner Gewalt. Nur Gott herrscht. Nur Gott ist der Alleinmächtige, und jede Kreatur neben ihm Ohnmacht. Die Noth steigt. Menschen helfen selten, und die da helfen können, empfangen nur von Gott die gehörige Leitung und Kraft. Im Schiffbruch aller seiner Freuden lernt der zum erstenmal beten, der noch nie gebetet hatte, und beugt sich vor der höhern Gewalt. So offenbaren uns die Leiden den Allerhöchsten, und führen uns ihm zu.

Gern denke ich an meine kummervollen Tage zurück — in ihnen offenbarte sich mir die gütige Vorsehung am hellsten; sie brachten mich zu Gott. Denn war gleich oft die Noth so groß, daß ich glaubte, nun könne es in dieser Welt nie wieder gut mit mir werden: so war doch Gottes Hilfe nicht mehr fern. Er winkte; die schwarzen Wetterwolken zertheilten sich, und Alles ward anders. O wie oft ist mir dies geschehen! Es ist gut, daß ich zurücksehe auf die vergangenen Widerwärtigkeiten, denn sie machen meinen Muth groß für die zukünftigen. Ich lerne aus ihnen festere Zuversicht zu dem rettenden Vater, der mir auch künftig nahe sein, und eben dann helfen wird, wenn es zu meinem Wohl der vortheilhafteste Augenblick ist. Aus dem Strom meiner Vergangenheit schöpfe ich lindernden Balsam für die Wunde von heute, und Kraft für jedes noch auf mich wartende Ungemach.

Auch habe ich in der Schule überstandener Schmerzen noch für jede Zukunft die wichtige Wahrheit gelernt: daß dem Menschen kein größeres Uebel begegnet, als er Kraft hat zu ertragen. Gott, der die Schicksale ordnet und die Kräfte vertheilt, hat mit unendlicher Weisheit jene gegen diese abgewogen. Wer nur diesen Glauben festhält, wer nur nicht kleinmüthig an sich selbst verzweifelt, nicht seine Zuversicht auf den Herrn des Lebens verläßt: der kann unmöglich untergehen. Er kann das Schwerste tragen. Auch der gewaltigste Schmerz ist zu bestehen, denn er geht zuletzt in Betäubung über. Je größer, je empfindlicher der Schmerz, desto bälder eilt er vorbei. Nur erträgliche Leiden halten längere Zeit an.

Dreierlei Uebel sind für den Menschen die bittersten: wenn er nämlich die bösen, entehrenden Folgen seiner Vergehungen duldet; oder wenn er sieht, wie sein bisheriger Wohlstand immer mehr abnimmt; oder wenn ihm der Tod die Lieblinge aus den Armen reißt. Aber eben diese Uebel sind auch diejenigen, welche am meisten zu seiner Gemüthsveredlung wirken, es wäre denn, daß er ganz zur Thierheit gesunken. In solchem Fall geht er mit Verzweiflung in den Abgrund nieder; die Religion hat keine Stimme für ihn, weil die Thierheit keinen Sinn für Religion hat. Das vernunftlose Wesen krümmt sich unter dem Schmerz, und stirbt. Böse Folgen unserer Vergehungen sind Zuchtruthen in der Vaterhand Gottes. Wir tragen die Strafen nicht unverdient; aber nicht zu unserm bleibenden Elend, sondern zu unserer Besserung. Eben weil es Strafen sind, verwunden sie uns am tiefsten. Das Gewissen legt zu allen Unannehmlichkeiten noch die Dornen des Vorwurfs. Eben weil es Strafen sind, veredeln sie uns am meisten: sie schärfen unsere Vorsichtigkeit, sie machen uns das Laster verhaßt, sie lenken uns der Tugend zu. Es ist um Rettung unserer unsterblichen Seelen, es ist um den Genuß einer Ewigkeit,

um das Aufsteigen aus dem Staube zur Vollendung zu thun.

Abnahme unsers Wohlstandes, eintretende Dürftigkeit ist ein großes Uebel. Viele Bequemlichkeiten, in denen wir uns bisher gefielen, nehmen ein Ende. Wir müssen uns manches Vergnügen versagen, das bisher unsere Tage erheiterte. Wir sehen voraus, daß wir bei Menschen, die nur den Werth des Menschen nach seiner Wohlhabenheit schätzen, viel an der Achtung und Freundschaft einbüßen, daß wir uns endlich ganz selbst überlassen sein werden. Aber eben dieses Uebel ist ein großes Mittel Gottes zu unserer Erhebung und innern Beseligung. Nun erst, entkleidet von äusserlichem Schmuck, werden wir gewahr, was wir uns selbst werth sind. Nun erst lernen wir die wahren und falschen Güter des Lebens, so wie die wahren und falschen Freunde kennen. Nun erst halten wir fester an Gott, da uns eine treulose Welt und ihr Glück verläßt, und saugen aus Kleinigkeiten Freuden, die wir vormals oft in der glänzendsten Fülle nicht fanden. Wir sind schon durch den Augenblick edler geworben, da wir das verloren, was bisher unsere Kräfte einschläferte. Vernichteter Wohlstand ist eine zerbrochene Geistesfessel; die Seele schwingt sich freier und andachtvoller zu Dem auf, dem Alles gehört, und sammelt sich Schätze, die kein Rost verzehrt, kein Dieb raubt, sondern welche durch die Ewigkeit fortdauern. Verarmung an äussern Gütern wird der Anfang zum Sammeln innern Reichthums. Und der kann wohl eine Welt vergessen, der einen Gott gewonnen hat.

Das Absterben eines theuern Freundes, einer zärtlichen Freundin, eines geliebten Kindes, oder hochverehrter Aeltern, ist ein zermalmender Donnerschlag, der uns betäubt, entkräftet und uns in unserer Denkart irre macht. Ein treues, geliebtes Herz verloren, Alles verloren! Das Leben wird zur Einöde. Ach, wie gern hätten wir Armuth und Schmerzen übernommen, wenn der Tod uns um diesen Preis die schöne Beute zurückgegeben hätte! — Aber jener verwüstende, lähmende Wetterstrahl durchs Leben, er ist die höchste Wohlthat. In seinen Flammen steht geschrieben: Gott ist der Herr! Du bist Staub! In seinem nachrollenden Donner tönt die Stimme: Du bleibst nicht auf der Erde — hier darf nichts weilen! — Alles eilt davon, zur Ewigkeit! zur Ewigkeit!

Wer nie einen geliebten Todten zu beweinen hatte, der hat auch nie das Glück der Unsterblichkeit tief gefühlt, und nie die Seligkeit seiner Menschenwürde erkannt in ihrer ganzen Größe. In Allem, was Gott thut, ist Erhabenheit; selbst in den Zügen eines geliebten entseelten Leichnams liegt unaussprechliche Majestät, die uns predigt: Ich bin des Schöpfers! Ich bin ein verlassenes Haus; mein edler Bewohner lebt in seligern Welten. Er kennt dich noch; er liebt dich noch, er winkt dir aus den Fernen!

Jeder unserer verstorbenen Geliebten zieht unser Herz mit festen, zarten, unsichtbaren Banden an die Ewigkeit; und das Wort, welches uns oft sonst gleichgültig am Ohr vorübergaukelte, wird von nun an bedeutungsvoller: Wir sind unsterblich, darum ist auf Erden kein wahres Leiden, als die Unvollkommenheit und Sünde. Wir sind unsterblich, darum sollen wir nicht weinen um vergängliche Dinge. Wer wird auch um Träume weinen! Aber Ehre, Wohlstand, Gewalt, Armuth, Verachtung, Krankheit, ja das Leben selbst ist nur bildervoller, flüchtiger Traum.

Im Tode unserer Geliebten fühlen wir vielleicht den tiefsten Schmerz, aber auch die höchste Wonne, deren der Menschengeist fähig ist — unser Einssein mit Gott, unsere Verwandtschaft mit dem Jenseits, unser Bürgerthum mit dem Ewigen.

Schweigend und ernst werfe ich den Blick auf den Kampf des Leidens, welchen ich in vorigen Tagen gekämpft habe. Nicht immer dachte ich erhaben genug, daraus die größten Vortheile zu ziehen. Wenn ich oft schon viel verloren hatte, warum behielten die vergänglichen Güter des Lebens noch immer so übermäßigen Werth für mich? Warum hing ich mich an sie, als könnten sie mir nie genommen werden? Warum jagte ich doch immer wieder mit so heißer Begierde nach Ehre, nach Vermögen, nach Vorzügen vor Andern im bürgerlichen Leben, da ich weiß, wie wenig dazu gehört, um dessen Alles verlustig zu sein? Warum verzage ich noch zuweilen so sehr, wenn mich Sorgen der Noth umringen, da ich doch weiß, daß Gott, mein Vater, mir jedesmal geholfen hat, und mir ferner helfen wird? Warum falle ich doch noch so

oft in den alten Fehler zurück, da ich weiß, wie viele Leiden mir daraus strafend zugewachsen sind? Warum zittere ich, bleich und trostlos, wenn ich denke, daß mir vielleicht eine meinem Herzen theure Seele unvermuthet durch den Tod entführt werden könnte?

War denn die Leidensschule so ganz vergebens, durch die Du mich, o gütige Vorsehung, geführt hast? Wo ist denn die hohe Gleichmüthigkeit des Christen, welche ich gegen den Wechsel des Glücks haben sollte? Und doch empfing ich so ernste Lehren von dir, o Schicksal! — Wie steht es denn mit der weisen Behandlung meiner Gegenwart, da ich durch vergangene Noth endlich genug gewitzigt sein sollte? Wo ist denn meine Ruhe wegen der Zukunft, da hundert traurige und frohe Erfahrungen mir Zuversicht genug auf Dich, o Vater, o Weltregierer, hätten einflößen sollen? Ich will mich in die Stille der Einsamkeit begeben; ich will mich meiner vergangenen Tage und ihrer Trübsale erinnern; sie stehen wie warnende, liebende Engel hinter mir in der Ferne, und rufen: Wir kommen; Gott sandte uns zu dir, dich Weisheit zu lehren; wir gingen, du hast uns vergessen. Unglücklicher, wenn wir vergebens auf Erden gelebt! — Wir sagten dir, es ist im weiten Weltenreich kein Herr, als Gott, der Heilige, der Liebende; kein Unglück, als das Laster; keine Ehre, als Seelengröße; kein Reichthum, als Gemüthsvollkommenheit; kein Unsterbliches, als der Geist; kein Leben, als die Ewigkeit. — Aber du wandelst und sorgest, als regiertest du die Schicksale mit eigner Kraft, und fesselst dich an das Zeitliche an, als wäre es ein ewiges Geschenk.

Die Stimmen vergangener Trübsale, Vater im Himmel, sollen mir nicht vergebens rufen; denn Du gabst sie mir, nicht mich zu quälen, sondern zur Wohlthat. Jedes Unglück, welches mir begegnet ist, und noch begegnen wird, ist ein ernster Bote von Dir, der mich zu Dir mahnt; jeder Verlust im Irdischen ein Wink zum Gewinnen der bessern Schätze; jeder Todesfall eine feierliche Ankündigung der Ewigkeit, in der auch meine Stelle bereitet ist.

O mein Gott, du Gnadenreicher, der Du auch in das, was ich Leiden nenne, einen Segen für mich legst, endlich werde ich mich ermannen, durch Jesum Christum Dein zu sein! — O wenn meine Kraft fehlen will, Vater, erhebe mich. Amen.

XL.

Verschuldetes Leiden.

Hebr. 12, 11.

Was mir Noth ist auf der Reise
Durch die Welt,
Was mir fehlt,
Weiß er, der Allweise.
Sollt' er meiner je vergessen?
Er, mein Heil,
Hat mein Theil
Längst mir zugemessen.

Nährt den Vogel in den Lüften
Nicht der Herr?
Weidet er
Nicht das Thier auf Triften?
Kleidet er des Grases Blume
Nicht mit Pracht,
Seiner Macht,
Seiner Huld zum Ruhme?

Nur auf mich sollt' er nicht achten?
In der Noth
Ließe Gott
Hilflos mich verschmachten?
Ich bin sein, mir soll nicht grauen!
Väterlich
Liebt Gott mich,
Ihm will ich vertrauen.

Wenn das arme Menschenherz hoffnungslos leiden muß — wenn es Alles einbüßen muß, was ihm durch langen Besitz theuer geworden war, Alles, was ihm das Leben auf der Erde versüßen könnte: sollte es dann nicht trauern? — Wer gebietet im durchdringenden Schmerz seinem Auge, daß es die Thränen zurückhalte, oder der frischen Wunde, daß sie nicht blute? Euer Trost, ihr Glücklichen, ist dem Unglücklichen vergebens. Ach, ihr gebet nur Worte. Ihr habet den mitleidigen Verstand, aber der Tiefbetrübte hat das blutende Herz. Gebet ihm nicht Worte, ach, gebet ihm sein altes verlornes Glück wieder; und dann könnte er euch danken, denn ihr hättet ihn wahrhaft getröstet.

Ist es nicht Gott selbst, der uns Allen gleiches Recht zum Genuß der wenigen Lebensfreuden gab? Warum müssen Tausende froh sein können, während ich allein unter Tausenden in meiner Brust den Gram und die Sorge beherberge? Der Anblick dessen, was ihr Glücklichen besitzet, kann nur meinen Kummer um das vermehren, was ich verloren habe. Oder verdiente ich

weniger, beglückt zu sein, als ihr, als Tausende? War ich lasterhafter, als Tausende neben mir? Hat Gott nicht uns selbst das Herz, dies für jede Lebenslust empfängliche Herz, in die Brust gelegt? Warum muß ich für das empfänglich sein, was zuletzt mein Elend werden soll? Warum muß ich mich mit Liebe an das hängen, was ich bestimmt bin, schmerzlich zu verlieren? Warum dies Gefühl für alles Gute und Schöne, wenn es nur geweckt wird, um für mich eine neue Quelle des Grams zu werden? Wäre mir nicht wohler, wenn ich unempfindlich wäre, wie ein Felsenstein? Da würde ich freilich viele Freuden nicht empfinden, aber ich würde sie nicht entbehren, weil sie mir ganz unbekannt blieben; hingegen würde ich auch dafür von allen Leiden befreit bleiben.

Ist nicht dies Gefühl für Lebenslust das erste, was bei dem Kinde wach wird? Es reift und wächst, und bildet sich aus mit den wachsenden Jahren des Kindes. Es ist weit eher vorhanden in seiner ganzen Stärke, als alle Einsicht, Erfahrung und Vernunftüberlegung. Es wird dem Menschen zum Bedürfniß, und wenn es das geworden, dann fordert ihr, man solle sich wieder davon entwöhnen? Warum muß ich das grausam verlieren, was der Schöpfer mich erst lieben lehrte?

Ihr wollet den Leidenden trösten. Er kennt eure Trostgründe, doch beruhigen sie ihn nicht. Hat er sein Glück durch eigene Schuld verloren, wohlan, so möge er sich abfinden mit sich selber, und sprechen: ich habe Niemandem Vorwürfe zu machen, als mir selbst. Allein, wie wird es, wenn wir ohne unser Zuthun dasjenige einbüßen müssen, was das Glück unsers Lebens ausmachte? — wenn heillose Bösewichte den Frieden unsers häuslichen Wohlseins zerstören? — wenn des Krieges Gräßlichkeit unser Vermögen vernichtet, allen Fleiß vergangener Jahre umsonst macht, uns in Bettler verwandelt, in Wittwen und Waisen? — wenn allgemeine Umwälzungen der Dinge uns Stand, Beruf und Nahrung rauben? — wenn die Hand des Todes uns dasjenige geliebte Herz am ersten entreißt, an welchem wir am zärtlichsten hingen? — wenn schlechtdenkende Menschen durch Spott und Verleumdung uns aus der Achtung unserer bessern Mitbürger und Lebensgenossen verdrängen? — wenn uns Mancherlei niederdrückt und zu Boden reißt, was das Auge keines Sterblichen voraussehen konnte?

Halt ein, Unglücklicher! — Dein Schmerz kann groß, kann gerecht sein; aber deine Klagen sind weder groß noch gerecht. Der Schmerz ist, wie die Freude, eine Frucht der irdischen Natur deines Wesens, aber das Urtheil darüber soll eine Frucht deines darüber erhabenen Geistes sein. Du kannst nicht dem Auge die Thräne, der Wunde nicht das Blut verbieten; doch aber deinem Geiste, nicht seiner selbst unwürdig zu werden, und diesem Schmerz ganz zu unterliegen. Darin besteht die Kraft eines weisen Gemüths, daß es zuerst bedenkt, wie das Geschehene nun einmal geschehen und nicht mehr zu ändern ist, — so wollte es Gott! — dann, daß es bedenke, wie aus dem großen Unglück noch ein größeres Gute zu gewinnen sei; denn vergebens hat die Vorsehung das nicht über uns verhängt, was geschah.

Bist du aber so ganz und gar in dein bloß irdisches, halbthierisches Sein versunken, daß du dich nicht als ein Gottmensch zu höhern Gesinnungen erheben kannst; so verdienst du in der Fülle deines Jammers unterzusinken, wie das Thier, welches sich nicht über den Schmerz durch Seelenstärke emporschwingen kann. Du bestimmst dich selbst, noch elender zu werden, als du durch dein äusseres Schicksal geworden bist; denn du beraubst dich selbst der Fähigkeit, aus dem Unglücke, so dich traf, das bleibende Glück zu ziehen, wie aus der bittern Schale den süßen Kern. Alle Züchtigung, wenn sie da ist, dünkt sie uns nicht Freude, sondern Traurigkeit zu sein; aber darnach wird sie geben eine friedsame Frucht der Gerechtigkeit denen, die dadurch geübt sind. Hebr. 12, 11.

Wer in keinem Andern Trost finden will, als darin, daß er sein altes, verlornes Glück zurückerhalte, gibt damit zu erkennen, seine Weisheit sei höher, als die Weisheit der Vorsehung; denn diese war es, welche ihm, was er hatte, nahm, um ihn in schauderhaften Stunden, darin sein Glück zertrümmern mußte, von diesem Leben ab und hinauf zu einem höhern Leben zu ziehen. Sie war es, welche ihn in schrecklichen Augenblicken lehren wollte, was der Mensch und alles Menschliche sei, um ihn fester an Gott und das Göttliche zu ziehen. Sie

war es, welche ihm das Glück und Unglück und das ganze Spiel des Erdenlebens zum seelenbelehrenden Traum machen wollte, um ihn auf einen höhern Standpunkt zu heben, von welchem aus er die Nichtigkeit alles dessen, was unter dem Monde wohnt, besser beurtheilen könnte, damit sein Geist sich weiser dem weihe, was unvergänglich ist, wie er selbst.

Jedem auf Erden gab Gott das Recht zur Freude; er gab es auch dem kleinsten Gewürme, dessen Lebenslauf nicht länger als vom Sonnenaufgang bis zum Abend dauert. Und wem er das Recht verlieh, dem gab er auch den Genuß. Doch zum Licht gesellte die göttliche Weisheit auch den Schatten; und zu jeder Freude auch den Schmerz, damit der Sterbliche sich immerdar erinnere, daß nicht die vorübergehende Erdenfreude das höchste Lebensziel sei, sondern daß es auch etwas Höheres gebe. Licht und Schatten, Freude und Schmerz wurden aber mit der wunderbarsten Gerechtigkeit und Genauigkeit unter den Menschen vertheilt, also daß Jeder davon gleichviel empfing. Es ist daher schwer zu sagen, wer glücklicher oder unglücklicher von uns sei. Wer am reizbarsten für die Freude ist, der fühlt auch den Schmerz tiefer. Der Unempfindsamere wird von der Lust, aber auch von der Unlust weniger ergriffen. Was dem Einen viel werth ist, ihn entzücken kann, läßt den Andern ganz gleichgültig. Darum soll man schlechterdings nicht die Glückseligkeit der Menschen nach bloßen Aussendingen berechnen, wenn man nicht in großen Irrthum gerathen will. Was zuweilen Einer am Andern beneidet, ist oft dem, der es besitzt, eine wahre Last und die Quelle alles Leidens.

Nur der ächte Weise, der wahre Christ ist im Genusse einer höhern, innern Glückseligkeit, als andere Menschen. Er ist es inzwischen nicht so sehr durch äusserliche Güter, die ihm zu Theil werden, als vielmehr durch die richtigere Ansicht ihres Werthes, und daß er sie nie zur Grundlage seiner Zufriedenheit macht. Wer schon durch sein Temperament verhindert wird, das ihm widerfahrene Unglück allzuschmerzlich zu fühlen, hat freilich hierin einen Vorzug vor dem Gefühlvollern, den das gleiche Unglück fast untröstlich macht. Dieser Vorzug aber wird von der andern Seite dadurch wieder aufgehoben, daß eben jener Unempfindlichere weniger beglückt durch die Freude wird. Je tiefer du dich also gebeugt fühlst, je sicherer erwarte deine Wiedererhebung durch die Macht der Vorsehung. Je inniger, je herzzerreissender dein Schmerz, je innigere, seelenvollere Freude erwartet dich.

Gott gab dir das empfänglichere Herz, aber nicht für die Lebenslust allein; auch für die Noth des Daseins solltest du es haben, damit dein Geist um so stärkere Schnellkraft dadurch erhielte. Wer eines ruhigern, minder reizbaren Temperaments ist, der ist im Glück und Unglück leichter der Besonnenheit fähig. Wer von seinen Empfindungen allzulebhaft hingerissen wird, bedarf größern Zwanges, sich über die Macht derselben zu erheben; aber kann er es, dann geniesst er auch einer tiefern Fülle wahrer Seligkeit.

Allerdings ist der Hang nach Lebenslust und Wohlsein schon dem Kinde verliehen. Dieser Hang reift und wächst mit dem Kinde auf; das Streben nach Glück wird dem Menschen Bedürfniß. Du fragst: warum müssen wir wieder das verlieren lernen, was der Schöpfer uns erst lieben lehrte? — Aber lehrte er nicht auch schon den Säugling in der Wiege verlieren, was derselbe liebt? Hat das Kind nicht seine Thränen, wie der Greis? Ist das längste, wie das kürzeste Leben von der Wiege bis zum Sarge nicht ein fortwährender Unterricht in der ewigen Wahrheit: daß auf Erden keine Lust, aber auch kein Schmerz von beständiger Dauer sei? — daß wir zwischen beiden dahin wandern, um aus ihrem Wechsel sie beide gering achten zu lernen? — daß wir, indem uns endlich beide keine wahre Genugthuung schaffen, auf den Gedanken hingelenkt werden: es müsse der Geist für ganz andere Dinge geboren sein, als für das wandelbare Spiel irdischer Zufälle, und die wahre Glückseligkeit müsse in höhern Genüssen bestehen, als in denen, welche unsere Umgebungen auf der Erde gewähren? Wo aber sollen wir nun diese höhern Genüsse, diese unzerstörbare Heiterkeit und Ruhe des Gemüths aufsuchen, wenn sie nicht aus unsern Umgebungen hervorgehen kann? Wir müssen sie endlich in uns selbst, in unsern religiösen Verhältnissen zum Weltall, zu den Geistern, zum Hierleben und

zur Ewigkeit, zu Christus, zum Vater im Himmel suchen. Wir müssen sie in unserer Ueberzeugung von der namenlosen Weisheit und auch namenlosen Güte Gottes finden, der Alles führt; wir müssen sie in der strengen Vollziehung unserer Lebenspflichten aller Art, in der Ausübung jeder Tugend finden, deren der Mensch fähig ist. — Nur aus dem erhabenen Selbstgefühl unserer Unschuld und Tugend quillt die reinste, die bleibendste aller Glückseligkeiten.

Es ist daher eine gröbliche Verirrung des Verstandes, wenn man geneigt ist, sich einzubilden: über ein Leiden, das man sich durch eigene Schuld zugezogen, könne man sich leichter trösten, als über ein unverschuldetes. — Weißt du nicht, daß es kein schrecklicheres Uebel auf Erden gibt, als dasjenige, welches den Menschen zwingt, gegen sich selbst mit Haß und Verachtung zu wüthen?

Wer seine Geliebten durch den Tod, seine zeitlichen Glücksumstände durch Krieg und Stillstand des Gewerbes, seine Achtung und Ehre durch menschliche Bosheiten entrissen sieht, hat viel verloren, aber noch nicht die Achtung für sich selbst. Er empfindet dies, und einen heiligen Stolz in der Brust, sein Schicksal unverdient zu tragen. Ihn erquickt die Thräne fremden Mitleids; er erkennt darin noch die Liebe Anderer, wenn gleich keine Hilfe. Seine Armuth, seine Verlassenheit wird gewissermaßen ihm um so mehr zum Triumph, je weniger er solche Unfälle sich durch eigene Nachlässigkeit zugezogen hat. Er spricht in sich mit Ruhe: das war Gottes Wille. — Alle Noth, wenn sie da ist, dünkt sie uns nicht Freude, sondern Traurigkeit zu sein; aber darnach wird sie geben eine friedsame Frucht der Gerechtigkeit denen, die dadurch geübt sind. Hebr. 12, 11. Der äussere Mensch kann durch das Unglück tief gebeugt werden; aber der innere Mensch wird nur stärker aufgerichtet, höher, als er je vorher war; er hört endlich auf, vor dem Schicksal zu zittern. Er fühlt es: Gott ist mit ihm!

Wir pflegen wohl im gewöhnlichen Leben diejenige Person zärtlicher zu bemitleiden, welche unverdiente Leiden duldet, und hingegen den weniger zu beklagen, der sich sein Uebel selbst angerichtet hat. Auch hat dies einen sehr natürlichen Grund. Wir empfinden dort noch Liebe, wo hier sich in das Mitleiden schon Verachtung und Vorwürfe mischen. Wir sind in unsern Urtheilen gern richterlich, und halten ein Leiden für gerecht, wo es uns als wohlverdiente Strafe erscheint; hingegen jammert uns die Noth dessen, der, wenn das Schicksal immer Lohn oder Strafe wäre, was es doch nicht ist, wohl ein besseres Loos verdient hätte. Doch wenn der Grad unsers Mitleidens sich nach dem höhern oder tiefern Grad des Unglücks der Nebenmenschen richtete, würden wir denjenigen gewiß mehr beklagen, der unter selbst verschuldeten Leiden seufzt. Er ist immer und immer der Unglücklichere!

Denn ungerechnet sein äusseres Leiden, quält ihn noch ein innerer Schmerz, jene Qual des bösen, wider sich selbst empörten Bewußtseins, wovon der Unschuldige nichts empfindet. Er hat draussen, was ihm theuer gewesen, verloren; aber nicht dies allein — er könnte es bei reinem Gewissen noch muthig ertragen — er hat seinen eigenen Werth, gleichsam sein besseres Selbst, verloren. Dies ist der tiefste Schmerz. Er sieht seine Leiden nicht als einen Triumph an, sondern als eine Strafe eigener Schlechtigkeit; er kann keine Seelengröße zeigen, sondern die Verachtung der Schmerzen kann er nur noch durch Frechheit und schamloses Wesen erkünsteln. Doch dieses Künsteln ist ein bitterer Zwang und ein neues Leiden. In jedem Mitmenschen, von welchem er muthmaßt, daß derselbe von seinem Schicksal wisse, erblickt er auch einen Richter, der das gerecht und gut findet, was ihm zu Boden drückt; und wenn ihn auch seine Freunde bedauern, ihr Mitleiden, ihr Trost ist ohne Erquickung für ihn. Immer ruft es in ihm: ich habe mein Loos selbst verschuldet; ich könnte glücklicher sein, wäre ich besser gewesen. Sogar die Seelengüte, welche sich in dem Mitschmerz seiner Freunde äussert, muß ihm oft qualvoll werden, weil er nicht unterlassen kann, zu denken, daß sie besser sind, als er selbst; oder, daß sie eigentlich weniger sein äusseres Unglück, als seinen Verstand und sein Herz beklagen sollten.

Darum erhebe dich, o tiefgebeugte leidende Seele: das sei dein Stolz, daß das,

was geschah, nicht die Frucht eines Vergehens war. Deine Noth ist Gottes Werk; du konntest sie nicht abwehren. So fasse Muth; deine Noth wird auch Gottes Sache bleiben! Er ist reich an Macht und Hilfe. Er wird dir Segen entspringen lassen aus dem, was du für die unversiegbare Quelle von Gram hieltest.

Er will dich nicht verlassen, noch versäumen. Das wahre Gute hat er dir nie entzogen. Aber verlasse du jetzt Gott nicht, versäume du ihn nicht! Halt' an ihm, erst dann wird er dich aufrecht halten mit starkem Arm. Achte gering, was du im Irdischen verloren, erst dann wirst du gewahr werden, wie viel dir des Guten noch in deinem Innern geblieben ist. Der Tag, der schreckliche Tag deines Unglücks sollte für dich der Anfang einer innern Verklärung werden. Denn das Irdische, das Vergängliche, oder doch ein Theil desselben, das dir bisher nur allzulieb gewesen, fiel von dir ab, um dir zu zeigen, wie wenig dauerhaft Alles hienieden sei. So wird in deiner letzten Lebensstunde endlich Alles von dir abfallen, um deine Verklärung zu vollenden. — Beginne sie also jetzt, damit der Todesengel etwas zu vollenden finde. Heilige dein Gemüth in Redlichkeit, Wahrheit, Muth, Menschenliebe und allen göttlichen Gesinnungen. Streife deine letzten Fehler von dir ab, die deine Verbesserung hindern. Wirst du ein Gotteskind, dann wirst du nicht untergehen, wenn der Allmächtige, der Herr des Himmels und der Erde, dein Vater sein will. —

Und er ist es! Und was wir Irdisches einbüßen, vergilt er himmlisch unserm unsterblichen Geiste. Was ist das ganze Leiden dieser Zeit gegen die Herrlichkeit, die er uns bereitet hat in einem andern Leben? Dort findest du zwar das irdische Gut nicht wieder, das dich hier verließ, aber einen neuen Reichthum seiner Gnade; und die Seelen, die du hienieden liebtest, o, sie sind unsterblich, wie du selbst; sie vereinigen sich dort wieder liebend zu dir. Alles, was wir auf Erden hatten, geht verloren, aber die uns theuern Geister finden wir dort wieder, wo der Geist der Geister wohnt.

XLI.

In der Gegenwart leben.

Matth. 6, 34.

Sei froh des Tags, den Gottes Hand
Dir reicht vom Lebensbaum.
Was morgen kommt, ist unbekannt;
Was gestern war, ein Traum.

Ist es nicht seltsam, daß von so vielen Lebenden nur wenige verstehen, wirklich zu leben? Sie glauben zu leben, weil sie wachen, schlafen, essen, trinken, reden, denken. Aber, genau betrachtet, leben sie den geringsten Theil der Zeit, in der sie da sind, sondern sie haben gelebt, oder wollen noch leben.

Wir leben freilich auch, wenn wir schlafen. Aber wir sind uns im Schlafe desselben unbewußt. Wir sind da gewissermaßen, als wären wir nicht. Man kann von demjenigen erst sagen, er lebe ganz, der, was da ist, mit vollem Bewußtsein erkennt und genießt.

Wir leben nicht eigentlich mit dem Leibe, sondern mit dem Geiste, der den Körper beseelt. So sind wir im strengen Sinn des Wortes auch nicht eigentlich an derjenigen Stelle, wo sich der Leib befindet, sondern da, wo unser Geist ist. Daher können wir dem Leibe nach in großer Gesellschaft und dennoch abwesend sein, nämlich mit dem Geiste. Und wir sagen mit Recht zu einem geliebten, von uns getrennten Freunde: ich bin fast beständig nur bei dir, und nie in meinen Geschäften.

Wer den größten Theil seines Tages mit den Gedanken in der Zukunft lebt, sich immer voraus mit dem beschäftigt, was er in den nächsten Stunden thun will, oder was in den folgenden Tagen geschehen wird, vergißt darüber wirklich den Augenblick, der da ist, und lebt zwar mit dem Leibe in ihm, aber nicht mit dem Geiste. Für ihn ist die Gegenwart wie verloren, wie gar nicht vorhanden gewesen. So kann man, indem man darüber mit voller Aufmerksamkeit nachdenkt, Ort und Umgebung vergessen, wo man sich befindet. Man sieht, man hört nichts um sich her; die äussern Sinne sind gleichsam verschlossen, wie vom Schlaf.

Es ist nun freilich wohl als eine Erweiterung des Lebens anzusehen, wenn man vermittelst der Erinnerung oder Voraussehung sowohl in der längstverflossenen oder zukünftigen Zeit, wie in der Gegenwart

leben kann. Dies ist ein hoher Vorzug des Menschen, und ein Beweis von der Erhabenheit der menschlichen Natur. Denn die Eiche, welches ein halbes Jahrhundert lebt, weiß weder von der Vergangenheit, noch Zukunft, noch vom gegenwärtigen Augenblick. Sie lebt im Grunde gar nicht, wenn wir ihr Dasein mit dem bewußtseinvollen des Menschen vergleichen. Das Thier sieht weder in die kommenden Tage hinaus, noch in die verschwundenen zurück. Es genießt nur den kleinen, engen Augenblick des Gegenwärtigen, und mit dem Augenblick ist, wie er verschwindet, dessen Dasein auf immer für das Thier vernichtet, als wäre er nie gewesen. Es lebt daher, auch wenn es hundert Jahre alt würde, eigentlich nur einen Augenblick. Für Pflanzen ist das Dasein eine ewige Nacht; für Thiere ein schwach erleuchteter, geringer Punkt um dasselbe, wo es sich eben befindet; für den Menschen ein sonnenheller Tag, in welchem er übersieht, woher er auf seiner Straße kommt, und wohin er noch geht.

Unterdessen kann doch, wie alles Gute, auch dieser Vortheil der menschlichen Natur gemißbraucht werden. Es kann geschehen, daß wir mit dem Geiste mehr im Vergangenen und Künftigen, als im Gegenwärtigen leben; daß wir darüber den besten Theil des Lebens selbst verlieren, ihn gar nicht haben. Denn das menschliche Dasein besteht aus einer langen Reihe gegenwärtiger Augenblicke. So viel wir derselben über das vergessen, was war oder sein wird, so viele haben wir nicht gehabt. Denn was wir nicht empfinden und genieſſen, das haben wir auch wirklich nicht.

Nun aber leben in der That die meisten Menschen selten in der Zeit, die da ist, sondern mit ihren Planen, Wünschen, Sorgen, Hoffnungen und Gedanken in dem, was noch nicht ist. Und sind sie endlich zu dem Tag, zu der Stunde gekommen, der sie schon so lange entgegensahen, haben sie wieder neue Entwürfe und Besorgnisse für das Folgende, und vergessen darüber, was sie so lange erwarteten. Die meisten Leute sind einem Spaziergänger ähnlich, der sich vornimmt, zu seiner Erheiterung eine angenehme Gegend zu durchwandern. Gleich anfangs denkt er, wie weit er gehen wolle, und beachtet bei seinen Ueberlegungen nicht, was beim Anfange des Weges ihn freundlich umringt. Er geht weiter, neugierig zu wissen, was hinter einem Hügel sein wird, der ihm die Aussicht verdeckt; er kommt dahin, achtet aber nicht auf die neuen Umgebungen, sondern auf einen Bach in der Ferne, den er fürchtet, nicht durchschreiten zu können, weil er ohne Brücke ist. Aber das Wasser ist nicht tief; darum macht ihm dies minder Sorge, als ein steiler Fußweg, der über eine Höhe schlüpfrig emporgeht. Sein Wunsch ist, nur dort oben zu sein. Nur dahin ist sein Auge gerichtet, nicht auf die liebliche Wildniß um ihn her. Er kommt zur Höhe und muß in einen Wald treten, wo der Pfad nicht recht kennbar ist. Sein einziger Gedanke wird: wäre ich nur erst durch das Gebüsch, damit ich mich nicht darin verirre. Er durcheilt es mit schnellen Schritten, und ermüdet sucht er nun den kürzesten Heimweg zu seiner Wohnung. Er freut sich voraus, wie er dort der Ruhe pflegen will. Darum bekümmert er sich wenig um das, was rechts und links bleibt. Er ist im Geiste schon zu Hause. Er kommt dahin, und findet Nachrichten, die ihn schon wieder um das bedacht machen, was er thun müsse. So hat er einen Spaziergang vollendet, ohne denselben zu genieſſen. Es bleibt ihm nur eine ganz dunkle Erinnerung von den dort bemerkten Gegenständen. Er war niemals da, wo er war.

Dieses Leben ausser der Gegenwart ist eine wahre Geisteskrankheit; es kann zur Gewohnheit, zur andern Natur werden. Als ein hoher Grad derselben kann die Zerstreutheit des Geistes angesehen werden. Die meisten Menschen leiden an dieser Krankheit, und verlieren über das Vorausſorgen für den Genuß des Lebens den Lebensgenuß. Sie leiden beständigen Hunger, weil sie das Essen vergessen über das, was sie essen wollen. Diese Krankheit des Geistes raubt uns die reinsten Freuden, welche Gott uns darbietet, weil wir über sie hinweg nach denen sehen, die wir noch nicht haben. Sie vermindert auffallend die Summe unsers häuslichen Glückes, weil wir nie im vollem Maase und mit ganzer Seele bei den lieben Unsrigen sind, und unbefangen ihre Freuden, und was eben die erste Stunde Schönes bringt, mit ihnen theilen. Darum kann man wohl sagen: Wirklich zu leben ist eine Kunst.

Jesus Christus, dieser göttliche und erhabene Lehrer der wahrsten Lebensweisheit,

ließ diesen großen Fehler vieler Sterblichen keineswegs unbeachtet. Er mahnte sehr dazu, man solle in der Gegenwart leben lernen. Sorget, sprach er, sorget doch nicht für den andern Morgen; denn der morgende Tag wird für das Seine sorgen! Matth. 6, 34. Fürchtet doch nicht, welches Ungemach euch der künftige Tag bringen werde, und vermehret damit nicht das Ungemach, welches ihr allenfalls schon habet. Es ist genug, daß jeglicher Tag seine eigene Plage habe.

Gewiß, es ist nicht unsere eigene Vortrefflichkeit, die uns den Genuß des Lebens verbittert, sondern unsere Schwäche. Eben darum sprach Jesus wider die Sucht, das, was wir haben, wegzugeben für das, was wir nicht einmal wissen, ob wir es bekommen werden. Darum sorget nicht für den andern Morgen; genießet den gegenwärtigen Augenblick, und vertauschet nicht das Gewisse für das Ungewisse.

Nie schmecken wir das Dasein in vollerm Maase, und die Gegenwart in ihrer ganzen Kraft so sehr, als in unsern Jugendtagen. Das Kind gehört ganz dem Eindruck und der Gabe der eben vorhandenen Stunde. Es bekümmert sich um das Vergangene wenig, obwohl es auch daran denkt; betrübt sich auch um eine verlorne Freude nicht stark, weil es vom anwesenden Augenblick Ersatz und Entschädigung annimmt. „Glücklicher Leichtsinn!“ sprechen die Bejahrten, wenn sie sehen, wie das Kind sich mit einer Kleinigkeit erheitert, und wenig um das härmt, was noch nicht da ist, und von dem die Bejahrten in ihrer Weisheit selbst noch nicht wissen, ob und wann und wie es kommt. Erscheint dem Kinde aber die böse Stunde, so zollt es ihr seine Thräne, um von der nachfolgenden wieder den Trost zu nehmen.

Mit dem Aufwachen der Leidenschaften verfliegt der Frohsinn der Jugend. Volle Heiterkeit des Gemüths ist nur Gesellin der Unschuld. Der Jüngling und die Jungfrau, auf der Grenze zwischen Kindheit und Männlichkeit, empfinden noch vom Glück der ersten, aber auch von der Thorheit der andern. Sie wollen eigentlich für die Zukunft leben, aber sie leben schon in der Zukunft; bauen Plane, und denken, hoffen, fürchten, sorgen, wünschen, können die Zeit nicht erwarten, der sie entgegensehen, und vergessen, in vollen Zügen den Becher der Freude zu trinken, welchen ihnen der Morgen und der Frühling ihrer Lebenszeit darbietet.

Man wird älter; das Sorgen ist mit den Jahren zur Gewohnheit geworden. Man hat nun auch für Andere zu denken. Die Verhältnisse sind mannigfaltiger geworden. Nun sind andere Leidenschaften da, nun die Unruhe des Ehrgeizes, die Begierde der Habsucht, die Qual des Neides, die Angst vor Krankheit, der Kummer um das Alter. Man ist mit den Gedanken schon immer da, wo man noch nicht ist; und wo man ist, findet man gar nicht das Angenehme, was die Einbildungskraft einst davon vorgespiegelt hatte. Fliegt der Geist nicht in die Zukunft hinaus, sieht er gern wehmüthig in die verlebten Tage zurück, preiset die glücklichen Zeiten einer zu früh verschwundenen Jugend und den Verlust geliebter Gespielen. Er lebt überall, nur nicht in dem, was ist; und die Jahre des Greisenthums sind da, ehe man der Tage männlicher Kraft recht gewahr geworden.

Der Greis nun beklagt die Flüchtigkeit des Lebens, die Hinfälligkeit das Menschen. Alles, was er hatte, gleicht ihm einem dunkeln Traum; er weiß wenig davon. Aus siebenzig Jahren haben vielleicht kaum siebenzig Stunden einen lebhaften, deutlichen Eindruck bei ihm hinterlassen, weil er in den übrigen wenig oder gar nicht ihnen selbst, sondern denen lebte, die noch nicht waren. Daher weiß er von seinen Tagen nichts Anderes zu sagen, als: sie waren voller Sorgen, und die meisten derselben ganz vergeblich.

Das ist die Lebensgeschichte der meisten Sterblichen. Sind wir nicht zu bedauern? Ist das nicht die Summe der Weisheit, froher und glücklicher Zeit theilhaftig zu werden, wirklich zu leben, was in dem Lehrspruche Jesu liegt: Darum sorget nicht für den andern Morgen, denn der morgende Tag wird für das Seine sorgen!

Viele Menschen wissen von ihrem Leben gar nichts zu erzählen, aus dem natürlichen Grunde, weil sie es nicht gelebt haben. Höchstens wissen sie noch von einzelnen Vorfällen zu sagen, die ihnen lebhafter im Gedächtnisse blieben. Diese Vorfälle sind nicht einmal immer die allerwichtigsten, sondern oft an sich ganz unbedeutend. Und doch denken sie mit Vergnügen an diesel-

ben zurück; sie sind sich solcher aber besonders darum so deutlich bewußt, weil sie damals mit vollem Bewußtsein und ohne alle Rücksicht auf Anderes dem damaligen Augenblicke gänzlich angehörten. Auch aus dieser Ursache erinnern wir uns von den Kinderjahren her mehrerer Ereignisse und Sachen, als aus spätern Zeiten, weil wir in der Kindheit ausschließlich der Gegenwart opferten. Von nachfolgenden Zeiträumen im Jünglings- und Mannsalter haben nur diejenigen Begebenheiten, oft sehr geringfügige, die hellste Vorstellung hinterlassen, wo wir mit ganzem Gemüth zugegen waren, nicht bloß mit dem Körper und getheilter Aufmerksamkeit.

Weil nicht viele Leute die glücklich machende Kunst kennen, das, was der Augenblick gibt, in allen Einzelnheiten zu schmecken; die Kunst, bei dem mit dem Geiste gegenwärtig zu sein, was gegenwärtig ist: so geschieht es, daß wenige Leute die nützliche Eigenschaft der Geistesgegenwart bei unerwarteten Ereignissen besitzen. Gelehrte, und überhaupt Personen, die sich mehr in der Einsamkeit und mit Gedanken beschäftigen, weniger mit dem, was der Augenblick rings um sie her stellt, gerathen daher in der wirklichen Welt am leichtesten in diese Verlegenheit; wissen sich weder zu rathen, noch zu helfen, und thun oft das Gegentheil von dem, was sie hätten thun müssen. Personen hingegen, deren volle Aufmerksamkeit das Vorhandene anzieht, die immer für den Augenblick leben, in dem sie sind, zeigen oft von der Geistesgegenwart Wirkungen und Vortheile der bewunderungswürdigsten Art.

Es ist wohl nicht leicht möglich, daß ein Mensch, der es versteht, in der Gegenwart zu leben, und, was sie Gutes hat, zu pflücken, von Langeweile gequält werde; nur dem wird die Zeit lang, der die Gegenwart verkennt, weil er weit mehr von der Zukunft hofft. Kinder haben selten Langeweile, weil eine geringfügige Sache ihnen groß genug ist, sie zu beschäftigen. Eben so der Weise; nicht weil er sich Berechnungen und Träumen überläßt, oder Hoffnungen und Besorgnissen, sondern weil er in Allem, was er vor sich sieht und hört, noch etwas Vergnügendes und Belehrendes wahrnimmt. Der Weise schlürft den Becher des Lebens in langsamen Zügen tropfenweise aus, und wird davon durchdrungen. Der gewöhnliche Mensch dürstet immerfort, und stürzt dann den edeln Geistertrank stromweise hinunter, schmeckt ihn nicht, sondern verschlingt ihn zur Betäubung, nicht zur Sättigung.

Es hat uns Gott das Gedächtniß gegeben zur Erweiterung des Lebensgenusses, nicht zur Verbitterung desselben; zur Nahrung der Weisheit, nicht der Thorheit. Allein der Sterbliche strebt nur allzugern das Gegentheil zu versuchen. Man tödtet die heutige Wonne mit dem schwermüthigen Grämen um die verschwundene, und verliert das neu aufblühende Glück in der Sehnsucht nach dem verlornen. Die gute alte Zeit wird gerühmt, und die gute gegenwärtige Zeit nicht genossen. So bestiehlt sich der thörichte Sterbliche selber, und nimmt sich, was er besitzt, und gibt es an sich ab, wo er nicht mehr ist.

Lebe für die Vergangenheit, nicht in der Vergangenheit. Willst du für sie leben, so mußt du in der Gegenwart so gegenwärtig sein, daß, wenn sie vergangen ist, du ihrer noch immer froh bleibst. Nur wer die Gegenwart ganz zu genieſſen versteht, dem vergeht sie nicht gänzlich! Lebe in der Gegenwart, und mache sie zu einem Schatze für die Erinnerung. Kannst du eine schöne That hineinlegen, so lebt der Augenblick, welchen du damit schmücktest, ewig, wenn auch nicht jederzeit in deinen Gedanken, doch in seiner fruchtbringenden Wirksamkeit auf deine und fremde Schicksale.

Lebe für die Zukunft, aber nicht in der Zukunft. Bereite in der Gegenwart durch Sorgfalt und Vorsicht die Freude für die noch zu erwartenden Tage. Pflanze und säe in der Gegenwart deine einstigen Aernten. Du hast die Freude des Pflanzens; ob du die Freude der Frucht haben wirst, kann Niemand wissen. Für den Weisen hat das Leben gar keinen Winter. Die gegenwärtige Stunde ist für ihn immer Frühling, in welchem er nützliche Saaten ausstreut, und zugleich immer Herbst, wo ihm frühere Saaten reif werden. Er nimmt die Sorge, sie nimmt ihn nicht. Jede Stunde hat ihr Süßes, ihr Bitteres, jeder Tag seine eigene Plage. Lerne denn, wie die Biene thut, die aus jeder Blume den Honig zu schöpfen weiß, aber das Gift darin zurückläßt. Ist der Tag vorbei, ist auch seine Plage vorüber. Wie thöricht ist es

doch, sie durch Furcht schon aus der Zukunft auf den heutigen Tag zu bringen, und sie durch beständiges Seufzen zu verlängern, wenn sie schon der Vergangenheit angehört! Was aber der gegenwärtige Augenblick Böses bringt, kann nie zu schwer sein, weil der Augenblick nur ein Punkt in der Zeit ist. Nur dann wird ein Augenblick zu schwer, wenn man in ihm mit unnützer Besorgniß die von Gott auf das ganze Jahr vertheilte Noth zusammenfaßt. Gott ist freundlich und schonend; nur die menschliche Thorheit ist grausam.

Weißt du im Gegenwärtigen für das Vergangene und Künftige zu leben, so lerne auch im Gegenwärtigen für die Gegenwart leben. Gehöre ihr mit unbefangener Gemüthlichkeit. Hast du das Deine gethan wegen der Zukunft, und was zu ordnen ist, geordnet: so hänge der Sorge nicht weiter nach. Vertraue Gott: er wird zu dem Guten, was du thust, den Segen legen. Erfüllt er deine Erwartungen nicht so, wie du sie hattest: gut, auch das ist ein Segen für dich! Er hat dir das Beste gegeben; aber du kennst nicht immer das Beste. Lebe mit harmloser, kindlicher Hingebung für die Stunde, die da ist; für die folgenden sorget er weit besser als du. Ringe und strebe doch nicht erst nach Genuß, sondern genieße. Seufze nicht erst nach Glück, sondern sei glücklich. Das Glück, welches dir die Stunde gewährt, in der du lebst, ist in derselben Stunde dir das angemessenste und beste. Wenn du es verschmähst, hast du nichts, und fühlst dich unglücklich.

Lebe in der Gegenwart, und vergiß dabei, so viel du vermagst, was war und was sein wird. Fürchte nicht, es werde dich dies allzugeneigt zum Leichtsinn und zu schädlicher Sorglosigkeit machen. Wahrlich, Vergangenheit und Zukunft drängen uns sich von selber auf, weil wir unaufhörlich zwischen beiden stehen. Um uns selber aufrecht zu halten, daß wir nicht ganz in die eine oder andere hinsinken, haben wir genug zu thun, uns ihres Dranges zu erwehren.

Lebe in der Gegenwart; laß deinen fruchtlosen Gram um das Vergangene, deine vergebliche Furcht und Sorge um das Mögliche der kommenden Zeiten fahren. Dein Gram belebt das Todte nicht wieder; deine Sorge löset das Räthsel der Zukunft nicht. Freue dich wie ein Kind dessen, was du eben hast, wäre es auch noch so wenig. Denn nicht die Sachen, ob sie kostbar oder gering ist, bringt Freude; sondern das Herz bringt die Freude zur Sache. Dem Unzufriedenen ist die ganze Welt leer.

Lerne in der Gegenwart leben, und denke dabei nicht immer rückwärts und vorwärts, sondern erheitere dich an dem, was um dich ist. Das wird dich genügsam mit dem Wenigsten machen, und reich, wo die Ungenügsamen arm sind. Du wirst mit Erstaunen Freudenquellen finden, wo du sie vorher in deinem Leben nie vermuthet hättest, und die Thoren verlachen, die nach Ehren und Gütern, Lustgelagen und Veränderungen, nach Berühmtheit und Herrlichkeit rennen, und nirgends finden, was sie eigentlich wollen. Denn weil sie immer in der Zukunft leben und suchen, was doch nothwendig nur in der Gegenwart liegen kann, sind sie gegenwärtig niemals glücklich.

O mein göttlicher Lehrer, Du mein wahrer Seligmacher, wie oft habe ich das Leben verkannt! Nicht leicht hat mich eine Betrachtung Deines Wortes so tief erquickt, wie die Betrachtung des Spruches Deiner Weisheit: Sorget nicht für den andern Morgen! Ja, oft will ich daran denken, wenn wir eitle Bekümmernisse oder Wünsche das Glück und den Genuß der Gegenwart entziehen. Amen.

XLII.

Gefahren willkührlicher Träumereien.

Matth. 4, 27. 28.

Wer heilig ist, der bleib' auch heilig,
Wer sündigt, zittre! — Denn der Herr,
Der uns bereitet hat, ist heilig,
Und heilig ist sein Recht, wie er!
Wohl dem, der schuldlos, rein und gut
Sein Bild wird, und was recht ist, thut.

Wer zur Vollendung roher Sünden
Zwar seines Körpers Kraft nicht leiht,
Gedanken aber und Empfinden
Mit Bildern schnöder Lust entweiht:
Ist der kein Sünder? und steht der
Vor Gottes Auge heiliger?

Gott sieht, Gott prüft, Gott wäget Alles,
Gedanken, Wunsch, Entschluß und That,
Der Tugend Werth, den Reiz des Falles,
Der Sünden Keim und ihre Saat.
Wer richtet zwischen Finsterniß
Und Licht, wie Gott, wer so gewiß?

Mehr oder weniger spielt wohl jeder Mensch gleichsam seine doppelte und dreifache Rolle fast zu gleicher Zeit. Ein ganz anderer ist er im öffentlichen Leben, im Um-

gang mit Freunden, Bekannten, Fremden, Vorgesetzten, Untergebenen. Er stellt sich ihnen immer, so viel er kann, nur von der achtungswürdigsten Seite dar; ist begierig, ihnen zu gefallen, eine vortheilhafte Meinung von sich beizubringen, ihnen Ehrerbietung einzuflößen. Er ist, wenn auch nur dem Scheine nach, besser, rechtschaffener, liebreicher, strenger in seinen Pflichtverhältnissen. So wie er, wenn er aus seinem Hause geht, in seiner Kleidung sorgfältiger, reinlicher, zierlicher ist: so ist er auch in seinem Betragen behutsamer, höflicher, in seinen Reden bedachtsamer, überlegter, in seinen Handlungen gefälliger und zuvorkommend.

Ganz anders, als ausser dem Hause, kann der gleiche Mensch innerhalb seiner Wohnung sein, wo er die Festtagskleider nicht trägt, sondern in der bequemern Haustracht geht. Da ist er, wie im Aeusserlichen nachlässiger, auch in seinen Werken und Worten weniger vorsichtig. Seine Gesinnungen offenbart er unverhehlter; gegen seine Hausgenossen ist er nicht, wie gegen die Fremden; oft leider das Gegentheil von Allem, wodurch er Fremden zu gefallen sucht. Er läßt seinen guten und übeln Launen freiern Lauf; wägt seine Worte nicht ab; gibt seine Urtheile über Leute, mit denen er ausser dem Hause Geschäfte hatte, ohne Rücksicht; mit einem Worte, er zeigt sich natürlicher und wie er in der That beschaffen ist, nicht, was er Andern scheinen möchte. Wahrlich, der ist für einen der edlern Menschen zu halten, der auch innerhalb seiner Wohnung, gegen die allervertrautesten Theilnehmer seines häuslichen Lebens, nicht anders ist, als er sich zeigt; hier eben so dienstgefällig, freundlich, nachgebend spricht und handelt, als ausser dem Hause; hier in seinen Urtheilen und Gesinnungen über Fremde nicht anders ist, als er sich ihnen selbst durch sein Benehmen äusserte. — Wie Wenige vermögen dies; wie Wenige sind so wahr draussen, als daheim bei den Ihrigen!

Aber selbst noch ganz anders, als bei den Ihrigen, sind endlich die Menschen im Innersten ihres Gemüths. O, wer ist rein genug, sich in allen Gedanken und Empfindungen seinen ihn umgebenden nächsten Freunden, seiner Gattin, seinem Gatten, seinen Kindern, Geschwistern und vertrautesten Gesellschaftern zu offenbaren! Wer ist unschuldig genug, daß er ohne Furcht und Erröthen Jeden Alles, was im Verborgenen seines Gemüthes zuweilen vorgeht, lesen lassen könnte! Also auch gegen unsere mit uns wohlbekanntesten Geliebten haben wir gleichsam noch eine verschönernde Larve nöthig; also auch noch Geheimnisse, die wir um Alles in der Welt nicht gestehen würden, gegen die, vor denen wir dem Anschein nach gar keine Geheimnisse mehr haben!

So spielt der Mensch, selbst sogar der bessere, seine Doppelrolle. Darum, so genau Einer den Andern zu kennen meint, kennt er ihn doch nie vollkommen. Nur Gott ist allwissend; darum richtet nur Gott den Sterblichen gerecht. — Nach dem Leben ausser dem Hause richtet die Welt; sie richtet daher meistens nur den Schein; sie kann nicht wissen, aus welchen Absichten das Wort und die That kam, die sie beurtheilt. Nach dem zwanglosern, häuslichen Betragen richtet der vertraute Hausgenosse, und schon weit strenger, richtiger, als die übrige Welt. Denn im Hause läßt auch der Schlaueste oft unwillkührlich die Maske der Verstellung fallen, und aus einzelnen Worten und Geberden ahnen und erspüren wie seinen verborgensten Sinn. Aber den innern Menschen richtet der Allwissende. Nur was der Sterbliche *in sich selber ist*, nicht was er von aussen scheint oder scheinen will, macht seinen Werth oder Unwerth vor dem Allgegenwärtigen. Aus diesem verheimlichten Innern hervor gehen die ausgesprochenen Urtheile, Befehle, Bitten, Drohungen, Schmeicheleien, Rechtfertigungen, Klagen. Man vernimmt das Wort, man sieht die That, aber die dabei im dunkeln Hintergrunde des Gemüths versteckten Absichten erräth schwerlich Einer mit Gewißheit vom Andern.

Also werde ich von Gott nicht nach meinen für Menschen hingesprochenen Worten, nicht nach meinen äussern Werken, sondern nach meinen geheimen Absichten, nach meinen Gesinnungen, die kein Menschenkind erkennt, nach meinen Gedanken gerichtet. Nur diese, welche selten andern Personen offenbar werden, wie sie sind, können als die *wahrhaftesten* Aeusserungen meines Selbsts gelten. Allwissender, der Du die Reihe meiner täglichen Gedanken klar durchblickst, Du, vor dem nichts Verborgenes sein kann, wie werde ich vor Dir bestehen!

Ach, wir täuschen uns nur gar zu oft selbst, indem wir nur auf unsere Worte und Werke Rücksicht nehmen, wenn wir in eine Selbstprüfung eingehen, und unsern Werth und Unwerth vor Gott bestimmen wollen. Wenn wir einen Tag über nützlich und arbeitsam gewesen sind; wenn wir hier einem Armen Almosen, dort einem Leidenden Hilfe, einem andern Trost, einem dritten guten Rath gegeben haben; wenn wir einen unserer Gegner gütig behandelten, wenn wir Streit und Zank verhüteten; wenn wir uns keinen Ausbruch des Zorns, des Hochmuths, des Neides, der Lästersucht, des Hohnes vorzuwerfen hatten, keine Lüge sagten, keinen Betrug begünstigten: dann schon glauben wir mit unserm Tagewerk zufrieden sein zu können! Dann schon erwarten wir von Gott einen huldreichen Richterspruch! — Elende Selbstverblendung! Als wenn das Auge des Allwissenden nur gleich menschlichen Augen unsere Werke sähe, nicht auch die Gedanken, welche dabei waren! Nein, Gott richtet das Gemüth und dessen stille Handlungen, die kein Ohr sonst vernimmt, kein Auge sonst sieht. — Am allerwenigsten sündigt der Mensch mit Werken; am allermeisten sündigt er mit den stillen, nie ausgesprochenen Gedanken!

Inzwischen gibt es Viele, die sich wohl einbilden, was Andern keinen Schaden thue, sei auch keine Sünde. Sie erlauben sich daher, im Stillen Arges zu denken und zu wünschen; genug, daß sie in dem wirklichen Leben keine Hand dazu bieten. O, die Betrogenen! Sie haben das Verbrechen wirklich verübt, nicht vor Menschen (denn sie hatten Scheu verrathen, um bestraft zu werden), sondern vor Gott, vor welchem sie ohne Scheu und Scham waren (als wenn sie Gottes Gerechtigkeit leichter, denn die menschliche bestechen könnten!). — Sie haben das Verbrechen wirklich vollzogen, indem sie mit ihren Gedanken zwar Andern kein Böses in der Wirklichkeit zufügten, aber dagegen sich selber in ihrem Innersten mit sündlichen Neigungen und Gefühlen besudelten, und dadurch auch zur Ausübung des Bösen wirklich reifer machten.

„Ihr habt gehört," sprach Jesus Christus, „ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt ist, du sollst nicht ehebrechen. Ich aber sage euch, wer ein Weib ansiehet, ihr zu begehren, der hat schon mit ihr die Ehe gebrochen in seinem Herzen!" Matth. 5, 27. 28.

Es begegnet nicht selten, daß man in müßigen Augenblicken, etwa wenn man allein ist, auf einsamen Spaziergängen, oder in schlummerlosen Stunden der Nacht, oder sonst, sich den Spielen seiner Gedanken überläßt. Man findet Vergnügen an den Gaukeleien seiner Einbildungskraft; und so wie uns zuweilen im Schlaf angenehme Träume Ergötzung bringen, schaffen wir uns auch wohl wachend willkührliche Träumereien von dem, was uns gefällig ist.

Wir pflegen dergleichen Träumereien insgemein für sehr unschuldig zu halten, nennen sie Luftschlösser, welche wir bauen, die uns so lang unterhalten, als sie dauern: wir entwerfen Plane, die wir im Ernst nicht ausführen möchten, und halten Gespräche in Gedanken mit Personen, die wohl nie gesprochen werden. Weil das Alles sehr unschädlich ist, machen wir uns deswegen kaum Vorwürfe. Von solchen Träumereien glauben wir keine Verantwortlichkeit zu haben; es wäre denn, daß wir wirklich in unsern Gedanken Entwürfe zum Schaden Anderer ausspännen, und sie zu vollstrecken Sinnes wären. Diese scheinen uns allerdings nichts weniger als schuldlos zu sein. Der böse Anschlag, welchen wir fassen, ist schon die Hälfte der bösen That, sie möge nachher erfolgen oder nicht. Hingegen ein bloßes Tändeln der Einbildungskraft, ohne allen andern Zweck, als einen Augenblick lang zu vergnügen, eine vielleicht langweilige Viertelstunde abzukürzen, möchten wir kaum verdammen. Und bei allen Prüfungen unsers Herzens am Abend, oder im Gebet vor Gott, fällt uns vielleicht selten bei, auch jener Träumereien zu gedenken; und unter allen guten Vorsätzen, die wir vielleicht beim Antritt eines Tages, oder im Gebet vor Gott fassen, ist vielleicht wohl selten auch der Vorsatz, in willkührlichen Träumereien, die wir uns bereiten könnten, aufmerksamer auf uns selbst zu sein.

Aber diese Träumereien bestehen aus Gedanken; jeder dieser Gedanken ist eine Handlung unsers Gemüthes; jede dieser in unserm Innern hervorgehenden Handlungen beweiset, wie wir wirklich beschaffen sind, welche Neigungen wir heimlich haben, und was wir zu thun fähig sein würden, wenn alle äussern Umstände dazu günstig wären

Und dies unser Inneres, unser Ich, wie es wahrhaft ist, nicht wie es unter der Erlaubniß äusserer Umstände erscheint, dies richtet Gott!

Und ist er in seinen Spielen der Einbildungskraft wohl immer so unschuldig, als wir gern geneigt wären, uns zu überreden? Wer könnte und möchte wohl das, was er zuweilen bei sich dachte, ganz wörtlich, und ohne alle Verhehlung, einer Person, vor der er wahre Hochachtung hat, erzählen? Wie Mancher würde, wenn seine nach eigener Willkühr gemachten Träume einem Andern ganz deutlich wären, nicht schamroth werden? Wie? und wir werden nicht schamroth vor dem allwissenden Gott, der die Gaukeleien unserer heimlichsten Gedanken und Wünsche sah? Wir erröthen nicht vor uns selber, daß wir uns gestatteten, etwas Unwürdiges zu denken, uns im Stillen damit selbst zu entehren? Wer die Achtung für sich verloren hat, daß es ihn nicht mehr schmerzt, sich zu entweihen; wer die Achtung für Gott verloren hat, daß er ohne Scheu vor ihm Lust am Sündlichen in Träumereien zeigt — wahrlich, der ist nur ein Heuchler vor menschlichen Augen, kein Gotteskind; der ist, was Jesus von den Pharisäern sprach, ein übertünchtes Grab, welches innerhalb voller Moder und Verwesung ist.

Ja, auch diese leichtfertigen Gedankenbilder, in welchen wir uns an Gegenständen ergötzen, die entweder unerlaubt sind, oder unerlaubte Begierden erregen, sind sündlich; diese so unschädlich scheinenden Träumereien haben ihre Gefahren. Sie machen unser Gemüth in der Stille mit dem, was Unrecht ist, vertraut: sie gewöhnen uns an das Anschauen des Schlechten, und verderben damit unsern Geschmack für das Edlere: sie machen das Schändliche allmälig einheimisch im Heiligthum unsers Gemüthes, wo es ein ewiger Fremdling sein sollte.

Man muß nicht erstaunen, daß junge Leute, welche die äusserlich beste Erziehung genossen hatten, welche von den vortrefflichsten Grundsätzen durchdrungen sind, sich wirklich die schönsten Vorsätze gemacht hatten, ganz plötzlich und unerwartet aus der Art schlagen konnten, sobald sie sich selbst überlassen waren. Ach, daß sie in Ausschweifungen übergingen, geschah nicht so schnell, als wir glauben: ihre Einbildungskraft war schon weit früher vergiftet; sie hatten schon Vergnügen an Vorstellungen des Unanständigen genossen. Ihr besseres Selbst sträubte sich freilich gegen That und Wirklichkeit, aber — das Herz war nicht rein, und die böse Begierde erwachte.

Wie der Mensch in seinen verborgensten Neigungen ist, so denkt er, so schafft er sich auch wachend Traumbilder. Wer in Gedanken an verbotenen Früchten schwelgt, die er viel zu redlich ist in That und Wirklichkeit zu rauben, macht sich eine frevelvolle Freude, und unterhandelt wirklich schon mit dem Verbrechen selbst. Es fehlen nur äussere Umstände und Begünstigungen, die Schandthat zu vollbringen. Treten bequeme Gelegenheiten ein, so wird die Begierde eilen, das wirklich zu gewinnen, wovon ihr bisher in reizenden Einbildungen nur der Vorschmack erlaubt ward.

So bereiten demnach selbstgeschaffene Träumereien sehr oft das Gemüth zur Ausübung einer Sünde vor, der es sonst ganz fremd war, und die es erst in unanständigen Vorstellungen allmälig lieb gewann. Und wie manche Person, die öffentlich weder des Ehebruchs noch der Hurerei schuldig ist, äusserlich in Keuschheit und Sittsamkeit Andern als Muster gelten könnte, noch vor Zweideutigkeiten erröthet, und sich schamhaft vom Unanständigen wegwendet, ist zum Verbrechen reif, hat es in der Einbildung schon vollbracht. In ungeziemenden Träumereien ward die Reinheit des Herzens befleckt, ging die Unschuld des Gemüths vor Gott verloren! — Vertraut mit dem Laster durch die Gedanken, befreundet mit ihm in unzüchtigen Vorstellungen, ist der Abgrund der Schandthat nahe genug, um beim ersten verleitenden Augenblick hinabzuschwindeln. „Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt ist, du sollst nicht ehebrechen. Ich aber sage euch," sprach Christus, „wer eine Person ansiehet, ihrer zu begehren, der hat schon mit ihr die Ehe gebrochen in seinem Herzen, ist Wollüstling, ist Verführer, ist Sünder vor Gott, von der Unschuld abgewichen!"

Das ist die Gefahr jener unschädlich scheinenden Träumereien, in welchen sich unsere unanständigen Neigungen erlauben, mit dem, was Unrecht ist, zu spielen. In diesem Spiele gewinnen sie größere Stärke und Macht über das Herz; in diesem Spiel fesseln sie unmerklich den bessern Willen, und

blenden den Verstand, daß er die Gefahr selbst nicht mehr wahrnimmt. So ganz unschädlich es auch zu scheinen scheint, wenn sich zum Beispiel Jemand, der auf ein Amt Hoffnung hat, in müßigen Augenblicken an den Vorstellungen von seiner künftigen Würde ergötzt, wie er da Aufsehen erregen, wie er da den Neid von Diesem und Jenem wecken werde, so sind doch alle diese kindischen, lächerlichen, oft ganz vergeblich geschehenen Einbildungen traurige Uebungen des Stolzes, der Eitelkeit und Schadenfreude. Diese Uebungen stärken und reizen nur die ehemals schwache Neigung zur Hoffart; und wenn das Amt und die Würde auch nicht gewonnen wird, bleibt doch die leidenschaftliche Lüsternheit nach Aufsehen-Erregen und Neid-Erwecken zurück.

Und wenn man auch selbst über die Spielereien der Einbildungskraft spottet, und es Luftschlösserbauen heißt; wenn man eine reiche Erbschaft oder ein großes Loos in Lotterien, oder einen andern glücklichen Zufall erwartet, der die Glücksumstände verbessern soll; wenn man sich da vorträumt, wie man dann seine Wohnung verschönern, seinen Tisch mit feinen Leckerbissen füllen wolle; wie man in Geräth und Kleidung glänzen, die Bewunderung aller Bekannten sein und von hohen Personen mit Begierde werde aufgesucht werden: dennoch sind diese und andere Tändeleien der Phantasie gefährlich. Sie erfüllen unbemerkt das Herz mit Wünschen höchst entbehrlicher Dinge; sie entwickeln die Lust an Prachtaufwand, den Hang zum Reichwerden und Geldgewinnen immer mehr; sie machen mit dem, was Gott verliehen, unzufrieden, und rauben uns den ungetrübten Genuß vom Glück gegenwärtiger Verhältnisse.

Nicht genug dies; noch andere Leidenschaften werden zuletzt dadurch erzeugt, die ohne dies vielleicht nicht laut geworden wären. Wer sich in seinen Vorstellungen den Besitz großen Reichthums oder Ansehns vorspiegelte, der ihm durch Ehrenstellen, unvermutheten Gewinn oder ansehnliche Erbschaften zufallen könnte, und nachher in seinen Erwartungen schmählich getäuscht ward, wird sich kaum des Neides und der Schmähung gegen die erwehren, welchen die Würden oder Loos oder Erbschaften zu Theil geworden sind; wird sich kaum enthalten können, mit seinem eigenen Schicksal zu grollen und wider Gottes allweise Vorsehung zu murren.

Es liessen sich unzählige Beispiele aufstellen, aus welchen deutlich würde, wie nachtheilig für Unschuld, Einfalt, Ruhe und Zufriedenheit des Herzens selbstgeschaffene Träumereien sind; wie sie an sich anfangs schuldlose Neigungen wecken, und zu einer verderblichen Herrschaft über das Gemüth erheben; wie sie unserer Thätigkeit oft ein Ziel vorsetzen, nach welchem wir niemals streben sollten.

Sei es doch, daß dergleichen ergötzliche Träumereien in müßigen Augenblicken hundert- und noch hundertmal ohne Folgen blieben, eben so schnell vergessen, als vergangen waren: aber dieses hundert- und hundertmal Geträumte hat durch seine allzuhäufigen Wiederholungen beurkundet, daß es schon seine Macht auf dich geübt hat; daß schon in dir eine unedle Leidenschaft dadurch zu deinem frühern oder spätern Nachtheil genährt worden ist, und noch immer mehr gestärkt wird; daß du nicht mehr in dir so frei, so rein, so edelmüthig und löblich bist, als du von aussen scheinst; daß du schon oft vor Gott sündigtest, wenn dich die Menschen noch für gut und lasterfrei hielten.

Gott richtet den Sünder! Gott richtet nicht seine äussern Thaten allein, sondern die vor fremden Menschen verborgenen Thatenquellen im Gemüth. Gott richtet den Sünder! Gedanken sind stille Thaten, die Verbrechen der Einbildungskraft stumme Sünden!

Meide alle fruchtlosen, mit Fleiß dir gemachten Täuschungen der Einbildungskraft; alle willkührlichen Träumereien vom Glück, das aus gestillten sinnlichen Begierden und Wünschen hervorsteigen könnte. — Schon sich selber täuschen wollen gehört zu den Thorheiten des Lebens; und das ganz unnütze Denken heißt eine Zeit verschwenden, in welcher das Nützlichere hätte gedacht werden müssen; eine Zeit, deren Verlust mit keinem Gut der Welt gekauft werden kann.

Meide willkührliche Träumereien vom Vergnügen an erfüllten Hoffnungen und gestillten Begierden. Eben dadurch werden deine Hoffnungen dein Verderben, und deine Begierden dir zum Sporn des Bösen. Vielleicht hast du selbst schon mehrmals die schädlichen Folgen erkannt. Wandelt dich die Lust an, dich an Bildern zu ergötzen, die deiner Unschuld, deiner Besonnenheit,

deiner Genügsamkeit und Ruhe Gefahr bringen, — zerstreue dich! ermanne dich! und verachte es, am bloßen Kitzel der Einbildungskraft Gefallen zu finden; rufe deinen Verstand auf, und erwäge, statt der Luftschlösser Herrlichkeit, die ernsthaften Verhältnisse deiner wirklichen Umstände.

Meide willkührliche Träumereien, wenn du deiner selbst mächtig bleiben willst. Denn je öfter du dich mit ihnen beschäftigest, je dringender werden sie zu dir zurückkehren; je mehr die Begierde mit Vorspiegelungen gereizt wird, je gebieterischer fordert sie Erfüllung. Du selbst wirst ihr Sklave, wirst Ehre, Unschuld, frohes Gewissen und Lebensruhe ihr hinwürgen müssen.

Ach, Allwissender! schamvoll senke ich meine Augen vor Dir nieder. Nur allzuoft überließ ich mich den Spielen selbstgebildeter Träumereien, die zum Vergnügen eines Augenblicks erfunden wurden, aber sich mit manchem unreinen Gedanken vermischten, manchen Hang zum Ungerechten in mir lebendig machten. Ich war tief genug schon gesunken, wenn ich das Unbillige billigte in meinen Vorstellungen, und vergaß, daß Du der Allgegenwärtige seiest, vor dem kein Geheimniß ist im stillen Handeln unserer Leidenschaften. Herr, wer kann zählen, wie oft er vor Dir fehle?

Der geringste Theil meines Lebens ist oft derjenige, in welchem ich meine Denkart durch Handlungen offenbare; den allergrößten Theil des Lebens füllen dagegen meine Vorstellungen, stillen Urtheile und die Gespinnste der immer thätigen Einbildungskraft aus. Und ach — beiweitem auf den größten Theil des Lebens verwendete ich bisher die kleinste Aufmerksamkeit! O wie oft mußte ich Dir durch meine Gesinnungen mißfallen! Wie viel von meinem eiteln und schädlichen Geträume habe ich wieder vergessen! Aber, hast auch Du es vergessen, richtender Gott? Und hat dies scheinbar flüchtige Geträume nicht nachher noch seinen verderblichen Einfluß auf meine übrigen Urtheile, Gefühle und Thaten gehabt, und ihnen eine besondere Richtung gegeben?

O, Vater, ich habe schwer vor Dir gesündigt. Ich komme zu einer Erkenntniß von Schulden, deren ich bisher im Leben gar wenig gedacht habe. Vergib! barmherziger Gott, vergib, auch was ich vielfältig, allen Menschen verborgen, im Herzen gesündigt habe! Mit Erkenntniß der Schuld verbindet sich meine aufrichtige Reue, und mit der Reue der Entschluß, vorsichtiger auf dieses Gaukelspiel selbstgemachter Träumereien zu wachen, die jeden vernünftigen Menschen entehren, und auch den tugendhaftesten in Gefahr und Sünde bringen können. — Stehe mir, Gott, bei mit Deiner heiligen Kraft. Amen.

XLIII.

Selbstgefälligkeit.

Tobias 4, 14.

Herr, was ich Gutes habe,
Ist Deine milde Gabe;
Nichts ist mein Eigenthum.
Für das, was ich besitze,
Wodurch ich Andern nütze,
Gebührt nicht mir, nur Dir, der Ruhm.

Sowohl Verstand als Kräfte
Zum nützlichen Geschäfte
Hab' ich von Deiner Huld.
Dein ist's, wenn gute Thaten
Dem Vorsatz wohl gerathen.
An Fehlern bin allein ich Schuld.

Sollt' ich mich nun erheben,
Wenn mir in diesem Leben
Viel Gutes widerfährt?
Was hat Dich, Herr, bewogen,
Daß Du mich vorgezogen?
Bin ich wohl jemals dessen werth?

Es gibt eine Untugend, welche nicht selten das Eigenthum übrigens rechtschaffener und verständiger Personen ist, und wodurch sie, wie wir täglich wahrnehmen, sich selber vielen Schaden zufügen, ohne es zu wissen; ja, es sind eben nur Personen, welche sich gewöhnlich durch Geistesvorzüge auszeichnen, die in solche Untugend verfallen, und durch dieselbe beinahe allen ihren übrigen Werth verlieren.

Dieser Fehler ist von so eigener Art, daß man dafür kaum noch den rechten Namen im Gebrauch hat. Es ist ein allzulebhaftes und immer geschäftiges Bewußtsein von Geistesgaben, die man hat, und eine daraus entspringende, immer kitzelnde Begierde, diese Vorzüge bei jeder Gelegenheit fühlbar werden und von Andern anerkennen zu lassen. Es ist nicht sowohl ein Streben, Andern gefallen zu wollen, als vielmehr ein allzugroßes Gefallen, was man an sich selbst hat. Darum möchte ich diese Untugend Selbstgefälligkeit heißen.

Die Selbstgefälligkeit eines Menschen ist sehr verschieden von dem edeln Bewußtsein eigenen Werthes, welches auch

der Christ, der Weise haben kann, und sogar haben muß, um standhaft in der Tugend zu bleiben. Das Selbstgefühl unsers innern Werthes besteht in Ueberzeugung von der Rechtschaffenheit unserer Gesinnungen und Ansichten, wenn sie von der Unwissenheit oder Bosheit der Menschen verkannt werden. Der Weise hat keinen Solz auf seine Verstandesvorzüge, denn er weiß, daß er die Gaben des Geistes nur dem Urheber seines Lebens zu danken hat. Aber in die edelste, gottgefälligste Anwendung dieser Gaben setzt er einen hohen Werth. Er laßt sich weder durch Verachtung und Spott, noch durch Hindernisse böswilliger Menschen in der richtigen Anwendung seiner Kräfte irre machen. Nicht äussere Vorzüge, nicht glänzende Einbildungskraft, nicht Scharfsinn, Witz und Geschicklichkeiten verleihen Werth vor Gott, sondern nur frommer Muth und tugendhafter Wandel.

Wer auf eigene Einsichten und Fähigkeiten alzuhohen Werth legt, der hat keineswegs das richtige Selbstgefühl seiner innern Würde, sondern Stolz; so wie derjenige, welcher sich auf seine äussern Vorzüge zuviel einbildet, nur Eitelkeit hat. Der Stolz entspringt aus der übertriebenen Meinung vom Umfange der eigenen Kräfte, und äussert sich durch Geringschätzung derer, welche weniger haben oder zu haben scheinen. Die Eitelkeit thut sich auf den Besitz äusserer Glücksgüter zu gut, auf körperliche Anmuth und Zierlichkeit, auf Pracht in Kleidern, Wohnungen, Hausgeräthen; auf gewisse erworbene Geschicklichkeiten, die man gern zur Schau ausstellt.

Man kann stolz sein, man kann eitel sein, ohne deswegen ehrgeizig zu sein. Ehrgeiz ist Streben nach großen Auszeichnungen vor andern Menschen, und Unzufriedenheit mit dem Ruhm, oder Lob, oder Ansehen, welches man wirklich erworben hat. Mit schon gewonnenen Auszeichnungen und Würden ist nur der Hochmüthige zufrieden. Er wähnt sich am Ziel, und will nun die Frucht seines Glückes in vollem Maase durch Genuß von Ehrerbietung haben, die ihm andere Menschen leisten sollen. Der Ehrgeizige kann sehr bescheiden sein; der Hochmüthige kann es in der That nie sein.

Von allen diesen unterscheidet sich der Selbstgefällige durch sein Thun und Lassen, ob er gleich von jenen Fehlern mehr oder weniger mit seiner Unart verbinden kann. Er ist sich seiner Klugheit und Verstandeskräfte beständig bewußt; immer, bald trotzig, bald schmeichelnd, bald offen, bald heimlich, bemüht, sich bei Andern angesehen und gültig zu machen; ist darin vom Stolzen verschieden, daß dieser schon mit dem bloßen Bewußtsein von Kraft und Geistesvorzügen zufrieden ist, und sich in Geringschätzung minder vorzüglicher Personen behagt. Der Selbstgefällige hingegen fürchtet immer, zu wenig anerkannt, zu wenig nach Verdienst geschätzt zu sein. Er will daher herrschen, Alles machen, Alles entscheiden, in Allem das Wort führen, in Allem der Erste sein, um von Andern eben so sehr bewundert zu werden, als er sich selbst bewundert.

Es ist denkbar, daß er auch eitel sein könne. Aber er will nicht gleich eiteln Personen nur durch das Aeussere gefallen. Er ist vielleicht weder schön, noch reich, noch geschmackvoll genug, um durch die Aussenseite zu gefallen. Ja, er kann sogar Gestalt, Kleidung und alle Umgebungen vernachlässigen, um dagegen seine Geistesüberlegenheit desto heller glänzen zu lassen, in die er allein verliebt ist, und die er von aller Welt geliebt sehen möchte. Dabei ist es ihm vielleicht nicht, wie dem Ehrgeizigen, um Erreichung öffentlicher Auszeichnungen und weitverbreiteten Ruhmes zu thun. Er kann Klugheit oder Bequemlichkeit genug haben, um die Dornen zu scheuen, welche gewöhnlich auf der Bahn irdischer Ehren den Wandler verwunden, und die der von Ehrgeiz Beseelte nicht fürchtet. Nein, der Selbstgefällige, ohne deswegen in albernen Hochmuth zu verfallen, ist schon zufrieden, wenn ihn nur alle Personen, mit denen er unmittelbar zu thun hat, als den vortrefflichsten Kopf anerkennen; nur was er spricht, für das Beste halten; nur seine Leitung annehmen wollen. Er, in beständiger Bewunderung und Hochschätzung seines Verstandes, seiner Klugheit und Einsicht, fordert auch von Andern nichts, als diese Bewunderung, und hält dafür, man lasse ihm dann nur erst Gerechtigkeit widerfahren.

Um seinen höchsten Zweck zu erreichen, um allen seinen Bekannten so glänzend an Geisteskraft zu erscheinen, als er sich selbst in dem Spiegel erblickt, welchen ihm Eigenliebe täglich vorhält, spielt er alle Rollen, macht alle Umwege. Er ist bald absprechend,

bald demüthig und vorsichtig; bald für gemeinnützige Gegenstände im heiligen Eifer, bald deren vornehmster Gegner; bald freigeisterisch, aufgeklärt witzelnd, des Heiligsten spottend, bald frömmelnd, andächtelnd. Er ist nichts für die Sache selbst, Alles nur, um Bewunderung zu ärnten von denen, mit welchen er zu schaffen hat. Er thut, was gerecht, gut und sogar edel ist, nicht aber der Tugend willen, sondern in seiner Selbstgefälligkeit die Bewunderung der Andern zu ärnten. Diese Begierde, so gern er sie auch verhehlen möchte, wird immer wieder in seinen Aeusserungen sichtbar; sie verräth sich in seiner Vorliebe für die, welche seiner Geistesüberlegenheit huldigen; in seinem herben Urtheil gegen die, welche sich entweder derselben nicht unterwerfen, oder wohl gar ähnliche Ansprüche auf Bewunderung machen, wie er selbst. Er ist kein grösserer Gegner von den Leuten seiner Bekanntschaft, als von solchen, die ihm in seiner Unart gleich sind. Er findet sie selbstsüchtig, einbildisch, herrschsüchtig, ungerecht und im Umgang unerträglich.

Der Selbstgefällige, wo er auch stehe, was ihm auch begegnen möge, vergißt sich niemals über etwas Anderes. Er ist sich selber jederzeit der Erste, der Wichtigste. Jede Kleinigkeit von dem, was er hat, denkt, thut, scheint ihm bedeutender, als das Wichtigste, was Andere angeht. Im Gespräch wird er überall gern, wenn gleich mit sorgsamer Bescheidenheit, sein geliebtes Ich anbringen, von sich erzählen, von seinen Erfahrungen, seinen Ansichten, seinen Hoffnungen sprechen, und keinen Umstand unbenutzt lassen, um sein Ich von allen Seiten darzustellen, damit man es so liebe, so preise, wie er es in seinen Gedanken selbst thut. Er wird empfindlich gekränkt, wenn man in Gesellschaften irgend einem Verdienste anderer Personen Gerechtigkeit und Lob zollt, ohne nicht zugleich durch einen Seitenblick auf ihn zu verstehen zu geben, daß man seinen höhern Werth vollkommen zu würdigen wisse.

Die unmäßige Selbstgefälligkeit und thörichte Verehrung eigener Geistesvortrefflichkeit ist oft der Fehler von Leuten, die allerdings sowohl wegen ihres Verstandes als Herzens sehr schätzbar sein können. Aber indem solche Neigung, immer nur auf sich selbst zu sehen, immer nur auf Huldigung erpicht zu sein, endlich im Gemüthe vorherrschende Leidenschaft wird, verdunkelt und entwerthet sie auch die andern löblichen Eigenschaften. Leidenschaft, das heißt, eine gewaltige Neigung, welche den bessern Willen fesselt, die Klarheit der Vernunft trübt, und allein Hauptquelle unserer Gesinnungen und Bestrebungen werden will, ist Sünde. Denn nur Vernunft, nur das Gesetz Gottes, nur reine Liebe zu Gott und Menschen, mehr denn Liebe zu uns selbst, soll uns regieren.

Hoffart laß weder in deinem Herzen, noch in deinen Worten herrschen, denn sie ist ein Anfang alles Verderbens. Tob. 4, 14. So spricht warnend die heilige Schrift. Sie ist ein Anfang alles Verderbens; oder wo wäre jemals ein leidenschaftliches Leben der Anfang alles Guten und Beglükkenden gewesen?

Der Selbstgefällige schadet sich durch die Ueberschätzung seiner Verstandesvorzüge am meisten. Das feine Selbstlob, welches er sich gar zu gern zollt, oder welches er Andern abzwingen möchte, wird anstößig für die, welche mit ihm umgehen. Sie mögen seinen Werth erkennen oder nicht, in jedem Fall werden sie gewahr, daß er selbst eine allzuüberspannte Meinung von demselben habe. Da es für sie keineswegs eine angenehme Empfindung ist, sich beständig übersehen, beständig gedemüthigt zu fühlen, erhebt sich in ihnen Wunsch und Wille, ihn zur rechten Würdigung seiner selbst und zur Bescheidenheit zurückzuführen. Oft mischt sich damit noch Schadenfreude. Oft wird der Neid sich mit der Schadenfreude vereinigen, und, statt der geforderten Achtung, Verachtung zurückgeben.

Wo unläugbare Verdienste und Vorzüge sind, wird der Neid eben so geschäftig sein, als wo nur zufällige Glücksbegünstigungen glänzen. Der Selbstgefällige gibt sich also muthwillig den Unannehmlichkeiten preis, welche der Neid der Menschen herbeizuführen weiß; ja er fordert dazu auf. Und so verächtlich sonst die Leidenschaft des Neides ist, wird sie hier Jeden minder tadelnswürdig dünken, da durch den anmaßenden oder selbstschmeichlerischen, selbstgefälligen Ton Alle gekränkt werden, auch die, welche vom Neide rein sind.

Es ist sehr gewöhnlich, daß Leute von

ausgezeichneten Verstandesgaben das allerübelste Mittel wählen, sie in Anerkennung zu bringen — nämlich witzige Spöttelei über Andere. Dadurch gelingt es ihnen, sich selbst über solche Personen eine scheinbare Ueberlegenheit zu verschaffen, welche ihnen sonst an Geistesvorzügen nicht nachstehen, aber entweder die Leichtigkeit des Witzes nicht besitzen, oder zu besitzen verschmähen. Man liebt freilich in Gesellschaften die heitern Einfälle, auch die boshaft stechenden, aber man liebt nicht den, der sie hat. Denn wer lächelnden Mundes einen Andern lächerlich machen kann, wird, wenn Anlaß erscheint, auch unser selbst nicht schonen. Der Selbstgefällige hat in der Welt nur einen Einzigen, den er von Herzen bewundert, achtet und liebt; dieser Einzige ist er selbst. Für einen einzigen witzigen Einfall opfert er jedes andere schätzenswerthe Verhältniß auf.

Man klagt wohl oft und mit Recht darüber, daß die geistvollsten Männer am meisten verkannt und zurückgesetzt zu werden pflegen. Doch darf man sich nicht bergen, daß sie selbst das Meiste dazu beitragen. Der Spötter, hätte er auch das beste Herz, ist der erste Verleumder desselben; man belacht seine Gedanken, aber haßt seine Denkart; und schwer wird ihm zu beweisen, daß am beissenden Scherz nur der Kopf, aber nicht das Herz Theil habe.

So erwahrt sich das Wort der heiligen Schrift: Hoffart ist der Anfang alles Verderbens. Der Selbstgefällige vereinzelt sich, stößt die Zuneigung Anderer zurück, und bringt sich selbst um die allgemeine Achtung, nach welcher er geizt.

Aber er beraubt auch seinen eigenen Geist aller Vortheile, welche ihm die Ueberlegenheit gewähren könnte. Er hindert sich selbst, das Gute alles zu stiften, was er zu leisten fähig wäre, weil er durch sein Betragen Jedermann mehr oder weniger gereizt hat, sein Gegner zu sein. Was er auch unternehme, man hält seine Absichten nicht für rein; man weiß, oder fürchtet, es sei ihm nicht um das Gute der Sache, sondern um die Schaustellung der Talente zu thun. Man gefällt sich, ihm zu widerstreben; ist es nicht aus Neid, so ist es aus Schadenfreude, aus Rache der gekränkten Eigenliebe. Denn so bescheiden auch Jedermann von sich selbst denken und so willig man immerhin die Verdienste oder Vorzüge des Andern eingestehen möge, werden doch wenige Menschen sein, die damit gestehen möchten, daß sie selber ohne allen Werth seien.

Was man auch in der Welt Nützliches wirken wolle, man wird immer Gegner finden, die wegen Mißgunst, eigenthümlichen Muthwillens, Eigennutzes, Hangs zum Gewohnten u. s. w. Hinderniſſe in Menge herbeizuschaffen bemüht sind. Es gehört bei den edelsten Absichten oft der größte Aufwand von Klugheit dazu, sie ins Werk zu setzen. Mit jener anstößigen Selbstgefälligkeit vermehren wir aber die Menge Schwierigkeiten, und alle Geistesvorzüge helfen zuletzt nur dazu, daß wir weit weniger ausführen können, als der Mann von geringern Kräften und größerer Bescheidenheit.

Es schadet sich folglich der Selbstgefällige bei aller seiner Klugheit in der Achtung, die er wünscht, in der Freundschaft, deren er würdig wäre, in den Unternehmungen, die er bezweckt. Das heißt, seine glänzenden Eigenschaften dienen ihm zum eigenen Nachtheil. Er handelt bei aller Klugheit unklug. Man hätte Recht, über diesen Widerspruch zu erstaunen, wenn man nicht wüßte, daß jede Leidenschaft eine wirkliche Selbstverblendung, ein einseitiger Wahnsinn wäre.

Ein Fehler ist gern die Quelle von andern. Die Ueberschätzung eigener Geistesgaben und die Sucht, sich durch sie bedeutend zu machen, kann selten lange bestehen, ohne, neben manchen Verdrießlichkeiten von aussen, manche Verschlimmerung des Gemüths zur Folge zu haben. Niemand ist geneigter, darüber zu klagen, daß man ihn verkenne, als der Selbstgefällige. Es setzt sich bei Niemand leichter Bitterkeit und Verhärtung gegen andere Menschen an, als bei ihm, da er ohnehin schon geneigt ist, Andere zu übersehen und gering zu achten. Keiner wird empfänglicher für die Qualen des Neides sein, als er, wenn er zu seinem Verdrusse wahrnimmt, daß man bald Diesem bald Jenem Vorzüge einräumt, die er selbst mehr denn jeder Andere verdient zu haben glaubt, wenn es nach Recht und Billigkeit gegangen wäre. Niemand wird sich williger als er zeigen, blind gegen das Gute zu sein, was Andere haben, besonders wenn es von der Art ist, daß es seinen eigenen Vorzügen den Rang strei-

tig zu machen droht — — und so quillt eine Untugend aus der andern. Sündliche Gesinnungen färben den Willen, und ein unreiner Wille leitet zum Vergehen. Hoffart ist ein Anfang alles Verderbens. Jede Leidenschaft, die einmal ihre Wurzel tief in unser Leben geschlagen hat, ist schwer auszurotten; Vernichtung der Selbstgefälligkeit vielleicht mit am schwersten, weil sie eine ungeheure Verachtung der natürlichen Selbstliebe des Menschen ist. Wer von ihr eingenommen ward, und fühlt, wie viel er sich schadete, wird lange Zeit um die rechte Grenzlinie zwischen billiger Achtung eigenen Werthes und Ueberschätzung desselben verlegen sein. Ohnedem ist denen, welche von sich in hoher Einbildung leben, eigen, daß sie zuweilen gänzlich und an allem ihrem Werth mit großer Niedergeschlagenheit zu verzweifeln pflegen, wenn sie durch einen Anlaß zur Erkenntniß gelangen, daß sie weniger in Diesem und Jenem leisten, als sie leisten zu können glauben. Selten werden sie Maas halten.

Ohne ächt-religiösen Sinn ist die Ausrottung dieser Untugend und ihres Verderbens ungedenkbar. Durch Klugheit zwar kann man sich in den Aeusserungen derselben beschränken; man kann sich zähmen, sich verstellen. Aber Heuchelei ist nur ein Uebel mehr, und so wenig die Tugend der Bescheidenheit selbst, als roth geschminkte Wangen eines Sterbenden das Zeichen der Gesundheit sind. Heuchelei von Demuth neben geheimer Anmaßung und innerer Selbstbewunderung bilden die widerlichste Verzerrung; verrathen sich einander, als entgegenstehende Laster, bei den meisten Gelegenheiten, und geben sich der Verachtung preis.

Klugheit kann dir sagen, daß, wer sich gern vordrängt, gewöhnlich den Schmerz erfährt, zurückgesetzt zu werden. Klugheit kann dir sagen, daß du durch die Art, wie du entweder Andere demüthigst, oder dich und deine Talente zur Schau stellst, Gegner erweckst nnd dir selber schadest. Klugheit kann dir Vorsicht anrathen. Allein diese Vorsicht steht mit den Zwecken deiner Begierde im Widerspruch. Du bemühst dich vergebens, die Art und Weise zu ändern, in welcher sich deine Neigung zu glänzen und zu denken offenbart — die Neigung selbst mußt du vertilgen. Aber du kannst sie nur vertilgen durch reine Religiosität, durch wahren Christussinn: Habe Gott vor Augen, nicht Menschenbeifall! Liebe das Gute, was du stiften kannst, darum, weil es gut und recht ist, nicht weil du dabei Gelegenheit findest, dich zu zeigen. Verlange nichts für dich, Alles für Andere. Erwirb Andern Lob, nicht dir. Verläugne dich selbst, und folge Jesu nach, der bei erhabenern Eigenschaften und unendlich größern Verdiensten um die Menschheit dennoch das liebenswürdigste Beispiel der Demuth war.

Diese Lehren freilich sind leichter gegeben, die Vorsätze auch wohl bälder gefaßt, als erfüllt, selbst wenn es wirklich darum zu thun wäre, einen Fehler abzulegen, der im Leben so viele trübe Augenblicke und geheimen Verdruß schuf. Aber schon der einzige Gedanke, daß alle deine vortrefflichen Eigenschaften ihren besten Werth verlieren, weil du ihnen Werth beilegst; daß dich Andere nicht loben, weil du sie auf feinere oder gröbere Weise zum Loben zwingst; daß dich Niemand von Herzen lieben kann, weil du dich selbst mit Unmäßigkeit liebst und schmeichelst, Andere hingegen allzulieblos ihren geringern Werth fühlen lässest — schon dieser Gedanke muß dir auch das Schwerste erleichtern. So wie eine Jungfrau minder schön ist, sobald sie ihre Schönheit anerkennen machen will, und die am liebenswürdigsten ist, welche nicht weiß, daß sie es ist: so umringt den Bescheidenen die herzlichste Freundschaft, die ungeheuchelteste Hochachtung, der darauf die allerwenigsten Ansprüche zu haben glaubt.

Erinnere dich, daß deine Vollkommenheiten keineswegs darum schätzenswerth sind, wenn du sie hast, sondern erst, wenn du Andern damit Nutzen oder Freude bringst. Erinnere dich, daß du die falschen Mittel wähltest, dir Liebe und Zutrauen zu gewinnen, wenn deine Eitelkeit die Selbstliebe Anderer verwundet.

Ausserdem ist gewiß, daß jeder Mensch seinen eigenthümlichen Werth hat, Gaben und Eigenschaften, in denen er dich übertrifft. Gerecht war Gott in Vertheilung seiner Güter; du aber bist auf Erden nicht der Begünstigte. Andere übertreffen dich in dem, worin du schwach bist. So bei aller scheinbaren Ungleichheit herrscht unter Geistern mehr Gleichheit, als du vermutest. Es ist möglich, daß du schnellere Urtheils-

kraft, durchdringendern Scharfsinn hast, als Dieser oder ein Anderer; er aber übertrifft dich vielleicht durch ruhigere Ueberlegung, durch Kraft des Gedächtnisses, durch bessere Ordnung in seinen Vorstellungen. Du prangst mit regerer Einbildungskraft und Empfindungsvermögen; ein Anderer übertrifft dich durch Gründlichkeit der Kenntnisse. So haben wir von Gott allerlei Gaben empfangen, nicht Einer Alles, daß wir uns damit unter einander dienen sollen. Und derjenige, welcher nach deiner Meinung dir wohl in allen Dingen nachsteht, ist dennoch vorzüglicher, und gerade dadurch Vielen angenehmer, daß er weniger anspruchvoll, dünkelhaft und heimlich stolz ist, als du bist.

Blicke auf das, wodurch andere Personen Liebe und Beifall erlangen, und du wirst empfinden, daß dir noch Vieles fehlt. Sie haben mehr und aufrichtigere Freunde, als du, folglich für andere Menschen wahrern Werth, als du. Blicke auf deine eigenen Unvollkommenheiten: und wenn es dir die groben Täuschungen deiner Eigenliebe noch gestatten, einen Augenblick gerecht gegen dich selbst zu sein, so wirst du erkennen, daß du nicht vorgezogen zu werden verdienst, weil Andere in der That besser sind, als du bist; daß man dich nicht allgemein schätzen und lieben kann, weil du nicht so liebenswürdig zu sein weißt, wie es Andere sind.

Und dann, mein Schöpfer, mein Richter, von dem ich jede gute Eigenschaft meines Geistes empfing, als ein Pfund, mit welchem ich nicht glänzen, sondern nützen soll: welch ein Recht kann ich haben, auf das stolz zu sein, was ich nur Deiner Gnade danke, und für dessen Anwendung ich Dir verantwortlich bin? Warum sollte ich doch nach Bewunderung und Beifall von Menschen dürsten, die, wenn ich heute stürbe, mich in wenigen Tagen vergessen haben würden, während Du ewig lebst, und ewig mich betrachtest! Dein Wohlgefallen ist das wahrhaft wünschenswerthe Ziel des unsterblichen Geistes. Was liegt daran, um Bewunderung von Menschen zu buhlen, die in ihren Urtheilen so beschränkt und veränderlich sind, daß ihnen heut gleichgültig wird, was sie gestern über Alles erhoben? Du, Herr, bist unveränderlich, in Deinem Segen und in Deinem Gericht! — Ach, daß ich um die mir anvertrauten Gaben nie dieses zu fürchten, immerdar jenen zu hoffen hätte! Amen.

XLIV.

Der Christ in den Erholungsstunden.

Pred. Sal. 3, 1.

Schon oft habe ich über die würdigste Beschäftigung meiner Nebenstunden nachgedacht. Diese Nebenstunden, in welchen ich meinen Geist zerstreuen soll, damit er neue Kräfte, neuen Muth sammle, sind demjenigen nicht gleichgültig, welcher mit dem köstlichsten Geschenk des Lebens recht wuchern, und keinen Augenblick desselben thöricht verschwenden möchte! Diese Nebenstunden sind ein großer Theil meines Daseins; auch von ihnen und ihrer weisen Anwendung werde ich einst Rechenschaft ablegen müssen, als von einem Theil des mir anvertrauten Pfundes!

Wie falsch versteht der Mensch oft sein Leben, wie wenig begreift er den Werth der kurzen Augenblicke, die ihm hienieden zu sein vergönnt sind! Oft ist ihm die Zeit eine Last, die er abwerfen möchte. Er seufzt über die Länge der Zeit, welche, wenn er früher oder später am Ende derselben steht, wie ein flüchtiger, kurzer Morgentraum vorübergeeilt ist. Umsonst schmachtet er dann nach den fruchtlos verlornen Wochen, nach den verschwendeten Jahren. Umsonst wünscht er dann sein Leben erneuern zu können, um es mit größerer Weisheit zu genießen. Umsonst fühlt er dann die furchtbare Wahrheit, daß jede durch eigene Schuld verlorne Minute ein Selbstmord, ein Raub an seinem Leben war, daß fruchtlos gelebt zu haben, kein Leben mehr war.

Man spricht vom Zeitvertreib; man erfindet Künste, die Zeit zu vertreiben, diese köstliche Gottesgabe! — O Thoren, bemühet euch nicht, die Zeit zu vertreiben; wahrlich, sie vertreibet euch!

Die Stunden fliegen an uns mit reißender Eile hin. Wo sind die Jahre geblieben, die du lebtest; was hast du von ihnen behalten? Eine zerrissene, schwache Erinnerung. Wo sind die Blumen, die du einst in seligen Augenblicken pflücktest? Sie sind Erde und Asche geworden. Wo sind die Freunde, mit welchen du dich

einst so innig verbunden hattest? Der Strom der Zeit riß sie von deiner Seite, manchen in die Fremde, manchen in das Grab. Und die Gesänge der Freude, in welche du so oft deine Stimme mischtest? Sie sind verhallt. Und die Gespielen deiner Jugend? Sie sind veraltet, und kennen dich nur noch kaum. Und so manche große und kleine Entwürfe, die du machtest für die Zukunft? Sie sind zum Theil ausgeführt und vergessen. Was ist dir endlich von allen deinen Hoffnungen und Sorgen, von deinem Fleiße und deinem Trachten, von deinen Thränen und deinen Wünschen geblieben? Nichts als dein vorgerücktes Alter. Du rettest nichts, nicht deinen Vater, nicht deine Mutter, nicht deine Geschwister, nicht deine Kinder, nicht dein Haus, nicht deine Stärke, nicht deine Schönheit: Alles reißt der eilende Strom der Stunden endlich mit sich hinweg, bis du ganz verlassen, ganz einsam am Ufer der Ewigkeit stehst; — die letzte Stunde ergreift dich nun selbst, raubt dir das Leben — du behältst nichts, als dich selbst. Dein von Allem entkleideter Geist steht vor Gott, sein Urtheil zu hören!

Die Stunde flieht, und die Minute ist schneller als dein Gedanke. Der Augenblick, den du jetzt empfindest, gehört dir nicht mehr, und der kommende ist schon wieder an dir vorübergeflogen.

Sinne nicht auf das Vertreiben der Zeit; sie vertreibt dich. Sie hat dich vertrieben aus dem Paradiese der Kinderjahre, da du sorglos umherhüpftest; sie vertreibt dich aus den Armen deiner Lieben, aus dem Hause deiner Aeltern, aus dem Schooße deiner Familie, aus dem Leben hinweg.

Daran erkennt man den Weisen, daß er die göttliche Gabe der Zeit zu würdigen versteht, daß er mit den Stunden wuchert. Weil ihm endlich nichts bleibt, als sein Geist, so trachtet er, diesen Geist zu veredeln, und seine Vollkommenheit zu vermehren. Denn nur diese, sonst nichts, rettet er aus der vernichtenden Fluth der Jahre; nur diese, sonst nichts, nimmt er, als Beute aus diesem Leben, mit sich hinüber in ein zweites Leben.

Auch die Stunde der Erholung will der Christ nicht verschwenden. Der Mensch ist für das erhabene Ziel, dem er nacheilen soll, zu arm an Zeit, darum hat er keinen Augenblick wie einen Ueberfluß wegzuwerfen.

Gewöhnlich legen wir in unserm Leichtsinn auf die sogenannten Nebenstunden zu wenigen Werth. Wir halten sie gleichsam für etwas Erspartes, mit dem wir nach Willkühr schalten können. Wir denken zu selten daran, daß auch unsere Erholungen einen Werth für die Ewigkeit haben müssen. Wir sind gleichgültig in der Auswahl unserer Vergnügungen, und halten sie dann schon für gut, wenn sie uns die Zeit angenehm ausfüllen, die wir ihnen widmen wollten. Wir vergessen es oft, daß wir eben in den Stunden der Zerstreuung von ernsten Arbeiten auf uns selbst am meisten achten sollen, weil die Ruhe des Gemüthes da am ersten gestört, und der Grund zu mancherlei innern und äussern Leiden gelegt werden kann.

Ein jegliches hat seine Zeit, und alles Vornehmen unter dem Himmel hat seine Stunde! ruft uns der Prediger Salomo zu. Allerdings sind für uns Stunden der Ruhe, Ergötzlichkeiten oder der Genuß sinnlicher Freuden unentbehrlich. Auch ihnen muß ein Theil unserer Zeit gewidmet bleiben. Sie sind unentbehrlich für unsern Geist, daß er immer zur höhern Thätigkeit fähig bleibe, und nicht unter anhaltender Arbeit erschlaffe; sie sind unentbehrlich zur Erhaltung unserer Unverdrossenheit und Munterkeit, zur Stärkung unserer Leibeskräfte, zur Bewahrung unserer Gesundheit und unsers Lebens.

Nicht vergebens hat Gottes Güte uns mit so unzähligen zum Genusse einladenden Gegenständen umringt; nicht vergebens legte er den Trieb zur Freude in unsere Brust. Gott, der ewig gute Vater, will die Freuden seiner Kinder. Die Fröhlichkeit aller seiner Geschöpfe ermuntert uns zum heitern Genusse des Lebens, und sein Wort selbst fordert uns dazu auf. Freuet euch in dem Herrn allewege! (Phil. 4, 4.)

Allein alle Arten der Ergötzlichkeiten, welche wir aufsuchen, und die uns Gott in unsern Verhältnissen zu geniessen gestattet, sollen für uns nur Mittel sein zur Erheiterung des Geistes, zur Stärkung unserer Gesundheit; wir sollen aus ihnen nicht den Zweck unsers Lebens machen. Wir sollen uns laben,

um nicht müde zu werden im Gutesthun. Nur Derjenige hat am meisten gelebt, der am meisten gethan und gewirkt hat; so wie Gott immerdar wirket in unserer Seligkeit. Derjenige hat am wenigsten gelebt, welcher, unbekümmert um Menschenglück, so er befördern sollte, nur in sinnlicher Wollust schwelgte, nur genoß, wie das Thier auch genießt, ohne sich höherer Zwecke bewußt zu sein.

Die Stunden der Erholung müssen daher jederzeit in einem zweckmäßigen Verhältnisse zu den Stunden nützlicher Beschäftigungen stehen. Christus, in seinem Leben voll heiliger Thaten, ruhete nur, wenn seine Kräfte von ihm wichen. Er entschlief unter Sturmwinden. (Luk. 8. 23.) — So soll auch jeder seiner Nachfolger nur dann erst Erholung suchen, wenn er fühlt, daß die Kräfte seines Geistes und seines Leibes unter der Anstrengung zu erliegen drohen, und daß eine Zerstreuung des Gemüthes, ein angenehmer Wechsel der Beschäftigungen wohlthätig sei.

Wie leicht man aber über dies Mittel zur Gesundheit des Geistes und des Leibes den wahren Zweck desselben vergißt, und wie leicht und lebhaft die Begierde nach Zerstreuungen in uns auflodert, davon erfahren wir täglich Beispiele. Wir sehen Menschen, die sich nicht die Arbeit zu einem Vergnügen, sondern das Vergnügen und die Zerstreuung zu einer Arbeit, zum Hauptzweck machen. Sie haben genug zu sorgen, um ihre Vergnügungsarten zu erfinden, mannigfaltig zu machen, zu ordnen. Sie kennen keine größere Mühe, als sich die verschiedensten Lustbarkeiten zu schaffen, weil der übermäßige alltägliche Genuß derselben ihnen endlich Ueberdruß erregt.

Die Sucht nach Zerstreuungen ist eine wahre Seelenkrankheit, ein Laster unserer Tage, welches nur selten dafür gehalten wird, und sich immer weiter über alle Stände ausbreitet. Es verschlingt die schönsten und kostbarsten Stunden, welche man den Berufsgeschäften entzieht, und erzeugt endlich Entwöhnung von nützlicher Arbeitsamkeit. Man vollstreckt seine Pflichten nur zwangsweise, und sinnt darauf, wie man sich der Arbeit entziehen könne, um wieder in den Kreis der Lustbarkeiten einzutreten. Man wird zu allen Verrichtungen unfähig, welche Anstrengung und Ausharren erfordern; man verliert den Geschmack für nützlichere Beschäftigungen; man entschlägt sich den schönsten Pflichten; man verliert den Sinn für die zarten Freuden des Gemüthes; man sieht den Verfall, die Zerrüttung seines Hauswesens, die Entfremdung seiner Freunde, man opfert dem Genuß nicht nur sein Vermögen durch unbesonnenen Aufwand, sondern selbst seine Ehre, seinen Ruf. Man genießt, ohne zu genieſſen, und macht den Genuß zuletzt nicht zu einer Freude, sondern zu einem quälenden Bedürfnisse der Gewohnheit.

Wer ist's, wer kennt nicht die schreckliche Seite der Zerstreungssucht, dieses täglich beliebter werdenden Lasters? — Sehet die Jünglinge, welche, von der Lebensweise ihrer Väter entartet, ihre Tage im geschäftigen Nichtsthun vergeuden! Ihr findet sie auf den Straßen, an allen Orten öffentlicher Lustbarkeit — selten im rühmlichen Gewerbe. Entwöhnt von der Arbeit verschwenden sie das Gut ihrer Vorfahren, und nutzlos für das Vaterland, nutzlos für die menschliche Gesellschaft, spotten sie der bürgerlichen Ordnung, die ihre Lüste beengt, bis das Laster sie entnervt einer traurigen Armuth oder einem frühen Grabe ausliefert. — Sehet den Hausvater, den die Zerstreuungssucht vergiftete. Er gehört nicht mehr seinen Geschäften, nicht mehr der Gattin, nicht mehr den Kindern, nicht mehr sich selbst, sondern den lachenden Gesellschaften, in welchen er unter elenden Nichtswürdigen Alles vergessen kann, was gut und groß und gerecht ist. — Sehet die zerstreuungssüchtige Hausmutter — ach, sie ist des edeln Namens der Hausmutter nicht mehr würdig! Dem Gesinde überläßt sie die Sorge um das Haus, und ihre Kinder stehen wie Waisen da, welche nur selten das Glück haben, die verachtungswerthe Mutter zu umarmen, welche lieber am Spieltisch oder im Tanze schimmern, oder in müßigen Versammlungen glänzen will. Die Mutterpflichten sind ihr fremd geworden; häusliche Glückseligkeit ist ihr etwas Unbekanntes; in ihrer eigenen Wohnung wird sie sich unerträglich; nur unter Fremden ist sie daheim, unter Freunden und Kindern ist sie fremd.

Woher so manche unglückliche Ehe? Woher so manche Entartung der Kinder? Woher so mancher Ruin der Gesundheit?

Woher so mancher Verfall eines rühmlichen Wohlstandes? — — Es sind die Geisseln, welche das Laster über seine eigenen Verehrer schwingt; es sind die unseligen Wirkungen der Wuth nach Zerstreuungen.

Der Christ ist in den Stunden seiner Erholung nicht unersättlich. Er liebt sie, aber mit Vorsicht und Mäßigung. Er liebt sie, wie ein müder Arbeiter die Ruhe. Seinen höchsten Genuß findet er, wie Gott, in der größten Thätigkeit für Menschenwohl und im Anschauen seiner Werke.

Welche Wollust liegt für mich in dem Gefühl, das Glück meiner Familie, meiner Mitbürger auf irgend eine Art vermehrt, meine Berufsgeschäfte mit ehrenvoller Treue geübt, und Anspruch auf die Achtung und Dankbarkeit der Welt erworben zu haben! Wie süß ist nach diesen nützlichen Anstrengungen meiner Kräfte die Erholung!

Aber auch in den Stunden der Erholung muß ich Christ sein. Es ist nicht gleichgültig, welche Art der Ergötzlichkeit ich mir wähle. Nenne mir deine Unterhaltungen in den Nebenstunden, und ich will dir sagen, was du werth bist!

Der Christ verschmäht jede Erholung, welche nicht zu den unschuldigen Lebensfreuden gezählt werden darf.

Unschuldig also sollen meine Erholungen sein, das heißt, an sich selbst nicht böse. Es ist der Würde des Christen unangemessen, seine Freuden auf Unkosten fremder Glückseligkeit zu geniessen.

Nur die Hölle mag sich in den Thränen Anderer ein Entzücken bereiten, und Wollust in Anderer Schmerz suchen. — Wehe dem, der, um sich zu erholen, seine Freuden am Schaden des Bruders findet. Er reißt wie ein Wahnsinniger das Gute in den Stunden der Ruhe nieder, was seine Hand in den Stunden des Fleißes baute, und knüpft an seine flüchtige Lust den Fluch der Erde und des Himmels.

Nein, nicht des Christen würdig, nicht unschuldig ist das Frohlocken über Fehler, Gebrechen oder üble Ereignisse des Nächsten; nicht unschuldig sind jene Freuden der Verleumdung, jene Ergüsse der Klatschereien, wodurch schon der Friede so manches Hauses unterbrochen, so manches Band der Freundschaft zerrissen ward! — Ein edler Geist sucht edlere Genüsse. Gefällt sich das vernunftlose Thier in seinem Schlamme, der Sünder in seinen Leidenschaften: der Christ gefällt sich nur in dem, was seiner Würde, seiner hohen Bestimmung gemäß, was unschuldig ist und edel.

Selbst solche Erholungen genießt er mit Vorsicht, die, obwohl an sich selbst ganz unschuldig, dennoch leicht zum Bösen anreizend sind. Dahin gehören alle diejenigen Vergnügungen, welche das Gemüth mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit ergreifen, nur die Sinne gleichsam berauschen. Hier ist's, wo der Nachfolger Jesu am meisten über die Unschuld zu wachen hat; hier ist's, wo die Sünde sich mit Rosen umkränzt, das Verbrechen im Gewande der Fröhlichkeit lächelt, und die Leidenschaft ihr Gift unter den Honig der Freuden mengt.

Unschuldig ist das Spiel, welches eine leichte Uebung des Scharfsinns und Witzes sein kann; Karten und Würfel, indem sie die Gewinnsucht oder den Stolz wecken, werden mörderische Werkzeuge für deine Gemüthsruhe in den Händen der Freude. Das Spiel hört auf, Mittel zur Erheiterung des Geistes zu sein, wenn es, statt zu vergnügen, die Empfindungen des Verdrusses, der Angst, oder der Schadenfreude erweckt. Es ist nicht mehr Erholung, wenn es die frohe Laune raubt, die du in dieser Art der Zerstreuung suchtest.

Unschuldig ist die harmlose Theilnahme an den Freuden, wo der gesellige Scherz und der Reiz edler Getränke das Gemüth höher stimmt, und in heiterer Begeisterung emporhält. Aber schlüpfrig ist der Pfad der Lust, und leicht im Taumel des Vergnügens die zarte Grenzscheide überschritten zwischen dem Genusse der Freude und wilder Ausgelassenheit.

Unschuldig ist noch manche andere Art der Erholung, aber schuldig wird sie durch den Mangel weiser Nüchternheit, fester Besonnenheit. — Nicht im Augenblicke der Gemüthsstille, nein, in dem Augenblicke, wo lebhaftere Empfindungen das Herz bestürmen können, ist der Christ am meisten Christ; denn da gilt es den Kampf um Herzensreinheit und Seelenruhe.

Aber wie mancherlei Ergötzlichkeiten sind nicht noch vorhanden, wie vielerlei Erholungen, welche, weit entfernt, dem Herzen gefährlich zu sein, ihm wahrhafte Wohlthat werden; Erholungen, mit welchen sich sogar nützliche Zwecke verbinden lassen.

Fröhliche Unterhaltungen, Scherze und belehrende Gespräche im engern Kreise der Familie, harmlose Spiele mit unsern Kindern und Freunden, stimmen das Gemüth zur reinen Freude, und öffnen es zärtlichen Empfindungen. — Das Lesen nützlicher Bücher erhebt den Geist über das Alltägliche des gemeinen Lebens, erfüllt ihn mit neuen Kenntnissen der Welt, des Menschen und der Natur. Er veredelt sich dadurch auf eine schnellere Weise; und je heller seine Einsichten werden, je würdiger werden seine Vorstellungen von der Größe und Majestät Gottes. — Oder willst du die Einsamkeit meiden, tritt hinaus in den Tempel der Natur, und ergötze dich in Betrachtung der göttlichen Schöpfungen. Betrachten heißt dann aber nicht bloßes, gedankenloses Anschauen der Dinge um dich her, sondern auch Nachdenken über die Absichten, Zwecke und wunderbaren Einrichtungen derselben. Wähle dir den Umgang einsichtsvoller Freunde, die dich über Manches selbst belehren, oder durch Empfehlung eines weisen Buches deine Kenntnisse in der Natur aufheitern können. Nicht minder süß und edel und des Christen würdig ist das Erforschen der Lage unglücklicher Familien, leidender Personen. Suche sie auf, zeige ihnen deine Theilnahme, bringe ihnen nach deinen Kräften zweckmäßige Unterstützung, hilf ihnen mit deinem Rath!

Wenn Engel einer Erholung bedürften, so würden sich Engel auf diese Weise ergötzen.

Doch, es ist genug, daß ich jetzt lebhaft überzeugt bin, daß selbst die Stunden der Zerstreuung und Erholung dem Christen von hoher Wichtigkeit sein müssen. Ich will mir hier nicht alle Arten froher Genüsse schildern; wie könnte ich's auch, da Gottes Güte mir dieselben so reichlich und abwechselnd jeden Tag entgegen bietet! —

Du lässest, o Quell aller Freude, o ewiger Urheber aller Seligkeit, keins Deiner Geschöpfe schmachten. Jedem hast Du, dem Seraph vor Deinem Throne und dem Wurme, der am Halme hängt, eine Lust bereitet in seiner Art. Warum soll ich denn nach Zerstreuung jagen, und sie so begierig aufsuchen, da Du doch, o mein Gott, mein Schöpfer, überall an meinem Lebenswege Freude groß und klein ausgestreut hast!

XLV.

Der Tag der Sorgen.

Matth. 6, 34.

Gott ist meine Zuversicht;
Der mich schuf, wird mich bewahren;
Ihm vertrau'n ist Lust und Pflicht;
Er kann wenden die Gefahren.
Freude, Dank, Vertrau'n gebührt
Dem, der mich bisher geführt.

Hab' ich trostlos je geweint?
Bluteten stets meine Wunden?
Wo ich hilflos mich gemeint,
Hab' ich Hilfe nicht gefunden?
Ward ich, wenn ich zu ihm floh,
Selbst nicht meiner Thränen froh?

Führe Du mich, Vater, Du,
Nichts kann mein Vertrauen rauben:
Weisheit ist's und Seelenruh,
Kindlich treu an Dich zu glauben.
Seh' ich keinen Strahl von Licht:
Du bist mein; ich zage nicht.

Wer hat ihn nicht gehabt, wer hat ihn nicht noch, seinen Tag der Sorgen? — Wo wäre ein Sterblicher ohne ihn? Selbst das harmlose Kind ist ihm nicht fremd.

Und wie mancherlei sind die Sorgen, die schwarzen Begleiter unsers Lebens, die Jeden quälen! — Wie manches Gesicht lächelt uns an, welches sich eben so schnell in der Einsamkeit wieder verfinstert; wie manches gute Herz verbehlt den nagenden Wurm, von dem es gefoltert ist!

Man pflegt ein sorgloses Leben das glückseligste zu nennen; — allein auf diese Weise ist kein Mensch einer ungetrübten Glückseligkeit fähig.

Inzwischen müssen wir doch auch hier in Wahrheit bekennen, daß, so schmerzlich und beängstigend wohl das Sorgen sei, es dennoch für den Menschen eine Quelle künftiger Zufriedenheit ist.

Es ist gut, daß wir zuweilen unsere Sorgen haben, denn es bringt Ernst und Nachdenken in unser Leben. In ununterbrochener Lust würde die Lust und das Leben uns zuletzt anekeln; würden wir selten unsers bessern Werthes, unsers höhern Berufs gedenken; würden wir vergessen, daß wir durchaus für uns nichts sind, nichts haben, ohne den Beistand und Willen Gottes. — Viele Sterbliche, die lange ohne den Gedanken und die Empfindung der Religion dahin lebten, erhoben sich erst zur wahren Andacht, zum innigen Gebet, zur ächten Religiosität, zum Halten an Gott, wenn sie in schweren Bedrängnissen

keinen Trost, keine Hilfe, keine Aussicht fanden.

Es ist gut, daß wir zuweilen auch den Tag der Sorgen erleben, denn ohne ihn würden wir planlos, wie das Thier, von einem Augenblick zum andern hinleben, ohne der Zukunft eingedenk zu sein. Wir würden leichtsinnig in der Jugend unsere alten Tage vergessen; wir würden unterlassen, zur rechten Zeit die Saaten auszustreuen, von deren Aernten wir uns erhalten wollen; wir würden, unbekümmert um das Schicksal unserer Nachkommen, diesen die Mittel anständiger Versorgung entziehen. Nur der Leichtfertige verkennt seine Pflichten gegen die kommenden Zeiten; nur der Verschwender scherzt mit dem gegenwärtigen Augenblick allein, um mit einem künftigen Jahre zu klagen.

Es ist gut, daß wir auch den Tag der Sorgen kennen lernen; er ist's, der uns auf unsere eigenen Fehler und Unbesonnenheiten aufmerksamer macht, als der treueste Freund, indem er uns vor den Folgen unserer unklugen oder leidenschaftlichen Handlungen zittern läßt. Der Mensch, welcher, unbekümmert um Recht und Unrecht, nichts mehr fürchtet, ist eben so elend, als wer nichts mehr zu hoffen hat. Furcht und Hoffnungen sind die Wegweiserinnen des irrenden Sterblichen zum Tempel der Tugend und dauerhaften Seligkeit.

Wenn ich die Natur der menschlichen Sorgen betrachte, um zu ergründen, wie ich mich von den quälendsten derselben allmälig befreien könnte, muß ich nothwendig auf die Ursache ihrer Entstehung zurückblicken.

Die meisten derselben entspringen aus der Furcht vor den Folgen meiner Unbesonnenheiten und der von mir eingeschlagenen Fehlwege. Sie sind also nur die bittere Frucht meiner Leidenschaft, oder Ungerechtigkeit, oder meines Leichtsinnes, der allerdings oft eben so strafbar sein kann, als die Bosheit selbst, weil beide zu gleichen Vergehungen leiten. — Keine Art der Sorgen ist für das menschliche Gemüth peinigender, und doch auch keine leichter von uns abzuwehren, als diese. Lassen wir uns durch das unglückliche Beispiel Anderer, die aus ähnlichen Gründen ähnliche Schuld büßten, vor ähnlichen Unklugheiten warnen, und vorsichtiger in Worten und Unternehmungen werden. Lassen wir uns warnen durch die erste Furcht vor den Folgen allzuleichtsinnig begangener Fehler — und vermeiden wir diese in Zukunft mit jeder möglichen Vorsichtigkeit. Hier ist kein Anderer die Ursache der uns drohenden Uebel; hier sind wir es allein selbst. Wer die Furcht meiden will, meide die Unbehutsamkeit, welche unangenehme Folgen nach sich zieht. — Nicht die Verdrießlichkeiten, welche eine Frucht unsers Benehmens sind, können wir zurücktreiben; wohl aber steht es in unserer Macht, ob wir die Saat des Uebels ausstreuen wollen oder nicht.

Manche andere Sorge entspringt bei uns in der Ungewißheit der Zukunft und der Furcht vor solchen Ereignissen, die wir weder verschuldet, noch veranlaßt haben, noch durch unsere Kraft verhindern können. — Hier stehen wir in höherer Gewalt, in der Hand dessen, der dem Mächtigsten der Sterblichen wie dem Schwächsten sein unvermeidliches Schicksal bereitet. — Fühlst du dich rein von eigenen Vorwürfen, so lerne, in deine Unschuld gehüllt, festen Muthes jedes Schicksal erwarten, und siehe der Zukunft so männlich entschlossen, so christlich stolz entgegen, als du männlich und christlich in deiner Vergangenheit gehandelt hast. — Du trachtest umsonst, das, was geschehen soll, abzuwehren — du kämpfest umsonst gegen die Allmacht des Weltregenten! Deine einzige Pflicht unter so schweren Drohungen der Zukunft bleibt, allen Ernst, alle Klugheit anzuwenden, dem anrückenden Uebel auszuweichen, oder ihm nicht Alles preiszugeben. Und hast du diese Pflicht gethan, daß du nicht mehr thun konntest, dann verzage nicht. Dann hoffe auf den allhelfenden Gott; er hat deiner nicht vergessen. Dein Schicksal, wie das Schicksal der Mächtigsten der Erde, und des kleinsten Wurms, ist berechnet. Glaube an ihn, und was dir auch geschehe, es ist der Gott der Liebe! Sein Ziel für dich ist Liebe, Wohlthat! — Er gibt dir dein Glück, und selbst im Tode ist kein Unglück, wenn du erhaben genug bist, Christ zu sein! — Wahrlich, der hat um die Bedrückungen der jetzigen Zeit, oder wegen der Gefahren, die ihm noch bevorstehen, weniger Sorgen, geringere Furcht, der Gottes Macht und Liebe recht zu beherzigen weiß, und voll Vertrauens ihm seine Sache anheimstellt, während der Be-

drängte von der andern Seite alle Klugheitsmittel ergreift, jedes mögliche Unglück von sich und den Seinigen abzuwenden, oder es doch zu vermindern.

Aber der Hang zum ängstlichen Kümmern, Fürchten und Sorgen entspringt gar oft auch nicht eigentlich aus bevorstehenden oder gegenwärtigen wirklichen Uebeln, sondern aus einem krankhaften Zustande des Körpers, aus Nervenschwäche und allzugroßer Reizbarkeit. Viele Menschen sind heutiges Tages mit diesem Uebel behaftet, welches eine natürliche Folge entweder unserer eigenen verzärtelten Lebensart, oder derjenigen der Aeltern gewesen sein mag.

Unter solchen Umständen ist die Heilung von übertriebener Furchtsamkeit allerdings schwierig, aber keineswegs unmöglich. Du hast diese Krankheit, sobald du fühlst, daß du gegen Alles eine starke Empfindlichkeit äusserst; daß dich das Gute wie das Schlimme allzulebhaft ergreift. Hier ist's deine Pflicht, den Rath eines verständigen Arztes zu vernehmen. Oft ist solch ein Uebel beständiger Aengstlichkeit nur Anzeichen größerer Krankheiten, die in deinem Körper entstehen wollen. Hier hilft oft schon eine einfachere, strengere Lebensart, vielfältige, oft erzwungene Zerstreuung, wo die trüben Gedanken durch fremde Gegenstände und Beschäftigungen schnell verdrängt werden. Freilich nicht in den ersten Tagen ist damit das Uebel verscheucht — strengere Lebensordnung und regelmäßige Zerstreuung muß Monden und Jahre lang fortgesetzt werden, um den ungesunden Zustand allmälig zu verbessern.

Doch nicht körperliche Bewegungen und Zerstreuungen. oder die Mittel des Arztes, sind allein vermögend, auf den Leib wohlthätig einzuwirken. — Auch der Geist selbst muß das Seinige thun. Er hat auf den Leib einen ungemein großen Einfluß; und so gewiß es ist, daß Menschen bloß durch ihre krankhaften Einbildungen in der That ihre Gesundheit zerstören können, so gewiß ist es, daß ein an sich ungesunder Leib durch Ruhe und stille Heiterkeit des Gemüths genesen und gerettet werden kann. Daher finden wir, daß diejenigen Personen das höchste Alter zu erreichen pflegen, welche immerdar eine gewisse Gleichmüthigkeit zu bewahren wußten, und sich weder einer allzugroßen Traurigkeit und Furcht, noch einer allzuunbändigen Freudenbezeugung überliessen. Sprich nicht: Aber dies kann der Mensch sich weder nehmen noch geben; dies liegt einmal in der Natur. Nicht Jeder vermag so viel über sich! O du, der so redet, du gibst damit zu verstehen, du seiest schon allzusehr Sklav deines Fleisches geworden, so sehr Sklav, daß du selbst nicht einmal mehr den Gedanken zu denken wagst, dir Gewalt anzuthun. Ist es dir unbekannt, daß Gewohnheit endlich auch die Natur des Menschen ganz verwandeln kann? Ist es dir unbekannt, daß die Gewohnheit nur eine Folge von anhaltender Uebung ist? — Versuche es also, dir in allen deinen Verhältnissen einen unzerstörbaren Gleichmuth zu erhalten; in der Freude wie im Schmerz gleich enthaltsam zu sein, nichts allzulebhaft über dich herrschen zu lassen, sondern dich von Allem, es erfreue oder betrübe dich, durch augenblickliche schnelle Zerstreuung und Abänderung des Gegenstandes loszuketten.

Fasse gewisse, durch tausend Erfahrungen und durch deine eigene Vernunft bewährte Grundsätze, und hange diesen mit eisernem Willen an. — Du bist gerettet. Deine Aengstlichkeit, deine Sorgfalt wird dir verschwinden, wie ein düsterer Nebel, durch welchen die fröhliche Sonne bricht. Deines Geistes stille Gleichmuth wird dich vor unzähligen Mißgriffen in deinem Leben bewahren, zu welchen dich bisher allzugroße Empfindlichkeit oft verleiten mochte, und du wirst schon darum natürlich weniger Unglücksfälle oder Unannehmlichkeiten für dich und die Deinigen zu befürchten haben, weil durch dein besonnenes, ruhiges Betragen weniger Anlaß dazu gegeben wird.

Eine übermäßige Furcht vor bevorstehenden Widerwärtigkeiten ist das Kennzeichen schwacher Seelen. — Starke Gemüther kennen die Sorge auch, aber sie benutzen dieselbe zur Vorsicht und zum entschlossenen Handeln für ihre Rettung. Der Schwächling verzagt, und geht in dem Strome des Uebels unter, weil er in der Angst, von der er sich zu sehr einnehmen läßt, selbst die Rettungsmittel nicht sieht, die doch nahe genug vor ihm liegen. Der Starke, Besonnene verliert mit dem Glück nicht zugleich den Muth, es wieder erobern zu können. Er hält sich kräftig über den Wellen empor, bis er ein Brett vom Schiffbruch erhascht, welches ihn rettet.

Uebermäßige Sorge, der wir uns fortgesetzt überlassen, ist eins der schrecklichsten Gifte für den Leib. Angst und Kummer stören die Thätigkeit unserer innerlichen Theile, hemmen die Freiheit derjenigen Gefäße in uns, welche edle und unedle Säfte von einander scheiden sollen, oder deren Kreislauf befördern müssen. So entstehen mit den ungesunden Säften wahrhafte Verletzungen unsers Körpers, die nicht selten dessen ganze Auflösung nach sich ziehen. Wie viele Menschen sahen wir nicht, welche ohne männliche Fassung, ohne Christenthum, der Raub ihres Grams und ihrer Sorgen wurden; die unmerklich, ihrem traurigen Hange sich überlassend, verblühten, hinwelkten und starben! — — Sie sind Selbstmördern gleich zu achten, welche das Gift langsam einschlürften, an welchem sie ihren Geist aufgeben wollten.

Doch nicht allein der Körper wird durch das anhaltende Sorgen und Grämen geschwächt, sondern der Geist selbst. Wie willst du dich retten, wenn dann die befürchtete Noth wirklich eintritt, da du schon früh mit übertriebener Furcht die Kräfte deines Verstandes gelähmt hast? — Das aber verderbt den Geist am stärksten, was ihn ohne Unterlaß am anhaltendsten beschäftigt. Denn dies Einerlei der Sorge und Angst ermüdet ihn; Ermüdung zieht Entkräftung, Stumpfheit, und in gewissen Lagen des Lebens endlich wahrhaften Blödsinn nach sich. Hingegen Abwechselung der Beschäftigungen und Gedanken erquicken und stärken den Geist. Sie macht ihn nicht zur nichtigen Beute einer einzigen Vorstellung, sondern übt sein Vermögen auf das Mannigfaltigste.

Dies aber ist das Uebel der Furcht und Sorge, daß sie den Geist immer nur mit einer und derselben Vorstellung beschäftigt. Dadurch wird er unfähig, etwas Anderes zu überlegen, auch andere Dinge gehörig zu prüfen, und sie zu seiner Rettung in Anschlag zu bringen. Wissen wir nicht, daß allzuängstliche und furchtsame Personen oft wie geblendet handeln, und alle Besinnung verlieren? — daß sie eben dadurch oft untergehen, wo es jedem Andern leicht geworden sein würde, sich ohne große Mühe aus der Verlegenheit zu retten? So lange ist noch nichts verloren, als man den Glauben an sich selbst und das Vertrauen auf Gottes allmächtige Vaterhand nicht verloren hat.

Die Sorge und Bekümmerniß, wenn man sich ihr allzuwillfährig überläßt, und sie nicht oft gewaltsam durch irgend eine mächtige Zerstreuung unterbricht, wird endlich zur herrschenden Gewohnheit. Dann sieht die erhitzte, kränkliche Einbildungskraft nichts, als was sie fürchtet; ja sie sieht die bevorstehenden Uebel viel schrecklicher, als sie in der That sind, wenn sie endlich dicht vor uns stehen. Und sind sie vorüber, schafft sich das an Sorgen und Aengstlichkeit gewöhnte Gemüth in allen Kleinigkeiten neue Vorboten neuen Unglücks. Es vermuthet bei allen Dingen sogleich das Aergste. Es verbittert sich muthwillig jeden Lebensgenuß, und macht sich unfähig, das Leiden zu tragen oder abzuschütteln, wenn es uns überfällt.

So macht demnach anhaltendes Sorgen, immerwährendes Nachdenken über einerlei Uebel dasselbe schlimmer, als es ist. Nicht zwar das Uebel selbst wird an sich größer, als es ist, sondern wir werden nur schwächer an Kräften, es mit demselben aufzunehmen.

Darum höre auf das Wort des Weisesten, der jemals die Noth des Lebens zu tragen hatte. Sorget nicht, sprach er, für den andern Morgen, denn der morgende Tag wird für das Seine sorgen. Es ist genug, daß ein jeglicher Tag seine eigene Plage habe! Matth. 6. 34.

Jesus Christus, als er diese Regel der wahren Lebensweisheit gab, wollte keineswegs zum Leichtsinn ermuntern, welcher nichts in Erwägung zieht, von keiner Gefahr zu größerer Vorsicht gewarnt wird, sondern blindlings ins Verderben hineinschwindelt; — nein, ermuntern wollte er seine Nachfolger, alles Schicksal, welches wir zu tragen bestimmt sind, mit leichtem Sinne zu nehmen. Wer aber mit Vorsicht in allen seinen Unternehmungen und Reden zu Werke geht, und in allem Uebrigen auf Gott eine feste Zuversicht setzt, der fürchtet nicht bald mit Uebermaas irgend ein Uebel; der läßt sich von demselben nicht bald niederdrücken; sondern er geht voll leichten Sinnes unter seinem Ungemach hin, und denkt: Gott wacht noch über mich! Er strengt seine Kräfte zur ehrenvollen Rettung an, und sieht freudig einem bessern Tag entgegen; denn er weiß:

Wie es ist, bleibt es nicht! Unterm Monde wechselt Alles!

In der That ist das quälende Sorgen schon darum eine Thorheit, daß wir die Noth, welche wir befürchten, unnützer Weise schon thätig gegen uns machen, ehe sie noch da ist; daß wir schon den heutigen und morgenden Tag um dasjenige mit Jammer und Angst anfüllen, was noch nicht erlebt ist. — Wie es ist, bleibt es nicht; unterm Monde wechselt Alles. Wozu dein ewiges Dichten und Trachten? Habe nur Muth, noch heute deiner Stunde froh zu werden, dann wirst du auch Kraft gewinnen, die schwarze Stunde froh zu empfangen. Wie es ist, bleibt es nicht; unterm Monde wechselt Alles! Wie vielmal hast du es erfahren; wnrum bleiben dir auch die schönsten Erfahrungen fruchtlos, warum ängstigst du dich, als würden diese Verhältnisse nun nie wieder anders werden können? Siehe, kein Tag gleicht dem andern.

Ohnehin lehrt uns die Erfahrung daneben, daß gewöhnlich dasjenige am wenigsten eintrifft, was man am ängstlichsten und längsten besorgt hat. Wozu also die unnütze, frühzeitige voreilige Bangigkeit? Wie wenig kann der Mensch von einer Stunde zur andern vorsehen, was sich Alles begeben und abändern werde? Nur Gott regiert die Zufälle und lenkt die Herzen der Menschen durch Umstände, mit welchen er sie umgibt. Meistens trifft uns das Unglück von ganz andern Seiten, als wir es erwarteten. Daher fruchtet dein ängstliches Kümmern zuletzt wenig. Sorget nicht für den andern Morgen, denn der morgende Tag wird auch für das Seine sorgen. — Wandle muthig deinen Weg, mit Vorsicht, Klugheit, Redlichkeit und Vertrauen auf Gottes Fürsorge, dann kannst du auch, wenn dich hart dein Verhängniß trifft, leichten Sinnes wandeln.

Und dann, wenn das Uebel vorhanden ist, suche auch an ihm sogar das Gute und Wohlthätige auf. Denn es ist auf Erden kein Unglück, welches nicht auch irgend vortheilhafte oder angenehme Seiten habe. Wende den Blick auf diese, und meide bloß, an dem Gegenstande zu hangen, der dich am meisten betrübt. So wirst du unvermuthet selbst deines schweren Schicksals Meister werden; so wirst du selbst an den Dornen Rosen für dich finden; so wirst du erhabener als dein Schicksal, wahrhaft Christ und Weiser sein.

Ist aber die Noth am größten, dann steht dir Gottes Hilfe am nächsten! — Kleinmüthiger, mustere die Tage deines vergangenen Lebens durch, und gedenke des Beistandes der Vorsehung, die dir nicht nur Leiden tragen half, sondern sie auch oft in eben so großes Glück für dich verwandelte. Auch damals in deinen bangsten Augenblicken verzweifeltest du: Wie wird dies enden! — Auch damals dachtest du zitternd: Nein, nun kann ich in meinem Leben nie wieder froh werden! — Und siehe, wo sind jene Wetterwolken geblieben, die dich so sehr erschreckten, dir alle Fassung raubten? Sie sind weit hinter dir verflossen und verschwunden; du bist längst jener Angst entledigt, und hast noch manchen freudigen Tag erlebt. — Warum dann bist du jetzt in unmäßiger Unruhe? Warum verzagst du jetzt an Allem? — Freilich das nächste Unglück scheint immer das größte von allen, aber es wird endlich auch überstanden sein, und dann hinter dir klein werden. Der Gewitterhimmel ist nur dann am schwärzesten, so lange noch keine Blitze lodern; er wird schon heiter, wie die Wetter über deinem Haupte schweben. — Wird deine Noth am größten, ist dein Gott am nächsten.

Ja, Du bist mir nahe, denn Du bist ja auch mein Vater, Gott, Allbarmherziger, Trost des Unglücklichen! Du bist mir nahe, wenn Alles von mir weicht. In Deiner Hand liegen die Verhängnisse; Du regierst den Sinn der Sterblichen und die Begebenheiten der Augenblicke. Du winkst, und das Heiterste wird zur Nacht; und Du winkst abermals, und die Finsternisse hellen sich unerwartet vor mir auf.

Allernächster! Allerhöchster! Wenn ich auch in meiner Niedergeschlagenheit an Allem verzweifeln sollte, doch an Deinen Führungen will ich nimmer verzweifeln. Du, vielmals mein Retter, wirst mich auch in künftigen Anfechtungen retten, und Deine Stärke zeigen, und die Macht Deiner Gnade. Vater der Barmherzigkeit, so richte ich mich in meinem Angstgedränge glaubensvoll an Dir auf. Du hilfst dem, der an Dir hält. Und ich bin nicht verlassen, da Du mich nicht verlassen willst. Du zählst

meine Thränen, Du hörst meine Seufzer, Du kennst das geheime Sehnen meines Herzens, Du bereitest auch mir schon die Stunde neuer Freuden vor, welche der Lohn meiner Traurigkeit werden soll.

So versinke ich nicht in vergeblichem Harm und Kummer. Du bist mein Gott! So will ich muthig in mein Verhängniß eintreten; denn Du bist mein Gott! — Ging Dein ewiger Sohn nicht unerschrokken in den großen Leidenskampf, wo nichts ihm blieb, als sein Erbarmen flehender Blick zu Dir? Ging er nicht festen Muthes den Todesweg zum Kreuze — glaubensvoll an Deine Weisheit? Was können Menschen mir schaden, Vater, Allbarmherziger, unergründlich Liebevevoller, wenn Du mit mir bist?

XLVI.

Von einigen gemeinen Fehlern im Verbessern unserer Vermögensumstände.

Sirach 11, 20 — 23.

Ueberall vertrau dem Herrn,
Nie ist seine Gnade fern,
In der freudenreichen Zeit
Wie in Widerwärtigkeit.

Geh, erfülle deine Pflicht,
Kümm're dich um Andres nicht.
Ist dein Werk vollbracht, wohlan!
Gott hat seines auch gethan.

Im Berufe fromm und treu,
Frage nicht, was besser sei.
Gib du dem Berufe Werth,
Dann wirst du durch ihn geehrt.

Geht es auch nicht, wie es soll,
Aermlich oft und sorgenvoll:
Nun wohlan, so schlimm es sei,
Gottes Leitung ist dabei.

Blick' auf Gott und handle recht,
O fürwahr, so kommt's nicht schlecht.
Reines Herz und froher Muth
Geht wohl über Geld und Gut.

Es ist mir schon mehrmals sehr aufgefallen, wie eifrig und ohne Unterlaß Jedermann sucht, bemittelter an Glücksgütern zu werden; wie der Landmann, der Handwerker, der Kaufmann, selbst der Gelehrte, der obrigkeitliche Beamte, nach größern Einnahmen trachten, und wie dann anderseits wieder manche Geistliche und Lehrer gegen das Streben und Ringen nach Reichthum eifern, den Reichthum sogar verachten, und die Armuth preisen, gleichsam als wenn kein Anderer selig werden könnte, als der Nothleidende und Dürftige. Noch auffallender wird es, wenn man dergleichen Aeusserungen von Personen hört, die entweder selbst sehr wohlhabend sind, oder wenigstens von keiner Nahrungssorge wissen, oder doch nach bessern und einträglichern Stellen gern verlangen.

Es gehört gewiß zu den verkehrtesten Begriffen, wenn man glaubt, es sei eines Christen unwürdig, sich den zeitlichen Sorgen zu überlassen, um nach größerm Vermögen zu arbeiten; wenn man immerdar auf den irdischen Mammon schilt, als sei Reichthum ein unüberwindliches Hinderniß zur Seligkeit. Wer dergleichen in vollem Ernst behauptet, ist ohne Kenntniß der Welt und des menschlichen Herzens; falsch verstandene Stellen der heiligen Schriften betrachten ihn zu übertriebener Verachtung des Irdischen und zu schwärmerischen Grundsätzen. Wer aber den Reichthum öffentlich verachtet, und doch selber ihn gern besitzt, ist ein Heuchler.

Christus Jesus verachtete den Reichthum und dessen Früchte keineswegs, noch weniger hielt er alle reiche Leute für verlorne arme Seelen. Wie hätte er alle Fürsten, alle Vermöglichen verdammen, oder von ihnen fordern sollen, daß sie ihre Habe und Gut weggäben? Würde das geschehen sein, so wären Bettler wieder an die Stelle der Fürsten und Reichen getreten. Auch unter Jesu ersten unmittelbaren Schülern und Freunden waren angesehene und sehr begüterte Personen. Ein solcher ist unter andern Joseph von Arimathia gewesen, ein Rathsherr, der war nicht nur ein guter frommer Mann, wie der Evangelist Lukas ihn nennt, sondern ein reicher Mann, welcher auch ein Jünger Jesu war, wie Matthäus (27, 57) schreibt.

Es hat der heilige Lehrer des menschlichen Geschlechts nur gegen die unmäßige Sorge und Bekümmerniß wegen zeitlicher Güter gesprochen. Er empfahl den Armen Zufriedenheit und Vertrauen auf Gott, den Bemittelten Genügsamkeit, und den Reichen Barmherzigkeit gegen Nothleidende. Reichthum und dessen Genuß galt ihm für keine Sünde; er verbot nicht, durch Fleiß und Rechtschaffenheit seine Vermögensumstände zu verbessern; er schärfte nur die einzige große Wahrheit allen seinen Anhängern wiederholt ein: daß irdisches Gut nicht das Höchste und Beste für uns

auf Erden sei; daß es noch etwas Höheres und Besseres für uns als unsterbliche Wesen gebe, welches wir mit uns hinübernehmen in's Ewige, und nicht wie anderes zeitliches Glücksgut im Tod hinter uns zurücklassen.

Wenn sich die Menschen bemühen, ihr Eigenthum zu vermehren, es sei dies nun groß oder klein, so erfüllen sie nur eine natürliche Pflicht gegen sich und die Ihrigen. Die Schöpferhand Gottes hat zu dieser Pflicht den Reiz selbst in unsere Natur gelegt, weil dabei weit höhere Absichten obwalten, als bloßes Geldsammeln. Gott gab dem Menschen Bedürfnisse, und zwang ihn damit zur Thätigkeit. Durch Frost und Hitze, durch Durst und Hunger wurden die ersten Sterblichen zur Arbeit angetrieben. Sie befriedigten ihre Bedürfnisse Anfangs unvollkommen, aber die Noth ward ihre Lehrmeisterin, das Bessere zu versuchen. Gewebte Kleider traten an die Stelle der Thierfelle; Häuser an die Stelle der Höhlen. — Der Erfindungsgeist ward aufgeweckt, und indem er sich zu dem Nothwendigen auch mit dem Ueberflusse versehen wollte, lernte man erst die mannigfaltigen Erzeugnisse der Erde und den großen Reichthum der Schöpfer genauer kennen und zweckmäßiger benutzen. Sofort mußten nothwendig die Begriffe von Mein und Dein entstehen; die Grenzen des Eigenthums wurden geordnet, und Jeder bei dem Seinigen beschützt, er mochte viel oder wenig besitzen. So kamen die Vorstellungen von dem, was gerecht und billig, erhaben und nützlich sei, unter die Menschen. Sie erfanden Gesetze und gemeinsame Anstalten. Was der Eine nicht hatte, tauschte er vom Andern ein; dadurch entstand der erste Handel, und zur Erleichterung des Verkehrs ward das Geld erfunden, als ein Werthzeichen für alle Waaren. Wer mehr besaß, konnte den Dienst der Aermern nicht entbehren, und der Arme hatte die Hilfe des Vermöglichern nöthig. So wurden durch das Streben nach Eigenthum und Vermehrung desselben die sonst zerstreuten Menschen immer enger mit einander verbunden, und sich gegenseitig unentbehrlicher. Die Fortschritte des Gewerbfleißes und Handels verknüpften endlich sogar die von einander entferntesten Nationen. Kein Weltmeer war zu groß, kein Gebirge zu hoch, keine Wüste zu gefährlich, daß man nicht zu einander gereiset wäre. Ehemals sorgte nur Jeder für sich allein, oder höchstens für seine ganze Familie; nun sorgte man auch für ganze Gemeinden, für ganze Länder und Völker. Man lernte die Pflichten der Gemeinnützigkeit kennen. Man faßte die gesammte Menschheit und ihr Bestes in's Auge. Hohe allgemeine Wahrheiten, allgemeine Rechte, allgemeine Pflichten wurden erkannt, von denen der Mensch vorher keine Ahnung haben konnte, so lange er ohne Eigenthum in der Einsamkeit lebte. Und in diesem ganzen Spiele der Nothwendigkeiten und Besserungen, in diesem großen Treiben aller Kräfte des Menschen offenbarte sich die Herrlichkeit und Weisheit der Absichten Gottes mit dem menschlichen Geschlechte. Hätte der Trieb nach Wohlstand und Vermehrung des Eigenthums gefehlt, wir lebten gleich den wilden Thieren in Einöden und ihnen ähnlich.

Daß wir also suchen unsere Vermögensumstände zu verbessern, ist nicht nur kein verächtliches Bemühen, sondern wahrhafte Pflicht. Nur müssen wir uns hüten, daraus nicht die Hauptsache des ganzen Lebens zu machen; denn wir leben nicht bloß für diese Welt, und für Geld und Gut, sondern für etwas Erhabeneres als irdischen Staub. Der Wunsch: in Wohlstand zu leben, ein beträchtlicheres Eigenthum zu besitzen, ist keine Sünde; nur müssen wir uns hüten, falsche Mittel anzuwenden, um Reichthum zu erwerben. Es ist keineswegs unerlaubt, ernstlich auf ein gutes Auskommen für uns und die Unsrigen bedacht zu sein; nur müssen wir uns hüten, daß das Sorgen um Glücksgüter uns nicht den Genuß desjenigen Glückes raube, welches wir wirklich schon besitzen.

Ich habe ein herrliches, lehrenvolles Wort in der heiligen Schrift gelesen, das mich in dieser Hinsicht immer erquickt und gehoben, und, wenn ich irgend einmal wankte, immer wieder auf den richtigen Weg zurückgewiesen hat. Ich will es mir auch hier wiederholen, und auch heute daraus ächte Lebensweisheit lernen. Es lautet also: „Bleibe in Gottes Wort und übe dich darinnen; und harre in deinem Beruf; und laß dich nicht irren, wie die Gottlosen nach Gut trachten. — Vertraue du Gott und bleibe in deinem Beruf; denn es ist dem Herrn gar leicht, einen Armen reich zu

machen. — Gott segnet den Frommen ihre Güter, und wenn die Zeit kommt, gedeihen sie bald.“ Sirach 11, 20 — 23.

Bleibe in Gottes Wort und übe dich darinnen. Dies ist das Hauptwerk unsers Lebens, treu den göttlichen Anweisungen zu unserer Glückseligkeit zu sein. Die Glückseligkeit liegt aber nicht in größerm oder geringerm Gute, sondern in unserm Herzen. Wäre ich bloß ein Thier, wäre mit diesem Leben unterm Monde Alles aus, so möchte gut Essen und Trinken, und bequemes und behagliches Dasein wohl die Hauptsache in der Welt sein. Aber an mir ist etwas Unsterbliches, der helle Gottesfunke, mein ewiger Geist; dem nützen offenbar die Reichthümer der Erde nichts, denn sie folgen ihm nicht in die Ewigkeit nach. Er läßt Leib und Gut zurück. Nur das Heilige und Göttliche, das er sich erworben, behält er, je vollkommener hier, je vollkommener dort.

So bleibe denn in Gottes Wort und übe dich darinnen. Christus Jesus hat es dir gebracht. Denke weit mehr darauf, der Tugendhafteste und Liebenswürdigste unter deinen Bekannten, als der Reichste und Wohlhabendste unter ihnen zu sein. Sinne weniger darauf, wie du großes Vermögen erwirbst, als vielmehr, wie du das nützlich für dich und deine Mitmenschen anwenden kannst, was du schon besitzest. Verlange und gebrauche für dich so wenig als möglich; Andern leiste desto mehr. Wer für sich wenig bedarf, hat noch Ueberfluß für Andere. Der Reiche ist arm, wenn er mehr für sich gebraucht, als er hat. Froher Muth ist nicht um Geld feil, du kannst ihn nicht um Tonnen Goldes kaufen. Aber dem Zufriedenen geht Alles wohl von statten; darum mehrt sich sein Wohlstand sichtbarlich. Lebe göttlich, wie Jesus, der Menschenfreund, in Gott; bete, arbeite.

Und beharre in deinem Beruf. Es ist ein großes Uebel zu unserer Zeit, daß so viele Menschen mit ihrem Stande und Berufe unzufrieden sind. Stolz und Eitelkeit, oder Geldsucht, treibt sie, immer höher hinaus zu wollen. Ohne ihr Vermögen, ohne ihre Kräfte zu berathen, nur gereizt von ihrem Eigendünkel, wählen sie einen andern Stand und verderben darin. Daher kommt es, daß in allerlei Berufsarten und Geschäften so vielerlei Stümper und Pfuscher gefunden werden.

Da sieht man Landleute: haben sie einiges Vermögen, so muß ihr Sohn zum Handelsstande erzogen werden oder studieren. Ob der Sohn erforderliche oder ausgezeichnete Neigung und Fähigkeit zu Geistesarbeiten besitze, das wissen sie nicht, können sie nicht beurtheilen; darnach fragen sie auch nicht; sondern ihnen ist schon genug, zu glauben, der Sohn könne in anderm Berufe bequemere Tage leben. So wird manches mühsam erworbene Vermögen zersplittert; oder der Jüngling, ohne hinreichendes Gut, eine Handlung zu gründen, oder ohne glänzende Anlagen oder wichtige Verbindungen, in höhere Stellen einzurücken, wird einer der Gemeinen oder Letzten in seiner Art, während er einer der Ersten unter den Landleuten geworden sein würde.

Da sieht man Handwerker: manche derselben, welche nicht einmal Geschicklichkeit genug haben, wahre Meister in ihrem Berufe zu sein, folglich verachtet sind, und wenig verdienen, wählen entweder ein anderes Gewerbe, welches ihnen ergiebiger scheint, und verderben auch endlich darin, oder sie widmen doch ihre Kinder einem höhern Stande. Andere, denen es nicht an Verstand fehlt, aber auch nicht an Hochmuth, schämen sich ihres Berufes, in welchem sie etwas Vorzügliches leisten könnten, und werfen sich in Fächer, worin sie wegen mangelnder Kenntnisse immer hintenan stehen; oder buhlen um allerlei Aemter und obrigkeitliche Plätze, treiben Vielerlei, versehen Vielerlei, zersplittern ihre Zeit und Kräfte; leisten daher in Keinem etwas Vorzügliches, und kommen in ihren Vermögensumständen immer weiter zurück, als vorwärts. — Woher rührt heutiges Tages an so vielen Orten die Versunkenheit des vor Zeiten hochgeachteten goldenen Handwerksstandes? Weil ihn thörichterweise der Handwerksmann, der gern mehr sein möchte, zuerst geringschätzt. Woher an so vielen Orten der Verfall des Handwerks und der Kunst, die sonst blühend war? Gewiß nicht allein durch die Schlechtheit der Zeiten, oder durch das Entstehen zahlreicher Fabriken; sondern gewiß auch daher, daß stolze Aeltern ihre Söhne, wenn dieselben Fähigkeiten zeigen, oder wenn sie ihnen ansehnliches Vermögen hinterlassen können, dem Berufe des Handwerkers entziehen. Wenn nun dem Handwerke die bessern Köpfe

und wohlhabenden Lehrlinge entrissen werden: wie soll es aufblühen? Es muß sich nothwendig verschlechtern und in Verfall gerathen durch die Armseligkeit und Hilflosigkeit derer, die es treiben, so wie durch die Mittelmäßigkeit oder den Mangel der erforderlichen Geistesanlagen.

Solche Thorheiten des Stolzes werden in allen Ständen begangen, und ziehen in allen dasselbe nach sich. Und so wie man mit den Söhnen und ihrer zukünftigen Bestimmung Unfug treibt, eben so mit der Erziehung der Töchter. Sie sollen mehr werden, als die Mutter; in einen höhern Stand hinüber heirathen. Sind sie nicht mißgestaltet, haben sie die gewöhnliche Anmuth, welche die Jugend gibt, so werden sie mit unmäßigem Aufwande ausgeschmückt, um die Augen der Höhern auf sich zu locken. Man unterrichtet sie in den Künsten des Gefallens und Vergnügens so eifrig, oft eifriger als in den Wissenschaften und Tugenden einer bescheidenen, frommen, thätigen Ordnung liebenden Hausfrau. Wahrlich, wahrlich, eine große Zahl unserer Jungfrauen, die den Vorwurf der Putzsucht, der Schönthuerei, Gefallsucht, Unsittsamkeit und Zeitverschwendung mit Recht verdienen, sind zu allen diesen Untugenden erst mit großer Mühe von ihren eigenen Aeltern angeleitet worden. Weit entfernt, daß man die Tochter einem fleißigen, redlichen Jüngling zur Ehe gibt, der fähig ist, ein Weib, zwar nicht im Aufwand, doch ehrlich und anständig zu ernähren, und dessen und des Mädchens Herz vielleicht schon Liebe verband, wird die Unglückliche aufgespart, in Erwartung, daß ein Vornehmer oder Reicherer um sie werbe. Sie eine Stufe unter ihrem Stande hinzugeben, scheint dem Stolze eine Todsünde zu sein, nicht aber, daß die Beklagenswürdige vielleicht in eheloser Verlassenheit bleibt, oder einem Manne aufgeopfert wird, mit welchem sie in unglücklicher Ehe untergeht, weil er zwar alles Andere, nur nicht die Tugenden besitzt, ein gutes Weib glücklich zu machen. Wie mancher Fluch ruht schwer auf der Asche stolzer Aeltern!

Beharre in deinem Berufe! Ehre ihn, und er wird dich wieder ehren. Ist es nicht rühmlicher, Meister und Vortrefflicher in deinem Gewerbe und Stande zu sein, als einer der Letzten in jedem sogenannten höhern? Du kennst die Vortheile und Nachtheile des deinigen; bei weitem aber nicht das Schwierige in jedem andern. Glaubst du, ein anderes Gewerbe oder ein anderer Stand werde dir reicheres Vermögen bringen? Nein, größerer Fleiß, größere Geschicklichkeit, größere Sparsamkeit und größeres Glück bringen größeres Gut. Aber Bequemlichkeit, Trägheit, Ungeschicklichkeit, Aufwand über Vermögen, sind überall von Unsegen begleitet.

Laß dich nicht irren, wie die Gottlosen nach Gut trachten. Wer recht arbeitet in seinem Fach und geschickt, dabei in seinen Bedürfnissen und Ausgaben die gehörigen Einschränkungen zu machen weiß: der hat zu leben, und von Menschen Ehre, von Gott Segen zu erwarten. Aber Ungenügsamkeit mit den Früchten des Berufs führt in höhern und niedern Ständen immerdar zu Armuth und Verderben.

Derjenige ist schon halb verloren, der, um sich noch mehr Geld zu machen, auf Nebensachen den Blick wirft, die mit seinem Berufe in keiner Verbindung stehen. Er vernachlässigt diesen ganz gewiß, weil er ihm einen wichtigen Theil der Aufmerksamkeit und Zeit entzieht, die er erfordert. Sei lieber mit mäßigem Gewinn zufrieden, als ihn durch zersplitternde Nebengewerbe, oder durch gefährliche Wagstücke, oder wohl gar durch unanständige, verbotene Hilfsmittel zu vermehren. Ein solcher geht früher oder später doch endlich zu Grunde.

Was dir deine redliche Hand erwirbt, ist besser, als was man dir schenkt, und was du im Schweiße deines Angesichts errungen hast, dauert länger, als ein Schatz, den du von ungefähr gefunden. Auf Anderer Kosten leben und Schmarotzereien treiben, ist ein unedles Gewerbe, ist vornehmthuende Bettelei, und zieht Verfall des eigenen Hauses nach sich. Denn wer da schmarotzt, muß Andern mehr gehören, als sich selber. Darum schalt auch der Jesusjünger Paulus die Trägen, welche sich gern bei Andern wohl sein liessen. Wir gebieten ihnen und ermahnen sie (sprach er) durch unsern Herrn Jesum Christum, daß sie mit stillem Wesen arbeiten und ihr eigenes Brod essen. 2 Thess. 3, 12.

Die verderbliche Sucht ist ziemlich allgemein geworden, durch Glücksspiele und Lotterien seinen Wohlstand zu vergrößern. Man möchte ohne Mühe im Schlafe reich werden, und denkt: ich kann so gut gewinnen, als

ein Anderer. Darüber wird das Ersparte und Erübrigte an fruchtlose Hoffnungen verschwendet, mit fruchtlosen Hoffnungen das Häusliche versäumt, der Beruf nachlässiger betrieben; je mehr verloren wird, je ungestümer und drängender wird das Bedürfniß, zu gewinnen. Es ist das durch die Lotterien erzeugte mannigfaltige Elend in zahllosen Familien, die Aussaugung und Verarmung von Land und Leuten, die damit zu Grunde gerichtete Sittlichkeit in vielen Haushaltungen ein gerechter und schwerer Vorwurf, der den Staatsverwaltungen zu machen ist. Vielleicht mag ihnen der Druck der Zeiten zur Entschuldigung dienen, daß man Mittel anwenden müsse, vom Volke Geld zu ziehen. Allein unter allen Mitteln ist doch dieses wohl das unweiseste, weil es die Sitten vergiftet, den Wohlstand untergräbt, und die Menge der Verbrecher wie der Armen selbst in den höhern Volksklassen mehrt. Lotterien sind gefährliche Staatsauflagen auf die Thorheiten und Laster der Landesbewohner; und man nährt Laster und Thorheit, um desto mehr Geld davon zu lösen.

Laß dich nicht irren, wie die Gottlosen nach Gut trachten. Sie haben immer schlechten Gewinn. Tausendfältiges Zeugniß hat die Erfahrung gegeben, daß unrecht Gut nie gedeiht. Mögen es die Einen mit Verfälschung ihrer Waaren, mit Verfälschung von Maas und Gewicht, mit Uebervortheilung und grobem oder feinerm Betrug erwerben; Andere durch falsche Eide; Andere durch verruchte Ränke und schändliche Prozesse; Andere durch Kuppelei und Hurerei; Andere durch Speichelleckerei bei den Großen, und heimtückische Verdrängung der Rechtschaffenen; Andere durch ehrlose Angebereien; Andere durch Umgehung oder Uebertretung der Landesgesetze, Einschwärzung verbotener Waaren; Andere auf andere unerlaubte Weise: — es ist unrecht Gut. Und es hängt ein Fluch daran, der sich nicht losreißt, und Alles wieder verdirbt. Nie bleibt dem Missethäter der Tag aus, da sein Wohlstand in Armuth, sein Ansehen in Schmach untergeht — der Tag gefährlicher Entlarvung und Offenbarung.

Vertraue du Gott, und bleibe in deinem Berufe; denn es ist dem Herrn gar leicht, einen Armen reich zu machen. Hast du das Nothwendige, sei zufrieden; warum begehrst du denn das Ueberflüssige? Du glaubst, es werde dich und die Deinigen beglücken. Nein, weißt du es besser, als Gott? Gibt er dir Mangel, so ist dieser gewiß der Weg zu deinem Glück. Gibt er dir Reichthum, so ist es gewiß in der Stunde, welche die allervortheilhafteste ist zu deinem Heil. In seiner Hand ruht das Weltall und jeder Faden am Gewebe des Schicksals. O glaube es doch, ihm ist es leicht, dich arm oder reich zu machen; welches zu unserm Segen sei, weiß er am besten. So viel aber weiß ich, daß denen, die ihn lieben, alle Dinge nothwendig zum Besten dienen müssen.

Gott segnet den Frommen ihre Güter, und wenn die Zeit kommt, gedeihen sie bald. Wer ist denn so fremd in der Welt, daß ihm unbekannt geblieben wäre, wie viele ehrliche, arbeitsame, gottesfürchtige Familien zu großem Wohlstande kamen, und wie dieser wieder verschwand, sobald die übermüthigen Besitzer oder Erben dadurch zu Thorheiten verleitet wurden? Wem wären so viele Beispiele unbekannt geblieben, wie das Gut ehrlicher Familien unvermuthet herrlich gedieh? Immer ist einmal die Zeit gekommen, und was den frommen Aeltern nicht ward, gereichte noch ihren Kindern zur großen Segensfülle.

Ach, mein Gott, in stummer Ehrfurcht bete ich Dich an, und vertrauensvoll wendet sich mein Auge zu Dir empor. Ich bitte ja nicht um Reichthum, nur um Weisheit bitte ich, daß ich nie vergesse, wie Genügsamkeit, Berufstreue, ehrlicher Sinn, und unverdrossene Arbeitsamkeit, verbunden mit heiliger Liebe zu Dir, die Quellen alles Glückes und alles dauerhaften, wahren Reichthums sind, der noch den Kindern zum Segen wird. Thue mit mir, wie Dir gefällt, mache mich arm oder reich: ich werde zufrieden sein. Du bist ja mein Gott, Du kannst mich nicht unglücklich machen. Sollte ich unglücklich werden, so bin ich's nicht durch Dich, sondern durch meine Fehler, und daß ich das Irdische jemals lieber hatte, als das Göttliche und Ewige. Ach, mein lieber Gott, stärke mich in dieser Gesinnung! Amen.

XLVII.

Verschwiegenheit.

Spr. Sal. 25, 9.

Laßt uns halten Treu und Glauben,
Flieh'n, was Andern Schaden dräut:

Keinem das Geheimniß rauben,
Was er nicht von selbst uns weiht.
Was der Freund dem Freund vertraut,
Werde keinem Dritten laut.

Laßt uns nie, was wir versprechen,
Widerrufen, weil's uns reu't;
Nie, was zugesagt ist, brechen;
Meidet die Geschwätzigkeit!
Flamm' und Schwert verheeren viel,
Mehr noch falscher Zungen Spiel.

Eine viel zu wenig beachtete Ursache von zahlreichen Unannehmlichkeiten des Lebens, die wir theils Andern, theils uns selbst machen, ist der unüberlegte Gebrauch unserer Worte. Wie viele Verdrießlichkeiten und Feindschaften stiften wir uns und Andern, oft ohne es zu wissen oder zu vermuthen, durch allzugroße Offenherzigkeit! Daher ist es ein wichtiger Theil christlicher Lebensweisheit, welche die heilige Schrift empfiehlt, da sie sagt: Wer leben will und gute Tage sehen, der schweige seine Zunge. 1 Pet. 3, 10.

Wohl reden ist eine Kunst, aber die Kunst des Schweigens oft noch eine größere. Wir fehlen, sagt der Apostel, Alle mannigfaltiglich. Wer aber auch in keinem Worte fehlet, der ist ein vollkommener Mann,, und kann auch den ganzen Leib im Zaum halten. Jak. 3, 2.

Rede, wo es nützen kann; schweige, wo es schaden kann! In diesen wenigen Worten hast du die schöne Tugend der Offenherzigkeit und die eben so schöne Tugend der Verschwiegenheit enthalten.

Durchgehen wir unsere Städte, unsere Dörfer: wie viel Mißtrauen überall! Wie ängstlich beobachtet da der Eine den Andern, wie viel Heuchelei lächelt da aus allen Mienen — und woher dieser Mangel gegenseitiger Zutraulichkeit und Herzlichkeit? Man ist zur unrechten Zeit verschwiegen, und zur unrechten Zeit offenherzig.

Wie viele Familien, die sonst innig mit einander verbunden waren, sind jetzt getrennt, gehässig und feindselig zusammen! Und doch hat keine die andere um Gut und Vermögen betrogen, keine die andere geflissentlich ins Verderben gestürzt. Was hat die Trennung bewirkt? Unvorsichtige Geschwätzigkeit!

Du klagst über Mangel an wahren Freunden; über die Kälte oder Gehässigkeit der Leute gegen dich; du klagst, daß du kein Wort reden dürfest, welches nicht sogleich mißdeutet würde; du weißt nicht, wodurch du diese Behandlung verdient habest; du bist in dir überzeugt vielmehr, daß du Jedem alles Gute gönnest; daß du gern beistehst, wo man deine Hilfe begehrt; daß du dich gegen Jeden freundlich und gefällig bezeigt hast; du weißt dir keinen Vorwurf zu machen, und doch hält man sich von dir in einer gewissen Entfernung. Woran liegt es? Ach, vielleicht in einer unbesonnenen Viertelstunde, da du deine Zunge allzuwenig im Zaume hieltest, und Aeusserungen über Diesen oder Jenen thatest, die den vorsichtig gegen dich machen, gegen den du sehr unnütz offenherzig warst, und den dir zum Widersacher machten, über welchen du gesprochen hast, was ihm nicht lieb sein konnte. Aber du magst dich vielleicht deiner Worte und selbst der Viertelstunde nicht mehr erinnern; das ist aus deinem Gedächtnisse längst verwischt, worauf du damals in unvorsichtiger Geschwätzigkeit gar keinen Werth gelegt, und womit du gar keine böse Absicht verbunden hattest. Allein, vergiß es nicht, wer mit seinem Schwerte in der Schlacht kämpft, vergißt leicht diejenigen, welchen er Wunden beibringt; aber die, welche Wunden empfingen, denken lange daran, so oft sie die Narben erblicken.

Darum sei die goldne Lehre der heiligen Schrift jedem Christen Gesetz im Umgange mit Menschen: Handle deine Sache mit deinem Nächsten und offenbare nicht eines Andern Heimlichkeit. Spr. Sal. 25, 9.

Gewöhnlich macht man sich von der Verschwiegenheit einen ganz falschen Begriff, indem man darunter nur Geheimhaltung dessen versteht, was uns ein Anderer von irgend einem Vorfall, oder von seinen eigenen Absichten oder Umständen oder Verbindungen anvertraut hat. Man glaubt dann schon den Ruhm eines Verschwiegenen ansprechen zu können, wenn man dergleichen, was ausdrücklich unter dem Siegel der Heimlichkeit gegeben worden ist, treu bewahrt.

Keineswegs! Nur der ist verschwiegen, der nie von Geheimnissen redet, sie mögen ihm besonders mitgetheilt oder von ihm selbst zufällig entdeckt worden sein, und der da weiß, was Geheimniß ist. Geheimniß ist aber dem Weisen alles dasjenige, wovon jeder seiner Mitmenschen wünscht, daß es nicht allgemein bekannt werde, um dadurch nicht bei irgend einem

Anlaß in Gefahr des Schadens zu kommen. Was Andere also selbst geheim halten möchten, dies bekannt zu machen, halte dich niemals berechtigt, wenn dir nicht höhere Pflichten gebieten, darüber zu reden.

Zu solchen Dingen, die Niemand gern öffentlich bekannt werden läßt, und ihm daher den Werth von Geheimnissen haben, gehören nicht bloß mancherlei Anstalten und Plane, die, wenn sie vor der Zeit laut würden, vereitelt wären; sondern auch häusliche Vorfälle und Angelegenheiten, Vermögensumstände, gewisse Verbindungen und dergleichen, was man niemals gern alle Welt erfahren läßt, weil auch das an sich Unschuldige leicht gemißdeutet werden kann, oder mancher übeldenkende Mensch davon nachtheiligen Gebrauch zu machen im Stande wäre. Ferner gehört zu dem, was Jeder geheim hält, seine Gebrechen, Fehler und Schwächen, deren er sich schämt, die er vielleicht selbst bekämpft, die er aber nie gern zur öffentlichen Schau gestellt sehen möchte; eben so gehören dahin Reden und Urtheile, die man in vertrauten Kreisen äussert, die sogar sehr wahr sein können, aber durch Bekanntmachung die nachtheiligsten Folgen bewirken würden.

So ist denn alles Geheimniß, wovon du vermuthen kannst, daß es einem Andern mißfallen müßte, wenn er erführe, daß du daraus einen Gegenstand des Gesprächs gemacht hättest. So ist das wirklich ein Geheimniß, was du selbst wünschen möchtest, wenn es dich betrifft, daß es nicht Jedermann erführe.

In diesem Sinne übe Verschwiegenheit über die Heimlichkeiten Anderer und über deine eigenen Angelegenheiten.

Sei verschwiegen über die Heimlichkeiten Anderer, du magst nun selbst dahinter gekommen sein, oder man mag sie dir vertraut haben. Kein Mensch hat das Recht, von Andern zu offenbaren, was sie selbst nicht offenbaren wollen. Was dein Geheimniß ist, das ist dein Eigenthum; wer es ohne deinen Willen der ganzen Welt mittheilt, begeht eine Gewaltthätigkeit, einen Diebstahl an dem, was dir gehört.

Gewöhnlich ist die Geschwätzigkeit eine Folge der entarteten Lebhaftigkeit des Geistes und des Leichtsinns; weit öfter noch die Folge der Sucht, sich bei Andern wichtig zu machen, und seine Meinungen glänzen zu lassen; oft eine Folge der Bosheit und Schadenfreude.

Immer also kann man bei demjenigen, der die Reden und Handlungen Anderer ausbringt, von denen besser wäre, daß sie nicht bekannt würden; oder der die Gebrechen und Schwächen des Andern zum Gegenstand der Gespräche macht; oder der die häuslichen Angelegenheiten, die Vermögensumstände, die Entwürfe und Absichten eines Dritten ausplaudert — immer, sage ich, kann man bei einem Solchen Schlechtigkeit des Herzens voraussetzen. Denn Leichtsinn ist eben sowohl eine Krankheit der Seele, als Schadenfreude; beide gehen nur zu oft Hand in Hand, beide sind in ihren Wirkungen auf Glück und Wohlfahrt der Menschen gleich gefährlich.

Willst du verschwiegen sein über die Angelegenheiten Anderer: so meide, von ihnen dasjenige bekannt zu machen, was ihnen in der Achtung eines Dritten Schaden bringen könnte. Daher hüte dich, jedes nachtheilige Urtheil über Andere, ohne es gehörig überdacht zu haben, mit Freiheit herauszusagen; ihre Reden, ihre Meinungen, insofern sie Angelegenheiten anderer Personen betreffen, auch nicht im Kreise deiner vertrautesten Freunde zu wiederholen, wenn du irgend vermuthen kannst, daß dies durch Weitersagen ihnen schädlich werden könnte, oder insofern du selbst findest, daß sie übereilt und unbesonnen sprachen. Denn die Unbesonnenheit der Andern gibt dir kein Befugniß, ihnen nachzuahmen.

Hörst du in Gesellschaften von deinen Nebenmenschen üble Urtheile und Reden, da nimm keinen Theil am Gespräch, wenn du nicht fähig bist, den Falschbeurtheilten mit Bescheidenheit und Gründlichkeit zu vertheidigen. Auch das Schweigen ist oft Beredsamkeit, und ärntet bei den Verständigen Ruhm, wenigstens nie Haß. Es fehlt nie, daß früher oder später derjenige, dessen Schwächen oder Häuslichkeiten beurtheilt wurden, wieder vernimmt, was geredet ward, und er wird dein weises, besonnenes Schweigen ehren. Du hast dir ein Herz erobert, ohne den Mund aufgethan zu haben.

Man kann es keineswegs meiden, über fremde Angelegenheiten zu reden. Dann mache du dir in Gesellschaft wie im Gespräche mit vertrauten Personen ein Geschäft daraus, das Gute, was dir von An-

dern bekannt ist, ihre bessern Eigenschaften, ihre freundlichen Urtheile über Andere, ihre einzelnen guten Handlungen hervorzuheben und bemerkbar zu machen. Das Lob, das du gibst, bewirkt in denen, die es hören, Empfindungen der Liebe und Achtung gegen den Gelobten; du vermehrst die Freundschaft der Menschen, ihre Eintracht, ihre Gefälligkeit unter sich, und auf dich selbst fällt der schönste Theil des von dir gestifteten Guten zurück. Denn die Freunde des von dir Gelobten und er selbst werden deine Freunde.

Hüte dich auf alle Art, Geheimnisse zu erfahren; weiche vielmehr den Gelegenheiten dazu aus. Je weniger du weißt, je ruhiger wirst du sein, je herzlicher wirst du Andern begegnen. Oft setzt die bloße Bekanntschaft mit einem Geheimniß in Verlegenheit, und in Gefahr, es wider seinen Willen, durch einen Blick, durch eine Miene, durch ein Erröthen zu verrathen. Oft setzt das Mitwissen um ein Geheimniß in die unangenehmste Lage, als Zeuge aufgefordert und in Händel verwickelt zu werden, die schlimme Folgen haben. Oft bringt es uns, selbst wenn wir die strengste Verschwiegenheit beobachten, in die nachtheilige Lage, vor der Welt als Verräther zu erscheinen, wenn Andere, gewissenlos genug, die Sache verriethen. Denn es gibt leichtsinnige Menschen, die, was ihnen Geheimniß sein sollte, gern mehrern Vertrauten zugleich mittheilen. Wenn dann einer dieser Vertrauten nicht reinen Mund hält, hingegen den Verdacht der Verrätherei von sich abzuwälzen versteht, und allerlei Umstände den Argwohn auf uns ziehen — wie unschuldig können wir da bloß durch das Mitwissen um eine geheim zu haltende Sache in den Ruf des Verräthers und um das Vertrauen rechtlicher Leute kommen!

Bist du aber durch deine Verbindungen, oder durch deinen Beruf, oder durch eigene Bemerkungen mitkundig um Dinge, die derjenige, den sie angehen, gern geheim hält oder seines eigenen Besten willen geheim halten sollte: so wende deine Gedanken davon hinweg, als wüßtest du nicht darum. Verschweige dir selbst gleichsam die geheim zu haltenden Dinge, und meide auch entfernte Anlässe, welche Vermuthung erregen können, du seiest unterrichtet. Verbirg es deinem besten und vertrautesten Freunde, denn du bist ja nicht sicher, wie lange er dein Freund sein werde.

Geheimnisse Anderer zu offenbaren ist nur da erlaubt, wo es höhere Pflichten gebieten. Dies ist der Fall, wenn es Gesetz und Obrigkeit des gemeinen Besten willen gebieten. Hier ist Verschwiegenheit ein Verbrechen, und Geheimhaltung eine Theilnahme an der Schuld. Es ist Pflicht, zu reden, wo das Geheimniß, um welches wir wissen, boshafte Plane zum Schaden Anderer enthält. Hier schweigen, wäre nichts Anderes, als ein Gehilfe des Bösewichts zum Untergange oder Nachtheile des Unschuldigen sein. Es ist Pflicht, zu reden, wenn wir die Denkart oder Umstände gewisser Personen kennen, denen sich Andere aus Leichtsinn, Unwissenheit oder Gutmüthigkeit allzusehr vertrauen, und dadurch in Unglück gerathen können. Hier soll der Menschenfreund warnend hervortreten, und denjenigen, welcher Gefahr zu laufen begriffen ist, mit Schonung und Behutsamkeit des Bessern belehren. Es ist Pflicht, das Schweigen zu brechen, und die Schlechtigkeit an das Tageslicht zu ziehen, wenn Schweigen nur dazu dienen würde, gewisse Personen in ihrer Verworfenheit, in ihrer leidenschaftlichen Bosheit, in ihrer Engherzigkeit zu bestärken, wodurch sie Andern nur aus Eigennutz schädlich sind, oder doch das Gute mindern. Hier ist Nichtbekanntmachung des ungestraft gebliebenen Bösen eine verächtliche Begünstigung der Bösen zum Nachtheil der Guten.

Nur unter solchen Verhältnissen, nicht aber um sich bloß in Gesellschaften auf Unkosten Anderer zu unterhalten, oder um sich bei Jenem und Diesem eine Wichtigkeit zu geben, darf man Geheimnisse entblößen, oder seine Urtheile über Schwächen, Plane, Absichten, Denkarten und Umstände des Nebenmenschen laut geben. Wer es dennoch thut, hat sich selbst anzuklagen, wenn er als ein gemeiner, oft gefährlicher Plauderer von jedem Verständigen mit Vorsicht behandelt wird; wenn er viele Feinde hat, oder doch Mitbürger, die ihn verachten; wenn man ihn keines besondern Vertrauens würdigt, und damit ausser Stand setzt, so viel Gutes zu stiften, als er sonst bei seinen übrigen Fähigkeiten und Umständen allerdings stiften könnte.

Es gibt Menschen, die oft über alles Andere gut zu schweigen verstehen, aber

nur nicht über ihre eigenen Sachen. Aus übertriebener Offenherzigkeit, oder aus Eitelkeit, weil sie glauben, Alles sei Andern wichtig, was sie betrifft, oder aus übler Gewohnheit, immer von sich zu reden, erzählen sie Jedem, der ihnen zuhören will, was sie gethan und nicht gethan haben, welche Plane sie machen, welche Klugheiten und Thorheiten sie beginnen. Wahrlich, der verdient den Ruhm der Verschwiegenheit nicht, der bescheiden in seiner Brust verschließt, was er von Andern weiß, während er bei jeder Gelegenheit sein eigener Verräther ist.

Es gibt auch eine Verschwiegenheit über sich selbst und die eigenen Angelegenheiten. Sie ist eine von jenen Pflichten, die der Mensch seiner eigenen Wohlfahrt und Ruhe schuldig ist. Zwar Offenherzigkeit ist eine Tugend; aber es gibt keine Tugend, wenn sie nicht mit Klugheit verbunden ist.

Willst du glücklich sein, so lerne über dein eigenes Glück verschwiegen sein. Hüte dich, daß du Andern nicht übereilt deine Vermögensumstände entdeckst, um dich damit zu brüsten. Du läufst Gefahr, dir Mißgunst und Neid zu erwecken, wo du es am wenigsten besorgest. Hüte dich, von deinen Umständen ohne sorgfältige Ueberlegung einem Andern etwas zu offenbaren, wenn sie übel stehen; denn du wirst dem Zutrauen schaden, das man bis jetzt noch öffentlich zu dir hatte, und wirst dich durch eigene Plauderhaftigkeit um die Mittel bringen, mit denen du dir noch hättest helfen können. Hüte dich, Andern deine Aussichten oder Entwürfe unbehutsam auszuplaudern; denn ihrer Viele sahen eben dadurch ihre besten Anstalten und Absichten vereitelt, daß schadenfrohe oder neidische Menschen zu früh davon erfuhren. Man dichtete ihnen Zwecke an, die sie nicht hatten, mißdeutete ihre redlichsten Wünsche, schadete der Wirksamkeit ihrer Bemühungen durch Spöttelein.

Sei verschwiegen über deine eigenen Schwachheiten und Fehler. Es ist ohnehin ein schlechter Ruhm, sich mit seinen Thorheiten und Schwächen rühmen zu wollen. Aber oft geschieht es, und besonders bei gutmüthigen Personen, daß sie in aller Unbefangenheit von ihren Fehlern und tadelhaften Neigungen reden. Der edle Mensch, welcher solche Geständnisse vernimmt, wird bescheiden schweigen, der Unedle hingegen daraus Anlaß nehmen, desto leichter Nachtheiliges über uns zu sagen. Er wird durch Nacherzählung unsere geringfügigen Schwächen in Narrheiten, unsere Fehler in Laster vergrößern.

Hast du ein Geheimniß (und Alles sei dir Geheimniß, dessen Bekanntwerdung keinem Menschen einen Vortheil, dir wohl aber Schaden bringen kann), so lerne es mit eben der Behutsamkeit bei dir verwahren, wie du eine fremde Heimlichkeit zu verschweigen schuldig bist. — Wer sein Geheimniß einem Zweiten anvertraut, der hat sich, sein Glück, seine Ruhe, seine Zukunft der Willkühr eines Fremden überliefert und von ihm abhängig gemacht. Es hört auf, frei zu sein; und wer nicht in voller Freiheit leben und handeln kann, der handelt und lebt nie mit voller Kraft. Vertraue niemals der Verschwiegenheit eines Zweiten und Dritten mehr, als deiner eigenen.

Offenherzigkeit über eigene Angelegenheiten geziemt sich nur da, wo Schweigen Schaden anrichten könnte; wo es Pflicht wird, Andern seine Meinungen, seine Denkart, seine Absichten, seine Verhältnisse unverhohlen zu zeigen, damit sie sich nicht durch eine allzuvortheilhafte oder allzunachtheilige Meinung von uns täuschen, es sei zu ihrem oder zu unserm Schaden.

Sei verschwiegen über deine eigenen Angelegenheiten, ohne darum in allen Dingen zurückhaltend und verschlossen zu sein. Theile dich in Allem gern mit, wo du keine Ursache hast, zu fürchten, deine Mittheilungen könnten dir oder einem Andern Verdruß erwecken. Wo du redest, und nur aus Liebe zum Guten redest, kannst du keine große Gefahr laufen. Aber selbst in gleichgültigen Dingen verschlossen bleiben, oder da zurückhaltend sein, wo es sich um etwas Gerechtes und Gutes handelt, erregt Argwohn gegen die Beschaffenheit deines Gemüthes.

Sei verschwiegen über deine eigenen Angelegenheiten, wo voreilige Plauderei dir und deinen Unternehmungen Widersacher erwecken könnte, die jetzt noch schlafen. Aber darum gib nicht allen deinen Meinungen und Vorsätzen die Wichtigkeit großer Geheimnisse; wer mit allzugroßer Vorsichtigkeit handelt, verdirbt leicht so viel, als der Unbesonnene; wer jedem seiner geringfügigen Entwürfe den Anstrich des Heimlichen

gibt, verliert sich in Geheimnißkrämerei, die ihn zum Gespött der Muthwilligen macht.

Sei verschwiegen über deine eigenen Angelegenheiten, wie über fremde, wenn Bekanntmachung Nachtheil stiften kann; nur so gewinnst du das Vertrauen der Rechtschaffenen. Noch hat sich Niemand durch redselige Offenheit und Zutragung eigener und fremder Geheimnisse Liebe und Zuversicht erworben; sondern mit Recht fürchtet man, daß der, welcher von sich selber Sachen ausplaudert, die er besser gethan hätte verborgen zu halten, schwerlich die Angelegenheiten Anderer verschweigen könne. Und selbst Diejenigen, welche ihm Geheimnisse ablocken, weit entfernt, seine Offenheit zu loben, behandeln ihn als einen Thoren, und mißbrauchen seine Geschwätzigkeit, sobald es Vortheil bringt.

Klug sein, wie die Schlangen, und dabei ohne Arg sein, wie die Tauben, das empfahlst Du, o Jesus Christus, du großer Lebenslehrer, Deinen Jüngern. Und ich fühle es, wie wichtig es für mein und anderer Menschen Glück ist, die Zunge auf eine weise Art gebrauchen zu lernen; zur rechten Zeit zu reden, zur rechten Zeit zu schweigen. Ich fühle es, wie unbesonnene Offenherzigkeit keine Tugend, und wie schimpflich Verrätherei ist, die ich an Andern übe.

So soll mir denn auch vorsichtiges Schweigen eine der ersten Christenpflichten im Umgange mit den Menschen sein. Denn meine Pflicht ist es, nach Deinem Beispiel, o Jesus, Du mein göttliches Vorbild, die Welt um mich her, so weit ich wirken kann, zu beglücken. Aber eine Zunge, die Feindschaft stiftet und Mißtrauen, zerstört den Frieden des Lebens.

Und welches Recht hätte ich auch, den Schleier von den Geheimnissen meiner Brüder zu ziehen? Welches Recht hätte ich, gewaltthätig ihre Schwächen, die sie sich gern selbst verbergen möchten, vor den Augen der Welt zu entblößen? — Wie schmerzlich wird es mir, wenn meine Gebrechen und Fehler ohne Mitleiden kund gethan, und mir dadurch Achtung und Zutrauen guter Menschen geraubt werden! Was du aber nicht willst, das dir geschehe, das thue du auch an keinem Andern. So, mein Jesus, lehrtest Du; so sei fortan mein Wandel! Amen.

XLVIII.

Die Geschwätzigkeit.

Mark. 7, 36.

Ich will des Nächsten, wie ich muß,
Gott, auch im Reden schonen,
Nie sein Vertrauen mit Verdruß
Durch losen Mund belohnen.
Verbergen will ich das mit Fleiß,
Was er und ich allein nur weiß.

Was höh're Pflicht mir nicht verbeut,
Will ich getreu bewahren.
Wer gibt mir, fremde Heimlichkeit,
Das Recht zu offenbaren?
Und brächt' es mir Gewinn und Ruhm,
Geheimniß bleibt ein Heiligthum.

Wie viel kann Unbesonnenheit
Mit Worten Böses stiften;
Wie leicht die Plauderhaftigkeit
Ein Lebensglück vergiften!
Wohl reden mögen ist oft Kunst;
Doch Schweigen bringt auch öfters Gunst.

Gern suchte Jesus Christus, während er auf Erden als Mensch wandelte, alles Aufsehen zu meiden, welches seine Lehren, noch mehr seine wundervollen Handlungen, erregen konnten. Er that dies nicht sowohl, um sich und seine Thaten gänzlich der Welt zu verbergen, oder aus Furcht vor den Menschen, sondern aus jener liebenswürdigen Bescheidenheit, welche immerdar die Begleiterin der ächten Tugend zu sein pflegt. Er erröthete gleichsam vor seiner eigenen Herrlichkeit. Er hatte Mißfallen an der Bewunderung, welche ihm der große Haufen zollte; denn nicht er forderte die Ehre, sondern oft erklärte er, seinem Vater gebühre sie, von dem allein alle guten und göttlichen Gaben stammen. Womit kann denn auch der Mensch prangen, das er sich selbst erworben hätte, und nicht von der Hand des Schöpfers an sich trüge! — Mit dieser zarten Bescheidenheit, welche dem Weisen so wohl ansteht, verband Jesus zugleich eine aufrichtige Klugheit. Er wollte Aufsehen und Geräusch zur Unzeit vermeiden, und den Grund seines Erlösungswerkes im Stillen legen, damit die Feinde desselben nicht allzufrüh darauf aufmerksam würden, und Hindernisse machten. Darum, wenn das Volk, entzückt durch seine Reden und Thaten, ihn mit Ungestüm pries, mit Begeisterung erheben wollte, entwich er in unbekannte Einsamkeiten. Darum, wenn er wunderbar Kranke heilte, verbot er den Leuten, sie sollten es Niemandem sagen. Je mehr er aber verbot, so erzählt der Lebensbeschreiber

Jesu, Markus 7, 36, je mehr sie es ausbreiteten. Und so sollte auch Christus den Schmerz erfahren, — er, dem keine Art des Schmerzes fremd bleiben durfte, daß Freunde durch die Unbesonnenheit ihrer Reden, durch die Unzeitigkeit ihres Eifers uns oft nachtheiliger werden können, als die ärgsten Feinde.

Gewöhnliche Menschen pflegen zu glauben, daß, wenn man nicht absichtlich lüge oder verleumde, fluche, schwöre, lästere, verrathe, spotte, man es mit den Reden im gemeinen Leben nicht allzugenau nehmen müsse. „Wer kann auch," heißt es dann, „jedes Wörtlein auf die Goldwage legen? — Man spricht gar vieles in den Wind. Freundliche Gesprächigkeit ist doch die wahre Würze des gesellschaftlichen Lebens. Der Trieb der Geselligkeit ist einer der alleredelsten in der menschlichen Natur. Man muß sich da gegenseitig mittheilen, so gut man kann, so gut man es versteht, und sich nicht allzuängstlich über jede Rede Bedenklichkeiten machen. Wer dies thut, fährt besser, er bleibe ganz stumm, und aus der Gesellschaft der Menschen hinweg. Man muß doch, wenn man spricht, auch wohl Andern Verstand genug zutrauen, daß sie beurtheilen, was wir im Scherz oder Ernst, was wir als Geheimniß im Vertrauen, oder als gleichgültige Sache für Jedermann sagen."

So ungefähr pflegt man seine eigene Unbehutsamkeit im Reden zu rechtfertigen oder zu entschuldigen. Es sind dies Grundsätze von derjenigen Art, mit welcher man endlich alle Schändlichkeit beschönigen kann.

Das Wort des Menschen ist seine That. Das Werk der Hand oder des Fußes ist selten von der Wichtigkeit, als das Werk der Zunge. Mit dieser enthüllen wir den Zustand unsers Gemüthes; durch sie setzen wir unsern Geist am schnellsten und häufigsten in Verbindung und Verständniß mit allen übrigen Geistern. Der müßte ein beinahe wunderthätiger Heuchler sein, welcher bei einem bösen Herzen seine innere wahre Gestalt nicht endlich mit irgend einem Worte offenbarte. Durch das Wort verbinden und entzweien wir die Welt; verwunden oder heilen wir die Herzen; belehren oder verführen wir die Ungewissen; adeln oder entadeln wir die Geister. — Darum ist das Wort nicht nur dem Christen, sondern selbst jedem verständigen Menschen wichtig, von welcher Religion er auch sein möge. Es ist durchaus nicht gleichgültig, wie man spricht, und was man spricht. Der Trieb zur Geselligkeit ist freilich vorhanden; er entschuldigt aber keineswegs den Mißbrauch der Zunge, sondern legt uns vielmehr Pflichten auf, das Glück der Gesellschaft nicht auf eine unvorsichtige Weise durch beleidigende Aeusserungen zu stören. Darum warnt die heilige Schrift kaum vor einer Sünde so sehr und so häufig, als vor dem Mißbrauch der Zunge. Lasset, ruft sie, kein faul Geschwätz aus euerm Munde gehen; sondern was nützlich zur Besserung ist, daß es noth thut, daß es holdselig sei zu hören. Ephes. 4, 29. Wir fehlen Alle mannigfaltig; wer aber auch in keinem Worte fehlet, nur der ist ein vollkommener Mann, und kann auch den ganzen Leib im Zaum halten. Die Zunge ist ein kleines Glied, und richtet große Dinge an. Siehe, ein kleines Feuer, welch einen Wald zündet es an! Und die Zunge ist ein Feuer, eine Welt voll Ungerechtigkeit. Durch sie loben wir Gott, den Vater, und durch sie fluchen wir den Menschen, nach dem Bilde Gottes gemacht. Aus einem Munde geht Lob und Fluchen. Es soll nicht, lieben Brüder, also sein. Quillet auch ein Brunnen aus einem Loch süß und bitter? Jakobi 3, 2. 5. 6. 9. 10. 11.

So spricht die heilige Schrift.

Es ist allemal ein Zeichen übler Beurtheilungskraft, schwachen Verstandes oder aber allzumangelhafter Selbstbeherrschung, wenn ein Mensch seiner eigenen Zunge nicht Meister ist. Wer kann ohne volle Selbstbeherrschung Anspruch auf den Namen eines Weisen, das heißt, eines ächten Nachfolgers und Nachahmers Jesu, machen?

Der Fehler, in Gesprächen mehr zu sagen und zu entdecken, als man soll und sogar selbst will, ist sehr häufig. Es gibt wohl nur wenig Menschen, welche nicht schon in denselben verfallen sind, und entweder damit Andern vielen Verdruß oder sich selbst sehr große Unannehmlichkeiten verursacht haben.

Auch ist schwer, sich denselben abzugewöhnen, weil dazu nicht nur die strengste, anhaltendste Aufmerksamkeit auf sich selbst, sondern oft auch ein Kampf gegen sein eigenes Temperament erfordert wird. — Es gibt Menschen von der besten Gemüthsart; es geht kein unanständiges Wort, kein Fluch, kein ekelhafter Schimpfname, keine

Verleumdung über ihre Lippen; — dennoch sind sie nicht fähig, irgend ein Geheimniß zu bewahren, und in Dingen verschwiegen zu sein, die besser sind, verschwiegen zu bleiben. Sie gehören zu denjenigen, von welchen Markus sagt: je mehr es ihnen Christus verbot, je mehr breiteten sie es aus. Eben diese Menschen pflegen oft eben so schnell ihre Unvorsichtigkeit zu bereuen, ihre Uebereilung zu verwünschen, — aber zu spät. Sie wissen es, daß sie durch ihre unbedachtsamen Aeusserungen schon den besten Freunden vielmals Schaden gethan, und sich selbst in die unangenehmsten Verlegenheiten gestürzt haben. Sie wissen es, daß Neugierige oder boshafte Schlauköpfe, oder heimtückische, schadenfrohe Leute, mehr als einmal schon ihre Offenherzigkeit übel benutzten, schlimmen Gebrauch von ihrer Redseligkeit machten, und dennoch verfallen sie immer wieder in den schon so oft und bitter bereuten Fehler. — Er heißt Geschwätzigkeit.

Je nach den verschiedenen Denkarten und Stellungen der Menschen nimmt diese Untugend auch ihre verschiedenen Gestalten an. Oft ist sie eigentlich nicht schädlich und sündlich, sondern nur ein Verstoß gegen die gute Lebensart, gegen die Pflichten, welche wir den gesellschaftlichen Verhältnissen schuldig sind. Sie ist mehr lästig, beschwerlich oder lächerlich, als strafbar.

Viele Schwätzer sind zwar behutsam genug, nichts von dem zu verrathen, was für sie und Andere besser ist, daß es verhehlt bleibe; aber doch überlassen sie sich allzugern einer unerträglichen Plauderei, indem sie durch Mittheilung ihrer Gedanken in Worten kein Maas zu halten wissen. Sie wiederholen sich, drücken sich immer durch einen Schwall nichtssagender Reden aus; betäuben damit das Ohr derer, die gefällig genug sind, ihnen zuzuhören, und erregen durch ihre Weitschweifigkeit entweder Langeweile oder Verspottung. Die Plauderſucht ist oft nur eine ungeregelte Geselligkeitslust, ein kindisches, absichtloses Geschäftigsein.

Der Fehler steigt, sobald sich damit andere Untugenden verbinden, wie nur zu oft der Fall ist, besonders Eitelkeit und Stolz. Dann wird der Schwätzer anmaßend. Er will das Wort in den Gesellschaften führen, er will gehört sein. Er will belehren, um Bewunderung zu ärnten. Er breitet sich mit ermüdender Weitläufigkeit über seinen Gegenstand aus, und will auch da Kenntnisse mittheilen, wo es Niemand begehrt; oder er weiß anmuthige Fröhlichkeit genug in seine Plaudereien zu bringen, aber selten zur gehörigen Zeit das Ende derselben zu finden. Er ist zu eitel, um Andere neben sich glänzen zu lassen, und zu unbescheiden, um sich nicht lieber selbst, als Andere zu hören.

Dergleichen Personen sind im gesellschaftlichen Umgange häufig genug; und so achtungswürdig sie in vielen Rücksichten sein können, verdunkeln sie durch belästigende Wortfertigkeit doch ihren eigenen Werth. Sie können nicht verhüten, daß man ihre Thorheit nicht lächerlich finde; und eine Lächerlichkeit solcher Art ist oft schädlicher in der bürgerlichen Welt und unter den Menschen, wie sie nun einmal sind, als selbst zuweilen ein grober Fehler ist.

Wenn aber die Plauderhaftigkeit zur wirklichen Sucht und Leidenschaft wird; wenn der Mensch, was er kennt und weiß, sogleich mit geschäftiger Zunge zu verbreiten sich gezwungen fühlt; wenn das Geheimniß, das im Vertrauen zu ihm gesprochene Wort, ihn gleichsam brennt und quält, bis er es einem Andern, aber unter dem Siegel der Verschwiegenheit, die er selbst bricht, umständlich mittheilt — dann ist es nicht mehr Thorheit, die den Spott, nicht mehr Fehler, der den Tadel, sondern Laster, das den gerechten Abscheu nach sich zieht. Denn dieser Schwätzer ist nicht bloß kindischer Plauderer oder rechthaberischer Gernredner: sondern willen- oder verstandesloser Sklave seiner Begierden, Alles, was er hört und sieht, wieder zu verbreiten, und das Verbotene am liebsten. Er ist jeden Augenblick fähig, und sollte es auch das schmählichste Verderben bringen, das heiligste Geheimniß vor fremden Augen zu entblößen, den theuersten Busenfreund zu verrathen, durch Zwischenträgerei die innigsten Familien zu trennen, durch Ohrenbläserei und Klatscherei die unschuldigsten Menschen ins Gerede zu bringen.

Was unser Nächster geheim halten will, dazu haben wir kein Recht. Es gehört ihm so gut, wie jedes andere Eigenthum. Erfahren wir einen geheimen Umstand zufällig, ohne Absicht und Willen dessen, der die Sache nicht laut werden lassen will, ist es auch unsere Pflicht, das tiefste Schweigen

zu behaupten. Jemandens Geheimniß, wider dessen Willen, an die Welt ausliefern, heißt Jemandem sein Eigenthum stehlen. Eben so wenig wir Recht haben, ein uns in Verwahrung gegebenes Gut zu verschenken oder zu verkaufen, dürfen wir auch ein anvertrautes Geheimniß weiter geben, es sei denn, daß das, was wir verschweigen sollen, zum Unglück Anderer gereichen würde. Auch Diebesgut darf ja Niemand verhehlen, oder still sein, wenn es in des Nachbars Hause brennt.

Zuweilen ist die Geschwätzigkeit noch keine wirkliche Leidenschaft, und doch bringt sie alle gefährliche Wirkungen einer Leidenschaft hervor. Dies ist allemal der Fall, wenn irgend eine andere Leidenschaft, eine offene oder geheime, vorangeht, welche Verstand und Vernunft betäubt, und zur unbesonnenen Plauderei reizt. Wir wissen, daß Jeder schon in dem Augenblicke gesprächiger wird, da seine Empfindungen lebhafter werden. In dem Maase, wie die Gewalt des Gefühls zunimmt, nimmt die Richtigkeit der Urtheilskraft ab. Darum werden sonst verschwiegene Menschen schon geschwätziger, wenn sie nur durch starke Getränke ihre Nerven mehr als gewöhnlich gereizt haben. Darum ist es sprüchwörtliche Redensart geworden, daß Berauschte offenherzig seien. Darum macht eine große Freude, wie ein heftiger Zorn, beredt und zum Verräther der innersten Gedanken, die Freude aus Liebe, der Zorn aus Haß.

Alle allzulebhaften Gefühle sind ein Seelenrausch und verwirren das Urtheil in uns. Alle Leidenschaften, wenn sie durch einen Anlaß heftiger gereizt werden, erzeugen Heftigkeit in den Empfindungen. Der kälteste Bösewicht hört auf, gelassen zu sein, und wird geschwätzig, sobald seine schwache Seite (das ist, die Grundleidenschaft, welche ihn bewegt, und die er klug genug zu verbergen sucht) angegriffen ist; eben so der trägste und wortarmste Mensch.

Personen von lebhaftem Temperament und reizbarem Nervenbau bedürfen, um in Gährung zu gerathen, ohnehin keiner außerordentlich mächtigen Leidenschaft, schnell alle Ueberlegung und Behutsamkeit zu verlieren. Eine geringe Schmeichelei, unter der ihre Eitelkeit erwacht, macht sie plauderhaft, zutraulicher und offener, als sie sein sollen; ein unschuldiges Wort, das ihr argwöhnisches Wesen reizt, macht sie gehässig, bitter, redselig; eine versäumte Aufmerksamkeit gegen ihren Stolz, ein Zweifel an ihren Vollkommenheiten, macht sie bis zur Unerträglichkeit geschwätzig.

Zuweilen kann eine allzugroße Gutmüthigkeit, welche die Menschen für besser hält, als sie in der That sind, verbunden mit einer lebhaften Neigung zur Geselligkeit und Unterhaltung, zu dem Fehler unbedachtsamer Geschwätzigkeit verleiten. Jene Gutmüthigkeit, manchmal an kindische Unerfahrenheit grenzend, ist oft bei den besten, weisesten, einsichtsvollsten Menschen einheimisch; ist eine wunderbare Selbsttäuschung, indem sie Jeden für so gut und rein halten, als sie selbst sind; ist eine liebenswürdige Schwachheit der Urtheilskraft, nicht aber des Herzens, die darum zum Fehler wird, weil sie alle Früchte des Fehlers trägt. Unter durchaus edeln und reinen Menschen wird dieser Fehler kein Fehler, sondern Natürlichkeit eines tugendhaften Gemüthes. Unter mehr oder weniger Verdorbenen mangelt ihnen zur evangelischen Taubeneinfalt die Klugheit der Schlangen. Die Unbesonnenheit gutherziger Menschen kann wohl nie tadelhaft, häßlich und entehrend sein.

O mein Gott, indem ich mir in diesem Augenblicke die Ursache und Folgen eines Fehlers deutlich zu machen suche, in welchen auch ich wohl oft in den heitersten Stunden meines Lebens verfiel, — wie kann ich ihm entrinnen? O gib Du mir Kraft und Weisheit, daß ich das vermeide, was mir selbst und meinem Nächsten so viel Uebels stiften muß. — Ja, auch ich habe die Unbedachtsamkeit meiner Worte schon mehr als einmal Ursache gehabt zu bereuen; ich habe mir vielleicht dadurch in der Achtung bei Andern schon mehr geschadet, als ich selbst glaube und weiß. Sollte ich nicht allen Ernst anwenden, mich von dieser so gefährlichen Untugend ganz frei zu machen?

Und ich kann es — ja, ich werde es, wenn ich mir nur durch gehörige Aufmerksamkeit den Weg zur Herrschaft über mich selbst immer besser bahne. Ich will mich nie von der Lebhaftigkeit meiner Gefühle allzumächtig dahinreissen lassen, weder den unangenehmen Empfindungen, noch den fröhlichen, zu viel Meisterschaft über mich einräumen. Denn wo sie einmal herrschen, da flieht die Ueberlegtheit, und das Wort wird am

fremden Glücke und am eigenen Herzen zum Verräther.

Besonders will ich mir zum unverbrüchlichen Gehorsam drei Lebensregeln aufstellen. Diese werden mich vor jedem unangenehmen Rückfall in den verächtlichen Fehler bewahren.

Es soll mir zum Gesetz werden, daß ich sowohl unter einzelnen vertrauten Freunden, als noch vielmehr in größerer Gesellschaft oder unter mir weniger bekannten Personen, lieber ein bescheidenes Schweigen beobachte, denn durch Reden zu glänzen suche. Wir haben, sagte sinnbildlich ein alter Weiser, zwei Ohren zum Hören, aber nur einen Mund, um zu reden. So will auch ich lieber hören und mich unterrichten lassen, als durch Unbehutsamkeit lästig oder gar schädlich werden.

Es soll mir zum Gesetz werden, daß, wenn ich sprechen muß, ich zwar Alles das denke und glaube, was ich sage, aber nicht Alles sage, was ich in mir denke und glaube. Denn wahrlich, Niemand begehrt von uns Alles, was wir denken und wissen, zu erfahren; und es ist wohl die thörichste Eitelkeit, sich einzubilden, es müsse Andern alles das wichtig sein, was für uns einige Wichtigkeit hat. Eben so wenig wird man immer aufgefordert, seine Meinung über andere Personen und deren Angelegenheiten zu äussern. Und wenn ich auch aufgefordert würde, bin ich darum immer verpflichtet, sogleich mein Urtheil zu fällen? Gebe ich nicht jederzeit eine Schwäche meines Verstandes oder meines Herzens bloß, wenn ich über Andere absspreche, ohne ihr Innerstes und die Beweggründe ihres Betragens zu kennen? Und bin ich nicht aufgefordert, nicht zur Mittheilung dessen verpflichtet, was ich von mir und Andern weiß, um wie viel frecher ist dann der unberufene Plauderer! Das fordert die Offenherzigkeit, die Wahrheitsliebe, daß ich Alles, was ich sage, auch denke und weiß.

Es soll mir endlich zum Gesetz werden, daß ich schweige, sobald ich wahrnehme, es übermanne mich die Lebhaftigkeit meiner Gefühle. — In Unmuth oder Vergnügen kann ich leicht durch ein unüberlegtes Wort zu viel thun. Ich habe es oft erfahren. Eine unbesonnene Zutraulichkeit hat nicht selten das bitterste Unglück herbeigeführt. Ich bin nicht immer Herr über meine Gefühle. Sie können rege werden; sie mögen es sein. Aber in der Lebhaftigkeit derselben will ich mir jede entscheidende Handlung, jedes entscheidende Wort untersagen. Nur so bleibe ich Herr meiner selbst und jedes Geheimnisses, das ich mir selbst dazu mache, oder welches meiner Treue und Verschwiegenheit anvertraut ward. Ach Gott, gib mir Kraft! Ernst ist mein Wille, meine Sehnsucht, immer besser und wohlgefälliger vor Dir nach dem Beispiele meines Jesu zu wandeln, — aber wer sichert mich gegen meine eigenen Schwächen? Du kannst es durch die Macht Deines heiligen Geistes. O stehe mir bei in den Augenblicken der Prüfung! Amen!

XLIX.

Empfindungen am Geburtstage.

Luk. 5, 11 — 32.

Ich sink' im Geiste Dir zu Füßen,
Vergib, o Vater, meine Schuld!
Es ruft mein blutendes Gewissen:
Erbarmer, gib mir Deine Huld!
Weh mir, wollst Du nicht Vater sein,
Steh' ich im Weltall ganz allein!

Zum Leben hast Du mich gerufen,
Das Leben flog wie Traum dahin,
Vielleicht daß an des Grabes Stufen
Ich näher, als ich glaube, bin.
Und ich, was hab' ich hier gethan?
Erfüllt' ich, Schöpfer Deinen Plan?

Nein, ruft mein blutendes Gewissen,
O Mensch, du hast umsonst gelebt!
An niedern thierischen Genüssen
Hast du mit frecher Lust geklebt.
Du lebtest für den Rausch der Zeit,
Und nie für Gott und Ewigkeit.

O Vater, blicke auf mich Armen!
Ist Jesus denn nicht auch mein Hort?
Erbarmer, gib mir Dein Erbarmen!
Verhieß es mir nicht Jesu Wort?
Noch leb' ich — ach, noch kann's ja sein,
Ich kann mich noch der Tugend freu'n!

Zu Deiner Ehre will ich leben,
Der Du die Missethat vergibst;
Will hassen, was Du mir vergeben,
Will lieben, was Du selber liebst:
So wird ja mein Gewissen rein
Und heilig noch mein Wandel sein.

Ich bin ein Jahr älter geworden, — ein Jahr näher zur Vollendung. Frohe und schmerzliche Erfahrungen habe ich in den Tagen des verlebten Jahres gesammelt; — haben sie meinen Geist reifer ge-

macht? Vielleicht sind meine Kenntnisse gewachsen, vielleicht hatte ich mein Ansehen hin und wieder vermehrt: vielleicht hatte ich mein Vermögen vergrößert — doch dies Alles ist das Aeussere, dies Alles kann wieder der Raub einer einzigen unglücklichen Stunde werden; vielleicht vertausche ich schon im Laufe dieses Jahres dies Alles mit einer Handvoll Erde, die man auf meinen Sarg wirft.

Und wofür hast du denn dein Leben gelebt? wofür die Reihe von Jahren unter Lachen und Weinen und in den Wechseln des Glücks hingebracht? — Mensch, was du vor den Menschen bist, das weißt du zwar; aber was bist du vor Gott, dem Ewigen, o du zur Ewigkeit Erkohrner?

Geheime Bangigkeit erfüllt meine Seele. — Ein Jahr meines Erdenlebens ist verflogen. Bin ich heute ein besserer Mensch, als ich vor zwölf Monden gewesen? Mit welchen edeln Handlungen habe ich das verflossene Jahr geschmückt? Nun steht es mit meinen Thaten vor dem Richter. — Ist eine unter ihnen, deren ich mich mit Zuversicht freuen darf? Ach, wie Manches, das ich bereuen muß, steht daneben; wie manches Unrecht, an Andern oder an mir selbst begangen; wie manches sträfliche Gelüste; wie manches harte Urtheil über meine Nebenmenschen: wie mancher Ausbruch wollüstiger oder zorniger, stolzer oder neidischer, unbarmherziger oder schadenfroher Neigungen! — O ich Unglücklicher! Wo sind meine Gebete, meine Gelübde? Was ist meine Religion gewesen? Was bring' ich zur Todesstunde einst anderes, als ein blutendes Gewissen? — Wie kann ich Hoffnung fassen zur Seligkeit, die nur das Erbe der vollendeten Gerechtigkeit ist? Wie mich der Gnade der Barmherzigen freuen, der auch der allergerechteste Richter meines Lebens ist? — Ich werde dort nur das sein, was ich auf Erden zu werden trachtete.

Soll ich mich der Verzweiflung überlassen? Denn wer bringt mir das verlorne Jahr, mein verschwendetes Leben zurück? Soll ich das Verdienst Jesu anrufen, daß es mir zugerechnet werde? O fürchterlicher Wahnsinn, der sich erlaubt, mit der Hölle zu buhlen, um sich das Verdienst des Allerheiligsten zuzueignen! Soll ich auf Fürbitten der Vollendeten und Frommen hoffen? Unabänderlich sind die Rathschlüsse Gottes, und unabänderlich und ewig ist sein ernstes Wort: „Was der Mensch säet, das wird er ärnten!"

Ich lebe noch! — Des himmlischen Vaters Langmuth ließ mich dieses neue Jahr erblicken. Geschah dies ohne Zweck? — Was ist in Gottes Anordnungen ohne Zweck?

Ich lebe noch! — Noch ist es Zeit zur Aussaat, und was der Mensch säet, das wird er ärnten!

Hinweg denn, unfruchtbare Hoffnungslosigkeit, heimlicher Gram, allzuspäte Reue, die mich verzehren! Hinweg, ihr falschen Trostgründe meiner Einbildungskraft! — Mich kann Niemand trösten, wenn mich mein Vater nicht tröstet. Und er hat mir Trost gegeben, indem er mein Leben fristete und mich noch diesen Augenblick voll Barmherzigkeit erhält. So sei denn dieses Jahr mein Jahr der Rettung; bekämpfen will ich in mir alle sündhaften Begierden. — Nein! Auch dieses ist zu wenig. Der todte Stein am Wege sündigt auch nicht. Ich will weise, menschenfreundlich, enthaltsam, ich will ein Christ werden.

Noch komme ich nicht zu spät; — denn der Schöpfer hat meine Lebensbahn bis heute offen behalten, mir Kraft verliehen, das Gute zu thun. Noch komme ich nicht zu spät; — denn Gott im Himmel hat keinen Gefallen am Tode des Sünders, sondern daß er lebe und besser werde, und Werke der Buße, das heißt, eines reuigen, edeln, Gott gefälligen Sinnes thue. Noch komme ich nicht zu spät; — denn mein Jesus nimmt auch mich Sünder an, daß ich durch ihn, das heißt, durch Erfüllung seiner Lehren, mich zum Vater wende. — War er es nicht, welcher rief: Kommet her zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquikken! Auch ich bin mühselig durch meine Missethat und beladen mit einem Leben voller Schuld!

Noch komme ich nicht zu spät! Wahr ist's, die Erinnerungen an meine verschiedenen lasterhaften Neigungen und an die traurigen Folgen derselben sind unendlich zahlreicher, als die Erinnerung an das wenige Gute, welches ich hin und wieder gethan habe. Und zuweilen ergreifen mich Bangigkeit und Zweifel bei der Frage: Kann Alles, was ich in den Stunden,

Tagen, Jahren, die Gott mir noch zu leben vergönnt, irgend noch Rechtschaffenes thue, alle jene unreinen Handlungen vergessen machen, mit denen ich mein übriges Leben befleckt habe? Wird das zahllose Unkraut, welches ich sonst aussäete, nicht die wenigen guten Samenkörner ersticken, die mir jetzt noch auszustreuen erlaubt sind? Barmherziger Gott, gehe nicht mit mir ins Gericht! Ach, laß mich verhüllen, was ich gelebt habe.

Wie sich ein Vater erbarmt seines Kindes, so erbarmt sich Gott der Sünder, die sich zu ihm wenden. Auch ein irdischer Vater vergißt ja gern alle Thorheiten und Jahre lange Vergehungen seines Kindes, wenn es sich von denselben befreit und als ein besserer Mensch an das Vaterherz zurückkehrt. — Jene Thorheiten, jene Vergehungen sind schon genug durch sich selbst bestraft worden. — Denn jedes Laster führt seine Hölle mit sich, und kein Vergehen, groß oder klein, bleibt in der heiligen Welteinrichtung Gottes ohne böse Folgen für sich selbst. — Der Wollüstling zähle die angstvollen Augenblicke und die Pein seines geschwächten, siechen Leibes: siehe, sie sind deiner geheimen Sünden Frucht. — Die Strafe verfolgt dich vielleicht bis ins Sterbebett; aber noch lebst du, noch bist du unverloren! — Kehre zum Vaterherzen deines Gottes mit reuigem Gemüth zurück; ändere dein Leben; trage die Strafe deiner Sünde mit kindlicher Ergebung; werde Andern nützlich, indem du sie vor gleicher Sünde warnest. Rette Seelen, so adelst du dich wieder, und steigst aus deiner Verworfenheit empor zu hoher Bestimmung. — Habsüchtiger, der seine Hand nach ungerechtem Gute ausstreckte, und du, der du voll Neides und schadenfroher Rache Ehre, guten Namen, Eigenthum und Lebensgenuß Andern raubtest; — Ehrsüchtiger, der in der Welt nichts sah, als sich selbst, und darum den Einen haßte, den Andern verspottete, die Unschuld zertrat, das Recht verletzte; — Schwelger, der das Gute, mit dem er so viele Familien hätte glücklich machen können, leichtsinnig verpraßte, in unnützem Aufwande vergeudete, bis ihm nichts blieb, als eine zerrüttete Gesundheit und ein wundenvolles Gewissen; — Spieler, der du deine edelsten Stunden in Angst und Schadenfreude um elenden Gewinn verschwendetest, während andere Augen über dich weinten — der du dein Zartgefühl verstumpftest, bis deine Hand auch nicht mehr vor Verbrechen zurückzitterte; — o ihr Unglückseligen alle, die ihr heute am Rande eines fruchtlos verflossenen Lebens dastehet, beschämt, reuig, vielleicht verzweifelnd; die ihr schaudernd zurückblickt in das vergangene unselige, und rufet: Es ist zu spät! — Nein, nein, es ist noch nicht zu spät! Ihr seid noch unverloren! — Traget die Strafen eurer Schuld, aber ehret sie als Boten Gottes. Sie rufen euch zu: Säet fortan bessere Saat, Saat für die Ewigkeit.

Wache auf, der du schläfst, und stehe auf von den Todten, so wird dich Christus erleuchten. Ephes. 5, 14. So ruft das göttliche Wort; so ruft eine Stimme in unserm Innern: Wache auf! Soll es denn ewig so währen?

Mit Recht wird jeder Sünder mit einem Todten verglichen; denn das Edlere, das Unsterbliche in ihm ist todt. Todt ist alles Irdische, wie der Staub, aus dem es stammt und zu dem es zurückfällt. Nur das Göttliche ist Leben.

Aber ich lebe, spricht Jesus, und ihr sollt auch leben! Joh. 14, 19. Auch der Sünder soll nicht untergehen. Es ist eine Rückkehr zum Vater möglich. Der Vater selbst ruft uns. Selbst in den Folgen unserer Vergehungen ertönt die Stimme der Natur: Kehre um zu Gott! — Verzweifele nie; auch deiner Rückkehr freut sich noch der Himmel, wenn du Buße thust (Luk. 15, 10), wenn du Jesu Freund wirst.

Aber täuschen wir uns nicht mit dunkeln und verworrenen Vorstellungen über das, was eigentlich Rückkehr zu Gott und Freundschaft mit Jesu sein soll. Bilden wir uns nicht ein, es sei der Sieg errungen, wenn wir mit zerknirschtem Herzen unsere Sünden bereuen; wenn wir in Thränen zerfliessen; wenn wir die Freuden des Lebens, auch die unschuldigsten, meiden; wenn wir von Kirche zu Kirche eilen; wenn wir bei jedem Anlasse die Liebe Jesu im Munde führen und uns der Wunden des für unsere Sünden geopferten Lammes getrösten. — Viele Menschen, wenn ihr Glück, ihre Gesundheit, ihr Leben durch lange Laster zerstört sind, wählen diesen falschen Weg; aber ihre

Buße ist keine Freundschaft mit Jesu, sondern eine quälende Angst vor den Folgen ihres Wandels in einem künftigen Dasein; ihre vermeintliche Bekehrung ist keine Rückkehr zu Gott, sondern eine neue Verirrung zu fruchtlosen Einbildungen. Aber ihre Einbildungskraft ermattet endlich, und ihre Rührungen werden endlich schwächer, wie alles Ueberspannte. Dann halten sie sich für lau. Dann klagen sie über die Sündlichkeit ihres Fleisches. Dann fallen sie in die vorige Bangigkeit zurück und gelangen nie zu dem Ziele, wohin sich ihr Herz sehnt.

Auf welche Weise nun kann der Sünder zu Gott wahrhaft zurückkehren? Wann sind wir der Freundschaft mit Jesu gewiß? Er selbst, der ewige Sohn, hat es uns gesagt: Ihr seid meine Freunde, so ihr thut, was ich euch gebiete! Joh. 15, 14. Nicht Worte, nicht stundenlange Gebete, nicht das Herr! Herr! Sagen, nicht die frommen Andächteleien, aus denen für das Heil der Welt kein Gutes quillt, nicht Entsagung der schuldlosen Erheiterungen: das Alles hat uns der erhabene Gottessohn nicht geboten! — Thaten fordert er von dem reuevollen Sünder, der nach Vergebung schmachtet; Werke der Bekehrung und eines bessern Sinnes.

Was soll ich thun, daß ich selig werde? fragt der, dem es Ernst ist um die Freundschaft Jesu. Und der Herr spricht: Liebe Gott über Alles und deinen Nächsten wie dich selbst.

Hier ist der Weg zur Rückkehr, aber dieser Weg ist nicht so leicht. Er geht durch tausend Kämpfe gegen Versuchungen alter Lüste, gegen Gewohnheiten, welche Fluch brachten, — es ist ein Kampf mit dem Verderben unserer eigenen Natur. — Freilich leichter ist Beten, als seiner Wollust und Ueppigkeit auf ewig zu entsagen; leichter ist es, in die Kirche zu rennen, als sich mit Feinden zu versöhnen, und selbst dem Unversöhnlichen Liebes im Geheimen zu erweisen; leichter ist es, zu fasten und zu seufzen, als ein guter Hausvater zu werden, wenn man Verschwender oder Spieler gewesen; leichter ist es, sich mit Jesu Wundmalen zu trösten, als Wunden zu heilen, die wir durch lieblose Worte und Thaten verursachten; leichter ist's, hie und da kleine Almosen zu spenden, als ungerechtes Gut an den wahren Eigenthümer zurückzustellen, dem man es durch Gewalt oder List, durch Betrug, Erbschleicherei und falsches Zeugniß entrissen hatte: — aber es gilt das Höchste im Leben und im Tode: es gilt Rettung der unsterblichen Seele vom Untergang; es gilt Frieden auf Erden und Seligkeit des zukünftigen Seins! — Nur so ist Rückkehr des Sünders zur Gnade des ewigen Vaters; nur so Freundschaft mit Jesu, unserm Seligmacher! Nur so haben wir Hoffnung, daß der Richter der Todten unsere Vergangenheit liebevoll deckt, und auch zu uns spricht: Dir sind deine Sünden vergeben! Luk. 7, 48.

O Vater, Vater, ich habe gesündigt in dem Himmel und vor dir; ich bin hinfort nicht werth, daß ich dein Sohn heiße! sprach der Verlorne im Gleichnisse Jesu, des Heilandes, zu seinem Vater. Und der Vater schloß den Zurückkehrenden mit Erbarmen an seine Brust, und sprach: Dieser mein Sohn war verloren, und ist gefunden worden! Laßt uns fröhlich sein. Luk. 15, 24.

Vater, o mein Vater im Himmel, auch ich habe gesündigt vor Dir; ich bin nicht werth, daß ich Dein Kind heiße! Aber Dein Erbarmen ist unendlich größer, als meine Schuld. Du willst nicht den Tod des Sünders. Du erhieltst mein Leben in tausend unsichtbaren Gefahren, daß ich noch heute mich desselben erfreuen und mit gebessertem Herzen zu Dir umkehren könne. Ja, ich will, ich kann es, du unendlich Gnadenreicher! — Noch ist die Ewigkeit und ihr Heil nicht für mich ganz verloren, obgleich ein Leben hinter mir liegt, das bisher für die Heilung meines Gemüthes verloren ging. — Du lässest mich ein neues Jahr erleben, und ich will mit ihm ein neues Leben beginnen; ein Leben in meines Jesu Sinn. Ich will streng und unerbittlich sein gegen alle meine Schwächen und Fehler, schonend, liebevoll gegen Andere, auch wenn sie mich dafür beleidigen. Ich will die unreinen Begierden in mir dämpfen, und so oft ich von ihnen angefochten werde, soll mein Entschluß unerschütterlich sein, die Einsamkeit zu fliehen, in die Welt zu treten und irgend eine gute That zu vollbringen. Ich will selbst meine Sünden und alle ihre traurigen Wirkungen noch Andern zum Segen machen, indem ich Andere vor den Gefahren der Verführung,

vor den ersten Anlässen zum Verbrechen, vor der oft unter Rosen verborgen lauernden Schlange warne. Ich will, wo ich durch meinen Leichtsinn, durch meine Verdorbenheit im Familien- oder im bürgerlichen Leben, öffentlich oder heimlich, Schaden stiftete, freudig ersetzen. Ich will ersetzen, auch wenn es mich Alles kostete; denn ich will nicht mit einer Schuld auf dem Gewissen aus der Welt gehen, und vor Deinen Stuhl, o Richter der Todten! — Und kann ich das gestiftete Uebel nicht mehr vernichten oder vergüten — o gerechter Gott, so verzeihe Du meine Schuld! Ich will fortan durch meinen öffentlichen und geheimen Lebenswandel darthun, daß wenigstens ein ernster, heiliger Wille in mir wohne. Diesen Willen, ach, obgleich ohnmächtig, verwirf ihn nicht. Vergib, o vergib mir meine Sünden, wie ich vergeben habe allen meinen Feinden und Beleidigern. Vergib, Erbarmer, vergib um Jesu willen! Amen.

L.

Am Schlusse des Jahres.

Pred. Sal. 11, 6.

Gott, wie blitzesschnell entfliehn
Unsre Tage, unsre Stunden!
Eh' wir's denken, sind sie hin
In das Ewige verschwunden.
Wäre doch von unsrer Zeit
Jede Stunde Dir geweiht!

Säen laßt uns denn mit Fleiß
Zu der Aernte jenes Lebens!
O wie glücklich, wer da weiß,
Fühlt, er lebte nicht vergebens!
Ewig freue sich der Saat,
Wer hier wohl gesäet hat.

Es fiel ein Sonnenstäubchen auf's hohe Gebirg — ein Wassertropfen in's Weltmeer — ein Jahr in den Abgrund vergangener Ewigkeiten. Sie sind verloren. Wo suche ich, wo finde ich sie wieder?

Ein Jahr! Freilich nur ein unbemerkbarer Punkt in der endlosen Reihe der Zeiten, aber doch ein beträchtlicher Abschnitt meines eigenen Lebenslaufes. Ich berechne mein Dasein auf Erden nach Jahren; und ich habe dieser Jahre schon so viele nicht mehr zu leben! Wer weiß denn, ob ich noch eins oder zwei vollende? Wer will Bürge sein von allen Sterblichen, daß nicht schon nach zwölf oder vierundzwanzig Monden die winterlichen Schneeflocken über meinem Grabhügel umherschweben? Wie groß, wie ganz unübersehbar scheint mir ein Jahr im Anfange! Wie lange dauert der unfreundliche Winter! Wie kann ich kaum den schönen Frühling mit seiner Blumenpracht erwarten! Dann die mannigfaltigen Genüsse in Feldern, in Gärten, oder auf angenehmen Reisen! — Dann, wie spät der Herbst mit seinen Aerntefesten und Weinlesen — die Menge der Tage und Stunden, der Ereignisse, der Zufälle, der fröhlichen Augenblicke, der Freundschaften — — es läßt sich nicht übersehen. Es scheint kaum ein Ende zu nehmen.

Wie flüchtig, wie klein — mehr als klein! wie Nichts ist ein Jahr, wenn man am Ende desselben steht! Was habe ich denn darin gehabt? Wodurch ist es von jedem andern Traum verschieden? Was ich war, bin ich schon jetzt nicht mehr! Was ich Alles in diesem zwölf Monden langen Traum genoß und hatte, genieße und habe ich schon jetzt nicht mehr! Fast Alles ist vorüber, und was mir noch vorbehalten ist, wird eben so vorübergehen.

Und je länger ich lebe, je kürzer wird mir das Leben. Je älter ich werde, je kleiner wird mir der Raum der Jahre. Vor einem Jahre um diese Zeit, oder am Neujahrstage — es ist mir nicht, als wäre es vor mehr denn dreihundert Tagen, nein, als wäre es erst gestern gewesen! Ich sehe noch mein ganzes Tagewerk; ich erinnere mich noch der Worte meiner Freunde; ich weiß noch wohl, wo dieser oder jener stand. Und dann die sämmtlichen Ereignisse im ganzen Lauf des Jahres — es ist mir, als wären sie erst gestern geschehen. Und wenn ich nachrechne, erstaune ich, daß von jetzt bis dahin zurück schon so viele Wochen und Monate verflossen sind. Wie flüchtig, wie nichts ist doch ein Jahr, wie flüchtig mein Leben! Und wenn ich einst vollendet habe: es wird mir zu Muthe sein, als hätte ich noch nichts gelebt. Aber es ist vergebens. Alle Täuschung entflieht. Siebenzig und achtzig Jahre sind zuletzt wie ein Traum von siebenzig bis achtzig Minuten gewesen.

Tausende meiner Mitmenschen haben am Ende eines Jahres das gleiche Gefühl schneller Vergänglichkeit, wie ich. Ihrer Viele sind aber froh, daß Alles so flüchtig dahin ist; nicht aus Ueberdruß des Lebens, sondern aus Begier nach dem Neuen und

Unbekannten. Was sie genossen, was sie erfahren haben, scheint ihnen noch nicht so wichtig, als was sie noch erleben könnten. Sie scheinen das Leben gleichsam nur aus Neugier zu lieben und fortzusetzen. Immer sind ihre lüsternen Blicke vorwärts gerichtet, wo die bunten Kinder der Einbildungskraft, nämlich Träume, Erwartungen, Hoffnungen vor ihnen hingaukeln. Auf das Vergangene mögen sie nicht rückwärts sehen. Das Alte ist ihnen gleichgültig, das Genossene widerlich. Kaum nehmen sie sich Zeit, die Gegenwart recht zu schmecken, und was da ist, eines aufmerksamen Blickes zu würdigen. Immer bauen sie neue Entwürfe. Ihr ganzes Leben ist eine beständige Erwartung, ein unaufhörliches Jagen nach neuen Zielen. Und sind sie am Ende der Tage, so sinken sie erschöpft nieder von der fruchtlosen Arbeit, und fühlen, sie haben nicht gelebt, sondern wollen erst leben, wenn sie zu leben aufhören.

Wahrlich, Kindern, welche, ohne Harm um das Vergangene, ohne Neugier und Sorgen um das Künftige, immer den gegenwärtigen Augenblick, mit Allem was er hat, in vollen Zügen genieſſen, verstehen es besser als unzählige Bejahrte, zu *leben*. Denn sie sind noch unverbildet, wahrhaft und natürlich. Aber der erwachsene Mensch entfernt sich nur zu oft mit rastloser Kunst und Mühe von der Einfalt und Wahrhaftigkeit des Natürlichen. Kinder sehen und schmecken noch das Leben, wie es ihnen gegeben ist, in vollem Maase. Aber die Erwachsenen, nur zu oft durch ungestüme Leidenschaft ergriffen, fliegen eben so eilig an den Gütern des Daseins vorüber, als das Leben wetterschnell an ihnen vorübereilt. Diese Seelenkranken, nach Reichthümern laufend, achten der Gaben des Himmels nicht, die ihnen zufielen, und rennen dürstend an den reichsten Quellen vorbei, die neben ihnen rauschen. Sie sehnen sich nach Würden und Ruhm; aber die Achtung, von welcher sie umringt sein könnten, bemerken sie kaum; nichts ist ihnen genug. Wer immer Ziele sucht, steht nie am Ziele.

In der That sollten wir die Kunst des Lebens von den Kindern lernen, denen der nächste Augenblick auch immer das beste Ziel ist. Sie nehmen die kleinste Gabe, welche ihnen zufällt, mit fröhlichem Gemüth auf; sträuben sich gegen den Schmerz, der sie überrascht, und vergessen ihn, sobald er vorüber ist. Darum lehrte auch *Jesus*, unser groſser Meister der Lebensweisheit: Seid des Augenblicks froh, und quälet euch nicht mit eiteln Träumen! Sorget nicht für den andern Morgen, denn der morgende Tag wird für das Seine sorgen! Matth. 6, 34.

Die wahre Kunst des Lebens, wie sie der Weise übt, besteht nicht darin, immer und ausschlieſslich nach einem bessern Loose zu jagen, sondern seinen gegenwärtigen Verhältnissen und Umständen die bessere Seite abzugewinnen, und aller ihrer Anmuth zu genieſſen, der sie fähig sind. Nur was dir die eben vorhandene Stunde gibt, dies hast du und dessen bist du gewiſs. Was dir die künftige darbietet, ist unbekannt. Verschmähe nicht den reinen Genuſs jedes Tages, den dir Gott zu deinem Leben legt, sonst gehst du arm und elend, mit ungestilltem Verlangen bis zum Grabe. Hoffe das Bessere zwar, aber vergiſs niemals das Gute, *in dessen Besitz du schon bist*; gedenke des Vergangenen, aber eben dies ermuntere dich, die Gegenwart *besser* zu genieſſen, *als die entronnene Zeit*. In diesen wenigen Worten liegt der Kern der Lebensweisheit.

Das vernunftlose Thier sorgt für keine Zukunft, und kümmert sich um keine Vergangenheit. Aber edler, göttlicher ist des Menschen Natur. Er lebt mannigfaltiger als das Thier; er lebt für Gegenwärtiges und Vergangenes und Künftiges zugleich. Der Mensch *soll es!* Er wird dem Thiere gleich, wenn er, ganz ohne Rücksicht auf das Ende, nur im Gegenwärtigen schwelgt. Allein er ist ein Thor, wenn er um des Kommenden willen das Vorhandene nicht zu genieſſen wagt; er ist ein Mörder seines Lebens, wenn er, aus Gram um das Vergangene und Verschwundene, Gegenwart und Zukunft vernachlässigt und vernichtet.

Der Weise lebt für das, was *war*, was *ist*, was *sein wird*. Aus den Erfahrungen früherer Jahre und Tage schöpft er Muth, Vorsicht, Klugheit und Begierde, das auf die rechte Art zu benutzen, was er in der gegenwärtigen Stunde besitzt. Er benutzt aber den heutigen Tag mit solcher Mäſsigkeit und klugen Vorsorge, daſs er säet, was er morgen ärnten will, und keine spätere Reue ihm die heutige Lust verbittern kann.

So will auch ich denn am Schlusse eines

Jahres, das mir die Gnade Gottes zu durchleben vergönnte, den Blick auf Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft werfen, um als ein, wenn auch nicht beglückter, doch des Glückes würdiger Mensch in ein neues Jahr eintreten zu können. So will auch ich über das Vergangene meine Rechnung abschliessen, um das richtiger zu erkennen, was mir nach manchem Verlust noch übrig geblieben ist, und für eine bessere weise Zukunft angewandt werden soll.

Ich will vor allen Dingen, als ein guter Hausvater, das mir durch meinen Fleiß und göttlichen Segen zu Theil gewordene irdische Vermögen untersuchen. Ich bin dazu verpflichtet, damit ich unabhängig von menschlicher Barmherzigkeit leben und freier handeln kann. Der unruhige Wechsel der Zeiten, Theurung und Kriege könnten auch mich in Verlegenheit, in Armuth stürzen, wenn ich das Meinige verwahrlosen, wenn ich nicht prüfen würde: wie weit geht mein wahres Eigenthum, und was bin ich davon andern Menschen schuldig? Ich bin verpflichtet zu dieser Prüfung meiner Vermögensumstände durch die Sorge, welche ich als Hausvater oder Hausmutter für alle diejenigen tragen soll, die mir angehören. Ich bin verpflichtet zu dieser ernsten Prüfung um meiner Anverwandten Ehre und guten Namens willen! Denn ohne Achtung und Zutrauen der Menschen bin ich hilflos auf Erden, und unfähig, so viel Gutes durch Wort und That zu stiften, als ich nach Gottes Willen stiften soll.

Aus der Prüfung meines gesammten Eigenthums am Schlusse dieses Jahres werde ich erkennen, ob sich meine irdischen Umstände verbessert oder verschlimmert haben. Ich werde erkennen, ob ich meine bisherige Art, zu leben, meinen Aufwand, wie ich ihn im vergangenen Jahre machte, ohne Gefahr fortsetzen darf, oder ob ich nicht die Menge meiner Ausgaben einschränken, und zu meinem und der Meinigen Besten sparsamer werden müsse, besonders in Zeiten, wenn Nahrungslosigkeit oder anhaltende Kriege überall den häuslichen Wohlstand vermindern.

Ich will es dabei nicht bewenden lassen, sondern mit Ernst weiter schreiten. Ich will untersuchen, welcherlei Bedürfnisse die entbehrlichsten sind. Und sie sollen, mag es mir anfangs auch schwer fallen, mit dem Beginn des neuen Jahres entbehrt werden. Und wenn ich auch zuletzt dadurch nur Kleinigkeiten ersparen würde: ich bin denn doch um so vieles wohlhabender. Ich habe denn doch einen, wenn auch nur geringen, Ueberfluß erworben, von dem ich andern Menschen, unglücklichen Brüdern, die noch weniger haben, als ich, wohlthun kann. Und welche Freude für mich, wenn ich sogar bei meinem mäßigen Vermögen noch wohlthätiger werde, als Mancher, der in der Fülle des Reichthums lebt; wenn ich über das, was mir Gott verliehen, so treu haushalte, daß ich damit auch fremder Menschen Glück befördern kann!

Ja, der Schluß des Jahres ist vorhanden; ich will mein Haus bestellen. Und wäre das Ende des Jahres auch der Schluß meines Lebens, so will ich nach meinem Tode Alles in solcher Ordnung hinterlassen, daß mich die Zurückbleibenden ehren und segnen sollen. Ich will vollkommener Christ sein in allen Dingen; ich will jeden Tag bereit sein, ohne Vorwürfe aus meiner irdischen Lage hinweg und in's Ewige übertreten zu können. So, da Christus sterbend am Kreuze blutete, sorgte auch er noch für die weinende Mutter (Joh. 19, 26.), daß sie nicht verlassen sei auf Erden.

Nicht zufrieden, am Schlusse des Jahres mein Hauswesen zu ordnen, will ich für mich eine stille Stunde der Einsamkeit suchen, und alle meine Verhältnisse überlegen, in welchen ich lebe; meine ganze Lage prüfen, und erforschen, wie ich dasjenige, was darin unangenehm ist, künftig auf eine anständige und zweckmäßige Weise zu vermeiden oder zu beseitigen habe.

Wahr ist's, in meinen gegenwärtigen Verhältnissen ist manches Bittere und Beschwerliche. Aber woher rühren diese Sachen, welche mir so viel Verdruß erwecken? Sind meine Verhältnisse, die mir Gott anwies, daran Schuld? Oder habe ich durch meinen Leichtsinn, durch mein verkehrtes Wesen, durch meine Unvorsichtigkeit, durch Eigensinn, Stolz, Wollust oder andere Leidenschaften meines Herzens dazu das Meiste beigetragen? — Und wie räume ich diese Uebel hinweg, welche mir mehr als eine böse Stunde machen? Kann ich meine Verhältnisse ändern? Es ist zu erwägen! Oder muß ich vielleicht mich selbst ändern? Ja, dies ist noch wahrscheinlicher! Denn welches auch meine Lage sei, bin ich

nur überall recht beschaffen, wie ich sein soll, so wird auch Alles um mich her recht werden. Habe ich nur ein reines Herz, ein frohes Gewissen: was könnte mir dann meine Zufriedenheit trüben?

Ich will am Schlusse des Jahres, indem ich meine gegenwärtige Lage von allen Seiten prüfe, zugleich mich selbst fragen: Wie stehst du mit den Menschen, mit denen dich Gottes Vorsehung in Verbindung setzte? Wie? Hast du heut mehr Freunde, als vor einem Jahre? Ist es dir durch dein Betragen geglückt, endlich unter denen, die dich kennen, mehr Zutrauen, mehr Liebe zu erwerben, als du sonst genossest? Hat sich gegen dich die Achtung deiner Mitbürger, deiner Vorgesetzten, deiner Verwandten, deiner Untergebenen vermehrt oder vermindert? Und wenn du nun findest, sie habe nicht zugenommen: o so hat auch deine wahre Glückseligkeit keinen wesentlichen Zuwachs erhalten; so bist du auch im Laufe eines ganzen Jahres schwerlich um vieles vollkommener geworden. Und wessen ist dann die Schuld? Kannst du deswegen Andere anklagen? Bist du es nicht selbst, der sich mit Vorwürfen bedecken muß? Vernimmst du die Stimme deines Gewissens, welches dir deine Fehler vorhält? Lege die Hand auf dein Herz; prüfe dich selbst.

Ja, nicht nur mein Hauswesen, meine äussern Verhältnisse will ich prüfen am Schlusse des Jahres, sondern prüfen will ich in der Gegenwart Gottes mein eigenes Herz! Ich will untersuchen, wie mein gegenwärtiger Karakter beschaffen ist; betrachten, ob meine Denkart und Handlungsweise sich im verflossenen Jahre geändert habe. Denn immer bleibt man doch nicht ganz derselbe; man wird älter und an Erfahrungen reicher. Ich habe mancherlei gutes und böses Schicksal seit den letzten zwölf Monden erlebt; solche Erfahrungen und Schicksale bleiben niemals ganz ohne Einfluß auf unser Gemüth.

Und nun, wie bin ich? wie denke ich, wie handle ich? Gott ist nahe, der Allgegenwärtige; Gott durchblickt dich, der Allwissende! Möchtest du ihm heucheln, ihm, der dich heller durchschaut, als du den klarsten Tropfen Wasser? Möchtest du dir selbst heucheln, dich selbst belügen? Welch eine Thorheit!

Ich will noch, ehe das Jahr verstreicht, eine Stunde suchen, in der ich mir allein gehöre, wo mich nichts Anderes in meinen Betrachtungen stört, und dann Gericht halten über meine verderblichen Gewohnheiten, über meine Fehler und Laster, über die ganze Reihe meiner ungerechten Neigungen und geheimen Sünden. Ich will es mir zeigen, wo ich mangelhaft und schwach bin; ich will auf meine Tadelnswürdigkeiten ohne Schonung hindeuten. Dann rede laut, innerer Richter, ernstes Gewissen, Gefühl meiner Schuld — Gott hört dich!

Und es muß endlich sein, daß ich am Schlusse dieses Jahres meinen Werth und Unwerth richtig schätzen lerne. Ich muß meine Fehler alle mustern, denn sie sind ja die Quellen alles meines Verdrusses. Ich muß die Hinderniße meiner Zufriedenheit, die Zerstörer meiner Ruhe kennen. Oder sollte ich auch im ganzen künftigen Jahre ihr Sklav sein; auch im künftigen Jahre nicht so vollendet, edel und voll Tugendkraft werden, wie ich es sein könnte, sein sollte, um Gottes Kind, um Jesu Bruder zu heißen? — Ich kann es mir ja nicht verbergen, daß, wenn ich in dem größern Theil meiner verflossenen Lebenszeit oft recht unzufrieden, ja wirklich unglücklich gewesen bin, es meistens die Folgen meiner eigenen Schwäche waren. Entweder zog ich mir durch dieselben mancherlei Verdrießlichkeiten und Sorge zu, oder ich verschlimmerte mir die unangenehmen und traurigen Ereignisse meines Lebens, indem ich sie nicht mit Seelenstärke empfing, sondern mich dadurch zum Aerger, zum Zorn, zur übeln Laune, oder wohl gar zur tiefsten Betrübniß allzusehr hinreissen ließ. Ich setzte thörichterweise allzugroßen Werth auf das, was an sich vergänglich ist. Ich konnte keinen irdischen Verlust mit Gleichgültigkeit und Stärke des Gemüths tragen, wiewohl ich meine Fehler und Schwächen jederzeit, ob sie gleich Verlust meiner Seelengröße sind, ohne großen Verdruß ertrug.

Ich will meine Denkart und Handlungsweise ändern für das künftige Jahr, will die große Erfahrung machen, ob ich nicht groß bei allen Unfällen, glückselig in allen Schicksalen werden könne, die mich treffen mögen. Ich will nur das Gute, das Rechtschaffene, das Gottgefällige thun; will früh und spät die Saaten des Guten säen, denn ich weiß nicht, ob dies oder das gerathen werde. Pred. Sal. 11, 6.

So will ich mein Jahr auf eine christlichwürdige Art beschliessen; und das Letzte, was ich thue, sei mein Dankgebet zum Allerhöchsten für allen Segen, für alles Liebe, das er an mir und an den theuern Meinigen im verflossenen Jahre gethan hat.

Könnte ich's vergessen, o mein Vater im Himmel, o mein Gott, daß Du in der Vergangenheit mein Vater und mein Gott warst? Könnte ich's vergessen, wie viel Gnade Du mir und allen Meinigen erwiesen hast, wie viel Barmherzigkeit Du uns hast widerfahren lassen? —— Und war ich dieser Liebe und Treue werth? Habe ich so viele Wohlthat verdient durch meine Tugend und Heiligkeit? Nein, nein, ich Abtrünniger habe sie nicht verdient. Und hätte ich die Tugenden eines Engels, ich könnte dadurch auf Deine Gnade keine gerechten Ansprüche machen, ich hätte Dich darum nie nicht zum Schuldner gemacht. Es sind nicht meine Werke, es sind die Werke Deiner unergründlichen Barmherzigkeit, die mir Heil, Segen und Seligkeit bringen.

Dank Dir, heisser, inniger Seelendank, Höchster, Gnadenvollster, sei Dir dargebracht in den letzten Stunden dieses Jahres! Dank für Deine Langmuth gegen meine Sündlichkeit! Dank für die tausend einzelnen Freuden, mit denen Du mich erquicktest! Dank für Deine Vaterhilfe, die mir oft dann am nächsten war, wenn meine Noth am größten war, und ich voll Verzagens keinen Ausweg mehr erblickte! Dank Dir für die Kraft, mit der Du mich zum Guten ausgerüstet hast, auch wenn ich sie leider nicht immer zu allem Guten verwendete! Dank für Deine Sorgfalt, die mich und die Meinigen aus mancherlei Gefahren rettete! Dank auch, Vater! Vater! für die Schmerzen, die ich im vergangenen Jahr duldete, und welche mir göttliche Boten waren, die mich an Dich, an meine höhern Pflichten, an meinen Beruf zur Ewigkeit mahnten. Ja, ich habe es endlich gelernt und vielfach erfahren: Du bist die Liebe; Du bist nur der Schöpfer alles Guten; in Deiner Welt ist kein Uebel vorhanden, als die Sünde, welche wir selbst thun! — Nur unsere Sünde, unsere Schwachheit bringt Verderben in das Leben.

Verflossen ist ein Lebensjahr! Ach, daß ich die Sünden verhüllen könnte, mit denen ich's befleckte! Gnade, Vater, Barmherzigkeit für mich, daß sie nicht meine Anklägerinnen werden vor Deinem heiligen Thron! — Ein neues Jahr beginnt; ein neuer, besserer Mensch will ich nun in diese Zukunft eintreten. Auch in dieser dunkeln Zukunft bist Du mein Gott, mein Beschützer, mein Vater! O verlaß mich nicht! Verlasse nicht die lieben Meinigen mit Deiner Gnade! Verlasse nicht mein Vaterland, nicht meine Vorgesetzten, meine Obrigkeit. Amen.

Stunden der Andacht.

Vierter Theil.

I.

Empfindungen am Neujahrstage.

Jerem. 21, 8.

Der Du das junge Jahr mir schenkest,
Wer bin ich, daß Du mein gedenkest,
Und mir erneuest Deine heil'ge Treu?
Wie kann ich Staub Dir würdig danken?
Erhaben über ird'sche Schranken,
Ist Deine Liebe ewig neu.

Du säest Welten aus, wie Saaten,
Und das Geheimniß Deiner Thaten
Ist blendend Licht und Harmonie und Sturm;
Und in der Kette Deiner Wunder
Ist eine Sonne nur ein Zunder
Und eine Erde nur ein Wurm.

Wer kann, o Wesen aller Wesen,
Des Schicksals große Rolle lesen,
Auf welche Du der Himmel Ordnung schreibst?
Wer hat mit Dir im Rath gesessen,
Das ewige Gesetz zu messen,
Nach welchem Du die Sphären treibst?

Das Urverhältniß aller Dinge
Liegt weislich in dem großen Ringe,
In langen Folgen der Nothwendigkeit;
Und nichts wird, wenn auch schwache Seelen
Mit Gram sich und Verzweiflung quälen,
Im Schicksal anders eingereiht.

Du hast gerecht zu meinem Leben
Mir Glauben und Vernunft gegeben,
Genug zum Segen und zum Fluch!
Ich bin, wenn ich, was ich verschulde,
Nicht ohne Murren freundlich dulde,
Mir selbst ein wilder Widerspruch.

Laß mich nie in der Welt es wagen,
Dich hochvermessen anzuklagen,
Weil dunkel noch das große Jenseits steht;
Nicht fluchen, wenn das Laster sieget,
Wenn Tugend weinend unterlieget:
Du bleibst gerecht in Richtermajestät!

Wenn Angst und Zweifel in mir stürmet,
Und Nacht auf Nacht sich um mich thürmet,
Und alle Sinne sich im Wirbel dreh'n,
So will ich meine Hände falten,
Und mich an Dich im Sinken halten,
Und sinkend werd' ich nicht vergeh'n.

Wer heute doch in die Brust der Sterblichen, in das Geheimniß ihrer Gefühle, Hoffnungen, Besorgnisse und Wünsche, hineinblicken könnte, mit denen sie den Anfang des neuen Jahres begrüßen! Freilich, wohl auch Tausende beginnen das Jahr leichtsinnig, gleichgültig, ohne besondere Gedanken dabei, so wie sie das vorige Jahr endeten; ihnen ist ein Tag wie der andere. Aber Millionen dagegen treten den neuen großen Lebensabschnitt nicht ohne gewisse Gemüthsbewegungen an, welches besonders dieser zu erregen fähig ist. Viele denken: Was habe ich, was haben meine Angehörigen von dem bevorstehenden Jahr zu erwarten? Wird es besser, wird es schlimmer werden?

Andere denken kaum nur noch so weit hinauf. Sie beschäftigt nur der Gedanke an die bevorstehende Ergötzung, welche dieser Tag ihnen gewöhnlich darbietet; an die zu empfangenden oder abzustattenden Glückwünsche, welche durch Mode und Höflichkeit eingeführt sind; an die gesellschaftlichen Freuden, an die Gastmähler, an die Geschenke, welche diesem Tag anzugehören pflegen.

Der in Gesundheit Blühende sieht in der Zukunft nichts als glückliche Zufälle, die seiner warten. Der von Natur Aengstliche seufzt bei dem Gedanken, daß die unangenehmen Verhältnisse, in denen er sich zum Theil schon gegenwärtig befindet, wohl noch viel traurigere Stunden herbeiführen können. Der Kranke blickt unmuthvoll und wehmüthig zurück auf die Reihe ehemals genossener freudiger Neujahrstage, während diesmal nun der Anfang des Jahres bitter und vielleicht von übler Vorbedeutung ist. Der Jüngling baut Entwürfe des Ehrgeizes und Reichthums für die Zukunft. Die Jungfrau sieht sich in den dämmernden Fernen kommender Tage als Neuvermählte, als Gattin und Hausmutter. Doch mehr oder weniger sucht Jeder, der es irgend vermag, an diesem Tage Ver-

gnügen und Erheiterung, und glaubt, was er fröhlich beginne, werde dadurch zum dauernden Frohsinn eingeweiht. — Und wenn er sich auch mit demselben täuschen sollte, so will er sich gern getäuscht haben.

Der weisere Mensch aber — und wer möchte nicht auf diesen Namen Anspruch machen? — der weisere Mensch, auch wenn er sich willig dem Vergnügen hingibt, das ihm solch ein Festtag bereitet, sucht dennoch gern einen Augenblick der Einsamkeit für sich zur stillen Ueberlegung. Er weiß es, die Zeit und ihr Name thut nichts, die Lustbarkeit weihet nichts, sondern das Gemüth thut Alles, das Gemüth muß die Zukunft weihen.

Er weiß es, sein ganzes Leben ist ein Hinreissen zu unbekannten Schicksalen. Jeder neue Tag führt ihm neue Erscheinungen vor das Auge. Nicht diese Erfahrungen, nicht diese Schicksale können ihm Wohl oder Wehe bringen, sondern die Art und Weise, wie er sie aufnimmt, anwendet und verläßt. Wer dies noch nicht weiß, der hat sein ganzes bisheriges Leben noch ohne allen Vortheil verlebt.

Darum sucht der besonnene Weise auch an diesem Tage einen einsamen Augenblick. Er will mit sich selber zu Rathe gehen, auf welche Art er die Reise am besten und am nützlichsten fortsetzen könne. Es entgeht ihm nicht, daß er, ungeachtet er schon so alt geworden, wie er ist, dennoch unbefriedigt in seinen Erwartungen geblieben, und keineswegs so glückselig geworden sei, als er wohl fühlt, daß er sein könnte. Es entgeht ihm nicht, daß ihm, so ernstlich er auch daran gedacht haben mag, das Wichtigste von Allem abging, was weise, muthig, unerschrocken, mäßig und Gott und Menschen uns zu Freunden macht, — wahre Religiosität, ein lebendiges, unser ganzes Wesen durchdringendes, unser Inneres verklärendes Christenthum.

Nun steht vor ihm ein neues Jahr, wie eine fremde, verhüllte Gestalt, ernst und geheimnißvoll, mit unbekannten Verhängnissen im Bunde. Es steht vor ihm da, wie ein Bote Gottes, und spricht mit der Stimme des Propheten: Sage diesem Volk, so spricht der Herr: siehe, ich lege euch vor den Weg zum Leben und den Weg zum Tode. Jer. 21, 8.

Ja wohl der Weg zum Leben und zum Tode; er spaltet sich scheidend zur Linken und Rechten vor unsern Blicken. Einen müssen wir wählen. Die Zeit drängt uns unaufhaltsam fort.

Wegweiser schweben um uns. Sie winken zur Rechten und Linken. Vernunft und Glauben dort — Leichtsinn und Sinnlichkeit hier. Beide bieten uns Glück, beide fordern von uns Opfer dafür. Es sprechen Vernunft und Glauben: Opfere das Gegenwärtige für die Ewigkeit, und alle Tugenden, alle Verdienste, die reinste Zufriedenheit gehören dir. Es sprechen Leichtsinn und Sinnlichkeit: Opfere das Zukünftige für das Gegenwärtige, und bei allen Verirrungen wird dir noch dann und wann ein froher Tag.

So liegen vor uns Segen und Fluch. Wählen sollen wir. Wir begannen ehemals manches neue Jahr, ohne diese und ähnliche Ueberlegungen; lebten harmlos in den Tag hinein, und genossen den Augenblick, wie er sich gab. — Aber haben wir auch das Leben ohne Reue genossen? Siehe, du klagst noch heute, du bist noch nicht beglückt, es fehlet dir noch so viel, um zufrieden zu sein. An wem lag die Schuld? An dir, oder an Gott?

So spricht der Herr: siehe, ich lege dir vor den Weg zum Leben! — Hast du Entschossenheit, ihn zu betreten, so bist du einer dauerhaften Glückseligkeit gewiß. Auf diesem Wege sollst du die marternde Reue nicht finden, nicht die bittern Folgen übereilter Handlungen, nicht den Verdruß um vereitelte Entwürfe. Auf diesem Wege sollst du auch unter allen Verleumdungen ehrwürdig, auch bei aller Mißgunst des Glücks heiter, auch in der Armuth reich sein; sollst in deinen Krankheiten zu den Schmerzen lächeln; sollst, wenn Freunde dir treulos sind, sie nicht vermissen; sollst, wenn dir an deiner Brust der Geliebteste unter den Menschen stirbt, mit den Empfindungen unnennbarer Seligkeit auf seinen Leichnam hinblicken. Was kannst du Herrlicheres vom Leben unter dem Himmel fordern? Alle übrigen Gaben des Glücks, alle andern schönen Stunden, die dir Gottes Vorsehung zubereitet, werden gleichsam nur eine bloße Zulage zu dem unermeßlichen Schatz von Freuden sein, den du auf diesem Wege des Lebens findest.

Kennst du ihn noch nicht, diesen Weg? Scheint dir, was hier gesagt wird, eine

kalte, langweilige Predigt von Worten, wie man oft zu hören pflegt? — Ich beklage dich. Aber ich weissage dir: es wird eine Stunde in dein Leben hineintreten, welche dir, wie ein fallender Blitzstrahl, furchtbare Helligkeit über jene Worte bringen wird. Du liesest heute diese Zeilen, und legst sie sorgenlos nieder; aber es wird eine Stunde hereinbrechen in dein Leben, welche dich schauerlich an sie zurückmahnt, und an den Weg zum Leben, den sie dir nannten. Du bist heute noch wohlgemuth, und weißt nicht, woher dir das Unglück kommen sollte; aber wie, wenn in diesem neuangetretenen Jahre du um Ehre und Ansehen kommen solltest, und ein Spott deiner Gegner werden müßtest? Wie, wenn dies Jahr das entscheidende Jahr wäre, in welchem du mit den Deinigen schnell oder allmählig in vorher unbekannte Noth und Dürftigkeit zurücksinken müßtest? Wie, wenn du in diesem Jahre als Leiche erblicken müßtest die von dir auf Erden am innigsten geliebte Person? Wie, wenn deine Todeskrankheit selbst nicht mehr so weit entfernt wäre, als du heute noch glaubst, und du unter den Thränen deiner Familie sehr unerwartet auf ewig die Augen schlössest? — Kennst du den Weg zum Leben, auf welchem du, erhabener als jedes Schicksal, ein unangefochtenes Glück durch alle Stürme tragen würdest? Willst du ihn kennen?

Verlasse die bis heute betretene Bahn, die bis heute gewohnt gewesene Denkart, in welcher du für deine eigene bleibende Zufriedenheit keine Genugthuung angetroffen hast. Stirb dem Vergangenen ab, verwandle dich gleichsam in ein neues Wesen; löse deinen Geist in Jesu Christi göttlichen Geist auf, der zu mir spricht: Ich bin die Wahrheit und das Leben.

Die Auflösung unsers Geistes im Geiste des Göttlichen geschieht durch Annahme seiner Denkart, durch das Sichzueigenmachen seiner stillen, menschenfreundlichen Tugend, durch die Entfernung von Fehlern des Gemüths, durch die Liebe zu Gott und das Einssein mit Gott. Es geschieht, wenn wir auf Alles, was uns auf Erden Freude macht, nie einen zu hohen Werth setzen; wenn wir uns selbst bändigen, und das, was wahr, gerecht und gut ist, dem vorziehen, was angenehm, nur für uns allein nützlich, nur vor den Leuten ehrbringend ist; wenn wir den Blick von der Erde gern empor in die Ewigkeit richten, und uns oft erinnern, selbst bei unsern Alltagsgeschäften, in der Gesellschaft unserer Freunde, selbst in der Stunde der Lustbarkeit, daß der ewige Geist, der uns beseelt, ein Zeitgenosse alles Heiligen, ein Erbe des Unvergänglichen sei.

Hast du diesen Weg noch nicht gekannt? — Heute kennst du ihn! Hast du ihn noch nicht zu betreten versucht, mit Ernst zu betreten, anhaltend, ohne wieder abzuweichen: versuche es denn mit dem Anfange dieses Jahres, o du, der doch schon so viel versucht hat, um ein dauerhaft frohes Dasein zu gewinnen. — Wenn du einst am Ende des Jahres, welches du jetzt begonnen hast, nicht zufriedener in dir selbst, nicht geliebter von den Menschen, nicht unverletzbarer gegen die Streiche des Schicksals, mit einem Worte, nicht dauerhaft glücklicher geworden bist: dann nenne die Religion ein Mährchen, und die Verheißungen Jesu Christi ein leeres Traumbild.

Aber nicht im leichten, vorbeifliegenden Entschlusse betritt den Weg zum Leben, sondern mit jener ernsten Beharrlichkeit, ohne welchen überhaupt nichts Großes und Vollendetes geleistet werden kann. Deine Schwachheiten und Fehler alle kennst du. Es sind diejenigen deiner Gemüthseigenschaften und Gewohnheiten, durch welche du dir seither die meisten Verdrießlichkeiten zugezogst; — brich mit ihnen; übe die entgegengesetzten Tugenden. Werde nicht müde, wenn manche Selbstüberwindung dir zu schwer werden will: harre aus! Laß den Muth nicht sinken, und verzweifle nicht an der Möglichkeit, vollkommener zu werden, wenn du einmal, vielleicht wider deinen Willen, dich selbst vergessen hast, und in die vorige Schlaffheit zurückgesunken bist. Ermuntere dich, und laß dich fortdauernd ermuntern zur Veredlung deines Gemüths. Der Mensch bedarf unter den Zerstreuungen des Tages dieser neuen Reize, dieser Erinnerungen an gewisse, große, religiöse Wahrheiten. Das Herz kann oft ermatten, aber das Lesen und Hören des göttlichen Wortes, das Lesen belehrender, frommer Schriften, und besonders das Gebet, die Unterhaltung mit Gott, sind die wahren Erfrischungen des Herzens.

Ein neues Jahr steht vor uns, ernst und geheimnißvoll, ein Bote Gottes, und spricht mit der Stimme des Propheten: So

spricht der Herr: siehe, ich lege euch vor den Weg zum Leben und den Weg zum Tode.

Ja wohl, auch den Weg zum Tode öffnest du mir, neues Jahr, mit deinen ersten Stunden. Jeder Augenblick ist ein wiederholter Schritt zum eigenen Sarge. Aber noch droht mir ein anderer Tod, nicht der des Leibes, sondern der des Geistes.

Kennst du den Weg zum Tode? — Es ist der Weg zur Sünde. Die Sünde selbst ist meines Geistes Tod; die Sünde, das heißt, mein übermäßiges Behagen an Allem, was bloß sinnlich ist, macht schon meinen eigenen Leib zum Grabe des Geistes, denn Wirken heißt allein Leben. Wer nicht handelt, schläft. Wer nicht mehr thätig werden kann, ist ein Todter. Der Geist, welcher ein göttliches Gesetz in sich trägt, ist ein Todter, wenn nicht er, sondern die aus dem Fleisch und Blut emporsteigenden Begierden wirksam sind: er ist ein Todter, wenn statt der Ewigkeit der Genuß des Augenblicks unser Ziel ist; wenn ich nicht mit Gott, sondern mit den Dingen des Staubes engste Vereinigung schliesse; wenn ich, statt Selbstbeherrschung, Standhaftigkeit, bescheidenen Sinn und Wohlwollen gegen Jedermann, in mir nur feige Klugheit finde, die mit den Umständen unterhandelt.

Kennst du den Weg zum Tode? — Schaue zurück, Sterblicher, nach der Straße, von wannen du kamst, auf welcher du heute noch beim Anfang eines neuen Lebensjahres stehst! Thätig warst du im vergangenen Jahre, und auf mancherlei Art wirksam. Aber wer war es? Du selbst, oder vielmehr deine Sinnlichkeit, welche eine Gebieterin von dir ward? Du hast redlich gearbeitet, um dein Brod zu verdienen, dein Vermögen zu vergrößern. Auch das Thier hat Mühe, wenn es seine Nahrung sucht. Du hast Niemanden belogen, bestohlen, betrogen, weil du Furcht hattest, oder dir deine Ehre bei den Menschen lieb war. Du hast zu manchem Gemeinnützigen dein Scherflein beigetragen, weil es nicht wohl anders sein konnte, um nicht anstößig zu werden. Du hast mitleidvoll manchen Hilfsbedürftigen unterstützt, weil es dir eben bequem war, oder weil du von Natur weichherzig und empfindsam bist, und den Anblick des Elendes nicht ertragen magst Du hast dich mit manchem deiner Gegner wieder ausgesöhnt, weil es für dich vortheilhafter war, vor ihm Ruhe zu haben, und damit du von ihm nicht in Erreichung anderer Zwecke verhindert würdest. Du hast Dem und Diesem guten Rath ertheilt, weil es dich nichts kostete, und du dir noch damit Jemanden verpflichtetest. Warst du aber mit allem diesem auf dem Weg zum Leben? Was war der thätige Theil in dir?

Lege die Hand auf dein Herz, und gedenke des Allwissenden, der dein Gemüth durchblickt, wie einen hellen Thautropfen, und antworte dir selbst wahr und redlich: Bist du so gut gewesen, als du dich oft gestellt hast, zu sein? Hast du immer vermieden, was dein besseres Gefühl verwarf? Hast du die Fehler unterlassen, die du an Andern sehr gut zu tadeln wußtest? Sind es gerade deine gewohnten Lieblingssünden, denen du bei jedem Anlasse den meisten Abbruch gethan? Bist du, wo Alles dich zum Zorn reizte, in gelassener Besonnenheit geblieben? Hast du auch da geholfen, wo man dir selbst Hilfe versagte? Hast du die Tugend am treuesten geliebt, wo die Verführung dir am gefährlichsten drohte? Vergaßest du deinen Nutzen, wenn du mit Hinopferung desselben irgend einem Andern weit größern Vortheil stiften konntest? Dachtest du bei Allem, was du thatest, nicht immer zuerst an dich selbst, sondern immer an das Beste deiner übrigen Nebenmenschen? Du schweigst und erröthest. — Siehe zurück auf die Straße, welche du wandeltest, es war nicht der Weg zum Leben, sondern zum Tode.

Dieses also war mein Weg? war es, auch bei meinem heiligsten Vorsätzen? Daher also mein bisher vergebliches Streben nach Ruhe, nach Zufriedenheit und Glück? Daher meine vielen mißvergnügten Augenblicke im vergangenen Jahr? Ich schwankte ohne Kraft zur wahren Tugend auf dem Weg des Todes, und täuschte mich selbst. Genug des Selbstbetruges, denn ich betrüge mich um mein eigenes Leben, um meinen Frieden unterm Himmel, um meine Hoffnungen der Ewigkeit. Genug des Selbstbetrugs, der meine Augen blendete, mir oft Gott und Welt zum Räthsel machte.

Ich kenne den Weg zum Leben, Gott, mein Vater, den Weg zu Dir! Meine Vernunft und mein heiliger Glaube offenbaren ihn. In dem Geist Deines Sohnes Jesu Christi leben, das ist wahres Leben!

Und dieses, o von heute an will ich es ergreifen und festhalten. Wie Jesus, will ich von heute an gleichmüthig, ruhig, standhaft und wohlwollend unter allen Umständen werden. Und damit ich es werde, will ich mich inniger und enger an den schliessen, den ich meinen Heiland, meinen Mittler, meinen Seligmacher nenne. Ich will mich an ihn schliessen, indem ich jede Gelegenheit benutze, oft sein heiliges, erquickendes, gemüthserhebendes Wort zu hören, zu lesen und mir einzuprägen. Ich will mich an ihn schliessen, indem ich seiner gedenke, wenn mich die Leidenschaft, das Glück oder die Noth zur Sünde versucht.

Ja, in dieser Feierstunde beim Anfang des Jahrs, könnte ich etwas Würdigeres thun, als vor Dir, Allwissender, vor Dir, Richter meines Lebens, einen solchen Entschluß fassen, der mich vom Tode rettet, und mir die höchsten Seligkeiten dieser und jener Welt gibt? Doch nicht der Entschluß rettet, und gibt Seligkeit, aber die erste beharrliche Ausführung desselben. O mein Gott, mein Vater, verhülle, was ich gelebt habe; gib mir Deinen heiligen Geist zu dem, was ich noch leben werde!

Und einst, am Ende dieses Jahres, dann — sollte ich es nach Deinem Willen überleben, — will ich abermals zurücksehen auf die Straße, welche ich wandelte. Das Hochgefühl, welches das Bewußtsein des reinen Herzens gewährt, die Liebe aller edeln Mitmenschen, die immer den Guten begleitet; die Wonne, welche mich dann in Gedanken an Dich und im Gebet durchdringt, wird mir es sagen, ob ich in Jesu lebte und wohlgefällig vor Dir.

Gott, mein Gott, verlaß mich nicht! Schenke mir segnende Gnade, Kraft und Beharrlichkeit. Amen. Um Jesu willen, der mich zu Dir rufen lehrte. Amen.

II.

Wer ist mein Nächster?

Luk. 10, 29.

Gottes Kinder sollt' ich hassen,
Lieblos, unbarmherzig sein?
Nicht dem Feind die Schuld erlassen,
Und von Herzen ihm verzeih'n?
Und der Herr erläßt mir doch
Meine Schuld und trägt mich noch.

O, ihr, eines Hauptes Glieder,
Christi, der für Alle starb:
Lieben will ich euch, ihr Brüder,
Denen all er Huld erwarb;
Für euch beten, euch erfreu'n,
Wohlthun, dulden und verzeih'n.

Allen helfen, Allen ihnen
Beizieh'n, wie mein Heiland that;
Schaden wehren, Allen dienen,
Dem mit Hilfe, dem mit Rath;
Willig, jedes Unrechts Feind,
Jedes Menschen wahrer Freund.

Lasset uns einander lieben;
Gern einander glücklich seh'n;
Keinen kränken und betrüben,
Keinen drücken, Keinen schmäh'n;
Aller Zwietracht, alles Streits
Feinde sein, denn Gott gebeut's.

„Wer ist denn mein Nächster?" — — fragte einst ein Schriftgelehrter Jesum, der seine Jünger unterrichtete. — Und „wer ist mein Nächster?" fragt gewiß noch auf den heutigen Tag bei sich in der Stille mancher Christ, mit allen Zweifeln jenes Schriftgelehrten.

Ist's jener Bettler, fragt der stolze Reiche, dem ich mitleidig auf der Straße mein Almosen hinwerfe, daß er mich nicht weiter belästige? Ich will ihm das Almosen geben; aber wer verlangt im Ernst von mir, daß ich ihn wie meinen Bruder liebe, mit ihm theile, mit ihm brüderlich umgehe? — Ich kenne keinen Nächsten, als der mit mir von gleichem Stande, gleicher Geburt ist; wer in der Tiefe steht, ist mir nicht verwandt.

Ist's der Bewohner entfernter Inseln und Welttheile? fragt der Unglaubige spottend: Wahrlich, mein Herz ist zu klein, eine so große Liebe zu beherbergen, welche das ganze Menschengeschlecht umfaßt. Ich kann meinen Nächsten jenseits des Weltmeers weder rathen noch dienen, und begnüge mich, meine mich umgebenden guten Freunde als Nächsten zu lieben.

Ist's der Heide und Jude auch? fragt der Glaubenseifrige. Wie kann ich den als meinen Nächsten lieben, der Gott weder auf die Art verehren noch lieben will, wie ich? Wie kann ich den für meinen Nächsten halten, der von meiner Religion abweicht, und Jesu Christi nicht so nahe stehen will, wie ich? Nur wer an Christum glaubt, wie ich, der kann mein Nächster sein.

Ist's der Mensch in den Reihen feindlicher Heere auch? fragt der Krieger. Wie soll ich den lieben, den ich zu vertilgen gehe, der, wenn ich ihn nicht vertilge, mein Va-

terland ins Elend, meine Familie in Jammer stürzen würde? Es ist mein Beruf, ihn im Kampf zu tödten, oder gefangen hinweg zu schleppen. Der nur ist mein Nächster, welcher mein Mitbürger ist, der mit mir gleichen Gesetzen und Obrigkeiten gehorcht, und im Fall der Noth Blut und Gut für unsere gemeinschaftliche Erhaltung aufopfert. Jeder Andere bleibt mir fremd.

Ist's der grobe Missethäter auch? fragt der Richter: Meine Pflicht ist's, den Verbrecher nicht zu lieben, sondern zu strafen. Kann ich den als meinen Nächsten lieben, den ich mit Gerechtigkeit zum Tode verdammen muß? Kann ich dem wie einem Bruder verzeihen, der seine Verzeihung nur gebrauchen würde, aufs neue Leben und Eigenthum seiner Mitmenschen unsicher zu machen? Er ist gleich einem wilden Thiere, welches aus dem Wege geräumt werden muß — aber ein solcher Unmensch ist nicht mein Nächster.

So macht sich in der That fast Jeder gern einen eigenen Begriff von dem, welchen er seinen Nächsten nennen möchte. Zwar nicht Jeder spricht seine Gedanken laut aus, aber die Meisten äussern sich durch ihre Weise, wie sie sich gegen andere Menschen benehmen.

Wer ist denn mein Nächster? — Jesus Christus antwortete dem Schriftgelehrten durch eins der herrlichsten Gleichnisse. Luk. 10, 30—37.

Ein rechtgläubiger Jude ward unterwegs von Mördern beraubt, und fast tödtlich verwundet. Da fand ihn ein Priester, der das auf Sinai gegebene Gottesgesetz zu lehren Pflicht hatte; der das Gesetz kannte: du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst. (3 Mos. 19, 18.) Aber der Lehrer übte nicht aus das göttliche Wort, ging hartherzig vorüber, und ließ den Unglücklichen schwimmend im Blute. — Dann kam ein Levit, einer von denen, welche sich rühmten, Gott habe sich ihnen selbst zum Erbtheil gegeben, deswillen sie ihm auch besonders dienten. Auch er ging vorüber. Er wußte nicht, daß der Beklagenswürdige sein Nächster sei. Endlich kam auch ein Samariter, und sah den Juden. Aber Juden und Samariter lebten in bitterer Entzweiung; sie haßten sich wegen bürgerlicher und religiöser Verschiedenheit. Doch der Reisende sah in dem am Wege liegenden Juden nicht den bürgerlichen, nicht den religiösen Gegner, sondern den Menschen. Er lud ihn voller Barmherzigkeit auf sein Thier, nachdem er seine Wunden verbunden hatte, und brachte ihn zu Menschen, die seiner pflegten, und zahlte für ihn. — Nur dieser wußte, wer sein Nächster sei. Er bewies sein Wissen in einer That voller Barmherzigkeit.

Und so hat Jesus Christus in seiner hohen Weisheit die Zweifler belehrt, wer unser Nächster sei. — Es ist es jeder Mensch, der uns nahe steht; jeder, mit dem wir in Verhältnisse kommen, daß wir ihm nützlich sein können.

So ist auch der Bürger der entferntesten Weltgegenden, der weiße oder schwarze Mensch, ohne Unterschied der Nation, ohne Unterschied bürgerlicher Gesetze, unser Nächster, sobald er uns nahe genug kommt, daß wir ihm dienen können. Es ist kein anderer Gott sein Schöpfer, als derjenige, der auch mich erschaffen hat; es hat ihn Gott zu keinen andern Zwecken erschaffen, als auch mich. Das Menschengeschlecht, wie es rings um den ganzen Erdball wohnt, ist eine einzige Familie, deren Vater der ewige, der liebende Gott ist. Und jedes Glied dieser Familie, wie es mit mir in innigere Berührung kommt, ist mein Bruder, meine Schwester, mein Nächster.

So ist es auch der Bekenner einer andern Religion, sie heiße, wie sie wolle. Ich mag immerhin glauben, meine Religion sei heiliger, beseligender, als die seinige; er mag immerhin meine Ueberzeugung verachten. Aber er ist mein Nächster; und den göttlichen Ursprung meines Glaubens beweise ich ihm dadurch, daß ich, seiner Unwissenheit und seines Hasses ungeachtet, ihn als ein Kind Gottes ehre, und mit derjenigen Liebe ihm begegne, welche Gott gegen alle Menschen äussert, und der göttliche Jesus Christus mich zu empfinden gelehrt hat.

So ist es auch nicht nur jeder meiner Mitbürger, sondern selbst der Feind meines Vaterlandes. Zwar bin ich verpflichtet, auf alle Weise die Rechte meines Vaterlandes gegen fremde Anfälle zu vertheidigen, und nicht zu gestatten, daß durch feindselige Wuth die Ehre meiner Obrigkeit, Verfassung meines Vaterlandes, Leben und Eigenthum meiner Mitbürger vernichtet werde; aber Barmherzigkeit zolle ich dem überwundenen Feind, Mitleid dem Entwaffneten. Ich sorge dafür, ihn unschädlich zu machen;

ist dies gelungen, habe ich ihn nur noch zu lieben. — Ich habe heilige Pflichten für die Rechte meines Volkes; aber dann auch eben so heilige gegen die Menschheit, selbst im Feinde meines Volkes. Er ist mein Nächster, ich soll ihm helfen und dienen, wo es ohne Verletzung höherer Pflichten geschehen kann.

So ist's auch nicht nur mein Blutsverwandter, sondern auch jeder Nebenbuhler meiner Wünsche, jeder Gegner meiner Familie, mein erbittertster, eigener Widersacher, welcher voller Schadenfreude jede Gelegenheit aufsucht, mich zu kränken. Ich habe zwar die Pflicht, meine und der Meinigen Rechte gegen fremde Verletzungen in Sicherheit zu stellen, aber kein Besugniß, Rache zu üben; zwar die Pflicht, Schaden jeder Art von mir abzuwehren, aber nie das Besugniß, Schaden zuzufügen. Auch meinen Feind soll ich als meinen Nächsten lieben. Christus gebeut's! Ich höre auf, ein Christ zu sein, wenn ich den Weisungen meines göttlichen Lehrers nicht nachwandle.

Wenn endlich auch Viele überzeugt sind, jeder Mensch sei ihr Nächster, scheinen sie doch oft noch ungewiß zu sein, wie die Liebe beschaffen sein müsse, mit welcher sie ihn lieben sollen. Sie fühlen es, wie ganz unnatürlich es sei, gegen alle Menschen gleich zärtliche Empfindungen inniger Zuneigung zu haben; sie wissen es, daß sich die besondern Neigungen des Herzens zu einem Menschen, wie zum andern, nicht erzwingen lassen.

Allerdings ist gewiß, daß in den Graden der Zuneigung große und immerwährende Verschiedenheit herrscht. Mit anderer Liebe umarmen wir den Greis, mit anderer das Kind, mit anderer den Freund und die Freundin, mit anderer den fremden Gast, welchen wir bei uns aufnehmen, mit anderer die Schwester und den Bruder, mit anderer den Vater, die Mutter, den Gatten, die Gattin oder Braut. Wer alle Menschen zu seinen Busenfreunden machen wollte, hätte keinen Busenfreund. Wer mit Jedem ohne Unterschied gleich vertraulich leben wollte, würde bald das Vertrauen Aller einbüßen.

Wie soll ich nun aber eigentlich meinen Nächsten lieben? — Christus ertheilt die genügendste und lehrreichste Antwort: Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst.

Es mag bei diesen Worten des göttlichen Meisters der Selbstsüchtige erschrecken, der ausser sich nichts lieben und ehren kann; der für seinen Nutzen, für seine Ehre, für die Vergrößerung seines Vermögens Bruder und Schwester, Freunde und Mitbürger, Vaterland, Alles aufzuopfern im Stande ist. Es mag bei diesen Worten der Gutwillige in Verwirrung gerathen, welcher gern den Geboten Jesu folgen möchte, aber doch die Unmöglichkeit erkennt, Jeglichen so werth zu schätzen, als sich selbst. Dennoch bleibt das heilige Wort voll ewiger Wahrheit, und dessen Erfüllung allein ist im Stande, Menschlichkeit unter die Menschen, Glückseligkeit über den Erdball zu verbreiten.

Was fordert der Erlöser, wenn er begehrt, ich solle meinen Nächsten lieben, wie mich selbst? — Er fordert: daß ich an jedem meiner Mitmenschen dasjenige thue, was ich, wenn ich selbst in dessen Lage wäre, wünschen würde mit Selbstliebe, daß er es mir thäte. Wenn du beraubt und blutend am Wege lägest, und Fremdlinge gingen vorüber; was würdest du, aus Liebe zu dir, wünschen, daß sie für dich thäten? — Siehe, das thue du ihnen auch, wenn du sie in solchen Umständen erblickst. Wenn du irgend einen Unglücklichen erblickst, er sei nothdürftig oder verfolgt, verlassen, verkannt, verleumdet, — denke dich selbst in seinen Zustand hinein, und dann frage dich: was würdest du wünschen, daß man für dich in solchen Verhältnissen thun möchte? Du würdest aus Liebe zu dir selbst wünschen, man würde sich nur über deine traurige Lage hinlänglich unterrichten, und dann dir Mittel und Wege anzeigen, wodurch du dich vom Druck der Armuth erretten könntest; oder man würde dich in Schutz nehmen gegen deine unversöhnlichen Verfolger; oder dein Freund, Tröster, Rathgeber sein; oder deinen Verdiensten Gerechtigkeit widerfahren lassen gegen die Bosheit des Neides; oder deine Ehre vertheidigen, wenn Lästerzungen sie in deiner Abwesenheit besudeln. Nun denn, spricht Christus, so liebe denn auch deinen Nächsten, wie du dich selbst liebst; gehe hin, und handle eben so gegen Andere. Alles nun, was du willst, daß dir die Leute thun sollen, das thue ihnen. Matth. 7, 12.

Dies ist die Erklärung jener vielen

Menschen zweifelhaften Nächstenliebe mit Jesu eigenen Worten.

Es ist darunter also keineswegs bloß eine gewisse Duldsamkeit gegen andere Menschen überhaupt verstanden, oder eine oberflächliche Wohlgewogenheit, gemäß derselben wir ihnen gern alles Gute gönnen, aber mit einem Achselzucken des Mitleids zusehen, wenn sie in Noth sind. — Dies ist keine Liebe, dies keine Empfindung des Menschenherzens, sondern todte Gleichgültigkeit. Mit solcher Liebe könnte auch der kalte Stein lieben.

Und doch, wenn wir berechtigt sind, aus dem Betragen der Menschen auf ihr Inneres zu schliessen, ist bei den meisten kein besserer Begriff von jener Tugend vorhanden, die Christus seinen Bekennern empfiehlt. Wie gleichgültig sieht Einer des Andern Noth! — Zwar wenn ein Blutender am Wege läge, Barmherzigkeit würde er finden; aber wenn nicht das Aeussere sehr lebhaft auf die Empfindung einwirkt, wo ist dann Theilnahme? Wie Mancher weiß von einer bedrängten Familie; aber er läßt's dabei bewenden, ohne genauere Nachricht über ihr Schicksal einzuziehen, und wie es zu verbessern wäre! Wie Mancher ist Ohrenzeuge, wenn Leichtsinn oder Bosheit über Abwesende unglimpflich urtheilt; aber er versetzt sich nicht in die Lage, in den Wunsch des Verleumdeten, und nimmt sich desselben nicht mit Eifer an, der ihm doch, wenn er selbst hinterrücks verlästert würde, von Andern sehr wohl gefallen würde! — Nein, diese Gleichgültigkeit ist kein Christenthum; und das ist noch keine Liebe, wenn man Andere duldet, oder ihnen kein Leid zufügt.

Eben so wenig hat Jesus Christus unter der Liebe, die wir für unsere Nächsten haben sollen, die innigste Vertraulichkeit und Zuneigung verstanden. Wir selbst lieben uns ja nicht so sehr, daß wir wünschen sollten, alle Menschen sollen uns ihre Zärtlichkeit, ihr volles Vertrauen schenken. Da nun Keiner in der Lage ist, eine so thörichte Forderung an die Welt zu machen, so sind wir folglich auch nicht dazu durch das Wort Liebe verpflichtet, dessen sich Christus in Betreff unserer Nächsten bedient. So wenig wir, als vernünftige Menschen, jemals vernünftig begehren könnten, daß ein Anderer zu unserm Vortheil sein Vermögen, seine Ehre, seine Gesundheit zu Grunde richten möchte; eben so wenig sind wir auch durch Jesu Lehre verpflichtet, das Gleiche zu thun. Denn als vernünftige Wesen sehen wir ein, daß Jeglicher auch für sich selbst erschaffen ist, und nicht bloß als ein brauchbares Mittel für Andere; daß Jeglicher auch Pflichten gegen sich selbst und seine ersten Angehörigen zu vollstrecken hat, und nicht allein Pflichten gegen Andere. Was ich also nicht wünschen kann, daß Andere für mich leisten möchten, das bin auch ich nicht verbunden, ihnen zu leisten, wenn ich sie in ähnlichen Zuständen sehe.

Liebe deinen Nächsten, wie dich selbst! — Mehr fordert Jesus nicht, und es ist genug, um das Reich allgemeiner Glückseligkeit zu schaffen; genug, um den Himmel gleichsam auf die Erde niederzuziehen. — Er fordert, daß wir auch sogar unsere Feinde lieben sollen. Mit nichten gebot er uns damit, daß wir dem, der uns verderben möchte, alle Geheimnisse unsers Herzens offenbaren sollen, wie einem unserer geprüften Lieblinge: sondern wir sollen unserm eigenen Feinde so begegnen, wie wir wünschen würden, daß, wären wir in seinen, er in unsern Verhältnissen, er uns begegnen möchte. Wenn wir in Noth geriethen, und er uns heimlich, selbst wider unsern Willen, Hilfe durch eine dritte und vierte Hand zukommen liesse: es würde uns beschämen, aber doch an ihm freuen. Gehe denn hin, Jünger und Jüngerin Jesu, beschäme und erfreue deinen Freund auf irgend eine ähnliche Weise eben so. Wenn wir verleumdet würden, schlechte Menschen nachtheilige Gerüchte über uns verbreiteten, und unser Gegner ohne unsere Aufforderung, ohne unser Zuthun, ohne dafür von uns irgend eine Gegengefälligkeit zu erwarten, sich männlich redlich unserer annähme: wir würden erstaunen, er würde unsere Hochachtung erregen. So gehe denn hin, Jünger Jesu, und erfülle die Brust deines Feindes mit Erstaunen und Hochachtung auf diese und ähnliche Weise. — Laß ihm überall Gerechtigkeit widerfahren: thue für ihn, was dich rühren und freuen würde, wenn er es in gleichen Umständen für dich thäte. Das heißt, seine Feinde lieben, wie dich selbst.

Es hat Christen und christliche Sekten gegeben, welche diese Feindesliebe weiter ausdehnen wollten, als sich mit den Pflich-

ten verträgt, die wir uns oder den Rechten Anderer schuldig sind. In solcher Uebertreibung fanden sie selbst jeden Streit um Wahrheit und Recht und Eigenthum sündlich; jeden Prozeß vor dem Richter zu führen unerlaubt; jeden Vertheidigungskampf für das Vaterland verbrecherisch.

Wenn irgend ein Irrthum liebenswürdig geheißen werden könnte, verdiente dieser des Namens. Wahrlich, und wenn alle Menschen von ähnlichen Gesinnungen geleitet, von ähnlichen Empfindungen entflammt wären, die Menschheit hätte dann ihr verlornes Vaterland wieder gefunden. — Doch nicht ist's also. Es entsteht Zwist, theils durch Ungleichheit der Kenntnisse und Ansichten einer und derselben Sache; theils durch die Wuth thierischer Leidenschaften, die den rohen Menschen beherrschen. Dadurch wird die unvermeidliche Nothwendigkeit eingeführt, daß erfahrenen, unparteiischen Männern die Streitsache zur Beurtheilung vorgelegt wird; ihr richterlicher Spruch entscheidet; dadurch wird nothwendig, daß Obrigkeiten dastehen, welche Gewalt genug haben, unser Recht und Eigenthum gegen boshafte Eingriffe der Habsucht zu beschirmen; dadurch wird nothwendig, daß da, wo kein obrigkeitlicher Spruch zu entscheiden vermögend ist, wie dies bei Völkern geschieht, die unabhängig von einander mit verschiedenen Gesetzen und Obrigkeiten dastehen, jedes sein Recht gegen gewaltthätige Angriffe mit Gewaltsmitteln vertheidige. Denn wo keine Rechte gelten, ist keine Tugend, kein Leben mehr gültig.

So tritt der Krieger in die Schlacht. Er sieht den Feind sich gegenüber, und streitet gegen ihn für Freiheit, Recht und Eigenthum seines Vaterlandes. Er erfüllt eine heilige Pflicht. Er sucht den Feind seiner Ruhe und Sicherheit für die Zukunft gefahrlos zu machen; ihn durch Entkräftung und Vernichtung seiner Machtmittel zu lähmen, durch Schrecken in Ehrfurcht zu halten. Aber mitten im Kampfe fühlt der christliche Krieger noch Liebe; er übt Gnade gegen den Entwaffneten, Barmherzigkeit gegen den Ueberwundenen, Mitleiden gegen den Gefangenen. Er vollbringt zu seinem Besten Alles, was er, wäre er in des Unglücklichen Lage, aus Liebe für sich vernünftig vom Sieger begehren würde.

So sitzt, mit Liebe zum Verbrecher, der Richter zu Gericht; er ehrt im Missethäter noch immer den Menschen, dessen Schandthaten er haßt. Seine Pflicht ist es, die Schuld zu untersuchen, den friedlichen Bürger des Landes gegen die Bosheit eines verwilderten Menschen zu sichern, durch die Bestrafung desselben Andere vor ähnlichen Vergehungen zurückzuschrecken. Aber weiter zu gehen, erlaubt ihm die ächte Menschenliebe nicht. Er quält den Strafwürdigen nicht mit unnützen Martern, die nichts zur Sicherheit des Landes beitragen können; er behandelt ihn nicht mit fruchtloser Grausamkeit, sondern so, wie er selbst, wäre er in der Stelle des Missethäters, wünschen würde, bei seiner Schuld und zum Besten allgemeiner Ordnung und Sicherheit behandelt zu werden.

Und hell ist mir geworden, nicht nur, wer eigentlich mein Nächster sei, sondern auch, welches die Liebe sei, welches Jesus von meinem Herzen für ihn fordert. Ich erkenne nun, es ist nicht mehr begehrt, als ein Menschenherz zu leisten vermag; es steht in allem Einklang mit meinen Rechten, mit den heiligen Pflichten gegen mich selbst. Und warum sollte ich dieser Tugend mich entziehen? Sie ist nicht schwer; sie macht den Menschen erst menschlich, und das große Geschlecht der Sterblichen erst zu einer einzigen Familie, deren Vater, deren Haupt Du bist, o höchste Güte!

Mit jener heiligen, weltbeglückenden Liebe hast Du, o mein Heiland, mein göttliches Vorbild, mein Jesus, die Menschen alle, als Deine Brüder, geliebt. Wie? könnte ich die hassen und verfolgen, die Dir theuer sind? — Sind deine Thränen nicht um sie geflossen einst, wie um mich selbst? Trugst Du nicht die Dornenkrone Deines schmachvollen Erlösertodes für sie, wie meinetwillen? Hast Du nicht auf Golgatha zum Heil ihrer Seele gelitten und geblutet, wie für das Heil meiner eigenen Seele? Hast Du nicht um Gnade gefleht für Deine Feinde, wie für Deine Freunde? Ist's nicht Dein Wort, das durch unsere Herzen dringt: Wer den Bruder nicht liebet, der liebet mich auch nicht?

Ja, alle meine Mitergeschaffenen sind mir ehrwürdig und theuer, wie ich mir selbst bin, und wie mein eigenes Recht mir ehrwürdig ist. Weit entfernt, schadenfroh Anderer Glück zu hemmen, will ich, was meine schwache Kraft erlaubt, dasselbe ringsum befördern.

Weit entfernt, mit kalter Gleichgültigkeit den Fremdling und sein Leiden zu betrachten, will ich bei mir selbst sprechen: auch er ist ein Mensch, ein Gotteskind, ist mein Bruder; ich will versuchen, ihm Liebes zu thun!

Es soll geschehen. Die Vorsehung führt mich oft in besondere Verhältnisse mit Menschen — ich werde von nun an ihnen aufrichtiger Weise begegnen. Ich werde meinen Obern mit Ehrfurcht begegnen, wie ich der öffentlichen Ordnung willen wünsche, sie selbst von meinen Untergebenen zu geniessen. Ich will mich in die Stelle meiner Untergebenen denken, und sie so behandeln, wie ich an ihrem Platz wünschen würde, behandelt zu werden. — Ich will Andere messen mit dem Maasstabe, mit dem ich von ihnen gemessen zu werden begehre; ich will Andere lieben, wie mich selbst, und im Glück des Nächsten das meinige gründen.

Gott, heiliger Geist! daß doch dieser große Gedanke nie meinem Gedächtniß entweiche! daß er mir unaufhörlich gegenwärtig wäre, meine Gesinnungen und Thaten darnach zu ordnen! Gib mir Kraft, Vater im Himmel! Amen.

III.

Pflicht, durch gutes Beispiel zu wirken.

Matth. 15, 15. 16.

In Dir, mein Gott, in Dir nur will ich leben,
Nach Deiner Huld, nach Deinem Beifall streben;
Mein Wandel sei dem Greise, wie der Jugend,
Ein Bild der Tugend!

Und mag die Welt auch mich darum verhöhnen:
Dein Beifall wird mich mit dem Schmerz versöhnen;
Wer wagt's, wenn er nicht wagt, Dich zu bekennen,
Sich Dein zu nennen?

Man spricht von unsern verderbten Zeiten, klagt über den Verfall der guten Sitten, über die Abnahme der Religiosität, wenn man vielleicht hie und da von ausserordentlichen Ausschweifungen, von begangenen groben Verbrechen hört. Allein es gibt noch einen andern, weit auffallendern Beweis der allgemeinen Verschlechterung, den man aber selten berühren mag, weil man mehr oder weniger dabei bekennen muß, leider keine Ausnahme zu machen. Und dieser Beweis besteht darin, daß die wenigsten Christen Muth genug haben, so gut und edel zu sein, als sie sein könnten, aus Furcht, sich vor den Leuten lächerlich zu machen. Schon das Sprichwort des gemeinen Lebens bestätigt es: unter den Wölfen müsse man mitheulen.

Es ist — und Jeder lege die Hand forschend an sein Herz! — selten ein Mensch standhaft genug, dem Urtheil der Menge Trotz zu bieten, wenn es auf Ausübung richtiger Grundsätze ankommt, die aber dem großen Haufen zuwider sind. Man will lieber schlecht sein, als lächerlich, lieber den Tadel, als den Spott der Leute erdulden. — Zeugt dies nicht eben so sehr für die Schwachheit derer, die aus Furcht vor Andern sich reintugendhaft zu sein schämen, als für die Verschlimmerung der öffentlichen Denkart, die den edelsten Menschen wie einen Geck oder Schwärmer verlacht?

Eine Gesellschaft von leichtsinnigen Wüstlingen umgibt dich; Jugend, Frohsinn und Vermögen berechtigen dich, und laden dich ein, an ihren Unterhaltungen Theil zu nehmen. Bald widersteht dir ihr unsittlicher Ton, bald ihre Ausschweifung im Genuß und die Verletzung des Wohlanständigen. Aber hast du Entschlossenheit genug, deinen Abscheu laut zu bekennen, und ihres Gespöttes, ihres verhöhnenden Witzes Zielscheibe zu werden?

Oft warst du im Kreise von Bekannten und Unbekannten, wo das muntere Gespräch auch beurtheilend auf die Tugenden und Fehltritte des Menschen überging. Bald erhob die schadenfrohe Verleumdung ihr Haupt, und eines witzigen Einfalls willen ward der gute Name des Redlichen hingeschlachtet, oder die Unschuld einer Unbescholtenen verdächtigt. Du warst vielleicht von der Unwahrheit alles dessen überzeugt, was hier der lachende Mund der Bosheit sprach; aber hattest du Festigkeit des Sinnes genug, bei deinen bessern Ueberzeugungen zu verharren, die Ehre der Abwesenden jedesmal zu vertheidigen, und den Lästerern zu widersprechen? — Lege die Hand prüfend an dein Herz: wie oft stimmtest du gegen deine bessern Ueberzeugungen aus Gefälligkeit in den einmal angegebenen Ton; wie oft setztest du heilige Pflichten zurück, um den Ruhm der Höflichkeit nicht zu verspielen?

Von Kanzeln und Bühnen ertönt wohl noch das schöne Wort Vaterlandsliebe; aber wer geräth nicht leicht in Verlegenheit, aus Liebe zum Vaterlande einen ungewöhnlichen Schritt zu thun, ein ungemeines Opfer zu bringen, oder im gesellschaftlichen Leben zu edeln Handlungen für das Vaterland aufzumuntern? Keiner will, so gut und nützlich auch manche Unternehmung sei, der Erste dazu sein, oder das Beispiel geben. Man scheuet sich, bei den Leuten als ein Thor, oder Heuchler, oder ehrgeiziger Schwärmer, oder Tugendfantast zu gelten. Man will erst erwarten, ob Mehrere zu dem oder diesem die Hand bieten. Man will nicht allein stehen, und nennt das Bescheidenheit, was im Grunde nur Wirkung des furchtsamen Stolzes ist.

Nein es ist keine ächte, christliche Bescheidenheit, sich des Guten zu schämen, zu welchem man Kraft und Neigung hätte; es ist keine Bescheidenheit, lieber an Thorheiten und verderblichen Sachen Theil zu nehmen, als sich durch Weigerung auszuzeichnen. Es ist eine falsche Scham, es ist Verläugnung der Tugend, es ist Selbstentehrung. Du achtest die Meinungen irrender Sterblichen höher, als die Wahrheiten Jesu, deines göttlichen Lehrers; du ziehst das Gericht der Welt dem Gerichte Gottes vor; du willst zweien Herren dienen, und wirst an beiden Verräther.

Die wahre Bescheidenheit, welche den Christen schmückt, hütet sich, mit der Tugend Prunk zu treiben; aber sie opfert die Tugend nie dem Urtheil der Thoren auf. Die Bescheidenheit übt lieber das Gute im Stillen, wo es sein kann, aber verschmähet es nicht zu thun, wenn es öffentlich geschehen muß. Sie will keinen Ruhm für ihre Handlungen; daher hat sie auch Muth genug, sogar Verachtung und Spott dafür zu ertragen.

Der Nachfolger Jesu bekennt ihn öffentlich. Verdächtig ist mir der Freund, welcher sich zwar im Verborgenen mein nennt, aber öffentlich vor dem Umgang mit mir erröthet. Er ist nicht ganz mein Freund. Und so ist der kein Christ, ist nicht ganz Christi, der schüchtern genug ist, ihn in seinen Reden und Thaten vor der Welt zu verläugnen. „Nur wer mich bekennt vor den Menschen," sprach Jesus zu seinen Jüngern, als er sie zum Hinaustritt in die Welt vorbereitete, „den will ich bekennen vor meinem himmlischen Vater. Wer mich aber verläugnet vor den Menschen, den will ich auch verläugnen vor meinem himmlischen Vater." Matth. 11, 32. 33.

Dies öffentliche Rechthandeln zu aller Zeit, in allen Umständen des Lebens, ohne Rücksicht auf das Urtheil, oder auf das spöttische Lächeln des gemeinen Haufens, ist sehr verschieden von jener Art, zu denken, die aus pharisäischem Stolz entspringt.

Auch der Pharisäer thut öffentlich das Gute, aber er thut es nicht aus reinem Pflichtgefühl, sondern aus Selbstsucht. Der Heuchler möchte nur besser scheinen, als er ist. Er prangt mit seiner Tugend, die nicht in seinem Herzen wohnt. Er redet die Wahrheit, aber nicht sowohl aus Liebe, als aus Haß. Er theilt Wohlthaten an Bedürftige aus, aber nicht aus Barmherzigkeit, sondern um Beifall und Achtung zu erwerben. Er nimmt sich gern mit einigem Geräusch öffentlicher Anstalten an, befördert, was gut und gemeinnützig ist, um die Gunst der Großen oder die Augen des Volkes auf sich zu lenken. Er will nicht die Tugend; er will Lohn, will Ehre, will höhere Aemter oder ausgebreitetern Einfluß. Er, der öffentlich Menschenliebe predigt, arbeitet im Stillen am Sturze seines Nebenbuhlers; er, der öffentlich gegen Sittenlosigkeit eifert, befriedigt im Dunkeln seine Wollust und Rache; er, der in der Kirche, oder im Schauspiel, beim Lesen eines Buches, oder bei Anhörung einer rührenden Begebenheit, Thränen des Mitleids und der Wehmuth weint, verzeiht es sich, wenn er durch schlaue Umtriebe Wittwen oder Waisen um ihr Eigenthum bringt, anvertrautes Gut verwahrloset, oder hartherzig eine arme Familie in Verzweiflung stürzt, die nicht nach seinem Willen lebt.

Erhabener ist Jesu und seines Nachfolgers Sinn! Er will die Tugend, nicht den Schein; die That, nicht den Ruhm. Er übt die Pflicht, auch wenn die Welt ihr das Verdammungsurtheil spricht. Er geht den Weg der Gerechtigkeit, auch wenn derselbe zum Trübsal führt. So ging Jesus Christus muthvoll den Weg zum Kreuze!

Nicht nur soll der tugendhafte und weise Mensch, wie man ihn auch beurtheilen möge, seine Pflicht vollstrecken im Verbor-

genen, wie vor den Augen der Menschen; sondern mehr noch, als das, er soll mit Freudigkeit die Gelegenheit ergreifen, wo er durch sein Beispiel vortheilhaft auf Andere wirken, und sie zu edelmüthigen Gesinnungen und Thaten ermuntern kann.

Lasset — so befiehlt der göttliche Stifter unsers Glaubens — lasset euer Licht leuchten vor den Leuten, daß sie eure guten Werke sehen und euern Vater im Himmel preisen. Matth. 5, 16.

Wir sollen suchen, durch unser Beispiel im Guten Andern Muth zu machen, ähnlich zu handeln. Dies ist um so mehr die Pflicht des rechtschaffenen Mannes in Tagen, wo es immer mehr Gewohnheit zu werden scheint, sich seiner Tugenden eben so, wie seiner Laster zu schämen; wo es für Verdienst gilt, als ein unerforschliches Räthsel dazustehen, und der Anstand erfordert, von Keinem recht erkannt zu werden, wer und was man in der That sei. — Wo dieser Ton herrscht, ist es dem schlechtesten Menschen bequem, als ehrlicher Mann zu gelten; denn was unterscheidet noch Einen vom Andern? Wo diese Verschleierung der wahren Denkart zur feinen Sitte gehört, geht kunstvolles Heucheln über die Wahrheit, Schein über Wesen, Lebensart über Religiosität und Herzlichkeit. Da gleicht ein Mensch dem andern; alle sind mehr oder weniger Meister der Verstellung; alle sind mehr oder weniger Diener geheimer Selbstsucht.

Es ist Pflicht des Christen und Weisen, jene geschmeidige und unedle Nachgiebigkeit gegen den angenommenen Brauch zu vermeiden. Denn leicht wird der Mensch, was er Anfangs nur aus Verstellung schien, und Gewohnheit verwandelt sich bald in eine zweite Natur.

Keine Pflicht wird aber dann noch dringender und feierlicher, wenn wir in Zeiten leben, wo das Laster sich mit schönen Benennungen schmückt, und ohne Scheu über die Straße wandelt. Stelle das Beispiel der gottgefälligen Tugend kühn dem Auge des Volkes dar, wenn es der freche Bösewicht wagen darf, öffentlich mit seiner Unsittlichkeit Prunk zu treiben. Erscheine als Mann von Wort und Treue, und begeistere durch heldenmüthiges Beispiel, wo Andere mit Eiden tändeln und Verrätherei für Klugheit ausgeben. Erscheine in deiner Unschuld und Sittenstrenge, wo die Zuchtlosigkeit Liebenswürdigkeit geheißen und der Ehebrecher entschuldigt werden soll. — Das Laster verführt, die Tugend begeistert durch Beispiel. Du wirst nicht lange allein stehen. Die Ehrfurcht der Edeln, die Scheu der Sünder wird dich umringen.

Es ist Pflicht des Weisen und Christen, durch seinen Wandel die Leuchte Anderer zu werden. Denn tausend vortreffliche Lehren rühren das Herz nicht so sehr, als das einzige Beispiel einer gerechten und schönen That. So leuchtete uns als Muster der Welterlöser voran; er wäre nicht der Heiland des menschlichen Geschlechts geworden, hätte er nicht mit Muth den Welterlösertod am Kreuze gewählt; er hätte nicht seine Jünger zu gleicher Entschlossenheit beseelt; nicht sie, nicht die Märtirer der ersten Kirche, wären so freudig für sein Wort in Schmach und Tod gegangen. Die Hölle hätte triumphirt, das Heidenthum gesiegt; die ewige Wahrheit wäre mit dem Munde gestorben, der sie zuerst gepredigt hatte.

Lasset euer Licht leuchten vor den Leuten, daß sie eure guten Werke sehen! ruft Jesus Christus, welcher that, was er sprach. Diese Aufforderung zum christlichen Heldenmuth ergeht an den Hohen, wie an den Niedrigen, an den Jüngling, wie an den Greis. Wir sollen also auch mit Absicht das Gute, was wir üben, öffentlich üben.

Zwar liegt in dieser Aufforderung kein Wink, daß wir uns mit unsern Handlungen geflissentlich hervordrängen sollen, um damit aufzufallen und recht bemerkt zu werden. Nein, wir wissen, daß kein Beispiel weniger auf Herzen wirkt, als dasjenige, was gegeben wird, um als Beispiel zu gelten. Dergleichen mühsam hervorgesuchte Gelegenheiten, sich von seiner guten Seite zu zeigen, vernichten den bessern Eindruck, indem sie selten ohne Verdacht geheimer Eitelkeit bleiben. Nicht die bloße That soll nachgeahmt werden, sondern die Gesinnung, in welcher sie geschieht. — Aber auch ohne ängstlich auf Anlässe zu sinnen, in welchen man irgend ein schönes Beispiel geben könnte, finden sich durch Gottes Veranlassung Stunden genug, in denen du in deinem Werthe und deinen bessern Ueberzeugungen gemäß erscheinen kannst. Gib

das Beispiel der Gelassenheit, wenn dich Nachlässigkeit oder Bosheit Anderer zum Zorn reizen will. Gib das Beispiel der Großmuth, wenn sich Gelegenheiten darbieten, deinen Feind zu demüthigen. Gib das Beispiel der Treue, wenn Andere sich geschmeidig nach den Umständen richten, und mit Achselzucken ihre Eide brechen. Gib das Beispiel edler Standhaftigkeit, wenn die Verführung sich schmeichelnd an dich wagt, deine Tugend zu erschüttern. Gib das Beispiel ruhiger Ergebung in Gott, wenn dein Wohlstand zertrümmert, wenn deine Lieblinge sterben, deine Freunde dir den Rücken zuwenden, weil dich das Glück verläßt.

Nie mangelt es dem Menschen im gesellschaftlichen Leben an Gelegenheit, als ein rechtschaffenes Wesen aufzutreten. Habe nur den Christenmuth, in Wort und That einsam und öffentlich, Christ zu sein, und du hast das Beispiel gegeben.

Es ist die Verpflichtung dazu aber besonders um so größer, wenn wir in der bürgerlichen Gesellschaft eine solche Stellung einnehmen, wo nothwendig die Blicke mehrerer Personen auf uns gerichtet sind. Wahrlich, so ist die Verantwortung des Vaters größer, als seines Kindes; mehr wird von der Obrigkeit gefordert, als vom Unterthan; mehr vom Wohlhabenden, als vom Armen; mehr von dem Gebildeten, als vom Unwissenden. Je ausgedehnter der Kreis deines Wirkens ist, je mächtiger ist das schöne Beispiel deiner Tugend, je verführerischer das Beispiel deiner Laster. Du lebst und wirkest nicht für dich allein; deine Tugend verklärt, dein Laster verfinstert um dich her die Welt.

Das Beispiel des Guten ist dann um so einnehmender, wenn es von Personen in solchen Handlungen gegeben wird, die für ihren Stand, für ihr Alter am schwersten zu sein scheinen. Daher zeigte Christus seinen Jüngern auf die arme Wittwe hin, welche bescheiden zum Gotteskasten trat, ihr vielleicht mühsam erspartes Scherflein darzubringen.

Wenn der kraftlose Greis die Thorheiten der Jugend flieht; wenn der Bedürftige die Verschwendung meidet; wenn der von Natur Sanftmüthige nicht hartherzig ist, oder die Ausbrüche des Zorns nicht kennt — wer wird hierin Beispiele der Tugend sehen, oder sie bewundern können?

Aber der Jüngling, ausgerüstet mit der Kraft und dem Ungestüm seiner Jahre, wenn er die Thaten des Leichtsinns haßt; wenn er mit Ekel die Lockungen der Wollust zurückweiset; wenn er sich den strengen Gesetzen der Arbeit und Ordnung freudig unterzieht, während er gegen den Reiz der Zerstreuungen nicht unempfindlich ist — er erregt mit Recht der Menschen Bewunderung und den Trieb der Nacheiferung in seinen Altersgenossen.

Darum strebe Jeglicher, das Beispiel in denjenigen Tugenden zu geben, welche die Welt von ihm am wenigsten erwartet. Der Krieger trete hinaus ins Schlachtfeld, wohin ihn Pflicht für Thron und Vaterland ruft. Da gebe er das glänzende Muster der Menschlichkeit! Er schone des Wehrlosen; schütze den Bedrängten gegen Grausamkeit seiner rohern Gefährten; rette das Eigenthum der Bedrohten gegen Raubsucht, und vertheidige die Unschuld gegen die Angriffe thierischer Wuth.

Es gebe der Hohe, den Ruhm, Gewalt und Glanz umringen, das Beispiel edler Bescheidenheit. Er ziehe das Bewußtsein, welches ihm sein Herz in Erfüllung der Pflicht gibt, den Schmeicheleien niedriger Selbstsucht vor. Er ehre auch im Geringsten seiner Untergebenen den Menschen, den Bruder.

Es gebe der, welcher von Gott mit vorzüglichen Anlagen des Geistes ausgerüstet ward, der den Ruhm einer höhern Bildung oder vorzüglicher Gelehrsamkeit gewonnen, das edle Beispiel der Ehrfurcht gegen Religion und deren Uebungen. Auf ihn blickt die rohere Menge; er leite sie durch seinen Vorgang zur Achtung gegen das Heilige und gegen die ehrwürdigen Einrichtungen, welche zur sittlichen und religiösen Belehrung des Volkes gestiftet wurden.

Es gebe der Vorsteher des Volks, der obrigkeitliche Beamte das Beispiel schweigenden Gehorsams gegen das Gesetz; er meide den Schein, selbst da für sich Ausnahmen zu machen, wo er sie machen könnte. Er ehre den guten Bürger; richte nicht nach dem Ansehen der Person; hasse nicht aus Parteigroll; begünstige nicht eigene Blutsverwandten, und erhebe sie zu Aemtern, während er den Verdienstvollen zurücksetzt, der ihm vielleicht nicht schmeichelte.

Es gebe der Begüterte das Beispiel wei-

ser Sitteneinfalt, der Reiche das Bild der Demuth. Er ziehe dem Ruhm einer schwelgerischen Tafel die Ehre vor, Retter des sinkenden Wohlstandes einer Familie zu sein. Er verachte die Pracht köstlichen Geräthes, um vielleicht in den Hütten der Armuth einem Kranken das Sterbebett weicher und den Todeskampf leichter zu machen. Er hülle sich und die Seinigen in minder köstliche Gewänder, um die Lumpen des Leidenden in erwärmende Kleider zu verwandeln. Er verschmähe das Glück der Spieltische, um verwaiseten Kindern ein Leben voller Glück zu bereiten.

Es gebe der Bürger geringerer Stände das Beispiel zarter Denkart, welche das Unedle und Rohe niedriger Belustigungen in Saufgelagen und Schwelgereien verabscheut, und den Freuden des gemeinen Pöbels die Belehrung seines Geistes vorzieht. Er adle seinen Stand durch Redlichkeit im Gewerbe, Ordnung im Hauswesen, Sittsamkeit und bescheidenen Anstand im äusserlichen Betragen. Unter seinem Dache ertöne nie eine gehässige Bemerkung des verächtlichen Handwerks- und Brodneides. Zufrieden durch seinen Stand, ohne Stolz und Trotz, erhebe er sich durch Biedersinn und Einsicht zu den Bessern des Volks.

Es gebe der Lehrer der Religion Jesu das erhabene Beispiel der Duldung gegen fremde Glaubensgenossen; er hasse nur das Laster am Menschen, nicht den Glauben, und am strengsten richte er immer die eigenen Fehler!

Dies heißt im Geiste des Weltheilandes handeln, sein Licht leuchten lassen vor den Leuten, und durch die siegende Macht des Beispiels Andere zur Christentugend entflammen.

Und so das Reich Gottes auf Erden verbreiten zu helfen, werde auch mein Ziel! Ach, wie weit war ich bisher davon entfernt; wie oft machte auch mich der herrschende Weltton in meinen besten Vorsätzen wankend; wie oft gerieth auch ich schon in Verlegenheit, wenn es darauf ankam, durch löbliches Beispiel vorzuleuchten; wie oft erröthete ich, so rechtschaffen und fromm zu sein, als ich gern gewesen wäre, hätte ich nicht den Spott der gewöhnlichen Menschen gefürchtet!

Nein, fortan sei es anders. Ich will meinen Jesus und seine Nachfolger nicht ferner verläugnen; ich will Dich bekennen vor den Menschen, göttlicher Erretter meiner Seele, wie Du mich vor deinem Vater bekennen wirst. Für wen lebe ich denn auf Erden? Bloß diesen sinnlichen Menschen zu gefallen? Nein, mein Gott, auch Deiner Liebe vor allem Andern würdig zu sein; nicht für den flüchtigen Traum einiger Jahre, sondern für die Ewigkeit.

Möge denn der Spötter lächeln, wenn ich die gewöhnliche Straße verlasse; — mögo mich der Mensch verkennen, der keine andere Welt kennt, als den engen Kreis seiner irdischen Verhältnisse — ich will den Muth zur Tugend haben, und Andern ein wohlthätiges Beispiel in Allem werden, was mir selbst vielleicht am schwersten wird.

O wohl mir, wenn ich erblicke, wie ich ohne mein Wissen auf die Besserung Anderer Einfluß hatte; wenn ich durch das Beispiel meines Betragens Unbekannte zur Umarmung der Tugend, zur Erwählung des ewigen Heils begeistere! Ich kann es, warum sollte ich es nicht wollen? — Ich will es, was hindert mich, es zu können?

IV.

Ueber die Sucht der Menschen, andere Menschen zu verkleinern.

Jeremias 9, 23. 24.

Beglücken, Herr, und glücklich werden,
Ist unser Ruf, ist Aller Loos.
Nur darum, Gott, ist der auf Erden
Gering und arm, der reich und groß,
Der hat mehr Kraft, der mehr Verstand,
Denn jener braucht, was der erfand.

Wer hat mich Andern vorgezogen?
Wer wieder andre Menschen mir?
Du thust's, durch freie Hand bewogen,
Denn alles Gute kommt von Dir:
Ich gab Dir nichts zuvor, denn ich
Bin Alles, was ich bin, durch Dich.

Und ich — ich sollte nicht bescheiden,
Ich stolz und übermuthig sein?
Ich den nicht achten, den beneiden?
Mich, weil er mehr empfing, nicht freu'n?
Als wär ich (hätt' ich mehr als er)
Auch besser dann, auch seliger!

Hört man in Gesellschaft Einen über den Andern sprechen, man sollte meinen, Jeder wäre der Glücklichste, der Weiseste, der Geschickteste, der Vollkommenste jeder Art. Zwar Niemand wagt es, sich und seinen vortrefflichen Zustand selbst zu rühmen, weil man Eigenlob für etwas Unanständiges hält; aber dagegen merkt man wohl aus den Aeusserungen, aus jenen gering-

schätzigen Bemerkungen, die über den Verstand, über die Vermögensumstände, über die Lage dieser oder jener Personen oder jener Unternehmungen gefällt werden, daß Jeder damit zu verstehen geben will: meine Einsicht ist beiweitem größer, mein Vermögen sicherer, meine Lage vortheilhafter.

Aber eben diejenigen, welche an Andern Alles geringer finden, als bei sich, und Alles besser verstehen, besser können, besser haben, denn Andere, pflegen auch nicht selten, wenn man sie näher kennen lernt, die Unzufriedensten mit sich selbst zu sein. Ihre Worte stimmen also nicht mit ihren innern Ueberzeugungen zusammen, und sie gleichen den Schauspielern, welche oft einen höhern Stand vorspiegeln, als sie haben.

Dies Bestreben, Andere neben sich geringzuschätzen, während man doch mit seinem eigenen Zustand nicht gar zufrieden sein kann, ist ein ganz eigener und merkwürdiger Zug in der menschlichen Gemüthsart. Denn wenn wir erkennen, daß wir nicht so kenntnißvoll sind, als Andere: warum rühmen wir sie nicht? Oder wenn wir vermuthen, daß Andere in bessern Umständen sind, als wir: warum verkleinern wir sie? Was ist überhaupt der wahre Grund davon, daß wir weit eilfertiger sind zum Tadeln und Aussetzen, als zum Loben?

Man muß nicht glauben, daß die Bereitwilligkeit der Menschen, ihre Nebenmenschen zu verkleinern, immer aus wirklichem Haß oder Groll entspringe. Denn man weiß auch von Personen, die gar nicht Ursache haben, einander zu befeinden, oder die einander nur kaum kennen, oder die wohl gar als gute Freunde gelten wollen, daß sie der Lust nicht widerstehen können, das Lob, was man etwa Diesem oder Jenem zollen möchte, durch irgend eine hinzugefügte Bemerkung zu beschränken.

Eben so wenig muß man glauben, daß immer Neid gegen die Vollkommenheiten Anderer im Hintergrunde liege, was zur Verkleinerungssucht antreibt. Denn es ist nichts Ungewöhnliches, daß Leute, welche durchaus keine Ursache haben, Andere zu beneiden, sie dennoch gern tadeln, und das Ruhmwürdige an ihnen schmälern.

Oft geschieht es nur aus leerem Uebermuth und wunderlicher Laune, ohne eigentlich damit eine böse Absicht zu verbinden. Ein anderes Mal geschieht es aus Langeweile, um sich und die Gesellschaft auf eine anziehende Weise zu unterhalten. Zuweilen nur aus bloßer Gefälligkeit für anwesende Personen, denen man sich entweder wichtig machen, oder irgend eine Artigkeit sagen möchte. Ich würde wenigstens nicht sogleich von Jedem, der ein Wort spricht, das den Ruhm Anderer beschränkt, urtheilen, es geschehe aus hämischer Bosheit, aus verleumderischen Absichten. Ja, ich finde den Fehler der Verkleinerungssucht gar oft bei Personen, die mir durch ihre Frömmigkeit, durch ihre menschenfreundliche Denkart sonst sehr achtungswürdig sein können.

Wenn ich den Quellen dieses nur allzugemeinen Fehlers nachforsche, durch den manches edle Gemüth befleckt wird, scheint es mir, sie liegen in dem angebornen Triebe des Menschen nach Vollkommenheit. Aber dieser an sich herrliche Trieb nimmt oft eine falsche Richtung, und verleitet zu sonderbaren Selbstäuschungen der Seele. Dann werden wir, ohne es zu bemerken, leicht verführt, die gute Meinung von unsern Eigenschaften zu verwechseln mit den Vorzügen, die wir besitzen möchten, so daß wir, statt nach der innern Vollkommenheit selbst zu ringen, noch begieriger sind, in Andern den Glauben zu erwecken, daß wir sie schon besitzen. Und wenn wir uns selbst wegen desjenigen, was wir sind oder haben, eben nicht besonders hochachten können, scheint uns eine Entschädigung dafür in der Achtung Anderer zu liegen, die sie gegen uns äussern.

Weil wir nun aber nicht immer Kräfte genug in uns fühlen, uns zu jenem Grad von Vollkommenheit zu erheben, den wir wohl zu besitzen wünschen, demungeachtet aber die gute Meinung von Andern nicht einbüßen möchten: werden wir geneigt, das günstige Urtheil der Welt gegen Vollkommenere zu schmälern. Kann man sich nicht erhöhen, so kann man doch Andere etwas erniedrigen, und auf diese Weise, wenigstens bei den Leichtglaubigen, ihnen gleich stehen. Es gewährt Vielen eine angenehme Empfindung, an den Eigenschaften oder glücklichen Verhältnissen Anderer etwas auszusetzen, indem man sich, wiewohl es Selbstäuschung der Einbildungskraft sein mag, dabei behaglich fühlt im Angedenken des eigenen Zustandes. Man verkleinert die hohe Meinung von der Fülle und dem

Wohlstand, in welchem der Nachbar lebt, durch allerlei Bedenklichkeiten, um nur sich selbst und Andern zu sagen: meine Lage ist zwar nicht so glänzend, aber dafür desto sicherer. Man verkleinert die ruhmvollen Unternehmungen des Dritten, indem man Zweifel gegen die Reinheit seiner Absichten erregt, um sich und Andern zu verstehen zu geben: ich würde wohl in seinen Verhältnissen dasselbe geleistet haben, oder könnte in den meinigen nicht weniger leisten, wenn ich so eitel, so ehrgeizig wäre. Man verkleinert das günstige Vorurtheil von dem Verstande, den Einsichten und Geschicklichkeiten des Dritten, indem man doch beiläufig auf einzelne Fehltritte aufmerksam macht, die er that, und deren Fehlerhaftigkeit freilich erst aus den Folgen sichtbar werden konnte, um dadurch sich und Andere zu überzeugen: wer die Fehler der Andern so gründlich zu beurtheilen weiß, kann unmöglich demselben an Einsichten nachstehen.

Aber indem wir uns auf diese Art, einer angenehmen Empfindung willen, gern selbst betrügen mögen, begehen wir, ohne es vielleicht zu denken, eine grobe Verrätherei an uns selbst. Denn durch diese verkleinernden Urtheile, welche wir über Andere ausfällen und in Umlauf setzen möchten, bringen wir denjenigen, der auch nur einige Menschenkenntniß besitzt, zum gerechten Verdacht, daß wir eben an denjenigen Stellen sehr schwach sein müssen, von welchen wir bei Andern die Schwächen aufdecken möchten. Ja, wir verrathen durch unser Betadeln und Bezweifeln, daß wir in der That die Vorzüge des Getadelten heimlich anerkennen; daß es uns schwer wird, dieselben zu erreichen; daß wir begierig wären, ihm gleich zu stehen; daß, weil wir uns nicht zu ihm erhöhen können, wir ihn gern zu uns herab erniedrigen möchten. Denn es ist gewiß, und Jeder weiß aus der Erfahrung in seinem Innern: wenn man mit seiner Lage wahrhaft zufrieden ist, gibt man sich keine Mühe, die Meinung von der guten Lage eines Andern herabzusetzen. Der gesunde Mann findet keine Ursache, gegen die Gesundheit Anderer Zweifel zu erheben, während der Kränkliche hingegen, als wäre es ein Trost für ihn, gern Kränklichkeiten oder Anlagen dazu bei Andern vermuthet, und sich viel darum bekümmert. Ein reicher Fürst gibt sich nicht damit ab, geflissentlich die Meinung von den Vermögensumständen eines seiner Unterthanen zu verringern, denn er sieht dabei für sich keinen Gewinn; wohl aber mag er ungern der Lobredner vom Reichthum anderer Fürsten sein.

Somit ist also die in unsern Gesellschaften nur allzufleißig geübte Verkleinerungssucht nur allzuoft, auch wenn sie nicht aus boshaften Nebenabsichten getrieben würde, eine wirkliche Unklugheit. Denn statt die Blößen Anderer zu enthüllen, enthüllen wir dem Scharfblicke des Beobachters unsere eigenen allein. Und wir müssen nie vermuthen, daß man so sehr geeignet sein werde, unsern verkleinernden Urtheilen Glauben zu schenken, als man überall begieriger darauf sein wird, zu erfahren, warum wir die Vorzüge Anderer so geringschätzig machen wollen. Prüfe dich nur selbst, und halte dich überzeugt: so wie du gewöhnlich von den Urtheilen Anderer denkst, so denken Andere auch über diejenigen Urtheile, welche du fällst. Willst du erfahren, wo es diesem oder jenem deiner Mitbürger im Geheimen gebricht: gehe hin, und höre, welche Arten von Gebrechen er bei Andern am liebsten zu bemerken pflegt. Ein Lahmer sieht unter tausend Menschen einem einzelnen Hinkenden am ersten und am längsten nach.

Doch nicht Unklugheit allein ist die Verkleinerungssucht — sie führt unvermerkt zu weit bedeutendern Uebeln, als zur bloßen Verrätherei unserer eigenen Schwächen. Sie ist der erste Schritt zur Ruhmredigkeit, ja sie selbst ist schon eine versteckte Ruhmredigkeit, ein Lobpreisen unserer Vorzüge vor Andern, wir mögen nun solche wirklich besitzen oder nur zu besitzen scheinen. Wer dem, was an irgend Jemandem gepriesen werden mag, nicht gern Gerechtigkeit widerfahren lassen will; oder wer, wenn es sich nicht geradezu wegläugnen läßt, doch durch verdächtigende Nebenblicke es sehr beschränkt, und das Lob, was er auf der einen Seite gibt, auf der andern wieder raubt, sagt damit: Es ist an dem Gepriesenen nichts Besonderes. Jeder könnte in dessen Lage noch mehr leisten und sein, als er. Ich besitze zum Beispiel Vorzüge, die Jener noch lange nicht hat. Ich bin nicht minder preiswürdig, wie Jener oder Jene, die ihr so hoch erhebet.

Mag sich der Verkleinerungssüchtige anfangs, wenn sich sein Fehler zu entwickeln beginnt, noch so schlau zu verstellen wissen: bald werden seine Mienen, seine Blicke das

sagen, was sich seine Lippen noch bescheiden weigern, auszusprechen. Sie werden ruhmredig, sobald ihm kein Glaube gegeben werden sollte. Er wird sich deutlicher erklären, sobald die Achtung dessen steigt, den er selbst herabgesetzt hatte. Und trifft es sich, daß er unglücklicherweise des Gepriesenen Nebenbuhler sein möchte: so verwandelt sich der Verdruß über dessen Vorzüge in Neid, die Verkleinerungssucht in wirkliche Verleumdung, das heißt, in Vergrößerungssucht der Mängel und Schwächen des verhaßten Gegenstandes, oder in Erdichtung von Gebrechen desselben.

Es gibt wenige Laster, die von der Menschheit so allgemein mit Abscheu belegt werden, als Verleumdung und Neid; sie führen zur tiefsten Niederträchtigkeit hinab, und erregen, wo man ihre Spuren wahrnimmt, Ekel in edeln und unedeln Gemüthern. Und dahin führt zuletzt die Neigung, Anderer Vorzüge etwas zu verkleinern. Wer sich in Gesellschaften gern erlaubt, den Werth Anderer, oder doch das günstige Urtheil darüber, herabzusetzen, hat die volle Anlage zum Verleumder, auch wenn er dazu gegenwärtig nicht die geringste Neigung in sich verspürte, und von Natur gefällig, gutmüthig und duldsam wäre. Die Verhältnisse des Menschen ändern oft, und man wird leicht unter andern Umständen ein Anderer. Rühme dich nicht, daß du bis jetzt noch von jenen traurigen Lastern rein bliebest; aber frage dich, warst du auch immer von der Begierde ganz frei, an Andern gerühmte Eigenschaften zu verringern? Und wenn du dich des Fehlers hin und wieder schuldig weißt: so untersuche, ob du nicht auch schon, wenn gleich vorübergehende, Anwandlungen von Neid hattest, oder ein Gelüst, die Fehler und Schwächen irgend einer Person zu vergrößern.

Lächerlicher, aber zuweilen nicht minder schrecklich in den Folgen, als die boshafte Verleumdung, ist ein Laster anderer Art, welches sich gern der versteckten Ruhmredigkeit zuzugesellen pflegt. Es ist dies der Stolz, das heißt, die überspannte Meinung, welche der Mensch von seinen eigenen Vorzügen hat; eine Meinung, welche er noch weniger durch Worte, als durch Geberden und Handlungen an den Tag legt.

Der Stolz ist so mannigfaltig, als die Denkart der Menschen selbst, und hat so vielerlei Abstufungen, als jedes andere Laster. Aber in dem Hange, die geschätzten Eigenschaften des Mitmenschen zu verkleinern, liegt der Keim zur übertriebenen Hochschätzung seines eigenen Werthes. Erziehung und Umstände thun das Uebrige, theils welchen Grad der Stolz erreicht, theils welche Art des Hochmuths die herrschende werden kann.

Daher erblicken wir zum Beispiel unter jungen Leuten, welche noch in der Blüthezeit ihrer Kraft wandeln, den Stolz auf äussere Schönheit am gemeinsten. Selten werden sie den Vorzügen Anderer ihres Geschlechts mit vollem Herzen Gerechtigkeit gewähren, und lieber das Mangelhafte daran aufsuchen, und ihre Augen daran weiden, als das Gepriesene bewundern. Hier ist, auch wenn der Gedanke nicht zum Worte wird, Verkleinerungssucht; hier entfaltet sich, so unschuldig es auch anfangs sein mag, der Hang zur Eitelkeit. Was die Natur nicht gab, sucht man durch Kunst zu ersetzen, und die einzelnen Schönheiten des Körpers durch gefälligen Schmuck zu erheben und bemerkbar zu machen.

Aber die Jugendzeit ist flüchtig; das Feuer des Auges erlöscht bald unter den Thränen und Sorgen später Tage; andere Leidenschaften bemächtigen sich des Gemüthes, und wer nicht mehr durch äussere Schönheit gefallen kann, will durch seinen Geist oder durch seinen Rang in der bürgerlichen Gesellschaft, oder durch den Umfang seines Vermögens glänzen. Der Fehler bleibt derselbe, er nimmt nur andere Farben an. Die jugendliche Gefallsucht und Eitelkeit, welche in spätern Jahren Gefahr läuft, Gelächter zu erregen, verwandelt sich in absprechenden Eigendünkel, in Rangstolz, in Geldstolz.

Wie uns jede Tugend der Gottheit näher rückt, macht uns jedes Laster mit der Thierheit verwandter. Wie das Thier nie seinen Blick zum Himmel hebt, sondern unter sich gesenkt nur auf die Erde heftet: so auch der Stolz. Er denkt nicht an den, der höher steht, als er; er betrachtet nur diejenigen, welche tiefer sind, oder nicht zu hoch scheinen, in dessen Besitz er zu stehen vermeint. Was ist der reiche Bauer neben dem reichen Städter, und dieser neben dem Fürsten? Was ist der Bürger von angeblich vornehmer Familie, die seinen Hochmuth nährt, neben dem Edelmann, der adelstolz auf ihn verächtlich herabschaut, und was ist dieser

neben dem Gewaltigen, der Krone und Zepter trägt?

Man nennt den Stolz gewöhnlich eine Thorheit, und dies ist er; denn was mag lächerlicher sein, als der Mensch, der sich etwas Großes mit Dingen meint, die ihm nicht selbst gehören, die in der Todesstunde wie Staub von ihm fallen, die er vielleicht schon in der nächsten Stunde einbüßen kann, und in denen er von Tausenden, die mit ihm leben, übertroffen wird? Aber der Stolz ist mehr, als Thorheit; er ist ein Seele und Körper vergiftendes Laster, und so gefährlich, wie jedes andere. Er äussert sich zwar nicht in Handlungen, sondern in den Einbildungen, welche der Mensch von seinen vermeinten Vorzügen hat. Je übermäßiger diese Einbildungen, je übermäßiger der Stolz.

Nun aber ist jede überspannte Einbildung vom Werth oder Unwerth der Dinge eine Art Wahnsinn, besonders wenn solche Einbildung zur bleibenden Denkart wird, nach der wir unsere Handlungen vornehmen. Ein Mensch, von ihr befangen, muß daher immer mit falschem Maasstab messen und verkehrt urtheilen, sobald sein Stolz berührt wird. Er handelt dann wie ein Berauschter, welcher die Dinge anders ansieht, als sie wirklich sind.

Weil nun das Laster des Stolzes vorzüglich die Einbildungskraft des Menschen angreift, müssen wir uns nicht wundern, wenn dieselbe zuletzt dadurch mehr oder weniger zerrüttet wird. Daher sind stolze Menschen gewöhnlich am fähigsten, wahnsinnig zu werden, und in den Irrenhäusern die größere Zahl der Verrückten von ungemessenem Hochmuth beseelt, mitten in ihrem bejammernswürdigen Elende.

Doch hinweg den Blick von diesen schauerlichen Verirrungen des Menschen! Und dahin kann doch zuletzt das Gefallen führen, welches man an Geringschätzung und Verkleinerung des Guten bei Andern empfindet.

Statt die Vorzüge seiner Brüder zu schmälern, erkennt sie der Christ willig an, und freut sich ihrer, wenn sie wahre Vorzüge sind. Gern gönnt er dem Andern größere Kenntnisse, größere Kunstfertigkeiten und Einsichten — denn so wollte es Gott, daß ungleich die Gaben ausgetheilt sein sollten, damit Einer dem Andern desto nützlicher und unentbehrlicher werde. Ich gelte darum bei mir und bei Gott nicht weniger.

Gern will ich Diesem oder Jenem seine vorzüglichere Schönheit gelten lassen — sie ist Gottes Werk. Ich will mich derselben freuen, ohne Beimischung von Mißgunst. Denn wie bald ist nicht die Rose verblüht! Wie bald ist jenes schwarze Haar eisgrau, jene blühende Wange bleich, jene schlanke Gestalt von den Gebrechen des Alters gekrümmt!

Gern will ich dem, der größeres Vermögen und Eigenthum hat, als ich, diesen Vorzug zugestehen, ohne ihn durch ein Aber und Wenn zu schmälern, — er freue sich dessen; bin doch auch ich bei einem mäßigern Besitze des Lebens froh. Nicht das Gut draussen, sondern das Gut im Herzen macht glücklich. Warum sollte ich ihm beneiden, was ihm nicht gehört? Es ist geliehenes Gut; im Tode bleibt ihm nicht das Gewand, welches ihn deckt.

Gern will ich die Verdienste dessen anerkennen, der zum Besten der Welt oder seiner Mitbürger etwas Gemeinnütziges unternimmt. Warum sollte ich seine Absichten dabei verdächtigen, da ich das Innere seines Gemüthes und sein Verhältniß nicht kenne, in dem es zu Gott steht? Warum sollte ich seine Achtung bei den Menschen schmälern, da, wenn auch nicht ich, doch meine Kinder oder Enkel künftig an den Wohlthaten Theil nehmen können, die er stiftete?

Gern will ich den, der von edlerer Geburt zu sein meint, als ich, die kleine Freude ungetrübt geniessen lassen, wenn er Freude daran haben kann, sich eines vermeinten Vorzugs zu rühmen, an dessen Dasein er den allergeringsten Theil hatte. Welcher Sterbliche ist denn vor Gott edel oder unedel geboren? Daß aber in der bürgerlichen Gesellschaft mancherlei kleine Unterschiede der Stände bestehen, ist für die Ordnung des Ganzen nothwendig; sie würde ohne dies zerfallen. Warum sollte ich durch verkleinernde Urtheile das zerstören helfen, was wohlthätige Absichten für gegenwärtige Lebensverhältnisse gestiftet haben?

Es gibt nur Eins hienieden, was ich an mir achtungswürdig nennen darf; nur Eins, was allen Menschen Achtung abzwingt: dies ist die Tugend, dies ist die Erkenntniß Gottes, das heilige Wandeln vor Gott. Darum spricht die heilige Schrift: „So redet der Herr: ein Weiser rühme sich nicht seiner Weisheit, ein Starker rühme sich nicht

seiner Stärke; ein Reicher rühme sich nicht seines Reichthums; sondern wer sich rühmen will, der rühme sich deß, daß er mich wisse, und kenne, daß ich der Herr bin, der Barmherzigkeit, Recht und Gerechtigkeit übet auf Erden: denn solches gefällt mir, spricht der Herr." Jer. 9, 23. 24.

Und Dein Wohlgefallen, Herr, Allweiser, Allbeherrscher, sei das Ziel meiner Gedanken und Handlungen. Wenn ich nur vor Dir ohne Vorwurf und mit Heiterkeit erscheinen darf, o du Allesprüfender, Allesfehender, dann mag ich es wohl ertragen, ob ich in den Augen der Sterblichen werther oder unwerther bin durch Kenntniß, Leibesschönheit, Reichthum, Rang und Würden. Denn ich athme, ich lebe nur für Dich, o mein Schöpfer, das heißt, für meine höchste Seligkeit in Deinem Weltall.

Diesen Geist will ich bewahren — es ist der Jesusgeist! Ich will mich aufmerksamer beobachten, und verhüten, daß ich nie in den Fehler sinke, das Gute, was ich an meinen Nebenmenschen bemerke, durch mein Urtheil geringschätziger zu machen. Was Achtung verdient, will ich gern achten, denn dadurch ermuntere ich auch Andere zu edler Nacheiferung. So stifte ich durch ein Wort oft in manchen Herzen Gutes, ohne es selbst zu wissen, und verbreite, o Gott, Dein Reich, welches das Reich der Liebe und Seligkeit ist. Amen.

V.

Anerkennung fremder Verdienste.

Phil. 2, 29. 30.

Wer eitler Ehre gern entbehrt,
Und Edles selbst an Feinden gern
Erkennt, der ehrt sich selbst, der ehret
Der Niedrigkeit und Hoheit Herrn.
Wohl, wohl ihm, denn Bescheidenheit
Ist aller Stände Herrlichkeit.

Sie schmückt das Alter, gibt der Jugend
Erst Liebenswürdigkeit und Werth,
Gibt Glanz, gibt Hoheit jeder Tugend,
Die eiteln Schimmer gern entbehrt:
Denn Demuth und Bescheidenheit
Ist aller Edeln Feierkleid.

Gib, Herr, zu allen Deinen Gaben
Auch diese: Laß, vom Stolze rein,
Uns Alles brauchen, was wir haben,
Uns durch einander zu erfrau'n.
Das Ehrenwürd'ge sei geehrt,
Und nicht durch Neides Kunst zerstört.

Es scheint beinahe, als gäbe es für gewisse Menschen keine schwerere Tugend zu erfüllen, als die, das Gute und Löbliche, was Andere an sich haben oder thun, mit gebührender Achtung anzuerkennen. Wir finden in Gesellschaften bei weitem die Meisten geneigt, von ihren Lebensgenossen das Nachtheilige zu erzählen. Unter vielen denkt kaum Einer edel genug, den Schleier über die getadelten Fehler des Abwesenden zu werfen, und sein Rühmliches hervorzuziehen. Mancher gibt sich mit vermeinter Klugheit wohl das Ansehen des Unparteiischen, zollt dem Verdienstlichen sein Lob; doch vergißt er selten, hintennach sein zerstörendes Wenn und Aber anzuhängen, wodurch er den Ruhm wieder größtentheils zurücknimmt, den er vorher gegeben.

Leute, die schon im übeln Rufe stehen, pflegen endlich noch weit seltener die Tadelsucht zu beschäftigen, als diejenigen, welche unter ihren Mitbürgern einige Achtung genieſſen. Von den Lasterhaften spricht Jeder mit Widerwillen und Ekel, oder mit bedauerndem Achselzucken — desto lieber unterhält man sich von den Mängeln solcher Personen, die schon ein gewisses Lob errungen haben. Und je allgemeiner ein Mann geachtet ist, je ämsiger scheint man bemüht, das Gute, was er besitzt oder thut, in den Augen Anderer zu verkleinern. Man sollte fast glauben, es sei Jedem eine große Freude, nur unter schlechten und verächtlichen Personen zu leben, daß man so eifrig ist, auch das Verdienstvolle und Glänzende zu verdunkeln.

Es ist auffallend, daß man rechtschaffenen Leuten gewöhnlich erst dann Recht widerfahren läßt, wenn sie todt sind; daß man ihre Verdienste ohne kränkende Schmälerung ehrt, wenn sie gegen unser Lob unempfindlich sind. Woher dies? Prüfe dich selbst! Bist du von dieser unedeln Neigung, das Gute an Andern zu verkleinern, frei? Hast du nicht, wenn Jemand einen deiner Bekannten pries, Reiz gefühlt, den Lobredner eines Bessern zu belehren, seine Bewunderung herabzustimmen, und die Fehler des Gepriesenen bemerkbar zu machen?

Wenn wir die Geschichten des Alterthums lesen, wie sehr betrübt es uns, zu erfahren, wie man fast zu allen Zeiten die Wohlthäter des menschlichen Geschlechts, so lange sie am Leben waren, verachtete, verkleinerte, sogar mißhandelte und verfolgte! Wir nennen diese kleinherzigen Tadler, diese blinden Verfolger noch heut mit schimpfli-

chen Namen. Unser Inneres empört sich, wenn wir vernehmen, wie man denen, welchen nach dem Tode Ehrensäulen und Denkmäler errichtet wurden, im Leben oft kaum Nahrung und Obdach gab!

Und sind wir besser, als jene Unterdrücker fremden Ruhms? Handeln wir nicht noch, wie sie? — Und woher rührt dieser Hang, das Verdienst Anderer zu verkleinern?

Bei Vielen ist es in der That nichts als die Wirkung eines unreinen, boshaften Gemüthes, welches alles Bessere haßt und lästert, was ihm selbst fehlt. Es ist der Neid in unverhüllter Schändlichkeit! — Wir erkennen ihn leicht. Er empört sich gegen das Gute, was man von ihm nicht sagen kann. Er nimmt, um seiner Wirkung sicher zu sein, alle Gestalten an. Bald ergießt er sich leidenschaftlich in giftigen Anmerkungen; bald macht er den scherzenden, muthwilligen Spötter, welche nur durch lustige Einfälle unterhalten zu wollen scheint; bald spielt er die Rolle eines aufrichtigen Verehrers fremder Verdienste, und beklagt nur in mitleidigem Tone, daß so viel Gutes durch schlechte Eigenschaften oder auch nur durch Schwächen verfinstert wird; bald redet er die Sprache des Scheinbar-Unparteiischen, und wirft Zweifel auf, die Mancher für begründet hält, weil Niemand sogleich gegenwärtig ist, der sie lösen könnte.

Doch nicht immer ist es die zur Natur gewordene Lästersucht und der Neid, welcher fremdes Verdienst mit Begierde in den Schlamm der Verworfenheit herabzuziehen sucht, in welchem die Denkart des Mißgünstigen lebt — zuweilen ist es nur gekränkte Eitelkeit, welche die gehässige Rolle des Neidischen spielt. Viele zürnen nur deswegen dem Lobe, was einem Andern gezollt wird, weil sie fürchten, man lasse dagegen ihnen selbst keine Gerechtigkeit geschehen. Es entsteht in ihnen die Versuchung, sich ebenfalls geltend zu machen. Sie möchten zu verstehen geben, daß das, was an Andern so laut gepriesen worden, keineswegs so selten sei, und in ihnen ebenfalls zu finden wäre. Ihr beleidigtes Selbstgefühl ist weniger mit dem Gepriesenen, als mit den Lobrednern unzufrieden. O wie nahe ist diese Einbildung auf eigenen Werth mit dem Neid selbst verwandt!

Zuweilen hindert auch nur Furcht vor Mißbrauch, in das Lob fremdem Verdienstes einzustimmen. Man verkennt zwar die rühmlichen Eigenschaften des Andern gar nicht, aber möchte davon des Aufhebens nicht zu viel gemacht sehen, um zu verhüten, daß der Gelobte nicht in seiner Eitelkeit bestärkt werde, was ihn leicht zu übler Anwendung des öffentlichen Beifalls verleiten könnte. Man ehrt das Verdienst, aber weigert sich, die Person zu ehren, welche es trägt. Man kann den Gedanken nicht ertragen, daß die von Allen gepriesene und bewunderte Person über uns erhaben stehe, oder einen Einfluß bekomme, der unsern eigenen Absichten zuwider sein dürfte. So hält man sich für verpflichtet — und o wie gern gibt der Mensch seinen eigennützigen, unlautern Handlungsweisen den Anschein des Pflichtmäßigen! — den Ruhm derer, die ihn verdient haben, zu schmälern.

Doch wer könnte alle die Larven nennen, in welche sich der größere oder geringere Neid vermummt, um mit Anstand vor der Welt erscheinen zu können! Aber wie er sich auch verhülle, jederzeit wird er dem Blick des Beobachters kenntlich sein, und die Verachtung unserer Herzen ärnten. Wer fremdem Verdienst den Beifall schwächt, dessen es würdig ist, legt das offene Geständniß ab, daß er desselben nicht fähig sei, und bei seiner eigenen Kraftlosigkeit doch nicht einmal so viel Seelengröße habe, es gelten zu lassen. Jede Aeusserung der Mißgunst ist eine Selbstverrätherei, und der Beweis eigener Geringfügigkeit. Nur Personen, welche in sich das Bewußtsein von Werth tragen, haben den Muth, den Werth Anderer ohne Mißgunst anzusehen, und ohne Eifersucht die Vorzüge der Nebenmenschen zu bewundern.

Dies ist das Kennzeichen des wahren Weisen, dies der Edelsinn des Christen. In diesem Geist empfahl einst Paulus den Brüdern zu Philippi seinen Gehilfen Epaphroditus. Weit entfernt, die Verdienste desselben durch beschränkende Zusätze zu verkleinern; weit entfernt, die leiseste Mißgunst zu äussern, daß die Gemeinde zu Philippi so hohen Werth auf Gesundheit und Leben des treuen Epaphroditus gesetzt hatte: ward Paulus der lebhafteste Lobredner desselben, und nannte ihn seinen Mitstreiter und ihren Apostel. Phil. 2, 25.

Wer Andere ehrt, der hat die rechte Art ergriffen, sich selbst zu ehren. Wer über fremde Vorzüge seine eigenen vergißt, der

zwingt die Welt, ihm eine Gerechtigkeit zu gewähren, die er sich selbst versagt. Bescheidenheit macht die Verdienste glänzender, welche wir wirklich besitzen, und entwaffnet selbst den Neid.

Nur der Arme beneidet oft den Beglückten; wann hat man gehört, daß der Wohlhabende dem Dürftigen seinen Mangel mißgönne? Der Häßliche beneidet wohl den Schönern; wann hat man gehört, daß der Schöne die Ungestaltheit des Krüppels beneide? So ist es immer der Gemeinere, welcher die Vorzüge des Bessern mit Scheelsucht beobachtet; so ist es nur der, welcher seinen eigenen Werth fühlt, der auch mit Zufriedenheit auf den Werth Anderer blickt, und es liebt, wenn die Welt denselben anerkennt.

Es ist bei der Mannigfaltigkeit, mit welcher die Gottheit ihre Gaben auf Erden vertheilte, ohnehin unmöglich, daß jeder Mensch die gleichen Vorzüge und Eigenschaften besitze, wie der andere. Um so weniger sollte es uns daher verdriessen, wenn ein Anderer in gewissen Dingen glänzt, wo wir in unsern Verhältnissen es nicht konnten. Aber Niemand ist auf Erden, der nicht irgend eine Fähigkeit oder Eigenschaft hätte, durch welche er sich auszuzeichnen im Stande wäre. Daher ist es an Jedem, seine Fähigkeiten zu untersuchen, und diejenigen zum Besten seiner Mitlebenden am meisten auszubilden, durch die er am wohlthätigsten wirksam werden kann.

Es ist möglich, daß ein Anderer dich an Reichthum und Pracht übertrifft — warum willst du ihn deswegen verkleinern? Dir ist es möglich, ihn durch weisere Anwendung deines kleinern Vermögens, ihn durch höhere Gemeinnützigkeit zu übertreffen: warum versuchst du es nicht? Sein Reichthum ist ein Spiel des Glücks; deine Gemeinnützigkeit würde eine Wirkung deiner Tugend sein. Wen würdest du höher achten, den wohlthätig wirkenden Mann bei geringern Gütern, oder den Selbstsüchtigen bei größern Einkünften? — Siehe, wie du, so beurtheilen dich deine Zeitgenossen.

Es ist möglich, daß ein Anderer dich in Gelehrsamkeit, in Kenntnissen übertrifft — warum willst du ihn deswegen beneiden, da dich mannigfaltige Umstände hinderten, mit ihm zu wetteifern? Aber wer hindert dich, in deiner Lage der Beste zu sein, und ihn in deinem von der Vorsehung beschiedenen Wirkungskreise durch Thätigkeit, Redlichkeit und nützlichen Eifer weit zu übertreffen?

Es ist möglich, daß eine Person mehr Schönheit, Witz und äussere Anmuth von Natur habe — warum willst du thörichter Weise hinwegläugnen, was Jeder sieht? Aber warum versäumst du, durch Gleichmuth, Bescheidenheit und Seelenschönheit dir das größere Verdienst zuzueignen, was bleibendern Werthes, als die Farbe der Haut oder das Feuer des Auges, ist? Warum entstellst du deine Seele noch mehr durch den Schmutz des Neides?

Es ist möglich, daß ein Anderer dich durch die Gunstbezeugungen übertreffe, welche ihm das Glück gewährt; daß ihm Verwandtschaften Ehrenstellen zuwerfen, die dir versagt bleiben, ungeachtet du fühlst, daß du sie würdiger bekleiden könntest, als Jener. Ist denn die Ehrenstelle, welche dich an ihm verdrießt, eine Folge seiner wahren Verdienste? Ist denn überhaupt das, was wir Glück zu nennen pflegen, immer ein Beweis der Würdigkeit dessen, der es genießt? Handle so, daß du jedes Glückes werth wärest, und du wirst denjenigen aufhören zu beneiden, der im Schooße des Glückes mit dem Bewußtsein seines Unwerthes sitzt, wenn er dich erblickt.

Wer fremdes Verdienst willig achtet, bezeugt damit vor der Welt, daß er in seinem Gemüth einen Reichthum trägt, welcher ihn abhält, Andere zu beneiden. Wer nicht kleinlich bei jedem Lobspruch, der Andern gegeben wird, zittert, es geschehe auf seine eigene Unkosten, erregt Ehrfurcht für sich. Es ist schon verdienstvoll, die Verdienste Anderer zu schätzen. Dieses bescheidene Gerechtigkeitsgefühl erhebt den, der groß genug denkt, es zu haben, über den gemeinen Haufen engherziger, gebrechlicher, tugendarmer Menschen empor.

Inzwischen ist auch nicht zu läugnen, daß wir allerdings in Anerkennung fremder Vorzüge gewisse Grenzen zu beobachten haben, welche uns die Klugheit vorschreibt.

So wie ein erzwungenes Lobkünsteln, durch welches wir uns selbst gern einigen Werth erlisten möchten, lächerlich, oder ein unsern Lobeserhebungen angehängtes Aber verächtlich ist: eben so wenig geziemt es uns, dasjenige, was in der That achtungswerth ist, mit *übertriebenem Beifall* zu beehren. Denn wer irgend einem Ge-

genstande unmäßige Bewunderung zollt, verräth dadurch entweder Mangel der Erfahrung, oder Beschränktheit des Verstandes; es ist zu fürchten, daß künftig der gleiche Mensch, wenn seine Einsichten reifen, geneigt sein wird, mit gleicher Ungerechtigkeit zu verwerfen, wo er vorher ohne Einschränkung vergöttert hatte.

Ohnedem ist eine unmäßige Bewunderung einer achtungswürdigen Sache eher gefährlich, als vortheilhaft; gefährlich, weil das begeisterungsvolle, grenzenlose Lob die Galle des Neidischen am meisten erweckt, und auch den Unparteiischen reizt, mit vorzüglicher Beflissenheit etwanige Fehler aufzuspüren, um sich zu rechtfertigen, wenn er nicht in die unbedingte Verehrung einstimmte. Nichts ist reizbarer in dem Menschen, als der Widerspruchsgeist; er wächst mit dem ihm dargebotenen Hohn. Und daher ist mancher guten Sache schon größerer Schaden durch die ungemessenen Lobeserhebungen ihrer Freunde, als durch den Tadel ihrer Feinde entstanden. Denn jeder Ueberspannung folgt früher oder später Erschlaffung.

Auch müssen wir allezeit in der Anerkennung fremden Verdienstes den Verdacht niedriger Schmeichelei von uns entfernt halten. Es sind ihrer Viele, die dem Verdienste Gerechtigkeit schenken, sobald sie nur hoffen können, Vortheil für sich dabei zu erobern. Es ist diesen Selbstsüchtigen nicht darum zu thun, eine Tugend zu ehren, sondern irgend eine kleine Beute zu machen. Sie sind es, die den Ehrenwerthen mit eben der Schamlosigkeit in's Gesicht loben, mit welcher sie sich vielleicht hinter seinem Rücken über ihn belustigen. Sie sind es, die eben so willig das „Hosianah" jauchzen, als einige Tage nachher, wenn ihre Absichten fehlschlagen, das „Kreuzige!" Sie vergöttern den Tiranen, so lange er Macht hat, und tanzen, als feige, übermüthige Sklaven, auf seinem Leichnam.

Aber hinweg von diesen feilen Seelen, für die keine Tugend, kein Ruhm, kein Verdienstvolles auf Erden wohnt, sondern nur bald dies, bald jenes Ziel niedriger Habsucht, dem sie nachkriechen. Das Lob der Ehrlosen kann nicht ehren, ihr Tadel nicht herabwürdigen.

Ehre das Verdienst! Du kannst Werke der Pracht, der Schönheit bewundern; du kannst die Spiele des Glücks anstaunen; du kannst Gelehrsamkeit und Talente hochschätzen; du kannst die Gewalt der Fürsten groß nennen — aber die Ehre gebührt nur dem Verdienst, das heißt, der Willenskraft und Weisheit, welche jene Mittel zu wohlthätigen, menschenbeglückenden Zwecken benutzt.

Nur zu oft pflegt der leicht getäuschte Sterbliche das todte Werkzeug zu ehren, statt des Künstlers, und das, was Zufall und Natur verliehen, statt des Besitzers. Nur zu oft pflegt man den Menschen zu ehren, wo man seine Mittel meint. Aber auch der Dieb kann Schlauheit haben, welche Erstaunen zu erregen im Stande ist: wer wird sie ihm zum Verdienst rechnen? Auch der Bösewicht kann sich durch glückliche Gewaltthätigkeit eine Macht anmaßen, vor der man zittert: aber wer wird seine kühne Ungerechtigkeit ein Verdienst heißen? Auch der Blödsinnige, oder der Wucherer, oder der Taugenichts kann von Pracht und Reichthum umringt sein: welche Ehre verdient er deswegen? Auch der ehrsüchtige Schleicher kann durch Niederträchtigkeiten Ehrenstellen erringen: ist er darum unserer Hochachtung würdiger, als wenn er in wohlverdienter Niederträchtigkeit kröche?

Nein, Ehre nur dem wahren Verdienst! Und jede Tugend ist verdienstvoll; und nur die Tugend ist ehrwürdig. Alles Andere, was Glück und Menschengunst geben und nehmen können, kann die Hochachtung des Weisen und Christen nicht gewinnen, wenn es auch seine Bewunderung für einen Augenblick fesselt. Er trennt das Wesen vom Schein; er ehrt nicht das, was der Mensch empfangen kann, sondern was derselbe durch eigene Kraft gewährt, was es Gutes und Nützliches leistet.

Ehre dem wahren Verdienst — es wohne denn auch in Palästen oder unterm Strohdach; es gehöre unserm Freunde oder unserm Gegner. Weigere dich nie, es anzuerkennen — in der Würde deines Mitmenschen erkennst du deine eigene Würde an. Vor Mächtigen kriechen, vor Besitzern großer Talente oder Reichthümer Schmeicheleien sagen, das kann auch der Pöbel. Aber wahres Verdienst zu ehren, ist Niemand fähig, der nicht selbst ehrwürdig ist und Sinn für tugendvolle Kraft hat.

Diese Anerkennung geschehe, wie ohne Schmeichelei, auch muthig, ohne Menschenfurcht. Hilf dem unterdrückten Verdienst empor, nimm die Tugend und das edle Streben verkannter Menschen in Schutz, wo Neid, Haß, Verleumdungssucht und Verfolgung sich dagegen auflehnen. Dein Muth selbst ist Tugend und Wohlthat. Er erquickt und ermuntert nicht nur den Verkannten, nein, er schreckt auch die Lästerer, und bringt Haufen feiger oder gedankenloser oder leichtsinniger Nachbeter zum Ernst des Nachdenkens zurück und zur Pflicht.

Wir sollen aber das Verdienst im Menschen öffentlich ehren, nicht sowohl um dessen willen, der es besitzt, als vielmehr um derer willen, denen es fehlt. Denn wer mit großer Seele alle Hindernisse überwältigt, um etwas Nützliches zu begründen, bedarf deiner Anerkennung seines Verdienstes nicht, um sich darin zu bestärken; er verachtet selbst die Verfolgung der Selbstsüchtigen, und rechnet sie zu den gewöhnlichen Hindernissen, die der Gerechte zu bekämpfen hat. Wer mit Bescheidenheit im Stillen nach allen Kräften Gutes befördert, bedarf deiner Anerkennung seines Verdienstes nicht; seine Demuth war nicht ruhmdürstig, daher verhüllte er seine ruhmwürdigsten Handlungen vor den Augen der Welt. Wer mit seltener Klugheit gemeinnützige Werke vollführt, ohne Rücksicht auf eigenen Gewinn, bedarf deiner Anerkennung seines Verdienstes nicht; denn er will keinen Gewinn, als sein Selbstbewußtsein, uud er weiß, wie wenig auf der Menschen gewöhnliches Tadeln oder Loben geachtet werden müsse.

Unsers Selbstes willen sollen wir verdienstvolle Menschen und Thaten ehren, und derer willen, die ihr alltägliches Leben in schlaffer Gemeinheit hintreiben, ohne sich zu einer wahren Tugend, zu einer menschenbeglückenden That zu erheben. Diese sollen durch verdientes Lob, welches wir dem Edeln und Guten geben, zur Nachahmung erweckt werden. Wir müssen das Gefühl herrschender durch die Welt machen: daß nur das Göttliche ehrwürdig, alles Andere Staub sei; daß nicht Tonnen Goldes, nicht Herrschaft über Königreiche, nicht Stand und Geburt, nicht Pracht, nicht Schönheit ehren und tadeln, sondern ein großer, göttlicher, einfacher Sinn; ein thätiges Streben, immer fehlerreiner und tugendvoller, und in dem Lebenskreise, wohin uns Gottes Hand stellte, der Vortrefflichste und Wohlthuendste zu sein.

Solch ein Gefühl unter den Menschen herrschend zu machen, ist nur die Sache reiner Gemüther, die sich, o Gott, in Deiner Betrachtung veredelnd, Wohlgefallen an allem Edeln haben. Das Vergnügen, welches ich bei Anerkennung fremden Werthes empfinde, ist der sichere Maasstab meines eigenen Werthes; und der Widerwille, der mich beherrscht, dem Verdienst Anderer zu huldigen, ist das Kennzeichen meiner eigenen Schlechtigkeit.

O mein Gott, wohl war auch ich oft ungerecht gegen das Verdienst mancher meiner Mitmenschen; wohl suchte auch ich oft durch Aufsuchung ihrer Mängel mich über die Vorzüge zu trösten, die ich nicht besaß. Schamvoll möchte ich mich vor Dir verbergen! O Vater, Vater! Nie überrasche mich solch eine niedrige Gesinnung wieder im Leben! Verleihe mir Kraft; heilig ist mein Wille! Amen.

VI.

Der Unverträgliche.

Kol. 3, 13.

O, wie wird das Herz beschwert
Durch des Unmuths Leidenschaft!
Zanksucht, Zorn und Haß verzehrt
Nach und nach des Lebens Kraft;
Mindert unsre Zahl von Jahren;
Jede reine Freud' entflieht.
Herr, der auf mich Schwachen sieht,
Ach, Du wollest mich bewahren,
Daß ich ohne Murren, frei
Von Verdruß, nur Liebe sei.

Wer mir flucht, ihn will ich segnen,
Wie mein Heiland, Jesus, that;
Will dem nachsichtsvoll begegnen,
Der zum Streiten Neigung hat.
Möge mich Dein Geist beleben,
Daß ich, Vater, als Dein Kind,
Liebreich sei, wie Du, gesinnt!
Herr, Du wollst den Sinn mir geben,
Der bei Fehlern Nachsicht zeigt,
Und mit Sanftmuth weicht und schweigt.

Man muß erstaunen, welche Mühe sich die Menschen oft geben, um ihres Lebens so wenig als möglich froh zu werden; wie sie sich's gleichsam zur ersten Pflicht machen, eben sowohl Andern, als noch weit mehr sich selber, die wenigen Lebenstage

zu verbittern, die ihnen die Gunst ihres Schöpfers auf Erden gestatten will.

Da gibt es vielerlei Personen, die, es mag geschehen was wolle, mit nichts zufrieden sind, und mit keinem Menschen auskommen können, so gut und nachgebend er auch gegen sie sei. Immer haben sie Stoff, zu tadeln, zu zanken, Vorwürfe zu machen, und sich über Andere zu beklagen. Immer schliessen sie neue Freundschaften, und keine können sie lange haben. Nirgends gefällt es ihnen; aller Orten finden sie Anstoß; aller Orten etwas auszusetzen, bald an den Einrichtungen, bald an den Leuten, mit denen sie in Verhältnissen stehen müssen. Keiner macht es ihnen zu Dank.

Solche ungesellige und unverträgliche Leute können neben ihrer Untugend sehr liebenswürdige Eigenschaften haben, und daher auf den ersten Augenblick sehr für sich einnehmen, so lange man sie und ihre Unart nicht näher kennt. Auch pflegen sie an fremden Orten oder bei neuen Bekanntschaften ihr mürrisches und herrisches Wesen nicht leicht zu äussern. Sie sind höflich, nachsichtig, voller Aufmerksamkeit gegen Andere. Sie wünschen zu gefallen. Sie bemühen sich, Beifall zu gewinnen, theils weil sie sich einbilden, die neuen Bekanntschaften seien wirklich nach ihrem Geschmacke, seien Menschen nach ihrem Herzen; theils um Andern, mit denen sie im Unfrieden leben, zu zeigen, daß sie keineswegs von Natur ungesellig und unfreundlich sind, sondern erst durch Fehler der frühern Bekannten gezwungen worden sind, es zu werden. — Sobald aber die neue Bekanntschaft einige Wochen älter geworden sein mag, den Reiz der Neuheit verloren hat; sobald nähere Freundschaft einige Vertraulichkeit mehr gestattet: wendet der Unerträgliche die rauhe Seite auswärts, und wird auch der Alte wieder, ohne weitere Schonung. Er tadelt, macht Vorwürfe, wird rechthaberisch, möchte Alles nach seinem Kopfe haben, und endet damit, die Freundschaft wieder zu zerreissen, die er vorher so emsig gesucht hatte, und die Achtung, welche man für ihn empfand, trotzig zu verscherzen.

Diese seltsame Gemüthsart, welche alle übrigen löblichen Eigenschaften einer Person, alle ihre vortrefflichen Anlagen und Kenntnisse, so glänzend dieselben auch oft sind, wieder verdunkelt, zuweilen ganz unbrauchbar macht, ist oft nur Frucht eben vom Bewußtsein solcher Vorzüge, nur Wirkung von dem Stolz auf ihren Besitz. Mit einem kleinen Grade von innerer Bescheidenheit würde der Unverträgliche sich in den verträglichsten aller Menschen verwandeln. Aber dieses Bewußtsein verleitet ihn, jeden Andern übersehen und durch sein Urtheil verkleinern zu wollen. Er glaubt Alles richtiger einzusehen, Alles besser zu wissen; jeder Widerspruch beleidigt und reizt ihn, ist für ihn ein Zweifel an seinem gesunden Verstandesblick, ein Mißtrauen in seine Kenntnisse und Erfahrungen. Er verwirft mit absprechendem Tone, was nicht nach seinem Geschmacke ist; fällt über das Wichtige und Unwichtige ein schneidendes Urtheil; will Recht behalten, selbst mit Gefahr, daß er Andere kränkt. In seiner Leidenschaft ist ihm gleich, ob man ihn hasse oder nicht; er meint über allen Andern zu stehen, sich selber genug und unabhängig zu sein. Wird er beleidigt, er erwiedert trotzig; wird er verhaßt oder auch in seinen guten Eigenschaften verkannt — er tröstet sich mit seinem Bewußtsein; er ist des Schmähens gewohnt. Ihm sind alle diejenigen keiner Achtung Werth, die sich nicht gefallen lassen, mit ihm übereinzustimmen.

Gewöhnlich wird der Grund zu solcher fehlerhaften Denkart schon in der ersten Erziehung gelegt, wenn Aeltern ein Kind verzärteln, ihm schmeicheln wegen seiner Naturgaben, ihm so viel als möglich den Willen lassen. Diese blinde Liebe der Aeltern macht das Kind gebieterisch, voll allzugroßen Vertrauens auf seine Vorzüge, und in der Richtung seines Willens eigensinnig. Um Recht zu behalten, wird es Alles aufopfern, auch das Angenehmste; es wird Alles, wenn auch mit Thränen, entbehren, nur nicht den Triumph, seinen Willen behauptet zu haben. — Dieser Stolz auf sich selbst und die daraus entspringende Neigung zum Allesbesserwissenwollen, zur Rechthaberei, zum Eigensinn, kann aber eben so gut auch Wirkung vom Gegentheil in der Erziehungsart sein. Man behandle nur ein Kind sehr strenge, hart und oft ungerecht: überzeugt von der Ungerechtigkeit und Kurzsichtigkeit seiner Erzieher, wird es schweigend dulden; dennoch bei seinem Sinn bleiben; sich gewöhnen, Mißtrauen in

Verstand und Herz Anderer zu setzen, seine Ueberzeugungen für die allein richtigen zu halten, und sie bei reiferm und unabhängigerm Alter mit gleicher Härte geltend zu machen, wie einst ihm geschah. — Auch Leute, die in ihrer Jugend versäumt, arm und im Druck lebten, aber sich durch eigene Kraft zu einem gewissen Ansehen hinaufschwangen, können leicht, weil sie im Vertrauen auf ihre Kraft und ihren Werth zu weit gehen, zu dem rechthaberischen Stolz verleitet und zur Unverträglichkeit geneigt werden.

Immer ist damit eine schiefe Ansicht der Welt verbunden; nicht nur in der Rücksicht, daß der Mensch sich einbildet, man müsse ihm, wegen seiner übrigen Vortrefflichkeiten, im Umgange manche Nachlässigkeit, manche Launen, manche Härte des Ausdrucks, manches Aufbrausen zu gut halten; sondern auch, daß er glaubt, alle Menschen müßten von seinen Grundsätzen, als den allein richtigen, ausgehen; die Dinge des Lebens nach seiner Weise anschauen; und wären, so oft sie von ihm abwichen, Verirrte, Unwissende, Thoren, am Verstande beschränkte oder im Herzen verdorbene verächtliche Wesen.

Der Grund zu einer unverträglichen Gemüthsart kann jedoch auch sehr häufig in einer körperlichen, krankhaften Stimmung liegen. Ein reizbares, heftiges Temperament, rege Galle, bringt gern zu trüben Ansichten des Lebens, zum Mißfallen an dem, was uns umgibt, zum Verdruß beim leisesten Widerspruch, zum Aerger über Kleinigkeiten, zum Auffahren im Zorn, zu harten Urtheilen. Da ist Nichts recht, Alles fehlerhaft, lästig und beleidigend. Da ist dem Mißvergnügten gleichsam nicht wohl, bis er einen Gegenstand gefunden hat, den er als die Ursache seiner Aergerlichkeit ansehen, und als solchen mißhandeln kann. Nur wenn er in ganz neuen Verhältnissen sich gewissermaßen selbst vergißt, und der dadurch lebhaft erweckte Geist Meister wird über den Einfluß des kränklichen Körpers: erscheint er heiterer, liebenswürdiger und sich selber nicht mehr ähnlich.

Indessen ist das Uebel der Unverträglichkeit leichter zu heilen, wenn sein erster Ursprung in der Beschaffenheit des Körpers, als wenn es in einer falschen Richtung und Gewöhnung des Gemüths liegt. Die durch einen krankhaften Leib bewirkte Neigung, sich leicht und über Geringfügigkeiten zu ärgern, kann und wird meistens gehoben durch Zerstreuung, Bewegung, Luftveränderung, durch den Wechsel des Lebensalters selbst, so wie durch die unglaubliche Macht des Geistes über den Körper. Denn sind wir einmal gewiß, daß unser Hang zum Verdruß, Tadeln, Zürnen und Zanken nur eine Wirkung unserer Kränklichkeit sei: so ist es dem Willen des Geistes leicht, zwar nicht eine heitere, fröhliche, zufriedene Stimmung herbeizurufen, aber doch alle unlieblichen Ausdrücke einer mürrischen Laune zu verhüten. Sein eigener, edler Stolz sagt es ihm: willst du Sklave oder Herr deines gebrechlichen, empfindlichen Körpers sein? Sein eigenes Gefühl warnt ihn, im Unglück über Alles behutsamer zu sein, und der ärgerlichen Stimmung nicht zu viel Raum und Glauben zu geben.

Weit schwieriger ist allezeit, einen kranken Geist zu heilen, als einen kränklichen Leib. Jener behält, wenn er nur ernstlich will, unter allen Umständen eine gewisse Herrschaft über diesen. Er soll sie haben. Aber der kranke, fehlerhafte Geist, welcher sich selber heilen soll, ist oft so elend, daß er seine eigene Krankheit nicht für Krankheit erkennen, und noch weniger sie heilen will. Dann entspringen aus einem Uebel allmälig andere. Jede Fehlerhaftigkeit des Gemüths ist ein um sich fressender Krebsschaden desselben.

Wer sich es einmal zur Gewohnheit gemacht hat, überall der Rechthaber zu sein; Alles zu verwerfen, was nicht nach seinem Sinn ist; jeden Widerspruch, der ihm gemacht wird, übel zu nehmen; sich um Kleinigkeiten sogleich mit Bekannten und Freunden zu überwerfen; mit Einrichtungen, die gegen seine Meinung sind, oder mit Grundsätzen und Handlungsarten, die von den seinigen abweichen, laute Unzufriedenheit zu äussern: der bleibt wahrlich dabei nicht stehen. Je weniger die Welt auf ihn hört, je bitterer, je hämischer endlich wird er im Urtheilen über die Welt; es setzt sich Menschenhaß und Menschenverachtung im Allgemeinen bei ihm an.

Je mehr er sich und den Werth seiner Einsichten verkannt glaubt, je mißtrauischer und argwöhnischer wird er. Je öfter er Gelegenheit hat, zu bemerken, daß Andere

beliebter sind, als er, daß Andere mehr vorgezogen und begünstigt werden, ungeachtet sie doch weit weniger Würdigkeit haben mögen, als er: um so leichter wird er die Qual der Mißgunst und des Neides empfinden, um so leichter sich ein böses Wort zu viel verzeihen, auch wohl eine wissentliche Verkleinerung und Verleumdung des Glücklichern. Eine Sünde bietet der andern die Hand, und er wird abwechselnd Beute und Opfer von allen.

Einen Tollen aber erwürget wohl der Zorn, und den Albernen tödtet der Eifer (Hiob 5, 2), sprach Eliphas von Theman zu Hiob, als er in seiner Ungeduld über Alles klagte, was ihn umringte. Das gleiche Wort gilt dem unverträglichen Zänker, dem nie etwas recht ist, und der seinen unzufriedenen Launen freien Zügel läßt, um sich Alles und Allen selbst verhaßt zu machen. Er, mit Allen in Zwietracht, immer in Verdrießlichkeiten, oft durch seine Unklugheit in Verlegenheiten empfindlicher Art, beständig im Wahn, verkannt oder nicht nach Verdienst geschätzt zu sein — verzehrt sich selbst in Verdruß, Sorge und Kummer; schwächt mit Zorn und heimlichem Aerger seine Gesundheit, und bereitet sich, ohne es zu wollen, selbstmörderisch ein allzufrühes Grab, oder ein sieches, plagevolles, mühseliges Alter. Ihn tödtet sein alberner Eifer. — Er kann unmöglich Freunde haben, weil er ohne Duldung und Schonung ist. Der Thor, er versteht nicht zu lieben, und begehrt doch die Liebe, welche gegen ihn sanftmüthig, zartschonend und nachsichtvoll sein soll. Er, der sich selbst und in albernem Trotze alle seine Bekannten, und sogar die verkennt, welche es aufrichtig gut mit ihm meinen, glaubt sich doch von Jedermann verkannt, und grämt sich im Stillen darum. Er, der sich in Niemand fügen will, verlangt doch, nach seinem Willen solle sich Jeder fügen. — Er, der bei einiger Nachgiebigkeit und Milde, die ihm an Andern doch so wohl gefällt, das angenehmste, genußvollste Leben führen könnte, zerreißt seine eigenen Freuden, verwundet sich durch seine Thorheit, durch seinen Eigensinn unaufhörlich selbst, wie ein Wahnsinniger, und klagt hintennach kindisch über der Menschen Tücke, Dummheit, Engherzigkeit und boshaftes Wesen. — Er selbst, weil er es, kleiner Ursachen willen, mit den besten Freunden verdirbt, seine Untergebenen mit Sticheleien oder Scheltworten abstößt, Vorgesetzten mit trotziger Trockenheit oder dem kränkenden Ton des Besserwissens, des Gernvorschreibens begegnet — er selbst durch sein unverträgliches Wesen bezeugt, daß er bei allen übrigen löblichen Eigenschaften zu mancherlei Verhältnissen untauglich sei, wo es einen richtigen, leidenschaftlosen Ton und Blick erfordert, ein Passen zur Welt, in der man nicht zanken, sondern Gutes stiften soll. Er selbst hat es sich zuzuschreiben, wenn man ihn zurücksetzt, und Andere, auch bei minderer anderwärtiger Geschicklichkeit, vorzieht; ihn zurücksetzt, nicht weil man wegen seiner beleidigenden Art Rache an ihm üben will, sondern weil er durch seine Denkart unbrauchbar ist. Gewandtheit, kluge Schonung, Verträglichkeit mit Amtsgenossen, Nachbarn und solchen Leuten, mit denen man beisammen leben muß, ersetzt sehr oft reichlich den Abgang mancher andern Fähigkeiten. Denn im gesellschaftlichen und bürgerlichen Leben hängt bei weitem das Meiste weit weniger von der Kunst der Einsicht, als von der Kunst der Ausübung ab. — So verdirbt der Unverträgliche durch seine böse Laune oder üble Gewöhnung also selbst das Gute, was ihm die Natur verliehen, oder sein Fleiß erworben hat. Er versteht vielleicht Alles, aber nicht die Art, nützlich und wirksam zu sein. Er verstößt sich selbst aus der Gesellschaft; bleibt mit seinen Fähigkeiten unbenutzt; und so viel er sich auch auf diese einbildet, muß er doch mit Verdruß wahrnehmen, daß man seiner sehr gut entbehren könne.

Vorzüglich zu beklagen ist der Unverträgliche aber in seinem häuslichen Leben. Da, wo unter dem heimathlichen Obdach der Weise, der wahrhafte Christ, sein stilles Paradies und unter allen Lebensstürmen seinen freundlichen Ruheort findet, hat er sich seine Hölle bereitet. Denn sein Ton gegen Andere wird der Ton der Andern gegen ihn. Wie er an Andern Alles tadelt, findet man wieder an ihm Alles linkisch und unrecht. Wie er von jedem geringen Versehen großes Aufheben macht, erwiedert man ihm das Gleiche. So kommt er nie zur Ruhe und dauerhaften Heiterkeit, weil er mit seiner Art zu sein Andere keine Freude ungetrübt genießen läßt.

Wohl Mancher erkennt sich in diesem traurigen Bilde, und hat längst schon erkannt, daß vielerlei Ungemach seiner Tage die Folge eines mürrischen, zänkischen, Alles übeldeutenden, heimlich stolzen und herrschbegierigen Wesens war. Es mag sein, daß er oft Recht hatte in seinen Meinungen und Urtheilen; aber er hatte Unrecht in seiner daraus folgenden Handlungsart. Es fehlte ihm nicht an Einsicht der Dinge, aber an der Klugheit, sich auf die beste und zweckmäßigste Weise zu betragen. Es fehlte ihm die Grundlage zu allem Guten, jene stille, feste, religiöse Denkart gegen Gott und Menschen, von welcher nur der allein, der am meisten und dauerhaftesten Gutes wirkte, Jesus Christus, das reinste Vorbild ist. Es fehlte ihm jener religiöse, große Sinn, welchen die heilige Schrift jedem Eingeweihten des Jesus-Glaubens empfiehlt, indem sie spricht: So ziehet an, als die Auserwählten Gottes, Heiligen und Geliebten, herzliches Erbarmen, Freundlichkeit, Demuth, Sanftmuth, Geduld, und vertrage Einer den Andern, und vergebet euch unter einander, so Jemand Klage hat wider den Andern; gleichwie Christus euch vergeben hat, also auch ihr. Ueber Alles aber ziehet an die Liebe, die da ist das Band der Vollkommenheit. Kol. 3, 12 — 14.

So wollen wir uns nun selber prüfen, woher unser Uebel stamme. Ist unsere finstere unverträgliche Gemüthsart nur eine Wirkung kränklicher Umstände, so soll Sorge um zerrüttete Gesundheit unsere allerdringendste Pflicht sein. Denn diese Empfindlichkeit, diese Neigung zum Verdruß und Auffahren, diese Sucht, Alles von der schlimmen Seite zu nehmen, dies unfriedliche Gefallen, sich durch harte Worte und Zänkereien gleichsam von der Bürde heimlichen Unmuthes zu entladen, kann Vorbote einer das Leben zerstörenden Krankheit sein. Es ist Pflicht, einen verständigen Arzt mit dieser unnatürlichen Reizbarkeit und leicht verstimmten Laune bekannt zu machen, und sein Urtheil zu hören. Oft weigert man sich, diesen Schritt zu thun, weil man sich nicht für erkrankt, sondern die Menschen um sich her für schlecht hält. Aber dies ist schon selbst ein höherer Grad der Krankheit, in dem sie sich selber nicht mehr empfindet, ob sie gleich noch nicht durch andere äusserliche Zeichen am Körper sichtbar geworden. Man hat dergleichen Zustände oft bei Personen vorhergehen sehen, die nachher ein schweres Siechthum zu überstehen hatten; oft stellte sich nach einer überstandenen, gefährlichen Krankheit die ganze Heiterkeit und Verträglichkeit des ehemaligen Sinnes wieder her, und der Genesende, vorher mürrisch und zänkisch, nun freundlich und gütig mit Allen, schien ein ganz neuer Mensch geworden.

Spürtest du aber schon seit vielen Jahren und aus alten Vorwürfen deiner Jugendfreunde und Bekannten, daß eine gewisse Unzufriedenheit, auflodernde Heftigkeit, ein streitsüchtiges unverträgliches Wesen in deiner Gemüths- und Denkart sei; — fühltest du schon längst, daß es ein geheimer Stolz war, der dich gegen Andere anmaßend machte, und unzufrieden, wenn sie deinen Wünschen, Entwürfen und Meinungen widersprachen: — Unglücklicher, so beklage ich dich mehr, als wärest du körperlich leidend. Denn diese Fehler bis auf die letzte Wurzel in dir auszurotten, wird dir einen schweren Kampf kosten. Deine arge Gewohnheit wird sich immer wieder aufthun, wenn du sie auch schon überwunden zu haben glaubtest. Aber, Freund! wohnt der rechte Stolz des edeln Geistes in dir, — der, zu wissen, daß du Alles über dich vermögest, was du wollest: dann ist der Sieg nicht unmöglich; dann hast du noch Hoffnung, in die selbst ruhig, von allen deinen Bekannten dich geliebt, und deinen übrigen Werth anerkannt zu sehen. Du wirst noch glücklich sein! Füge nur zu deinen übrigen Vollkommenheiten jene reine Freundlichkeit, jene herzliche Demuth, Sanftmuth und Geduld mit fremden Fehlern, wovon die Schrift redet; besonders die Alles ertragende, Alles gern froh und mit sich zufrieden machen wollende Liebe, die das Band aller Vollkommenheit ist.

Lerne vor allen Dingen nur erst schweigen, wo dich gewohnter Unmuth zum Reden zwingen will; lerne erst ertragen, dulden, verzeihen, wenn andere Personen Schwächen zeigen — dann erst menschenfreundlich dich in ihren Sinn fügen, wo du es ohne deinen und Anderer großen Nachtheil darfst. — Denke oft, daß man durch Zank und Vorwurf, hämischen Tadel und Aeusserung des Unwillens nichts verbessert, gewöhnlich verschlimmert; daß mit Güte und Liebe Alles, mit Trotz Nichts bezwungen wird. —

Erinnere dich bei jedem Anlasse, wo fremde Urtheile und Grundsätze von den deinigen abweichen, daß du in deiner Art zu sein, bei deinen Vorkenntnissen, deinen Erfahrungen vollkommen Recht habest; hingegen daß Andere, in ganz andern Stellungen, Ansichten, Kenntnissen und Erfahrungen, ebenfalls von der Wahrheit und Richtigkeit ihrer Ueberzeugungen gewiß sind; daß ein einziger Sterblicher, wie du, nicht Alles allein am besten wisse, und daß, selbst wenn du allein Alles wüßtest, es Thorheit wäre, Jeden zwingen zu wollen, deine Neigungen, deine Ansichten, deine Geschmack zu haben. Gott selbst ist der Urheber der unendlichen Verschiedenheit unter den menschlichen Geistern. Du kannst nicht machen, daß Alle denken, wollen und handeln, wie du; du kannst nicht Alle in dein Selbst verwandeln; du bist nicht Gott. Dulde Andere, wie man dich dulden soll; aber wähne nicht, daß sie sich von dir belieben lassen müssen, was du dir von ihnen nicht gefallen lässest.

Hassest du, man wird dich hassen; verachtest du die Leute, sie werden dich wieder verachten; trotzest du ihnen, sie werden dir wieder trotzen. Darum — ist dir ein heiteres Leben, ein segnender Vater im Himmel theuer — lege ab deine Untugend; liebe, und Jeder wird dich lieb haben; mache Jedem, der mit dir in Berührung kommt, wenn auch nur durch ein gutes, freundliches Wort, einen frohen Augenblick, und Jeder wird eine Gelegenheit suchen, auch dich glücklicher machen zu helfen.

Und dies sei auch mein Streben! Heiliger Gott, der Du Kraft und Segen und Gelingen zu allem Guten gibst, o gib auch mir Kraft, daß ich mich selbst überwinde, und durch Liebe Deiner und Deiner Erschaffenen ein Band aller Vollkommenheit gewinne, die vor Dir gilt. Amen.

VII.

Parteiischer Sinn im alltäglichen Leben.

Matth. 12, 23. 24.

Der Gottheit Ebenbild und Lehrer,
Du, Licht und Wahrheit, Jesus Christ!
Du einzig würdiger Verehrer
Deß, der sein wird, war, und ist,
Du Dulder Aller, gib den Geist
Der Lieb' uns, die uns lieben heißt.

Kein Erdensohn hat andre Pflichten,
Als seinem Lichte treu zu sein.
So mög' er denn sein Werk verrichten
Und seinem besten Ziel sich weih'n;
Ein Jeder thue Recht vor Gott,
Nicht für den Menschen Lob und Spott!

Verblendet sind, die Andre richten,
Verdammen da, wo Gott verschont;
Die Tugend und die Einfalt richten,
Die Gott vielleicht mit Ehren lohnt.
Wer Richter Anderer will sein,
Der sei erst selber gut und rein.

„Ist dieser nicht Jesus von Nazareth, des Zimmermanns Sohn?" — fragte einst das jüdische Volk, als es von den Wunderthaten des Messias Augenzeuge war, und sich kaum überzeugen konnte, daß ein Wohlbekannter aus seiner Mitte, der doch geringen Herkommens sei, mehr sein und verrichten könne, als der Vornehmste oder Weiseste im Lande. „Ist dieser nicht Davids Sohn, des Königes?" sprach zu anderer Zeit das Volk, begeistert durch seine Thaten. Aber die Pharisäer, da sie es hörten, sprachen: Er treibt die Teufel nicht anders aus, denn durch Beelzebub, der Teufel Obersten. Matth. 12, 23. 24.

Bei diesen ungleichen Urtheilen über den Erlöser, der doch in allen seinen Handlungen so unverstellt und offen war, immer die allerreinsten Absichten hatte, müssen wir allerdings über die Engherzigkeit und Selbstverblendung der Leute erstaunen. Sie sahen selten auf die Sache, sondern immer auf die Person, von der sie kam.

Und wie denn, wenn Jesus Christus heute lebte, unter uns lebte: würde das Volk anders über ihn urtheilen? Würden wir, die wir heute stolz sind, ihm anzugehören, seine Person, sein Herkommen vergessen können über das Gute, was er leistete? Prüfen wir uns doch nur selber: wenn wir von Andern reden, es sei im Guten oder Bösen, urtheilen wir immer unparteiisch? Es kann uns lange Etwas vortrefflich scheinen, so lange wir nicht wissen, von wem es gethan worden ist. Kaum aber erfahren wir den Urheber, siehe, da verschwindet das unbestochene Urtheil, und die Sache verliert ihren Werth, und wir würden mit dem jüdischen Volk sprechen: Wie, ist er nicht von Nazareth, des Zimmermanns Sohn?

Es begegnet aber auch wohl gebildeten und ungebildeten Personen, daß sie im gemeinen Leben auf einen Augenblick von parteiischem Sinn geleitet werden, und die

gute Sache über die Persönlichkeit des Urhebers vergessen. Denn das ist ein großes Uebel, daß wenige Menschen stark genug sind, die ihnen aus frühern Jahren ankleben den Vorurtheile bei sich zu unterdrücken, wenn sie den Werth ihres Nächsten bestimmen wollen. Man kann nicht genug darin auf seiner Hut sein und sich selbst nicht genug bewahren, um aller Parteilichkeit fremd zu bleiben, und die Sache nicht der Person willen zu tadeln oder zu loben.

Meistens tragen zu dieser Bestechung unserer Gesinnungen die alleredelsten Beweggründe bei; ja, was gar nicht ungewöhnlich ist, die Einen können aus derselben Ursache Jemanden verdammen, aus welcher ihn Andere zum Himmel erheben. Dies ist ein Beweis, wie unweise und folglich unchristlich wir verfahren, wenn wir uns durch Nebendinge bewegen lassen, etwas gut oder schlecht zu finden, je nachdem wir wissen, von wem es herrühret. Zuweilen ist schon genug, daß er ein Mensch von niedrigem Stande und gemeiner Herkunft sei, um auch das Verdienstliche, was er thut, zu verachten. Er ist ja nur des Zimmermanns Sohn! sprachen die Juden von Jesu. Als wenn das Große und Vortreffliche nur von Leuten geschehen könnte, die hohen und fürstlichen Abkommens wären! Als wenn im Reiche der Geister, als wenn vor dem Herrn der Welt, bei welchem nicht gilt das Ansehen der Person, ganz andere Gesetze statt fänden, wie in der bürgerlichen Gesellschaft. Dies rührt von dem übertriebenen Familien- und Ahnenstolz der Menschen her, und daß man auch an sich unbedeutenden Leuten schon das zum Verdienst anrechnet, daß sie von vornehmen Aeltern, oder einem sogenannten alten Geschlecht entsprossen sind. Wahrlich, die Geschichte des menschlichen Geschlechts hat uns genug belehrt, daß das Herrlichste und Beste, was jemals auf Erden und zum Wohl der Völker geschah, am wenigsten von Fürstenkindern, oder Leuten von berühmter Herkunft, sondern meistens von vorher unbekannten, geringen Personen erfunden und verrichtet worden ist. Zu anderer Zeit, bei andern Urtheilern, kann hingegen eben dies ein Grund sein, warum sie das übermäßig vergöttern, was Andere mit vornehmem Achselzucken übersehen.

So geschieht es nicht selten, daß man schon deswegen gegen Leute parteiisch ist, ihre Verdienste gering schätzt, undankbar gegen ihre nützlichen Talente ist, sie überall ausschließt, verkennt und zurücksetzt, weil sie Fremdlinge sind und nicht Eingeborne des Vaterlandes; während gleiche Ursache bei Andern wieder bewirken kann, Alles zu preisen, weil es nicht von einem Mitbürger, sondern von einem Fremden gethan ward. Vielen scheint, was aus der Ferne kommt, das Vorzüglichste; sie sind blind gegen das Einheimische und dessen Werth. Sie zahlen das Doppelte für das aus entlegenen Gegenden Gekommene, welches sie um geringern Preis eben so gut oder besser von inländischen Handwerkern und Künstlern erhalten könnten. Was sollen wir zu dieser im alltäglichen Leben so alltäglichen Thorheit sagen? Wie wenige sind von derselben ganz frei! Aber ist es nicht weiser und guter Menschen Pflicht, solche Verblendung von sich abzuhalten, die nicht selten zu Ungerechtigkeit gegen Andere, wie zu unserm eigenen Schaden verleitet?

Ist er nicht von Nazareth, des Zimmermanns Sohn? sprachen die Juden. — Aber wir thun noch heutiges Tages gar gewöhnlich ähnliche Fragen, wenn wir vernehmen, wie Dieser oder Jener durch seine Arbeiten Nützliches stiftet und Ruhm erwirbt, den wir von seinen jüngern Jahren her kennen, den wir ehemals mit seinen mancherlei Schwachheiten und Uebereilungen bemerkten, oder der wohl gar zu unsern Bekannten und Freunden noch jetzt gehört, wo wir hin und wieder Anlaß zu haben glauben, gewisse Nachlässigkeiten oder Handlungsarten an ihm zu tadeln, die mit dem Ruhm seines Werks im Widerspruch scheinen. Es kann gar oft der Fall sein, daß wir uns klüger dünken, als unser Bekannter und Freund; aber wenn wir ihm vorzügliche Verstandesgaben nicht abläugnen können, sollten wir eben so gut glauben, daß er selbst bei dem, wo wir ihn im Privatleben tadeln, seine wohlberechneten und selbst edeln Absichten habe. Es kann gar wohl sein, daß wir, wie wir ihn aus seinem Umgang kennen, ihn da für eigennützig halten, wo er eben öffentlich das gemeinnützigste Werk unternimmt; daß wir ihn für einen Verächter und Spötter des Guten und Heiligen halten, wo er öffentlich die Schutzwehr des Guten und Heiligen ist; daß wir ihn für klug halten, aber nicht für edeln und frommen Herzens. Aber nie

betrügen wir uns häufiger und leichter, als wenn wir das Innerste des menschlichen Herzens nach gesellschaftlichen, äussern Verhältnissen einer Person, nach Reden und Bemerkungen derselben beurtheilen, die bald im Scherz, bald im Ernst, bald aus uns ganz unbekannten Gründen hervorgehen. Den wahren innersten Sinn, das Heiligthum des Gemüths, entschleiern wenige Menschen ohne allen Rückhalt vor Menschen; und oft mag sein, daß Mancher, um geduldet zu werden, um nicht aufzufallen, weniger edel zu sein scheinen will, als er im Herzen wirklich ist.

Eben diese vertrautere Bekanntschaft und Freundschaft mit Personen, die eine gewisse Achtung erwerben, kann aber oft das ganz Entgegengesetzte bewirken, Begeisterung erwecken, uns zu ihren unmäßigen Lobrednern machen. Wie im ersten Falle oft Neid und Mißgunst uns bethören; wie es uns da heimlich verdrießt, daß einer unserer Bekannten sich also auszeichnet, den wir doch im gemeinen Leben zu übersehen glauben, kann im andern Falle Eitelkeit und Stolz wirken. Wir rühmen, weil der, welcher gerühmt wird, unser Bekannter, unser Verwandter ist. Seine Ehre machen wir zur unserigen. Wo sind Aeltern ganz frei von Bewegungen der Eitelkeit, wenn es den Ruhm ihrer Kinder gilt? — So wird der eigene Stolz, wie er einmal zum Tadler wird, das anderemal zum Lobredner. Und während die Einen verächtlich fragen: ist er nicht des Zimmermanns Sohn? rufen die Andern: ist er nicht Davids Sohn? Wenn wir im täglichen Umgang nur auf unsere, über unsere Mitmenschen gefällten Urtheile recht Acht haben, werden wir uns gar selten von Parteilichkeit rein finden. Kleinigkeiten reichen hin, uns zu bestechen. Wir finden schon darum eine Sache gut, weil ihr Urheber eine Person von Jahren ist, die durch ihr Alter ehrwürdig zu sein scheint, während die Sache von einer jüngern Person weit vollkommener gethan werden kann, und wir dennoch davon kein Aufhebens machen wollen. Zu einer andern Zeit finden wir gerade darum in einer That etwas Unvergleichliches, weil der, welcher sie beging, noch von jungen Jahren ist, während dasselbe auch von ältern Personen und oft trefflicher vollbracht wird. Zuweilen ist es genug, daß ein Mensch ein gewisses Ansehen, einen Namen unter den Leuten habe, um Alles zu preisen, was von ihm herrührt, während dieselbe Sache uns ganz gleichgültig läßt, wenn sie von einer wenig gekannten Person stammt. Zu einer andern Zeit ist es schon genug für uns, Dieses oder Jenes zu tadeln, sobald wir nur hören, dieser oder jener wohlbekannte Mensch habe es gethan; sei nun auch die Sache an sich so gut, oder die Absicht ihres Urhebers dabei so lobenswürdig, als sie wolle.

Ja sogar das Zufällige, bloße Aeusserliche der Person kann hinreichen, uns zu parteiischen Richtern derselben zu machen. Sie hat einen Zug, eine Art zu sein, zu reden, zu gehen, die uns mißfällt; sie ist nach unserm Geschmack häßlich, und wir erwarten von ihr nichts Vorzügliches; wir sind zu ihrem Lobe kühl, selbst wenn wir ihre Verdienste nicht wegläugnen dürfen. Oder sie ist schön, gefällig im Umgang, anmüthig im äussern Benehmen; wir können uns nicht erwehren, Alles, was sie redet und thut, für besser als von Andern zu halten. Der einzige Gedanke, diese oder jene Person sei von einer andern Religion, als wir, bewirkt nur allzuhäufig bei uns Abneigung, Argwohn und Tadelsucht gegen ihre Worte und Werke. Das pöbelhafteste Vorurtheil übt seine Rechte aus über unsere Gesinnung. Man schüttelt den Kopf, man lächelt, sobald die Rede von einem Juden ist bei den Christen, oder bei den Juden von einem Christen. Der Katholik beschränkt gern das Lob, wenn es ihm ein lobenswerther Protestant abzwingt; und dieser ist wieder ungerecht genug, ein Herz minder zu ehren, weil es in der Brust eines frommen Bekenners der römisch-katholischen Kirche schlägt.

Wir können es nicht läugnen, von dieser Parteilichkeit sind wohl wenige Menschen frei. Aber ist darum die Schwäche und Ungerechtigkeit weniger Schwäche und Ungerechtigkeit, weil ihrer Viele sind, die sie haben? Gehören wir darum nicht zum Pöbel, wenn wir zwar dessen Vorurtheile, aber nicht dessen Kleid tragen? Müssen wir nicht vor dem allwissenden Gott, vor unsern Mitbürgern, vor uns selbst schamroth werden, wenn wir daran denken, aus wie trüben Quellen oft unser Urtheil fließt, wie parteiisch wir richten, während wir uns das Ansehen weiser, wohlwollender und sehr verständiger Leute geben möchten?

Bald ist es Eitelkeit und eingebildetes Wesen, bald mißgünstiger Verdruß, der uns parteiisch macht; bald Freundschaft, bald heimlicher Haß. Immer ist es unsere Selbstsucht, die uns verführt, hier zu preisen, dort zu schelten, sogar da, wo wir uns stellen, recht unparteiisch gewesen zu sein. Schon eine dunkle Erinnerung, daß Der oder Dieser zu Denen gehöre, die hie und da nicht mit unsern Meinungen übereingestimmt haben, kann uns gegen ihn, gegen seinen Verstand oder gegen sein Herz ungerecht machen. Wer wäre wohl im Stande, alle die geheimen Ursachen zu bemerken oder herzuzählen, die ihren Einfluß auf unser Gutachten äussern? Wie manchmal sind wir nur blinde Nachbeter von Andern! Wie manchmal loben oder tadeln wir blos deswegen, weil vor uns ein Anderer, und vielleicht nicht aus den reinsten Absichten, sprach, der aber viel bei uns gilt, und dem wir gleichzukommen glauben, wenn wir ihm nachbeten! Wie manchmal verblendete uns schon das Unerwartete, das Ueberraschende, das Neue in seiner Art, um es hoch über Alles, was je geschah, zu erheben!

So sind die Menschen! Aber eben deswegen sind sie nicht die Guten, die Würdigen, Gottgefälligen, welche sie sich bemühen, zu sein, oder auch wohl nur zu scheinen. Sie sind Uebelthäter. Parteiisches Urtheil ist parteiische Handlung. Die Ungerechtigkeit unserer Gesinnungen wird zur Ungerechtigkeit unserer Worte und Thaten, ohne daß wir es bemerken und wollen. Damit aber steht die Liebe im Widerspruch, welche Jesus seinen wahren Jüngern und Jüngerinnen empfiehlt.

Durch solchen parteiischen Sinn im alltäglichen Leben wird unsäglich viel Gutes verhindert, das ohnedem geschehen sein würde; unsäglich viel Böses, wider unsere Vermuthung, befördert, das ohnedem verhindert worden wäre. Das elende Vorurtheil, welches uns gegen die Person beherrscht, macht uns abgeneigt gegen die Güte der Sache; und unverständige Vorliebe für einen Menschen verleitet uns, seine Fehler und Irrthümer anzunehmen, als wären es die ersten aller Wahrheiten und Tugenden. Diese Parteilichkeit bewegt uns, bald blindlings Alles gut zu heißen, was eine uns werthe Person unternimmt, um es aus allen Kräften zu begünstigen, dieweil es offenbar uns und Andern zu entschiedenem Nachtheil gereichen kann; bald wieder, uns eigensinnig dem Guten zu widersetzen, was ein Anderer stiften möchte, dem wir nicht wohlwollen, und welches er gestiftet haben würde, wenn wir uns nicht halsstarrig, verblendet von Parteisucht und vorgefaßten Meinungen, seinen Entwürfen entgegengestellt hätten.

Es schmerzt dich bitter, wenn du von Andern mißkannt wirst. Warum verzeihst du dir nun selbst die Ungerechtigkeit, Andere zu verkennen? Wenn du parteiischer Weise verachtet, hintangesetzt, bespöttelt wirst: dich freut es nicht. Warum erlaubst du dir, dich von einer Laune, von einer nichtigen Grille, von einem Vorurtheile in deiner Denkungsart über Andere bestechen zu lassen? — Der Verdruß, der Kummer, welchen du auf solche Weise deinem Nächsten verursachst: glaubst du, Gott fordere dich dafür nicht zur Verantwortung? Das Nützliche und Gute von Unternehmungen, die du aus parteiischer Gesinnung lähmest, das Böse, was du aus persönlicher Vorliebe für Andere begünstigst: glaubst du, der ewige Richter, der dir Verstand und Gewissen gab, werde es dir nicht zur Schuld rechnen? Wahrlich, wer so leichtsinnig über sich selber denkt, wer sich ohne Scheu Alles erlauben mag, was ihm seine Laune, seine persönliche Zu- und Abneigung eingibt, hat Jesum noch nicht erkannt, noch nicht geliebt. Ohne Ansehen der Person, wie Gott, unser Vater im Himmel, sollen wir das Vortreffliche anerkennen und befördern, bei wem oder wie wir es auch immerhin erblicken mögen; mit aller Verläugnung unserer Eigenliebe, unsers Stolzes, unsers Widerwillens sollen wir es: das heißt Menschenliebe, das Gottesliebe, das Nachfolge Jesu Christi unsers Herrn.

Darum, wenn dir der Ruhm eines Geliebten Gottes, ja auch nur der Name eines verständigen Menschen, unter deinen Mitbürgern theuer ist, so laß im gemeinen Leben dir zur Hauptpflicht werden, dich vor Parteilichkeit und deren Wirkungen zu hüten. Denn die Wirkungen derselben werden nie gutartig sein können, weil aus dem, was an sich fehlerhaft ist, unmöglich etwas Vollkommenes und Heilbringendes erwachsen kann. Schadet deine Parteilichkeit in der That auch keinem Menschen (was du jedoch nie zu verhindern im Stande bist),

so schadet sie dir selber. Du verblendest dich gegen die Wahrheit, und gehst als ein Thor geflissentlich in den Irrthum ein, den du bei Anspruch auf Vernünftigkeit oder Rechtlichkeit meiden solltest. Dein ganzes Betragen bekommt durch parteiischen Sinn eine schiefe Richtung, und deine Worte und Thaten werden bald dein Herz, bald deinen gesunden Menschenverstand zweifelhaft machen. Du verkennst niemals einen Mitbruder, ohne Gefahr zu laufen, selber wieder verkannt zu werden.

So sei denn gerecht, und um gerecht zu sein, lerne behutsamer in deinen Urtheilen über den Werth und Unwerth von Menschen und ihren Werken werden. Bewahre dich vor jedem anmaßenden, schneidenden Ton. Es verräth Seichtigkeit der Urtheilskraft, wenn man über Alles, ohne weitere Rücksicht, abzusprechen wagt; es verräth ein verdorbenes Herz, eine versteckte Leidenschaft, wer ohne die triftigsten, wohlgeprüftesten Beweggründe in Lob und Tadel freigebig erscheint.

Wir bemerken es an uns selber sogleich, ob wir in unsere Urtheile Parteilichkeit einfliessen lassen. Wir nehmen leicht wahr, wenn dabei Empfindlichkeit, Aerger, Schadenlust oder Freude, Stolz und Rückblick auf unsern eigenen Vortheil statt findet. Zu einem gerechten Spruch gehört ruhige Ueberzeugung, nicht Lebhaftigkeit des Gefühls. Parteiisches Urtheil ist auch sehr selten mäßig, sondern gern übertreibend, es sei zum Guten oder Schlimmen.

Willst du dich vor dieser falschen Richtung des Verstandes, vor diesem offenbaren Selbstbetrug für immer bewahren, so mache es dir zum unverbrüchlichen Grundsatz bei allen Dingen, deren Werth du bestimmen willst, mehr auf die Sache, als selbst auf die Person zu sehen. Kennst du den Urheber der Sache, vergiß ihn; glaube, du wissest ihn nicht, und betrachte bloß das Werk, was er thut oder gethan hat. Maße dir nicht an, über das Verborgene seines Gemüthes, über seine Absichten oder Nebenabsichten zu urtheilen — darüber richtet Gott, der Herzenskundige! Das ist des Pöbels untrügliches Kennzeichen, daß er weniger um den innern Werth und die Schätzbarkeit eines Gegenstandes, als um dessen Urheber bekümmert ist; immer neugierig von der Sache hinweg nach der Person schielt, und dann abgöttisch verehrt oder blindlings verwirft. Ist er nicht des Zimmermanns Sohn? Ist er nicht Davids Sohn, des Königes?

Beurtheile nicht jeden Menschen nach dir; halte dich nicht für den Vortrefflichsten, der würdig wäre, in seinen Tugenden und Grundsätzen als Maasstab für Andere zu gelten. Jeder ist in irgend einem Fache gewiß geschickter, besser und vollkommener, gewiß in irgend einer rühmlichen Eigenschaft vorzüglicher, als du. Alle Menschen sind in ihren Tugenden und Mängeln verschieden. Traue daher deinen Mitbürgern, selbst denen, die dich in wichtigen Dingen oder in Unerheblichkeiten einmal gekränkt haben, irgend einen innern Werth zu; ein Herz, das im Stillen an Gott, an Christo, am Heiligen hängt; einen Sinn, der des Höhern fähig ist, und nicht bloß aus schändlichem Eigennutz handelt. Soll ich dir sagen, wer du selbst bist, der du dich so oft durch kleine Parteilichkeiten hinreissen lässest? — Du bist so gut- oder schlechtherzig, als du von Andern meinst, daß sie sind. Du selber bist zu dem unvermögend, dessen du Andere nicht fähig hältst; du selber bist einer Schandthat unfähig, die du bei einem Andern unglaubhaft findest. Mache deine persönlichen Verhältnisse, deine Einsichten und den Grad deiner Klugheit nicht zum Maas, nach welchem du die Handlungsart Anderer richtest. Vieles kann dir an ihnen Widerspruch mit sich selbst und tadelhaft scheinen, was bei ihnen die Frucht besonnener Ueberlegung ist; und Vieles ist die Wirkung deiner Vorurtheile, deiner Geistesschwächen, was bei ihnen eine Erhabenheit und Stärke des Geistes ist, von der die in deinen engern Schranken sogar die Vorstellung mangelt.

Herr, allwissender Gott, nur allzuoft mache ich mich, voreilig und von unwürdigen Empfindungen hingerissen, solchen parteiischen Sinnes, solchen frechen Urtheils, solcher Verkennung des Nächsten, solcher Verdrehung der besten Absichten, solcher Begünstigung schlechter Dinge schuldig; allzuoft noch bewegen mich Eigendünkel, Laune oder gekränkter Vortheil zu harten und ungerechten Auslegungen fremder Handlungen. Wer bin ich vor Dir, Herzenskundiger, der ich wage, mit liebloser Vermessenheit Richter fremder Gesinnungen und Werke zu werden? — Sünder bin ich, und vor Dir, Allwissender, vielleicht unendlich ge-

ringer, als der ist, den mein parteiisches Herz verlästert und verachtet.

Herr, mein Gott, laß diese Betrachtungen mir fruchtbar werden zur Besserung, zur stillen Bescheidenheit, zur Liebe, zur Gerechtigkeit gegen meine Miterschaffenen. Amen.

VIII.

Der Fremdling.

3 Mos. 19, 33. 34.

Nur einen Vater haben wir,
Gott ist sein heil'ger Namen:
Nur einen Ursprung haben wir,
Von dem wir Alle kamen;
Nur eine Heimath haben wir,
Zu der wir Alle wallen;
Sie ist dort oben, und in ihr
Harrt Seligkeit uns Allen.

Fremd sind wir nur dem Erdenstern,
Fremd sind wir nur dem Staube.
Doch alle Menschen nah' und fern
Umschließt ein heil'ger Glaube:
Der Glaub' an Gott und Ewigkeit!
In Allem sind wir Brüder!
Trennt uns auch Sprach' und Raum und Zeit,
Die Menschen bleiben Brüder!

Eine der schönsten Tugenden unverdorbener Völker ist die Tugend der Gastfreundschaft. Sie war eine Zierde des Alterthums, und wird nur noch da gefunden, wo Einfalt der Sitten, Redlichkeit des Herzens, Treue in That und Wort wohnen. Der fremde Reisende, fern von denen, die ihm einst Leben und Obdach gegeben, fern von denen, welchen er lieb ist, kommt in die Städte und Dörfer tugendhafter Völker, und Gastfreundschaft ersetzt ihm die verlornen Freuden der Blutsverwandtschaft. — Man fragt ihn nicht: welches Glaubens bist du? — zu welcher Partei gehörst du? — Nein, der fremde Mann hat keine Aeltern, keine Brüder, keine Schwestern in dieser Gegend, in dieser Stadt, darum geht man ihm mitleidig liebevoll entgegen, und Jeder behandelt ihn auf schonende Weise; Jeder ist dem fremden Manne an Aeltern-, Bruders- und Freundes-Statt. Man gibt ihm Obdach, Nahrung, freundlichen Rath und Wegweisung, und vertheidigt ihn gegen Gefahr.

Welche rührende Beispiele der edeln Gastfreundschaft entdeckt man nicht unter Völkern, die wir sogar als Wilde, als sogenannte Barbaren verachten! Noch heutiges Tages finden wir unter ihnen zuvorkommende Liebe und Güte gegen den Fremdling, welcher sich zu ihnen verirrt, wie wir dergleichen in den Geschichten des alten Bundes zur Zeit der Patriarchen bewundern. „Wenn ein Fremdling bei dir in euerm Lande wohnen wird," spricht Moses (3 Mos. 19, 34), „den sollt ihr nicht schinden. Er soll bei euch wohnen, wie ein Einheimischer unter euch, und sollt ihn lieben, denn ihr seid auch Fremdlinge!"

So sprach Moses, so dachte das Alterthum; so denken noch die unverdorbenen Völker, welche in entlegenen Welttheilen, in Gegenden wohnen, wohin der Name Jesu noch nie erscholl, und das ehrwürdige Sinnzeichen unserer Religion, das Kreuz, noch niemals gepflanzt worden ist.

Der von uns verachtete Indianer zieht den verwundeten Fremdling, welchen er am Wege findet, mitleidig unter sein Palmendach; er saugt ihm das Gift aus den Wunden, und bedeckt sie mit balsamischen Kräutern. Er heilt den Unbekannten, er entläßt ihn mit Segen, ohne Hoffnung und Begierde nach Dank. — Der wilde Araber ladet den müden Wanderer mit freundschaftlichem Ruf in seine Hütte ein; er, der über hundert Knechte gebieten kann, wäscht ihm selbst die Füße, labt ihn mit Speise und Trank, und führt ihn am Morgen auf den richtigen Weg, ohne Belohnung zu erwarten und anzunehmen.

Ganz anders ist es unter denjenigen Völkern, welche ihre Sitteneinfalt verloren haben. — Mit so vielen schönen Tugenden des Alterthums, mit Treue und Redlichkeit, mit dem Vertrauen und Glauben an den Werth des menschlichen Herzens, ist auch die Tugend der Gastfreundschaft von ihren Städten und Dörfern fast überall entflohen. Der fromme Wilde in seiner Wüste beschämt sie; aber sie erröthen nicht, und spotten seiner nur.

An die Stelle zuvorkommender Güte gegen den verlassenen Fremdling ist leichtsinnige Gleichgültigkeit getreten; statt eines leutseligen Betragens erblicken wir, selbst unter Christen, und gegen Christen — ach, daß ich es sagen muß, unter Jesu Nachfolgern! — gefühllose Hartherzigkeit und Alles verachtende Selbstsucht nur an zu vielen Orten. Eben die Menschen, welche, so lange sie selbst Fremdlinge an einem Orte

sind, gern Liebesdienste empfangen; gern die Freundlichkeit derer sehen, die ihnen begegnen; gern billig und gütig behandelt zu sein wünschen; gern sehen, wenn man sich ihrer annimmt, sie in der Noth beschützt, sie nicht übertheuert und betrügt: — eben diese Menschen, die in der Fremde gegen Fremde so bescheiden, so duldsam, gefällig sein können — eben diese sind oft in ihrer Heimath, in ihrem Wohnorte diejenigen, welche Fremdlingen die wenigsten Liebesdienste erweisen, sie am kältesten und unfreundlichsten behandeln, sich am wenigsten derselben in Verlegenheiten annehmen, sie wohl gar am meisten übertheuern, und durch Ungerechtigkeit bedrücken, oder an ihrem Eigenthum verkürzen! Und sie gehen allsonntäglich in den Tempel des Vaters aller Menschen, und wagen es, zu ihm zu beten! — Und sie nennen sich Christen, Nachahmer Jesu Christi! —

Darin sind wir am meisten von der Denkart und Sitte unserer Väter abgewichen, und darin besteht die größte Verderbtheit des heutigen Zeitalters, daß die meisten Menschen ohne Edelmuth und Gemeinsinn nur für ihren eigenen Vortheil leben; daß Jeder die Andern ruhig zu Grunde gehen läßt, wenn er selbst nur geborgen bleibt, wenn er selbst nur Nutzen davon hat.

Da gehen sie hin, und thun den Menschen Gutes, sobald sie hoffen können, wieder von ihnen eine Gefälligkeit zu erhalten. — Da gehen sie hin, und hüten sich, diesem oder jenem zu schaden, weil er sie kennt. — Da gehen sie hin, und thun fleißig und mit Eifer, was ihnen die Gesetze des Landes gebieten, weil sie sich vor der bürgerlichen Strafe und vor einer öffentlichen Beschimpfung fürchten. — Aber den Fremdling, von dem sie nichts zu hoffen, nichts zu fürchten haben, verlassen sie. Der ist ihnen gleichgültig. Er kann oft von Glück sagen, wenn er unbeschädigt, unbetrogen, unübervortheilt aus den Ringmauern ihrer Städte und Dörfer wieder abziehen darf.

Der kranke Wanderer, welcher, unvermögend sich selbst zu helfen, die Menschlichkeit dieser so geheißenen Christen anfleht, wird von den Thuren zurückgewiesen, höchstens, doch wahrscheinlich nicht aus Barmherzigkeit, von Dorf zu Dorf geschleppt damit er keinem zur Last falle, — fortgeschleppt, bis er entkräftet den Geist aufgibt Ach, dieser Unglückliche, den eure Unbarmherzigkeit verstieß, war vielleicht der Sohn einer guten, liebenden Mutter, welche in der Ferne auf seine Heimkunft mit Thränen der Sehnsucht wartete, war vielleicht der Vater unerzogener Kinder, denen er Brod suchen wollte, die nun verwaiset umsonst nach der Landstraße hinausblicken, von wannen er kommen und sie erfreuen soll.

Wessen sich rohe Völker schämen, das können Christen, Bekenner der Religion der Liebe und Barmherzigkeit, mit kaltem Herzen begehen!

Es ist freilich eine große Verschiedenheit zwischen unsern reich bevölkerten Gegenden, die wir bewohnen, und jenen nur wenig bewohnten Landschaften entfernter Welttheile. Unsere bürgerlichen Verhältnisse machen es uns in vielen Stücken unmöglich, den Fremdling mit der gleichen Gastfreundschaft zu behandeln, wie es dort nothwendig ist, wo keine wohlgeordneten Landstraßen, keine Häuser zur Bewirthung der Wanderer, keine Verpflegungsanstalten angetroffen. Die Zahl der Reisenden ist bei uns viel größer, ihre Zwecke sind verschiedener, ihre Bedürfnisse mannigfaltiger. Es finden sich unter ihnen oft Viele von leichtsinniger Denkart, welche die gutmüthige Gastfreundschaft so übel benutzen würden. — Allein demungeachtet bleiben uns noch tausend Gelegenheiten übrig, ächtchristlichen Edelsinn gegen den Fremdling zu bezeugen, und das Gegentheil von dem zu üben, was in so vielen Fällen geschieht. Alle jene durch Obrigkeiten gestifteten Anordnungen zur Verpflegung und Beschirmung, zur Bequemlichkeit und Schonung der Fremden, reichen nicht aus, diesen den Aufenthalt in unserer Mitte zu versüßen, sondern lassen unsern heiligen Pflichten gegen sie noch großes Feld.

Ja, und dieser Pflichten, mein Christ, sollst du eingedenk sein: denn auch der Fremdling, welcher aus der Ferne zu dir kommt, ist dein Nächster.

Er ist dein Nächster, und deinen Nächsten, spricht der Herr, sollst du lieben, wie dich selbst. — Wer aber ist dein Nächster? Hast du dieses Wort schon in Betrachtung genommen, und seinen Sinn erforscht? Hast du nicht leichtsinnig wohl bisher unter Nächsten jeden Menschen überhaupt verstanden? — — Nein, nicht jeder Mensch ist dein Nächster, sondern nur derjenige aus den Millionen Sterblichen, die

mit dir auf Erden wohnen, ist es, der mit dir auf irgend eine Art in nähere Verbindung kommt, entweder daß du dich persönlich bei ihm befindest, oder daß du Bekanntschaft, Freundschaft oder auch sonst nur Verkehr mit ihm in der Ferne hast. Er ist dir also näher geworden, als es dir Millionen anderer Menschen sind; er ist in jedem Augenblick, da du dich mit ihm zu beschäftigen hast, dein Allernächster. Diesem bist du, so fordert es unsere Religion, deine Liebe, deine Freundschaft, deinen Beistand, deine Leutseligkeit schuldig.

So wird auch der Fremdling, indem du und er zusammentreffen, dein Nächster. Er hört auf, für dich fremd zu sein. Sein Vater im Himmel ist auch dein Vater. Seine Bestimmung ist auch deine Bestimmung. Deine Hoffnungen sind auch seine Hoffnungen.

Der Fremdling, wenn er fern von denen, die ihn lieben, und jetzt vielleicht um ihn trauern, zu uns kommt, steht einsam, ohne Verwandte, ohne Freunde, ohne Rathgeber; er kommt, mit stillem Vertrauen zu unserer Redlichkeit, zu unserm Herzen — sollen wir dies Vertrauen täuschen? — Nein, sei du, zu dem er sich wendet, sein Beschützer, denn er steht gleich einer Waise neben dir; — sei du sein Vormund, denn es ist Keiner da, der für ihn spricht; — sei du sein Rathgeber, denn er hat keinen Freund weit umher; — sei du sein wohlthätiger Erfreuer, denn diejenigen, welche ihn gern erfreuen möchten, seine Aeltern, seine Geschwister, seine Gattin, seine Kinder, alle leben in der Entfernung.

Wer bürgt uns dafür, daß nicht auch wir noch manchmal, von unserm Schicksal geleitet, in fremden Ländern wohnen sollen? — Trotze nicht auf deinen jetzigen Wohlstand, auf die Annehmlichkeit deines Wohnsitzes, auf die Ruhe deines Landes. Welche Sicherheit genießen wir in den Tagen beispielloser Kriege, welchen Wohlstand in den Tagen allgemeinen Umsturzes?

Vielleicht, wo nicht wir selbst, werden unsere Kinder, oder manche unserer Verwandten, manche unserer theuersten Freunde, auch als Fremdlinge einst in fremde Länder wandern. Und wenn die, welche wir lieben, dort unter unbekannten Menschen umhergehen, wie wohl wird es ihnen thun, wenn eine warme, freundliche Hand sie unvermuthet nimmt, und gleichsam in eine neue Heimath einführt! Wie wohl thut einem einsamen Fremdling das freundliche Lächeln von einem unbekannten Gesicht! — Wie wohl thut dem Kranken fern von der theuern Heimath die Pflege von einer liebreichen Hand, die Sorge eines Herzens um ihn, dem er noch niemals wohlgethan hatte! —

Kannst du es fühlen, wie beseligend es für dich wäre, wenn sich in der Ferne ein Edelmüthiger deiner annähme; kannst du es fühlen, wie es dein Herz erquicken würde, wenn du erführest, wie deiner Söhne, deiner Blutsverwandten einer in fernen Gegenden Beistand, Freundschaft, Trost von der Hand eines Rechtschaffenen empfangen hätte — warum säumst du, in deinen Verhältnissen nicht die gleiche Freude Andern zu bereiten? — Vater, Mutter, wenn dein geliebter Sohn einst in der Fremde von unbekannten, gütigen Menschen aufgenommen und unaufgefordert mit zärtlicher Aufmerksamkeit behandelt würde, — wie würdest du mit Thränen im Auge nicht Segen von oben herab erflehen auf die unbekannten Schutzgel deines Geliebten! Wohlan, warum willst du bei Anlässen die Gelegenheit nicht benutzen? Warum willst du nicht jene Thränen der Freude durch deine Wohlthaten gegen Fremdlinge in Anderer Augen hervorbringen? Warum möchtest du nicht gern dich und deinen Namen von einem fremden Herzen in der Ferne so gesegnet wissen?

Laßt uns gefällig und dienstfertig sein gegen Fremdlinge jedes Standes. Auch der Arme hat Anspruch auf unsere Schonung, auf unsere Milde, auf unsere Gefälligkeit, — ja er mehr, als der Reiche. „Und was du dem Geringsten thust," ruft dir dein Jesus zu, „das hast du ja an mir gethan!"

Gleichwie es sich der Starke zur Schande rechnet, ungesittet und hart gegen einen Schwachen, gegen ein wehrloses Weib, oder gegen ein Kind zu handeln: so ist es schimpflich, gegen einen Fremdling, der ohne Schutz, Anleitung und Rath dasteht, undienstfertig, ungefällig und gleichgültig zu sein. Kannst du nicht jedem Fremdling helfen, so viel du möchtest, oder so viel er es vielleicht wünscht, so steht es doch bei dir, ihm freundliche Miene zu gönnen; ihm nach deinem besten Wissen Rath zu ertheilen; ihn vor dem zu warnen, was

ihm nachtheilig werden kann, und er nicht weiß; ihn mit Leutseligkeit zu behandeln. — Nicht jeder Fremdling verlangt dein Geld, dein Obdach; aber Jeder deinen freundlichen Blick und Rath. Er hat ein Recht darauf, weil Menschen unter Menschen keine Fremdlinge, sondern nur Glieder der einzigen, großen über den Erdboden verbreiteten Familie sind, die den Erdball ihre Heimath, den Himmel ihre Hoffnung, und den Ewigen über den Sternen ihren Vater nennen. — Und wie du ihn behandelst, so beurtheilt er deinen Wohnort. Deine Menschenfreundlichkeit oder deine Unklugheit wird der Ruhm oder die Schande deines Ortes!

Laßt uns dem Fremdling, ohne Rücksicht auf Vaterland, Herkunft und Religion, mit Rath und That beistehen, wenn er Beistand und Hilfe vonnöthen hat.

Wer ist denn mein Nächster? fragte ein Schriftgelehrter einst Jesum. Und Jesus antwortete, indem er die Geschichte des barmherzigen Samariters erzählte. Es ging der Priester an dem Unglücklichen vorüber, der durch Mörder verwundet und beraubt lag; es ging kalt der Levit vorüber — aber der Samariter nahm sich des Fremdlings an, ohne nach seinem Vaterlande, nach seiner Herkunft, nach seiner Religion zu fragen. (Luk. 10, 30 ff.) — Dem Unglücklichen sind alle Menschen verwandt.

Hart und schmerzlich ist das Krankenbett auch in der Heimath, und doch reicht uns eine liebende Hand die Arznei, doch trösten uns theure Freunde. Aber der Fremdling auf dem Krankenlager liegt einsam; ihm reicht nur eine gemiethete Hand den Heilbecher — ach, ihm ist das Krankenbett härter und schmerzlicher

Sind wir in unserm Wohnort verfolgt und bedrängt: wir finden doch wenigstens eine Seele, die mitleidig unsern Kummer theilt, wenigstens eine Brust, an welcher wir uns satt weinen können. — Aber der unglückliche Fremdling, wer nimmt an seinem Schicksal Theil, wer beklagt ihn, wer tröstet ihn? Ach, die es könnten, die es wollten, sind weit von ihm durch Länder und Ströme geschieden! — So laßt uns nun seiner Freunde, seiner Schwestern, seiner Brüder, seiner grauen Aeltern Stelle vertreten. Er ist um so unglücklicher, weil er verlassen und fremd ist; um so näher ist ihm jedes weichgeschaffene Herz verwandt.

Laßt uns den guten und nützlichen Fremdling, der unser Mitbürger ward, der unsere Heimath zu der seinigen machte, durch unsere Liebe ein neues, besseres Vaterland in unserer Mitte finden.

Es ist kein thörichterer Stolz, als derjenige, welcher in schwachen Gemüthern herrscht, und auf der hohlen Einbildung beruht, länger mit seiner Familie in einer Stadt, in einem Dorfe gewohnt, und seit längerer Zeit das Recht der Bürgerschaft genossen zu haben, als ein Anderer. — Denn nicht auf das, was Andere vor uns waren und genossen, sondern auf das, was wir Gutes und Nützliches selbst thaten, dürfen wir einen Werth setzen, wenn wir zur Gesellschaft vernünftiger Wesen gezählt werden wollen.

Der Fremdling, sobald er die Bedingungen erfüllt hat, welche das Gesetz wegen seiner Niederlassung in unserer Heimath vorschreibt, ist Unsersgleichen. Er hört auf, Fremdling zu sein. Er hat keine andere Heimath mehr, als die unsrige. Er theilt und trägt mit uns die gleichen öffentlichen Lasten; er naht sich mit uns Gott an gleichem Altare betend; sein Staub schlummert einst neben dem unsrigen dem großen Auferstehungstage entgegen.

Um so mehr also das Vorurtheil wider die Ruhe und Zufriedenheit des Fremdlings streitet, um so heiliger ist jedem Rechtschaffenen, jedem wahren Christen die Pflicht, ihn zu schützen, ihm den Kummer zu versüßen, welchen die Lieblosigkeit, der Neid, die alberne Einbildung schlechter oder verblendeter Menschen ihm verursachen. — Sei du sein Freund, wenn Andere ihn kalt vermeiden; gib du ihm Freunde, gib ihm die Deinigen, daß er nicht verlassen und getäuscht in seinem neuen Vaterlande trauere. — Du hast deine Pflicht erfüllt, wenn du ihn und die Seinigen wohl gesichert siehst.

Doch bei allen Verbindlichkeiten, welche wir gegen den Fremdling, mehr als selbst gegen einen Bekannten, auf uns haben, sollen wir darum nicht minder vorsichtig in unserm Benehmen gegen Unbekannte sein. Wir sollen ihnen beistehen, aber darum nicht blindlings unser ganzes Vertrauen, hingeben. Wir sollen ihnen unsern Rath, aber darum nicht gleich unser Herz ertheilen.

Wir sollen ihrentwillen nicht gleich unsere ältern Freunde aufopfern und vernachlässigen, und uns dem Hange zur Neuheit überlassen. Den alten, geprüften Freund kennst du, der neue muß sich erst in der Prüfungsstunde bewähren. — Wir sollen den Fremdling ehren, aber nicht Nachbeter seiner Urtheile, nicht Nachäffer seiner Sitten, Meinungen und Gebräuche werden. Er wählte unser Vaterland, so sei ihm auch unsere vaterländische Sitte ehrwürdig.

Dies ist das würdige Verhalten des Christen gegen Fremdlinge seines Landes. Ihm ist Niemand fremd, der fromm und gut und nützlich ist. Er ist der Blutsfreund aller Edeln, aller Guten. Er ist der Bruder jedes Gotteskindes. — Und Gotteskinder sind die Tugendhaften, auf welchem Punkt des Erdballs sie auch wohnen mögen.

Alle strecken sie zu Dir, o ewiger Allvater im Himmel, voll kindlichen Sinnes die Hände empor. Du liebst sie alle, in welchem Lande sie auch wohnen, und von welcher Religion sie auch zu Deinen Altären geführt werden mögen. — Mir soll denn Niemand fremd sein, als der, welcher Dir fremd ist; mir soll Niemand fremd sein, als der, welcher Dich fliehet, und die Tugend meidet. — Und wer Deinen heiligen Willen, das Gute, thut, der ist mein Bruder; dem begegne ich auf dieser kurzen Wanderschaft auf Erden, wie einem geliebten Reisegefährten zur Ewigkeit; mit dem vereinigst Du mich wieder in bessern Welten, wo wir den süßen Brudernamen an Deinem Throne lallen!

Vater, Vater, allbarmherziger, ewiger, gütevoller Vater! Sind wir denn nicht allesammt Fremdlinge hienieden? Ist nicht unser Aller wahrer Heimath bei Dir? Warum soll uns hienieden ein bloßer Name, eine nichtige Einbildung trennen? Vor Dir ist Keiner Fremdling, der Dich liebt: warum denn für mich? — Nein, mein Gott! alle Menschen sind meine Brüder, und denen, die meiner am meisten bedürfen, bin ich am meisten schuldig. So lebe ich im Geiste der Religion meines Jesu. Amen.

IX.

Besonnenheit im Reden.

Kol. 4, 6.

In allen Worten und Geberden,
In allen Thaten laß, o Herr,
Uns aller Menschen Freunde werden,
Dir, Heiland, immer ähnlicher:
So werden wir uns ewig freu'n,
So Gottes wahre Kinder sein.

Auch Worte sind Thaten! Auch von ihnen, wie von meinen Handlungen allen, muß ich dem Richter der Herzen Rechenschaft ablegen. Wie gleichgültig war ich bisher gegen dasjenige, was ich sprach; wie leichtsinnig war ich gegen Freunde, wie gegen Feinde, in meinen Reden! Hat meine Zunge auch zuweilen manches Gute stiften, getrennte Freunde wieder zusammenführen, Leidende mit Trost beruhigen, Irrende warnen, Bösewichte von einer Frechheit abschrecken können — wie viel Anderes, das sie zum Heil des Nächsten vollbringen konnte, hat sie doch unterlassen! Wie oft verstummte sie, wo ein einziges Wort Jemanden, ohne meinen eigenen großen Schaden, hätte beglücken können! Wie oft sprach sie, wo ihr Stillschweigen die größte Wohlthat für meine Ruhe oder für den Frieden und die Eintracht anderer Menschen gewesen wäre!

Auch Worte sind Thaten! Durch das Wort verrichten wir in der Welt die wichtigsten Dinge, stiften wir das meiste Gute und größte Uebel. Nicht der Reichthum, nicht die Geburt, nicht das bürgerliche Ansehen, sondern das Wort ist die vornehmste Macht des Menschen, durch welche er wirkt. Nicht das Schwert, sondern das Wort ist die stärkste Waffe, mit der wir verwunden oder vertheidigen und beschützen können. Diese Macht, diese Waffe ist jedem Sterblichen von Gott verliehen. Daher hat er auch von ihrem rechten Gebrauch dem Geber derselben Rechenschaft abzulegen.

Unsere Rede ist der Balsam, welchen wir lindernd auf den Schmerz eines leidenden Herzens giessen; ist das Gift, womit wir die stille Glückseligkeit ganzer Familien tödten. Durch das Wort erheben wir den Gebeugten, stürzen wir den Hochmüthigen. Die Zunge ist's, welche Feindschaften stiftet, und neue Freunde erwirbt, oder die alten an uns festhält. Die Sprache ist das große, Alles umfassende Band, welches die menschliche Gesellschaft zusammenhält, und Völker mit Völkern verbindet. Durch das Wort ertheilen wir unsere Befehle; vermittelst des Wortes wird der Kummer gestillt, die Sorge getröstet, der Fehlbare zurecht gewiesen, das Hauswesen bestellt, die Freude

ausgedrückt, die Ehrfurcht bezeugt, die Andacht beflügelt; — aber auch durch das Wort der Zorn bewaffnet, die Heuchelei gefährlich, die Unschuld verführt, die Redlichkeit in Schrecken gesetzt, die Bosheit befördert, die Wahrheit vernichtet, die Hölle auf Erden gegründet.

Wenn dem Weisen, dem Christen auch nicht einmal eine geringscheinende Handlung seines Lebens gleichgültig sein darf; wenn er selbst bei der kleinsten That denken muß: Ist sie deiner anständig? — wie wichtig muß ihm seine Rede sein, welche die alltäglichste That seines Lebens ist! — die Rede, durch welche er sich und die ganze Denkart seines Geistes, die Würdigkeit oder Verächtlichkeit seines Gemüthes zu erkennen gibt! — die Rede, durch welche er andere Menschen zu seinem Vortheil oder Schaden, zu ihrem Glück oder Verderben lenkt!

Wenn ich Alles, was ich durch die Mittheilung meiner Gedanken in Reden, Befehlen, Anordnungen, Urtheilen und Gesprächen Gutes oder Böses veranlassen kann und wirklich schon veranlaßt habe, wenn ich dies in seinem ganzen Umfange überdenke, so muß ich vor dem Leichtsinn erschrecken, mit welchem ich oft meine Befehle gegeben, meine Wünsche geäussert, oder meine Meinungen bekannt gemacht, oder Urtheile gefällt habe. Ich sehe es ein, daß ich oft in meinen Worten alle Würde verläugnet habe, nach welcher meine Seele trachtet. Ich sehe es ein, daß ich selbst daran Schuld bin, wenn ich weniger Hochschätzung unter meinen Bekannten, unter meinen Mitbürgern, selbst weniger Hochachtung in meiner eigenen Verwandschaft genieſſe, als ich gern genieſſen möchte. Denn meine Zunge war viel seltener das Werkzeug eines heitern, ruhigen, besonnenen Gemüthes, als ich wollte. Sie war vielmehr das Werkzeug meines aufwallenden Zorns, meines Hanges zur Schadenfreude, meiner Neigung zur Eitelkeit und Selbstschmeichelei, meiner unerlaubten Begierden, meiner Selbstsucht, meiner Gewinnsucht.

Wie, kann ich dies auch vor Gott verantworten, vor dem nichts gilt, als was recht, gut und heilig ist?

Was ihr thut mit Worten oder mit Werken, das thut Alles im Namen des Herrn Jesu! (Kol. 3, 17.) Das thut, als thätet ihr es an Jesu Statt; das thut, wie es Jesus gethan haben würde, wenn er an eurer Stelle, in euern Umständen, in euern Verhältnissen gehandelt haben würde. So lehrt Gottes Wort.

Und ist es denn so schwer, diese wichtige Pflicht zu erfüllen, — eine Pflicht, deren Erfüllung mich vor Gott und Menschen mit Achtung lohnt; eine Pflicht, durch welche ich mein Glück schon auf Erden gründe? Ist es so schwer, meine Zunge im Zaum zu halten, die doch dem leiſesten Wink meines Geistes gehorcht?

Nein, sie ist es nicht. Denn wie oft habe ich Alles über mich vermocht, wie oft war ich nicht schon in meinen Urtheilen und Gesprächen der Behutsamste, wenn es darauf ankam, eine Gefahr zu vermeiden, oder mir einen Nutzen zuzuwenden! — Wohlan, so sollte ich es jederzeit sein, denn ich kann ja täglich durch den weisen Gebrauch meines Wortes einen Nachtheil verhüten, oder mir Annehmlichkeiten bereiten.

Besonnenheit im Reden ist daher eine der schönsten und wichtigsten Eigenschaften des wahren Weisen, des wahrhaften Jüngers Jesu. Diese Besonnenheit wird durch beständige Aufmerksamkeit auf sich selbst ohne Mühe erworben, wird durch fleißige Uebung endlich zur Gewohnheit, und lohnt uns mit innerer Selbstzufriedenheit, und beschirmt uns gegen tausend mannigfaltige Verdrießlichkeiten, in welche Leichtsinn und Unüberlegtheit stürzen.

Besonnenheit ist eine anhaltende Nüchternheit des Geistes, daß er sich in seinen Urtheilen, Meinungen und Wünschen von keiner aufwallenden Leidenschaft, von keiner allzugroßen Heftigkeit weder der Lust noch Unlust berauschen und betäuben läßt. Es ist jener göttliche Gleichmuth, welchen Jesus in den Augenblicken des Vergnügens und des bittersten Leidens bewies. Es ist das Vergleichen unserer Gedanken und Neigungen mit dem Beispiele Jesu, mit dem Gesetze Gottes, mit dem Gebot der Rechtlichkeit und der Ehre.

Es ist folglich keine Besonnenheit im Reden gedenkbar, ohne Herrschaft des Geistes über seine irdische, thierische Natur, über die Empfindungen und Neigungen, welche gleichsam Kinder seines Fleisches, Wirkungen seines Körpers, des Blutes und der reizbaren Nerven sind. Eine Folge dieser Selbstbeherrschung ist dann die Be-

sonnenheit. Umsonst wallt der Jähzorn auf. Der Geist kann zwar des Unwillens auflodernde Flamme nicht hindern; aber während das Blut stürmt, behält er Fassung genug, nicht zu handeln. Er wartet mit Festigkeit den ruhigen Augenblick ab, und nun erst, ganz frei von dem Einflusse der Sinnlichkeit, beschließt er, was gethan werden müsse. Es können unreine Begierden erwachen, aber der Geist des Jüngers Jesu wird kein Sklav derselben. Er meidet jede Handlung, jeden Einfluß, so lange diese Begierden toben; er vernichtet sie durch Zerstreuung, bis er wieder in voller Macht ist, und erst dann entscheidet er über seinen Willen. Es kann der Reiz eines beträchtlichen Gewinns im bürgerlichen Leben das Gefühl der Ehrlichkeit einen Augenblick lang überwaltigen; aber der Weise, das Kind Gottes, laßt sich durch diesen Reiz nicht zu einer falschen Handlung zwingen. Er untersagt seinem Munde das Wort, seiner Hand die That, bis er in vollkommenster Gemüthsruhe ist, und er bei sich hell erkennt, ob er auch gerecht und edel handeln würde, wenn er sich des Gewinnes auf jede Art theilhaftig machte; ob auch die Mittel achtungswürdig sind, mit denen er zum Ziel gelangen soll.

Eine anhaltende Aufmerksamkeit auf uns selbst, eine beständige Uebung im Ueberlegthandeln und Ueberlegtsprechen macht uns dies zuletzt zur andern Natur und leichter, als wir es geglaubt hätten. Und das ist's, wonach wir als Kinder der Gottheit, als Geschöpfe des heiligsten, vollkommensten Wesens streben sollen. Die Tugend selbst müssen Gewohnheiten unserer Seele werden, dann nähern wir uns der Heiligkeit an. Tugend findet allezeit da statt, wo unsere Seele in ihrem Innern gegen ungerechte Neigungen und gegen den sündlichen Willen kämpft und siegt. Da aber, wo die Tugend nun schon Herrin geworden, wo sie so zur andern Natur und Gewohnheit geworden, daß es uns schwer fallen würde, anders zu handeln, da ist Heiligkeit des Gemüthes, das heißt, vollkommene Reinheit und Unbeflecktheit der Seele.

Und ist es dir Ernst, diesen Grad deiner Vollendung zu erreichen, daß du in Gottes Schöpfung nicht eins der geringsten und verächtlichsten Wesen bleibst, — ist es dir Ernst, daß du nach Selbstherrschaft des Geistes, nach jener erhabenen Nüchternheit des Gemüthes strebest, in welcher du immerdar deiner selbst und deines besten Willens mächtig bleiben kannst: so rede überall mit Liebe!

Wer mit Liebe und aus Liebe zu seinen Mitmenschen spricht, der ist auf dem Weg zur höchsten Vollendung. Er wird sich von keiner niedrigen Leidenschaft verleiten lassen, ein Verräther an den Freuden, an der Ruhe, an dem Wohlstand, an der Sicherheit, an der Ehre seines Nächsten zu werden. Er wird die Flamme eines aufgehenden Zornes löschen; er wird unlautern Begierden Schweigen gebieten; er wird nicht nach den Eingebungen gekränkter Eigenliebe reden — er wird groß denken, edel handeln, ehrwürdig in seinen Worten sein.

Wie die Liebe das Wesen der ganzen christlichen Religion ist, so ist sie auch die Grundlage aller Urtheile, Meinungen und Gespräche ächter Christen. Der Mund, welcher nur segnen gelernt hat, entsagt gern den Flüchen der Hölle; der Mund, welcher nur das Nützliche befördern, Frohsinn verbreiten helfen, Leidende trösten, Bekümmerten rathen will, wird sich nicht öffnen, um Verleumdungen über Familien auszuschütten, Verachtung gegen Andere auszustoßen, Zwietracht zu stiften, Redliche zu täuschen, Arglose zu betrügen.

Wer aus Liebe redet, und mit Liebe redet, redet kein Uebles. Hier ist also schon jene Besonnenheit, nach welcher wir als weise Genossen des Glaubens trachten sollen. Denn die Besonnenheit soll uns nicht zu bloßer List, zu kalter Klugheit bringen, daß wir nicht etwa uns selbst durch Unüberlegtheit Schaden anrichten; sondern sie soll uns in Reden und Gesprächen immer zu demjenigen hinleiten, was Andern wohlthätig, ersprießlich, lehrreich und angenehm ist. Eure Rede, so spricht die heilige Schrift, sei allezeit lieblich und mit Salz gewürzt; daß ihr wisset, was ihr einem Jeglichen antworten sollt. Kol. 4, 6.

Aus seinen Worten erkennst du den Menschen. Sie sind die Hülle, in welcher sich dir sein Geist offenbart. Nach seinen Reden beurtheilst du ihn; durch seine Aeusserungen gewinnt er dich. Rohheit und Grobheit in Ausdrücken zeigt auf ein rohes Gemüth hin, auf eine verwahrloste Denkart, auf Mangel anständiger Erziehung, auf

Abwesenheit edler Grundsätze und zarten Gefühls. Wohlan, so wie du aus ihren Reden Andere beurtheilst, so wirst du auch von Andern nach deinen eigenen Worten gerichtet. Du selbst gibst ihnen in deinen Urtheilen, in deinen Gesprächen den Maasstab für deinen Werth, oder Unwerth. Bist du in deinen Reden lieblos: wie kannst du geliebt zu werden erwarten? Bist du in deinen Gesprächen unanständig: wie kannst du Anspruch auf die Achtung der Bessern machen? Bist du in deinem Urtheil gehässig, schneidend, unbescheiden, voll Eigendünkels: wie kannst du glauben, daß man sich von Herzen an dich schliesse? Die Menschen sind jedesmal für dich das, was du für sie bist!

Wenn du nun selbst ihnen also durch deine Worte den Maasstab deines innern Werthes gibst: wie kannst du leichtsinnig genug sein, dich in deinen Urtheilen und Gesprächen wohl noch schlechter darzustellen, als du vielleicht im Herzen bist? Welche Verkehrtheit des Sinnes! Strebst du nach Haß? Bewirbst du dich um Verachtung? Arbeitest du so mühsam nach Schande?

Rede mit Wahrheit und Aufrichtigkeit! Gib deinen Bekannten und Mitbürgern keinen falschen Maasstab für deinen Werth. Verabscheuungswürdig ist jede Besonnenheit im Reden, welche nur darauf ausgeht, Andere zu überlisten, und Eigenschaften und Empfindungen zu heucheln, die nicht vorhanden sind.

Des Heuchlers Seele ist eine unaufhörliche Verbrecherin, die lichtscheu sich beständig in finsterer Höhle verbirgt, um nicht entdeckt zu werden; immer einer Larve, eines Schleiers bedarf, um Andern nicht ekelhaft zu sein. Und welche Achtung für sich selbst kann der Elende haben, der sich nicht unterstehen darf, öffentlich zu erscheinen, wie er ist? Welche Zufriedenheit kann der Elende mit sich selbst haben, welcher wegen seiner geheim gehaltenen Niederträchtigkeit stets vor der Unzufriedenheit der übrigen Welt, und mit Recht, zittern muß?

Viele halten es für Klugheit, sich in ihren Reden und Gesprächen liebevoller, redlicher, freundlicher, großmüthiger, duldsamer zu stellen, als sie es sind. Allein diese Klugheit führte noch von jeher zu Abgründen. Früher oder später entfällt auch dem schlauesten Heuchler die verschönernde Larve, und man verspottet zuletzt die Kunst desjenigen, dessen Herz man nicht schätzen kann; man verabscheut die freundliche Miene, hinter welcher Selbstsucht oder Tücke lauern, und findet das Lächeln um so häßlicher, wenn es eine geheime Bosheit verbergen soll.

Es gibt keine Klugheit, welche durch Erfahrung in allen Umständen des Lebens bewährter gefunden worden, als Ehrlichkeit, Wahrheit und Geradsinn. Nur dem vertraut die Welt, den sie kennt; nur dem bietet man ein Herz an, der selbst sein Herz zeigen darf. Listiges Umschleichen und Freundlichthun ist keine Klugheit, sondern nur Schein derselben. Dem Verschlagenen setzt man Verschlagenheit und Mißtrauen entgegen. Er hat sein Spiel verloren, noch ehe er es angefangen.

Klugheit im Reden heißt nicht jene kleinliche Verstellungskunst, durch welche man sich besser darzugeben, als man ist; jenes unzulängliche Hilfsmittel unwürdiger Menschen: jener Betrug der Welt, worin man zuletzt sich am schmerzlichsten betrügt. Klugheit im Reden heißt Schonung in seinen Urtheilen beweisen, wo Schonung keinen Nachtheil stiftet; Vorsicht beweisen, wo durch unüberlegte Geschwätzigkeit Unheil erwächst; mit Zweckmäßigkeit reden, um durch seine Worte Nutzen der Menschen zu befördern, oder Nachtheil zu verhüten. Oefter noch besteht die wahre Klugheit im Reden in der Kunst, zu rechter Zeit zu schweigen.

So sehr Offenheit und Wahrhaftigkeit den Christen ziert, und das Vertrauen der Menschen, der guten wie der schlechten, fesselt, eben so schreckt übertriebener Wahrheitseifer, Mangel der Verschwiegenheit, leichtsinnige Geschwätzigkeit zurück. Es ist die Wahrheit ein unverletzbares Heiligthum; überall soll sie gesprochen werden, wo ihre Erscheinung nothwendig ist. Aber an ihre Stelle soll das Schweigen treten, wo durch sie ein Unglück und Nachtheil entstehen, die Ruhe von Familien und Völkern verloren gehen würde. Besonnenheit im Reden führt zur Tugend der Verschwiegenheit, wo Schweigen heilsamer als das Wort ist.

Was in jeder Lage des Lebens zu thun sei, lehrt uns bald unser eigenes, richtiges Gefühl, und die Erfahrung erhöht unsere Klugheit. Auch ist es dem Menschen ungleich leichter, klug zu handeln, als weise und edel. Jenes zu werden, zwingt uns täglich die Welt; weise und edel zu sein,

dazu nöthigt uns nur unser eigenes Herz und der Blick auf Gott und die Ewigkeit. Aber der Weiseste ist nur derjenige, dessen Klugheit die fruchtbringendste ist.

Doch Weisheit und Klugheit, beide erweise ich nur durch Besonnenheit im Reden. Diese soll daher jedes Christen alltägliche Bemühung sein. Auch Worte sind Thaten, die Gott richtet; darum sei unsere Rede nur, was nützlich ist, zur Besserung wirkt, da es Noth thut, und daß es holdselig sei zu hören. Ephes. 4, 29.

Wenn Menschenliebe und Aufrichtigkeit die Grundzüge unserer Denkart sind, dann ist jene Besonnenheit weder mühsam zu erwerben, noch beizubehalten. Es ist nie gefordert, daß wir jeden unserer Ausdrücke mit ängstlicher Behutsamkeit abwägen sollen. Wohnen Menschenliebe und Wahrhaftigkeit in unserm Innern, so wird unser Wort sein, wie wir es vor Gott, vor unserm Gewissen verantworten können.

Eben so wenig untersagt die Religion fröhliche Unterhaltungen und Scherze, heitere Gespräche, welche uns und Andere vergnügen. Denn Scherze, welche aus einer menschenfreundlichen, wohlwollenden Gesinnung entspringen, sind die Zeugen eines beglückten Daseins. Der Glückliche will auch Andere freudig machen. Seid fröhlich mit den Fröhlichen! ruft uns Gottes Stimme zu. Nicht mürrisch, ungesellig, finster soll der sein, welcher Jesu Jünger heißen will; nicht traurig und mit stets andächtigen Geberden soll er umherschleichen, um für fromm erklärt zu werden. Die Tugend und der Sinn Jesu thronet am liebsten und mächtigsten in einem heitern Herzen. Und wer an Gott einen Vater hat, dem er sich mit kindlichem Vertrauen anschliessen darf, wessen Herz rein ist von bösen Neigungen, und voll des Bewußtseins, Gutes zu wollen, hat das höchste Recht zur Freude. — Nur diese Fröhlichkeit entarte nie zur Frechheit, dieser Scherz nicht zur Lästerung und Verspottung dessen, was jedem guten Menschen ehrwürdig bleiben muß.

Der Mund, der dich preiset und anbetet, Allerheiligster, der Mund, welcher in bangen Stunden zu Dir um Hilfe seufzt — er entweihe sich selbst nie durch unreine Worte, nie durch Worte schadenfrohen Spottes, verleumderischen Hasses, lieblosen Gerichtes über die Schwächen der Mitmenschen. — Heiliges Wesen, laß auch mich heilig sein, wie in meinen Empfindungen, Gedanken und Wünschen, so auch in meiner Rede. Laß Wahrheit, Liebe und Klugheit, in Stunden der Freude, wie der Trauer, in meinen Worten herrschen, daß sie überall wohlthätig hinfallen, wohlthätig auf die Herzen einwirken, Glückseligkeit, Zufriedenheit und Frohsinn erwecken in der Brust derer, die in engerer oder entfernterer Verbindung mit mir leben.

X.

Der Eid.

2 Mos. 20, 7. 16.

Nein, Deines Namens Heiligkeit,
Gott! will ich nie entweihen;
In jedem Worte, wie im Eid,
Soll Wahrheit sich erneuen.

Nur wahres Wort ist ew'ges Wort,
Und krönt uns mit Vertrauen.
Der falsche Schwur wird Seelenmord,
Und führt zu Nacht und Grauen.

Es gibt nur eine Bedingung, unter welcher Menschen in Frieden beisammen wohnen können; nur eine Bedingung, unter welcher gegenseitiges Vertrauen möglich ist — und diese Bedingung heißt Wahrhaftigkeit. Die Menschen müssen das sein, was sie scheinen; ausserdem ist nirgends Zuverlässigkeit und Ruhe, sondern Argwohn, Mißverständniß, Erbitterung.

Wer sich jemals gegen einen seiner Freunde und Bekannten irgend einer Unwahrheit, irgend eines Betrugs schuldig gemacht, hat damit das unbedingte Zutrauen auf seine Ehrlichkeit zurückgestoßen, hat sich selbst zu beständiger Unglaubwürdigkeit verdammt, und muß bei jedem Wort, welches er redet, bei jedem Versprechen, das er gibt, bei jeder Versicherung, die er ertheilt, mit allem Recht besorgen: wer weiß, ob man dir auch glaubt?

Wer es unternimmt, irgend etwas als Wahrheit zu versichern, in wichtigen wie in geringen Fällen, der ruft damit die Unschuld seines eigenen Herzens, seine Ehrlichkeit, seine Ueberzeugungen, die er von der Sache hat, zu Zeugen und Bürgen an. Schlimm genug für ihn, wenn er dann statt Wahrheit Lügen gab. Er hat die Unschuld seines Herzens öffentlich geschändet, er hat seine Ehrlichkeit verläugnet, er hat seinen eigenen Ueberzeugungen schändlich widersprochen, und wird sich selbst ein Gegenstand innerlicher Verachtung. Nicht genug, daß

er bei demjenigen, welchen er hinterging, auf lange Zeit, vielleicht für ewig, das Vertrauen verlor: er selbst verliert es gegen alle Menschen, indem er sie entweder für so schlecht als sich selbst hält, oder indem er fürchtet, daß Niemand seinem Wort Glauben beimesse. Daher pflegt er nun, um sich recht glaubwürdig zu machen, selbst unbedeutende Dinge bald bei seiner Ehre, bald bei seiner Treue, bald beim Himmel, bald durch einen noch stärkern Schwur zu versichern.

Aber wer einmal sich so verächtlich gemacht, daß man ihm bei seinem einfachen Worte nicht mehr traut, dem wird auch Niemand leicht bei seinen leichtsinnigen, vielleicht schon zur Gewohnheit gewordenen Betheuerungen Glauben schenken. Ja man ist gewohnt, solchen Personen, die Alles, selbst geringfügige Sachen, hoch und theuer versichern und mit einem Schwur bekräftigen, am allerwenigsten zu trauen; und dies geschieht, wie die Erfahrung lehrt, mit Recht. Denn solche Menschen haben schon durch mehr als eine Unwahrheit, durch mehr als einen Betrug die Zuverlässigkeit ihrer Worte verscherzt.

Wer bei einer Versicherung, die er ertheilt, Zeugen anruft und Bürgen für eine Wahrhaftigkeit aufstellt, erhöht damit die Wichtigkeit seines Wortes. Er steht nicht mehr allein; Andere sind mit ihrer Ehrlichkeit an seine Ehrlichkeit geschlossen. Hat er sie fälschlich angerufen, so läuft er Gefahr, daß ihre Aussage ihn schnell vor aller Welt zu Schanden macht. Hat er die Zeugen bestochen: seine Gefahr ist darum nicht geringer. Er ist nicht mehr Herr allein von seinen Geheimnissen; Andere wissen darum, bestochene Zeugen, falsche Zeugen, also Menschen, deren Ehrlichkeit er selbst nicht trauen darf, ohne die größte Thorheit zu begehen. Aber Menschensinn ist veränderlich. Einer oder der andere von seinen falschen Zeugen kann ihn früher oder später verrathen, sei es im Zorn, oder aus Reue über das falsche Zeugniß.

Der Eid aber ist die höchste und heiligste Art der Versicherungen, welche ein Sterblicher dem Andern ertheilen kann. Er ist das feierlichste Versprechen, bei welchem man den Allwissenden, den Allgerechten zum Zeugen seiner eigenen Rechtschaffenheit und zu dem furchtbaren, ewigen Gericht über die Treulosigkeit anruft. Es ist eine schrecklich-wichtige Handlung, durch welche man nicht nur seine Ehre, seinen guten Ruf, seine Habe und Gut, sondern das Schicksal der zur Unsterblichkeit bestimmten Seele, als Bürgschaft und Unterpfand hingibt. — Eben dadurch wird der Meineid zum schwersten Verbrechen, weil der, welcher ihn begeht, sich, einem Satan gleich, von dem Vertrauen der Welt und Gottes losschwört, sich von der Kraft der göttlichen Schöpfung und des göttlichen Eigenthums muthwillig gleichsam losreißt, und einsam steht und verworfen, zwar noch in Menschengestalt, aber elender als das vernunftlose Thier, als die Pflanze und der Stein; elend und verächtlich, daß ihm besser wäre, er wäre nie von seiner Mutter geboren! Der Meineidige spielt, wie ein Wahnsinniger, mit Gott, Ewigkeit, Vorsehung und Schicksal. Er gibt mehr denn eine Tonne Goldes an Werth für ein armes Sandkorn, er gibt ein ganzes Leben für einen einzigen Athemzug!

Väter und Mütter und Erzieher, ihr Alle, denen die Bildung junger Seelen anvertraut ist, bewahret früh schon die zarten Gemüther vor dem Leichtsinn der Worte, vor dem Mißbrauch der Versicherungen, vor dem Mißbrauch heiliger Namen!

So wie es schon an sich sehr unanständig ist, Alles, auch die geringsten Sachen, mit einem Schwur zu betheuern, welches entweder von der schlechtesten Erziehung, oder von Verderbtheit der Denkart herrührt: so ist es auch in gleichem Maase gefährlich. Man muß auch den Namen des höchsten Wesens, des Unendlichen, man muß den Namen Jesu, des heiligen Welterlösers, nicht durch Gewohnheitsausrufungen entweihen und zum schnöden Zungenspiel machen. Wie will man Gott im Geist und in der Wahrheit mit tiefer Ehrfurcht anbeten können, wenn man, seinen heiligen Namen mißbrauchend, ihn bei niedrigen Gelegenheiten frech und lachend verschwendet? (2 Mos. 20, 7.) Wohin ist die Ehrfurcht für Jesum Christum, den Heiland der Welt, geflohen, wenn sein theurer Name, in welchem sich beugen sollen alle Knie, mitten im muthwilligen Gelächter erschallt? — Hier ist die Gefahr zur Irreligiosität herbeigerufen, und eben so die Gefahr des Meineides. Denn wer die Ehrfurcht und Achtung für heilige Na-

men längst durch Uebung verlor, wird er sie so lebhaft in dem Augenblick empfinden, wenn er sie im Eidschwur als Bürgen seiner Treue anruft?

Der Eid soll nur bei den wichtigsten Fällen und nie ohne feierliche Aufforderung geschehen. Jesus verbietet den leichtsinnigen Gebrauch des Schwurs. Eure Versicherungen sollen in Ja und Nein bestehen; was mehr gesagt wird, ist gefahrvoll (Matth. 5, 37). — Nur dann, wenn kein anderes Mittel mehr vorhanden ist, die Wahrheit zu ergründen; nur dann, wenn ein Sterblicher keine andere Bürgschaft mehr für seine Ehrlichkeit stellen kann, also wenn die unausweichliche Nothwendigkeit selbst gebietet — nur dann sei der Eid gestattet.

Wer sich durch eine Kleinigkeit helfen kann, soll der sogleich sein gesammtes Vermögen zum Unterpfand geben? Wer sich durch den Verdruß einiger Tage oder Jahre retten könnte, soll der sein ewiges Schicksal ins Spiel werfen? Nimmermehr! Nur wenn kein anderes Mittel, keine andere Sicherheit in wichtigen Fällen vorhanden ist, dann fordere man den Eid. Nur wenn man keine festere Bürgschaft der Treue geben kann, und man vollkommen von der Wahrheit dessen, was zu wissen begehrt wird, überzeugt ist, darf der Christ den Eid geben.

Der Eid kann verlangt werden zur Bestätigung des gegebenen Zeugnisses von dem, was schon geschehen ist. In diesem Falle wird sich der gewissenhafte Christ wohl hüten, etwas zu betheuern, von dessen Hergang er nicht auf das Unbezweifelhafteste überzeugt ist. Er wird jede Leidenschaft von sich entfernen, und vermeiden, daß er nicht schon das bloß Wahrscheinliche für Wahrheit gebe. Er wird sich daran erinnern, wie leicht uns bei manchen Vorfällen unsere Augen und Ohren täuschten, wie unser Gedächtniß selbst uns in Irrthum geführt hat. Er wird, was er als Wahrheit betheuern soll, vorher wohl und genau erforschen und bei sich überlegen, was und wie viel er als Gewißheit angeben und beschwören könne. — Seine Seele wird mit Recht davor zittern, ein falsches Zeugniß zu ertheilen, das vielleicht seinen unschuldigen Nebenmenschen in Schaden bringen kann, und seinen Richter in Irrthum führt. Seine Seele wird sich mit Recht davor entsetzen, das Falsche für Wahrheit zu geben, da sie im Augenblick des Eidschwurs nicht bloß vor ihrer Obrigkeit auf Erden, sondern vor dem Angesicht Gottes steht und schwört.

Wenn es nun schon sehr schwierig ist, einen Eid über das abzulegen, was geschehen ist, was wir mit unsern Augen gesehen, mit unsern Ohren gehört, was wir wohl selbst gethan haben: so ist es noch schwieriger, durch einen Eid dasjenige zu bekräftigen, was noch geschehen soll, oder was wir leisten zu wollen versprechen. — Es schwöre diesen Eid Niemand, ohne vorher sich streng geprüft und untersucht zu haben, ob er solches Versprechen in aller Strenge erfüllen wolle und könne. Es schwöre ihn Niemand, ohne den ganzen Inhalt und Umfang der Pflicht zu kennen, welche er zu leisten übernommen hat.

Es ist vergebens, Unchrist, der du mit frecher Stirn hintrittst vor Menschen und und Gott, hintrittst, menschlicher und göttlicher Gesetze zu spotten, hintrittst, deine verruchte Hand zum falschen Schwur aufzustrecken zum Himmel, und deine verbrecherische Zunge die schweren Worte des Eides stammeln zu lassen; — es ist vergebens, daß du dir beim Eidschwur einen geheimen Sinn vorbehaltest; daß du in deiner Seele ganz andere Worte denkst, vielleicht das Gegentheil von denen, die du schwörend aussprichst! — Du bist des Meineides nicht rein! — Du betrogst nicht Gott, denn der Herzenskundige sah deine Falschheit; du betrogst nicht die Menschen, denn du hast ihnen die göttliche Allwissenheit zum Zeugen und deiner Seele Heil zum Unterpfand gemacht — nur dich selbst hast du betrogen. Du hast es gewagt, Ungeheuer, des menschlichen Namens unwerth, den allerheiligsten Gott zum Mitgenossen deiner schwarzen That machen zu wollen. Du hast es gewagt, den Allergerechtesten zum Hehler deiner Schande zu machen, daß er seinen heiligen Namen dazu herleihen sollte, dich zu beschönigen und die irdische Obrigkeit zu betrügen, die da ist auf Erden an Gottes Statt und von Gott selbst verordnet!

Hättest du es gewagt, Unseliger, vor den Thron eines Fürsten der Erde zu treten, den Richtern den falschen Eid zu

leisten, den Monarchen zum Zeugen deiner Redlichkeit anzurufen, dein Vermögen, Habe und Gut, deine Freiheit zum Unterpfand deiner Aussage zu bieten, und im gleichen Augenblick, da du den Richtern, den Beamten des Fürsten schwörst, ihm selbst das Gegentheil und die Falschheit deines Schwurs zuzuflüstern? Hättest du es gewagt, einen Monarchen zum Mithehler deiner Verruchtheit herabzuwürdigen, und von ihm zu begehren, diejenigen betrügen zu helfen, welche er für Recht, Wahrheit und Unschuld eingesetzt hat?

Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten! ruft die heilige Schrift.

Niemand wage daher die Ablegung eines Eides, ohne vollkommen von der Wichtigkeit dieser Handlung, von dem überzeugt und belehrt zu sein, was der Eid ist, und welches die unvermeidlichen Folgen des Meineides sind!

Du schwörst — du gibst das feierlichste Versprechen, das ein Sterblicher geben kann. Du schwörst, und rufst zum Zeugen deiner Ehrlichkeit und Gewissenhaftigkeit den Alles erforschenden Gott selbst an. Du schwörst und hebst deine Finger zu dem Ewigen und Unsterblichen empor, zu dem Richter der Todten. Du schwörst, und die drei erhobenen Finger gelten dir und den gegenwärtigen Menschen, die da Zeugen deines Schwures sind, als ein Erinnerungszeichen, als ein Sinnbild der Dreieinigkeit Gottes, des Allgegenwärtigen. Du schwörst, und thust im Angesichte dieses Gottes Verzicht auf seine Gnade und Liebe, wenn du falsch schwörst. Du entsagst für dich, im Fall des Meineides, der Gnade Gottes, des Vaters, deines Schöpfers, der dich zur Seligkeit berufen hatte in seine Welt. Du sagst dich los von der Gemeinschaft Jesu Christi, von seiner Gerechtigkeit und dem Verdienst seines blutigen Todes am Kreuze. Du schwörst dich los von dem Segen des heiligen Geistes, und weihest dich der Sünde und Verdammung vor Gott und seinen Geschöpfen.

Wer die Größe und Fülle des Eides kennt, muß auch vor der Möglichkeit schon zurückbeben, ihn brechen zu können.

Bilde dir nicht ein, Leichtsinniger, der du überall nur Staub und Irdisches, nirgends das Göttliche erblickst, — bilde dir nicht ein: der Eid sei doch nur bloße Formel, Erfindung von Menschen gemacht, Nothmittel menschlicher Richter, — bloßer Schall von Worten. Kennst du die Heiligkeit des Eides nicht, oder verachtest du sie: du wirst die unvermeidlichen Folgen, die dem Meineid wie ein schwarzer Schatten nachfahren, ehren und fürchten müssen. Du wirst bekennen müssen: Ja, es ist ein Richter über den Sternen, es ist in der Geisterwelt eine ewige und eherne Ordnung, die kein Mensch bricht, und die jedem Sünder, jedem Verbrechen die Strafe unmittelbar nachsendet.

Der Meineidige, wie er sich von Gott und Seligkeit losschwört, ruft gleichsam eine ganze Hölle in seinen Lebenslauf hinein. — Und der erste Teufel, welcher ihn quält, heißt: Bewußtsein des Verbrechens; — der zweite nennt sich: Furcht vor der Entdeckung des Meineides.

Er hat sich zwar vor Menschen gerechtfertigt durch den falschen Eid — aber nicht vor dem gerechten Gott, nicht vor sich selbst. Was er auch thut, er bleibt sich seiner innern Schande bewußt, und mögen ihn auch die Menschen achten: er kann nicht anders, er muß sich selbst verachten, und seine Schlechtigkeit ekelt ihn unaufhörlich selbst an. Erbärmlicher Zustand, wo der Mensch aufhören muß, sich selbst zu ehren, und wo er selbst an den Achtungsbezeugungen Anderer keinen Genuß mehr haben kann, sondern in sich sprechen muß: „Ihr Betrogenen, wenn ihr mich kennen solltet!“ — — Dieser Zustand ist die Hölle des Gewissens.

Kann es endlich auch der leichtsinnige Bösewicht durch Kunst und Uebung dahin bringen, daß er sich wegen der Schändlichkeit seines Verbrechens beruhigt — die Furcht vor endlicher Offenbarung des begangenen Meineides kann er nie unterdrücken. Sein Leben ist eine beständige Unruhe. Er hat aus seiner eigenen Erfahrung tausend Beispiele, daß nichts verborgen bleibt.

Wie solltest du es, Unglücklicher, mit einiger Wahrscheinlichkeit hoffen können, daß deine Schande ein ewiges Geheimniß bliebe? Hast du nicht selbst den Allwissenden zum Zeugen und Richter deiner That aufgerufen? — Hast du nicht selbst seine Gerechtigkeit beschworen, den Meineid zu

rächen? Hast du nicht selbst ihn feierlich angerufen, dir nicht zu helfen?

Alles hat auf die feierliche Handlung deines Eides Gewicht gelegt, Jeder beobachtet dich daher schärfer und sorgfältiger. Der geringfügigste, zweifelhafteste Umstand wird bei den Menschen hinreichend, Argwohn gegen dich zu hegen. Du bist nicht Meister aller Umstände, und deine Meineidigkeit ist verrathen, ehe du es vermuthest. Denn dies ist die ewige weise Ordnung Gottes in der Welt, daß die Ungerechtigkeit endlich an den Tag kommen muß, und wenn man Berge über sie hingewälzt hätte. Sacharja 5, 4. Maleachi 8, 5.

Schon in den ältesten Zeiten kannte man die schrecklichen, oft schleunigen Folgen des falschen Eides, und die Beispiele, wie ein Meineid enthüllt worden ist, sind oft eben so seltsam als schauervoll. Und der Spruch des göttlichen Wortes ward wahr: Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten!

Du hast falsch geschworen, durch deinen Eid vielleicht deinem Nächsten Unrecht gethan, einen Unschuldigen schwer in Unglück gebracht. Der Fluch des Unglücks kommt über dich. — Du hast durch den Meineid die Obrigkeit betrogen und verrathen — beklage dich nicht, wenn das Schwert der Gerechtigkeit dich trifft!

Hoffe nicht, wenn deine Schuld schon Jahre lang geheim bliebe, sie werde immer verborgen bleiben. Das Verbrechen des Jünglings hat schon oft Rache genommen am Greise, und der Fluch gegen den Meineidigen ruht oft über seinem Grabe zum Nachtheil und Verderben der Nachkommen. Hoffe nicht, den Allbarmherzigen mit deinem Verbrechen durch Buße und Reue auszusöhnen: söhne erst die aus, denen dein Meineid hienieden Unheil stiftete — dies ist der erste Schritt zur Besserung, jeder andere nur Heuchelei. Du möchtest den Gewinn deines Verbrechens und Gottes Gnade zugleich genießen: der Allerheiligste ist kein Gönner der Ungerechtigkeit! Gott läßt sich nicht spotten!

Auf Gottes Hilfe hattest du im Meineide Verzicht gethan — wer hilft dir, wenn deine Augen im Tode brechen, wenn dein Herz erstarrt, wenn du Alles, was du besitzest, hinter dir lassen mußt? — Du hast im falschen Eide dich losgesagt von dem Verdienste Jesu — mit welchem Verdienste geschmückt, trittst du dann in die Nacht der Ewigkeit hinaus? — Als deine Zunge die falschen Worte schwor, wich von dir der heilige Geist — wer soll im schweren Gericht, das du dir selbst herbeiriefst, wer soll dein Fürsprecher sein?

Heiliger, heiliger Gott! Ich mag sie nicht ausdenken, die schrecklichen Wirkungen der Selbstverfluchung; denn dies und nichts Anderes ist der Meineid! Gott der Wahrheit, wahrhaft will ich sein und bleiben vor Dir und den Menschen, daß ich nicht scheuen darf das Angesicht des Menschen, nicht Deinen Alles durchforschenden Blick, nicht Deine unveränderliche Gerechtigkeit! — Dein Name werde immerdar von mir geheiligt in Wort und That, und ferne von mir sei sein Mißbrauch. Wahrhaft, treu und rein, wie Jesu Wort, sei stets das meinige, daß Dein heiliger Geist mich immerhin bewohne. Amen.

XI.

Gewissenhaftigkeit.

Matth. 5, 37.

Uns helle Sonnenlicht hervor
Bringst Du der Zunge Sünden.
Was ungeseh'n vernahm Dein Ohr,
Wird einst Dein Mund verkünden.
Und Aller Augen werden seh'n
Den, der die Treu' verletzte.

Rein sei des Herzens tiefster Grund,
Ein jedes Wort aus unserm Mund
Sei Wahrheit, Weisheit, Liebe;
Und unsre Zierde: Rechtlichkeit,
Versprechen, was uns nie gereut,
Und Treu und Glauben halten.

Was ist Gewissenhaftigkeit? Das gleiche Wort wird oft zu sehr verschiedenen Dingen gebraucht und von den Menschen auf mancherlei Weise verstanden und gedeutet. Richtige Bestimmung eines Begriffes und seiner wörtlichen Bezeichnung ist ein Beitrag zur Aufhellung des Verstandes. Und Derjenige denkt am deutlichsten, welcher von jedem Ausdruck genau weiß, welche Vorstellung er damit zu verbinden haben solle.

Man nennt wohl den Menschen gewissenhaft, der über kleine Dinge, selbst über gleichgültige, verlegen wird, ob er sie thun oder unterlassen müsse. Aber ängstliche Bedenklichkeiten entspringen gar oft aus einer natürlichen Unentschlossenheit des

Gemüths, und können nicht die reine Frucht derjenigen Christentugend sein, welche den Namen der Gewissenhaftigkeit verdient. Man nennt auch denjenigen Menschen gewissenhaft, der sich aus Bangigkeit vor den Höllenstrafen kein Vergehen erlaubt, und wenn er sich auf einer Sünde ertappte, oder auch nur aus Irrthum gegen seinen Willen fehlte, darüber untröstlich wird und sich mit Angst und Vorwürfen peinigt. Aber welch eine Tugend wäre diejenige, welche ohne Furcht vor Gericht und Strafe nicht da wäre, und zuletzt für das reuige Gemüth keinen Trost hätte?

Was ist Gewissenhaftigkeit? Es ist das Haben eines Gewissens, welches sich in allem unserm Thun und Lassen wirksam beweiset. Daher nennt man das Laster, welches jener Tugend ganz entgegengesetzt ist, Gewissenlosigkeit. Und was ist das Gewissen? Es ist die Erkennung des Rechts und Unrechts in unsern Gedanken, Reden und Werken.

Um Recht und Unrecht zu erkennen, muß eine gehörige Ausbildung des Verstandes vorausgehen, ohne welche die Einsicht des Bessern fehlt. Je mehr der Geist von seiner Unmündigkeit frei wird, je klarer werden in ihm die Ueberzeugungen vom Wahren und Falschen, Guten und Bösen. Die Kraft, das Gute vom Bösen zu unterscheiden, liegt aber in jeder menschlichen Natur. Die Stimme des Gewissens ertönt daher unter allen Völkern, auch unter denen, die niemals Jesu Stimme hörten. Des Gesetzes Werk ist beschrieben in ihrem Herzen, sagt Paulus, sintemal ihr Gewissen sie bezeuget; dazu auch die Gedanken, die sich unter einander verklagen oder entschuldigen. Röm. 2, 15.

Je deutlicher die Erkenntniß des Erlaubten und Unerlaubten ist, je lebhafter und bestimmter spricht das Gewissen. So sollte denn unter Christen, welche die reinsten Unterweisungen durch Jesum empfingen, das Gewissen am zartesten jede Uebertretung empfinden. Wo nun ein schnelles und feines Gefühl des Bessern statt findet, ist schon eine hohe Veredelung des Geistes. Aber an der Erkenntniß ist es nicht genug: der Geist muß Kraft haben, sie ins Leben zurückzubringen. Die Gesetze des Gewissens, das heißt, die Ueberzeugungen vom Wahren und Falschen, Guten und Schlechten, sind die allgemeinen Gesetze der Geisterwelt. Wer ihnen gehorcht, der gehorcht keinen fremden, sondern eigenen Gesetzen, der ist gewissenhaft. So ist denn Gewissenhaftigkeit nichts Anderes, als Treue gegen unsere innern Ueberzeugungen; der gewissenhafte Mann ist sich selbst treu, und wird nicht zum Verräther an dem, was er für recht und gut hält.

Diese Tugend — das unverkennbarste Zeichen eines hohen vergöttlichten Gemüthes — äussert sich in jedem Gedanken, in jedem Wort, in jeder That. Doch den Gedanken nimmt nur der Allwissende wahr; der Mensch hört vom Menschen nur das Wort, sieht nur seine That, und beurtheilt ihn nach diesen. Daher nennen wir im gemeinen Leben schon Denjenigen gewissenhaft, der nie gegen seine bessern Ueberzeugungen handelt. Aber auch seine Ueberzeugung kennen wir nur erst aus seinen Worten. Wer also einmal sein Wort gab, und diesem treu blieb; wer um alles Gut der Welt es nicht wagen möchte, eine übernommene Verpflichtung zu brechen; wer den einmal geleisteten Eid nicht umgehen möchte auch in den scheinbar unschuldigsten Dingen: den bezeichnen wir als einen Gewissenhaften. Er ist sich selbst und seinen Ueberzeugungen und Worten getreu. Er würde sich mit sich selbst nicht versöhnen können, wenn er einmal Thaten beginge, die mit seinen innern Gesetzen im Widerspruch ständen.

So wird es mir nun leicht, einzusehen, wer den Namen eines Gewissenlosen verdient. Zwar ohne Gewissen, ohne Gefühl des Rechts und Unrechts, ist kein Sterblicher; dies Gefühl kann nie vernichtet werden, es bleibt auch eisern in der Brust des ruchlosesten Bösewichts stehen. Aber nur zu oft wird seine Stimme von andern sinnlichen Gefühlen überschrien. Der nur nach leiblichen Vortheilen begierige Sinnenmensch handelt nicht nach seinen Ueberzeugungen, sondern nach seinem Nutzen im bürgerlichen Leben. Er ist mit dem, was er für recht hält, und dem, was er thut, in immerwährendem Widerspruch. Er ist sich selbst nicht treu, um wie viel weniger also andern Menschen. Für einen Vortheil im Leben opfert er Schwur und Wort auf, das er gab; opfert Freunde und Fremdlinge, Unschuld und Ehrlichkeit auf, und

lacht selbstsüchtig über das Erstaunen derer, die nicht begreifen können, wie ein vernünftiger Mensch mit seinen bessern Ueberzeugungen so im offenbarsten Zwiespalt leben könne. Sein Verspotten der einfachsten und heiligsten aller Grundsätze, deren Richtigkeit er übrigens weder abläugnen will, noch kann, macht ihn nur um so schrecklicher. Er ist ein sittliches Ungeheuer. Er handelt, als hätte er gar keine Erkenntniß vom Recht. Daher nennt man ihn füglich gewissenlos.

Verfolge ich die Vergleichung des Gewissenhaften mit dem Gewissenlosen noch mehr, so wird mir der Glanz jener Tugend, und die Abscheulichkeit dieses schwarzen Lasters nur deutlicher.

Jener, weil er nie anders, als seinen Grundsätzen gemäß, redet und thut, ist sich in allen Handlungen und Verhältnissen seines Lebens selbst gleich. Ohne Mühe kann Jeder von ihm voraussagen, wie er bei seiner Gewissenhaftigkeit in diesem oder jenem Fall sich betragen werde. In der ganzen Geschichte seines Lebens ist Plan, Ordnung, Folgerechtigkeit und innere Harmonie. Er gab sein Wort: nun folget diesem treu die That, wie ein Schatten. Er will rechtes Maas und Gewicht geben: nun ist Betrug und Bevortheilung unmöglich. Er hat Hilfe zugesagt: nun leistet er sie, wäre es auch zu seinem eigenen Nachtheil. Denn er schätzt seine Gemüthsruhe, die stille Uebereinstimmung mit sich selbst, höher, als jeden andern Nutzen. Er weiß, jene bleibt ihm ewig, dieser aber hängt von veränderlichen Zufällen ab. So ist der Gewissenhafte ein Bild innerer Vollendung; sein Inneres ist eine eigene, von allen äussern Dingen unabhängige, nach ewigen Gesetzen geordnete und regierte Welt; er ist gleichsam ein Gott in dem Reich seiner Empfindungen, Gedanken und Thaten, der da allein herrscht mit fester Hoheit. — In der Handlungsart des Gewissenlosen ist keine Stetigkeit, sondern ein unaufhörliches Abändern. Ihn leiten nicht unwandelbare Grundsätze, sondern die täglich verschiedenen Umstände. Er fragt nicht nach Recht und Unrecht, sondern: was ist mein Nutzen? Eine Summe Goldes, die zu gewinnen ist, hat mehr Werth für ihn, als Treu und Glauben. Er schließt heute die zärtlichste Freundschaft, morgen schämt er sich derselben, weil er in andere Verhältnisse gekommen ist. Heute schwört er bei Allem, was ihm und Andern heilig ist; morgen lächelt er darüber, weil er einen Vortheil dabei findet, den Schwur nicht zu halten. Er sieht ein, daß Andere durch seine Untreue unglücklich werden; aber er ist zufrieden, daß er erlangt hat, was er begehrte, und läßt die Andern für sich selbst sorgen. So stellt uns der Gewissenlose das Bild einer ewigen Zwietracht mit sich selbst dar; er hat keine Ruhe in sich, keinen bleibenden Gedanken: sondern die Gedanken und Absichten werden ihm erst von dem Spiel seiner äussern Umgebungen mitgetheilt. Er ist unzuverläßig für Jedermann, da er sich nicht auf sich selbst verlassen mag.

Beim ersten Anschein sollte man glauben, je gewissenloser der Mensch sei, je freier sei er; aber er ist der wahre Sklave. Man sollte glauben, der Gewissenhafte, den seine Ueberzeugung und sein Wort bindet, beschränke sich selbst in dem köstlichsten Gut, welches die Menschheit hat, in der Freiheit — aber er ist in der That der freieste unter allen Sterblichen.

Wer ist denn frei? Derjenige, der Niemandem gehorcht, als sich selbst, und thut, was er will. Folglich ist derjenige Geist frei, der keinen fremden Geboten gehorcht, sondern nur das thut, was ihm seine eigenen Gesetze gebieten. Er ist nur Unterthan von sich selbst. Welches ist aber das Gesetz des menschlichen Geistes? Es ist das Gewissen. Wer nun nicht nach fremden Ueberzeugungen urtheilt, sondern nach eigenen; wer nicht nach fremden Grundsätzen handelt, sondern nach eigenen: genießt der nicht die vollste Freiheit? Fremd aber ist dem Geiste das Irdische, denn es gehört ihm nicht, er behält es nicht, es ist von ganz anderer Natur, als die seinige. Er steht also erst dann in voller Freiheit da, wenn er sich weder von Drohungen ausser ihm, noch von Lockungen ausser ihm bewegen läßt, nach fremden Willen zu thun, und nicht nach seinen Ueberzeugungen; wenn weder leibliche Bequemlichkeiten und Vergnügungen, noch häusliche Vortheile oder allerlei Nutzen in bürgerlichen Verhältnissen ihn zwingen können, das zu thun, was sein Gott nicht will und nicht wollen kann, weil es unrecht ist. Mag immerhin gesagt werden: der Gewissenhafte ist doch ein Sklave seines Wortes, ein Sklave seiner Grundsätze. Was heißt dies? Er sei sein eigener Sklave, und der keines Andern. Wer aber sich selbst ge-

hört, und keinem andern Dinge auſſer ihm: ist er ein Sklave zu heißen? Er ist der Freieste. Wer sonst könnte also genannt werden?

Der Gewissenlose freilich scheint noch freier zu sein; ihn scheint nichts zu fesseln, keine Furcht vor Gott und Menschen, keine Pflicht, keine Ehre, sein eigenes Wort nicht. Ja, frei ist der Gewissenlose, frei, wie das in den Strom der spielenden Wellen gefallene Blatt. Es hat keinen Stillstand, es bändigt die Wogen nicht, es wankt nach allen Richtungen, es hebt sich, wie sie sich heben, es sinkt, wie sie sich senken. So ist denn auch er ein Spiel der Lebensfluthen, ohne Selbstständigkeit. Ihm gehören nicht die Umstände, sondern er ist ihr Geschöpf. Nach ihnen ändert er Meinung und Begierde. Heute ist er Wollüstling, morgen verstößt er das Opfer seiner viehischen Lust, weil er nach andern Vortheilen hascht. Immer sind es die aus seinem Fleisch und Blut aufsteigenden Gelüste, die seinen Geist beherrschen, aber der Geist ist ohne Macht über sie. Immer ist er der Sklave seiner Geldsummen, seiner Sucht nach Ansehen vor den Leuten, seines rohen Geschlechtstriebes, seines lüsternen Gaumens, seiner kostbaren Kleider und Teppiche — immer der Sklave des gegenwärtigen Augenblicks, des gegenwärtigen Nutzens, der gegenwärtigen Laune. Ihm allein gehört er mit allen seinen Empfindungen und Wünschen, durch sie allein wird sein Wille geleitet. Verdient er den Namen eines Freien? O so ist auch das rohe Thier frei, welches, ohne Kenntniß vom Bessern, thut, wie Naturtriebe zu thun zwingen. Nein, er ist Sklave! Oder wer könnte sonst so genannt werden, als der, welcher nicht einmal Meister seiner eigenen Empfindungen und Begierden ist, und beständigen Hochverrath gegen sich selbst und Untreue gegen sein mißbilligendes Gewissen begeht?

Gewissenhaftigkeit ist also nicht sowohl eine eigene Tugend, als vielmehr die Krone aller zu nennen, in welcher sie erscheinen: es ist der Inbegriff der in einem Menschen vorhandenen Vollkommenheiten, es ist das wahre Leben des wirksamen Geistes, es ist die Bezeichnung seiner Herrschaft über das Jedische, es ist der Name seiner Vollendung und der Glanz seiner eigenthümlichen Freiheit. Wer gerecht handelt, wer seine Pflichten vollstreckt, ist gewissenhaft. Wer nichts als seine Grundsätze hört, wer nicht um eines niedern Nutzens oder Vergnügens willen sie beseitigen mag, wer seinem bessern Selbst nicht untreu sein kann: der ist gewissenhaft, ist in sich vollendet, ist erhabener als die Sinnenwelt, ist wahrhaft ehrwürdig und wahrhaft frei. Nach dieser Hoheit zu streben ist aller Geister Ziel, ist der Christen Zweck. Ohne Gewissenhaftigkeit ist das Christenthum eine thörichte Heuchelei, ein todtes Lippenwerk, ein Selbstbetrug. Es ist nicht genug, ein Gewissen zu haben — es muß Alles nach dem Gesetze des Gewissens gethan sein. Wie jede Tugend einen niedrigen oder höhern Grad der Vollkommenheit erlangen kann: so auch diese. Zwei Dinge gehören zur christlichen Gewissenhaftigkeit: Erkenntniß des Wahren und Guten, und Stärke des Geistes. Beide müssen wir in uns erhöhen, wenn Selbstvollendung für die Ewigkeit unsers Daseins für uns den höchsten Werth hat.

Erweitere und berichtige also deine bisherige Erkenntniß des Wahren und Guten. Niemand kann stolz genug sein, von sich zu glauben, er wisse schon hinlänglich Gutes vom Bösen, Sünde von Tugend zu unterscheiden. Nein, auch hier ist, wie in Allem, ein Fortschreiten vom Geringern zum Bessern möglich. Zwar selbst das Kind weiß im Allgemeinen, was Recht und Unrecht ist; aber es hat theils noch zu wenig deutliche Begriffe, theils zu wenig Erfahrung, und wird daher zuweilen irrig in der Anwendung seiner Vorstellungen vom Guten und Bösen, oder wohl gar zweifelhaft, was in diesem oder jenem Falle recht gethan sei. Mit den wachsenden Jahren erweitern sich seine Ansichten und berichtigen sich seine Vorstellungen. So kann auch der gereifte Mann noch immer sein Gefühl des Rechts und Unrechts verfeinern.

Im Gewühl des täglichen Lebens wird ohnedem leicht eine oder die andere unserer Erkenntnisse dunkler und gleichsam zurückgedrängt in den Hintergrund der Seele. Man ist sich nicht immer mit gehöriger Deutlichkeit bewußt, wie man hie oder da nach strengster Pflichtmäßigkeit handeln könne. Man handelt also, ich will nicht sagen leichtsinnig, aber doch oft nur allgemein und dunkel auf Gradewohl hin, und fühlt erst nachher bei ernstlicherm Nachden-

ken oder bei Wahrnehmung des entstandenen Uebels, wie man ungleich edler hätte denken und thun können. Darum ist es auch dem gebildeten Christen, auch dem gelehrtesten Manne keineswegs überflüssig, von Zeit zu Zeit in Stunden, die der Belehrung und Heiligung des Gemüths geweiht sind, religiöse Bücher zu lesen, worin die menschlichen Pflichten auseinandergesetzt sind; keineswegs überflüssig, den der Gottesverehrung geweihten Christenversammlungen beizuwohnen, wo man sich mit Auslegung des göttlichen Wortes beschäftigt. Denn Vieles, was uns mit der Zeit dunkel und vergessen geworden, wird da unvermuthet wieder vor unsere Aufmerksamkeit hingestellt, und mancher entschlummerte Gedanke erwacht zu neuer Thätigkeit. Lernen wir aus frommen Büchern oder aus anzuhörenden Predigten auch nicht immer etwas Neues, so füllen sie uns doch gewiß mit einer neuen Erinnerung, und reizen die Kraft unsers Geistes von einer Seite, wo sie aufgehört hatte, besonders thätig zu sein. Dies ist aber um so mehr der Fall, da auch Personen von der besten Erziehung oft in ihren Begriffen von Recht und Unrecht, von Würdigkeit und Unwürdigkeit durch Vorurtheile irre und schlaff werden, Vorurtheile, die mit den Zeiten herrschend werden und wieder mit ihnen untergehen. Oft wird unser Zartgefühl durch Gewohnheit, Mode und täglichen Anblick des Schlechtern abgestumpft. So ist es erklärlich, daß Jungfrauen, deren Herz vielleicht noch kein unreiner Gedanke befleckte, alles Gefühl für Sittsamkeit dermaßen verlieren können, daß sie sich, einer schlüpfrigen Mode zu gefallen, die etwa von gefallsüchtigen Dirnen in großen Städten erfunden ward, unanständige Entblößungen erlauben, welche selbst der Blick der Männer verabscheut.

Der Besuch des öffentlichen Gottesdienstes, das Lesen erbaulicher Schriften ist also des gelehrtesten Mannes würdig. Er gibt dadurch in edler Bescheidenheit zu erkennen, daß er sich nicht für vollendet halte; daß in seiner Erkenntniß vom Zusammenhang und den Grenzen der Pflichten noch manches Verworrene zu berichtigen sei, über welches ihm selbst Muße und Anlaß fehlte, reiflich nachzudenken; daß manches Vergessene, wieder lebhafter ins Gedächtniß zu bringen sei, welches ausserdem versäumt geblieben sein würde; daß manches Gefühl für das Edle und Gerechte in ihm noch gereinigt werden könne, welches durch Vorurtheil, Gewohnheit und Mode an Lauterkeit verloren hat.

Je heller und vielseitiger und bestimmter nun unsere Erkenntniß des Guten und Wahren ist, je größerer Zartheit und Schärfe ist unser Gewissen fähig, je näher an das Vollendete grenzt der Geist. Beschränkt und roh, wie die Einsicht des unwissendsten Wilden in der Wüste, ist sein Gefühl von Recht und Unrecht. Menschen von besserer Erziehung erlauben und verzeihen sich nicht leicht, was der Ungebildete begeht, ohne sich anstößig vorzukommen. Ein Trunkenbold zu sein, hält dieser oft kaum für Schande; einen hinterlistigen Betrug, der ihm nützt, kaum für ehrlos; Zorn und Mißhandlung seiner Hausgenossen kaum für Sünde. Er ist zu sehr dem Vieh benachbart, um sich darüber einen Vorwurf machen zu sollen; seine Geistieskraft ist zu wenig entwickelt, seine Einsicht zu beschränkt. Erweiterung und Berichtigung unserer bisherigen Erkenntniß des Wahren und Guten ist also die erste Bedingung, ohne welche keine ächte und zartfühlende Gewissenhaftigkeit gedenkbar ist. Aber die todte Einsicht allein vermag nicht Alles. Wir finden im gemeinen Leben nur allzuhäufig, daß weder alle Hörer, noch alle Lehrer des göttlichen Wortes Thäter desselben sind, daß Leute von den vortrefflichsten Einsichten die meisten Schwächen tragen, ja zuweilen die gewissenlosesten Diener ihrer Sinnlichkeit sind. Es fehlt ihnen, was oft bei den Minderunterrichteten in bewundernswürdiger Macht prangt: Seelengröße, Kraft des Gemüths.

Vergrößere und erweitere die Stärke deines Geistes gegen alles Irdische; ohnedem ist keine Gewissenhaftigkeit möglich. Was fruchtet das vortrefflichste der Gesetzbücher ohne Vollziehung? Ist dein Geist nicht kräftig genug, seine Ueberzeugungen von dem, was wahr und gut ist, siegend zu machen gegen die Begierden des Körpers: was helfen ihm die schönsten Ueberzeugungen? Sie vergrößern seine Verdammungswürdigkeit, und machen ihn sich selbst, wie Andern, nur zu einem um so verhaßtern Schauspiel.

Stärke aber wächst nicht durch Unterricht, sondern allein durch Uebung. Wer täglich das Schwere trägt, dessen Schulter wird

endlich mächtig, auch das Schwerere zu heben, worüber der Schwächling erstaunt.

Uebe dich also ununterbrochen, nach deinen bessern Ueberzeugungen zu wollen und zu handeln, und nicht nach den Einflüsterungen deiner ungerechten Begierden, deiner eigensinnigen Launen. Uebe dich täglich, deine äussern Thaten in vollkommene Uebereinstimmung mit deinen Begriffen von dem, was recht ist, zu bringen. Frage nie zuerst, wenn du einen Entschluß nehmen willst: ist es nützlich? sondern frage vor allen Dingen: ist es recht? Horche auf deines Gewissens Urtheil, es wird dir stark und unverhohlen sprechen. Und ruft es dir zu: Thue nicht also! es ist unedel! du würdest es nicht vor den Augen der ganzen Welt thun, nicht vor den Augen deiner edlern Bekannten, ohne vor Scham zu vergehen! dann verlasse den vom Gewissen verdammten Wunsch; dann frage dich nicht noch hintennach: aber würde es dich erfreuen; würde es Vortheil einbringen? Nein, was an sich schändlich ist, mag keinen Christen, mag kein edles, der Unsterblichkeit würdiges Gemüth wahrhaft erfreuen; was unrecht ist, wird nie Vortheil bringen. Wer nach Nutzen und Vergnügen fragt, wenn sein Gewissen schon den Stab über den frevelvollen Gedanken gebrochen, der ist schon im Begriff, voll Niederträchtigkeit seine Seele und ihren angebornen Adel um eine flüchtige Lust feilzubieten.

Uebe dich täglich, dir selbst treu zu sein. Zwinge deine Lippen, nie anders zu reden, als du in dir denkst. Wir sollen zwar nie Alles unbedachtsam hinsagen, was wir denken; aber wir sollen das denken, was wir sagen. Und wie das Wort deines Mundes eine treue Abspiegelung deines Gedankens ist, so sei deine That gleichsam der entfernte Wiederhall deines Worts. Uebe dich, dir nichts zu erlauben, was du für unerlaubt hältst; nicht über die zarten Grenzlinien der Pflicht hinauszuschreiten. Und wenn es jemals aus Unwissenheit und Irrthum, oder aus Uebereilung und allzugroßer Lebhaftigkeit geschehen wäre, ruhe nicht, bis du das Unrecht vollkommen vergütet, und die Harmonie zwischen deinen Thaten und Grundsätzen hergestellt hast. Dies heißt gewissenhaft sein!

Uebe dich, im Leben nichts für schön zu halten, als das Gute; nichts für nützlich, als das Wahre; nichts für vergnügend und ergötzlich, als das Erlaubte; nichts für ehrenvoll, als das Gerechte; nichts für beneidenswürdig, als die Tugend; nichts für Unglück, als die Sünde! In dieser Uebung wird dir göttliche Stärke erwachsen, und du wirst Augenblicke erfahren, da du, Herr im Sturm der Sinne, über die Vortheile, Schrecken und Freuden der Welt erhaben, die höchste Seligkeit empfindest, deren das menschliche Gemüth unterm Himmel fähig ist: Harmonie des Geistes mit sich selbst, mit der weiten Schöpfung, mit Gott, dem Schöpfer.

Und immer kehre ich wieder zu Dir zurück, o Jesus Christus! Denn wenn ich des Hochvollendeten gedenke, zu welchem Menschennatur emporzureichen vermag, wie kann ich da anders, als auf Dich hinblicken! Gewissenhaftigkeit war der große Grundzug im Gemälde Deines Lebens, und brachte darin die bewundernswürdige Einheit und Größe hervor. Dein erstes öffentliches Wort, wie das letzte, welches Du sterbend vom Kreuze herab sprachst, waren Aeusserungen der gleichen Denkart, und zeugten für die hohe Unveränderlichkeit Deines Sinnes. Gewissenhaftigkeit leitete Dich durch Verfolgung und Tod siegreich, die göttliche Sendung an das Menschengeschlecht zu vollbringen. In jeder Deiner Reden war ein Wiederklang Deiner Ueberzeugungen, in jeder deiner Thaten ein Wiederklang Deiner Reden. Was Du versprachst, ward erfüllt. In göttlicher Selbstständigkeit waren für Dich Lust, Ehre, Würden, Güter und Vortheile nur Nebendinge. Unabhängig vom Irdischen, ohne den zweckmäßigen Gebrauch desselben zu verachten, bewiesest Du Dich in jener Freiheit, die das Eigenthum des Himmlischen ist, und aller Fesseln, aller Foltern spottet, und aller Tode!

Mit Deiner Gewissenhaftigkeit will ich Dir folgen, daß ich, eins mit der Tugend, eins werde mit Dir, o Jesus, und eins mit dem Vater im Himmel, der mir seine heiligende Kraft verleihen wolle, mir Schwachen. Amen.

XII.

Der Kuß des Verräthers.

Luk. 22, 48.

Durch hohe, stille Redlichkeit
Wird, Herr, Dein Bild in mir erneut,
Verklärt meine Seele.

Gib, Gott, daß ich, von Heuchelei,
Von Trug und Lüge immer frei,
Nur Wahrheit mir erwähle.

Wer Christi Sinn recht kennen lernt,
Der hält sich vom Betrug entfernt,
In Worten wie in Thaten.
Wer heut noch Judas Kuß versteht,
Und seinen eig'nen Freund verräth,
Hat Jesum selbst verrathen.

Wenn ich mir den Lebenslauf Jesu vergegenwärtige, ergreift mich jedesmal eine wundersame Empfindung. Ich erblicke darin das Höchste und Tiefste des gesammten menschlichen Wesens. Was die kühnste Einbildung des weihevollsten Dichters, der Scharfsinn und die Weltkenntniß des größten Weltweisen nicht hätte ersinnen können: das liegt im Leben Jesu, als geschehene Thatsache, wahrhaft, anspruchlos und klar da. So oft ich die Worte des Evangelisten lese oder höre, ist mir's, als spräche der Geist Gottes mit den Lippen eines unschuldigen Kindleins zu den Jahrtausenden. Ich erblicke in dieser Lebensgeschichte gleichsam die Lorbeer- und Dornenkrone der ganzen Menschheit; hier, in einem Kranze vereint, die kleinsten und höchsten Tugenden, deren das Herz der Sterblichen fähig ist; und wieder in einem Kranz verschlungen alles sündige Wesen der Menschen, von der kleinsten Schwäche bis zum empörendsten Laster und Verbrechen. So mußten auf die Tage Jesu die blendendsten Lichter, die dunkelsten Schatten zusammentreffen; denn diese Tage waren die wichtigsten der Menschenwelt, die Scheidelinie zwischen Alterthum und neuem Zeitgeist, das Brechen zwischen Nacht und Tag.

Wie würde ich enden, wenn ich diesen großen Stoff beschreiben und erschöpfen wollte; wenn ich schildern wollte, wie der erhabene Dulder immer größer, immer göttlicher handelte, je größere Verbrecher ihn mit Leichtsinn, Haß oder Undank verfolgten! Aber am göttlichsten war er, da das Laster am teuflischsten wurde. Er war es, da Judas, sein eigener Schüler, in der Schreckensnacht zu ihm kam, an der Spitze seiner Verfolger, und ihn küssend verrieth; und Jesus, noch immer liebend, ihm die abscheuliche That nur mit den schonenden Worten vorwarf: Judas, verräthst du des Menschen Menschen Sohn mit einem Kuß? Luk. 22, 48. Er war es, da er am Stamm des Kreuzes noch mit flehenden Lippen für seine Feinde betete; auch für Judas hat er gebetet.

Christus hatte den stolzen Hohn der Sadducäer, den Haß und Neid der Pharisäer, die Verleumdung seiner reinsten Thaten, den Undank des Volks — Alles, was das Erdenleben für gewöhnliche Menschen Bitteres hat, erfahren; endlich auch das Allerbitterste: Verrath durch seinen eigenen Freund, seinen Jünger, den er mit Wohlthaten überhäuft hatte, Verrath durch einen seiner Lieblinge — die Menschheit schaudert! Jedes Laster hat seine eigenthümliche Schande; aber Verrätherei, als Keim aller Laster, vereinigt auch die Abscheulichkeit aller in sich. Sie entspringt aus verderbtem Gemüth, um die öffentliche Verachtung zu ärnten. Es ist Sprichwort fast aller Völker: man kann das Verrathene lieben, aber den Verräther haßt man. Es ist diese Art des Vergehens allen Menschen so ekelhaft, daß es selbst, wo es auf die gelindeste Weise begangen wird, ohne Entschuldigung, und ein Gegenstand der Verachtung bleibt, ungeachtet man doch wohl oft andere Fehler noch gern zu bemänteln oder mit zärtlichen Namen zu verzieren sucht. Selbst da, wo der Verräther Niemandem, als sich selbst, schadet, wird er verhöhnt.

Dies ist der Fall, wenn Jemand an seinen eigenen Geheimnissen oder Vortheilen zum Verräther wird durch unzeitiges Plaudern. Man benutzt seine unüberlegten Reden, oft ihm selbst zum Verderben, aber verspottet ihn, und hütet sich, mit ihm in näherer, vertrauterer Berührung zu stehen. Denn wer nicht stark genug ist, dasjenige zu verschweigen, was seine eigene Person angeht: wer darf dem das Fremde anvertrauen? Diese unbesonnene Ausplauderei hat immerdar einen unedeln Ursprung. Sie entstammt, wo nicht immer einer wirklichen Beschränktheit des Verstandes, doch einer geheimen Leidenschaft, welche mächtig genug ist, den Verstand für Augenblicke zu lähmen, und zu Unbesonnenheiten zu verleiten. Bestehe nun diese Leidenschaft in neidischer Schmähsucht oder in der Eitelkeit und thörichten Begierde, sich Andern durch das, was man zu sagen hat, recht wichtig zu machen; oder auch nur in einem wahrhaft kindischen Leichtsinn: jederzeit bleibt der Selbstverräther ungeliebt, ohne Vertrauen, als ein widersinniger Feind seiner eigenen Ehre, seines eigenen Glücks.

Doch ungleich schwärzer steht die Seele desjenigen da, der Geheimnisse oder Angelegenheiten, die besser verschwiegen, als aller Welt offenbart wären, von andern Personen bekannt macht. Es ist kaum ein großer Unterschied zu machen, ob solche Angelegenheiten dem Ausplauderer zufällig bekannt, oder ihm ganz besonders anvertraut worden sind. Im ersten Fall hatte er kein Recht, das, was Sache, Angelegenheit und Eigenthum seines Nächsten war, und was dieser seines Nutzens willen nicht offenkundig werden lassen wollte, ihm zu entreissen, und aller Welt mitzutheilen; im andern Falle hatte er die Zuversicht seines Mitmenschen, seines Vorgesetzten oder Untergebenen gemißbraucht und ein gegebenes Wort gebrochen. Er opfert selbstsüchtig den Vortheil des Andern seinem eigenen Nutzen auf, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, daß der Schaden des Andern ungleich bedeutender sein kann, als der eigene Gewinn. Aber wann achten verworfene Seelen auch nur auf die einfachsten Grundsätze der bloßen Lebensklugheit? Judas verkaufte das Leben seines Vaters, Bruders und Wohlthäters um den Gewinn von dreißig elenden Silberlingen.

Freilich aber; die Lebensklugheit edler und guter Menschen ist himmelweit von der Lebensklugheit feiler Bösewichte verschieden. Jene wollen keinen Nutzen ohne Rechtlichkeit; diese keine Rechtlichkeit ohne Nutzen. Jene berechnen die Zukunft; diese hangen vom Augenblick der Gegenwart ab. Jene sind daher in ihren Handlungen folgerecht, und können es sein; diese hingegen leben mit ihren Thaten und Grundsätzen im ewigen Widerspruch, gleichen sich keinen Tag, und können es nicht anders.

So tief ist an manchen Orten die Menschheit verderbt, daß sie die Klugheit des Lebens nur in einem Gewebe von Ränken, Betrügereien, Umtrieben, Heucheleien und freundlichen Bosheiten erblickt, und die Verrätherei, welche sie selbst mit lauter Stimme verflucht, zu einer Art von Kunst erhöht. Und wofür diese Abscheulichkeiten alle, welche den reinen Genuß jeder Freude, allen Frieden des Gemüths, das gesammte eigene Leben vergiftet? — Um einem Großen sich gefällig zu machen; oder um Andere in seiner Gunst zu stürzen; oder ein Amt zu erkriechen, zu welchem eigenes Verdienst keine Berechtigung und Hoffnung gibt; oder um ein Stück Geldes zu erbeuten oder irgend eine andere Auszeichnung. Da lächeln sich erklärte Gegner mit süßlicher Höflichkeit an, und umschleichen einander schmeichelnd in schlangenhafter Geschmeidigkeit; da schwören sie einander Liebe und Treue, ohne daß weder der, welcher den Schwur gibt, noch der, welcher ihn empfängt, daran glaubt; da lauert und belauscht man sich in Worten, Blicken und Geberden, um eine schwache Seite, ein Geheimniß zu erspähen; da wechselt man, einander gegenüber, Versprechungen und gleisnerische Liebkosungen, um sich gegenseitig offenherzig zu machen, damit man endlich Verräther werden könne, sobald man auseinander geht. Der heißt der Gewandteste, der Klügste, welcher in seiner wahren Denkart der Undurchdringlichste, in schlauen Nachstellungen der Beharrlichste, in Ueberlistungen der Glücklichste ist. Wehe, welch eine Lebensklugheit! — Sie gibt uns ein Gemälde der Hölle.

O, es lebt noch mancher Judas, der das Allerheiligste um dreißig Silberlinge verkaufen kann! Es wird noch mancher Judaskuß von den Lippen der Falschheit geküßt!

Du hast diesen Kuß geküßt, Treuloser, der du in langer Vertraulichkeit mit einem Freunde leben, dann aus Eigennutz und Selbstsucht gegen ihn erkalten, hingehen konntest, seiner Offenherzigkeit zu spotten, seine Geheimnisse zu enthüllen, seine Ehre zu zerstören! — Du hast diesen Kuß geküßt, Ehebrecher, den nach einem fremden Weibe gelüstete; der die heiligen, vor Gottes Altar geschwornen Eide vergaß an einem fremden Herzen, und die Gattin liebkosete, um ihr deine Ruchlosigkeit, deinen Meineid zu verbergen. — Du hast diesen Kuß geküßt, Wollüstling, der du voll Geilheit ausgingst, eine Unschuld zu verführen, und Ehre und Glück eines harmlosen Lebens zu verrathen. Mit deinen Liebkosungen liefertest du ein unglückliches Wesen der Schande, der öffentlichen Entehrung, vielleicht dem Blutgerüst, gewiß aber den schmerzlichsten Gewissensbissen aus. — Du hast diesen Kuß geküßt, Heimtückischer, der du mit einer lächelnden Miene demjenigen nahest, den du im Herzen beneidest oder hassest, dem du Fallstricke legst und Gruben gräbst, die du ihm mit heuchlerischem Schönthun verbergen möchtest, damit er desto sicherer darin untergehe! — Du hast diesen Kuß

geküßt, schamloser Betrüger, der du mit glatter Zunge Lügen und Schmeicheleien ausspendest, um dich durch Uebervortheilung deines Nebenmenschen zu bereichern.

Die Abscheulichkeit des Verraths steigt in gleichem Verhältnisse, je größer die Verpflichtungen von Liebe und Dankbarkeit des Verräthers gegen diejenigen Personen sind, die er zu verrathen die Bosheit hat. Daher empört es das Innerste, wenn man einen Menschen zum treulosen Verräther dessen werden sieht, der ihn mit Wohlthaten beglückte, der ihm zu Ehren oder Vermögen, oder auch nur zur Fähigkeit half, sich eine bessere Laufbahn zu eröffnen. Eine solche That könnte schwachen Gemüthern alles Vertrauen zur Menschheit rauben. — Ach, und ist solcher Undank in unsern Tagen unerhört? — Ist es ganz unerhört, daß Kinder ungerathener Art aus Habsucht oder Stolz sich gegen ihre eigenen Aeltern auflehnen, gegen diejenigen, denen sie Leben, Jugendfreuden, Erziehung, Geschicklichkeit und glückliche Verhältnisse danken? Ist es unerhört, daß sie dieselben verfolgen und deren Feinden verrathen können? — Mag auch irgend ein Zwist endlich die Herzen des Sohnes und Vaters, der Mutter und Tochter, oder des Gatten und der Gattin von einander entfernt haben, — auch die bitterste Kränkung, auch die größte Beleidigung kann nie groß genug sein, die Werke früherer Liebe vergessen zu machen, und Verrath an einem Herzen zu entschuldigen, dem wir ehemals theuer waren.

Darum wird unter allen Nationen des Erdballs keine Art öffentlicher Vergehungen für entehrender und fluchwürdiger gehalten, als Verrätherei am Vaterlande. Das Vaterland ist die Heimath der großen Familie, unter deren Schirm und Pflege wir geboren, in deren Anstalten wir zu brauchbaren Menschen erzogen, durch deren Gesetze wir im Genuß unsers Eigenthums, im Besitz oder Empfang von Erbschaften geschützt, durch deren öffentliche Einrichtungen wir in den Stand gesetzt wurden, uns wie Andern nützlich zu werden. Aufforderungen zur Dankbarkeit genug! — Aber in dieser großen Familie leben unsere Brüder, Schwestern, Aeltern, Blutsverwandte, Jugendgespielen und Freunde. Hier wurden uns durch die Zuneigung und Güte unserer Mitbürger, unserer Vorgesetzten und Untergebenen viele glückliche Tage und Stunden gegeben. Aufforderungen zur Liebe genug! — Wie muß die Denkart des Menschen beschaffen sein, der aus Rachsucht oder Ehrgeiz, aus Geldbegierde oder Feigheit die ganze Summe seiner theuern Pflichten aufopfert, und Verräther an Allen wird, die ihn liebten, und die er einst liebte! Wie muß die Denkart des Menschen beschaffen sein, der tausend unschuldige, ihm ganz unbekannte Personen in das allgemeine Unglück hinabstürzt, welches die Feinde des Vaterlandes bisher gegen dasselbe vergebens zu bereiten suchen! Wie kann er vor seinen Mitbürgern, wie vor der Welt, wie vor Gottes Antlitz, wie vor dem Richterstuhl seines eigenen Bewußtseins dies schwärzeste aller Verbrechen entschuldigen? — Wie kann er seiner Verrätherei gedenken, ohne der Schmach seines Volks, ohne des Entsetzens, der Verwirrung, der Noth, der tausend Thränen, der Zerrüttung zahlloser Familienglücks nahe und fern, ohne der Sterbenden zu gedenken, die durch ihn die Beute eines allzufrühen Todes wurden? — Mit Recht lastet der schwerste Fluch der Völker auf den Namen der Vaterlandsverräther. — Aber dieser Fluch geht erbend auf Kinder und Kindeskinder hinab. Der Verräther konnte viel Unheil und Verderben wirken; das entsetzlichste bereitet er sich selbst. Er ist zugleich Verräther seines eigenen Glücks, seiner eigenen Ehre, seiner eigenen Seele!

Judas ertrug die Gewalt dieses Fluchs nicht lange, und unterlag demselben. Er brachte die dreißig Silberlinge den Hohenpriestern und Aeltesten wieder und schrie: Ich habe Uebels gethan, daß ich unschuldig Blut verrathen habe! — Er floh, mit den Schmerzen der Hölle in der Brust, und erhängte sich selbst in den Schauern der Verzweiflung.

Ach, ist es noch nöthig, daß ich mir die unvermeidlichen, lebensverderblichen Folgen dieses Verbrechens schildere, um mich auf immer vor demselben zu bewahren? — Nein, es ist genug, das Laster in seiner ganzen Ekelhaftigkeit zu erkennen, um es zu hassen. Hinweg davon den Blick! Das Schauspiel ist allzubetrübend. — Ich will meine Seele lieber erheben an Deiner Seelengröße, göttlicher Dulder, Jesus Christus, Vollender am Kreuze. Es ist genug, die Liebenswürdigkeiten Deiner Tugenden

zu empfinden, um zu ihrer Nachahmung begeistert zu werden.

Und so wende ich mich wieder zur Triumphstätte Deiner himmlischen Gesinnungen, sehe Dich auf Golgatha's Höhe den großen Tod der Welterlösung sterben; höre Dich sterbend noch zum Vater im Himmel flehen für das Heil Deiner Mörder!

Vollender, o Dein heiliges Blut fliesse auch mir zum Segen. Möge auch ich, ein Sieger über Schwächen, Fehler, Sünden, einst mit Freudigkeit und im Vorgefühl meiner Vollendung in der Todesstunde rufen: Vater, nimm meinen Geist auf zu Dir! Es ist vollbracht! Amen.

XIII.

Von der Treue in Kleinigkeiten.

Luk. 19, 12 — 26.

Ueb' immer Treu' und Redlichkeit
Bis an dein kühles Grab,
Und weiche keinen Finger breit
Von Gottes Wegen ab.

Dann wirst du wie auf grünen Au'n
Durchs Erdenleben gehn;
Dann kannst du sonder Furcht und Grau'n
Dem Tod entgegensehn.

Dann suchen Enkel deine Gruft,
Und weinen Thränen drauf,
Und schau'n zu Dem, der einst sie ruft,
Voll Freudigkeit hinauf.

Nichts ist alltäglicher unter den Menschen, als die hohe Meinung, welche fast Jeder von sich und seinen Kräften und Anlagen hat. Es hält sich nicht leicht Einer für so böse oder so schwach, als er in der That ist. Man traut sich gar zu gern zu, wenn es darauf ankommt, auch wohl das Schwerste vollbringen zu können. Zwar aus Bescheidenheit oder Klugheit schweigt man; aber im Stillen wird es gedacht.

Daher mag es kommen, daß Viele, wenn sie von einer schönen Handlung erzählen hören, ihr zwar den Beifall nicht versagen, der ihr gebührt, aber doch nicht viel Aufhebens davon machen, indem sie zu fühlen glauben: „Wäre ich in der Lage gewesen, ich hätte wohl eben so gehandelt, und vielleicht noch besser.“ Die That, so schön sie gewesen sein mag, wird schneller vergessen, als eine schlechte von gleicher Wichtigkeit. Denn Niemand zweifelt bei sich, daß er so schändlich nicht hätte sein können.

Beobachtet man aber die Leute genauer, welche ein so stolzes Selbstvertrauen haben, wird man nicht selten gewahr werden, daß sie im gemeinen Leben bei weitem nicht so streng fromm, so gewissenhaft sind, als man von ihnen erwarten sollte. Sie erlauben sich selbst bei geringen Anlässen, wo rechtlich und edel zu denken gar keine große Anstrengungen erforderte, mancherlei Abwege. Und hält man es ihnen vor, so antworten sie, oder trösten sich selbst damit: o das sind ja nur Kleinigkeiten! Man stelle uns nur bei wichtigern Dingen auf die Probe!

Hier aber liegt der große Irrthum des großen Haufens der Menschen, daß sie glauben, in alltäglichen Vorfällen seine Pflicht thun, sei zu leicht, zu nichtssagend; aber in ausserordentlichen Begebenheiten, da entwickele sich die wahre Seelengröße und Tugendstärke; da wäre der Werth des Menschen zu prüfen, nicht in geringfügigen Dingen. — — Der Irrthum liegt darin, daß man die Größe und den Folgenreichthum einer Handlung mit der Größe der dabei bewiesenen Tugend verwechselt. Der Werth unsers Herzens hängt aber nicht von der Wichtigkeit der äussern Handlung, sondern von der dabei, wie bei der geringsten That, gehabten Gesinnung ab.

Es ist ohnehin weit leichter, in äusserlich wichtigen Dingen den Grundsätzen der Rechtschaffenheit treu zu bleiben, als in alltäglichen Vorfällen und Kleinigkeiten. So auffallend und ungewöhnlich dieser Satz zu sein scheint, eine so merkwürdige Wahrheit enthält er doch.

Da wo unsere Denkart in großen und folgenreichen Anlässen auf die Probe gestellt wird, macht uns schon die Wichtigkeit des Schrittes, welchen wir zu thun haben, aufmersamer auf uns selbst. Wir werden geneigter, an den Ausgang dieser Sache zu denken. Je wichtiger diese ist, je größer scheint uns der Ruhm, über die Verführung obzusiegen, und je größer ist die öffentliche Schande, wenn wir uns verfehlen. Was oft innige, reine Liebe des Guten nicht vermag, das bewirkt noch unser Ehrgeiz, unsere Furcht vor der Schmach. Dafür ist uns kein Opfer, keine Anstrengung zu theuer. Die Klugheit selber räth es. Aber die Wichtigkeit der Angelegenheit, wo es darauf ankommt, rechtschaffen oder gewissenlos zu handeln, belebt auch unser sinnliches Gefühl in lebhaftere Thä-

tigkeit, als es Kleinigkeiten können. Der natürliche Abscheu vor einem Verbrechen regt sich stärker, und der edle Stolz des Gemüthes, das Aeusserste zu wagen, um seiner selbst würdig zu handeln, reizt zu einer größern Kraftanstrengung. Man kann sich zu großen Entschlüssen begeistern; denn Alles fordert dazu auf. Fluch und Schimpf und Verachtung drohen auf der einen, Bewunderung und Preis lächeln auf der andern Seite. — Daher sind grobe Verbrechen wirklich auch nur Seltenheiten; und mancher Mensch, dem man sonst nie viel Rühmliches nachzusagen wußte, der sich im gemeinen Leben vielerlei Unerlaubtes verzeihen konnte, ist bei sich ereignenden Vorfällen größer, heldenmüthiger und für die Tugend erwärmter, als man von ihm erwartet hätte.

Aber alle diese Reizmittel zur Aeusserung edler Gesinnungen fehlen bei Kleinigkeiten und alltäglichen Handlungen, die ohne merkwürdige Folgen bleiben. Man hält sie an sich schon für gleichgültiger, und ist daher auch gleichgültiger, wie man sie zu nehmen habe. Man verzeiht sich kleine Nachlässigkeiten, weil sie Niemand bemerkt, und gestattet sich Schwächen, weil man den traurigen Trost hat, daß man kein Engel sei. Die Begeisterung für das Bessere, welche leicht durch ausserordentliche Lagen und Verhältnisse geweckt wird, fehlt in den gewöhnlichen Handlungen des gemeinen Lebens; und die Furcht vor öffentlicher Schande trifft uns nicht, weil die Sache gar zu unbedeutend zu sein scheint. Man wird also treulos an Recht und Tugend, nicht weil es zu leicht ist, in Kleinigkeiten gerecht und gottgefällig zu sein, sondern weil es zu schwer ist. Denn, weil täglich und ständlich eine ganze Reihe von Gedanken und Gefühlen und Handlungen statt haben, die ohne wichtige Folgen sind, ist, um überall ächtchristlich zu sein, eine beständige Aufmerksamkeit und Besonnenheit erforderlich. Jedermann weiß aber, daß man leichter in einem Augenblick schöner Begeisterung groß handeln, als immerdar, auch bei scheinbar geringfügigen Dingen, voll stiller Bedachtsamkeit sein kann.

Aus diesen Ursachen ist gewiß, daß, wenn man die tugendhafte, rechtschaffene Gemüthsart eines Menschen richtig beurtheilen will, weniger auf seine Handlungen bei wichtigen Anlässen, auf sein häusliches Leben und seine gewöhnliche Denkart in Kleinigkeiten, gesehen werden müsse. Das Wichtige geschieht nur selten; das Unwichtige alle Tage. Aus einzelnen kleinen Theilen besteht der ganze Lebenslauf.

Auch Jesus Christus, der göttliche Richter unserer Gesinnungen, welcher tief in das Herz der Sterblichen blickte, machte in seinen Belehrungen auf den Werth der Tugend in Kleinigkeiten aufmerksam. Er bewies in jenem herrlichen Gleichnisse von den anvertrauten Pfunden, daß es nicht darauf ankomme, wie große und kleine Gelegenheiten uns Gott gebe, tugendhaft zu denken und zu thun, sondern was wir aus diesen Gelegenheiten machen. Darum sprach der Herr, welcher von seinen Knechten Rechenschaft über die Anwendung der ihnen anvertrauten Pfunde forderte, zu dem, welcher seinen Theil am besten benutzt hatte: Ei du frommer und getreuer Knecht, du bist über Wenigem getreu gewesen, ich will dich über viel setzen; gehe ein zu deines Herrn Freude. Matth. 25, 21.

Treue und Edelsinn in Kleinigkeiten sind der zuverlässigste Beweis von einer festen Tugend und einem reinen Herzen; ein Beweis, daß in solchem Gemüthe fortdauernde Besonnenheit, fortdauernde Neigung zur Rechtlichkeit herrscht; daß ihm nichts klein oder gleichgültig scheint, was mit den Geboten der Gottheit, mit den Forderungen eines guten Gewissens im leisesten Widerspruch steht. Es sind Viele, die sich hüten, irgend eine auffallende Betrügerei zu begehen. Sie fürchten die Rache des Betrogenen. Aber zu ihrem Vortheil einen Nebenmenschen in Kleinigkeiten zu überlisten, daraus machen sich die gleichen Personen oft gar eine Ehre. Es gibt Andere, die ehrlich genug sind, fremdes Eigenthum, welches der Zufall in ihre Hände spielt, gern dem rechtmäßigen Besitzer zurückzuerstatten, ungeachtet sie dadurch ihre Glücksumstände sehr hätten verbessern können. Aber die gleichen Leute nehmen es sich nicht übel, durch schlechte Waare, oder falsches Gewicht, oder unmäßigen Wucher, oder Hartherzigkeit gegen Arme, oder Zurückbehalten erborgter kleiner Summen, oder Erbschleichereien, ihr Vermögen zu vergrößern. Es gibt Andere, die es sich nicht möchten zu Schulden kommen lassen, einen Ehebruch zu begehen, eine Unschuld zu verführen. Sie behaupten

eine strenge äusserliche Ehrbarkeit. Aber die gleichen Leute halten es für keine Vergehung, sich an geilen Bildern und Vorstellungen zu vergnügen, in ihren stummen Begierden zu sündigen, in ihren Gedanken die Ehe zu brechen. Es gibt Andere, sie verabscheuen Zank und Streit, leben entfernt von Prozessen, schaudern, wenn sie von Blutrache und Mordthaten vernehmen müssen. Aber dieselben Personen verargen es sich nicht, wenn sie Andern mit ihrer übeln Laune beschwerlich fallen; oder kleine verdrießliche Neckereien üben können; oder empfindliche Sachen zu sagen wissen, gegen die man nicht wohl etwas erwiedern kann oder darf. — Nein, nein! da ist kein reines Herz, da ist keine feste Tugend. Denn Edelsinn und Treue mangeln in den kleinen Angelegenheiten des Lebens, die eben darum, weil sie die häufigsten sind, die wichtigsten für das Ganze sind.

Wer Treue und Edelsinn in allen kleinen Handlungen seines Lebens beweiset, der ist auch fähig, sie in wichtigen und entscheidenden Augenblicken zu zeigen. Ist einmal in der Brust des Menschen das Gefühl der Rechtlichkeit und Güte so herrschend und bleibend geworden, daß es in allen und jeden Vorfällen des häuslichen Lebens sich desselben bewußt ist; auch bei Kleinigkeiten denkt: es ist unrecht, unbillig; wie sollte ich solches Uebel thun, und wider meinen Gott sündigen? — der hat angefangen, die Tugend selbst zu seiner zweiten Natur zu machen. Wie wird der, welcher geringe Fehler meidet, und Schwächen an sich haßt, die Hand zu einem Verbrechen reichen? Wie wird dem, der das Schwerste täglich leistet, nicht auch das gelingen, was schon dadurch leicht wird, weil Klugheit, Ehrgeiz, Furcht vor den Folgen des Bösen, und die natürliche Begeisterung für das Gute die Kraft zu demselben beleben? Die Natur geht in Allem schrittweise. Ein verdorbenes Herz heiligt sich nicht plötzlich; und ein reines Gemüth stürzt sich nicht jählings in den Schlamm des Verderbens. — Was ist denn die Tugend des Christen Anderes, als eine Fertigkeit in rechtschaffenen Gesinnungen und Thaten; und wie kann diese Fertigkeit anders erworben werden, als durch anhaltende Uebung auch bei den geringsten Anlässen?

Es gibt unter den Gesinnungen und Handlungen, zu denen wir im häuslichen Leben, oder ausser demselben im Umgang mit Menschen veranlaßt werden, eigentlich nur wenige, von denen wir sagen können, sie seien ganz gleichgültig. Es kommt immer auf den Menschen an, welchen Werth er ihnen erwerben oder mittheilen will. Das, was du unschädlich thust, hättest du noch nützlicher begehen können. Das, was du sprachst, hättest du mit mehr Vorsicht, oder mit größerm Wohlgefallen sagen können. Es ist aber durchaus nicht gleichgültig, ob du, selbst in dieser Kleinigkeit, besser oder schlechter gewesen bist. Aus allem Kleinen entspringt erst das Große. Die Quellen des Stromes sind klein, und klein die Samenkörner der Gift- und Balsampflanzen. Die Gewohnheit, Alles finster zu beurtheilen, übel auszulegen, bringt endlich zum Verlust des Glaubens an die Menschheit. Die Gewohnheit, nur an sich zu denken, und für den eigenen Vortheil Alles zu berechnen, was auch geschehe, ist der Anfang des niedrigsten Eigennutzes, des empörendsten Ehrgeizes, des bittersten Neides. Der Trunkenbold wird es nicht in einem Tage; und der Straßenräuber, oder der Veruntreuer öffentlicher Gelder, fing die Reihe seiner Verbrechen damit an, daß er zu nachlässig gegen sich in unerlaubten Kleinigkeiten war.

Wie zum Bösen, so geht auch der Weg zum Guten von Kleinigkeiten aus. Man spielt erst mit der Sünde in Gedanken; sind wir vertraut mit ihr, so wagen wir sie im Wort; geht es ungestraft hin, so springt sie in die That über. Darum soll dem, welchem Selbstveredlung, Heiligung und wahres Christenthum die höchste Angelegenheit sind, daran liegen, in Kleinigkeiten damit den Anfang zu machen. Die stillen Gedanken und Gespräche, die einförmigen Beschäftigungen des häuslichen Lebens geben dazu unaufhörliche Gelegenheit. Sei ein frommer und getreuer Knecht über das Wenige; Gott wird auch den Augenblick herbeiführen, da er dich über Viel setzt.

Sei voll Edelsinns und treu auch im Kleinen. Schäme dich auch des leisesten unanständigen Wunsches, den du, ohne zu erröthen, nicht in Gegenwart solcher Personen aussprechen würdest, vor welchen du Hochachtung hast. Selbst wenn du voraus wissen kannst, daß dein Wunsch ohne Folgen bleibt, verbanne ihn, indem du dich zerstreuest. Sei deinen bessern Gefühlen und

Grundsätzen treu. Denn eine unedle Begierde hat der schlechten Folgen genug, indem sie schon durch ihr bloßes Dasein dein Gemüth befleckt, und mit dem, was an sich unrecht ist, in eine gefährliche Vertraulichkeit bringt.

Sei treu und edelsinnig im Kleinen, auch im bloßen Wort. Gib kein Versprechen, welches du nicht zu halten Lust hast, oder von dem du nicht voraussiehest, daß du es erfüllen kannst. Lerne Wort halten, auch zu deinem Schaden. Was du verlierst, ist noch immer nicht so wichtig, als der Verlust des äussern Zutrauens und als der innere Schimpf deines Gewissens. Sei treu den Verpflichtungen, die du eingegangen bist, und edelsinnig überall in deinen Aeusserungen. Darum lerne deine Worte hüten. Rede nie anders, als mit Wohlwollen. Uebe dich darin; bald wird es dir Bedürfniß sein. Selbst wenn du in dem Verhältnisse stehst, daß du Untergebene strafen sollst, laß noch durch allen deinen Ernst Wohlwollen gegen sie blicken; selbst wenn du deine Rechte gegen Andere zu beschützen hast, zeige noch Wohlwollen gegen sie in deiner Vertheidigung. — Aber dieses sei nicht Künstelei, sondern Herzlichkeit und Wahrheit. Beweise es in allen Kleinigkeiten. Du wirst es sehr leicht können, wenn du, so oft du geneigt wärest, Andere zu erzürnen, dich sogleich erinnerst, welche löbliche Eigenschaften sie haben können, wodurch sie die Achtung und Freundschaft anderer Personen geniessen. Denn jeder Mensch hat auch seine schätzenswerthe Seite.

Sei treu im Kleinen, auch in scheinbar unbedeutenden Dingen des Handels und Wandels. Nimm rechtmäßigen und erlaubten Lohn für deine Arbeit, aber deine Arbeit, deine Waare sei dieses Lohnes werth. Gehe rechtlich in allem deinem Verkehr zu Werke; ziehe von der Unwissenheit des Andern keinen Vortheil, oder von seinem blinden Zutrauen. Verschmähe auch den Heller, der dir nicht gebühret, und verachte niedrige Kunstgriffe, die dem, was du thust, gibst und arbeitest, einen Werth verleihen sollen, der ihnen in der That mangelt.

Sei treu auch in den allergeringsten Kleinigkeiten deines Berufes oder deiner Amtspflichten. Denke nie: was kann man mit strengem Recht von mir verlangen? sondern: was könnte ich auch ausserdem noch mehr thun, um in meinem Amt und Beruf, vermöge meiner Fähigkeit, der Beste zu sein, also daß keiner meiner künftigen Nachfolger mich übertreffe? Halte nichts für gering in deiner Stelle. Nur wer nichts versäumt, der hat Alles geleistet.

Sei treu auch in den kleinsten Rücksichten, die du der Freundschaft oder der ehelichen Verbindung schuldig bist. Auch nicht mit deinen Gedanken verletze die schöne und heilige Pflicht! So wie sich die Tugend des Menschen am gewissesten in allen seinen einzelnen Aeusserungen offenbart, so insbesondere auch die Freundschaft. Es ist ein verkehrter Sinn, wenn wir von denen, mit welchen wir in enger, traulicher Verbindung leben, die meiste Nachsicht gegen unsere Unarten fordern. Eben diese Engheit der Verbindung macht ihnen unsere Nachlässigkeit am empfindlichsten, und setzt sie denselben am meisten aus. Hier sollen wir die meiste Schonung, die sorgfältigste Aufmerksamkeit beweisen. Einzelne Liebenswürdigkeiten, durch welche wir uns einst gefällig zu machen wußten, werden schnell von einer Reihe Kleinigkeiten verdunkelt, die übeln Eindruck machen. Du sagst: aber es sind äusserst gleichgültige Dinge, warum es da so genau nehmen? Wenn sie gleichgültig und leicht sind, warum thust du sie nicht eben so leicht zur Beförderung der Freundschaft gut, als du sie zur Zerstörung derselben schlecht machst? Es ist aber nichts gleichgültig, was die Liebe vermindert.

Sei treu und edelsinnig in Kleinigkeiten, so wirst du es desto gewisser in größern Angelegenheiten sein. Sprich nie: gleichviel, wie ich es mache! sondern frage dich selbst: wie kannst du es am besten zur Zufriedenheit und zur Freude Anderer machen? Aus einzelnen Tropfen besteht das Meer; aus Augenblicken das Leben; aus einer beständigen Verkettung rechtschaffener und wohlwollender Gesinnungen im Kleinen die tugendhafte Gemüthsart im Großen; aus der daraus entspringenden Zufriedenheit jedes Augenblicks die innige Glückseligkeit des gesammten Lebens. Und diese Glückseligkeit wird vermehrt durch die Hochachtung, durch das Zutrauen, durch das erwiederte Wohlwollen der Menschen, die uns umgeben, durch den Beifall Gottes, der alles Gute segnet. — Sei getreu bis in den Tod, und du wirst die Krone des Lebens empfangen!

Oft sehnte auch ich mich in einer from-

men Gemüthsstimmung nach Gelegenheit, meine Tugend beweisen und meine redliche Denkart an den Tag legen zu können — ach! und ich bedachte nicht, wie ich täglich und stündlich in tausend Kleinigkeiten dazu aufgefordert sei. Warum sollte Gott mich über Viel setzen, da ich im Geringen noch nicht treu zu sein verstand? — War meine Begierde nach frommen Thaten wohl ganz rein, oder nicht vielmehr ein Trieb, vor Andern und vor mir selbst zu glänzen? — O mein himmlischer Lehrer, mein Wegweiser zu Gott, mein Heiland, nun erst habe ich Dich verstanden! Ich will von nun an auch auf mein Betragen in Kleinigkeiten achten; Sorgfalt auch auf das Geringste verwenden, daß auch mir einst der beseligende Zuruf gelte: Ei du frommer und getreuer Knecht, du bist über Wenigem getreu gewesen; ich will dich über Viel setzen; gehe ein zu deines Herrn Freude. Amen.

XIV.

Wiedererstattung.

Habakuk 3, 6.

Aller meiner Brüder Rechte
Sollen, Gott, mir heilig sein.
Wenn ich sie zu kränken dächte,
Ihres Kummers mich zu freu'n,
Ueber sie mich zu erheben,
Oder nur allein zu leben,
Dann verletzt' ich meine Pflicht,
Ehrte Deinen Willen nicht.

Könnt' ich, taub bei ihren Klagen,
Ihnen das aus Eigensinn,
Oder Neid und Geiz versagen,
Was ich ihnen schuldig bin,
Und mit schuldigem Gewissen
Ungerechtes Gut genießen,
Welche Schmach verdient' ich nicht,
Welch ein schreckliches Gericht!

Nein, ich will im Treuen wandeln,
Gott, vor Dir, als meinem Herrn:
Ehrlich gegen Alle handeln
Und von falschem Gute fern.
Du, o Richter aller Welten,
Wirst einst groß und schwer vergelten,
Wenn sich Dein Gericht mir naht,
Was ich Mensch an Menschen that.

Schlechte Zeiten machen nicht die Menschen schlecht; sondern schlechte Menschen machen die schlechten Zeiten. Ein edles Volk wird auch im größten Unglück achtungswürdig, und eben dadurch schon nicht ganz unglücklich werden. Es wird durch die Tugenden seiner Bürger die Menge hereinbrechender Unfälle und Uebel vermindern.

Wo hingegen in den Tagen des Friedens die Sittlichkeit des Volks vernachlässigt ward durch die Unachtsamkeit der Obrigkeit und Regenten, wie durch die Gleichgültigkeit der Religionslehrer und Erzieher, wird man in stürmischen und verworrenen Zeiten, wenn die Strenge der Gesetze nachläßt, alle Gräuel und Schändlichkeiten der Reihe nach erscheinen sehen, zu welchen selbstische Niederträchtigkeit und entzügelte Leidenschaft fähig machen. Die Rohheit ausgelassener Krieger, die allgemeinen, ungestraft bleibenden Beispiele des Lasters, machen gegen viele Abscheulichkeiten, die man sonst nicht ohne Schaudern denken konnte, gleichgültiger, und der große Haufe der Schwachen, von denen man sonst sagen konnte, sie seien weder gut noch schlecht, wird von dem, was er sieht, zum Bösen hinübergerissen. Dann sorgt Jeder nur, wie er sich emporhält; dann sinnt Jeder nur, wie er sich bereichern könnte, gleichviel, ob auf redliche oder unredliche Weise. — Aber der Sturm verschwindet; die Ordnung kehrt zurück und mit ihr zugleich alles öffentliche und geheime Elend der Familien, welches die ewige Frucht verübter Verbrechen bleibt. Wer seinen Nächsten unglücklich gemacht, kann sich darum nicht freuen, glücklich zu sein; wer fremdes Eigenthum an sich gerissen, dem will es nicht gedeihen.

Es gibt kaum ein Laster, welches allgemeiner gehaßt wird von denen, die es begangen haben, und seine Strafe schneller hinter sich her eilen sieht, als die Unehrlichkeit, oder der Erwerb fremden Eigenthums durch ungerechte Mittel. Selbst jene verworfenen Menschen, die sich vom Staate trennen, und Räuberbanden bilden, stoßen den von sich aus, der unter ihnen und gegen sie unehrlich handelt.

Nicht bloß gemeiner Diebstahl, Erbschleicherei, Falschmünzerei, Grenzverrückung und andere grobe Verbrechen dieser Gattung, durch welche man auf hinterlistige Art Andern einen Theil ihres Vermögens verkürzt und an sich zieht, gehören hierher. Nur Menschen, die schon aller Schande mit frecher Stirn trotzen, alles Gewissen verloren haben, können sich noch mit diesen Handlungen, welche dem Straßenraub an Schamlosigkeit gleichkommen, besudeln. Es sind viele andere Arten des Diebstahls, welche

weit häufiger verübt werden, weil sie im ersten Augenblick weniger auffallen; oft lange verheimlicht werden können, inzwischen die Thäter, deren Verbrechen Keiner ahnt, in der Welt noch eine Zeit lang ihren guten Ruf genieſſen wollen.

So sind Beamtete, oder Personen, denen fremde Gelder und Einnahmen anvertraut wurden, die sie unerlaubter Weise zu ihrem Vortheil benutzen, oder wohl gar unterschlagen, und dem wahren Eigenthümer betrügerisch entziehen. Sie sind gemeinen Dieben gleich; auch trifft sie die gerechte Strafe derselben, wenn ihre Entwendungen bekannt werden, was früher oder später einmal geschehen muß.

So sind Vormünder von Wittwen und Waisen, Vorsteher milder Anstalten und dergleichen Personen, welche ungetreue Rechnung führen, Ausgaben erlügen, die sie nicht machten, Einnahmen verhehlen, die sie nicht auslieferten, um sich Gewinn zu schaffen. Sie sind die ehrlosesten aller Räuber, da sie selber das Gut angreifen, zu dessen Beschützung sie das öffentliche Vertrauen ernannte, und Pflichten brachen, die sie unter Abschwörung eines feierlichen Eides oder Ablegung eines theuern Gelübdes übernommen hatten.

So sind diejenigen, welche Handelsverhältnisse mißbrauchen, um tückischer Weise mehr an sich zu behalten, als ihnen gebührt; Zahlungen vorenthalten, die sie zu machen schuldig sind; schlechte Waaren für gute verkaufen; mit allerlei eigennützigen Kunstgriffen sich vom Verluste Anderer Gewinn machen; von Andern entlehnen, und Schulden häufen, ohne Hoffnung, ohne ernsten Willen, sie zurückzuerstatten, um sich nachher in einem ehrlosen Bankerot des Erborgten bemeistern zu können.

So sind diejenigen, welche die der Obrigkeit schuldigen Abgaben unter allerlei betrügerischen Vorwänden oder mit hinterlistigen Erfindungen zu verkleinern wissen; den Arbeitern den wohlverdienten Lohn abläugnen oder verkürzen; den Andern hinterrücks die Vortheile stehlen, welche denselben doch als Frucht ihrer Bemühungen rechtmäßig allein gebührt hätten; die ihr Amt oder ihr Ansehen und Vermögen dazu gebrauchen, Alles an sich zu reiſſen, oder die Uebrigen niederzudrücken; die mit wucherischen Zinsen denjenigen aussaugen, der sich von Noth getrieben an sie wenden muß.

Wer möchte alle Arten des Diebstahls und unehrlichen Gewerbs aufzählen, die selbst von Leuten getrieben werden, welche vor ihren lange getäuschten Mitbürgern und Bekannten noch als Redliche gelten!

Doch wehe ihnen! Ihre Stunden und Tage sind gezählt, da ihre Schmach offenbar werden muß. Wehe dem, ruft das heilige Buch, der sein Gut mehret mit fremdem Gut! Wie lange wird es währen! Habak. 3, 6.

Wie das Wasser alles Unreine von sich ausschäumt, und der Fluß seine Todten ausstößt: so ist es in der Verkettung der göttlichen Weltordnung, daß eine unredliche Handlung immer endlich einmal durch sich selbst, oder durch ihre Folgen, durch einen Verdacht, oder durch einen geringfügig scheinenden Umstand an das Licht des Tages kommen muß. Da ist Niemand so mächtig, daß er es auf immer, oder daß er es Allen hindern könnte, seine Niederträchtigkeit zu offenbaren; da ist Niemand so schlau, der aus der unehrlichen That ein ewiges Geheimniß zu machen verstände. Denn Gott der Herr ist gerecht, und hat Gerechtigkeit lieb. Psalm 11, 7. Wüßte der Mensch die Kunst, Schandthaten auf ewig zu verhüllen, die Welt wäre voll Unglücks ohne Grenzen.

Daher pocht dem Unehrlichen das Herz bei Allem, was ihn an seine Schuld mahnt. Er darf das Lob des redlichen Mannes nicht vernehmen, ohne in sich zu denken: der bin ich nicht! Er kann die Entdeckung von irgend einem Böſewichte nicht vernehmen, ohne heimlich für sich selbst zu zittern. Das ist der alte, häßliche Wurm in seiner Brust, der immer nagt, und nicht aufhören will, und nach langen Jahren naget er noch immer frisch. Die Furcht, daß endlich doch einmal auskommen kann, was er gethan, verbittert ihm manche frohe Stunde. Wisset ihr allezeit von den Selbstmördern, warum sie Hand an sich legten? — Wisset ihr von mancher unerklärlichen Schwermüthigkeit den traurigen Ursprung? — Wehe dem, der sein Gut mehret mit fremdem Gute! Wie lange wird es währen?

Es ist ein fast in den Sprachen aller Nationen übliches Sprichwort: „Ungerecht Gut gedeiht nicht!“ Es ist in der That auch mehr Wahrheit in

dem Spruch, als man vielleicht oft glaubt. Man sieht gar nicht selten schnell und nicht ganz rechtlich erworbenes Vermögen wunderbar bald wieder zerrinnen. Es hängt ein Unsegen daran. Der unredlich gewonnene Theil, er sei klein oder groß, bringt einen Fluch in das Ganze. Da will nichts glücken, nichts vor sich gehen. Wer den Unsegen hat, sieht es, trägt das Uebel, leidet im Stillen und verdirbt. Man fragt sich: wie geht es zu? — Glaubst du an einen Gott, an seine vergeltende Vorsehung, die Alles ordnet? — Es soll das Böse nicht gedeihen. Es muß das Unrecht zum Fluch werden, und vollendete sich der Fluch erst über dem Grabe des geheimen Sünders! Haben die Kinder eines Betrügers lange von dem genossen, was er mit Betrug und Unrecht zusammenscharrt? Das Wenige, das der Gerechte hat, ist besser, denn das große Gut des Gottlosen. Psalm 37, 16.

Wiedererstattung ist die Pflicht des ehrlichen Mannes!

O du, dem sein Gewissen sagt: ich verfuhr nicht überall mit strenger Redlichkeit! befreie dich endlich von der Qual des immerwährenden Vorwurfes, der dich noch Jahre lang verfolgen, der dich noch auf dem Sterbebette belästigen wird, wenn du ihn nicht von dir thust. — Es ist vergebens, daß du dich dadurch beruhigen möchtest, in allem Uebrigen doch redlich gewesen zu sein. Aber du bist doch in dem Einen unehrlich gewesen und unehrlich geblieben, was dir dein Bewußtsein so manchmal nennt. Und dies Eine raubt dir doch immerfort die Achtung für dich selbst; zwingt dich, dich selber heimlich zu schimpfen, wenn gleich noch andere Leute schweigen. Dies ungerechte Gut ist doch in dein übriges gerechtes Eigenthum eingeschlossen, besudelt Alles, bringt seinen Unsegen in das Ganze mit hinein. — Freue dich nicht, daß deine Glücksumstände heute vielleicht noch blühen — dein Fluch blüht in ihnen mit; er geht zu den Erben, über deinem Grabe hinweg. Dein Gott, der Herr, ist gerecht, und hat die Gerechtigkeit lieb.

Gehe hin und erstatte wieder, was du auf eine unredliche Weise genommen und hinterhalten hast. Es ist noch immer nicht dein Eigenthum; es ist ein Diebstahl. Du hast vielleicht Muth genug, ehrlichern Menschen keck in das offene Auge zu sehen. Aber mit welchem Muthe blickst du auf zum allwissenden Gott? — Mit welchem Muthe wagst du dich in seinen Tempel, in die Versammlungen der Christen, um den Herrn, den ewigen Vergelter, zu verehren? Mit welchem Muthe trittst du zu dem Genusse des heiligen Abendmahls, und hoffest Vergebung deiner Sünden, während du deine Sünden täglich durch Zurückhaltung des Ungerechten fortsetzest? Wie kann Gott, der Gerechte, dem die Ungerechtigkeit vergeben, der in dem Augenblicke sie noch immer begeht, da er um Vergebung bittet? Mit welchem Muthe kannst du in irgend einer schweren Lebensstunde zum Himmel deine Hand flehend emporheben, die du mit einem Diebstahl und Betrug an Anderes Eigenthum besudelt hast? Du hast das Recht zum Gebet und die Hoffnung zur Erhörung verloren. Das Leiden, welches dich bedroht, welches dich wirklich trifft: es ist von Gott gesandt, dich zu warnen, dich zu mahnen, deine Seele zu heiligen, und deine Schuld abzuthun. Gib zurück, was du auf unredliche Art an dich gebracht hast und noch hinterhältst; werde durchaus ehrlich, und schaffe dir ein reines, vorwurffreies Herz. Was hindert dich? — Ging vielleicht der Fluch des Unrechts an dir schon in Erfüllung; bist du schon verarmt und ärmer als damals, da du dich auf fremde Kosten bereichern wolltest? — Du möchtest wiedererstatten, und kannst es nicht mehr? — Gehe hin, und gestehe reuig dein Vergehen dem, der durch deine Untreue litt. Gerührt durch dein Geständniß wird der verzeihen können, der durch dich litt, und dem du keinen Wiederersatz zu leisten vermögend bist. Hat er dir deine Schuld geschenkt, so wird auch Gott dir verzeihen. Du hast in Ernst und That bewiesen, wie deine Reue aufrichtig und herzlich war. Du hast deine Schuld durch den schweren Schritt des Selbstbekenntnisses hart genug abgebüßt. Die Reinheit deines Gewissens macht dich wieder froh, und deine Redlichkeit wird die bewegen, dir beizustehen, denen du geschadet hattest.

Erstatte wieder. Bist du es nicht mehr wegen eigener Dürftigkeit vermögend, zahle in

Dienstleistungen aller Art ab. Suche die Gelegenheiten, sie werden dir nicht entgehen. Auch der Niedrigste kann dem Höhern noch auf eine oder die andere Weise nützlich werden, auch der Aermste dem Reichen helfen. Versäume keinen Anlaß. Denn der, den du betrogst, ist gleichsam dein Wohlthäter gewesen: du bist ihm zu langer und verdoppelter Dankbarkeit verpflichtet. Er ist dein beständiger Gläubiger, so lange du nicht das ihm Schuldige zurückgebracht hast; entrichte ihm also in deiner Anhänglichkeit und uneigennützigen Hilfeleistung die Zinsen deiner unehrlich gemachten Schuld.

Erstatte zurück, was du von fremdem Gut hinterhalten, unterschlagen, durch Falschheit an dich gezogen hast, und mache dein Gewissen frei, daß du mit heitern Augen zu Gott und Menschen emporsehen darfst! Was hindert dich? Eine falsche Scham? — Mit nichten! Warum willst du länger die Unruhe deines schuldbewußten Herzens tragen? Ist denn der Besitz dessen, was dir nicht von Rechtswegen gehören darf, und wäre es doppelt mehr, als es in der That sein mag, so lange innerer Unzufriedenheit, so beständiger Furcht vor Entdeckung werth? Möchtest du, wenn du es könntest, um solchen Preis noch einmal so viel Schande in dir selbst erkaufen und einen Tod voll Bitterkeit auf dem Sterbebette? Weißt du, wohin dich noch die unangenehmen Gefühle bringen werden, die jedesmal in dir aufsteigen, wenn du deiner Unredlichkeit gedenkst? Wirst du in gewissen unglücklichen Augenblicken dich einst so aufrecht halten können, wie gegenwärtig? Warum willst du denn hinterhalten um so schrecklichen Preis, was Unsegen auf dein Habe und Gut, und Fluch in dein Leben, Mißmuth in deine Erholungs- und Arbeitsstunden, Scheu und Furcht in deine Pläne, Angst in dein Gebet zu Gott, ach, dermaleinst ein spätes Verzagen in die letzte deiner Lebensstunden bringt? — Es ist umsonst, daß du dich zerstreuen, daß du den Gedanken an deinen Diebstahl, an deine Unredlichkeit vertreiben willst: er wird immer zu dir zurückkommen. Darum ende! — Ende auf die Weise, wie es dem wahren Christen, dem ehrlichen Gemüth geziemt. Erstatte, was du betrogest, unterschlugest, hinterhieltest, auf irgend eine schickliche Art, unter irgend einem schicklichen Vorwand, bei irgend einem angemessenen Anlasse zurück. Ein freies Bekenntniß deines Vergehens könnte die Güte deiner Handlung vielleicht krönen, aber vielleicht auch dir mehr Schaden stiften, als wirklich das werth ist, was du zurückzustellen hast. Darum versäume wenigstens die Hauptsache selbst nicht; mache dich von deiner Schuld und von dem daran haftenden Fluche los. Dann wende deinen Blick wieder muthiger zum Himmel, dann bete wieder zu deinem Gott, und du wirst wieder die langentbehrte Erquickung im Gebete finden.

Erstatte wieder! Deine eigene Ruhe, dein eigenes Glück, deine Ehre, deine Zukunft nach dem Tode fordern es. Was hindert dich? Lebt der vielleicht nicht mehr, dem du die Wiedererstattung schuldig bist? — Aber er hat Kinder, Blutsverwandte, Erben seiner Rechte. Ihnen bist du noch heute durch dein Vergehen verschuldet. Ihnen entrichte, was du der verstorbenen Person vergebens darbietest. Oder bist du von dem zu weit entfernt, dessen heimlicher Schuldner du immer bist? — Lebt er, so kann keine Ferne dich abhalten, ihm das zu erstatten, was er von dir zu fordern berechtigt wäre.

Das Wenige, was ein Gerechter hat, ist besser — spricht das göttliche Wort (Psalm 37, 16 — 30) —, denn das große Gut vieler Gottlosen. Denn der Gottlosen Arm wird zerbrechen; aber der Herr kennt die Tage der Frommen, und ihr Gut wird ewiglich bleiben. Der Gottlose borget und bezahlet nicht; der Gerechte aber ist barmherzig und milde. Denn seine Gesegneten erben das Land, aber seine Verfluchten werden ausgerottet. — Ich bin jung gewesen und alt geworden, und habe noch nie gesehen den Gerechten verlassen, oder seinen Samen nach Brod gehen. So laß denn vom Bösen, und thue Gutes, und bleibe gut immerdar!

XV.

Unerkannte Quellen der Feindschaft.

Röm. 12, 18.

Nicht rauh, nicht hart, nicht menschenfeindlich,
Nein, eifrig, Jeden zu erfreun,
Und sanft und anmuthvoll und freundlich
Soll jeder Jünger Jesu sein.

Ach, wären wir's! Ach, glichen wir,
O Vorbild aller Liebe, Dir!

In allen Worten und Geberden,
In allen Thaten laß, o Herr,
Uns aller Menschen Freunde werden.
Dir, Heiland, immer ähnlicher!
So werden wir uns ewig freu'n,
Nur so erst Gottes Kinder sein.

„Jeder Mensch hat seine Feinde!" sagt man, und sucht sich damit theils zu beruhigen, theils zu beschönigen, was nicht beschönigt werden soll. Jeder Mensch hat seine Feinde! Als wenn es nun nicht anders sein könnte; als wenn Zwietracht, Verleumdung, Haß, Schadenfreude durchaus vom menschlichen Leben unzertrennlich wären!

„Jeder Mensch hat seine Feinde!" sagt man, und läßt's dabei gut sein; denkt nicht darauf, die Zahl dieser Widersacher zu vermindern, sondern freut sich zuweilen wohl gar, wenn die Menge der Gegner zunimmt; freut sich, so lange man diese Widerwärtigkeiten nicht ernsthaft zu fürchten hat; freut sich, weil das Geschrei der vielen ohnmächtigen Gegner Aufsehen erregt, weil dies zuweilen unserer Eitelkeit schmeichelt, weil der Triumph um so größer ist, sie Alle zu überwinden. Wenn aber diese Widersacher hie und da Vortheil über uns gewinnen; wenn sie uns Gut und Ehre beschädigen; wenn wir die Pfeile der Bosheit und Rache schmerzlich empfinden, die sie gegen uns abdrücken: dann verwandelt sich plötzlich das vormalige stolze Hohnlächeln in Wehklage über die Schlechtigkeit der Menschen; dann spricht man nur von der Untreue der Sterblichen, von der Undankbarkeit und Selbsüchtigkeit sogenannter Freunde; von der Tücke und Falschheit, die in allen Herzen nisten. Und dann jammert man über die Welt und ihre Trübsale; über die Menge der Sünder, die dem Guten Fallstricke legen.

So ist der Mensch! Verächtlich stolz, so lange er Keinen zu fürchten hat; verächtlich klein und niedergeschlagen, sobald er sieht, daß es ihm mißglückt, und er unterliegen soll. Erst aufgeblasen, schadenfroh, dann tiefgebeugt, fromm, Versöhnung suchend, Menschenliebe empfehlend, wenn er sich zu schwach fühlt, Rache zu üben, oder er mit Furcht noch größern Unfällen entgegensieht.

Ich suche unter allen meinen Bekannten umher; überall höre ich Klagen über böswillige Personen, unter deren Verfolgung man zu leiden habe. Hier seufzt der Eine über niederträchtige Verleumdungen; dort der Andere über gehässige Deutungen und boshafte Auslegungen gewisser Reden, die er ohne üble Absicht geführt, oder gewisser Handlungen, die er ohne böse Ahnungen gethan. Ein Dritter beschwert sich über die Aeusserungen neidischer Menschen; ein Vierter über den Druck, welchen er von eigennützigen Leuten zu erdulden hat.

Und wenn ich an mich selbst, an meine bisherige Lage denke — habe ich nicht ähnliche Seufzer geseufzt? Habe ich nicht bald über Diesen, bald über Jenen laute oder leise Beschwerden zu führen gehabt? Kannte ich nicht auch Leute, die mir nicht wohl wollten, ohne daß ich ihnen Ursache und Anlaß gegeben, mir entgegen und feindselig zu sein?

Was soll ich dazu sprechen? Sind alle die Menschen, welche mich nicht leiden mögen, alle die, welche etwas wider mich haben, wirklich verderbte, schlechtgesinnte Menschen, mit denen auf keine Art auszukommen und zu leben ist? Wäre ich wirklich allein einer von den wenigen Guten, die auf Erden einzeln und zerstreut dastehen unter den Gottlosen, wie das Lamm unter den Wölfen?

Ach, wie dürfte ich mit gutem Gewissen, mit inniger Ueberzeugung also sprechen? Nein, ich empfinde, ich weiß es, die meisten meiner Nebenmenschen sind nicht viel schlechter, und viele oft besser, als ich bin. Ich empfinde, ich weiß es, Manchen habe ich verkannt, und nachher, wenn ich ihn besser kennen lernte, schätzen und lieben gelernt. Ich vergesse es nicht, daß ich mit manchem Neider nachmals freundschaftlichen Umgang gepflogen habe, mit dem ich vormals Verdruß hatte. Nicht daß er sich meinetwegen nun plötzlich gebessert hätte; nein, aber ich habe seine Eigenheiten, seine Art zu denken besser kennen gelernt, und vermeide schonungsvoll, ihn da zu reizen, wo er schwach ist. So gewöhnte sich auch wieder ein Anderer allmälig an meine besondere Art zu thun und zu urtheilen, und ward mir gewogener.

Ich empfinde, ich weiß es, daß mich eigentlich Niemand deswegen haßt, weil ich zu fromm, zu rechtschaffen, zu liebevoll bin; — wegen der Menge meiner Tugen-

den bin ich wahrlich kein Gegenstand der Verachtung; wegen der großen Zahl meiner vortrefflichen Eigenschaften stößt mich gewiß Niemand von sich. Sondern bin ich Vielen nicht lieb, so ist es, weil ich vermuthlich, vielleicht ohne es absichtlich zu wollen, Anlaß dazu gegeben habe; so ist es, weil ich durch wirkliche Fehler anstößig bin, durch Fehler, die ich in meiner Eigenliebe freilich für kleiner halte, als sie Andern, und mit Recht, vorkommen mögen.

Ein Leben aber voller Zwietracht, Groll und Verfolgung, ist es nicht eine Hölle? Wer möchte es wünschen, bis zum letzten Athemzuge in ewigem Hader und Haß und in gegenseitiger Plage zu leben? Wie kurz ist doch die Reihe von Jahren oder Stunden, welche uns zugemessen worden! Wie manchen Tropfen Wermuth mischt das Schicksal ohnehin in den Kelch unsers Lebens — warum ihn denn durch eigene Schuld und muthwillig verbittern?

Der Thor, der Wahnsinnige mag damit zufrieden sein; nicht also der Christ. Gerufen von seinem Schöpfer in die Welt, nach allen Kräften zur Beglückung der Erschaffenen beizutragen, will er auch *selber glücklich sein*. Er ist es aber nicht, so lange Widersacher bald hie und da seine nützlichen und unschuldigen Unternehmungen mehr oder weniger verderben wollen. Nur durch Freundschaft ist der Christ glücklich, nur durch Freundschaft kann er beglücken.

An uns allein liegt es, ohne Mühe, ohne schwere und zuvorkommende Schritte zu thun, ohne daß es große Opfer kostet, sogleich einen großen Theil, *vielleicht die Hälfte aller unserer Feinde in Freunde zu verwandeln*. Und wenn du dies kannst: warum, o Jünger Jesu, willst du nicht diese Verwandlung deiner Widersacher sogleich, noch in dieser Stunde unternehmen?

Du fragst, wie dies möglich sei. — Wie einfach ist das Mittel, wie begreiflich das Geheimniß!

Gehe in dich selbst zurück, und zähle in der Stille deines Herzens alle diejenigen Personen, welche dir aus irgend einer Ursache zuwider sind; alle diejenigen, welche du vermeidest und zurückstoßest, ohne daß du dir selbst den Grund angeben kannst, warum? alle diejenigen, welche dir zwar nichts Leides und wirklich Böses zugefügt haben, die du aber fürchtest oder hassest, als wenn sie geneigt wären, dir Uebels zu thun. Hast du dir sie nun alle genannt und deinem Gemüth vergegenwärtigt, so denke, was du, ohne sehr zu irren, von ihnen denken kannst: Alle diese Menschen sind mir zuwider, oft weiß ich selbst nicht, warum? Es kann also mein Widerwille gegen sie nur *Vorurtheil* sein; ich kenne sie alle bei weitem nicht genug, ich habe folglich zu *schnell* über ihren Werth und Unwerth bei mir gerichtet. Es ist möglich, ja wahrscheinlich, daß sie Fehler haben; aber es ist ja auch möglich, daß sie auch ihre gute Seite haben, die ich noch nicht recht kenne, und durch die sie sich die Freundschaft und das Vertrauen anderer Menschen gewonnen haben. Hinweg mit meinem vorschnellen Urtheil! Wie viel gehört doch dazu, einen Menschen und sein Verdienst ganz zu würdigen! Wie oft habe ich mich schon in Personen geirrt, die ich, ohne sie recht zu kennen, lieb gewann; wie leicht kann ich nicht folglich auch bei denen irren, die ich nicht leiden mag!

Siehe, sie wissen es nicht, daß sie dir zuwider sind; wissen es nicht, daß du in deinem Herzen etwas gegen sie hast — wirf dein vorschnelles, absprechendes Urtheil von dir. Denke, daß diese Personen von andern Seiten sehr schätzbar sein können. Verdamme sie nicht länger, söhne dein Gemüth mit ihnen aus, und die Zahl deiner vermeinten Feinde ist dann um ein Großes verringert, weil du zur Vernunft erwacht bist, weil der milde Christussinn, die alleinige und allein beglückende Weisheit, dich belebt.

Zwar jene Menschen waren wohl nicht deine erklärten Feinde; aber du warst doch im Geheimen *ihr* Feind. Du thatest ihnen zwar nichts Leides, aber du wolltest ihnen doch nicht wohl. Dadurch mußte, weil selten ein Mensch seine Gesinnungen recht verbergen kann, in die Kälte entstehen, wenn du ihnen begegnetest; dadurch kommt, wenn du mit ihnen umzugehen genöthigt bist, ein erzwungenes Wesen, eine erkünstelte Freundlichkeit, eine mühsame Höflichkeit in dein Betragen gegen sie. Es konnte kaum fehlen, sie mußten dies früher oder später wahrnehmen; sie mußten bei sich fühlen, dieser Mensch hat etwas wider mich, und ich habe ihn doch nie beleidigt! — So entstand auch

bei ihnen Kälte und Widerwillen gegen dich; so entwickelte sich der unselige Keim gegenseitigen Hasses aus bloßen, oft ungegründeten Vorurtheilen, aus bloßen Mißverständnissen.

Lege deine Vorurtheile ab gegen Menschen, die dir zuwider sind; zeige ihnen, wie du gegen jeden Unbekannten verpflichtet bist, Freundlichkeit, Liebe; und wahrlich, du hast an ihnen keine Feinde mehr. Willst du geliebt sein: äussere du ein liebevolles Betragen zuvor; es wird dir nicht fehlen. Du wirst erfahren, daß deine Einbildungen oft bei weitem unglücklicher sind, als die Wirklichkeit werden kann.

Hast du dich in deinem Herzen und in deinem Betragen erst einmal mit allen denen verglichen, die dir verhaßt sind, ohne daß sie dich je im Ernst beleidigten: so werden dir nur noch wenige Feinde übrig bleiben, mit denen du dich auszugleichen hättest. Du wirst finden, daß du im Grunde gegen weit mehr Personen gehässige Gesinnungen nährtest, als Andere gegen dich hatten; daß du also tadelnswürdiger warst, als die meisten deiner eingebildeten Feinde. O wie Manchen, wider den dich deine vorurtheiligen Einbildungen verstimmten, hast du durch unbehutsame Aeusserungen gegen dich erbittert! Warst du immer behutsam genug, dein vorschnelles Urtheil über den Menschen stillschweigend zu bewahren?

Mustere jetzt noch die Reihe derer, die du ausser jenen für deine erklärten Feinde hältst, oder die es offenbar sind. Wenn sie dich hassen — o sie hassen, sie verachten dich nicht ohne Grund, und sollte dieser Grund zuletzt auch nur in ihrer Einbildung liegen, weil sie dich nicht genug kennen. Erinnere dich, wie es dir mit Andern erging, die du verkanntest und im Stillen hastest: so ergeht es nun auch Andern mit dir.

Es kränkt dich tief, wenn dich die Welt verkennt; es schmerzt dich, wenn deine Mitbürger, wenn auch gute Menschen dich für schlechter halten, als du bist; dir eine Denkart zutrauen, dir Fehler andichten, welche du nicht hast. Wohlan, wenn es dir weh thut, verkannt zu sein, gehe hin, zeige dich von deiner wahren Seite, zeige deine wirkliche Denkart. Gehe hin, forsche nach, was man wider dich habe; warum sich mancher Rechtschaffene von dir zurückzieht; warum ein Anderer, so oft es Gelegenheit gibt, wider dich spricht. Ruhe nicht, bis du den Grund des Widerwillens und der geheimen Feindschaft erfahren hast — dann zeige von Allem, was dir angedichtet worden, das Gegentheil. Daß man dich verkannte, ist ja zum Theil deine eigene Schuld! Deine eigene, weil du dir zu wenig Mühe gabst, dich erkennen zu lassen; deine eigene, weil du vielleicht zu wenig daraus machtest, wenn dein Betragen hin und wieder in der That zweideutig schien; deine eigene, weil du oft zu nachlässig, zu gleichgültig gegen das Urtheil dieses oder jenes Menschen warst, und dich dann mit den Worten tröstetest: „Ich thue recht und scheue Niemanden. Wer kann es allen Leuten recht machen?“ Oder: „Mögen die Menschen denken, was sie wollen, ich fürchte mich vor Keinem.“

Siehe, du verachtest die, welche dich Anfangs verkannten. Vielleicht waren es für dich nur geringe Personen, Leute ohne Gewicht und Werth, auf welche du nur wenig Rücksicht zu nehmen dich berechtigt glaubtest. Aber lerne es aus deinen, lerne es endlich aus tausend traurigen Erfahrungen Anderer: es gibt in der Welt keinen kleinen und geringschätzigen Feind! — Der dem Anschein nach unbedeutendste ist oft eben darum der furchtbarste. Er äusserte über dich an mehrern Orten seine irrige Meinung; Andere sprachen sie leichtsinnig nach, wie es leider nun die unglückliche Gewohnheit vieler Menschen ist; so verbreitete sich die ungünstige Vorstellung von deiner Denkart. So faßte sie auch Wurzel bei achtungswürdigen, rechtschaffenen Menschen, die dir keineswegs gleichgültig sind. Und obwohl diese dich nicht auf das bloße Geschwätz Anderer hin hassen, so sind sie doch zur Behutsamkeit gegen dich, zum Argwohn verführt. So entstand in ihrem Herzen Vorurtheil und Kälte, ward der Same des Widerwillens gegen dich in ihrer Brust ausgestreut.

Was du nun selbst verschuldet hast, wer soll es wieder gut machen? Wer kann es? Können es die, welche dich falsch beurtheilen? Aber du hast dich ihnen noch in keinem vortheilhaftern Licht zeigen wollen; du hast noch keine Gelegenheit gesucht, keine benutzt, daß sie dich besser kennen lernten. Du selbst also mußt den ersten Schritt thun, das wider dich herrschende Vorurtheil zu bekämpfen, die geheime, stille Feindschaft der Menschen gegen dich zu

zerstören und in Achtung und Liebe zu verwandeln.

Rotteſt du das Vorurtheil gegen manche dir mißfällige Perſonen aus deiner Bruſt; beſtreiteſt du durch unzweideutige Darlegung deiner Geſinnungen diejenigen Vorurtheile, durch welche Andere gegen dich eingenommen ſein können: ſo bleiben dir nur noch wenig wahre Feinde. Denn die meiſten der alltäglichen Feindſchaften entſpringen nur aus falſchen Einbildungen, die meiſten Streitigkeiten und Zwiſte aus Mißverſtändniſſen, über welche man ſich nicht erklärte.

Du klagſt über Feinde, und behaupteſt, doch Keinen derer, die dir übel wollen, wiſſentlich beleidigt zu haben. Du fühlſt es bei dir, daß du der Achtung guter Menſchen nicht ganz unwürdig ſeieſt. Du fühlſt dich rein von groben Ausſchweifungen, unbefudelt von ſchändlichen Handlungen, unentweiht von offenbaren, ſchreckenden Laſtern. Du biſt kein Ehebrecher, kein Trunkenbold, kein Betrüger, kein Verleumder, kein Verſchwender, kein Spieler! — Denn wärſt du Eins von dieſen, wie möchteſt du dich beklagen, daß man dich verabſcheue, verachte, da du dich ſelbſt des Abſcheues und der Verachtung würdig finden müßteſt?

Aber oft kann derjenige, welcher rein von groben Laſtern iſt, dennoch ſich durch gewiſſe Unarten und anſtößige Eigenheiten bei den Menſchen verhaßt machen; kann durch üble und mit den anſtändigen Sitten in Widerſpruch ſtehende Gewohnheiten lächerlich werden, welches im bürgerlichen Leben oft ſo gefährlich iſt, als die allgemeinſte Verachtung.

Du kennſt vielleicht an dir dergleichen Mängel; deine vertrauten Freunde und Bekannten haben dich vielleicht ſchon mehrmals auf dieſelben aufmerkſam gemacht, Warum legteſt du, und wäre es dir auch anfangs ſchwer angekommen, dieſe Unarten, dieſe anſtößigen Eigenheiten, dieſe lächerliche Art des Betragens nicht ab?

Wohl weiß unſere Eigenliebe Alles zu entſchuldigen und zu rechtfertigen! wohl ſprechen wir bei uns: „Ich thue durch dieſe meine Eigenheiten Niemandem weh; ich ſchade mit meinen Gewohnheitem keiner Seele. Warum verachtet man mich? Warum begegnet man mir mit Widerwillen? Haben nicht alle Menſchen ihre Schwächen und Unvollkommenheiten?“

Aber, lieber Chriſt, wenn du ſchon keinen Menſchen dadurch beleidigſt: ſo beleidigſt du doch vielleicht das in der Geſellſchaft geltende Gefühl des Wohlanſtändigen; du beleidigſt gewiſſe angenommene Begriffe von dem, was ſchicklich iſt; deine Abweichungen vom Gewöhnlichen ſcheinen eine Verachtung deſſen zu werden, was Andere für würdiger halten; dein Ton, dein Betragen, deine Art dich auszudrücken, veranlaßt zu falſchen Urtheilen über dich, weil du dir keine Mühe gibſt, einen dir nachtheiligen Schein zu vermeiden.

So kannſt du im Grunde deines Herzens es gut meinen, und dennoch theils gefürchtet, theils verachtet und vielen rechtſchaffenen Menſchen mißfällig ſein. Zwar deine Mängel ſind keine Verbrechen, keine Sünden; der Religionslehrer nennt ſie nicht von der Kanzel; das Geſetz des Landes verfällt ſie nicht in Strafe. Allein dieſe deine anſtößigen Eigenheiten ſind Vergehungen gegen gewiſſe zarte Pflichten, welche wir denen ſchuldig ſind, mit denen beiſammen zu leben uns Gott beſtimmt hatte.

Du willſt, als Chriſt, Friede halten mit allen Menſchen; wohlan, bahne den Weg zum Frieden, indem du, was ihnen an dir mißfällt, meideſt. Dadurch, daß du dich änderſt, um den Menſchen zu gefallen, wirſt du weder ſchlechter (denn ſie begehren keine Schlechtigkeit von dir), noch wirſt du ſittlich beſſer und tugendhafter, denn jene üble Eigenheiten haben vielleicht mit deinem Herzen keine Verwandtſchaft; du wirſt nur ſo, wie du ſein ſollſt, um Keinem anſtößig zu werden. Und du ſollſt alſo werden, damit du Liebe in vollem Maaſe von allen denen genieſſeſt, die mit dir in Verbindung ſtehen. Du ſollſt aber nach Frieden mit den Menſchen ſtreben, um dein Daſein ruhig und glückſelig zu genieſſen; dies kannſt du nicht, ohne die Achtung und das Vertrauen deines Nächſten. Ohne Vertrauen deines Nächſten biſt du nicht vermögend, ſo viel Gutes zu ſtiften, ſo nützlich zu ſein, als du könnteſt — du kannſt nicht Gottes Willen in vollem Maaſe erfüllen.

Und ſo kann auch das Unanſtändige und überhaupt dasjenige, was wider die eingeführten Gebräuche und Sitten des geſelligen Umgangs verſtößt, Sache der Religion ſein. Jeſu Religion gebietet: „Habet mit allen Menſchen Friede, ſo viel an euch iſt! (Röm.

12, 18.) So wird uns denn selbst der geringste Anlaß, durch welchen wir Vertrauen und Freundschaft gewinnen können, zur Pflicht; und jede, auch die kleinere Vernachlässigung zur Sünde. Oft gingen die größten Uebel aus kaum bemerkbaren Quellen hervor; und die bittersten, unseligsten Feindschaften entspannen sich durch falsche Urtheile, zu welchen das äussere Betragen der Menschen oft bei Kleinigkeiten den ersten Grund legte.

Ach, es ist den meisten Menschen viel leichter, sich grober Vergehungen zu enthalten, als gewissen angenommenen Arten, zu sein und zu handeln, zu entsagen. Ehrgefühl schreckt sie von jenen zurück, und falscher Ehrgeiz macht sie diesen getreu. Sie sind oft ganz stolz darauf, eben diese Fehler, dies, was jedem mißfällt, zu haben. Sie setzen einen Triumph darein, sich nicht leicht durch Jemand beschränken zu lassen. „Wie wir nun sind (sprechen sie), so müßt ihr uns nehmen!“ und die Thoren freuen sich, solchen Trotz beweisen zu können.

Mit diesem Trotz, mit dieser kindischen Eitelkeit und Laune verspielen sie oft die theuerste Freundschaft, die Achtung guter Menschen — oft ihr und ihrer Verwandten Lebensglück. Gewöhnlich verspottet und verlacht, oft von denen, welche ihnen vielleicht die meiste Ehrfurcht zollen sollten; noch allgemeiner mit Widerwillen bemerkt und zurückgesetzt von denen, die mit ihnen in keiner nahen Berührung stehen; ganz vermieden von den Meisten: gehen die bedauernswürdigen Sklaven ihrer Launen und Grillen ungeliebt dahin; unfähig, ihren nützlichen Wirkungskreis so sehr zu erweitern, als sie könnten; unfähig, so viel Glück und Freude zu schaffen, als sie sollten. Sie möchten, die Welt solle sich nach ihren Einbildungen und Launen und Eigenheiten fügen — wehe, wenn die Welt das Spielwerk der Thoren wäre! — Aber sie täuschen sich, und verderben zuletzt in ihrem Eigensinn. Nur zu spät klagen sie einst um das elend hingebrachte Leben; zu spät um den Mangel an wahrer Freundschaft auf Erden; zu spät über Verfolgung, Mißgunst und Verachtung, die sie von Menschen erfahren müssen, welche sie nicht beleidigt zu haben glaubten.

XVI.

Gebrochene Freundschaft.

Spr. Sal. 18, 19.

Lieblich ist, wenn Schwestern, Brüder
Friedlich bei einander sind,
Und wie eines Leibes Glieder
Einig und verträglich sind;
Einer zart den Andern ehrt,
Keins das Andere versehrt.

Ach, zu hören zu gehören,
Die sich liebevoll bemüh'n,
Keine Fröhlichkeit zu stören,
Enger Herz an Herz zu zieh'n,
Stets den Andern zu erfreu'n —
Dieser Pflicht will ich mich weih'n!

Kein Anblick ist trauriger, als eine Familie voll Zanks und Unfriedens! — Leider ist er gar nicht selten. Wir sehen zuweilen leibliche Brüder gegen einander so gleichgültig, so lieblos, ja so feindselig, als wenn sie nur darum unter einem Mutterherzen gelegen, nur darum von der gleichen Mutterbrust genähret worden wären, um sich in ihren Denkarten und Wünschen auf ewig zu trennen. Wir sehen zuweilen Schwester gegen Schwester so unfreundlich, gehässig, unversöhnlich und in fortwährender heimlicher Erbitterung leben, daß es auch den fremdesten Zuschauer erschreckt. Ja, es ist nur allzugewöhnlich, daß Blutsverwandte unter einander in weit weniger herzlichem Einverständnisse leben, als mit Fremden; und sich unter einander weit weniger Dienstgefälligkeiten leisten, als sie ganz unbekannten Personen leisten würden, wenn ein Anlaß dazu erschiene.

Fragt man sich nach dem Grund dieser Gleichgültigkeit oder dieses Hasses, so ist er selten erheblich. Man hat sich einander nur Kleinigkeiten vorzuwerfen, welche oft nicht der Mühe werth sind, erzählt zu werden; ja die man sich sogar zu erzählen schämt, weil man voraussieht, daß kein Mensch dieselben wichtig genug finden würde, als eine Ursache so tiefer Erbitterung zu gelten. Man begnügt sich daher im Allgemeinen, nur die unverträgliche Gemüthsart des Andern, seine Lieblosigkeit, Falschheit, Undankbarkeit oder Herzensschlechtigkeit anzuklagen.

Gar oft bemerkt man diesen tiefen, gegenseitigen Haß auch unter solchen Leuten, die vorher die vertrautesten Freunde waren. Sie, die ehemals beständig beisammen waren, sich alle ihre großen und kleinen Angelegenheiten, ihre Pläne, Aussichten und Wünsche wechselsweise mittheil-

ten, nicht ohne einander glücklich sein zu können schienen, eben diese sind nachher, wenn durch eine traurige Veranlassung die Freundschaft gebrochen ward, gegen einander auf die unbilligste Weise hart im Urtheil, ungerecht, kalt, boshaft, voll schneidender Verachtung. Es ist umsonst, sie zusammenzuführen, die Künste der Aussöhnung zu versuchen. Sie wollen von einander nichts mehr hören; es ist ihnen jetzt eben so viel werth, sich zu meiden, sich nie zu begegnen, nichts von einander zu wissen, als vormals ihre größte Freude war, einander aufzusuchen und zu finden, Herz in Herz auszuschütten, und, konnten sie nicht mit einander reden, doch wenigstens in der Abwesenheit von einander zu sprechen. Je feuriger die ehemalige Freundschaft, je heftiger die darauf folgende Feindschaft. Und mit Recht sagt der lebenserfahrne Salomo, voll Kenntniß des menschlichen Herzens: Ein verletzter Bruder ist härter zu gewinnen, als eine feste Stadt! Spr. Sal. 18, 19.

Wie soll ich mir diese betrübende Erscheinung erklären? Ach, sie hat wohl mancherlei tiefliegende Ursachen.

Zur Unliebe und Zwietracht unter Geschwistern mag wohl oft die falsche Erziehungsart von Seiten unverständiger Aeltern viel beitragen, wenn der Vater einem Kinde, die Mutter einem andern den Vorzug gibt, und dadurch gegenseitigen Neid erweckt, oder zu Neckereien reizt. Doch mehr noch kann die allzugroße Altersverschiedenheit unter Geschwistern Böses stiften, wenn die Erwachsenen sich eine gewisse Hoheit über die Jüngern anmaßen, und ihre Ueberlegenheit an Jahren, Kenntnissen und äusserlichen Verhältnissen auf unkluge, gebieterische, oder doch nicht genug schonungsvolle Weise fühlbar werden lassen. Die Jüngern mögen sich dies ungern belieben lassen. Sie sehen in den Erwachsenen keine Vorgesetzten, keine Aeltern, denen Ehrfurcht gebührt, sondern Personen, die mit ihnen gleiche Rechte haben. So ist meistens die Unvorsichtigkeit der Erwachsenen die erste Ursache zum Bruch des geschwisterlichen Friedens; aber die Jüngern pflegen zuerst in ihrem gereizten Ungestüm den Frieden zu brechen, weil sie keine Liebe empfanden und empfinden lernten. Zu diesen Umständen können sich dann noch alle diejenigen Veranlassungen von Feindschaft gesellen, die auch bei andern Personen eintreten, welche lange Zeit in engen Verhältnissen beisammen leben müssen, oder durch eigene Neigung solchen nahen Umgang wählten.

Denn ein jeder vertrauter Umgang, ja schon ein längeres Zusammenwohnen allein, bei welchem es gar nicht einmal auf Freundschaft abgesehen ist, bewegt zu Annäherungen der Gemüther. Man sieht sich täglich, und kann sich in seinen Ansichten der Dinge, in seinen Gemüthseigenthümlichkeiten, weniger vor einander, als gegen Fremde verbergen. Man kann nicht unterlassen, sich mancherlei Mittheilungen zu machen. Die Gewohnheit macht Eins dem Andern mehr oder weniger zum Bedürfniß. Dadurch entstehen täglich neue Berührungspunkte, und die Menge derselben schließt enger die Bande der Vertraulichkeit. Aber eben diese vielen Berührungspunkte sind auch eben so viele verwundbare Stellen des Herzens, welche man einem Fremden nicht so leicht bloßstellt. Kränkungen, die uns hier widerfahren, schmerzen empfindlicher und vielfacher. Daher kann uns kein Fremder so tief beleidigen, als der Freund oder die Freundin; auch nie so leicht, weil dazu die Mannigfaltigkeit des Stoffes fehlt. Ist nun aber einmal die Kränkung vollbracht, so ist die gegenseitige Abneigung dann um so viel größer, als die Menge der ehemaligen Berührungspunkte zahlreicher war. Je offener, je argloser, je liebender man sich dem Andern hingab, je unverzeihlicher scheint der kleinste Verrath an unserm Herzen zu sein. Man hält sich für den ganz betrogenen Theil; Alles für Heuchelei, was der Andere that; findet sein Betragen unbegreiflich; seine Verstellungskunst teuflisch, und faßt ein Mißtrauen gegen die gesammte menschliche Natur.

Selten haben wir ein so treues Gedächtniß für die Gefälligkeiten und Freundschaftsbeweise, die wir von Andern erhielten, als die wir ihnen gaben. Was uns Andere Liebes thun, scheint uns geringfügig gegen das, was wir ihnen leisten oder gern leisten möchten. Denn wir kennen nicht die Empfindungen, welche sie dabei haben mochten, sondern nur die, welche wir hatten, und kaum so herzlich gegen sie äussern konnten, als wir oft gern gethan hätten. Darum ist nach jeder gebrochenen Freundschaft

die Klage der Getrennten immer am lautesten über Undank und schändliche Vergeltung aller Liebe. Aber die Wunden, welche der wirkliche oder vermeinte Undank schlägt, sind allezeit die brennendsten.

Selbst die Menge von Erinerungen des genossenen Glücks im ehemaligen freundlichen Umgang verbittern das Andenken an die Zeiten der Freundschaft. Es scheint Alles nur eine ungeheure Täuschung, und uns damit ein edler Traum unsers Lebens geraubt zu sein. Diese Erinnerungen ekeln uns an, wie Leichname falscher Freuden. Wir möchten die ganze Vergangenheit aus unserm Gedächtnisse hinwegwischen, wenn wir es könnten, denn Alles darin mahnt uns an die schwärzesten der menschlichen Laster, an Verrath, Heuchelei, Treulosigkeit und Undankbarkeit.

Kann alles dies nach gebrochener Freundschaft schon die Gemüther wider einander unversöhnlich erbittern, so vergrößert nicht selten auch den gegenseitigen Haß noch die gegenseitige Furcht. Man bereut, allzuleichtgläubig und allzuoffenherzig gewesen zu sein, sich allzuviel vergeben, allzuviel von seinem Innersten offenbart, sich dem Andern allzusehr hingeliefert zu haben. Man sieht seine geheimsten Angelegenheiten, Urtheile, Ansichten, vielleicht seine Ehre, sein ganzes Glück, in der Gewalt derjenigen Person, welche von allen Sterblichen unter der Sonne die allerunwertheste und gefährlichste zu sein scheint. Wie mag da so leicht Versöhnung statt finden? Wie kann man da so leicht das verlorne Vertrauen wieder finden? Wahrlich, *ein verlorner Bruder ist härter wieder zu gewinnen, als eine feste Stadt!* — Je aufrichtiger und je zärtlicher man liebte, je blutiger ist der Schmerz des sich verrathen oder betrogen glaubenden Herzens.

Es muß guten und gefühlvollen Menschen, es muß wahrhaft christlichen Gemüthern beinahe noch mehr daran liegen, *wie sie einen Bruch der Freundschaft verhüten*, als wie sie ihn verbessern. Es muß am meisten demjenigen daran liegen, der wirklich noch der Wonne eines vertraulichen Umgangs mit einer ihm theuern Person genießt, und durch solchen Freundschaftsbruch den angenehmsten Genuß seines Lebens einbüßen würde, daß er die Störung seiner gegenwärtigen Glückseligkeit verhüte.

Wohl denkt Jeder: dies ist schwer — allein die Liebe ist leichtgläubig und vertrauensvoll, sonst wäre sie nicht Liebe. Unzählige erfuhren dieses Unglück, weil sie es nicht glaubten, weil sie sich für weiser und stärker hielten, als sie waren; weil sie wähnten, sich und ihren Freund oder ihre Freundin auf das Beste zu kennen; weil sie sich für allzufest geliebt meinten, als daß jemals eine Trennung solcher Herzen, eine eintretende Kälte, oder gar ein unerbittlicher Haß möglich wäre.

Vorsicht ist zu allen Dingen nütze. Auch hier. Zeit, Gelegenheiten, Erfahrungen und manche unvorhergesehene Ereignisse änderten schon manchen Sinn, und gewöhnlich hat unter getrennten Freunden Einer so viel zur Zerstörung der schönen Verhältnisse gewirkt, als der Andere.

Vorsicht ist zu allen Dingen nütze; du bedarfst der Vorsicht vielleicht weniger wegen der Gemüthsart deines Freundes, als wegen deiner *eigenen*. Sei auf deiner Hut gegen dich selbst; nicht so sehr gegen ihn, den du kennst, den du vielleicht schon geprüft und bewährt gefunden hast. In vielen Stücken lernt man Andere weit bälder kennen, als sich selbst.

Willst du die Freundschaft deines Freundes mit Sicherheit und unverletzt bewahren, so wirst du dies nicht so sehr bloß durch die Innigkeit oder gar Leidenschaftlichkeit deiner Zuneigung vermögen, als dadurch, *daß du ihm durch deine Handlungsweise gegen ihn und Andere, durch deine Tugend, durch fortschreitende Veredelung, eine steigende Hochachtung und Liebe einflößest*. Leidenschaftliche Zärtlichkeit kann zuweilen zudringlich und lästig werden; eine tugendhafte Gesinnung und Handlungsart erregen aber wachsenden Beifall. Je mehr Achtung du bei andern Menschen durch dein Betragen erwirbst, je stolzer wird dein Freund auf die Freundschaft mit dir, je unverbrüchlicher wird diese sein. Rotte also jeden der dir anhängenden Fehler aus; zeige keine Schwächen; erscheine, einsam oder in Gesellschaften, im Gespräch oder in der That, durch Tugenden jeder Gattung liebenswürdiger, und du wirst immer treuer geliebt werden. Dieses Erscheinen sei aber keine Heuchelei, sondern Wahrheit. Das Auge des Freundes durchsieht dich früher, als du es ahnest. Heu-

chelei ist ein Selbstmord der Freundschaft. — Auch aus Liebe zu deinem Freunde, auch aufgemuntert von ihm, gestatte dir keine Schwäche, keinen Fehltritt, selbst wenn eine eigene Versuchung dazu schon in dir wach wäre. Denn du hast, indem du deiner unwürdig vor ihm stehst, sogar wenn diese Unwürdigkeit nur Erfüllung seiner eigenen Wünsche wäre, Verzicht auf seine wahre Hochschätzung gethan. Er wird dich bald weniger lieben müssen, weil er dich nicht mehr ehren kann, wie sonst, und weil dir nun das gebricht, wodurch du allein ihm theuer werden konntest.

Verzeihe dir keinen Fehltritt; desto williger sei, deinem Freunde Fehler und Schwachheiten zu verzeihen. Deiner Tugendhaftigkeit Beispiel wird ihn von denselben reinigen. Er wird, dich bewundernd, dich hochachtend, nicht das Gefühl ertragen können, deiner unwürdig zu sein. Verzeihe ihm Fehler und Schwächen, aber ohne denselben Beifall zuzulächeln. Dein Lächeln würde ihn in dem Unedeln bestärken, und dich selbst in seinen Augen erniedrigen, als krankte dein Herz an den gleichen Mängeln. Er wird dich bald geringschätziger ansehen. Verzeihe ihm Fehler und Schwächen, aber nicht in der Absicht, dafür Vergeltungsrecht zu üben, und von ihm desto größere Nachsicht deiner Mängel zu fordern. Denn Jeder hält sich gern seine Unvollkommenheiten zu gut; dagegen widerstehen ihm doch die eines Andern, und was man sich selbst oft vergibt (die Eigenliebe bringt immerdar eine Rechtfertigung an), entschuldigt man ungern, wenn es Andere thun.

Es ist nicht genug, anstößige Fehler oder offenbare Vergehungen zu meiden, wodurch wir die Achtung gegen uns mindern, sondern wir müssen auch in kleinen Nebendingen die Hochschätzung und Freundschaft dessen zu fesseln wissen, der uns lieb ist. Eine geringe Unanständigkeit, ein Mangel zuvorkommender Aufmerksamkeit, an sich unwichtige Nachlässigkeiten, welche wir uns gegen eine uns werthe Person erlauben, nicht geziemende Freiheiten, die wir uns herausnehmen, haben weit öfter den Bruch einer Freundschaft bewirkt, als wirkliches schweres Verschulden. Denn vor diesem pflegt man sich gewöhnlich sorgfältiger in Acht zu nehmen, hingegen glaubt man im Umgang mit vertrauten Personen, wie man sich oft auszudrücken pflegt, nicht so viel Umstände machen zu dürfen, als mit andern. Allein wir bedenken dann nicht, daß tausend kleine Verbindlichkeiten, ein gefälliges Betragen, ein zuvorkommendes Wesen, dem Freunde nicht minder angenehm, als dem Fremden sind, daß wir den Freund vielleicht eben dadurch zuerst gewannen; daß das Vernachlässigen derselben schon eine Vernachlässigung der Freundschaft selbst ist. Nein, behandle mit Herz und Gemüth deinen Vertrauten wie dein anderes Ich: aber in deinem Aeusserlichen wie einen liebenswürdigen Fremden, dessen Gunst du erst gewinnen möchtest. Darum sind der unglücklichen Ehen, wie der gebrochenen Freundschaften, so viele, weil die Menschen nach Erreichung des Ziels vergaßen, daß man, um ein Glück zu behalten, dieselben Mittel anwenden müsse, deren man nöthig hatte, es zu erwerben. Daher die vervielfältigten Klagen über einander: ich habe mich in ihm getäuscht; seine Liebenswürdigkeit ist nur Verstellung; er ist ein ganz anderer Mensch, wenn man ihn näher kennen lernt. Die Klagen sind zum Theil gegründet, sobald der, welcher lange strebte, dem Andern zu gefallen, aufhören will, durch das zu gefallen, wodurch er gefiel.

Oft aber sind es auch nur unglückliche Mißverständnisse, welche den Bruch der Freundschaft befördern. Es können zwei Menschen gleich gut, gleich liebenswürdig, und in ihren Eigenheiten ganz für einander geschaffen sein; aber aus Mangel an offenherziger Erklärung über das, was vielleicht kränkte, aus unzeitigem Zartgefühl, aus übel angebrachtem Stolz oder kleinem Trotz, ging nicht selten ein ganzes, schönes Lebensglück verloren. Wir müssen weder fordern, daß unser Freund allwissend sei, noch von uns selbst in der Meinung stehen, daß wir immer die Wahrheit erblicken, und die Worte und Handlungen des Andern richtig auslegen. Es können zuweilen Umstände sich an einander reihen, die in der That verursachen, daß der Freund allen Schein wider sich hat, oder wir ihn gegen uns haben. Unser Glück ist unwiederbringlich dahin, wenn wir einen Augenblick lang den Verdacht nähren. Wir müssen das, was uns betrübt, näher untersuchen; wir müssen nicht fremden Augen, nicht fremden

Berichten, selbst nicht dem trauen, was wir selbst gesehen und gehört haben: sondern die Ursache unserer Unruhe frei dem Freunde offenbaren, und Offenbarung und Aufschluß seines Betragens von ihm erwarten. Versäumen wir es, so ist unsere Liebe selbst weder mehr so stark, noch so rein, als sie sein sollte. Der Argwohn, sobald er einmal festhält, kann dann nicht mehr verschwinden; er stellt uns nun Alles in verrätherischem Lichte dar; macht die einfachsten Worte und Handlungen des Andern zweideutig, und flößt Erbitterung und Kälte gegen das vielleicht getreueste Herz ein.

Zerrissene Freundschaft ist zerrissenes Leben. Wer einen Freund gewonnen, halte ihn mit zärtlicher Sorgfalt; denn einen zweiten findet er so leicht nicht wieder, der ihm das werde, was jener ist. Und du, der du, was du liebtest, verloren hast, und dich sehnst, das entfremdete Herz wieder zu finden, folge deinem Triebe. Wer wahrhaft geliebt hat, vergißt nicht sogleich. Auch vielleicht dein ehemaliger Freund empfindet und verbirgt jetzt den gleichen Schmerz um dich, den du um ihn leidest. Aber dein Stolz, dies nicht zu bekennen, zwingt ihn zum Gegenstolz. Niemand will sich da demüthigen, wo er Achtung zu ärnten wünscht; Keiner will durch Nachgiebigkeit seine gerechte Sache verdächtigen, und den Stolz der Unschuld aufopfern. — So bleibet ihr geschieden, die ihr doch sehnsuchtvoll in euern Gedanken und Träumen für einander lebt. Vielleicht löset erst zu spät ein Zufall das Räthsel, was den Argwohn erzeugte, und klärt das Mißverständniß auf, welches zwei gute Herzen von einander riß.

Höre, auch getrennt von dem dir einst theuern Freund, nicht auf, ihn zu lieben. Sei auch abwesend um ihn besorgt, rede von ihm mit jener Wärme, die er dir einst durch seine Tugend und Liebenswürdigkeit einflößte; vertheidige ihn, auch wenn du Unrecht von ihm erlitten, gegen seine Widersacher, entschuldige ihn, wo er fehlte, und zeige sein Gutes denen, die es nicht kennen; hilf ihm im Stillen unbemerkt, wie ein liebender Schutzengel, — und, es mögen Monden, es mögen Jahre verschwinden, einst liegt er weinend, liebend, versöhnt wieder an deiner Brust. Die Treue deiner Freundschaft wird ihn von der Wahrheit und Erhabenheit derselben überzeugen; es wird sich seine Liebe wieder im Augenblick deiner Tugend verjüngen, und der Gedanke an die vormalige Trennung nur seine Zärtlichkeit für die Zukunft erhöhen.

Tritt zu ihm, liebend, offen, ein Erinnerer aus der schönen Vergangenheit; enthülle dein Betragen; bekenne freundlich, wo du irrtest; fordere gleiche Erklärung von ihm; jeder Verdacht werde entwurzelt, jeder Mißverstand gehoben. Du darfst wieder sprechen: ich habe einen Freund, einen Bruder, eine Schwester!

Wer liebt und treu lieben kann, der ist noch kein ganz verdorbener Mensch; er ist aller Vollkommenheiten fähig; er ist auf dem Wege, sie zu erringen. Wer aber geliebt wird, und sich anhaltend seinen Freunden liebenswürdig zu machen weiß, gibt damit den unzweifelhaftesten Beweis von der Vortrefflichkeit seines Gemüths. Frage dich dann selber: wen liebst du und wie liebst du? Prüfe: von wie Vielen wirst du geschätzt? von welchen Personen wirst du geliebt, und mit welcher Treue? — so kannst du dir eine Vorstellung von deinem eigenen Werthe machen. Zwar nicht mit allen Menschen kannst du in vertraulichen, engen Verbindungen leben; wohl aber allen Guten doch den Wunsch einflößen, mit dir in solchen zu sein. Dem Bösen gefällt Niemand, als er sich selbst. Er ist nur sein eigener Freund, und macht Andere nur zu Werkzeugen seiner Absichten und vorübergehenden Begierden.

Ja, Schöpfer des himmlischen Gefühls der Freundschaft, welches in meinem Herzen lodert, auch ich will mich prüfen, und meinen Werth in der Zahl und in dem Werthe derjenigen Personen erkennen, deren Zuneigung ich genieße. O, mein Gewissen sagt mir es schon voraus, ich bin nicht so allgemein geachtet und geliebt, als ich könnte und sein sollte! Und wer nicht geliebt wird, hat nur sich selber anzuklagen, daß er durch Vollkommenheit und Seelengüte nicht liebenswürdig zu sein weiß. — Nur durch das Wohlgefallen aller guten Menschen an mir bin ich Deines Wohlgefallens, o Gott, gewisser. Wie selig könnte ich doch sein! Wie wenig bin ich es! O, daß ich es würde! Amen.

XVII.

Die Klippen der Freundschaft.

1 Kor. 13, 4 — 8.

Zwar gebietet uns die Religion, zwar gebietet uns unser Herz Liebe zu jedem der mit uns auf Erden lebenden Sterblichen, mit denen wir in irgend eine Verbindung kommen. Die Aeusserungen dieser Menschenliebe bestehen darin, daß wir Keinen hassen, sondern mit freundlichem Gemüthe das Beste und den Nutzen jedes Einzelnen befördern, so viel in unsern Kräften steht. — Aber dies alles hindert uns nicht, daß wir nicht auch gewisse Menschen finden, denen wir mit einer besonders zärtlichen Zuneigung ergeben sind; für die unser Herz lebhafter schlägt; für die zu leben, oder denen eine Freude zu machen, uns selbst die höchste und innigste aller Freuden ist. Wo ist der Mensch, welcher noch nie das stille Entzücken der Freundschaft, die Seligkeit empfunden hat, zu lieben und geliebt zu werden?

Ich denke hier nicht an jene Freundschaft, welche zwischen Aeltern und Kindern, zwischen gutartigen Geschwistern, zwischen Personen beiderlei Geschlechts, oder zwischen Ehegatten statt findet; sondern an die Freundschaft, welche Personen von gleichem Geschlecht und Alter nach freier Wahl mit einander stiften. So ist die Freundschaft Davids und Jonathans im Alterthum berühmt geworden. So hatte Jesus selbst eine zärtlichere Zuneigung für den Jünger Johannes, den er noch vom Kreuze herab wie sein anderes Selbst betrachtete.

Einen Vertrauten zu haben in allen Lagen des Lebens, ist ein Bedürfniß zartfühlender Herzen. Wer ohne Freund ist, geht wie ein Fremdling über die Erde, der Niemandem gehört. Sogar Kinder in ihren unschuldigen Spielen, ehe sie sich selbst noch Rechenschaft von ihren Gefühlen geben können, hegen schon die Gefühle der Freundschaft. Eine unbekannte, sanfte Gewalt zieht sie zusammen. Einem geben sie vor allen Andern den Vorzug. Mit einem vor allen Andern theilen sie am liebsten ihre kleinen Geschenke, ihre frohen Stunden. Einem vor allen Andern weinen sie am lautesten nach, wenn sie von ihm getrennt werden.

Der Bund der Freundschaft, in welchem sich schöne Seelen auf Erden vereinigen, ist die Krone ihres Lebens, ist eine von den Seligkeiten, welche der Sterbliche mit dem Engel theilt. Er hat nichts gemein mit mit jener bloßen vertraulichen Bekanntschaft, in welcher wir oft den schon mit dem Namen eines Freundes zu bezeichnen pflegen, mit dem wir einigen Umgang haben, oder von dem uns einige Gefälligkeiten erzeigt sind.

Aber keine Klage hört man wohl alltäglicher werden, als die Klage über Seltenheit wahrer Freundschaft. „Wo soll ich den Freund finden?“ spricht Mancher: „Ich glaubte schon oft ihn gefunden zu haben, und ward eben so oft bitterlich getäuscht. Wo ich Töne der aufrichtigsten Liebe zu hören wähnte, waren es nur die schmeichelhaften Ausdrücke der Höflichkeit. Wo ich ein unbefangenes Herz suchte, entdeckte ich zuletzt nur gemeinen Eigennutz. Wo ich ewige Treue erwartete, begegnete mir nur Leichtsinn, und ich ward vergessen, sobald ein Anderer Lust bezeigte, mich zu verdrängen. Diesen rissen neue Bekanntschaften von mir; Jenem erkaltete das Herz, als er in glänzendere Umstände kam, denn ich.“

Leider! sind diese und ähnliche Klagen nicht nur häufig, sondern auch oft nur allzusehr gegründet. Wer mag das Herz der Sterblichen immer bis auf sein Innerstes erforschen? Wer kann Bürge sein für des Menschen veränderlichen Sinn? — Wenn nach einer Reihe von Jahren uns Freunde kälter begegnen, die ehemals schworen, nur mit uns und für uns zu leben und zu sterben — ach, laßt uns doch immer geneigt sein, es ihnen zu verzeihen, wenn sie nicht mehr sind, wie sie vormals waren, wie sie wohl sein sollten! — Jahre ändern die Beschaffenheit des Leibes und mit ihr wohl auch die Lebhaftigkeit des Gemüths. Andere Verhältnisse, ausserordentliche Schicksale, neue Umgebungen, schmerzliche Erfahrungen, Unglücksfälle, die den Muth beugen, Sorgen, die unsere Lebensfreuden verzehren, können so Vieles anders machen.

Warum wollen wir auf unsere ehemaligen, nun gleichgültig gegen uns gewordenen Freunde Vorwürfe häufen? Warum wollen wir ihnen, weil sie uns nicht mehr mit dem Feuer, mit der rührenden Zärtlichkeit lieben, wie sonst, ein gutes Herz absprechen? — Denken wir doch nur an uns selbst: haben wir anders gethan, als sie?

Hast du nicht manchen Freund deiner Jugend, an dem du ehemals mit voller Seele hingst, vergessen? Würdest du, wenn er jetzt zu dir käme, ihn noch so lieben können, wie damals, da ihr noch gleiches Schicksal, gleiche Freuden und Leiden mit einander theiltet? — Erinnere dich nur, Mancher und Manche, mit dem oder mit der du in schönern Stunden der Vergangenheit den Bruder- und Schwesterbund geschlossen hast — sind sie dir jetzt noch so lieb und werth, wie vormals? Könntest du sie, nun das Schicksal mit dir und ihnen so manches anders verfügt hat, noch mit der vormaligen Innigkeit lieben? Wie sehr hat sich seitdem dein und ihr Geschmack, dein und ihr Beruf, dein und ihr Karakter, deine und ihre Neigung verändert! Vielleicht ist dein Herz, vielleicht auch das ihrige nicht schlechter geworden — und doch passet ihr nicht mehr für einander, denn eure Meinungen, eure Temperamente, eure Ansichten der Welt sind nicht mehr die vorigen.

Freilich, solche Erfahrungen von zerrissener Freundschaft sind schmerzlich; aber sie sind unausweichlich. Sie sind im Rosengarten des Lebens die Dornen, von denen wir unsere Einsicht, unsere Weltklugheit, aber auch unsere Seelenstärke gewinnen.

Eben darum, weil Bande so selten sind, welche, einmal geknüpft, unzerrissen bleiben, eben darum ist treue Freundschaft eins der schönsten und bewundernswürdigsten Güter des Lebens: eben darum ist eine Liebe gleichgeschaffener Seelen, die bis ans Grab hinaus lebt, die kein Schicksal, kein Tod ändern kann, das höchste Gut gefühlvoller Menschen, und ein Gegenstand der Ehrfurcht für Alle, die sie kennen.

Aber, verbergen wir es uns nicht, sehr oft sind wir selbst daran Schuld, daß der Bund der Freundschaft von keiner langen Dauer ist: sehr oft sind wir selbst daran Schuld, daß wir keine wahren Freunde finden.

Mancher von einer allzulebhaften Gemüthsart machte sich von der Freundschaft, von ihrem Glück und von ihren Pflichten allzuschwärmerische Vorstellungen. Er lebte zu sehr in seinen Empfindungen, und forderte von dem Freunde eine gleich anhaltende Begeisterung, die ihm bei seiner Art zu denken und zu leben nicht möglich war. So ward man endlich geneigt, das für Kälte zu halten, was nur Ruhe war, und über Gleichgültigkeit zu klagen, wo nur Mangel des Ausdrucks der Schwärmerei und nüchterne Besonnenheit statt fand. So endete schon mehr als eine Freundschaft, die rasch, oft mit Entzücken geschlossen ward, nach weniger Zeit, weil die Aufwallungen eines Augenblicks keine Sache des ganzen Lebens sein konnten. — Diese schwärmerischen Vorstellungen von der Freundschaft, welche um des Freundes willen Alles vergessen, Alles aufopfern soll, sind besonders jungen Leuten eigen, welche, ohne Erfahrung von der kalten Wirklichkeit des Lebens, nur in ihren schönern Träumen wohnen. Sie begehren stolz genug, daß sich eine ganze Welt für sie verwandeln soll; sie denken nicht bescheiden genug, daß sie sich der Welt, wie sie nun ist, angemessen stimmen sollen.

Eine andere Klippe der Freundschaft ist nicht selten die unüberlegte Wahl des Freundes. Wie werden doch auch die meisten Freundschaften geschlossen! Gewöhnlich ohne lange Prüfung, nach dem ersten vortheilhaften Eindruck des Augenblicks. Man liebt, weil uns irgend eine glänzende Eigenschaft des neuen Freundes bezaubert hat, ohne uns darum zu bekümmern, welche Fehler er besitze, welche üble Gemüthsbewegungen, die er nicht zur Schau trägt, und gern vor sich verheimlichen möchte. — Aber bei längerm Umgange verräth sich auch das Mangelhafte in der Denkart und Handlungsweise — dann bedauern wir ihn und uns, und die Flamme der Freundschaft erlöscht oft eben so plötzlich, als sie auflohderte.

Freundschaft, wenn sie dauerhaft gegründet werden soll, muß auf einer gewissen Gleichheit der Gemüthsanlagen, der Ansichten, Wünsche und Zwecke, sogar des Alters und Standes beruhen. Sie muß nichts sein, als eine gegenseitige Hochachtung und Bewunderung der Vollkommenheiten und liebenswürdigen Eigenschaften. Wo diese gegenseitige Hochachtung nicht von selbst eintritt, wo sie erst erkünstelt werden muß, wo sie ganz wegfällt, da ist keine Freundschaft, sondern irgend ein Eigennutz, oder eine Selbsttäuschung, welche schnell genug verfliegen wird.

Durchmustere nun die Reihe derjenigen, welche ehemals deine Freunde gewesen sind; blicke auf diejenigen, welche es gegenwärtig sind, oder welche du dafür hältst, und du wirst schon jetzt, wenn dich deine Gefühle nicht überraschen, einsehen, warum manche

ehemalige Freundschaft nicht auf lange Zeit bestehen konnte, und warum noch manche gegenwärtige Freundschaft früher oder später aufhören, oder zuletzt nur in eine bloße freundliche Bekanntschaft übergehen wird.

Du kannst nicht in das Herz deiner gewesenen und deiner jetzigen Freunde sehen. Gott, der Allwisser, kann es allein. — Aber wirf nur einen Blick in die Tiefen deines eigenen Gemüthes. Frage dich: warum schlossest du so manche Freundschaft? Handeltest du auch dabei mit kalter Erwägung aller Umstände? oder überliessest du dich nur bloß dem lebhaften Eindruck angenehmer Gefühle? Geschah dies, wohlan, so verdienst du durch deine Gefühle für deinen ehemaligen Leichtsinn gestraft zu werden, um weiser zu sein.

Hast du, als du Freundschaft schlossest, an die Ungleichheit deines Alters gedacht, welches zwischen dir und einem Andern statt fand? Hast du erwogen, ob sein Stand und Beruf ihn nicht ganz von dir trennen, und seinem Geiste, seinen Anlagen, seinen Empfindungen eine ganz andere Richtung geben müßten, als die deinigen haben?

Gehe in dich zurück, und frage dich: waren die Beweggründe, aus welchen du manche Freundschaft geschlossen hast, wohl immer die reinsten, die bei solch einem heiligen Bunde hätten obwalten sollen? War es nicht zuweilen bloß die Annehmlichkeit der Gestalt oder der Gesichtszüge, die dein Herz gewannen, ohne daß du weiter auf die Denkart oder äussere Verhältnisse dessen achtetest, mit dem du Freundschaft schlossest? Oder lag bei dir nicht ein dunkeles Gefühl des Ehrgeizes zum Grunde, das dich an Diesen oder Jenen zog, weil es dir damals schmeichelhaft schien, sein Freund zu heißen? Oder leitete deine Wahl nicht irgend ein geheimer Eigennutz, den du, ohne eben bestimmt darauf zu zählen, doch im Fall der Noth durch den vermeinten Freund vielleicht befriedigen zu können hofftest?

O, wer kennt die vielen dunkeln Stellen des menschlichen Herzens alle! wer die feinen Täuschungen alle, mit denen wir thöricht genug sind, uns selbst zu unserm Schaden zu hintergehen!

Eine andere nicht geringere Klippe der Freundschaft ist, daß der Mensch so selten geneigt ist, einem Freunde etwas zu verzeihen, aber sich selbst gern Alles zu gut gehalten wissen will. Wir begehren, daß unser Freund gut, edel, fehlerlos sei, daß er manche anstößige Eigenschaften ablege. Aber bei diesem Zartgefühl gegen fremde Schwächen fällt es uns nicht bei, daß wir selbst unsere Unvollkommenheiten ablegen, durch welche die Hochachtung des Freundes nothwendig geringer werden muß. Ach, es ist nur zu wahr, der Mensch liebt oft seine Fehler mehr, als seine Freunde, und bleibt jenen viel treuer, als diesen. Er will, wenn es sein muß, lieber den Bruder verlieren, als den Flecken seiner Seele.

Wenn nun aber der Freund wegen deiner Unvollkommenheiten endlich seine Hochachtung vermindert fühlt: wie kannst du wärmere Freundschaft von ihm fordern? Wenn nun endlich der Eindruck deiner Vorzüge, die den Freund die Anfangs gewonnen haben, durch den Eindruck deiner Fehler vermindert wird: wessen ist die Schuld, wenn die Bande der Freundschaft endlich mürbe werden? Lag es nicht an dir, die Zärtlichkeit des Freundes zu erhöhen, indem du deine Tugenden vermehrtest, die dich ihm und Allen liebenswürdiger machen konnten?

Hast du einen Freund, der dir über Alles lieb ist, willst du seine Liebe ewig fesseln — fessele durch neue Vollkommenheiten deines Karakters seine Hochachtung. Du kennst deine Laster, deine Fehler, deine Schwächen; du kennst sie gewiß, weil du sie dem gern verheimlichst, dessen Achtung du gewinnen möchtest. Wohlan, verheimliche sie nicht länger; spiele gegen den Freund nicht mehr eine künstliche Rolle; früher oder später reißt dir doch ein Zufall die Larve ab, und du würdest dann, und mit Recht, ein Gegenstand der Verachtung dessen werden, der dich vorher zu hoch geschätzt hat. Verheimliche sie nicht länger, sondern lege sie gänzlich von dir ab, es koste dir auch noch so viel Aufmerksamkeit, noch so viel Ueberwindung und Mühe! Siehe, dann erst hat die Freundschaft ihr herrlichstes Licht erreicht, ihr bestes Werk in dir vollbracht. Sie hat dich geheiligt, veredelt! Freundschaft und Religion umarmen sich über dir; der lohnende Himmel lächelt dich an, und Gott segnet den Bund der Seelen, der für die Ewigkeit geschlossen ist, weil er auf das gegründet worden, das ewig gilt und währet.

Wieder eine Klippe, an welcher schon manche Freundschaft gescheitert, ist der Mangel wahren, reinen Zartge-

fühls derer unter einander, welche sich Freunde nennen. Es gibt Menschen, welche glauben, sie dürfen sich gegen einen Freund schon mehr erlauben, als gegen einen Fremden; sie dürfen von einem Freunde schon mehr Aufmerksamkeit fordern, oder mehr Nachsicht, als von einem Andern. Statt vertraulich zu sein, werden sie überlästig, eigensinnig.

Allein eben dergleichen Leute sind in ihren Forderungen gegen den Freund desto unbescheidener und unmäßiger. Er soll ihnen Alles leisten; er soll ihnen Alles nachsehen; er soll sie mit allen ihren Unarten lieben, weil er ihr Freund ist, das heißt, sie fordern Freundschaft, ohne Lust zu haben, Freundschaft zu geben; sie fordern Freundschaft, indem sie dieselbe stören.

Nicht gegen den Fremden, nein, gegen den Freund und Vertrauten müssen wir die größte Aufmerksamkeit beweisen; nicht den Fremden, nein, den Freund, von welchem wir geliebt sein wollen, müssen wir mit der zartesten Schonung behandeln. Denn am Ende kann es ziemlich einerlei sein, ob der Fremde gegen uns gleichgültig bleibt, oder nicht; oder durch Unachtsamkeit und Vernachlässigung gewisser zarter Verhältnisse gehen wir in die Gefahr, Zuneigung und Hochachtung eines Geliebten einzubüßen.

Personen aber, welche sich gegen Freunde Alles erlauben, Alles verzeihen wollen, sind gewöhnlich nur eigennützig, sich selbst verzärtelnd; sie lieben bloß aus Eitelkeit, aus Gefallsucht; das heißt, sie lieben nicht Andere, sondern wollen nur geliebt sein. — Sie sind viel fähiger, Freundschaften zu gewinnen, als sie zu bewahren. Sie werden immer bald wieder zurückgestoßen in den Schlamm ihrer kleinlichen Selbstsucht, sobald man sie näher kennt. Sie werden zuletzt des beständigen Wechsels gewohnt; sie sind zuletzt keiner wahren, dauerhaften Freundschaft mehr fähig; sie buhlen gleichsam um die Liebe Aller, und empfangen eben so wenig Freundschaft, als sie gewähren.

Gleichheit der Herzen, der Zwecke, der Tugenden ist die eiserne Grundfeste der Freundschaft; aber auch Gleichheit aller gegenseitigen Verhältnisse der sich liebenden Personen. Kein Freund muß dem andern in Lebensverhältnissen untergeordnet, keiner von dem andern abhängig sein; keiner muß der Wohlthäter oder Unterstützer des andern sein. Fordere von deinem Freunde Herz, Liebe, Rath und Treue; aber vom Fremden borge Geld. Sobald du deine Abhängigkeit vom Freunde fühlst, ist das alte, schöne Gleichgewicht unterbrochen. Deine Freundschaft wird dir selbst als Eigennutz erscheinen, und du kannst den nicht mehr mit brüderlicher Gleichheit lieben, in dem du einen Wohlthäter zu verehren hast.

Fähig sollst du sein, dem Freunde Geld, Gut, Leben — Alles zu opfern; fähig soll seine Freundschaft zu dem gleichen Opfer auch für dich sein. Aber nur im großen, furchtbaren Nothfalle sei es dargebracht, und dann mit heldenmüthiger, mit himmlischer Freude. — Aber dieses Ersparniß des Besten für den großen Augenblick der Nothwendigkeit werde im Geschäfte der Freundschaft kein alltägliches Gewerbe! Es entadelt die Freundschaft und macht ihre Reinheit trübe. Es leitet zu Mißhelligkeiten über geringfügige Sachen, und läßt zwischen den heiligsten Empfindungen die widerliche Sprache des Eigennutzes tönen. — Wie manche Freundschaft brach, welche diese Klippe nicht zu vermeiden wußte!

Auch ich habe Freunde! Und Du, Gott, mein ewiger Freund, führtest sie mir auf den Wegen meines Lebens zu. — Wenigstens nicht nur durch meine Unwürdigkeit und Schuld gehe mir einer derselben verloren! Ehrfurchtvoll gegen die zarten Bande des Herzens, will ich sie nie mit unedelm Eigennutze, mit thörichtem Eigensinn entweihen; will ich in dies Himmlische nie das Irdische mengen. Ich will durch Tugenden, die mir fehlen, die Hochachtung, die liebende Bewunderung des Freundes für jene guten Eigenschaften vermehren, die mir jene Anhänglichkeit erwerben. — So, o mein Gott, mein Vater, so erhalte ich mir die Liebe meiner Geliebten! So dauert der Bund der Seelen, geschlossen diesseits des Grabes, jenseits des Todes fort!

XVIII.

Eigene Vorzüge und fremde.

Jak. 3, 13—16.

Gott hat dir selbst dein Loos beschieden;
Nimm's dankbar an aus seiner Hand.
Erfülle jede Pflicht zufrieden,
Die seine Huld damit verband.
Er gibt dir Munterkeit und Kräfte,
Und nährt und stärkt dich väterlich;

Sie brauchen, das ist dein Geschäfte,
Und ihr Gebrauch ist Glück für dich.

Hat Andern deines Vaters Segen
Mehr Güter anvertraut, als dir:
Darf dies wohl deinen Neid erregen?
Denk: wer ist Gott? und wer sind wir?
Weiß er nicht besser, was dir nützet,
Und was dem Nächsten nützt, als du?
Wenn er dich nährt, regiert und schützet,
Was fehlet dann noch deiner Ruh?

Ein Weiser der Vorzeit hat gesagt: das merkwürdigste Räthsel für den Menschen ist — der Mensch. Und in der That, er ist's, in mehr denn einer Rücksicht. Wer hat sich nicht selbst schon beobachtet, wenn auch noch so flüchtig, und sich nicht zuweilen auf den sonderbarsten Widersprüchen ertappt? Er ist's, aus dessen Munde kalt und warm geht; der sich von Stunde zu Stunde in seinem ganzen Wesen zu verwandeln scheint; der mit den Anlagen zum Engel sich auf Erden eine Hölle schafft; und bei aller seiner Ohnmacht, in der er dem Wurme des Staubes gleicht, mit den Augen seines Geistes das Weltall durchfliegt und mit Seelengröße die strengsten Schicksale überwindet.

Zu den wunderlichen Widersprüchen im Menschen verdient bei Vielen auch der gezählt zu werden, daß man oft, ohne mit seiner Lage zufrieden zu sein, sie gegen Andere preiset, und sogar mit ihr prahlt — und vielleicht im Augenblick, da man alle Ursache hätte, sich seines Erdenlooses zu freuen, verdrießlich wird, wenn Andere es besser zu haben scheinen.

In beiden Fällen verräth der Mensch eine große Schwäche seines Gemüthes. Zwar das Wohlgefallen, welches wir an unsern eigenen Vollkommenheiten haben; die Freude über das Wohlgelingen mehrerer Unternehmungen und Arbeiten; das Vergnügen, welches wir beim Anblick unserer angenehmen Verhältnisse im häuslichen und bürgerlichen Leben empfinden, ist sehr natürlich, und macht einen Theil des irdischen Glücks aus, welches doch immer das Ziel unserer Mühen ist. Aber diese frohe Stimmung, in welche uns unsere Vorzüge versetzen, ist wohl selten stürmisch; und wenn es die Freude zuweilen bei unverhofften Erscheinungen des Glücks ist, wird sie niemals von anhaltender Dauer. Der reine Ausdruck innerer Zufriedenheit ist ein heiteres Wesen, welches sich, auch wenn wir einsam sind, nicht von uns trennt, und sich gegen andere Menschen in einem freundlichen Wohlwollen und in Theilnahme an ihrem Glücke, in tröstenden und beruhigenden Zusprüchen äussert. Denn nur wer froh ist, hat die lebendigste Sehnsucht, auch Andere froh zu sehen und froh zu machen.

Man kann hingegen mit vieler Sicherheit glauben, daß der, welcher mit seinen Vorzügen, mit seinen Glücksgaben gegen Andere gern prangt, keineswegs zufrieden, sondern in seinem Innersten dennoch unglücklich sei. Wer sich geflissentlich das Ansehen gibt, es bleibe ihm nichts zu wünschen übrig; wer gern von dem spricht, was er hat, dem fehlt noch viel! Wer gern behaupten möchte, oder wahrnehmen läßt, was er besitze, sei alles besser, vortrefflicher, als anderes der gleichen Art, was Andere besitzen: ist nicht zufrieden mit dem, was er besitzt. Gewöhnlich ist es nur sein Unmuth, der sich gern selbst täuschen möchte; sein Stolz, der Andern nicht weichen möchte; seine Eitelkeit, welche sich gern das Vergnügen gewähren möchte, beneidet zu sein.

Eine jede Schwachheit des Gemüthes ist aber wohl auch immer mit einer Schwäche des Verstandes verbunden. So auch hier. Denn der, welcher gern rühmt, wie glücklich er sei, wie bei ihm Alles besser sei, als bei Andern, erreicht seinen Zweck am schlechtesten. Er verräth gewöhnlich schon mit seinen eigenen Worten, daß ihm zu seinem wahren Wohlsein Vieles mangele. Wem könnte wohl zu Muthe sein, den Ruhmdurst und Eitelkeit martern?

Von der andern Seite offenbart sich nicht minder Schwäche des Gemüths und Verstandes, wenn der Mensch vollkommene Ursache hätte, in seiner Lage zufrieden zu sein, und dennoch Verdruß fühlt bei den Vorzügen und Glücksbegünstigungen Anderer. Dieser Verdruß entsteht nicht immer aus unersättlicher Habsucht, sondern oft mißgönnt man einem Andern, was man selber zu besitzen nicht einmal wünscht. Man will dem Menschen nicht wohl, darum gönnt man ihm die Vorzüge und Glücksgeschenke nicht, die ihm in den Augen Anderer noch einigen Werth geben könnten. Eine solche Mißgunst ist der Ausspruch geheimer Verachtung des Nächsten, oder verborgener Feindschaft, oft auch nur einer lächerlichen Eitelkeit. Denn wie Viele sind nicht, welche einem An-

dern dasjenige mißgönnen, was sie doch selbst auch besitzen! Aber sie möchten es allein haben, um dadurch mehr angesehen zu werden. Was nicht mehr ihr ausschließlicher Alleinbesitz ist, hört in ihren Augen auf, ein Vorzug zu sein. Das Beste verliert für sie den Werth, wenn es Viele eben so gut haben.

O, welch ein elender, nichtiger Vorzug muß derjenige sein, welcher seine ganze Vortrefflichkeit einer eiteln Einbildung dankt! Und welche kleine Seele muß diejenige sein, welche sich an solchen Selbsttäuschungen weiden kann! Glücklich ist sie nicht, weil ihr Vorzug einer Seifenblase gleicht, die nur Werth hat für den, der sie mit seinem Hauche schuf, während der geringste Hauch sie wieder zerdrückt.

Doch die Zahl derer ist klein, die den ganzen Umfang ihrer glückseligen Verhältnisse über eine Spielerei ihrer Eitelkeit vergessen können; die da blind sind und ungerecht gegen ihre wirklichen Vorzüge, Verdienste und Güter, bloß einer eigensinnigen Laune willen; die Alles besitzen, was sie vernünftiger Weise zu ihrem Lebensglück fordern können, und dennoch von Mißgunst gequält werden um Dinge, die sie entweder so gut haben, als Andere, oder nicht einmal zu haben verlangen.

Man kann solche Personen darum noch nicht neidisch nennen. Neid quillt aus einer viel schwärzern Quelle. Ist Mißgunst oft nur eine Wirkung der Thorheit: so ist Neid immer die Frucht eines verdorbenen Herzens. Der Neid ist die Verschwisterung mehrerer Untugenden zu einem einzigen Hauptlaster; er trägt zu gleicher Zeit die Abscheulichkeit der ungenügsamen Habsucht, des Stolzes, der Menschenfreundlichkeit. Er verwüstet nicht nur die Lebensruhe dessen, in dem er wohnt, sondern er lechzet nach Zerstörung fremden Glückes. Seine Kinder sind die Schadenfreude, die Verleumdung, die Ungerechtigkeit, die Heuchelei, der Haß. Neid ist Unzufriedenheit über Begünstigung und Vorzüge, die man nicht hat, und die man selten haben möchte; ein Streben, sie dem zu rauben, der sie besitzt, um sie sich selbst zuzueignen, oder auch nur sie an Andern zu stören, wenn man zu ihrem Besitz nicht gelangen kann.

Dies Laster ist vollkommen thierischer Natur. Auch das gierige Vieh blickt neidisch auf den Bissen des andern, und trachtet, denselben an sich zu reissen. Daher überfällt uns unwillkührlich Ekel und Widerwillen gegen den Menschen, an welchem wir die Aeusserung des Neides wahrnehmen. Wir fühlen sogleich dessen ganze Niederträchtigkeit, aber auch die Größe des Uebels, das er sich selber schafft. Denn er ist darum einer der Unglückseligsten, weil er von der Genügsamkeit am entferntesten ist.

Zwar auch in guten Menschen können bei dem Anblick fremder Vorzüge Wünsche entstehen, sie ebenfalls zu besitzen. Diese Wünsche können sogar thätig werden. Allein dann nimmt solche Thätigkeit eine Richtung, die frommer und edler Menschen würdig ist. Sie will nicht den Nächsten seiner Vorzüge berauben, sondern sie strebt, während sie sein Glück unverletzt läßt, sich ein gleiches auf rechtlichen Wegen zu erwerben. Sie wird zu einer rühmlichen Nacheiferung im Guten. Und diese ist oft die Mutter der schönsten Handlungen.

So verächtlich einem Jedem die Niederträchtigkeit des Neides ist, wenn man sie in Worten, Geberden und Werken eines andern erblickt, — so gern schleicht sich diese häßliche Empfindung in des Menschen Brust, um sein Lebensglück zu vergiften. Hört man nicht fast täglich über die Wirkungen der Mißgunst und des Neides klagen? Ist man nicht fast täglich Augen- und Ohrenzeuge des hungrigen Brodneides, wo Einer den Andern haßt, verleumdet, weil ihm sein Erwerb mehr Glück, mehr Beifall, mehr Ehre bringt? Ist man nicht täglich Augen- und Ohrenzeuge des Ruhmneides, dem es unerträglich ist, fremdes Lob zu hören, geschweige es auszusprechen, und der, wenn er es dennoch zu sprechen gezwungen ist, nur darin einigen Trost findet, wenn er ein giftiges Aber hinter dem Lobspruch herschleichen lassen kann? Ist man nicht täglich Augen- und Ohrenzeuge jener neidischen Eitelkeit, die sich darin gefällt, hinterrücks eine Tugend verdächtig zu machen, welche man am Andern liebt; natürliche Gaben und Vorzüge zu verkleinern, die man nicht selbst erwerben kann; am Menschen die Schattenseite in kleinern Fehlern aufzusuchen, und dieselben in große Laster umzugestalten, weil es zu viele andere Personen gibt, welche sich an den wirklichen Vorzügen und Liebenswürdigkeiten des beneideten Gegenstandes erfreuen? Wo-

her die meisten Lästerungen, gehässigen oder spöttischen Bemerkungen, welche man so oft in Gesellschaften mit anhören muß, wenn sie nicht aus der bittern Quelle des Neides flössen?

Selbst der Neidische fühlt das Schimpfliche seines Betragens. Aber darum sucht er es zu bemänteln. Er nimmt nur den Ton des Besserwissens, der Belehrung, oft der menschenfreundlichen Warnung an. Oder er verachtet stolz das Gut und den Vorzug, den zu gewinnen ihm auf andere Weise zu schwer fällt. Oder er versteckt seine Bosheit hinter der frömmelnden Wärme jener Andächtelei, die heut zu Tage in gewissen Volksklassen aus Unverstand Beifall zu gewinnen anfängt. — Wer möchte auch seine ganze Häßlichkeit vor der Welt selber entlarven?

Aller Neid ist ein offenbarer Mangel eigener Seelengröße; ist eine Ungerechtigkeit gegen die Vorsehung; eine Verkennung des Werthes eigener Vorzüge über diejenigen des Nächsten; eine Thorheit, die dem Geiste des wahren Christenthums ganz entgegensieht. — Wer Neid und Mißgunst in seinem Herzen fühlt, ist in dem Augenblick von der ächten Weisheit, dem Christenthum, am entferntesten; entfernt sein von diesem, heißt entfernt sein vom Lebensglück.

„Wer ist weise und klug unter euch?“ — spricht die heilige Schrift: „Der erzeige mit seinem guten Wandel seine Werke in der Sanftmuth und Weisheit. Habt ihr aber bittern Zank und Neid in euerm Herzen: so rühmet euch nicht, und lüget nicht wider die Wahrheit. Denn das ist nicht die Weisheit, die von oben kommt, sondern irdische, menschlich-teuflische. Denn wo Neid und Zank ist, da ist Unordnung und eitel böses Ding.“ Jak. 3, 13 — 16.

Glaube es, du, der sich mit dem Neide beflecken kann, du bist nicht deswegen neidisch, weil du unglücklich bist; sondern du bist unglücklich, weil du schwach genug bist, neidisch zu sein. Denn wenn du nur einen Augenblick so viel Gewalt über dich hast, den zu vergessen, welchem du seinen Wohlstand, seine Ehre, seine äusserlichen Vorzüge, Kenntniß, Liebenswürdigkeiten mißgönnst, und siehst auf deine eigene Lage, auf deine dir eigenthümlichen Vorzüge: findest du nicht Ursache genug, zufrieden zu sein? Jeder Mensch hat Eigenschaften, durch welche er vortrefflich sein kann, wenn er sie nur auszubilden weiß; jeder Mensch hat von Gott gewisse Vortheile in seinen Verhältnissen empfangen, wenn er sie nur zu benutzen versteht. Es fehlt uns durchaus nicht an Anlagen, sehr glücklich zu sein, wohl aber entweder an richtiger Beurtheilung unserer Verhältnisse, oder an Reinigkeit des Herzens und jener Mäßigung und Genügsamkeit, ohne welche du elend bleibst, auch wenn du die ganze Welt gewönnest.

Glaube es, glücklich zu sein für dich fällt dir nie schwer: aber es ist schwer, glücklicher zu werden, als Andere. Und doch, eben dies ist das Uebel der Menschen, daß sie für ihr eigenes Wohlsein immer einen fremden Maasstab entlehnen. Sie wollen nicht bloß glücklich für sich sein, so weit sie es nach ihren Kräften, auf ihrem Standpunkt in der Welt sein können; sondern sie wollen Andere im Glück übertreffen.

Aber was heißt es: Andere im Glück übertreffen? Und wie ist dies möglich? Gott hat Jedem sein Maas von Kraft, von Umständen, von Zwecken gegeben, und nur damit, und nur darin kann er glücklich sein; in keinem Andern, und mit keinen andern Mitteln. — Du hältst diese oder jene Person für beglückter, als dich; aber bist du im Stande, die Grade ihres Glücks zu berechnen, da du nicht ganz sie selbst bist? Freilich, du bemerkst an ihr gewisse Vorzüge, gewisse Gaben, die dir fehlen; Verhältnisse, glückliche Zufälle, allerlei Umstände, die dir abgehen. Du glaubst, wenn du im Besitz derselben wärest, nichts würde deine Seligkeit übertreffen können. Aber wenn du Alles das hättest, so würdest du doch damit keine Glückseligkeit gewinnen, sondern nur Hilfsmittel zum frohen Lebensgenuß. Hast du denn schon alle Hilfsmittel benutzt, welche dir die göttliche Vorsehung verliehen? Und wenn dir in der That Alles zu Theil würde, dessen Besitz du Andern mißgönnst: kannst du voraus versichern, ob das deine Ruhe, oder nicht vielmehr dein Verderben begünstigen würde? Weißt du nicht, daß du, unter andern Verhältnissen, ganz ein anderes Gefühl, eine andere Ansicht der Dinge erhältst, gleichsam ein anderer Mensch wirst? Sieh doch das Kind, wie begierig es wünscht, bald groß zu sein, um die Freuden und Vorzüge der

Erwachsenen zu genieſſen. Endlich erfüllt der Himmel den Wunsch. Warum sehnt sich denn der Erwachsene so gern nach den stillen, unschuldigen Freuden seiner sorgenlosen Kindheit zurück?

Glücklich sein ist gewiß leicht, wenn man die Störerinnen aller Lebensluſt, thörichte Leidenschaften, aus seiner Brust verbannt; genügsam ist mit dem, was Gott gab; mit Fleiß zu vervollkommnen sucht, was man hat; und sich die Gunst aller guten Menschen dadurch erwirbt, daß man ihnen in allen Dingen mit Liebe entgegenkommt. Glücklicher werden, als Andere, oder auch nur so glücklich sein, als sie zu sein scheinen, ist Unsinn, weil kein Sterblicher wissen kann, wie viel oder wenig der Andere glücklich ist. Vielleicht — nur du ahnest es nicht! — ist eben das, was du einer andern Person mißgönnst, die Hauptursache ihres jetzigen oder künftigen Leidens. Du beneidest ihre Schönheit; vielleicht hat sie eben deswegen ihr Herz verſäumt. Du beneidest ihr größeres Vermögen; vielleicht bereitet dies ihren und ihrer Kinder Untergang. Du beneidest ihr Ansehen, ihre Ehre; vielleicht zieht ihr eben das die viele Verfolgung, Haß und Lieblosigkeit zu. Ist nicht selbst dein Neid ein Uebel für die geachtete Person, die dir beneidenswürdig zu sein scheint?

Und bist du denn gewiß, daß das, was du Andern mißgönnst, dir in deinen Verhältnissen, bei deiner Denkart, bei deinen übrigen Anlagen wohlthätig sein würde? — Bist du dessen nach reiflicher Ueberlegung nicht gewiß: warum befleckst du deine Seele mit der Schande neidischer Begierden? Bist du hingegen überzeugt, ein solcher Vorzug, den der Andere hat, könne dir wohl thun: warum strebst du nicht mit allen Kräften in rühmlicher Nacheiferung, ihn, oder doch Aehnliches, zu gewinnen? — Ein todtes, ohnmächtiges Beneiden führt dich um keinen Schritt weiter; macht dich Andern zum Gegenstand des Spottes und der Verachtung; trübt dir selbst die Luſt, welche du auch schon in deinem gegenwärtigen Zustande genieſſen könntest.

Gönne Jedem die Vorzüge, welche Gott ihm gab, oder sein Fleiß erwarb. Keine irdische Gabe ist an sich gut oder böse; sondern sie wird Alles erst, wozu der Mensch sie macht; dem Einen gebiert sie Heil, dem Andern Verderben.

Ist, was du dir wünschest, durch Anstrengung deiner eigenen Kräfte erreichbar: warum legst du die Hände in den Schoos? Der Neid ist unfruchtbar an allem Guten; er gibt dir nur Dornen, während du nach den Rosen begierig bist. Forderst du Gaben, welche dir nur durch die Macht der Vorsehung zu Theil werden können, wohlan, benutze erst die alle zu deinem und anderer Menschen Glück, welche dir schon zu Theil geworden. Lerne erst mit dem Pfunde wuchern, was dir der Herr gab: dann hält er dich vielleicht würdig, dich als einen getreuen Knecht über Vieles zu setzen.

Gott, du mein allweiser Vater, der Du besser mein Inneres kennst, als ich es selbst vermag, du hast mich ja nicht vergessen, nicht versäumt. Du hast mich auch zur Glückseligkeit einberufen in dies Leben, und mir zu dem, was ich auf meinem Standpunkt hienieden sein und werden soll, alle nöthigen Kräfte und Anlagen mitgetheilt. Ach, wenn ich nur immer Weisheit genug hätte, daß ich meine Bestimmung recht erkennen, meinen Standpunkt richtig fassen und beurtheilen könnte; daß ich das Maaß meiner Kräfte, die Art meiner Eigenschaften gehörig erwägen würde! Wie Vieles könnte ich damit mir und Andern Gutes stiften, wenn ich nur immer das Gute wollte!

Hilf mir, mein Gott, mein Herz bewahren, daß es nicht an seinen eigenen Frieden zum Verräther werde durch Eitelkeit, Habsucht, Haß, Mißgunst und Neid. Und Du, mein Jesus, o du Frommer, Duldender, Genügsamer! erscheine mir zum Bilde, wenn ich mit dem, was der Vater mir gegeben, unzufrieden bin, und mir mit eitelm Gram um eitele Dinge die wenigen Stunden verbittere, die ich vielleicht noch zu leben habe. Wer weiß, wie bald das Alles Staub und Asche und Raub der Vergessenheit ist, was ich bisher noch an meinem Nächsten für beneidenswürdige Schätze hielt! Nur eins ist unverweslich — die Tugend! Nur eins ewig beseligend — Deine Gnade und Liebe, Vater im Himmel! Nach jener sei mein Ringen, — diese verleihe mir, o Alliebender, in Ewigkeit. Amen.

XIX.

Die Feindschaft der Gottlosen erhebt den Edeln.

1 Petr. 4, 4.

Ich fürchte Gott, was kann mir schaden?
Ach, läutre, Vater, lautre mich,
Bewahre mich auf Deinen Pfaden,
Daß ich dich ehre, Gott, nur Dich!
Daß ich, Dir ganz geweiht und treu,
Versichert Deiner Güte sei.

Vereint mit Deinen wahren Kindern,
Will ich der Bösen Umgang fliehn;
Will mich zurück von frechen Sündern
In stille Einsamkeiten ziehn.
Verachtung kränkt mich nicht und Spott:
Gott ist mit mir, ich bin mit Gott.

Wie in dem Wesen der Tugend eingeschlossen ist ein immer heiterer Gleichmuth und liebende Menschenfreundlichkeit, so liegt im Wesen der Herzensverdorbenheit eine beständige Unruhe und das Hassen der bessern Menschen. Je inniger der Mensch hassen, je anhaltender er seinen Nächsten verfolgen, je mißgünstiger er dessen Vorzüge betrachten, je kaltblütiger und überdachter er seine Rache üben kann: um so schlechter ist sein Herz, und um so mehr Anlagen hat er, ein Bösewicht zu werden.

Könnte es auch anders sein? Wenn der Betrüger einen redlichen Mann erblickt, muß er nicht von einer unangenehmen Empfindung gequält werden, und ihm nicht sein eigenes Gewissen sagen: er ist besser als du? Aber ein solcher Gedanke ist niederschlagend. Wenn der Ruhmsüchtige einen Mann von großen Geistesvorzügen, der Stolze einen Mann von innern Verdiensten, der Wollüstling einen Feind von Ausschweifungen erblickt: muß er nicht nothwendig Selbstverachtung fühlen? Aber diese Selbstverachtung ist eins der folterndsten Gefühle. Liebe zu dem Beglücktern und Bessern kann daraus nicht hervorgehen.

Freilich der Gottlose kann es nie dahin bringen, daß er das Verdienst und die Tugend selbst hassen sollte, denn seine Vernunft, sein Gewissen gebietet ihm das Gegentheil: er wünschte sich ebenfalls mit demselben zu schmücken; selbst der Verbrecher im Kerker macht noch geltend, um nicht der Gegenstand des vollkommensten Abscheues zu sein: allein statt die Tugend zu hassen, die er nicht besitzt, wälzt er seinen Groll auf denjenigen, der durch sie Vorzüge über ihn hat. Um sich nicht selbst verachten zu müssen, um sich zu trösten, sucht er das Verdienst des bessern Menschen zu verkleinern; nennt er dessen Tugenden nur Heuchelei; spürt er dessen Fehler auf, um desto lauter gegen dieselben zu schreien; macht er Jeden, so viel er kann, argwöhnisch gegen den Verhaßten; überredet er sich gern selbst, daß er in den meisten Stücken besser sei, als jener.

In der That, nur aus Ehrfurcht, welche die Bösen noch vor der Tugend haben, die sie nicht besitzen, entspringt der meiste Groll, Neid und Haß gegen würdige Menschen. Es ist hierin also das Betragen der Sterblichen, je nachdem sie gut oder schlecht denken, einander vollkommen entgegengesetzt. Tugendhafte Christen lieben den Menschen und ehren ihn, ob sie gleich seine Laster und Fehler hassen. Unedle Gemüther hingegen hassen den Menschen, ungeachtet sie die Tugend, welche ihn schmückt, ehren; aber eben deswegen hassen sie ihn.

Hoffe also nie in deinem Leben auf die Liebe und den Beifall aller deiner Mitbürger. Es ist unmöglich, daß du Jedem gefallest. Es ist dir sogar rühmlich, daß du nicht die Freundschaft Aller besitzest. Es ist dir rühmlich, wenn dich die Bösen verlästern, wenn sie dem Werthe deiner Denkart und Handlungsweise keine Gerechtigkeit widerfahren lassen. Das befremdet sie, sagt der Apostel Petrus, daß ihr nicht mit ihnen laufet in dasselbige wüste, unordentliche Wesen und Lästern. 1 Petr. 4, 4. Sie würden euch preisen, wenn ihr es mit ihnen hieltet; wenn ihr nicht besser sein wolltet, als sie; wenn ihr mit ihnen in ihrem Treiben gemeine Sache machen wolltet, und auf der breiten, alltäglichen Straße des gewöhnlichen Thuns und Wesens ginget. Der Haß der Bösen ist immerdar ein vollgültiges, öffentliches Zeugniß unsers Werthes, und dann um so zweifelhafter, wenn wir sie weder persönlich beleidigt, noch uns selbst Vorwürfe zu machen haben, durch irgend eine Unvorsichtigkeit ihren Groll zu verdienen. Der Neid ist allezeit, wider seine eigene Absicht, der beste Lobredner des Verdienstes. Denn wahrlich, man beneidet nur den Bessern, den Glücklichern, nicht aber den Schlechtern, über welchen man sich erhaben glaubt, oder den Unglücklichen, der ohnehin Mitleid bei Guten und Bösen erregt.

Weit entfernt also, daß Haß und Neid der Bösen den wahren Christen beugen,

müssen sie vielmehr seinen Muth erheben. Sie geben ihm ein herrliches Zeugniß vor der Welt. Es ist zwar möglich, daß sie dir durch ihre Umtriebe und Lästerungen schaden; es ist möglich, daß der gemeine Haufe unverständiger, schwacher Leute ihr boshaftes Geschwätz eine Zeit lang nachlallt; es ist möglich, daß du durch das leidenschaftliche Treiben deiner Feinde endlich selbst vom Rechtschaffenen eine Zeit lang verkannt, oder in deinen geselligen und freundschaftlichen Verhältnissen, in deinen Ansichten, im Gedeihen deiner häuslichen Angelegenheiten gestört wirst: aber deine Tugend, derentwillen du Verfolgung leidest, deine Unschuld wird doch nicht zerstört. Und bist du tugendhaft: so warst du es doch nicht für irdischen Nutzen, nicht, um Ruhm und Vermehrung deines Wohlstandes zu ärnten. Denn hättest du nur dieserwegen das Gute gethan und geliebt, wahrlich, so hast du nicht Verfolgung gelitten um Jesu willen, nicht deines redlichen Herzens willen, sondern wegen deines ehrsüchtigen Sinnes und deiner versteckten Habgier.

Hoffe nicht, die Liebe und den Beifall aller Menschen zu haben. Wer Allen gefällt, ist ein sehr zweideutiges Wesen. Wer Allen gefallen *will*, muß Gefahr laufen, endlich neben der Verachtung der Bessern auch den Spott der Schlechtern zu tragen. Sei zufrieden, daß diejenigen, welche dich und deine wahren Gedanken genauer kennen, dich hochachten, und dein Herz mit derjenigen Begeisterung lieben, welche wahre, uneigennützige Tugend jedesmal einzuflößen pflegt. Sei zufrieden, wenn auch würdige, edle Menschen, obgleich über die Reinheit deiner *Absichten* noch in Zweifel, dennoch deiner *That* ungeheuchelten Beifall zollen. Sei zufrieden, wenn dich endlich Jeder verkennt, und du keinen einzigen rechten Vertrauten hast, der dich in der Nähe beobachtet, oder dem du dich unbeschränkt offenbaren kannst, daß du Gottes Beifall hast, auf dessen Wege du wandelst; daß dir dein Herz Zeugniß vor dem Richter der Gedanken gibt. Denn nur das *Nützliche*, was du leitest, kennt und beurtheilt der *Mensch*; aber den *tugendhaften Sinn*, aus welchem und in welchem du das Nützliche thust, kennt und beurtheilt allein *Gott*.

Neid und Bosheit der Schadenfrohen müssen also dein Gemüth weit mehr erheben, als niederschlagen. Erst an der Geschäftigkeit der Gottlosen wider dich erkennst du, daß du nicht mit *ihnen* bist, sondern mit *Gott*. Und wer mit Gott ist, darf der vor Menschen zittern? Es liegt Seligkeit darin, um seiner tugendhaften Bemühungen willen zu leiden. Zwar Anerkennung unsers Werthes und Dankbarkeit für das Gute, das wir gethan haben, ist schmeichelhaft und insofern erfreulich, als wir dadurch überzeugt werden, es sei noch reger Sinn für Edelmuth und Frömmigkeit und Seelengüte in der Welt; aber Haß um unserer Tugend, Verfolgung um unserer Unschuld willen, Undank für Wohlthaten, ist für ein wahrhaft himmlisches, reines Gemüth die Quelle von noch unendlich zartern Freuden. Erst dann fühlen wir, um wie erhabener wir stehen, als die Welt, wie einsam wir mit unserer Tugend sind, nur von Gott gekannt; denn auch Gott, der Allerheiligste, ist ja einsam, weil Niemand heilig ist, denn er allein. Erst dann ist es in unserer Seele, wie ein schönes Leuchten aus jener Welt, wo der Tugend die schönsten Kränze geflochten werden. Wohlthat, die schon hienieden vergolten, Tugend, die schon irdisch mit Ruhm gekrönt wird, ist gewissermaßen eine schon bezahlte Tugend, eine zurückerstattete Wohlthat. Sie erhebt nicht mehr das Gemüth so schwer. Es ist abgetragene Schuld.

Wiewohl nun Haß der Gottlosen, oder Gleichgültigkeit gemeiner Seelen gegen das Gute, so wir thun, jedem edeln Christen neben dem wehmüthigen Gefühl, welches Lieblosigkeit immer erweckt, auch Freude bringt: müssen wir uns doch auch nicht selbst täuschen, und glauben, alle diejenigen seien schlechtdenkende Menschen, die uns nicht wohlwollen, oder unsere Sache nicht mit demjenigen Eifer unterstützen, welchen wir wünschen. Und doch ist dies ein gewöhnlicher Fehler, daß man aus Mißmuth sogleich Jeden in Verdacht des Bösen hat, der unsere redlichen Absichten nicht auf der Stelle anerkennt und zur Ausführung eines guten Werkes die Hand bietet. Hier ist meistens nur gekränkte Eigenliebe, die den Kaltsinnigen zu vorschnell verdammt. Man betrügt sich dann gern selbst, weil etwas Angenehmes in dem Gefühl liegt, verkannt zu sein. Man bemäntelt seine Empfindlichkeit, so schön man kann.

Wirklich pflegt es oft zu geschehen, daß auch rechtschaffene Leute uns lange verkennen, mißtrauisch gegen unsere Schritte sind, und nicht sogleich freudig Hand anlegen, um das zu befördern, was wir für gut halten. Denn die Meinungen und Erfahrungen der Menschen können von einander sehr verschieden sein, obgleich ihre Herzen gleich gut sein mögen. Darum sieht man vortreffliche Personen oft auf ganz von einander abweichenden Wegen zu einerlei lobenswürdigem Ziele eilen. Auch ist Mancher durch mancherlei Veranlassungen vorsichtiger geworden; er ward vielleicht schon oft durch ehrliche Mienen getäuscht. Ein Anderer ist schon von Natur kälter und bedachtsamer; ein Anderer bemerkt vielleicht neben unserm guten Willen eine ihm nicht zweckmäßig scheinende Wahl des Mittels, wodurch wir das Gute zu bewirken hoffen; wieder ein Anderer, vielleicht durch widrige Schicksale ängstlicher geworden, bildet sich ein, Hindernisse zu sehen, die vielleicht nicht so leicht überstiegen werden könnten, oder sein geübter Scharfblick erkennt in der That dergleichen besser, als wir. Noch ein Anderer kann uns schätzen, aber dennoch weder das, was wir geleistet haben, noch was wir leisten wollen, so vorzüglich finden, als wir, von unserer Eigenliebe verführt, glauben, daß es sei. Allein sein Zartgefühl hindert ihn, dies mit Offenheit uns zu sagen; er will uns nicht kränken, und wir beurtheilen seine Kaltsinnigkeit falsch, wenn wir sie sogleich für Wirkung eines neidischen, unreinen Gemüthes oder einer kleinlichen Denkart halten.

Auf diese Weise ist es nur allzuleicht, daß wir in unsern Beurtheilungen der Menschen, die uns nicht wohl zu wollen scheinen, oder die uns sogar wirklich verkennen, wenigstens Gleichgültigkeit oder Mißtrauen gegen uns blicken lassen, härter gegen sie sind, als sie gegen uns. Um uns vor diesem Selbstbetrug, welcher zur bittersten Ungerechtigkeit führen kann, zu hüten, ist es unsere Pflicht, nicht sogleich Jeden, der uns widerstrebt, in die Zahl der Gottlosen zu reihen, sondern zu denken: er hat andere Ansichten, andere Erfahrungen. Nichts als unser Bewußtsein, die Reinheit der Tugend unsers Willens, kann uns beruhigen. Und mit dieser Beruhigung, einsam, nur Gott für uns, der uns allein richtig kennt, sollen wir den Weg verfolgen, so lange wir noch Kraft in uns fühlen. Und gewöhnlich ist die Empfindlichkeit unserer verwundeten Eigenliebe am größten, wenn wir vom Werth unsers Thuns oder von der Richtigkeit unserer Ansichten am überzeugtesten sind. Eben dann aber sind wir auch am bereitwilligsten, gegen jede Meinung, die der unsrigen widerspricht, am ungerechtesten zu sein, und dasjenige sogleich einem bösen Herzen zuzuschreiben, was nur Wirkung anderer Gesichtspunkte und Erfahrungen ist. Es läßt sich daraus erklären, wie oft sehr gute und wackere Menschen, die von verschiedenen Religionspartheien sind, oder nicht einstimmig in bürgerlichen Angelegenheiten denken, sich gegenseitig für böse halten, und sogar verfolgen, wenigstens gegenseitig trachten können, des Andern Einfluß und Ansehen zu mindern, weil sie Gefahr davon fürchten.

Nein, es ist gefahrvoll, es ist sündlich für das christliche Gemüth, diejenigen, die uns verkennen und unsere Tugend vielleicht bezweifeln, zu den Gottlosen zu zählen, ehe wir bestimmtere Beweise ihrer Bösartigkeit haben. Selbst wenn sie uns entgegenarbeiten, wenn sie durch ihr Ansehen das unsrige zu schwächen suchen, wenn sie unsern guten Zwecken sogar mit großem Eifer Hindernisse in den Weg wälzen, haben haben wir noch kein Recht, sie unsere Verfolger zu nennen, so lange sie nicht eigentlich auf das Verderben unserer Person, sondern nur gegen das Gelingen unserer Vorsätze hintrachten. Denn eben weil sie in ihrer Lage, nach ihren Einsichten und Lebenserfahrungen, unser Thun für nachtheilig halten, beweisen sie damit die Redlichkeit und Kraft ihres Gemüths, daß sie sich dem widersetzen, was sie nicht billigen. So geschieht es gar nicht selten, daß Personen von gleich edeln und menschenfreundlichen Grundsätzen, nur weil sie von abweichenden Gesichtspunkten ausgingen, wider einander handeln, und gegenseitig ihre Absichten zu vereiteln suchen.

Nur die sind wahre Verfolger, welche uns oder die Unsrigen, bei aller Unschuld unsers Thuns, oder sogar eben deswegen, weil wir nicht, wie der Apostel sagt, mit ihnen laufen in dasselbige wüste und unordentliche Wesen, persönlich zu schaden und in Unglück und übeln Ruf zu bringen bemüht sind. Ihnen ist es nicht um die Sache zu thun, die sie vielleicht ehren, sondern

nur um die Person. Sie erlauben sich die unredlichsten, niedrigsten Mittel, um ihrer Schadenfreude, ihrem Groll, ihrem Neide ein Genüge zu thun. Der Rechtschaffene, will er auch unserer Sache nicht wohl, wird jedesmal doch unerlaubte Mittel verschmähen, sie zu hindern, noch weniger aber solche zu Vernichtung unserer Ehre, unsers Wohlstandes, unsers bürgerlichen Glücks anwenden.

Schmerzlich freilich ist es, wenn unsere Absichten auch von denen verworfen und verkannt werden, die wir selbst als einsichtvolle Menschen geschätzt haben, oder wenn wir in der That wahrnehmen, daß achtungswürdige Personen sich gegen uns einige Schwachheiten zu Schulden kommen lassen. Doch um so größere Hoffnung haben wir, sie früher oder später in unsere aufrichtigen Freunde zu verwandeln, wenn sie endlich die Redlichkeit unserer Gesinnungen und die Gerechtigkeit unserer Sache erkennen. Denn edle Menschen können zwar irren — wer ist von Irrthum frei? — aber nicht länger fehlen, wenn sie ihres Irrthums überzeugt sind. Je standhafter wir in unsern Grundsätzen bleiben, je ehrwürdiger wird ihnen in der Folge unser Muth sein; je eifriger werden sie sein, das Unrecht wieder doppelt zu vergüten, welches sie uns, wenn auch nur in Gedanken, gethan haben. Wer bei seiner Tugend und seinem Verdienst am längsten und schwersten duldete, den umeingt nachher die größte und willigste Verehrung. So muß selbst, daß die Guten uns verkennen oder wenig begünstigen, dies ein Sporn werden, desto beharrlicher in der Tugend zu sein, desto angelegentlicher das Ziel derselben zu erreichen. Denn erst am Ziel ist Ruhe, ist Sieg.

Wenn dich die Bösen hassen, die Guten verkennen — es erhebe deinen Christenmuth in dem, was du willst und thust; aber es mache dich auch vorsichtiger in deinem Betragen. Vielleicht warst du selbst dir am meisten durch die Art schädlich, wie du von deiner Angelegenheit sprachst, oder sie zu empfehlen suchtest. Vielleicht äusserte du allzuhohe Erwartungen, oder kündigtest deine entfernten Zwecke zu voreilig an, wodurch Mancher benachtheiligt zu werden fürchtete, oder triumphirtest allzufrüh. Deine hohen Erwartungen bekommen nun das Ansehen überspannter Träumereien; dein voreiliges Frohlocken schien nicht aus der Freude am Gedeihen der guten Sache, sondern aus stolzem Selbstgefühl zu entspringen, welches immerdar für die Eigenliebe Anderer etwas Beleidigendes enthält. Nun haßten dich die Bösen, und verkannten dich die Guten: aber trugst du nicht selbst dazu bei, vielleicht ohne ein Arges darin zu finden? Viel Vortreffliches mißlingt, und mancher Edle wird verkannt, nicht weil man das Vortreffliche selbst hassenswürdig findet, sondern weil es nicht mit erforderlicher Klugheit, billiger Vorsicht und Schonung menschlicher Vorurtheile und Schwächen unternommen ist.

Ziehe dich bescheiden in dich selbst zurück, freue dich im Stillen des Gelingens deiner guten Thaten — rede wenig oder nie von ihnen, sondern laß deinen Thaten die Zunge, für dich zu sprechen. Vermeide Aufsehen zu erregen, und ist es unvermeidlich, so erscheine du mit ungeheuchelter Demuth. Denn auch das Vorzügliche, was du vollbringst, ist es denn mehr gewesen, als deine Pflicht? War es Frucht deiner eigenen Macht, oder hat nicht Gott dir dazu Umstände und Kraft verliehen? Wie könntest du dich rühmen, da dem allein der Ruhm gebühret, dessen Werkzeug du bist! Handle, aber rede wenig von dem, was du gehandelt hast, oder noch handeln willst. Worten können die Menschen Worte entgegensetzen; aber den Thaten nicht eben so leicht Thaten. Daher findet derjenige den meisten Widerspruch, der die meisten Worte über seine Sache verschwendet; wer im Stillen, ohne Streben nach Lob, das, was recht und nützlich ist, vollbringt, verwandelt den Sinn der Menschen, und macht sie zu seinen eigenen Fürsprechern. Denn er überläßt Jeglichem die kleine Freude, irgend etwas Verdienstliches am frühesten entdeckt oder am lebhaftesten in Schutz genommen zu haben. Nie sollen wir vergessen, daß wir auch für das Beste, was wir thun wollen, die Eigenliebe der Schwachen gewinnen müssen; denn die gutartige Eigenliebe ist der Boden, in welchem edle Gesinnungen aufkeimen müssen.

Der Haß der Gottlosen erhebt den Muth des ächten Christen. Wo Widerstand ist, entwickelt sich immer die stärkere Kraft. Da sehen wir jederzeit die Tugend in ihrer

erhabensten Majestät, wo ihr am gewaltigsten entgegengekämpft wird. Da erschien das Christenthum am glänzendsten in seiner weltüberwindenden Herrlichkeit, als die Bekenner desselben, mit den drohendsten Gefahren umringt, zu Foltern, Kerkern und Scheiterhaufen geführt wurden. Du bist um deiner redlichen Gesinnungen willen ein Gegenstand des Hasses, deiner Verdienste willen ein Gegenstand neidischer Verleumdung, deiner Uneigennützigkeit willen ein Gegenstand hämischer Bemerkungen oder des Spottes — auf denn, und vollende! Könntest du einen Augenblick in deiner Tugend wanken, du wärest des Hohngelächters würdig, welches plötzlich um dich her rauschen würde, wenn man sagen könnte; du habest nicht deine Tugend, sondern nur Beifall und Lob der Leute gewollt. Vollende! sei beharrlich in deinem gottgefälligen Edelsinn, ja erhebe dich immer mehr in ihm. Meide um so vorsichtiger jeden Fehltritt; entferne dich um so strenger von jeder Ungerechtigkeit; mache dich um so freier von jeder anstößigen Eigenheit. Denn um so weniger Tadelnswürdiges die Bösen an dir erblicken, um so eifriger suchen sie sich mit deinen Schwachheiten bekannt zu machen. Weil es sie befremdet, daß du ihren niedrigen Sinn nicht annehmen willst, möchten sie gern bei dir die Spuren einer noch niedrigern Denkart aufsuchen. Können sie dich nicht durch offenbare Fehler, die du an dir trägst, und die sie mit größter Aemsigkeit verkünden, verhaßt machen: so werden sie irgend eine deiner übeln Gewohnheiten ausforschen, um dich mit Lächerlichkeit zu behaften und herabzuwürdigen.

Den Muth des Christen erhebt der Haß der Gottlosen. Du, der du über Kränkungen, über Verleumdungen, über schändliche Anschläge böser Menschen gegen deinen Ruhm, zu klagen Ursache hast; der du selbst über Lieblosigkeit und Gleichgültigkeit der Guten trauerst — vollende deinen Werth, und zwinge endlich selbst deine Feinde zum Geständnisse: du habest über sie gesiegt. Und siegen wirst du, wenn du nicht von Gott und deinen Pflichten weichst; siegen wirst du, wenn du nicht gegen die Person deiner Gegner, sondern gegen die Hindernisse allein kämpfst, die dir entgegengewälzt werden; siegen wirst du, wenn du mit Großmuth allen Andern und dir selbst keinen Fehler verzeihen willst; siegen wirst du, wenn du der Person deiner Feinde eben so viel Achtung beweisest, als deiner eigenen Sache, und Haß mit Freundschaft, Hinterlist mit Offenheit, Tücke mit edler Geradheit, Lästerung mit Anerkennung wirklicher Verdienste deiner allfälligen Verleumder, Leidenschaftlichkeit mit Gemüthsruhe, höhnenden Stolz mit Würde, Prahlerei mit Bescheidenheit erwiderst.

So siegtest Du, Erlöser, den die Welt verkannte. Wer war bei so vieler Liebe, als Du in Deinem Busen trugst, gehaßter, wer bei so vieler Wohlthätigkeit verfolgter, als Du? Als Neid und Bosheit gegen dich ankämpften, mochtest Du nicht Gleiches mit Gleichem vergelten; sondern Liebe zahltest Du, Göttlicher, für Feindschaft. Als Pharisäer und Schriftgelehrte Dich verdammten, als das Volk in seinem Urtheile über Dich wankend ward, als Deine Anhänger von Dir wichen, als einer Deiner Zöglinge, voll schwarzen Undanks, Dich anklagte wegen erdichteter Verbrechen, als ein anderer Dich verläugnete, und die übrigen von ferne standen, und flohen: da wandeltest Du in siegreicher Hoheit durch die Schaaren Deiner Feinde, voll festen Muthes, heiliger denn jemals. Dein Gang zum Kreuzestode war ein Triumphzug, das Ausbluten Deines Lebens war Verklärung. Denn mit Dir war Gott, und Gott war mit Dir!

Sei auch mit mir, o Gott, in den Bedrängnissen meines Lebens, wenn mich die Bösen hassen, und die Guten verkennen. Und bist Du mit mir, wer will denn wider mich sein? Stärke mich in Deiner Wahrheit, und verleihe mir Kraft, im Guten zu beharren; Furchtlosigkeit gegen die Umtriebe meiner Widersacher; Unverzagtheit, wenn ihnen ihre bösen Anschläge gelingen, Freudigkeit des guten Gewissens, und das erhabene Gefühl der Unschuld, und den Trost des Beifalls, wenn mich Alles verläßt, und ich einsam stehe, verhöhnt, verachtet, verkannt.

Dann, mein Gott, o Du Quell und Beschirmer alles Guten, ist die Wuth und Bosheit derer, die wider mich sind, ohnmächtig. Sie können mich von Allem verdrängen, doch von Dir nicht. Und was habe ich eingebüßt, wenn Du mir bleibst mit Deiner Gnade?

Herr, mein Gott, ich will ewig und un-

erschlifterlich an Dir und Deinen Geboten hangen, ich will Dich nicht verläugnen, ob sich auch eine ganze Welt gegen mich empören möchte. Ich werde mit deiner Hilfe siegen. Das Gute wird vollbracht werden; auch mein Leiden, welches ich um der gerechten Sache willen trage, wird Dich verherrlichen. Preis sei Dir auch unter meinen Thränen, und Anbetung in Ewigkeit. Amen.

XX.

Wie der Christ sein Recht vertheidigt.

Matth. 18, 15 — 17.

Wo ich reden soll, will ich
Niemals furchtsam schweigen,
Und wo Pflichten fordern, mich
Unerschrocken zeigen;
Gott nur scheu'n und sein Gericht,
Aber Menschenbosheit nicht!

Drohet noch so fürchterlich,
Ich steh' meiner Sache!
Nur mein heil'ges Recht will ich,
Aber keine Rache.
Gott gab mir mein Recht und Gut,
Dafür kämpft mein fester Muth.

Ich verzeih' euch, will es Gott,
Daß ich unterliege:
Fern von mir sei Stolz und Spott,
Wenn mit Gott ich siege.
Was ich wünsche, soll allein
Meines Feindes Bess'rung sein.

Selig sind die Friedfertigen, sprach Jesus, denn sie werden Gottes Kinder heißen. Matth. 5, 9. — Aber ist es denn möglich, zu allen Zeiten und mit jedem Menschen in Frieden zu leben?

Ist es möglich, sagte Paulus den Römern, so haltet, so viel an euch ist, mit allen Menschen Frieden! — Allein, wenn nun auch bei der vollkommensten Neigung zum Frieden, die in mir wohnt, Andere diesen Frieden nicht mit mir begehren; wenn hier Einer mit Habsucht einhertritt, und durch Betrug oder Gewaltthätigkeit mein Eigenthum auf die ungerechteste Weise schmälern will: soll ich es geschehen lassen? soll ich ihn dafür noch mit Liebesbezeugungen überhäufen? — Wenn ein Anderer mit Schadenfreude oder Bosheit hingeht, mir die schimpflichsten Dinge nachredet, mit der frechsten Schamlosigkeit Wahres und Falsches durcheinander mischt, um meine bürgerliche Ehre zu verderben: soll ich ihn dafür ehren? Ist mein guter Name nicht ein Heiligthum, welches nicht bloß mir, sondern auch meiner Familie gehört, und welches ich meinetwillen und meiner Angehörigen wegen wider verwegene Angriffe zu beschützen habe? — Wenn ein Dritter mit stolzem Uebermuth und Trotz mich und mein unbestrittenes Recht verkennen, zertreten, mich unter seinen Hochmuth beugen will; soll ich mich ganz duldsam und mit sklavischer Feigheit unter seine Ungerechtigkeit niederbeugen lassen? Was habe ich als Nachfolger Jesu zu thun? — Verlangt es Gott, verlangt es mein Glaube, fordert es Jesus, daß sich jeder Rechtschaffene ohne allen Widerstand, ohne allen Nutzen zum Opfer des Ungerechten mache? Wenn ich friedfertig die Rechte des Andern hochachten soll: habe ich denn kein Recht, und habe ich keine Pflichten, dieses Recht zu beschützen? Wahrlich, also ist es nicht Jesu Sinn gewesen, wenn er lehrte: Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen, thut wohl denen, die euch beleidigen. Nein, er verbot damit die gerechte Selbstvertheidigung nicht. Denn wäre diese verboten, wahrlich, so würde in kurzer Zeit die Welt ein Raub frecher Frevler sein, die alles göttlichen und menschlichen Rechtes spotten, sobald es darauf ankommt, ihren wilden, ungerechten Begierden ein Genüge zu thun.

Ja, ich kann auch segnen, die mir fluchen, aber dennoch ihren Lästerungen und Verleumdungen entgegenarbeiten, und meine Ehre retten. Ich kann die Person meiner Widersacher und Feinde lieben, sie freundlich behandeln, aber ihre unbilligen Forderungen, ihre gegen mich unternommenen Feindseligkeiten mit Nachdruck abwehren. Ich kann auch wohl thun denen, die mich beleidigen, aber zugleich mich entweder gegen ihre Beleidigungen auch in Sicherheit setzen, oder sie zwingen, daß sie aufhören, mich zu beleidigen und mir zu schaden.

Wie weit darf ich aber in Vertheidigung meiner Person und meiner Rechte gehen? — Was ich in der bürgerlichen Gesellschaft und als Mitglied derselben zu thun habe, das weiß ich. Es fehlt mir nicht an Kenntnissen meines Rechts und meiner Vertheidigungsmittel — hingegen *das* ist es, was ich wissen muß; das ist es, was wir am schwersten wird einzusehen und zu beobach-

ten; in wie fern ich als Christ, als wahrhafter Nachfolger Jesu, von diesem Vertheidigungsmittel Gebrauch machen soll. — Wie leicht könnte ich zu viel thun! Dies wäre aber so nachtheilig für meine Seele, als es nachtheilig für mein Recht wäre, wenn ich zu wenig thäte. Darüber will ich mit Ernst nachdenken. Denn es ist wie ein Widerspruch in mir, wenn ich die mir von Jesu aufgelegten Pflichten gegen meine Feinde mit meinen eigenen Rechten vergleiche, die ich zu vertheidigen habe. Wie löse ich diesen Widerspruch? Wie kann ich mit allem Nachdruck mich gegen Beleidigungen verwahren? Wie kann ich auch mit zwingender Gewalt diejenigen, die mir übel wollen, in die Grenzen ihrer Schuldigkeit zurücktreiben, ohne die christliche Liebe gegen meine Mitmenschen zu verletzen?

Jesus gab seinen Jüngern und Freunden darüber einen genugthuenden Fingerzeig, der auch mir zur Richtschnur gilt. Er ermahnte sie zwar, friedfertig zu sein, aber nicht minder ermahnte er sie, sich gegen Friedensstörer in angemessene Vertheidigung zu setzen. Er ermahnte sie, nicht die ungerechte Person, sondern nur derselben ungerechte Sache zu hassen. Er ermahnte sie, immer zuerst die gelindesten Mittel zu versuchen, und nach deren Vergeblichkeit zu den strengern und härtern überzugehen. — „Sündigte aber dein Bruder an dir," sprach er, „so gehe hin und strafe ihn zwischen dir und ihm allein. Höret er dich, so hast du deinen Bruder gewonnen. Höret er dich nicht, so nimm noch einen oder zwei zu dir, auf daß alle Sache bestehe auf zweier oder dreier Zeugen Mund. Höret er die nicht: so sage es der Gemeine. Höret er die Gemeine nicht: so halte ihn als einen Heiden oder Zöllner." Matth. 18, 15 — 17.

Christus empfiehlt also seinen Bekennern nicht, ihr Recht unvertheidigt zu lassen, um sich dem Muthwillen Jedermanns preis zu geben, der Lust hat, sie zu beleidigen. Doch ermahnt er, zuerst das glimpflichste Mittel zu wählen, den gebrochenen Frieden wieder herzustellen. — Er wollte, daß seine Bekenner alle sich unter einander wie Brüder und Schwestern behandeln, gleichsam wie eine Familie Gottes betrachten sollten. Erst, wenn die milden Maasregeln fruchtlos sein würden, räth es an, die Beleidiger wie Heiden oder Zöllner zu behandeln, das heißt, sie vor den obrigkeitlichen Richterstuhl zu ziehen, und ihrer Bosheit höhere Gewalt entgegenzustellen. Die damaligen Zöllner im jüdischen Lande waren sämmtlich Heiden, nämlich Römer und römische Beamte, welche für den römischen Kaiser den Zoll in den eroberten, unterthänigen Ländern bezogen. Die Juden betrachteten sie immer als ihre unrechtlichen Bezwinger und Unterdrücker. Mit ihnen war, nach jüdischem Gesetz, vertrauter Umgang verunreinigend; daher ward Streit mit Heiden sogleich dem Richterstuhl vorgestellt.

Der erste Schritt, welchen ich also gegen denjenigen zu unternehmen habe, der mich beleidigt, mich in meinen Rechten kränkt, ist, daß ich mich mit ihm über die Ursachen seiner feindseligen Handlungsart verständige, und zwar auf eine Art, die durchaus nicht kränkend und demüthigend für ihn ist. „Sündiget dein Bruder an dir, so gehe hin und strafe ihn (das heißt: halte ihm sein Unrecht vor) zwischen dir und ihm allein."

Um hier mit Wirksamkeit zu verfahren, und deinen Beleidiger die Größe seines Unrechts fühlen lassen, um ihn gegen dich ganz zu unterwerfen, mußt du selbst ohne Heftigkeit sein, gelassen und ruhig. Nur mit nüchternem Sinn kannst du nüchtern reden, und deine Würde behaupten und die Schwäche deines Gegners beobachten. — Handle also nie unmittelbar im ersten Zorn. Fasse in der ersten Hitze keinen Entschluß. Denn was du auch im Zorn thust (er ist ein wahrhaft betäubender Rausch), es wird dich gereuen. Du selbst siehst dann die Sache mit falschen Augen an, und greifst sie falsch an. Erinnere dich, wie oft du schon im ersten Ungestüm höchst übereilt gehandelt, die beste Sache verdorben, und dir selber und deinem Recht geschadet hast. Wo Zorn ist, da ist keine Liebe oder Freundschaft und Achtung gegen die Person, sondern Haß. Nie aber sollst du die Person, sondern nur die ungerechte Sache hassen. Liebe deinen Feind, aber gegen seine Sache handle, in so fern sie dir zum Nachtheil gereicht.

Aufwallungen des Verdrusses nach erlittenen Beleidigungen sind unvermeidlich. Diese Aufwallungen können dir kaum zur Sünde gerechnet werden, weil sie natürliche Folgen deiner Natur und Beschaffenheit

sind. Allein sie sind in dem Augenblick sündlich, da sie dich beherrschen, deinen Verstand berauben, dich zu raschen, verderblichen, rachsüchtigen Entschlüssen, Worten und Thaten verleiten.

Laß den ersten Sturm des Mißmuths in dir verbrausen; zerstreue dich; warte ruhigere Stunden ab. Erst dann, wenn du bei vollkommener Kaltblütigkeit bist, überlege, was zu thun sei, damit du in deinem angefochtenen Recht geehrt bleibest. — Um dies mit der möglichsten Unbefangenheit zu thun, nimm den allerdings billigen Grundsatz zu deinem Verfahren an: durchaus nicht mehr zu thun, und nicht weiter zu gehen, als zur Sache notwendig ist! — Und um dies aufs richtigste zu entscheiden, denke: „Soll ich mir dieser Begebenheit willen durch ein heftiges Einschreiten vielleicht jahrelangen Streit und Verdruß anstiften? Wie kurz ist doch das Leben! Soll ich es mir eines gehässigen Menschen willen auf lange Zeit vergällen? Nimmermehr. Handeln will ich, muß ich; aber mehr will und werde ich nicht thun, als ich selbst dann nicht zu bereuen habe, wenn mir auf dem Krankenbette die Augen brechen, und ich dieser Sache gedenke. Es wird mir dann tief wohlthun, wenn ich mich erinnere, mit Weisheit, mit Würde, mit Mäßigung gehandelt zu haben — Christ gewesen zu sein."

In dieser Stimmung der Friedfertigkeit nähere dich dem, über welchen du dich zu beklagen hast. Stelle dir dabei weniger die Größe der dir zugefügten Beleidigung vor, als vielmehr die übrigen guten und löblichen Eigenschaften, die dem Widersacher besitzt. Zeige ihm, daß du sie kennest, daß du ihn deswegen hochachtest, schätzest; daß du eben deswegen bedauerst, mit ihm in irgend einem Unfrieden zu leben; daß du aus Achtung für ihn nichts eifriger wünschest, als dich mit ihm gütlich zu vergleichen. Zeige ihm deine Unschuld, dein Recht, gestehe es auch ohne Rücksicht freimüthig ein, wo du vielleicht gegen ihn etwas versehen haben könntest, und mit dieser Freimüthigkeit, die ihn bewegen, mit dieser edeln Ruhe, mit dieser Achtung für ihn, die ihn für dich persönlich einnehmen muß, entfalte ihm sein Unrecht, und die Größe desselben, so schonend jedoch wie möglich. — Die Art deines Betragens wird ihn entwaffnen, besänftigen. Er vermuthet vielleicht, du würdest ihn anfahren, ihn mit Vorwürfen überhäufen. Er hatte sich ohne Zweifel darauf gefaßt gemacht, sich vielleicht schon gerüstet, dir Gleiches mit Gleichem zu erwiedern. Er empfindet seinen Irrthum; er wird verlegen werden. Seine Verlegenheit ist für dich schon ein halber Sieg. — Benutze diesen Sieg mit noch größerer Schonung. Nun entschuldige ihn selber gegen ihn; nun rechne dir ein allenfallsiges Versehen gegen ihn zu größerer Schuld, und gib ihm eine Genugthuung, die er kaum erwartete.

Wahrlich, die meisten Streitigkeiten, die längsten, kostspieligsten Prozesse, die verderblichsten Feindschaften, welche zuletzt in gegenseitige hartnäckige Verfolgungen entarteten, hätten Anfangs mit wenigen Worten, mit einer geringen Gabe Klugheit, auf immer verhütet werden können, wenn im Herzen des Einen oder Andern mehr Christusliebe gelebt hätte. Aber diese Weisheit mangelte: darum ward der Funke, den ein Fingerzeig ausgedrückt haben würde, zur Feuersbrunst, die das Haus verzehrte.

Gewöhnlich ist die Veranlassung zu einer Beleidigung, Kälte und Entzweiung, immer ein Mißverständniß. — Denn so ich beleidigt werde von Jemandem, wider welchen ich mich keines Versehens bewußt bin, ist das Mißverständniß nothwendig auf des Andern Seite; — oder, habe ich etwas wider Jemanden, der mich selbst nie beleidigte, muß ich fürchten, daß wohl der Irrthum auf meiner Seite sein könne. Wie dem auch sei: ein persönliches Zusammentreffen, ein gegenseitiges Erklären, ein ungeheucheltes Verlangen nach Frieden und Einverständniß, ein bescheidenes, kluges, sanftes und herzliches Benehmen ist fähig, in einer einzigen Stunde Jahre voll Aerger und Verderben zu verhüten. Und höret dich dein Gegner (und er wird dich hören, wenn du nicht rechthaberisch die Schuld auf ihn laden willst), so hast du deinen Bruder gewonnen.

Höret er dich nicht, oder vielmehr, sind dein und sein Recht in der That von so sich widersprechender Art, daß unter euch Beiden an keine Ausgleichung zu denken ist: so nimm noch einen oder zwei zu dir, auf daß aller Sache bestehe auf zweier oder dreier Zeugen Mund. So spricht Christus.

In der That kann oft der Fall eintreten, daß eine besondere Gemüthsart oder Erbit-

terung des Einen und Andern keine persönliche Erklärung unter vier Augen gestattet und räthlich macht. Besser dann, man wende sich an eine Person, gegen welche der Andere wirkliche Hochachtung fühlt, lege ihm die Sache vor, und erbitte seine Vermittelung. Sobald man nur die allfälligen Verdienste seines Gegners nicht angreift, nur seinen guten Eigenschaften ungeheuchelte Gerechtigkeit widerfahren läßt, wird auch der Gegner, indem er dies erfährt, sich geneigt finden lassen, das Gleiche gegen uns zu thun. Die Versöhnung ist zur Hälfte schon gestiftet, und die Vermittelung wird leicht. — Willst du hernach auch nicht deines versöhnten Gegners vertrauter Freund werden: so ist doch die Ruhe deiner Tage besser gegen seine Angriffe und vielleicht gegen seine wirkliche Bösartigkeit gesicherter, als wenn du Gewalt gebraucht, seine Beleidigungen mit Gegenkränkungen vergolten und eben damit die ganze Kraft und Lust, dir zu schaden, erst recht wider dich aufgestiftet hättest. Bilde dir nicht in deinem Zorn oder stolzen Selbstgefühl ein, dein Gegner sei viel zu klein, du habest dich gar nicht vor ihm zu fürchten. — Freund, es ist Niemand so ohnmächtig, daß er dir nicht früher oder später einen Schaden zufügen könne, wenn er boshaft genug dazu ist.

Nimm, nach Jesu Rath, noch Einen oder Zwei zu dir, daß der Friede durch sie mit dem hergestellt werde, der dir nicht wohl will. Denn, wie gesagt, oft kann der Fall, welcher den Zwist verursacht, so verwickelt, oder das gegenseitige Recht so widersprechend und unentschieden sein, daß, da Keiner Nachgiebigkeit beweisen will, nur durch Unpartheiische und durch göttliche Uebereinkunft geschlichtet werden kann. Zeige deinem Gegner, daß du seine Person ehrest, wider ihn selbst nichts habest, aber deinen Rechten nichts vergeben könnest. Zeige ihm unverhohlen, du wollest durchaus mit ihm nicht in Hader leben, und daher dich dem Spruche unparteiischer, rechtschaffener Personen unterwerfen. Die Menschen sind nicht halb so gekränkt, wenn man nur die Vollgültigkeit ihres Rechts in Zweifel zieht, als wenn sie wahrnehmen, daß man ihnen ein schlechtes Herz oder einen schwachen Verstand zutraut. Sind sie einmal über die ihnen gebührende Achtung beruhigt, werden sie jederzeit die Hand williger zum Frieden reichen, und sich dem Worte schiedsrichterlicher Freunde unterziehen.

So thue, und du läufst nicht Gefahr, einen Schritt weiter zu gehen, als deiner und der Deinigen Ruhe zuträglich ist. Ziehe in zweifelhaften Fällen, und manchmal auch wohl in dir unzweifelhaft scheinenden Fällen, einen geringen Verlust langem Streit und Prozeß vor. Friede ist immerdar Gewinn für deine Gesundheit, für deine Zeit, für dein Vermögen, für die Ruhe und Heiterkeit deines Gemüthes, für die Unschuld und Tugendhaftigkeit deiner Denkart. Der glücklichste Prozeß ist noch immer ein Verlust, welchen hintennach aller Gewinn nicht aufzuheben im Stande ist. Er entwickelt verderbliche Leidenschaften; er stört die Lebenszufriedenheit; er vererbt Groll und die Giftfrüchte desselben auf die folgenden Tage und sogar auf nachkommende Geschlechter.

Und hast du das Aeusserste gethan, dich mit dem auszugleichen, der dir entgegen ist, und kann kein Opfer von deiner Seite ihn zu friedfertigem Sinn bewegen: dann, du bist es dir, du bist es den Deinigen schuldig, verwahre und vertheidige dein Recht mit allen gesetzlich erlaubten Zwangsmitteln gegen den unversöhnlichen Widersacher, oder, wie sich Jesus nach dem Sprachgebrauch seiner Zeiten und des jüdischen Volks ausdrückte: halte ihn wie einen Heiden. — Ziehe dich zurück von ihm, meide seinen Umgang; hüte dich auf alle Weise, mit ihm in eine Berührung zu kommen.

Es gibt Personen, mit welchen beinahe nicht zu leben ist, sei es, daß sie wirklich sehr niederträchtig denken, oder daß sie, bei allen übrigen guten Eigenschaften, doch gegen uns einen verderblichen Ton annehmen, der mit unserer Art zu sein unverträglich ist. Man muß ihnen ausweichen, so wenig als möglich mit ihnen zu schaffen haben. Es ist besser, von ihnen vergessen, als verkannt zu sein. Zeit und Umstände müssen sie über unsern Werth, über unsere Unschuld eines Bessern belehren. — Weiche ihnen aus, aber hasse sie nicht. Weiche ihnen aus, aber nicht bloß mit der Person, sondern selbst mit den Gedanken. Rede nie von ihnen, oder nie anders, als schonend und glimpflich. Deine unvorsichtigen Aeusserungen, bittere Bemerkungen über sie, sind Herausforderungen ihres Zorns. Du bist dann der Schuldige, der Strafwürdige. Deine

Unklugheit, deine Leidenschaften verdienen Züchtigung. Du warst kein Christ, und verdienst, wenn du nachher Unrecht leidest von ihrer Rache, kaum Mitleiden. Es ist dir erlaubt, die Fehler deiner Gegner zu hassen, aber nicht, ihnen nachzuahmen. Du sollst verzeihen.

Einst trat Petrus zu Jesus und sprach: Wie oft muß ich denn meinem Bruder, der an mir sündigt, vergeben? Ist's genug siebenmal? — Jesus sprach zu ihm: Ich sage dir, nicht siebenmal, sondern siebenzigmal siebenmal. Matth. 18, 21. 22. Immer unterscheide die Sache von der Person; dieser, auch wenn sie dich beleidigte, sollst du eher wohl als übel thun; du sollst sie mit Großmuth behandeln, während du dich gegen ihre Beleidigungen beschützest, und deine Rechte sicherst.

Persönliche Rache ist dir nach göttlichen und menschlichen Ordnungen untersagt. Duldest du an deiner Ehre, an deinem Vermögen, in deinem Gewerbe, in deinen Freiheiten durch irgend eines Menschen Bosheit, und war zur Anwendung derselben jeder freundliche Versuch eitel: dann rufe den Schutz der bürgerlichen Gesetze an, unter denen du stehest; fordere die Obrigkeit, fordere die Vorgesetzten deines unversöhnbaren Gegners auf, dir Sicherheit, Ruhe und Recht zu schaffen. Dafür hat Gott Obrigkeit angeordnet, dafür ist derselben Gewalt gegeben.

Vertheidige deine Rechte, mache dir deinen Feind unschädlich, aber mit leidenschaftloser Besonnenheit und mit schonender Menschenliebe. — Mit leidenschaftloser Besonnenheit! Es ist nur zu häufig der Fall, daß ein Mensch, wenn er gerechte Sache zu haben vermeint, sie mit leidenschaftlichem Eifer verdirbt. Er glaubt, ihm könne nie genug Genugthuung geschehen. Er setzt um Dinge, die an sich noch nicht von der allergrößten Erheblichkeit sind, im Eifer sein Alles aufs Spiel, thut Schritte, die hintennach ihm mehr Schaden bringen, als ihm sein Gegner jemals hätte stiften können. Heftigkeit und Zorn sind allezeit ein Wahnsinn, der sich selber zerfleischt.

Verfechte deine Rechte, unerschrocken, entschlossen, beharrlich — aber mit schonender Menschenliebe! — Du darfst begehren, in deiner Ehre, in deinem Vermögen, in deinen Befugnissen unbeeinträchtigt zu bleiben; du darfst Ersatz um erlittenen Schaden begehren, du darfst begehren, künftig gegen Beeinträchtigungen gesichert zu stehen — aber mehr nicht. Beuge deinen Gegner nicht tiefer, wenn du Sieger bist, als zu deiner Ruhe nothwendig sein mag. Laß den bezwungenen Feind erkennen, daß du nur gerecht, nicht aber rachsüchtig bist. Immer laß eine Möglichkeit zur Versöhnung offen; ja fordere nie die vollste Genugthuung: sondern rühre deinen Gegner durch Edelmuth.

Das heißt wenig, einen Feind demüthigen, wenn man die Gewalt und das Recht in Händen hat; aber einen Feind zwingen, daß er unsern Vorzug und unsere Güte von Herzen anerkenne; ihn zwingen, seinen Haß in Dankbarkeit und Bewunderung zu verwandeln; ihn zwingen, daß er selbst künftig unser Freund, Anhänger und Vertheidiger werde: das ist mehr als gemeiner Sieg, das ist christlicher Triumph, das ist die Macht der Seelenhoheit, die nur bei wahren Weisen und Eingeweihten in des göttlichen Jesu Sinn gefunden wird.

Bin ich nicht ein Kind Gottes? Bin ich nicht der Geweihte Jesu? Und bin ich nicht Dein Kind, o Gott der Barmherzigkeit, der ewigen Gnade und Liebe? Wo sind nun die göttlichen Thaten meines Lebens, die Zeugen meiner erhabenen Abstammung sein können? Rache kennt auch das beleidigte Thier. Sollten mich die Gefühle der Rache nur in die Reihe der Thiere niederreissen? Edelmuth gegen Feinde kennt nur der Nachahmer des Göttlichsten unter den Weisen, der Geweihte Jesu. Wie? war ich denn jemals schon dieses rührenden Edelmuths fähig? Bin ich's jetzt?

Allwissender Gott! ich habe den Muth, tugendhaft zu sein. Ich will handeln, wie Dein hochgelobter Sohn in seines irdischen Lebens Tagen. Ich wandelte bisher auf falschen Wegen. Ich pflanzte Unruhe in mein Leben. Allwissender Gott, ich will ein anderer Mensch werden, als ich bisher war. Ich danke Dir mit Inbrunst und Ehrfurcht für diesen Augenblick der Erleuchtung.

XXI.

Die Rache.

Röm. 12, 17 — 11.

Erhab'ne Seelen ehren
Auch ihres Feindes Werth;

Von seinem Haupte wehren
Sie selbst der Rache Schwert.

Zwar ihre Unschuld schirmen
Sie kühn mit festem Muth;
Doch in Verfolgungsstürmen
Wallt schneller nicht ihr Blut.

Gott über Alle Welten,
Gott führt die Waa' allein;
Er möge einst vergelten!
Ihr Rächen heißt — verzeih'n.

Gottes Hand gründet die Verschiedenheit des Sinnes unter den Menschen, auf daß sie durch den allmächtigen Widerstreit ihrer Kräfte sich einander zu höherm Glück, zu höherer Erkenntniß, zu höhern Zielen, innigerer Liebe, zu gegenseitigem Dienst erheben möchten. Ohne jenen sanften Widerstreit unserer Kräfte würde die Menschheit nie aus ihrer thierischen Ruhe erwachen, und, wie die Geschöpfe der Wildniß, Keiner sich um das Weh und Wohl des Andern bekümmern mögen. — Darum ordnete Gottes Hand die Gaben der Menschen so mannigfaltig an; darum gab sie Reichthum dem Einen, Armuth dem Andern; darum dem Einen ein heißes, dem Andern ein kaltes Vaterland; darum dem Einen nur lebhafte Einbildungskraft, dem Andern Tiefblick und Scharfsinn; darum dem Einen lebhaftere Neigung, dem Andern stilleres Blut. So mußte überall Verschiedenheit unter den Menschenkindern entstehen, Verschiedenheit der Erziehung und Denkarten, Verschiedenheit der Religion und der Meinungen, Verschiedenheit der Gesetze und Sprachen, Verschiedenheit der Laufbahnen, Wünsche, Beschäftigungen und Ansichten jedes einzelnen Sterblichen.

Ohne jenen Widerspruch der Meinungen und Standpunkte — wer hätte sich um die Erkenntniß der Wahrheit bemühen mögen, wenn alle Menschen einerlei Sinnes wären? Ohne Ungleichheit des irdischen Vermögens, ohne Reichthum und Armuth — wer hätte gutwillig dem Andern dienen und beistehen mögen, da Keiner des Andern nöthig hatte? — Die Welt wäre ein Aufenthalt träger Ruhe und seelenloser Unthätigkeit gewesen; nie wäre nie ein Ringen, ein Wetteifern, ein Fortschreiten von Vollkommenheit zu Vollkommenheit gesehen worden; der Zweck der Schöpfung wäre verloren gegangen, und der Mensch, gleich den stillen Pflanzen und Steinen, unveredelt auf- und untergegangen.

Die Ungleichheit der Menschen in Eigenschaften und Trieben, in Kräften und Vermögen, in Ansichten und Wünschen, ist des Schöpfers göttliches Werk. — Aber eben so ist das ewige Gesetz der Liebe und Sanftmuth sein Werk. Wir können auf Erden von einander abweichende Bahnen wählen, aber Neid und Verleumdung, Feindschaft und Verachtung sollen nicht wie Unkraut aus dem Felde hervorschiessen, wo nur unser Glück blühen darf.

Inzwischen ist es, bei dem großen Widerstreben, in welchen unsere Absichten und Zwecke oft gegen die Absichten und Zwecke anderer Menschen stehen, kaum zu vermeiden, daß wir einander nicht mißverstehen. Bei einiger Neigung zum Zorn, oder nach einigen traurigen Erfahrungen, werden wir leicht geneigt, dasjenige bei Andern, was Irrthum war, für heimtückische Absicht zu halten. — So erwacht die Begierde, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, Böses mit Bösem zurückzutreiben, und verursachten Schaden mit dem Schaden an Andern zu vergelten, — — das heißt: so erwacht das Gefühl der Rache.

Was ist Rache? — Es ist die niedrige, thierische Begierde, dem einen Schaden zuzufügen, der uns nach unserer Meinung beleidigt hat; — es ist ein heftiges Verlangen, den, welchen wir hassen, tief zu kränken, um uns dann über seinen Schmerz freuen, und in dieser Freude die bittere Empfindung vergessen zu können, die er uns verursacht hat. Es ist nicht die Absicht des Rachedurstigen, seinen Feind zu bessern — denn zu solcher Absicht gehört wahrhafte Menschenliebe und kein Haß —, sondern sich ihm fürchterlich zu machen. Wer Jemandem aus Liebe ein Unglück zufügt, um ihn von irgend einem Fehler zu bessern, der rächt nicht, sondern er straft. So können zärtliche Aeltern das Kind strafen wegen Thorheiten; so straft die Obrigkeit den fehlbaren Unterthan, ohne ihn persönlich zu hassen.

Jetzt, mein Christ, lege die Hand auf's Herz, und erforsche dich: Uebtest du niemals Rache? Ist nicht heute noch in dir die Neigung rege, an Diesem oder Jenem Rache üben zu können, wenn auch nur eine kleine Rache, wie du es nennst? — Und, o mein Christ, wenn du dir es nicht läugnen kannst, bist du in diesen thierischen Gefühlen Christi Schüler, Gottes des Erhabenen Bild?

Da nun aber bei der Einrichtung dieser Welt, bei diesem Kampfe der gegenseitigen Wünsche und Zwecke und Ansichten, auch der beste, der tugendhafteste Mensch seine Feinde hat, und nothwendig haben muß, — da es auch selbst derjenige, welcher Jeden mit Freundschaft und Güte behandelt, nicht meiden kann, von andern Menschen verkannt, verleumdet, verfolgt zu werden: — sollen wir ruhig und ohne Gegenwehr die Schmähungen unserer Widersacher ertragen? Sollen wir uns gutmüthig boshaften Menschen preisgeben? Sollen wir ruhig und ohne Murren unsere Ehre zerreissen, unsern Wohlstand verderben, unsere Freunde von uns trennen lassen? Sollen wir, weil wir uns Feinde machen könnten, manches nützliche Unternehmen fahren lassen? Fordert das Christenthum einen so hohen Grad der Sanftmuth von uns?

Nein, wahrlich, das Christenthum fordert dies nicht von uns. Auch Jesus Christus zog sich durch seine Lehre tausend Feinde zu, aber er achtete ihrer nicht, sondern vollendete voll göttlichen Muthes sein Werk. Auch Jesus Christus ward bei seinem Volk, bei seinen Jüngern verleumdet, und er schwieg nicht. Er stellte die Heuchelei und den Stolz seiner Feinde und die Bosheit derselben öffentlich an das Tageslicht; er donnerte mit furchtbarer Stimme gegen die Ränkesucht der Pharisäer und Schriftgelehrten; er vertheidigte sich gegen die Ungerechtigkeit ihrer Beschuldigungen, und schwieg nicht; — aber zufrieden damit, wenn er ihre Bosheit entkräftet hatte, nahm er keine Rache an ihnen; er triumphirte nicht über die Demüthigung seiner Feinde mit Schadenfreude; immer war er zur Versöhnung bereit.

Die Religion und das Lebensbeispiel Jesu gebieten uns nicht, daß wir uns, unsere Ehre, unser Eigenthum, unsere Familie, unsere Ruhe der Bosheit schlechtgesinnter Menschen preisgeben sollen; gebieten uns nicht, daß, wenn wir oder unsere Freunde von Bösewichten heimgesucht werden, wir geduldig ihren Anschlägen zusehen, ihre Angriffe mit Sanftmuth ertragen sollen. Nein, Gott gab uns dies Eigenthum; Tugend und Redlichkeit gaben uns diesen guten Namen; wir sollen beides beschützen; wir sollen nicht für uns, auch für unsere Freunde gegen die Bosheit kämpfen, und im Nothfall das Leben für sie lassen. 1 Joh. 3, 16. — Aber rächen sollen wir uns nicht!

Die Religion verbietet nicht Nothwehr, nicht Selbstvertheidigung; aber die Rache ist ungerecht; sie werde in der ersten, aufwallenden Hitze geübt, dann ist sie Wahnsinn, worin der Mensch zum wüthenden Thiere herabsinkt; oder sie werde bei kaltem Blute mit Ueberlegung geübt, dann ist sie satanisch.

Du hast Feinde — wohl dann, auch der Heiligste der Menschen, Jesus, unser Heiland, hatte sie. Willst du ihnen als Mann, als Christ, als Weiser begegnen, willst du deine Ehre, deine Ruhe, dein Eigenthum, deine Freunde gegen sie vertheidigen, ohne die Reinheit und den Adel deiner Seele zu beflecken, ohne mit den niedrigen Gefühlen der Rache dein Herz zu besudeln — blicke auf Jesu Beispiel, horche auf seiner Jünger heiliges Wort. — Und was lehren uns die göttlichen Weisen?

Erlaube dir nie eine Handlung im Aufwallen des Zorns gegen den, von welchem du beleidigt zu sein glaubst (Jak. 1, 19. 20.) — Der Zorn vernichtet deine Vernunft; willst du, den Thieren gleich, vernunftlos handeln? — Im Zorn schadet der Mensch oft mehr sich selbst, als seinem vermeinten Feinde; er gibt dem Boshaften zuletzt nur neuen Triumph, und sich selbst Reue. Der Zorn ist thierischer Natur, und entehrt. Und wer darin handelt, begeht eine Unklugheit. Wie mag der Weise handeln wie Derjenige, welcher vom Weine berauscht ist? Der Zorn aber ist der tödtlichste Rausch. Der Zornige unterliegt; der Kaltblütige hat seinen Feind schon halb entwaffnet. Der Zornige stellt seine Schwächen dem Feinde bloß; der Kaltblütige sieht sie mit Besonnenheit, und weiß Nutzen davon zu ziehen.

Handle nie im Zorn, denn du wirst selten klug, niemals pflichtmäßig christlichgroß handeln; sondern erwarte die ruhigern Augenblicke deines Gemüthes. Zerstreue dich, vergiß die empfangene Kränkung, laß die wohlthätige Zeit über deine Wunde hingehen, bis sie geheilt ist, und sollten auch mehrere Tage darüber verloren gehen. Was du an der Zeit verloren hast, wirst du an Kraft, Besonnenheit und Weisheit gewonnen haben.

Und bist du ruhig, wallt dein Herz nicht

mehr bei dem Gedanken an deinen Feind auf: dann erforsche mit Besonnenheit, nicht durch welche Mittel du dich am bittersten rächen könnest, sondern welchen Schaden dir dein Widersacher eigentlich verursacht habe. — Du wirst finden, daß du eigentlich nicht so sehr über den verursachten Schaden an deiner Ehre, oder an deinem Eigenthum, als über die niedrige, unedle Gemüthsart und Bosheit dessen erbittert warst, der dich so unwürdig behandelte. — Wohl dann, diese Bosheit, diese Schlechtigkeit der Gesinnungen deines Feindes, die du mit Recht tief verachtest, willst du sie dir auch zu eigen machen? Willst du gemein und niedrig handeln, wie er? — O so bist du nicht besser, als er, sondern ebenfalls aller Verachtung würdig. — Sei größer, edler als er; nimm keine Rache, nicht an ihm, nicht an dem, was ihm lieb ist, sondern begnüge dich, deine und der Deinigen Ehre oder Eigenthum mit klugen Maasregeln zu schützen, und dann gelassen den Tag zu erwarten, wo du deinen Feind mit Edelmuth beschämen könnest. — Und wahrlich, dieser Tag wird dir nicht fehlen.

Räche dich nicht selbst, sondern, ist dir Unrecht widerfahren, suche Schutz bei der Obrigkeit, die darüber gesetzt ist. (Röm. 12, 19.) Als Paulus, der Apostel, von seinen Feinden übermannt wurde, und sie ihm den Tod bereiteten, rief er sein römisches Bürgerrecht an, und verlangte als Bürger Roms den Schutz seiner rechtmäßigen Obrigkeit. (Apost. Gesch. 25, 7 — 12.)

Dies ist das Mittel, welches jedem Christen bei wichtigen Beleidigungen gestattet ist, denn es ist der Obrigkeit Pflicht, jeden Bürger gegen die Bosheit Anderer zu schirmen. — Inzwischen ist dieses Mittel nur bei groben Vergehungen unserer Feinde anwendbar. Wie möchtest du, als Christ und Weiser, die kleinen Beleidigungen von deinen Feinden noch schwerer richten, als eine Obrigkeit die großen?

Wenn die wider dich gerichteten Angriffe deiner Widersacher nicht von der Art sind, deswegen mit ihnen vor Gericht zu gehen, so vereitle dieselben dadurch, daß du der Welt deine Unschuld zeigest, und damit den bösen Zweck deiner Feinde vereitelst. Sie werden dich wegen deiner Mängel, deiner Unvollkommenheiten, deiner Fehltritte anzutasten suchen — wohlan, entwaffne sie, und werde in deinen Handlungen das Gegentheil von dem, was sie dir vorwerfen. Nennen sie dich stolz, beweise durch That deine Demuth; nennen sie dich einen Betrüger, handle nur mit strenger Ehrlichkeit im Kleinsten wie im Größten; nennen sie dich einen Unfähigen in deiner Kunst, in deinem Berufsgeschäft, verdoppele deinen Fleiß, und werde fähiger und vollkommener. So tragen selbst deine Feinde zu deiner Veredlung bei; fühlst du, daß sie in ihren Vorwürfen Recht haben, o so fühlst du auch dein Unrecht; lege dies ab, und deine Feinde stehen entwaffnet, und die edlere Welt umringt dich mit ihrem Beifall.

Es ist unsere Pflicht, uns und die Unserigen gegen den bösen Willen unedler Menschen zu vertheidigen, und die Schändlichkeit derer zu entlarven, die sich bei der Welt ein Ansehen geben wollen, um uns desto leichter verderben zu können. Aber in dieser Nothwehr und Selbstvertheidigung sollen wir nicht selbst unedel sein oder werden. Wir sollen nicht weiter gehen, als die Nothwendigkeit es verlangt; wir sollen nicht anhalten im Verfolgen, nicht schaden aus Schadenfreude und Muthwillen. Wir müssen so handeln, daß noch immer eine aufrichtige Versöhnung früher oder später statt finden könne und möglich sei.

Es läßt sich nicht läugnen, daß wir, wenn wir unsere Handlungen ernsthaft prüfen, gewöhnlich selbst auf irgend eine Weise Andern einen Anlaß zu Feindseligkeiten gegen uns gegeben haben.

Willst du der Feindseligkeit und den Schmerzen der Rachelust entgehen, so habe selbst, so viel an dir ist, Friede mit allen Menschen (Röm. 12, 17. 18). Durch ein höfliches, aufrichtig-freundliches und gütiges Wesen in unserm Betragen fesseln wir nicht nur unauflösbar die Herzen unserer Freunde und Bekannten, sondern wir zwingen selbst unsere erklärten Widersacher zu einer sanften Stimmung, und entreissen gleichsam den Flammen ihres Zornes das Oel. — — Doch, du bist Christ, du wandelst in deines Gottes Welt auf göttlichen Bahnen göttlichen Zielen entgegen. — Du bist ein Christ, du sollst ein erhabener Mensch sein, und deine reine Seele soll für erhabenere Bestimmungen reif werden! Du sollst dich

nicht begnügen, bloß jene Klugheitsmaasregeln zu beobachten; du sollst nicht zufrieden sein, daß du der Rache und Schadenfreude in deinem Herzen keinen Raum gibst — nein, du mußt das Böse mit dem Guten überwinden, und durch Edelmuth und Wohlthat deine Feinde in Bewunderer und Freunde verwandeln (Röm. 12, 20. 21).

Als Christus nichts mehr thun konnte für seine Feinde, da betete er noch mit sterbenden Lippen für ihr Wohl.

Weit entfernt, daß du dich mit Gefühlen der Rache wegen empfundener Kränkungen entwürdigest, weit entfernt, daß du nachsinnest, wie du empfangene Beleidigungen empfindlich erwiedern könnest, ergreife die erste Gelegenheit mit Muth, deinem Feinde ein Herz voll Edelmuth zu zeigen. Nimm du ihn in Schutz, wenn Andere ihm Unrecht thun; sprich du von seinen guten Eigenschaften, wenn Andere ihn verleumden, oder seine Fehler richten; sei du sein Fürsprecher, wenn ihm Hilfe fehlt; ehre du ihn, wenn Andere ihn boshaft demüthigen, ohne übrigens dich selbst ihm aufzudringen, ohne daß er glauben könne, du thätest dergleichen nur aus Furcht. Nicht dich hat er überwunden; du mußt ihn überwinden; er wird dich einst aufsuchen und deine Verzeihung anrufen.

Jesus, in dem sich Gott mir offenbarte und zeigte, wie ich menschlich-göttlich handeln könnte — Jesus, so hast Du gethan! Dir versagte die feindselige Welt des Lebens Freuden, Du gabst ihr die Freuden des ewigen Lebens; Dir versagte sie, wo Du Dein Haupt hinlegen konntest, Du gabst ihr die Wollust stiller Ruhe und des Friedens; Dir schlugen sie Todeswunden, Du heiltest großmuthvoll die ihrigen; Dir rief sie ihren Fluch zum Kreuze hinauf, Du segnetest sie vom Kreuze herab!

Erhebe mich zu Deiner Seelengröße! Und habe ich Feinde, ich will größer handeln, als sie denken. Erscheint ein Tag, eine Gelegenheit, da ich Böses mit Bösem vergelten könnte, da will ich kalt und ruhig das Gute thun, wie die Pflicht es mir gebeut. — Ich will sie beschämen, aber nur mit meiner Unschuld, ich will sie verfolgen, aber nur mit Handlungen des Edelmuths. Das sei meine Rache, daß ich in der Brust meiner Widersacher selbst die Sehnsucht nach Versöhnung errege.

Herr hilf, laß wohl gelingen! Amen.

XXII.

Der Sieg über Widersacher.

Spr. Sal. 16, 7.

Wenn Du durch Widerwärtigkeit
Mich läutern willst, ich bin bereit,
Die Last zu tragen, die Du hier,
Mein Vater, mir
Auflegen willst: sie kommt von Dir!

Wo ist der Held, den je ein Streit,
Wie schwer und hart er wäre, reut?
Wenn er nur kämpfte wie ein Mann,
Das Feld gewann,
Und dann des Siegs sich freuen kann.

Wir sollen der Tugend, wir sollen der Ewigkeit leben. Dahin mahnt, lockt, drängt und treibt uns Alles, jeder Tag, jeder scheinbare Zufall, jedes Verhältniß. Wir sträuben uns umsonst dagegen. Gott selbst hat den Abscheu vor dem, was schlecht und ungerecht ist, in unsere Brust gelegt. Daher die Verachtung und der Haß bei allen Völkern des Erdballs gegen jeden Uebelthäter, gegen den Lieblosen, den Verleumder, den Verführer der Unschuld, den Stolzen, den Entweder fremden Eigenthums, den Meineidigen, den Trunkenbold u. s. w.

Dieser natürliche Abscheu der Menschen gegen das, was sie an Andern Fehlerhaftes erblicken, oder was sie auch nur für Unrecht halten, ist der Ursprung der meisten Verfolgungen und Feindschaften unter den Sterblichen. Es kann hienieden also Niemand die Rose des Lasters pflücken, ohne sich sogleich von Dornen auf allen Seiten umringt zu sehen. Auch dieses gehört zur weisen Welteinrichtung, welche uns vom Bösen zurückschreckt. Sünder sogar hassen an Andern die Sünde, welche sie selber begehen.

Wunderbare, heilige Fügung der Allweisheit, welche selbst meine Feinde zu Schutzengeln meiner Tugend macht, und meinen Widersachern gebietet, gleich Freunden vor allem Unrecht mich zu warnen!

Ja, ich erkenne es mit Demuth und Erstaunen: es ist nichts in dieser Welt ohne allen Zweck; Alles ist weise geordnet, und selbst dem Uebel muß Heil entquellen.

Auch die Feinde, welche ich habe, sind meine Wohlthäter.

Und warum habe ich Feinde; warum gibt es Menschen, die mir nicht wohlwollen? — Etwa, weil ich zu edel denke? weil ich sie zu liebreich behandle? weil ich ohne Fehler bin? — Nein, sie wollen mir nicht wohl, weil sie von mir beleidigt sind, oder beleidigt zu sein glauben. Sie hassen nicht mein Gutes, sondern meine Mängel; tadeln meine Art zu denken und zu handeln, wodurch ich ihnen wehe thue.

Meine Widersacher sind es, die mir eigentlich sagen, wer ich bin; die mir's sagen oder fühlen lassen, wie ich fehlerhaft bin. Sie thun mehr, als die besten meiner Freunde und Vertrauten, welche mich gewöhnlich mit allzugroßer Nachsicht zu beurtheilen pflegen.

Freilich mag es oft geschehen, daß diejenigen, welche mir abgeneigt sind, ihren Tadel übertreiben, meine übeln Gewohnheiten zu groben Fehlern, meine Fehler zu schweren Sünden machen. Aber was thun sie? Sie halten mir nur einen Vergrößerungsspiegel vor, in welchem ich auch den kleinsten Flecken erkenne, der meine Denk- und Lebensart beschimpft, und mein Seele verunreinigt. Als wahrer Christ soll ich auch die geringsten Mängel austilgen, um vollkommen zu werden, wie mein himmlischer Vater vollkommen ist. Und wahrlich, so gering können doch dieselben nicht sein, da sie von den Augen eines Andern wahr genommen werden. Ich habe Ursache, auf meine Eigenliebe mißtrauisch zu sein, die mir Dinge verzeiht, welche Fremden anstößig sind. — So erkenne ich selbst in den Uebertreibungen meines Feindes Wohlthat und Nutzen. — Ich wünsche meinen Gegner zu beschämen; ich wünsche über ihn zu triumphiren: — wie kann ich's besser, als wenn ich ihm jeden Grund, mich zu betadeln, raube; als wenn ich so lebe, so handle, daß er selbst eingestehen muß, ich sei achtungswürdig? — Und wie kann der mich hassen, der mich beobachtet? — Ich will ihn überwinden, ich will ihn zwingen, mich zu ehren, mich zu achten, mich zu lieben. Er soll früher oder später mir die Hand drükken, und mein Herz soll es ihm danken, daß er mich auf meine Fehler aufmerksam gemacht, daß er zu meiner Besserung beigetragen hat.

Auch Feinde sind meine Wohlthäter! Sie sind es, oft wider ihren Willen. Sie legen mir zwar mancherlei Hinderniße in den Weg, wodurch sie mich zu betrüben gedenken. Sie vereiteln zwar aus niedriger Rachsucht oder Mißgunst manche meiner Plane. Sie stören mich im glücklichen Fortgang meiner Geschäfte. Sie freuen sich, wenn mir manche meiner Unternehmungen mißlingen. — Aber was thun sie? Sie erwecken nur meine Kräfte zu einer verdoppelten Thätigkeit und Anstrengung. Sie vermehren meine Vorsicht und Klugheit. Sie bringen alle Eigenschaften meines Geistes in höhere Bewegung. Bei steter Ruhe würde ich in allzugroße Sicherheit gerathen, und mir durch Unbesonnenheit und Unvorsichtigkeit vielleicht mehr schaden, als mir alle Hinderniße schaden können, welche mir meine Feinde entgegenwälzen. Nur im Kampfe vermehrt sich die menschliche Kraft; nur Anstrengung stärkt den Geist. Wir wissen es ja aus tausend Erfahrungen, daß diejenigen, welche es in der Welt zu etwas Großem gebracht haben, es nur vermochten, wenn sie durch die größten Mühseligkeiten erst geübt waren, und tausend Hinderniße besiegt hatten. — Wohlan denn, nur Muth! Meine Widersacher bereiten mir nur einen größern Triumph vor. Sie zwingen mich zu einer vollendeten Entwickelung meiner Kräfte. Fern sei von mir jede unedle Rache! Möge Gott richten! Aber ich will meine Feinde dadurch am tiefsten beschämen, daß ich meine guten Zwecke um so vollkommener erreiche, die ich, ohne Hinderniße zu finden, vielleicht nur mit halben Kräften gesucht, vielleicht nur halb erreicht hatte.

Auch Feinde sind meine Wohlthäter! Ja, sie sind es; denn ihr argwohnisches, scharfblickendes Auge erinnert mich beständig, treu in meinen Berufsarbeiten, aufmerksam in meinen häuslichen Pflichten zu sein. Der Mensch, auch der Mensch mit den besten Vorsätzen, bedarf immer eines warnenden Aufsehers, der ihn mahne, daß er sich nicht vergesse, daß er sich keinen Fehler aus Nachlässigkeit oder aus Erschlaffung des guten Eifers erlaube. Auch bei dem besten Menschen sind nicht alle Tage gleich. Er kann zuweilen gleichgültiger in seinen Geschäften werden. Er bedarf eines Sporns, der ihn von neuem reize, seiner selbst würdig zu bleiben. — Und dieser Sporn ist der Tadel unserer Widersacher; es ist ihr lauschender Blick, mit welchem sie irgend einmal uns auf einer Nachlässig-

keit, bei einer Schwäche, oder gar über einem Unrecht zu ertappen hoffen. — Der Gedanke, daß wir unsern Feinden durch irgend ein Versehen Anlaß geben könnten, wider uns mit vollem Rechte aufzutreten, erhält uns in unsern Berufspflichten beständig wachsam; er muntert uns zu größerer Aufmerksamkeit auf, als selbst der Beifall der Freunde, welcher uns oft einschläfern kann. — Wohl, so will ich meinen Feinden dankbar sein. Sie sind es, welche mich meinen Pflichten als Mensch, als Bürger, als Vater, als Gatte, Kind, als Beamter und Arbeiter treu erhalten. Ihnen bin ich's schuldig, daß mein Gewissen von keiner Schuld beunruhigt wird. Indem ich's vermeide, die Schadenfreude meiner Gegner zu befriedigen, indem ich's vermeide, ihnen einen Triumph über mich zu gönnen, triumphire ich zuletzt selbst über sie.

Auch Feinde sind meine Wohlthäter! Ja, nicht selten noch größere Wohlthäter, als meine nachsichtvollsten Freunde. Meine Widersacher sind die Ersten, welche mich vor Unglück warnen. Und sie warnen mich, indem sie mich lehren, auf Alles Acht haben, was mir zum Schaden dienen könnte. Sie warnen mich, weil sie die Fehler an mir tadeln, welche mich früher oder später in unangenehme Lagen bringen können. Vielleicht würde es dem rachsüchtigen, schadenfrohen Gemüthe meiner Widersacher ein großes Vergnügen sein, wenn sie mich durch meine eigene Schuld in Verlegenheit gerathen sähen; wenn sie dann sagen könnten: „Haben wir es nicht immer vorhergesagt, daß es so kommen würde?“ Aber nein, diese traurige Freude werde ich ihnen nicht gewähren. Ich will von mir jeden Fehler, jede Nachlässigkeit, jedes Unrecht entfernen, welches mir Gefahr zuführen kann. Ich will gerecht und redlich wandeln, im Geheimen wie im Oeffentlichen; so werde ich meine Widersacher besiegen, ihre bösen Wünsche vereiteln, ihre Arglist zu Schanden machen. Sie werden mir endlich Hochachtung statt Haß, Lob statt Tadel zollen müssen. So soll der Christ seine Feinde besiegen!

So lange deine Wege nicht dem Herrn wohlgefallen, o mein Christ, so lange stehst du von Tadlern und Menschen umringt, die dir nicht wohlwollen. Aber wenn Jemands Wege dem Herrn wohlgefallen, so macht er auch seine Feinde mit ihm zufrieden. (Sprichw. Sal. 16, 7.)

Erkennst du, o Christ, die tiefe Wahrheit dieses göttlichen Wortes? Warum denn so trostlos wegen der Verfolgung deiner Feinde? Bist du es nicht vielmehr, der sich selbst verfolgt durch seine eigenen Fehler? Steht es nicht in deiner Gewalt, den Haß der Feinde durch deine Tugend endlich in Liebe, und den Zorn derselben in Bewunderung zu verwandeln?

Warum erbittert dich der allzustrenge Tadel oder der mißgünstige Spott deiner Gegner? Ach, sie spotten ja nicht über deine guten Thaten — sie schweigen nur von ihnen; sie suchen sie nur zu verkleinern. Sie tadeln nicht deine Tugend, sondern deine Fehler. Um eines einzigen Fehlers, um eines einzigen Fleckens willen, der ihnen anstößig ist, verwerfen sie deinen ganzen Werth. Sie thun unrecht. Aber thust du nicht unrecht, wie sie, weil du ihnen nicht den Anlaß zum Tadel entziehst?

Warum willst du gegen sie vertheidigen, was nicht zu vertheidigen ist? Warum willst du deine Schwachheiten beschönigen, deren Häßlichkeit keine Schminke bedeckt? Warum willst du vielleicht ihnen recht zum Trotze deine Lebens- und Handlungsart beibehalten, wodurch du das Herz der Menschen und das Wohlgefallen Gottes von dir abwendest? — Dies sind die Wege, die dem Herrn mißfallen: darum umringt er dich mit Widersachern. Verfolge diesen Weg nicht weiter, oder du laufst in den Abgrund, an welchem dich das Hohngelächter der Feinde erwartet.

Warum quält dich die Lieblosigkeit menschlicher Urtheile über deine Handlungen? — Hast du auch deine Mitmenschen von der Güte deiner Absichten, von der klugen und gerechten Wahl deiner Mittel überzeugt? Hast du sie nicht vielleicht selbst durch die unvorsichtige, übelberechnete Art deines Betragens zu falschen und gehässigen Urtheilen über dich verleitet? Hast du schon darauf gesonnen, Alles an dir abzuthun und zu vermeiden, was dich Andern mißfällig machen kann? — Und wenn du dies nicht thätest, wenn du aus stolzem Eigendünkel, oder aus Trägheit, oder aus Trotz unterliessest, die Herzen und das Vertrauen zu gewinnen; wenn du dich selbst verhindertest, das Gute alles zu thun, was du hättest wirken können: so sind dies die Wege,

welche auch dem Herrn nicht wohlgefallen. O so klage nicht die Menschen an, welchen du eine falsche Vorstellung von dir beibrachtest: sondern klage *dich* an! — Aendere dich! und das Urtheil der Menschen wird sich mit dir ändern. Wandle nur die Wege, die dem Herrn wohlgefallen, so macht er auch deine Feinde mit dir zufrieden!

Doch nicht immer und in Allem kannst du dich nach dem Urtheile der Menschen richten. Es gibt auch Verhältnisse, wo man Gott mehr gehorchen soll, als den Menschen. Es gibt Umstände, wo wir, im Bewußtsein der Gerechtigkeit unserer Absichten und Mittel, mit Festigkeit unsern eigenen, und nicht fremden Ueberzeugungen folgen sollen; es gibt Gelegenheiten, wo wir, um einen wohlthätigen Zweck zu erreichen, von der gewöhnlichen Straße abweichen, unsere beste Absicht sogar verschleiern und verbergen müssen, weil es die Klugheit befiehlt.

Und hast du den Muth, ein edles Werk zum Wohl deiner Mitbrüder zu vollbringen: so habe auch den Muth, Spott und Tadel derer zu ertragen, die dich verkennen. Leicht wirst du es fühlen, wenn der Tadel treffend sei, oder ungegründet. — Habe den Muth, unter jeglicher Widerwärtigkeit deinen bessern Ueberzeugungen standhaft zu folgen; genug, wenn dich das süße Bewußtsein tröstet: du handelst, wie deine Pflicht gebeut; genug, wenn dein Gewissen dir gutes Zeugniß gibt; genug, wenn du nicht Ursache hast, deiner Absichten willen vor den Menschen irgend einmal zu erröthen; genug, wenn du auf Gottes Wegen wandelst!

Dann laß die unwissende Menge wider dich schreien; die Spötter laß spotten. Gott der Allwissende sieht dich, kennt dich, segnet dich. Gott der Allgerechte wird richten. Vollende dein Werk, und gehe den Weg des Herrn — da verläßt dich seine heilige, mächtige Hand nicht. Gott ist es, der die Herzen deiner Feinde regiert: er wird sie mit dir zufrieden machen; sie werden dir mit Rührung und aller Bewunderung deines Muthes versöhnt in die Arme sinken. Sie werden, und sollten sie dich durch das ganze Leben hindurch nie verstehen, deines Edelmuthes willen noch über deinem Grabe dich segnen müssen.

Die Edelsten der Menschheit, hatten sie nicht bei den heiligsten und wohlthätigsten Zwecken immer mit den schmählichsten Verfolgungen zu kämpfen? Sah man sie nicht verkannt, verachtet, in Armuth, in Gefängnissen, unter dem Drucke aller Leiden? Sah man sie nicht oft noch in dem Augenblicke verkannt, wenn ihr Auge schon unter dem Kusse des Todes brach, der sie freundlich aus der undankbaren Welt in ein besseres Sein hinüberführte? — Aber dennoch ging ihre Sache nicht unter, der sie ein ganzes Leben voller Elend dargebracht hatten. Gott machte endlich alle ihre Feinde mit ihnen zufrieden. Der Segen und die Dankesthränen einer bessern Nachwelt folgten ihnen über dem Grabe zum Himmel, und im Andenken der Nachkommen glänzt ruhmvoll der Name derer, welche während ihres Erdenlebens nur Hohn und Schmach ärnten konnten.

Wenn Jemands Wege dem Herrn wohlgefallen, so macht er seine Feinde mit ihm zufrieden. Spruch voll göttlichen Trostes für jeden Freudenlosen, der unter den unverdienten Kränkungen seiner Feinde fast erliegen will! Himmelsbalsam auf die Wunden, welche Neid, Mißgunst und Bosheit geschlagen haben! Ja, dem Gerechten und Guten muß endlich auch hier Alles zum Besten dienen.

Jesus, zu *Dir* blicke ich nun empor; Du, dessen heilige Wege immerdar Gott gefielen, auch Du sankst unter der Grausamkeit deiner Verfolger — aber nur auf eine geringe Zeit. Herrlich führte *Dich* Dein Vater zum Triumph, und beschämt sanken alle Deine Verfolger *Dir* zu Füßen. Du, den in Knechtsgestalt einst die Geringsten im Volke verachteten, verstießen; Du, den Missethäter noch in der bittersten Sterbestunde verhöhnten: Du sahest Deine Widersacher alle vernichtet, und betend im Staube blickt heute eine Welt ehrfurchtvoll und Dank stammelnd zu Deiner Majestät empor. Und die *Dich* einst verdammten, sie seufzten bald wieder nach Deiner Barmherzigkeit.

An Dir und in Dir hat sich Gottes Macht und Größe herrlich geoffenbart, an Dir bewiesen wunderbar, wie er das Herz Deiner Feinde regiert hat. Ach, wie Du, so laß auch mich die Wege gehen, die Gott wohlgefallen: wen habe ich dann zu fürchten? Dann wird der Herr auch meine Feinde mit mir zufrieden machen, und durch die Gerechtigkeit meines Thuns sie beschämen!

Erhebe dich, meine Seele, mit neuer Kraft — prüfe und mustere die Urtheile aller derer, die dir ungünstig sind; erforsche, wodurch du ihr Mißfallen erwecktest; horche auf ihren Tadel, oder suche ihn zu errathen, und dann lege ab, was ihnen anstößig war. Zeige ihnen durch dein Leben, daß du nicht das bist, wofür sie dich halten. Erhebe dich mit neuer Kraft, o meine Seele, und ehre selbst deine Feinde. Denn sie sind es, die dir oft am genauesten den Weg anzeigen, welcher dem Herrn wohlgefällt! Sie sind es, die, ohne es zu wissen, die Schutzgeister deiner wankenden Tugend werden. — Weichet aus meiner Brust, ihr unreinen Gefühle gekränkter Eigenliebe, und verwandelt euch in Gefühle der Demuth und Selbstkenntniß! Fliehet von meinem Herzen, ihr Gelüste nach Wiedervergeltung und Rache — der Nachahmer Jesu rächt sich an seinen Feinden nur durch höhere Tugenden! — Ich will, ja, ich will die Wege wandeln, die dem Herrn wohlgefallen: so wird er auch meine Feinde mit mir zufrieden machen!

XXIII.

Der Christ und seine Widersacher.

Röm. 12, 17. 21.

Gott, ich will gerecht und billig
Gegen meine Feinde sein;
Keinen drücken, lieber willig
Jedem, der mich kränkt, verzeih'n.
Hab' ich Macht, ich will sie nützen,
Den Bedrängten zu beschützen;
Eilen, wo Verlass'ne stehen,
Ihnen liebreich beizustehen.

Selbst der allergerechteste, der menschenfreundlichste Mensch kann auf Erden nicht ohne Gegner sein. Je mannigfaltiger und verflochtener seine Verhältnisse sind, je größer ist die Zahl seiner Widersacher, seiner Tadler und derer, die ihm übel wollen. Es ist also nur ein eitler Traum, sich einzubilden, man könne auf Erden seine Tage ganz ohne Kampf, ganz ohne Streit, in süßer Ruhe zubringen; man könne sich gleichsam schon hienieden einen Vorhimmel schaffen, der durch keine Zwietracht gestört würde.

Wer war gerechter in seinen Handlungen, sanfter in seinen Gesinnungen, als Jesus, das ehrwürdige Vorbild menschlicher Heiligkeit? Er, die Liebe selbst, dessen Wille es immerdar gewesen, sich zum Heil der Sterblichen freudig aufzuopfern; er, der in der Einsamkeit seines Schmerzes Thränen weinte, und keinen süßern Beruf kannte, als die Thränen Anderer zu trocknen — selbst er war nicht ohne Feinde. Wie er die heuchlerischen Pharisäer verfolgte, verfolgten sie ihn bis zum Tode. So sah man früher oder später alle großen und guten Menschen im Kampf mit ihren Zeitgenossen, von denen sie verkannt, oft mit tiefer Schmach verurtheilt wurden. Waren aber auch die Bessern unter den Sterblichen nicht frei von Zwist und Hader, den sie zu meiden suchten; um wie viel weniger konnten die Schlechtergesinnten, die Leidenschaftvollen, die ihren Begierden keinen Zaum anlegen wollten, ohne Zank und Hader bleiben!

Wenn ich aber ernsthaft untersuche, woher so viel Uneinigkeit unter den Menschen entspringe, und warum sie sich die flüchtigen Tage ihres Lebens oft sichtbar mit Muthwillen gegenseitig verbittern: so erkenne ich bald, daß an diesem Uebel selbst nicht einmal immer die Bosheit und Verderbtheit der Menschen Schuld sei. Es sind unzählige große und kleine Ursachen vorhanden, welche Widerspruch in Gesinnungen, Worten und Thaten sogar unter den bessern Menschen erzeugen, — Ursachen, welche von der göttlichen Welteinrichtung selbst abhängen.

Mehr oder weniger hat jeder unserer Nächsten schon von Natur ein besonderes Temperament, welches ihn in seiner Art zu denken und zu empfinden leitet, jeder hat von Kindheit auf andere Kenntnisse gesammelt, andere Erziehung erhalten, wodurch er von uns in seinen Urtheilen und Ansichten der Dinge verschieden wird; jeder hat in seinem Leben Schicksale und Erfahrungen gehabt, welche den unsrigen nicht gleich sind; jeder hat seine besondern Verhältnisse, in denen er nun dasteht, und wo seine Wünsche und Absichten von den unsrigen sehr abweichend sein müssen; jeder hat so viel Liebe seines Selbstes, daß er sich und seine Denkart und seine Neigungen nicht einem Zweiten unterwerfen kann, und gleichsam aus sich selbst herausgehen und nur der Schatten eines Andern werden möchte.

So entsteht dann nothwendig bei der tausendfach verschiedenen Richtung menschlicher Wünsche und Bedürfnisse mancher-

lei Gegenstreit; so entspringt aus der unsäglichen Verschiedenheit der Ansichten, Erfahrungen, Kenntnisse und Meinungen nothwendig ein vielfacher Widerspruch der Urtheile. Wenn dann zu diesem Streit der Bedürfnisse, zu diesem Widerspruch der Gesinnungen noch stürmische Leidenschaften sich gesellen: so erhebt sich der verderblichste Hader.

Allerdings liegen also die ersten Quellen des gegenseitigen Widerstrebens der Menschen ausser ihrer eigenen Gewalt. Sie gründen sich in der göttlichen Einrichtung der Welt selbst. Ich erkenne, daß das, was erst durch Leidenschaften und Bosheit zum Verderben wird, ursprünglich eine hohe Wohlthat sei. Denn ohne jene Mannigfaltigkeit der Temperamente, der Ansichten, Erfahrungen und Neigungen, würde die Ausbildung des menschlichen Geistes nur langsam oder gar nicht fortschreiten. Wenn Alle einerlei Blut, einerlei Verstand, einerlei Neigungen, einerlei Erfahrung hätten, würden tausend Menschen einem einzigen gleichen; sie würden mitten im Gewühl einsam stehen; sie fänden überall nur immer sich selbst wieder. Keiner wüßte viel mehr als der Andere; Keiner würde sich bemühen, einen Irrthum abzulegen, weil ihn Alle hätten; Keiner würde zur Untersuchung und Prüfung seiner Einsichten gereizt werden, weil ihm Niemand widerspräche; Keiner würde sich bestreben, edler und frömmer zu werden, weil ihn Niemand tadelte, und Alle nothwendig einerlei Fehler haben würden.

Aber nun tritt Verschiedenheit der Gemüthsstimmung, der Erfahrung, der Neigung ein. Sogleich entstehen Trennung, Wettstreit, gegenseitige Prüfung, gegenseitiger Tadel des Unvollkommenen, Streben nach dem Bessern, Trachten nach frömmerm Sinn und reinerer Erkenntniß. Jeder in seinen Umständen macht neue Bemerkungen, entdeckt etwas Neues, theilt es mit, leidet Anfangs Zweifel und Widerspruch, berichtigt dadurch das Mangelhafte seiner eigenen Urtheile, während Andere sich mit den von ihm entdeckten Wahrheiten bereichern. So übt dieser Kampf der Kräfte alle Kräfte, die sonst in träger Ruhe unbenutzt blieben; so steigern sich Eins ums Andere die menschlichen Einsichten; so vernichtet Einer dem Andern die anklebenden Fehler. Wir leiden bei diesem Wettstreit und Widerspruch manche Unannehmlichkeit. Aber unsere Klugheit wird geschärft, unsere Erfahrung vermehrt, unsere Weisheit mächtiger, und dies ist Ersatz für die vorübergehenden Uebel und Ungemächlichkeiten. Unser Geist wird gleichsam durch eine gewaltige Nothwendigkeit, die Gottes Hand in die Natur der Dinge gelegt, getrieben, vollkommener zu werden, und zu höhern Bestimmungen tüchtig zu sein. So reift die Traube am Rebstock nur unter Stürmen, die den Luftkreis reinigen, unter dem kalten Thau der Nächte, unter der brennenden Hitze der Mittagssonne, unter Regengüssen und Gewittern.

Auf diese Art erkenne ich auch die schreckliche, unausweichliche Nothwendigkeit der Kriege, die von jeher, seit Menschen geschaffen wurden, unter den Völkern geführt wurden. Denn wie oft die Rechte und Absichten einzelner Menschen in Streit gegen einander gerathen, können auch die Rechte und Angelegenheiten großer Völker einander widersprechen. Der Streit des Einzelnen mit dem Einzelnen kann das Gesetz und der Richter schlichten; aber von einander unabhängige Völker haben keinen gemeinschaftlichen Richter, kein gemeinsames Gesetz. So müssen sie, wenn durch den Ungestüm oder die Hartnäckigkeit des einen oder andern kein Vergleich möglich ist, ihre Rechte und Ansprüche durch Gewalt behaupten, wenn nicht eins der Sklave des andern sein will. — Ich erkenne daher mit der Unvermeidlichkeit der Kriege auch meine Verpflichtung als Staatsbürger, als Christ, daß ich, wenn meine Mitbürger, meine Obrigkeit, mein Vaterland in Gefahr sind, mich willig zu ihrer Unterstützung hingeben soll, daß ich nicht voller Eigennutz und Selbstsucht das Ganze zu Grunde gehen lassen soll, wenn ich dafür nur meinen kleinen Theil rette: daß ich mich nicht eigennützig den Lasten des Vaterlandes entziehen soll, da ich doch gern von den Wohlthaten seines Friedens, von den Wohlthaten seiner Gesetze Gebrauch mache und Nutzen ziehe.

Freilich scheint es ein Widerspruch zu sein, wenn ich als Christ verpflichtet bin, die höchste Menschenfreundlichkeit zu haben, und von der andern Seite mir Theilnahme am Zwist der Menschen, selbst an Gewaltthätigkeit und Blutvergiessen zur Pflicht gemacht wird. Welchem Gebote soll ich ge-

horchen? Wie kann ich das Gesetz der Liebe mit dem eisernen Gebote der Feindschaft in meiner Brust paaren? Wie kann ich segnen und zugleich fluchen, wohlthun und zugleich beleidigen?

In der That hat es viele Christen gegeben, welche diesen Widerspruch, obgleich er nur scheinbar ist, nicht zu lösen wußten, und die daher zu einem ihrer Grundgesetze machten, niemals persönlichen Antheil an einem Kriege zu nehmen. Sie beriefen sich auf die Worte unsers Heilandes, welcher sagte, es sei seliger, Unrecht dulden, als begehen; oder der in der Bergpredigt rief: Ihr sollt nicht dem Uebel widerstreben; sondern, so dir Jemand einen Streich gibt auf deinen rechten Backen, dem biete den andern auch dar; und so Jemand mit dir rechten will, und deinen Rock nehmen, dem biete den Mantel auch dar; und so dich Jemand nöthigt eine Meile, so gehe mit ihm zwei. (Matth, 5, 39 — 41.)

Allein sie bedachten nicht, daß diese Rede Jesu bildlich zu nehmen ist, und daß er damit nur die liebreichste Sanftmuth, die hingebendste Versöhnlichkeit bezeichnen wollte, welche, wenn es darauf ankommt, Frieden zu stiften, kein Opfer scheut. Er sagte dieses Wort im Gegensatze gegen das im mosaischen Recht streng ausgesprochene Vergeltungsrecht: Auge um Auge, Zahn um Zahn, welches die Rachsucht begünstigte. Er pflegte aber gern seine Gegensätze stark und schlagend auszudrücken, um Eindruck zu machen, indem er es dem denkenden Geist, dem fühlenden Herzen überließ, das rechte Maas und die rechte Mitte zu treffen, und dann wohl auch selbst bei einzelnen Fällen nähere Erläuterung gab, oder durch sein Beispiel lehrte, wie man solche allgemeine Aussprüche zu nehmen habe. Kein Opfer soll für den Christen zu groß sein, um den Frieden zu erhalten und zu stiften; aber das Recht, die heilige Ordnung selbst, soll er nicht aufopfern. Wo die Nachgiebigkeit nicht dazu dient, die Rohheit und Gewaltthätigkeit zu besänftigen und zu versöhnen, da sollen wir einen gemäßigten Widerstand beweisen, jedoch immer ohne alle Rachsucht und Leidenschaftlichkeit. Petrus handelte leidenschaftlich, als er bei Jesu Gefangennehmung mit dem Schwerte drein schlug: dadurch wurde die Rohheit nur noch mehr entflammt, und kein Friede gestiftet. Jesus verwies es ihm, und machte wieder gut, was er verdorben hatte, indem er die geschlagene Wunde heilte. Als ihm aber im Verhör vor dem Hohenpriester ein Diener einen Backenstreich gab, setzte er ihn deswegen zur Rede, und sagte: Habe ich übel geredet, so beweise, daß es böse sei; habe ich aber recht geredet, was schlägst du mich? (Joh. 18, 23.) Durch diesen sanften Widerspruch machte er sein Recht geltend, aber auf eine Weise, welche den rohen Menschen zum Gefühl seines Unrechts bringen konnte. Auf dieselbe Weise bestand der Apostel Paulus auf seinem Rechte in Philippi, wo man ihn und Silas ohne Urtheil und Recht gefangen gesetzt hatte, und auch eben so wieder entlassen wollte, indem er verlangte, daß die Richter selbst kommen und die Freilassung ankündigen sollten (Ap. Gesch. 16, 37.) Dadurch wollte der Apostel keine selbstsüchtige Rache üben, sondern die heilige Ordnung des Rechtes aufrecht halten; und es gelang ihm, die Richter zur Erkenntniß des begangenen Unrechts zu bringen: Beleidigte und Beleidiger schieden versöhnt von einander.

Halten wir uns also an die Sätze: Es ist seliger, Unrecht dulden, als thun; und ist's möglich, so habet mit allen Menschen Frieden! (Röm. 12, 18.) Blicken wir mit empfänglichem Sinn auf Jesu und seiner Jünger Beispiel, suchen wir uns den Geist der Sanftmuth, der in ihnen war, mit dem heiligen Eifer für die Gerechtigkeit eigen zu machen: so werden wir uns nicht an Worte hängen, die, einzeln gefaßt, uns verwirren könnten, und in der Nacht des Zweifels wird uns ein helles Licht umglänzen, bei welchem wir nicht irre gehen können.

Ist's möglich, so habet mit allen Menschen Frieden, so viel an euch ist.

Dies ist die erste leitende Vorsicht. Vermeide also allen Anlaß zu Feindseligkeiten; hüte dich vor allen Dingen, daß du nicht selbst durch Naturfehler, wie du sie vielleicht nennst, durch auffahrendes Wesen, durch Hang zum Spotten, durch angenommenen oder wirklichen Stolz deinem Mitmenschen beleidigend wirst, oft gegen deinen Vorsatz. Einem Freundlichen, der, was er will und thut, mit Güte und Schonung thut, zürnet nicht leicht Einer, selbst der Böseste nicht. Ruhige Würde und Sanftmuth entwaffnen selbst den Zornigen.

Wenn du Feinde hast unter den Menschen, prüfe dich genau, ob du nicht durch dein Verfahren, durch Uebereilung, durch Vorurtheil den Andern wider dich erbittert hast. Und wenn du dir es nicht läugnen kannst, daß du nicht ganz schuldlos seiest, daß du bei weitem nicht Alles gethan hast, was du doch wohl hättest thun können, um Zwietracht zu vermeiden: dann klage nicht darüber, daß du Feinde und Widersacher habest. Nein, Thörichter, du hast sie zu haben verdient.

Da der große Theil der gewöhnlichen Uneinigkeiten aus bloßen Mißverständnissen herstammt, so lasse dir vor allen Dingen angelegen sein, diese zu verhüten. Weit entfernt, sie durch kindischen Trotz, durch kleinlichen Eigensinn zu unterhalten und zu vermehren, oder wohl gar aus gehässigem Stolz taub für Belehrung vom Bessern zu sein, suche Alles hervor, wodurch das Mißverständniß gehoben werde. Darum vertraue dich niemals dem Geschwätze geschäftiger Zwischenträger und Ohrenbläser, die dir üble Nachrichten zubringen. Sie thun es vielleicht aus Schadenfreude, aus Bosheit, oder aus Unverstand und leichtsinniger Gewohnheit. Sondern begib du dich selbst, im Gefühle deiner Unschuld, zu demjenigen, der dich verkennt und zu hassen anfängt; stelle ihm deine Unschuld dar, und wirb um seine Freundschaft, nicht mit Worten allein, sondern auch durch Dienste, die du ihm leisten kannst. Selten wird dir Einer widerstehen mögen. Und widersteht er dir dennoch, dann hast du als Christ deine Pflicht erfüllt, und dein Gegner steht im Nachtheil gegen dich. Sprich nicht: mein Stolz erlaubt mir nicht, mich zu solchem Schritt zu erniedrigen; nein, es sei dein Stolz, einen Feind mehr und oft schon durch einige Worte der Klugheit und Freundschaft überwunden zu haben; es sei dein Stolz, deinen und der Deinigen Lebensfreuden durch ein geringes Bemühen gegen fremde Leidenschaft gesichert zu haben. Verachte Keinen, sobald er dein Feind ist; auch der schwächste Mensch ist bei unvermutheten Anlässen groß genug, dir zu schaden.

Dulde es nicht, ruhe nicht, so lange du weißt, daß Einer ist, der etwas wider dich hat! Sprich nicht in deinem Herzen: Mir ist es gleichviel, ob mir Dieser oder Jener zürne! Die Sache hat nichts zu bedeuten. Ich fürchte mich vor Diesem oder Jenem lange nicht. Es ist nun so, es muß doch jeder Mensch seine Feinde haben! — Diese Gleichgültigkeit gegen der Mitmenschen Hochachtung und gegen die Freundschaft der Geringsten ist leider schon oft das Verderben der Größten gewesen.

Viele Feindschaften, durch welche das Glück ganzer Geschlechter zu Grunde ging, entstanden nur aus geringfügigen Ursachen, und erwuchsen nur durch jene Vernachlässigung allmälig zu der ungeheuern Ausdehnung, die endlich Alles verschlang, den Feind und den Freund, den Schuldigen und den Schuldlosen. Ein einziger Wassertropfen hätte im Anfang genügt, den Funken zu verlöschen, der vernachlässigt glimmte und fortglimmte, dann zur Flamme ward, dann zur Feuersbrunst, welche erst von Gemach zu Gemach aufschlägt, dann von Haus zu Haus fährt, dann von Straße zu Straße rast. Ein einziges mildes, verständiges Wort, eine einzige gegenseitige Erklärung wäre oft hinreichend gewesen, den ersten Keim des anfangenden Mißverständnisses zu ersticken. Es geschah nicht. So erkalteten die Herzen nach und nach immer mehr; so fing man an, sich gegenseitig immer mehr übel zu deuten, auch selbst das Unschuldigste; so glaubte sich jeder Theil von dem andern immer stärker gekränkt; die Erbitterung steigt; Gelegenheiten bieten sich willig der Rache dar; der gegenseitig gestiftete Schaden häuft sich; die Versöhnung wird erschwerter, die Ausgleichung oft unmöglich; der Groll wird unveränderlich, und der Haß geht erblich zu den Kindern über.

Dies ist die Geschichte vieler großer Feindschaften, in denen häusliche Wohlfahrt und die Ruhe unzähliger Menschen zu Grunde ging. Vergebens waren nachher alle Klagen; jeder von den Leidenden hatte sich selbst anzuklagen, weil er nicht mit christlicher Klugheit in jener Stunde den Wassertropfen hingeben wollte, mit welchem er einen Funken auslöschen konnte, in dessen Schooße eine ganze Feuersbrunst lag.

Darum verachte keinen Zwist, er sei noch so gering; verachte keinen Gegner, er dünke dich auch noch so klein. Willst du Weiser, willst du Christ sein, so gehe hin,

und fordere die Hand der Freundschaft von deinem Bruder wieder, die er dir entziehen will. Erdulde lieber ein geringes Unrecht, laß dir selbst eine kleine Aufopferung gefallen, du wehrest vielleicht einen unabsehbaren Schaden ab. Sprich nicht: aber warum soll ich den ersten Schritt thun; bin ichs doch nicht, der den Andern zuerst beleidigte! O weißt du denn, ob er nicht aus Mißverständniß sich zuerst von dir gekränkt glaubte? Raube ihm seinen Irrthum, und du hast den Triumph, dir ein Herz wieder gewonnen zu haben. Sprich nicht: aber der mich haßt, ist ein schlechter, ungerechter, boshafter Mensch! Sei du der Bessere, sei du der wahre Christ, und thue ihm Gutes; nimm ihm seine Vorurtheile, die er gegen dich hat, und sammle feurige Kohlen auf seinem Haupte, das heißt, mache ihn durch deine Handlungen schamroth über den Irrthum, daß er dich für noch schlechter hielt, als sich. Und zu dem, wenn auch dein Widersacher Eigenschaften und Fehler hat, die dir mit Recht mißfallen, so muß er doch gewiß auch seine guten Seiten haben; denn er hat ja auch Freunde, von denen er geliebt, Menschen, von denen er geachtet wird. Dünke dich nicht selbst weiser und besser als Andere.

Wenn du aber endlich Alles gethan, einen Widersacher zu versöhnen, einen Zornigen zu besänftigen, einen Ungerechten zur Erkenntniß des Rechts und deiner Unschuld zurückzuführen; wenn dir dein Gewissen vor Gott Zeugniß gibt, du habest nichts versäumt, und dein Feind dich dennoch verfolgt, dann — — keine Rache! sondern beschütze dich selbst und dein Recht. Du stehst nicht einsam. Gott ist mit dir. Für deine Unschuld, für deine Sache steht das vaterländische Gesetz, der Richter und die Macht der Obrigkeit. Diese rufe an; sie lasse walten; dürste du nicht nach Rache und Erdrückung des Gegners, sondern beklage in ihm den Irrenden, der sich durch keine Güte belehren, und zur Anerkennung keines Rechts bewegen lassen wollte. So bist du in den Stand der Nothwehr zurückgetreten, die sich nicht nur mit allen deinen Pflichten als Christ verträgt, sondern dir selber eine der heiligsten Pflichten ist.

Denn ist dir geboten, den Armen wohlzuthun, so beschirme dein Eigenthum wider die Gewalt habsüchtiger Ungerechtigkeit; ist dir geboten, deine Kinder, welche Gott dir gab, auf eine würdige Weise zu erziehen: so rette dir dazu die nöthigen Mittel gegen die Angriffe der Bosheit und Hinterlist. Willst du unter den Menschen Gutes wirken, so bewahre dich in ihrer Hochachtung und Liebe, und schütze deines Namens Ehre gegen die Versuche böswilliger Verleumdung; willst du eine Stütze deiner Familie und deines Vaterlandes sein, so vertheidige dein Leben gegen den, der es antastet.

Wie kannst du deine Christenpflichten als Mensch, als Bürger, als Gatte, als Vater, als Mutter, als Kind erfüllen, wenn du die entbehrlichsten Hilfsmittel zu deinem Zwecke vernachlässigst, oder dir durch Bosheit und Muthwillen entwenden lässest? Ist nicht das Leben die erste Bedingung, durch welche du allein Gott gefällige Werke üben kannst? Sind nicht Gesundheit, Eigenthum und guter Name die nothwendigsten Bedingungen, ohne welche du kein Gutes auf Erden zu thun vermagst? Können Zucht, Ordnung, Frieden und Lebensglück bestehen, wo gegen die Anfälle des Bösen kein Schutz, gegen den Mörder keine Vertheidigung, gegen den Räuber keine Sicherheit gilt?

Darum ist die Obrigkeit von Gott verordnet, und keine Obrigkeit ohne von Gott (Röm. 13, 1). Sie ist nicht den Guten, sondern nur den bösen Werken furchtbar; Gottes Dienerin dir zu Gute. Röm. 13, 3. 4.

Nothwehr gegen Widersacher, welche auf keine andere Art in die Schranken ihres Rechts und ihrer Pflichten zurückzubringen sind, ist daher nicht nur erlaubt, sondern des Christen Pflicht, weil er ohnedem keine seiner Pflichten üben könnte. So trat Paulus, als er gestäubt werden sollte, muthig in sein Recht, und vertheidigte es. Er machte die Vorzüge seines römischen Bürgerrechts gültig, da man in der Wuth zu den niedrigsten Volksstrafen ihn verdammen wollte. „Ist's auch recht bei euch, einen römischen Menschen ohne Urtheil und Recht zu geiseln?“ Ap. Gesch. 22, 25.

Die Nothwehr der Christen gegen Bedrängungen der Ungerechtigkeit beobachtet aber jederzeit die Grenzen weiser Mäßigung. Nothwehr ist keine Erbitterung, kein Haß; Nothwehr ist keine Rache; das

heißt, keine Sehnsucht, ein erlittenes Uebel mit ähnlichen oder noch größern Uebeln an dem Widersacher zu vergelten. Es ist genug, mein Recht geschützt zu haben; weiter zu gehen, habe ich selbst kein Befugniß, ohne mich vor dem allgerechten Gott sträflich, vor den Menschen verantwortlich, vor meinem eigenen bessern Bewußtsein verachtungswürdig zu machen. Dem Weisen ist Selbstvertheidigung Pflicht; Rache gehört dem vernunftlosen Thier.

Und hast du dich deines Feindes erwehrt: dann höre auf, ihm zu zürnen; denke nicht mehr daran, ihn zu verfolgen. Hast du ihn mit Macht oder Recht besiegt: dann verherrliche dein Herz durch den Glanz der Religion, läutere dich von jeder unreinen Leidenschaft, und besiege den Widersacher noch einmal durch Großmuth, indem du ihm, wo er Beistandes bedarf, Beistand und Wohlthäter wirst. Es ist möglich, daß er deine Freundschaft, deine Achtung verloren hat; es ist möglich, daß er der Freundschaft und Achtung der Guten unwürdig ist; aber des Mitleids der Edeln ist jeder Unglückliche würdig, und der Hilfe Jeder, der in Noth ist. Nicht daß du Gefühle zärtlicher Neigung gegen ihn in deiner Brust erzwingen solltest, aber Werke der Liebe sollst du ihm erzeigen, wo sich der Anlaß dazu beut. Entziehst du sie ihm, so besudelt noch Rache dein Herz und entehrender Groll entstellt dich. Mag er dich verfluchen, du aber segne ihn; mag er dich auch hassen, du aber, als besserer Mensch, thue ihm wohl, und vergilt nicht Böses mit Bösem!

So steht der Christ zu seinem Widersacher. Nicht immer kann er Mißhelligkeiten vermeiden, wohl aber durch weises und vorsichtiges Betragen ihre Zahl vermindern, oder ihr Ueberhandnehmen unterdrücken. Nicht immer kann er ohne Feinde bleiben; aber sein Recht mit Anstand und Muth, wie er soll, vertheidigen gegen den Ungerechten, ohne darum diesen zu hassen, und nach Rache zu gelüsten.

Noch in der Tiefe Deines größten Jammers, in welchen Dich menschliche Bosheit stürzte, o mein Jesus, bliebst Du ferne von jeder Rache, bliebst Du Menschenfreund. Als deine Unschuld verkannt ward, tratst Du vor den Richter, der sie beschirmen sollte, und vertheidigtest sie vor dem Stuhle des Hohenpriesters und des Landpflegers. Aber, da selbst die Blödsichtigen, welche dich beschützen sollten, die obrigkeitliche Gewalt mißbrauchten, Dich verdammten, zu Tod und Schmach verdammten, betete Deine liebende Seele noch für sie zum Himmel, riefst Du noch in Todesschweiß und blutenden Wunden: Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun!

Heiliges Urbild der Gerechtigkeit und Güte, größter der Menschenfreunde, den noch heute das Weltall bewundert, wie er unter seinen Widersachern erhaben und großmüthig dastand — der, als jede Vertheidigung der Unschuld fruchtlos blieb, ohne Zagen, mit himmlischer Ergebung und Seelenhoheit dem Untergange zuschritt — Jesus Christus, wie Du, laß auch mich unter den Menschen wandeln.

Und wenn die Leidenschaft des Zorns in meinem Herzen bei erlittenem Unrecht aufwallt, dann will ich eingedenk sein, wie Du noch größeres Unrecht littest, als ich. Wenn die Vertheidigung meiner Unschuld und meines Rechtes vergebens wird, dann will ich mit dem Gefühl der unbesiegten, wenn gleich nicht anerkannten Unschuld mich duldend ergeben, und durch Großmuth und Liebesthaten selbst gegen meine Feinde beweisen, daß ich nicht verdiente, gehaßt zu werden; daß Du, Jesus, mein Lehrer bist!

XXIV.

Versöhnung.

Matth. 5, 23. 24.

Der Du für die Uebelthäter
Um Geduld batst, und die Last
Unsrer Schuld getragen hast,
Unser Mittler und Erretter:
Lehre, wie ich gütevoll
Meine Feinde segnen soll.

Deine Thränen, wie sie flossen,
Als Dein Aug' um mich geweint,
Laß mich seh'n, o Menschenfreund!
Laß mich seh'n Dein Blut vergossen,
Daß auch ich, vom Grolle frei,
Meinem Feind Wohlthäter sei.

Kein Geschäft wird den Menschen, wie sie nun einmal sind, schwerer, als sich mit Jemand aufrichtig zu versöhnen, von dem sie beleidigt worden sind. Da stemmt sich mit trotziger Kraft in ihnen der roh-thierische Trieb der Rache und Vergeltungssucht entgegen; da wird der eigenwillige Stolz, unter dem Namen des edeln Selbstgefühls, laut, und will sich von seinen Rechten nichts

vergeben und spricht: Andere haben so nahe zu mir, als ich zu ihnen. Ich bin nicht der Urheber des Zwistes, nicht der anfangende Theil gewesen: warum soll ich nun um Frieden bitten und Freundschaft suchen, als wäre ich der einzige Schuldige? Da sucht das widerstrebende Herz, auch wenn es die Pflicht der Versöhnlichkeit wegzuläugnen nicht Rohheit genug hat, allerlei Beschönigungen seines Weigerns, den ersten Schritt zu thun, und tausend scheinbare Ausflüchte, um sie vor Gott, Menschen und sich selbst zu rechtfertigen.

„So wörtlich hat es Jesus nicht verstanden," sagt man, „daß ich sogleich nach einer alten, oder vielleicht frisch empfangenen Kränkung hingehen und wieder Versöhnung anbieten solle." Aber wörtlich hat er es verstanden: du sollst gerade denjenigen, der dich beleidigte, zum auserwählten Gegenstand deines Wohlthuns, deiner Dienstgefälligkeiten machen; du sollst eben am wenigsten der Feind dessen sein, der dein Feind ist. Denn wörtlich übte auch Jesus seine Ermahnung: Segnet, die euch fluchen, thut wohl denen, die euch beleidigen, und sammelt feurige Kohlen auf ihren Häuptern; das heißt: zeiget ihnen in Wort und That, daß ihr edler und erhabener seid, als sie, indem ihr mit Güte, die sie nicht verdienen, Kränkungen erwiedert, die ihr nicht verdienet, und so sie zur Erkenntniß ihrer Schlechtigkeit bringet, daß sie euch nicht ansehen können, ohne brennende Schamröthe auf ihren Wangen.

„Ich will meinem Widersacher verzeihen im Herzen, aber mehr kann man von mir nicht fordern!" sagt man. Ist dies nicht eine der alltäglichen, groben Selbsttäuschungen gemeiner Seelen? Du willst im Herzen verzeihen, Gott soll es wissen: aber warum nicht dein Gegner? Ist es aufrichtige Vergebung, wenn der nichts davon weiß, der sie empfängt? Du verzeihst im Stillen, aber dein äusserliches Schweigen pflanzt den alten Groll und dessen Nachtheile fort. Es wird nicht von dir gefordert, daß du hingehst und mit Worten sprichst: ich verzeihe dir und verlange Versöhnung! Aber von dir wird gefordert, daß du durch Thaten deine aufrichtige Verzeihung aussprechest und dem Gegner damit verkündest, du hassest ihn nicht.

„Vergeben will ich es, aber vergessen kann ich es nicht!" sagt man. Das heißt gewöhnlich so viel, als: rächen will ich mich nicht, aber wieder freundschaftliche Dienste und Gefälligkeiten erweisen, davor werde ich mich hüten. Ist aber das keine Rache, unter anderm Mantel, wenn du dem, der dich kränkte, nirgends mehr Gefälligkeiten und Liebesdienste erzeigen willst? Jesus fordert uns auf, auch des Feindes Freund zu sein. Ist es Liebe, wenn man zufrieden ist, Andern nicht zu schaden? es ruhig geschehen zu lassen, wenn Andere Andern schaden?

„Es wird schon Gelegenheit kommen, daß sich wieder ausgleichen läßt, was wir gegen einander haben!" sagt man. Woher weißt du, daß wirklich die Gelegenheit kommen wird? Du möchtest die Verzeihung oder Versöhnung aufschieben, weil es dir mit derselben eigentlich kein Ernst ist. Wärest du ein wahrhaft edelsinniger Mensch, du würdest die Gelegenheit mit Vergnügen aufsuchen, der Gegenpartei zu zeigen, daß du nichts wider sie habest; daß du dich nicht länger beleidigt fühlst. Ja, wenn dein eigenes Gewissen eingesteht, du seiest vielleicht selber in der ersten Aufwallung zu weit gegangen: was anders, als elende falsche Scham, hindert dich, hinzugehen und Verzeihung zu fordern? Sich rächen, oder Andere strafen, ist thierisch angenehm; aber groß genug denken, sich selber zu strafen, das ist himmlische Empfindung. Warum willst du stolzer sein, dem Thiere mehr, als dem Engel zu gleichen? Weil du kein Nachfolger Jesu, sondern ein von verächtlichen Gesinnungen befangener Mensch bist.

„Ich habe mir in meinem Betragen nichts vorzuwerfen; ich bin der beleidigte Theil. Hingehen und Versöhnung fordern, oder dergleichen nur durch liebreiche Handlungen herbeirufen, hieße, ich wolle mich selbst ins Unrecht stellen und mich schuldig erklären. Ich will vergeben, aber mir nicht mein Recht vergeben. Dies zu schützen, gehört zu meinen ersten Pflichten." So spricht man. Man spricht so, wenn man seinen Zorn mit Vernunftgründen rechtfertigen möchte, ohne dabei zu bedenken, daß das, was an sich tadelhaft ist, durch nichts zu rechtfertigen ist. Und tadelhaft ist Alles, was aus irgend einer leidenschaftlichen Empfindlichkeit entspringt. Dein Recht sollst du allerdings schützen, aber mit gleicher Strenge auch die Rechte des-

sen ehren, wider den du eingenommen bist. Er hat sich durch sein Betragen Verachtung erzeugt; gleichviel. Dein Recht, dein Ansehen, deinen Werth beschirme; aber du hast keine Befugniß, auf irgend eine Weise Ansehen und Werth des Gegners zu schmälern. Was von seiner Seite Unrecht war, kann durch Erwiederung bei dir nicht zum Recht werden. Du bist der Verachtung werth, wenn du nicht durch Edelmuth im Stande bist, denen Achtung einzuflößen, die dir abgeneigt sind. Beweise von der einen Seite die Gültigkeit deiner angegriffenen Rechte, von der andern Seite aber auch deine Erhabenheit über niedrige Beleidigungen, und daß, wenn endlich sogar dein vermeintes Recht irgend zweifelhaft sein könnte, es doch niemals der gute Adel deiner Denkart ist.

„Mit der Bosheit", sagt man, „ist kein Friede zu stiften." Allerdings; doch mit den Personen ist er zu stiften. Hasse die Sünde, aber den Sünder nicht. Du tadelst ja auch an dir lieben Freunden den Fehler, ohne darum die Freunde selbst zu verstoßen. Die Mutter straft ihr Kind und liebt es dennoch. Du schauderst vor dem Verbrechen des Missethäters, der auf den Richtplatz geführt wird, und empfindest Mitleiden gegen seine Person. Du erkennst hier die Möglichkeit, den wichtigen Unterschied zwischen Sache und Person zu machen, warum entgeht er dir in dem Augenblick, wenn du persönlich gereizt worden bist? Mache deines Gegners allfällige Bosheit dir unschädlich, aber schade dem Gegner nicht selbst, denn du würdest seine Bosheit gegen dich nur vergrößern. Vertheidigung und Nothwehr für dein Recht ist himmelweit vom Durst nach Vergeltung und Rache entfernt.

Völker vertheidigen gegen Völker ihr Recht mit dem Schwert, weil ein irdischer Richter über beide fehlt. Im Staate richten und strafen Gesetz und Obrigkeiten wegen verletzter Rechte des Bürgers. Kleinere Kränkungen sind jedem Einzelnen überlassen, abzuthun. Aber auch im offenen Kriege der Völker ist es denselben um ihr Recht nur, nicht um das gänzliche Verderben eines Volks zu thun; auch im Staate haben Gesetz und Obrigkeiten keinen Haß gegen die Person, sondern gegen das Verbrechen. Warum willst du wilden Völkern oder ungerechten Richtern gleichen, und die Person hassen, statt der Bosheit? Nichts kann dir mehr Ehrfurcht und Achtung bei deinen Gegnern erwerben, als diese unbestechliche Gerechtigkeit, daß du, auch beleidigt von ihnen, alle ihre übrigen guten Eigenschaften anerkennst, ihnen wohlthust, dienest, das Wort redest, wo du kannst, ohne darum ihren Fehler gut zu heißen.

Wenn wir von Jemandem unfreundlich oder schlecht behandelt worden sind, pflegen wir uns ihn noch weit schlechter und abscheulicher vorzustellen, als er ist. All sein Gutes verkleinert sich in unsern Augen und sein geringster Mangel erscheint uns riesenhaft, die gleichgültigste seiner Reden und Handlungen eine Verrätherin des bösen Gemüthes, und selbst das Gute, was er thut, nur eine Zweideutigkeit. — Wo wir solche Vorstellungen haben, da ist bei uns keine Gleichmüthigkeit, sondern Haß, Bosheit, Unwahrheit, leidenschaftliche Selbstverblendung. Es ist in uns kein großer Sinn, nicht Jesu Geist.

Wir pflegen mit eben so großem Unrecht zu hassen, als zu lieben. Gleichwie wir uns den, mit dem wir entzweit sind, viel schlechter denken, als er ist, stellen wir uns den viel besser vor, den wir lieben. An jenem vergrößern, an diesem verkleinern wir die allfälligen Fehler. Ohne diese alltäglichen Selbsttäuschungen der Menschen würden sie weder so geschwind zu rohem Haß, noch zu Schliessung vertrauter Freundschaften sein, weder so bitter hassen, noch so übereilt und innig lieben, als sie thun. Suche denn, willst du weise sein, an deinen Lieblingen das Mangelhafte, an denen, die dir zuwider sind, ihre schätzbaren Seiten auf; dann wirst du in deiner Freundschaft nie betrogen, in deinem Widerwillen mäßiger werden. Es ist auf Erden Niemand so vortrefflich, daß er unsere höchste Liebe verdienen könnte, eine Liebe, über welche wir heilige Pflichten versäumen dürften; aber es ist auch Niemand so böse, daß er nicht Eigenschaften besäße, derentwillen er wahrer Hochschätzung werth wäre.

Auch diejenige Person, mit welcher du gegenwärtig in Spannung lebst, stellt sich deine Denkart, dein Wesen, dein Betragen schlechter vor, als es ist. Denn bloß daher rührt ihre Verachtung deiner, die dich doch im Grunde schmerzt. Wie könnte sie dich

hassen, wenn sie von Hochschätzung für dich durchdrungen wäre? — Sie hat unwürdige und unwahre Begriffe von dir. Sie ist im Irrthum. Aber was hast du gethan, um ihr zu beweisen, daß der Fehler in ihrer Vorstellung von dir lag? Du sprichst: ich möchte mir nicht die Mühe geben, sie eines Bessern zu belehren. Du willst also das Schlechte, was sie von dir denkt, bestätigen? So verdienst denn du auch ihre Verachtung in vollem Maase. Du sagst: es sei dir sehr gleichgültig, ob die Person gut oder böse von dir urtheile! Ich zweifle an der Wahrheit deines Wortes. Ich weiß, es schmerzt dich, daß sie dir Hohn und Verachtung erwies, sonst würdest du jetzt nicht aufgebracht gegen sie sein. Ich weiß, es würde dir nicht lange gleichgültig sein, wenn du erführest, daß du dich über sie getäuscht hättest; daß sie, weit entfernt, wider dich zu sein, überall für dich das Wort führte; überall, ohne dabei öffentlich zu erscheinen, deine Sache beförderte; überall, ohne wegen des zwischen euch Vorgefallenen Aufhebens zu machen, deinen Verdiensten und rühmlichen Eigenschaften unaufgefordert Gerechtigkeit widerfahren liesse; du würdest nicht länger gleichgültig bleiben, wenn du sogar hören müßtest, daß eben diese Person, weil sie gerade Gelegenheit dazu vor sich sah, am meisten zur Erfüllung eines deiner Wünsche beitrug, ohne nur Dank dafür zu begehren. — Lege die Hand auf's Herz: würde sie dir länger gleichgültig bleiben? Nein, mache dich doch selber nicht schlechter, als du wirklich bist. Du würdest dich nicht enthalten können, ihr beim ersten Anlaß Liebes mit Liebem zu erwiedern; ihr mit Rührung, mit offener Selbstbeschämung zu sagen, du hättest sie verkannt, du wärest wirklich im ersten Augenblick zu weit gegangen; du würdest der Erste sein, den verdrießlichen Vorfall unter euch zu beseitigen, um ihn an Großmuth zu übertreffen, oder wenigstens ihm nicht nachzustehen. So würdest du, so sollten alle wohldenkenden Menschen, die nicht zum verwahrloseten Pöbel gehören mögen, handeln; so sollten Christen sein.

Und nun, warum dreheſt du den Fall nicht um, und bist Derjenige, welcher seinen Gegner mit solcher Großmüthigkeit überrascht und deinen bessern Werth anzuerkennen zwingt; ihn zwingt, dich zu verehren, deine Freundschaft zu suchen, seinen Fehler und Irrthum einzugestehen? Wie, du schwankst noch verlegen? O Schwächling, so bist du in der That so schlecht, als du dir deinen Gegner selbst vorstellst!

Den ersten Grund zu gewöhnlichen Trennungen der Menschen legen meistens Mißverständnisse, nachtheilige, vielleicht eben bei übler Laune gemachte Deutungen des Betragens, Einflüsterungen eines vielleicht sehr grundlos angebrachten Argwohns. Die gegenseitige Kälte dreht sich anfangs oft um elende Kleinigkeiten; zuweilen mehren alberne Zwischenträgereien, zuweilen andere Zufälle, das Uebel. Endlich will im thörichten Stolz Keiner nachgeben, Jeder erst den Andern gedemüthigt sehen, und Menschen, die vielleicht ganz dazu geeignet wären, sich wechselseitig hochzuschätzen und einander wesentliche Dienste leisten zu können, entfernen sich von einander in Feindschaft.

Ist nun wirklich eine Kleinigkeit — und alles Vergängliche und Irdische ist Kleinigkeit! — der Mühe werth, darum sich gegenseitig auf alle Weise das Leben bitter zu machen? Was kann ich zuletzt mit allem Haß und Zürnen gewinnen, wenn ich darüber auch nur eine einzige frohe Stunde einbüßen sollte? — Ist der nicht einer der ersten Thoren, der sich mit Groll und feindseligen Betrachtungen Gift in den Friedensbecher schüttet? Ist der, welcher uns kränkend behandelt hat, wirklich schlechter in seiner Denkart, als wir sind? Warum lassen wir uns das anfechten, was er wider uns thut? Warum geben wir nicht seinen Schwachheiten nach, oder, wo es uns höhere Pflichten untersagen, warum behandeln wir ihn nicht in allem Uebrigem mit Großmuth und Schonung, ganz auf die edlere, entgegengesetzte Art, als er uns? — Oder ist er wirklich, neben mancher Schwäche, doch sonst von löblichen Eigenschaften: warum entziehen wir ihm unsere Achtung für diese, und legen auf jene so unmäßiges Gewicht? Kehren wir damit nicht die Waffen wider uns selber, und verschlechtern wir nicht unsern eigenen Werth?

Wie groß auch eine uns widerfahrne Beleidigung sei, nie kann sie so groß sein, uns ein Recht zu geben, die Person zu hassen. Die Beleidigung warnt uns nur, mit derselben Person nicht wieder in solche Verbindungen und Berührungen zu treten, in der sie uns auf ähnliche Weise abermals

kränken oder schaden könnte. Vorsichtigkeit, nicht Rache, soll der Fehler eines Nächsten gewähren. Rache erzeugt nur Gegenrache. Aber wenn wir den Fehlbaren durch unser edelmüthiges Betragen zur Erkenntniß seiner Verirrung und Ungerechtigkeit, zur tiefen Bereuung seiner Unbesonnenheit nöthigen: das ist der Triumph des Christen, des Weisen, das der hohe Sieg der Tugend.

Erlebe diesen Triumph, wenn du ihn noch nicht genossen hast, wenn du noch nie die Thränen der Rührung und Herzlichkeit im Auge eines Menschen sahest, der dich gern gehaßt hätte, und statt dessen gezwungen ist, dich zu verehren! Erlebe diesen Triumph; o du wirst nie wieder den Triumph der Rache und Schadenfreude begehren. — Und das heißt segnen, die uns fluchen, wohlthun denen, die uns beleidigen! Mehr forderte Jesus, der göttliche Lehrer, nicht, als deinen eigenen Triumph. Hältst du sein Gebot noch für allzuschwer?

Siehe, die Tage unsers Beisammenseins auf Erden sind so kurz. Vergifte sie nicht selber mit Zorn und Uebereilung. Gehe, es gibt Menschen, die dich noch verkennen, Menschen, die du bisher nicht leiden mochtest; bereite dir einen heiligen Triumph: Versöhnung! — Das Leben ist eng und klein, desto größer soll der Mensch darin stehen. — Wer weiß denn, ob diejenige Person, mit der du zerfallen bist, die du vielleicht auch gekränkt hast, nicht bald dem Grabe gehört? Willst du vielleicht den letzten ihrer Augenblicke zu einem schweren machen? Möchtest du der sein, der ihr stilles Entschlafen beunruhigt? Soll sie mit einem Seufzer über dich die Welt verlassen, mit dem Seufzer vor Gott treten in die Ewigkeit?

Oder wer sagt dir, wann du aufhörst bei uns zu sein? Könntest du unversöhnt sterben, und dabei freudig sterben? Und wenn du auf dem Todesbette auch mit sterbender Lippe Versöhnung lächelst: hört es denn der, dem es gilt? — Das Köstlichste, was du den Deinigen als Erbschaft geben kannst, ist die Hochachtung und Freundschaft, deren du genossest. Wer unversöhnt in die Gruft sinkt, hinterläßt in seiner Erbschaft einen Fluch.

Es ist ein erhabenes Wort und ein himmlisch-schönes Gefühl in dem Worte, sagen zu können: ich kenne auf Erden Keinen, dessen Feind ich bin! — Es ist keine Schande, unschuldig befeindet zu werden; aber immerdar schimpflich und schuldbar, Andere zu befeinden und zu kränken.

Darf ich mit frohem Muthe aussprechen: Ich kenne auf Erden Keinen, dessen Feind ich bin, dem ich übel will? Allwissender, hell ist vor Dir mein Herz! Richte Du! Meinen Erschaffenen, meinen Miterlöseten, Deinen Kindern, du ewige Vaterliebe! sollte ich Haß weihen? Personen hassen sollte ich, elenden Tandes willen, die Du liebest? Ich sollte unversöhnlich hassen, und nicht verzeihen, der ich zu Deinen Tempeln, zu Deinen Altären gehe, zum Liebes-, zum Versöhnungsmahl Jesu Christi, des erbarmenden Weltversöhners?

XXV.

Für Andere leiden ist himmlische Wollust.

Kol. 1, 21.

Bemühst du dich, der Deinen Segen,
Des Vaterlandes Glück zu sein,
Steht dir die ganze Welt entgegen,
Laß dein Bemüh'n dich nicht gereu'n.
Laß weder List noch Spott von Sündern
Dich je am weisen Wohlthun hindern;
Es ist ein Himmel! — Seele! dort
Wird jede Treu, geübt auf Erden,
Zehntausendfach vergolten werden;
Drum sei beherzt, und fahre fort.

Fort, wenn man dich auch Heuchler nennet,
Wenn deine Tugend Laster heißt.
Verzage nicht, weil Gott dich kennet,
Gott, der den Rath der Herzen weißt.
Er wird von deiner Unschuld zeugen,
Und deine Läst'rer werden schweigen,
Wenn er aufrichtig dich erklärt.
Sei still, dem Herrn gehört die Rache;
Er kennt und führt der Unschuld Sache;
Und ehret ewig, wer ihn ehrt.

Hast du jemals die süße Genugthuung empfunden, wenn du mit Aufopferung eigener Vortheile Andern halfst; wenn du mit Verzichtleistung auf eigene Freuden, auf eigene Bequemlichkeiten einen Andern erquicktest? Hast du jemals die reine unbeschreibliche Zufriedenheit in deiner Brust gefühlt, wenn du Gutes gethan hattest und man dich dafür mit Undank verfolgte; wenn dein Auge bittere Thränen vergoß, und der Gott in deinem Innern sprach: Du hast edel gehandelt, wiewohl man das Verdienst deiner Thaten nicht anerkennt?

Ist dir dies Gefühl nicht fremd, dann ist dir der Sinn nicht dunkel, der in den

Worten liegt: es ist himmlische Wollust darin, Andere Leiden auf sich zu nehmen! Dann verstehst du den edelmüthigen Jünger Jesu, der seinen Freunden schrieb: Nun freue ich mich in meinem Leiden, daß ich für euch leide. Kol. 1, 24.

Freilich, gewöhnliche Menschen, die nur für sich und ihren Nutzen und ihre Lust da sind, — Menschen, die voller Selbstsucht dem Thiere gleich sind, das nur für sich denkt, — Menschen, die von der Welt nichts haben, als die Pflege ihrer Bequemlichkeiten, und vom Christenthum nichts als den Namen — solche verstehen die Sprache des Apostels Paulus und die Sprache jedes ächten Nachfolgers Jesu Christi nicht.

„Was kümmert mich doch das Schicksal Anderer!“ sagen sie: „Soll ich mich für Andere aufopfern? Es würde mir nur Keiner am Ende dafür einigen Dank wissen. Ich habe genug für mich selbst zu thun. Sorge doch Jeder für sich, und Gott für uns Alle!“

Leider hört man diese Redensarten im gemeinen Leben sehr oft. Und Jeder, der solche Redensarten ausstößt, gibt damit zu verstehen, was er werth sei. Dies ist der Geist des niedrigsten Eigennutzes, der ekelhaftesten Selbstsucht, die gefühllos bei fremdem Elend vorübergeht, und kein Auge hat für Anderer Glück und Anderer Noth. Man meint schon übermäßig genug gethan zu haben, wenn man einem Bettler ein Almosen, einem Hungrigen ein Stückchen Brod, einem Nackten ein abgetragenes Kleidungsstück zuwirft — Dinge, die man selbst so leicht entbehren kann, daß man ihren Abgang gar nicht spürt.

Anders spricht schon derjenige, welcher auf sogenannte Weltklugheit Ansprüche machen, und die Forderungen seines niedrigen Eigennutzes mit den Forderungen ächter Religiosität aussöhnen möchte.

„Es ist wohl recht,“ sagt er, „ja es ist Pflicht, daß man auch Andern kräftig beistehe. Man muß gemeinnützige Dinge unterstützen; man muß für das Vaterland, für die Menschheit etwas thun; auch will ich alles Gute von Herzen gern befördern, aber nur unter der Bedingung, daß dabei auch mein eigener Vortheil blühe. Ich wäre thöricht, mich selbst dabei zu vergessen, oder Andern Dienste zu leisten, die mir selbst nachtheilig werden könnten. So etwas fordert meine Religion nicht, ich habe auch Pflichten gegen mich selbst zu beobachten.“

So spricht der vermeinte Weltkluge. Er möchte das Räthsel lösen, daß man zweien Herrn mit gleichem Eifer dienen könne, Gott und dem Mammon. Aber er gehört zu denen, von welchen Christus sagt: Sie haben ihren Lohn dahin! Er denkt klug genug, Andern zu helfen, damit früher oder später auch ihm geholfen werde. Er gibt seine Tugend wie der berechnende Kaufmann seine Waare, und thut das Gute, nicht weil es gut ist und eben darum Pflicht, sondern weil es Nutzen, oder ihm wenigstens keinen Schaden bringen kann. Sobald er aber diesen argwöhnt, wird er sich mit Eifer öffentlich oder unter der Hand gegen das nützlichste Unternehmen empören: er wird es aus allen Kräften zu hindern oder doch zu schwächen suchen; es wird ihn verdriessen, wenn Gott seinen Segen dazu gibt, während es seinem Vaterlande, seiner Gemeinde, seiner Familie oder ihm selbst nicht vortheilhaft scheint.

Wohl haben wir auch Pflichten gegen uns selbst zu beobachten; allein diese Pflichten gebieten uns keine Selbstsucht. Wir sind verbunden, unsere eigenen Rechte zu schützen, aber sie auch zu verläugnen, sobald größere und heiligere, auf das allgemeine Wohl von großem Einfluß seiende Rechte anderer Menschen mit den unserigen im Widerspruche stehen. Wir haben Pflichten, für uns und unsere Angehörigen zu sorgen; aber diese Pflicht schweigt, sobald unser Vortheil der größere Schaden Anderer wird; sobald das Gute, was wir uns bewirken, Andern mehr Nachtheil bringt, als der Nutzen werth ist, den wir uns stiften. Wohl haben wir ein Recht auf alle anständige und erlaubte Ergötzungen und Genüsse des Lebens; aber wir dürfen dies Recht nicht üben, ja, wir sollen als Theil für das Ganze leiden, wir sollen Vermögen, Ehre und Bequemlichkeit freudig fahren lassen, wenn durch dieses Opfer das Glück vieler Menschen, das Glück einer Stadt, eines Landes erkauft werden kann. Bist du dieser Seelengröße unfähig, dann nenne dich nicht Jesu Nachahmer, nicht Kind Gottes!

„Aber was habe ich davon?“ ruft die verwundete Eigenliebe: „Warum soll es für mich Pflicht sein, für Andere Mangel, Noth, Verachtung und Schande zu tragen,

da doch kein Mensch für mich das Gleiche thun würde?"

Du fragst, warum? Weil es Pflicht ist: weil es dir dein unbefangenes Gewissen sagt: so handeln, sei göttlich groß! Weil dir die heilige Schrift sagt: so hat Jesus Christus gehandelt! weil dir dein eigenes Herz sagt: wenn alle Menschen in solchem Sinne lebten und thäten, würde das Reich Gottes unter uns sein, und den Himmel auf die Erde niederziehen! Weil deine eigene Vernunft nicht anders kann, als wünschen, daß wirklich alle Sterbliche in dieser Denkart sein möchten. Und wenn sie es leider noch nicht sind: was berechtigt dich, nun eben so unvollkommen und eigensüchtig zu sein, als sie? Gehörst du den Menschen an oder Gott? Gehörst du der Erde an oder der Ewigkeit? Gehörst du deinen mit dem Körper zusammenhängenden sinnlichen Begierden an, oder den höchsten Pflichten und Gesetzen und Ordnungen deines unsterblichen Geistes?

O sprich doch nicht: „Ich würde mich mit einer so edelmüthigen Selbsthinopferung lächerlich machen; man würde mich für einen träumerischen Schwärmer halten!"

Nein, mein Christ, das Gesetz des Himmels in deiner Brust, das Wohl der Menschen vor deinen Augen, frage nicht: was werden die gewöhnlichen Menschen von mir halten? sondern frage: was bin ich mir selbst, und was bin ich meinem Gott werth? Und ist denn jemals die Menschheit schon so tief gesunken gewesen, daß sie denjenigen für lächerlich erklärt hätte, der für das große Gemeinwohl sich selbst, Ruhe, Ehre, Vermögen, Blut und Leben dahingab? Sind denn die Vertheidiger ihres Vaterlandes, die Vertheidiger der Freiheiten und Rechte ihrer Mitbürger jemals für lächerlich gehalten worden, wenn sie hinaustraten in die Schrecken des Schlachtfeldes, und, ohne Rücksicht auf eigene Familie, auf eigenes Leben, ihr Blut vergossen für Andere? Hat die Nachkommenschaft nicht ihre Thaten mit rührender Ehrfurcht den Enkeln erzählt? nicht ihrer heldenmüthigen Denkart Gedächtnißsäulen erbaut, damit so hohe Tugend niemals unter dem Himmel verschwinde? Wo ist ein Land, wo ein Volk, welches nicht zuletzt immer den erhabenen Muth gepriesen, und die duldende Tugend gekrönt hätte?

So rechne denn nie mit deinen Bequemlichkeiten, mit deinen Vortheilen, mit deinen kleinen irdischen Wünschen, wenn du durch ihre Hinopferung ein allgemeines, bleibenderes Gute deinen Angehörigen, deinen Mitbürgern in der Gemeinde, noch mehr aber deinem Vaterlande, oder der Menschheit überhaupt erkaufen kannst. So frage denn nicht nach dem, was auch die Leute von dir urtheilen würden: sondern frage nach deiner eigenen Ueberlegung. Richte dich nicht nach den Meinungen Anderer, die feige und sklavisch an ihrem Gelde, an ihrer Ehrenstelle, an ihren Bequemlichkeiten hängen; sondern, das größere Heil zu bewirken, liefere freudig deinen kleinen Vortheil hin: dich selbst für deine Angehörigen, deine Kinder für das Vaterland, die Sache des Vaterlandes für das Heil gesammter Menschheit.

Dann wirst du Himmelswollust fühlen, welche das Gemüth großer, gottähnlicher Menschen verklärte nach ihren großen Thaten und Leiden, dann wirst du den jetzt nur dunkeln Sinn in den Buchstaben der heiligen Schrift lebendig fühlen: nun freue ich mich in meinem Leiden, daß ich für euch leide.

Frage den Liebenden, ob er Schmerzen fühle, wenn er für seine Geliebte, für einen Freund arbeiten kann. Frage ihn, ob er elend ist in dem schönen Augenblicke, wenn er, um sie zu retten, sich selbst in die Gefahr wirft. Frage ihn, ob er sich mit allem Golde der Welt die Süßigkeit des Bewußtseins von einer Edelthat abkaufen lassen würde. Ach, wer möchte denn auch wohl seinen eigenen Werth verkaufen! Was hat man denn, wenn man in sich selbst nichts ist? Arbeitet und schafft, denkt und sorgt man nicht allerlei bloß darum, damit man doch einigen, wenn auch äussern flüchtigen Werth erhalte? Aber eine großmüthige That, wenn man sein Irdisches für das Göttliche wegwirft, adelt das Gemüth am meisten, und verklärt uns.

Frage die zärtliche Mutter, wenn sie am Krankenlager des Kindes bange Nächte durchwacht, um ihm das Leben zu retten: ob sie jemals bereut, daß sie sich um die Anmuth und Erquickung des Schlummers gebracht; ob es ihr weh thut, den letzten Bissen Brodes dem hungrigen Kinde dargereicht zu haben, während sie selbst nach Nahrung schmachtete. Oder frage den treuen Vater, ob es ihm viel Ueberwindung koste, allen Bequemlichkeiten, Freuden und

Zerstreuungen zu entsagen, um den Seinigen ein anständiges, ehrenhaftes Auskommen zu erwerben; ob ihn die Wunden sehr brannten, die ihm die saure Arbeit für seine Lieben verursachte; ob er die Schweißtropfen viel achtete, die er ihres Wohles willen am heißen Tage der Noth vergoß.

Gehe hin und frage den dankbaren Sohn, der lieber arbeiten und darben, als seine betagten Aeltern Noth leiden sehen will: ob ihm die magere Kost nicht lieber sei, als jeder Leckerbissen, jedes schwelgerische Gastmahl, bei welchem er des Kummers seiner Aeltern eingedenk sein müßte. — Frage die gute Tochter, welche auf den fröhlichen Genuß ihrer Jugendzeit Verzicht thut, um die Stütze einer kränklichen Mutter, eines hilflosen Vaters zu werden: ob sie die Himmelswonne, die selige Zufriedenheit ihres Gemüthes vertauschen möchte gegen glänzenden Schmuck, gegen Schmeicheleien zahlreicher Verehrer, gegen jedes Wohlleben, das sie sich unabhängig von ihren Aeltern bereiten könnte.

Nein, sie alle werden dich mit den Herrlichkeiten, die du bietest, zurückweisen, und sich beglückt fühlen mit der Wollust, für Andere zu entbehren, für Andere zu leiden. Das ist der Triumph der Tugend; das der Himmel, welcher das Göttliche im Menschen umschwebt!

Und wie mit Entzücken der Liebende für die Geliebte, die Mutter für das kranke Kind, der Vater für seine Angehörigen, der edelmüthige Sohn, die dankbare Tochter für ihre Aeltern leiden, so sollen wir überhaupt und gern das Uebelste über uns ergehen lassen, wenn wir damit größere Uebel von Anderer Haupt abwehren können.

Die Wollust, für Andere zu leiden, hat aber eigentlich darin ihren besondern Reiz, daß eben diese irdischen Entbehrungen und Aufopferungen den Geist selbst erhöhen; ihm seine Hoheit über alles Sinnliche, seine ewige Würde recht anschaulich machen.

Wer ist auf Erden der Erhabenste? Ist es nicht der, welcher unabhängig dasteht, daß er nichts fürchtet; so reich, daß ihm alles Andere gering ist? Den weder Ruhm und glänzende Verehrung locken, noch Purpur und Gold köstlicher dünken, als das, was ihm schon gehört?

So ist der, welcher die Tugend höher achtet, als Alles, was die Welt Schönes bieten kann, eins der erhabensten Wesen. Wer freudig für das Glück Anderer leidet, der muß wohl unabhängig dastehen; denn er fürchtet den Schmerz nicht, und fürchtet, wenn es Noth thut für das Gemeinwohl, den Tod nicht. Er steht höher als der Schmerz und der Tod, unter deren Hand der niedrige Mensch zittert. Wer freudig für die größere Beglückung Anderer Hab und Gut aufopfern kann, ist so reich, daß ihm die Güter der Welt geringfügig scheinen gegen die Herrlichkeit seiner Pflicht — er bedarf eures Goldes und eures Purpurs nicht, vor dem schwache Menschen mit knechtischer Ehrfurcht knien: sein Gedanke an Menschenwohl und Geistesgröße erhebt ihn weit über den Staub, den Andere einen Reichthum nennen mögen, und wieder aus der Hand verlieren, wenn sie im Krampf der Sterbestunde erstarrt.

Nach Hoheit ringt jeder vom Weibe Geborne. Der Tugendhafteste aber ist auch der Höchste von Allen, und darum der Glückseligste. Je mehr er für das Heil Anderer an seinem eigenen irdischen Wohlergehen einbüßt, desto geringer scheint ihm das, was die Erde und das Urtheil der Menschen gewähren kann. Zwar schmerzen mag es ihn, wenn er sich von denen verlästern hört, für die er sich aufopfert: allein es ist ja nicht für ihr Unheil, sondern für ihr Wohl, daß er arbeitet. Zwar freuen mag es ihn, wenn er vernimmt, daß man der Güte seines Willens hin und wieder Gerechtigkeit widerfahren läßt; es ermuntert ihn; es wird ihm Schadloshaltung für die Ungerechtigkeit der Uebrigen; er fühlt mit Vergnügen, daß er doch nicht ganz allein stehe unter den Menschen; daß noch Edle unter dem Himmel vorhanden sind, die ihn begreifen; allein auch ohne diesen Beifall würde er seine Pflicht vollbracht haben, denn die selige Gewissensstille, die in seinem Gemüthe herrscht, und die Erinnerung an Gottheit und Ewigkeit genügen ihm.

Der Schmerz, welchen er als Mensch und Bürger leidet, wenn er für Anderer Wohl duldet, steigert die Kraft seiner innern Seligkeit. Je größer sein äusseres Opfer, je größer die innere Seligkeit für sich. Dieser Schmerz selbst verwandelt sich in einen Theil der Wollust, die ihn beseligt; vermehrt seine Würde, den Glanz seiner That. Das Auge mag weinen; das Herz ist beglückt. Der Körper mag leiden, aber die Seele jauchzet im Siegesgefühl. Dies ist

kein Leiden, wie es gewöhnlich nach Verbrechen und Vergehungen zu folgen pflegt. Es berührt nur den Leib und dessen Bedürfnisse, aber der Geist wird davon nicht ergriffen.

So ist es, wie Petrus sagt, besser, so es Gottes Wille ist, daß ihr von Wohlthat wegen leidet, denn von Uebelthat wegen. 1 Petri 3, 17.

Und es geschehe!

Auch für mich können Augenblicke im Leben hervorgehen, da mir die große Wahl vorgelegt wird: ob für Anderer Wohl Etwas aufopfern und leiden, oder Andere in große Nachtheile stürzen lassen, und eigene kleinere Vortheile behalten? — —

Werde ich dann wanken? Wird auf der zitternden Wagschale eine elende Bequemlichkeit, ein Gewinn oder Verlust an meinem Vermögen, Rücksicht auf das Urtheil kurzsichtiger Menschen, mein Pflichtgefühl, dies Heilige in mir, aufwiegen? — Wie? wird mich meine Lust an Geld und Gut, meine Begierde, dem gewöhnlichen Menschengeschlecht zu gefallen, meine Eitelkeit, meine Furcht, verachtet oder verkannt zu werden, mein Hang zu einem gemächlichen Leben, zu den Freuden des Genusses, zu allerlei kleinen Ergötzlichkeiten und Zerstreuungen — wehe! wird das mich hindern, jemals den Triumph edler Geister, die himmlische Wollust zu geniessen, für Anderer Glück zu leiden und zu dulden? — Muß ich immerdar mir selbst verächtlich im Schlamm gemeiner Genüsse und sinnlicher Lust liegen bleiben, mich nie zum Gefühl meiner Würde als höherer Geist emporschwingen, der zum Ebenbilde Gottes geschaffen wurde? —

Nimmermehr! Auch ich habe Muth, auch ich habe Kraft, für das, was ich als Recht und Pflicht erkenne, ohne Ansehen meines eigenen Vortheils zu handeln, und mich aufzuopfern, wenn mein Schaden vielen Andern zur Verhütung eines größern gereicht.

Ja, ich will euern erhabenen Beispielen folgen, ihr seltenen göttlich gesinnten Menschen, die ihr, um Familien zu beglücken, um ganzen Geschlechtern, um Völkern und Ländern, um einer Nachwelt wohlzuthun, die noch im dunkeln Schooße der Zukunft schlief, eure Lebensfreuden auf dem Altare der Pflicht muthig zum Opfer truget. Ich will euern Beispielen folgen, denen Wahrheit, Recht, Freiheit, Unschuld heiliger sind, als Eigenthum, Gemächlichkeit und Leben. Ich will in meinen Verhältnissen, die mir Gottes Hand anwies, euern Beispielen folgen, die ihr Schmach truget um der Wahrheit willen, Elend um des Vaterlandes willen, Verfolgung um der Gerechtigkeit willen, den Tod um eurer Brüder willen.

Was habe ich denn bisher gethan, um den Namen eines Jüngers Jesu zu verdienen? Was habe ich denn gethan, um die Seligkeit tief im Gemüthe zu empfinden, mit welcher die Tugend göttlich lohnt? — Ach, der Name der Tugend ließ mich kalt, weil ich sie zu wenig kannte; das rührende Beispiel duldender Wohlthäter der Menschheit wirkte nur flüchtig auf mein Herz — es blieb von niederer Lust befangen. Wo ist der kühne, hocherhabene Sinn, welcher um des gemeinen Heils willen verachtend auf das eigene Heil herabschaut? Wo habe ich schon Etwas gethan, was zu vergleichen wäre mit dem geringsten von meines Jesu ersten Schülern?

Auch sie konnten ja größere Bequemlichkeiten geniessen, sich mehr Vermögen, Ansehen, Beifall unter ihren Mitmenschen erwerben, wenn sie weniger an ihrer Pflicht, weniger an den Lehren ihres göttlichen Meisters gehangen hätten. Nein, sie trugen mit dem Muthe der Tugendhelden Armuth, Sorge, Verbannung, Kerker, den Tod selbst, — um die Wahrheit des göttlichen Wortes zu bezeugen und auf Erden herrschend zu machen.

Und Du, dessen Namen meine Seele nie ohne ehrfurchtvolles Beben denkt und nennt — Jesus Messias, Menschenbeseliger, Welterlöser, Befreier und Verklärer des Geisterreichs! — Welche Seligkeiten mögen Dich schon hienieden durchzittert haben, als Du für die Sünden und das Verderben eines rohen Menschengeschlechts das bitterste aller irdischen Loose wähltest; als Du, um mich zu lehren, welche Gotteslust es gewähre, um anderer Glück willen zu leiden, in Schmach, Verbannung und Tod gingest!

O Jesus, erhabenes Urbild der Tugend und menschlichen Seelengröße, begeistert sehe ich Dich durch die Wüsten eines freudenlosen Lebens wandeln, um die Sterblichen mit Gott, ihrem Vater, zu vereinen;

seße ich Dich in Gethsemane verzagen, hoch über Golgatha bluten!

Ich will Dein Kreuz auf mich nehmen, und Dir nachfolgen, Seligmacher aller Jahrtausende, Menschenfreund, Errettter vom Tode des Geistes!

XXVI.

Duldende Menschenliebe.

Matth. 9, 10 — 13.

Du trägst, mein Gott, mit Langmuth und Geduld
Der Menschen Sünden;
Und Deine väterliche Huld
Kann keine Grenzen finden.

So will des Nächsten Fehler denn auch ich
Mit Liebe dulden!
Erträgt man schonend nicht auch mich?
Mich voller Fehl' und Schulden?

Das Schwerste im Umgange mit Menschen ist wohl das drückende Verhältniß, worin wir mit Personen stehen, die uns durch ihre Fehler bald zum Unwillen reizen, bald Ueberdruß und Ekel erregen, bald schamroth machen. Und doch können wir diese Verhältnisse nicht ändern. Oft sind Jene, die uns durch ihre eigennützigen, selbstsüchtigen Gesinnungen kränken, unsere eigenen Blutsverwandten. Oft sind Jene, deren Eitelkeit, deren unleidlicher Stolz, deren Grobheit unser Gemüth verwundet, unsere Vorgesetzten, welchen wir Gehorsam gelobt haben. Oft sind jene leichtsinnigen Verschwender, jene Spieler, jene Trunkenbolde unsere Untergebene, welche ungemein brauchbar sind.

Das Fehlerhafte in dem Betragen dieser oder anderer Menschen verbittert uns oft den frohen Genuß des Lebens, zwingt uns, wider unsern Willen, zu harten, oft übereilten Schritten; verwickelt uns in manche unangenehme Angelegenheit, in manchen Streit. Wir selbst fühlen, daß wir unter andern Umgebungen, und wenn wir weniger durch das fehlerhafte Betragen der Menschen gereizt würden, besser handeln, liebevoller gesinnt sein könnten.

Wohl ist die Kunst, mit schlechtdenkenden und schlechthandelnden Personen umzugehen, vielleicht die schwerste für den Christen. Aber wenn sie es ist, so muß der Christ seine stärksten Kräfte aufbieten, Meister in derselben zu werden. Unter Frommen fromm zu sein, unter Tugendhaften sich des Sündigens zu schämen, Menschen wieder zu lieben, von denen wir geliebt werden: das kann weder vor unsern Augen, noch in den Augen Gottes ein Verdienst sein. (Matth. 5, 46. 47.) Aber verdienstvoll ist, die Schwachheiten Anderer verschonen, die Fehler Anderer ertragen, duldende Menschenliebe üben zu können.

Denn was wir auch thun, und wo wir auch leben mögen, nirgends können wir es meiden, mit fehlerhaften Menschen umzugehen. Nirgends werden wir die Welt ganz nach unserm Sinne finden. Ueberall werden wir Leuten begegnen, welche neben manchen guten Eigenschaften uns durch eine Unannehmlichkeit ihres Betragens, oder durch eine tadelhafte Denkart anstößig werden. Ja, oft kann es geschehen, daß selbst rechtschaffene Menschen sich gegenseitig zuwider werden, weil ihnen eine Tugend mangelt, die Tugend duldender Menschenliebe, die Tugend der Nachsicht mit den Fehlern eines Nebenmenschen!

Wollen wir daher unsere eigene Ruhe bewahren, unsere eigene Glückseligkeit vermehren: so müssen wir, unserer eigenen Schwächen und Fehler eingedenk, nicht die Menschen nehmen, wie sie nach unsern Forderungen etwa sein sollten, sondern wie sie sind. Wir müssen, eingedenk der Wahrheit, daß unmöglich alle Menschen Engel sein, unmöglich alle einerlei Neigung, einerlei Ziel haben können, mit ihnen allen einträchtig und vergnügt leben lernen. — Es bleibt uns keine andere Wahl, als entweder durch unsere Klugheit jeder Klippe, jedem Anstoß auszuweichen, oder uns beständig in Beleidigungen, Kränkungen, Zänkereien zu befinden, und uns und Andern das Leben zu verbittern durch Unverträglichkeit und Unduldsamkeit.

Christus Jesus, in allem, was gut und göttlich schön ist, unser höchstes Vorbild, Christus Jesus, weit entfernt, den Umgang mit fehlervollen Menschen zu meiden, nur sich an die Gesellschaft der Frommen anzuschließen, suchte die Sünder auf; er saß mit ihnen zu Tische; er führte selbst gegen strenge Eiferer die Entschuldigung Maria Magdalenens; er rief einst den scheinheiligen Frömmlern zu: Wer unter euch rein von aller Sünde, der werfe den ersten Stein auf jene Ehebrecherin! — Immer gab er das Beispiel duldender Menschenliebe, welche Niemanden zurückstößt um seiner Schwachheiten und Fehler willen. Er selbst gab seinen Jüngern, als er sie auf

ihre Aussendung in die Welt vorbereitete, die Lehren der Lebensweisheit. Ich sende euch, sprach er, wie Schafe unter die Wölfe. Darum seid klug wie die Schlangen, und ohne Falsch, wie die Tauben. (Matth. 10, 16.)

Wie habe ich mich nun, nach Jesu schönem Beispiel, mit christlicher Klugheit im Umgange fehlerhafter Personen zu betragen? Wie muß ich mich in der Uebung duldender Menschenliebe stärken? — Behandle jeden Menschen in deinem Herzen, nicht wie er es wegen seiner tadelhaften, sondern wie er es wegen seiner guten Eigenschaften verdient.

Dies ist der allein richtige Weg, zu jener göttlichen Liebe aller Menschen zu gelangen, welche Christus uns so feierlich und rührend anempfohlen hat. Es ist der Weg, auf welchem wir, was Tausenden so schwer fällt, was Tausenden unmöglich zu sein scheint, selbst unsere wirklichen Feinde lieben lernen.

Es ist nicht leicht ein Sterblicher zu finden, welcher der Inbegriff aller Laster sein sollte; vielmehr finden wir, je besser wir die Menschen kennen lernen, daß Alle auch ihre gute Seite, ihre lobenswürdigen Eigenschaften haben.

Entwöhne dich nun selbst zuerst von dem dir anklebenden Fehler, nur das in Andern aufzusuchen, was an ihnen allenfalls tadelhaft sein kann. Erforsche ihre löblichen Handlungen; bringe den Nutzen in Erfahrung, den sie durch Kenntniß, Thätigkeit, oder auf andere Art in ihrem Wirkungskreise stiften. Der Mann, dessen mürrisches Wesen, dessen Stolz, dessen auffahrender Zorn dir anstößig sind, mag vielleicht ein vortrefflicher Hausvater sein. Die Frau, deren Eitelkeit, deren Selbstsucht, deren Hang zum Uebelreden dich verdrießt, ist vielleicht eine zärtliche Mutter, eine treue Gattin, eine musterhafte Hausfrau. Warum suchst du nicht mit eben der Begierde das Rühmliche an deinen Mitmenschen auf, wie das Unrühmliche?

Lerne den Werth anderer Menschen anerkennen, so wirst du sie auch bei ihren übrigen Fehlern lieb gewinnen. Erinnere dich im Umgange mit ihnen an dasjenige, wodurch sie schätzenswürdig sind, so wirst du ihnen um so leichter manche Schwachheit zu gut halten; wirst ihre Fehler, die dich jetzt kränken, dulden lernen.

Glaubst du nicht, daß Viele, die dir zuwider sind, mit denen es dich verdrießt, in Verbindung leben zu müssen, — glaubst du nicht, daß sie früher oder später, vielleicht schon jetzt, die ihnen anklebenden Fehler schmerzlicher empfinden, als du? Aber es wird ihnen nicht so leicht, sich davon zu befreien, was leider durch lange Gewohnheit schon zu ihrer zweiten Natur geworden.

Was wärest du vielleicht in ihrer Lage? Was würdest du jetzt sein, wenn du ihre Erziehung in der Jugend genossen, oder ihre Schicksale gehabt hättest, wodurch sie nun zum Theil so wurden, wie sie geworden sind? — Könnten Reichthum, Ehrenstellen, Ansehen dich nicht auch eine Zeit lang übermüthig gemacht haben? — Bist du deiner Tugend so gewiß, daß du nicht auch gestrauchelt hättest auf der schlüpfrigen Bahn der Versuchung, die sie gehen mußten? — Bist du in dir überzeugt, daß Armuth, Noth und Verlegenheit dich nicht auch zuletzt, wie Diesen oder Jenen, zu einem Fehltritt verleitet haben würden?

O Mensch, sei billig; richte nicht Andere nach dir, ehe du ihr ganzes Verhältniß, ihre Jugendzeit, ihr Schicksal kennst!

Viele vielleicht haben den Schein großer Verworfenheit. Ihre Handlungen reizen deinen Tadel. Aber du, im stolzen Selbstgefühl deines Besserseins, hast du berechnet, welche Wirkungen bei Diesem ein allzuheißes Blut, bei Jenem allzureizbare Nerven hervorbrachten? Fehler zwar sind jederzeit Fehler, sie lassen sich nie rechtfertigen. Aber doch ist der Grad der Schuld auch bei Begehung des gleichen Unrechts in verschiedenen Menschen sehr verschieden, je nachdem sie durch ihr Alter, durch ihr Temperament mehr oder weniger gereizt wurden.

Willst du also deine Mitmenschen lieben, ihre übeln Eigenschaften ertragen lernen: so würdige sie von ihrer bessern Seite, so schätze den Werth, welchen sie wirklich besitzen, und behandle sie demnach! — Aber darum bist du freilich noch nicht dafür gesichert, daß dir ihre tadelhaften Gewohnheiten, ihre anstößigen Gesinnungen nicht wehe thun sollten. — Um diesem auszuweichen, was dir noch eigentlich den Umgang mit ihnen erst recht lästig macht, so nimm jederzeit eine solche Stellung gegen deine Nebenmenschen an, daß ihre Fehler nicht gegen

dich zum Ausbruch kommen, oder dir wenigstens nicht schaden können.

Es gehört nur ein geringer Grad von Lebensklugheit dazu, um überall zu verhüten, daß die Menschen uns nicht ihre tadelnswürdige, schlechte Seite zeigen. Immer steht es in unserer Gewalt, entweder durch unser Betragen sie zu dem, was anständig und recht ist, gleichsam zurückzuschrecken, oder doch zu verhüten, daß ihre Laster uns keinen Nachtheil verursachen, und uns in verdrießliche Lagen bringen.

Du kennst die Schwachheit, die Fehlerhaftigkeit Dessen, der dir eben derselben willen zuwider ist. — Wohlan, gib du selbst nur keinen Anlaß, daß er sich gegen dich in seiner Schlechtigkeit offenbare.

Wenn sich dir, o Unschuld, der Verführer naht, und mit schmeichelnder Leidenschaft deine Tugend untergraben will, erscheine mit jener Hoheit, die nur reinen Seelen eigen ist, mit jener festen Entschlossenheit, die auch den Schamlosesten erschreckt, und du wirst ihm den frechen Muth zu fernern Versuchen geraubt haben. Wer es wagt, dir etwas Schändliches anzusinnen, dem hast du durch dein Betragen selbst den Muth dazu gegeben. Er hält dich für ehrlos, darum behandelt er dich mit Ehrlosigkeit.

Wenn der Witzling das Heilige läsiern, das Ehrwürdige lächerlich machen will; wenn der Spötter die Schwächen Anderer schadenfroh ans Licht ziehen will; wenn die Lästerzungen rege werden, und die üble Nachrede ein Fest feiern will, um der Langeweile Abbruch zu thun — lächle nicht zum Spott des Spötters, horche nicht auf die Verleumdung mit auch nur scheinbarem Wohlgefallen. Dein kaltes Schweigen, deine Gleichgültigkeit wird die Bosheit entwaffnen, und ihren stolzen Kitzel in ein Gefühl von innerer Beschämung verwandeln.

Wenn du einmal weißt, welche Anlässe es waren, die zwischen dir und einem Andern, mit dem du beisammen zu leben genöthigt bist, Wortwechsel und Spaltung verursachten, entferne mit Vorsicht aus jeder deiner Reden den Dorn, mit welchem du ihn verwundetest. Wisse zu schweigen, und du weißt die Kunst, den Frieden und die Freundschaft zu schirmen. Weiche dem, der Zank sucht, mit klugen Antworten aus; entwaffne ihn, wider seinen Willen, durch Güte, Anmuth und Leutseligkeit deines Betragens, ohne zu niederer Schmeichelei die Zuflucht zu nehmen, welches seiner Gehässigkeit nur neue Nahrung geben würde.

Wenn du mit Menschen zusammentreffen mußt in der Stunde ihres Wahnsinns, das heißt, in dem Augenblick, da Leidenschaft ihre Sinne und ihre Vernunft benebelt hat, daß sie ihrer selbst nicht mächtig sein können — entweiche den Ausbrüchen ihres Wahnsinns auf eine geschickte Weise, sei es durch dein Schweigen, sei es durch Bedachtsamkeit deiner Worte, sei es durch deine Entfernung. Der Rausch ihrer Leidenschaft ist nie dauerhaft, und straft sie zuletzt selbst. Den Zornigen bekehrt der Zorn nicht, den du ihm entgegenstellst; den Trunkenbold machen deine Ermahnungen nicht nüchtern; den, welchen üble Laune verstimmte und zum Aerger reizte, macht dein Frohsinn, deine Gleichgültigkeit, dein Unwille nur empfindlicher.

Wenn dich die Tirannei deiner Vorgesetzten drückt, lerne schweigen, gehorchen, und von ihren Blicken unbemerkt bleiben. Der Weise hält sich in stürmischen Tagen verborgen und still. Er wirft sich nicht dem Strom mächtiger Befehle entgegen; er sucht seinen Ruhm nicht im vergeblichen Tadel schlechter Anordnungen: das Böse, er weiß es, verdirbt zuletzt in sich selber, und nur der Vorsichtige rettet sich mit Besonnenheit aus allgemeinem Schiffbruch.

So handelt der Christ. Dies ist Klugheit mit Taubeneinfalt gepaart. So wird der, dessen Fehler uns Gefahr bringen könnten, durch unsere Besonnenheit entwaffnet. Unser verständiges Benehmen wird die Achtung der Welt, unser Edelmuth selbst die Bewunderung derer gewinnen, die uns übel wollten.

Doch alles dies ist noch dem Nachfolger des weisen Jesu nicht genug. Die duldende Menschenliebe beschränkt sich nicht bloß auf das Ertragen fremder Fehler; — sie sinnet auch darauf, die Fehler zu bessern. Darum ging Jesus mit Sündern um, damit er sie bekehren, veredeln, heiligen konnte. „Die Starken bedürfen des Arztes nicht," sprach er, „sondern die Kranken." (Matth. 9, 12.)

Aber auch diesem ächt menschenfreundlichen Zwecke können wir uns nur dann glücklich nahen, wenn mit gehöriger Vorsicht und Klugheit verfahren wird. — Nicht

Jeder kann durch Jeden gebessert werden. Derjenige, welcher sich unberufen zum Bekehrer und Sittenprediger des Andern aufwerfen will, besteht zuletzt oft mit Schanden, wenn der Andere ruft: Du siehst den Splitter in meinem Auge, hast du schon den Balken aus dem deinigen gezogen? — Wir können nicht wohl mit Ermahnungen zu Verbesserung des Herzens gegen Vorgesetzte auftreten, ohne die ihnen gebührende Achtung zu beleidigen. Immer müssen wir die Frage uns erst beantworten: Wen kannst du von denen, mit welchen du umgehst, bessern? Wie willst du ihn von seinen Fehlern überzeugen und heilen?

Um dein Werk mit Glück zu vollbringen, mußt du dem Fehlerhaften vor allen Dingen erst Vertrauen, Hochachtung und Liebe gegen dich einzuflößen wissen. Er selbst muß wahrnehmen, daß du tadelloser seiest, als er ist; daß du ihn mit Schonung behandelst; ihm mit Edelmuth oft verzeihst, wenn er gegen dich fehlt; daß du wahre Liebe und Freundschaft für ihn empfindest. Wenn du einmal seiner Achtung, seines Vertrauens, seiner Gastfreundschaft gewiß bist, dann hast du schon den halben Sieg gegen ihn errungen. Nun erst kannst du mit Glück ihm ernsthafte, rührende, überzeugende Vorstellungen zur Ablegung seiner übeln und sündlichen Eigenschaften machen.

Dies muß aber ohne alle Bitterkeit geschehen, wenn du ihn nicht gegen dich erbittern willst; sondern mit zarter Schonung, um sein Herz festzuhalten, mit freudiger Anerkennung seiner übrigen Verdienste, seiner schönen Gemüthsgaben und Tugenden, wodurch er Vertrauen auf sich selbst, Scham vor seinem Fehler, und bleibende Ueberzeugung von deiner Achtung für ihn bekommt.

Eben so ist es niemals gleichgültig, welche Zeit du erwählst, um dem Fehlerhaften seine Verirrungen vorzuhalten. — Es ist vergebens, es ist sogar nachtheilig, beständig und alle Tage zu murren, alle Tage Bekehrung, Besserung zu predigen, alle Tage mit Vorwürfen aufzutreten. Diese Unklugheit stiftet oft nothwendig Mißtrauen, Kälte und Feindschaft an; dies Predigen ermüdet und wird dem Andern zuletzt zur Gewohnheit, daß er deine Ermahnungen unmöglich achten kann. — Aber ein seltenes, ein herzliches Wort zur rechten Zeit gesprochen, wenn alle Umstände dazu auffordern, wenn der Fehlerhafte in vollkommen ruhiger Neigung ist, über sich nachzudenken: ein solches Wort zur rechten Zeit ist ein Segenswort!

Dann aber sprich dies Wort nicht in Gegenwart Anderer, sondern ohne alle Zeugen zu deinem Freunde. Ermahnung vor Andern ist öffentliche Beschämung, ist Strafe. Du willst nicht strafen, sondern belehren, ermuntern zum Guten. Du willst und sollst nur gleichsam der Dolmetscher und Ausleger dessen sein, was ihm sein eigenes Herz, sein Gewissen schon dunkel über sein tadelhaftes Betragen gesagt hat. Er wird dir beistimmen, weil er in deinen Worten nur den Wiederhall seiner eigenen Empfindungen über sich vernimmt; und weil er dich selbst und deinen Ton ohne alle Bitterkeit, ohne Heftigkeit an sein Herz gerichtet findet, wird es ihn rühren, weil er in deinen Reden kein Wort des Grolls, sondern nur Worte der Freundschaft und Bekümmerniß hört.

So wirst du selbst im Umgange mit fehlervollen Nebenmenschen zufrieden, ruhig, heiter leben, glücklich sein und Andere glücklich machen können. So wirst du dir und ihnen manchen Zank und Streit, manche bittere Augenblicke ersparen. So wirst du wahrhaftig, wie ein Kind Jesu, wohlthätig um dich her wirken. So wirst du den Unvollkommenen mit seinen Mängeln allen ertragen, und selbst deine Feinde lieben können.

Warum aber, Gott, du Langmüthiger, Allgnädiger, Allbarmherziger, warum sollte ich nicht mit duldender Menschenliebe die Fehler und Schwachheiten meiner Mitbrüder ertragen? Hast Du nicht selbst Geduld und Nachsicht mit unsern Sünden und Missethaten? Trägst Du nicht selbst mit Schonung die Verirrungen Deiner Geschöpfe? Sahst Du nicht von meiner Kindheit an mit Liebe und Gnade auf mich herab, auch wenn ich mich noch so oft gegen Dich versündigte? — Wie, sollte ich nun gegen schwache, gebrechliche Menschen unduldsamer sein, als Du bist, o Allerheiligster? — Wehe, wenn Du unserer Sünden willen zürnen, wenn Du über unsere Missethaten mit uns in's Gericht gehen wolltest! Wer könnte vor Dir bestehen? Wer könnte sagen: Aber ich bin rein!

Duldende Menschenliebe, o du freundlichste unter den Christentugenden! Ich öffne

die mein Herz. Du sollst es bewohnen, und mir auch in dieser Welt voller Unvollkommenheiten und Mängel dauerhafte Glückseligkeit bereiten. — Denn woher so viel Haß, Streit und Zwietracht unter Brüdern? Woher so viele Unverträglichkeit und Selbstquälerei unter Ehegatten? Woher so viele Mißhelligkeiten und Trennungen unter Blutsverwandten? — Ach, sie können ihre gegenseitigen Fehler und Schwachheiten weder ablegen, noch mit derjenigen Schonung ertragen, die dem liebenden Herzen des Christen geziemt.

Und wenn durch beleidigende Schwachheiten, durch anstößiges, kränkendes Betragen, mein Unwille und Mißmuth gegen diejenigen gereizt wird, mit denen ich beisammenleben muß; wenn ich tadelhaft meiner eigenen Pflichten gegen Tadelhafte vergesse: dann, mein Jesus, mein heiliges Vorbild, dann erscheine Du in Deinem liebenswürdigen Licht, und ermuntere mich, die Thorheiten und Fehler der Menschen zu dulden, wie Du sie geduldet hast, und wie Gott im Himmel sie ohne Ermüden duldet!

XXVII.

Lerne den Geringern schätzen.

Sirach 11, 2 — 6.

Wer mehr durch Dich beglückt ward, Gott,
Seh' mit Verachtung nicht und Spott
Auf den, der dürftig und verschmäht
Durchs Leben voller Dornen geht.

Nicht wähn' er, weil er groß und frei
Und reich und mächtig ist, er sei
Erhaben über Recht und Pflicht
Und Rechenschaft; das wähn' er nicht!

Hat er mehr Einfluß, Geld und Zeit,
So sei's dem Menschenglück geweiht;
Nur der steht höher, der ein Christ,
Glückschaffender, als Andre, ist.

Nur dessen würd'ger Hoheit freut
Der Niedrige sich ohne Neid,
Der, gern für Andrer Werth entbrennt,
Sein eigenes Verdienst nicht kennt.

So verschieden Ruhmsucht und Ehrbegierde von der Begierde nach wirklicher Vollkommenheit sind, eben so sehr sind Stolz und Hochmuth verschieden vom richtigen Selbstgefühl unserer guten Eigenschaften.

Der Ehrgeiz strebt nach Auszeichnung vor andern Leuten, gleichviel ob durch öffentliche Anerkennung wahrer Verdienste, oder ob durch Glück und Menschengunst; — die Ruhmsucht dürstet nach dem Vergnügen, von vielen Menschen gekannt, genannt, bewundert zu werden, ohne es immer genau zu nehmen, ob die zu bewundernde Kraftäusserung zum Wohl oder Wehe des menschlichen Geschlechts dienen mag. Das Verlangen nach Seelengröße und Vollkommenheit ist nur Sache des wahrhaft weisen Menschen, des Tugendhaften, des Christen, entsprungen aus dem Bewußtsein dessen, was wir sein sollen, um die höchste aller Bestimmungen zu erreichen. Ehrgeiz und Ruhmsucht handeln nur für einen irdischen Lohn, und selbst das Große und Nützliche, was sie verrichten, ist mit Erlangung ihres Zweckes bezahlt. Sie haben ihren Lohn dahin, wie Christus sagt. Matth. 6, 2. Aber die edle Sehnsucht des Geistes nach innerer Vollendung und Hoheit kann mit nichts Irdischem und durch nichts Irdisches vergolten werden. Sie will das Erhabenste, das Göttliche und Gottähnliche. Daher kann sie das Nützlichste und Schwerste verrichten, ohne sich darum zu bekümmern, ob es Menschen bemerken und ehren. Sie kann das Bewundernswürdigste thun, ohne daß ihr an Bewunderung von Welt und Nachwelt gelegen ist.

Der Stolz ist ein Großthun und Sichbrüsten mit gewissen Dingen, die man mehr hat, als Andere; der Hochmuth ein Prangen mit eingebildeten Vorzügen, die man sich beilegt, oder mit Vorzügen, denen man einen übermäßigen Werth beimißt. Aber das richtige Selbstgefühl unsers innern Werthes ist die Achtung, welche die Tugend für sich selbst hat; ist die stille Freudigkeit eines guten Gewissens, welches sich nicht mit dem Unedeln beflecken möchte. Stolz und Hochmuth äussern sich durch Verachtung oder Geringschätzung Anderer; das richtige Selbstgefühl unserer guten Eigenschaften in fester Beharrlichkeit bei denselben, in der bescheidenen Anerkennung ihrer noch immer unbesichtigten Mängel, in der freudigen Achtung fremder Verdienste, die uns das Dasein gleichdenkender, edler Menschen verkünden.

Doch der wahren Weisen und großen Menschen, das heißt, der ächten Christen, sind wenige; daher besitzen auch nur wenige das richtige Selbstgefühl ihres Werthes. Die Täuschungen der Eigenliebe verkleinern ihnen gern die vorhandenen Fehler, von welchen sie entstellt werden; vergrößern

ihnen gern das Gute und den Werth dessen, was sie wollten oder thaten. Wenige haben Unbefangenheit genug, das wirklich Verdienstvolle in dem Betragen Anderer anzuerkennen, und es mit ungeheucheltem Beifall zu ehren, ohne nicht selbst, wenn sie zum Lobe gezwungen sind, ein schmälerndes Aber anzuhängen. Wenige haben Geistesstärke genug, das, was nur Gabe des Zufalls, Geschenk der Natur, nichtige Nebensache ist, als dergleichen zu schätzen; sondern, es mag nun bei ihnen oder Andern gefunden werden, sie zollen denselben eine Bewunderung, die nur dem wahren Verdienst gebührt, und äussern besonders ein unmäßiges Vergnügen, wenn sie sich selbst im Besitze davon wissen.

So lange die Freude an Vorzügen und Annehmlichkeiten, welche die Gunst der Natur oder des Glücks uns verliehen hat, sich nur durch ein reines Wohlgefallen an denselben ausspricht, und wir nie vergessen, daß wir solche Vorzüge nicht durch eigenes Verdienst, sondern durch die Gnade der Gottheit empfangen haben, ist die Freude daran unschuldig. Sie wird aber tadelhaft und sündlich, wenn sie sich in Geringschätzung anderer Personen äussert, die nicht das sind, nicht das haben, was wir.

So mißfällt der sich blähende **Eigendünkel derer**, welche, weil sie durch besondere Naturgaben und frühere Umstände mehr Geisteseigenschaften entwickeln, mehr Einsicht und Kenntnisse sammeln konnten, nun voll stolzen Mitleids auf diejenigen niedersehen, welche nicht so viel Geschicklichkeiten besitzen, als sie; Anderer Verstand und Einsichten spöttisch verkleinern, um ihre Vorzüge desto mehr daneben prangen zu lassen; nichts gelten lassen wollen, als was **sie** gedacht, gewollt, gesagt, gemacht haben; immer ihr Ich voranstellen, aus Furcht, verkannt oder gar vergessen zu werden. Dieser selbstgefällige Eigendünkel ist der Fehler ganzer Stände, deren Pflicht ist, durch Geistesfertigkeiten nützlich zu sein; man pflegt ihn den Gelehrten- und Künstlerstolz zu nennen. Aber man findet ihn auch bei dem Handwerker, wie beim Staatsmann, beim Geistlichen, wie beim Krieger.

Er ist an sich eben so verächtlich und allen Nebenmenschen anstößig, als jenes Großthun mit einem reichern Vermögen und ansehnlichern Glücksumständen, welches nach den Ständen, denen dieser Fehler am stärksten anklebt, der Kaufmanns- und Bauernstolz geheißen wird. Dieses Großthun mit Geld, mit dem behaglichen Gefühl, es besser haben zu können, als Andere, in Kleidern, Speisen, Geräthschaften keinem Seinesgleichen nachzustehen; dies Wohlgefallen, das andern Leuten fühlen zu lassen, ist um so verstandloser, da das, worauf sich der Hochmuth gründet, durch unglückliche Ereignisse schnell verfliegen kann, oft nur Frucht nicht eigenen, sondern fremden Fleißes ist, und sich auf die niedrigsten Genüsse der menschlichen Natur, auf thierische Leibespflege, beschränkt.

Doch eben so unverständig ist auch aus gleichen Ursachen die Eitelkeit derer, welche sich auf ihre Schönheit, dies äusserst flüchtige Gut weniger Jahre, oder auf ihren Schmuck und Putz, viel einbilden, und sich damit in ihrem Wahn über Andere erheben, sich selbst als ausgezeichnete Wunder der Natur lieben, und diejenigen bemitleiden, welche nach ihrer Meinung kaum würdig sind, neben ihnen zu erscheinen. Ach, sie irren! Die Schönheit hat schon ihren besten Reiz verloren, welche weiß, daß sie es sei. Denn nur das Bescheidene macht liebenswürdig, und die Holdseligkeit des Gemüths, welche sich in wohlgebildeten Zügen offenbart. Wer sich zu viel Achtung selber zollt, dem weihen Andere gern oft weniger, als er sogar verdient.

Darum erreicht die Hoffart derer selten ihren Zweck, welche auf ihr Herkommen, auf ihre Geburt, auf ihren Rang, auf ihre Titel eine große Wichtigkeit legen. Dieser Rang-, Titel- und Adelstolz, welcher kaum gelten lassen mag, daß geringere Personen mit ihrem Wesen von gleicher Natur, von gleichen Ansprüchen, von gleichen Rechten und Hoffnungen sind, verdunkelt an demjenigen, den er beherrscht, sogar das Verdienst, welches er in der That haben mag. Wer sich selbst in eigener Meinung zu sehr erhöht, wird in der Meinung Anderer um so tiefer erniedrigt, weil er lebhafter daran erinnert, daß nicht das Herkommen und der Rang der Menschen, sondern daß der Mensch sein Herkommen und seinen Stand ehren muß. Nur wer sich in edler Demuth selbst erniedrigt, der wird durch die Meinung Anderer erhöht. Den wer, durch Seelengüte ehrwürdig, seiner äussern, zufälligen Vorzüge vergißt, erinnert die An-

dern desto lebhafter daran, wie viel der Mann in sich selbst werth sein müsse, der äussern Glanzes und zufälliger Hoheit nicht vonnöthen hat, um Liebe und Achtung zu gewinnen.

Wir sehen daher die Großen der Völker dann am herzlichsten von allen ihren Unterthanen verehrt, von allen Fremdlingen bewundert, wenn sie bei aller ihrer Gewalt bescheiden, bei aller ihrer Vermöglichkeit einfach und prunklos einhergehen, und in Erfüllung schöner Pflichten des hohlen Prunks und eitler Nebendinge vergessen. Solz auf Macht und Gewalt ist jederzeit das sicherste Mittel, die vorhandene Macht und Gewalt zu schwächen. Denn sie reizt den gerechten Widerstand, und die Kräfte unserer Widersacher wachsen, wenn wir sie durch unsern Stolz in Thätigkeit setzen. „Viele Tiranen haben müssen herunter auf die Erde sitzen; und ist dem die Krone aufgesetzt worden, an den man nicht gedacht hatte. Viele große Herren sind zu Boden gegangen, und gewaltige Könige sind Andern in die Hände gekommen.“ Sirach 11, 5. 6.

Darum achte Niemanden gering, und laß Niemanden deine Vorzüge auf kränkende Weise fühlen. Die schlichte Lebensklugheit untersagt es; die Religion verbietet es!

Uebermäßige Werthachtung dessen, was man ist, oder hat, verkündet allezeit eine Schwäche entweder des Verstandes oder des Herzens; gewöhnlich aber die Schwäche von beiden. Wissen wir nicht an uns selbst, wie beleidigend unserm Gefühl der Hochmuth und die Eitelkeit anderer Personen ist, wie empörend uns das Betragen desjenigen ist, der uns mit seinem Uebermuth zu demüthigen gedenkt? Wohl denn, eben diese Empfindungen flößen wir Andern gegen uns ein, wenn wir ihnen auf die leiseste Art zeigen, wie viel wir uns auf den Besitz von Eigenschaften oder Vollkommenheiten einbilden, die ihnen fehlen. Statt zu demüthigen, empören wir nur das stolze Ehrgefühl Anderer. Statt Hochschätzung und Bewunderung zu bewirken, erzeugen wir das ganz Entgegengesetzte, nämlich heimlichen Spott, Verachtung und Lieblosigkeit. Wer denn so widersinnig handelt, daß er das Gegentheil von dem macht, was er wünscht, verkündet der nicht Verstandesschwäche? — Dazu kommt noch, daß gewöhnlich der, welcher sich vorzüglicher dünkt, als Andere, der Sklave derer wird, über die er sich erhaben glaubt. Denn wie viel opfert der nicht von seinem eigenen Lebensgenusse auf, um Leuten eine hohe Meinung beizubringen, die kaum verdienen, daß man um ihren Beifall buhle! Und wie unbemerkt wird er der Diener derer, die klug genug sind, seine Schwachheit zu benutzen, indem sie seiner Eitelkeit, seinem Hochmuth auf seine Weise schmeicheln! Der Stolze ist jederzeit der Unterwürfigste und Lenkbarste. Man läßt ihm seine Thorheit, seinen Eigendünkel gelten, und leitet ihn nach Belieben. Er wähnt vergöttert zu sein, und wird der Spielball fremder Schlauheit, das Werkzeug fremden Ehrgeizes, der blinde Befriediger fremden Eigennutzes, und wird vergessen, oder auf die Seite gestellt, sobald man seiner nicht mehr zu andern Zwecken nöthig hat.

Schätze Niemanden gering, und überhebe dich deiner Vorzüge. Denn jede Anmaßung dieser Art beleidigt, und wird nicht leicht von den Leuten, wie sie nun einmal sind, verziehen. Ein Jeder trägt in sich ein Gefühl seiner Rechte, und fordert von Andern Achtung. Ein Jeder weiß, was er in seinen Verhältnissen werth ist, und kann gleichsam eine Vernichtung dieses ihn erhebenden Bewußtseins unmöglich mit Gelassenheit tragen. Ohnehin sehen viele Menschen das, womit du dich gern hervorstellen möchtest, nicht einmal als etwas Ausserordentliches an. Du brüstest dich mit deinem Rang, den Andere schon vielmals verschmäht haben; mit deinem Geld und Gut, um welches sich die Uebrigen gar wenig bekümmern, weil sie für sich genug haben; mit deinen Geschicklichkeiten und Kenntnissen, da Andere ihre feurigsten Wünsche nach ganz andern Zielen richten, mit deiner Wohlgestalt und Schönheit, da der Geschmack der Menschen sehr verschieden ist, und dem Einen das mißfällt, was den Andern entzückt. — Je weniger also Andern das vorzüglich scheint, was du über Alles geltend machen möchtest, je empfindlicher kränkt dein verkappter oder offenbarer Stolz; je beleidigender wird deine Anmaßung, deine Herabsetzung Anderer. Sie fühlen sich unschuldig, und um so schmerzlicher durch unverdiente Erniedrigung verwundet. Noch nicht leicht geschah es, daß der Stolze in diesem Leben

ungedemüthigt blieb. Wer sich Widersacher erweckt, bereitet muthwillig sich Schmach und Andern Schadenfreude. Daher hat das gebräuchliche Sprichwort warnungsvolle Wahrheit: Hochmuth kommt vor dem Fall. — Erhebe dich nicht deiner Kleider, sagt die heilige Schrift, und sei nicht stolz in deinen Ehren, denn der Herr ist wunderbarlich in seinen Werken, und Niemand weiß, was er thun will. Sir. 11, 4.

Schätze Niemanden gering, weil er weniger ist, oder weniger hat. Denn deine Vorzüge sind nicht das Vorzüglichste des Menschen. Keiner verbindet in sich alle Vollkommenheiten. Gott gab Jedem verschiedene Eigenschaften, durch welche er werthvoll und nützlich sein könne; keine derselben ist verachtungswürdig. Darum ehre weniger das Gute, was du besitzest, als dasjenige in Andern, was dir mangelt, um ihnen darin gleich zu werden. Auch der Geringste, welchen du kaum eines Blickes würdigest, übertrifft dich vielleicht unendlich in sehr schätzbaren Dingen; kennst du ihn so genau, daß du wüßtest, was er werth wäre? Es gibt keinen so fehlerhaften Menschen, der nicht auch seine gute Seite hätte; keinen so geringen Menschen, der dich nicht in irgend einer Geschicklichkeit oder nützlichen Gabe überträfe. Die Biene ist ein kleines Thier, spricht Jesus Sirach, und gibt doch die allersüßeste Frucht. Sirach 11, 3. Wer mit den von Gott empfangenen Gaben am nützlichsten auf seiner Stelle, in seiner Zeit wirkt, der ist, wo er auch stehe, sein Thatenkreis sei weit oder enge, der achtungswürdigste. Nicht das, was man ist, sondern das, was man thut, — nicht das, was man hat, sondern wie man es gebraucht, macht schätzbar. Darum blicke nie abwärts auf das Niedrige, sondern aufwärts zu dem, was höher ist im Menschen; nicht auf das, was du besitzest, sondern auf das, was dir fehlt, während Andere es haben. Denn das, was dir noch abgeht, macht dein Loos weit schlechter, als es dasjenige vortrefflicher macht, was du schon haben magst.

Schätze Niemanden gering, noch weniger laß deinen Nebenmenschen diese Geringschätzung empfinden, weil du ihr Verderben aussiehst. Zwar ist vielleicht Mancher zu schwach, um die Gutes erweisen zu können; aber kein Sterblicher ist so schwach, daß er nicht einmal schaden könnte. Du sollst Niemanden rühmen um seines großen Ansehens willen, denn es ist vielleicht sein Unglück; noch Jemanden verachten um seines geringen Ansehens willen. Sirach 11, 2. Ein Jeder, er sei im bürgerlichen Leben so bedeutend, als er wolle, kann durch ein besonderes Zusammentreffen von Umständen für dich sehr bedeutend werden. Der Mensch wird nicht mächtig durch seine eigene Kraft, sondern durch das Spiel der Schicksale, die sich zu seinem Gehilfen machen. Es ist nichts Unerhörtes, daß arme Dienstboten Ernährer ihrer unglücklichen Herrschaften wurden; daß Bettler mit ihrem Brod den Hunger des Reichen stillten; daß gemeine Knechte das Leben von Fürsten retteten; daß Sklaven ihren Gebietern die Freiheit verschafften. Aber nicht weniger sind die Fälle, daß Menschen ohne Wichtigkeit, ohne Reichthum, ohne Gewalt, ohne Einsicht, bei sich ereignenden Anlässen den wichtigsten, reichsten, gewaltigsten und einsichtvollsten Personen verderblich wurden. — — Du kennst deine künftigen Schicksale nicht, noch weniger die Schicksale dessen, den du heute verachtest. Vielleicht schon nach einigen Jahren ist dieser durch Verknüpfung von Ereignissen in so vortheilhafte Verhältnisse emporgerückt, daß du es dir zur Ehre rechnen würdest, unter seinen Freunden zu stehen, da ihn heute dein Hochmuth übersieht und zurückstößt.

Doch mehr, als alle diese Beweggründe, muß uns die Religion von jener traurigen Verirrung des Verstandes und Herzens zurückhalten; die Erinnerung, daß Gott im Himmel auch der Vater der Geringsten ist; daß der Weise auch der Bruder des Unwissenden, der König auch der Bruder des Bettlers, die reizendste der Jungfrauen auch die Schwester der häßlichsten sei; das Vorbild hoher Demuth und Selbstverläugnung, welches Jesus bei allen Einsichten, bei allen seinen bewunderungswürdigen Eigenschaften und Tugenden, mit rührender Treue bewahrte. — Welchen Stolz können wir auch um Sachen nähren, die uns nicht eigenthümlich angehören, sondern nur verliehen, nur Darlehen Gottes für unsere Lebenszeit, ach, vielleicht nicht einmal für die ganze Lebenszeit sind, sondern für wenige Jahre!

Haben wir denn, o Gott, von dem wir Alles haben, Deine Geschenke empfangen,

um hochmuthvoll uns damit gegen andere Deiner Kinder zu brüsten, oder nicht vielmehr, um ihnen damit zu nützen? Wozu dieser unnütze Stolz auf Gaben, die wir ohne unser eigenes Verdienst von Dir empfingen; Gaben, von deren Anwendung wir Dir wie von anvertrauten Pfunden Rechenschaft ablegen müssen?

Jeder Stolz ist ein Wahnsinn. Darum ist es diese Leidenschaft auch, welche am allerersten und allerhäufigsten eine wirkliche Geisteszerrüttung nach sich zieht. — Nein, Vater im Himmel, ich will mich hüten, daß das unschuldige Vergnügen, mit welchem ich das betrachte, was Du mir verliehen, nicht in Uebermuth und Geringschätzung anderer Menschen entarte, die Du, als ein gerechter, als ein Alle mit gleicher Liebe umfassender Vater mit andern Vortheilen und Vollkommenheiten bedachtest, die mir fehlen.

Nicht Hochmuth, aber ein hoher Sinn, der sich über die flüchtigen Tändeleien des Lebens erhebt, soll mich beseelen für das, was ewigen Werth gibt, und womit ich einst vor Dir bestehen könne. Und wenn mich die falsche Eigenliebe zuweilen blenden möchte, will ich nur des Todes meiner besten Freunde und Geliebten denken, und gedenken, wie wenig ihnen zuletzt alle irdische Auszeichnung half; will ich mich erinnern an meine eigene Auflösung, und wie ich dann über Schönheit denken werde, die Staub und Moder wird; über Reichthum, den Andere nehmen; über Ruhm, der nicht in mein stilles Grab tönt; über Rang und Macht, die gleich Schatten mit meinem letzten Hauch verschweben! Amen.

XXVIII.

Der Mißbrauch von den Schwächen Anderer.

1 Kor. 12, 4—7.

Auch ich bin gar wohl überzeugt, es ist mehr als eine falsche Rettung im menschlichen Leben! — Ich kann mir unmöglich die zahllosen Fälle alle denken, in welchen ich, um einem Vergehen zu entrinnen, in ein anderes überging, und wo ich mich aus den Netzen der einen Thorheit befreite, aber im gleichen Augenblick in andern vergarnte. Wie selten war ich weise, wie Jesus; wie oft war mein Thun dem Leichtsinn eines Petrus ähnlich!

Doch keine Art dieser falschen Rettungen ist wohl im menschlichen Leben gewöhnlicher, als diejenige, da wir im frohen Gefühl, irgend einen Fehler abgelegt zu haben, oder irgend einer Gefahr entronnen zu sein, schadenfroh über diejenigen triumphiren, welche noch darin sind. So sieht man oft Kinder, wenn sie kleinen Verlegenheiten glücklich entschlüpft sind, hohnjauchzen über andere, welche nicht so glücklich waren, als sie, oder doch erst später entkommen.

Diese Freude ist ursprünglich zwar sehr verzeihlich. Wer wollte nicht froh sein, wenn er aus unangenehmen Verhältnissen endlich hervorgetreten ist? wenn er sich endlich von gewissen Fehlern ganz rein weiß, wenn ihn keine geheimen Vorwürfe des bösen Bewußtseins mehr plagen? — Das Vergnügen an eigener Besserung wird noch lebhafter, wenn man andere Menschen erblickt, die noch im alten Elende stecken, und weder Glück noch Kraft, weder Sinn noch Muth genug haben, sich ein besseres Loos des Gemüthes zu verschaffen. Erst durch den Anblick ihrer Unvollkommenheiten erfahren wir nun bestimmter, wie wir vorher waren, ehe wir uns ermuthigt hatten, besser zu werden. Erst aus ihrer Tiefe erkennen wir deutlicher unsere Erhebung.

Die Selbstzufriedenheit mit uns, daß wir uns gerettet haben, ist eine reine, schuldlose Wonne; ist ein süßer Lohn, der unser versöhntes Gewissen darbringt, ist gleichsam der Kuß, welchen der Schutzgeist unserer Seele gibt, sie zu allem Edeln zu ermuntern.

Allein wehe dem, der sicher zu stehen meint! Die Freude selbst schleudert ihn wieder in neues Verderben, wenn sie, statt nur Ausdruck der Zufriedenheit mit uns selbst zu sein, ein Triumph über Andere wird, die nicht so glücklich gewesen sind, als wir. Dies Triumphiren ist schon wieder eine neue Schwachheit, entweder unsers Verstandes oder unsers Herzens.

Des Verstandes! — Denn wie mag ein weiser Mann über die Schwächen und Thorheiten seines Bruders frohlocken? Wie können ihm dessen Fehler zum Stoff edler Belustigung dienen? Er selbst weiß von sich, daß er noch nicht alle Irrthümer, alle Schwachheiten ganz verloren — er sei kein Engel. Alle Vorzüge, welche wir vor unsern Nebenmenschen besitzen, bestehen entweder in Wirkungen unserer eigenen Bemühungen — und ach! wer weiß nicht, wie

oft, wie lange wir unterlagen, ehe wir obsiegten! — oder sie sind Geschenke des Himmels: wer wird stolz sein auf das, was nicht unser Verdienst ist? Nur der Unverstand verspottet den Armen. Der ächte Jünger Jesu spricht mit dem weisen Boten desselben: Es sind mancherlei Gaben, aber es ist ein Geist. Es sind mancherlei Aemter, aber es ist ein Herr. Es sind mancherlei Kräfte, aber es ist ein Gott, der da wirkt Alles in Allem. (1 Kor. 12, 4—7.) Nichts ist unser, Alles ist Gottes. Jeder unserer Vorzüge, Verstand, Witz, Einbildungskraft, Zartgefühl, selbst die höhern Kenntnisse, selbst die bessere Erziehung, welche wir empfingen, Alles ist Gottes Werk! — O du, der sich der schönern Schöpfung erfreut, und der du dessen spottest, der von Geburt, oder durch Alter häßlich ward: ist deine Schönheit eine Wirkung deiner Verdienste? Unverständiger, wie mag dich des Andern Häßlichkeit belustigen? O du, der die rohen Sitten des Bruders verlacht, welcher nicht auf deinen Tanzsalen in den entbehrlichen Ueppigkeiten deiner Stadterziehung empfing: wenn dir die Gottheit das Loos angewiesen hätte, Sohn einer Bettlerin, Tochter einer halbnackten Wilden in fernen Welttheilen zu sein, würdest du dich noch deiner zierlichen Sitten und Geberden so stolz rühmen? Ist nicht Alles von Gott, in Gott, für Gott? Und was du im Jüdischen zu haben meinst, dessen du dich überhebst, und warum du den verachtest, welcher es nicht in dem Maas empfing, als du: gehört es dir? Ist es nicht geliehenes Gut? Legst du es nicht in der unbekannten Sterbestunde wieder zu den Füßen dessen nieder, der es dir allein verliehen hat? Wird es dir leichter mit deiner Rechenschaft alsdann werden, wenn du aufgefordert wirst, zu beweisen, wie du deine mehrern Gaben nützlich angewendet hast? oder Jenem leichter, dem der Herr nur wenige Pfunde anvertraute, mit denen er aber mehr Gutes auf Erden stiftete, als du in deiner Gabenfülle? Noch öfter aber ist der Triumph über Anderer Schwachheiten nicht sowohl Wirkung eines mangelhaften Verstandes, als einer gemeinen Schlechtigkeit des Herzens. Es giot Narren, welche sich mit ihren Thorheiten selbst zum Spott Anderer hingeben, um nur das Recht zu haben, sie wieder zu verspotten. Hier ist kein Adel des Gemüths, sondern ekelhafte Gemeinheit und Niedrigkeit der Denkart; eine Art Verzweiselung, die sich darin tröstet, daß Andere so schlecht sein können, als man selbst ist. Es gibt Narren, die einen Schein von Weisheit annehmen, um mit den Schwächen eines Andern den Dritten zu belustigen. Diese Art Lustigmacher, deren versteckter Stolz überall hervorleuchtet, sind nicht minder verworfene Wesen. Sie erregen ein Lachen, ohne unterscheiden zu können, daß man oft mehr ihre Selbstentwürdigung belächelt, als denjenigen, auf welchen ihr Spott zielt.

Doch müssen wir darum nicht jeden harmlosen Scherz, jede unschuldige Neckerei als Sünde verdammen. Wohl pflegen auch Freunde sich gegenseitig, und oft selbst aus Liebe, ihre gegenseitigen Schwächen lachelnd zu zeigen. Diese Neckereien sind schuldlos, so lange darin nicht die Absicht liegt, den Andern zu drängen und zu bedrücken; so lange noch wahre Liebe darin athmet, der daran liegt, einem Andern manches Unschickliche in seinem Betragen fühlbarer zu machen. Oft feuchten zur Besserung des Menschen alle ernste Vorstellungen, alle vernünftige Grundsätze nicht so viel, wie ein einziger wohlberechneter Scherz, ein Spott, der in voller Gutmüthigkeit zeigt, warum und zu welchem Zweck er kommt. So pflegt ja auch ein Vater, eine Mutter bei froher Laune das geliebte Kind mit seinen Unarten zu necken, um es von denselben zu entwöhnen. Und der muthwillige Spott aus dem Munde der Liebe, wahrlich, er ist keine Sünde; er ist leise Züchtigung eines Fehlers, um zur Besserung zu leiten.

Aber es ist Mißbrauch fremder Schwächen, und Verkündigung eigener Verderbtheit des Gemüths, wenn man die Fehler Anderer benutzt, um damit den Dritten und Vierten zu belustigen. Hier ist nicht mehr der Wille, den Schwachen zu bessern, sondern Schadenfreude. Es gibt in der Welt kein sittliches und körperliches Leiden, was edeln Gemüthern Ergötzung bringen könnte. Jede Schwachheit, jede Untugend aber ist ein Uebel, unter welchem die Seele leidet. Der Mißbrauch fremder Schwachheiten zur Belustigung Anderer wird ein um so gröberer Zeuge eigenen Unverstandes, wenn wir das als einen Fehler

am Andern verspotten, was nie seine eigene Schuld ist, die er trägt. Dahin gehört das Verhöhnen eines Menschen wegen körperlicher Gebrechen, die eher unser Mitleiden, als unsern Stolz und Spott erregen sollten. Dahin gehört das Verhöhnen dessen, der in seinem Stande nicht die feine äussere Bildung und Erziehung empfangen konnte, wie wir. Die Schamlosigkeit unsers Spottes wird aber am allergröbsten, wenn wir ihn über Eigenschaften der Menschen äussern, die in der That eher Lob als Tadel verdienen. So macht sich der Wüstling lustig über den Ekel, welchen bessere Menschen gegen seinen sträflichen Lebenswandel bezeugen. So spottet der Unzüchtige über den Abscheu des Reinen gegen das Viehische in Wort und Werk. So spottet frech ein Satan über das Erröthen sittsamer Unschuld. — Diesen fliehet! Ihm lodert eine Hölle in der Brust! Er ist der schwärzesten Verbrechen fähig — er hat sie schon begangen.

Es ist Mißbrauch fremder Schwächen und Zeugniß für das eigene Verderben des Herzens, wenn man sich über dieselben belustigt, um damit den Andern zu betrüben. — Unglücklicher Spötter, du verlachst Anderer Thorheit und Flecken, aber dein Lachen ist es, vor welchem der bessere Mensch schaudert. Aus deinem Lächeln spricht eine schadenfrohe Hölle. Du willst nicht Besserung der Wunden, sondern möchtest neue Wunden schlagen; willst nicht Freude, sondern Schmerz! — In dir leben Haß, Rache oder Neid! Du bist der Tiefgesunkene, der den Edlern um kleiner Fehler willen verlästert, und den Balken im eigenen Auge vergißt, um den Splitter zu richten. — Mit Unmuth wendet sich der Zartfühlende von dir hinweg, und selbst jeder Deinesgleichen meidet dich vorsichtig, weil du ihn nur in der Frechheit übertriffst.

Es ist Mißbrauch fremder Schwächen und Beweis eigener Thorheit, wenn man sich über die Mängel eines Andern belustigt, um Gelegenheit zu haben, seine eigenen Vollkommenheiten in ein glänzenderes Licht zu stellen. Dieser Fehler ist unter Leuten sehr gewöhnlich, die einigen Witz, aber keinen wohlgeordneten Verstand, lebhafte Einbildungskraft, aber kein Zartgefühl des Schicklichen, viel Urtheil und Blick für das Aeusserlich-Anständige, aber wenig eigenen, innern Werth haben. Sie leben nur in der Eitelkeit. Sie wollen nur ihr eigenes, kleines Ich gern zur Schau tragen. Sie hoffen mit ihrem Witz Andere entweder zu blenden, oder ihnen so viel Hochachtung einzuflößen, daß Niemand an ihrer Vortrefflichkeit zweifele. Sie bemerken nicht, daß ihr Spott nichts anderes, als jener Pharisäerstolz in neuem Gewande ist, welcher an den Straßenecken predigt und betet: „Ich danke Dir, Gott, daß ich nicht bin, wie jener da!“ Sie bemerken nicht, daß sie mit dieser Art uneigentlichen Selbstlobes, mit diesem Aufsuchen fremder Fehler, mit diesem Uebertreiben fremder Irrthümer andere Menschen zu einem desto strengern Gericht gegen sich selbst auffordern und zwingen; daß sie, statt Bewunderung, hintennach Verachtung und Haß ärnten, und daß nothwendig das Beifallachen in ihrer Gegenwart zu einem Achselzucken in ihrer Abwesenheit werden muß.

Es ist Mißbrauch fremder Schwachheit, wenn man, statt den Fehlenden zu bessern, ihn zu noch größern Thorheiten zu verleiten sucht. Auch der allerverworfenste Mensch findet keine reine Lust an der Unwissenheit, Verstandesschwäche oder Thorheit seines Nebenmenschen, wenn er mit demselben unter vier Augen ist. Verstandesschwäche erregt da nur Mitleiden, die Thorheit des Betrunkenen nur Ekel und Furcht. Warum wird dies anders, wenn noch andere Zeugen vorhanden sind? Warum freut es dich, dann dem Einfältigen alberne Redensarten abzulocken, oder die Schiefheit seiner Urtheile recht sichtbar werden zu lassen? Warum freut es dich, dann den Trunkenbold zu übereilten Handlungen und Reden, zum Zorn oder zu unanständigen Scherzen zu reizen? Warum freut es dich, dann dem Leichtgläubigen Unwahrheiten aufzubürden, daß er sie weiter trage, oder von ihnen zu unangenehmen Schritten verleitet werde?

Ist es nicht eine Schadenlust aus heimlichem Pharisäerstolz, daß du nicht bist, wie dieser Elende? — Ach, verächtlicher bist du, als dieser Elende! — — Er fehlt aus Verstandeslosigkeit, und du mit vollem Verstande, mit überlegter

Bosheit. Er fehlt aus Trunkenheit, und du im Rausche deines niedrigsten Stolzes.

Der Stolz ist an sich etwas, das wir mit dem Vieh gemein haben; es ist das Streben, nur sich allein geltend zu machen, ohne alle Rücksicht auf den Werth Anderer. So drängt sich auch das Thier nur überall hervor, und alle Seinesgleichen zurück. Es mißbraucht seine Stärke gegen das Schwächere, um seinen Vortheil zu haben. Doch selbst unter vernunftlosen Thieren findest du mehr Adel, als oft unter den Menschen. Auch der Löwe, nur stolz mit seiner Kraft gegen Seinesgleichen, schont edelsinnig den Schwächern, und läßt sich zuweilen ungestraft von kleinen Thieren necken. Es scheint ihm selbst, es sei seiner unwürdig, sich zur Unterdrückung des Kraftlosern seiner Ueberlegenheit zu bedienen. — Wie klein muß nun die Seele desjenigen Menschen sein, der Freude darin empfinden kann, die Schwachheit eines Andern zu benutzen, um dieselbe zu verächtlichen Dingen zu gebrauchen! —

Es ist Mißbrauch und strafbarer Mißbrauch fremder Schwachheiten, wenn man sie zu seinem eigenen Vortheil anwendet oder unterhält. — Zu diesem ist allein der vollendete Böswicht fähig. Gierigen Eigennutzes voll, übernimmt er sich in seiner Stärke gegen den Schwachen. Er betrügt den Gutmüthigen; er verführt die gerngläubende Unschuld zu Verbrechen; er dringt dem Aengstigten nachtheilige Zusagen ab; er macht den berauschten oder leidenschaftlichen Menschen zum Werkzeug seiner schändlichen Absichten; er thut mit Frechheit dem Wehrlosen das Unrecht an, weil er ihn nicht fürchtet. Scheu wende ich den Blick von diesem Ungeheuer, welches die Würde der Menschheit schändet. Wehe, daß wir sagen müssen, auch solche Menschen wandeln, und oft lange, doch nicht immer unbestrafbar, auf Erden!

Edler handelt der wahre Weise, der Christ. Er kann allerdings die Thorheit thöricht, das Lächerliche lächerlich finden. Er kann die Fehler der Menschen mit der Geissel des Spottes strafen, daß sie davon lassen. In seiner wohlthuenden Hand verwandelt sich die gleiche Waare, aus welcher der Mörder Gift preßt, in balsamisches Heilkraut. Aber er bekriegt nur die Schwachheiten, nicht den Menschen. Er will bessern, nicht mißbrauchen und das Verdorbene noch mehr verderben. Vielmehr die gleichen Thorheiten, welche er im Allgemeinen verspottet, verhüllt er menschenfreundlich vor den Blicken des Schadenfrohen, wenn er sie an seinen Freunden und Bekannten entdeckt. Er erinnert sich bei den Schwachheiten, welche er an einem Bruder erblickt, zugleich an dessen lobenswürdige Eigenschaften, und daran, daß nicht leicht ein Sterblicher ohne Fehler sei. Er billigt darum aber diese Schwachheiten keineswegs; sondern wenn es ihm die übrigen Verhältnisse erlauben, naht er sich dem Fehlenden, und zeigt ihm in einer dazu besonders glücklichen Stunde, doch zart und schonend, seine Mißbilligung. Er möchte bessern, aber nicht betrüben.

So der Christ!

Aber war ich es immer? — Allwissender, war ich es immer? Konnte ich mich immer des kleinlichen Triumphirens erwehren, wenn ich Andern die auffallendern Schwächen zeigte, als ich hatte? Ach, nur vielleicht zeigte, während ich meine Fehler listiger zu verhehlen verstand. Sie waren mit kleinen Uebeln nur unbehutsamer, ich mit gröbern Fehlern schlauer, als sie. Hatte ich ein Recht, mich pharisäisch gegen sie zu erheben, und mit Uebermuth ihre Schwächen zu mißbrauchen?

Schamroth stehe ich, o Allwissender, da vor Deinem heiligen Angesicht, und das schuldbewußte Herz schlägt lauter unter den Vorwürfen des ernsten Gewissens. Vielleicht war der, welchen ich mich zu belachen berechtigt hielt, eines bessern Herzens, als ich; vielleicht übertraf er mich in frommen Eigenschaften, die vor Dir, o Herr, mehr gelten, als Kenntniß und Scharfsinn.

In einem Jeglichen erzeugen sich die Gaben des Geistes zu gemeinem Nutzen. (1. Kor. 12, 7.) So spricht, Gott, Dein heiliges Wort. Haben sich die Gaben, welche Du mir verliehen, und mit welchen ich nur zu oft aus Eitelkeit über Andere prangte, immer zu gemeinem Nutzen gezeigt? Habe ich Elender nicht eben so oft, als ich die Schwachheit meines Nebenmenschen mißbrauchte, noch weit mehr die Gaben mißbraucht, die Du mir, o Schöpfer, gegeben?

Wie kann der Mensch wissen, wie oft er fehle! Wie manchmal habe ich, Vater,

gesündigt vor Dir, ohne daß ich daran dachte, wenn mich leichtsinniger Muthwille zu unbesonnenem Spotte hinriß! Wie kann ich aussöhnen — ach, wie muß ich täglich bereuen! — Werde ich denn nie in der Heiligkeit meines Jesu wandeln, nie einen Tag ganz schuldenrein, o mein Gott und Herr, vor Dir wandeln können? — Erleuchte mich, stärke mich, leite mich an Deiner Vaterhand! Amen.

XXIX.

Der Neid.

Spr. Sal. 14, 30.

Theuer, wie mein eignes Leben,
Wie mein Nam' und Eigenthum,
Sei mir, Menschen, euer Streben,
Euer Glück und Gut und Ruhm,
Alles, was euch Gottes Rath
Gab und noch zu geben hat.

Immer will ich, frei vom Neide,
Und von aller Mißgunst rein,
Eures Glücks und eurer Freude,
Eures Wohlergehns mich freu'n!
Nur bei Andrer Freude ist
Selbst beglückt der wahre Christ.

Es ist wahr, kein Mensch ist im gemeinen Verkehr des Lebens widerlicher und gehaßter und gemiedener, als der Neidische. Aber meidet derjenige, welcher den Neidischen verabscheut oder tadelt, auch wohl immer das Laster des Neides und der Mißgunst selbst? Lege die Hand aufs Herz und erforsche dich: wie stand es mit deiner Zufriedenheit, wenn du erfuhrst, daß Diesem oder Jenem ein großes Glück zufiel, welches du entbehren mußt? wenn Dieser oder Jener dir vorgezogen ward, der nach deiner Ueberzeugung weniger Verdienste und gute Eigenschaften besaß, als du? wenn Dieser oder Jener mehr Beifall durch seine Arbeiten gewann, als du durch die deinigen? wenn Dieser oder Jener mehr Glück in seinen Geschäften machte, als du? — Wie stand es mit deiner Ruhe?

Gern möchtest du es dir selbst hinwegläugnen, daß du von dem niederträchtigsten aller Gefühle, von dem Gefühle des Neides, jemals gefoltert worden. Aber kannst du es hinwegläugnen, wie sehr es dich verdroß, wenn du zuweilen Leute im Ueberflusse und Reichthum erblicktest, die ihn nach deiner Meinung nicht verdienten? — oder mit Ehren, Würden und Aemtern geschmückt fandest, auf welche du nach deiner Meinung viel gegründetere Ansprüche hättest machen können? — oder in ihrem Gewerbe und bürgerlichen Verkehr sie weiter kommen sahst, als dich?

Wohl mag sich manches Herz bei diesen Fragen schwer getroffen finden. Wohl mag Mancher zu seiner Entschuldigung sagen: „Es war mir allerdings kränkend, daß es Andern in dieser oder jener Sache besser glückte, als mir; aber ich haßte nicht die Person so sehr, als ich vielmehr mich selbst bedauerte.“ Oder: „Ich möchte Andern ihr Glück gönnen; aber sollte es mir nicht wehe thun, wenn ich immer hintenan bleiben mußte?“ „Ich hatte nichts dagegen, wenn Andere in ihren Geschäften glücklicher waren, als ich; allein es ärgerte mich nicht sowohl dies Glück, als der höhnische Stolz der Menschen, mit dem sie nun auf Andere herabsahen. Es hätte mir weniger gethan, wenn das gleiche Glück jedem Andern zugefallen wäre.“

O, diese Sprache vergeblicher Entschuldigung, was ist sie anders, als die gemeine, verächtliche Sprache des Neides? Was ist denn der Neid, als eben dies Mißvergnügen, welches man über das Gute anderer Menschen empfindet?

Die Quellen der Mißgunst sind entweder Schwäche des Verstandes, oder ein verdorbenes Herz, welches weit davon entfernt ist, durch die Empfindungen ungetrübter Menschenliebe, wie sie Jesus empfiehlt, erwärmt zu werden.

Nur Mangel an Lebens- und Weltkenntniß, Beschränktheit unserer Einsichten und Urtheile kann uns zu den thörichten Ausschweifungen des Neides bringen. Der Neidische mißgönnt Andern das Glück, die Ehre, so ihm selber fehlt, ohne zu bedenken, daß vielleicht der Besitz dieser Güter ihn oder die Seinigen unfehlbar ins Verderben ziehen könnte; ohne zu bedenken, daß das Gute, was Andern widerfährt, Werk und Gabe der göttlichen Vorsehung ist, die besser als der Weiseste unter den Sterblichen weiß, was den Menschen heilsam ist. Der Mißgünstige tadelt mit jedem seiner Seufzer die Plane Gottes; würde Alles anders gestalten und vertheilen, als der Schöpfer; möchte den Allergerechtesten und Allerheiligsten nur zum Werkzeug und Diener der ihm anklebenden Leidenschaften machen. Wie sollte ich diesen Wahnsinn der Sterblichen kennen, der an Empörung gegen das weltbe-

herrschende Schicksal, an Murren gegen die himmlische Vorsehung grenzt? Sollte ich ihn Weisheit nennen? Nein, es ist Schwäche, es ist Krankheit des Verstandes.

Der Neidische ist voreilig in der Beurtheilung anderer Menschen und ihres Werthes. Er, der sich selbst noch nicht genug kennt, wagt es, über die Verdienste Anderer abzusprechen. Es mag sein, daß der, welchem du sein Glück mißgönnst, Fehler habe, große Fehler — aber kannst du auch seine Tugenden verläugnen? Vielleicht kennst du seine guten Eigenschaften nicht; aber hast du dich schon so angelegentlich um sie bekümmert, als um seine tadelhaften? Siehe, vielleicht wiegt in Gottes und anderer Menschen Augen das Gute an ihm seine Mängel auf. Wie maßest du dich an, ihn so strenge zu richten? Weißt du, wie du bestehen würdest, wenn man dich prüfen und richten sollte? Schon eine Untugend, die ich an dir kenne, macht dich viel schlechter, als der ist, den du hassest, weil es ihm besser geht, als dir, und diese Untugend — ist dein Neid.

Vielleicht hast du Recht, daß der, welchem du sein Glück mißgönnst, schwach und eitel genug ist, sich nun über dich erheben, verächtlich auf dich niederblicken zu wollen. Aber wie würdest du auf ihn schauen, wie würdest du ihn behandeln, wenn das Glück die Rollen unter euch vertauschte, wenn du ihn plötzlich an Ehre und Reichthum überträfest, und er von dir in demüthiger Abhängigkeit wäre? Würdest du gegen ihn bescheidener, anspruchloser, zuvorkommender sein? Würdest du ihn deinen Vorzug nicht fühlen lassen, ihn nicht verachten? — Prüfe dich selbst und gestehe es dir: du könntest vielleicht ihn noch schnöder behandeln, als er gegen dich ist; gestehe es dir, daß, wenn er sein Glück nicht verdient, du desselben noch weniger werth bist.

Es ist eine Folge des schwachen, beschränkten Verstandes, wenn man Andern gewisse Glücksgüter mißgönnt, deren wahrer Werth für uns eigentlich uns selbst unbekannt ist. Es ist Schwäche des Verstandes, wenn man Glücksgüter schon für das Glück selbst hält, nach welchem Jeder dürstet. Sie sind doch nur Mittel und Werkzeuge zum Glück, zur Zufriedenheit, zur Seelenruhe. Aber der, welcher die glänzendsten Werkzeuge und Mittel in Händen hat, weiß sie darum nicht immer am weisesten zu gebrauchen. Nicht von Stand und Rang, nicht von Vermögen und Reichthum allein hängt es ab, daß wir glücklich sind. Beobachte die Welt, sammle Erfahrungen, und du wirst von dem wahren Werthe der Glücksgüter, um welche du Andere beneidest, ganz andere, aber richtigere Vorstellungen erhalten. Du wirst weise Menschen sehen, die mitten in des Reichthums Fülle einfacher leben, sich geringer kleiden und nähren, als mancher Andere, der von ihnen Unterstützung genießt. Sie müssen also dennoch ein höheres Gut kennen, als den Stolz der Kleider, als den Wohlgeschmack der Leckerbissen, als den Prunk des Hausgeräthes und der Wohnung. Und welches ist dies Gut? Dasselbe, welches du dir auch ohne Reichthum erwerben kannst, ein weises, edelmüthiges, sundenloses Herz! — Du wirst ferner Menschen sehen, die Goldes und Güter in Fülle haben, erlangen können, wonach sie nur gelüstet, und bei dem Allen doch höchst elend sind, doch nicht zufrieden mit sich und der Welt sein können. Ein Beweis also, daß alle ihre Mittel, ihr scheinbares Glück, um welches du, o Thor, sie beneidest, nicht hinreichend ist, ihnen dasjenige zu geben, was du auch ohne Geld und Ueberfluß gewinnen kannst — Frieden des Herzens. Du wirst weise Menschen kennen lernen, welche in den höchsten Würden leben, und dennoch gegen Andere und Geringere viel leutseliger und nachgebender sind, als du gegen deine Untergebenen bist; Menschen, die bei allem Ruhm und Ansehen, das sie umringt, lieber die Einsamkeit suchen, eine bescheidene Stille und Dunkelheit dem Geräusch und Glanz öffentlicher Ehrenbezeugungen vorziehen. Aber auch andere Sterbliche wirst du finden, welche auf dem Gipfel der Ehre und Macht sich gleich Unersättlichen quälen, der Macht und Gewalt immer mehr an sich zu reissen; die, um ihre Person zu erhöhen und geltend zu machen, Millionen Menschen verderben können, bis sie unter dem Fluche der von ihnen geplagten Menschheit niederstürzen.

Beobachte die Welt, sammle Erfahrungen, o Mißgünstiger, und du wirst über deines Verstandes Schwäche erröthen, wirst lernen, daß du den Werth der so genannten Glücksgüter viel zu hoch anschlugst, und

Andere um Vorzüge beneidetest, die an sich selbst weder der Verachtung, noch der übermäßigen Begierde werth sind; wirst lernen, daß alle Güter des Lebens erst ihren wahren Werth durch die Hand desjenigen empfangen, der sie zu gebrauchen weiß. Hat dir nun Gott ein scheinbar geringes Loos gegeben, wohlan, wuchere du, als ächter Weiser, als wahrer Christ, mit dem Wenigen, über das er dich gesetzt hat. Die Mittel, welche der Schöpfer über die Erde streuet, um unsere Glückseligkeit zu befördern, sind freilich von verschiedener Gestalt, von verschiedenem Glanze; aber das kleinste, wie das größte, das scheinbar schlechteste, wie das scheinbar herrlichste, sind gleich gut, das große Ziel damit zu erreichen.

Noch öfter aber, als Schwäche des Verstandes, ist ein verdorbenes Herz die Quelle des Neides. Wie dürfte man auch demjenigen einen reinen Jesussinn, ein edles Gemüth zutrauen, welcher, lieblos gegen Andere, ihnen dasjenige mißgönnt, was ihnen ihre Tugend, ihr Fleiß oder die Vorsehung gegeben? Wie darf man dem ein edles Gemüth zutrauen, welcher Andere sogar um Dinge beneiden kann, die sie sich durch Betrug, Kriecherei, Verrath, oder auf noch schändlichern Wegen zu ertrotzen oder zu erschleichen wußten? Wer möchte um einen so schimpflichen Preis mit ihnen ihr vermeintes Glück theilen? Nur derjenige könnte es, der selbst so verworfen denkt, als sie.

Mit Recht fliehen wir den, in dessen Geberden sich die Spuren der Mißgunst zeigen — wir ahnen es, wir wissen es, in seiner Brust tobt verborgen eine Hölle. Mit Recht meiden wir es, mit solchen Menschen in vertrautere Verhältnisse zu kommen: denn wir haben zu fürchten, er werde uns jeden Augenblick mit seinen ewigen Klagen ermüden; er werde uns mit seinen verleumderischen Bemerkungen quälen; er werde uns von seiner Unruhe, seiner Galle, seiner ekelhaften niedrigen Denkart mittheilen und vergiften. Ja, in der Brust des Neidischen tobt eine verborgene Hölle; sein bleiches, ärgervolles Gesicht, sein finsterer, tödtender Blick, seine wandelbare Laune sagt es. In ihm wohnt der gemeinste Stolz, ohne wahren eigenthümlichen Werth; in ihm das marternde Gefühl seiner Geringfügigkeit neben der Kraft- und Willenlosigkeit zum Bessern; in ihm die niedrige Habsucht, die Wuth der Verleumdung; in ihm mit ewig brennendem Durst die Selbstsucht, welcher ausser sich und ihrer Pein alles Andere in der Welt gleichgültig sein kann.

„Ein gütiges Herz", spricht der königliche Weise, „ist des Leibes Leben, aber der Neid ist Eiter in den Beinen." (Spr. Sal. 14, 30.) Neid, diese Frucht vieler Sünden, zeugt wieder ein neues Verderben. Er verdirbt die Seele noch mehr, und macht sie zum Guten, Großen und Edeln unrüchtiger, als vorher. Er hadert, ohne es zu wissen, mit Gottes Vorsehung, welche das Gute hienieden nach ihrer Weisheit vertheilt, und hadert mit den Menschen, so unschuldig sie auch sein mögen; in seinen Blicken ist das Gute, welches sie erwarben, oder welches ihnen zu Theil ward, ihr Verbrechen. Er hadert mit sich selbst, und verwüstet das Gemüth, dessen er sich bemächtigt hat. Er verwandelt die äussere Gestalt des Menschen; er zerrüttet die Gesundheit des Leibes; er legt auf die Lippen das Gift der Verleumdung, und in den Blick des Auges die schüchterne Gier der Habsucht, oder den Aerger des gekränkten Stolzes, oder den Fluch des Hasses. Ja, wo Neid und Zank ist, da ist Unordnung und eitel böses Ding. (Jak. 3, 16.)

Wohl vergleicht Salomo den Neid mit Eiter in den Beinen; er verzehrt des Menschen Wesen, macht ihn unempfindlich gegen das Gute, was ihm Gottes Vaterhand mildreich verliehen. Er verliert über das Glück, welches er Andern mißgönnt, das eigene Glück, so er geniessen konnte; erringt nicht, was er will, und büßt ein, was er hat. Wo Neid herrscht, da ist keine Zufriedenheit möglich, und in der Ungenügsamkeit liegt der Abgrund alles menschlichen Elends.

Wie jedes Laster, hängt auch der Neid seine Kennzeichen überall aus. Der Verdruß des Menschen, in welchem Mißgunst wohnt, spiegelt sich in seinen Mienen wieder, und macht ihn für bessere Menschen zum Gegenstande des Widerwillens. Unglücklicher, warum klagst du über der Menschen Lieblosigkeit? Warum findest du überall Stoff für deinen Argwohn? Warum beschuldigst du Alle, die mit dir in naher oder entfernter Verbindung stehen, gehässiger Fehler? Du siehst nur dich, nur deine

Fehler überall; du findest nur dich überall wieder; ändere dich selbst, gewinne Gewalt über dich, und mit Erstaunen wirst du die ganze Welt sich verwandeln sehen.

Schwer ist es freilich, wo der Hang zum Neide einmal tief in einem Herzen seine Wurzeln geschlagen und verbreitet hat, ihn auszurotten. Aber dem ernsten, festen Willen des Menschen zum Guten ist nichts Gutes unmöglich. Darum soll Jeder, der auch nur zuweilen leichte Anwandlungen von Neid und Mißgunst in sich verspürt, diese desto sorgfältiger bekämpfen — um so leichter wird ihm der Sieg; um so sicherer bleibt ihm die Reinheit und Unbefangenheit des Gemüthes; um so geborgener die heitere Ruhe seines Herzens.

Willst du dich frei von jener Untugend bewahren, so gewöhne dich, in deinen Vorstellungen nicht einen allzuhohen Werth auf gewisse Glücksgüter zu setzen; sondern durchdringe dich mit der Wahrheit des Satzes, daß kein anderes Gut, als dasjenige, was die Vorsehung dem Menschen wirklich gegeben hat und gibt, fähig sei, ihn auch glücklich zu machen; — überzeuge dich von der Wahrheit des Satzes, daß alles dasjenige, was trotz deines Darnachstrebens die Weisheit Gottes dir verweigert hat, dir auch gewiß schädlich sei; — überzeuge dich von der Wahrheit des Satzes, daß der Regent des Weltalls und der Menschen-Schicksale dir manches Gut, wonach dein Herz sich jetzt vergebens sehnt, erst dann zukommen lassen wird, wenn alle Umstände zusammentreffen, daß es dir wirklich nützlich sein könne.

Aber könntest du an der Wahrheit dieser Worte zweifeln: o so zweifelst du an der Wahrheit des göttlichen Wortes selbst, welches uns verkündet hat, daß der Vater im Himmel am besten weiß, wessen du bedarfst (Luk. 12, 30); daß alle Dinge denen, die ihrem Gott vertrauen, zum Besten dienen! — so zweifelst du an der Barmherzigkeit und Gnade des Ewigen, an der waltenden Vorsehung, welche für dich sorgte, ehe du warst; so erhebst du deinen gebrechlichen Verstand über die Weisheit des Allerweisesten, der ein ganzes Weltall zu Leben und Seligkeit aus dem dunkeln Nichts hervorrief! Unglücklicher, so ist dir kein Gott, keine Vorsehung, kein Glaube, keine Hoffnung; du schwindelst unter Träumen eines trostlosen Wahnsinns hin, und gehst in Verzweiflung unter.

Hast du dich aber mit jenen ewigen, göttlichen Wahrheiten der Religion ganz durchdrungen: wie mag denn Neid und Mißgunst über Anderer Glück und Vorzüge neben solchen Ueberzeugungen bestehen? Warum wolltest du deinen Nebenmenschen nicht das Gute gönnen, was ihnen der Himmel zuläßt? Er gab es ihnen für ihr eigenes Wohl, oder nur als Werkzeug seines Willens zum Besten Anderer. Warum wolltest du deine Nebenmenschen um ein Glück beneiden, welches dir des Himmels Vorsicht bis jetzt noch verweigert hat, weil es dir Verderben gebären würde, wenn du es unter den gegenwärtigen Umständen und in diesen Augenblicken hättest? Weißt du nicht, daß das, was oft einem Menschen balsamische Arznei ist, einem Andern unter andern Verhältnissen tödtliches Gift ist?

Willst du dich frei vom Neide erhalten, so kehre zur Ruhe und Einfalt christlicher Weisheit zurück, und diese spricht: Sei in deinem Berufe, in deinem Stande, in deinen Verhältnissen der Beste; leiste für deine Kräfte das Vollkommenste: so wirst du die Achtung und das Glück des Vollkommensten genieſſen, und niemals Reiz fühlen, Andere zu beneiden.

Das ist das Unglück der Thoren, daß sie das bessere Loos begehren, ohne den ernsten Willen zu haben, es zu erringen; daß sie nach dem Höhern gelüsten, aber den Weg dahin, weil er mühsam wird, scheuen; daß sie glauben, das Glück hänge vom Glanze ab, und werde von Auſſendingen gewonnen, da doch das Glück des Herzens selbst erst den Auſſendingen Glanz und Werth verleihen kann.

Sei in deinen Verhältnissen der Beste, der Liebenswürdigste, und du wirst nicht denjenigen mehr beneiden, welcher in scheinbar vorzüglichern Umständen der Schlechteste und Verächtlichste ist. Bist du aber noch nicht groß und männlich genug, deine Lage aufs beste für dein Glück und für deinen Lebensfrieden zu benutzen, so wirst du

in größern Wirkungskreisen noch viel weniger leisten.

Vielen ist es durch die Gunst des Himmels leichter geworden, als dir, sich auszuzeichnen, Vermögen zu haben, Ansehen zu gewinnen, oder den Menschen angenehm zu werden. Sie haben vielleicht von Natur mehr Schönheit, mehr Anmuth, als du — aber, vergiß es nicht, neben diesen Rosen liegen auch immer Dornen, und du vermeidest manchen Schmerz, der sie trifft; begegnest mancher Gefahr nicht, der sie ausgesetzt sind; hast weniger einzubüßen, wenn mit den Jahren die Jugendblüthe welkt; und vielleicht mehr Weisheit gesammelt, während sie das Spielzeug flüchtiger Eitelkeit und Schmeichelei waren.

Vielleicht sind Andere durch den bloßen Zufall der Geburt schon zu höhern Ansprüchen, größern Ehren, glänzenden Reichthümern gelangt. Dir fehlt das Alles. Aber beneide sie nicht; das, was du für Glück hältst, ist ihnen durch Gewohnheit alltäglich geworden, wie dir dein Stand; und eben darum macht es sie nicht mehr glücklich, und hat es sie nie glücklicher gemacht, als dich dein Stand. Vielmehr hängen sie an ungleich größern und mannigfaltigern Bedürfnissen, als du; es ist für sie weit möglicher, unglücklich zu werden, als für dich, weil sie schon leiden, wenn sie nur eins ihrer vielen Bedürfnisse nicht stillen können. Erinnere dich, daß schon Menschen in Verzweiflung gerathen, gräßliche Selbstmörder geworden sind, weil sie nicht mit dem, was sie hatten, leben zu können glaubten, während du dich reich dünken würdest, wenn du hättest, was für sie nicht genugsam zum Leben schien.

Vielleicht sind Andere, die weniger Kenntnisse, weniger Geschicklichkeit, weniger Fleiß hatten, als du, dir vorgezogen worden, in Aemter und Würden befördert. Wen klagst du aber an? Den, der ohne Verdienst emporstieg? Möchtest du mit ihm tauschen? Möchtest du ihm die Vorzüge deines Geistes und Herzens geben, und dafür mit seiner Unwürdigkeit an seiner Stelle stehen? Möchtest du ihn um ein Gut beneiden, welches du im Herzen verachtest, wenn es dir so zu Theil werden müßte, wie es ihm zu Theil ward? Ist das Gefühl nicht unendlich erhebender, würdig zu sein eines bessern Looses, ohne es zu haben, als das Loos zu haben, ohne dessen würdig zu sein?

Die Mißgunst fremden Gutes ist dem Herzen jedes wahren Weisen fremd. Nicht um das Gut sollte man Andere beneiden, sondern um das daraus entspringende Glück des Gemüthes. Aber das Glück, die innere, tiefe, beständige Freudigkeit des Gemüthes, wird nicht von äussern Mitteln geschaffen, sondern durch jeden Menschen selbst. Nicht das, was man hat, macht glücklich, sondern das, was man sich selbst ist.

Darum hinweg von mir jede Begierde nach dem, was Andern und nicht mir gewährt worden ist; unbekannt sei meinem Auge jeder neidische Blick auf das Gute, was ein Anderer besitzt; fern von mir sei jede Empfindung des Hasses gegen Solche, die Vorzüge durch oder ohne ihr Verdienst empfangen, und mir abgehen. Mit Liebe will ich Jeden ehren; glücklich preisen den, der glücklich ist, und es nicht bloß scheint; genügsam mir in meiner Lage meinen Erdenhimmel gründen und sprechen: „Was Gott thut, das ist wohlgethan.“

XXX.

Menschliche Sorge.

Hebr. 13, 5. 7.

Nimmt Gott, dem wir vertrauen,
Nicht unsers Werks sich an;
Will er das Haus nicht bauen:
Vergebens bau'n wir dann.
Will er die Stadt nicht schützen,
Er, groß durch Rath und Macht:
Was wird der Wächter nützen?
Umsonst ist's, daß er wacht.

Was hilft's, daß ihr vom Morgen
Bis in die Nacht euch quält?
Laßt euern Vater sorgen,
Er weiß es, was euch fehlt;
Er, der uns selbst in Leiden
So treu und zärtlich liebt,
Und uns so viele Freuden
Auch unerwartet gibt.

Zuweilen fühle ich mich sehr niedergeschlagen. Bald drücken mich unangenehme häusliche Verhältnisse; bald Sorgen um die Nothwendigkeiten des Lebens für mich und die Meinigen; bald Besorgniß wegen Verdrießlichkeiten, welche mir von schadenfrohen oder leidenschaftlichen Leuten angedroht sind, ohne daß es doch in meiner Absicht gelegen, die Feindschaft derselben an mich zu ziehen. O wie gern möchte ich mit

aller Welt in Frieden leben; wie viel habe ich mir schon, um diesen Wunsch zu erfüllen, gefallen lassen, und doch hat es mir nichts geholfen. Immer gab es Mißverständniß und Anstoß; und nicht selten, wenn ich glaubte, endlich einmal sei mein Himmel heiter, überzog er sich mit den schwärzesten Wolken.

Und dies endet fast niemals. Mein Bemühen ist vergebens, ein ganz ungestörtes Glück zu genieſſen. Und wenn sich schon mein Herz keine sonderliche Vorwürfe zu machen hat, kann es sich doch nicht erwehren, mit gerechter Furcht mißtrauisch umherzublicken, ob nicht wieder ganz unerwartet von dieser oder jener Seite her irgend ein neuer Unfall erscheinen werde. — Wer in der Welt schon so oft in seiner Ruhe gestört, und aus den Träumen seines Glücks so schmerzlich aufgeweckt wurde, verliert zuletzt den Muth, selbst in dem Kreise der unschuldigsten Freuden froh zu sein.

Ich möchte oft in eine Einöde flüchten können, wo ich mir selbst gehöre, und nichts mit Menschen zu schaffen habe, deren Umgang, deren Geschäfte mit mir, ja deren Freundschaft zuletzt damit enden, daß meine Zufriedenheit gewöhnlich auf lange Zeit untergraben wird.

Diese und ähnliche Empfindungen quälen mich zuweilen peinlich. Ich suche mich durch Trostgründe und Aufmunterungen jeder Gattung zu beruhigen. Allein meine Sorgen und Besorgnisse weichen dennoch nicht von mir. Ich gehe am Abend nicht ohne Bangigkeit zum Lager meines Schlummers; ich verlasse es am Morgen nicht ohne erneuerte Sorgen, nicht ohne alte und nur zu oft gerechtfertigte Furcht. So wird mein ganzer Lebenslauf eine Verkettung von Drangsalen und Befürchtungen. Ich werde meiner Stunden nicht froh, und erliege beinahe unter dem Drucke abwechselnder, immer neuer Verdrießlichkeiten und Sorgen.

Diese Klage höre ich aus dem Munde vieler sonst frommen und rechtschaffenen Menschen. Sie klagen, wie schon David zu seiner Zeit. Auch ich, und ich läugne es nicht, stimmte oft darin ein; ich empfand alles dasselbe.

Dann aber rettete mich das Andenken an jene Worte, die mir die Hauptsumme aller christlichen Lebensweisheit waren, plötzlich aus der Tiefe meines Mißmuthes. Diese Worte löseten alle meine Schwermuth, und machten, daß ich mit leichtem Sinne über die widrigsten Zufälle hinwegging, oder unbekümmert der furchtbarsten drohenden Zukunft entgegentrat. Diese Worte heißen: **Rechtthun und Gott vertrauen!**

Ich will recht thun, und in allem Uebrigen, was über mich verhängt ist, Gott vertrauen. Ich will für das sorgen, was mir obliegt, und thun, so gut ich kann. Gott sorgt für alles Andere, was nicht in meiner Gewalt ist! — Diese Lebensvorschrift ordnet plötzlich alle meine verworrenen Gedanken, zeigt mir meinen Wirkungskreis an, wo ich stehen muß, und macht mich unbekümmerter wegen dessen, was Gottes Sache ist.

Ich will recht thun in Allem, wo es an mir liegt, daß ich handeln muß; und Gott, der allgemeine väterliche Fürsorger, wird mir da wohl thun, wohin nur seine Kraft reicht, nicht die meinige.

Was kann weiser sein? Was stimmt mehr mit den Grundsätzen einer freien, unbefangenen Vernunft überein? Was mehr mit den Lehren meines Herrn und Meisters: Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch alles Uebrige zufallen; denn euer himmlischer Vater weiß, wessen ihr bedürfet! Matth. 6, 32. 33.

Es würde auf Erden viele menschliche Sorge und Noth weniger sein, wenn Jedermann diese lebendige Wahrheit zur Richtschnur seines gesammten Thuns machte. Aber oft geschieht das Gegentheil.

Wirklich entspringt unsere meiste Noth nicht selten aus der ganz verkehrten Anwendung unserer Sorge, indem wir uns wenig um das recht bekümmern, was eigentlich unsere Sache, unsere Angelegenheit wäre, und mit trägem Vertrauen hoffen, Gott werde schon ersetzen, was wir versäumen; hingegen über solche Dinge am meisten nachdenken, und uns wegen Umständen und Ereignissen Kummer machen, die ganz Gottes Sache sind, und wo der Mensch nichts dazu thun kann.

Diese verkehrte Anwendung unserer Sorgen muß dann nothwendig auch böse Folgen für unsere Zufriedenheit und Ruhe haben. Denn wenn wir das nicht recht thun, was wir zu thun haben; wenn wir da nicht

thätig sind nach allen Pflichten und Kräften, wo wir thätig sein sollen und können: so wird die Aernte eben so übel ausfallen, als unsere Saat war. Hingegen ist jede Sorge um dasjenige, was von Gottes weisem Willen abhängt, ganz vergebens. Er allein regiert die Schicksale der Welt; wir können seiner Allmacht nicht entgegen streben; wir können seine Weisheit nicht übertreffen; wir können seine Entwürfe nicht durch alle Anstrengungen unserer Neugier errathen. Sorge und arbeite du nur in dem, was deiner Sorge und Arbeit überlassen ist: Gott wird mit treuer Liebe für das Uebrige sorgen. Du kannst ihm nicht helfen; du kannst nicht ändern, was er beschlossen; und was du ändern würdest, wäre zuverlässig nicht zu deinem Glücke, sondern zu deinem Verderben. Recht thun und Gott vertrauen!

Wenn wir nur das recht besorgen, was wir besorgen können und sollen, so haben wir genug zu thun. Oft wird uns hier schon die Sorge zu schwer. Willst du sie dir erleichtern, so übernimm nie mehr Geschäfte, Arbeiten und Verpflichtungen, als so vielen du mit deinen Kräften gewachsen bist. Viel Verdruß erwächst daher, daß wir bei mancherlei Unternehmungen nur unsere Wünsche, nicht aber das Maas unserer Kräfte berechnen. Hättest du in deiner Lage nicht mit einem Male zuviel gewollt, hättest du genügsamer sein können, so würdest du recht gethan haben. Es gibt tausend und tausend Menschen, die weniger haben, als du, und dennoch mit ihrem Loose zufrieden, und am Ende glücklicher sind, als tausend Andere, die mehr besitzen und sind, als du.

Warum stürzest du dich unersättlich in neue Verhältnisse und Geschäfte, deren Menge dich endlich übermannt? Sind Wochen und Monate voller Angst und Besorgniß ein billiger Preis für das Vergnügen weniger Tage, von denen du sagen kannst: Ich habe nun so viel errungen? Wer weiß, wenn du es hast, ob es dich nicht bitterlich gereut? Nicht vielerlei und viel zu thun bringt uns Selbstzufriedenheit: sondern daß man gut und recht thut, was man zu thun hat. Du würdest dir vielerlei Sorge erspart haben, hättest du genügsamer sein und als ein wahrer Weiser geniessen können. Es ist die Art der Thoren, daß sie unaufhörlich von Arbeit zu Arbeit, von Sorge zu Sorge eilen, um dereinst einmal nicht mehr Arbeit und Sorge zu haben. Sie bedenken nicht, daß sie, bei gehöriger Eintheilung der Zeit und der Geschäfte, dieses Glücks schon theilhaftig sein könnten; daß sie hingegen des morgenden Tages gar nicht gewiß sind. Sie bedenken nicht, daß anhaltende Arbeit und anhaltende Sorgen ihnen dies endlich so zur Gewohnheit machen, daß sie auch dann beschäftigt sein wollen, und sich in Sorgen umher treiben werden, wenn sie die Zeit der Sorgenlosigkeit erreicht zu haben glauben.

In der That ist die beständige Unruhe und Aengstlichkeit vieler Menschen keine nothwendige Folge ihrer jetzigen Lage, sondern eine Wirkung ihrer Gewohnheit. Sie klagen und klagen oft ohne gründliche Ursache, nur weil sie sich daran gewöhnt haben, mit Allem Unzufriedenheit zu äussern, was sie berührt. Sie sorgen Tag und Nacht um Dinge, machen sich Fragen und Einwürfe, Bedenklichkeiten und Furcht um Sachen, die zuweilen kaum auf das Wohlsein einer Viertelstunde Einfluß haben. Sie haben Vermögen, Wohlstand, ehrenvolle Verhältnisse, nützliche Wirkungskreise, aber schaffen sich dennoch ein Heer von Mühseligkeiten, die ihnen ganz fremd sein könnten.

Belausche dich selbst — bist du nicht oft in diesen thörichten Fehler gerathen? Konntest du dich nicht oft mit Kleinigkeiten plagen, wenn dir wichtigere Anlässe zu Kummer und Herzeleid mangelten? — Wohlan, warum vergiftest du thörichterweise dein Leben? Ist es nicht an dir, deine üble Gewohnheit gegen einen leichten Sinn zu vertauschen, welcher nicht aus jeder Mühe ein Ungeheuer schaft? Freue dich des Tages, den dir Gottes Güte verlieh: vollbringe deine Pflichten, für das Uebrige laß den Herrn sorgen. Die Tage des Trauerns werden sich auch einst bei dir einstellen, ohne daß du sie herbeirufst.

Mancher ist mit seinem heutigen Zustande unzufrieden, obgleich gerade derselbe sonst das Ziel aller seiner Bemühungen und Sorgen war. Wozu nützten ihm nun seine bangen Sorgen, da er doch am Ende sie ganz vergeblich that? Du wünschest dir nun wieder eine andere Lage; dahin geht dein einziges Trachten. Aber bist du auch sicher, daß du, wenn dein Ziel erreicht ist, nicht abermals getäuscht dastehest, und dir wohl gar das Loos zurückwünschest, was du heute

noch hast und verachtest? Dies ist die gemeine Frucht unserer überspannten Erwartungen. Wir vergessen nur zu häufig, daß jeder Stand, daß jeder Tag, wie Jesus spricht, seine eigene Plage habe. Wir vergessen, daß der Mensch niemals sein Glück von irgend einem Stande und Orte empfängt, sondern daß er es hineinbringen müsse. Wer nicht Zufriedenheit mit seinen Umständen in der eigenen Brust trägt, findet sie nirgends. Es ist möglich, daß in der That deine gegenwärtigen Verhältnisse für deine Art zu denken und zu empfinden viel Beschwerliches haben. In diesem Falle ist es an dir, zu prüfen, ob du sie mit Vorsicht abändern könntest; nie aber vergiß, daß du, indem du deine Lage mit einer andern verwechselst, neue Unannehmlichkeiten zu erwarten habest, vielleicht schmerzlichere, unerträglichere, als gegenwärtig. Darum gewinne jedesmal deinem Zustande die bessere Seite ab, das heißt, ändere dich selbst, so wird sich auch deine Aussenwelt ändern. Sei verträglich, so wirst du Freunde, sei bescheiden, so wirst du keine Feinde finden. Sei genügsam, so wirst du noch reich genug sein; sei nützlich thätig, so wirst du keinen Mangel haben. Selten liegt das Uebel, über welches unzufriedene Menschen klagen, in ihrer äusserlichen Lage, sondern in ihrer Eitelkeit oder Trägheit, in ihrer Habsucht oder in ihrem Hange zum Wohlleben, in ihrem Eigensinn oder in ihrer stolzen Laune, in ihrer Herrschbegier oder Unredlichkeit, die Keiner liebt. Darum recht thun und Gott vertrauen hebt alle Sorge!

Auch viele Sorge erspart sich der Mensch, wenn er sich das, was er begehrt oder zu erreichen gedenkt, nur in allen Theilen klar vorstellt; wenn er, so oft er auf das Ziel seiner Bemühungen hinsieht, sich selber deutlich macht: Was und wieviel kann ich dazu thun? Was und wieviel hingegen hängt zum Wohlgelingen von andern Menschen und von Umständen ab, die nicht in meiner Macht liegen?

Diese wichtige Frage muß der Christ vor jeder neuen Unternehmung thun. Durch die Antwort, welche er gewinnt, klärt sich Vieles von seiner Zukunft auf. Er wird getroster, fester, muthiger arbeiten, je gewisser er weiß, daß zum guten Gelingen das Meiste von seinem eigenen Fleiße abhängt. Er wird behutsamer zu Werke gehen, weniger hoffen, sich gefaßter machen auf das Scheitern seiner Plane, je heller er einsieht, daß es dabei nicht halb so sehr auf seine eigenen Kräfte, als auf die Stimmung anderer Menschen, auf Umstände ankommt, die sich nicht vorher berechnen lassen. Er wird daher thun, was seine Pflicht ist, um dies gewisse Ziel zu erreichen, aber in allem Uebrigen Gott vertrauen. Alle weitere Sorgen helfen nicht zum Gedeihen der Sache. In gewagten Spielen darf Keiner mit Zuversichtlichkeit den Ausgang voraus verkündigen. Ist er aber so glücklich, als du wünschest, so nimm ihn als Geschenk aus Gottes Liebeshand, denn du hast doch das Wenigste dazu thun können. Schlägt deine Hoffnung fehl — wohl, du wußtest es voraus. Du konntest dich nicht zuviel auf das Gelingen wagen. Sei Gott dankbar, der das nicht geschehen ließ, wonach du dich sehntest; denn was Gott dir verweigert, ist entweder dir oder den Deinigen zuletzt dennoch wohlgethan. Sei überzeugt, du hattest für dein Wohlsein einen falschen Weg eingeschlagen, darum ward er dir durch Hindernisse verlagert. Aber hasse nicht die Umstände, nicht die Menschen, welche dich hinderten, dein Ziel zu erreichen; denn sie waren nichts mehr und nichts weniger, als Werkzeuge Gottes zu deinem Besten. Hassest du sie, so hassest du zugleich die Werke Gottes, so fluchst du der Weisheit deines Vaters. Danke Gott, und segne die, welche dich an deinem vermeinten Glücke hinderten. Du wirst gewiß einst mit Erstaunen wahrnehmen, daß du sie nicht umsonst gesegnet hast. Gott hielt dich für den Stand, für den Wirkungskreis, für die Umstände, in denen du bist, unentbehrlich nothwendig. Darum bist du in ihnen. Das war Gottes Plan. Darum recht thun und Gott vertrauen macht manche Sorge eitel!

Und was dann nicht zu ändern ist, das entschlage deinem Sinne. Aber es ist nichts von dem zu ändern, was Gott gethan hat. Du kannst nur ändern an deinem eigenen Werke. Alles Sorgen um dasjenige, was über dein Vermögen ist, schwächt nur dein Nachdenken um dasjenige, was du wirklich noch zu thun hast. Alle Furcht und Bangigkeit um Dinge, die du als Gottes Werk betrachten mußt, weil du nicht Herr derselben bist, raubt dir nur die Kraft und Sicherheit des Handelns in den dir angewie-

senen Pflichten. Du thust nicht recht, du vertraust nicht Gott! Welches Looses bist du nun werth?

Es ist mehr als gemeine Thorheit, es ist wahrhaft schon Gemüthskrankheit, wenn der Mensch um geschehene Dinge, die er nie ungeschehen machen kann, Noth und Kummer hat, statt zu erwägen: Was habe ich nun unter so bewandten Umständen für die Zukunft zu thun, damit durch meine Unvorsichtigkeit, durch meine Betrübniß das Uebel nicht noch schlimmer werde? Was kann ich thun? Was soll ich thun? — Thue du nur recht, für das Uebrige sorgt dein Gott. Mische dich nicht in die Angelegenheiten der ewig wachen, ewig weisen Vorsehung! Sie hat wohl gethan, thue du aber recht.

Es ist eben so eitel, gewisse Dinge, die nicht mehr abzuändern sind, sich nicht aus dem Sinne zu schlagen, als sich wegen mancherlei Möglichkeiten zu ängstigen, die noch nicht da sind und vielleicht nie kommen. Das Letztere ist demungeachtet sehr gewöhnlich. Es ist eine Art von Gespensterfurcht, die an sich selbst ein viel größeres Unglück ist, als das Unglück je sein kann, vor dem man sich fürchtet.

Doch Jeder sucht dieses Selbstquälen zu vertheidigen, und spricht: Es ist nun so. Und selbst wenn ich zugeben müßte, meine Besorgnisse wären sehr vergeblich: so kann ich mich ihrer doch nicht erwehren.

Wohl, du banges, allzuverzagtes Herz, wohl kannst du dich ihrer erwehren. Mache nur den Inbegriff aller Lebensweisheit, den dir Jesus gab, zur Seele deiner Denkart. Recht thun und Gott vertrauen! Erfülle nur deine Pflichten in der Gegenwart; Gott wird die Zukunft weise regieren. Sie liegt in seiner Hand. Und hast du Vertrauen zur Weisheit dessen, der dich und die Deinigen bisher besser geleitet, mit mehr Freuden überschüttet hat, als du verdientest, oder weise zu genießen wußtest, — hast du dies volle Vertrauen, o so wird dich keine ängstliche Neugier um das, was dir etwa bevorsteht, mehr beunruhigen. Dann fragst du wahrlich nicht: Was habe ich zu erwarten? sondern du gibst die Versicherung: Ich habe das Beste für mich zu erwarten, weil Gott mir immerdar das mir Zuträglichste gewährt. Ich empfange nichts Anderes, als was Gott beschlossen hat zu meinem Wohl.

Bekümmerter Vater, allzubesorgte Mutter, du zitterst um das Schicksal deines Kindes, wenn es nicht mehr an deiner Hand wandelt. Wie wird es ihm ergehen? Wer wird sich seiner annehmen? — O Vater, o Mutter, recht thun und Gott vertrauen! Thue du an deinem Kinde heute noch, was deine Pflicht gebeut; flöße ihm tugendhaften Sinn ein, strafe seine Fehler, bilde seinen Verstand aus, laß es in Schulen, laß es in Geschäften nützliche Geschicklichkeiten erwerben, dann erst hast du recht gethan. Alles Andere ist nun die Sache Gottes. Meinst du, er werde weniger für dein Kind thun, als du gethan? Ist dein Kind nicht auch Gottes Kind?

Bedrängter und verfolgter Christ, warum überlässest du dich so trauriger Furcht und Besorgniß wegen dessen, was dir deine Feinde Böses thun können? Warum bist du Gegenstand ihrer Verfolgung geworden? Hast du recht gethan: warum zitterst du vor denen, die in Gottes Gewalt sind? Ist Gott für dich, wer mag wider dich sein? Thue auch jetzt recht; handle deinen Pflichten gemäß; verfahre gegen deine Widersacher mit Besonnenheit; laß dich keine Leidenschaft überwältigen. Bewahre in deiner Brust ein reines Gewissen, und du gehst ihnen mit der edeln Ruhe des Siegers entgegen, dem man Alles rauben kann, aber nie die Hoheit seiner Unschuld und Gerechtigkeit. Warum verfolgen sie dich? Hast du unrecht gethan? Siehe, Gott sendet sie, um dich zum Wege des Rechts zurückzuzwingen. Du hast die Tugend verlassen, darum verläßt dich die Freude. Du empfindest die Strafe der Sünde, du lernest wieder glauben an das Dasein einer sittlichen Weltordnung. Deine Sorge ist umsonst, der Strafe zu entrinnen: sie hat dich ereilt. Du hast sie schon mit dieser Angst, die dich foltert, halb überstanden. Jetzt kehre um! Thue von diesem Augenblick an recht, und die seligen Folgen der Tugend werden auch wieder zu dir umkehren. Thue recht, und die erste Wirkung der von dir gewissenhaft erfüllten Pflicht wird — Vertrauen und Zuversicht auf Gott sein. Gott wird dich retten! Selbst deine Strafe ist Rettung für dich!

Wie mannigfaltig und eitel und verderblich ist menschliche Sorge um das, weswillen kein Sohn des Staubes zu sorgen hat! Wie selten sorgt der Mensch mit aller Vor-

sicht und allem Ernste um das, was seiner Sorge wirklich anvertraut ist! Welche Verwirrung, welche Noth, welche fruchtlose Bekümmerniß, wo der Mensch die Lebensweisheit Jesu aus den Augen läßt! Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit! Dies ist's, was allein ein Gegenstand menschlicher Sorge sein kann und sein soll — alles Uebrige liegt ausser dem Gebiete unserer Kräfte, und ist Gottes Sorge.

Ich habe den tiefen, fruchtbaren, seligmachenden Sinn Deiner Himmelsworte, o mein Jesus, o mein göttlicher Rathgeber, ich habe ihn verstanden. Mein Gemüth ist voll entzückender Ruhe. Ich fürchte keinen Feind; ich zittere nicht mehr vor Widerwärtigkeit. In Deiner Allmachtshand, o mildreicher Vater, sind meine Feinde, meine Widerwärtigkeiten. Ich hange an Dir mit stiller Zuversicht. Dein Werk ist, was ich nicht ändern kann. Ich will recht thun, alle meine Pflichten mit Treue vollstrecken, Deinen Willen thun, und ein seligkeitvoller Friede herrscht in meiner Brust, den kein Schicksal vernichtet.

Ich vertraue Dir, und alle Besorgnisse schwinden vor mir, wie Schatten vor einer emporsteigenden Sonne. Wie konnte ich mich doch so oft und so vergeblich selbst quälen! Warum begriff ich die Heilsworte Deines ewigen Sohnes, meines Heilandes, nicht früher! Aber unvertilgbar sollen sie nun in meinem Gedächtnisse hingeschrieben stehen, unvertilgbar in allen meinen Handlungen erscheinen. Und wenn mich eine neue Furcht übermannen oder eine neue Sorge mich niederdrücken möchte, dann blicke ich, Vater, empor zu Dir mit der Zuversicht des Kindes, und ich spreche zu mir: **Recht thun und Gott vertrauen!**

XXXI.

Der Luxus.

Matth. 26, 7 — 11.

Christus, so lange er unter uns Sterblichen wohnte, lebte arm. Er wollte ja den Niedrigsten von uns gleich sein, und Knechtsgestalt annehmen. Phil. 2, 6, 7. **Er wollte nicht durch äussere Herrlichkeit glänzen**, sondern durch sein Alles beseligendes Wort. Er wollte das Zutrauen der größten Menschenmenge gewinnen, die mit ihm lebte, darum stellte er sich ihr gleich. Er kannte zu tief den herrschenden Fehler der Reichen und der Großen dieser Welt, die durch zu viele angenehme, sinnliche Zerstreuungen gefesselt sind, um sich an das Geistige, an das Ueberirdische mit Leichtigkeit schliessen zu können. Es wußte es, daß sie nicht fähig sein würden, im Kampfe für seine neue Lehre, für das geoffenbarte Himmelreich Verfolgung und Schmach, Armuth und Tod zu dulden.

Auch seine Jünger waren daher aus dem ärmern Volk gewählt. Aus ihrer ehrwürdigen Niedrigkeit erhob er sie zu Lehrern und Beglückern einer ganzen Welt.

Ob nun gleich **Jesus** den Stolz und alle Fehler der Reichen verachtete, hat er doch nicht den Reichthum, die Annehmlichkeit des Lebens, den Genuß edler und schöner Gaben Gottes verachtet. Als ein frommes Frauenzimmer ihm einst mit den köstlichsten Salben des Morgenlandes das heilige Haupt netzte, zürnten seine zur Sparsamkeit gewöhnten Schüler, und sprachen: Wozu dieser Aufwand? Wozu dienet er? Dieses wohlriechende Wasser hätte theuer verkauft und das daraus gelösete Geld den Armen gegeben werden können! Matth. 26, 9. **Christus** aber sprach: **Sie hat ein gutes Werk an mir gethan. Die Armen habet ihr allezeit bei euch, mich aber nicht allezeit.**

Auch heutiges Tages haben noch viele rechtschaffene, fromme Christen ein gerechtes Vorurtheil gegen den Aufwand des Reichthums, gegen Pracht in Kleidern und Geräthen, gegen die mit kostbaren Speisen besetzten Tische, gegen den Ueberfluß in den Haushaltungen, gegen die mit großen Unkosten aufgeführten Prachtgebäude, gegen die theuern Vergnügungsarten, gegen die wechselnden Moden der Kleidung, gegen die zahlreiche Dienerschaft der Vornehmen, und gegen andere Sachen des sogenannten Luxus oder Aufwandes.

Sie tadeln diesen Aufwand; sie glauben, nur in strenger Enthaltung aller Bequemlichkeiten, in Entfernung von allen äussern Zierrathen, in Vermeidung aller Kostbarkeit der Kleidung, der Wohnung, des Geräths, der Speisen und Getränke, bestehe das wahre Christenthum, oder die wahre Verläugnung seiner selbst.

Sie sagen, wie die Jünger einst zu Jesu: Wozu dienet dieser Unrath? — Ihr gehet in Gold und Seide: warum verkaufet ihr nicht euern Schmuck, um diejenigen Unglücklichen zu bekleiden, die kaum Lumpen genug haben, womit sie ihre Blöße verhüllen können? Warum bauet ihr Paläste von Marmor, während viele eurer armen Brüder nicht haben, wohin sie ihr Haupt legen? — Der Aufwand ist das Verderben der Welt; er richtet Völker zu Grunde. Es ist schwer, daß ein Reicher ins Himmelreich eingehe; es ist schwer, daß wahre Tugend im Herzen des Vornehmen wohne, der nur für die Herrlichkeiten dieser Welt lebt. Wie kann christliche Bescheidenheit Platz haben neben solcher Pracht? Wie kann Demuth wohnen in solchen Palästen?

Solche Worte vernimmt man nicht selten von eifrigen Christen. Ach, sie bedenken nicht, daß sie in denselben Fehler verfallen, in den die Jünger Jesu geriethen, da sie den Aufwand eines frommen Weibes tadelten. Sie erwägen nicht, daß sie in ihrem Eifer nicht nur das Schädliche, sondern selbst das Unmögliche verlangen. Denn gesetzt, daß alle Begüterten sich nun entschliessen wollten, ihre Juwelen, ihre Paläste, ihre Herrlichkeiten zu verkaufen: wo würden sie noch Käufer finden, wenn es die Reichen nicht selbst wieder sind? Und wenn alle Vornehmen, alle begüterten Christen nur mit dem Nothwendigsten vorlieb nehmen, alles ihr übriges ererbtes oder sauer erworbenes Vermögen unter die oft nur zu sehr dem Müßiggang ergebenen Armen vertheilen wollten: wer würde dann noch arbeiten? Denn nichts als die Hoffnung zu einigem Gewinne, nichts als die Nothwendigkeit, sich und den Seinigen die Lebensbedürfnisse zu verschaffen, treibt zur Arbeit, zum Fleiß, zur Sparsamkeit, zur Treue, zur Dienstfertigkeit und zu andern christlichen Tugenden an. Darum hat Gott selbst die Güter dieser Welt ungleich vertheilt, darum sind in allen Welttheilen und unter allen Völkern, unter den gesitteten, wie unter den wilden, in allen Zeiten Reiche und Arme, Herren und Diener, Befehlende und Gehorchende gewesen.

Und wahrlich, lasset uns doch auf unsere Bekannten, auf die reichen und armen Familien unserer Städte, unserer Dörfer umhersehen, und wir werden von unserm ungerechten Vorurtheil bald zurückkommen. Wir werden uns bald überzeugen, daß der Reichthum weder Sünde sei, noch zum Sünder mache; sondern daß der Mensch den Reichthum wie die Armuth erst mißbraucht, und zum Werkzeug seiner Sünde macht.

Wer auch nur einige Weltkenntniß und Erfahrung hat, wird eingestehen, daß oft weit mehr Bescheidenheit unter Purpur und Seide gefunden wird, als unter dem schlechten Kittel; daß oft in den Palästen der Vornehmen mehr christliche, ächte Demuth wohnt, als in manchen Bürgerhäusern; daß oft die angesehensten, mächtigsten Personen weniger Stolz haben, als manche geringe Leute, die auf ihr weniges Eigenthum, auf ihr geringes Amt, auf ihre etwanigen Naturgaben übermüthig und stolz sind; daß oft die minder begüterten Menschen viel ungerechter, viel härter in ihren Urtheilen über die Wohlhabenden und Reichen sind, als diese über sie. Wie viel tugendhafte Fürsten, wie viel rechtschaffene Staatsdiener müßten wir verdammen, wenn sie um ihrer irdischen Güter willen verdammungswürdig wären! Wie viel reiche Familien, die gleichsam im Ueberflusse schwimmen, leben für sich selbst sehr enthaltsam und mäßig, um Andern beistehen zu können!

Der Prachtaufwand ist so wenig an sich dem Heil der Seele schädlich und eine Sünde, als es der Genuß des Weins beim frohen Mahle ist, den Jesus selbst einst wunderbar schuf, da er dem heitern Hochzeitmahle zu fehlen anfing. Ev. Joh. 2, 7—10. Jenes Gold in dem tiefen Schoose der Erde, jene Perlen aus dem Abgrunde des Meeres: sind sie nicht Gottes Werk und Gottes Gabe? Aber nicht was Gott schuf, ist tadelnswürdig, sondern was der Mensch durch sündlichen Mißbrauch entheiligt.

Schönheit ist in der Natur eine Zierde, und es liegt in der Natur des Menschen, daß er sie liebt. Ja, es ist unsere Pflicht, keine rechtlichen Mittel zu versäumen, auch durch Anmuth in unserm Aeussern das Wohlgefallen unserer Mitmenschen zu erregen. Und fehlt uns fremder, fehlt uns köstlicher Schmuck, so wird wenigstens Sauberkeit und Reinlichkeit unsere erste Zierde sein. Denn wenn wir das Wohlgefallen der Menschen, wenn wir ihre Zuneigung für uns versäumen und zurückstoßen, so stoßen wir zugleich das sicherste Mittel, die vortheilhafteste Gelegenheit von uns,

wohlthätig auf sie zu wirken. Wir schränken muthwillig unsern größern Wirkungskreis ein, welchen Gott uns zum Besten unserer Mitbrüder eröffnete.

Der Aufwand, welchen wir in unsern Bedürfnissen auf eigene Weise machen können, ist nicht nur an sich selbst keine Sünde, sondern er ist unsere Pflicht, weil er die Nahrungsquelle vieler tausend Arbeiter ist, die ohne dies Noth leiden würden.

Ihr, die ihr mit wohlgemeintem, doch unbedachtem Eifer den Aufwand aus der Welt verbannen möchtet: welches namenlose Elend würde die Erfüllung eures grausamen Wunsches über das Menschengeschlecht verbreiten, welches ihr Kurzsichtigen zu beglücken meintet! Welche zerstörende Umwälzung aller Dinge würden wir erfahren müssen! Der Zusammenhang zwischen den entferntesten Völkern wäre nun auf ewig zerrissen, welche jetzt noch, wie Glieder einer großen Familie, der Handel und Umtausch der mannigfaltigsten Waaren zusammenknüpft. — Wir würden die Schiffe des Meeres entbehren, und unsere Brüder in fernen Welttheilen verlassen. — Millionen thätiger Menschen in tausend Städten und Dörfern wären unbeschäftigt und nahrungslos; womit wollt ihr sie ernähren, da ihre Arbeiten sonst zu fernen Weltgegenden verführt und in Geld verwandelt worden sind? — Wir würden, wollten wir Alles verbannen, was nicht zur äussersten Nothdurft unumgänglich nothwendig wäre, in den Stand der Halbwilden zurückkehren, die sich mit Fellen kleiden, und in schlechten Höhlen und Hütten behelfen können. — Unsere Erkenntniß der Werke und der Größe Gottes würden geringer werden, weil uns durch Verbannung alles Entbehrlichen, alles sogenannten Aufwandes, tausend Mittel zur Bereicherung unserer Einsichten fehlen würden. — Der Reiche würde seine Güter allein besitzen, aber wie todten Staub, während jetzt die Arbeit der Armen für den wichtigen Aufwand der Wohlhabenden das Vermögen derselben wohlthätig über Tausende verbreitet.

Aber wie Alles durch Mißbrauch zur Sünde entarten kann: so ist es auch mit dem Aufwande.

Wann aber ist der Aufwand unerlaubt und sündlich?

Er ist es in drei Fällen, auf welche wir, als Christen, jederzeit achten sollen.

Der Aufwand ist Sünde, wenn er die Kräfte unsers Vermögens und Eigenthums übersteigt — dann wird er Verschwendung. Daher kommt es, daß auch der Aermste unserer Nebenmenschen mit Wenigem einen größern Aufwand treiben kann, als der Reiche, der zu den Genüssen seines Lebens und für Vergnügungen aller Art kaum die Hälfte seines jährlichen Einkommens verbraucht. Die geringen Ausgaben eines Reichen, der deswegen für allzusparsam erklärt wird, können für den unbemittelten Bürger ein übertriebener Luxus heißen, wenn er dergleichen bei seinem Vermögen dennoch macht.

Wir sollen überall erst für die nothwendigsten und unentbehrlichsten Bedürfnisse sorgen, und durch Arbeitsamkeit so viel Vermögen einsammeln, daß wir uns und die Unsrigen mit Ehren erhalten können, daß wir nicht Andern wegen unserer Erhaltung zur Last fallen. So lange wir darin nicht gesichert sind, ist jeder Aufwand, der unsere Kräfte übersteigt, sündlich. Wir sehen uns und die Unserigen der Gefahr ausgesetzt, in Armuth zu schmachten, und ein kummervolles Alter zu erreichen; wir setzen uns und die Unserigen der Gefahr aus, endlich in alle jene Laster zu fallen, in welche nur zu oft Armuth und Begierde nach Wohlleben stürzen, als da sind die Laster der Betrügerei, der Ungerechtigkeit, der Treulosigkeit, des Diebstahls, des Meineids, des Neides u. s. w. Nur erst wenn wir einen Ueberfluß unserer Ersparnisse wahrnehmen, nur erst dann ist es uns erlaubt, uns oder den Unserigen theurere Genüsse zu verschaffen. Dann theilen wir gleichsam unsern Ueberfluß mit ärmern Nebenmenschen, die für uns gearbeitet haben, und wir sind durch den größern, unsern Kräften angemessenen Aufwand auf die nützlichste Weise Andern wohlthätig.

Der Aufwand ist Sünde, wenn er der Gesundheit unsers Körpers nachtheilig ist.

Unser Leib, obgleich nur Staub, den wir der Erde einst zurückgeben sollen, ist ein Heiligthum, welches wir nie entweihen, nie verletzen sollen. Denn Gott hat ihn uns gegeben, als ein Werkzeug unserer unsterblichen Seele, damit nützlich zu wirken in dieser Welt. Wer ihn durch schädliche Genüsse zerstört, wer ihn durch Unmäßigkeit und Prasserei kränklich macht, ist ein

geheimer Selbstmörder, und vor Gott verantwortlich.

Darum ist der Aufwand des Armen, der sein weniges Vermögen hinopfert, um sich mit hitzigen Gekränken zu berauschen, eben so sündlich, als der Aufwand des Reichen, der an schwelgerischer Tafel sich und seine Gäste mit erkünstelten, ungesunden Speisen vergiftet, wofür er, als für Seltenheiten, Hände voll Goldes hinschleudert. Eben so ehrwürdig der weise Genuß des Reichthums, oder die Mäßigkeit des Armen ist, eben so verdammungswürdig ist der Schlemmer, der Prasser, der Trunkenbold. — Wie mag er den Namen eines Christen ansprechen, da er nur für sein thierisches Leben Sorge trägt, und nur im Kitzel seiner verdorbenen Sinne Freuden findet?

Der Aufwand ist Sünde, wenn er die Reinheit unsers Herzens befleckt.

Und dies geschieht, wenn der Mensch darein seinen höchsten Werth setzt, daß er in Kleidern und Geräthen, in Wohnung und Vergnügungen mehr Pracht und Luxus zeigen kann, als ein Anderer seines Standes. — Es geschieht, wenn der Mensch die äusserlichen Zierden als das Höchste auf Erden ansieht, und nur dafür geschaffen zu sein glaubt. — Es geschieht, wenn er Aufwand treibt, nur aus Eitelkeit und Stolz; nicht um sich Andern gefällig zu machen, sondern um sich über Andere Seinesgleichen zu erheben, und sie dadurch zu kränken. Es geschieht, wenn die Quelle seines Aufwandes nur Neid ist, in der er es Andern gleich thun will, die vielleicht bei größerm Wohlstande fähiger zu einem größern Aufwande sein können.

Thörichte Sterbliche, die über den Schmuck des Leibes den schönsten Schmuck der Seele, Einfalt, Demuth und Liebe, verlieren! — die das Unsterbliche vergessen über den Staub, welchen sie nach wenigen Monden oder Jahren im Arm des Todes ablegen müssen! —

Thörichte Sterbliche, die da jeden Andern wegen seiner Eitelkeit, wegen seines leeren Stolzes lächerlich finden, und doch vergessen können, daß sie wieder von Andern aus gleichen Ursachen verspottet werden! — die da glauben, sich mit einigen kostbaren Gebäuden und Geräthen höher zu stellen, als Andere sind, und doch eben darum von ihnen verachtet werden! — die sich Nachfolger und Nachfolgerinnen Jesu nennen, aber sich seiner Bescheidenheit und Demuth schämen!

Mag immerhin euer Aufwand angemessen sein euerm Vermögen, sei er immerhin unschädlich eurer Gesundheit — ach, er vergiftet eure Seele! Und wenn du mit den Schätzen der ganzen Welt prangen könntest, und nähmst Schaden an deiner Seele: was hättest du gewonnen? — Wenn dein Palast einst hinter dir liegen bleibt, und du ihn mit dem engen finstern Raum des Grabes vertauschen mußt; — wenn deine rauschenden Gastmähler schweigen, und du den Würmern nur den Staub deines Leibes noch zum Gastmahl bringen kannst; — wenn die kostbaren Gewänder und Kleinodien, welche einst deinen gebrechlichen Leichnam bedeckten, von dir abgestreift daliegen, und der Sterbekittel dein moderndes Gebein bedeckt — o Mensch, o Unsterblicher, der du nicht für Tand und irdischen Schmuck geboren wardst, sondern für höhere, ewige, heilige Bestimmung — o Mensch, was bist du dann? — Mit welchem Schmuck will deine schaudernde Seele vor den Richter treten, da du dich mit keinen Tugenden zierteſt, deren Kraft dich durch die Ewigkeit begleitet? — Du lebteſt für den Staub, und hast deinen Lohn dahin!

O Jesus, du ehrwürdiges Muster frommer Demuth und Mäßigkeit, laß mich nicht weichen von Deinem heiligsten Vorbilde! — Nichts habe ich, das mir hienieden gehört; Alles ist mir auf Lebensfrist geliehen; nichts habe ich, als mein Selbst. So will ich denn nicht stolz sein auf das Vergängliche, sondern nur meine Seele mit Tugenden, und mein Gedächtniß mit den Erinnerungen schöner gottgefälliger Thaten bereichern. Und was Du, mein Gott, mein himmlischer Vater, mir auf Erden gibst, und wäre es Ueberfluß von zeitlichen Gütern, ich will ihn zu Deinem Dienst, das heißt zur Beglückung meiner Mitbürger, verwenden. Muß ich einst Rechenschaft ablegen, wie ich das Pfund verwaltet habe, welches Deine Gnade mir anvertraute — ach, daß ich dann nicht vor Dir erzittern dürfte! daß ich freudig emporschauen und sprechen könnte: Ich suchte, damit wohlzuthun; Dein Segen war es, durch den ich Wohlstand genoß: ich machte ihn wieder Andern zum Segen!

Nun denn, meine Seele, dies Gelübde

— dein Gott vernahm es, der dich allgegenwärtig umgibt — eile hin und erfülle es vor ihm. Weg Eitelkeit, weg Stolz auf äussere Vorzüge; Seelenschönheit sei mein höchster Wunsch; ein reines Gewissen sei mein edelstes Kleinod, und die Achtung tugendhafter, weiser Menschen meine beste Pracht.

Und Du, Geist Gottes! durchdringe mich tief, daß jeder Leichtsinn von mir weiche, daß ich durch keinen Mißbrauch meiner irdischen Habe mich entehre, und bei jeder Anwendung meines zeitlichen Vermögens denken könne: Vergiß nicht, daß du der Bürger einer bessern Welt sein sollst!

XXXII.

Der Undank.

1 Thessal. 5, 18.

Was wär' ich ohne Deine Güte,
O Gott, mein Vater? — Asch' und Staub!
In meines Lebens voller Blüthe
Wär' ich des finstern Todes Raub.
Könnt' ich's vergessen? — Nein, mein Dank
Ertöne, Gott, Dir lebenslang!

Was ich von guten Menschen habe,
Sei unvergessen allezeit,
Und selbst die kleinste Freudengabe
Erwecke meine Dankbarkeit.
Schon das Gefühl von unsrer Schuld
Erwirbt vor Gott und Menschen Huld.

Willst du die drei Hauptstufen menschlicher Verderbtheit sehen? — Betrachte den trägen Selbstsüchtigen, welcher klug genug ist, die schändlichen Laster zu fliehen, weil sie ihn entehren, oder ihm Nachtheil bringen könnten, aber allzubequem ist, um Gelegenheiten aufzusuchen oder zu ergreifen, wie er Freunden oder Feinden Gutes thun könnte. Er selbst hält sich schon für einen vortrefflichen Christen, weil er wenigstens wissentlich nicht viel Böses thut, und sich keine groben Vergehungen zu Schulden kommen läßt. Er bietet zuweilen sogar die Hand, etwas Nützliches befördern zu helfen; nur muß es ihm nicht schwer werden, und nicht allzugroße Ueberwindung kosten. Er gibt aus natürlichem Mitleiden armen Leuten, und hofft, der Himmel werde ihm das hoch anrechnen, was er von seinem äussersten Ueberflusse hingibt, und was er auch sonst wohl bei einem Gastmahl oder bei einer Lustbarkeit weggeworfen haben würde, ohne daß es ihm weh gethan hätte. Er erwiedert sorgfältig die Höflichkeiten seiner Freunde, vermeidet Streit und Zank, verdirbt es mit Niemandem. Vielleicht geht er noch ausserdem in die andächtigen Versammlungen der Christen; hält viel auf Religion; betet sogar zu bestimmten Zeiten seine gewöhnlichen Gebete her, und meint nun, er habe das wahre Christenthum, und ohngefähr Alles geleistet, was man von ihm fordern könne.

Dieser Mensch steht auf der niedrigsten Stufe der Verderbtheit. Er ist eben nicht lasterhaft, aber auch ohne wahre Tugend. Er verläßt sich auf das Verdienst seines Erlösers, und lebt, um sich wohlzuthun. Was er nebenbei Nützliches und Gutes verrichtet, betrachtet er als ein kluges Kapital, das ihm große Zinsen in jenem Leben eintragen soll.

Auf dieser untern Stufe moralischer Verderbtheit stehen wohl die meisten heutigen Christen. Sie leben nicht tugendhaft, sondern nur wohlanständig und gesittet. Sie haben ihren guten Namen lieb, und hüten sich daher vor auffallenden Untugenden.

Die zweite Stufe menschlicher Verderbtheit ist, wo Menschen in ihren heftigen Leidenschaften zu mancherlei Fehltritten hingerissen werden. Sie vergessen Sitte, Anstand, Tugend, Religion, um ihrer Hauptneigung zu fröhnen.

Hier steht der Trunkenbold und der Verschwender, hier der Geizige und der Betrüger, hier der Verführer und Ehebrecher, hier der Ehrgeizige und Spieler, hier Jeder, welcher Sklave eines lasterhaften Hanges ist. Solche Menschen können in allem Andern, was nicht an ihre Schwäche rührt, sogar tugendhafte Gesinnungen hegen. Sie können, sobald ihre sündliche Neigung befriedigt ist, gemeinnützige Bürger, zärtliche Aeltern, großmüthige Freunde sein, können sich und das Ihrige für Wahrheit, Recht und Tugend aufopfern. Man hat Räuber und Mörder gesehen, welche edelmüthig gehandelt, Wüstlinge, die, um eine Unschuld zu retten, sich in Todesgefahr gestürzt haben. Diese Elenden sind von ihrer Leidenschaft wie von einem bösen Geist regiert und gefesselt, und taumeln von Laster zu Laster, von Verbrechen zu Verbrechen, bis sie endlich, immer tiefer versinkend, den ganzen Kreis der Sünde durchlaufen haben, und verächtlicher als das vernunftlose Thier, ein Abscheu der Men-

schen und Gottes, im Abgrund ihrer Bosheit untergehen. Allein auch der Schlechteste dieser Unglücklichen hat noch immer einige Funken des Guten in seinem Herzen bewahrt. Auch der Verderbteste unter ihnen ist noch nicht ganz Teufel. Er rächt sich nur an seinen Feinden, er verfolgt nur, die ihn verfolgen; er schadet nur denen, welche seine Leidenschaft reizen.

Aber auf der dritten und höchsten Stufe menschlicher Verderbtheit steht nur Einer, und wer ihn erkennt, wendet schaudernd sein Angesicht von ihm, und faßt nie Vertrauen zu ihm. Er lebt nicht blos seinen Gelüsten; er verfolgt nicht blos seine Verfolger; er vergilt nicht blos das Böse mit Bösem — nein, er vergilt auch das Gute mit Bösem; er bezahlt die zärtliche Liebe mit Haß; er gibt für die Wohlthat eine Uebelthat; — — dies ist der Undankbare.

Der Undankbare verlacht die heiligsten Pflichten der Menschen, und kann es gelassen sehen, wie selbst Thiere ihn beschämen, die mit Treue ihren Wohlthätern folgen. Er kann die Stadt, das Dorf, das Vaterland verrathen, welches ihn ernährte. Er geht, wie Judas, und verkauft den treuesten Freund mit Küssen. Er gräbt seinen Wohlthätern eine Grube, um sich ihres Vermögens zu bemeistern, mit dem sie ihn ernährt und ihm in der Noth emporgeholfen hatten. Er bedeckt seinen Lehrer mit Schmach, der ihm den Weg des Heils wies, und wirft den Baum in den Scheiterhaufen, dessen Früchte ihn erquickten. Er ist's, der die verruchte Hand gegen des Vaters Haupt erhebt, das in Sorgen für ihn ergraute, und den Busen der Mutter zerfleischt, der ihn einst säugte.

Alle Völker, alle Religionen der Welt haben für den Undank ihren besondern Fluch. Alle Menschen haben für Verbrecher jeder Art eine Thräne des Mitleids — aber für den Undankbaren nur Abscheu, denn solches Wesen gehört nur dem Scheine nach zum menschlichen Geschlecht.

Wer des Undanks fähig ist, und was er Gutes empfangen, mit Bösem erwiedern kann, ist auch jedes andern Verbrechens fähig, denn in ihm ist die Urquelle aller Tugend erloschen, die reine Liebe. Einem Verpesteten gleich, meiden ihn die bessern Menschen, und selbst die Verworfenen müssen sich ihm mit Schüchternheit nahen.

Dankbarkeit ist keine Tugend, ist nichts Großes. Denn so ihr liebet, die euch lieben, was werdet ihr für Lohn haben? Matth. 5, 46.

Aber so wie Feindesliebe gleichsam der Gipfel christlicher Seelengröße ist, die uns der Gottheit nähert (Matth. 5, 44. 45.), so ist Freundesverrath, Undank gegen das Haus unsers Wohlthäters, der Gipfel aller Laster. — Auch nur Undank konnte Jesum, den Allerheiligsten, in die Hände der Mörder ausliefern, nur Undank ihn zum Kreuze führen.

Diese Entartung der menschlichen Natur hat ihre geringern und größern Grade. Schon das Vergessen empfangener Wohlthaten, Nichtachten der genossenen Freundlichkeit und Liebe, Gleichgültigkeit gegen treue Führer, nützliche Lehrer, liebevolle Verwandte, sorgende Aeltern, ist eine Stufe des Undanks, die das Herz entehrt, und ein Uebermaas gefühlosen Leichtsinns verräth.

Ach, wie Mancher, der sich des Christennamens rühmt, befleckte sich durch diese Schuld; wie Mancher, der in der Welt für edel und rechtschaffen gelten möchte, beweiset durch diesen Mangel an Empfindung, daß er nicht zu Jesu Nachfolgern gehört!

Liebet eure Feinde! spricht Christus. Du aber vergissest sogar des Freundes und Wohlthäters; denkst nicht mehr des Guten, so er dir gethan, und glaubst ein Christ zu sein?

Segnet, die euch fluchen! spricht Christus. Du aber vernachlässigst die, welche dir ihren Segen gaben, und für dich beteten. Du achtest der frommen Lehren derer nicht, die nur für dich lebten.

Thut Gutes denen, die euch hassen! spricht Christus. Du aber thust selber denen nicht wohl, die dich ernährten, da du dürftig warst; die dich speiseten, da du hungrig warst; die dir mit Rath und That halfen, als du in Verlegenheit um Hilfe seufztest. Du meintest deine Schuld schon wieder abgetragen zu haben, als du das Geld zurückgabst, mit dem dir Wohlthäter, vielleicht nicht ohne ihre eigene Verlegenheit, Beistand leisteten. Und du bist ein Christ? du betest? du besuchst den Tempel Gottes? — Ein reiner, unbefleckter Gottesdienst vor Gott dem Vater ist der: die Waisen und Wittwen in ihrem Trübsal zu besuchen, und sich vor der Welt unbefleckt zu erhalten, sagt die heilige Schrift. Jak. 1, 27.

Eine höhere Stufe der Undankbarkeit ist

die, wo man nicht nur das Gute mit Gutem zu vergelten unterläßt, sondern das Gute mit Bösem vergilt. Dies ist des Herzens tiefste Verderbtheit. Aber in allen Lastern ist der Schritt vom Schlechten zum Schlechtesten leicht. Wer die Hand einmal vergessen hat, die ihn einst segnete, kann ihr zu einer andern Zeit noch fluchen. Wer des Herzens nicht mehr eingedenk ist, das ihm wohlthat, kann es auch zu einer andern Zeit durchbohren. Der Pfad des Lasters geht abwärts, und die Sünden ziehen uns mit ihrer eigenen Schwere hinab, dem Abgrunde entgegen.

Hier wandelt, der zum Hochverräther an seinem Vaterlande wird; hier wandelt der Verleumder dessen, der ihm zu Ehren half; hier der Betrüger dessen, der ihn mit Güte bereicherte; hier der Entehrer dessen, der ihm sein Vertrauen gab; hier der Ungerathene, der sich seiner Mutter schämt; hier der Vatermörder!

Du schauderst, mein Christ, vor der schwarzen Reihe dieser Verbrechen — Verbrechen, für welche manche Nationen des Alterthums keine Gesetze hatten, keine haben wollten, um die Sterblichen nicht an die Möglichkeit solches Lasters zu erinnern! — Du bebst vor diesen gewissen- und gefühllosen Seelen zurück, und eine angenehme Empfindung belebt dein Herz, bei dem Gedanken, daß du selbst von jenem Laster noch ganz frei warst.

Doch erforsche dich, ob du denn wirklich von allem Undank rein geblieben. — Vielleicht erwiedertest du keinem deiner Mitmenschen Liebes mit Uebel; vielleicht vergaßest du nie das Gute, so du von ihnen empfangen. Aber wenn du nicht fehltest gegen diejenigen, welche du sahest, deren Verachtung du fürchten mußtest: war dein Herz eben so dankbar gegen den erhabenen, unsichtbaren Wohlthäter, ohne dessen Gnade du der Verlassenste von allen Sterblichen wärest? Hast du niemals der Wohlthaten deines Gottes, niemals seiner Barmherzigkeit vergessen, welche sich bei dir mit jeglichem Athemzuge erneut? — Wahr ist's, du erinnerst dich vielleicht mit zärtlicher Erkenntlichkeit dessen, was du deinen im Schooße des Grabes ruhenden Aeltern, Lehrern, Verwandten und Freunden schuldig bist. Aber bleibst du allezeit eingedenk des Segens, den dir dein Jesus erwarb, da er für dich am Stamme des Kreuzes blutete? Ist er, der erhabene, heilige Mittler, der dich durch sein Leben, durch sein Wort zu Gott führte, nicht der erste unter deinen Wohlthätern allen gewesen? — Du nahest dich dem heiligen Sakrament des Nachtmahls, um das Gedächtniß seines Todes zu feiern mit dankbarem Gemüth: aber erfüllst du seinen letzten Willen? Lebst du ganz in ihm, das ist, in seiner beseligenden Lehre? — War deine Dankbarkeit nicht vielleicht nur eine vorübergehende Aufwallung des Gefühls, nur ein Werk äusserer Anständigkeit und Gewohnheit? — Ach, lasset uns, sagt Johannes, nicht lieben mit Worten, noch mit der Zunge, sondern mit der That und mit der Wahrheit! 1 Joh. 3, 18.

Undankbarkeit hat ihren Ursprung immer in einer gewissen Rohheit des Gemüths, in dem Mangel zarter Gefühle, die den edlern Menschen, den Christen, schmücken sollen; in der Abwesenheit einer Demuth, die da gern eingesteht, daß sie durch sich sich selbst wenig, durch die Freundschaft der Menschen viel, aber nur durch die Gnade Gottes Alles empfangen hat, Alles geworden ist. Sie hat ihren Ursprung in irgend einer sündlichen Leidenschaft, die sich unsers Herzens bemeisterte, und ist gleichsam der Gipfel derselben.

Am häufigsten verleitet der Leichtsinn zur Vergessenheit genossener Wohlthaten. Ihn sollen wir daher am lebhaftesten bekämpfen, weil er einer der gemeinsten Fehler ist, durch welchen wir die Herzen guter Menschen von uns zurückschrecken, und uns von der geistigen Vereinigung mit Gott entfernen. Je mehr unser Gedächtniß geneigt ist, das Andenken empfangener Liebe zu verlieren, um so tiefer sollen wir ihm dasselbe einprägen. Wir müssen es uns zur heiligsten Pflicht machen, keine Gefälligkeit, keinen Freundschaftsdienst, keinen Beistand in der Noth anzunehmen, welchen wir nicht bei jeder Gelegenheit gern und willig auf irgend eine Weise erwiedern.

Nichts verbindet die Menschen unter einander inniger, als die Wahrnehmung eines zartfühlenden Herzens, welches auf Freundschaft und Aeusserungen derselben einen hohen Werth setzt. Unvermerkt neigen sich solchem Herzen Alle liebend zu, während der flatterhafte Leichtsinn bald mit allen seinen andern Vollkommenheiten verachtet,

verlassen, und nur vom Mißtrauen der Menschen begleitet, allein steht.

Eben so gewöhnlich ist Stolz, der mehr oder weniger geheim gehalten wird, niedrige Selbstsucht, sich selbst vergötternde Eitelkeit und daraus entspringende falsche Scham, unrichtiges Unabhängigkeits-Verlangen die Ursache des Undanks. Der Stolz will nichts Anders, er will Alles sich selbst zu danken haben; die Selbstsucht will nichts als nur sich kennen und befördern; die Eitelkeit nimmt Alles, was ihr Gutes geschieht, nicht als Wohlthat, sondern als pflichtschuldige Opfer an; die falsche Scham findet Entehrung in dem öffentlichen dankbaren Geständnisse ihrer Schuld; das Streben nach einer falschen Unabhängigkeit findet die Dankbarkeitsbezeugungen lästig, sie will nur Rechte haben, und allen Andern Pflichten auflegen.

Der Christ, als edler Mensch, hat den stolzen Wahnsinn aus seinem Gemüthe verbannt; er will nur Mensch sein nach dem Willen Gottes. Er weiß, daß doch alles, worauf Sterbliche stolz zu sein pflegen, nur von kurzer Dauer ist. Schönheit verblüht nach wenigen Jahren; Reichthum ist ein Staub, der den Geist nicht zur Ewigkeit begleiten darf; Kunst und vortreffliche Geistesanlagen können für einige Jahre Ruhm, aber auch eben so große Unannehmlichkeiten verschaffen, und gesellen den Menschen noch nicht den Edlern des Geschlechts bei. Nur Tugend adelt vor Gott und Sterblichen, bezwingt das Urtheil der Welt, erhebt über das Schicksal, einigt uns mit Gott, begleitet unsere Seelen in das Ewige.

Des Christen weichgeschaffenes Herz ist daher auch nicht gegen die geringste Gabe der Freundschaft unempfindlich. Es vergißt, was es Andern gegeben, es denkt nur daran, was es empfangen hat. Es nimmt selbst das, was ihm von Andern vielleicht nicht aus ganz reinen Freundschaftsgründen Gutes gethan worden, als Wohlthat und Liebe an, und lohnt mit Thaten der Liebe wieder.

Wer, wenn er einem Herzen begegnet, das nur von hoher Liebe und Dankbarkeit beseelt wird, kann ohne Rührung, ohne Gegenliebe bleiben? Wer wird diese bezaubernde Bescheidenheit nicht ehren, und sich nicht willig vor dieser ächten Demuth beugen? Wäre aller Menschen Brust von diesen Jesus-Tugenden erfüllt, dann wäre das Reich Gottes selber auf Erden. Leider aber erschreckt uns nur zu oft der Anblick des Gegentheils. Wir finden keine Tugend, — nur Klugheit; keine innige, zarte Liebe, sondern Undank. Daraus entspringt das Elend der Welt, welches uns in tausendfach abscheulichen Gestalten umringt.

Den Undankbaren zeigt uns Jeder mit warnendem Finger, und die Ehrlosigkeit seines Gemüths wird von der Welt gerichtet. Nicht nur die bessern Menschen, wenn sie seine Denkart wahrnehmen, fliehen ihn, sondern selbst die schlechtern meiden ihn, als einen Gefährlichen, dem nie zu trauen ist.

Das Uebel, welches eine einzige undankbare Handlung stiftet, kann oft an sich selbst gering sein, aber nicht selten ist sie in ihren Folgen entsetzlich. Sie tödtet das Vertrauen der Redlichen zum Menschen. Sie flößt dem getäuschten und betrogenen Herzen unüberwindlichen Argwohn gegen das ganze Geschlecht ein. Sie schreckt es ab von den Gefühlen uneigennütziger Freundschaft und Liebe, die so schmerzlich verrathen wurden, und wird das Hinderniß, der Tod so mancher guten Handlung, die ausserdem geschehen wäre.

Du, der den Freundesbund gebrochen; du, der du mit Hochverrath des Wohlthäters Brust verwundetest; — du Sohn, du Tochter, über deren Bosheit betagte Aeltern weinen — dies ist euer Werk! Ihr habt in mehr als einem guten Herzen den Glauben an die Menschheit, an die Tugend getödtet; ihr habt den Keim unzähliger guter Thaten zertreten; ihr habt eine Hölle auf Erden ausgetheilt. Denn welche Wunde schmerzt brennender, als die wir von geliebter Hand empfangen?

Unglückseliger, dem beim Lesen dieser Zeilen das Gewissen manche Schuld vor's Auge rückt: was hat dir deine Undankbarkeit eingetragen? — Verachtung bei denen, die sie kennen — also auch Verachtung deiner bei dir selbst.

Aber glaube nicht, daß eine so empörende Unthat, welche Bürgin der geheimen Schlechtigkeit deiner Denkart und Gefühle ist, glaube nicht, daß sie bloß auf die Strafe beschränkt bleibe! Nein, du hast das Recht zur Klage verloren, wenn dich einst für deine Liebe ein Anderer verräth, wenn dir einst ein Anderer Wohlthat mit Betrug vergilt. — Du hast den süßesten Genuß verloren, welchen die gute Handlungen ge-

währen können. Denn jeder Dank, welchen dir ein erkenntliches Gemüth darbringt, wird dich immer an die Schändlichkeit deines eigenen Undanks zurückmahnen, und dir die Freudigkeit der Seele rauben. — Was dich dereinst auf deinem Sterbebette am letzten foltern wird, wird die Erinnerung an deinen schwarzen Undank sein.

Es ist ein Gott! es ist in der Verkettung der menschlichen Schicksale ein dunkles, vergeltendes Gericht! — O Sohn, der du deine Aeltern verstößest, — sie in Armuth darben, sie mißhandeln lassen könntest: zittere, auch dein Haar wird ergrauen, und eine undankbare Hand wird dein Herz brechen! — Der du das Vertrauen der Freundschaft mißbrauchtest, auch dir wird ein Verräther geboren! — Mit dem Maase, o ihr Elenden, womit ihr messet, werdet ihr wieder gemessen werden.

Nein, wer es vermag, wende sich um, und bezahle seine Schuld, und vergüte mit hunderfachem Ersatz die begangene Undankbarkeit! — Reue ist nie zu spät, und die wiederkehrende Tugend hat noch immer ihren Frieden. Wer es vermag, wende sich um. — Undankbarkeit gegen Menschen ist Undank gegen Gott! — Was ihr einem der Geringsten von diesen thut, das habt ihr mir gethan! spricht der Herr.

Seid dankbar in allen Dingen, denn das ist der Wille in Christo Jesu an euch! (1 Thess. 5, 18.) spricht das Buch des Lebens. Amen.

XXXIII.

Die Fehler der Wohlthäter.

Matth. 5, 42 — 48.

Herr, segne mein Bestreben,
Nicht bloß für mich zu leben,
Auch Menschenfreund zu sein,
Auch Andern gern zu nützen,
Des Glücks, das sie besitzen,
Mich, wie des meinigen, zu freu'n.

Beweis' ich meine Güte,
So sei mir im Gemüthe
Nicht Stolz und Prahlerei.
Nie will ich die beschämen,
Die Gutes von mir nehmen.
Mein Herz sei stets von Lohnsucht frei.

Wenn ich des Dankes Zähre
Für Wohlthun auch entbehre,
So will ich auch nicht ruh'n,
Gleich Dir, auch ungesehen,
Den Armen beizustehen,
Und unverdrossen wohlzuthun!

Es ist süßer, zu geben, als zu nehmen. Nur die allergemeinste Habsucht schämt sich nicht, immerdar anzunehmen, und kennt das Hochgefühl nicht, welches im Austheilen der Freuden liegt.

Es ist süßer, zu geben, als zu nehmen. Edlere Menschen meiden sogar, Wohlthaten zu empfangen, auch wenn sie derselben bedürftig wären. Sie schränken sich lieber ein. Sie versagen sich Alles, um nicht ihrer Unabhängigkeit entsagen oder das schmerzhafte Gefühl tragen zu müssen, das empfangene Gute nicht erwiedern zu können.

Es ist süßer, zu geben, als zu nehmen. Wer da gibt, hat den stillen Genuß des Bewußtseins, irgend ein kleines oder größeres Glück befördert, und sich dadurch irgend ein Herz verbindlich gemacht zu haben. Wer da nimmt, trägt immerdar die ungefällige Erinnerung, er sei eines Andern Schuldner; er fühlt die Menge seiner Verpflichtungen vergrößert, und eben dadurch seine Freiheit und Unabhängigkeit mehr oder weniger beengt, auch wenn der Geber wirklich auf keine Erwiederung des geleisteten Guten denkt.

Obwohl Jedermann weiß, daß Dankbarkeit eine der heiligsten Pflichten sei, ist sie doch für Viele eine der schwersten Pflichten.

Schwer ist sie für den Leichtsinnigen, der die erhaltenen Verbindlichkeiten vergißt. — Noch schwerer für den Stolzen, welcher sich der genossenen Gefälligkeiten schämt, das Andenken daran in sich selbst verdunkelt, ihren Werth zu verkleinern sucht, um desto weniger Gegendienste schuldig zu sein. Am allerschwersten für den Ungenügsamen, der, was man ihm auch thue, niemals mit demselben zufrieden ist, und, weit entfernt Erkenntlichkeit zu beweisen, das empfangene Gute tadelt, und alle Dienstleistungen so annimmt, als wenn er Recht und Anspruch darauf hätte. Dergleichen nie zu befriedigende Menschen gehören zu den verworfensten ihres Geschlechts. Es scheint ihnen nicht bloß alles Zartgefühl, aller Sinn für Pflicht und Tugend zu fehlen, sondern selbst die richtige Urtheilskraft eines gesunden Menschenverstandes. Sie verdrehen das Verhältniß von Recht und Pflicht auf so unbegreifliche Art, als wären alle andere Menschen nur geboren, sie zu bedienen, und als wäre es wie eine dankenswürdige Gefälligkeit anzusehen,

wenn sie von fremden Händen Dienstleistungen annehmen.

Die Klage über Undankbarkeit ist ziemlich allgemein. Schwerlich wird Jemand sein, der sie nicht schon, wenn auch nur bei geringen Anlässen, einmal geführt hätte, und wenn auch nicht laut, doch still in seinen Bemerkungen über den Unerkenntlichen. Auch erleben wir ja oft genug Beispiele so schändlichen Undanks, daß Menschen, statt sich zu begnügen, Wohlthaten auch nur zu vergessen, dieselben mit entschiedenster Bosheit und Feindschaft vergolten, empfangene Freuden mit Unglück bezahlt haben. Wir haben Beispiele genug, daß Personen, wenn sie aus ihrer Dürftigkeit in höhern Wohlstand oder aus ihrer Niedrigkeit zu angesehenen Aemtern gelangten, sich nicht nur ihrer ehemaligen treuen Freunde und Wohlthäter nicht mehr erinnerten, sondern sich ihrer auf die empörendste Weise schämten, und Freude daran fanden, diese nun zu unterdrücken und zu stürzen.

So abscheulich aber auch das Verbrechen der Undankbarkeit sein mag, ist doch von der andern Seite gewiß, daß die Wohlthäter oft die meiste Schuld am Entstehen dieses schwarzen Lasters haben. Und obgleich die Schändlichkeit des Unerkenntlichen niemals zu entschuldigen ist, tritt gar oft der Fall ein, daß im Grunde der Wohlthäter niemals einen Dank verdient hat.

Dienste und Gefälligkeiten zu erweisen, ist meistens sehr leicht. Was Andern oft von großem Nutzen ist, kostet uns geringe Mühe, einen Gang, ein Wort, einen Buchstaben. Wer sollte es nicht thun? Man ist gern zu Allem bereit, was keine Aufopferungen erfordert, die allzuempfindlich sind. Man wird um so williger dazu, weil es doch auch heimlich den Stolz schmeichelt, wohlthätig gewirkt haben zu können; weil es die Selbstzufriedenheit vermehrt, zu wissen, Andere sind uns mehr schuldig, als wir ihnen. — Genug, wenige Menschen werden sein, die nicht eingestehen müssen, es sei ihnen meistens sehr leicht gewesen, Wohlthaten zu erweisen. Oft hätten sie dazu, wenn auch nichts Anderes, doch persönliche Zuneigung zu den Personen, oft auch Pflichtgefühl, wie z. B. Aeltern gegen Kinder, oder Beamten gegen ihre Untergebenen, oft auch bloßes Mitleiden dazu gereizt, oder Ueberdruß am Quälen und Bitten dessen, der geholfen zu haben wünschte.

So leicht es aber auch sein mag, Gefälligkeiten und Wohlthaten zu leisten, nicht so leicht ist es, sie mit derjenigen Würde und Zartheit zu leisten, die dem edeln Gemüthe des Weisen und Christen geziemt.

Schon dies verräth überhaupt von Seiten des Wohlthäters wenig Zartgefühl und Gerechtigkeitssinn, wenn er sich aus dem ein wahres Vergnügen macht, was ihm doch wenig Mühe und Aufopferung kostete; wenn er sogar dasjenige, was er vielleicht ohnehin verpflichtet war zu thun, dem Andern hoch anrechnet. Dergleichen geschieht im bürgerlichen Leben nur allzuhäufig. So ist Mancher von Amtswegen verbunden, Diesem oder Jenem auf öffentliche Unkosten hilfreich zu werden. Und ob er gleich nur das Werkzeug des Staates, nur der Ausspender fremden Gutes war, meint er dennoch, ihm besonders gebühre die zu erweisende Dankbarkeit des Empfängers. Ein Anderer hilft, von Amtswegen, irgend einem Verdienstvollen zu einer Stelle, oder er bringt ihn dazu mit Glück in Vorschlag. Er that vielleicht nichts dabei, als was er schlechterdings mußte, um kein treuloser Beamter zu sein. Es kostet ihm die Erfüllung dieser Pflicht wenig. Vielleicht lag es nur an seiner Empfehlung, um seinen Zweck zu Gunsten dieser oder jener Person zu erreichen. Es mag wahr sein, daß der, dem geholfen ward, dadurch zu Ansehen, Wohlstand und Ehre gelangte. Aber wie thöricht, sich nun als Urheber des fremden Glücks anzusehen, und zu erwarten, daß eine der Größe desselben angemessene Erkenntlichkeit den Empfänger beseelen werde! — Nicht das, o du Thor, was du gabst, sondern die Mühe und Aufopferung, mit der du halfst, ist eigentlich dein wahres Verdienst bei der Wohlthat gewesen.

Wenn der gerechteste Maasstab unsers Verdienstes bei Erweisung von Gefälligkeiten und Diensten nicht eigentlich der Werth und Vortheil ist, der aus der erwiesenen Hilfe für den Andern entsteht, sondern unsere Gesinnung, unsere Aufopferung ist, die wir dabei hatten: so wird in den meisten Fällen unsere Ansprache auf Erkenntlichkeit äusserst klein sein. Denn wie können wir Dankbarkeit erwarten, wo wir selbst im Grunde aus uns nichts leisteten?

Dankbarkeit, wo wir nur die Forderungen unserer eigenen Naturtriebe, oder unserer besondern Liebe für einen oder den andern Menschen befriedigten? — So beschwerlich auch einer Mutter die erste Verpflegung und Erziehung ihrer Säuglinge sein mag: wird sie jemals Ansprüche auf Dank dafür von Kindern machen, denen sie solches theils aus Pflichtgefühl, theils aus Bedürfniß und Reiz angeborner mütterlicher Liebe that? Matth. 5, 46.

Noch geringer wird für jeden Wohlthäter der Anspruch auf Erkenntlichkeit schon dadurch, wenn er überhaupt Anspruch auf Erkenntlichkeit macht. Denn wohlthun, um wieder zu bekommen, heißt nicht wohlthun, nicht gütig oder verdient um den Andern sein, sondern einen bloßen Tausch von Gefälligkeiten für Gegengefälligkeiten anbieten. Hättest du bei Erweisung deiner Verdienste dem Andern deine Absicht offenbart: wer weiß, ob er den Tausch angenommen haben würde; ob er nicht vielmehr gegründete Ursache gehabt hätte, deine vermeinte Freundschaft abzuweisen. Wer da gibt, um wieder zu empfangen, von dem darf gesagt werden, was Jesus Christus von jedem Heuchler sagt: Wahrlich er hat seinen Lohn dahin. Matth. 6, 2.

Prüfen wir uns nur, ob wir bei Erweisung von Gefälligkeiten nicht schon die heimliche Hoffnung oder Absicht auf Vergeltung hegten? — Hatten wir sie nicht, wie können wir uns dann über Undank und Vergessenheit beschweren? Wir wollten ja aus unserer Hilfleistung dem Andern keine Schuld machen, die er früher oder später wieder abtragen sollte. Nährten wir aber solche Absicht, so hatten wir großes Unrecht, dem Andern, ohne seine Einwilligung, eine Schuld aufzubürden, die er vermuthlich zurückgewiesen hätte. Denn es ist Jedem, der empfängt, angenehmer, die Bedingungen zu kennen, unter welchen er annehmen soll, als zu erwarten, was dereinst der Andere dafür in sehr ungelegener Zeit fordern könnte.

Gegen irgend Jemand aus heimlichem Eigennutz gütig sein kann, heißt nicht gegen ihn, sondern gegen sich selbst gütig handeln. Aber diese Art der Dienstleistung ist nicht nur ohne allen Tugendwerth, sondern sogar unedel. Denn unser versteckter Eigennutz nimmt öffentlich den falschen Schein der Großmuth und Wohlthätigkeit an, und brüstet sich mit einem Adel, der ihm keineswegs gebührt. Wir denken selbstsüchtig und handeln heuchlerisch.

Sollte auch bei Vielen, die sich wirklich freuen, einem Andern nützlich zu werden, anfangs gar keine eigennützige Berechnung der Grund ihrer Freundschaftsbezeugungen sein: so pflegen sie sich doch nachher oft ihres ganzen Verdienstes wieder selbst zu berauben, wenn sie bei irgend einem Anlaß Vergeltung fordern, an die sie zuerst nicht gedacht hatten; oder, was eben so übel ist, wenn sie dem, der von ihnen Hilfleistungen empfangen hat, unaufhörlich zu verstehen geben, wie viel er ihnen zu verdanken habe.

Diese Art zu denken ist niedrigen Seelen sehr eigen. Es ist der Ausbruch pöbelhaften Stolzes, der sich durch die Demüthigung des Andern für die Gefälligkeiten bezahlt macht, die ihm erzeigt wurden. Wer dem Andern eine geleistete Wohlthat vorrückt, spricht ihn von aller Dankbarkeit los. Denn er verwandelt die Wohlthat für ihn in eine schmachvolle Last; er wiegt das Gute nun auf mit dem Uebel, welches er daraus für das Herz des Andern gemacht hat. Er ist kein Wohlthäter, sondern ein Gläubiger der schändlichsten Art, welcher nur hinlieh auf unbestimmte Zeit, und dann in der bösesten Stunde die Zahlung begehrt. Er hat seinen Lohn dahin!

Doch zu dergleichen Gesinnungen wird schon ein hoher Grad von Niederträchtigkeit vorausgesetzt. Nicht leicht fällt ein Mensch von nur einigem Zartgefühl in so grobe Fehler. Aber leichter verzeihen sich es Viele, ihre Wohlthaten und Gefälligkeiten, die Dem und Diesem erwiesen wurden, an andern Orten bekannt zu machen; sich dessen auf kluge Art zu rühmen, als sollte es gar nicht Selbstlob sein. Nur zu häufig hört man diese feine, leise Prahlerei von Verdiensten, die man um Andere habe. Und ist solches Selbstpreisen in der That wohl von jener groben Aeusserung des Stolzes verschieden, demjenigen, der Wohlthaten empfangen hat, sie unmittelbar selbst aufzurücken und vorzuwerfen? — Wenn du Almosen gibst, sprachst Jesus, sollst du nicht lassen vor dir posaunen, wie die Heuchler thun in den Schulen und auf den Gassen, auf daß sie von den Leuten gepriesen werden. Wahrlich, ich sage euch, sie haben ihren

Lohn dahin! Matth. 6, 2. Diejenigen, welche ihre Verdienste selbst verkündigen, sind ihnen gleich. Auch sie demüthigen den, der das Unglück hatte, von ihnen freundliche Dienste anzunehmen: aber sie demüthigen ihn nicht nur in seinen eigenen, sondern auch in Anderer Augen. Ja, ihre Art des Selbstruhmes ist noch gefährlicher, als wenn sie dem, um welchen sie sich verdient machten, ihre Wohlthat persönlich aufrücken. Denn ihm dürfen sie nicht mehr vorwerfen, als sie wirklich thaten; prahlen sie aber damit an andern Orten, so fügt ihre Eitelkeit zur Prahlerei auch noch gern eine verschönernde Lüge, oder Uebertreibung. Sie rühmen sich wohl noch Handlungen, die sie nie begangen haben. Sie vernichten nicht nur ihr ganzes Verdienst, wenn sie ein solches um das Glück des Nebenmenschen hatten, durch die Unbescheidenheit, mit der sie es in Gesellschaften weltkundig machen, sondern begraben es unter dem Laster der Lüge und Verleumdung. Nicht leicht spricht Jemand von erwiesenen Wohlthaten, ohne daß sein Herz von mehrern Lastern zugleich besudelt wäre.

Wohlthaten erweisen, die uns äusserst schwer fallen zu thun, dann Jedem, und selbst dem Empfänger auf ewig die Hand, welche gibt, verbergen — dies heißt mit christlicher Seelengröße wohlthun und gütig sein.

Nur allzuselten findet man solche Seelengröße bei gewöhnlichen Wohlthätern. Und wenn ihre Absichten auch ziemlich rein wären, sehen sie doch nicht ungern, daß der es bemerke, dem sie beistehen. Oft aber verstehen sie so wenig die edle Kunst des Wohlthuns, daß sie mit der gleichen Hand rauben, mit der sie geben, verwunden, mit der sie heilen. Dies geschieht, wenn sie bei irgend einer Hilfleistung durchaus dabei das Zartgefühl des Empfängers nicht schonen. Sie geben so ohne Liebe, mit solcher wegstoßenden Kälte, daß die Gabe für den Empfänger allen Werth verlieren muß. Die Gabe wird gleichsam zum Loskauf vom widerlichen Anblicke des Empfängers. — Sie helfen, aber mit solchem Gepränge, daß der Beschenkte von der Eitelkeit des Helfers in eine Verlegenheit gesetzt wird, die quälender ist, als die erste Noth. — Sie helfen, aber vielleicht erst nach so vielen Vorwürfen, daß ihre Gabe ein geringer Trost für den Schmerz des durch ihre Unvorsichtigkeit zerrissenen Herzens ist. — Sie helfen, aber mit solchem Hochmuth, daß der, welchem geholfen wird, erst in diesem Augenblick die ganze Hilflosigkeit seiner Lage erblickt, weil sie ihn nöthigt, von Einem den unwürdigsten Beistand annehmen zu müssen. — Sie helfen, aber so unedel, daß ihre Wohlthaten keine stummdankende Freudenthräne, sondern nur die Thräne verbissenen Schmerzes, ohnmächtigen Unwillens erpreßt.

Dürfen solche Wohlthäter jemals mit Recht über menschlichen Undank klagen? Haben sie sich nicht schon selbst auf eine unanständige Weise bezahlt, und den, welchem sie geholfen, von aller Verpflichtung frei gemacht? Wie, wenn diese Scheinheiligen dann noch für ihr Almosen mehr fordern, als der Dienst werth war, den sie leisteten? Wenn sie verlangen, daß der, dem sie halfen, nur der knechtische Schmeichler ihrer Meinungen, ihrer Launen sein solle, und keinen andern Willen haben dürfe, als sie? Wenn sie begehren, er solle die Kleinigkeit, die sie ihm von ihrem Ueberflusse hinwarfen, mit seiner ganzen Unabhängigkeit, mit den größten Aufopferungen, vielleicht mit Gegendiensten bezahlen, welche Gewissen und Redlichkeit verletzen? — Wie, wenn sie verlangen, er solle lebenslänglich ihre Kreatur sein, oder ihn verfolgen, sobald er in Stand gesetzt ist, sich selber zu helfen; ihn zu verderben suchen, wenn seine Umstände ihren Schutz überflüssig machen? —

Haben diese Elenden, welche sich rühmen, Wohlthäter zu sein, ein Recht, den Vorwurf des Undanks zu machen? — Nein, sie haben ihren Lohn dahin! Sie hatten nie Güte bewiesen; sondern nur sich, nur ihren Stolz, nur ihren Eigennutz, nur ihre Herrschsucht im Auge gehabt. Mit einem schnöden Almosen wollten sie Seelen kaufen.

O Gott, mein Gott, du liebender Wohlthäter, dem ich Alles schuldig bin, und doch nie danken und vergelten kann; der Du in undurchdringlicher Verborgenheit von mir wohnst, und immer gibst, ich sei würdig oder unwürdig Deiner Huld! o Vater, Vater, dem ich nachahmen soll — Du weißt es, wie selten es geschah, wie selten ich ein wahrer, reiner Freund mei-

ner Freunde, ein reiner Wohlthäter meiner Nebenmenschen gewesen bin! — Auch ich fehlte oft in der edeln Kunst des Wohlthuns, und gab und half nicht immer, wie ich sollte. Aber nun stehen meine Irrthümer hell vor mir — ich will sie fliehen. Ich will helfen und dienen, wie Dein Sohn mich gelehrt hat; allezeit stumm und ohne Gedächtniß für das, was ich Andern leiste, ihnen selbst verborgen, wie Du mir. Amen.

XXXIV.

Geduld und Sanftmuth bezwingen alle Herzen.

1 Petr. 2, 23.

Es wird mir, Vater, ja, es wird gelingen,
Auch alle meine Feinde zu bezwingen,
Nicht durch Gewalt und Trotz ob ihren Schulden —
Nein, durch mein Dulden.

Demüthig, wie auch Christus war, stets billig,
Zu tragen Schwache, sie zu schonen willig,
Will nun auch ich den Fallenden erheben
Und gern vergeben.

Will eilen, jedes Mißtrau'n zu zerstreuen;
Versöhnen sei mein Werk, und nicht entzweien,
Und lindern mit des Trostes Hand die Schmerzen
Gekränkter Herzen.

So werd' ich auch in stillem Frieden wohnen;
So wird auch mein der Menschen Eifer schonen;
So wird, o Gott, auch mir durch Dich Erhebung,
Auch mir Vergebung!

Fast jedes Alter hat seine eigenthümlichen Leidenschaften und Lieblingsfehler; fast jeder Stand sogar die seinigen, die ihm besonders ankleben; eben so jedes Geschlecht. Aber die Sucht, sich selbst überall am meisten gültig zu machen, Vorzüge vor Andern zu haben, Herrschsucht über Andere zu besitzen, ist Allen gemein. Es werden wenige Menschen gefunden werden, die davon ganz frei sind. Daraus entspringt hier Begierde nach Ruhm, dort nach Geld und Gut; hier nach Schönheit, dort nach Wissenschaft; hier Verachtung der Gefahren, dort Verachtung der Tugend selbst; hier Aufopferung, dort grober Eigennutz. Man möchte fast sagen, die meisten menschlichen Tugenden und Laster quellen aus der gleichen Ursache hervor.

Diese Begierde nach Vorzug, Ehre und Hoheit, welche für das Kind so lockend ist, als für den Greis, ist in der That nur eine Entartung des natürlichen Triebes zur Aeusserung des angebornen Strebens nach Vollkommenheit und Entwickelung. Die Sehnsucht nach Vortrefflichkeit gab uns Gott. Sie ist's, welche alle unsere übrigen Begierden und Empfindungen in Bewegung erhält. Durch sie ward der wilde Mensch zahm, der rohe gebildet, der arme reich, der träge thätig, der unwissende einsichtvoll, der muthlose tapfer. Durch sie allein ist die reinste Tugend möglich.

Ich sage, Gott gab uns diese Sehnsucht nach Vortrefflichkeit: denn wo auf Erden ein Mensch athmet, ist sie in seiner Brust, und ohne sie wäre er geistig todt, gleichgültig gegen Gutes und Böses. Christus selbst rief diese Sehnsucht nach Erringung der höchsten Vollkommenheit aus, und machte sie zu einer der Grundsäulen seines Glaubensgebäudes.

Wenn aber diese Sehnsucht entartet, sucht sie die gewünschte Vortrefflichkeit nicht in der möglichsten Geistesvollendung; nicht in dem, was seiner unsterblichen Natur nach allein der Vollendung fähig ist, sondern in irdischen äusserlichen Dingen, die gar nicht von uns abhängen, und deren vergängliche schwankende Dauer überhaupt keine wahre Vollendung gestattet. — Dieser Irrthum hat dann die übelsten Folgen. Er beschäftigt den Sterblichen unaufhörlich, ohne ihn befriedigen zu können; treibt ihn mit wilden Begierden durchs Leben, ohne ihm Ruhe zu geben; und das Vortrefflichste, was er endlich mit unsäglicher Mühe erwarb, verfliegt zuletzt wieder vor ihm, wie ein Schattenspiel. Die Schönheit welkt mit den Jahren; das große Vermögen raubt ein Krieg oder anderer Unfall; die Ehrenstellen entreißt ihm Mißgunst; den Ruhm verkleinert die Bosheit; den Thron stürzt ein Nebenbuhler; und Alles verwischt endlich die kalte Todeshand. Arm, ohne Schatz, ohne Vortrefflichkeit, ohne Vorzug steht der vergessene unsterbliche Geist.

Aber auch, wie überhaupt jede Abweichung der Menschen von dem Pfade, welchen Natur, Vernunft und Glauben vorzeichnen, erfüllt eben jene Entartung die Welt mit namenlosem Unheil. Sie ist's, welche Völker zerstört, Staaten in Knechtschaft, Familien in Zerrüttung bringt. Die Zwietracht, der Stolz, die üppige Gefallsucht, der heimtückische Neid, das Gift der Verleumdung, die Schadenfreude, der Geiz, der Betrug, die Heuchelei, die Wuth des Zorns — ach, wer kann die

Schaar der Laster nennen, welche im Gefolge der falschen Ehre und der Begierde nach irdischen Vorzügen einherschreitet!

Und doch — blicken wir um uns her — ist diese Begierde die allgemein herrschende. Legen wir die Hand aufs Herz, sie regt sich auch in unserer eigenen Brust. — Daher so viel Unfrieden, der uns umgibt; so viel Feindseligkeit und Gezänk. Daher durch Widerspruch, den wir von Andern erfahren, so oft der stolze Zorn in uns erwacht, und die leiseste Mißkennung unsers Werthes uns mit Groll erfüllt. Daher der Mangel an gefälliger Nachgiebigkeit, an Schonung, an redlicher Hochachtung fremder Verdienste, an treuer Freundschaft.

Legen wir prüfend die Hand aufs Herz; fragen wir uns nur: sind wir nicht selbst oft aus Eigensinn und Trotz und Unbiegsamkeit die Störer der häuslichen Eintracht, die Bundbrüchigen in der Freundschaft, die Anreizer anderer Leute zur Unzufriedenheit und Feindschaft, weil wir unsere Vorzüge geltend machen wollen, unsere Feinheit gegen Andere ausdehnen möchten, unsere Meinungen für die besten halten? — Und doch können wir es nicht ertragen, wenn Andere sich auf die gleiche Art gegen uns betragen. Was wir selbst thun oder begehren, nennen wir Recht; was Andere machen, fordern, das heißen wir Anmaßung, Herrschsucht, Eigendünkel und Hartnäckigkeit.

Warum wunderst du dich nun, daß dir so wenig Liebe und Verehrung in der Welt gezollt wird, daß dir so wenig Menschen von Herzen zugethan sind? Hast du nicht selbst den Weg zu ihren Herzen verfehlt? Warst du es nicht, der ihnen aus Irrthum Haß abzwang, statt Liebe? — Willst du herrschen, so lerne herrschen! — Mit Gewalt kannst du dir Sklaven machen, die dich verfluchen; mit List kannst du für kurze Zeit Kurzsichtige betrügen, bis sie dich entlarven. Aber Verachtung folgt dem Tirannen, und Ekel dem Ränkesüchtigen.

Willst du über Menschen herrschen, so laß deine Zunge bescheiden schweigen, und deine Thaten reden. Was in der That Ehrfurcht verdient, hat auch der größte Böswicht noch nicht verdammen können, und was wirklich liebenswürdig ist, hat noch Keinem Grausen erregt. — Frage dich nun, berechtigt die Art, wie du von Andern behandelt wirst, zu dem Glauben, du habest Ehrfurcht erregende Tugenden, liebenswürdige Eigenschaften? — Wohl Mancher besitzt solche, wohl Jeder deren wenigstens einige; aber daneben so beleidigende Fehler, daß durch sie alle schönen Eigenschaften verdunkelt, alle Tugenden aufgewogen werden. — Bildest du dir ein: du könntest für deine Fehler eben so viel Hochachtung ertrotzen, als für deine Liebenswürdigkeiten? Du betrügst dich. Das Urtheil der Menschen bleibt ewig frei über dich. Zeugen kannst du bestechen, Herzen nicht. Arme und Füße kannst du in Fesseln schlagen, Geister nicht. Was da schlecht ist, wird immerdar schlecht heißen, und was edel und schön ist, wird edel und schön heißen.

Klage daher nicht über die Herzen der Menschen, sondern über deinen Irrthum, durch welchen du den Verdruß derer gegen dich weckst, die mit dir leben, statt ihre Liebe an dich zu ziehen. — Vermeide gegen sie, was du in ihrem Betragen tadelst. Lerne ihre Fehler mit Geduld tragen, und gegen Jeden mit einnehmender Sanftmuth handeln. Dies ist das unfehlbare Mittel, Herzen zu beherrschen. — Siehe auf das Beispiel Jesu Christi, des Göttlichsten, den Menschen sahen, welcher nicht wieder schalt, da er gescholten ward, nicht drohete, da er litt, sondern es dem heimstellte, der da recht richtet. 1 Petr. 2, 23.

Vielleicht empört sich bei diesem Rathe dein Stolz, oder, wie du es nennst, dein Selbstgefühl. — Ich kann das nicht, sprichst du, es ist mir nicht gegeben. Wenn ich Recht habe, soll ich schweigen? Wenn ich beleidigt werde, es feigerweise dulden? Wenn ich Unbilligkeit sehe, mich nicht erzürnen? —

Freund, so sprichst du, und damit hast du dein Herz verrathen und dessen Armuth an wahren Vorzügen. Ständest du in der That erhabener, als Deinesgleichen: ihre Widersprüche, ihre Verirrungen, ihr Eigensinn würden dich nicht erbittern; ihre Beleidigungen würden dich reizen, aber nur zu einem Lächeln. Der starke Löwe schreitet großmüthig neben dem Hündlein her, welches ihn anbellt. Hast du nie dies schöne Gefühl der Ueberlegenheit empfunden, so verstehst du mich nicht, Beklagenswürdiger. Hast du es schon kennen ge-

lernt; warum trachtest du nicht, es beständig zu haben?

Du sollst nicht schweigen, wenn du Recht hast, sondern reden, aber mit Sanftmuth. Du sollst nicht Beifall nicken, wenn du Unbilligkeit siehst; sondern auf das Billigste hinleiten, aber mit Sanftmuth. Du sollst nicht Zufriedenheit lächeln, wenn du beleidigt wirst, sondern dein Recht beschirmen, aber mit Sanftmuth. Hingegen mit aufbrausendem Zorn, mit pochendem Eigenwillen, mit Haberechtigkeit und Widersprechungssucht bewaffnest du fremden Zorn und Widerspruch, und häufest du auf fremdes Unrecht noch das deinige.

Vielleicht denkst du in dir: Sehr gut, wenn man sich aber nur immer mäßigen könnte! Allein nicht Jeder kann Herr seines Wortes bleiben, wenn ihn der Unwille übermannt. — Ich aber entgegne dir: der Mensch kann, sobald er will. Er kann sich mäßigen, wenn es ihm darum zu thun ist. Auch du kannst dich mäßigen, sobald du vor Personen erscheinst, deren Ansehen dir Ehrfurcht gebietet. Siehe, Feiger, du zeigest deinen Muth also nur gegen den Schwachen, oder dem du ohne Gefahr trotzen darfst; vor Höhern und Mächtigern empfindest du, statt des Zorns, nur — Schrecken.

Vertheidige dich also nicht mit Ausreden; dein eigenes Bewußtsein straft dich Lügen. Auch du kannst, was du willst; aber du willst nicht, weil du durch Beweise deines Zorns, durch Drohung und Scharfsinn, Andere gern schrecken, unterwürfig und sklavisch folgsam machen möchtest. Siehe, Herrschlustiger, dies ist dein wahrer Zweck — warum beklagst du dich über die Herzen der Menschen, daß du darin für dich keine treue Ergebenheit, keine volle Liebe, keine wahre Hochachtung findest? Die Schuld lastet nicht auf den Andern, sondern auf dir selbst. Wer will Umarmungen kaufen für solche Dolchstiche? Wer Gefühle der Zuneigung für Schmähreden?

Geduld allein und Sanftmuth bezwingen alle Herzen; sie zähmen den Ergrimmten, entwaffnen den Erzürntesten, und locken Bewunderung und Liebe hervor. Ein Mensch wird gewöhnlich, und ohne seinen besondern Willen, der Wiederhall des Andern. Dem Liebenden geben wir Liebe; dem Stolz setzen wir Stolz entgegen; dem Zornigen Zorn. — Warum jammerst du über Unfrieden im Leben, über Zwist im Hause? Gib doch zuerst Andern, was du forderst, und du wirst es von ihnen zurückempfangen. Milde wird mit Milde, auffahrendes Wesen mit Widerspruch begegnet.

Geduld und Sanftmuth bezwingen alle Herzen. Die Geduld aber mit den Fehlern Anderer entspringt aus dem Bewußtsein unsers innern Werthes und unserer Erhabenheit über kleinliche Kränkungen. Den Verdienstvollen beleidigt wahrlich der Hochmuth des Verdienstarmen nicht; den edeln Geist wahrlich der Ahnenstolz des Thoren nicht; den Tugendreichen nicht die Schmähung des Pöbelhaften; den starken Mann nicht der Schlag von der Hand des Kindes.

Sanftmuth entspringt aus der Liebe und Achtung, welche wir ohne Ausnahme jedem Menschen, als Menschen, schuldig sind, und die wir für die guten Eigenschaften fordern können, welche wir selbst unser nennen. Sanftmuth ist immer das schöne Kennzeichen des Weisern, des Erhabenern, des Ueberlegenern; sie ist eine der lieblichsten Blüthen der Seelenhoheit und Seelengröße. Je gemeiner, je schlechter der Mensch, je leichter wird er zum Fluchen, Schwören, Schelten und Zürnen geneigt sein, dem Thiere ähnlich.

Gott kann nicht zürnen. — So kann es auch der Weise nicht, der göttlichen Sinnes ist. Er wird, wo es seine Pflicht ist, als Vater, Mutter, Vorgesetzter, Irrthümer mißbilligen, aber ohne Wuth berichtigen; er wird, wo es in seinem Berufe liegt, Fehler strafen, aber mit der liebenden Absicht, zu bessern; er wird, wo seine Rechte verletzt werden, sie in Schutz nehmen, aber ohne Wildheit und Grimm; er wird, wo ihm Unrecht geschieht, und er es nicht ändern kann, beweisen, wie wenig er solche Behandlung verdiene, aber nicht Rache üben, nicht Gleiches mit Gleichem vergelten.

Geduld und Sanftmuth bezwingen allein die Herzen der Menschen. — Diese Sanftmuth aber ist fern von stolzem, verächtlichem Herabblicken auf den Gegner. Denn solch ein Stolz ist die Frucht des schweigenden Grimmes, und nicht des Gefühls vom eigenen, wahren Werth, der immer in Be-

scheidenheit gehüllt ist, wenn er werth sein will. Dieser Stolz ist die stumme, aber schlau berechnete Sprache des Zorns, der sich herber rächen möchte, als durch Schmähungen und Scheltreden. — Hier ist nicht Sanftmuth, sondern klügelnde Grausamkeit; nicht Liebe, sondern bitteres Hassen.

Wahre Sanftmuth ist gelassene Freundlichkeit, milder Ernst, welcher unwillkührlich Jedem eine ähnliche Seelenstimmung gebietet oder einflößt. Nicht aber besteht sie in dem ewigen, zur Gewohnheit werdenden, süßlichen Lächeln, welches, weil es kein Widerschein einer stillen Heiterkeit des Gemüths ist, nur Verzerrung und Maske wird, und nichts mehr bedeutet. Ein Mensch, der zu Allem gern lächelt, zeigt entweder Verarmung des Geistes an Einsicht, oder Verarmung des Herzens an richtigem Gefühle. Er lächelt auch, wenn er Heimtücke nährt; er lächelt auch, wenn er mit Verachtung bedeckt wird. Er ist, wie ohne Zartsinn für sich, ohne zarten Sinn für Andere.

Hingegen die Sanftmuth des Christen ist auf Empfindsamkeit gegründet. Der Weise ist nicht gleichgültig gegen die Liebe und Achtung Anderer; eben darum behandelt er selbst den Zürnenden mit Schonung, wie Jeden, der im Rausche nicht seines Verstandes mächtig ist. Er zeigt, daß er gegen Verkennung nicht gleichgültig ist; eben darum sucht er den, welcher ihn verkennt, in eine ruhigere Stimmung zu versetzen, wo es leichter wird, ein leidenschaftloses Urtheil zu fällen. Es ist Folge richtigen Gefühls vom eigenen Werth, daß er, wo er gefehlt hat, freiwillig eingesteht, geirrt zu haben. Diese Offenheit entwaffnet den Widersacher und vermindert mit Ruhm die Schuld, welche durch Läugnen nur vergrößert werden kann, oder einen Argwohn auf das Herz dessen erregt, der sie als eine gerechte Handlung sogar in Schutz nehmen möchte.

Sanftmuth gewinnt alle Herzen, wenn sie mit richtigem Gefühl gepaart ist. Da verzeiht sie schonend jede Uebereilung des Nächsten, trägt mit Geduld dessen Eigenheiten und Schwächen, ohne ihnen Weihrauch zu streuen. Denn Schmeichelei oder kriechendes Wesen ist so wenig Sanftmuth, als Heuchelei eine Tugend. Der Weise will nur Friede, gegenseitige Achtung und schonendes Betragen befördern, wodurch allein häusliche und bürgerliche Glückseligkeit erwächset; der Schmeichler geht mit List zu Werk, will Leidenschaften zu seinen Gunsten erwecken und Menschen nach seinen Absichten leiten. Der Weise fühlt eben darin seine Hoheit, sein Glück, daß er immer mit Besonnenheit und in Freiheit von mächtigen Leidenschaften handeln kann. Der Schmeichler will Andern Besonnenheit und Freiheit rauben, indem er sie mit verdientem oder unverdientem Lobe blenden oder einschläfern möchte. Sanftmuth ist in der Denkart des ächten Christen eine herrschende Stimmung des Gemüths; Schmeichelei nur ein für kurze Zeit gewähltes Hilfsmittel, welches aufhört, wie die Umstände ändern.

Der Mann verbinde mit seiner Sanftmuth Würde; das Weib mit der ihrigen freundliche Anmuth. Jener gewinnt, wenn er bei stiller Gleichgültigkeit auf den Verstand derer wirkt, die ihn umgeben; das Weib hingegen, indem es durch Leutseligkeit auf das Herz derer wirkt, die sich ihm nahen.

Der Christ trägt auch sein schwerstes Schicksal mit Würde; er steht auch in den Fesseln des Tirannen, der ihn verfolgt, mit Würde; auch geschmäht, gelästert, verspottet und verhöhnt vom Pöbel, befremdet er diesen durch seine Hoheit. — Sanftmüthig und gelassen trug Jesus die Beschimpfungen, mit denen ihn eine rasende Menge Volks umringte; er schalt nicht wieder, da er litt; unter dem Hohnjauchzen des Volks schleppte er sein Kreuz zur Richtstätte auf den Todtenhügel, — aber seine Hoheit verlor er auch in diesem Augenblicke des Schreckens nicht. Mit Würde trug er seine Schmach, und sprach er: Ihr Töchter Jerusalems, weinet nicht über mich, sondern über euch und eure Kinder! — Mit Würde litt er den schmerzlichen Tod, daß selbst im Pöbel sich Stimmen erhoben und sprachen: Wahrlich, dieser ist Gottes Sohn gewesen!

Wie die Würde des Mannes, welche sich mit seiner Sanftmuth so schön vereint, nicht leere, angenommene Ziererei ist, sondern aus dem Gefühl seiner Kraft und seines Werthes von selbst hervorgeht: so geht die freundliche Anmuth, mit welcher sich die Sanftmuth der Christin paart, aus dem Wesen des Weibes hervor. Das Wesen und Eigenthümliche des Weibes aber

ist nicht Herrschaft durch Kraft und Trotz, sondern durch Milde und Wohlwollen. Zarter gebaut durch die Natur, kann es keine Ansprüche machen, durch Furcht Gehorsam und Ehrerbietung zu erregen, sondern durch liebreiches und gefälliges Betragen. Der Zorn entstellt den Mann; aber das Weib entehrt er, und macht es ekelhaft oder lächerlich. Ein zürnender Mann, wenn er sich für Unschuld, Recht und Wahrheit erhebt gegen die Bosheit, kann noch Ehrfurcht einflößen; ein zürnendes Weib entweiht die heilige Sache, indem es sich selbst schon entweiht hat.

Geduld und Sanftmuth bezwingen alle Herzen. Sanftmuth entwindet dem Wüthenden aus der erhobenen Faust den gezückten Dolch, und löscht den Fluch aus, ehe er von der Lippe des Ergrimmten stammt. Sanftmuth besänftigt den Groll des Neidischen, und straft den gehässigen Verleumder mit Schamröthe. Diese Tugend, eine der reizendsten, welche das Christenthum lehrt, ein Kind des Himmels, verbreitet auch um sich her die Stille und den Frieden des Himmels. Es ist ein schöneres Leben in der Nähe des immer heitern, gelassenen Mannes, von welchem wir wissen, daß er, obwohl er unsere Fehler nicht liebt, doch uns auch mit keinem harten Worte wegen Uebereilungen verwundet; der uns gern unser Recht widerfahren läßt, wo wir es haben, und mit schöner Bescheidenheit lieber Unrecht duldet, wo es Niemandem schadet, als ihm, statt durch Rechthaberei und Widerspruch sich selber gegen uns in Vortheil zu setzen und ein anhängliches Herz zu verlieren.

Sanftmuth gewinnt alle Herzen für sich, denn sie veredelt sie auch. Nicht das Laster allein ist verführerisch, die Tugend ist es eben so sehr. Wer kann widerstehen, wo Liebe und Holdseligkeit uns ansprechen, und wer möchte nicht mit Güte erwiedern? Wer kann den Sanftmüthigen beleidigen, ohne sogleich über diese Schlechtigkeit zu erröthen? Wer mag sich zügellosen Leidenschaften überlassen, wo uns das Glück ununterbrochener Gemüthsruhe von heitern Mienen anlächelt?

Vater im Himmel, du Die ewig Gleicher, ewig Langmüthiger, Schonender, Liebender! wie oft vergaß ich das sicherste, unschuldigste und ehrenvollste Mittel, Glückseligkeit in allen häuslichen Verhältnissen und in meinen übrigen gesellschaftlichen Verbindungen zu gründen! — Bin ich nicht selbst der erste Schuldige gewesen, wenn Freunde gegen mich erkalteten; wenn Widersacher erbitterter gegen mich wurden; wenn Feinde unversöhnlichen Haß gegen mich einsogen; wenn edlere Menschen ihre Achtung für mich verloren? — Bin ich nicht der erste Schuldige gewesen, wenn durch meine Heftigkeit die Heftigkeit Anderer entflammt, durch meinen Widerspruchsgeist der Widerspruch Anderer gereizt ward? — Habe ich durch meine Härte gegen Bekannte und Unbekannte nicht die harten Urtheile Anderer auf mich gezogen, und konnte ich Schonung verdienen, da ich zuweilen so wenig schonend gegen meine besten Freunde war? Habe ich nicht die Bitterkeit in ihr Herz gegossen, die sie mir nun durch ihr Betragen zu schmecken geben?

Glänzendes Vorbild meines geistigen Lebens, du sanftmüthiger Menschenfreund, Jesus Christus! göttlicher Dulder! werd' ich auch in dieser Tugend Dir ähnlich werden können? — Ich sollt' es! denn meine ganze Lebensruhe, mein Glück hängt vom Dasein dieser schönen Gesinnung ab, die Du so herrlich in Deinem Wandel darstellest. Selig sind die Sanftmüthigen, denn sie werden die Welt gewinnen. Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Kinder heißen! Matth. 5, 5. 9.

XXXV.

Der Spieler.

Mark. 15, 24.

Mich soll nur Fleiß und froher Muth,
Nie Andrer Schaden, nähren;
Des Spielers Gold ist böses Gut,
Benetzt von fremden Zähren.

Dein Segen, o mein Gott, erfreut
Den Fleiß'gen nur und Frommen.
Fürwahr, kein unrecht Gut gedeiht:
Es flieht, wie es gekommen!

„Und da sie Jesum gekreuzigt hatten, theilten sie seine Kleider, und warfen das Loos darum, welcher was überkäme."

Diese Stelle aus der Leidensgeschichte des göttlichen Erlösers muß jedes zartfühlende Herz empören. Nirgends spricht so laut die Verderbtheit des Menschen, als hier.

Jesus, der Heiligste unter den Sterblichen, schmachtete am Kreuz. Der Unschuldige ward ein Opfer des schmachvollsten

Todes. Und während er zwischen Verbrechern dahing, und blutete und seufzte; während sich der Himmel verhüllte, und Engel trauerten; während ein Theil des Volks mit banger Furcht hinaufstarrte zum Leiden des Gerechten, und Maria, seine Mutter, vom unendlichen Schmerz durchbohrt, dastand vor dem sterbenden Sohn, und ihre Schwester Maria, Kleophas Weib, Maria Magdalena und Johannes weinend sie umringten, um ihr den Trost zu reichen, der ihnen selbst fehlte; während Erde und Himmel um den Gottmenschen klagten: saßen gefühllos und kalt zwischen Blut und Thränen rohe Menschen da, nur lüstern nach Gewinn, und spielten um die Gewänder der grausam ermordeten Unschuld. Nicht die Todesangst Jesu, nicht die bleichen Wangen, die rothgeweinten Augen Maria's und ihrer Freunde sahen sie: sie sahen nur das Kleid, den elenden Gewinn, das Loos! Das dumpfe Stöhnen des Sterbenden über ihrem Haupte rührte sie nicht. — Das Wehklagen, der Jammer einer verzagenden Mutter, das Schluchzen der Freunde und Freundinnen Jesu bewegte ihr Herz nicht — sie spielten.

Gefühlvolle Seelen, ihr schaudert! Ihr könnt diese Rohheit, diese Verderbtheit des menschlichen Gemüths nicht begreifen? Wie? ist seit jenem furchtbaren Tage des Todes Jesu nichts Aehnliches mehr gesehen worden? Ist unter seinem Kreuze die Begier nach Gewinn durch Ohngefähr und Loos nun gestorben, und die Leidenschaft der Spielwuth aus der Welt geflohen?

Nein, dieses Laster, welches in der Brust manches hoffnungsvollen Jünglings schon den Keim alles Guten erstickt hat, dies Laster, welches für alles Wahre, Große und Edle den Sinn raubt, — es herrscht noch heute mit ungezähmter Macht. Es umwickelt noch heute mit seinen Reizen manchen Unerfahrnen; es schleppt noch heute seine beklagenswürdigen Opfer in den Abgrund der Verzweifelung, und bringt unzählige Menschen um Gesundheit, Ehre und Vermögen.

Geblendet von der Erwartung eines schnellen und müheloſen reichen Gewinnes, oder von Rachsucht und Aerger geleitet, das Verlorne durch neue Versuchungen des Glücks zu erobern, stirbt der Spieler allmälig seinen reinern Gefühlen, seinen bessern Grundsätzen ab. Sanfte Vergnügungen haben für den wenig Reiz mehr, der nur heftige Bewegungen des Gemüths gewohnt ist, und gewohnt, immerdar zwischen großer Furcht und Hoffnung zu schweben. — Was ehemals erhaben, heilig und schön war, kann seine Seele nicht mehr ausfüllen; nur eine einzige Leidenschaft hat sich ihrer bemächtigt. Er spielt, würde er die wichtigsten Geschäfte versäumen; er spielt — und wenn er die ganze Welt am Sonntage vor Gottes Thron in Anbetung hingesunken sähe, er würde spielen.

Es weint die Armuth um Hilfe jammernd vor seiner Thür: sein Herz ist dem Mitleiden verschlossen; er spielt! Die Geldsummen, welche er wagend dem Ohngefähr eines Augenblicks anvertraut, sie könnten das Glück einer hausarmen Familie machen; könnten eine Wittwe mit ihren nahrungslosen Kindern von der Verzweifelung retten — er spielt. Vielleicht ist schon sein eigenes Vermögen schwer zerrüttet; vielleicht drückt ihn schon die Last der Schulden; vielleicht darben in seiner freudenlosen Wohnung Weib und Kinder — die Gattin ruft vergebens den Gatten, die Kinder schreien vergebens nach dem Anblick des Vaters — — er spielt. Er würde spielen und gespielt haben im Angesicht des sterbenden Jesus am Kreuz, umringt von Blut und Thränen.

Die traurige Erfahrung lehrt uns, daß dieses Laster, welches den Menschen zum Guten entnervt, und welches die Quelle unzähliger anderer Laster ist, unter höhern und niedern Ständen noch heutiges Tages sehr allgemein sei und immer gemeiner werde; die Erfahrung lehrt, daß dadurch noch immer Wohlstand, Zufriedenheit, häusliche Ruhe, Ehre und guter Name zu Grunde gerichtet werden.

Wohl dem, dessen Gemüth noch frei ist von der verderblichen Leidenschaft; wohl dem, welcher sich ihr noch nicht ganz dahin gegeben in die Knechtschaft — ein ernster Blick auf ihre schwarzen Folgen, und manche Seele ist vor ihr immer bewahrt, manche vielleicht wieder aus ihrer Gewalt gerettet.

Es wäre die Aengstlichkeit zu weit getrieben, alle und jede Spiele zu verdammen, besonders diejenigen, welche zur Erheiterung des Geistes, zur fröhlichen Belustigung, vielleicht auch in gleicher Zeit zur Uebung des Scharfsinns, des Witzes, der

Erfindungskraft, oder einer körperlichen Geschicklichkeit dienen.

Sie gehören zu erlaubten Freuden, die eben so nützlich als unschuldig sind, weil durch sie kein Mensch gekränkt, kein Glück gestört wird. Selbst das Karten- und Würfelspiel, diese furchtbaren Werkzeuge der rasenden Leidenschaft, sind an sich nicht böse, so lange sie nicht zum Bösen gemißbraucht werden.

Nur dann ist das Spiel verächtlich und gefahrvoll, und hört wenigstens auf unschuldig zu sein, sobald es dabei nicht mehr auf Erheiterung oder angenehme Zerstreuung, sondern auf Geldgewinn ankommt. In eben diesem Augenblicke wird das Spiel, welches es auch sein möchte, der Schlüssel zu einer Hölle, aus deren geöffneten Pforten sich eine Reihe ekelhafter Laster hervordrängen, um das Herz des Menschen in Besitz zu nehmen. In diesem Augenblicke wird der Eigennutz angeregt, und Furcht und Erwartung betrügen das Herz und seine ruhige Stimmung. An den Eigennutz drängt sich beim Gewinn die hohnlachende Schadenfreude, welche um so inniger ist, je mehr man sie verbirgt, um den nicht zu beleidigen, der da verliert. In dem Verlierenden sammelt sich Aerger, Erbitterung und Unzufriedenheit mit sich selbst. Was ihm Freude geben sollte, ist zum Gift geworden. Er darf seinen Verdruß nicht offen zeigen, damit er nicht vor Andern zum offenen Spotte werde; darum nimmt er die Heuchelei zu Hilfe, und verstellt sich und lächelt, wo er heimlich mit den Zähnen knirscht, und läßt ein ruhiges Gesicht erblicken, während er im Innern flucht.

Seht, welche Kette lasterhafter Empfindungen sich plötzlich um das unbefangenste Herz schlingt.

Aus eben dieser Ursache sollen christlichgesinnte Aeltern, weise Erzieher niemals der Jugend Karten- und Würfelspiele gestatten, oder andere, worin ein schneller Glückswechsel, rascher Gewinn und Verlust, die Hauptsache ist, was anzieht. Da das Herz junger Leute reizbarer und empfindlicher ist, und noch von keinen festen Grundsätzen beherrscht wird, ist es grausame Vermessenheit, strafbarer Leichtsinn, schon solche Leidenschaften in ihrer zarten Brust zu entwickeln. Ehret die flekkenlose Reinheit des Gemüthes! Sie ist zerstört, sobald ihr selbst mit thörichter Unvorsichtigkeit den Eigennutz, die Gewinnsucht, die Schadenfreude, die Erbitterung und Heuchelei spielend in ihr Herz aussäet. Entschuldiget euch nicht damit, der Gewinn und Verlust sei gering in den Spielen, welche ihr ihnen gestattet; — nein, Kindern ist auch das Geringe schon wichtig und werth; ihr seid die ersten, welche ihnen Neigung zum Spiele beibringen; ihr seid die ersten, welche ihnen eine vorher unbekannte Leidenschaft theuer machen; ach, es sind wahrlich nicht Kleinigkeiten, mit denen sie tändeln: sie spielen schon um Seelenruhe und Reinheit des Sinnes.

Selten wird der Mensch durch einen einzigen Tag zum leidenschaftlichen Spieler; er wird es allmälig, je mehr er nach und nach Freude und Gelegenheit zu dieser Beschäftigung findet. Aber doch war der erste Tag, da ihn ein Gewinn zur Fortsetzung des sogenannten Zeitvertreibs lockte, der erste seines nachherigen Verderbens. Er suchte ihn nun begieriger; ein abwechselnder Verlust schreckte ihn nun weniger ab. Ihn blendet die Möglichkeit ansehnlichen Gewinnes; ihn fesselt die große Leichtigkeit, ohne große Mühe seinen Beutel mit Gold zu füllen; er wird zum leidenschaftlichen Spieler.

Jede Leidenschaft, das heißt, jeder unmäßige fortdauernde Hang des Gemüthes, welcher alle übrigen Vorstellungen, alle bessern Empfindungen verdunkelt, gleichsam die Vernunft verschlingt, und den Menschen endlich wider seinen Willen fortreißt, — ist Sünde. Der Mensch ist dann seiner selbst nicht mehr mächtig; der Mensch verhält sich leidend; nur seine allein herrschende Begierde ist thätig und verzehrt ihn.

Nichts aber wird dem schwachen Menschen leichter zur Leidenschaft, als die Gewinnsucht; und eben dadurch empfängt Spielen seinen höchsten Reiz für ihn. Er verliert alles Zartgefühl der Rechtlichkeit; er bedenkt nicht länger, daß sein Gewinn der Ruin des Andern sein kann; daß seine Freude die Verzweiflung des Andern ist. Er geht darauf aus, seinen Nebenmenschen arm zu machen, um reich zu sein. — Kannst du, o Christenthum, noch mit reiner Heiligkeit im Gemüthe solches Verderbten wohnen? Wo weilt die Liebe, welche Jesus befiehlt?

Wie der Müßiggang junger Leute oft

zum Spiel: so verleitet noch öfter die Spielsucht zum Müßiggang und unordentlichen Leben. Nützliche Beschäftigungen werden ihnen abgeschmackt; der Eifer zu den Berufsgeschäften erstirbt; ihr Gedanke ist nur auf die Spielstunde hingerichtet; die Vernachlässigung des rechtlichen Erwerbs muß der unerlaubte Gewinn ersetzen. Das Spiel wird zur Arbeit, und wilde Zerstreuungen in loser Gesellschaft müssen die Stelle der Erholungen einnehmen. Umsonst mahnet ihr die Unglücklichen von ihrem Verderb ab; umsonst rufet ihr sie zur Einförmigkeit des bürgerlichen Lebens zurück; umsonst, ihr Väter, drohet euer Ernst, umsonst ihr Mütter, flehen eure Thränen — — die Verwilderten spotten euer, als langweilige Sittenprediger. Ihre Spielwuth ist ein Rausch; sie schwindeln in Betäubung dem Abgrunde unaufhaltsam zu.

Sieh das Antlitz eines Spielers, und du findest in demselben die Spuren mehr als einer schändlichen Leidenschaft. Wie könnte es anders sein? — Er, der bald Alles, bald Nichts hat, er, der heute schwelgen kann, morgen verzweifeln möchte, ist selbst nur der Spielball immerwährender Sorgen und Unruhen gewesen. Es ist kein Frieden mehr in seiner Seele, er ist stumpf geworden für die edlern Lebensfreuden. In böser Gesellschaft (denn Menschen von Geist und Herz verdammen sich nicht zu dem ehrlosen Gewerbe!) sind seine guten Sitten verdorben. Haß, Zorn und Streit, die häufigen Begleiter des Spiels, sind auch die seinigen.

So viele und heftige Gemüthsbewegungen, denen er sich fast täglich preisgibt, müssen endlich auch die festeste Gesundheit erschüttern. Die halb und ganz durchwachten Nächte, die Schädlichkeit der sitzenden Lebensart, die Unordnung im Genusse der Speisen und Getränke, zerstören die edlern Lebenskräfte. Die geschwächte Gesundheit des Körpers wirkt auf die Seele nachtheilig zurück und schwächt den Geist. Die Spielsucht raubt dem Leben nicht nur den Schmuck der besten Freuden — sie verkürzt auch das Leben.

Der Spieler ist heimlichen Elends voll — aber damit nicht zufrieden, verführt er auch Andere zu der gleichen Leidenschaft, zu den gleichen Lastern, zu dem gleichen Unglück. Nicht zufrieden, seine eigene Seligkeit verwüstet zu haben, bringt er auch andere Leichtsinnige um Vermögen und Gewissensruhe. Er häuft Schuld auf Schuld. Er achtet es nicht, daß ihn edlere Menschen bemitleiden, daß ihn die Unverdorbenen mit Ekel meiden, daß das Zutrauen der Mitbürger gegen ihn abnimmt, indem jeder seinen Untergang voraussieht. — Er hat sein schreckliches Loos gezogen. — Seine Laster hängen sich zentnerschwer an ihn und ziehen ihn bergab. — Er kann nicht mehr zurück. Er muß enden; er endet durch einen allzufrühen Tod, oder schrecklicher noch mit dem Verlust seiner Ehre, seines Vermögens — vielleicht als Betrüger — als Entwender anvertrauter Gelder; — endet vielleicht erdrückt vom Jammer einer guten Familie, vom Gewichte seiner Schande, die unabwälzbar ist; vielleicht gefoltert von einem schrecklichen Gewissen, in Verzweiflung; — endet vielleicht das elende, ruchlose Leben mit blutigen Händen eines Selbstmörders! Oder er flieht, als Betrüger, als Veruntreuer fremden Gutes, verfolgt von den Gesetzen seines Vaterlandes, verfolgt von seinem Gewissen, verfolgt von den Klagen seiner tiefgebeugten Familie, in fremde Gegenden, wo ihn Niemand kennt, und seine eigene Schuld ihn zum Grabe begleitet.

Diese letzten, die schrecklichsten Folgen der Spielsucht sind leider nicht die seltensten. Aber wen die Laster einmal umgarnt haben, den schrecken sie nicht. Er sieht sie noch fern von sich. Er spricht hohnlächelnd: so weit wird es doch mit mir nicht kommen!

Wer aber ist dir Bürge dafür? Dein gegenwärtiger Wohlstand? Aber er kann erschüttert werden. Dein eigenes Gefühl des Rechten und Guten? Aber es kann durch Gewohnheit des bösen Beispiels stumpf werden. Andere, welche einst waren, und sich beruhigten, wie du, wurden dennoch der Raub der Verzweiflung, deren sie einst spotten konnten, wie du.

Gehe in dich, prüfe, ob du noch dein besseres Selbst retten könnest. — Erforsche die Macht deiner Leidenschaft, ob du ihr noch Herr bist, oder schon ihr unloskäuflicher Sklave. — Untersuche, ob nicht oft schon dein guter Engel trauerte, und dich warnend zurückrief.

Hat dich die Sucht zum Spiel nicht schon edlern Geschäften entrissen? Hat sie dir nicht schon manche goldne Stunde geraubt,

die du nützlichern Arbeiten hättest geben sollen? Hat sie dich nicht schon in Verlegenheiten gestürzt, die dir peinlich waren? Hast du ihr nicht schon viele unangenehme Augenblicke vorzuwerfen? Hörtest du nicht schon das Bitten deiner Verwandten und ihre warnende Stimme? — Mußtest du nicht schon Thränen in den Augen der lieben Deinigen sehen, welche du ihnen durch deine verworfene Lebensart auspreßtest? — Drang nicht zuweilen bange Ahnung von bösern Folgen in deine Seele?

Unglückseliger, und diese Verlegenheiten, diese Bitten, diese Thränen, diese Ahnungen vermochten schon nichts mehr über dich?

Siehe, vielleicht wirft ein Ohngefähr dies Blatt unter deine Augen — nein, es ist kein Ohngefähr in der Schöpfung Gottes; — es ist die heilige Vorsehung, welche dir den belehrenden Wink gibt. — Ermanne dich, prüfe dich! Die Ruhe deines Lebens, die Freude deiner Familie, die Seligkeit deiner Seele ist wohl einen Augenblick der ernsten Selbstbetrachtung werth.

Ermanne dich, und sei deiner selbst würdig! — Du kennst das Bessere, wähle es. Nimm den männlichen edeln Entschluß, deine Leidenschaft zu verlassen, und zur einfachen Tugend zurückzukehren. — Verschiebe den Zeitpunkt deiner Aenderung nicht, sondern was du heute als schlecht erkennest, das meide schon heute, auch wenn es dir noch so viel Mühe kostet. Es gilt nur die strenge Beharrlichkeit von wenigen Wochen und Monden, und du hast den Sieg über dich selbst errungen.

Fliehe die Gesellschaften, die Oerter, die Gelegenheiten, welche für dich verführerisch waren, und wo du zuletzt deinem Triebe nicht widerstehen würdest, dein Glück abermals durch Wagstücke im Spiele zu versuchen. Sei gewissenhafter, als es fast nöthig wäre. Meide selbst kleine Spiele; sie würden nur deinen verderblichen Hang nähren, und in dir Sehnsucht nach der alten Lust erwecken.

Und wenn die verderbliche Neigung wieder lebhafter in dir aufwacht; wenn sie dich der bessern Vorsätze vergessen machen will; wenn sie jene schmerzliche Gefühle schon in dir verdunkelt, welche du littest ihrentwillen — dann sei Mann und Christ!

Dann gedenke der öffentlichen Verachtung, welche den Spieler begleitet; gedenke des Mißtrauens, welches du in dem Herzen deiner bessern Mitbürger gegen dich erweckst; gedenke der Mißbilligung und des Kummers der Deinigen, an deren Ruhe du im Begriff stehst, Mörder zu werden.

Wirf deinen Blick auf das entsetzliche Ende manches Andern, der von seiner Leidenschaft verrathen ward. Sieh hin, wie er mit zerstörter Gesundheit, mit Schande beladen, vom unreinen Gewissen gequält, dahinwankt; wie er zuletzt, unwillkührlich von Lastern zu Lastern gezogen, keine Ruhe auf Erden, keine Freuden im Tode sieht; wie seine Hand, von Verbrechen befleckt, in einer schwarzen Stunde den Dolch gegen ihn selbst kehrt, während die Seinigen verzweifeln, und ihn in der Bangigkeit des Herzens selbst die Religion ohne Trost läßt!

O Gott, o Gott! Heiliger, Gerechter, furchtbar und doch wohlthätig in Deinen Verhängnissen: ja ich erkenne es, auch schon auf Erden ärntet die Sünde ihren schauerlichen Lohn!

Ja, ich thue Dir in dieser Stunde das feierliche Gelübde: nie will ich mich dem einreissenden Laster der Spielsucht, dieser Quelle hundert anderer Sünden, hingeben. Ich will keine Vergnügungen, keine Zerstreuungen lieben, als nur solche, die mein Gewissen unbefleckt lassen, und wodurch keinem andern Nebenmenschen ein trauriger Augenblick wird! — Ich will lieber einen geringen, mühevollen Erwerb durch ehrliche Arbeit, durch Fleiß in meinen Berufsgeschäften, als einen schnellen, leichten Gewinn, der immer zum Schaden Anderer gereicht, und den Deine Hand nicht segnen wird. Der glücklichste Spieler verspielt doch zuletzt die Ruhe seiner Seele! — Sie sei mir heilig, wie Dein ewiges Wort! Amen.

XXXVI.

Rechtmäßiges und unrechtmäßiges Eigenthum.

Spr. Sal. 16, 8.

Oft prangt der Sünder wie ein Baum
Voll grüner, frischer Blätter,
Beschattet einen weiten Raum,
Und trotzt dem fernen Wetter:
Doch plötzlich braust ein Sturm daher,
Zerbricht den stolzen Baum, und er
Hat nicht Stamm noch Krone!

Im Frieden scheinet er vielleicht
Und weit geehrt zu sterben;
Weh aber ihm! denn bald erreicht
Ein Sturm des Fluches Erben!
Und ungerechtes Gut verfliegt,
Und auf des Frevlers Namen liegt
Der Abscheu aller Tage.

Von allen Erdengütern, mit denen Gottes Vaterhand uns wohlthut, ist wohl, ausser einer ungeschwächten Gesundheit, nichts, was Jeden so innig erfreuen kann, als der Genuß eines redlich erworbenen Eigenthums, von dem er sagen kann: Dies ist mein! kein Anderer hat Ansprüche darauf; ich darf mich seiner mit gutem Gewissen bedienen!

Denn ich mag nicht auf jene Heuchler oder Schwärmer hören, die beständig über die Eitelkeit der irdischen Güter seufzen, die beständig predigen, man solle nicht sein Herz an diese Welt hängen, und dem Mammon dienen, und dabei wuchernd auf Pfänder leihen, arme Familien drücken, und durch ihre Werke dem widersprechen, was ihr scheinheiliger Mund redet. Nein, Gott stellte seine irdischen Gaben auf Erden aus, daß wir uns derselben zu unserm Glück bedienen sollen, zu unserer eigenen Freude, zur Erquickung und Erheiterung Anderer. Ohne den Besitz eines hinlänglichen Vermögens wären wir nicht fähig, uns zu erhalten; wären wir andern Menschen zur Last, oder ihr Sklave; könnten wir, auch bei allem guten Willen, nicht so viel Tugend üben, als wir sollen.

Was ist denn unser Leib? Er ist ein Eigenthum, das uns Gott für einige Jahre lieh; ein Mittel, ein Werkzeug unserer Seele, wodurch sie sich erst wirksam in der Welt bezeigen kann. So ist denn jedes andere irdische Eigenthum, welches ich erwerbe, gleichsam eine Vergrößerung meines Ichs, eine Erweiterung meiner Mittel und Werkzeuge, eine Ausdehnung des Schauplatzes, in welchem die Kräfte meiner Seele wirksam sein können.

Nur dann erst sind Hab und Gut schädlich, wenn ich sie mißbrauche, wenn ich sie zum Hauptzweck meines ganzen Lebens mache, und mein Geist ihr Sklave wird. Nur dann erst gilt Jesu gerechter Eifer gegen das ängstliche Sorgen und Sammeln irdischer Schätze, über welchem der edlere Schatz meiner höhern Bestimmung vergessen wird!

So will ich also ungestört und freudenvoll die Gaben empfangen, die Gott mir ertheilt; mit Heiterkeit den Segen genieſsen, den er mir zur Verannehmlichung meines Erdenlebens zukommen läßt, und meine Dankbarkeit gegen den liebevollen Geber dadurch ausdrucken, daß ich, was ich habe, mit Mäßigkeit genieſse, und zur Glückseligkeit Anderer benutze.

Das kann ich aber nur, wenn ich mein Eigenthum auf eine vollkommene rechtmäßige Weise erworben habe; wenn keine Sündenschuld, keine fremde Thräne, kein stiller Fluch an meinem Vermögen haftet. Wie könnte mir wohl sein, so lange ich unter dem, was ich besitze, noch irgend etwas fände, von dem mir mein Gewissen sagt: „Unredlicher! dies gehört dir nicht. Du schwelgst mit fremden Mitteln, die Andere entbehren müssen, weil du sie ihnen hinterlistig, vielleicht ohne ihr Wissen, entzogst!“

Wahrlich, mit Recht sagt die heilige Schrift: „Es ist besser, wenig mit Gerechtigkeit, denn viel Einkommens mit Unrecht!“ (Spr. Sal. 16, 8.)

Ich soll, ich darf von Allem, was ich habe, nichts mein nennen, von dem nicht Jedermann wissen dürfte, auf welche Weise ich es erworben habe. Nur das gehört mir, was ich entweder als Erbschaft, durch freien Willen der Verstorbenen, oder durch den Spruch bestehender Gesetze, oder was ich als Geschenk und Gabe von Andern, oder was ich durch gerechten Kauf und Tausch, oder als Belohnung und Frucht meiner Mühe, Arbeit und Sparsamkeit besitze. Alles Andere, was ich mir wider Wissen Anderer von ihrem gerechten Eigenthum durch List und Gewalt zugeeignet habe, gehört nicht mir, sondern ihnen. Ich beraube sie täglich, so lange ich ihnen ihr Vermögen, oder auch nur den kleinsten Theil desselben, vorenthalte. Wenn mich auch die ganze Welt äusserlich ehrt, weil sie meine Schändlichkeit nicht vermuthet, nennt mich doch mein Gewissen fortdauernd einen strafbaren Dieb, einen schweren Schuldner des Andern, und meine Schuld vor dem Allwissenden, dem Allgerechten, ist größer, als der Werth derjenigen Sache, die ich mir auf unrechtmäßige Weise zugeeignet habe.

Es ist besser, wenig, aber mit Gerechtigkeit! — Nur so erst kann ich mich meines Eigenthums mit frohem Gewissen erfreuen. Nur so erst, wenn mein

Blick übersieht, was mir durch Gottes Gnade geworden, erquickt es mich innig, zu denken: Dies ist nun dein; dies sind deine rechtmäßigen Hilfsmittel, wodurch du dir das Leben irdisch angenehm machen kannst, wodurch du dich vor der gänzlichen Abhängigkeit von andern, oft harten Menschen beschützen kannst; dies ist dein kleines Reich, in welchem und durch welches du den lieben Deinigen oder auch andern Menschen nützlich werden kannst, wenn sie deiner bedürfen; dies ist die erste Grundlage, die ich selbst zur Achtung anderer Menschen für mich gelegt habe. Denn besitze ich auch nicht so viel, als Dieser oder Jener, der reicher ist, als ich bin, so hat doch, was ich habe, einen ganz eigenen, unaussprechlichen Werth dadurch erhalten, daß es auf die ehrlichste Weise erworben ist, daß darüber der schöne Segen der Redlichkeit schwebt. Ich darf jedes Stück meines Hab und Gutes ansehen, ohne vor mir selbst zu erröthen wegen der Art, wie ich es erhielt. Ach, wie Mancher, der wohl begüterter ist, kann dies nicht! Und was hat er denn von seinem Gut, wenn es ihm keine reinen Freuden geben kann? Lieber nichts, aber ein heiteres sich keiner Schuld bewußtes Herz! Besser wenig, aber mit Gerechtigkeit!

Nur was ich auf rechten Wegen gewann, nur das ist wahrer Reichthum, und wäre es auch noch so gering. Denn reich macht mich doch nur das, was mich vergnügt machen kann. Was hat denn der Todte, und schliefe er in goldenem Sarge in Marmorpalästen? Ihn erfreuen seine Schätze nicht. Was hat denn der Räuber von seinem Raube, und wäre er auch noch so kostbar, wenn er mit Furcht und Zittern über demselben liegt? — Aber ich darf mich meines gerechten Gutes mit vollem Herzen freuen, denn ich erblicke darin nicht nur meine eigene Sicherheit, sondern auch eine gedeihvolle Vorsorge für meine Nachkommen. Sind nicht Gatten, Kinder, Enkel auch mit meinem Leben aufs innigste verwandt? Ist nicht meine Sorge um ihren Wohlstand eine meiner liebsten Sorgen? Ist nicht die Aussicht, daß sie nicht ganz verlassen sein werden, eine der süßesten Beruhigungen? Und könnte ich diese Beruhigung ganz unbefangen genießen, wenn ich befürchten müßte, daß vielleicht nach meinem Tode die Ungerechtigkeit, mit der ich mein Eigenthum vergrößerte, bekannt, und mir und den Meinigen zum Unsegen werden sollte? — Nein, besser wenig, aber mit Gerechtigkeit!

Denn auch das Wenige ist mir dann ja ein Beweis des göttlichen Segens und göttlicher Liebe. Ich erkenne in Allem Geschenke des Himmels, während der Unredliche in seinem mit bösem Gewissen errungenen Gut nur Gaben des Verbrechens, nur Darlehen der Hölle findet. Ich erblicke auch in dem Wenigen, was ich besitze, die freundlichen Zeugen meiner pflichtvollen Mühe, meiner Klugheit, meiner Ordnungsliebe, meiner Sparsamkeit. Jedes Stück erinnert mich an eine frohe That meines Lebens, und auf welche Art, unter welchen Umständen ich's erhielt; und eben diese Art, diese Umstände sind eben so viele lobende Zeugnisse meines redlichen und gerechten Sinnes, meines Fleißes, meiner Unverdrossenheit, durch die ich Niemanden kränkte. Ich übersehe, indem ich das Eigenthum betrachte, welches mich umgibt, einen Theil der Geschichte meines Lebens und nützlichen Wirkens; ich finde in jedem einzelnen Theile meines Vermögens ein angenehmes Denkmal meiner Kraft und meines schuldlosen Strebens.

Und wenn es auch wenig wäre, was ich besitze: ist es nicht viel, da es vom Segen Gottes begleitet ist? Mögen doch Andere begüterter sein; wenn mir in meinem kleinen Vermögen wohl ist, wenn ich darin genügsam lebe, sind Andere nicht reicher als ich. Der Reichste kann nicht mehr Freuden empfinden, als der Minderbegüterte. Denn eben die Wonne, welche jenem der Anblick der Menge dessen erregt, was er hat, erregt mir der Anblick des mäßigen Gutes, das Gott mir gab. Mir gewähren Kleinigkeiten ein Vergnügen, wobei Jener nichts empfinden würde. Mir ist ein einzelner Baum, der mir Schatten streut und Früchte schenkt, theurer und angenehmer, als dem Großen sein Landgut, welches er vielleicht nur selten erblickt. Ich kann mein kleines Reich übersehen; jener nur einen geringen Theil des seinigen. Jener lebt in mannigfaltigen verwickelten Verhältnissen und Sorgen; die meinigen sind einfacher und beschränkter. Jenen quält Mißgunst Anderer, oder ihn führt Schmeichelei irre; ich lebe unbemerkter und mehr mir und meinen Angehörigen.

Besser wenig, aber mit Gerechtigkeit, denn viel Einkommens mit Unrecht.

Mit Unrecht! — Welche Freuden können aus der Ungerechtigkeit aufblühen? Wie kann denn ein Acker des Fluchs Früchte des Segens bringen? Was hülfe es denn, spricht Jesus, der Heiland, wenn Jemand die ganze Welt gewänne, und litte Schaden an seiner Seele? Kann denn alles Gold der Welt ein frohes, zufriedenes Gemüth erkaufen, wenn es fehlt? Kann aller Reichthum die heimlichen Wunden eines durch eigene Schuld unglücklichen Herzens heilen?

O wie falsche Vorstellungen macht sich der Sterbliche oft vom Werthe des Reichthums! Wie leichtsinnig opfert er für das, was ursprünglich Staub ist und Staub bleibt, die Wollust der Seele auf, welche aus der Tugend quillt! — In welche Verbrechen, in welche Unruhe stürzt sich der Sinnliche nur zu oft aus unmäßiger Begierde nach Reichthum und Besitz!

Was wird es dir helfen, Unglücklicher! wenn du fremdes Gut entwendest; den Staat um das Seinige betrügst; dir Goldsummen machst, indem du deinen Nebenmenschen zu seinem großen Schaden hinterlistig bevortheilst; Gelder, die deiner Ehrlichkeit anvertraut waren, unehrlich zurückhältst und unterschlägst; mit zweideutigen Prozessen oder wohl gar mit falschen Eiden Andern das Ihrige verkürzest, so daß zwar das Gesetz der Menschen für dich redet, Gott und Gewissen aber wider dich zürnen; wenn du Verträge mißbrauchst, das Zutrauen der rechtlichen Menschen verräthst, Freunde hintergehst, und Wehrlose unterdrückst?

Was wird dir deine Unredlichkeit helfen? Bist du nun reicher geworden, weil du mehr besitzest? Nein, dieser errungene Besitz ist noch immer fremdes Gut, das nicht dir, sondern dem Betrogenen gehört. Du hast dir nur durch deine Untreue geheime Gewissensschmerzen erhandelt, und dir eine innere Verachtung gegen dich selbst eingeflößt! — Denn wie könntest du, wenn du deiner Unehrlichkeit gedenkst, dich selbst noch achten?

Freilich, du wirst dich mit mancher künstlichen Entschuldigung zu beruhigen suchen; du wirst dir Scheingründe erfinden, um dich selbst damit zu blenden. Armer Mensch, schon daß du dies zu thun gezwungen bist, verweiset dich auf deine bleibende Schuld; und wenn du glaubst, dich mit allen ersinnlichen Vorwänden bei dir selbst gerechtfertigt zu haben, sagt dir dein Bewußtsein doch plötzlich: „Aber es ist doch Unrecht! Du hättest ehrlicher handeln sollen. Du hast betrogen, Betrüger wirst du dich zeitlebens heißen müssen.“

Du schwelgst in fremdem Vermögen. Wie? wirst du auch dann noch darin Lebensgenuß finden, wenn eine warnende Krankheit dich aufs Schmerzenlager hinstreckt? Wird dir der Anblick deines Raubes noch behaglich sein, wenn der Tod spricht: „Ich scheide dich von ihm, aber nicht von deiner ewigen Schmach!“

Worin besteht nun dein Vermögen, oder der unrecht erworbene Theil desselben? Er ist ja keine Erinnerung an deine Redlichkeit und Treue, sondern nur die traurige Frucht eines in der Stille begangenen Verbrechens; er ist nur ein Straf- und Schreckmittel mehr in der Hand des dich verdammenden Gewissens! — War es das, wonach du so begierig gegeizt hast? War dies der Mühe werth, Verträge, Schwüre und Versicherungen zu brechen?

Unrecht Gut gedeihet nie! — Es ist zwar nur ein gemeines Sprichwort, aber doch kennen es alle Völker. Es muß diesen Völkern durch viele und oft schreckliche Erfahrungen mitgetheilt worden sein. — Glaubst du, der du dich so gern selbst betrügen möchtest, du allein seiest der Glückliche, bei welchem es eine Ausnahme machen werde? Worauf gründest du deine Zuversicht? Daß vielleicht Niemand von den Lebendigen Zeuge deiner schlechten That gewesen? Oder daß die Todten schweigen? Oder daß der Buchstab bürgerlicher Gesetze dir ein scheinbares Recht gab? Oder daß Handschriften zerrissen oder vernichtet sind? — Elender, begrabe, wenn du kannst, deine unehrlichen Handlungen unter einem Gebirge — siehe, es wird sich spalten, und deine Schande offenbaren; senke deine Schuld auf den Boden des Weltmeeres, es wird sich stürmisch bewegen, und deine Schuld ausspeien, wie einen todten Leichnam. Denn Gott der Allwissende lebt! Denn Gott der Vergelter lebt, und seine ewige geistige Weltordnung!

Deine Ungerechtigkeit gedeiht nicht. Der Balsam, den du stahlst, wird auf deinen

Wunden zum Gift. Der Stein, mit welchem du den Grund zum Gebäude deines Glücks zu legen hofftest, wird dich unter den Trümmern desselben begraben. Ereignisse, an die du nie dachtest, die kein Scharfsinn vorausberechnet, bringen deine begangene Niederträchtigkeit zu den Ohren der Menschen. — Wie? ist das das Glück, welches du durch Verübung geringerer oder größerer Unredlichkeiten zu erwerben glaubtest?

Du fühlst dich vielleicht sicher, weil du schon lange die Frucht deiner Ehrlosigkeit ungestört genießest. Es verflossen doch schon Jahre und Tage, und sie verriethen dich nicht. Stolzer, aber du lebst noch! Es leben ja noch deine Kinder, deine Verwandte, deine Freunde! — Und wenn du einst aufhörst zu leben, bist du dann gerettet?

Nie ohne heimliche Vorwürfe blickst du auf deinen Besitz hin. Jedes Stück unrechtmäßigen Gutes klagt dich an, und scheint nach dem rechtlichen Eigenthümer zu begehren. Veräussere es, vertausche es mit andern: auch das Neue bekleidet sich vor deinen Augen mit der alten Schmach. Du lieset überall Drohungen; du lieset sie im ernsten Blick der Redlichen, die dich ansehen; du lieset sie in den nach deiner Schande, nach deinem Unglück schadenfroh spürenden Augen deiner Feinde. Selbst dies todte Blatt mit diesen Zeilen ist stark genug, dich zu erschüttern. Und wäre deine Verderbtheit stärker, desto beklagenswürdiger stehst du vor Gott!

Was du nicht als Segen deines redlichen Fleißes durch Gott gewannst, wird es zum Segen deiner Nachkommen werden? Der Fluch, welchen du in deiner Seele vernimmst, wird er nach deinem Tode sterben, da du Unsterblichkeit deiner Seele hoffest?

Nein, bekenne es dir selbst, was du auf ungerechte Art erworben, hat dir nie Freuden, nie Segen ins Haus gebracht. Du hast seitdem nicht die stille Ruhe, die himmlische Heiterkeit des ehrlichen Mannes empfunden. Du bekennst es, du wirst die Wahrheit der salomonischen Worte bekennen: Besser wenig mit Gerechtigkeit, denn viel Einkommens mit Unrecht.

Du sehnst dich vielleicht nach deiner verlornen Selbstachtung, nach deinem vorwurfslosen Frieden zurück; du fragst: „Was soll ich thun, daß ich wieder selig werde? — Die Kirchen besuchen? Zu Gott um Vergebung flehen? Den Armen Gutes thun? Milde Stiftungen unterstützen?“ Umsonst! Dich rettet nichts, als die Vernichtung deines Unrechts. — Umsonst bringst du Gott deine Gaben: sie versöhnen dich mit ihm nicht. Gib deinen Raub zurück; sei arm, aber ehrlich. Wenn du, sprach der Welterlöser, deine Gabe auf dem Altar opferst, und du wirst allda eingedenken, daß dein Bruder etwas wider dich habe: so laß allda vor dem Altar deine Gabe, und gehe zuvor hin und versöhne dich mit deinem Bruder. — Sei willfährig deinem Widersacher, dieweil du noch bei ihm auf dem Wege bist, auf daß er dich nicht dermaleinst überantworte dem Richter, und werdest in den Kerker geworfen. Ich sage dir, wahrlich, du wirst nicht von dannen herauskommen, bis du den letzten Heller bezahlest. (Matth. 5, 23—26.)

Vielleicht sträubt sich dein Stolz, den schweren Schritt zu thun. Vielleicht ist es dir weniger mühsam, das ungerecht Erworbene zurückzuerstatten, als zugleich auch deine Ehre und das öffentliche Vertrauen dabei einzubüßen. — Wohl, dies Vertrauen und den guten Namen, den du bis jetzt noch unverdient besaßest, soll dir theuer sein; denn sie sind nicht nur dein, sondern auch deiner Kinder, deiner Verwandten Eigenthum. Erstatte das ungerechte Gut zurück, und rette deinen Namen. Die Klugheit, welche du bisher übtest, dein Vergehen zu verschleiern oder ganz zu verheimlichen, wird dich nicht verlassen, wenn du sie im Dienst der Tugend anwendest. Durchblicke deine Verhältnisse, forsche nach Gelegenheiten — aber zögere nicht, eine heilige Schuld abzutragen, die dich drückt und von Gott trennt. — Zögere nicht; entbehre lieber, aber erstatte zurück, was durch unerlaubte Mittel in deinen Besitz kam. Besser wenig, aber mit Gerechtigkeit, denn viel Einkommens mit Unrecht! — Denn erst wirst du den verlornen Frieden des Gemüths wieder fühlen; die Heiterkeit des redlichen, sich keiner Schuld bewußten Mannes schmecken, und mit leichtem Herzen zu Gott schauen und beten.

Vater, Richter, Vergelter! — O vernimm Du mein heiliges Gelübde: nie soll Falschheit und Betrug meine Seele beflecken; nie soll Habsucht und Gelüst nach

fremden Gütern mich zu unredlichen Schritten verleiten! Ich will genügsam sein mit dem, was ich durch Fleiß und Sparsamkeit erwerben kann; denn darauf, himmlischer Vater, ruhet Dein Segen, und dieser Segen wird auch auf meine Nachkommen hinab erben!

Wie höchst unsicher ist doch zuletzt aller irdische Besitz; wie bald kann durch unvermuthete Schicksale das verloren gehen, was der stolze Sterbliche als sein festes Eigenthum betrachtet! — Und sollte ich es, wenn Du gebeutst, verlieren — dann bleibt mir doch ein freudiges Bewußtsein vor Dir! — Wer nur die Achtung gegen sich selbst nicht verloren hat, wer nur Deiner Gnade sicher ist, o Lenker aller Schicksale, der hat nichts verloren. Seine edelsten Kleinodien raubt ihm keine Macht auf Eden.

Und wüßte ich, daß ich von allem dem, was ich durch Erbe oder Geschenk von Andern empfangen, irgend etwas als ein ungerechtes Gut ansehen müßte: ich wollte es gern zurückgeben, und damit die Schuld derer einigermaßen gut machen, die sich dasselbe durch tadelhafte Mittel angemaßt hatten. Rein sein meine Hand vom Bösen! — Besser wenig mit Gerechtigkeit, denn viel Einkommens mit Unrecht. Amen.

XXXVII.

Ehrfurcht vor fremdem Eigenthum.

2 Mos. 20, 15 — 17.

Von allen in der Welt im Schwange gehenden Fehlern, Sünden und Verbrechen, von allen Lastern, mit denen sich ein menschliches Herz beflecken kann, ist eins, welches als das niedrigste und ekelhafteste den lautesten Abscheu erregt — dies ist das Laster des Diebstahls. Nur Menschen ohne Ehre, ohne Treu und Glauben, nur Menschen ohne Gefühl für Recht und Pflicht, nur rohe, verworfene Geschöpfe, die in ihrer Schändlichkeit den Raubthieren gleichen, können sich mit diesem Verbrechen besudeln.

Die Achtung, welche man fremdem Eigenthum schuldig ist, wird unter allen Nationen des Erdbodens am häufigsten gefunden. Nur diejenigen wilden Völker, welche noch auf der untersten Stufe der Sittlichkeit leben, wo sie noch gleichsam den vernunftlosen Thieren verwandter sind, als den Menschen, pflegen über fremdes Gut ohne Gewissen zu sein, und Dieberei gilt bei ihnen noch wie ein Erwerb.

Sobald sich aber solche Wilde aus ihrer Erniedrigung erheben, sobald sie in ordentliche Gesellschaften zusammentreten, feste Wohnplätze haben und bürgerliches Gewerb treiben, eben so bald fangen sie an, sich vor ihrem ehemaligen thierischen Betragen zu schämen; sie erröthen vor dem Gedanken, fremdes Gut mit Gewalt oder List an sich zu ziehen.

Darum sind alle weltlichen Ordnungen, alle Staaten, alle Gesetze, alle Verträge entstanden, daß jedem Menschen sein Eigenthum sicher gestellt werde; daß Niemand sich dasjenige zueignen dürfe, was ein Anderer mit Recht als sein Erbtheil oder die Frucht seines Fleißes besitzt. — Alle bürgerlichen Einrichtungen, alle Obrigkeiten sind vorzüglich nur darum vorhanden, einen Jeden bei seinem Eigenthum, bei seinen Rechten zu schützen.

Derjenige, welcher sich also ein fremdes Gut anmaßt, sei es heimlicher oder hinterlistiger Weise, oder durch schändliche Gewalt, ist ein öffentlicher Feind der Gesetze, ein Zerstörer der bürgerlichen Ordnung, ein Widersacher der Obrigkeit. — Ihn trifft der Abscheu der Mitbürger, der Fluch des Gesetzes, das Schwert der Gerechtigkeit. Er wird als ein Ehrloser aus der Reihe rechtlicher Menschen hinweggestoßen; er darf nicht in der Mitte der Gesellschaft länger leben, die vor seiner Lasterhaftigkeit keine Sicherheit hat. Sie verbannt ihn von sich; sie verschließt ihn in Gefängnisse; sie übergibt ihn zuletzt dem Tode, als einen unerträglichen, besserungslosen Missethäter.

Wer sich einmal mit der Schande besudelte, sich an fremdem Gute vergriffen zu haben, behält auf immer die schmachvolle Erinnerung daran. Darum geht ein Sprichwort durch die Welt: Wer einmal stiehlt, ist für immer ein Dieb. — Alle Redlichkeit eines nachherigen Lebenswandels kann die Erinnerung nicht auslöschen: Du hast einmal gestohlen, und dir zugeeignet, was dir nicht angehörte!

Wie wichtig für die Unschuld, Freude und den Adel unserer Seele ist es daher, daß wir uns Ehrfurcht vor fremdem Eigenthum tief einprägen, und uns selbst nie durch eine Niederträchtigkeit entehren, die wir mit Recht aus tiefstem Herzensgrunde

an Andern verabscheuen! — Wie wichtig ist es, daß der Mensch, zumal der Christ, vor jedem Eingriff in das Recht und das Eigenthum seines Nächsten sich bewahrt!

Aber ist es möglich? Sollte es auch noch nothwendig sein, daß man ein christlich sein wollendes Gemüth vor dem niedrigsten und gröbsten aller Laster warnen müsse? Weiß nicht in unsern Zeiten fast jedes Kind, was Eigenthum und Recht sind? Weiß nicht fast jedes Kind, wie es die Heiligkeit andern Gutes ehren müsse? — O daß es doch also wäre! — Wehe, es leben Erwachsene, die auf Jesu Namen getauft sind; Erwachsene, die sogar glauben, eine gute Erziehung empfangen zu haben; Erwachsene, die sogar Kenntniß, Bildung, angenehme Lebensart haben, und öffentlich mit ihren frommen Gefühlen, mit ihrer Redlichkeit, mit ihrem Biedersinn prangen, und doch zuletzt nur zu der verworfenen Zahl der Diebe und Räuber gehören. Sie hüllen sich nicht in die Lumpen der Armuth; sie stehlen nicht aus verzweifelnder Noth, sie gehen wohlgekleidet umher; sie verheimlichen ihre Unehrlichkeit durch einen gleißnerischen Schein der Rechtlichkeit und Klugheit; sie sind eifrige Kirchengänger, scheinheilige Beter, heuchlerische Vaterlands- und Menschenfreunde, und dienen doch nur in der Stille ihrem Mammon, bereichern sich durch diebische Kunst, durch Betrug des Nächsten, durch unehrliche Handlungen. Dies sind die übertünchten Gräber, von welchen Christus spricht, daß sie auswendig hübsch scheinen, aber inwendig sind sie voller Todtenbeine und alles Unraths. Matth. 23, 27.

Denn nicht der allein ist ein Räuber, welcher auf einsamer Landstraße den Vorübergehenden anfällt; nicht der allein ist ein Dieb, welcher im Dunkeln der Nacht zu dir einbricht, und mit verbrecherischer Scheu dein bestes Geräth entwendet. — Es gibt andere Wege, auf welchen Unehrliche einherwandeln, um das geheiligte Eigenthum ihres Nächsten räuberisch anzutasten.

Verletzung fremden Gutes ist es, wenn durch heimtückischen Betrug der Christ den Christen im Handel und Wandel übervortheilt, ihn mit falschem Gewicht betrügt, ihm schlechte Waare für gute verkauft, ihn in Verträgen überlistet, ihm das anvertraute oder erborgte Vermögen verprasset, es auf gefährliche Unternehmungen und Spiele hinwirft, und mit Beschädigung derer, die ihm anvertrauten, durch muthwilligen Bankerot sich neues Eigenthum erlistet, zusammengesetzt aus der Beraubung derer, die er betrog. — Hier ist Diebstahl unter dem Mantel der unglücklichen Redlichkeit; hier ist Räuberei mit lächelndem Angesicht; hier ist diebische Frechheit im edeln Kleide.

Verletzung fremden Eigenthums ist es, wenn der Spieler, dem nach dem Gelde des Andern gelüstet, einem Andern die Leidenschaft der Spielwuth einhaucht, um ihn plündern zu können. Das Spiel ist nicht mehr für ihn eine Tändelei, eine Erholung nach den Geschäften des Ernstes; es ist dem Elenden ein Erwerbmittel. Wohl weiß er sich mit dem Vorwand zu entschuldigen: Auch ich wage ja mein Eigenthum gegen das andere! — Aber er kennt seine Kunst, und seine Ueberlegenheit und Gewandtheit. So darf auch der nächtliche Dieb sprechen: Ich wage mein Eigenthum, ja sogar meine Freiheit, mein Leben gegen fremdes Gut. Aber auch er vertraut auf seine Gewandheit und Ueberlegenheit in der schändlichen Kunst, fremdes Eigenthum ohne Mühe zu dem seinigen zu machen.

Verletzung fremden Eigenthums ist es, wenn mit heuchlerischer Liebe der Habsüchtige einen dem Tode nahen Bekannten umschleicht, um rechtmäßige Erben zu verdrängen, und sich einst des Vermögens bemeistern zu können, das ihnen mit allem Recht zufallen sollte. Der Erbschleicher hüllt sich verbrecherisch in den Mantel einer der reizendsten Tugenden — der Freundschaft, um Unschuldige ihres Rechtes berauben zu können. Er bestiehlt durch die Hand eines Sterbenden die verstoßenen, rechtlichen Erben. Er verdrängt die Blutsverwandten, und gibt seiner Ehrlosigkeit einen Anstrich der Dienstfertigkeit gegen den, nach dessen Gut ihn gelüstet. Er betrügt mit heimtückischer Schadenfreude den Sterbenden und die Lebenden, — er nennt nur Klugheit, was Diebesthat gewesen, heißt Selbstliebe, was unehrliche Zueignung durch treulose Mittel war.

Verletzung fremden Eigenthums ist es, wenn neidische Menschen, gallsüchtige Verleumder die Ehre und den guten Ruf ihrer Mitbürger durch boshafte Anmerkungen verdächtig machen, üble Gerüchte eifrig verbreiten

helfen, und mit leichtsinnigem Wohlgefallen Alles nachreden, was einen Schatten auf die Denkart und das Gemüth des Nebenmenschen werfen mag.— Wie, ihr Grausamen, sind ehrlicher Name, guter Leumund, unbescholtener Ruf nicht eben so heilig, als anderes Gut und Vermögen? Sind guter Name und Ehre nicht selbst noch höhern Werthes, als Geld, kostbares Geräth und liegende Güter? — Ist jede boshafte Bemerkung, wodurch ihr den Mitbürger herabwürdigt, ist jede nachtheilige, entehrende Vermuthung, die ihr boshaft über ihn und das Seinige äussert, ist jedes Nachplaudern und Verbreitenhelfen eines schändlichen Argwohns, einer ihn befleckenden Sage, nicht Diebstahl am Heiligsten, was der Mensch besitzt? Ist Ehrenraub nicht oft von fürchterlicherer Wirkung, als Güterraub? — Der Dieb schleicht mit falschen Schlüsseln zu den Thüren fremden Eigenthums; der Verleumder tödtet mit falscher Zunge den guten Ruf des Mitbürgers. Der Dieb kann zuletzt noch in seinem Raube schwelgen; aber du, der du so gerne verbreiten hilfst, was man Uebles vom Nachbar zu sagen weiß, woran ergötzest du dich noch, wenn nun das unglückliche Schlachtopfer mit Hilfe deiner giftigen Zunge gefallen ist?

Verletzung fremden Eigenthums ist es, wenn Menschen aus Mißgunst, aus Handwerksneid, den Beifall, welchen sich Jemand erwarb, das Zutrauen, welches er durch Redlichkeit und Güte im Handel und Gewerb verdiente, das Ansehen, welches ihm seine Kenntnisse und Tugenden gewinnen, zu verkleinern oder zu stürzen trachten. Jedes Mißvergnügen über den aufblühenden Wohlstand des Nächsten entspringt aus einem verdorbenen Herzen. Denn der Neider haßt in seiner Ungerechtigkeit nicht nur den Nebenmenschen, sondern auch das Werk der göttlichen Vorsehung, die den Mitbürger gesegnet, die ihn hervorgehoben hat. Der Neider wagt es, über den Werth der Andern besser zu richten, als Gott; oder jenes Mißvergnügen des Neides stammt aus einem schwachen Verstande, welcher gewissen Gütern einen höhern Werth beilegt, als sie verdienen. Immer sind die Bemühungen des Neides verbrecherisch. Ein Räuber ist, wer das öffentliche Zutrauen vernichten will, welches Jemand durch Fleiß, Glück und Klugheit zu erwerben wußte; wer es zerstören will, um sich in die Vorzüge zu setzen, die der Andere genoß. Wodurch ist er vom gemeinen Diebe getrennt? Ehrlos ist Beider Mittel, sich Eigenthum zu gewinnen. Der Räuber stiehlt den Lohn des Fleißes, die Frucht des Erwerbs. Der geschäftige Brodneid stiehlt die Quellen des rechtlichen Erwerbs, Kredit und Zutrauen des Nebenmenschen.

Verletzung fremden Eigenthums ist es, wenn diejenigen, deren Redlichkeit das Gut Anderer vertraut ward, schlechte Verwalter desselben sind; wenn ungetreue Vormünder das Hab und Gut der Waisen und Wittwen durch schmähliche Mittel an sich ziehen, oder durch Nachlässigkeit verwahrlosen; wenn Vorgesetzte die Güter und das Vermögen milder Stiftungen und menschenfreundlicher Anstalten zu unerlaubten Zwecken benutzen; wenn sie die Einkünfte und Zinsen, so sie zu verwalten beauftragt sind, zum Theil für ihren eigenen Vortheil anzuwenden suchen, oder in schwelgerischen Gastmählern und Festen zum Theil vergeuden.

O ihr ehrwürdigen Stifter frommer Vermächtnisse und gemeinnütziger Anstalten, könntet ihr euch aus euern Gräbern aufrichten, und die Anwendung eurer Gaben sehen: wie oft würde sich euer Blick voll Unwillens von den Schwelgern hinwegwenden, denen das vertraut wurde, was ihr der weinenden, verlassenen Armuth geweiht hattet! Könntet ihr aus euern Gräbern heraufsteigen, tugendhafte Väter und Mütter, die ihr eure verwaiseten Kleinen der Obhut und Liebe redlicher Menschen anzuvertrauen glaubtet: wie oft würde sich jammervoll euer Blick vom Schicksal eurer hinterlassenen Lieblinge hinwegwenden! — Jene Heuchler, sie sprechen von Barmherzigkeit gegen Wittwen und Waisen, in deren Gut sie ihre unreinen Hände waschen; sie feiern den Stiftern frommer Anstalten Feste, damit sie die Zinsen von Vermächtnissen zum Theil verschwelgen können, die den Nothleidenden angehören. Ihr seid es, die an der Armuth Raub begehen, und die Todten bestehlen. Ihr seid es, denen Jesus Christus das Wehe zuruft, wie den heuchlerischen Pharisäern, die der Gerechten Gräber schmücken, und inwendig voller Untugend sind. Matth. 23, 28. 29.

So sind noch vielerlei Arten, durch welche

fremdes Eigenthum verletzt wird. Ach, wer möchte die mannigfaltigen Mißgestalten des Lasters und Verbrechens zählen? Ich will es nicht. Solch ein Anblick empört das tugendhafte Gemüth. Die reine Seele wird sich unter solchen Gräueln fremd auf Erden, und klagt: Wohne ich unter denen, deren Knie sich vor Gott beugt?

Ehrlichkeit ist selbst noch keine Tugend, und doch kann Keiner den Namen des Christen tragen, ohne ein redliches Gemüth zu haben. Ehrlichkeit ist an sich selbst keine Tugend, sondern nur Abwesenheit des Verbrechens. Denn ehrlich ist schon Jedermann, der nicht stehlen, berauben, betrügen will; ehrlich ist, wer Niemanden übervortheilt, Niemanden um Ehre und guten Namen betrügt. Aber der Mensch, bloß ohne Laster, ohne Verbrechen, ist noch kein Christ. Was thut ihr Sonderliches, sagt Jesus, wenn ihr zu euern Brüdern freundlich redet, wenn ihr ihnen nichts Uebles thut? Thun nicht die Heiden auch also? Matth. 5, 47.

Aber strenge Ehrlichkeit, Rechtschaffenheit in Verwaltung fremden Gutes, Achtung gegen Anderer Eigenthum und Recht, ist die erste, unentbehrlichste Grundlage zur Tugend; ohne sie ist keine Liebe, kein Werk der Herzensgüte gegen Mitmenschen möglich.

Darum sei Ehrfurcht vor fremdem Eigenthum das erste Gesetz aller meiner Handlungen im Umgang mit Menschen. Die Rechte Anderer müssen und sollen für mich jederzeit einem unverletzlichen Heiligthum gleichen. Und wenn ich Noth leide, wenn ich mit den Meinigen in bitterer Verlegenheit traure, wenn mich irgend eine Ungerechtigkeit dann retten, irgend ein Betrug dann bereichern könnte — verflucht sei der Gedanke, welcher zu solcher Schandthat in meine Seele dringen möchte! — — Ich kann leiden; aber durch Habsucht und Betrug will ich keine Leiden mehr in der Welt machen. Ich kann weinen; aber durch Verleumdung, durch Mißgunst will ich keinem andern Auge Thränen erpressen. Ich kann arm sein; aber durch Verrätherei und Hinterlist will ich niemals mir das Geringste von fremdem Vermögen zu eigen machen. Mein Trost sei Gerechtigkeit, mein Reichthum ein reines Herz, meine Hoffnung Gottes Segen!

Christlicher Vater, christliche Mutter, präge deinen Kindern schon früh, schon in der zartesten Jugend, Ehrfurcht vor fremdem Eigenthum ein! Sie sei ihrem Herzen das heiligste Gebot! — Mit unerbittlicher Strenge strafe jede ihrer Neigungen, sich durch Schlauheit oder Gewalt etwas zuzueignen, woran sie kein Recht haben, oder fremdes Eigenthum boshafter Weise zu verletzen und zu verderben. Auch gegen das kleinste Unrecht, welches sie mit kindischem Muthwillen verüben, sei nicht gleichgültig. — Erinnere dich, erinnere sie an die Geschichte aller Unglücklichen, welche ihr ehrloses geschändetes Leben zuletzt unter dem Schwert des Gerichts, oder in den Fesseln des Kerkers beschlossen. Erinnere dich, erinnere sie, wie jene bejammernswürdigen Verbrecher die ersten Uebungen der Ungerechtigkeit nur im Spiel, nur in Kleinigkeiten versuchten, und mit grobem Betrug, mit treuloser Verwaltung, mit diebischer Antastung fremden Vermögens, mit gewaltthätiger Räuberei endeten. — Erinnere dich, erinnere sie, daß Sparsamkeit, Fleiß und Genügsamkeit das Glück des Lebens, den Wohlstand jedes Hauses gründen; daß Ehrlichkeit des Gemüths am leichtesten und sichersten das Vertrauen der Welt erwirbt; daß redlich gewonnenes Vermögen am längsten dauert und göttlichen Segens gewiß ist. Erinnere dich, erinnere sie, daß auch Noth und Verzweiflung uns zu keiner Ungerechtigkeit Erlaubniß geben, sondern daß Gottes Vatergüte für uns sorgt, daß ihr Beistand am nächsten ist, wenn unsere Verlegenheit und Angst am größten ist.

Oft, mein Vater und mein Gott, oft und vielfach habe ich das im Laufe meines Lebens erfahren! Wenn alle Hilfe mir fern schien, warst Du mir nahe! Wenn ich nach Trost mich umsah, dann kamst Du selbst, mein Retter! — Warum sollte ich denn meinen Brüdern schmälern, oder rauben, was Du ihnen gabst? Warum sollte ich ihnen mißgönnen, was Du ihnen gestattet hast? Warum sollte ich mich mit ungerechtem Gute bereichern, auf welchem Dein Segen nicht ruhen mag? Was hälfe es mir denn, wenn ich die ganze Welt gewönne, und Schaden litte an meiner Seele? — Warum sollte ich die Ruhe meines Gewissens vertauschen gegen ein unrechtmäßiges, irdisches Gut, das vielleicht noch früher vergeht, als mein Leib im Grabe? — Nichts von Allem rette

ich mit hinüber in das künftige Leben, nicht Ansehen, Würde, Ehrenstellen, nicht Gold und Gut und Macht; nur das freudige Gewissen bleibt mir treu in der Todesstunde; nur die Tugendkraft meines unsterblichen Geistes geht mit mir in das Reich der Ewigkeit über.

Nie wehe, wie ein Fluch, der Seufzer einer durch mich bedrängten Wittwe über meine Handlungen! Nie falle, wie ein Schwert, die Thräne einer durch mich betrogenen Waise auf meine Seele! Nie mische sich ein Sündengeld unter mein Vermögen, daß es nicht Unglück erzeuge, statt Segen!

XXXVIII.

Was der Mensch werth ist.

1 Mos. 39, 6.

Ich will die Welt verachten,
Wenn mich ihr Zauber rührt.
Will nicht nach Gütern schmachten,
Die man so leicht verliert; —
Will jede Leidenschaft
Im ersten Ausbruch dämpfen,
Und sie als Christ bekämpfen
Durch Gottes heil'ge Kraft.

Soll ich nach Schatten laufen,
Zu des Verderbens Rand?
Ich selber mich verkaufen
Um einen flücht'gen Tand?
Nein, was mein Herz verehrt,
Ist göttlich, ist nicht Bürde! —
Ich fühle meine Würde!
Ich fühle meinen Werth!

Nur Du, Gott, hör' mein Flehen;
Laß mich im ernsten Streit
Mich selbst nicht hintergehen,
Gib mir Entschlossenheit!
Mein Glaube lehre mich
Mein eignes Herz bewachen,
Es unbesiegbar machen,
Und siegreich sein durch Dich.

Es ist eine merkwürdige Erscheinung im menschlichen Leben, daß Jeder auf sich selbst den höchsten Werth setzt; Jeder die ganze Welt behandelt, als wäre sie nur allein seines Vortheils willen vorhanden; Jeder sich gleichsam für den Mittelpunkt betrachtet, um den sich alles Andere bewegt: und daß dennoch so Viele bei all diesem Eigendünkel Sklaven eines Andern, oder Leibeigene eines höchst unwichtigen Gegenstandes ihrer Begierden werden können. — Diese Widersprüche in der Brust des Sterblichen, dieser ungemessene Stolz neben aller Gefühllosigkeit des eigenen Werthes, diese nimmersatte Selbstsucht neben einer verächtlichen Geringschätzung, sind so gewöhnlich, daß es nur noch auffällt, warum selbst klügere Personen durch diese Wahrnehmung nicht aufmerksamer auf sich selbst werden! —

Jeder hat einen Preis, um welchen er sich weggibt! sagt das Sprichwort. Und wie wahr, wie tief aus der menschlichen Natur entlehnt ist der Inhalt dieses Wortes! — Wer schlau oder Menschenkenner genug ist, weiß bald an Andern zu beurtheilen, um wie viel er feil ist; darnach behandelt er ihn. Ist der Preis gering, macht er den Thoren zu seinem Diener.

Jeder Mensch hat einen Preis, um welchen er sich weggibt. Es lächelt der Hochmüthige und spricht: Wohl mag es der Schwachen genug geben, welche um ein Spottgeld ihr Leben, ihre Ehre, ihre Rechtschaffenheit weggeben; schändliche Richter, die sich durch Geschenke einnehmen lassen; feile Wollüstlinge, die durch einen neuen Anlaß zu Ausschweifungen verführt werden können, Unschuld, guten Namen, Ehrlichkeit, Alles zu vergessen; aber gebet mir Millionen und alle Freuden der Welt, nie werdet ihr mich dadurch zu einer Niederträchtigkeit erkaufen! So spricht er, und fühlt es, was er spricht. Doch saget ihm Schmeicheleien, und er wird sich gefangen geben; bietet ihm Ehrenbezeugungen, Titulaturen und mächtigeres Ansehen, er wird für den glänzenden Zweck ein ganzes Land ins Unglück stürzen; lasset ihn in verzweiflungsvolle Umstände treten, die, wenn sie bekannt werden, ihn um Hochachtung und alle Würde bringen; er wird, einem Rasenden gleich, gegen Alles wüthen; er wird heimlich zum Betrüger, zum nichtswürdigen Dieb, zum Meuchelmörder, ja, fruchtet Alles nicht, zum Selbstmörder werden können! — O ihr unglückseligen Länder, wie viel tausend glückselige Familien wurden schon mit Jammer erfüllt, um einiger Menschen Ehrgeiz! Wie mancher ließ Vermögen, Freundschaft, Liebe, und selbst das eigene Leben fahren, um nur seinen Namen, die Ehre seines Hauses zu retten! — Er war also um einige Ehrenbezeugungen feil, die er nicht verlieren, nicht überleben wollte.

Er handelte wohl thöricht, ruft ein An-

derer, so wie Jeder, welcher sich um den leeren Schaum des Ruhmes Sorgen und Kummer aufbürdet. — Was kann uns auch daran liegen, ob die Leute uns mehr oder weniger äussere Achtung bezeugen? Wer kennt die Welt nicht; wer nicht den Wankelmuth im Urtheil der Sterblichen? Wen sie heute vergöttern, den verspotten sie morgen. Sie beugen sich vor dir mit dem Haupte, aber im Herzen bist du ihre Verachtung. Je mehr Ansehen, um so viel mehr Neid und verdrießliche Nebenbuhlerei. Nein, für solchen Preis opferte ich nicht Glück und Frieden meiner Tage und die Grundsätze meiner Handlungsweise hin, geschweige das Leben selbst. — So spricht er, der sich vielleicht um einen noch weit geringern Preis weggibt. Ladet ihn zu Gaste, er wird euch liebkosen, wenn er auch von eurer Unwürdigkeit die offensten Beweise hätte. Setzet dem Lüsternen seltene Weine vor, er wird sich freudig berauschen, und in der Trunkenheit seine und seiner Freunde Geheimnisse verrathen, die unanständigsten Reden zu führen keine Scham haben, und in alle Schändlichkeiten einwilligen. Lasset ihn verarmen, daß er nicht mehr den bisherigen Aufwand, die bisherige Schwelgerei fortsetzen kann: er wird sich nicht mit geringem Trank, mit schlechter Kost begnügen, er wird den Verlust aller gewohnten Bequemlichkeiten nicht ertragen können, und den Tod lieber, als solch ein trauriges Leben begehren. O wie mancher reiche Prasser, wenn er nun verarmte, ward sein eigener Henker, weil er glaubte, nicht mehr mit einem geringen Vermögen leben zu können, was doch zur Unterhaltung mehrerer genügsamer Familien hingereicht haben würde. Dieser Elende war also um einige volle Schüsseln, um den Saft seltener Trauben, um eine glänzende Behausung zu jedem Verbrechen feil.

Doch ein solcher gehört auch zum gemeinsten Auswurf der Menschheit! ruft ein Anderer: Nie würde ich mich so ganz zum Thier herabwürdigen, und nur leben für den Kitzel des Gaumens. Was liegt an Schwelgereien und Festen? Es ist genug, daß man sich sättige. Was an Ehrenämtern? Genug, wenn man nicht über Verachtung und Haß zu klagen hat, und ungestört durch fremde Bosheit für sich dahin leben kann. Nein, um solchen Preis Freundschaft, Liebe, Seelenruhe und Leben wegschleudern, heißt auf der niedrigsten Stufe der Verworfenheit stehen. So spricht er. Aber dieser, welcher alle Andern tadelt, daß sie sich so wohlfeilen Preises weggeben, um welchen ist er mit all seinen tugendhaften Grundsätzen selbst feil? — Stellt die Spieltische zurecht, lasset die Karten, die Würfel beim Schimmer der Kerzen glänzen; sammelt Gesellschaft zum raschen Wechsel des Glücks — und hinweg ist jeder edle Stolz! Er drängt sich hinzu, der Unglückselige! Er, der sonst der gefühlvollste Mensch sein mag, wird nun hartherzig gegen Anderer Verlust; er, sonst der redlichste Mann in seinen Geschäften, verzeiht sich nun, eines schändlichen Gewinnes willen, jede Betrügerei, wenn sie nur unentdeckt bleibt; er, sonst der zärtlichste Vater, der treueste Gatte, wird, nun von seiner höllischen Sucht ergriffen, ihrer nicht mehr gedenken. Er spielt und verspielt ihr Hab und Gut. Ihr Jammer rührt ihn nicht; ihre Thränen, ihre Beschwörungen, die Warnungen seiner Freunde und Vorgesetzten, das Achselzucken seiner Untergebenen — Alles ist vergebens. Er spielt, und wendet endlich das Glück das falsche Antlitz von ihm ab, steht er da, ohne Vermögen, ohne Hilfe, verhöhnt von denen, die sich in seinem Gute theilen — dann führt ihn Verzweiflung und Reue zu jedem Wagestück des Bösewichts, um nur spielen, um sein Verlornes wieder erbeuten zu können, anvertraute Gelder unterschlagen, Obrigkeiten betrügen, Handschriften verfälschen, falsche Eide ablegen können — Alles können, bis die Wellen des Unglücks über ihm zusammenschlagen, und er mit verruchter Hand ein ruchloses Leben endet. O wie mancher, der wegen anderer vortrefflichen Eigenschaften höchst schätzbar gewesen, richtete sich und die Seinigen ohne Rettung durch die Wuth der Spielbegierde zu Grunde! Dieser war also um ein Geist und Gesundheit verderbendes Vergnügen feil, am Tische der Karten und Würfel von Angst und Lust durch den schnellen Umschwung des Glücks ergötzt zu werden.

Jeder Mensch hat seinen Preis, um welchen er sich weggibt. — — Und also auch du! — Um welchen bist du mit deinem Glauben, mit deiner Unschuld, mit deiner Ehrlichkeit feil? — Du siehst

betroffen da? Du zweifelst, daß es einen Preis in der Welt gebe, um welchen du dich um die Ruhe dieses und die Seligkeit jenes Lebens hinbötest? — Wie, warst du gegen Versuchungen bis heute standhaft, daß dich keine, auch die reizendste, nicht bezwungen hätte? Wandtest du dich immer, wenn deine Redlichkeit, deine Keuschheit, deine Zufriedenheit, deine Treue in Gefahr kamen, schaudernd von der lockenden Sünde hinweg, wie Joseph einst in der Versuchung, als er rief: Wie sollt' ich ein so großes Uebel thun, und wider den Herrn meinen Gott sündigen? 1 Mos. 39, 9.

Es ist möglich, die Spielwuth rührt dich nicht; aber auch nicht die Eitelkeit? Und wenn dich Eitelkeit zu keinen Fehlschritten und Selbstentwürdigungen verleiten könnte, auch nicht der Haß gegen Andere? Und wenn nicht der Haß, auch nicht der Stolz? Und wenn nicht der Stolz, auch nicht der Hang zur Wollust? Und wenn nicht die Wollust, auch nicht die Begierde nach Gewinn und Reichthum? Und wenn nicht der Reichthum, doch die Furcht vor Schande? Und wenn nicht Schande, doch Trotz gegen Andere oder auch Schadenfreude? — Wehe, wollt' ich die Reihe der menschlichen Schwachheiten durchzählen, du gäbest dich vielleicht um mehr als einen Preis weg. Tadle nicht den freiwilligen Krieger, der um geringe Besoldung Blut und Leben wagt. Ihm ist die geringe Besoldung höchste Nothwendigkeit zu seiner Erhaltung; du bist vielleicht verhältnißmäßig um weit geringern Sold dienstbar! — Tadle nicht den Schiffer, welcher auf gebrechlichem Fahrzeuge den ungetreuen Wellen des Meeres und den Tücken der Sturmwinde sich preis gibt, weil er nur Weniges gewinnen kann, wenn gleich mit Lebensgefahr. Es ist ja sein Beruf und Gewerb; aber du, um vielleicht weit flüchtigern und nichtigern Gewinn, wagst Ehre, Wohlstand, Tugend und häusliches Glück auf weit bedenklichere Handlungen hin.

Jeder Mensch hat einen Preis, um welchen er sich weggibt. Welches wäre dein Preis? Hast du deinen eigenen Werth schon jemals erwogen? — Gehe hin in dein Kämmerlein, und prüfe dich selbst in einem ernsten Augenblick des Nachdenkens, um welches Gut du feil sein könntest. — Untersuche deine Handlungen nur seit dem vergangenen Jahre; untersuche deine geheimen Gedanken und verschwiegenen Wünsche nur seit einigen Wochen! — O du wirst sie bald erkennen, deine Schwächen, welche kein Versucher allzustark berühren dürfte, daß er nicht eben so schnell den Preis gefunden hätte, um welchen deine Tugend, dein Christenthum, dein Himmel auf Erden, deine Ewigkeit feil wären. — Du schauderst? Du magst nicht in dein Innerstes sehen? — O, wenn dir die Fortdauer deiner Tugend, wenn dir dein Christenthum, dein Himmel, deine Ewigkeit werth sind, so meide den Anblick deiner selbst nicht! Daß du dich, deine Todesschwäche und die gräßlichen Klippen erblickst, bei welchen deine Seele jeden Augenblick in Gefahr schwebt, — ach, es ist ein großer, entscheidender Augenblick in deinem Lebenslaufe. Vielleicht von eben diesem Augenblicke, der dich überrascht und zur Selbsterkenntniß bringt, hängt es ab, ob du dich jemals mit Allem, was dir sonst heilig ist, um irgend einen schnöden Lohn, um irgend eine Befriedigung niedriger Gelüste, um irgend einer schwachen Bedenklichkeit willen, weggeben wirst; oder ob du, mit hoher Selbstbeherrschung, dir und deinem Gott immerdar angehören kannst.

Jedermann hat einen Preis, um welchen er sich weggibt! Kennst du den deinigen, kennst du deinen eigenen Werth?

Ach, ich senke beschämt, o Allwissender, die Augen vor Dir nieder. Ich bin nicht würdig der Treue und Huld, welche Du mir von früher Jugend auf erwiesen! Wie erhaben ist die Würde, welche Du mir verliehen; wie elend der Werth, welchen ich auf mich selbst setzte! — Ich bin Dein Geschöpf, o Gott, Dein Kind, o Vater voller Gnaden, und ich — — ach, ich gebe mich und Deine Gnade um Staub und Tand, um irgend eine rohe Freude weg. — Ich bin ein Mensch. Hoch stehe ich auf der Stufenleiter der gottgeschaffenen Wesen; hoch über den Miriaden anderer Geschöpfe, welche nicht die Vernunft, nicht die Erkenntniß, nicht die Offenbarung haben, wie ich; und doch ich vergesse und vernichte, mich selbst entehrend, meine angeborne Men-

schenhoheit um Dings oft, die selbst das tief unter mir stehende Thier nicht achtet. In meiner Seligkeit, in meinem Hoffen und Lieben, Verabscheuen oder Begehren entarte ich nur zu oft zum Thiere! —

Ich bin zur Unsterblichkeit gerufen! Für mich stehen die Pforten einer Ewigkeit offen, deren Wonnen ich hienieden in ihrer beseligenden Kraft kaum ahnen kann. Ach, tausend andere Wesen sterben ringsum jährlich zu meinen Füßen hin. Sie waren, und sind nicht mehr. Nur ich, erhabener als sie, von Gott erleuchtet, nur ich bin zur Unsterblichkeit geboren. Und wie, wodurch habe ich dieses hohe Loos vorzugsweise vor Millionen anderer erschaffenen Wesen verdient? Wehe, ich verkaufte schon den Adel meiner Seele um den niedrigsten Preis meiner sinnlichen Gelüste, meiner Einbildungen oder menschlichen Vorurtheile! Ich gab, o wie oft, die Ruhe meines Lebens weg, um irgend einen Groll zu befriedigen, irgend eine Eitelkeit zu stillen, irgend eine Begierde zu sättigen! Ich gab mich weg, und meine Ansprüche auf Vollkommenheit und ewiges Wohl, für eine Hand voll Vergänglichkeit! — — Ich bin erkauft und erlöset vom Tode durch Jesu Blut und Leiden! Er, der Gottmensch, kam, und zeigte mir den Weg zum Vater; durch seine Lehre heiligte er meinen Geist; auf Golgatha besiegelte sein Opferblut das heilige Werk der Erlösung! — Wehe mir, wenn mich Versuchung reizte, wie wenig achtete ich auf Jesu Lehre, durch die er mich von Sünden reinigen wollte; wie wenig übte ich die Werke des Glaubens, während ich die Worte des Glaubens leichtsinnig bekannte! Ich gab mich und Jesu Erlösungswerk hin, um einen verbotenen Wunsch zu befriedigen, der mich nur zu bald wieder gereute. Wie schwach, wie nichtswürdig bin ich oft gewesen, ich Gottgeschaffener, Erhabener, zur Ewigkeit Erkohrner, durch Jesum Erlöseter!

Ein banger Schauer durchdringt mich. Warum bin ich so tief oft gesunken? Fehlte es an Warnung und Lehre? Warnten nicht Jesu Worte, nicht Aeltern, Verwandte, nicht theure Gelübde, nicht ernste Schicksale, die mir die Folgen des Unrechts zürnend vorspiegelten? — Warum hatte ich so selten die meiner hohen Bestimmung würdige Selbstbeherrschung, durch welche allein ich mich über das Thier erhebe, welches nur von seinen Leidenschaften und blinden Trieben geleitet wird? Welchen Lohn hatte ich denn davon, daß ich mich hingab? — Ach, flüchtige Lust, nur allzuoft langes Leiden, großen und bittern Verdruß. Warum sind denn so viele Menschen innerlich unglücklich? Ach, sie haben sich um einen schlechten Preis weggegeben, und büßen nun, wie Sklaven ihre Thorheit von jeher gebüßt haben.

Wohl mir, daß diese Stunde mich so überraschend in mich selbst zurückführt. Sei mir gegrüßt, du Segensvolle, dich hat die Sorge und Langmuth meines Gottes gesandt! Ich kenne den schnöden Preis, um welchen ich mich wegzugeben immer Gefahr laufe — fern sei er von mir. — Und wenn die Reizungen sich zu meiner eigenen Herabwürdigung wieder in mir erneuern, will ich emporblicken zum Himmel, zu meiner ewigen Bestimmung, zu dem, der für mich in Gethsemane blutigen Schweiß vergoß, und sprechen: Wie sollte ich ein so großes Uebel thun und wider den Herrn meinen Gott sündigen?

Staub kann wohl gegen Staub, Waare gegen Waare vertauscht werden: aber nie die Vollkommenheit meines Geistes gegen Stillung roher Neigungen; nie meine innere beständige Zufriedenheit für einen augenblicklichen Rausch der Sinne und des Herzens. Was hätte ich davon, wenn ich die ganze Welt gewänne, und nähme Schaden an meiner Seele?

Jesu Christi Wahrheiten, des Christen Tugend, Gottes Wohlgefallen sind um keinen Preis wegzugeben; oder was hätte im ganzen Weltall noch einen Werth, wenn nicht das Göttliche? Dafür opferte der Gottmensch selbst sein heiliges Leben auf, als ihn die Welt der Sünder verdammte; dafür starben unter schweren Qualen die heiligen Boten Jesu — dafür ertrugen die ersten Christen und Christinnen freudig Armuth, Verfolgung, Schande, Ketten und Foltern, und freudig den Tod. — Darum prangt noch heute herrlich der Name dieser Gerechten im Gedächtnisse der Welt und in den Büchern des Himmels. Ihre Seelengröße, die Kraft ihrer Selbstbeherrschung entzückt uns noch heute. Ja, es gibt noch etwas, das erhabener ist, als die Macht der Welt, als Erdenwürden,

Tonnen Goldes, Schmeicheleien der Schönheit und des Ruhmes, und als Alles, was die Sinne bewundern mögen. Es gibt noch Etwas, das nicht feil ist um alle Herrlichkeiten des Lebens, die uns die verbotene Lust anpreisen mag, wie einst der Versucher dem Heiland anbot in der Wüste und auf dem Berggipfel. Es ist die Gottähnlichkeit eines tugendhaften Geistes, dessen Blick über den Staub des Hierseins in das Ewige emporgerichtet ist!

Und diese Gottähnlichkeit — o wie weit bin ich noch von ihr entfernt! Ach, darf ich Schuldbeladener zu Dir, Erbarmer, — darf ich hinaufblicken? Darf ich noch zu Dir beten, Vater? Ich schaudere vor meiner eigenen Entwürdigung. — — Gott! Gott! Ich möchte beten! — — — Gott, sei mir armen Sünder gnädig! Amen.

XXXIX.

Die Blinden und Taubstummen.

Matth. 9, 27 — 33.

Wenn wir vor Begierde brennen,
Und den Engeln gleich uns freu'n,
Wo wir Andern helfen können,
Andern unser Leben weih'n;
Wenn wir Taube zwar nicht hören,
Aber Dich, Gott, kennen lehren;
Blinden zwar nicht das Gesicht
Geben können, doch Dein Licht.

Welch ein Heil, Gott, schon auf Erden
Engeln an Vollkommenheit
Immer ähnlicher zu werden,
Aehnlich einst der Seligkeit!
Laßt uns nicht in eitlen Träumen
Dieses große Heil versäumen;
Lehr' uns Deine Wege gehn,
Einst, wie sie, Dich auch zu sehn.

Als Jesus Jairi Tochter aus den Armen des Todes wieder erweckt hatte, und das ganze Land voll des Rufes seiner Wunderkraft ward, folgten ihm auch, wie der Evangelist Matthäus (9, 27 — 33) erzählt, glaubensvoll zwei Blinde nach, die schrien und sprachen: Ach, du Sohn Davids, erbarme dich unser! Und da er heimkam, traten die Blinden zu ihm. Und Jesus sagte zu ihnen: Glaubet ihr, daß ich euch solches thun kann? Da sprachen sie zu ihm: Herr, ja. Da rührte er ihre Augen an, und sprach: Euch geschehe nach euerm Glauben! und ihre Augen wurden geöffnet. Christus befahl ihnen, zu schweigen von dem, was er ihnen gethan. Er forderte keinen Ruhm, kein Lob, keinen Dank. Aber vergebens. Die entzückten sehend gewordenen Blinden verkündeten im ganzen Lande die Wunderthaten des Heilandes, die er durch Gotteskraft an ihnen verrichtete. Da brachte ihm das Volk einen Menschen, der war, wie der Evangelist nach damaligen Begriffen der Leute meldet, stumm und besessen vom Teufel. Denn was in jenen frühern Zeiten, wo noch viel Aberglauben und Unwissenheit herrschte, irgend Böses in der Natur oder irgend unerklärlich Krankhaftes an Menschen gefunden wurde, pflegte man den Einwirkungen des Teufels zuzuschreiben. Auch noch heutiges Tages haben wir viele der nämlichen Krankheiten, die damals herrschten; aber weil man sie sich gegenwärtig besser erklären kann, hält man sie keineswegs mehr für die Frucht teuflischer Besitzungen. Sogar Nachtwandler und Mondsüchtige, die mit geschlossenen Augen umhergehen, und im Schlafe alle Geschäfte, auch die schwierigsten, glücklicher als im Wachen, verrichten, wurden damals für Besessene gehalten, und sie heilen hieß eben so viel, als den Teufel von ihnen austreiben zu konnen. Matth. 17, 14 — 21.

So ward denn auch der Teufel von jenem Stummen ausgetrieben, das heißt, Jesus heilte ihn von seinen Gebrechen, und alles Volk verwunderte sich, und sprach: Solches ist noch nie in Israel gesehen worden.

Waren nun die Blindgebornen, die Tauben und Stummen ein so besonderer Gegenstand des Erbarmens für unsern Herrn: warum sollten sie es weniger für mich sein? Ist er nicht in aller Tugend mein Vorbild? Bin ich nicht in jeder heiligen That zu seinem Nachfolger geweiht?

Wenn ich nur daran denke, wie viel tausend Freuden der Blindgeborne entbehren muß, die mir ungerufen von allen Seiten in die Seele strömen! Ach, für ihn schmückt sich die Natur heute vergebens mit ihrem ganzen Blumenschmuck. Für ihn kleiden sich vergebens Thal und Hügel, Wald und Wiese in ihr leuchtendes Grün, und vergebens strahlen Abends und Morgens die Gewölke vom feurigen Golde. Warum führet ihr ihn hinaus in die reizendsten Gärten, wo eure Blumen in den Beeten mit tausendfach ändernden Farben prangen? Er sieht sie nicht!

Von Kindheit an entbehrt er. Das blinde Kind steht einsam, in ewige Finsterniß

verstoßen, und kann sich nicht mit Gespielen freuen, wie die andern. Es hört jauchzen und kann nicht mitjauchzen. Es vernimmt von ihren Spielen, und kann sie nicht mitspielen. Es hat Aeltern, es hat Geschwister, und kennt sie kaum. Stehen sie einen Schritt von ihm entfernt, so hat es sie verloren. Aller Ersatz, welchen ihr dem armen Kinde geben wollet, ist für seinen Verlust zu klein. Selbst was ihr ihm gebet, es nimmt es, und erblickt es nie.

Und je älter es wird, je empfindlicher wird sein Unglück, je größer die Zahl seiner Entbehrungen. Ihr tretet frei und unabhängig ins Leben hinaus: der arme Blinde bleibt immer, wie in den ersten Jugendtagen, der Aufsicht, Leitung und Pflege Anderer bedürftig; immer ist er von Gefahren umringt, vor welchen man ihn beschützen muß. Er möchte arbeiten, nützlich sein, und kann es nicht. Was sollte er erlernen, welche Kunst könnte er treiben, wer will sie ihm lehren? Ihr schließet Freundschaften; ihr sehet das Lächeln eurer Geliebten; ihr leset euer Glück in fremden Augen. Der Blinde ist einsam, wie ein Verstoßener, und in die Freundschaft für ihn mischt sich die Regung des Mitleids. Er hört von Gott, von den Wundern des Allmächtigen. Ihr redet ihm von der Pracht eines hellgestirnten Himmels, von dem Glanze und den unermeßlichen Fernen jener Welten. Umsonst. Ewige Finsterniß bedeckt sein Auge; er hat von der Herrlichkeit seines Gottes nur dunkle Vorstellungen. Aus seiner langen Nacht wird nie eine Sonne hervorgehen.

Und doch ist er noch reich und glücklich zu preisen an der Seite des Taubstummen. Denn obwohl dieser das Tageslicht erblicken kann, ist ihm doch viel Köstlicheres, als Alles, entzogen, die Sprache, diese Mittheilungsgabe der Seelen. Er sieht die Pracht der Natur, aber für ihn ruht sie im ewigen Schweigen des Todes verloren. Der Strom rauscht vergebens, der Donner hallt umsonst am Gebirge; keine Stimme dringt bis zu ihm. Er sieht die Sterne des Himmels leuchten; aber wer deutet ihm ihre Bestimmungen, und erklärt ihm ihre Fernen? Wer sagt ihm von dem Dasein Gottes, seines Schöpfers, von dessen Macht und Weisheit und Erbarmen? Ach, nur dunkele Ahnungen erheben sich darüber in einem Gemüthe, und er kann sie nicht aussprechen, und sie Keinem verständigen. Er sucht seinen Gott, den Urheber aller Dinge; ach, und die ganze Welt schweigt gegen ihn. Wo soll er ihn finden und verehren? Auch für ihn starb Jesus den Opfertod am Stamm des Kreuzes; er erfährt es nicht. Die ganze Menschheit ist für ihn nicht älter, als er selbst ist; er weiß von keinen vorhergegangenen Jahrtausenden und den Schicksalen seiner Vorfahren; er weiß nicht, woher Alles kam und geworden ist, wie es nun ist, und begreift nicht, was daraus werden wird. — O der beklagenswürdige Unglückliche! Niemand klärt seine verworrenen Vorstellungen auf, und berichtigt die Urtheile seines Verstandes. Das Weltall, wie sein eigenes Leben, bleiben ihm ein unauflösliches Räthsel. — Selbst das freundliche Wort seines Vaters dringt nicht zu ihm. Umsonst koset ihn die Mutter mit schmeichelnden Namen: er hat nie den rührenden Ruf der betrübten Mutter vernommen. Er, wenn er leidet, muß sich selber trösten; Keiner kann ihm Trost geben, und die Stimmen der Freundschaft gehen an ihm vorüber, als wäre er nicht zur Gegenliebe geboren. Das große All der Welt ist ihm nur ein stilles, glänzendes Grab, das Leben ein stummer, bedeutender Traum; und jeder andere Mensch erscheint ihm wie ein wunderbares Wesen höherer Art.

Wohl will ich mich dieser Blindgebornen und Taubstummen erbarmen, wie sich auch Jesus Christus, der göttliche Menschenfreund, ihrer herzlich erbarmt hat. Ja, wir, denen Gott die Gabe des Gesichts, des Gehörs, der Sprache verlieh, stehen allerdings als beglücktere, höhere Wesen ihnen gegenüber. Und wie noch erhabenere Geschöpfe, Engel, Serafim, auf der unendlichen Stufenleiter der Wesen über uns vorhanden sein mögen, die, mit noch ganz andern Sinnen, als wir, bekleidet, die Herrlichkeit Gottes klarer schauen, und größerer Seligkeiten fähig sind, als wir: so sind auch wir schon auf Erden im Besitz unbeschreiblich hoher Vorzüge und vieler Freuden, welche Blindgeborne entbehren müssen. Darum sollen wir ihnen mit unsern von Gott empfangenen Gaben dienen; wir sollen ihre Schutzengel sein, und uns gleich Engeln freuen, sie zu Gott führen zu können. Eben dies vielleicht ist einer von den Zwecken der himmlischen Vorsehung gewesen, warum sie die herrlichsten Gaben

ungleich vertheilte, damit wir uns ihrer Gnade lebhafter erfreuen sollen, mannigfaltigern Anlaß zur Uebung gottgefälliger Thaten empfinden, und Ahnungen fassen sollen von den Vollkommenheiten und Glückseligkeiten eines künftigen Lebens und höherer Wesen, neben denen wir hienieden nur noch Blindgeborne und Taubstumme sind.

Jene unsere von der Natur versäumten Mitbrüder und Mitschwestern sind bald in größerer, bald in geringerer Zahl in allen Gegenden vorhanden. Es kann uns also nie an Vorwand fehlen, ihnen beizustehen. Es ist unsere heiligste Pflicht. Von ihnen besonders gilt, was Jesus Christus sprach: Was ihr dem Geringsten von euern Brüdern thut, das habt ihr mir gethan.

Es ist unsere Pflicht, dafür zu sorgen, daß sie nicht lebenslänglich unmündige Kinder und beständige Hilfe bedürfende Waisen bleiben. Gott hat ihnen Verstand und Willen gegeben, wie uns, obgleich sie an Sinnenwerkzeugen dürftiger bleiben, als wir. Ihr Geist ist unsterblich, wie unser Geist.

Es ist unsere Pflicht, zu sorgen, daß sie einen zweckmäßigen Unterricht empfangen, sowohl um wahrhaft menschlich und für die Schönheit der Tugend empfänglich zu werden, als auch, nach Maasgabe ihrer beschränkten Kräfte, in der menschlichen Gesellschaft nützlich zu sein. Denn das Nützlichsein und Nichtvergebensgelebthaben ist die Grundlage alles Guten. Zwar die Kunst, Blinde anzuweisen, geschickte Handarbeiten zu verrichten, sie lesen, schreiben, rechnen, oder musikalische Werkzeuge spielen, oder andere Sachen zu lehren, für welche sie Fähigkeit zeigen, ist mit mancher Schwierigkeit verknüpft. Doch haben wir aller Orten Beispiele genug, daß die größten Hindernisse auf eine fast unglaublich einfache Art besiegt worden sind. Hat man doch, Gott sei Dank, Erfahrungen genug, daß Taubgeborne und deswegen der Sprache auf immer Beraubte nicht nur im Schreiben, Rechnen und Lesen, nicht nur in vielerlei Handwerken und nützlichen Künsten, sondern sogar in höhern Wissenschaften die auffallendsten Fortschritte gemacht haben; daß sie von Gott die geläutertsten religiösen Begriffe, von Jesu Verdienst die vollkommenste, reinste und erhabenste Ueberzeugung, und von der Tugend, wie von der Sünde, deutliche Erkenntniß empfingen.

Fast immer haben die, welche des Gesichts oder des Gehörs beraubt sind, eine große Gelehrigkeit. Sie ersetzen den mangelnden Sinn durch Schärfung der übrigen. Der Taubgeborne hört gleichsam mit den Augen; der Blindgeborne sieht gleichsam mit den Fingern und seinem feinen Gehör. Ihr Geist, weniger zerstreut durch die Menge der Gegenstände, welche herbeiströmen durch verschiedene Sinne, heftet seine Aufmerksamkeit auf das, was ihm vorliegt, und hält ihn mit ungeschwächter Kraft fest. Dies Alles erleichtert den Unterricht der Blinden wie der Taubstummen sehr, und soll uns ermuthigen, sie dem bürgerlichen Leben, wie sich selber und den lieben Ihrigen, nützlich zu machen.

Dies nicht allein. Ihr Geist ist unsterblich! Auch der Blinde soll Gott schauen, auch der Taubgeborne den Ruf des ewigen Erbarmers an sein Herz vernehmen. Unsere Pflicht ist es, als der Unglücklichen Engel dazwischen zu treten, und Mittler zu werden. Wir sollen sie zu Jesu und durch Jesum zu Gott führen. Auf uns lastet die Verantwortlichkeit, wenn sie in halbthierischer Verwilderung aus dem Leben scheiden, und in heidnischer Blindheit keinen Erlöser kennen, der auf Golgatha auch für sie blutete.

Es ist vor Allen Pflicht und Verantwortlichkeit der von Gott verordneten Obrigkeiten: Vormünder und Pflegeältern der Blinden und Taubstummen zu sein. Denn wo in ihrem Lande, in ihrer Gemeinde ein Unglück ist, welches nicht von einzelnen Bürgern gehoben werden kann: sollen sie es durch die vereinte Kraft der ganzen Gesellschaft mindern, welcher sie vorzustehen haben. Die gehörige Unterweisung der Blinden und Taubstummen erfordert aber solche Vorbereitungen und solche Kenntnisse von Seiten der Lehrer, daß sich dergleichen nicht für jeden einzelnen im Lande wohnenden Unglücklichen besonders auffinden lassen, noch den Vermögensumständen aller Aeltern möglich wäre, für ihre Kinder die Kosten der Vorbereitungen und Lehrer abgesondert zu bestreiten. Daher sind öffentliche Anstalten für blinde Kinder oder für Taubstumme allein zweckmäßig.

In allen Ländern der Welt, bei Christen, Juden, Heiden und Türken, ist es der Obrigkeiten schönster Ruhm, Versorger der Wittwen und Waisen zu sein. Warum er-

barmt ihr euch nicht der Taubstummen und Blindgebornen? Und wenn sie schon Aeltern haben, sind sie darum minder verwaiset? Sie sind Waisen der Menschheit, Verlassene der Natur. Der Blinde steht in finsterer Wüste; der Gehörlose hat selbst den Trost des Gebetes, das Aufblicken zum himmlischen Vater, die Hoffnung der Ewigkeit nicht.

In allen Ländern, wohin mit dem Christenthum das Gesetz der Menschlichkeit kam, findet man öffentliche Anstalten zu Verpflegung Hilfsbedürftiger und Nothleidender. Die Kranken und Armen haben ihre Versorger. Aber warum werden die Taubstummen und Blindgebornen vergessen, deren sich doch in jedem Lande oft mehr befinden, als man glaubt? Sind sie nicht weit ärmer, als der ärmste Bettler an der Straße, dem nichts fehlt, als der Bissen Brodes, der ihm so bald gegeben ist? Sind sie nicht hilfsbedürftiger, als der ärmste Kranke, dem doch das Mitleiden Arzneien, und der Gedanke an den Gott und Vater der Unglücklichen Trost geben kann? Aber Almosen geben dem Blinden nicht die Freuden des Auges, und keine Arznei heilt das Gebrechen des Taubstummen. Warum versäumt ihr sie, die ihr getauft seid auf den Namen dessen, der mit besonderer Liebe sich der Stummen und Blinden erbarmte? Warum versäumt ihr sie, die ihr von Gott Beruf, Weihe und Macht empfinget, die Glückseligkeit eurer Mitbürger zu befördern?

Schon haben sich in einzelnen Ländern menschenfreundliche Stimmen für bessere Pflege unserer unglücklichen Mitgeschöpfe erhoben; schon sind in einzelnen Städten ehrwürdige Männer aufgestanden, und haben sich aus eigenem edelm Triebe dem Unterricht der Taubstummen oder Blinden gewidmet — Gott segne sie! —, haben von ihrem eigenen Vermögen zum Besten der Welt hingeopfert — Gott lohne sie! Aber allen Armen jener beklagenswürdigen Menschenklassen beizustehen, das waren sie nicht vermögend; das ist Sache der gesammten bürgerlichen Gesellschaft, deren Mitglieder diese Unglücklichen sind; das ist Pflicht der Obrigkeiten, die von Gott gesetzt sind, der Schirm der Vergessenen und Versäumten zu werden.

Christliche Obrigkeiten, erbarmt euch eurer lichtberaubten, eurer stummen Mitbrüder! Sie sind Gottes Kinder. Ihr versorgt die Waisen, aber nicht die Allverwaiseten! Ihr kleidet die Nackten, ihr speiset die Hungrigen; aber die am Geiste darben, und selbst oft des Gedankens an Gott und Erlösung entbehren müssen, lasset ihr hilflos. Ihr wachet mit Sorgfalt über die Schulen und Tempel eures Landes; aber für die ist keine Schule, kein Tempel, welche derselben am bedürftigsten sind, da selbst der Anblick der göttlichen Schöpfungen sie nicht rühren, belehren und erheben kann. Erbarmt euch ihrer, daß ihr geschlossenes, finsteres Auge euch nicht anklage, sondern einst belohnend auf euch blicke, und ihr stummer Mund nicht vor dem Thron des ewigen Richters seufze, sondern euch dankbar segne.

Aber auch jedem Einzelnen, er stehe hoch oder niedrig, wenn er sich Nachfolger oder Jünger Jesu nennen will, liegt die Pflicht ob, sich der Taubgebornen und Blinden anzunehmen, und um so mehr, da sie, vergessen von der Natur, auch von den Menschen am meisten vergessen sind. Frage nicht, edle Seele, die vom stillen Mitleiden bei dem Gedanken an diese Unglücklichen bewegt wird, frage nicht: Was kann ich doch für sie thun? Ich bin nicht reich genug, sie zu unterstützen, oder Anstalten des Unterrichts für sie zu gründen. Was kann ihnen mein ohnmächtiger Wunsch helfen?

Wenn man ernst entschlossen ist, Gutes zu stiften, dann ist man nie arm; Gott hilft; sein Segen macht das Senfkorn zum Baum, und das Scherflein der armen Wittwe zum Schatz. Gehe hin, ehre die Unglückseligen; sei ihr Schutzengel, wo du es je sein kannst. Schuldloses Unglück ist immer ehrwürdig. Dulde nicht, wenn rohe Halbmenschen Spott treiben mit armen Blinden; oder wenn gefühllose Herzen sich Lust machen, die Stummen und Gehörlosen zu necken. Sei ihr Vertheidiger, ihr Fürsprecher; sei ihr Freund, wo du sie findest, daß sie nicht Aergerniß an der Menschheit nehmen, und glauben, größerer Vorzug sei die Ursache größerer Schändlichkeit.

Gehe hin, versuche es, die Zahl der versäumten Blinden, der armen Taubstummen zu erfahren, die in deiner Gegend, in deinem Lande ohne allen zweckmäßigen Unterricht leben. Du wirst deren eine größere Anzahl finden finden, als du vielleicht vermuthetest. Dies wird dich zu ihrem Besten nur beredter und thätiger machen, und

deinen Worten bei Andern größern Nachdruck gewähren.

Erlaubt es dein Vermögen, oder begünstigt dich dein Stand, zur Stiftung einer Unterrichtsanstalt für arme Blinde oder Taubstumme deines Vaterlandes hinzuwirken: versäume es nicht, zumal wo es an weisen und menschenfreundlichen Obrigkeiten fehlt, oder wo du in einem Lande wohnest, da man das Vergnügen mehr, als das Nützliche, das Glänzende mehr, als das Pflichtgemäße schätzt. Verzage gar nicht beim drohenden Mißlingen des ersten Versuchs; zittere vor den Hindernissen nicht: du wirst siegen, denn der Vater der Stummen und Blinden, Gott, ist mit dir! Trage dein Scherflein bei; sprich nicht: wozu dies Wenige? du bist reich; denn Gottes Segen wird dein heiliges Unternehmen weihen, wird das Wenige in Viel verwandeln, und Herzen erwecken. — Gehe hin, hilf mit deinem Scherflein, wo Männer von Kenntniß, Kraft und gutem Willen sich der Unglücklichen annehmen wollen. Unterstütze sie nach deiner Kraft. Dränge dich nicht vor. Verlange kein Lob, keinen Dank; sondern tritt bescheiden in die Verborgenheit zurück, wie Jesus, der göttliche Demuthsvolle, als er die Blinden sehend gemacht hatte, und ihnen zu schweigen befahl.

Und Du, der Blinden und Stummen Erbarmer und Vater, segne jedes Werk, welches zu ihrem Heil auf Erden unternommen wird. Auch ich will, wo ich kann, wo ich weiß, dazu ermuntern, beisteuern, rathen, daß Dein Reich auch zu denen komme, die Deinen heiligen Namen nie hören, nie stammeln werden auf Erden; daß Dein Licht voll Gnade und Seligkeit auch in die ewige Nacht derer leuchte, welche nie die Wunder Deiner Allmacht erblicken! Amen.

XL.

Mit Weisheit Almosen geben.

2 Kor. 9, 6 — 10.

Sei werth, mein Herz, der hohen Freude,
Des ganz Verlass'nen Trost zu sein;
In seinem schwergefühlten Leide,
Das nur Gott kennt, ihn zu erfreu'n.
Ja, du mein Bruder, ich will eilen,
Ganz deine Noth mit dir zu theilen;
Gott, du hörst den Entschluß!

Sei mir gesegnet, niedre Hütte,
Wo unbekanntes Elend wohnt!
Sei ruhig, Armer, deine Bitte
Hört der doch, der im Himmel thront! —
Er kennt die Leiden, die dich quälen;
Du darfst sie alle mir erzählen,
Mich sandte Gott zu dir!

Seid barmherzig, wie euer Vater im Himmel barmherzig ist! ruft Jesus, rufen seine Jünger, ruft unser eigenes Herz. Denn bei der ungleichen Vertheilung der Glücksgüter kann es, besonders in großen Staaten, nicht fehlen, daß, während einige Menschen im Ueberfluß schwimmen, unzählige am Nothwendigsten leiden. Viele sinken durch unverschuldete Ereignisse in Armuth, viele auch durch eigene Nachlässigkeit und Verschwendung.

Aber von allen Tugenden, welche uns Religion und Vernunft zur Pflicht machen, ist auch keine, welche leichter ausgeübt wird, und daher auch keine, welche allgemeiner beobachtet wird, als die Wohlthätigkeit.

Was ist doch dem Menschen leichter, als einen kleinen Theil seines Ueberflusses in Almosen zu verwandeln und dem Bettler zuzuwerfen, welcher in Lumpen gehüllt sich mit demüthiger Geberde naht? Diese geringe, dem Elenden freundlich hingeworfene Gabe würde vielleicht auch auf eine andere Art verthan worden sein, ohne daß der Geber seinen Verlust merkbar empfunden hätte; er gibt, was er selbst kaum zu gebrauchen weiß. Aber ist dies nun eine Tugend? Ist dies Verdienst für unser Herz?

Zuweilen gibt man das Almosen mit wahrer Begierde, um nur den ekelhaften Anblick verkrüppelter, ungesunder Menschen von sich zu entfernen. Man gibt es gleichsam wie ein Lösegeld, mit dem man sich von den Empfindungen des Abscheues und Grausens loskaufen will, welche die Darstellung des höchsten Elends in unserer Brust erregt hat. Wir werfen die Gaben in den Schoos der Unglücklichen, weniger ihrentwillen, als unsertwillen. Aber ist dies eine Tugend, die unserm Herzen vor Gott und unserm innern Richter einigen Werth ertheilen kann?

Man spendet milde Gaben, oft weil man sie entbehren kann, und dann damit doch die angenehme Empfindung in sich verknüpfen kann: Wie glücklich bin ich neben diesem Elenden! Das schmeichelhafte Gefühl unsers Wohlseins ist so reizend, daß wir schon einige Münzstücke aufopfern, um

es uns zu verschaffen. Es ist uns ziemlich gleichgültig, ob wir die Gabe einem würdigen Armen, oder einem Verschwender unter den Bettlern geben. Aber ist diese Art der Barmherzigkeit eine wahre Christentugend?

Mancher reicht dem Flehenden gern das Almosen, weil er von Natur ein weiches Herz hat, welches leicht vom wahren oder geheuchelten Elend gerührt wird. Er gibt es, weil er sich dabei selbst überredet, ein gutes Herz zu haben, mag es auch in andern Stücken noch so fehlerhaft sein. Er sucht mit seinem Hang zur Wohlthätigkeit den Hang zur Ungerechtigkeit gegen Andere, oder zur Wollust und Verschwendung zu verdunkeln. Er möchte mit diesem Almosen gleichsam sein eigenes Gewissen bestechen. Ist dies der Geist Jesu, der den Barmherzigen beseelt?

Ein Anderer begnügt sich nicht mit kleinen Gaben, die er vorübergehenden Bettlern reicht; er ist immer bereit, selbst beträchtliche Summen von seinem Ueberflusse zur Unterstützung der Leidenden, für die gesammelt wird, für Kriegsbeschädigte oder in Feuer- und Wassersnöthen Verunglückte hinzugeben, wenn nur sein Name dabei genannt wird. Es liegt ihm weniger daran, eine gute That zu thun, als mit dieser zugleich einen Vortheil für sich selbst zu erbeuten. Er wünscht als wohlhabend angesehen oder von seinen Mitbürgern als ein besonders mildthätiger Mann geschätzt zu werden, um seinen Einfluß bei Hohen und Niedern zu erweitern, das öffentliche Zutrauen für sich zu vergrößern. Er gibt nur glänzende Almosen als ein guter Rechner, welcher für ein Geringes, so er hinopfert, desto ansehnlichern Gewinn zu ziehen hofft. Heißt dies aber Barmherzigkeit üben in Jesu Sinn? Nein, Wohlthätige dieser Art gehören zu denen, von welchen Jesus spricht: „Wahrlich, ich sage euch, sie haben ihren Lohn dahin!“ Matth. 6, 2.

Ueberhaupt kann man heutiges Tages nicht wohl mehr hartherzig gegen Bedürftige sein, ohne sich dem Tadel der Menschen auszusetzen, und ein schädliches Vorurtheil im Volke gegen sich zu erregen. Viele sind wohlthätig, um nur diesem Uebel auszuweichen; sie ertheilen die milden Gaben nicht aus Liebe, sondern aus Furcht; sie geben sie nicht sowohl den Bedürftigen, als der öffentlichen Meinung hin. Das Darreichen eines Zehrpfennigs ist so wenig, aber das Verweigern desselben kann so großen Schaden bringen. Darum sind die Menschen zum Almosengeben überall willig. Aber dürfen sie sich des Zeugnisses ächter Menschenliebe und Barmherzigkeit erfreuen?

Läugnen wir es uns nicht: das Darreichen milder Gaben, Beisteuern und Almosen ist bei dem größten Theil derer, die sich Christen nennen, weniger eine Tugend, als eine Anständigkeit: sie bringen ihre Gaben mehr Ehren halber, als aus inniger Begierde, zu helfen und zu retten. Sie steuern bei, um der guten Ordnung willen, nicht weil sie sich vom Geiste wahrer Barmherzigkeit und tiefen Mitleidens getrieben fühlen.

Läugnen wir es uns selber nicht, daß wir im Leben oft besser handeln, als wir sind; daß wir die Thaten der Liebe und Großmuth verrichten, ohne die Empfindung der Liebe und Großmuth zu haben. Darum achtete Christus einst das Scherflein der Wittwe unendlich höher, als die reiche Austheilung und Spende der Pharisäer.

Wohlthätigkeit ist nur dann wahrhafte Tugend, wenn die Bereitwilligkeit zu Geschenken für Dürftige aus innerer Theilnehmung an ihrem Unglück entspringt, und mit Klugheit geübt wird, ein vorhandenes Leiden zu enden, oder wenigstens zu mildern, so viel es in unsern Kräften steht.

Das bloße Hinreichen milder Gaben ist daher an sich so wenig verdienstvoll, als man aus langen und häufigen Gebeten immer auf ein frommes Herz schliessen darf. Nicht die That ziert das Herz, sondern der Wille muß die That ehren.

Auch die That und der Wille zu helfen ist noch nicht genug: wir müssen, um wahrhaft wohlthätig zu werden, keine Mühe scheuen, zu lernen, wie unsere Wohlthaten am zweckgemäßesten angewandt werden können. Wir sollen mit Weisheit Almosen geben.

Jede Tugend, welche ohne Klugheit geübt wird, kann bei dem besten Willen des Thäters die Quelle großen Verderbens werden. Verzeihung und Gnade gegen räuberische Bösewichte würde die grausamste Ungerechtigkeit gegen gute Bürger sein. Nachsicht gegen einen Betrüger würde alle Redlichkeit in Gefahr stürzen. Eine betrübende Wahrheit, unbehutsam gegen einen Kranken ausgesprochen, könnte ein theures

Leben verkürzen, welches ausserdem zum Wohle Vieler noch fortgedauert haben würde. Eben so kann Wohlthätigkeit, ohne Vorsicht geübt, die Pflanzschule aller Laster werden.

Mit Weisheit wohlthätig sein, heißt, nicht leichtsinnig jedem scheinbar Elenden Unterstützung zuwerfen, wie er begehrt, sondern prüfen, ob er der Hilfe bedürftig sei, und wie ihm am sichersten geholfen werden könne.

Daher ist das Almosenspenden an gemeine Bettler, welche aus ihrer Armuth ein schändliches Handwerk, aus ihrem Elende einen öffentlichen Beruf machen, eine der gefährlichsten Arten des Wohlthuns. Ach, was wir für Wohlthaten halten, ist nur allzuoft Uebelthat. Wir begünstigen träge Müßiggänger im Laster ihrer Faulheit; wir theilen die Frucht unserer Arbeit, unsers Schweißes mit ihnen, weil sie die Arbeit, welche uns ehrt und nährt, verschmähen. Selbst ohne Tugend, ohne Ehrgefühl, benutzen sie unsere Gutmüthigkeit, um sich bequeme Tage zu machen und nach ihrer Art Wohlleben zu führen. Das Wort der heiligen Schrift: im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brod essen! verachten sie, so lange der Leichtsinnigen genug sind, die ihnen auch ohne Verdienst das nöthige Brod zuwerfen, oder Kleider, um ihre Blößen zu decken.

Diese unglückseligen Menschen, ohne Erziehung, ohne Religiosität, ohne Zartgefühl, eine unnütze Last der bürgerlichen Gesellschaft, Verminderer des öffentlichen Wohlstandes und des Landesreichthums, den sie verzehren und nie vermehren helfen, sind noch dazu gewöhnlich, weil sie anständiger Vergnügungen unfähig bleiben, den gröbsten Ausschweifungen in der Stille ergeben. Sie erröthen kaum, lasterhaft zu sein; wälzen sich in thierischen Wollüsten; zeugen Kinder, die sie in den Uebungen ihrer schändlichen Künste bilden, und durch sie die Schaar der Müßiggänger vergrößern und im Lande verewigen. Und wir, durch das unbesonnene Spenden größerer oder geringerer Gaben, unterstützen sie zum Nachtheil guter Bürger, zum Nachtheil des gesammten Vaterlandes. Wir selbst treten, ohne es zu denken, mit ihnen in die Verschwörung gegen gute Sitten, Religiosität und öffentliche Sicherheit.

Das Dasein solcher Elenden, welche sich mit der Armuth brüsten, um den Müßiggang des Reichthums zu genießen, und Mitleiden zu erwerben suchen, um in den niedrigsten Wollüsten sich wälzen zu können, gereicht aber noch minder den gutmüthigen, freigebigen Einwohnern des Landes, als den vorhandenen Obrigkeiten, zum gerechten Vorwurf. Denn an diesen ist's, das Laster zu strafen, an diesen, die Pflanzschule grober Verbrecher auszurotten.

Das Land, in welchem müßige, arbeitfähige Bettler ungestraft den Fleiß des redlichen Einwohners brandschatzen dürfen, ist noch fern von jener guten Ordnung, die Gott und Menschen angenehm ist. Die Nachlässigkeit oder Unbehilflichkeit der Obern, die dem Lande vorstehen, verdient den Tadel der Weisen, und erwartet einst der Gottheit ernstes Gericht. Der Mangel weiser Gesetze und Einrichtungen, wodurch öffentliche Armuth und grobe Laster verhütet werden sollen, ist ein Verbrechen der Regenten gegen die bürgerliche Gesellschaft, ein Verbrechen gegen eigene Würde, ein Verbrechen gegen Gottes heiligen Willen.

Mit Weisheit Almosen geben, heißt, auf alle Weise und nach allen Kräften solche Anstalten befördern, durch welche arbeitfähige Müßiggänger gezwungen werden, das Brod rechtlich zu erwerben, welches sie ernährt; oder durch welche Arbeitlosen Verdienst verschafft, oder Unglücklichen, welche zu jeder nützlichen Beschäftigung untüchtig sind, Versorgung zu Theil wird, daß sie nicht hilflos verschmachten, oder durch ihr Beispiel schädlich werden.

Willst du helfen — eile, diese Anstalten zu stiften, oder zu begaben. So wirst du der Wohlthäter, nicht der Armen allein, sondern auch der ganzen Stadt und des ganzen Landes. Dahin trage den Ueberfluß, welchen der göttliche Segen über dein Haus verbreitet hat; dahin, du Reicher, die Geldsummen, welche du bisher an bestimmten Tagen öffentlich den Bettlern und trägem Volk ausspenden liessest; dahin, du Wittwe, das Scherflein, welches du zur Hilfe der Armen von deinem Vermögen ersparetest. So wirst du nicht nur der Retter manches Verlassenen, den deine Gabe erquickt, sondern auch der Retter mancher Seele, die ohnedem im Müßiggange und unter schändlichen Beispielen, fern vom Sehen und Hören des Bessern,

verwildert und verloren gegangen sein würde! Das heißt Almosen geben mit Weisheit, nach Jesu Willen und zur Beförderung der Gottseligkeit.

Aber glaube nicht, wenn du deine Gaben solchen lobenswürdigen Stiftungen zum Besten der Armen dargebracht hast, du habest nun Alles gethan. Nein, deine Wohlthätigkeit, als Christ, muß keine andern Grenzen kennen, als die Grenzen deiner Kraft. — Diejenige Tugend ist die größte, welche dir die schwerste Ueberwindung kostet. — Was hast du aber Großes gethan, wenn du nur einen Theil deines Ueberflusses an die öffentlichen Armen gibst? Vielleicht empfindest du den Verlust deiner Gabe kaum; vielleicht gibst du manchem Wohlhabenden ein Geschenk, oder machst zu seinem Vergnügen einen Aufwand, der viel beträchtlicher ist, als was du zur Erquickung der Armen ertheilt hast.

Um ein vollkommener Christ zu sein, mußt du das Aeusserste thun, das Höchste opfern lernen. Hast du denn, um Nothleidenden zu helfen, schon deinen eigenen kostbaren Vergnügungen einigen Abbruch gethan? Hast du denn schon, um Unglücklichen mit Nachdruck Beistand zu leisten, je deinen entbehrlichen Aufwand beschränken müssen? Hast du, um die Seligkeit der Tugend ganz zu fühlen, schon Andere seliger durch das gemacht, was du dir selbst entzogst, so lieb es dir auch war?

Guter Meister, sprach einst zu Jesu ein reicher Jüngling, was soll ich Gutes thun, daß ich das ewige Leben möge haben? — Gehe hin, antwortete der göttliche Lehrer, verkaufe was du hast, gib es den Armen; so komm und folge mir nach! Da der Jüngling das hörte, ging er betrübt von ihm, denn er hatte viel Güter. (Matth. 19.)

Wie Viele gleichen ihm! Sie möchten Siege, doch ohne Kampf; Vollkommenheit, doch ohne Mühe; Seelengröße, doch ohne Selbstverläugnung.

Zahllose Arme hungern nach dem Bissen Brodes, welchen ihr verschwenderisch verderben lasset, zahllose hilflose Kranke schmachten nach dem Tropfen Weins, welcher sie als Arznei stärken würde, und den ihr bei wilden Gelagen verschüttet. Und ihr rühmet euch in euerm Herzen, wohlthätig zu sein? Wann habet ihr jemals euern Aufwand in Schmuck und köstlichen Gewändern einschränken müssen, weil ihr Nackte zu kleiden hattet? Wann bestelltet ihr jemals ein üppiges Gastmahl ab, weil ihr mit den Unkosten desselben irgend eine arme Haushaltung viele Wochen lang ernähren konntet? Welche Selbstverläugnung habet ihr geübt, daß euer Gewissen euch bezeuge: du warst wohlthätig, auch wenn es dir schwer ward?

Nicht daß es die Pflicht des Christen wäre, sich und den Seinigen das Nothdürftige zu rauben, und damit den Armen Ueberfluß und gute Tage zu machen: aber Pflicht ist es dem Christen, so lange überflüssigen Aufwand zu meiden, und mit Sitteneinfalt, obgleich immer seinem Stande gemäß, zu leben, als er weiß, daß es Unglückliche in seiner Nähe gibt, die er glücklich machen könnte durch Ersparniß kostspieliger Freuden.

Umsonst ist die Entschuldigung: ich will mich nicht auszeichnen; ich muß Manches thun, Meinesgleichen willen; man würde mich verspotten, wenn ich plötzlich meine gewohnte Art zu leben unterbräche, um allen Armen beizustehen. Du bist der Nachfolger Jesu nicht; du hast jene Selbstverläugnung nicht, welche zu göttlichem Sinn erhöht; deine Eitelkeit ist gewaltiger, als deine Tugend. Du wirst sterben; — die, denen zu gefallen du glänztest, werden dann an deinem Grabe die Achseln zucken; keine durch dich beglückten Familien werden dir segnend nachweinen; du trittst vor Gott hin, unreif zu höhern Bestimmungen, weil du auf Erden mehr Thier, als Geist gewesen; mehr im Vergänglichen lebtest, als deiner unsterblichen Seele Kraft ausgebildet hattest.

Umsonst ist die Entschuldigung: Aber wie soll ich wohlthätiger werden, als ich bin? Ich gebe den Armen regelmäßig, die vor meines Hauses Thür erscheinen; keiner verläßt unbegabt meine Schwelle; ich steuere zu den milden Stiftungen bei; ich schliesse mich nicht aus, wo für fremde Verunglückte Almosen eingesammelt werden — darf ich mich nicht des Uebrigen von meinem Ueberflusse erfreuen?

Wohl darfst du es, wenn kein Elender mehr in deiner Nähe seufzet, der durch dich beglückt werden könnte. Aber hast du auch schon die Hütte der Armuth besucht? Hast du dich schon zum Vertrauten der Nothleidenden gemacht, die schamvoll sich ver-

bergen, und ihre Nächte unter bangen Sorgen verträumen?

Kennst du keine brodlose Familie, die jedes rechtliche Mittel versucht, sich das Leben, wenn noch so kläglich, zu fristen? Vielleicht eine Mutter, in deren Armen noch unerzogene Kinder weinen? Vielleicht einen kranken Vater, dem nur zur Arbeit die Kraft gebricht, dem nichts geblieben ist, als sein Gebet zum Allbarmherzigen dort oben? Vielleicht verwaiſete Geſchwiſter, die ihre Tage, ihre Nächte kümmerlicher Mühe weihen, um vor der Welt wenigſtens anſtändig zu erſcheinen, und das Andenken ihrer erblaßten Aeltern in Ehren zu halten? Vielleicht ein junges Ehepaar, willig zur Arbeit, doch ohne Kundſchaft, ohne Vorräthe, ohne Hilfsmittel, ohne Zutrauen, das mit Bangigkeit ſeinem letzten Elend jede Stunde näher tritt? — Gehe hin, der du es vermagſt, werde du der Engel, den ihnen Gott in der trüben Unglücksſtunde ſendet, um ſie von der Verzweiflung zu erlöſen. Gehe hin, und breite den Glanz der Freude über bleiche Wangen, welche unter vielen kummervollen Augenblicken längſt das Lächeln verlernten; weide dich an den ſüßen Thränen ihrer Beſtürzung, ihres Entzückens; weide dich an ihrer Wehmuth und Luſt, in welcher ſelbſt die matte Stimme brechen will, welche dir Dank ſtammeln möchte.

O, dieſe Thräne, worin Schmerz und Seligkeit zuſammenflieſſen, die Thräne, welche dir ein gerührtes, erkenntliches Herz als Opfer zollt — was iſt daneben das Juweel, das in den Locken der Fürſtinnen ſtrahlt? Was iſt die Pracht deiner Gaſtgebote, von denen die Eingeladenen oft dich ſelbſt verlachend zurückkehren; was der Schimmer der Bälle und Luſtfahrten gegen den dankbaren Blick durch dich beglückter Familien, in welchem dir Hoffnung und Liebe entgegenſtrahlen? — gegen das ſchöne Roth der Freude, welches wieder die erblaßten Wangen färbt? — gegen Gebete, welche glühende Andacht für dich zum Thron Gottes ſendet?

Kennſt du keine verlaſſene Waiſe, die kärglich gegen Froſt und Hunger geſchützt, ohne Mittel zu einer beſſern Erziehung, ſchon in den Kindertagen aus bitterer Armuth den Grund zu einem ganzen vollen Leben voller Dürftigkeit und Elend legt? Werde ihr Vater, ihre Mutter; ſei ihr Schutzgeiſt. — Kennſt du keine elende Hütte, in welcher ein Kranker ohne Arzt und Arznei ſchmachtet, ohne kräftige Nahrung, vielleicht ohne Bett und Erwärmung? Suche ihn auf, rette ein Leben, das dich vor Gott ſegnen könne! — Haſt du nicht von einem Unſchuldigen, von einem Unterdrückten gehört, den der Uebermuth, den die Habſucht eines Mächtigern verfolgt und drängt, der aus Mangel an Vermögen ſein Recht nicht vor den Gerichten durch einſichtvolle Sachwalter vertheidigen laſſen kann? Eile herbei, und werde der Schirm des Bedrängten gegen den Trotz der Ungerechtigkeit; gib die Mittel zur Vertheidigung ſeines Rechts. Das heißt mit Weisheit Almoſen geben.

Sprich nicht: Aber was iſt oft die Frucht unſerer Aufopferungen? Undank iſt gewöhnlich der Welt Lohn. Soll ich mir Sorgen und Verdruß für Fremde aufbürden, die zuletzt ſchlecht anerkennen, was ich für ſie that? — Nein, thue das Gute, aber zähle nicht, wie der Wucherer, auf deinen Zins. Sei nicht tugendhaft, um bezahlt zu werden. Die alſo thun, ſie haben ihren Lohn dahin. Handle göttlich, wie Jeſus, erhaben über Dank und Undank; ſo läßt auch Gott ſeine Sonne leuchten über Gerechte und Ungerechte.

Sprich nicht: Aber ich bin ſelbſt nicht reich. Ich habe keinen beträchtlichen Ueberfluß; ich muß ſorgen, wie ich nur mich und die Meinigen anſtändig in der Welt erhalte. Gedenke des Scherfleins, welches die arme Wittwe zum Gotteskaſten trug! Hilf, wo du einen Bedrängten findeſt, mit freudigem Rath; ſprich einem Weinenden ſüße Worte des Troſtes, verwende dich für die die Noth einer verlaſſenen Familie getroſt um Beiſtand bei Reichen und Wohldenkenkenden deiner Stadt. Man bittet mit leichterm Herzen, und dringender und beſſer, für anderes, als für eigenes Anliegen. Werde du der Schutzredner verlaſſener Waiſen; empfiehl du den kranken Fremdling einer menſchenfreundlichen Pflege. Siehe, das iſt das herrliche Scherflein der Wittwe, welches du darzubringen haſt — und haſt du es ſo oft gebracht, als du es wohl konnteſt? — das heißt mit Weisheit Almoſen geben! Nicht die ſchlechte Scheidemünze, mit der du den andringenden Bettler auf der Straße abweiſeſt, ſondern deine Mühe, deine Sorgen, deine Ver-

wendungen für Hilfsbedürftige sind die wahrhaften Almosen, welche der Himmel von dir fordert.

So sei wohlthätig bis zum letzten Athemzuge, und verlaß endlich auch die Erde nicht, ohne, wenn du es vermagst, noch die letzte Stunde mit einer wohlthätigen Handlung zu bezeichnen. Wie schön, wenn dich einst, Engel einer bessern Welt, auch auf dem Erdenstern die Enkel als einen Tugendhaften preisen! — Dich hatte Gott vielleicht mit irdischen Gütern gesegnet. Du mußt sie zurücklassen; nichts nimmst du mit dir, als deinen tugendvollen Geist. Du vertheilest dein Vermögen im letzten Vermächtniß an deine Erben; für dich selbst hast du nichts mehr vonnöthen. — Gedenke der Armen, der öffentlichen Anstalten deines Wohnortes, deines Vaterlandes in deinem letzten Willen! — Mache auch die Unglücklichen zu deinen Erben, die ohne dich kein besseres Erbe zu hoffen hätten; besonders wenn deinen Kindern, deinen Verwandten ohnehin Vermögen genug bleibt, um mit Anstand zu leben. — Du theilest nur von dem Segen, welchen dir Gott gab, auch denen mit, die dir Gott durch Jesu Mund empfahl. Du machst von dem, was du nun entbehren mußt, den würdigsten Gebrauch, und beschliessest deine Tage in wahrhaftem Christensinn. Wenn deine schwache Zunge in den letzten Augenblicken kein Gebet mehr stammeln kann, dann beten deine guten Thaten für dich zu dem großen Erbarmer, zu dem unendlichen Wohlthäter der Welt!

Daß auch für mich dereinst zu Dir, o Allerbarmer, meine Tugenden beten möchten, wenn ich's nicht mehr kann! — Ich empfinde es, ich bin noch nicht so wohlthätig für meine Mitmenschen gewesen, als ich es hätte sein sollen und auch sein können. Ich sorgte bisher mehr für mich, mehr für meine Ergötzlichkeiten, als für die Verlassenen und in Noth Verschmachtenden. Aber ich will ihr Vater, ihre Mutter, ihr Fürsprecher, ihr Tröster werden. Ich will es nicht mehr bei bloßen Worten, bei schlechten Almosen bewenden lassen, die man ohne Mühe hinwirft; ich will die Kräfte, das Vermögen, welches Du mir, o Gott, gabst, würdiger und weiser zum Heil derer anwenden, die, vom leichtsinnigen Haufen verlassen, keinen Vater haben, als Dich, o mein Gott!

XLI.

Der Selbstmörder.

Erste Betrachtung.

Matth. 27, 3 — 5.

Richtet nicht, wenn Sünder sterben,
Rufet nach dem Tode nicht
Ueber sie herab Verderben,
Gottes Donner und Gericht.
Welch ein Jammer, blos zu wissen,
Wie sie dort erzittern müssen!

Fluchet ihnen nicht! Sie sollten
Kinder Gottes sein, wie wir;
Konnten's werden, wenn sie wollten;
Jeder war ein Mensch, wie ihr.
Daß sie nach dem Tod' auch leben —
Wer kann's denken, und nicht beben?

Wer darf richten, wer verdammen?
Wißt, es ist ein Einziger,
Welcher richten und verdammen
Und vergeben kann — der Herr!
Wer da steht — vernehmt es Alle! —
Sehe zu, daß er nicht falle.

Ein mit tiefem Abscheu vermischtes Grauen durchbebt jedes Gemüth beim Anhören von der Botschaft eines Selbstmordes. Es erscheint uns solche That wie ein zerreissender Widerspruch aller unserer menschlichen Gefühle; wie das unnatürlichste aller Verbrechen, indem es die Liebe des Lebens verläugnet, welche jedem Wurme, und selbst dem unglückseligsten aller Geschöpfe noch in der Mitte seines Elendes treu zu bleiben pflegt; wie ein Aufruhr gegen die Ordnungen der Schöpfung, indem der Selbstmörder die natürliche Todesfurcht in Todesliebe verkehrt, und eigenmächtig ein Werk des Schöpfers vernichtet, das nur dem Schöpfer zustand, fortzusetzen oder zu enden. Es erscheint solche That als ein Verbrechen, für dessen Größe die menschliche Zunge keinen Namen, und das Gesetzbuch der Völker auf Erden keine Strafe hat.

Wir stehen zweifelhaft da, ob wir in der gewaltsamen Selbstverkürzung des Lebens einen furchtbaren Muth des Thäters anstaunen sollen, der mit empörter Hand die Gesetze der Natur brach, den Tod ohne Schaudern umarmte, und des Urtheils aller Sterblichen spottete; oder ob wir darin die heilloseste Feigheit schmähen sollen, indem der Unglückliche aus Furcht vor Uebeln, die er nicht ertragen konnte, in den Schoos der Verwesung flüchtete.

Verdammung ist unser zweiter Gedanke — Verdammung einer That, die, wir mögen sie auch aus Mitleiden entschuldigen wollen, immer das Gepräge der Abscheulichkeit an der Stirn behält, immer die Brust der Ueberlebenden mit Entsetzen füllt. Ist Mord an Andern ein Verbrechen: wie sollte Mord des eigenen Lebens nicht Verbrechen sein? Es erscheint uns wie ein gräßliches Selbstgericht wegen verübter Unthaten, die vielleicht Niemand kennt, als der allwissende Gott; wie ein vollzogenes Todesurtheil, ausgesprochen von der Verzweiflung des Gewissens. Ein dunkler Schatten fällt durch die ruchlose Hand des Selbstmörders über die Ehre seiner ganzen Familie, die ihn von nun an, mit schmerzlichem Gefühl von Scham, nur ungern als ihr gewesenes Mitglied nennt. Auf seinem Grabe weint die Liebe und Sehnsucht der hinterlassenen Freunde keine Thräne; sie wenden scheu und schüchtern mit unwillkührlichem Grausen den Blick von der traurigen Stätte hinweg, die den zerstörten Leichnam umfaßt, und die Erinnerung der That erschreckt sie nach Jahren noch wie ein Gespenst.

Dies sind die gewöhnlichen Empfindungen und Urtheile beim Tode eines Selbstmörders. Wer könnte sie ganz verwerfen, oder sich ihrer im ersten Augenblick erwehren?

Aber wenn ich, als Christ, über eine solche Begebenheit nachdenke, scheinen doch noch andere Urtheile statt finden zu können, und noch andere Gefühle. Zwar die That bleibt immerdar abscheulich, aber nicht immer der Thäter. Zwar er griff, wie ein Aufrührer, in die Rechte des Schöpfers ein, aber wer hat mir Befugniß gegeben, durch ein voreiliges Verdammungsurtheil in die Rechte des großen, allwissenden Richters der Todten einzugreifen? Warum soll ich den Selbstmörder mit meinem Fluch verfolgen? Hat er mich denn beleidigt? Nein — aber er sündigte gegen die Gottheit. Kann ein Sterblicher jemals der Rächer der Gottheit sein? Hat uns der Ewige seine vergeltende Gewalt gegen die Todten übertragen? Wie, oder weiß ich, daß Gott für sich Rache fordert?

Maße sich kein Sterblicher an, Stellvertreter des höchsten Wesens in seinen Gerichten auf Erden zu sein! Es ist Vermessenheit, die an Verwirrung des Verstandes grenzt. Maße sich kein Sterblicher an, über Werth oder Schuld abgeschiedener Seelen das Urtheil auszufällen — es ist die eitelste und thörichtste aller Verwegenheiten. Denn wer hienieden hat jenen Sonnenblick des Geistes, daß er damit die geheimsten, dunkelsten Tiefen des menschlichen Herzens aufhellen und erforschen könnte? Wer hienieden ist fähig, mit Gerechtigkeit über alle Beweggründe des Menschen zu seinen verschiedenen Handlungen zu sprechen? Und ist dies niemals eines Sterblichen Amt, um so viel weniger liegt es in seiner Einsicht und Macht, Urtheil und Gericht über die Todten zu halten.

Jedes Verdammungsurtheil über den Tod des Sünders ist also vorschnell — ist unerlaubter Leichtsinn — ist selbstsüchtiger Unverstand — ist eine Ungerechtigkeit. Nur der, welcher Herz und Nieren prüfet, nur der Allwissende, welcher Zeuge des ganzen Lebens jedes Sterblichen ist; nur Er, dem alle innere Zustände und Veranlassungen zu den Handlungen der Menschen bekannt sind — nur er weiß, wie viel Schuld oder Unschuld den Gedanken, Entschliessungen und Thaten Jedermanns zugeschrieben werden könne.

Es ist ungerecht, die Todten zu verdammen. Und wenn wir Abscheu vor der That des Selbstmörders fühlen müssen, berechtigt uns nichts, ihn selbst zu verabscheuen. Denn wäre er in der That vorher ein geheimer oder öffentlicher Verbrecher gewesen: gibt nicht — wenigstens in einigen Fällen — ein Selbstmord sich ein Zeugniß, daß er die Größe der Schuld erkannte, ihren Folgen unterlag, und nun in dumpfer Verzweiflung und Reue dahinfuhr? Diese verzweifelnde Reue vernichtete ihm alle andere Vorstellungen, vernichtete seine Besinnung — ließ ihm nur den einzigen Wunsch, daß er sich selbst zerstören und mit eigener Hand aus der Reihe aller Wesen wegtilgen könnte.

So überfielen die Nattern der Reue einst auch das Herz des Verräthers Judas, als er sah, wie Jesus zum Tode verdammt ward. Und er brachte das Blutgeld, den Lohn seiner Verrätherei, den Hohenpriestern und den Aeltesten wieder und rief: „Ich habe übel gethan, daß ich unschuldig Blut vergossen habe!“ — und warf mit Entsetzen die Silberlinge

auf den Boden des Tempels, worauf er — was konnte seine Schuld aussöhnen? — in verzweiflungsvoller Betäubung sich selbst erhenkte. Matth. 27, 5.

Verrucht war der Hochverrath dieses Jüngers an seinem Wohlthäter und göttlichen Freund; entsetzlich der Selbstmord, mit dem er sich selbst richtete — aber in dieser Verzweiflung wohnte Reue; und Reue ist der erste wiederaufglimmende Funke einer erloschenen Tugend.

Doch, ist denn immer der Selbstmord eine Folge von vorhergegangenen Verbrechen? eine Frucht der geheimen schrecklichen Reue? Wer darf es behaupten? Wer weiß nicht, daß augenblickliche Gemüthsverwirrungen fürchterlicher Art durch Zerrüttung der Gesundheit entstehen? Wem ist unbekannt, daß Schwermuth und Hypochondrie auch den besten Menschen in eine solche Geistesstimmung versetzen können, wo er zuletzt seiner selbst nicht mehr mächtig ist, und Vernunft und Verstand sich in ihm in solchem Grade verdunkeln, daß er, um seine Leiden zu enden, das Leben endet? Dieser beklagenswerthe Gemüthszustand gleicht dem Rausche von betäubenden Getränken, in welchen der Mensch sich nur düster bewußt ist, was er wolle oder thue. Er gleicht einem Wahnsinn, in welchem der Unglückliche von keiner Vergangenheit, keiner Zukunft weiß; Pflichten, Rechte, Rücksichten auf Feinde und Freunde, Gedanken, Ehre, Liebe, Verwandte in Dunkelheit versinken, und ihm nur einzelne Vorstellungen hell bleiben, die ihn zum Handeln bewegen. Er begeht die Handlung, und glaubt bei der Einseitigkeit der ihm übriggebliebenen Urtheilskraft, ein Recht zu thun. Was er ehemals bei voller Besinnung selbst gräßlich fand, was er sich von sich nie einbilden konnte, ist ihm jetzt ein Leichtes. Er kann die Schreckenthat sogar mit Bewußtsein, mit Ueberlegung, mit scheinbarer Ruhe verüben.

Aber dies Bewußtsein, diese Ueberlegung, diese Ruhe, was sind sie bei dem Geisteskranken, in welchem alle edlere Rücksichten verschwunden sind, alle Freundschaft für die Lebenden ausgestorben, und selbst der in alle Naturen tief eingewurzelte Trieb zum Dasein durchaus erloschen ist? Was ist das Bewußtsein, die Ueberlegung, die Ruhe eines Nachtwandlers, welcher mit einer Sicherheit, die unser Erstaunen erregt, neben den gefährlichsten Abgründen hingeht, ohne von Gefahren zu wissen, oder vor Abgründen zu zittern? Wie der Nachtwandler, wenn er zur vollen Besinnung zurückgekommen ist, selbst mit Entsetzen an die Wagstücke denkt, welche er verschlossenen oder verdunkelten Auges unternahm: so würde auch der Selbstmörder vor seiner That erschrecken, könnte er mit dem Leben auch zugleich einen unzerrütteten Gesundheitszustand des Körpers und einen freien Gebrauch aller seiner Geisteskräfte zurückempfangen.

Wer kann die Todten verdammen? Sie stehen auffer unserer Macht. Das Gericht Gottes geht über sie, der kurzsichtige Mensch schweige. Und doch ist diese Verdammungssucht noch unter den Menschen so gewöhnlich, besonders aber gegen die Selbstmörder üblich. Ach, wer weiß denn, was im Herzen der Unglücklichen, was in ihrem Geiste vorging, ehe die schauerliche Verwandlung in ihnen geschah, daß sich die angeborne Todesfurcht in eine unnatürliche Vernichtungsliebe verkehrte? Oft werden noch ihre Leichname auf eine schimpfliche Weise oder an Orten vergraben, die entehrend sein sollen. — — Mensch, der du der Asche des Entseelten die übliche Ruhestätte versagst, um deinen Verdammungsspruch über ihn geltend zu machen — weißt du um Gottes Gericht? Bist du nicht vielleicht ein strenger, blinder Richter, während der Allbarmherzige schon Gnade gehabt über den, welchem du noch fluchest? Bist du, im vollen Besitz deiner Geisteskräfte, durch dein liebloses Urtheil nicht vielleicht sträflicher, als der beklagenswerthe Unglückliche, welcher sich in einer tödtlichen Betäubung seiner Vorstellung verging?

Die Strafe aber, welche du, o blinder, kurzsichtiger, unbefugter Richter, über die Asche des Selbstmörders verhängst — kann sie ihn bessern? Eine Strafe aber, die nicht den Zweck hat, den Fehlbaren zu verbessern, ist Unsinn oder unmenschliche Rache. Wer gab dir das Recht zur Rache? Mein ist sie, spricht der Herr: ich will vergelten!

Wie eine jede Empfindung von Rachsucht des Christen unwürdig ist: so ist das Mittel der Rache gegen den Selbst-

mörder lächerliche Frucht des Unverstandes. Wen wollen die Thoren strafen, an wem Rache üben? Hat der Staub gesündigt, dem sie die übliche Ruhestätte versagen? Nein, der Geist war es, der nun aber, über das Irdische entrückt, in der Gerichtsbarkeit Gottes schwebt. Warum rächet ihr euch an dem Staube, der unschuldig ist, und von euerm Zorn nichts weiß? Straft man auch den Stein, mit welchem man geworfen ward, oder aber denjenigen, dessen Hand ihn warf? Und welche Strafe verhänget ihr? Den Leichnam verscharren lassen an entehrender Ruhestätte? Kann Staub und Asche entehrt werden, oder die Erde den Staub entehren, welchen sie umschließt? Ist nicht die Erde überall des Herrn? Wenn einst, o ihr Thoren, eure Gebeine auf dem Schlachtfelde oder im Grund des Meeres eine Nahrung der Würmer oder Fische werden: glaubet ihr dadurch euer Leben entehrt?

Es ist ein seltsamer Wahn, zu meinen, daß durch solche Rache oder Strafe andere Menschen vom Selbstmorde abgeschreckt werden können. Ihr könnet nicht mehr thun, als die allen lebendigen Geschöpfen eingepflanzte Liebe zum Leben schon thut. Wer aber zu jener entsetzlichen Gemüthsstimmung, zu jener Betäubung des Geistes kam, daß die Lust des Daseins in ihm erloschen; daß er in der unnatürlichen Todessucht Gottheit und Menschheit, Rechte und Pflichten vergaß; an die Urtheile, an das Schicksal, an den Jammer seiner hinterlassenen Verwandten gleichgültig dachte — dem ist noch gleichgültiger das Urtheil derer, die ihm schon im Leben gleichgültig waren; den kümmert wenig, welchen Platz ihr dem unbrauchbaren Staub geben möget, den er euch hinterläßt.

Auch beweiset es die Erfahrung aller Orten zur Genüge, daß da, wo man den Leib der unglücklichen Selbstmörder wie andere Leichname vergräbt, die Selbstmorde keineswegs häufiger und beliebter werden; noch, daß Verzweiflung und krankhafte zum Selbstmorde geneigt machende Gemüthszustände sich durch den Gedanken an des hinterlassenen Leichnams Schicksal heilen.

Vielmehr ist die Mißhandlung der Todten, durch welche man sie zu entehren vermeint, schon darum unbillig, weil man dadurch oft das Andenken guter, aber durch augenblickliche Geisteszerrüttung unglücklicher Menschen entweihen kann. Und wahrlich, es ist dem wahren Christen geziemender, lieber das Andenken von zehn Schuldigen nicht zu beschimpfen, als das Gedächtniß eines einzigen Unschuldigen zu entweihen.

Eine Entweihung dieser Art betrübt niemals den Todten; wohl aber die Lebenden, die ihm näher oder entfernter angehören. Es ist grausam, diejenigen, welche durch die Handlung eines Selbstmörders in Jammer und Thränen gestürzt wurden, noch durch öffentliche Schmach zu quälen. Denn nicht die Todten, sondern die überlebenden Freunde und Bekannten trifft der Schimpf. Es ist eine lieblose Härte, die an Unmenschlichkeit grenzt, Personen, welche wegen des großen Unglücks, das sie traf, Mitleiden verdienen, noch durch Entehrung eines ihrer Freunde zu kränken, der elend genug war, durch sich selbst untergehen zu wollen. In wahrhaft christlichen Gemeinden sollte daher, schon aus Menschenfreundlichkeit und Schonung der Ueberlebenden, jener Unfug nicht geduldet werden; man sollte die ohnehin Tiefgebeugten nicht durch fruchtlose Unbarmherzigkeit noch tiefer beugen. Wer dies gut heißt, theilt mit dem Selbstmörder eine seiner größten Verschuldungen.

Doch seitdem ein hellerer, christlicher Geist unter den Völkern sich auszubreiten anfing, hat auch der oft erwähnte Mißbrauch sehr abgenommen; man hat gelernt, unglückliche Selbstmörder zu beklagen und ihren Verwandten mit zarter Schonung zu begegnen.

An manchen Orten ist die Mißhandlung der Todten, ihre Entfernung von den gewöhnlichen Begräbnißstätten, ihr Verscharren an einen entlegenen, selten besuchten Platz, nur eine Wirkung finstern Aberglaubens. Der Unwissende, den die Todesart des Unglücklichen mit Entsetzen füllte, und nach dessen Meinung der Verstorbene von Gott ohne Barmherzigkeit verstoßen wird, bildet sich leicht ein, daß die Seele desselben auf Erden keine Ruhe finden könne. Sie werde also noch auf Erden umherirren, und am liebsten über dem Grabe des Leichnams, von welchem sie sich wider den Willen des Schöpfers eigenmächtig getrennt hat.

Bedarf dieser Aberglaube einer Widerlegung? Wenn die Geister aller Verbrecher zur Strafe ihrer Vergehungen auf die Erde zurückgebannt sein sollten, wie groß wäre

die Zahl derselben! Wenn sie dem Auge der Lebenden sichtbar werden könnten, wie allgemein würde ihre Erscheinung sein! Aber wahrlich, es gab der unglücklichen Selbstmörder viele, die ihr Leben tugendhafter durchwandelten, als mancher gekrönte Sünder, als mancher reiche und glückliche Verbrecher, der mit allem Pomp kirchlicher Gebräuche, unter dem Geläute der Trauerglocken, unter dem Geräusche besoldeter Sänger, in feierlicher Begleitung der Menge, den anständigsten Platz unter öffentlichen Begräbnissen empfing. Es starb mancher Selbstmörder ein Schlachtopfer seiner zerrissenen Gesundheit, der, bis er die unselige That vollbrachte, unschuldiger lebte, wohlthuender handelte, als mancher stattliche Bösewicht, über dessen Asche eherne und marmorne Bildsäulen prangen. Manche verführte Unschuld, die in einer Stunde unbewachter Tugend die Beute eines schmeichelnden, verheißenden Wollüstlings ward, ergriff den allzuraschen Entschluß der Selbstvernichtung, übermannt von Reue, Scham und verzweifelnder Furcht, während der unverrathene, schändliche Verführer ruhig in seinen Lüsten fortschwelgt, und die öffentliche Achtung begehrt und empfängt. Mancher Elende, den das Glück der Mittel beraubte, sich und die Seinigen anständig zu erhalten, oder der durch Leichtsinn oder allzuverwegene Bemühungen, Reichthümer zu sammeln, in Armuth und Schulden stürzte, endet in Verzweiflung, während ein schlauerer Bösewicht mit Reichthum und Ehre prahlt, wiewohl er Erben um ihr rechtmäßiges Gut betrog, Wittwen bestahl, Waisen übervortheilte, arme Familien durch seinen Wucher in den Staub niederdrückte.

Ach, laßt uns nicht verdammen, nur Gott richtet über die Herzen gerecht! Laßt uns nicht verdammen, denn es ist wohl möglich, daß derjenige, über welchen wir mit stolzer Selbstzufriedenheit den Stab brechen, vor Gottes Richterstuhl mehr Barmherzigkeit findet, als wir durch unsere Gesinnungen und Thaten verdienen. Menschen, werdet menschlicher! Christen, werdet christlicher! Und wer Einfluß und Gewalt hat, suche auch da den mildern, weisern Sinn zu verbreiten, wo er leider noch nicht herrscht.

Es dulden, daß mit der Asche unglücklicher Selbstmörder Unfug getrieben, daß sie auf entehrende Weise an beschimpfende Oerter begraben werden, heißt Unmenschlichkeit gegen unschuldige Verwandte begünstigen, heißt die Frechheit menschlicher Verdammungsurtheile über die Todten loben; heißt das Vorurtheil des rohen, bildungslosen Pöbels unterstützen; heißt den finstern Aberglauben einer unwissenden Menge feierlich rechtfertigen, ihm neue Kraft und Bestätigung geben.

XLII.

Der Selbstmörder.

Zweite Betrachtung.

Röm. 1, 28 — 32.

Lasset nicht des Grabes Schrecken —
Ach, wie furchtbar sind nicht die! —
Euch zur Heiligung erwecken!
Eilet hin, beschleunigt sie;
Die nur, welche heilig leben,
Werden nicht dem Tod gegeben.

Seht des Heiligen Verklärung,
Seht des Sünders stille Noth!
Denn die Tugend gibt Verehrung,
Doch der Sünder Sold ist Tod.
Höll und Himmel winken — wähle;
Kannst du wanken, meine Seele?

Noch einmal wende ich meinen Blick auf jenen traurigen Gegenstand, der mich so ernst beschäftigte. Dem Menschenfreunde, dem Weisen, dem Christen ist der Tod des Selbstmörders eine der auffallendsten und schrecklichsten Erscheinungen. Denn dieser Tod ist der Gipfel und Schluß eines unaussprechlichen und unerträglichen Elendes, welches das Nichtsein im Schooße der Verwesung reizender macht, als das Leben. Dieser Tod ist immer die Frucht eines schwarzen Augenblicks, in welchem von dem Sterblichen nicht nur alle Freuden gewichen sind, sondern in welchem ihn selbst die Hoffnung verlassen hat, sonst die treueste Gefährtin des menschlichen Geschlechts! Die Hoffnung, die dem Leidenden sonst Balsam auf die brennendsten Wunden gießt; die den Verurtheilten in die Nacht eines lebenslänglichen Kerkers begleitet; die sich freundlich an das zerbrochene Ruder des Steuermanns setzt, wenn die Wellen des stürmischen Ozeans über ihn zusammenschlagen; die am Krankenbette dem Sterbenden ins gebrochene Auge lächelt, bis sein letzter Seufzer verfliegt!

Wem Menschenglück theuer ist, dem wird die Frage wichtig: Wie kann ein Mensch in solchen Abgrund des Elends versinken, daß ihm selbst sein Leben zum Schmerz

wird? — Indem ich mir diese Frage beantworte, würde ich vielleicht die wirksamsten Mittel erfahren, Selbstmorde zu verhüten. Denn diejenigen Mittel, welche man bisher in gutmeinendem Eifer anwandte: Beschimpfung der Leichname, ihr ehrloses Begräbniß und dergleichen, fruchteten doch, wie die Erfahrung lehrt, wenig oder nichts. Wie glücklich würde ich mich preisen, wenn nach Erkenntniß besserer Mittel ich dadurch vielleicht in meinem mir von Gott angewiesenen Wirkungskreise in Stand gesetzt würde, den schwarzen Augenblick der Verzweiflung von Manchem zu verbannen, der ihm nahe steht, oder, ohne es selbst zu glauben, ihm im vollen Laufe entgegeneilt.

Alle in Selbstmord endende Verzweiflung ist schon an sich ein unnatürlicher Zustand des Menschen, ist Wirkung entweder eines zerrütteten Körpers oder eines zerrütteten Geistes. Oft wirken beide Fälle furchtbar zerstörend zusammen.

Die Anlagen des Körpers, Schwermuth des Gemüths zu bewirken, sind Krankheiten, welche oft selbst der erfahrenste Arzt nicht durch seine Kunst heben kann, und schon in der fehlerhaften Verfassung des Leibes, seiner innern und edlern Theile, gegründet sein können. In diesem Fall ist der Körper ein mangelhaftes Werkzeug für die Seele, und diese selbst wird durch ihn in ihren Verrichtungen gehemmt. Oft ist ein solcher körperlicher Zustand, der zuweilen, bei aller anscheinenden Gesundheit, zu Geistesverwirrungen und zum Wahnwitz geneigt macht, in Familien sogar erblich, wenn nicht dafür gesorgt ward, daß bei Verheirathung der Erwachsenen die Ehe mit Personen geschlossen wird, die des Krankhaften Familie auf keine Art und Weise, auch in entferntesten Grade nicht, verwandt sind. Denn darum untersagen göttliche und menschliche Ordnungen die eheliche Verbindung unter Personen allzunaher Blutsfreundschaft, damit die Fehler der körperlichen Verfassung nicht fortgepflanzt und durch Fortpflanzung immer größer würden.

Weit öfter aber werden die Anlagen zur Schwermuth erworben, als angeboren. Sie werden erworben durch eine naturwidrige Lebensweise, welche die Gesundheit des Leibes zerstört. Dies zu verhüten liegt in des Menschen Macht und im Kreise seiner Pflichten gegen sich selbst. Er soll das Werkzeug als ein Heiligthum ehren, welches der Schöpfer ihm verliehen.

Aber wie soll ich alle jene Ursachen aufzählen, welche die Zerrüttung unserer Gesundheit bewirken! Sie sind zu mannigfaltig und vielfältig. Jede unnatürliche Behandlung des Körpers ist eine Vergiftung desselben. Am meisten wirkt dahin jegliche Unmäßigkeit, das heißt, jede allzuanhaltende, vorzugsweise Beschäftigung und Reizung eines einzelnen Theils des Körpers zum Nachtheil der übrigen. So ist es Unmäßigkeit im Essen und Trinken, welches die edeln Verdauungswerkzeuge schwächt, daß sie, gelähmt in ihren Verrichtungen, nicht mehr im Stande sind, gesunde Säfte aus den genossenen Speisen auszuscheiden; daß sie das Blut vergiften, oder die allzusehr gereizten Nerven geneigt machen, leicht und auf schreckliche Art verstimmt zu werden. Daher sieht man Prasser und Fresser frühzeitig an allerlei Uebeln kränkeln; daher die Freunde starker, geistiger Getränke, beim übermäßigen Genusse derselben, frühzeitig an Geistesschwächen leiden. So entspringt jede Unordnung im Innern, welche entweder zu frühem Tode, oder zur Gemüthsverwirrung, oder, wenn schwere Schicksale treffen, den in seiner Kraft gelähmten Geist zum Selbstmord des Leibes hinreissen.

So ist es die thierische Wollust, welche das köstliche Werkzeug des Geistes, den Körper, furchtbar zerrüttet, indem sie die Nerven, durch welche der Geist am unmittelbarsten auf den Leib einwirkt, entkräftet und zerstört. In der That findet man den Selbstmord am gemeinsten in größern Städten, wo die Sittenlosigkeit am meisten im Schwange ist; und unter den Selbstmördern zeigen sich da jene Opfer thierischer Wollust am häufigsten, die, zu schnell erschlafft und abgestumpft, keine Freude mehr empfinden konnten, und, von heimlichen Leiden gedrückt und von einem ewigen Mißbehagen gequält, das Dasein verachten. Denn die Wollust, die den Menschen entmarkt und entnervt, erzeugt mit der Schwächung des Leibes einen Ueberdruß und Ekel an allem Guten und Schönen, eine todte Gleichgültigkeit gegen die reinern Freuden des Daseins und eine desto peinlichere Empfindlichkeit gegen jedes Ungemach, welches,

wenn es den Verzärtelten antastet, ihm unerträglich wird. Der geschwächte Wollüstling ist schon in den Jahren, da er in voller Pracht prangen sollte, auf der Stufe, da der hochbetagte Greis steht; er ist lebenssatt, wie dieser, und, was schlimmer noch ist, voller Verachtung seiner selbst. Jene Lebenssattheit, verbunden mit den Unbehaglichkeiten eines zerrütteten Nervengewebes; diese Selbstverachtung, verbunden mit den Foltern eines unreinen Bewußtseins, erzeugen endlich bald die finstere Schwermuth, bald die gefährliche Einseitigkeit von Gedanken, die zum Selbstmorde reizen können.

Sogar — denn jede Unmäßigkeit wird dem Körper Gift — sogar schon eine anhaltend sitzende Lebensart ist hinreichend, die traurigsten Wirkungen hervorzubringen, indem sie die Eingeweide schwächt, Stockungen verursacht, den regelmäßigen Kreislauf der Säfte hindert, wodurch mit krankhaftem Druck und Spannung der Nerven schwere Beängstigungen die gemeinste Folge zu sein pflegen. Diese Beängstigungen vermehren sich, je länger die Ursachen derselben fortgesetzt, je weniger Abwechselungen in der Lebensart und körperlichen Bewegung versucht werden. Daher wird bei denjenigen Handwerkern, Künstlern und Handwerkern, welche durch eine beständig sitzende Lebensweise ihre Gesundheit zerrütten, ohne dem Körper durch entgegengesetzte Beschäftigungen Erholung zu gewähren, der meiste Hang zur Schwermuth und zur Schwärmerei angetroffen. Er kann, durch andere traurige mitwirkende Anlässe vermehrt, zuletzt in Verstandesverwirrung übergehen und zum Selbstmord verleiten.

Christliche Aeltern, christliche Erzieher, denen die Bildung der zarten Jugend anvertraut ist, vielleicht geschieht es schon durch eure Sorglosigkeit, daß ihr, ohne es zu wollen, ohne es zu vermuthen, Selbstmörder erziehet. Eure Wachsamkeit hätte sie retten können, hätte sie retten sollen in jenen Tagen, da die jungen Menschen noch aller guten Eindrücke fähig waren. Lehret sie das Kleinod der Gesundheit als ein Heiligthum ehren, und daß nur in einem gesunden Körper ein gesunder Geist wohnen könne. Lehret sie früh jede Unmäßigkeit, das heißt, jede allzuanhaltende Reizung oder Beschäftigung eines Theiles ihres Körpers meiden, die immer auf Unkosten anderer Theile zu geschehen pflegt. Nur durch harmonische Ausbildung aller Theile entsteht Harmonie und regelmäßige Wechselwirkung aller Theile des Leibes. Lehret sie abwechseln im Genuß der Speisen und Getränke, daß sie keiner Art mit verwöhnter Lüsternheit einen Vorzug geben; lehret sie abwechseln mit der Ruhe und Bewegung, daß weder übertriebene Anstrengungen, noch erschlaffende Trägheit und Einförmigkeit ihre edlern Leibesvermögen lähmen. Lehret sie früh in allen Dingen die goldene Mittelstraße lieben, zwischen dem Zuviel und Zuwenig wandeln; denn eben dies ist's, was dem Ungestüm der Jugend gewöhnlich das Schwerste ist; und eben diese Verschmähung weiser Mittelbahn ist's, was den frühesten Stoff zu Krankheiten oder zu vorherrschenden gefährlichen Neigungen und Leidenschaften erzeugt. Am meisten verwahret sie vor jeglicher Verweichlichung; nur Uebung der Kräfte vermehrt die Kräfte; nur wer gewohnt ist, jeder Witterung, dem Uebel jeder Zeit Trotz zu bieten, dem schaden die Stürme des Lebens nicht, und nicht die Entbehrungen, welche er leiden muß. In Städten und Ländern, wo Verzärtelung und Ueppigkeit daheim sind, begegnet ihr auch den häufigsten Krankheiten. Unter einem abgehärteten Volk, dem Sitteneinfalt heilig ist, wo weder das Beispiel noch der Reiz zur Wollust gemein ist, gehören kränkliche Menschen zu den Seltenheiten; Selbstmörder sind unbekannt. Wie mag ein gesunder Geist in einem kräftigen Körper, der die Unannehmlichkeiten des Tages ruhig besieht, Unlust am Leben fühlen, das der Freuden so viele bietet? Nur der Entnervte, der durch Verzärtelung allzureizbar Gewordene, der mit Wollüsten Uebersättigte und durch Vergeudung seiner Kräfte Abgestumpfte mag zuletzt das Leben eine Bürde heißen.

Also mögen kränkliche Umstände des Leibes oft zu unnatürlichen Geistesstimmungen Anlaß geben; aber auch der Geist hat, unabhängig vom Körper, seine Krankheiten, die ihn, bei schrecklicher Entartung, zum Wahnwitz und Selbstmord, und beiweitem öfter noch als jene durch den Körper entsprungenen Uebel, leiten.

Alle solche von dem Gesundheitszustande des Leibes unabhängigen Geisteskrankheiten bestehen aber in der übermäßigen Werthschätzung gewisser irdischer Annehmlichkei-

ten. So ist Unmäßigkeit in den Handlungen der Seele folglich nicht minder gefährlich, als Unmäßigkeit in Rücksicht des Körpers ist.

Unter den irdischen Glücksgütern, welche für den Menschen vorzüglichen Reiz haben, stehen Schönheit, Reichthum und Ehre obenan.

Die Schönheit verführt den Menschen zu einer übermäßigen leidenschaftlichen Liebe gewöhnlich in jenem Alter, wo der Geschlechtstrieb am regesten, und die Einbildungskraft am mächtigsten ist. Daher werden durch sie gewöhnlich nur junge Leute das traurige Opfer. Die Werthschätzung einer geliebten Person artet in diesem Alter um so leichter in zerstörenden Wahnsinn und zum Selbstmord aus, je feuriger da noch der Drang des Blutes, je merkbarer da noch das Gefühl wachsender Kräfte, und je geneigter da noch das unerfahrne Gemüth ist, allen Hindernissen die Stirn zu bieten. Die leidenschaftliche Liebe, wie jede Leidenschaft, ist an sich selbst schon eine Art Wahnsinns. Es ist nicht die Schönheit des geliebten Gegenstandes, sondern die eigene träumerische Vorstellung und Erhöhung derselben im Gaukelspiel der Einbildungskraft, was die Leidenschaft nährt und den Wahnsinn hervorbringt, und zuletzt Leben und Tod gleichgültig macht.

Es gibt kein Mittel, das Erwachen einer heftigen Geschlechtsliebe zu hindern — denn die Natur selbst weckt den Trieb —, aber es gibt Mittel, die Entartung solcher Empfindungen zu verhüten, und das wirksamste aller Mittel liegt in einer weisen Erziehung.

Es liegt darin, daß man dem jungen Menschen schon frühzeitig die ehrwürdigsten Angelegenheiten der Menschen am theuersten macht. Ehrfurcht vor der Gottheit, Liebe zur Gottheit, religiöse Ausübung unserer Pflichten und die erhabene Bestimmung des unsterblichen Geistes sei ihm das Heiligste. Wurden diese Gedanken, diese Gefühle frühzeitig, schon von den Kindheitstagen an, in ihm vorherrschend gemacht: so werden sie auch in der gefährlichsten Stunde, mitten durch den Sturm empörter Leidenschaften, ihre Stimme hören lassen, und den verirrten Geist zu seinen eigenen Gesetzen zurückrufen. Es wird eine höhere Liebe, als die Geschlechtsliebe, ihre Rechte immer geltend machen; es wird das dankbare Andenken an Aeltern und theure Verwandte die wilden Ausbrüche der Leidenschaft mildern.

Ein anderes Mittel, welches die Erziehung darbietet, liegt in der vorsichtigen ersten Behandlung junger Leute, welche von Natur schon eine lebhafte Einbildungskraft erhalten haben. Alles, was die Einbildungskraft besonders reizt und nähret, zum Nachtheil aller Seelenvermögen, ist dem phantasiereichen Kinde gefährlich. Beschäftiget vorzugsweise seinen Verstand, seine Urtheilskraft, seinen Scharfsinn, sein Gedächtniß. Die Uebung dieser Gemüthseigenschaften wird das Ueberhandnehmen des Einbildungsvermögens am kräftigsten beschränken, ohne es darum zu tödten. Entfernt euer Kind von allem dem, was die Phantasie auf irgend eine Weise erhitzen kann: Erzählungen aller Art, die allzulebhafte Theilnahme erwecken; Bücher, welche nur Werke der Phantasie sind, Schauspiele, Romane, Gedichte, welche statt der wirklichen Welt eine eingebildete geben und die Vorstellung für Gegenstände erhitzen, die nirgends als in Träumen vorhanden sind.

Die meisten Selbstmörder aus Liebe, so wie diejenigen, welche durch solche Leidenschaft den Gebrauch ihres Verstandes gänzlich einbüßten, geriethen in dieses Unglück durch eine übermäßige Ausbildung und Reizung ihrer Einbildungskraft zum Nachtheil anderer Seelenkräfte. Nur harmonische Entfaltung aller Seelenvermögen, so daß die edlern (Urtheilskraft und Scharfsinn) die vorwaltenden, die geringern hingegen (Einbildungskraft, Gedächtniß, Empfindsamkeit) die untergeordneten und gehorchenden sind — nur solche harmonische Entfaltung begründet die Gesundheit der Seele dauerhaft.

Eben so viele Selbstmorde, als die ungeregelte Leidenschaft der Geschlechtsliebe und die dadurch überspannte Einbildungskraft verursachte, hat auch die übermäßige Werthschätzung des Reichthums veranlaßt. Schon Unzählige, die sich dem Laster des Geizes ergaben, legten Hand an ihr Leben, wenn sie durch irgend einen bedeutenden Verlust ihres zusammengescharrten Vermögens nun die ganze Mühe ihres Lebens vereitelt sahen, oder in die verzweiflungsvolle Furcht geriethen, ihre Tage im Elend hinschleppen zu müssen. Wer Geld und Gut nicht um des Gebrauchs willen liebt, welchen man davon für sich

und Andere machen kann, sondern diese Schätze um ihres Selbsts willen liebt, sie nicht als Mittel, sondern als Zweck hoch ehrt, für die es allein der Mühe werth ist, zu leben, der verdient geizig genannt zu werden. Die übertriebene, an Wahnsinn grenzende Hochachtung des Reichthums ist eine krankhafte, einseitige Richtung des Geistes — eine Abstumpfung der Gefühle für alles Edlere im Leben, und endet daher oft, bei Unglücksfällen, mit Hinwegwerfung des Lebens oder mit Verrücktheit.

Gewöhnlich wird zu dieser einseitigen Geistesrichtung ebenfalls schon in der Jugend der Grund gelegt, indem Aeltern und Erzieher entweder selbst dem Kinde eine hohe Vorstellung vom Werth des Reichthums beibringen, ihm denselben als einen Hauptzweck des Lebens darstellen, es nicht lehren, denselben durch weisen Gebrauch nur als ein nützliches Mittel zu betrachten — oder, wenn sie zu wenig auf die Neigung manches Kindes achten, welches am Einsammeln und Aufbewahren glänzender Kleinigkeiten, an fruchtlosem Sparen ein ganz besonderes Wohlgefallen findet, und den meisten Schmerz äussert, wenn es, um Andern Freude zu machen, von seinem kleinen Eigenthum mittheilen soll. Ja, die Thorheit der Erzieher bestärkt wohl noch zuweilen das Kind in diesem engherzigen Sinn, in diesem kleinlichen, eigennützigen Hang der Sparsucht und des Vielhabens, indem man es mit Lobsprüchen beehrt und aufmuntert, und dagegen den Leichtsinn und die verschwenderische Freigebigkeit Anderer als Laster nebenanstellt. O wie viele unvorsichtige Erzieher legten durch ihre Unachtsamkeit schon den Grund zum lebenslänglichen Elend eines künftigen hartherzigen, golddürstigen, für alles Gemeinnützige und Gute, zu dem er beitragen sollte, gefühllosen Geizhalses! Wie viele Aeltern erweckten durch tadelnswerthes Lob im Kinde jene übermäßige Werthschätzung irdischen Gutes, welche den Mann nachher zur Verzweifelung und zum Selbstmorde riß!

Am allergemeinsten aber ist unter den Ursachen des Selbstmordes der falsche überspannte Ehrgeiz.

Allerdings soll uns die Hochachtung unserer Mitmenschen theuer sein; je mehr Liebe und Achtung uns umringt, je größer ist unser Wirkungskreis, je tiefer treten wir gleichsam ins Leben selbst ein. Allein das Streben nach Ehre hat eine falsche Richtung genommen, sobald uns mehr an dem gelegen ist, was die Leute von uns sagen, als an der Tugend selbst, derentwillen wir Achtung fordern könnten; unser Streben ist falsch, so bald wir die Ehre selbst zum Hauptzweck und nicht zu einem Mittel machen, wodurch wir um so wohlthätiger wirken können, je mehr Menschen Vertrauen in uns setzen; unser Streben ist falsch, wenn wir in Dingen Ehre suchen, die zufällig, aber weder Eigenschaften unsers Geistes noch unsers Herzens sind. In diesem Augenblick beginnt die Verkehrung der Begriffe, die Verwirrung des Verstandes. Nicht das Amt, nicht die hohe Stelle kann einen Mann ehren, sondern er soll durch seine Tugenden das Amt ehren und glänzender machen. Nicht der Reichthum kann und mag den Besitzer ehren, sondern der Eigenthümer soll seinen Reichthum durch den weisen Gebrauch ehren, welchen er davon macht. Der Weise und Tugendhafte, wenn er von den bürgerlichen Ehrenstellen verdrängt wird, ist darum nicht minder ehrwürdig, mag ihn auch der Pöbel verkennen; der Bösewicht und Unwissende im hohen Amt ist nicht minder verächtlich, mag sich auch der Schmeichler kriechend vor ihm beugen. Der edle Mann, wenn er verarmt, ist darum nicht minder edel und geachtet, mag er gleich nicht durch Glanz die Augen der Gaffer auf sich ziehen. Der Niederträchtige oder Thor ist in der Fülle großen Reichthums darum nicht minder verächtlich, mag ihn auch das Heer feiler Schmarotzer umgaukeln.

Nur Herz und Geist adeln, nur Verdienst und Tugenden sind ehrwürdig. Wer sich durch Amt und Würde allein geehrt fühlt, und nicht in das, was er im Herzen und Geiste werth ist, den höchsten Preis des Lebens setzt, sondern in das, was die Leute von ihm halten, was ihm Menschengunst, Glücksspiel und Zufall gaben, der eilt mit verirrten Begriffen falschen Zielen nach, und je leidenschaftlicher, je näher der Untergang.

Raubet einem solchen, dem das Urtheil des blinden Haufens das höchste Gut, die Gottheit seines Lebens ist, einen Theil oder das Ganze seines Vermögens — nehmet ihm seine bürgerliche Würde, sein Ordensband, nehmet ihm die Achtung seines Geburtsortes und Aufenthaltes, weil er

sich durch irgend einen Fehltritt schuldig machte, und er wird mit dem Verlust seiner Gottheit das Leben ferner zu besitzen verschmähen: er wird Selbstmörder, weil er wahnsinnig an verkehrten Begriffen hing.

Wie viele Opfer schlachtete sich schon der falsche Begriff von Ehre, die Furcht vor dem ungünstigen Urtheil der Leute! Und wer mag es läugnen, daß auch diese schrecklichen Schauspiele durch unzweckmäßige Erziehung verursacht sind, da man Kindern wichtiger machte, auf das, was die Leute sagen würden, zu achten, als auf das, was Gott und unser Bewußtsein uns von uns selbst sagen!

Jeder falsche Begriff, jeder Irrthum, wenn er lange genährt und wirksam auf unsere übrigen Vorstellungen und Handlungen wird, ist Keim und Anlage zu einer Gemüthskrankheit. Jeder Widerspruch gegen das Wahre, jede Verletzung der einfachen Naturordnungen bringt Zerstörung und Untergang.

Gott! ewig und ehern und heilig sind Deine Ordnungen; schauderhaft die Wirkungen, welche aus einer Empörung wider dieselben entspringen. Laß mich Wahrheit suchen in allen meinen Wegen, und in Eintracht wandeln mit Deinen Gesetzen! Laß mich beständig eingedenk sein, daß dieses Leben nur dann seinen höchsten Glanz vor uns entfaltet, wenn wir den wahren Werth unsers Daseins mit Klarheit einsehen; daß aber die höchsten Güter dieses Daseins nicht das Irdische sind, sondern was ewig und unsterblich in dem unsterblichen Geiste lebt: Weisheit, Tugend, Seelenadel!

Mit Ernst will ich über mich wachen, daß keine andere Lust in mir mächtig werde, als die, nach Deinen Gesetzen zu leben. Nur Du, Allerheiligster, Du bist mein Gott, und ich will keinen andern Gott neben Dir anerkennen; nicht Sinnentand und Sinnenkitzel, nicht Schönheit, nicht Ruhm, nicht Pracht. Nur Du bist mein Gott, nur in Dir ist mein Reichthum, mein Ruhm und das Glück meines Lebens!

XLIII.

Todtenerscheinungen und Ahnungen.

Luk. 24, 39.

Messias kam. — Die falschen Weisen Verschwanden! Gott, Dich muß man preisen, Der Du uns Deine Wahrheit gibst!

Doch wem — wem gabst Du Deine Rechte?
Dem wankelmüthigsten Geschlechte.
Das ist es, das so sehr Du liebst?
Kaum aus der Nacht hervorgezogen,
Verachtet Deine Welt ihr Glück,
Und hält gleich einem losen Bogen,
Und fällt in ihre Nacht zurück.

Sie läßt sich Deine Wahrheit rauben:
Jahrhunderte voll Aberglauben!
Voll Gräu'l! für die Vernunft voll Hohn!
Entweiht klagt die Religion.
Der Wahn von Juden und von Heiden
Muß sich in Christi Lehre kleiden,
Und — wehe! — triumphirt noch heut
Mit Jesu Wort und Licht im Streit!

Es gehört zu den Seltsamkeiten unserer Tage, daß nicht nur unwissende Leute, von mangelhafter Erziehung, falsche Vorstellungen von den Eigenthümlichkeiten und Kräften der Natur haben, sondern die in mancherlei Dingen große Kenntnisse und Geschicklichkeiten erworben haben mögen, welche in die thörichtsten Vorurtheile der unwissendsten Zeitalter, in die längst und mit Recht verspotteten Aberglauben aller Art wieder eintreten.

Dies rührt, wie es scheint, wohl vornehmlich daher, daß Manche, welche in ihrem Eifer für Licht Anfangs zu weit gegangen waren, auch hin und wieder eine gesunde Aehre unter die Spreu geworfen und Alles und Jedes, was ihr Verstand nicht begriff, was mit ihren Naturkenntnissen nicht ganz übereinstimmte, für Irrthum und Aberglauben erklärt hatten. Dadurch wurde Andern wieder die Arbeit solcher, welche Aufklärung verbreiten wollten, sehr verdächtig. Wo Verdacht einkehrt, wandert das Zutrauen aus. Man hielt das Verworfene nachmals für wichtig genug, neu aufgehoben zu werden. Man prüfte von neuem, und je nachdem einzelne solcher Prüfer eine lebhafte, zu Schwärmereien geneigte Einbildungskraft, einen reizbaren Nervenbau hatten, oder nicht, nahmen sie von ungeistlichen und altvettelischen Fabeln, vor welchen Paulus (1 Tim. 4, 7.) warnt, mehr oder weniger in ihren Glauben auf.

Eine andere Quelle dieses Uebels scheint auch die zu sein, daß es heutiges Tages leichter ist, als vor Zeiten, seine eigene Meinungen durch Druckschriften schnell zu verbreiten. Es schreiben nun Viele über Dinge, worin ihnen gründliche Kenntnisse abgehen, Bücher, deren ganzes Verdienst oft nur in der Anmuth der Schreibart und der Wahrscheinlichkeit besteht, mit welcher sie

ihre Einbildungen und Muthmaßungen auszuschmücken wissen. Da nun aber der größte Theil von denen, die solche Schriften lesen, weder Scharfsinn genug hat, Trugschlüsse der Schriftsteller zu zerstören, noch Kenntniß und Erfahrung genug besitzt, Träumereien zu widerlegen; da ferner in jedem Menschen die geheime Neigung zu Allem lebt, was den Reiz des Wunderbaren führt: so kann man sich leicht erklären, wie der Glaube an Gespenster, Geistererscheinungen, Hexerei, Kobolde, Ahnungen und dergleichen nicht nur im unwissenden Volkshaufen, sondern selbst unter vielen Personen, die einen bessern Unterricht genossen, mehr oder minder herrschend bleibt.

Es ist bekannt, daß schon die Juden zur Zeit unsers Erlösers Jesu Christi vielen solchen Aberglauben von den Heiden aufgenommen hatten, mit denen sie, als Nachbarn, im täglichen Verkehr standen, oder unter deren Oberherrschaft sie, wie z. B. in Zeiten der babylonischen Gefangenschaft, gestanden waren. Die Juden waren damals selbst den heidnischen Römern als ein äusserst abergläubiges Volk bekannt und verächtlich. Christus fand bei den Juden den Glauben an Erscheinungen und Gespenster, an Umherwandeln von mancherlei Teufeln, denen sie verschiedene Namen gegeben hatten, üblich. Wollte er mit ihnen reden, wollte er sich ihnen verständlich machen, so mußte er nothwendig in der Sprache, in der üblichen Vorstellungsart dieses in Unwissenheit gerathenen Volks reden. — Weil in der heiligen Schrift, selbst in den Reden Jesu, die Vorstellungsart der Juden aufgenommen worden ist, nicht als wahrhaft, sondern als üblich: so hat dies in spätern Zeiten Manchen verleitet, das, was die Juden von den Heiden erlernt hatten und glaubten, oder das, was bei ihnen in ihrer Art zu denken üblich war, auch für wahrhaft zu halten.

Solche Arten des Irrthums auszurotten überließ Jesus, Gottes Sohn, der Kraft seiner hohen Lehre, vor welcher einst solche Traumgestalten schwinden würden, wie die Nachtschatten vor der aufgehenden Sonne. Menschenlehren läutern sich selber. Denn auch bei dergleichen Wahn kann man ein frommer, tugendhafter Mensch sein und in seinen Gesinnungen wohlgefällig vor Gott. Ohnedem hat jedes Zeitalter seine Schwächen und Lieblingsirrthümer, die so lange behauptet werden, bis sie durch bessere Einsichten verschwinden. Jesus führte sein hohes Lehramt nur drei Jahre. In so kurzer Frist hatte er unendlich erhabenere Dinge zu vollbringen. Er unterschied die Irrthümer des Verstandes, die an sich niemals Sünde sind, von den Verirrungen des Herzens. Von diesen letztern wollte der Messias die Menschheit befreien und sie zu Gott zurückleiten. Daher eiferte er mehr gegen die Sünden der Welt, als gegen die mangelhafte Kenntniß der Natur und ihrer Kräfte. Er liebte daher die Kinder, weil sie noch rein von den Lastern und bösen Gewohnheiten der Erwachsenen sind, ungeachtet der kindliche Verstand arm an Erfahrungen, noch reich an Irrthümern ist.

Heutiges Tages, da wir seit Jesu Tagen schon eine Erfahrung von beinahe zweitausend Jahren mehr haben, ist der Glaube an Gespenster, Kobolde, Hexen, Zaubereien, Teufelsbündnisse, Bannungen böser Geister, ziemlich verschwunden. Er erhält sich nur noch bei den Aermsten und Niedrigsten im Volke, die keine Gelegenheit hatten, in guten Schulen bessere Erkenntniß zu sammeln, und solche Fabeln von ihren unwissenden Verwandten hörten. Denn die ersten Christen waren ja entweder Juden oder Heiden. Als diese die Lehre vom Kreuz annahmen, vergaßen sie darum nicht die Mährchen der Vorwelt. Sie behielten ihren Aberglauben, gegen welchen die Lehrer der Religion weniger, als gegen die herrschenden Sünden oder gegen Abgötterei predigten. So pflanzte sich denn, doch immer abnehmend, der Aberglaube von Kindern zu Kindeskindern bis auf unsere Zeiten fort.

Am häufigsten glaubt man wohl unter uns noch an die sichtbaren oder fühlbaren Wiedererscheinungen verstorbener Personen. Man glaubt daran, ungeachtet von allen jetztlebenden Menschen keiner ist, der das Glück gehabt, einen abgeschiedenen Freund aus dem Reiche der Geister zurückkehren zu sehen. Um sich auch nur die Möglichkeit solcher Wiedererscheinungen darzuthun, erdichtet man neue Mährchen von einem besondern Aufenthaltsort der Seelen nach dem Tode, ehe sie von Gott gerichtet sind. Man läßt sie bald unter der Erde, bald in der Luft wohnen. Aber wer hat diesen Träumern solche Offenbarungen gebracht? Oder wer von ihnen hat das Schicksal des Geistes

gesehen, wenn er von seiner irdischen Hülle getrennt ward? — Kein Sterblicher. Dies ist das Geheimniß Gottes, des liebenden Vaters. Aber wahrlich, er weiß seinen Kindern, den Geistern der Verstorbenen, wohl edlere, würdigere Beschäftigungen nach dem Tode ihres Leibes, als sie zwecklos umherfahren zu lassen, die Ruhe und Glückseligkeit einiger Lebenden zu stören. — Und wenn man auch vielerlei Erzählungen von wiedererscheinenden Verstorbenen gesammelt hat: so sind diese Erzählungen in sich selbst unwahrscheinlich; meistens von Leuten, welche sich durch eine allzulebhafte Einbildungskraft selbst betrogen, oder in Furcht und Schrecken Dinge sahen, die gar nicht vorhanden waren, oder etwas, das sie wahrnahmen, ganz anders auslegten, als es im natürlichen Zusammenhange der Dinge lag.

Was den Glauben an das Wiedererscheinen verstorbener Personen noch besonders begünstigt, ist die dem Menschen eigene, natürliche Furchtsamkeit, besonders im Dunkeln. Diese Furchtsamkeit äussert sich schon in den ersten Kindestagen, wo man noch keine Vorstellung von Gespenstern hat. Jeder Mensch, und sohin auch das Kind, hat vor allem Fremdartigen eine wohlthätige Schüchternheit. Im Dunkeln aber wird, wegen des höchstdürftigen Lichts, das auf die umstehenden Gegenstände fällt, Alles undeutlich, verworren, ungewöhnlich. Selbst das Bekannteste gewinnt ein anderes Ansehen. So erschrickt das Gemüth leicht. Man glaubt sich unsicher. Die Einbildungskraft sieht die Gefahr größer, als sie ist. Man hat im Leben so wunderbare Gestalten nie gesehen, als hier sich in der Dämmerung zu bilden scheinen. Man wird geneigt, sie für etwas Ueber- oder Unterirdisches zu halten. Die Erinnerung an die Todten, deren Anblick immerdar für die lebensbegierige Menschennatur etwas Schauderhaftes hat, erwacht, und das Gespenst oder die Erscheinung eines Verstorbenen ist sogleich gemacht.

Es wäre nicht nöthig gewesen, daß noch verschmitzte oder schadenfrohe Leute, welche von der Schreckhaftigkeit Anderer Nutzen ziehen wollten, hinzugekommen wären, um durch kecke Betrügereien und Vermummungen die Furchtsamkeit der Abergläubigen zu vergrößern. Sie ist es schon genug durch sich selbst.

Diese Furchtsamkeit wird leicht auf die Kinder fortgepflanzt, besonders durch künstlich-grausenhafte Erzählungen. Die ersten Eindrücke auf jugendliches Gemüth und Gedächtniß sind bekanntlich die tiefsten und bleibendsten. Daher sind gar oft selbst betagte, einsichtvolle Leute, wenn sie auch fern von allen Thorheiten des Aberglaubens sind, nicht immer im Stande, sich des Grauens und einer unwillkührlichen Bangigkeit zu erwehren vor Dingen, an deren Dasein sie nicht glauben können. So tief haftet in ihnen das, womit man in Kinderjahren ihre Einbildungskraft in Schrekken gesetzt hat.

Da nun solche Furchtsamkeit von eingebildeten Uebeln in der That oft Freuden, Frieden, Ruhe und heitern Genuß des Lebens stört, ist es christliche Pflicht, sie auf jede Art zu vermindern. — Auch Jesus Christus, unser Aller Meister, unterließ es nicht. Als er nach seiner Auferstehung zu seinen Jüngern trat, die ihn noch im Grabe glaubten, und sich vor ihm entsetzten, weil sie glaubten, er sei ein Geist, widerlegte er ihnen die Thorheit ihrer abergläubigen Gedanken mit wenigen Worten. „Was seid ihr so erschrocken," sprach er zu ihnen, „und warum kommen solche Gedanken in eure Herzen? Sehet meine Hände und meine Füße. Ich bin es selber. Fühlet mich und sehet! — Denn ein Geist hat nicht Fleisch und Bein, wie ihr sehet, daß ich habe." (Luk. 24, 38. 39.)

Man kann nichts durch die Sinne wahrnehmen, als das Sinnliche, Irdische. Der Geist des Menschen aber ist ganz das Entgegengesetzte vom Irdischen und Körperlichen. Wie kann man nun sehen das, was unsichtbar, und fühlen, was unfühlbar ist? Es fehlt nicht an Träumern, welche, im vollen Widerstreit mit Jesu Worten, den Geistern abermals einen Körper erdichten, wie den menschlichen gestaltet. Aber wer hat ihnen die Offenbarung gegeben? Noch mehr, sie geben solchen luftigern Körper sogar, menschlichen Weise, ein Gewand und Kleid, als wenn sich unser Linnen- und Wollenzeug, oder unsere Kleidersitte auch im Reiche der Geister befände. Es ist ein Beweis von der erstaunenswürdigen Schwäche und Leichtgläubigkeit des menschlichen Verstandes, an solchen sinnlosen und sich selbst widerlegen-

den Fabeln nur einen Augenblick lang Geschmack zu finden.

Aber, Dank sei es den Fortschritten der gesunden Vernunft; Dank sei es den sich immer verbessernden Unterrichtsanstalten für die Jugend; Dank den immer heller werdenden Einsichten in die Natur und derselben Kräfte: jene Traumbilder des Aberglaubens werden mit Recht schon von den meisten Christen verlacht und verworfen.

Dahingegen erhält sich der Glaube an Ahnungen von Sterbenden, an Vorherkündungen gewisser Begebenheiten der Zukunft, allgemein.

Allerdings läßt sich nicht läugnen, daß wir in Erforschung der Naturgeheimnisse noch Lehrlinge sind, und daß wir Manches, was uns unbegreiflich scheint, nicht eben deswegen gänzlich hinwegläugnen müssen. Wir wissen jetzt z. B., daß die menschliche Seele, die sich zu ihren Werkzeugen im Irdischen besonders der Nervengeflechte bedient, auch über die Nerven hinaus empfinden kann. Wir wissen, daß in gewissen Zuständen von Nervenkrankheiten der Mensch erhöhtes Vermögen besitzen kann, entfernte Dinge wahrzunehmen, die Meilen weit von ihm getrennt sind. Wir wissen, daß bei einem zerrütteten Nervenzustande manche Personen auch mit festgeschlossenen Augen sehen, bei geschlossenen Gehörwerkzeugen hören können. Wir haben die Beispiele an den sogenannten Nachtwandlern, welche beim festen Schlaf ihres Leibes Dinge verrichten, die sie im wachenden Zustande ihres Leibes nicht auszuführen im Stande wären. Hier zeigt sich also ganz offenbar eine Wirksamkeit der Menschenseele, ganz unabhäng von ihren äussern Sinnen. Aber eigentlich sind es ja auch nicht die Augen, welche sehen, die Ohren, welche hören, sondern die Seele ist's, welche sieht und hört und wahrnimmt durch die Nerven, die sich über die ganze Oberfläche des Leibes ausbreiten und am meisten gegen die Sinnenwerkzeuge des Geruchs, Gefühls, Gehörs, Geschmacks und Gesichts verdoppeln. Man weiß sogar, daß es Nervenkrankheiten gibt, in welchen ein Gesunder dem Kranken gewissermaßen von seiner Lebenskraft mitzutheilen fähig ist, und daß er, je mehr von seiner Lebenskraft in den Kranken übergegangen ist, dadurch eine Art von Macht erhält, bloß durch seinen Willen und Gedanken den Willen und Gedanken des Kranken zu beherrschen.

Die unzweifelhaften Erfahrungen bestätigen also die Möglichkeit einer engen Verbindung, einer Einwirkung der Seelen auf Seelen, ohne Dazwischenkunft körperlicher Hilfsmittel. Und in so fern ist auch das, was wir Ahnungen, Vorherkündungen und dergleichen mehr nennen, wohl etwas Gedenkbares.

Allein alle jene unzweifelhaften Erfahrungen haben uns nichts Anderes bewiesen, als daß die menschliche Seele, in gewissen Krankheiten, ein erhöhtes Wahrnehmungs-Vermögen besitzt, nicht aber, daß sie eine Kraft hätte, auf Körper ausser ihrem Leibe zu wirken. Die Seele ist geistigen Wesens, und auf Körper kann sie nur vermittelst ihres eigenen Körpers wirken. Folglich ist von solchen vermeinten Ahnungen nichts zu halten, und eben so wenig von Vorherbedeutungen gewisser Schicksale, wenn die Zeichen davon uns irdisch oder körperlich erscheinen. Seelen wirken nur sich mittheilend auf Seelen; Körper nur sich mittheilend auf Körper; Geist nur sich mittheilend (durch die Sprache) auf Geister. Ohne Körper aber ist auch keine hörbare Sprache möglich.

Wer sich also rühmt, Ahnungen gehabt zu haben, kann sie nicht ausser sich gehabt und gesehen, sondern im Innern seiner Seele empfunden haben. Und wenn sich dieselben nun auch nicht gänzlich verwerfen lassen, bleibt doch unmöglich, immer genau zu erkennen, welche Empfindung Ahnung gewesen sei und welche nicht. Denn der Wechsel der Gefühle im Menschen ist zu schnell und vorübergehend, als daß er fähig sein könnte, sich darüber deutlich Rechenschaft zu geben. Wir werden uns in dem, was wir für Ahnungen und Vorherkündungen ansehen, tausendmal täuschen, ehe wir einmal richtig sehen. Es geschieht auch gewöhnlich, daß die, welche eine Ahnung gehabt zu haben glauben, es erst hinterher erkennen, wo ihnen die Vorherkündung nicht mehr, weder zum Guten noch Bösen, etwas frommen kann. Denn das ist der Wille des Herrn: der Sterbliche soll nicht das Zukünftige vorhersehen, damit er desto harmloser und freier handle, nicht aus Furcht und Schrecken, sondern aus inniger Liebe zu Gott und Menschen.

Darum ist es Pflicht, weder auf soge-

nannte Ahnungen und Vorzeichen viel Acht zu haben, noch ihnen einen besondern Werth beizulegen. Denn theils würden wir uns dabei nur allzuoft mit Einbildungen täuschen, theils weniger aus wahrer Gottesfurcht und Nächstenliebe, als aus Eigennutz und Besorgniß handeln. Noch größere Pflicht aber ist es, alle schreckhafte Bilder der Einbildung und die eitle Furcht vor Erscheinungen abgeschiedener Geister von uns zu verbannen. Denn Christus Jesus, der Göttliche, hat uns die Unmöglichkeit solcher Erscheinungen an sich selbst dargethan. Seine Worte zu den erschrockenen Jüngern sagten nichts Anderes, als: Wäre ich ein Geist, so würdet ihr mich wahrlich nicht sehen und nicht fühlen.

Um sich der thörichten Fabeln und der eiteln Furcht vor denselben ganz zu entschlagen, auf daß damit nicht länger die innere Zufriedenheit, die Gesundheit des Körpers, die häusliche Glückseligkeit gestört werde, ist es am zweckmäßigsten, derselben nie zu gedenken; und wenn sich unwillkührlich solche Gedanken aufdrängen, alsbald Zerstreuung zu suchen. Man denkt erst, was man fürchtet; und was man fürchtet, pflegt man dann erst zu sehen. — Die bloße Entwöhnung von einem Gegenstand ist oft hinreichend, uns ihn fremd und unser Urtheil über ihn unbefangener und sicherer zu machen. So lange man durch Furcht bewegt wird, ist jedes Urtheil unzuverlässig.

Nicht minder wichtig ist es, daß wir nicht alsbald jeden Vorfall, den wir auf der Stelle zu erklären unfähig sind, einer übernatürlichen Ursache zuschreiben. Denn wir haben zahlreiche Beispiele, daß Begebenheiten, welche höchst wunderbar schienen, und selbst einsichtvolle Menschen in Erstaunen setzten, zufällig erst lange Jahre nachher auf die natürlichste Weise erklärbar und begreiflich geworden sind. Wer in Allem, was ihn befremdet, sogleich Einmischung oder Spiel höherer Wesen und Wunder sieht, setzt sich der Gefahr aus, mit Recht wegen Unverständigkeit oder Unerfahrenheit getadelt zu werden, und wirkt mit seinem Wahn nachtheilig auf schwache Gemüther und unwissende Personen.

Daher ist jedem Christen wichtig, besonders auf die Behütung der Jugend vor den falschen, aberglaubischen Mährchen Acht zu haben. Es ist Pflicht, Kindern früh Muth und Zuversicht einzuflößen; ihnen alles Wunderbarscheinende so natürlich zu erklären, als man dazu fähig ist; von Allem, was sie erschreckt hat, das Schreckbare hinwegzuziehen, daß sie in Zukunft beherzt, getrost und vorurtheilsfrei einherschreiten, des Nachts wie am Tage. Vor allen Dingen vermeide man, ihnen in den ersten Lebensjahren von Hexen, Gespenstern, Todtenerscheinungen und andern Erdichtungen des furchtbaren Aberglaubens hören zu lassen; man verbiete dem Gesinde, ihnen je von solchen Thorheiten zu erzählen; man verbiete ihnen, auch nur im Scherz durch irgend ein Schreckensbild Angst und Furcht einzuflößen. Wer solches thut, macht sich schwerer Verantwortlichkeit schuldig, denn er legt den Keim zu vielerlei spätern Uebeln und Selbstpeinigungen in das zarte, jugendliche Gemüth. Und kann es endlich nicht länger vermieden werden; erfährt ein Kind durch unvorsichtiges Geschwätz von den albernen Erfindungen des Aberglaubens: so sollen wir, wie Jesus Christus seinen Jüngern gethan, durch einfache Beweise die Richtigkeit solcher Einbildungen darthun.

Wie viel Irthum ist in der Welt noch wider der Menschen Willen! Wer nun wissentlich Irrthum verbreitet, ist er nicht ein Mörder an der Vollkommenheit der Geister auf Erden? — Gott ist der Vater des Lichts und der Wahrheit; lasset uns ihn ehren durch Verbreitung der Wahrheit und des Lichts! Amen.

XLIV.

Guter Name nach dem Tode.

Jes. 26, 19.

Wenn wir unsern Lauf vollenden,
Wenn wir unsre Seele nun
Uebergeben Deinen Händen,
Bald in Deinem Schooße ruh'n:
Ach, dann werde unser Name
Hier noch manches Guten Same,
Werde nicht, gleich unserm Staub,
Früh des Todes eitler Raub.

Wenn nicht Haß und Neid mehr kränken,
Mißgunst längst geschwiegen hat,
Werde unser Angedenken
Noch ein Keim zu guter That!
Werd' auf seinen Pilgerwegen
Noch des Enkels schöner Segen,
Und in unserm Siegerkranz
Eine Perle voller Glanz!

Einsame Gräber! ihr stillen, niedrigen Bewahrungsörter zerbrochener Seelenhullen, ihr geheimnißvollen Hügel, deren Gras die Thränen der Wehmuth so oft benetzten, — wer wendet aus der Ferne den Blick zu euch hinüber, oder wer wandelt neben euch hin, ohne von einer ernsten Empfindung durchschauert zu werden?

Gern betrachte auch ich euch. Nicht aus banger Furcht, daß vielleicht auch einst in den Reihen eurer stummen Bewohner mein Leichnam ruhen werde, — nicht aus Schwermuth und um den Empfindungen geheimer Leiden ungestört nachzuhängen, — nicht aus Lebensmüdigkeit betrachte ich euch gern: sondern weil es der Seele des Christen wohlthut, in euch die untergegangene Wirklichkeit zu sehen, und von euerm Staube empor mit verklärtem Blick in das Ewige zu schauen.

Hier ruhen Alle! Dahin kam zuletzt mit allen seinen Anstrengungen der Habsüchtige, und eine Hand voll Erde genügt ihm, die ihn deckt! — Dahin der weichliche Müßiggänger, dem die zartesten Kissen einst zu hart waren; er liegt wohlgebettet in des Bodens Schoos! — Dahin der Unzufriedene, der nie mit seinem Schicksale ganz zufrieden sein konnte; nun klagt er nicht mehr, so wenig er auch hat! — Dahin der Ehrbegierige, der nie hoch genug steigen, der nie weit genug herrschen konnte; die weite Welt war ihm sonst zu enge, jetzt ist ihm das enge Grab weit genug!

Wußten sie denn nicht in ihrem Leben, daß hieher zuletzt ihr Gang führen würde? War das also das Ziel ihrer Sorgen, Arbeiten und Lasten, die sie trugen? — Was ist ihnen doch von allen ihren Schätzen, die sie zusammenwucherten, geblieben; von der Schönheit, mit der sie in der Jugend prangten; von der Geschicklichkeit ihrer Kunst und Gelehrsamkeit; von den prächtigen Tüchern, mit denen sie ihren Leib behingen? — Staub und Asche!

Hier ruhen Alle! — Hier seit Jahren, dort seit Jahrhunderten! — Ich gedenke schaudernd der Todten aller Zeiten. Gott, wie viele waren unter denselben, welche sich Deiner Gnade würdig erwiesen, die ihre Bestimmung auf Erden erfüllten, die ganz das waren, was sie hätten sein sollen und sein können? — Und wir leben noch; sehen die Aschenhügel der Todten aller Zeiten; ihr Staub weht um unsern Fußtritt — wir leben noch: aber was sind wir? Vor uns liegt das endliche Ziel alles Irdischen; wir wissen es, aber was sind wir? — Ist es uns ein größerer Ernst mit dem Gedanken an Benutzung unserer edlern Kräfte? streben wir nach Heil und Adel unsers unsterblichen Geistes thätiger, rastloser, als die Todten, welche vor uns entschliefen? Wehe, soll auch von uns zuletzt nicht mehr als von ihnen übrig bleiben — Staub und Asche?

Hier ruhen Alle! — Wer weiß noch von ihnen? wer gedenkt noch derer, die hier vor einem Jahrhundert, oder nur vor fünfzig, auch vor zehn Jahren ins Grab gesenkt wurden? Keiner! Ach, vielleicht weinten damals zärtliche Aeltern in das Grab des ihnen zu früh entschlummerten Lieblings, und ihre Thränen vertrockneten, und sie starben bald selbst und ihr Staub mischte sich zum Staub des Kindes — wer weiß von ihnen? — Hier jammerte damals im Wittwenschleier die trostlose Gattin; hier die in die Welt hinausgestoßene Waise am Sarge des treuen Vaters; hier der Freund um den Freund, die Schwester um die Schwester! — Und Alle, die um die Verschwundenen weinten, sie verschwanden selbst nach kurzer Zeit, und Andere klagten um sie, wie sie um die frühern geklagt hatten. So ging ein Jahrhundert vorüber, wie ein Schattenspiel; eine Gestalt zog der andern nach. Wer kennt sie und weiß noch von ihnen? — Aber Deine Todten werden leben, o Gott, und mit dem Leichnam auferstehen. Wachet auf und rühmet, die ihr lieget unter der Erde: denn Dein Thau ist ein Thau des grünen Feldes, aber das Land der Todten wirst Du stürzen! (Jesaias 26, 19.) Und hat die Welt ihrer vergessen, die vor uns waren, Du, Herr, hast ihrer nicht vergessen. Du hast sie gezählt und geliebt, und deine ewige Liebe ist das Leben des Todten.

Wie Mancher leidet und trauert noch hienieden, und ist trostlos, als wäre der Schmerz und das Leben endlos! — Ist denn dieser Traum des Glückes, der euch gestört ward, einer Thräne Werth? — Was habet ihr des Guten verloren, das euch nicht wieder aufblühen könnte, wenn ihr es mit Weisheit pfleget? Oder was habet ihr unter den Sternen eingebüßt, was euch nicht nach einer flüchtigen Trennung jenseits wieder erscheinen könnte? — Auch die ge-

liebteste Seele, die vor euch hinüberging in die Gefilde der Vollendung, ist nur eine kurze Zeit von euch entfernt, — ihr Entfernen sollte euch aufwecken von der sinnlichen Betäubung, sollte euch erinnern an eure höhere Bestimmung. Wie lange habet ihr noch zu leben bis zur Wiedervereinigung? — Zehn oder vierzig Jahre? Es sind vierzig Augenblicke. — Ihr sehet wehmüthig den Vorangegangenen nach — aber Deine Todten leben, o Herr!

Wie Mancher lebt darauf hin, harmlos um Tod und Ewigkeit! Er sorgt nur für den Augenblick. Er hat keinen Gedanken, als wie er sich kleiden und nähren, wie er Ehre einsammeln, oder sich Vergnügungen schaffen will. — Er hat sein ganzes Dasein auf die kleine Reihe von Stunden zwischen Wiege und Sarg beschränkt, als wohnte in seinem Leibe kein erhabeneres, unvergängliches Etwas, das zu größern Ansprüchen berechtigt wäre.

Fern, wie jene furchtlose Traurigkeit, sei dem christlichen Gemüth dieser gefährliche Leichtsinn, der den Tod des Leichnams zugleich zum Tod der Seele macht! — Ich will leben, — leben nicht für mich, für die Welt, für das Ewige; ich will mehr: auch leben will ich für die Tage auf Erden, da mein Staub von den Lebenden nicht mehr gesehen wird. Nur das vollste, vielfachste Leben des Geistes in allen Beziehungen ist der höchste Schatz des Geistes, welcher sich nach Jesu Sinn gebildet hat.

Man spricht: Wenn ich einst todt bin, was kann mir dann noch das Urtheil der Menschen gelten? Was hilft es mir, daß mein Name noch von den Lebenden gepriesen wird? Oder wie kann es mich da betrüben, wenn sie mich vergessen? Ich weiß von ihnen nicht mehr; nun, so ist es gleichviel, ob denn auch noch Einer, oder Niemand sei, der von mir wisse!

Freund, hast du nie an der Brust eines Geliebten geruht? Hast du niemals die Seligkeit empfunden, geliebt zu werden! — Und, wenn du von dem Herzen getrennt wurdest, welches dir theuer war: gab dir nicht der Gedanke an den Abwesenden, und die Gewißheit, er gedenke dein, auch wenn er dich nicht sehe, ein unnennbar angenehmes Gefühl? — War es, und ist es dir gleichgültig, eben so bald, als du von Freunden abwesend bist, von ihnen vergessen zu sein? — So auch nach deinem Tode. Wem es genügt, nur so lange geliebt zu werden, als er gegenwärtig ist, hat nie wahrhaft geliebt. Wem es genügt, einen guten Namen zu haben, so lange er bei Menschen wohnt, hat die Herrlichkeit der Tugend nie erkannt.

Siehe, noch seit Jahrtausenden verehrt das menschliche Geschlecht dankbar das Andenken großer und guter Sterblichen, die durch irgend eine erhabene Handlung die Wohlthäter ihrer Zeiten, oft selbst der Nachwelt geworden sind. Noch nennt man Moses, den Retter Israels, mit Ehrfurcht; noch verherrlicht David den Herrn der Welt mit seinen Psalmen in tausend Tempeln verschiedener Religionen; noch preisen wir der ersten Jünger Jesu Weisheit und Muth; noch rühmen wir die Standhaftigkeit und Macht der Wahrheit in der Leidensgeschichte aller ihrer Märtirer. Längst ist ihr Staub verweht, ihre Grabstätte unkenntlich geworden — aber sie leben noch, diese Todten, unter uns; sie wandeln noch in unserm Andenken; sie preisen Gott und die Wahrheit noch mit unsern Lippen! Sie athmeten vor Jahrtausenden; aber sie sind noch heute nicht ganz gestorben.

Wenn deine Seele erglühte bei den Erzählungen von den Thaten deiner Vorfahren; wenn du vernahmst, wie sie für ihren Glauben muthig Wohlfahrt und Leben verschmähten; oder für Vaterland und Thron freudig in den Sturm der Gefahren hinaustraten; oder für die Freiheit ihrer Mitbürger edelmüthig das Blut ihres Herzens vergossen — wenn dann ein heiliger Schauer durch dein Gebein drang, oder eine Thräne der Rührung unwillkührlich dein Auge verdunkelte: war es dann auch gleichgültig in dir, ob du ihnen gleichest oder nicht? War es dir gleichgültig, ob auch du nach deinem Tode segnend unter den Menschen fortleben und fortwirken würdest, oder nicht?

Nein, das gewährt uns freilich im Grabe keine Wollust mehr, was der Sterbliche über demselben zu unserer Ehre spricht; aber die Hoffnung, unter unsern Lebensgenossen und Enkeln durch das, was wir im Leben gethan, nach dem Tode segnend fortzuwirken, erhebt schon vor der Sterbestunde unser Herz, und läßt uns gewissermaßen unsere Gottverwandtschaft empfinden.

Freilich, irdischer Ruhm ist ein zweideutiges Gut, und nie des Ruhmes willen sollen wir das Gute thun. Aber unter allen Arten wahrer Ehre ist doch diejenige die uneigennützigste, auf welche wir erst nach unserm Tode Anspruch machen, und von der wir im Leben nicht geniessen oder belohnt werden wollen. Wer für die Tage lebt und aussäet, da er selbst nicht mehr ärnten kann hienieden, liebt wahrhaft das menschliche Geschlecht, und liebt es mehr als sich selbst. So Jesus Christus. Er ging, so lange er irdische Lüfte athmete, im Stande der Dürftigkeit umher. Er that wohl, ihm fehlten Jemand. Er säete die segenvollsten Staaten, aber er ärntete nie. Er gab Liebe, und murrte nicht, wenn ihm Haß zurückgegeben ward. Aber er lebte und lehrte nicht bloß für die, welche zugleich mit ihm auf Erden wandelten, sondern für die spätesten Weltalter. So wirkt er nun noch segnend unter uns durch sein himmlisches Wort. So lebt und webt er noch in uns und Jeder von uns in ihm.

Und aus diesem Beispiel des göttlichen Vorbildes erkenne ich, daß es allerdings auch des Christen Pflicht sei, *für einen guten und rühmlichen Namen nicht nur für die Zeit des Lebens, sondern auch für die Zeit nach dem Tode zu sorgen.*

Wer nur liebt, so lange er geliebt wird; wohlthut, so lange ihm vergolten werden kann; für Andere sorgt, so lange sie für ihn sorgen: der ist ein Selbstsüchtiger, welcher eigentlich nur sich und sonst Niemanden liebt. Seine Tugend ist bezahlt. Er stirbt: seinen Lohn hat er dahin.

Wer nur Ruhm sucht, so lange er davon Nutzen beziehen kann; wer mit schönen Gesinnungen und Handlungen Pracht treibt, als wäre die Tugend ein gemeines Mittel der Eitelkeit und Gefallsucht; wer zuletzt, wenn er nur öffentlich als ein Rechtschaffener verehrt wird, sich seine geheimen Sünden verzeiht, und unbekümmert darum ist, ob seine Schande nach dem Tode bekannt werde oder nicht, genug, wenn sie nur während seiner Lebenstage verdeckt und unverrathen bleibt, — o der ist [kein Christ, sondern ein niedriger Heuchler. Ihn richtet freilich nicht die Welt mehr, daß er's vernimmt; er fühlt es freilich nicht mehr, wenn man auch seinen entseelten Leichnam mißhandeln würde: aber er hat sich selbst gerichtet, sich selbst den Stab gebrochen für die Ewigkeit.

Ein guter Name nach dem Tode ist die köstlichste Erbschaft, welche wir unsern Nachkommen, unsern Kindern hinterlassen können. Unglücksfälle jeder Art können ihnen das Vermögen rauben, welches wir für sie ersparten — denn sind wir noch die Wächter desselben, wenn wir nicht mehr sind? Oder haben wir Bürgschaft, daß wir selber nicht schon vor unserm Ende durch mancherlei unerwartete Umstände den größten Theil desjenigen verlieren, was wir von irdischen Glücksgütern mühsam erworben hatten? — Aber Hochachtung, welche wir den Lebenden für uns einflößten, und welche dann erst erhöhter und lauter zu werden pflegt, wenn unser Erdenlauf vollendet, unsere Thatenrechnung abgeschlossen ist; wenn der Haß bei unserm Sarge mitleidig verstummt und der Neid nicht mehr lästert, weil er nichts mehr zu begehren findet — diese Hochachtung wird ein Segen für die Erben unsers Namens. Wer denselben spricht, gedenkt dann unser und sucht in unsern Enkeln uns die Liebe zu erweisen, die er dem Verstorbenen nicht selbst mehr an den Tag legen kann.

Da ist's, wo das Wort der heiligen Schrift in schöne Erfüllung übergeht: *Des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser.* Da ist's, wo das Wort des Herrn sich groß erwahrt, welches einst von Sinai herab dem auserwählten Volke Jehovens erscholl: Denen, die meine Gebote halten, will ich wohlthun bis ins tausendste Glied.

Wehe, was feuchten den Nachkommen alle Reichthümer, alle Ehren, welche du ihnen hinterlässest, wenn der Name deines Geschlechts nicht segenvoll, sondern fluchwürdig zu ihnen überging! — wenn an deinem hinterlassenen Gute böse Erinnerungen kleben, und die Sündlichkeit und Schande der Aeltern noch den Kindern zum geheimen Flecken wird! — Wie manche weiland berühmte Familie ging durch die Lasterhaftigkeit ihrer Stammglieder unter! Wie oft mußte nicht der Sohn sich verbergen oder in schmachvoller Dunkelheit dahin leben, um der Vergehungen des Vaters willen! Schrecklich rächt sich jedes Verbrechen in den Geschlechtern der Sterblichen bis ins dritte und vierte Glied. 2 Mos. 20, 5.

Ein guter Name nach dem Tode um-

gibt uns gleichsam mit einem doppelten Leben. — Denn nicht nur dauert und wirkt unser Geist in höhern und glückseligern Welten fort nach vollbrachtem Erdenlauf, sondern auch auf Erden, wo er verschwand, bleibt er wirksam, von allen bessern Menschen geliebt und unvergessen. Wer kann sich eine himmlischere Wollust denken, als die aus dem Gedanken quillt: Es ist möglich, daß ich dereinst, wenn nun mein Auge bricht, in zwei verschiedenen Welten Liebe und Segen finde! — Liebe und Segen nach langen Zeiten noch auf Erden, von dannen ich gegangen bin; Liebe und Segen in den seligen Gefilden der Ewigkeit, wohin ich komme.

So gleicht der Geist des wahren Christen in der Todesstunde dem Freude und Wohlsein verbreitenden Gestirn des Tages. Der Nachglanz seiner Tugenden entzückt noch, wenn er nicht mehr ist, wie uns die Abendröthe der Sonne noch erfreut, wenn sie schon lange untergegangen ist, um andere Weltgegenden mit ihrem Lichte zu beleben. Was wir Abendröthe nennen, begrüßen entferntere Länder jenseits der Weltmeere als Erstlingsstrahl einer neu aufgehenden Sonne. So leuchten die Tugenden des Gerechten ihm durch die Ewigkeit voran, und Engel jauchzen frohlockend dem Bruder entgegen, inzwischen Sterbliche ihm Zähren der Bewunderung und Wehmuth nachweinen.

Und sollte dieser Gedanke Täuschung sein? Wie? die Ewigkeit hätte kein redendes Gefühl, mit welchem sie den Verklärten empfinge, während doch die irdische Welt noch Thränen hat, mit welchen sie den Scheidenden segnet? — Sollte hienieden die Tugend höher gelten, als droben, wo sie ihren Lohn erwartet? Nein, der Schmerz hienieden um den Leichnam des Gerechten ist mit dem Entzücken der Seligen dort, um seinen Empfang, verknüpft. Im Hause Gottes, meines Vaters, wohnt nur eine Familie, und dort und hier ist das Heilige und Gerechte die Wonne Aller!

Und vielleicht — o wer ahnet, welche Seligkeiten der Allbeseligende uns vorbehalten hat? — vielleicht wird es dort eine unserer Freuden, hinabzublicken auf den ehemals von uns bewohnten Stern der Erde, und in den Verkettungen der menschlichen Schicksale die Wirkungen unserer eigenen Thaten anzustaunen! — — Doch hinweg mit diesen kühnen Vermuthungen von Möglichkeiten! Gott wird geben, Gott wird ordnen! Mein Streben aber hienieden sei, des Höchsten würdig zu sein; mein Sehnen, auch noch nach dem Tode durch das Andenken meiner Tugenden und Verdienste wohlthätig auf Erden zu wirken.

Und du wirst es können, wenn dein Wollen Ernst ist.

Darum meide jeden Tag das Böse, welches dich in der Erinnerung der Menschen verhaßt machen kann, weil du jeden Tag sterben kannst. Eine einzige schwarze That wirft einen langen Schatten über dein Leben hin; aber starbst du unter wohlverdienter Verachtung deiner Mitbürger, so reicht der dunkle Schatten deiner Schande weit über dein Grab hinaus.

Ordne jeden Tag dein Hauswesen also an, daß du es, wenn du plötzlich von der Welt schiedest, ohne Reue und mit Ruhm verlassen könntest. Es ist das irdische Pfund, welches dir Gott verlieh, damit wohlthätig zu wuchern; nicht etwa Schätze auf Schätze zu häufen, sondern sich und Andern damit das möglichste Gute zu stiften. Wer aber sein Hauswesen in Unordnung und Verfall gerathen läßt, beweiset, wie wenig er die Mittel achtete, welche ihm Gott gab, und wie wenig er derselben würdig gewesen sei. — Ordne dein Hauswesen also, daß du jeden Tag, jede Nacht das Zeitliche mit dem Ewigen vertauschen könntest, ohne durch dein Absterben Andere in Nachtheil, Schaden und Verwirrung zu bringen; ohne daß du sie durch unbezahlte oder nun unzahlbar gewordene Schulden noch in der Todesstunde um ihr gerechtes Eigenthum betrügen müßtest. — Ordne dein Hauswesen; versorge, so weit du kannst, deine Angehörigen, deine Kinder und Freunde mit den nöthigen Mitteln, daß sie, auch ohne Beihülfe, ein anständiges, ehrbares, nützliches Leben führen mögen, wenn du nicht mehr bist. Darum, wenn du vor der Zukunft der Deinigen zitterst, habe den Muth, mit dem Streben eines redlichen Fleißes die Tugend der Sparsamkeit zu verknüpfen: es wird dir gelingen; Gottes Segen wird das Uebrige hinzuthun.

Mehr noch, als um Glücksgüter, sorge um eine vortreffliche Erziehung deiner Kinder und Pfleglinge. Nicht was du an ihren Leib verwendest, sondern was du ihrem

Geiste thust, ist die schönste und unzerstörbarste Wohlthat. Die Geschicklichkeiten, die Kenntnisse, welche sie durch deine Fürsorge erwerben, werden sie mehr als Geldsummen und angesehene Verbindungen schätzen, die du ihnen hinterlässest. Die liebenswürdigen Eigenschaften, die Redlichkeit des Gemüthes, der religiöse heilige Sinn, welche du ihnen durch Lehre und Beispiel einflößest, werden ihnen, auch wenn du nicht mehr bei ihnen sein kannst, mehr Herzen gewinnen, als alles Gold der Welt. Dies hat die Erfahrung so tausendfach bewähret, und dennoch irren der Blinden noch immer unzählige in ihrem Wahn dahin.

Aber nicht deine Blutsverwandte, nicht deine Kinder allein müssen dein Andenken ehren. — O, dies ist zu wenig für sie selbst. — Willst du nach deinem Tode noch einen Schutzgeist für sie gewinnen? Du kannst es! — Gehe und mache deinen Namen durch viele rechtschaffene Thaten allen Menschen, die dich kennen, ehrwürdig. Nicht dadurch erwirbt sich nach dem Tode der segenbringende gute Name, daß man keine Feinde nachläßt, oder daß uns eigentlich keine Vorwürfe wegen grober Vergehungen gemacht werden können; sondern dadurch, daß wir im Leben nach allen Seiten hin so viel Liebes und Gutes thun, als wir vermögen. Wem man zwar nichts Böses ins Grab nachrufen, aber auch nichts Gutes nachloben kann, der stirbt unbemerkt dahin. Er wird nirgends vermißt, überall bald vergessen. Er hinterließ freilich keinen bösen Ruf, aber er hatte für seinen guten Namen gesorgt.

Diesen zu gewinnen, müssen wir durch Güte des Betragens, durch Treue, Ehrlichkeit und musterhaften Wandel die allgemeine Achtung, durch Dienstbeflissenheit und Bescheidenheit die allgemeine Liebe, durch nützliches Wirken für Einzelne, wie für Alle, die allgemeine Dankbarkeit erwecken. — Mache dir dankbare Gemüther in allen Zeiten, an allen Orten, und du wirst, wenn dich ihnen der Tod rauben sollte, der allgemeinste Verlust. Dich werden die Hilflosen rufen, wenn du fehlst; dich wird selbst der Mund der Undankbaren verherrlichen, denen an deinem Grabe die Reue zu spät die Hand reicht! Du hast einzelne Fruchtkörner in dein Leben ausgestreut; deine Kinder, deine Enkel werden davon Garben binden können. Umringt von der öffentlichen Achtung um deiner Verdienste willen, wird ihnen das Gute noch zuströmen, selbst wo ihr eigenes Verdienst mangelt. — Und das bist du, dessen Segen über dein Haus noch waltet, wenn du es nicht mehr bewohnst. Das bist du, den Blutsfreunde und Fremdlinge noch hienieden wie einen verschwundenen Engel rühmen, während in bessern Welten dich ein Seraph als seinen jüngern Bruder umarmt.

Ja, o Gott, Deine Todten werden leben; sie leben hier und droben; sie wirken segenreich in beiden Welten, nach Deinem Ebenbilde. O möchte auch ich es können! Wäre auch ich für die Ewigkeit ein freudig aufgehendes Gestirn, wenn ich ein untergehendes für diese Erde bin!

O beneidenswürdiges Loos des guten Christen, dem hienieden die fromme Dankbarkeit nachweint, droben die treue Liebe der Frühverklärten entgegenjauchzt — sei du mein Loos! Wie ein Schatten verschwindet daneben alles Andere, was Glück genannt wird.

Nach diesem Ziele, Vater im Himmel, laß mich ringen, und durch meine stillen Tugenden das höchste Entzücken, welches eine irdische Brust bewegen kann, mit dem Entzücken der Ewigkeit verknüpfen. — O wie elend, der hier stirbt, ohne daß ihm ein zärtliches, dankbares Herz nachklagt, ohne daß ihm dort ein freudiges Willkommen höherer Wesen entgegentönt!

XLV.

Von Weissagungen.

Sirach, 34, 5—7.

Verhüllet ist, was unser harrt,
In finst'rer Nächte Schleier;
Nur in dem Raum der Gegenwart
Blickt unser Auge freier.
Wohl ist in uns auch höh're Kraft,
Die Raum und Zeit nicht binden;
Doch trüglich ihre Wissenschaft,
Das Künft'ge zu ergründen.

Nur Dir, o Gott, ist's offenbar,
Nur Deine Macht erkennet,
Was ist, was werden wird, was war,
Was nie ein Auge nennet.
Du siehst, o Urquell alles Lichts,
In allen Finsternissen,
Und Erd' und Himmel haben nichts
Verborg'nes Deinem Wissen.

Daß der Mensch unter den mannigfaltigen frohen und bangen Schicksalen seines

Lebens auch wohl gern den Blick in die Zukunft hinauswirft; daß er die ihm verborgenen, so hochwichtigen Räthsel noch unerlebter Tage gern enträthseln möchte — wer wollte ihm dies verargen? Nein, es ist keine Sünde, wenn der Leidende denkt: wie werde ich aus meinem gegenwärtigen Drangsal erlöset werden, und ist es noch möglich, daß jemals für mich ruhig sorglose Tage erscheinen? — Nein, es ist auch keine Sünde, wenn die Mutter liebend und furchtend auf ihr Kind sieht, und nun die Fernen der Zukunft erforschen und fragen möchte: Aber wird dieser Liebling, dessen erste Tage mir so viele Sorgen, Thränen und Schmerzen gaben, einst glücklich sein? O welchen Schicksalen geht er denn entgegen? Und wenn ich einst gestorben sein werde, ach, wer wird dann mein Kind so lieben, so wahr, so uneigennützig, so treu lieben, als ich? — Nein, es ist dem sorgenden, thätigen Mann verzeihlich, der zum Besten seiner Familie oder seines Vaterlandes Unternehmungen beginnt, die er selber zu beenden nie hoffen kann, wenn er bang in die dunkle Reihe einstiger Jahre hinsieht, und Fragen an das Verhängniß richten möchte, über endlichen Erfolg seines Werkes, ob es Gedeihen und Segen über die Seinigen bringen werde; oder ob es vielleicht durch Vernachlässigung, Verkünstelung oder Bosheit der Menschen entarten, oder sogar zum Verderben der Nachkommen gereichen dürfte.

Aber wenn dieser Wunsch, das Künftige zu wissen, wirklich zur entschlossenen Begierde wird; wenn diese Begierde zur Leidenschaft wird, daß sie sogar den Menschenverstand verdunkelt, und der Wißbegierige sich zu seiner Beruhigung endlich selbst betrügen helfen, aus mancherlei zufälligen Erscheinungen das verborgene Schicksal deuten möchte: dann wird die Wißbegierde zum Aberglauben, zum Wahnsinn, zur wirklichen Sünde. Denn Sünde ist es doch wohl, wenn sich der Sterbliche von einer unsinnigen Begierde, von einer ungeduldigen Hoffnung, von einer unmäßigen Furcht in solchem Grade berauschen läßt, daß er seine eigene ihm von Gott verliehene Vernunft beseitigt, und eigenmächtig an die Stelle derselben Spiele von Zufällen und Umständen setzt, die eigentlich mit dem, was er wünscht, oder mit den Ereignissen künftiger Zeiten gar keinen Zusammenhang haben. Es ist ein ähnlicher Unsinn, wie jener, der, weil Gott unsichtbar ist, sich Gottesbilder macht, um sie statt des lebendigen Gottes anzubeten und zu verehren.

Es ist allerdings wahr, daß sich der sündliche Aberglaube, die Zukunft durch Traumauslegungen, durch den Flug der Vögel, durch Beobachtung der Sterne, durch Aufschlagen der Bibel, durch Kartenlegen, durch Niederschlag und Satz von Getränken, durch bedeutungsvoll sein sollende Zahlen, durch Ereignisse an gewissen Tagen und andere Spielereien zu errathen, überhaupt sehr vermindert hat; dazu trug sehr viel die Aufklärung des Volks, durch Erweiterung der Wissenschaften, und verbesserter Schulunterricht bei. Aber doch ist auch nicht zu läugnen, daß bei Personen höherer und niederer Stände noch immer ein fast unglaublicher Grad der Unwissenheit und folglich auch des Aberglaubens zurückblieb; daß noch heutiges Tages es weder an listigen Betrügern noch an schwachen Betrogenen fehlt, die an Wahrsagungen Geschmack finden. Ja, es ist nicht zu läugnen, daß selbst viele Personen von sonst vortrefflichen Verstandesgaben, Personen, welche sorgfältigere Erziehung genossen, und die auf Kenntnisse und Aufklärung nicht ungegründeten Anspruch machen, noch heutiges Tages von jenem Aberglauben, der immer die Zukunft enträthseln will, nicht lassen können.

Viel mögen dazu gewisse Vorstellungen und frühe Eindrücke beitragen, welche man in den ersten Kinderjahren empfing, und die man nicht sogleich wieder los werden kann: die immer wiederkommen, ob man sie gleich selber verspottet und sich ihres schämt. Dann ist auch in jedem Menschen ein unvertilgbares Wohlgefallen an dem Wunderbaren, ein Ueberneigen zum Glauben an dasselbe. Es hängt diese Neigung gewiß mit unserm religiösen Sein zusammen, welches, sich selber ein Geheimniß im Weltall, das hohe Unerklärliche wahrnimmt, und fühlt, menschliche Vernunft sei allzubegrenzt, um Alles zu fassen, und, wie man sagt, natürlicherweise zu erklären.

Weit mehr aber noch, als alles dies, machen Armuth, Liebe, bedrängte Verhältnisse und alle Umstände oder Leidenschaften abergläubig, welche mit großen Besorgnissen oder Erwartungen erfüllen.

Da wird der Zustand banger Ungewißheit für das Gemüth oft unerträglich. Die Seele möchte Entschlüsse fassen, und kann es nicht, weil der Verstand nicht ausreicht, die möglichen Folgen des allfälligen Entschlusses zu berechnen. So wird der Mensch geneigt, es dem Zufall zu überlassen, das Loos zu befragen, oder andere Dinge, welche ihm der Augenblick in den Weg wirft, als Stimme und Deutungen des Verhängnisses anzusehen.

So unschuldig dies nun auch oft zu sein scheinen mag, ist es doch immer eine Selbstverläugnung der Vernunft; der Geist thut Verzicht auf die ihm von Gott verliehene Kraft, und beschließt, sich von Etwas leiten zu lassen, das mit seinen Wünschen und Entwürfen durchaus ausser Verbindung steht — das heißt, er beschließt, wenigstens für einen Augenblick lang, wahnsinnig zu werden. Und wenn dergleichen kindisches Treiben auch wohl das eine wie das andere Mal sehr unschädlich zu sein scheint, bleibt doch unmerklich davon Manches im Gemüth hangen, und gibt unserer Denkart und Handlungsweise allmälig eine abergläubische Richtung. Es ist aber in der Welt nichts Fehlerhaftes, was nicht auch früh oder spät nachtheilige Wirkungen, das heißt Selbststrafen, herbeiführt.

Am wenigsten geziemt dem Christen, sich freiwillig abergläubischen Enträthselungsversuchen der Zukunft, Wahrsagungen, Traumdeutereien, dem Glauben an geheimnißvolle Bedeutung von Zahlen und dergleichen Thorheiten hinzugeben. Eine solche Verzichtleistung auf gesunden Menschenverstand ist zugleich Abwerfung des kindlichen, festen Vertrauens auf Gottes Liebe, Weisheit und väterliche Führung. Die heilige Schrift eifert ernst dagegen. Eigene Weissagung und Deutung und Träume sind nichts und machen doch einem schwere Gedanken! spricht das Buch des weisen Sirach 34, 5 — 7. Und wo es nicht kommt durch Eingebung des Höchsten, so halte nichts davon. Denn Träume betrüben Leute, und fehlt denen, die darauf bauen.

Es ist nicht ferner nöthig, daß ich mir beweise, die Sucht der Wahrsagung sei sündlich, noch weniger, daß sie oft die betrübtesten Folgen für den Sterblichen gehabt hat. Wichtiger wird für mich, darüber nachzudenken, wie ich bei mir selbst, wie in den Meinigen das Aufsteigen solcher abergläubischen Neigungen verhüte. Und kein zweckmäßigeres Mittel kann es dagegen geben, als ruhige Ueberlegung, welchen Werth Weissagungen jeder Art an sich selbst haben mögen.

Denn es kann doch nicht ganz geläugnet werden, daß auch Weissagungen sowohl in alten als in neuen Zeiten in Erfüllung gegangen seien. Wo ist denn nun die Grenzlinie zwischen glaubwürdigen und unglaubwürdigen Vorhersagungen? Wenn ich sie nicht alle verwerfen darf, welchen darf ich trauen?

Die heilige Schrift hat die Grenzlinie scharf mit jenen bedeutungsvollen Worten gezogen: und wo es nicht kommt durch Eingebung des Höchsten, so halte nichts davon. Zwar muß man zugeben, daß zuweilen auch ein Loos gerathen ist, das man zog; daß Manches, was vorher geträumt ward, unvermuthet in der Wirklichkeit geschah; daß bei Tagen oder Zahlen von schlimm sein sollender Bedeutung zuweilen auch Schlimmes erfolgte; daß zufällige Tändeleien der Einbildungskraft mit nachmaligen Begebenheiten eine Verbindung gehabt zu haben scheinen. Allein dies beweiset nichts für den Werth solcher Vorhersagungsmittel. Nothwendig muß das, warum man mit einem Ja oder Nein befragt, geschehen oder nicht geschehen. Zufälligkeiten bringen bald das Ja, bald das Nein in Erfüllung, ohne daß deswegen Wunder geschehen. Es ist keineswegs etwas Ausserordentliches, wenn unter mehrern Vorhersagungen eine oder die andere eintrifft; weit ausserordentlicher wäre, wenn alle sogenannte Vorbedeutungen erfüllt würden, oder auch, wenn von Allem, was das über die Zukunft befragte Loos verhieß, beständig das Gegentheil erfolgte.

Daher, wo es nicht kommt durch Eingebung des Höchsten, so halte nichts davon.

Ja, Gott enthüllt auch zuweilen dem Sterblichen dasjenige, was tausend Andern verborgen bleibt. Gott hat manchem Sterblichen Macht verliehen, das Schicksal späterer Tage zu erkennen.

Dieses Weissagungsvermögen aber ist kein wunderbares, unmittelbares Einwirken Gottes auf die menschliche Seele; es

ist keine Erscheinung, die, ganz aus dem Zusammenhange der Natur hervorgerissen, für sich einzig dasteht, oder den ewigen Ordnungen des Weltganzen gleichsam entgegenstände. Nein, es ist jenes merkwürdige Vermögen tief in den Kräften der menschlichen Natur gegründet; und nur durch diese Mittel geschehen Eingebungen des Höchsten. Das eine dieser Mittel ist die Vernunft selbst, durch welche sie uns Gott in seiner Herrlichkeit offenbart. Als vernunftlose Wesen würden wir nichts von Gott wissen, nichts von seinem heiligen Willen. Die Urtheilskraft der Vernunft ist diejenige ihrer Eigenschaften, vermöge welcher sie gewisse Vorstellungen vergleicht und mit unbegreiflicher Schnelligkeit Schlüsse und Folgerungen daraus zieht.

Durch richtige Urtheilskraft wird gewissermaßen jeder von uns im gemeinen Leben ein Vorhersager der Zukunft. Je mannigfaltiger unsere Erfahrungen sind, je sicherer werden unsere Prophezeiungen über den Erfolg dieses oder jenes Unternehmens sein.

So finden wir also bei jedem Menschen eine gewisse Vorhersehungsgabe schon im gemeinen Leben. Die Kräfte sind aber den Menschen verschiedentlich ausgetheilt; und so wie der Eine eine lebendigere Einbildungskraft, der Andere ein stärkeres Gedächtniß, der Dritte einen höhern Scharfsinn hat, wird es uns nicht zweifelhaft sein, daß es manche Menschen gibt und gegeben hat, deren ungemein geschärfte und weit berechnende Urtheilskraft die unsrige und vieler Andern weit übertrifft. Wenn nun die Thätigkeit ihres Geistes noch durch besondere äussere Veranlassungen oder große Gemüthsbewegungen gesteigert wird: so können sie wahrhafte Propheten werden, und ihre Vorherverkündigungen müssen wohl das Erstaunen derer erregen, welche weder jenen höhern Grad der Urtheilskraft, noch jene augenblicklich gereizte Gemüthskraft hatten.

Wir wissen schon aus alltäglichen Erfahrungen, wie leicht uns oft das Schwerste gelingt, wenn wir es mit einer dazu besonders günstigen Gemüthsstimmung anheben. Wir wissen, daß wir bei gewissen heftigen Seelenzuständen oft das beinahe Unglaubliche verrichten können, was uns bei kaltem Blute, bei ruhiger Ueberlegung zu thun unmöglich fallen würde. Wenn nun ein Sterblicher von hohen Geistesgaben, von seltener Urtheilskraft, von reichen Erfahrungen durch Umstände, welche die göttliche Vorsehung im erwählten Zeitpunkt herbeiführt, in einen solchen erhöhten Gemüthszustand versetzt wird, da er im Anblick der Gegenwart schnell folgend die Gegenwart vergißt und nur die Zukunft mit ihren Folgen sieht, und ihre Geschichten ausspricht, als lebten sie schon vor seinen Augen: so ist er im Stande der Entzückung, so ist er Seher, so Prophet. Was er aber ist, das ist er in solchem Augenblick durch Gott, und was er weissagt, wird ihm durch Gottes Gabe hell.

Fast alle uns bekannte Völker des Alterthums hatten solche erhabene Männer, welche auf eine, gewöhnlichen Menschen unerklärbare Art sowohl die Schicksale ganzer Reiche, als einzelner Menschen vorhersagten. Die Vernichtung Griechenlands, der Untergang Roms ist geweissagt worden, wie die Zerstörung des jüdischen Staates. Noch in unsern Tagen kennen wir die Wahrsagung manches weisen Mannes, die den Schicksalen unsers Vaterlandes lange vorherging und nachher eingetroffen ist. So geschieht nicht minder, daß Aeltern in gewissen feierlichen Augenblicken durch eine Reihe dunkler Schlußfolgen die Zukunft ihrer Kinder erkennen, und vorausbestimmen, was dieselben für die Welt leisten werden.

Doch die Vernunft und ihre Urtheilskraft sind nicht das einzige Mittel, durch welches Gott dem Menschen zuweilen das Künftige offenbar werden läßt. Es liegt noch in dem Wesen der menschlichen Seele ein anderes Vermögen, für welches bis jetzt noch kein Name erfunden ist, und dessen Umfang wir selbst noch nicht kennen, obgleich dessen Dasein nicht wohl zu bezweifeln ist. Die Seele hat unter gewissen Umständen, die jedoch selten sind und meistens von Kränklichkeit und Auflösung des Körpers begleitet zu sein pflegen, eine größere Freiheit, als gewöhnlich; sie hat ein Vermögen, unmittelbar und ohne Schlüsse, sowohl das dem Raume nach weit von ihr Entlegene wahrzunehmen, als die Zukunft bestimmt zu empfinden. Die Beschaffenheit der menschlichen Natur ist uns bei weitem noch nicht bekannt, daß wir deswegen Alles in Rücksicht ihrer verwerfen sollten, was wir aus gewöhnlichen, uns be-

kannten Ursachen nicht erklären können. Schon das Alterthum kannte das Eigenthümliche der menschlichen Seele so gut, als wir, und fand jene unerklärliche Wahrnehmungs- und Seherkraft besonders bei Nervenschwachen, und noch öfters bei Sterbenden. Zahlreiche Erfahrungen späterer Zeiten, bis zu unsern Tagen, stimmen damit, trotz alles unsers Unglaubens, überein, daß es Verhältnisse gebe, wo die Seele, weniger von ihrem Körper gebunden, über den Wirkungskreis irdischer Sinnlichkeit hinaustritt. Ob nicht ein ähnlicher Zustand auch mit jenen Entzückungen erhabener Geister verknüpft sein könne, da sie sich mit den Schwingen der Urtheilskraft über die Gegenwart erheben in das Leben der Zukunft — wer kann es sagen?

Aber die längst vor ihrer Erfüllung niedergeschriebenen Weissagungen eines Jesaias, der dem Verderben seines Volkes donnerte, eines weinenden Jeremias und jener andern göttlichen Propheten, sind erfüllt! Es trat der Messias ins Leben, den ihre Stimmen verkündeten, den der Unglaube ihrer Zeitgenossen verwarf. Es sank Jerusalem in Schutt und Asche, wie Jesus weissagte, und Brüder zuckten seiner Lehre willen das Schwert wider Brüder, und sein Wort siegte über die Welt, wie er verhieß!

Aber die Gabe der Weissagung kann bestehen, ohne daß Jeder Prophet ist, der es sein will. Dies ergibt sich als natürliche Folge aus allem Vorherigen; und die Aechtheit und Richtigkeit der Weissagung ist so lange zu bezweifeln, als sie nicht wahr geworden ist.

Wer hätte nicht schon die Erfahrung gemacht, daß die scharfsinnigsten Berechnungen der Urtheilskraft falsch waren? Selbst wenn der Geist großer Männer weder in den Ansichten der Dinge, noch in ihren Schlußfolgen irrte, konnten nachher Umstände eintreten, die, weil sie ganz unerwartet kamen, alle Erwartungen zu Schanden machten. Daher ist es thöricht, auf Vermuthungen von allerhöchster Wahrscheinlichkeit wie auf unumstößliche Gewißheiten zu bauen, oder dasjenige für Ahnung zu halten, was unsere Einbildungskraft bewegt hat, oder unser Fürchten oder Hoffen besonders anspricht. Gott ist allwissend, er will nicht, daß es der Mensch sei. Könnte der Sterbliche die Zukunft mit Sicherheit erforschen, so würde es nicht mehr tugendhaft sein, sondern er würde gezwungen durch den Anblick des Künftigen handeln. Frei soll er sein, in der Brust das Gesetz Gottes, mit jedem Augenblicke an einem Scheidewege stehen, wo er zu wählen hat. Nach seinen Wahlen wird er gerichtet.

Sind nun selbst die Berechnungen einer geübten Urtheilskraft von den Dingen der Zukunft betrügerisch, um wie viel mehr müssen es bloße Spiele der Einbildungskraft sein, die wir Träume heißen! Daß nach hundert gehabten Träumen endlich einmal etwas begegnet, was mit einem derselben Aehnlichkeit hat, ist nicht so sehr wunderbar, als wenn dergleichen niemals geschähe. Manche Träume, besonders in Morgenstunden, wenn sie heller in uns werden, machen auf uns großen Eindruck. Wem aber ist nicht schon geschehen, daß er sogar wachend, wenn auch nur bei Nachtzeit im Dunkeln, vor Gespinnsten seiner eigenen Phantasie erschrocken wäre? Der Eindruck schwerer Träume rührt meistens vom jeweiligen Zustand der Gesundheit, oft sogar von der Lage des Körpers her, die er im Schlaf hat.

Noch verächtlicher und alles Glaubens unwürdig müssen endlich solche Mittel zur Erforschung oder Bezeichnung des Künftigen sein, welche gar nicht im leisesten Zusammenhange weder mit der Natur unserer Seele, als Ursache, noch mit einstigen Schicksalen, als Wirkung, sind. Dahin gehört, daß man nach Weise roher Völker gewissen Zahlen, Thieren, Tagen und andern Zufälligkeiten Bedeutsamkeit gibt; oder daß man durch sogenanntes Kartenschlagen, Bleigießen in besondern Stunden des Jahres, durch Halmenknüpfen, Loosziehen, und welches sonst noch die thörichten Erfindungen altwettelischen Aberglaubens sein mögen, das Verborgene ergründen will.

Fern sei diese Abweichung der Vernunft, diese Entweihung des Geistes von mir! Warum sollte ich mich mit fruchtlosem Vorwitz quälen, warum mich mit leeren Hoffnungen täuschen, oder mit ganz vergeblichen Besorgnissen ängstigen! Möge geschehen, was da wolle, es kann doch endlich nichts geschehen ohne Deinen Willen, o mein göttlicher Vater. Und wüßte ich auch das, was kommen sollte, wirklich

zuvor, ich könnte ja doch im Gewebe der Schicksale nichts ändern, das Deine Allmacht mit der allerhöchsten Weisheit unwandelbar geordnet hat. Du sparst mir neben den bösen Tagen auch die fröhlichen auf, und gibst mir zu seiner Zeit, was mir jedes im rechten Augenblick am allererspriesslichsten ist.

Darum mit der Zuversicht des Kindes halte ich, o Vater der Seligkeit und des Erbarmens, fest an Dir. Ich, ganz und auf immer hingegeben Deiner weisen Führung, verschmähe die thörichten Hilfsmittel menschlicher Neugier. Zufrieden mit der einzigen Weissagung, die ich durch Jesum Christum habe, daß die, welche Deinen heiligen Willen thun, das ewige Leben haben, ist alles andere Wissen mir entbehrlich.

XLVI.

Pflichten gegen die Todten.

Ev. Joh. 19, 38 — 42.

Alle, die auf Erden lebten,
Gott, ihr Vater warst auch Du!
Und ihr Staub ging ein zur Ruh';
Aber ihre Seelen schwebten
Himmlischer Verklärung zu.

Hat der Tod uns auch geschieden:
Unsre Liebe schied er nicht;
Ewig lebt des Herzens Frieden,
Theure Todten, ruht in Frieden!
Unsre Liebe stirbt ja nicht!

Es vergingen Jahrtausende. — Unsere Vorfahren standen in herrlicher Kraft, handelten, wirkten zum Heil der Nachwelt, legten ihre müden Häupter zur Ruhe und starben. Ihr heiliger Staub weht um unsere Fußtritte. — Und wir leben, wie sie einst lebten, wirken, wie sie einst wirkten; wir aber veralten, wie sie, ermüden, senken uns gebeugt zur Erde hinab, aus der wir erschaffen wurden, sterben und mischen den Staub unsers verwesenden Leibes zum Staube unserer Vorältern. Und die nach uns kommen, werden erblühen wie wir, werden vergehen wie wir.

So ist des Menschen Leben auf Erden ein beständiger Wechsel der Geschlechter, ein unaufhörliches Ankommen und Hinweggehen; und wer dies unaufhörliche Erscheinen und Verschwinden lange sieht, der sieht es siebenzig und achtzig Jahre. Dann sehnt er sich zur Ruhe, zu denen hin, die vor ihm weggingen.

Das menschliche Geschlecht auf Erden ist eine einzige große Familie. Blutsverwandte sind wir uns zuletzt alle, wenn auch noch in so entfernten Graden. Deine Vorfahren sind endlich auch die meinigen; weder die Wiege noch das Grab ändert daran, noch die Hand der Vorsehung will es ändern, welche dir Reichthum zuwarf, und mir nur Dürftigkeit, welche Jenen auf einen Fürstenthron setzen, und Diesen in einer schlechten Hütte beherbergen wollte.

Wir sind Glieder einer einzigen großen Verwandtschaft; wir hatten Alle einerlei Vorwelt, einerlei Urältern. Wir Alle sind Erben der Vergangenheit, und was die weisesten und edelsten unserer Vorfahren Großes und Gutes stifteten, was sie erfanden und entdeckten, das alles ist unsere gemeinsame Erbschaft.

Wir Alle sind Brüder und Schwestern; wir sind es auch von denen, die wir nie sahen, von denen wir nie hörten. Es begegnet der Fremdling in einer Wüste dem Fremdling, und sie nahen einander und fühlen, sie sind Verwandte und Verbundene. Mögen uns Länder und Verfassungen trennen, Religionen und Sprache dem Scheine nach theilen: wir bleiben Brüder; Alle wenden wir die betenden Blicke zu dem gemeinschaftlichen Himmel, und rufen empor von der gemeinschaftlichen Erde: Unser Vater, der Du bist im Himmel!

Sind wir nun Alle Zweige eines Geschlechts, Erben der gleichen Vorwelt, Kinder des gleichen Vaters: so haben wir auch gegen einander die gleichen Verbindlichkeiten, wie Verwandte haben sollen. Der Mensch soll dem Menschen nie fremd auf Erden sein. Wir haben unsere Bruderpflichten gegen die lebenden Mitbrüder; wir haben die Pflichten der Fürsorge gegen die nachkommenden Geschlechter, die auf unsere Erbschaft, auf unsere Sorgfalt um sie Anspruch zu machen haben. Wir haben auch noch unsere Verbindlichkeit gegen die vor uns Dagewesenen, deren Asche schon längst verwittert ist.

Der Christ auf Erden lebt nicht, wie das Thier, welches vergänglich ist, bloß für das Vergängliche, für den flüchtigen Augenblick der Gegenwart; der Christ, im Bewußtsein seiner Ewigkeit, lebt als Geist für das Ewige. Und je losgebundener der Christ von dem Irdischen sein kann, das heißt, je mehr er Geist ist, je weniger er

dem Einflusse seiner irdischen oder thierischen Natur unterworfen ist, um so ähnlicher wird er der Gottheit, bei welcher kein Heut und Gestern, kein Wechsel der Tage, keine Vergangenheit und Zukunft statt findet, sondern die nur im Ewigen, in unbeschränkter Zeit ist. — So ist auch für den Geist des Christen gleichsam kein Unterschied der Zeiten. Die Vergangenheit, wie die Zukunft, sind für ihn weder vergangen noch künftig, sondern machen seine gegenwärtige Zeit aus. Für ihn sind die Todten noch nicht todt, sondern er lebt als Christ unter ihnen, mit ihnen, für sie. Für ihn sind die kommenden Geschlechter, als wären sie schon zugegen. Er denkt an sie, er sorgt für sie, er macht ihnen seinen Lebenswandel zum Beispiel, und vernimmt ihre Klage, ihre Wünsche.

Wahrlich, der Gedanke solcher Ewigkeit, solchen ewigen Einsseins der vergangenen, gegenwärtigen und künftigen Menschheit, ist ein erhabener, beseligender Gedanke. Es spricht uns etwas Göttliches aus ihm an, erhöht uns über das Irdische zur Gottheit.

Wie wohlthuend wird uns die Vorstellung, daß mit zärtlicher Sorgfalt, mit schweren Aufopferungen die größten und weisesten Menschen der Vorwelt für uns bemüht waren, unsers Glücks und Wohlseins schon eingedenk waren, noch ehe wir geboren wurden! — Waren diese Edeln, die für das Heil der Nachwelt litten, kämpften, starben, nicht unsere Väter? — — Wie wohlthuend wird für uns die Vorstellung, daß auch wir, wenn Erde einst unsern Staub bedeckt, von unsern Nachkommen lange nicht vergessen sind; daß wir in ihrem Andenken fortleben; daß Alles, was unsere Hand für sie baute und pflanzte, von ihnen geehrt und geschont wird; daß sie unsere Anordnungen erfüllen, die wir ihnen hinterliessen, und daß unser Wille noch in der Welt fortwirkt, wenn schon unser Geist diese Erdenwelt hinter sich gelassen hat!

Ja, das liebende Herz des Christen, welches der allliebenden Gottheit nachahmt, es kennt keine Todten! Wie Jesus noch zwischen Elias und Moses in hoher Verklärung schwebte, so der Christ, durch seine Religion veredelt und verklärt, unter den Geliebten und Frommen der Vorwelt. Für ihn leben noch die Verstorbenen. Ihm tönen gleichsam ihre Stimmen noch in das geistige Ohr. Er hat und ehrt seine Pflichten gegen die Todten, als wandelten sie noch in irdischer Gesundheit um ihn, oder als schwebten ihre Geister unsichtbar um sein Thun.

Ja, ihr ehrwürdigen Todten, meine Lieblinge der verschwundenen Vorwelt, euch sei diese Stunde der Andacht heilig. Euer will mein Herz gedenken. Ach, ihr Geliebten, deren Gräber nun schon frühes Moos deckt, ihr seid mir nahe! Ich habe doch euch noch nicht vergessen.

Vielleicht — o vielleicht gedenket ihr auch meiner. In eurer Seligkeit, in euern himmlischen Verhältnissen bin ich euch noch nicht gleichgültig geworden. Einer ewigen Liebe Band bindet die Herzen der Vorwelt und Nachwelt innig zusammen, und knüpft unauflöslich die Erde an den Himmel, das irdische Dasein an die Geisterwelt.

Ehrwürdige Todten der Vorwelt, ihr, die nie mein Auge sah, ihr, deren Segnungen noch die jetzt lebenden Geschlechter empfinden, ihr seid auch mir, ich bin euch verwandt! — Es ist keiner Vergangenheit Abgrund zwischen mir und euch. Ihr liebtet den noch nicht Gebornen, und handeltet und littet für sein Bestes; ich liebe den vor Jahrtausenden Gewesenen, und feiere sein Andenken, preise seine Tugend, nenne seinen Namen. Die Liebe zieht wieder zusammen, was die Zeit trennte, und vereinigt die vergangenen und künftigen Geister.

Auch den Todten also bin ich, als Christ, den Zoll meiner Pflichten schuldig. Meine Verbindlichkeiten gegen einen Verstorbenen senkt man nicht zugleich mit seiner Asche ins Grab. Ich will mich also dieser Pflichten erinnern; ich will ihr Andenken in meinem Gedächtnisse erneuern, damit ich niemals, auch nicht aus Uebereilung und Leichtsinn, gegen sie sündigen möge.

Gönne dem Todten ein anständiges Begräbniß. Alle Völker, auch die wildesten, haben dieses gethan. Ein anständiges Begräbniß! also ein solches, welches wenigstens den guten Ruf des Verstorbenen unter den Lebenden nicht befleckt. Gegen die Todten soll man keine Feindschaft, keine Verachtung fortpflanzen. Ein anständiges Begräbniß! — — Freilich, Staub ist Staub, und dem Staube ist's einerlei, mit welchem Fleck der Erde er sich vermische. Aber in so fern Begräbnißart

Einfluß auf den Namen und das Andenken des Verstorbenen hat, soll man wegen derselben nicht gleichgültig sein. — Es wird aber darum nicht gesagt, daß man Abgötterei, Prunk und Gepränge mit der Asche der Todten treiben solle; — dieses ist Thorheit, wodurch der Geist des Lebenden sich entehrt. Staub ist Staub, und er empfindet von deiner Hochachtung nichts. Auch wird damit nicht gesagt, daß man die Leichname in der Nähe solcher Orte begraben solle, welche gleichsam durch die Andacht der Lebenden geheiligter sind, als andere Stellen. Ob der Staub des Todten neben, oder in einer Kirche, oder unter dem Schatten eines Baumes im fernen Begräbnißplatze ruhe, dies ist dem Staube einerlei. Auch Jesu Leichnam ward in keine heilige Erde gesenkt, sondern nur in einen Garten. Ev. Joh. 19, 41. Die Erde ist des Herrn, und jeder Leichnam schläft süß dem Tage des Herrn entgegen. Der Richter der Welt unterscheidet nicht die Frommen von den Sündern nach ihren Begräbnißplätzen, und nach der Eitelkeit der Sterblichen, ob diese in Kirchen, ob jene auf Schlachtfeldern begraben wurden. Vielmehr ist es Pflicht gegen die Lebenden, daß man allen Aberglauben von den Begräbnißorten verbanne, und die schädlich ausdünstenden Leichname nie in der Nähe solcher Stätten beerdige, wo sich zum Gottesdienst zahlreiche, oft kränkliche Menschen versammeln, denen die durch Ausdünstung der Gräber ungesund gewordene Luft schaden könnte.

Ein anständiges Begräbniß also gönne man dem Todten, ein Grab, dessen Platz dem Andenken des Verstorbenen nicht ein böser Ruf werde unter den Lebendigen! — Gönne dies Grab auch dem Fremdling deines Wohnortes, und treibe im ernsten Angesicht des Todes deine kindische Eitelkeit nicht weiter. Der Tod gleicht den Einheimischen mit dem Fremdlinge, den Reichen mit dem Armen aus. Es ist Spottes würdige Thorheit, den Unterschied des Ranges noch in der Gruft der Verwesung und des Moders zu suchen. Nach Jahrtausenden ist dein Staub, o thörichter Hochmuth, durch alle Winde verweht mit dem Staube ferner Nationen. Nach Jahrtausenden ist vielleicht die letzte Spur der blühenden Stadt oder des Dorfes verschwunden, in welchem du heute wohnst, und an der Stätte der Todtenruhe, wo die Leichname deiner Vorältern begraben waren, wo dein und deiner Kinder Leichnam verscharrt wird, geht der Pflug durch die Erdschollen.

Auch dem Genossen einer fremden Religion gönne, wenn er in deiner Nähe stirbt, das anständige Begräbniß. Nicht sein Leichnam war eines andern Glaubens, als du, sondern sein Geist. Warum trennest du seinen Staub vom Staub anderer Todten? Warum schämest du dich, sein Bruder zu sein, und deinen Staub in seiner Nähe schlummern zu lassen? Gott schämte sich nie, sein Vater zu heißen! Gott wird ihn einst wie dich erwecken! — Mensch, warum richtest du über den Glauben der Todten, den Gott nur richten kann? — Jede Religion, in welcher die Völker sich als Kinder zu dem gemeinsamen Vater im Himmel wenden, ist ehrwürdig. Das anständige Grab, welches du dem Genossen einer fremden Religion verweigerst, zeugt wider die Wahrheit und Güte deiner Religion. Denn deine Religion will dich hartherzig gegen Andere machen, will Tausende von der Gnade und Liebe des alliebenden Vaters ausschliessen — du schämst dich des Bruders, den Gott sich nicht als Kind zu lieben schämte.

Auch — denn o Mensch, nicht du bist, sondern Gott, der Ewige, der Allseher, ist der Todtenrichter! — auch dem unglücklichen Selbstmörder verweigere nicht die anständige Ruhestätte. Verewige nicht das Andenken seines Fehltrittes, seines unglücklichen, übereilten, allzuraschen vollzogenen Entschlusses, unter den Lebenden; verewige nicht durch deine thörichte Grausamkeit, die du an dem unempfindlichen Staube üben willst, das Andenken einer That, die nur die Frucht eines verzweiflungsvollen Augenblicks, einer Verwirrung und Verdunkelung des Geistes war, die Wirkung eines kranken Gemüthes oder kranken Körpers. Daß du den Leichnam des Beklagenswürdigen entehren möchtest, entehrt nicht den seelenlosen Staub, sondern dein Herz, welches empfindungsvoll für die übrig gebliebenen Verwandten des Erblaßten schlagen sollte. Nicht den Staub des Unglücklichen überhäufst du mit Schmach, sondern dich, der du lieblos die Wunden vergrößerst, die solch ein Tod den Freunden des Verstorbenen schlug. — Dein Gericht, irdischer Todtenrichter, bessert den Staub nicht, den du beschimpfen möchtest, und

schreckt nicht durch Schande die Lebenden vor ähnlichem Tode zurück. Denn wessen Gemüth einmal so verfinstert ist, daß er den Tod nicht flieht, und ihn zu suchen nicht mehr fürchtet, der spottet der Schande, die du ihm über dem Grabe zuzufügen meinst. — Beklage den Unglücklichen, und überlaß Gott das Gericht!

Von den Todten lasset uns nichts Uebels reden. Ehret vielmehr ihr Andenken. Vergesset, was sie fehlten, denn auch ihr seid fehlervoll: aber gedenket ihrer Tugenden. — Schimpflich ist's, wenn Lästerzungen die Fehler lebender Menschen aufspüren; schimpflich, wenn Menschen sich vergnügen können, hinter dem Rücken der Lebenden Böses zu reden, ihre Schwächen zu vergrößern, ihr Gutes zu verkleinern — aber unendlich schimpflicher ist es, wenn die Lästersucht erst über den Gräbern erwacht, und diejenigen verfolgt, welche sich nicht mehr vertheidigen können. Da paaren sich Grausamkeit und Feigheit, Hartherzigkeit und Selbstschändung.

Ehret das Andenken der Todten, und vergesset nie, diejenigen zu lieben, welche eurer Seele theuer waren, da sie noch mit euch lebten. Ein liebevolles Andenken geliebter Verstorbenen, ohne alle Empfindelei, ehrt unser eigenes Herz. Es zeuget von unserer Treue, die selbst im Tode nicht bricht. Es zeugt für die Festigkeit unserer Denkart, die durch nichts erschüttert werden mag. Ja, wir wollen sie unserm Herzen theuer erhalten, die wir, so lange sie lebten, geliebt haben. Wir wollen ihr Andenken dadurch ehren, daß wir ihrer würdig leben. Und wenn in einer Stunde der Versuchung unsere Leidenschaften erwachen, wenn wir im Begriff sind, unsere Tugenden zu verlieren und uns selbst zu vergessen — dann erscheine uns das Bildniß der geliebten Verstorbenen, und mahne uns, wie ein warnender Engel, an unsere Pflicht; wir wollen nie das Andenken der theuern Todten durch einen Schandfleck unsers Lebens entweihen. Ach, jede Sünde, welche wir begehen, entfernt uns von den Geliebten, die jetzt in Verklärung wohnen. Könnten Engel weinen, sie würden über unsere Fehltritte weinen.

Ehret das Andenken der Todten, auch derer, die wir nicht selbst kannten; ehret die Wohlthäter der Menschheit, auch wenn sie Jahrtausende vor uns gelebt hätten! Wohlthäter der Menschheit sind auch unsere Wohlthäter gewesen; ihr Name verdient ewig im Munde der Sterblichen zu tönen. So bezeichnet das gefühlvolle Herz die reinste Dankbarkeit; so wird die Welt zur Nachahmung großer, bewundernswürdiger Thaten begeistert; so wird aus dem gesammten Menschengeschlechte nur eine große zusammenhängende Familie. Die Weisen und Vaterlandshelden, die Frommen und Heiligen der Vorwelt — welcher Nation sie auch angehörten — sie sind die Zierde, der Stolz der ganzen Menschheit. Wir sind ihnen Blutsverwandte. Lasset uns sie ehren, indem wir mit gewissenhafter Treue ihren letzten Willen vollziehen, ihre Vermächtnisse erfüllen, und die frommen Stiftungen aufrecht halten zu wohlthätigen Zwecken, denen sie einst von den Verstorbenen geweiht wurden. — Diese Pflicht gegen die Todten ist uns eine der heiligsten. Nur mit dem Glauben an unsere Tugend starben sie: wollen wir dieses Glaubens spotten? Sollen wir mit ruchloser Hand das Werk derer zerstören, die es zum Nutzen und Wohl der Nachkommen mit sterbender Hand bauten? — Ist es erst dahin gediehen, daß wir den letzten Willen der Verstorbenen verachten, dann sind Treue und Glauben für immer aus der Welt gewichen; und Vater und Mutter müssen auf dem Todtenbette mit Unwillen von den Kindern hinwegschauen, die ihnen nach dem letzten Athemzuge den frommen Gehorsam aufkünden. Nicht ohne gerechten Kummer würden wir auf Pflicht und Treue unserer Nachwelt Verzicht thun müssen. Keine milden Stiftungen würden mehr durch die Hand der Sterblichen begründet oder begabt werden, wenn sie schlechte Anwendung und Vergeudung der zu heiligen Zwecken geweihten Summen voraussähen. Ehret den letzten Willen der Todten, ihr stärket den Glauben der Lebenden an die Tugend und Treue der Nachwelt!

Wie einst Deine Jünger, o mein Jesus, getreu Deinen letzten Willen vollzogen, und Alles verliessen, Alles aufopferten, um Dir die süßen Pflichten der Liebe und Ehrfurcht zu erzeigen; wie sie, auf Dein letztes Gebot hin, sich selbst vom Vaterlande, von allen ihren Geliebten trennten, um hinzugehen in alle Welt, und den Völkern Deinen Namen zu predigen: so sei auch mir der Wille frommer Sterbender heilig. Und wie sie mit

banger Sehnsucht und doch voll himmlischer Geduld durch ihren ganzen gefahrvollen Lebenslauf nur zu Dir aufblickten, nur Dich im Herzen behielten: so will auch ich die Erinnerung an meine Geliebten, die längst in seligere Wohnungen übergingen, im reinen frommen Gemüth bewahren. Ich will leben, als wären sie noch neben mir.

Und wenn es euch gestattet ist, verklärte Geister, auf mich, euern ehemaligen Liebling, herabzusehen; wenn es euch gestattet ist, mich noch umschweben zu können, während ich hienieden allein noch walle, o so soll mein Wandel euch nie betrüben. Mein Leben soll euch ehren. Nur auf der Bahn der Tugend finde ich euch wieder; nur sie führt zur Vereinigung mit euch; nur sie zu Gott.

Und die Thränen der Wehmuth und Sehnsucht, welche mein Auge in der Einsamkeit um euch weint, sind ein heißes Gelübde, das Gott nur, der Allgegenwärtige, sieht; ich will euch angehören, so lang ich athme, ich will euch angehören wieder in der Ewigkeit.

XVIII.

Der letzte Wille.

2 Kor. 9, 6. 7.

O wie lohnt's mit Gottesfreuden,
Der Verlass'nen Helfer sein,
Selbst wenn wir vom Leben scheiden,
Noch ihr Leben zu erfreu'n!
Drüben wird's den Geist noch laben,
Brüder hier erquickt zu haben.

Eile deine Schuld zu zahlen,
Mensch, dein Herz gebeut es laut!
Was hast du von Grabesmalen,
Die die Eitelkeit dir baut?
Schöner sei, als Marmorsteine,
Dank dir, den die Armuth weine!

Die Tage, in welchen wir das Abnehmen unserer Gesundheit, oder schon die wirkliche Krankheit fühlen, welche dem irdischen Dasein vielleicht ein Ende zu machen bestimmt ist; desgleichen die Tage höhern Alters, in denen wir, auch bei allem äusserlichen und scheinbaren Wohlbefinden, auf keine große Reihe von Jahren mehr Rechnung machen dürfen, sind Mahnungen der Vorsehung an unser Gemüth, sich auf Grab und Ewigkeit, auf Verantwortung und Gericht gefaßt zu machen. Kein Sterblicher thut diesen Schritt mit Leichtsinn, so lange er zum Ueberlegen Kraft hat, und nicht von Verzweiflung betäubt oder von körperlichen Leiden zu sehr überwältigt und zerstreut ist.

Dann richtet sich das Auge des Geistes hin auf das, was kommen soll, und eben dieser Blick auf die verhängnißvolle Zukunft nöthigt ihn wieder, auf das durchlebte Vergangene zu sehen. Er möchte aus diesem wenigstens errathen, welches Loos seiner Seele dort bevorsteht. Der seiner Scheidestunde nahe Mensch kann sich nicht verhehlen, daß sein Geist, so erhaben oder so niedrig derselbe hier im Leben war, es auch dort sein müsse; daß er hier nothwendig das Loos seiner Ewigkeit schon gezogen habe. Die Religion und ihre Offenbarung sagt es; und wenn er wirklich aus irrigen Vorstellungen oder aus Vornehmthuerei wenig von Religion und Offenbarung wußte oder wissen wollte, so sagte es ihm seine eigene Vernunft. — Ist aber die Ewigkeit nothwendig Richterin und Vergelterin dessen, was wir auf Erden waren und thaten, so wird die Frage bedeutend: Was hat sie zu vergelten an uns? Denn was der Mensch säet, das wird er ärnten, spricht Jesus Christus.

Unser Zweck auf Erden sollte sein eine fortwährende Veredelung und Erhöhung des unsterblichen Geistes, und dieses Gottähnlichwerden sollte sich offenbaren in Beglückung der Menschen. — Wie viele haben wir durch Rath und That, durch eigene Arbeit und eigene Aufopferung, durch Sanftmuth, Versöhnlichkeit, Liebe und gemeinnützigen Sinn beglückt? — Und wenn uns auch auf Erden vieles Gute, das wir stiften wollten, nicht allezeit gelang: haben wir den redlichen, reinen Willen wirklich dazu gehabt? Haben wir alle Schritte dazu gethan, wie wir hätten thun müssen, wenn es uns ganz Ernst gewesen wäre?

Doch Reue ist dann wohl vergebens. Das Vergangene kehrt nicht wieder um. Es bleibt uns für die noch vorhandenen Augenblicke unsers Daseins nichts mehr übrig, als zu überlegen: Was kann noch jetzt von uns Gutes gethan werden? Wie können wir unser Leben wenigstens auf die würdigste Weise beschliessen? — Wie können wir in dem kurzen übrigen Zeitraum noch so handeln, daß zwischen dieser und jener Welt für uns ein vortheilhafter Zusammenhang entstehe?

Zu großen verwickelten Unternehmungen, zur Erfüllung vielleicht manches alten, nütz-

lichen Wunsches, bleiben weder Kräfte noch Zeit genug übrig. Die warnende Stimme ruft: Bestelle dein Haus! Es ist dem Kranken noch vergönnt, ehe es zu spät ist, seinen letzten Willen zu äussern, wodurch er über das verfügt, was er als Eigenthum besaß, und wie es damit nach seinem Absterben gehalten werden solle.

Der letzte Wille! — Schon das bloße Wort erinnert an die Wichtigkeit der Sache. Soll auch das Letzte etwas sein, was an Alltäglichkeit oder wohl gar an Leidenschaftlichkeit dem ähnlich ist, was wir selbst wohl immer thäten? Wollen wir nicht noch unsern letzten Willen zum wohlthätigsten und schönsten Willen machen? — Wir nehmen nichts mit aus der Welt. Nackt, wie wir eintreten, treten wir wieder aus dem Leben. Wir haben über unser Gut zu verfügen; — was wir sonst nicht immer mit Weisheit, Demuth und Menschenliebe gebraucht, sondern mehr für unsere eigene Bequemlichkeit und Eitelkeit angewandt haben: sollten wir in unserm letzten Willen nicht endlich einmal damit edelherzig verfahren?

Wohlthätigkeit muß auch den letzten Willen des Christen bezeichnen. Er gibt ja nur hinweg, was er selbst nicht behalten darf. So streue er den Segen aus über eine Welt, die er verlassen muß; er streue ihn mit Freudigkeit und dem Willen aus, andere Menschen wahrhaft mit dem zu beglücken, was ihm selbst nicht mehr nach dem Tode nützen kann. Wer da kärglich säet, sagt die heilige Schrift, der wird auch kärglich ärnten; und wer da säet im Segen, der wird auch ärnten im Segen. Ein jeglicher nach seiner Willkühr; nicht mit Unwillen oder aus Zwang; denn einen fröhlichen Geber hat Gott lieb. 2 Kor. 9, 6. 7.

Es war eine edle Sitte unserer Vorfahren, daß sie gern in ihren Vermächtnissen für Kirchen, Schulen, Armenanstalten und andere milde Stiftungen, sobald sie es irgend vermochten, beträchtliche Summen aussetzten. Gar viele dieser Stiftungen bestehen noch heutiges Tages segensvoll fort, und sind eine fortdauernde Wohlthat für Unzählige, die nach und nach daran Theil nehmen. Die Edeln der Vorwelt haben noch nicht aufgehört unter uns zu leben; ihre Hand wirkt noch immer gemeinnützig auf unsere Zeiten fort.

Aber wie selten sind heutiges Tages Vermächtnisse und Stiftungen solcher Art! Es fehlt wohl nicht an Geld; denn zum Besuch der Schauspiele, Bälle und anderer Belustigungsörter, zu großen Schmausereien, oder Anschaffung zierlicher Geräthe, Wohnungen, kostbarer Kleider, ist überall Vorrath. Es herrscht heute noch viel und vielleicht mehr Reichthum, als ehemals. Es fehlt auch wohl nicht an Gelegenheiten zu milden Stiftungen. Denn sind gleich fast überall die Kirchen vom Staate oder durch frühere Vermächtnisse zu ihrem Zwecke hinlänglich versorgt; sind die Armen- und Krankenhäuser gleich meistens reichlich genug ausgestattet: o, wie viel bleibt selbst an solchen Orten zu thun übrig, wo alle solche Anstalten im vortrefflichsten Stande sind! — Nein, es fehlt nicht an Mitteln, nicht an Gelegenheiten zum Guten, sondern am hochherzigen, christlich-schönen Willen dazu.

Allerdings muß unser letzter Wille zuerst auf diejenigen Bedacht nehmen, welche uns durch die Bande des Bluts am nächsten stehen. Es ist Pflicht, unsere Gatten und Kinder, unsere leiblichen Brüder und Schwestern zu versorgen, daß sie nicht Noth leiden. Gott verknüpfte uns unmittelbar mit ihnen. Wir dürfen in Rücksicht ihrer keine leidenschaftlichen Parteilichkeiten ausüben; wir müssen die am liebsten bedenken, welche des Verstandes und der Unterstützung zu ihrem Fortkommen am meisten bedürfen. Es wäre Ungerechtigkeit, ihnen das Nöthigste zu entziehen, um es Fremden hinzugeben. Doch haben wir die Ueberzeugung, daß sie hinlänglich versorgt sind; daß sie wohl, ohne deswegen sehr zu leiden, einen größern oder geringern Theil unserer Hinterlassenschaft entbehren können; daß sie ihn wohl mehr zum eigenen Wohlleben, als zur wohlthuenden Hilfe Anderer anwenden dürften: dann ist es unsere Sache, Besseres zu verfügen, und mit unserm Vermögen diejenigen zu beglücken, welche dessen am meisten bedürftig sein können.

Es kommt, wie bei allen unsern Handlungen, auch hier weniger darauf an, ob wir zu wohlthätigen Zwecken große oder kleine Summen auszusetzen haben. Nicht was und wie viel der Mensch gibt, sondern wie und in welcher Absicht er seine Gabe bringt, macht den größern oder geringern Werth derselben

aus. Wer reich ist, gebe als ein Reicher; wessen Kräfte schwächer sind, leiste nach seinen Kräften. Wie theuer und werth wurde im Evangelium nicht das Scherflein der Wittwe geachtet! Wer da säet im Segen, mit der Absicht, noch in seinem letzten Willen einen gottgefälligen Willen zu zeigen, der wird auch ärnten im Segen. Noch weniger muß uns bei Errichtung eines Vermächtnisses zum Besten hilfsbedürftiger Personen oder gemeinnütziger Anstalten die Bedenklichkeit an Ausübung der gottgefälligen That hindern: ob das, was wir aus unserer Hinterlassenschaft dazu verwenden wollen, auch nach unserm Tode wirklich seinen wahren Zweck erreichen werde; ob es nicht über kurz oder lang anders benutzt wird, als wir es wünschen; ob nicht vielleicht wohl gar ein Mißbrauch getrieben werden könne. — Du, mein Christ, bist Gott keine Rechenschaft über den Erfolg deiner Thaten, sondern über die rechtschaffenen Zwecke und Wünsche schuldig, die du damit verknüpft hast. Denn der Wunsch und die Absicht allein gehört dir; der Erfolg steht in Gottes Willen. Und wenn du dich auch durch dergleichen Bedenklichkeiten an der Ausführung eines guten Werks hindern lassen wolltest: wärest du dann gesicherter, daß die, welchen dein hinterlassenes Vermögen nach Landesrechten zufällt, davon bessern Gebrauch machen, als du im Willen hast? — Werden sie die Hilfsbedürftigen reichlicher bedenken, als du, der nach dem Tode nichts mehr vonnöthen hast, während die Lebenden auch an sich und die Ihrigen sorgsam denken wollen?

Doch ist gewiß, daß auch bei Verfügungen über unsere Hinterlassenschaft kluge Erwägung der Umstände statt finden müsse. Geben, und in guter Absicht geben, ist an sich eine leichte Sache, besonders wenn man das weggibt, was wir ohnehin nicht länger behalten können. Aber mit Weisheit geben, ist schwieriger. Darum sollen wir die Verfügung über unser Vermögen zur rechten Zeit treffen, da wir noch bei vollen Kräften des Geistes und bei hinlänglicher Kenntniß dessen sind, was uns zu einer segensvollen Bestimmung von einem Theil unsers Vermögens lenken soll. Es ist wohlgethan, schon in gesunden Tagen daran zu denken, und die Arbeit gethan zu haben, ehe uns ein plötzlicher Tod oder eine Krankheit mit ihren Beschwerlichkeiten hindert. Die Vorausbeschliessung des letzten Willens beschleunigt keineswegs das Lebensende; warum also sie vermeiden? Was wir auf den Fall unsers Todes anordnen, raubt uns, so lange wir leben, nicht die Fähigkeit, etwas Anderes anzuordnen, wenn wir es uns oder Andern nöthig finden. Warum also eine nützliche Handlung von Tag zu Tag verschieben, da Niemand weiß, wie lange er zu leben hat, und welche uns ganz unschädlich ist, so lange wir noch leben? Mancher Sterbende bereute wohl schon seine Saumseligkeit zu spät, und hätte noch verfügen mögen, da seine Hand zu schwach, seine Zunge zu gelähmt war, den letzten Wunsch auszudrücken!

Es muß bei Entscheidung über Vertheilung unsers Vermögens uns kein abergläubisches Vorurtheil oder ein irriges Frommthun leiten, indem wir zum Beispiel wähnen, was wir einem Kloster, oder einer Kirche, oder einem Armenhause, oder einer andern Gottesanstalt widmen, sei Gott unmittelbar dargereicht. Wir müssen nicht glauben, daß gewisse dafür erkaufte und gleichsam bezahlte Gebete uns einen höhern Grad von Seligkeit in jenem Leben erwerben können. Jesus Christus versicherte dies niemals; er forderte auch niemals dazu auf, wohl aber, daß wir dem helfen sollen, der am meisten der Hilfe von Andern benöthigt ist. Was ihr, sprach er, einem von den geringsten von euern Brüdern thut, das habt ihr mir gethan.

Der Reiche und in einem gewissen Wohlstand Befindliche soll also, wenn er mit seinem Vermögen auch nach dem Tode wohlthätig werden will, zunächst für die Aermern im Volk sorgen, die sich sonst keiner kräftigern Unterstützung erfreuen können. Für Bettler, die meistens ohne Scham Andern zur Last fallen, ist schon aller Orten gesorgt. Gebt ihnen, so viel ihr wollt, sie werden ihre Armuth als einen Beruf ansehen, und ihre zerrissenen Kleider als ein Werkzeug, womit sie sich Lebensunterhalt verdienen. Aber verhütet, daß Familien rechtschaffener Personen, die in ihren Glücksumständen zurückgekommen sind, nicht wirkliche Bettler werden, und endlich alle Scham verläugnen müssen. Wendet einem braven Hausvater, dem es Mühe kostet, die Seinigen zu ernähren, eine Summe zu, durch die er in Stand gesetzt wird, seine Schulden zu tilgen, oder sein Gewerb zu erwei-

tern. Helfet Andern zu Arbeitsstoff und dem nöthigen Werkgeräth. Bringet verlassenen Söhnen und Töchtern eine Hilfe, daß sie irgend etwas Nützliches erlernen, womit sie ihren Unterhalt verdienen können. O wie viele Gelegenheiten habet ihr, durch einen größern oder geringern Theil eures Vermögens lange nach euerm Tode noch beglückte Menschen zu machen! Vergesset nicht, daß ihr einen ansehnlichen Theil eures Wohlstandes doch auch der ärmern Volksklasse verdanket. Durch sie empfinget ihr die euch nützlichsten Arbeiten aller Art; von ihr bezoget ihr, o ihr Reichen, den Zins eurer Kapitalien; durch ihre Steuern und Abgaben, die sie oft mit Seufzen dem Staat entrichten mußten, genosset ihr, o ihr Beamten, zum Theil die Besoldungen, von denen ihr bequem gelebt habet. Euer Vermächtniß an die Armen ist gewissermaßen nur Rückgabe von dem, was aus ihrer Hand an euch gekommen ist.

Inzwischen wird darum nicht gesagt, daß nicht Vermächtnisse zu milden Stiftungen oft noch weit zweckmäßiger sind, als Gaben an einzelne Haushaltungen. Jede gemeinnützige Anstalt ist eine öffentliche Sorgfalt für Hilfsbedürftige, und wir können über die zweckmäßige Anwendung unserer Gaben weit ruhiger sein, da solche die Pflicht der Vorsteher der Anstalten ist, welche von höhern Orten her bewacht werden. Das unvermuthete, reichliche Vermächtniß an eine arme Haushaltung, deren Denkart wir nicht ganz genau kennen, kann zuweilen, wider unsere beste Absicht, mehr Uebels als Gutes stiften, und zu leichtsinnigen übereilten Dingen verführen. Es fehlt leider daran nicht an Erfahrung. Hingegen ist das, was wir zur Verbesserung einer wohlthätigen Armen- und Kranken-, Erziehungs- oder Lehranstalt aussetzen oder zur Unterstützung einer Versorgungsanstalt für betagte Personen, die nicht mehr arbeiten können, oder für Taubstumme und Blindgeborne ohne Vermögen, immerdar und auf bleibende Weise gut angelegt. Wir können mit der Ueberzeugung aus der Welt gehen, daß unser Vermächtniß auf jeden Fall den von uns beabsichtigten Zweck nicht gänzlich verfehlen könne, und manchen Leidenden zu statten kommen werde.

Doch denen, welche durch Gottes Gnade eines ansehnlichen Vermögens theilhaftig geworden sind, fehlt es weniger an Gelegenheiten, davon auch nach dem Tode Andere zu beglücken, als an dem erforderlichen tugendhaften Sinn dafür, und an dem lebendigen Gefühl ihrer Christenpflicht. Mit Gebeten, Fürbitten, Seelenmessen, glauben sie es abthun zu können; oder vielleicht, wenn sie etwa hoffen, das Grab begrabe Alles — Alles! — Aberglaube und Unglaube, so weit auch diese Geisteskrankheiten in ihren Aeusserungen von einander abweichen, führen immer zu einerlei Ziel. Es gibt vielerlei Krankheiten, vielerlei Irrthümer, doch nur eine Gesundheit, nur einerlei Wahrheit.

Wer da säet im Segen, der wird ärnten im Segen! Der Christ kann seine Laufbahn nicht edler schliessen, als daß er seinen letzten Willen durch eine schöne That adelt, die vor Gott gilt. Hast du bisher mehr für deinen Eigennutz und dein Vergnügen gelebt, so fange am Ende deines Lebens auch an, für das Glück Anderer zu athmen. Das Gute geschieht niemals zu spät; das Schlechte aber immer zu früh.

Laß Andere über ihre Gräber Denkmäler von Erz und Marmor mit Goldschrift bauen! Die Thoren, sie lebten für den Staub; laß ihnen den traurigen Triumph der Eitelkeit — den Staub! Wer sieht nach wenigen Jahren noch auf das übertünchte Grab, unter welchem Moder und Unflath ruht? Es wird verstäuben. Stifte du lieber ein Denkmal, o Geist des Christen, im Gebiete der Geister, im Gemüth der Dankbarkeit, in dem Beifall deines himmlischen Vaters. Ende auf Erden mit einer That, würdig frommer Geister, und beginne drüben mit dem Glück derselben.

Wohlthätigkeit nach dem Tode ist eine Verklärung unsers Namens bei der spätern Welt, ein Segen für unsere Kinder und Kindeskinder. Was auch diesen noch begegnen mag, wenn wir längst nicht mehr sind, die Erinnerung künftiger Geschlechter an das Gute, welches wir noch mit dem letzten Hauche gestiftet haben, wird ihnen zur Empfehlung, zum Schutz dienen, und ihnen unerwartete Freundschaften unter den Rechtschaffenen erwerben. Wer da säet ohne Segen, ärntet ohne Segen.

Allein nicht bloß aus dieser Rücksicht entschliesse dich, etwas zu thun, wodurch du nach deinem Tode wohlthätig fortwirkst. — Zwar ist sie der zärtlichen Liebe für deine Hinterlassenen anständig, und darum, obwohl sie nicht aus reinster Christentugend

stammt, verzeihlich; doch lebst und handelst du im höhern Sinn, im Geiste Jesu, wenn du, unbekümmert um alles Irdische, das Göttliche und Gute nur um Gottes und des Guten willen allein thust. Du denkst vielleicht bei dir: das ist doch zu viel von mir begehrt! — O, was du jetzt nicht ganz verstehen willst, deine Todesstunde wird dir es offenbaren. Dann kommt ein Augenblick, wo du mit Gott und der Ewigkeit ernster, als mit deinen liebsten Hinterlassenen, beschäftigt sein wirst; dann ein Augenblick, wo du himmlische Beruhigung in dem Gedanken finden wirst: wenn ich nun vor Gott stehe, o die dankbaren Gebete, o die segnenden Freudenthränen durch mich noch nach meinem Tode beglückter Menschen werden mich dort begleiten! Auch darin ist Segen, und überschwenglich viel in dem, daß Viele Gott danken für diesen unsern treuen Dienst. 2 Kor. 9, 12.

Wer da säet im Segen, der wird ärnten im Segen, hier und dort! Auch dort, in den heiligen Gefilden, dort, für die ich hienieden lebe und sterbe, für die mein Jesus mich im Heiligthum seiner Offenbarung und Lehre vorbereitet hat; denen ich geweiht war von Dir, mein Gott, mein Herr, mein Schöpfer, ehe ich war.

Aber was habe ich hienieden schon aus gesäet, daß ich mich droben in schönern Welten, bei Gott und allen Vollendeten, der Aernte freuen könnte? Wo sind denn die durch mich beglückten Familien? Wo denn die Augen, deren Thränen ich trocknete? Wo die frommen, ohne alle Eitelkeit, ohne allen Eigennutz von Keinem gesehenen Thaten?

Allwissender Gott, ich verhülle mein Antlitz vor Dir! Ich bin nicht Deiner Treue würdig und Deiner Gnade!

Aber diese Stunde der Andacht bleibe mir gesegnet und theuer. Ihr Andenken soll einst meiner Todesstunde begegnen! Ich will im Stillen Himmelssaaten ausäen, bis ich nicht mehr kann — Liebe, Versöhnung, Erbarmen, Hilfe! Und einst mein letzter Athemzug, mein letzter Wille wirke noch segenvoll über mein Grab, auf die nach mir Lebenden fort! Amen.

XLVIII.

Von den Pflichten gegen die Thiere.

Spr. Sal. 12, 10.

Wenn es höhern Wesen vergönnt ist, sich, unsichtbar für uns, mit den Menschen und ihren Schicksalen zu beschäftigen, so werden sie den Menschen lieben, und seine Freude muß ihre Seligkeit vermehren. Gewiß nehmen sie Theil an unsern Leiden, an unsern Thränen, an unserer Wonne, obwohl wir viel geringer sind, als sie, und auf der himmlischen Schöpfungsleiter viel niedriger stehen, als sie. — Denn sie betrachten das ganze große All der Welt als den unermeßlichen Pallast Gottes, des allgemeinen Vaters; und alles, was darin wohnt, das Erhabene und das Tiefe, ist ihnen ein Heiligthum, weil es durch denselben Spruch der Allmacht entstanden ist, durch welchen sie selbst hervorgegangen sind. Alles, Alles ist ihres Gottes Werk: und die ganze weite Schöpfung zuletzt nur eine einzige weitläufige und doch innig verbundene Familie.

Auch wir Menschen sind höhere Wesen im Vergleich mit andern Geschöpfen, die noch auf geringen Stufen der Vollkommenheit stehen. Wir sind höhere Wesen, denn wir sehen unter uns ausgebreitet das Reich von Millionen wunderbarer Pflanzen und die mannigfaltige Welt der Thiere. Aber auch sie sind Gottes Werke; sie sollen uns theuer sein, weil wir und sie den gleichen Schöpfer haben.

Ist uns nicht das Andenken lieb, das uns ein entfernter Freund von sich hinterlassen hat? — Wie sorgfältig bewahrt die zärtliche Freundschaft selbst unbedeutende Kleinigkeiten auf, die dem Geliebten gehörten, von dem wir getrennt sind! — Wie gern erinnern wir uns, beim Anblick derselben, dessen wieder, der unserm Herzen theuer ist! Wir glauben ihm näher zu sein, wenn wir Dinge sehen und berühren, die sein Auge sah, die seine Hand berührte. Unsere Sehnsucht nach ihm wird leichter, unsere Liebe wird inniger.

Wohl denn, unser himmlischer Freund, unser ewiger gütiger Vater, unser Gott, unser Alles, den wir auf Erden nicht würdig sind zu schauen, umringte uns mit der Herrlichkeit seiner Schöpfung. Wir sollen uns beim Anblick derselben seiner erinnern. Er gab uns dies Andenken, daß wir seiner nicht vergessen möchten. Was wir sehen, was unsere Hand berührt, was wir mit allen unsern

Sinnen empfinden, hat er gemacht. Wir sollen es lieben und achten, wenn wir ihn lieben. Wir sollen durch den weisen Gebrauch seiner Geschenke ihn ehren. Wir sollen diese wundervolle Welt, diese Schätze der Natur nicht ansehen, ohne von neuer, inniger Sehnsucht nach ihm erfüllt zu werden: Sehnsucht nach ihm, von dem Alles kommt, und zu dem wir wieder hinübereilen.

Vor allem Andern steht dem Menschen die Thierwelt nahe. Sie ist's, die von ihm in der Kette der erschaffenen Dinge den Uebergang zu den Pflanzen und unbelebten Kreaturen macht.

Wenn schon die Thiere Wesen geringerer Art sind, haben sie doch den lebendigen Athem, wie der Mensch; haben Empfindung, Schmerz und Freude, wie er; übertreffen ihn oft in einzelnen körperlichen Eigenschaften, und nähern sich nicht selten mit ihrem Verstande dem seinigen. — Alle erkennen ihn als ihren Oberherrn, als den Gewaltigsten. Selbst die wilden Thiere der Wüste entsetzen sich vor dem Anblick des Menschen, und fliehen vor ihm. Nur in der Verzweiflung der Nothwehr oder des Hungers wagen sie einen Angriff auf ihn, und machen Gebrauch von ihrer überlegenen Stärke. Ohne diese natürliche Ehrfurcht, welche die Hand Gottes in die Brust selbst der wildesten Ungeheuer pflanzte, wäre das schwache, von Natur nackte und wehrlose Menschengeschlecht längst unter der Gewalt und Stärke der großen Raubthiere vernichtet worden.

Doch ist die Zahl solcher Geschöpfe, welche dem Menschen gefährlich werden können, unendlich klein gegen die Anzahl derjenigen Thiere, welche gleichsam nur leben, um ihm Nutzen, Bequemlichkeit und Vergnügen zu verschaffen. Sie sind auf Erden in allen irdischen Bedürfnissen sein Beistand, oft seine einzige Stütze, nicht selten seine treuesten Hausgenossen und Freunde.

Die zahmen Heerden, welche über die Felder hin irren, sie leben für dich; sie geben dir ihre Milch zum heilsamen Getränk, sie werden dir ihre Wolle, ihre Felle zur Bekleidung, ihr Fleisch zur Nahrung dargeben. — Andere helfen deine Lasten tragen, und vermehren durch ihre Kraft und Schnelligkeit deine Bequemlichkeit auf Reisen. — Andere helfen dir deinen Acker bestellen, und den nützlichen Pflug durch den verhärteten Boden ziehen, damit er für den Samen empfänglich werde. — Andere sind deine treuen Begleiter, sie bewachen deine Wohnung, deine Heerde, und sorgen für dein Vergnügen und Leben.

Es ist kein Mensch so arm, so gering, daß nicht Thiere zu seinem Trost, zu seiner Aufmunterung beitrügen. Seht den blinden Bettler, der durch die Straßen großer Städte wandert. Er ist arm, hat keinen Freund, keinen Theilnehmer in der Noth, keinen Führer in der ewigen Finsterniß, aber sein treuer Hund verläßt ihn nicht. Dieser ist sein Führer, sein Begleiter, sein Wächter, sein Beschirmer. Dieser theilt willig alles Ungemach mit ihm; läßt sich von seinem Herrn durch keine fremde Leckerbissen, durch keine Schmeicheleien, durch keine Gewalt abwendig machen. Er folgt ihm bis zum Krankenbette. Wenn einst kein Auge weint über dem Grabe des unbekannten blinden Mannes: sein treuer Gefährte im Leben, der verlassene Hund, wird über dem Grabhügel des geliebten Herrn winseln.

Dieser geht der Reisende durch die Einsamkeit der Wälder, aber fröhliche Vögel umflattern ihn, und ihr Gesang spricht wohlthätig zu seinem Herzen.

Der muntere Hahn weckt krähend den fleißigen Landmann zum frühen Tagwerk, und wie dieser heraus tritt in das thauige Feld, singt schon die Lerche ihr Morgenlied durch den Himmel, und mahnt ihn zur Andacht. Und wenn er müde wird von des Tages Last und Hitze, hört er die Biene sumsen ohne Unterlaß von Blume zu Blume, um Honig zu sammeln für den Winter, oder das Beispiel der fleißigen Ameisen erinnert ihn, nicht müde zu werden. Ueber ihm schweben die Vögel und bauen singend ihr Nest, oder sammeln Futter, und bringen es voll zärtlicher Liebe den Jungen. Sie wecken seine Gedanken an die Heimath, an die Gattin und Kinder, welche er durch seine Arbeit ernähren und versorgen muß. Sollte er sich von der Tugend der Thiere beschämen lassen, die ihre kleinen Pflichten zu erfüllen nicht die schwerste Mühe scheuen? — Aber endlich, wenn er sein heißes Tagewerk nur im Schweiß des Angesichts vollbracht hat, und er ausruht in der Hütte mit den lieben Seinigen, noch dann ruht nicht die ganze Thierwelt. Gleichsam seinen Fleiß zu belohnen, und ihm ein süßes Schlaflied zu singen, wacht noch im nahen Gebüsch eine Nachtigall und singt ihm ihr Abendlied.

Ja, die göttliche Schöpferhand scheint die Thiere nicht nur zu unserm Schutz, zu unserer Nahrung, Bekleidung, Bequemlichkeit und Freude bestimmt zu haben, sondern auch

zu unserer Aufmunterung in unsern Pflichten, zu unsern stummen Lehrern, zu schönen, geheimnißvollen Vorbildern unsers Strebens und Thuns. Alles in der Welt steht da in Beziehung auf die Gottheit; Alles deutet auf sie hin, und wie wir uns veredeln sollen, um ihr näher zu kommen. Es ist nicht Alles todter Staub und ein irdisches niedriges Gefüge; nein, ein hoher heiliger Geist weht durch das wundervolle Weltall und spricht zu den Geistern der Sterblichen.

Wenn ich nun in den Thieren nicht nur meine Ernährer und Freunde, meine Hausgenossen und Wächter, sondern selbst in denen, welche mir keinen unmittelbaren Nutzen zu stiften scheinen, Werkzeuge Gottes erkennen muß, so habe ich sie als solche zu achten und zu ehren. Ich habe als Christ, ich habe als ein vernünftiges, höheres Wesen nicht bloß Rechte, sondern auch Pflichten gegen die Thiere. Ich habe Pflichten zu beobachten gegen Alles, was Gott schuf, gegen die Mitmenschen, gegen mich selbst, aber auch gegen geringere Kreaturen.

Die Zahl dieser meiner Pflichten gegen die Thiere ist nur klein, weil meine Verhältnisse zu denselben sehr einfach sind. Aber um so geringer die Anzahl der Pflichten ist, je leichter sie mir zu erfüllen sind, um so strenger kann auch meine Beobachtung derselben gefordert werden.

Wohl haben wir das Recht, die uns schädlichen Thiere zu tödten. — Wir haben das Recht, diejenigen Thiere zu tödten, deren Theile uns entweder zur Nahrung oder zur Bekleidung oder zu andern Bedürfnissen des irdischen Lebens vonnöthen sind. — Aber wir haben kein Recht, ihren Tod durch grausame Qualen zu verbittern; — wir haben kein Recht, Thiere nur aus Muthwillen ums Leben zu bringen; — wir haben kein Recht, selbst für schädliche Thiere langsame Todesarten zu ersinnen, um uns an ihrer Todespein zu ergötzen: sondern es ist Pflicht und Menschlichkeit, den Tod des Thieres auf die kürzeste Weise zu befördern.

So wenig ein vernunftloses Geschöpf deutliches Bewußtsein vom Leben hat, eben so wenig scheint es eine klare Vorstellung von dem zu haben, was Aufhören des Lebens oder Tod heißt. Es flieht nicht den Tod, sondern nur den Schmerz. Gott gab ihm zu seiner Selbsterhaltung natürliche Triebe, die es gebraucht, ohne aus Erfahrung den Nutzen und die Nothwendigkeit derselben zu wissen. Es kennt schon in der Ferne das Raubthier, das seinem Leben Gefahr droht, ohne es jemals gesehen zu haben. Es flieht von Bangigkeit befallen eine Gefahr, die es nicht näher kennt, die es noch nie an andern Seinesgleichen wahrgenommen hat, und vergißt sie, wenn sie vorübergegangen ist.

Das Lamm geht ruhig zur Schlachtbank, auf der es schon andere Lämmer sterben sah. Es fürchtet den Tod nicht, welchen es nicht kennt, sondern nur den Schmerz, welchen es empfindet, oder schon empfunden hat. — Daher ist ein plötzlicher Tod, ein schneller Uebergang vom Sein zum Nichtsein für das Thier keine grausame Behandlung, kein Unglück, und der Mensch, welcher sein Dasein durch den Tod jener Kreaturen erhalten muß, begeht durch das Hinschlachten derselben nichts weniger als ein Unrecht.

Aber es verräth eine empörende Härte und Grausamkeit des Gemüths, wenn man am langsamen Morden der Thiere, an der Verlängerung ihrer Qual Vergnügen findet. Es verräth ein gefühlloses Herz, wenn man unschuldige Geschöpfe, deren Leben uns keinen Nachtheil, deren Tod uns keinen Vortheil stiftet, aus blutdürstigem Muthwillen tödtet. Auch das Thier, o Unmensch, hat Gefühl, wie du; hat einen Sinn für Schmerz und Freude, wie du; einen Trieb, das flüchtige Leben zu genieſſen, wie du! Warum vertilgst du aus Muthwillen, was Gott aus Weisheit schuf? Warum vernichtest du ein Leben, das vielleicht andern Geschöpfen nützen soll, wenn es dir auch weder Nutzen noch Schaden verschafft?

Die Pflicht, das Leben unschädlicher Thiere zu schonen, und beim Tödten derselben wenigstens die Todesqual zu verkürzen, ehrt den weisern Menschen, wenn er sie übt, und verkündet uns die Ueberlegenheit seines Geistes, das zarte Gefühl seines Herzens. — Früh sollen wir schon dem Gemüthe der Jugend einprägen, daß sie lerne auch den Geringern achten, und des Wehrlosen schonen. Das Kind, welches mit mörderischer Schadenfreude den Schmerz armer Geschöpfe betrachten kann, wird bald eben so geneigt sein, zu den Thränen von Seinesgleichen zu lachen. Die zärtliche Unschuld, welche den Tod eines Vogels, eines Wurmes betrauert, wird auch bei den Leiden guter Menschen nicht ohne Theilnahme vorübergehen.

Vor allen Geschöpfen aber stehen dem Menschen die Thiere seines Hauses zunächst. Sie gehören gleichsam zu seiner Familie. Er ist ihr Versorger, ihr Schutzherr. Aber dafür leben sie nur zu seinem Besten. Sie kennen ihn; sie lieben ihren Herrn, sie nähern sich ihm freundlich; sie empfangen dankbar die Gaben, welche er ihnen reicht; die Natur versagt ihnen die Sprache, aber sie geben sich ihm durch Zeichen zu verstehen, und erklären ihm ihr Vertrauen, ihre Dankbarkeit, ihre Liebe.

Pflicht ist es, für diese unmündigen, dem Menschen zum Beistand gegebenen Mitgeschöpfe zu sorgen. Lebten sie noch, wie andere ihrer Art, frei in Wildnissen: so würden sie selbst für ihre Nahrung, für ihr Obdach sorgen können. Der Mensch beraubte sie, seines Besten willen, der Freiheit, und übernahm also die Verbindlichkeit, ihnen nun das zu verschaffen, was sie sich selbst nicht erwerben und aufsuchen können.

Pflicht also ist es besonders, diese Hausthiere mit Schonung und Milde zu behandeln; Pflicht, ihnen die schickliche und nöthige Nahrung zu geben; Pflicht, sie gegen die Unfreundlichkeit des Wetters in Schutz zu nehmen; Pflicht, für ihre Reinlichkeit, für ihre Gesundheit zu sorgen; Pflicht, sie nicht mit Arbeiten zu quälen, die das Maas ihrer Kräfte übersteigen.

Der Gerechte erbarmt sich seines Viehes; aber das Herz der Gottlosen ist unbarmherzig, sagt Salomon in seinen Sprüchen (Kap. 12, 10), und Moses in seinen Gesetzen spricht: Wenn du deß, der dich hasset, Esel siehst unter seiner Last liegen, hüte dich, laß ihn nicht unterliegen, sondern versäume gern das Deine um seinetwillen. 2 Mos. 23, 5.

Bei allen, selbst den rohesten Völkern herrscht eine rührende Theilnahme am Wohlsein ihrer Hausthiere. O wie schmerzlich ist es, wenn wir Christen sehen, die ohne Gefühl die treuen Gehilfen ihrer Arbeit, die Genossen ihres Hauses leiden lassen, und das Leiden des Thiers durch rohe Unmenschlichkeit bewirken! — wenn wir sehen, wie sie in blinder Wuth oft die schuldlosen Geschöpfe auf das härteste mißhandeln, oder die Kräfte derselben ohne Noth, oft nur aus Uebermuth, gewaltsam oder unnatürlich anstrengen!

Sorgsam auch für die armen Thiere verordnet schon das Gesetz, welches Moses vom Sinai herab seinem Volke brachte, das Gesetz, welches er von Gott empfangen hatte, Nachsicht mit ihnen: „Aber am siebenten Tage ist der Sabbath des Herrn, deines Gottes, da sollst du kein Werk thun, noch dein Sohn, noch deine Tochter, noch dein Knecht, noch deine Magd, noch dein Vieh, noch dein Fremdling, der in deinen Thoren ist.“ 2 Mos. 20, 10.

So ehrwürdig das menschliche Mitleiden und Schonen der unter unserm Schutze lebenden Thiere ist, soll aber dasselbe nicht in thörichte Vorliebe und in eine Zuneigung ausarten, die keinem geringern Geschöpf gebührt, als wir selbst sind. — Eine allzugroße Empfindsamkeit, eine allzuzärtliche Anhänglichkeit an Lieblingsthiere, ist das Kennzeichen schwacher Gemüther, die der Menschenwürde vergessen, und die Bestimmung des Thiers verkennen.

Eben diese Menschen, welche mit kindischer Tändelei ihre schönsten Liebkosungen an vernünftige Geschöpfe verschwenden, welche dergleichen weder verlangen noch bedürfen — eben diese Menschen sind oft gegen ihre Mitbrüder und Mitschwestern am meisten ungerecht. Während sie einem unvernünftigen Geschöpfe schmeicheln, können sie mit ihren Zungen gute Menschen verlästern; während sie ihren thierischen Liebling mit Leckerbissen sättigen, können sie gelassen zusehen, wie die weinende Armuth hungernd von ihrer Thür gewiesen wird. — Mit dem Aufwand, welchen ihr Stolz, ihre Prachtliebe für überflüssige Thiere macht, könnten sie eine unglückliche Familie freudig machen, und Thränen der Dankbarkeit — die einzigen Juwelen, die vor Gottes Richterstuhl glänzen — und den Segen der getrösteten Unschuld erkaufen. Aber die Selbstsüchtigen sehen nur sich. Nur was ihnen zugehört, ist ihnen wichtig. Alles Uebrige gilt gleich, und Menschen und Thiere stehen in gleichem Werthe.

Diese Entartung der menschlichen Natur — ach, warum finden wir sie noch selbst unter den Christen? — Sie ist eine der Folgen, welche aus dem Mangel der Religiosität entspringen. Es ist kein Christ, der Jesu Brüder verstößt, der sich der Menschheit schämt, um durch den Glanz und die Lust der Thiere zu prangen.

Nein, immer ist der Mensch mein Ebenbild, nicht das Thier; immer ist der Mensch mein Mitkind in Gott, mein Miterlöseter

durch Jesum, mein Miterbe eines unsterblichen Heils, mein Mitwanderer zur Ewigkeit! — Immer hat er die ersten Ansprüche auf meine Achtung, auf meine Hilfe, auf meine Fürsorge, auch wenn er noch so geringer Herkunft, noch so verächtlichen Standes sein sollte. Denn was sind doch Stand, was Herkunft? Menschliche Schöpfungen, die mit diesem Leben verschwinden! Ein königliches Herz schlägt oft hienieden unter dem groben Gewande des Landmanns, und ein geringer Geist, ein niedriges Gemüth verhüllt sich oft mit Purpur und Seide am Throne. — Als Bürger ehre ich und muß ich ehren die bürgerlichen Verhältnisse und Schranken des Unterschiedes; aber als Christ gleicht mir die Religion Jesu alle Ungleichheiten aus, alle Menschen sind meine Brüder, mir alle durch Gott verwandt. Sie sind die, welche Jesus meine Nächsten nennt, und die ich lieben soll, wie mich selbst. Tief steht unter ihnen das vernunftlose Thier.

So will ich sie denn lieben wie mich selbst. Nie will ich durch kindisches, thörichtes, eitles Betragen die Würde der Menschen beflecken, indem ich in meiner Sorgfalt Menschen vernachlässige, um eines Thieres willen; nie will ich meinen unglücklichen Bruder zu der entsetzlichen Empfindung bringen, daß er lieber mein Thier, als mein Untergebener, als ein Hilfeflehender bei mir sei.

Aber auch eingedenk will ich sein der Barmherzigkeit und Güte, welche mir das göttliche Wort selbst gegen die Thiere empfiehlt; auch sie, o allmächtiger, allweiser Vater, sind deine Geschöpfe! — Auch ihr Stöhnen vernimmst Du, auch ihr Leiden siehst Du. Nichts hast Du in Deiner großen Schöpfung hervorgebracht, daß Du dann verstoßen und vergessen wolltest. Kein Sperling fällt ohne Deinen Willen zur Erde. Ich werde Rechenschaft geben müssen einst auch von meinem Betragen gegen diese Unmündigen in Deiner Schöpfung.

So belebe denn Deine unaussprechliche Liebe gegen die Welt auch mich mit Hochachtung, mit Liebe, mit Schonung für Deine Geschöpfe, und nie entweihe eine gefühllose, unmenschliche Handlung, nie eine muthwillige Unbarmherzigkeit mein Herz! Amen.

XLIX.

Bedenke das Ende.

Sir. 7, 40.

Gott haßt der Thorheit irre Pfade
Und falscher Herzen Gaukelei'n;
Zwar lange leuchtet seine Gnade,
Für Bös' und Gut' ein Sonnenschein;
Doch wen die Langmuth nicht belehrt,
Dem flammt zuletzt des Richters Schwert.

Umsonst ist's, daß der Mensch sich blendet!
Erinnre dich, wohin du gehst;
Gedenke deiner Thaten Ende;
Du ärntest das nur, was du sä'st.
Wer Samen uns zu Disteln streut,
Hat sich umsonst auf Frucht gefreut.

Gott, der nur Wahrheit ist und Güte,
O laß mich schuldlos, laß mich rein,
Von ganzem Herzen und Gemüthe
In Deinen heil'gen Wegen sein;
Und, schwindet einst das Schattenspiel
Des Lebens, fröhlich stehn am Ziel.

Man hat wohl hundert verschiedene Redensarten, um zu sagen: ich bin nicht glücklich; es fehlt mir, es ist mir um die Zukunft bange; hätte ich nur Dies oder Jenes erst erreicht; wäre nur dieser oder jener Umstand nicht; es hat Jeder seine Plage! Ich höre dergleichen Redensarten täglich aus dem Munde meiner Freunde und Bekannten. Es macht fast Niemand ein Hehl daraus, daß er noch nicht ganz zufrieden sei, daß ihm noch viele kleine Wünsche unerfüllt geblieben wären. Aber von Tausenden mag nicht ein Einziger die Wahrheit sprechen und sagen: daß ich nicht glücklich bin, ist weder die Schuld Gottes noch der Menschen, sondern meine eigene; durch meine Denkart, durch meinen geheimen Stolz, durch meine verwöhnte Sinnlichkeit bin ich Urheber meiner beständigen Unzufriedenheit.

Zwar sieht man bei dem Allen dem Anschein nach fröhliche Gesichter, zufriedene Mienen genug. Man möchte fast glauben, jene Redensarten wären nur gewohnheitshalber geführt. Einer hält den Andern, durch diesen Anschein verführt, bei weitem für glücklicher, als sich selbst. Man spricht: Worüber sollte er sich beklagen? Er hat ja, was er will; er ist gesund; er hat gut geartete Kinder; er hat sein hinlängliches Auskommen; er genießt viel Achtung. Bei mir hingegen ist's ganz anders. — So sieht Jeder auf die scheinbaren Vortheile und Annehmlichkeiten des Andern, nicht auf dessen verborgenes, verschwiegenes Uebel, und vermehrt seine Unzufriedenheit durch

den Anblick des vermeinten Glücks der Nachbarn. So täuscht Einer den Andern, und zuletzt Jeder sich selbst durch die Andern.

Ja, es ist nur zu gewiß, daß von zehn Personen, die mit äusserlicher Heiterkeit uns begegnen, wenigstens immer eine in irgend einer heimlichen Verlegenheit ist, die aber aus Klugheit verhehlt wird. Den Einen drückt die Erinnerung an Geldschulden, die er durch zu leichtsinnige Haushaltung oder Unordnung in seinen Geschäften machte, den Andern der Gedanke an die Folgen irgend eines übereilten Schrittes; Diesen das Bewußtsein einer zerrütteten Gesundheit, wozu er durch irgend eine Unvorsichtigkeit oder Ausschweifung Anlaß war, Jenen quält die Sorge vor der Rache und Bosheit gewisser Menschen, deren Stolz er beleidigt hatte. Die Wenigsten sind so zufrieden und heiter, als sie scheinen. Keiner läßt den Andern die Geheimnisse seines Herzens sehen.

Es ist nur zu gewiß, daß ein Theil der Menschen mit ihren heitern Mienen sich selbst betäubt über das Unangenehme der gegenwärtigen Umstände; ein anderer aus natürlichem Leichtsinn darüber hinwegschlüpft und denkt: Jeder Tag mag für das Seine sorgen. Warum soll ich mir über jede Kleinigkeit graues Haar machen? Ich thue, was ich eben kann, entstehe dann daraus, was da wolle. Andere Zeiten, andere Hilfsmittel. Man muß nicht gleich verzagen, wenn das Glück uns einmal ein unfreundliches Antlitz zeigt. Wie heute, so hatte ich's gestern. Jeder Tag hat seine eigene Last und seine eigene Noth, und jedes Jahr hat seine eigenthümlichen Verdrießlichkeiten. Also mit leichtem Fuß über alle Dornen des Lebens hinwegzuhüpfen, das ist am Ende die ächteste Lebensweisheit.

Ist's wirklich Lebensweisheit, wie du glaubst? Kann Leichtsinn, oder, wie du es gern nennen möchtest, leichter Sinn, dir wirklich ein festes Glück bauen? Ist eine berechnende Klugheit, welche die Frucht der Erfahrung ist, in der That weniger werth, als jene Leichtsinnigkeit, die mit dem hohen Ernst des Lebens ein Spiel treiben möchte? O so wäre ja die Unbesonnenheit und vergeßliche Flüchtigkeit der Kinderjahre die beste Lebensweisheit, und der Mensch würde, je reifer seine Ansichten mit dem fortrückenden Alter werden, statt weiser nur thörichter.

Freilich für den Augenblick, für den Tag kann Scherz, Vergessenheit und Leichtsinn uns die äussere Gestalt der Beglückten geben — aber auch nur für den Augenblick, für den Tag. Diese Lebensweisheit ist derjenigen zu vergleichen, mit welcher ein Anderer sich in berauschenden Getränken betäubt, um seine Umstände nicht deutlich zu erkennen. Aber ungeachtet des Leichtsinnes oder des Rausches bleibt dennoch das Uebel selbst; nur ein Augenblick der Besinnung oder Nüchternheit ist genug, die ganze Selbsttäuschung zu zerreissen und aus dem angeblichen Himmel der Zufriedenheit herauszustürzen.

Nein, ich kann mich nicht überreden, daß diese Art zu sein wahre Klugheit wäre. So müßte ich auch die Klugheit des Kranken rühmen, der einen verborgenen Krebsschaden hinwegscherzen zu können glaubt. Ach, während seiner Scherze frißt das Gift zerstörend um sich, und endet den Leichtsinn mit Schmerz und Jammer eines ganz verheerten Körpers.

Leichter Sinn erträgt, ohne zu unterliegen, das unvermeidliche Uebel, aber er ist eine Frucht weiser Grundsätze; Leichtsinn hingegen ist Folge der Selbstbetäubung oder einer flatterhaften Gemüthsart, und blendet sich mit Betrug über Ursachen, Folgen und wahren Werth des vorhandenen Uebels. Er tröstet sich bald mit dem Schicksal Anderer, bald mit der Hoffnung, die Sache werde so schlimm nicht enden. Er schmeichelt sich, von dem allgemeinen Gesetze, welches die Naturbegebenheiten, wie die Schicksale der Menschen, lenkt, eine Ausnahme zu machen, daß ihm das nicht schaden werde, was tausend Andern zum Verderben entartete. Er verscherzt die Warnung aller Erfahrungen, und sucht einen gemachten Fehlschritt mit zwei andern gut zu machen oder zu verheimlichen, bis er in das Labyrinth der Noth tief genug eingedrungen ist, wo endlich aller Leichtsinn aufhören muß und sich in verzweiflungsvolle Entschlüsse verwandelt.

Erfahrung ist die Lehrerin des Lebens. Darum sind Erwachsene die Rathgeber der unwissenden Jugend. Besonnenheit ist die Leuchte des klugen Mannes; daher werden ihm nicht leicht Uebereilungen zur Last fallen, die nur dem Kinde eigen sind. Wo Erfahrung und Besonnenheit aber mit Christusgeist verbunden stehen, da ist nicht wohl großes Unglück zu fürchten.

Allerdings muß man erstaunen, daß von der einen Seite so wenige Sterbliche des

Lebens recht ungetrübt froh sind, und doch nichts eifriger wünschen, als es zu werden. Man muß erstaunen, daß sie dies vom Morgen bis zum Abend täglich wünschen, und doch nichts dafür thun mögen. Woher rührt dieser Widerspruch? Ist's zu schwer, ihn zu lösen? Nein wahrlich, es gehört nur der ernste Wille dazu und Verachtung jedes Hindernisses, das sich unserer Gemüthsberuhigung entgegensetzt, und wir können glücklich sein. Oder erfordert es eine mannigfaltige und entwickelte Kenntniß, um zu erfahren, durch welche Mittel wir eine dauerhafte Heiterkeit in unserm Gemüth begründen können? Nein, auch das nicht. Glücklich zu werden, dazu bedarf es keiner Gelehrsamkeit. Die heilige Schrift gibt uns den Kern aller Erfahrungen, die wahre Weisheit des Lebens, in drei Worten: Bedenke das Ende!

Was du thust, so bedenke das Ende: so wirst du nimmermehr Uebels thun. Halte dich vom Unrecht, so trifft dich nicht Unglück. Sir. 7, 2. 40. O daß sie weise wären und vernähmen solches, daß sie verständen, was ihnen hernach begegnen wird! 5 Mos. 32, 29. Alles, auch das Geringste in unsern Handlungen, hat seine Folgen — hat Folgen, welche durchaus nicht von uns weder immer wahrgenommen, noch abgeändert werden können; hat Folgen, die, oft ohne unser Vermuthen, wiederum die Ursachen neuer Wirkungen werden. Der heutige Zustand der Welt, der Völker, der einzelnen Familien, der besondern Menschen ist eine Folge von Begebenheiten und Handlungen der vorigen Jahrhunderte. Was heute geschieht, bereitet die Beschaffenheit künftiger Tage vor. Eine Unvorsichtigkeit von heute macht dich vielleicht in wenigen Jahren arm, oder ist der erste Anlaß deines frühen Todes oder einer heftigen Krankheit. Ein edles Wort, heute gesprochen, ein gutes Werk, heute gethan, bereitet dir unverhofft, vielleicht nach Jahren, eine gute Aufnahme, wo du sie nicht suchtest, an die du nicht dachtest; eine Freundschaft im Stillen, die du gar nicht verdient zu haben verdientest.

Alles, wie in der Schöpfung, so in den Schicksalen, ist Ursache und Wirkung, eine Kette von Ereignissen, deren eins immer wieder die Quelle von andern wird. Und in diesem Strom von Wirkungen der vergangenen Stunden schwimmt das Menschenleben, und wird selbst wieder Ursache neuer Begebenheiten. So geschieht es, daß aus den geringfügigsten Dingen oft die allerwichtigsten Verhältnisse sich entwickeln, welche den Menschen, seine Familie, seine Mitbürgerschaft, sein Volk, ganze Nationen, endlich ganze Welttheile ergreifen und verwandeln. Und in dieser Hinsicht, und hätte der Mensch das Auge der Allwissenheit, würde man sagen und wahrnehmen können, daß eigentlich keine unserer Handlungen vollkommen gleichgültig wäre, weil jede ihre unvermeidlichen, aber nie ganz erkennbaren Folgen hat.

Nur dies Einzige wissen wir mit Sicherheit vorauszusagen, daß Alles, was in unsern Handlungen den göttlichen Gesetzen, den Ordnungen der Natur, den Wahrheiten unserer Vernunft gemäß geschieht, unfehlbar durch seine Harmonie mit dem unsichtbaren All wohlthätig wirke; und hingegen, was dem widerspricht, nachtheiligen Einfluß auf uns oder Andere, früher oder später, geringer oder stärker, äussern wird und äussern müsse. Die ganze Lebensklugheit besteht also darin, uns vor den bösen Wirkungen fremder Handlungen sicher zu stellen, und uns vor dem Nachtheil eigener Thaten zu hüten. Da wir aber nur die That, nicht aber ihre möglichen Folgen in unserer Gewalt haben, müssen wir jene mit Weisheit und Vorsichtigkeit vollbringen. Denn nur dem Guten folgt das Gute. Dies ist Naturgesetz, dies Gottes Gesetz!

Darum bedenke von Allem, was du thust, das Ende! Nicht bloß von der äussern That, sondern selbst von deinen noch tief im Innern des Gemüths verborgen gehaltenen Wünschen.

Wohl jeder Sterbliche hat seine eigenen stillen Wünsche; wohl mancher fleht um Erhörung derselben zu Gott mit einer Andacht und Zuversicht, als hinge in der That davon sein ganzes Glück ab. Und wenn dann Gott dies heisse Gebet nicht erhört, wenn vielleicht das traurige Gegentheil dessen eintritt, wonach man sich sehnte: wie niedergeschlagen ist dann die Seele; wie verlassen glaubt sie sich; wie geneigt wird sie, an der Güte oder besondern Fürsorge des ewigen Vaters zu zweifeln! Und doch war die Nichterfüllung unserer Begierde ein Beförderungsmittel sowohl unsers als fremden

Wohls. Bedenke nur, ehe du Wünsche machst, ehe du deine Wünsche Gott im Gebete vorträgst, die möglichen Folgen derselben, wenn sie dir gewährt würden. Du wünschest vielleicht größern Reichthum, um sorgenloser zu leben; aber du kennst dich zu wenig; du würdest dann minder zum Wohl deiner Nebenmenschen arbeiten, deine Kräfte weniger anstrengen; der Reichthum würde dir neue Begierden erwecken, die du jetzt zu deinem Glück noch gar nicht kennst. Um sorgenlos zu sein, muß man nicht Reichthum, sondern nur Genügsamkeit haben. Vielleicht bist du schon in wenigen Jahren nicht mehr unter den Lebenden. Dein größtes Vermögen würde Erbtheil Anderer, vielleicht deiner Kinder, die eben dadurch verschlimmert würden, denen Gottes weisere Vorsehung nach ihren Anlagen, nach ihrer Denkart ein ganz anderes Loos, und gewiß ein besseres, zugedacht hat, als du ihnen bei deiner beschränkten Klugheit geben könntest.

So unschuldig, so klein auch deine Wünsche, ja so gerecht sie dir auch scheinen können: bedenke die möglichen Folgen derselben, wenn sie erfüllt würden. Kein Tag gleicht dem andern. Was dir heute das beste Gut scheint, kannst du morgen aus guten Gründen hassen müssen. Du weißt dies nicht voraus; aber dein Gott, der die Welt regiert, weiß es. Du batest vielleicht mit nassen Augen, mit zitternden Lippen für das Leben deines kranken Kindes, deiner Aeltern, deines Freundes — ach vielleicht in Kurzem bist du selbst nicht mehr auf Erden. Was half die Erfüllung deines Wunsches? Auf dem Sterbebette erfreust du dich mehr derjenigen Geliebten, die du wiederfindest, als derjenigen, die du zurücklassen mußt.

Darum selbst von deinen Wünschen überlege die möglichen Folgen, und dann wirst du mäßiger werden in dem, was du begehren möchtest; wirst zufriedener sein mit dem Loose, was dir dein Vater im Himmel gab, wirst vertrauensvoller auf Gottes Weisheit, mit Erkenntniß deiner Schwäche, hinzusetzen zu Allem, was du bittest: Vater, nicht mein Wille geschehe, sondern der Deinige. Und fürwahr, wer es einmal dahin gebracht hat, mäßig zu sein in den Wünschen, übrigens zuversichtvoll Alles, was ihm gut sein möge, der Alles wohl leitenden Vorsehung heimzustellen, und sich mit frommer, edler Ergebung mit dem zu begnügen, was ihm einmal zu Theil ward — der steht an der Pforte des wahren Glücks; der ist ein Weiser, ein Christ; der lebt in Jesu Geist. Ihm kann es nicht fehlen.

Bedenke das Ende! Dann wirst du nicht leicht durch eigene Unvorsichtigkeit fallen, sondern manchen deiner Plane abändern, den du jetzt, von nicht ganz edeln Begierden begeistert, für die Zukunft entworfen hast. Nie sollen wir ernsthaftere Rücksicht auf die Folgen unserer Vorsätze nehmen, als wenn wir im Begriff sind, sie auszuführen. Ist die That einmal gethan, das Wort einmal gesprochen, der Gang einmal zurückgelegt, dann hilft die Erinnerung an die möglichen Folgen davon nur unsere Furcht und unsere Sorgen vermehren. Der Leichtsinn verfährt planlos, aber jede Leidenschaft hat ihren Leichtsinn. Die Vorsichtigkeit handelt nie ohne überdachten Entwurf. Der Zweck des Entwurfes ist des Menschen Wunsch; das Mittel, ihn zu erreichen, des Menschen That. Oft ist der Zweck unschuldig und an sich gefahrlos. Selten wählt ein Sterblicher mit Absicht und Ueberlegung schlechte Ziele, an welchen er oder sein Mitgeschöpf verderben könnte. Nur der Bösewicht kann planvoll über schändliche Anschläge brüten, deren Wirkung Thränen und Verdruß sind. Aber auch Christen können in den Mitteln fehlen, welche sie ergreifen, um ihre oft sehr wohlgemeinten Absichten durchzusetzen. Manche, von allzugroßer Begierde gereizt, ihr Ziel schnell und sicher zu gewinnen, trösten sich wohl gar durch die Güte der Absicht über die Unrechtmäßigkeit der dazu eingeschlagenen Wege. Hier wird der Eine, um sich und die Seinigen mit Anstand zu erhalten, Veruntreuer anvertrauten fremden Gutes; dort ein Anderer Uebervortheiler oder Betrüger im Handel oder Wandel. Hier wird der Eine, um irgendwo Einfluß zu bekommen, durch welchen er nützlich zu werden wünscht, ein heimlicher Ränkemacher, Schmeichler von der einen, Verleumder von der andern Seite; dort ein Anderer ungerecht gegen den Schuldlosen, Werkzeug der Tirannen und böser Gewalt.

Schon das gemeine Sprichwort lehrt: Auch der beste Zweck heiligt kein schändliches Mittel. Durch deinen bloßen Wunsch stiftest du weder Böses noch Gutes, so lange Wunsch und Zweck in dei-

ner Brust verborgen liegen. Aber dein Mittel ist die That, und die That ist der Quell böser oder guter Schicksale. Ob deine Absichten, auch deine guten, gelingen, ist nicht vorherzusehen. Aber von deinen Mitteln, deinen Thaten sind die Wirkungen unzweifelhaft. Daher, ehe du zur Vollziehung deiner Vorsätze schreitest: bedenke dein Ende! Ob deine Absicht erreicht werde, ist nur dem Allwissenden bekannt; aber ob ihr Zweck wahrhaft edel oder auch nur unsträflich sei — das ist dir selbst bekannt. Bedenke das Ende, prüfe die Redlichkeit der Mittel, deren du dich bedienen willst, um zum erwünschten Zweck zu kommen. Vielleicht sind eben diese die größten Hindernisse deiner Absichten; vielleicht sind sie es, die dich am weitesten von deinem Ziele entfernen, zu dem sie dich führen sollten. Mancher ward eben dadurch Bettler, wodurch er reich zu werden hoffte; Mancher eben dadurch bei seinen Mitbürgern in die tiefste Verachtung gestürzt, wodurch er sich zu heben gedachte. Nicht der Zweck, das Mittel machte ihn elend, und Keinen entschuldigt zuletzt der schlechte Vorwand: ich hatte es doch gut gemeint.

Bedenke das Ende! Dein Wort, deine That hat eine Folge. Darum handle nie in der Leidenschaft, und traue den süßesten Einflüsterungen solcher Begierden nicht, deren du dich öffentlich schämen würdest. Auch ihre Wirkungen werden unfehlbar von der Art sein, daß du einst vor ihnen erröthen mußt. Machten dich so manche bittere Früchte deiner ehemaligen Thorheiten noch nicht weiser? Warum verspottest du das Kind, welches schon einmal seine Unvorsichtigkeit am Feuer mit Schmerzen beweinte, wenn es ungewarnt zum andernmal die Hand zu nahe an die Flamme bringt? Bist du nicht selbst dem Kinde ähnlich? Warum sehnst du dich nach innerm Frieden und dauerhaftem, über allen Zufall erhabenem Glück, wenn du nicht glücklich werden willst?

Bedenke das Ende, der du durch Launen, Eigensinn, Widerspruchsgeist den Frieden deines Hauses störst — du endest mit dem Elend deines Lebens, mit der Zerrüttung deiner Gesundheit, mit der Verachtung deiner Angehörigen, mit der übeln Nachrede der Welt. Warum machst du aus Kleinigkeiten erhebliche Dinge, warum forderst du für deinen herrschlustigen Eigensinn eine Nachsicht, welche du den Schwächen Anderer verweigerst? Vielleicht ist deine Absicht nicht unedel, aber deine Mittel sind ungerecht und unklug. Darum gehst du und das Glück deines Hauses mit dir zu Grunde.

Bedenke das Ende, wahnsinniger Spieler, der du an Würfeln, Karten und Lotterien erst ein leichtes Wohlgefallen, dann leidenschaftliche Vorliebe, zuletzt die Möglichkeit fandest, deine Umstände zu verbessern — du wirst das Schicksal der Spieler haben, die mit verzehrten Leibes- und Geisteskräften ihres Vermögens letzten Heller dahinfliegen sahen, und den Bettelstab oder ehrlose Verzweiflung behielten. Die Bessern verachten dich schon heute, die Deinigen beklagen dich schon heute — jene Verachtung, diese Klagen sind Stimmen deines Schutzgeistes. Bedenke das Ende!

Bedenke das Ende, eitler Großthuer, der, um vor seinen Mitbürgern ein wenig zu glänzen, thöricht dahin arbeitet, endlich ein Gegenstand ihres Mitleidens zu werden. Was kann dir es lohnen, daß du dich über die Kräfte deines Vermögens anstrengst, reicher zu scheinen, als du bist? Siehe, vielleicht jetzt schon ist dein Hauswesen an geheimer Unordnung leidend, vielleicht jetzt schon siehst du nicht mehr voraus, wie du deine Schulden wieder abzahlen, und doch noch als ehrlicher Mann leben kannst. Warum setzest du deinen Aufwand fort, wo du dich einschränken solltest? Warum vergrößerst du die Gefahr deines Sturzes mit neuen Geldanleihen, und kaufest dich von einer Verlegenheit los, indem du sie mit zwei neuen bezahlst? Dein Zweck mag zu billigen sein: du möchtest dich vor öffentlicher Schande sichern — aber deine Mittel sind widersinnig, sie bringen dir endlich Armuth und Schmach des Betrügers. Bedenke das Ende!

Bedenke das Ende, ungetreuer Beamter, der du nicht nach Gesetz und Pflicht, sondern nach Gewogenheit und Gunst sprichst; der du dem Recht gibst, der die vorher gegeben, oder von welchem du Vortheil erwarten kannst; der du nicht den Verdienstvollen vorziehst, sondern den von Menschen Empfohlenen, die dir wieder helfen können; der du mit gewissenlosem Eigennutz öffentliches Gut unterschlägst und beschworne Eide brichst — vielleicht heute schon ist Vielen bekannt, wie oft du zum Verräther an deiner Pflicht geworden; vielleicht heute schon

verabreden im Stillen Edelgesinnte deine Entlarvung. Tritt zurück! Dich warnen große Erfahrungen, dich warnen die todten Zeilen dieses Blattes — adle dich wieder mit neuer Gerechtigkeit und Tugend; denn was du bisher gethan, wird dich mit dem Zentnergewicht schwarzer Früchte erdrücken. Bedenke das Ende!

Bedenke das Ende, lüsterner Verführer der Unschuld, der, von seiner Sinnlichkeit gelockt, eine Schandthat zu vollführen brütet. O, die Schandthat ist wohl möglich, aber unvermeidlich ist auch ihre Wirkung. Du bist verloren! — Besinne dich! Ruhe, Ehre, Lebensfrieden stehen im Spiele. Im Hintergrunde wollüstiger Einbildungen wirst du einen Richtplatz sehen, die blutige Thräne der Reue und das trockene wilde Auge der Verzweiflung! Tritt zurück, und bedenke das Ende! Wenn du es wüßtest, spricht unser göttlicher Lehrer, so würdest du auch bedenken zu dieser deiner Zeit, was zu deinem Frieden dient! Luc. 19, 42. Also sprachst Du, Messias, Erhabener, zum Wahnsinn der Stadt Jerusalem, als Du Dich ihr nahtest und über sie weintest. So sprichst Du auch zu meiner Seele, wie Du auch meiner Sünden willen Thränen und Blut vergossen hast. Jerusalem hörte Dich nicht. Es spottete stolz des heiligen Warners, und ging unter in gräßlichen Zerstörungen. Jeder einzelne Sünder wiederholt das traurige Schauspiel, spottet Dein und geht unter. Wehe mir! Sollte ich die furchtbaren Beispiele an meiner Seele umsonst vorüberziehen lassen? Bedenke das Ende!

Bedenke das Ende! soll mein Wahlspruch werden bei Allem, was ich unternehme und thue, so werde ich nimmermehr Uebels unternehmen. So wird die edle Handlung, die ich vollbringe, der Aufruhr einer Leidenschaft, die ich in mir unterdrücke, mein Gemüth mit angenehmen Hoffnungen füllen, weil nichts Gutes geschehen kann, ohne gute Wirkungen für Andere und für mich. So werde ich eines innern Friedens und einer Seelenhoheit fähig werden, nach welcher Andere vergebens schmachten. So werde ich ein Glück mir schaffen, das die Sehnsucht aller Sterblichen ist, und doch nur von wenigen gefunden wird; so werde ich auch in äusserer Dürftigkeit reich werden durch Einschränkung meiner bescheidensten Wünsche; auch im niedrigsten Stande hochachtungswürdig werden durch die Ehrfurcht, welche Rechtlichkeit und Tugend endlich allen Menschen einflößen; so werde ich eine Heiterkeit gewinnen, die nicht der Abglanz befriedigter Begierden ist, und wieder verschwindet, wenn neue Leidenschaften laut werden: sondern eine Heiterkeit, wie Du sie, o Jesus, durch Dein Leben trugst bis zum Kreuze; einen Wiederstrahl des stillen Himmels, welche Tugend und Frömmigkeit in unserm Gemüth hervorrufen.

L.

Am Schlusse des Jahres.

Hiob 11, 7.

Nie kann ich meines Gottes Wege
Mit meinen Blicken übersehn;
Noch, wenn ich Alles überlege,
Was er beschließt, ihn ganz verstehn.
Er offenbart sich mir als Gott,
Und bleibt ein unerforschter Gott.

Ich kann genug von ihm erkennen,
Ihn zu bewundern und für ihn
In frommer Liebe zu entbrennen,
Ihn jedem Glücke vorzuziehn;
Genug von ihm, mich ihm allein,
Mich seinem Dienste ganz zu weih'n.

Er wählt — was brauch' ich mehr zu wissen —
Nichts Böses, thut vergebens nichts.
Selbst in des Lebens Finsternissen
Bedarf ich keines hellern Lichts.
Denn was er werden läßt, ist ja
Zum Besten euch, ihr Frommen, da.

Das Stundenglas lauft ab. Ein Jahr ist an mir vorbeigeflogen, wie ein langer, verworrener Traum. Was ist aus mir nun geworden? Wie wird es nun mit mir werden? — Wie weit bin ich gekommen? Was habe ich gewonnen? Bin ich nun glücklicher, als vor einem Jahr? Wem habe ich es zu danken? meinen bessern und klügern Grundsätzen, oder gewissen angenehmen Umständen, die sich ohne mein Zuthun ergaben? — — Bin ich nicht so glücklich, wie vor einem Jahr? und in welchen Dingen bin ich es nicht? Was ist daran Schuld? ist das ein wirklicher Verlust, was ich nicht habe, und was mich grämt, oder ist es erst dadurch für mich schmerzhaft, daß ich schwach bin, eigensinnig, und die Führungen des Verhängnisses nach meinen Lieblingswünschen, die mir freilich angenehm scheinen, eingerichtet zu sehen wünschte?

Es läßt kein altes Jahr von uns ab, es zieht kein neues gegen uns an, ohne daß man nicht diese und ähnliche Fragen in sich

thut, und seine Empfindungen darin ausspricht. Mancher blickt nicht gern auf das Vergangene zurück. Es hatte für ihn Widerwärtigkeiten aller Art — Verdruß von Menschen, Abnahme seines Vermögens, Todesfälle theurer Personen. Er richtet sein Auge lieber auf das, was noch kommen soll. Er begrüßt es mit stillen Hoffnungen; er stammelt leise seine Wünsche. Vor seiner Einbildungskraft blüht jenseits der Schneefluren des Winters wieder ein Frühling, dann ein langer Sommer, ein Herbst — was kann in solcher Zeit nicht Alles geschehen! Wie viel Unerwartetes ist da möglich!

Ein Anderer, der den Wechsel der Schicksale kennt, empfindet ganz anders. Er sieht mit Wohlgefallen und Wehmuth auf das verlebte Jahr rückwärts. Es gab ihm viele Freude und Genüsse. Er zittert vor den Tücken der Zukunft. Er kann mehr verlieren, als er gewonnen hat. Er kann geliebte Leichen zum Grabe begleiten. Er kann selbst unverhofft das Ende seiner Laufbahn finden; denn einmal endet sie gewiß, und sie ist im nächsten Jahr dazu so fähig, als in einem spätern.

Von diesen Gefühlen ist gewöhnlich die Zeit des neuen Jahrs begrüßt. Die allgemein gebräuchliche Feier desselben macht uns dieselbe schon von Kindheit an bedeutungsvoller; gibt uns mehr Neigung, als sonst, über die Wege der Vorsehung nachzudenken. Auch ich will diese einsame Stunde, die ich meiner Andacht weihe, dazu benutzen. Vielleicht ergreift mich irgend ein wohlthätiger Gedanke. Vielleicht wird dieser Gedanke wirksam auf meine ganze Art, künftig zu handeln; wirksam auf meine Verhältnisse mit andern Menschen, auf meine künftige Gemüthsruhe und Zufriedenheit.

Freilich, keine Empfindung ist bei dem Gedanken an das bevorstehende Jahr in mir lebhafter, als die Neugier, zu wissen, welche Schicksale es mir bringen werde. Aber doch fühle ich, das Vorauswissen könnte mich eher unglücklicher als glücklicher machen. Es würde mir alle angenehmen Hoffnungen von dem Zukünftigen vernichten, und nur die Furcht des Unangenehmen in meiner Brust zurücklassen. Und wenn es in meiner Gewalt stände, genau die Begebenheiten meines ganzen Lebenslaufes im folgenden Jahr *heute* voraus zu erfahren, ich möchte sie nicht kennen lernen, denn ich würde — schrecklich genug! — auch alle Thorheiten erblicken müssen, die ich noch begehe, und wodurch ich mir selbst den Grund vieler Uebel lege. Nur Einem geziemt es, allwissend zu sein: nur dem Heiligsten, dem Allerweisesten!

Freilich entwerfe ich mir jetzt so manche schöne Plane, nicht eigentlich von dem, was ich selbst thun und sein will, sondern von dem, was mir Liebliches widerfahren könnte, wenn gewisse heimliche Wünsche in Erfüllung gehen würden. Ich baue aus meinen Hoffnungen kleine Paradiese, und es würde mich doch vielleicht schmerzen, wenn auch nicht eine von allen gewährt werden sollte. Darum denke ich vorläufig daran, was ich thun will, um meinerseits die Ausführung dieser Wünsche zu befördern. Es kommt ja nur auf eigenes Glück an!

Auf Glück? Was soll ich mir darunter eigentlich denken? — Günstige Umstände, günstige Zufälle. — Umstände? Zufälle? die von ungefähr kommen? Nein, ich bin vollkommen überzeugt, kein Umstand, kein Zufall kommt mir durch ein blindes Ungefähr. In den Weltschicksalen ist Alles mit einander auf das innigste verknüpft. An dem heutigen Augenblick hängen künftige Jahrhunderte, an der That eines Kindes durch ganz verborgene Wirkungen Schicksale von Nationen. Und die Anordnung geschieht durch Gottes Weisheit.

Sprich denn also lieber: meine Plane werden gelingen, wenn sie Gottes Weisheit für mich und die übrige Welt gut findet. — Wie? du schauderst, und deine kleinen Hoffnungen wollen anfangen zu erblassen? Wäre dir ein blindes Glück lieber, als die Regierung deiner Begebenheiten durch eine höchste Weisheit? Fehlt dir Vertrauen auf dieselbe? Es ist möglich, denn manche deiner schönsten Entwürfe fürs Leben sind gescheitert, daß du fast den Muth verloren hättest, neue zu machen. Aber, wenn sie scheiterten, war es dein Unglück? Kannst du, der du von einer ganzen Ewigkeit des Daseins nur einen unendlich kleinen Punkt lebst, vom uferlosen Weltmeer nur einen Tropfen hast, kannst du mit Sicherheit behaupten, was dir wohl oder übel gethan haben möchte, wenn die Dinge so oder anders gekommen wären? „*Meinest du, daß du so viel wissest, als Gott weiß?*“ sprach Zophar von Naema, „*und wolltest*

Alles so vollkommlich treffen, als der Allmächtige?“ Hiob 11, 7.

Hier stehen wir plötzlich mit unsern Aussichten, Hoffnungen und Wünschen still. Wir sind in höherer Gewalt! Dieser Gedanke durchbebt unser Inneres. Es ist umsonst, daß wir weitaussehende Plane schaffen; umsonst, daß wir glänzende Paradiese der Einbildung bauen — wir denken, aber die Vorsehung lenkt! Von Allem, was wir von den Erwartungen des künftigen Jahres träumen, wird vielleicht nicht eine einzige wahr; und Dinge werden sich ereignen, an die wir heute gar nicht denken. Wir sind in der Gewalt eines höhern Wesens, und schwanken, von seiner Hand gehalten, auf unserer Lebensbahn hin, wie das Kindlein am Gängelband der Aeltern. Gott richtet, Gott ordnet, Gott leitet, und wie gar unbegreiflich sind seine Gerichte, wie unerforschlich sind seine Wege! Röm. 11, 33.

Diese Erinnerung senkt mich in ein tiefes Nachdenken. Ich sehe hinter mich in die verbrachte Zeit, bis hinauf in die Höhen meiner Kindheit, in das verblaßte Morgenroth meiner Tage — und gestehe es schaudernd: die Wege der Vorsehung sind dunkel! Manches geschah; ich ward dadurch nicht glücklich. Ich hätte geglaubt, es würde besser gewesen sein, hätte mich ein anderes Loos getroffen, als das, welches ich nun habe. Ich sehe vor mich in die Nebel der Zukunft, welche sich über meinen mir noch übrigen Lebensweg hinablagern, und gestehe es schaudernd: die Wege der Vorsehung sind dunkel! Alles, was ich wünsche, alle meine Vorbereitungen, mein Thun und Lassen, um ein geliebtes Ziel für mich oder die Meinigen zu erreichen, sind vielleicht vergebens, und aus dem, was ich beginne, werden sich vielleicht ganz andere Folgen begeben, als ich beabsichtige.

Was soll ich thun? Mich ganz gleichgültig machen gegen Alles, was geschehen mag? keine Wunsche mehr hegen, keine Entwürfe mehr machen? keine Vorbereitungen mehr treffen? Was kann ich thun, was soll ich thun, um bei dem Anfang eines neuen Jahres ächt weise zu handeln? Ich bin ja keines Erfolges sicher.

Der Mensch soll sich kein Ziel vorsetzen mit Zuversicht, als dasjenige, was er nicht durch eigene Kraft erreichen kann. In allem Andern, was er durch eigene Kraft allein bewirken kann, soll der Sterbliche, ohne zuviel zu hoffen, ohne zuviel zu fürchten, Alles von der Weisheit und Güte eines erhabenen Wesens erwarten, das uns aus Liebe das Dasein gegeben.

Und was können wir durch eigene Kraft, so viel uns Gott derselben verleiht, mit Sicherheit erreichen? Wie heißt dies Ziel? — Es heißt Selbstvervollkommnung unsers Gemüths, Reinigung von anhängenden Fehlern, Edelmuth, Zufriedenheit mit unserm Loose.

Kein Loos, welches auch den Menschen treffe, ist an sich böse; nur der Mensch ist oft zu böse für sein Loos. Es fehlt ihm oft an Geistesgröße, sowohl ein vermeintes Uebel als etwas sehr Gutes zu benutzen oder ein vermeintes Glück mit Würde zu tragen. Daher das wahrste Unglück des Lebens — innere Unzufriedenheit.

Ja, ich wiederhole es, und der Gedanke ist so groß, als wahrhaft: kein Loos, welches den Sterblichen trifft, ist an sich böse und schlecht; nur der Sterbliche ist oft zu schlecht für sein Loos. Er ist reich; aber nun dürstet er nach Ehrenstellen, statt die ihm von Gott geliehenen Mittel nur zur Veredelung seines Gemüthes, zur Beglükkung seiner Mitmenschen anzuwenden. Er ist arm; aber nun dürstet er nach größerm Vermögen, ohne daran zu denken, daß alle irdischen Glücksgüter Staub sind, daß er einen größern Reichthum in sich selbst sammeln könnte. Er wird krank: aber nun wird Gesundheit seine Sehnsucht, aber die Schmerzen des gebrechlichen Körpers mahnen ihn vergebens an die Freiheit und Veredelung einer Seele, die zur Unsterblichkeit geschaffen war. Er ist gesund; aber im Taumel der Lustbarkeiten und Zerstreuungen behält er nicht so viel Besonnenheit, das Kleinod der Gesundheit zu bewahren.

Das Loos, das dir die Hand Gottes auf Erden gegeben hat, ist dir wahrlich nicht gegeben worden für deinen Leib, sondern für deine Seele; nicht für das Erdenleben, sondern für dein ewiges Dasein, dich zu demselben vorzubereiten. Du bist reich, du bist arm, du bist krank, du bist gesund, nicht um dieses Lebens willen, sondern um deiner ewigen Bestimmung willen. Alles ist nur darauf hinzielend, auf nichts Anderes.

Mache also, daß jedes Schicksal, welches dich im künftigen Jahre trifft, es sei nun

adisch angenehm oder irdisch traurig, zur Veredlung deiner Gesinnungen, zu einer höhern Stimmung deines Gemüths beitrage. — Dies ist das Ziel, welches du durch eigene Kraft erreichen kannst — auf kein anderes darfst du mit Gewißheit zählen. Dann erst bist du ächt weise. Dann werden die Wege der Vorsehung aufhören dunkel zu sein; du wirst die Fügungen deines Verhängnisses verstehen! — —

Es ist dieser Gedanke so groß, daß er mir eine fruchtbare Quelle von Betrachtungen werden kann. Daher will ich ihn nicht entschlüpfen lassen, sondern oft in meinem Gedächtnisse erneuern. Denn da ich die volle Ueberzeugung empfangen habe, daß Alles, was mir begegnet, durch Gottes Leitung geschieht, will ich mich selbst und meine gegenwärtige Lage prüfen, ob ich sie zur Erhebung und Verbesserung meiner unsterblichen Seele benutzt habe. Ich will bei jeder Veränderung meines Zustandes die Frage thun: Welchen Einfluß kann und soll diese Begebenheit auf meine Denkart haben? Wie muß ich unter diesen Umständen als Christ, als Gottes Kind, als ein zur unendlichen Dauer berufener Geist handeln? — Und wie sich unter irdischen Schmerzen und Freuden meine Seele läutert und reiner wird, und wie ich, ein ächter Weiser, von jedem Lebensloose den höchsten Gewinn ziehe, und in jeder Lage immer der Würdigste bin, des Bessern werth, werden meine Augen klarer werden, und Licht finden, wo jetzt in vielen meiner Schicksale Finsterniß zu herrschen scheint.

Denn in Gottes Schöpfungen ist Alles Harmonie! Nur was diese großen Ordnungen zu verletzen wagt, verletzt sich selbst. Nur Laster, Leidenschaften, die uns zum Bösen treiben, sind Widersprüche mit dem Weltall. Nur wer bloß für das Geld, für die Ehren, für die sinnlichen Genüsse dieses Erdballs lebt, findet Verworrenheit in seinen Verhängnissen, und Unbegreiflichkeiten in den Zwecken seiner Schicksale. Er wußte seinen Geist noch nicht mit Gott und dem göttlichen All in Einklang zu setzen. Nicht die Hand der weise waltenden Vorsehung verwirrte die Ordnungen des allgemeinen und besondern Wohls, sondern unser Verstand trug diese Verwirrungen hinein, indem wir, was der Ewige für das Ewige schuf, für unsern Sinnenkitzel, für unsere Eitelkeit, für unser bequemes Wohlleben berechnen wollten. — Wird es dir nun zu schwer, dich zu einer solchen Höhe von Kraft und Tugend zu erheben: so hadere nicht mit den Verfügungen des liebenden Vaters im Himmel, sondern mit den kleinlichen, irdischen Begierden, welche sich eigensinnig die Ewigkeit und den weise geregelten Gang der Dinge unterworfen sehen möchten.

Du aber, der du diese Worte vernimmst, und ihren großen, heiligen Sinn erfassest, du wirst, während der Ehrsüchtige, der Gelddurstige, der Eitle, der Schlemmer, der Neidische jammert, in frohe Lobgesänge auf den Wunderbar-Gütigen einstimmen. Du wirst mit Paulus sagen: O welch eine Tiefe des Reichthums, beides der Weisheit und Erkenntniß Gottes! Röm. 11, 32.

In Gottes Schöpfung ist Alles Harmonie. Sie sind heilig und selig, wie er. Nur ein heiliges, das heißt fehlerfreies Gemüth ist auch voll innerer Seligkeit, und im Einklang mit Gottes Werken. Der Unreine, sinnlich-Begehrliche, dem sein Kleid, sein Gaumen, sein Vermögenszustand, seine Lustbarkeiten, sein Ansehen vor den Leuten, seine Wollüste das höchste Gut sind, steht im Widerspruch mit Gott, folglich auch im Widerspruch mit dessen Weltordnungen. Daher kann er in seiner Art höchst unglücklich werden, und eben dies ist sein Glück. Denn das bittere Loos, welches ihn betrifft, macht ihn vielleicht unabhängiger vom Staubgut, und erinnert ihn daran, daß in seinem Körper ein Geist herberge, zu etwas mehr berufen, als für die Freuden der Tafel, der Gesellschaft, der bürgerlichen Ehrenbezeugungen, des Ruhmes und dergleichen.

In Gottes Schöpfung ist Alles Harmonie! Alles darin gut! Nur inwiefern ich selbst gut und vollkommen bin, gehöre ich zum seligen Reich der göttlichen Ordnungen, und finde ich wieder jedes Schicksal gut und wohlthätig. O daß ich doch diese Wahrheit festhalten könnte für das mir noch bevorstehende Lebensjahr! Es liegt in ihr der Kern der höchsten Weisheit und der aus solcher Weisheit quellenden Zufriedenheit! Wie wenig war mir doch dieser einfache Gedanke sonst gegenwärtig! Wie manchen Mißgriff in Beurtheilung meiner Umstände, aber auch wie manchen Schmerz hätte ich mir dadurch ersparen können! Wie manche Thräne hätte

ich in frühern Jahren weniger geweint, wie manche Reue in spätern Jahren weniger gehabt!

O Gott! o mein Schöpfer! o du Seher meiner Zukunft; mit diesem Gedanken will ich meine kommenden Tage empfangen und begrüßen. Welches Loos Du mir nun auch noch bestimmt hast, ich will es mit Vertrauen zu Deiner Vaterhuld, mit Gelassenheit erwarten. Und wenn mich ein Schicksal überwältigt, welches die Menschen Unglück nennen, will ich bei mir denken: nein, es gibt kein Unglück, als welches der, so es empfängt, erst dazu machen will. Aber der, welcher es gibt, ist Gott, ist der Alliebende, der nur Glück geben will. Und wenn mich der Schmerz beugt, wenn meine Thränen fließen, wenn ich glaube, in einer Fülle von Leiden unterzugehen, dann will ich mich selbst erforschen, und fragen: Was leidet in mir so stark? Ist es nicht etwa meine allzugroße Anhänglichkeit an das, was Staub ist? Oder ist es nicht mein verborgener Ehrgeiz? Ist denn dies der Thränen werth? Habe ich denn etwas verloren, so lange ich mich nur nicht selbst verloren habe — nicht Dich, mein Gott? Bin ich denn bloß für diese kurze Dauer hienieden da? Muß ich nicht in einer vielleicht sehr nahen Stunde Alles, selbst meinen Leichnam verlieren und zurücklassen? Dann werde ich mich meiner Thränen schämen, und Stärke gewinnen. Es wird sich meine Seele aufrichten, auf Deine weisen Verfügungen glaubensvoll hinblicken, und fragen: warum leide ich? — Ach, vielleicht ist es nur nothwendige Folge meiner Vergehungen gegen gottliche und menschliche Ordnungen, Folge meiner ungeregelten Leidenschaften. Wohl mir, daß ich leide! Dank Dir, Allgütiger, daß ich leide! Denn aus diesem Schmerz, den ich fühle, erkenne ich erst deutlich, wo ich eine Wunde trage, die geheilt zu sein verlangt. Und jede Schwäche, jede fehlerhafte Neigung, die noch in mir ist, die ist auch eine wahre Wunde meiner Seele. O ich will sie heilen, damit sie keine Todeswunde werde, die mich zu lange vom Reiche Deiner Seligkeit ausschließt.

In Deinen Schöpfungen ist Alles Harmonie! So wird auch das kommende Jahr mit allen seinen Begebenheiten in schönem Einklang mit Deinen Werken stehen. Ich erwarte es nun mit feierlicher Ruhe, voll Zuversicht und grenzenloser Hingebung; denn ich habe es beschlossen: auch ich will gut sein, um immerdar mit meinen bessern Ueberzeugungen und mit Deinen Ordnungen in Uebereinstimmung zu bleiben. So gibt es kein Unglück!

Kein Unglück? — Ach Gott, verzeih mir diese Thräne, welche von meinen Augen fällt. Ich gedachte des Augenblicks, da mir die, welche ich auf Erden am innigsten liebe, durch den Tod entrissen werden könnten! — Wehe mir, Vater, ich leide! ich bin nicht stark genug, den schrecklichen Gedanken zu tragen, daß eine der liebsten Seelen von mir gerissen werde. Mein Vater, o mein Vater! Siehe, meine Hände falten sich schmerzlich flehend zu Dir empor, und meine Blicke voller Thränen beten zu Dir empor! O ich bete für die Lieben, die Du selbst an mein Herz geschlossen hast. Erhalte sie mir! — —

Doch — — nicht, Vater, wie ich will — nein, nein! wie Du willst! — Ich liebe, aber mein allzuheißes Lieben kann auch zur Schwäche und zum Unrecht werden. Ich will mich ermannen. Ich will mich mit dem Gedanken vertraut machen, daß mir auch mein Allertheuerstes genommen werden könnte. O, mein Herz bricht — — o es wird brechen, wenn sein Kleinod von ihm abfällt; aber dann — schon gewöhnt an die Vorstellung, daß einmal Trennung auf Erden sein müsse, damit droben ein Wiederfinden möglich sei, wird es nicht verzweifeln. Es wird Dich preisen, unter allen Schmerzen preisen. Dann hast Du es abgerissen von dem, woran es hienieden noch am festesten hing. Dann wird es nur um so lauter und sehnsuchtvoller nach dem ewigen Sein hin schlagen — dorthin, o dorthin, Vater, wo ich meine Verlornen wiederfinde, deren Seele mir hienieden nicht mehr lächelt, und über deren Staub Deine Sturmwinde und Regenwolken hinschweben.

Ich bin ruhig. Jedes Schicksals bin ich gewärtig. In Gottes Reich ist Alles Harmonie, wie kann da der Einklang liebender Seelen je gebrochen werden!

Vater, in Deine Hände befehle ich meinen Geist. Vater, in Deine Hände befehle ich alle meine Lieben. Sei unser Gott und Vater, liebreich, gnadenvoll, barmherzig, langmüthig, wie im Vergangenen, auch in der Zukunft. Amen.

Inhalt des ersten Bandes.

Erster Theil.

1. Erste Neujahrsbetrachtung 7
2. Die häusliche Andacht 12
3. Der öffentliche Gottesdienst 16
4. Der Hausfriede 20
5. Zufriedenheit mit unserm Stande 24
6. Von dem Genuß der Freude 28
7. Falsche Haushaltung 32
8. Der Hausvater 36
9. Die Hausmutter 41
10. Weise Unabhängigkeit des Christen im bürgerlichen Leben 46
11. Wenn unser Wohlstand abnimmt 50
12. Häusliche Sorge, häusliches Glück 54
13. Gefahren der Armuth 58
14. Glück der Armuth 63
15. Gefahren des Reichthums 66
16. Glück des Reichthums 73
17. Häusliche Freuden 78
18. Die Religion der Kindheit. Erste Betrachtung 82
19. Die Religion der Kindheit. Zweite Betrachtung 86
20. Die Neuvermählten 91
21. Die Ehe. Erster Abschnitt 94
22. Stief-Aeltern 99
23. Die Ehe. Zweiter Abschnitt 103
24. Das eheloſe Leben. Erste Betrachtung 107
25. Das eheloſe Leben. Zweite Betrachtung 111
26. Das Alter 115
27. Die Kunst, ein hohes Alter zu erreichen. Erste Abtheilung 119
28. Die Kunst, ein hohes Alter zu erreichen. Zweite Abtheilung 123
29. Die Taufe 127
30. Der Landmann 131
31. Der Handwerker und Künstler 135
32. Hochachtung vor jedem Stande 140
33. Vom Betragen gegen dienende Hausgenossen 144
34. Der Christ und die Zeiten 148
35. Vom Urtheil über die Zeitbegebenheiten 153
36. Die häusliche Familie und der Staat 158
37. Gemeinnützigkeit 162
38. Oeffentlich Gutes wirken 166
39. Des Christen Pflicht für Sitteneinfalt im Vaterlande 170
40. Der fremde Religionsgenosse 176
41. Pflichten gegen die fremden Religionsgenossen 180
42. Oeffentliche Lasten und Abgaben 184
43. Das leidende Vaterland 188
44. Der Tod für das Vaterland 192
45. Bürgerliche Eintracht 196
46. Ueber die Achtung gegen fremde Völker 199
47. Ueber die Achtung gegen unser eigenes Volk 202
48. Das Schicksal der Völker 205
49. Offenbarung Gottes in den Schicksalen der Völker 209
50. Falscher Gottesdienst 212
51. Die Feierlichkeit öffentlicher Gottesverehrung 215
52. Schädlichkeit bildlicher Vorstellungen von Gott 221

Zweiter Theil.

1. Das reine Gemüth wird Gott schauen. Eine Neujahrsbetrachtung 226
2. Die Andacht 231
3. Vom Einflusse des Gemüthszustandes auf unsern religiösen Sinn 235
4. Die Gefahren frommer übereilter Entschliessungen 239
5. Das häusliche Gebet 244
6. Einfluß des Gebets auf die menschlichen Schicksale 248
7. Die Kraft des Gebets 262
8. Glauben und Werke 256
9. Werke und Glauben 260
10. Was Furcht Gottes sei 264
11. Liebe und Furcht Gottes 269
12. Unglaube 273
13. Christenglaube 278
14. Gewalt des Aberglaubens 283
15. Einfalt des Glaubens 283
16. Aufklärung. Erste Betrachtung 293
17. Aufklärung. Zweite Betrachtung 296
18. Der geistliche Stolz 301
19. Mit der Sünde tändeln 305
20. Eine Sünde der andern Mutter 309
21. In einer Tugend alle Tugend 313
22. Lauigkeit im Christenthum 318
23. Wie man zum Abfall der Religion verleitet 323
24. Ueber den Werth religiöser Feierlichkeiten im bürgerlichen und häuslichen Leben 327
25. Sünde und Unwissenheit 331
26. Die Stunde der Versuchung 335
27. Gottes Stimme an des Menschen Herz 339
28. Tiefe Reue, hoher Aufschwung 343
29. Falsche Rettung 347
30. Werth des Opfers 351
31. Vergebung der Sünden 355
32. Des Sünders Begnadigung vor Gott 360
33. Es ist nicht schwer, ein Christ zu sein 364
34. Das doppelte Gesetz in uns 368
35. Unüberlegte Gelübde 374
36. Feste Denkart und Wankelmuth 378
37. Beständigkeit des Christen 382
38. Vom Lesen der heiligen Schrift 388
39. Die Ewigkeit des göttlichen Wortes 391
40. Der Christ mit seinen Grundsätzen im Gedränge des gewöhnlichen Lebens. Erste Betrachtung 395
41. Der Christ mit seinen Grundsätzen im Gedränge des gewöhnlichen Lebens. Zweite Betrachtung 400
42. Ob unsere Tugend von Zeiten und Landessitten abhängig sei 403
43. Des Heuchlers Leben 407
44. Des Sünders Triumph 412

43. Selbstverstockung 416
46. Jesu letztes Abendmahl 421
47. Der Christ am Ostertage. Erste Osterbetrachtung 426
48. Weihe der Ostern. Zweite Osterbetrachtung 429
49. Der Sieg der christlichen Religion. Erste Pfingst-Betrachtung 434
50. Es ist Pflicht, Religion und Religiosität zu verbreiten. Zweite Pfingst-Betrachtung. 438

Dritter Theil.

1. Vom Anfang des Jahres 444
2. Der göttliche Name 448
3. Die Vorsehung 452
4. Gottes Walten 456
5. Unsere Abhängigkeit von Gott 459
6. Muth zur Tugend 464
7. Unterlassung des Guten 468
8. Richtige Beurtheilung unserer Gemüthsbewegungen 473
9. Schein und Wesen 477
10. Der Streit der Pflichten 481
11. Der Mensch und seine That 485
12. Der Kampf des Weisen mit seinem Schicksale 489
13. Der Mensch ein Schöpfer seines Schicksals 494
14. Die Gewissenhaftigkeit des Christen als Unterthan gegen Gesetz und Obrigkeit 498
15. Seelengröße 503
16. Weltklugheit und Christenweisheit 507
17. Der Werth des Lebens für die Menschen 512
18. Die Verirrungen guter Menschen in Beurtheilung des Lebens 516
19. Die Verleumdung 521
20. Der Schmerz, verkannt zu sein 526
21. Die Gefahren, Andere zu verkennen 531
22. Die Leidenschaften 535
23. Die Wohlthaten der Einsamkeit 540
24. Die Kunst, glücklich zu werden 544
25. Das Mißfallen am Gegenwärtigen 548
26. Stilles Glück 552
27. Die Gaben des Glücks 555
28. Das Urtheil der Welt 559
29. Vorurtheil für und wider Neues 564
30. Der Glaube an menschliche Tugend 569
31. Die Macht der Wahrheit 573
32. Die Welt dein Spiegel 578
33. Menschenrath, Gottesthat 581
34. Selbstkenntniß 585
35. Gleichmuth 589
36. Der Kummer um die Zukunft 593
37. Die Sorge um das irdische Eigenthum 598
38. Abnahme des häuslichen Wohlstandes 603
39. Vergangenes Leiden 606
40. Unverschuldetes Leiden 611
41. In der Gegenwart leben 615
42. Gefahren willkührlicher Träumereien 619
43. Selbstgefälligkeit 624
44. Der Christ in den Erholungsstunden 629
45. Der Tag der Sorgen 633
46. Von einigen gemeinen Fehlern im Verbessern unserer Vermögensumstände 638
47. Verschwiegenheit 643
48. Die Geschwätzigkeit 647
49. Empfindungen am Geburtstage 651
50. Am Schlusse des Jahres 655

Vierter Theil.

1. Empfindungen am Neujahrstage 660
2. Wer ist mein Nächster? 664
3. Pflicht, durch gutes Beispiel zu wirken 669
4. Ueber die Sucht der Menschen, Andere zu verkleinern 673
5. Anerkennung fremder Verdienste 678
6. Der Unverträgliche 683
7. Parteiischer Sinn im alltäglichen Leben 687
8. Der Fremdling 692
9. Besonnenheit im Reden 696
10. Der Eid 700
11. Gewissenhaftigkeit 704
12. Der Kuß des Verräthers 709
13. Von der Treue in Kleinigkeiten 713
14. Wiedererstattung 717
15. Unerkannte Quellen der Feindschaft 720
16. Gebrochene Freundschaft 725
17. Die Klippen der Freundschaft 730
18. Eigene Vorzüge und fremde 733
19. Die Feindschaft der Gottlosen erhebt den Edeln 738
20. Wie der Christ sein Recht vertheidigt 743
21. Die Rache 747
22. Der Sieg über Widersacher 751
23. Der Christ und seine Widersacher 755
24. Versöhnung 760
25. Für Andere leiden ist himmlische Wollust 764
26. Duldende Menschenliebe 769
27. Lerne den Geringern schätzen 773
28. Der Mißbrauch von den Schwächen Anderer 777
29. Der Neid 781
30. Menschliche Sorge 785
31. Der Luxus 790
32. Der Undank 794
33. Die Fehler der Wohlthäter 798
34. Geduld und Sanftmuth bezwingen alle Herzen 803
35. Der Spieler 806
36. Rechtmäßiges und unrechtmäßiges Eigenthum 810
37. Ehrfurcht vor fremdem Eigenthum 815
38. Was der Mensch werth ist 819
39. Die Blinden und die Taubstummen 823
40. Mit Weisheit Almosen geben 827
41. Der Selbstmörder; erste Betrachtung 832
42. Der Selbstmörder; zweite Betrachtung 836
43. Todtenerscheinungen und Ahnungen 841
44. Guter Name nach dem Tode 845
45. Von Weissagungen 850
46. Pflichten gegen die Todten 855
47. Der letzte Wille 859
48. Von den Pflichten gegen die Thiere 863
49. Bedenke das Ende 867
50. Am Schlusse des Jahres 872

Neue Verlagsbücher,

welche bei

Heinrich Remigius Sauerländer in Aarau

im Jahr 1824 erschienen,

und in allen Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz um die beigesetzten Preise zu haben sind.

Beiträge zur Thierheilkunde. Neue wohlfeile Ausgabe. gr. 8. geh. 1 thlr. 4 gr. oder 1 fl. 45 kr.

Brun, Fr. geb. Münter, Wahrheit aus Morgenträumen, und Ideas ästhetische Entwickelung. 8. geh. 1 thlr. 8 gr. oder 2 fl.

Den Freunden der verehrten Dichterin wird diese geistreiche Gabe eine erfreuliche Erscheinung sein, und wir dürfen sie als eine der vorzüglichsten unter den belletristischen Schriften in der neueren Literatur besonders dem schönen Geschlechte empfehlen, das einige Stunden der interessantesten Unterhaltung darin finden wird.

Erheiterungen, herausgegeben v. H. Zschokke. Vierzehnter Jahrg. 1824. 8. geh. 4 thlr. 20 gr. oder 8 fl. 15 kr.

Diese beliebte Zeitschrift wird mit fortdauerndem Beifall aufgenommen und ununterbrochen fortgesetzt werden. Die vollständige Sammlung vom ersten bis dreizehnten Jahrgang, von 1811 bis 1823, ist nun in einem bis Ende 1824 dauernden herabgesetzten Preise zu 39 thlr. oder 55 fl. netto durch alle Buchhandlungen noch zu haben.

Eben so ist auch die vollständige Sammlung von den **Ueberlieferungen zur Geschichte unserer Zeit**, gesammelt von H. Zschokke, in sieben Jahrgängen, von 1817 bis 1823, noch um den herabgesetzten Preis zu 18 thlr. 16 gr. oder 28 fl. netto im Buchhandel zu erhalten.

Goldmacherdorf, das, eine anmuthige Geschichte für das Volk. (Von H. Zschokke.) Vierte gegen den Nachdruck veranstaltete wohlfeilere Ausgabe. gr. 8. geh. 8 gr. oder 30 kr.

Der Werth dieser trefflichen Volksschrift ist längst anerkannt, und auch von Seiten der Nachdrucker nicht unbeachtet geblieben. Daher ist der Verleger bereit, bei Bestellungen auf ein oder mehrere Dutzend Exemplare einen möglichst billigen Partheipreis anzusetzen.

Henke, Dr. E., Oeffentliches Recht der schweizerischen Eidsgenossenschaft und der Kantone der Schweiz; nebst Grundzügen des allgemeinen Staatsrechts. gr. 8. 1 thlr. 20 gr. od. 2 fl. 45 kr.

Es ist dieses Werk in der Schweiz mit allgemeinem Beifall aufgenommen, auch bereits öffentlich einer strengen Kritik unterworfen, und im Ganzen äusserst günstig beurtheilt worden. Es ist mit Umsicht und Besonnenheit geschrieben, und in allen einzelnen Theilen sind die Angaben darin so genau und richtig, daß die auf diese Arbeit verwandte große Mühe unmöglich verkannt werden kann; es verdient daher dieses nützliche Werk auch überall den Lehrvorträgen über vaterländisches Recht auf höhern Lehranstalten zum Grunde gelegt zu werden.

Hirzel, C., neue praktische französische Grammatik, oder vollständiger Unterricht in der französischen Sprache. Dritte neu bearbeitete Ausgabe von C. v. Orell. gr. 8. 14 gr. oder 54 kr.

Diese dritte Auflage, welche eben die Presse verlassen, erscheint nun in einem höhern Grad von Vollkommenheit, und ist dadurch noch brauchbarer und empfehlenswerther geworden. Es ist dieses treffliche Lehrbuch auch bereits in den meisten Schulen der Schweiz, so wie in vielen Lehranstalten Deutschlands eingeführt, und mit verdientem Beifall aufgenommen worden. Korrektheit, sauberer Druck, starkes Papier und die Wohlfeilheit des Preises befördern auch in jeder Hinsicht die allgemeine Einführung desselben. Gerne wird der Verleger ein Exemplar unentgeldlich Jedem überlassen, welcher sich von dem Werth dieses guten Schulbuches vorher überzeugen, und die Einführung desselben befördern mag.

Auch befindet sich bereits unter der Presse ein **vollständiges Schulwörterbuch der französisch-deutschen und deutsch-französischen Sprachen**, das zunächst zum Gebrauch für Schüler, und gewissermaßen als zweiter Theil zu Hirzels Grammatik bestimmt ist. Es wird beiläufig 36 Bogen stark, und im gleichen Format wie die Grammatik gedruckt, und bis Ende dieses Jahres in meinem Verlag erscheinen. Der Preis desselben ist 20 gr. oder 1 fl. 30 kr., die Grammatik kostet 14 gr. oder 54 kr.; jeder

Schüler kann sich also beides zusammen um den äusserst wohlfeilen Preis von 1 thlr. 10 gr oder 2 fl. 24 kr. anschaffen. Auch können vorläufig Bestellungen darauf in jeder Buchhandlung, so wie direkt beim Verleger, H. R. Sauerländer in Aarau, gemacht werden.

Histoire de la nation suisse, par H. Zschokke. traduite de l'allemand par Ch. Monnard. gr. 8. broché. 1 thlr. 8 gr. oder 2 fl.

In kritischen französischen Journalen ist diese Uebersetzung ungemein günstig beurtheilt, und sie ist in der That auch mit besonderm Fleiße bearbeitet worden. In mehrern Schulen und Gymnasien wird dieses treffliche Werk auch bereits als ein Uebungsbuch zum Uebersetzen beim Unterricht in der französischen Sprache gebraucht, und dient auch häufig als ein schätzbares Prämienbuch für fleißige Schüler.

Ideale für alle Stände; oder Moral in Bildern. Neue wohlf. Ausgabe. gr. 8. 1 thlr. 8 gr. oder 2 fl.

Eine eigene Sittenlehre für jeden Stand war bisher noch ein unerfülltes Bedürfniß; damit sie das Herz ganz in Anspruch nehme, ward sie im gefälligen Gewand von Bildern gegeben. So findet ein jeder Stand seine Würdigung in diesem Werke, und gleichsam einen Spiegel, worin er sich beschauen soll. Dabei herrscht ein edler, guter und freisinniger Geist in allen Darstellungen, wodurch ächte Humanität unter allen Ständen verbreitet werden kann. Zur Erleichterung des Ankaufs wird es nun um einen wohlfeilern Preis erlassen.

Katholikon, oder: Für Alle unter jeder Form das Eine. gr. 8. 2 thlr. oder 3 fl.

Es läßt sich mit einiger Zuverlässigkeit voraussagen, daß dieses Buch wieder manche Gegner finden und von Vielen verkannt werden wird. Aber es wird auch für Viele eine Leuchte sein in der wieder beginnenden Finsterniß, die man heutigen Tages so geflissentlich hervorzubringen trachtet. Wir begnügen uns für jetzt, nur das Dasein dieses Werkes anzudeuten, und es wird ohne Zweifel seinen Kreis von Lesern finden, und nicht ohne Wirkung bleiben. Welt, Mensch, Gott, Religion, Abgötterei, Mosaismus, Christenthum, Glaube, Aberglaube, Duldung, Kirche u. s. w., das sind die wichtigen Gegenstände, über welche der sehr achtungswürdige Verfasser, dessen Name nicht genannt wird, in höchst geistvollen und freisinnigen Betrachtungen, mit ergreifender Beredsamkeit und Wärme, und überall belehrend, versöhnend, aber auch mit hohem Ernst und aus innerer Ueberzeugung, fest und kraftvoll sich ausspricht. Und eben darum wird es kein Buch für Alle sein.

Sammlung von Erfahrungen und Beobachtungen in der Medizin, Chirurgie und Pharmazie. 4 Theile. Neue wohlfeile Ausgabe. gr. 8. geh. 3 thlr. oder 4 fl. 30 kr.

Schweizerbote, der aufrichtige und wohlerfahrne; ein Volksblatt. Einundzwanzigster Jahrgang, 1824. gr. 4. 1 thlr. 16 gr. oder 2 fl. 45 kr.

Dieses in der Schweiz stets beliebte Volksblatt ist unter allen Ständen viel gelesen, und daher auch zu öffentlichen Bekanntmachungen jeder Art geeignet.

Stunden der Andacht. 8 Theile in zwei Bänden. gr. 8. Neunte ganz wohlfeile Ausgabe in Bibeldruckformat. Auf ordinärem Papier 2 thlr. 16 gr. oder 4 fl. Auf weißem Papier 3 thlr. 16 gr. oder 5 fl. 30 kr.

Von dieser wohlfeilsten Ausgabe ist nun der erste Band erschienen, welcher die vier ersten Theile enthält; der zweite Band, die folgenden vier Theile enthaltend, wird noch bis Ende dieses Jahres erscheinen; es wird dabei zugleich ein Ersparniß des Einbandes für sechs Bände bezweckt. Somit ist mein Vorhaben erfüllt, auch dem Unbemittelten ein Werk käuflich zu machen, das seinen hohen religiosen Werth unter allen Menschenklassen darthut; denn nun sind an die 50,000 Exemplare davon gedruckt worden, ungerechnet die verschiedenen Nachdrucker-Ausgaben. Aber solche Wohlfeilheit der Preise wurde ohne einen so beträchtlichen Absatz unmöglich gewesen sein. Ich bin darum auch im Voraus überzeugt, daß diese wohlfeilste Ausgabe, welche je erscheinen wird, allenthalben eine gute Aufnahme finden werde. Auch verlieren sich endlich nach und nach die unter katholischen Glaubensgenossen geflissentlich erregten großen Vorurtheile gegen dieses rein-evangelische Erbauungsbuch; ja man streitet sich jetzt sogar darum, daß es wahrhaft katholischen Ursprungs, und der Verfasser ein Katholik sein müsse. — Die Thoren, sie streiten immer noch, jetzt wie vormals, um Nebendinge, statt sich nur an das Beseligende und Erhebende zu halten, wie es in Jesu Christi Geist und Sinn rein und unverfälscht darin gelehret wird, und das nur allein diesem Werk solchen Eingang verlieh.

Es sind nun in allen Buchhandlungen von ganz Deutschland und der Schweiz, so wie auf den Hauptniederlagen des Verlegers, in Aarau, Frankfurt, Leipzig und Nürnberg, vorräthige Exemplare in guter Anzahl von dem ersten Bande dieser neunten Auflage zu haben, und man beliebe sich mit den Bestellungen an jede nahegelegene Buchhandlung zu wenden, welche auch den

zweiten Band seiner Zeit an die Käufer abliefern wird.

Zschokke, H., des Schweizerlands Geschichte für das Schweizervolk. Zweite verbesserte Auflage. gr. 8. Auf weißem Papier 1 thlr. 8 gr. oder 2 fl. Auf halbweißem Papier 22 gr. oder 1 fl. 20 kr. Auf ordin. Pap. in engerm Druck 12 gr. oder 45 kr.

Mancherlei Urtheile sind bereits über dieses Werk ergangen, das in der Schweiz eine so große Verbreitung in kurzer Zeit fand, daß nun diese zweite, mit aller Sorgfalt verbesserte Auflage veranstaltet ward. Wir wollen nun auch die Stimmen kompetenter Richter in deutschen kritischen Journalen über den Werth dieses Buches sammeln, wie folget:

„Diese Monographie ist eine wahre Bereicherung der historischen Literatur; denn, wie Großes und Treffliches auch Johannes von Müller in seiner Geschichte der Schweiz geleistet hat, so ist doch hierzu ein längeres und ausgebreiteteres Studium, als man es von der großen Masse des Volkes verlangen kann, nothwendig und erforderlich. Die Geschichte des Vaterlandes gehört eben so gut für den Geringsten aus dem Volke, als für den Höchsten und Gebildetsten; denn sie ist eine allgemein menschliche Sache, auf welche kein besonderer Stand ein besonderes Vorrecht hat und haben kann. Hr. Zschokke hat sich daher nicht bloß um das Volk seines Landes, sondern um Alle, die an dem Ringen und Kämpfen, an den mannichfaltigen Kraftäusserungen, aber auch an den Erniedrigungen und Verirrungen eines merkwürdigen Volkes lebhaften Antheil nehmen, durch die Herausgabe dieser Geschichten ein wahres und bleibendes Verdienst erworben. Denn hierdurch liegt nun das Leben dieses Volkes, so weit die Geschichte hinaufreicht, und bis auf den heutigen Tag, vor Jedermanns Augen, als ein Spiegel der Lehre, des Trostes und der Warnung. Denn das soll der große Gewinn sein, den wir von dem Studium der Geschichte davontragen, daß wir daraus das Walten des über die Menschenwelt herrschenden göttlichen Geistes erkennen, und wie kein Volk gedeihen und bestehen kann, wenn der Geist Gottes von ihm weicht, und das Reich des Teufels seinen furchtbaren Thron aufschlägt; wie ein Volk nur dann in sich fest und stark und unüberwindlich ist, wenn es in treuer Liebe und Freundschaft zusammenhält, und nicht vom elenden Golde sich blenden läßt, und nicht den Einflüsterungen des Neides, der Verführung u. s. w. sich hingibt. Das Alles lernt man besonders aus der Geschichte des Schweizerlandes. — Die Sprache und Darstellung des Verfassers ist bündig und präcis, begeistert und begeisternd, und oft sind es rechte Schlagworte, die zum Herzen treffen. Voll edeln Unmuthes erhebt sich der Verfasser besonders gegen alle Meutereien der Untreue und Zwietracht u. s. w., und überall tritt hervor die waltende Gerechtigkeit Gottes, und überall die herzlichsten und eindringlichsten Ermahnungen zur Eintracht und zur Freundschaft u. s. w."

Die Einführung in Schulen als Lehrbuch für die erwachsene Jugend ist bereits auch geschehen, und sonst überhaupt wird dieses Volksbuch in der Schweiz auf jegliche Weise verbreitet.

Zschokke, H., Bilder aus der Schweiz. 3 Theile. 12. geheftet. 3 thlr. oder 4 fl. 30 kr.

Diese niedliche Sammlung von Erzählungen, welche bereits in den Erheiterungen heftweis erschienen sind, glaubte der Verleger durch eine besondere Ausgabe auch dem größern Publikum widmen zu müssen, und die desfalls geäusserten Wünsche nicht unbeachtet zu lassen.

Der erste Theil enthält:

Der Flüchtling im Jura.

Der zweite und dritte Theil enthalten:

Der Freihof von Aarau.

Ein ungetheilter Beifall ward diesen trefflich gelungenen Darstellungen schon im engern Kreise von gebildeten Lesern gezollt, welche besonders den Freihof von Aarau zu den ausgezeichnetsten Geistesprodukten des allgemein geschätzten Verfassers rechnen. Es reiht sich Bild an Bild mannichfaltig, mit historischer Treue, voll interessanter Ereignisse, und mit Geist und Kraft wie von Meisterhand gezeichnet, und mit vieler Liebe für den Gegenstand vollendet. Die gebildete Lesewelt wird darin einen seltenen Genuß und zugleich eine interessante Belehrung finden. Man findet in allen Buchhandlungen noch Exemplare vorräthig, aber schon ist ein beträchtlicher Theil der Auflage abgesetzt.

Unterhaltungsblätter für Welt- und Menschenkunde. Erster Jahrgang 1824. gr. 4. 6 thlr. oder 9 fl.

Der Werth dieser gehaltreichen Blätter wird verdientermaßen anerkannt, und allenthalben werden sie mit Interesse und Beifall vorzugsweise gelesen. Um sich von ihrer eigentlichen Tendenz zu überzeugen, und sie nicht mit der Menge belletristischer Zeitschriften zu verwechseln, bittet man den ersten halben Jahrgang, welcher in den meisten Buchhandlungen vorräthig liegt, zur Durchsicht zu begehren, und die Reichhaltigkeit des Inhalts wird sich unverkennbar darthun. Geschichte, Politik, Reisen, Handel und Industrie, Staatswissenschaft, so wie die wichtigsten Erscheinungen in der französischen, italienischen, englischen, nordamerikanischen Literatur, sind die vor-

nehmsten Gegenstände, über welche diese Zeitschrift sich verbreitet, und interessante Mittheilungen enthält. — Es erscheinen davon wöchentlich anderthalb bis zwei Bogen, folglich wird der Jahrgang beiläufig neunzig bis hundert Bogen stark, und dafür ist der äußerst billige Preis von 9 fl. oder 6 thlr. oder 13 fr. 5 bz. für den ganzen Jahrgang festgesetzt. — Man abonnirt sich bei allen löbl. Postämtern und Buchhandlungen von ganz Deutschland und der Schweiz; es können jedoch keine Abonnements für einen halben Jahrgang angenommen werden. Für den künftigen Jahrgang 1825 bittet man die Bestellungen möglich frühzeitig einzusenden, da diese Zeitschrift einen ununterbrochenen Fortgang hat, und wo möglich noch größere Verbesserungen erhalten wird.

Kleine Schweizer-Bibliothek.

Die nachstehend verzeichneten Bücher aus meinem Verlag biete ich allen denjenigen Freunden der Schweizer-Literatur um einen billigen wohlfeilern Preis an, welche diese ganze Sammlung miteinander nehmen, und sich mit ihren deßfallsigen Aufträgen an mich wenden wollen.

Appenzeller, J. C., Auf Wiedersehen! oder ein Tag an der Linth. 8. 16 gr. oder 1 fl.

Fellenberg, Em. v., Darstellung des religiösen Bildungsganges der Erziehungsanstalten in Hofwyl. 8. 8 gr. oder 30 kr.

Goldmacherdorf, das, eine anmuthige Geschichte für das Volk. (Von H. Zschokke.) Vierte gegen den Nachdruck veranstaltete wohlfeilere Ausg. gr. 8. geh. 8 gr. oder 30 kr.

Handbuch des schweizerischen Staatsrechts; herausgegeben vom Hrn. Staatsrath Usteri. Zweite vermehrte Auflage. gr. 8. 2 thlr. 10 gr. oder 3 fl. 36 kr.

Henke, Dr. E., öffentliches Recht der schweizerischen Eidgenossenschaft und der Kantone der Schweiz; nebst Grundzügen des allgemeinen Staatsrechts. gr. 8. 1 thlr. 20 gr. oder 2 fl. 45 kr.

Histoire de la nation suisse par *H. Zschokke*, traduite de l'allemand, avec des changemens faits par l'auteur depuis la publication de l'ouvrage original, par *Ch. Monnard*, Professeur de littérature française à l'académie de Lausanne. gr. in-8. 1 thlr. 8 gr. oder 2 fl.

Jahrbücher, schweizerische, eine National-Zeitschrift von und für Schweizer. Erster Jahrgang 1823. 8. 5 thlr. oder 7 fl. 30 kr.

Kasthofer, K., Bemerkungen über die Wälder und Alpen des bernischen Hochgebirgs. Ein Beitrag zur Bestimmung der Vegetationsgrenze schweizerischer Holzarten, des Einflusses der Waldungen auf die Kultur des Hochgebirges, des Verhältnisses der Forstwirthschaft zur Landwirthschaft, und der Bedinge für Verbesserung der Alpenwirthschaft. Zweite vermehrte Auflage. gr. 8. 1 thlr. 4 gr. oder 4 fl. 48 kr.

— — Bemerkungen auf einer Alpenreise über den Susten, Gotthard, Bernardin, und über die Oberalp, Furka und Grimsel. Mit Erfahrungen über die Kultur der Alpen. gr. 8. 1 thlr. 4 gr. oder 2 fl. 24 kr.

Krüsi, H., bedeutende Augenblicke in der Entwickelung des Kindes, als Winke der Natur über den Zusammenhang des äussern und innern Lebens. 8. 10 gr. oder 36 kr.

Luh, M., geographisch-statistisches Handlexikon der Schweiz für Reisende und Geschäftsmänner, enthaltend eine vollständige Beschreibung aller Kantone, nebst einem Wegweiser durch die Eidsgenossenschaft. 2 Bände mit Nachträgen. 8. 3 thlr. oder 4 fl. 30 kr.

Meyer, J. R., Reise auf den Jungfrau-Gletscher und Ersteigung seines Gipfels im August 1811. gr. 8. 5 gr. oder 16 kr.

— — Reise auf die Eisberge des Kantons Bern, und Ersteigung ihrer höchsten Gipfel im Sommer 1812. Herausgegeben von H. Zschokke. Mit einer Karte. gr. 8. 18 gr. oder 1 fl. 20 kr.

Mezger, C., Briefe über den Werth religiöser Privatversammlungen, auf Veranlassung der neuesten religiösen Konventikel im Kanton Schafhausen. gr. 8. 20 gr. oder 1 fl. 15 kr.

Museum, schweizerisches. Jahrgang 1816. 6 Hefte. gr. 8. broschirt 5 thlr. 20 gr. oder 10 fl.

Pestalozzi, H., Wochenschrift für Menschenbildung. Vier Bände. gr. 8. 5 thlr. 8 gr. oder 9 fl. 46 kr.

Stalder, S. J., Versuch eines schweizerischen Idiotikons, mit etymologischen Bemerkungen. Sammt einer Skizze einer schweizerischen Dialektologie. Zwei Bände. gr. 8. 3 thlr. 13 gr. oder 6 fl. 15 kr.

— — schweizerische Dialektologie in Vergleichung mit andern ältern germanischen Dialekten. Sammt einer Uebersetzung der Parabel vom verlornen Sohne in allen möglichen Schweizermundarten. gr. 8. 2 thlr. 19 gr. oder 3 fl. 36 kr.

Zobler, J. G., Gotthold der wackere Seelsorger auf dem Lande. Seitenstück zum Goldmacherdorf. gr. 8.
1 thlr. 8 gr. oder 2 fl.

Zschokke, H., des Schweizerlands Geschichte für das Schweizervolk. Zweite verbesserte Aufl. gr. 8.
Auf weißem Pap. 1 thlr. 8 gr. oder 2 fl.
Auf halbweiß. Pap. 22 gr. oder 1 fl. 20 kr.
Auf ordinärem Papier in engerm Druck 12 gr. oder 45 kr.

— — Bilder aus der Schweiz. 3 Theile. 12. geheftet.
3 thlr. oder 4 fl. 30 kr.
Erster Theil: Der Flüchtling im Jura.
Zweiter Theil: Der Freihof von Aarau, 18 Bändchen.
Dritter Theil: Der Freihof von Aarau, 28 Bändchen.

Unstreitig ist diese interessante und schöne Sammlung, einzig aus Geistesprodukten von ausgezeichneten Schriftstellern des Vaterlandes bestehend, und wichtige und nützliche Gegenstände desselben abhandelnd, in jeder Bibliothek gebildeter Schweizer werth angenommen zu werden. Da aber Aelteres und Neueres sich zusammen findet, so ist es billig, die Anschaffung der ganzen Sammlung jedem Liebhaber möglichst zu erleichtern. Im Ladenpreis wird solche beiläufig auf 20 Bbthlr. oder 80 Fr. zu stehen kommen. Ich will jedoch während den nächsten drei Monaten bis Ende dieses Jahres denjenigen Literaturfreunden, welche diese ganze Sammlung vollständig zu besitzen wünschen, solche um einen Netto-Preis von 10 Bbthlr. oder 40 Fr. erlassen, mit dem Ersuchen, die Bestellungen unmittelbar an mich einzusenden. Man kann diese ganze Sammlung auch durch andere Schweizer-Buchhandlungen beziehen, jedoch mit einiger Erhöhung des Netto-Preises von 10 auf 12 Bbthlr. oder 48 Fr. Es ist dabei noch ausdrücklich zu bemerken, daß einzelne Werke aus obiger Sammlung nur im Ladenpreis mit dem gewöhnlichen Rabat gelassen werden, und daß obiger Netto-Preis nur überhaupt für die vollständige Sammlung zu verstehen ist.

Romane, Erzählungen, Gedichte, Schauspiele und Unterhaltungsschriften,

welche im Verlage von H. R. Sauerländer in Aarau erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben sind.

Belisar. Aus dem Französischen der Frau von Genlis. Begleitet von einer biographischen Skizze des Feldherrn, von Heinrich Zschokke. 8.
1 thlr. 4 gr. oder 2 fl.

Bronner, F. X., der erste Krieg. In sechszig metrischen Dichtungen. Zwei Bände. Mit Kupfern. gr. 8.
3 thlr. 8 gr. oder 5 fl. 30 kr.

Bruchstücke aus den Ruinen meines Lebens; von H*****. 8. brosch.
1 thlr. 8 gr. oder 2 fl.

Brun, Fr., geb Münter, Wahrheit aus Morgenträumen, und Ideas ästhetische Entwicklung. 8.
1 thlr. 8 gr. oder 2 fl.

Erheiterungen. Eine Monatsschrift für gebildete Leser; herausgegeben von H. Zschokke und seinen Freunden. 1811 bis 1823, dreizehn Jahrgänge vollständig genommen, werden im herabgesetzten Preise für 39 thlr. oder 55 fl. erlassen. Einzelne Jahrgänge aber kosten im Ladenpreise 4 thlr. 20 gr. oder 8 fl. 15 kr.

Hebel, J. P., Allemannische Gedichte. Für Freunde ländlicher Natur und Sitten. Fünfte vollständige Original-Ausgabe. Mit Kupfern. 12. broch.
Auf Velinpapier 2 thlr. 16 gr. oder 4 fl.
Auf weiß. Druckpap. 1 thlr. 8 gr. oder 2 fl. 30 kr.

— — Neue gegen den Nachdruck veranstaltete wohlfeilere Ausgabe. 12. broch.
12 gr. oder 45 kr.

Heigels dramatische Bagatellen. 8.
1 thlr. oder 1 fl. 30 kr.

Kruse, L., Erzählungen. — Der Traum, zum Theil aus Kriminalakten. — Scharlachroth; eine Skizze. 8.
1 thlr. 8 gr. oder 2 fl.

Pfister, M. v., Eugenia von Nordenstern. Zwei Theile mit Kupfern von M. Eßlinger gestochen. 8. Auf Schreibpapier 3 thlr. 8 gr. oder 5 fl.

Sammlung spanischer Romanzen aus der frühern Zeit. 8. 10 gr. oder 36 kr.

Soden, J. Graf v., Theater. Zwei Bände. Mit dem Bildnisse des Verfassers, gestochen von Lips. gr. 8.
4 thlr. 15 gr. oder 7 fl. 24 kr.

— — Emmi oder die zerbrochenen Eier. 8. 16 gr. oder 1 fl.

Starklof, L. v., die Prinzessinnen. Zwei Theile. Wohlfeilere Original-Ausgabe. 8. 2 thlr. oder 3 fl.

Tasso, Torquato, Rime, scelte e rivedute da *Lucio Hold*. II Vol. 8. (Mit dem Bildnisse Tasso's, gestochen von H. Lips.)
3 thlr. oder 5 fl. 24 kr.
Schöne Ausgabe. Velinpapier
4 thlr. oder 7 fl. 12 kr.

Unterhaltungsblätter für Welt- und Menschenkunde. Erster Jahrgang 1824. gr. 4. 6 thlr. oder 9 fl.

Vogel, W., kleine dramatische Spiele für stehende Bühnen und Privattheater. 8. 1 thlr. 6 gr. oder 2 fl.

—— Unterhaltungsstunden für Gebildete. Eine Sammlung kleiner Romane, Erzählungen, Anekdoten, Karakterzüge und witziger Einfälle 12. 1 thlr. 6 gr. oder 2 fl.

Zschokke, H., Bilder aus der Schweiz. 3 Theile. 12. geheftet 3 thlr. oder 4 fl 30 kr.

Der erste Theil enthält:
Der Flüchtling im Jura.
Der zweite und dritte Theil enthalten:
Der Freihof von Aarau.

Jugend- und Erziehungsschriften, Lehrbücher.

Andachtsbuch für die erwachsene Jugend bei ihrem Eintritt in die Welt. Mit dem Bildnisse Jesu Christi 8. 1 thlr. 1 fl. 30 kr.

Fellenberg, Em. v., Darstellung des religiösen Bildungsganges der Erziehungsanstalten in Hofwyl. 8. 8 gr. oder 30 kr.

Ferdinand Dulder, oder die Macht des Glaubens und der Liebe; ein Lesebuch für Kinder. 8. 16 gr. oder 1 fl.

Geschenk für fleißige Mädchen, oder Anleitung in allen Arten von Strickereiarbeiten. Mit illuminirten Strickmustern. 8. 1 thlr. 16 gr. od. 2 fl. 30 kr.

— Dasselbe ohne Strickmuster 1 thlr. oder 1 fl. 30 kr

Glatz, J., kleines Erzählungsbuch für fleißige Knaben und Mädchen, welche sich in der deutschen, wie in der französischen Sprache üben, und sich angenehm und lehrreich beschäftigen wollen. Mit der französischen Uebersetzung zur Seite, von Abbé Libert. Auf Schweizerpapier mit 5 Kupfern gebunden. 8. 1 thlr. 6 gr. oder 2 fl. 12 kr.

Großmama, die, in der Wochenstube. Guter Rath für angehende Mütter über die erste Kinderpflege 8. broch. 1 thlr. 8 gr. oder 2 fl.

Hirzel, C., neue praktische französische Grammatik, oder vollständiger Unterricht in der französischen Sprache. Dritte neu bearbeitete Ausgabe von C. von Orell. gr. 8. 14 gr. od. 54 kr.

Krüsi, H., bedeutende Augenblicke in der Entwickelung des Kindes, als Winke der Natur über den Zusammenhang des äussern und innern Lebens. 8. 10 gr. oder 36 kr.

Peter, oder die Folgen der Unwissenheit; eine Geschichte für Kinder 8. 16 gr. oder 1 fl.

Schulwörterbuch, vollständiges, der französisch-deutschen und deutsch-französischen Sprache. Zum Gebrauch für Schüler und zu Hirzels französischer Grammatik bestimmt. 2 Theile. gr. 8.

Soden, F. Graf von, die Staats-Nationalbildung. gr. 8. 1 thlr. 8 gr. oder 2 fl.

Wagner, System des Unterrichts, oder Encyclopädie und Methodologie des gesammten Schulunterrichts. gr. 8. 2 thlr. oder 3 fl.

Zschokke, H., Umriß von der Verbreitung des gegenseitigen Unterrichts in den Volksschulen der fünf Welttheile. gr. 4. 7 gr. oder 24 kr.

Theologie, Moral, Erbauungsbücher.

Andachtsbuch einer christlichen Familie zur häuslichen Gottesverehrung und Erweckung eines frommen Sinnes. Vier Bände. Mit dem Bilde Jesu Christi. 8. 4 thlr. oder 6 fl.

Christ, der, und die Ewigkeit Ein Andachtsbuch zur Beruhigung im Leiden, und zur Beförderung im Glauben an Unsterblichkeit und Wiedersehen. Mit dem Bildnisse Jesu Christi. 8. 1 thlr. oder 1 fl. 30 kr.

Christ, der, vor Gott. Ermunterungen zur Tugend und Gottseligkeit Erster und zweiter Jahrgang. Neue unveränderte Ausgabe. gr. 8. 4 thlr. oder 6 fl.

Glatz, J., Trostbuch für Leidende. Zweite Auflage gr. 8. 1 thlr. 16 gr. oder 2 fl. 45 kr.

Glatz, J., Beispiele von Leidenden und Unglücklichen. Ein Buch für redliche Dulder und theilnehmende Menschenfreunde. Zweite Auflage. gr. 8. 1 thlr. 16 gr. oder 2 fl. 45 kr.

Gott in der Natur. Ein Andachtsbuch in Betrachtungen der Werke des Schöpfers. Mit dem Bildnisse Jesu Christi. 8. 1 thlr. oder 1 fl. 30 kr.

Hemmann, D., Predigten, gehalten vor einer Landgemeinde. gr. 8. 16 gr. oder 1 fl.

Hierarchie, die, und ihre Bundesgenossen in Frankreich. Beitrag zur neuern Kirchengeschichte gr. 8. 2 thlr. oder 3 fl.

Ideale für alle Stände, oder Moral in Bildern. Neue wohlfeile Ausgabe gr. 8. 1 thlr. 8 gr. oder 2 fl

Katholiken, oder: Für Alle unter jeder Form das Eine gr. 8. 2 thlr. oder 3 fl

Kirchenverbesserung, die, im neunzehnten Jahrhundert, nach Llorente projet d'une constitution religieuse frei bearbeitet. gr. 8 22 gr. oder 1 fl. 24 kr

Mezger, J C, Briefe über den Werth religiöser Privatversammlungen, auf Veranlassung der neuesten religiösen Konventikel im Kanton Schafhausen. gr. 8. 20 gr. oder 1 fl 15 kr

— — einige Vorlesungen über religiöse Schwärmerei. 8. 8 gr. oder 30 kr.

Niederer, Dr J., das Begeisternde des Rufes Gottes an die Vertheidiger des schweizerischen Vaterlandes. Eine Feldpredigt über Jesaias 49, 8. brosch. 8. 6 gr. oder 24 kr.

Reich, das, Jesu auf Erden. Ein Andachtsbuch in Betrachtungen über die Schicksale unserer Religion seit ihrer Stiftung bis zu unsern Zeiten. Mit dem Bilde Jesu Christi. 8. 1 thlr. oder 1 fl. 30 kr.

Seel, H., die Geheimnisse Mithra's während der vor- und urchristlichen Zeit, historisch, kritisch und exegetisch dargestellt, für Philosophen, Bibelfreunde und Historiker. Mit 24 Abbildungen der seltensten Denkmäyler Mithra's. gr. 8. 3 thlr. 16 gr. 5 fl. 30 kr.

Stolz, Dr. J. J., Ulrich von Hutten gegen Desiderius Erasmus, und Desiderius Erasmus gegen Ulrich von Hutten. Zwei Streitschriften aus dem sechszehnten Jahrhundert. Aus dem Lateinischen übersetzt mit historischen Notizen. gr. 8. 1 thlr. 6 gr. oder 2 fl.

Stunden der Andacht. 8 Theile in zwei Bänden gr. 8. Neunte ganz wohlfeile Ausgabe in Bibeldruckformat. Auf ordinärem Papier 2 thlr. 16 gr. oder 4 fl. Auf weißem Papier 3 thlr. 16 gr. oder 5 fl. 30 kr.

Tobler, J. G., Gotthold der wackere Seelsorger auf dem Lande Seitenstück zum Goldmacherdorf. gr. 8. 1 thlr. 8 gr. oder 2 fl.

Zschokke, H., von den geistlichen Angelegenheiten des Zeitalters. 4. 5 gr. oder 20 kr.

— — Darstellung gegenwärtiger Ausbreitung des Christenthums auf dem Erdball. gr. 4. 1 thlr. oder 1 fl. 30 kr.

Geschichte, Politik, Staatswissenschaft.

Gallerie der neuen Chamäleone, oder Leben, Thaten und Meinungen aller Personen, die in der französischen Revolution seit dem 14. Juli 1789 bis zum Ende des Jahres 1815 eine Rolle gespielt haben. Aus dem Französischen. 8. 1 thlr. 3 gr. oder 1 fl. 48 kr.

Handbuch des schweizerischen Staatsrechts; herausgegeben vom Hrn. Staatsrath Usteri. Zweite vermehrte Auflage. gr. 8. 2 thlr. 10 gr. oder 3 fl. 36 kr.

Heldmann, Fr., die drei ältesten geschichtlichen Denkmale der deutschen Freimaurerbrüderschaft, sammt Grundzügen zu einer allgemeinen Geschichte der Freimaurerei. gr. 8. 3 thlr. 16 gr. oder 5 fl. 30 kr.

Henke, Dr. E., öffentliches Recht der schweizerischen Eidgenossenschaft und der Kantone der Schweiz; nebst Grundzügen des allgemeinen Staatsrechts. gr. 8. 1 thlr. 20 gr. oder 2 fl. 45 kr

Histoire de la nation suisse, par *H. Zschokke*. traduite de l'allemand par *Ch. Monnard* gr. 8. broché 1 thlr. 8 gr. oder 2 fl.

Hofmann, G. F., Beiträge zur Kulturgeschichte Neapels. In Erzählungen der Schicksale der Erziehungs- und Bildungsanstalt desselben. gr. 8. 1 thlr. 20 gr. oder 2 fl. 45 kr.

Kortüm, Fr., Kaiser Friedrich der Erste mit seinen Freunden und Feinden; ein geschichtlicher Versuch. gr. 8. 1 thlr. 4 gr. oder 1 fl. 48 kr.

Sieye's, Em, politische Schriften vollständig gesammelt. Aus dem Französischen. Zwei Bände. Mit dem Bildnisse Em. Sieye's, gestochen von H. Lips. gr. 8. Leipzig. 3 thlr oder 5 fl. 24 kr.

Soden, F. Graf v., die Staats-National-Wirthschaft. Versuch über die Gesetze zur Leitung und Beförderung der National-Produktion, der Landwirthschaft, der Gewerbe und des Handels. gr. 8. 1 thlr. 16 gr. oder 3 fl.

— — die Staatspolizei. Nach den Grundsätzen der National-Oekonomie. gr. 8. 1 thlr. 3 gr. oder 1 fl. 48 kr.

Zschokke, H., Miszellen für die neueste Welttunde. Jahrgang 1809 bis 1813. gr. 8. Jeder Jahrgang à 1 thlr. 12 gr. oder 2 fl. 45 kr.

— — der Krieg Napoleons gegen den Aufstand der spanischen und portugiesischen Völker. Erster Theil. gr. 8. 1 thlr. 6 gr. oder 2 fl.

— — Ueberlieferungen zur Geschichte unserer Zeit Erster bis siebenter Jahrgang. gr. 8. 1817 bis 1823. 18 thlr. 16 gr. oder 28 fl.

— — vom Geist des deutschen Volks im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts. 8. 1 thlr. oder 1 fl. 30 kr.

Zschokke, H., Geschichten des baierischen Volkes und seiner Fürsten. 4 Bde. Zweite verbesserte Ausgabe. gr. 8.
9 thlr. 6 gr. oder 14 fl. 30 kr.

— — Desselben Werkes wohlfeilere Ausgabe ohne Noten in vier Bänden. gr. 8.
6 thlr. oder 9 fl.

— — des Schweizerlands Geschichte für das Schweizervolk. Zweite verbesserte Auflage. gr. 8.
Auf weißem Papier 1 thlr. 8 gr. oder 2 fl.
Auf halbweiß. Pap. 22 gr. oder 1 fl. 20 kr.
Auf ordinärem Papier in engerm Druck 12 gr. oder 45 kr.

Zschokke, die Wirren des Jahrhunderts und des Jahres. gr. 4. 14 gr. od. 54 kr.

Medizin und Thierheilkunde.

Beiträge zur Thierheilkunde. Neue wohlfeile Ausgabe. gr. 8. geh.
1 thlr. 4 gr. oder 1 fl. 45 kr.

Candolle, A. P. de, Versuch über die Arzneikräfte der Pflanzen, verglichen mit den äussern Formen und der natürlichen Klasseneintheilung derselben. Nach der zweiten französischen Ausgabe übersetzt und mit Zusätzen begleitet von Professor Dr. K. F. Perleb. gr. 8. 2 thlr. oder 3 fl.

Engelhard, Dr. J. F., die Lungensucht in ihren verschiedenen Formen und Zeiträumen, mit Wahrnehmungen. gr. 8. 1 thlr. 8 gr. oder 2 fl.

Essermann, Dr., Leben- und Gesundheitserhaltungskunde, oder Regeln für Jedermann, dem das Leben und die Gesundheit lieb ist. 8. 14 gr. oder 1 fl.

Sammlung von Erfahrungen und Beobachtungen in der Medizin, Chirurgie und Pharmazie. 4 Theile. Neue wohlfeile Ausgabe. gr. 8. geh.
3 thlr. oder 4 fl. 30 kr.

Schaffroth, Dr. J. A. G., die Grundzüge seiner Lehrvorträge über spezielle Pathologie und Therapie, Systematik der Nosologie und über die Klinik. gr. 8. 1 thlr. 8 gr. oder 2 fl.

Schiferli, v., Handbuch der Entbindungskunst. Zweite verbesserte Ausgabe. 8. 1 thlr. oder 1 fl. 30 kr.

Troxler, Dr., Blicke in das Wesen des Menschen. gr. 8.
1 thlr. 8 gr. oder 2 fl. 15 kr.

Vermischte Schriften.

Chaptal, J. A., die Kunst, Baumwolle ächt türkisch-roth zu färben. Aus dem Französischen. gr. 8.
10 gr. oder 45 kr.

Evers, E. A., Denkschrift auf Vater Joh. Rudolf Meyer, Bürger von Aarau. gr. 8. Schreibpapier 12 gr. oder 48 kr. Druckpapier 9 gr. oder 36 kr.

Fellenberg, Em. v., landwirthschaftliche Blätter von Hofwyl. Fünf Hefte. Mit 28 Kupfertafeln. 8.
5 thlr. 14 gr. oder 9 fl. 26 kr.

Fischer, J. C., Tagebuch einer im Jahr 1814 gemachten Reise über Paris nach London und einigen Fabrikstädten Englands, vorzüglich in technologischer Hinsicht. 8. 1 thlr. oder 1 fl. 40 kr.

Rückerinnerungen aus Spanien; mit dem Bildnisse des Friedensfürsten. 8. brosch. 1 thlr. oder 1 fl. 30 kr.

Rumpf, S., die Bienenhaushaltung und Bienenpflege nach eigenen vieljährigen Erfahrungen. Nebst einem Nachtrag von Erfahrungen über die Bienenzucht von J. Nepstein. Mit Zeichnungen auf Steindruck. gr. 8.
10 gr. oder 36 kr.

Seckendorf, G. Freiherr v., genannt Patrick Peale, Vorlesungen über die bildende Kunst des Alterthums und der neuern Zeit. Mit sechs Kupfern. gr. 8.
1 thlr. 12 gr. oder 2 fl. 24 kr.

Strauß, J., Beiträge zur Bestimmung unzugänglicher Distanzen und Höhen durch Hilfe eines Winkelinstruments. 12. geh. 24 kr. oder 7 gr.

Viard, Alexander, der kaiserliche Koch, oder neues französisches Kochbuch für alle Stände. Nach der zweiten Originalausgabe aus dem Französischen übersetzt. Mit einem Kupfer. 8.
1 thlr. oder 1 fl. 48 kr.

Bei beträchtlichen Bestellungen aus obigen Fächern werde ich auch einen verhältnißmäßigen Rabat nachlassen.

H. R. Sauerländer.

Heinrich Zschokke's

ausgewählte

sämmtliche Schriften.

Wohlfeile Ausgabe in Taschenformat, wie Schillers, Klopstocks und Wielands Werke.

In vier und zwanzig Bänden.

Aarau 1825,

im Verlag bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Den Freunden deutscher Literatur wird eine zum erstenmal veranstaltete Sammlung der seit dreißig Jahren zerstreut erschienenen Schriften und einzelnen Werke von H. Zschokke, wohl keine unwillkommene Erscheinung seyn. Derselbe wird eine sorgfältige Ausgabe des Bessern treffen, und die letzte Feile anwenden, da wo es nöthig befunden wird. Eine Skizze seiner Lebensgeschichte will er nun selbst entwerfen, und im ersten Bande mittheilen, da seit Kurzem zwei verschiedene nicht ganz zuverlässige Umrisse davon erschienen sind.

Die ganze Sammlung soll in zwei Hauptabtheilungen, jede von 12 Bänden, im beliebten Taschenformat, erscheinen, um sich an die seither veranstalteten ähnlichen Ausgaben von Schillers, Klopstocks und Wielands Schriften anzureihen.

Die erste Abtheilung wird die verschiedenen historischen, philosophischen und politischen Schriften, so wie jene zur Belehrung und Bildung des Volkes u. s. w. enthalten, jedoch nur mit strenger Auswahl dessen, was für Gegenwart und Zukunft von einigem bleibenden Werth ist.

In diese historische Sammlung, welche wohl 12 Bände ausmachen wird, sollen für dermalen die erst vor wenigen Jahren erschienenen neuen Auflagen von der baierischen Geschichte und die von Graubündten nicht aufgenommen, sondern späterhin auf Verlangen als Supplementbände nachgeliefert werden, damit das Werk für jetzt nicht allzu bändereich, und die Anschaffung dadurch erschwert und kostspielig gemacht werde.

Die zweite Abtheilung wird eine ausgewählte Sammlung der interessantern belletristischen Schriften umfassen, und die seither zerstreut erschienenen gelungenern Erzählungen und Gedichte ebenfalls in 12 Bänden enthalten.

Eine Hauptsache bei solchen Taschenausgaben ist aber insbesondere die Wohlfeilheit der Preise, und diese kann nur durch eine beträchtliche Anzahl von Subscribenten bewirkt werden.

Daher wird von Seiten des Verlegers hiemit ein Subscriptions-Termin für drei Monate, vom 1 Oktober bis 31 Dezember 1824, für sehr entfernte Gegenden bis Ostern 1825, eröffnet, in der schmeichelhaften Erwartung, daß das verehrte literarische Publikum dieses Unternehmen begünstigen werde, da sonst zu so wohlfeilen Preisen die Ausführung desselben unmöglich würde.

Jeder Band, im Format und Druck wie Schillers Werke, soll 24 bis 25 Bogen stark, und jeder Band im äusserst wohlfeilen Preise von 30 kr. oder 7 gr. erlassen werden.

Die ganze Sammlung von 24 Bänden auf sauberm halbweißen Papier kömmt demnach auf 12 fl. rheinisch oder 7 thlr. zu stehen. — Da aber auch eine Ausgabe auf schönem weißen Schweizer-Druckpapier von manchen Freunden gewünscht werden wird, so kann man auch auf eine solche gute Ausgabe subscribiren, welche zu 16 fl. rheinisch oder 9 thlr. 8 gr. erlassen, sehr empfehlenswerth werden soll.

Nach Verfluß des Subscriptions-Termins bis Ende dieses Jahres werden dann die Preise nach Ostern erhöht, und keine Subscription weiter angenommen. Es ist billig, daß auch nur den Subscribenten solche Wohlfeilheit angeboten werde.

Die ersten zwei bis drei Bände sollen in nächster Oster- oder Jubilatemesse 1825 erscheinen, und die sämmtlichen 24 Bände bis Ende 1825 vollendet sein, indem sechs bis acht Pressen ununterbrochen darin arbeiten werden.

Damit aber auch die Anschaffung dieser schönen Sammlung möglichst erleichtert werde, so wird für jetzt keine Pränumeration oder Vorausbezahlung verlangt, sondern man bittet nur die Subscription an eine zunächst gelegene Buchhandlung beförderlichst einzusenden, um den anberaumten Termin nicht zu versäumen.

Die Zahlung geschieht dann zur Hälfte mit 6 fl. oder 3 thlr. 12 gr. für die Ausgabe auf halbweißem, und mit 8 fl. oder 4 thlr. 16 gr. auf ganz weißem Papier zur Oster- oder Jubilatemesse 1825, und die andere Hälfte zur Herbst- oder Michaelimesse 1825, an diejenige Buchhandlung, bei welcher man subscribirt hat.

Es werden sämmtliche Buchhandlungen in Deutschland und in der Schweiz Subscription zu diesen festgesetzten Preisen annehmen, und der Verleger wird für einen saubern Druck und für gutes, schönes Papier besorgt, und sich die würdige Ausstattung der ganzen Sammlung besonders angelegen sein lassen; das wohlgetroffene Bildniß des Hrn. Verfassers, durch einen geschickten Künstler verfertigt, wird jeder Ausgabe beigefügt.

Das Gelingen des Unternehmens, zu solchen billigen und wohlfeilen Preisen, wird jedoch einzig von der Theilnahme der verehrten Literaturfreunde abhängen, denen es hiemit freundlichst empfohlen ist.

Ein Geschichtschreiber, der seit dreißig Jahren seine ausgezeichnete Laufbahn verfolgt, und in jeder Epoche seinen Zeitgenossen mit Unbefangenheit und Wahrheitssinn die erfolgten Ereignisse darstellt; auch was sonst in Stunden der Muse Heiteres und Erfreuliches aus Geist und Genie sich ihm entfaltete, dessen sämmtliche Schriften werden immer auch von seinen Zeitgenossen mit Liebe aufbewahrt, mit Achtung anerkannt werden.

Aarau, den 1 Oktober 1824.

H. R. Sauerländer.

La Sagesse Humaine ou le Portrait d'un honnête Homme.

I Rendés au créateur ce que l'on doit lui rendre:
Réfléchissés avant que de rien entreprendre;
Point de société qu'avec d'honnêtes gens;
Et ne vous enflés point de vos heureux talents.

II Conformés vous toujours aux sentiments des autres,
Cédés honnêtement, si l'on combat les vôtres,
Donnés attention à tout ce qu'on vous dit;
Et n'affectés jamais de montrer trop d'esprit.

III N'entretenés personne au delà de sa sphère.
Et dans tous vos discours tâchés d'être sincère.
Tenés votre parole inviolablement
Et ne promettés point inconsidérément.

IV Sojés officieux, complaisant, doux, affable.
Et pour tous les humains d'un abord favorable,
Sans être familier, agés en aisé.
Ne décidés de rien, sans l'avoir bien pesé.

V Aimés sans intérêt, pardonnés sans foiblesse.
Choisissés vos amis avec délicatesse:
Cultivés avec soin l'amitié d'un chacun
Et l'égard des procés, n'en entretenés aucun.

VI Ne vous informez point des affaires des autres
Sans affectation taisez-vous sur les vôtres.
Prêtez de bonne grace, avec désagrement.
S'il faut récompenser, faites-le noblement.

VII En quelque heureux état que vous puissiez paroître
Que ce soit sans excès et sans vous méconnoître,
Compatissez toujours aux disgraces d'autrui,
Supportez les défauts, vivez bien avec lui,

VIII Surmontez les chagrins où l'esprit s'abandonne
Et ne les faites pas retomber sur personne.
Où la discorde règne apportez la paix.
Et ne vous vengez point, que la force de bienfaits

IX Reprenez sans aigreur, louez sans flatterie,
Parlez paisiblement, entendez raillerie.
Estimez un chacun dans sa profession;
Et ne critiquez rien par ostentation.

X Ne reprochez jamais les plaisirs que vous faites
Mais mettez-les au rang des affaires secrètes.
Prévenez les besoins d'un ami malheureux:
Sans prodigalité montrez-vous généreux.

XI Modérez les transports d'une bile naissante
Et ne parlez qu'en bien de la personne absente.
Fuyez l'ingratitude, et vivez sobrement.
Jouez pour le plaisir, et perdez noblement

BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
3 1197 21774 9396

XII Parlés peu, pensés bien, et n'offensés personne:
Faites toujours grand cas de ce que l'on vs donne.
Ne tyrannisés point le pauvre débiteur;
Montrés-vous en tout temps pour lui de bonne humeur.

XIII Fuyés toute ignorance ainsi que la paresse,
Et ne vous l'aissés point surprendre par l'ivresse.
Mais lorsque vous prendrés quelque délassement
Que ce soit [illegible] ment.

XIV Au bon [illegible] oint d'envie;
Et ne dioul [illegible] fie.
Ne vous van [illegible] ret.
Et vous ser [illegible] rfait.

Date Due
All library items are subject to recall at any time.
NOV 07 2013
NOV 02 2013
Brigham Young University